



für

modernes Leben.



II. Jahrgang

1891.

S. Fischer, Verlag
Berlin W.

Inhaltsverzeichnis
zum zweiten Jahrgang der „Freien Bühne".

Naturwissenschaft.

Religion und moderne Ethik.

Zur Schulfrage.

Zur Frauenfrage.

Zur sozialen Frage.

Theater.

Satirische Plaudereien und Reisebriefe.

Aus Kunst und Leben.

Dramen.

Romane und Novellen.



Heft 1. Berlin, den 7. Januar 1891. II. Jahrgang.

Körperliche Arbeit als Lösung des sozialen Problems.

Von **Graf Leo Tolstoi.**

So sehr wir Reichen auch unser verkehrtes Leben mit Hülfe unserer Wissenschaft und unserer Kunst unterstützen, so wird es doch mit jedem Jahre schwächlicher, kränklicher und qualvoller; mit jedem Jahre vermehrt sich die Zahl der Selbstmorde und der Verzichtleistungen auf das Kindergebären; mit jedem Jahre fühlen wir deutlicher die wachsende Langeweile unseres Lebens, und mit jeder Generation werden die Menschen unserer Gesellschaftsschicht schwächer und schwächer. Es liegt auf der Hand, daß auf diesem Wege der Vermehrung der Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens, auf dem Wege der Heilmethoden aller Art, der künstlichen Vorrichtungen zur Verbesserung des Gesichts, des Gehörs, des Appetits, der Athmung, der künstlichen Zähne und Haare, der Massagekuren u. s. w. die Rettung nicht liegen kann. Die Thatsache, daß diejenigen Menschen, welche sich dieser Vervollkommnungsmittel nicht bedienen, stärker und gesünder sind, ist so feststehend und so allgemein bekannt, daß in den Zeitungsreklamen „Magenpulver für reiche Leute" empfohlen werden, in deren Anpreisung es heißt, daß nur die armen Leute die richtige Ernährungsweise hätten, während die Lebensweise der Reichen verschiedener Hilfsmittel, unter anderem auch jener Pulver, benöthige. Eine wirkliche Abhilfe aber läßt sich durch keine Belustigungen, keine Bequemlichkeiten und keine Pulver erzielen; sie läßt sich nur erzielen durch eine A e n d e r u n g der L e b e n s w e i s e.

Auch unser Gewissen erhebt laute Anklage gegen unsere Lebensweise. So sehr wir uns auch bemühen, den Verrath, den wir an der Sache der Menschheit begangen

leben, zu rechtfertigen, so zerfallen doch alle unsere Rechtfertigungsgründe in Staub vor der Handgreiflichkeit der Thatsachen: rings um uns sterben Menschen infolge schwerer, die Kräfte übersteigender Arbeit und harter Entbehrungen, und wir verschwenden die Arbeit anderer Menschen, verschwenden, was ihnen die nothwendige Nahrung und Kleidung geben könnte, einzig darum, weil wir Zerstreuung und Abwechslung in unserem langweiligen Leben brauchen. Und darum vermag das Gewissen des Menschen unserer Gesellschaftskreise, wenn er auch nur noch einen Rest davon besitzt, nicht einzuschlafen und verleidet ihm den Genuß aller jener Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten, welche uns unsere in Arbeit und Elend leidenden Brüder verschaffen. Wie sehr man sich auch bemühen mag, diese mahnende Stimme zu beschwichtigen — dem Menschen, der überhaupt Gewissen besitzt, wird das niemals gelingen.

Zwei Beweggründe zeigen den Leuten der reichen Klassen die Nothwendigkeit einer Aenderung ihrer Lebensweise: die Forderung ihres persönlichen Wohls und des Wohls ihrer Angehörigen, das auf dem bisherigen Wege nicht zu erreichen ist, und die Forderung der Beschwichtigung jener Stimme des Gewissens, die bei der gegenwärtigen Lebensweise sich nicht zum Schweigen bringen läßt. Diese beiden Beweggründe müssen die Angehörigen der reichen Klassen einer Lebensänderung zuführen, die sowohl ihrem persönlichen Wohl dient, als auch ihr Gewissen zur Ruhe bringt.

Nur eine Lebensänderung giebt es, welche diesen Forderungen zu genügen vermag: sich loszusagen von aller Täuschung und allem Betruge, und Buße zu thun, und die Arbeit nicht als einen Fluch, sondern als eine freudige Angelegenheit des Lebens zu betrachten.

Aber was hat es auf sich, wenn ich zehn, acht oder fünf Stunden täglich körperliche Arbeit verrichte — eine Arbeit, welche tausend Tagelöhner, wenn ich sie bezahle, für mich mit Vergnügen verrichten? So höre ich sagen.

Was das auf sich hat? Wohlan denn: zunächst wirst du ohne allen Zweifel heiterer, gesunder, frischer und besser sein, und du wirst wirkliches Leben kennen lernen, dem du bisher aus dem Wege gegangen bist, oder das man vor dir verborgen hat. Zweitens aber, wenn du ein Gewissen besitzest, wird nicht nur dieses Gewissen nicht leiden, wie es jetzt leidet, wenn du die Arbeit der Menschen siehst, deren Bedeutung wir gewöhnlich, infolge unserer Unkenntniß, entweder übertreiben oder unterschätzen, sondern du wirst vielmehr beständig das freudige Bewußtsein davon haben, daß du mit jedem Tage mehr und mehr die Forderungen deines Gewissens erfüllst und dich von jenem schrecklichen, bosheiterfüllten Leben befreist, welches dir nicht gestattete, den Menschen Gutes zu thun; du wirst die Freudigkeit eines freien Lebens empfinden, welches dir gestattet, Gutes zu thun, wirst dir ein Fenster, einen Ausblick öffnen in den Bereich einer sittlichen Welt, die dir bisher verborgen war.

Aber es wäre doch lächerlich, heißt es gewöhnlich, daß wir Menschen der höheren Kreise, die wir uns mit all den tiefsinnigen philosophischen, wissenschaftlichen, politischen, künstlerischen, kirchlichen und gesellschaftlichen Fragen abgeben — daß wir Minister, Senatoren, Akademiker, Professoren und Künstler, deren Zeit von den Menschen für so überaus kostbar gehalten wird, diese selbe kostbare Zeit — ja, wozu denn verwenden? Zum Putzen unserer Stiefel, zum Waschen unserer Hemden, zum Graben des Feldes, zum Kartoffelsetzen, zum Füttern unserer Hühner und Kühe u. s. w. — zu Beschäftigungen also, die nicht nur unser Hausknecht und unsere Köchin, sondern Tausende von Menschen, welche unsere Zeit zu schätzen wissen, für uns mit Freuden verrichten. Weshalb aber kleiden wir uns selbst an, weshalb waschen und kämmen wir uns, reichen wir unseren Damen und Gästen Stühle, öffnen und schließen wir die Thüren, helfen wir einander in die Equipagen — weshalb verrichten wir diese und hundert ähnliche Dinge, welche früher unsere Sklaven für uns verrichtet haben? Weil wir der Ansicht sind, daß das so sein müsse, daß es einfach unsere Pflicht und Schuldigkeit ist. Ganz ebenso liegt die Sache mit der körperlichen Arbeit. Es ist Pflicht und

Schuldigkeit des Menschen, Arme und Beine zu den Zwecken zu gebrauchen, zu denen sie ihm gegeben sind, und die Nahrung, welche er zu sich nimmt, zur Arbeit zu verwenden, die wiederum Nahrung hervorbringt. Er darf diese Gliedmaßen nicht verkümmern lassen und nicht meinen, daß seine Hände nur dazu da sind, um gewaschen und mit der Nagelbürste behandelt zu werden, und um vermittelst derselben Speisen, Getränke, Cigaretten nach dem Munde zu führen.

Diese Bedeutung hat die Beschäftigung mit körperlicher Arbeit für einen jeden Menschen in jeder Gesellschaft; in unserer Gesellschaft jedoch, in welcher die Abweichung von dem natürlichen Gesetz für ganze große Menschenkreise zu einem wahren Unglück geworden ist, erhält die Beschäftigung mit körperlicher Arbeit noch eine zweite Bedeutung — die Bedeutung eines Bekenntnisses und einer Thätigkeit, welche das Unheil und Elend beseitigt, das die Menschheit bedroht. Die Behauptung, daß für einen gebildeten Menschen die Beschäftigung mit körperlicher Arbeit werthlos und nichtig sei, hat den gleichen Sinn, wie jene andere Behauptung, daß es beim Bau eines Tempels gleichgültig sei, ob ein Stein in dem Gemäuer ganz genau an dem Orte sei, an den er gehört. Gerade die erhabensten Dinge zeichnen sich durch Unscheinbarkeit, Einfachheit und Anspruchslosigkeit aus: bei Blitz und Donner kann man weder pflügen noch bauen, weder Vieh hüten noch selbst denken. Die wahrhaft großen Angelegenheiten der Menschen tragen stets den Stempel des Schlichten, Bescheidenen an sich. Und eine solche große, erhabene Angelegenheit, die uns beschäftigt, ist die Lösung jener furchtbaren Widersprüche, in denen wir leben. Die Lösung dieser Widersprüche nun liegt ganz allein in jenen unscheinbaren, kleinlich und lächerlich scheinenden Verrichtungen: in der Selbstbedienung und der körperlichen Arbeit, die wir reichen Leute zur Befriedigung unserer eigenen und, wenn möglich, auch fremder Bedürfnisse zu verrichten haben, und die uns als absolute Nothwendigkeit erscheinen muß, sofern wir das ganze Unglück, die Unsittlichkeit und Gefährlichkeit der Lage, in der wir uns befinden, richtig erfassen.

Was wird nun daraus folgen, daß ich und vielleicht noch ein oder zwei Dutzend Menschen die körperliche Arbeit nicht mißachten und sie als für ihr Glück und ihre Gewissensruhe unerläßlich nothwendig erachten werden?

Zunächst wird daraus folgen, daß diese ein oder zwei Dutzend Menschen, ohne mit irgend jemandem in Conflict zu gerathen, ohne obrigkeitliche oder revolutionäre Gewaltthat, ganz für sich jene furchtbare Frage zur Lösung bringen werden, die alle Welt beunruhigt und den Zwiespalt unter die Menschen bringt, und zwar in einer Weise lösen werden, daß ihr Leben sich besser gestalten, ihr Gewissen sich beruhigen wird, und sie nichts mehr fürchten werden. Es wird daraus folgen, daß auch andere Menschen erkennen, daß das Heil, welches sie überall suchen, in ihrer nächsten Nähe zu finden ist, daß die unlösbar scheinenden Widersprüche zwischen dem eigenen Gewissen und der bestehenden Weltordnung auf die allerleichteste und angenehmste Weise zu lösen sind, und daß wir, statt die Menschen, welche uns umgeben, zu fürchten, ihnen vielmehr nahetreten und sie lieben müssen.

Der Kern der Frage liegt in dem Umstand, daß die Menschen von heute einem falschen Eigenthumsbegriff huldigen. Da schafft sich einer eine vermeintliche eigene Bibliothek, eine eigene Gemäldegallerie, eigene Wohnung und Kleidung an und erwirbt eigenes Geld, für das er alles haben kann, was er braucht, und endet schließlich damit, daß er, indem er sich mit diesem vermeintlichen Eigenthum als einem wirklichen beschäftigt, vollkommen das Bewußtsein davon verliert, was thatsächlich sein wahres Eigenthum ist, mit dem er sich wirklich beschäftigen kann, das ihm wahrhaft dienstbar ist und stets in seiner Macht bleibt, während jenes Anderen niemals sein Eigenthum sein kann, wie er auch immer es benennen, und soviel er auch sich damit beschäftigen mag.

Die Worte unserer Sprache haben immer einen klaren Sinn, solange wir ihnen nicht mit Absicht einen falschen unterlegen.

*

Was bedeutet denn nun das Wort Eigenthum?

Eigenthum bedeutet dasjenige, was mir ganz allein und ausschließlich gehört, womit ich zu jeder Zeit alles vornehmen kann, was ich will, was niemand mir nehmen kann, was bis an mein Lebensende mein bleibt, und was ich vor allem benutzen, vervollkommnen und verbessern soll. Ein solches Eigenthum ist für jeden Menschen lediglich — er selbst.

Was wird also daraus folgen, daß ein Dutzend Menschen den Acker pflügen, Holz spalten und Stiefel machen werden, nicht aus Zwang, sondern weil sie davon überzeugt sind, daß der Mensch arbeiten müsse, und daß, je mehr er arbeitet, ihm desto wohler zu Muthe sein wird? Es wird daraus folgen, daß dieses Dutzend Menschen, oder doch wenigstens ein einziger Mensch, durch Gesinnung und That den übrigen zeigen wird, daß jenes furchtbare Uebel, welches ihre Leiden verursacht, nicht eine Fügung des Schicksals, nicht der Wille Gottes oder irgend eine historische Nothwendigkeit ist, sondern vielmehr ein Aberglaube, und zwar durchaus kein eingewurzelter und gefährlicher, sondern vielmehr ein hinfälliger und schwächlicher Aberglaube, den man nur wie den Aberglauben an irgend ein Götzenbild von sich abzuwerfen braucht, um sogleich von ihm frei zu sein und ihn wie ein dünnes Spinngewebe zu zerreißen. Die Menschen, welche arbeiten werden, um das freudige Gesetz ihres Lebens, das Gesetz der Arbeit zu erfüllen, werden alsbald von dem Aberglauben des persönlichen Eigenthums frei sein.

Wenn das Leben des Menschen mit Arbeit angefüllt ist und er den Genuß der Erholung kennt, dann bedarf er keiner Zimmer und Möbel und keiner mannigfachen, feinen Kleider, er bedarf weniger theurer Speisen, bedarf keiner Fortbewegungs- und Zerstreuungsmittel. Die Hauptsache aber ist, daß der Mensch, welcher die Arbeit als die Aufgabe und die Lust seines Lebens betrachtet, keine Erleichterung seiner Arbeit suchen wird, die ihm etwa die Arbeit anderer zu gewähren vermag. Der Mensch, welcher das Leben als Arbeit auffaßt, wird sich zum Ziel setzen, sein Leben nach Maßgabe der Kenntnisse, der Geschicklichkeit und Ausdauer, welche er erlangt, immer mehr und mehr mit Arbeit auszufüllen. Für einen solchen Menschen, der den wahren Sinn seines Lebens in der Arbeit, nicht aber in den Erzeugnissen der Arbeit und dem durch dieselben ermöglichten Eigenthumserwerb findet, kann es sich nicht um die zur Verrichtung der Arbeit nothwendigen Werkzeuge handeln. Obschon er stets diejenigen Arbeitswerkzeuge auswählen wird, welche die Production am meisten fördern, wird er doch dieselbe Befriedigung durch Arbeit und Erholung empfinden, wenn er sich auch der allerunproductivsten Arbeitsmittel bedient. Hat er einen Dampfpflug, so wird er mit diesem pflügen, hat er keinen, so wird er den gewöhnlichen Ackerpflug oder den Hakenpflug gebrauchen, oder mit dem Grabscheit arbeiten, in jedem Falle aber wird er seinen Endzweck erreichen, nämlich sein Leben mit einer für die Menschen nützlichen Arbeit zubringen und durch dieselbe volle Befriedigung erlangen. Und das Leben eines solchen Menschen wird sowohl nach den äußeren Umständen als auch nach seinem inneren Gemüthszustand glücklicher sein, als das Leben desjenigen, der das Ziel seines Daseins in der Erwerbung von Eigenthum sucht. In äußerer Hinsicht wird ein solcher Mensch niemals Noth leiden, denn die Menschen, welche seine Arbeitslust sehen, werden stets darauf bedacht sein, in ähnlicher Weise, wie sie die Wasserkraft zum Treiben der Mühlen benutzen, auch seine Arbeit möglichst productiv zu machen, und sie werden seine materielle Existenz sicherstellen, was sie bei denjenigen, die nach Eigenthum streben, nicht thun. Die Sicherung der materiellen Existenz aber ist alles, dessen der Mensch bedarf. In innerer Hinsicht wiederum wird ein solcher Mensch stets glücklicher sein als derjenige, welcher nach Eigenthum strebt, weil der letztere das, was sein Ziel ist, niemals erreicht, jener dagegen im Verhältniß seiner Kräfte es immer erreicht.

Das also wird daraus folgen, daß ein paar Sonderlinge und Narren den Acker

pflügen, Stiefel machen und ähnliche Arbeit verrichten werden, statt Cigarretten zu rauchen, Karten zu spielen und von Haus zu Haus zu fahren, um während der acht oder zehn Tagesstunden, die ein vernünftiger Mensch zur Arbeit verwendet, sich ihre Langeweile zu vertreiben. Es wird daraus folgen, daß diese Narren mit der That beweisen werden, daß jenes vermeintliche Eigenthum, um dessentwillen die Menschen so viel leiden und sich selbst und andere quälen, für das menschliche Glück durchaus nicht nothwendig, sondern vielmehr lästig ist und lediglich auf einer abergläubischen Vorstellung beruht, daß in Wirklichkeit nur der Kopf, die Arme und die Beine des Menschen sein wahres Eigenthum sind, und daß er, wenn er wirklich dieses sein wahres Eigenthum mit Vortheil und Lust ausnutzen will, die falsche Vorstellung von einem Eigenthum außerhalb seines Körpers, auf das die Menschen ihre beste Lebenskraft verwenden, aus seinem Gedankenkreise verbannen muß. Es wird daraus folgen, daß jene Narren den Beweis führen, daß der Mensch nur dann, wenn er aufhört, an sein vermeintliches „Eigenthum“ zu glauben, sein wirkliches Eigenthum, seine geistigen und körperlichen Fähigkeiten, so zu bearbeiten vermag, daß sie ihm hundertfältige Frucht gewähren und ein Glück geben, von dem wir keine Vorstellung haben. Nur dann wird der Mensch jenes nützliche, starke, gute Wesen sein, das, wohin es auch geworfen wird, stets auf die Füße zu stehen kommt, das zu allen Zeiten und an allen Orten einem jeden ein Bruder, einem jeden verständlich, unentbehrlich und theuer sein wird. Und wenn nun die Menschen auf jenen einen oder jenes Dutzend Narren schauen, werden sie begreifen, was sie selbst zu thun haben, um den grausigen Knoten aufzulösen, in dem sie infolge ihres aberwitzigen Glaubens an das Eigenthum festsitzen, und um endlich aus ihrer unseligen Lage herauszukommen, in der sie alle mit einander in gleicher Tonart ächzen und stöhnen, ohne einen Ausweg aus derselben zu finden.

Was aber vermag ein einzelner Mensch inmitten der großen Masse von Menschen, die mit ihm nicht übereinstimmen? Es giebt wohl kaum ein zweites Urtheil, welches augenscheinlicher als dieses diejenigen Lügen straft, welche es gebrauchen. Ich sehe, wie die Schiffsknechte eine Barke stromaufwärts ziehen; sollte sich wirklich unter den Schiffsknechten ein so thörichter finden, der sich weigerte, sein Tau zu ziehen, da er allein nicht im Stande ist, die Barke gegen die Strömung zu ziehen? Wer neben den Bedingungen seines thierischen Lebens, neben der Nahrungsaufnahme und dem Schlaf noch irgend eine höhere, menschliche Pflicht anerkennt, weiß sehr wohl, worin diese Pflicht besteht, wie dies zum Beispiel der Schiffsknecht weiß, der sein Tau richtig zieht. Er weiß sehr gut, daß er nur das Tau zu ziehen und in gegebener Richtung vorwärts zu schreiten hat. Nur dann, wenn er sein Tau von sich geworfen hat, wird er in Verlegenheit sein, was er zu thun hat und sich keinen Rath wissen. Und was bei den Schiffsknechten und bei allen Menschen, die an einem gemeinsamen Werke schaffen, der Fall ist, das ist auch bei dem Werke der gesammten Menschheit der Fall: keiner darf sein Tau wegwerfen, sondern hat es nach der ihm vom Schiffsherrn gewiesenen Richtung zu ziehen.

Und dazu allein ist dem Menschen die Vernunft gegeben, daß diese Richtung stets dieselbe sei. Und diese Richtung ist so unzweifelhaft und handgreiflich in dem gesammten Leben der uns umgebenden Menschen und in dem Gewissen jedes Menschen und in allen Aeußerungen menschlicher Weisheit gegeben, daß nur derjenige, welcher nicht arbeiten will, sagen kann, er sehe dieselbe nicht.

Was also wird die Folge sein? Daß ein oder zwei Menschen anfassen und ziehen; und ein Dritter wird es sehen und sich ihnen anschließen, und so werden sich nach und nach die Besten hinzugesellen, bis das Werk in Gang kommt und geht, als ob es durch sich selbst die Menschen anzöge und zur Theilnahme herbeiriefe, welche noch nicht einmal begreifen, was mit ihnen geschieht und weshalb es geschieht. Zuerst werden sich zu der Zahl jener Menschen, welche bewußt an der Erfüllung des gött-

lichen Gesetzes arbeiten, diejenigen hinzugesellen, welche nur halbbewußt, halbgläubig dasselbe bekennen; dann wird jene noch größere Anzahl derjenigen sich anschließen, welche nur im Vertrauen auf die Andern, auf Treue und Glauben mitgehen, und endlich wird die große Masse der Menschen nachfolgen, und es wird zur Thatsache geworden sein, daß die Menschen aufhören, sich selbst zu Grunde zu richten, und das Glück wird bei ihnen eingekehrt sein.

Das wird dann geschehen — und zwar sehr bald — wenn die Angehörigen unserer Gesellschaftskreise und nach ihnen auch die ganze große Menge nicht mehr der Meinung sein werden, daß es eine Schande ist, in rohgegerbten Stiefeln Besuche zu machen, keine Schande dagegen, in Ueberschuhen an einem Barfüßigen vorüber zu gehen; daß es eine Schande ist, nicht Französisch zu können oder die letzte litterarische Neuigkeit nicht zu kennen, keine Schande dagegen, Brot zu essen, ohne daß man weiß, wie der Sauerteig angemacht wird; daß es eine Schande ist, kein Oberhemd und keine sauberen Kleider zu besitzen, keine Schande dagegen, in sauberer Kleidung einherzugehen und damit seinen Müßiggang zu beweisen; daß es eine Schande ist, schmutzige Hände zu haben, keine Schande dagegen, keine Schwielen an den Händen zu haben.

Alles das wird dann geschehen, wenn die öffentliche Meinung es verlangen wird. Die öffentliche Meinung aber wird es dann verlangen, wenn aus der Vorstellung der Menschen diejenigen Vorurtheile geschwunden sein werden, welche ihnen die Wahrheit verhüllen. Es haben sich in letzter Zeit, soweit ich persönlich zurückdenken kann, schon größere Umwandlungen in dieser Richtung vollzogen. Und diese Umwandlungen haben sich nur darum vollzogen, weil die öffentliche Meinung eine Umwandlung erfahren hatte. Ich erinnere mich noch, daß es seiner Zeit für reiche Leute als unanständig galt, wenn sie nicht mit vier Pferden und zwei Lakaien ausfuhren, daß es als unanständig galt, wenn jemand keinen Diener oder keine Kammerjungfer zum Ankleiden, Waschen, Frisiren u. s. w. hatte — während es heutzutage keinem Menschen einfällt, jemandem aus solchen Dingen einen Vorwurf zu machen. Alle diese Umwandlungen hat die öffentliche Meinung bewirkt. Sind sie nicht sichtbar genug, diese Umwandlungen, welche sich gegenwärtig in der öffentlichen Meinung vorbereiten? Es bedurfte vor fünfundzwanzig Jahren nur der Vernichtung jenes Vorurtheils, welches die Leibeigenschaft rechtfertigte, und sogleich hat sich die öffentliche Meinung darüber, was lobenswerth und was tadelnswerth ist, verändert, und damit hat sich auch unser Leben verändert. Es bedarf nur der Vernichtung des Vorurtheils, welches die Beherrschung der Menschen durch das Geld rechtfertigt, und sogleich wird sich die öffentliche Meinung darüber, was lobenswerth und was tadelnswerth ist, verändern, und damit wird auch unser Leben sich verändern. Und die Vernichtung dieses Vorurtheils bezüglich der Macht des Goldes sowie die Umwandlung der öffentlichen Meinung über diesen Gegenstand hat bereits große Fortschritte gemacht. Dieses Vorurtheil beginnt bereits durchsichtig zu werden und vermag kaum noch die Wahrheit zu verhüllen. Man braucht nur aufmerksam hinzusehen, um deutlich und klar die Veränderung der öffentlichen Meinung zu erkennen, welche in diesem Punkte bereits vor sich gegangen ist, wenn sie uns auch noch nicht voll zum Bewußtsein gekommen ist. Der halbwegs gebildete Mensch unserer Zeit braucht sich nur in die Konsequenzen dessen, was er seine Weltanschauung nennt, einigermaßen zu vertiefen, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß der Maßstab von Gut und Schlecht, von Löblich und Tadelnswerth, den er nach dem Gesetze der Trägheit im praktischen Leben verwendet, seiner gesammten Weltanschauung schnurstracks widerspricht.

Der Mensch unserer Zeit braucht sich nur auf einen Moment von seinem den Gesetzen der Trägheit unterworfenen thatsächlichen Leben loszureißen, um einen Seitenblick auf dasselbe zu werfen und es einer Beurtheilung vom Standpunkte seiner Weltanschauung zu unterziehen, und er wird erschrecken über das Urtheil, welches er über sein eigenes Leben wird fällen müssen. Nehmen wir beispielsweise einen jungen

Menschen — in jungen Leuten ist die Lebensenergie stärker und die Selbsterkenntniß nebelhafter — einen jungen Menschen also der reichen Klassen, welcher Richtung auch immer er angehören mag. Jeder junge Mann von gutem Gemüth hält es für tadelnswerth, einem Greise, einem Kinde, einer Frau nicht hilfreich beizustehen; er hält es für tadelnswerth, bei einem gemeinsamen Unternehmen das Leben oder die Gesundheit eines anderen Menschen in Gefahr zu bringen, selbst aber der Gefahr aus dem Wege zu gehen; er hält es für tadelnswerth und roh, das zu thun, was nach dem Berichte der Reisenden die Kirgisen zur Zeit eines Sturmes thun, daß sie nämlich ihre Weiber hinausjagen, damit sie die Pfosten des Zeltes gegen den Sturm unterstützen, während sie selbst beim Kumys im Zelte bleiben; er hält es für tadelnswerth, daß man einen schwachen Menschen für sich arbeiten lasse, daß ein Starker zur Zeit der Gefahr, auf einem brennenden Schiffe zum Beispiel, die Schwachen zur Seite stoße, um sich selbst in das rettende Boot zu flüchten u. s. w. u. s. w. Alle diese Dinge halten unsere jungen Leute für tadelnswerth, und sie würden, in gewissen hervorstehenden Ausnahmefällen ganz gewiß nicht so handeln, im gewöhnlichen Leben aber kommen ganz ebensolche und noch weit schlimmere Dinge vor, deren klare Erkenntniß sich ihnen nur in Folge der herrschenden Vorurtheile entzieht, und die sie selbst unaufhörlich begehen.

Die Festsetzung der Lebensauffassung ist eine Sache der öffentlichen Meinung. Diese aber arbeitet in unserem Zeitalter sehr schnell an der Zerstörung unserer Vorurtheile und der Umwandelung unserer Ansichten.

Es würde uns freuen, wenn der eine oder andere unserer Leser zur Diskussion über diese jedenfalls höchst eigenartigen Ausführungen Tolstois das Wort ergreifen würde, sei es nun im bejahenden oder im verneinenden Sinne. Das Problem, das Tolstoi aufwirft, dürfte noch bedeutsamer sein als das der „Kreutzersonate“. Er selbst hat es in Praxis umgewandelt. Aber es fragt sich, in wie weit die Theorie recht hat. Wir stellen der Debatte gern den nöthigen Raum zur Verfügung. D. Red.

Das Ende der Religion.

Ein Bekenntniß.

Von Heinrich Hart.

Ueber Wald und Haide brütet das große Schweigen. Himmel und Erde rinnen ineinander, zwei uferlose Meere von Licht und Glut. Das ganze unbegrenzte Ringsum ist nur ein einziges zartes Getön, ein einziges zitterndes Gefärb; das Ohr vernimmt keinen einzelnen Laut, das Auge empfindet nichts Körperhaftes mehr. Da überkommt es den Sonnenglanztrunkenen, als ob er von aller Schwere losgelöst sei, als ob alles Irdische in ihm und unter ihm vergehe, versinke. Er erliegt der Bezauberung des großen Pan. Und in winterlich klarer Sternennacht und in den Augenblicken künstlerischer Schaffensbrunst und in den Stunden ernster Thatbegeisterung, — immer wieder das gleiche Gefühl, so erhaben über allen anderen Empfindungen. Sie alle sind behaftet mit Erdenstaub und Sinnlichkeit, jene Bezauberung, jene Brunst, jene Begeisterung kann nichts mit ihnen gemein haben, sie muß etwas Unsinnliches, Ueberirdisches, etwas Göttliches sein. So denkst und urtheilst Du, traumfroher Schwärmer. Und Du erkennst nicht, daß Du die beklagenswertheste aller Verruchtheiten begehst, daß Du die eigene Mutter beschimpfst, verläumdest, verleugnest. Die Erde ist Deine Mutter. Und da ist nichts so hohes in Dir an Empfindung

und Sehnen, an Wollen und Können, von ihr hast Du es empfangen. Sie hat Dich gezeugt, nicht einen einzelnen Theil von Dir, nein, Dein ganzes Selbst, Aeußeres und Inneres, Leib und Seele. Und was Leib und Seele an Nahrung in sich aufnehmen, es ist Erde und nichts als Erde. Und all Deine Gefühle und Gedanken, all Dein Sinnen und Thun ist Erde, Erde. Sie, die Dich gezeugt, durchwandelt freilich nicht allein das All, unzählige Fasern verknüpfen sie mit den übrigen Theilen der raumerfüllenden Welt, aber diese Welt ist Fleisch von ihrem Fleisch, Geist von ihrem Geist, sie ist mehr als Erde, doch nichts von ihr Verschiedenes. Und ob Du alle Höhen des Alls erklimmst, in alle Tiefe niedersteigst, immer berührst Du Weltirdisches, nirgendwo ist ein Platz für Ueberirdisches, Uebersinnliches, Unendliches, Ungreifbares. Diese Ueber- und Un- sind sämmtlich nur Wahngebilde Deines Hochmuths, Deiner Thorheit und Unklarheit. Was Du göttlich nennst, es ist irdisch wie Du selbst, aus Dir entspringt es, in Dir ruht es. Aber was Dein Stolz, Dein Jauchzen sein sollte, daß alles Irdische zum Göttlichen emporwachsen kann, daß es nicht von außen her in die Welt gepflanzt zu werden braucht, Du hast es Dir zu einer Schande, zur Pein gemacht. Du bist Thier gewesen und wirst einst Gott sein, das heißt, Du wirst alle Dinge erkennen, jeden Puls des Weltalls mitfühlen, alles mitleben, mitthun, mitschaffen, alles lieben; diese köstlichste aller Gewißheiten, warum hast Du sie in Dir erstickt, um eine Ungewißheit dafür einzutauschen, die so erniedrigend für Dich ist und so unsagbar halt- und grundlos?

* * *

Unklarheit ist die Mutter aller Religion. Weil wir alle Erkenntniß, die von der Menschheit durch lange, nimmer aufhörende, rastlose Arbeit Schritt für Schritt gewonnen werden muß, gleich für jedes Individuum auf einmal begehren, weil wir die höchste der Empfindungen, göttliches Sein, gleich im Beginn der Entwicklung für das gegenwärtige Ich in uns ersehnen, deshalb klammern wir uns an den Strohhalm, den die Religion uns entgegenstreckt. Als die ersten christlichen Missionare zu den Schotten kamen, schickte das wilde Bergvolk, das die Grenze hütete, Abgesandte an die Mönche, um diese über ihre Absichten zu befragen. „Wir wollen Euch lehren, erwiederten die Christen, daß Eure Götter Gebilde des Wahns sind und daß ein einiger Gott Himmel und Erde geschaffen hat.“ „Und wir, entgegneten die Schotten, sind nur dann Willens, Eure Lehre zu hören, wenn Ihr uns über zwei Fragen Aufschluß geben könnt: woher sind wir gekommen und wohin werden wir gehen?“ Eine Antwort haben sie von den Missionaren erhalten, für ihren alten Glauben empfingen sie einen neuen. Aber der Glaube schlägt nur das Fragen todt, er führt die Lösung des Räthsels nicht um eine Spanne weiter. Die wahre Antwort wird dereinst die Erkenntniß geben, und wer sie inzwischen durch einen Glaubenssatz sich zu ersetzen meint, der ist eben so thöricht wie ein Forscher, der heute schon von dem Leben auf dem Sirius ein Bild entwirft, weil er nicht warten mag, bis die Wissenschaft ihre Fühler so weit ausstreckt. Aber die Religion beruht nicht nur auf einer Unklarheit des Erkenntnistriebes, auf metaphysischer Ueberstürzungssucht, sondern auch auf einer Unklarheit des Empfindens. Sobald der Mensch das Unfaßbare, das ihn umgiebt, zu Geistern und Göttern personifizirt hat, erwacht in ihm der Drang, diesen Gebildeten seiner Furcht und seiner Neigung Verehrung zu erweisen, sie durch Opfer zu versöhnen, sich in der Ekstase mit ihnen zu vereinigen. Was aber thut er in Wirklichkeit? Er verehrt seine eigenen Ideale, er beruhigt das eigene geängstete Gewissen, er verzückt sich an den eigenen Lustempfindungen. Wie alle Selbstbelügung, zerstört auch diese unbewußte das Beste in uns, den Trieb zur ständigen inneren Fortentwicklung; wir glauben schon zu haben, was wir noch erringen sollen.

* * *

Religion und Kultur sind zwei unversöhnbare Feinde. Wo eine von beiden Mächten herrscht, in Wahrheit herrscht, muß die andere zu Grunde gehen. Menschen,

in denen der religiöse Sinn alle anderen überwucherte, haben sich denn auch niemals über diese Thatsache getäuscht. Der zweite Nachfolger Mohameds, Kalif Omar, dessen Religiosität die seines Meisters weit übertraf, ließ durch Ibn Aaß Amru die letzten Reste der alexandrinischen Bibliothek vernichten, denn in den Offenbarungen des Propheten ist alles enthalten, was das Heil der Menschen ausmacht, und außer ihnen ist kein Heil. Und diese Zerstörung war eine wahrhaft religiöse That. Daß sie es war, das hat der größte religiöse Denker der Neuzeit, Sören Kierkegaard, begriffen, als er niederschrieb: Das Christenthum ist das ewig Absurde, ist Versagung der Welt und Verachtung alles Weltlichen Er schloß daraus, daß alle Kultur — Sittlichkeit, Kunst, Wissenschaft — ein Phantom und nur der lebendige Glaube das Wirkliche, Nothwendige, Wesentliche des Daseins sei. Seien wir offen und wahrhaftig wie er. Und schließen wir aus seinen eigenen Prämissen das Gegentheil. Hie Kultur, hie Religion.

* * *

Die bestehenden Religionen führen ihren Namen mit Unrecht. Sie bilden ein Gemenge von Ethik und wenig Religion. Dies Verhältniß zeigen schon die mosaischen zehn Gebote. Dem Göttlichen sind ihrer zwei gewidmet und die anderen handeln von den Pflichten der Menschen gegeneinander. Aber das Wenige von Religion ist der Explosionsstoff, der in allen Religonen eingeschlossen ruht; ungefährlich, so lange die Kultur stark ist und ihn wie mit einer mächtigen Decke umhüllt. Aber ehe dieser Explosionsstoff nicht ganz ins Nichts sich auflöst, droht ständig die Gefahr, daß die Hülle an einer Stelle zerreißt, ein Funke einschlägt und der Fanatismus zerstörend aufflammt. Bisher hat die Kulturmenschheit über diese immerdrohende Gefahr hinweggesehen, weil sie den Fanatismus für einen Auswuchs der Religon ansah, das Religiöse selbst aber für das höchste Bedürfniß des Menschen. Ein verderblicher Irrthum, hervorgegangen aus der Annahme, die Religion sei die kräftigste Stütze der Ethik. Als ob sie nicht öfters ihre todtbringende Feindin gewesen. Die Ethik ist ein Produkt der Erkenntniß, des wachsenden Mitleidempfindens, des gesellschaftlichen Miteinanderlebens. So lange der Mensch ethisch schwach und haltlos war, hat gerade die Religion ihn zu den grauenhaftesten Verbrechen angespornt, zum Mord, zum Kannibalismus, zur wüthenden Sinnlichkeitsorgie. Erst als das Mitleid, das Gefühl des Menschseins stark geworden, da entdeckte auch die Religion den Gott der Liebe. Sie schmiegt sich an, aber sie schafft die Ethik nicht. Diese ist eine Sorge um das Irdische, und die Religion führt vom Irdischen weg. Wenn beide ehrlich sind, kümmern sie sich um einander nicht.

* * *

Die Religion ist eine Erhebung über das Irdische, wenigstens strebt sie es zu sein. Und daher bildet ihr innerstes Wesen die Ekstase, das Außer sich sein, das Verlangen nach einer Erhöhung ins Ueberirdische. Die Ekstase ist eine Gemüths- und Intellektsnarkose, in der ein einziger Trieb mit Zurückdrängung aller andern den Menschen durchtobt, ihn aus seinem Selbstbewußtsein heraushebt, eine Narkose, welche die Vernunft in ihm dispensirt und nur Phantasie und Leidenschaft noch walten läßt. Mit andren Worten ein wüthender sinnlich-geistiger Rausch, in keiner Hinsicht spezifisch verschieden vom Opiumrausch. Nur daß es bei diesem eines äußeren Mittels bedarf, während der ekstatische Rausch infolge einer lebhaften inneren Vorstellung, die hypnotisch das Hirn beeinflußt, eintritt. Die Wirkung aber ist in beiden Fällen fast dieselbe. Und in diesem Rausch hat man Jahrtausende lang die höchste Empfindungsthätigkeit der Seele gesehen. In Wahrheit aber ist das Vermögen, ihn zu erzeugen, ein Rest des Thierischen in uns, weil es der Vernunft, die den Wesensunterschied zwischen Thier und Mensch bewirkt, ins Gesicht schlägt. Je höher daher die Vernunft sich entwickelt, desto mehr geräth die Ekstase in den Hintergrund. Naturgemäß tritt sie am heftigsten und öftesten in den ersten Stadien des Menschlichen und der

Menschheit auf. Das Kind neigt beständig zur Ekstase wie der Wilde. Die Tänze des Wilden arten fast immer zur ekstatischen Raserei aus und seine Priester versetzen sich vor jeder religiösen Zeremonie in den Zustand des seelischen Rausches. Nicht alle Ekstase ist religiös, aber alles Religiöse ist seinem Kern nach Ekstase. Nicht die Erkenntniß, daß es ein Unsinnliches, Uebersinnliches giebt, nicht die Idee, dieses Transzendentale Gott zu nennen, nicht der Glaube, daß dieser Gott verehrt, versöhnt geliebt sein will, sondern erst der quälende Drang der Versöhnung und Liebe durch innige Vereinigung mit Gott gewiß zu sein, erst die That dieser Vereinigung ist Religion. Daß sie stets in Ekstase wurzelt und wipfelt, das wird immer wieder übersehen, weil man nicht bedenkt, daß auch die religiöseste Natur ebensowenig immer und einzig religiös ist, wie etwa der Dichter stets poetisch angeregt. Und ferner, daß die Genies der Religion ebenso selten sind wie die Genies der Kunst. Die Masse ist nur nebenbei, nur conventionell religiös. Und so auch der Kulturmensch. Die Religionen, die an ihn ihren Anspruch erheben, sind wässrige Verdünnungen des Religiösen, sie beruhen auf einem Compromiß zwischen Welt und Gott, der diesem nicht einmal den Hauptantheil gewährt. Das Wesen einer Sache erforscht man aber dort, wo sie, rein und ungemischt, als ein Haupt-, nicht Nebensächliches in Erscheinung tritt. Bei den Heiligen also, die fast alle Ekstatiker waren, und noch überzeugender im Orient. Hier, wo jeder Wahnsinnige schon für religiös begabt gilt, — vom Standpunkt des wahren Glaubens, dem die Ekstase noch vertraut ist, mit Recht — hier bei den tanzenden Derwischen, den Fakirn und Asketen erkennt man die Wesenszüge des Religiösen.

* * *

In den ersten Zeiten der Geschichte, und so auch heute noch bei den Wilden, beherrscht die Religion alle Gebiete des Lebens. Der Priester ist zugleich Arzt, Künstler, wirthschaftlicher Gesetzgeber. Er ist es, weil eben die Masse in dem der Ekstase Fähigen, gerade wie im Wahnsinnigen, einen Uebermenschen sieht und in Folge dessen seine Aussprüche als göttliche Offenbarungen hinnimmt. Der Egypter, für den die Gottheit sich im Thiere, im Apis, in der Katze, im Krokodil manifestirte, hatte, wenn auch unklar, die rechte Idee vom Ursprung und Wesen der Religion. Allmählig haben sich Kunst und Wissenschaft, Gesetz und Medicin von der Religion emanzipirt. Sie hat dadurch an Nimbus eingebüßt, aber ganz zerstört wird er erst sein, wenn auch die Ethik die letzten Fesseln des Religiösen von sich gestreift hat. Sobald die Religion auch die Ethik nicht mehr als ihre Domäne betrachten kann, dann steht sie unverhüllt und nackt da als das was sie ist, ein trügerisches Gespenst auf dem Markt des Lebens, jeder Beziehung zum Leben bar.

* * *

Wenn ich nur Gott habe, so mögen Himmel und Erde zu Grunde gehen. In dieser Empfindung, die religiös im tiefsten Sinn des Wortes ist, liegt das Verderbliche aller Religion. Kinder dieser Erde, in dieses irdische Leben gesetzt, um es unserer Erkenntniß gemäß würdig und heilbringend auszuleben, verachten wir das Irdische um des Phantoms eines anderen Lebens willen. Giebt es noch ein anderes Leben für uns, so hat dies seine eigenen Aufgaben für uns, die wir erfüllen müssen, wenn die Zeit gekommen ist. Was aber kümmern uns seine Aufgaben in diesem Leben, das genug der eigenen uns zu lösen bietet? Baue den Acker, den du besitzt, und wirf den Samen nicht ins Meer, weil es ihn vielleicht zu einem Lande trägt, das fruchtbarer ist, als das deine. Wäre die Religion Alleinherrscherin, so wäre das Grab der Menschheit schon gegraben. Was sind dem, den die Ekstase blind für die Außenwelt gemacht hat, die Dinge dieser Welt! Auf den Altar mit ihnen zur Ehre des Phantoms! So oft es vermochte, hat denn auch das Religiöse gegenmenschlich, gegenirdisch gewirkt. Ich erinnere nur an die Menschenopfer in Babylonien, bei den Kelten, in Mexiko. An die orgiastischen Kulte der Astarte, des Dionysos, des Moloch, von denen Selbstverstümmelungen, Schändungen, Kindermorde untrennbar waren. An die

Ketzergerichte und Inquisitionstribunale. An die leidvollen Erfahrungen unseres eigenen Volkes, das noch heute einzig durch die Religion in drei Lager getrennt ist, deren jedes dem andren verständnislos, feindselig, erbittert gegenübersteht. Das sind nicht krankhafte Fiebererscheinungen des Religiösen, das sind seine eigenen und natürlichen Ausstrahlungen. Fanatismus ist Ekstase, die um sich schlägt. Das Religiöse selbst ist ein Fieber, eine Krankheit, die den Blick des Menschen trübt, daß er das Göttliche außerhalb des Menschlichen sucht, und dem Irdischen sich entfremdet, von einer Phantasmagorie berauscht. Freilich hat innerhalb der Religionen das Menschliche, das Ethische einen immer größeren Platz sich erobert, aber nur unter Verdrängung des eigentlich Religiösen, unter dem Einfluß zunehmender Erkenntniß und Geistesgesundung. Nicht die Religion, sondern die wachsende Gesittung hat die Empfindung der Menschenliebe gezeugt. Christus wie Buddha gehen beide vom Religiösen aus und dieses treibt sie, Askese zu fordern, Weltflucht, erbarmungslose Durchschneidung aller Herzensverhältnisse. Beide sind jedoch tief ethische Naturen und die Ethik drängt sie zu der Forderung: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst". Als reine Empfindungsmenschen bemerken sie gar nicht den klaffenden Widerspruch in ihren Lehren, zwischen ihrer Religion und ihrem Sittengesetz.

* * *

Das Verderbliche der Religion ist ihre Weltfeindschaft, ihre Thorheit ist der Glaube, der sie züchtet. Aller Glaube ist angewandte Metaphysik. Unsere Erkenntniß hat uns in die Thatsache eingeführt, daß all unser Wissen, Handeln und Empfinden sich immer nur auf die Erscheinungen der Dinge bezieht, daß aber ihre Substanz uns durchaus verborgen bleibt. Der Metaphysiker meint diese Grenze zu verwischen, wenn er die Erscheinungswelt das Sinnliche, die Substanz das Uebersinnliche nennt und aus dem Uebersinnlichen irgend ein Göttliches konstruirt, das zu dem Menschlichen in unmittelbarem Gegensatze steht. Der religiöse Ekstatiker aber glaubt die Grenze in seiner Narkose, seinem Empfindungsrausch einfach zu überfliegen. Das Eine ist der gleiche Selbstbetrug wie das Andere. Wo hat sich je eine Ekstase vollzogen, die über die Erscheinungswelt hinausgedrungen ist, wer hat je eine Offenbarung erhalten, die von der Substanz mehr aussagt, als irgend eine inhaltsleere Negation der Erscheinung? Wie ätherisch auch die Schilderungen klingen mögen, die von den ekstatischen Zuständen der Maria Degli Angeli, der Theresa de Avila, des Meisters Eckhard berichten: nirgends kommt die mystische Erleuchtung über die Erfahrungen eines Opiumrausches hinaus, nirgends überschreitet die Empfindung das Gebiet des Sinnlichen. Das Quantitative des in der Selbsthypnose Erschauten ist oft ein Gewaltiges, aber qualitativ hat noch keine Verzückung auch nur ein Quäntchen zu dem Erkenntniß- und Empfindungsschatze, den Wissenschaft und Kunst aufhäufen, hinzugefügt. Der Grundfehler, den Religion und Metaphysik begehen, liegt in dem Versuche, die Substanz in irgend einer Weise der Erscheinungswelt entgegenzustellen, sie von ihr zu lösen als ein besonderes Wesen an sich. Aber alle Erscheinung ist ja zugleich Substanz. Und wir erfassen diese Substanz nur deshalb nicht, weil wir selbst in uns Substanz und nur nach Außen hin Erscheinung sind. Ist dies nicht der Weisheit letzter Schluß, so wird nicht die traumwirre, rauschfrohe Ekstase die Schranke durchbohren, sondern nur die immer tiefer und tiefer wühlende Erkenntniß, die immer feiner und feiner sich verzweigende Empfindungskraft. Wozu sonst alle Entwicklung? Durch Ekstase wäre das Ziel ebensogut heute, wie vor Jahrhunderttausenden erreichbar gewesen. Aber das Ziel liegt am Ende des Weges, nicht am Beginn.

* * *

Nichts von Verschleierung mehr, von Kompromiß! Die Kultur kann nichts besseres thun, als beide Atavismen, Ekstase und Religion, zu den Akten der Entwicklungsgeschichte legen.

* * *

**

Die Wahrheit ist immer einfach, sie bedarf keiner spitzfindigen Dogmen und keiner mystischen Hirnbenebelung. Sie geht in uns auf wie ein Morgenlicht, so allerleuchtend, so belebend und so selbstverständlich. Und doch habe ich drei Jahrzehnte nach ihr gerungen. Und in diesen Jahren alle Stadien des Religiösen durchgemacht. Eine beständige Selbstopferung zu Gunsten eines Phantoms. Nun endlich ist das Licht über mich gekommen, das mir den Kreis beleuchtet, in dem ich mich herumgedreht, ohne je vom Fleck zu kommen. Und da sehe ich, daß das Religiöse mir nie etwas geboten hat, nicht meinem Leben, nicht meinem Wollen, nicht meinem Verstehen. Daß es nur ein Rausch gewesen, mit dem ich Zweifel und Kleinmuth zu betäuben suchte. Daß es nur eine Verzagtheit war an der eigenen Kraft. Und wenn der Rausch verflogen, so hatte ich nichts gewonnen, die Stütze, die ich erfaßt zu haben glaubte, erwies sich als Schatten und Schemen. Als Schatten meiner eigenen inneren Kraft, die ich vor mir verleugnet. Nun halte ich mich an mich selbst. Ich fühle, daß alles Göttliche in mir selbst ruht, daß es nichts anderes ist, als mein innerstes Selbst, daß es aus mir herausstrebt, wie die Blüthe aus dem Stamm, daß ich es nur zu pflegen und zu hüten habe. Nichts andres verlange ich mehr zu sein, als die Welt um mich. Aus ihr entstammt dies Empfinden, das mich beseligt, diese Vernunft, die mich durchstrahlt. Jedes ihrer Atome ist so irdisch wie ich und so göttlich auch. Ist ihr ein ewiges Leben beschieden, dann lebe ich mit ihr. Ist die Vernichtung ihr Loos, dann sterbe ich mit ihr. Dann ist der Tod der Zweck des Lebens und letzte Forderung der Weltvernunft. Vorläufig aber leben und wirken wir, in der Welt für die Welt, nicht für Gott, sondern für uns selbst. Und nennen Wahn Wahn und Licht Licht.

Schliemann.

Es liegt mir fern, hier die Biographie des Mannes noch einmal vorzuführen. Er hat sie selbst erzählt, und sie ist von hundert Andern nacherzählt worden. Und auch von einer ernsthaften Würdigung der wissenschaftlichen Bedeutung seines Werkes kann in diesen kurzen Zeilen keine Rede sein. Zu uns Berlinern spricht sein bester Theil aus den lichten Räumen des ethnographischen Museums ohne Commentar. Was hier steht, das ist unvergängliches Zeugniß. Was der Entdecker selbst und was Andere darüber geschrieben haben, das bedarf sehr stark erst noch der Sichtung durch die Zukunft. Verspottet und verlacht in seinen Anfängen, ist Schliemann in rascher Wende schließlich in der überschwänglichsten Weise gefeiert worden. Der Ruhm der Welt ist nun einmal eine Blendlaterne: erst die ganz schwarze Seite und dann ohne Uebergang die überwältigend helle. Wie eine Mauer stand in den letzten Jahren vor jedem Worte des Mannes von Ilion die Autorität eines Aelteren, die Autorität Virchows. Auch diese war ein launisches Ding, einer gigantischen Zeitfrage wie dem Darwinismus gegenüber spielte sie ihre Skepsis aus, unverhofft aber ließ sie ihre ganze Sonne scheinen über die Scherbenwelt des Hügels von Hissarlik und ihren Entdecker. Zwischen diesen wunderlich grellen Lichtern zitternd ist das wahre Bild Heinrich Schliemanns vielleicht grade im Augenblick schwankender als je ..... wenn ich hier einen Moment bei ihm verweile, so gilt es mir, von einem ganz anderen Gesichtspunkte als dem fachwissenschaftlichen aus den Glanzpunkt seiner Lebensbahn zu betrachten.

Märchenhaft hat man in zahlreichen Zeitungsnekrologen Schliemanns Laufbahn genannt. Der Kern dieses Märchens war aber kein anderer als eine Verbindung von Wollen und Können, — von Gold und von Wissenschaft. Das Wollen hatten Unzählige gehabt, das Können keiner. Wieviel klassische Philologen in ihrer engen Bücherstube, auf ihrem tintenfleckigen Katheder, in ihrer öden Stellung als strafende Gottheit über dem erst langsam in der Schulluft erstickenden Jugendübermuthe einer Schülerschaar, — wieviele werden nicht Stunden der Sehnsucht gehabt haben, da es aus den klingenden Versen Homers heraufstieg wie ein traumhaftes Farbenbild: die Oertlichkeit selbst, die noch vorhandene Wirklichkeit weit drüben im andern Erdtheil, ... werthlose Sehnsucht! Hier aber kam ein Mann mit des „Krösus Schätzen". Ungehemmt floß das Gold durch seine Hände, bis endlich der Boden sich öffnete und herausgab, was er noch besaß, Seltsames, Unerwartetes, mehr als eine Illustration zu der Dichtung, eine originale Welt, die kein Mikroskop je aus der Ilias herausgelesen hätte. Legte eine fremde Regierung Hand auf seine Funde, so beschwichtigte er auch sie mit Gold. Freunde, die ihm Antheil zeigten, führte er gastfrei, wie ein Fürst Fürsten geleitet, an seine Gräben im Hissarlik-Schutt. Gegner, die ihn verfolgten, berief er zu einem Schiedsgericht auf seine Kosten hin. Die kostbarsten Schränke faßten seine Funde, Prachtwerke ersten Ranges registrirten sie mit Bild und Wort. Ein Hauch von Wohlsein, von schrankenloser Kraftentfaltung ohne jegliches materielle Hemmniß ging von all diesem Thun aus, als sammle ein Alexander auf seinem Weltzuge Thiere und Pflanzen für Aristoteles, als sei Nero mit der ganzen Schrankenfreiheit des römischen Cäsarenthum ein Mann der Wissenschaft geworden.

Wohl war das ein Märchen für den armen Philologen, der mit seiner heiligen Wissenschaft selbst sein Brod verdienen mußte und kärglich genug verdiente, — ein Märchen mußte es sein dem bedrängten Journalisten, der meist auch gern etwas anderes geworden, anderes geleistet hätten.

Und doch steckte in alledem ein Sinn, höher als er gewöhnlich in Märchen zu sein pflegt. Der große Märchentraum des alten Dumas vom Monte Christo war hier annähernd erfüllt gewesen. Aber die Wirklichkeit hatte einen Sinn hineingelegt, der dem phantasierenden Dichter verschlossen gewesen war. In Heinrich Schliemann verkörperte sich mitten in einer Zeit furchtbarster Wissenschaftsknechtung durch materiellen Zwang das Zukunftsideal einer befreiten Wissenschaft. Durch unsere Zeit geht ein Ringen nach geistigem Ausleben, nach freiem Forschen, nach dem unendlich verfeinerten Genußleben derer, die ihren höchsten Genuß in der Wahrheit finden. Wohin wir aber schauen, da bedeutet dieses Ringen ein Märtyrium. Der Wahrheitsdienst erliegt unter dem Joche des Gelderwerbs, des Kampfes um die wirthschaftliche Existenz. Aus einem sozialen Kerker heraus, der gar nichts mit dem Wahrheitsdienste zu thun hat, erhebt sich dann wohl der Jammerruf des Pessimismus: die Wahrheit sei überhaupt nicht zu finden. Und doch liegt sie allenthalben in der Scholle wie Schliemanns trojanische Stadt, und es bedarf nur freier Arme, um sie zu heben. An der Freiheit hängt alles, nicht an der Unfaßbarkeit der Wahrheit selbst. Schliemann war ein materiell absolut freier Mensch. Und sein Kampf um die Wahrheit hörte auf, ein Märtyrium zu sein, es ging jener zauberhafte Glanz von ihm aus, den ich erwähnt habe. Wäre Jeder in seiner Lage, wäre die Menschheit zu jener Freiheit erwacht, die er als Einzelner schon besaß, so würde jener Glanz uns alle verklären. Etwas Prophetisches liegt in dem Märchen dieses Lebens, das wir alle mitempfinden sollten.

Und auch ein zweites darin ist bedeutsam im gleichen Sinne. Der Phaeton des Mythus verbrannte die Erde mit dem Sonnenwagen, als er ihn regieren sollte. Der Nero der Geschichte ertrank in einem Meere von Blut und Lüsten, als das Szepter der Kulturmenschheit in seine Hand gekommen war. Der Monte Christo der Dichtung schwelgte in sinnloser Rache und im Haschischrausch, als

er über Millionen stand. Die große Nutzanwendung, die man daraus hat ziehen wollen, war: daß der Mensch zu klein sei für die materielle Freiheit, daß die Welt im Wahnsinn ende, wenn alle Individualität sich schrankenlos ausleben sollte. Wie die Menschheit im Ganzen dezimimirt werden müsse durch die heilsame Pest und den heilsamen Krieg, so müßten die Wünsche jedes Einzelnen dezimirt werden durch die heilsame Grenze seiner Geldkasse. Und doch ringt die Wissenschaft mit der Pest, doch predigt von dem unverstandenen Jesus Christus bis auf Tolstoi die Moral gegen den Krieg! Sollte es mit der „Nothwendigkeit" der Dezimirung unserer Wünsche nicht ähnlich sein? Ja, es ist so. Warum sind die Millionen Schliemans nicht in Schlemmerei und Unverstand vergeudet worden? Wenn ein schlichter Mann, den das Leben unverhofft auf einen Goldberg setzt, dieses sein Gold in reinster, aufopferndster Weise der Wissenschaft, dem Wahrheitsdienste weiht, so muß doch wohl für unsere Zeit schon eine überwältigende Macht in dem Geiste dieser Wissenschaft liegen, es muß etwas in uns arbeiten, was die Phaeton- und Nerogefahr allmählich paralysiert, ein keimendes beruhigendes W ü r d i g w e r d e n f ü r d i e F r e i h e i t in der modernen Kulturmenschheit. Einen besseren Ansporn aber zum Streben nach dem Besitz dieser Freiheit als dieses Bewußtsein wüßte ich mir nicht. Man wende nicht ein, es habe sich bei Schliemann um eine zufällige Begeisterung gehandelt, ihm sei der Gedanke, Troja zu entdecken, ein Rausch gewesen, wie Nero der, Rom brennend zu sehen. Der Einwurf ist unsinnig. Nicht die Leidenschaft, die Begeisterung als solche kommt hier in Betracht. Börsenspiel und Skat, schmutzige Weiber und literweiser Branntweingenuß sind auch Leidenschaften, Dinge, für die sich Menschen „begeistern" bis zur Verrücktheit. Auf den Werth des „Wofür" kommt es an, nicht auf den Grad der Empfindung schlechthin. Die Leidenschaft, mit der Schliemann Troja suchte, war durch ihr Ziel gekennzeichnet als eine unvergleichlich viel höhere, edlere, fortgeschrittene als die, aus der heraus Nero Rom in Brand setzte. Nein, — wie die Stimme der Verheißung tritt ein solches Menschenleben in Wahrheit heraus aus dem Wust und Wirrsal unserer Generation. Und das zeigt uns Schliemann zuletzt auch noch in den verschiedenen Phasen seiner Bahn vom Geschäftsmann bis zum selbstlosen Forscher, daß Jahre, im modernen seelenlosen Geschäftsmechanismus verbracht, nicht n o t h w e n d i g das Höhere im Menschen ersticken müssen. Und so bleibt auch aus diesem Gleichniß uns die Hoffnung, daß dermaleinst die Menschheit sich unbeschädigt herauswinden werde aus der schneidenden Winterkälte der sozialen Eiszeit, die sie noch gegenwärtig umfängt.

Wilhelm Bölsche.

Poesie im Kochbuch.

Mir fällt ein Buch in die Hände. „Lehrbuch für die verschiedenen Zweige der Hausfrau. Von Hanna Winsnes, Predigerfrau. Christiania 1840".

Das ist der Titel.

Aber eigentlich ist das Buch ein Stück Roman. Eine Schilderung des Lebens, welches auf den alten Pfarr- und Beamtenhöfen geführt wurde, die wesentlichsten Seiten desselben umfassend und echt im Tone wie Jonas Lie's „Die Familie auf Gilje".

Da ist Frieden, Stille, ein Idyll; gutes Essen und gutes Gewissen.

Da herrscht Weihnachtsstimmung und Sonntagshumor. Die große Küche ist weißgescheuert; von den Wänden blitzen die blanken Kupfergefäße. Leise surrend kocht es in den Töpfen auf dem mächtigen Heerde; und ein lieblicher Duft entsteigt der Bratpfanne. Bald kommt Vater aus der Kirche; da ist Vater hungrig und da wird ihm der Lachs gut schmecken; Vater hat Lachs so gern.

Man erlebt Schlachttage mit ihrer festlichen Geschäftigkeit; man ist mit beim Brauen und

Backen, Einlegen der Früchte und Braten, Scheuern und Waschen. Man folgt in den Stall und sieht zu, wie die Kühe gemolken und gefüttert werden, wie kranke Kälber Medicin bekommen und Schweine gemästet werden, man sieht das Milchmädchen, das allen diesen nützlichen Thieren Vorsehung und Mutter ist; man studirt das Leben im Hühnerhofe und interressirt sich dafür, welche Hennen am besten Eier legen und was man den Gänsen zu essen geben soll. Gelegentlich wirft man auch einen Blick in die Gesindestube, wo die Leute Grütze und Hering schlingen, ohne der Herrschaft ihren Lachs und Ochsenbraten zu mißgönnen.

Die Herrschaft lebt sich nämlich ihren guten Tag. Da wird in Eiern, Zucker und Butter gewatet; Vorrathskammern und Keller sind voll; man nimmt . . . . nimmt . . . . . . nimmt . . . . und wird nicht von der Frage geplagt, woher man es nehmen soll. Denn die Welt ist in Ordnung.

Wenn ich gründlich müde bin, auf meiner Partei zu sitzen und mit Problemen umherzuwerfen und Tinte zu verschmieren, so ist es mir eine wahre Erholung, mich für ein halbes Stündchen Hanna Winsnes zu überlassen.

Sie wirkt so versöhnend. Ueber ihrem Buche schwebt ein Küchenduft, welcher einem dazu bringt, an das Gute im Leben zu glauben. Und es kommt ja nur auf den Glauben an. Bei Hanna Winsnes kommen Essenschilderungen vor, welche selbst den Sattesten hungrig machen können, und welche beim Hungrigen Illusionen der behaglichsten Art zu erwecken im Stande sind; man bildet sich eine Weile ein, daß man selbst alle Keller voll hat. Ich sehe plötzlich ein, daß die Bourgeoiskritik Recht hat: die Bücher dürfen nicht von dem Traurigen im Leben erzählen. Es ist unwahr, von Elend zu sprechen. Denn so lange es Menschen giebt, welche in Eiern und Butter waten, braucht man wirklich nicht von denen zu schreiben, die im Schmutz waten. Die Kunst soll, gleichsam wie die Religion und der Tabak, uns dazu helfen, nach des Tages Streit Ruhe zu finden. Schlafen ist nämlich das Beste von Allem, wie die Chinesen sagen; aber man kann keine Ruhe in dem finden, was uns nicht dahin bringt, an das Gute im Leben zu glauben.

„Die Kunst“, sage ich; Hanna Winsnes Kochbuch ist Kunst. Die Recepte wirken wie Stillebenbilder. Hier ist z. B. eine Mohrrübensuppe:

„Man kocht gut abgeputzte Mohrrüben in Fleischsuppe; auf 6 Pfd. Fleisch rechnet man 6 große Rüben. Wenn diese gekocht sind, werden sie durch das Suppensieb getrieben, und die Suppe durchgeseiht. Dieselbe wird dann wieder auf das Feuer gesetzt, und mit Muskat, Cayennepfeffer, ein wenig fein gehackter Petersilie, kleinen Fleischklößchen und weißen Wurzeln, in Madeira nach Geschmack, angerichtet.„

Delikat in der Farbe, würde ein Maler sagen.

Ich werde schon allein beim Lesen der Ueberschriften speisefestlich gestimmt. Sahnensuppe, Sagosuppe, verlorene Schildkrötensuppe . . . . mujam, mujam . . . . Hühnerfleischsuppe, Geflügelsuppe, Schweinsrückensuppe, Aalsuppe, Hummersuppe . . . . ah; ein unverdorbener norwegischer Magen muß ja vor Entzücken zwitschern.

Es kommen die Saucen: Butter und Sahne, Sahne und Butter. Dahinein kommen Zucker, Essig, Rothwein; Kapern, sauer und süß, Muskatnüsse, Cayennepfeffer, Paprika . . . kein Raffinement, aber auch kein Humbug; wir können so ruhig und gut essen, als säßen wir im Zelte Abrahams im Garten von Mamre und äßen dicke Milch zusammen mit dem lieben Herrgott

Dann kommen die Braten in all ihrer Kraft. Dann Wildpret, weiter Fisch, zuletzt alle diese gesegneten evangelisch-lutherisch zu Haus gebackenen Torten und Kuchen. Die Puddings, Gelées, Crême, Eis . . . die Herrlichkeiten nehmen kein Ende.

Natürlich ist nicht nur vom Essen die Rede; auch die Getränke spielen eine Rolle. Zu Hause gebrautes Bier, zu Hause bereitete Weine: Johannisbeer-, Stachelbeer- und Blaubeerwein; der letzte schmeckt ungefähr wie Rothwein; der erste etwas besser wie Champagner. Selbstbereitete Liqueure zum Kaffee und zuletzt der Punsch. Darf ich mir das Vergnügen machen Ihnen ein Glas Cardinal anzubieten —:

„Sowohl die gelbe wie die weiße Schale wird von 4 Pommeranzen genommen, worauf sie

in Scheiben geschnitten werden. Darüber wird eine Flasche Weißwein gegossen. Das Ganze bleibt bis zum nächsten Tage stehen. 1½ Pfund Zucker wird in einem halben Topf Wasser gekocht und wenn dies abgeschäumt, kalt und ganz klar ist, kommt es in den Wein, gleichzeitig zwei Flaschen Weißwein und eine Flasche Madeira. Dies Getränk kann gut verpfropft in Flaschen aufbewahrt werden; wenn man es gebraucht, kommt eine Flasche Champagner, der gut zum Brausen gebracht ist, hinzu und muß so schnell wie möglich servirt werden . . . ."

Jaja, ganz Recht; bitte, wir wollen es so schnell wie möglich haben. — Aber Hanna Winsnes ist mit all ihrem guten Essen und Trinken eine sparsame Hausfrau.

Sie versteht es so ausgezeichnet, alles auszunützen. Was nicht zu einem Mahle ersten Ranges taugt, wird zum Alltagsessen verwandt und was nicht einmal mehr dazu taugt, „wird zum Gebrauch für die Leute verwendet."

Die Molke von saurer Milch kann nicht zu Prim-Käse verwendet werden. Im Osten wird sie zum Milchbrei der Dienstboten verwandt, an anderen Orten kann sie zum Nachtisch für sie gebraucht werden. Hanna Winsnes fügt hinzu, daß an Stellen, wo auch die Dienstboten dieses Nahrungsmittel verschmähen „es nur für Kälber und Schweine" gebraucht werden könne.

Salzwürste und Klöße werden im Allgemeinen mit Fett zubereitet. Das ist gewöhnliche Kost; das wird für die Leute verwendet. Aber an manchen Orten wollen es die Leute nur essen, wenn Sauce dazu kommt „Da bereitet man Beides ohne Fett, und macht dann eine Sauce von Speisefett, Milch und süßem Käse dazu".

Denn Dienstleute sollen doch nicht etwa Sauce und Fett auf einmal haben!

„Wenn man geräucherten Speck schneidet, fallen immer Rinden ab; hiermit ist nicht die Schwarte gemeint, es giebt oft Abfälle von sowohl rohem wie gekochtem Speck und Fleisch, welche alle aufgehoben werden müssen. Wenn man einen tiefen Teller voll von diesen Rinden hat, wird ein Topf Gries in Wasser erweicht und die Rinden, in Stücke geschnitten, hinzugethan. Sie können auch in Beutel gestopft und im Fleischgericht der Leute mitgekocht werden. Man kann ihnen dieses mit etwas Suppenfett zum Nachtisch geben und das Fleisch für den nächsten Tag aufheben, um es dann kalt zu geben, wenn man nur Knochen kocht."

Stilistisch klar ist die gute Frau nicht immer. Aber man versteht den Sinn und ist froh darüber, daß man nicht zu den „Leuten" gehört.

Dasselbe Fütterungsprinzip kommt auch bei den Hausthieren in Anwendung. Warum halten wir überhaupt Hausthiere und Dienstleute? Weil wir Vortheil von ihnen ziehen. Die Dienstboten machen unsere Arbeit und die Hühner legen Eier. Damit sie dies nun zu unserer Zufriedenheit ausführen sollen, müssen sie Essen haben; aber damit die Ausbeute, die wir von ihnen haben, so groß wie möglich wird, müssen die Unkosten ihres Unterhalts so klein wie möglich sein; bekämen sie nämlich volle Valuta für ihre Leistungen, würden wir kein Tipfelchen an ihnen verdienen.

Aber auf der andern Seite räth Hanna Winsnes bestimmt von einer ungenügenden Fütterungsmethode ab. Man soll, „lieber wenige Thiere halten, die gut gefüttert werden können, als viele, denen man bloß den nothdürftigsten Lebensunterhalt den Winter über giebt." Warum? Weil es sich besser lohnt. Sparsamkeit, aber vernünftige Sparsamkeit! Durch Uebertreibung verfehlt man seinen Zweck.

Auf dieselbe Weise empfiehlt Frau Winsnes eine angemessene Behandlung der Leute. „Die Mädchen dürfen nicht überlastet, und ihnen nicht die Zeit für ihre eigenen Sachen vorenthalten werden; denn" „sie nehmen sich diese Zeit sonst heimlich und vernachlässigen das ihnen Aufgetragene". Das lohnt sich nicht! — „Es ist nicht nach meinem Sinne, daß Dienstboten bezahlen sollen, was sie entzwei machen; das würde ihr kleines Kapital zu sehr angreifen und bewirken, daß man nur schwer gute Diener bekäme." Das lohnt sich nicht — ganz einfach. Ebenso wie es sich nicht lohnen würde, zu den Thieren schlecht zu sein.

Man sollte eigentlich erwarten, daß eine Predigerfrau ein wenig predigen würde; wir sollen gut gegen unsere Untergebenen sein, weil Gott uns dies befohlen hat, weil sie unsre Mitmenschen sind, weil sie auch ein gewisses Recht zu leben haben . . . Aber Hanna Winsnes predigt nicht. In jener Zeit gab es keinen Unglauben und keinen Sozialismus; sie glaubt sich in ihrem

Recht; sie geht von ihrem gesunden praktischen Verstande aus, ohne zur Rechten oder zur Linken zu schauen.

In jener Zeit hatte man einen Gewissensfrieden, den wir jetzt nicht mehr kennen.

Damals, vor vierzig bis fünfzig Jahren, war es Gott, der die verschiedenen Gesellschaftsklassen eingerichtet hatte. Und er hatte es von Ewigkeit her so geordnet; dagegen war nun nichts mehr zu machen. Man behandelte seine Dienstleute so wie jetzt, oder schlimmer, und war dabei im guten Glauben, sie ausgezeichnet zu behandeln. Denn wenn Gott Nils und Marie zu Dienstboten geschaffen hatte, war es, zum Kukuk, nicht seine Meinung, daß Nils und Marie Sahne und Eier essen sollten, oder etwa herumfaullenzen und ihre Gesundheit und ihre Hände pflegen, wie der Hausherr und theilweise auch die Hausmutter es machen konnten. Nein, sie mußten es eben gerade so und so schlecht haben, sonst könnten sie ja noch dazu kommen, hoffährtig zu werden! Die Welt war ganz in Ordnung; das Bestehende war auch das Richtige.

Daher diese wohlthuende, klassische Ruhe über Hanna Winsnes Haushaltungsbuch.

Ach, nun ist Alles anders geworden. Nun kann man nicht mehr so schreiben. Die Literatur ist so traurig geworden, daß ein Buch lesen heißt: sich schlaflose Nächte bereiten. Da wird geklagt und gejammert; da wird an allen Straßenecken nach Gemüthlichkeit geschrien; warum könnt Ihr nicht etwas Amüsantes schreiben, warum könnt Ihr nicht von etwas Heiterem erzählen? . . . Aber das geht nicht. Das Christenthum ist uns in's Blut gefahren. Das Leben, welches wir ringsumher sehen, kann uns nicht mehr amüsant erscheinen; es ist so wenig in Ordnung. Da sind so Viele, denen es schlecht geht, ohne daß sie es verschuldet haben. Nicht blos menschlich schlecht, wie wir selbst es haben und wahrscheinlich auch behalten werden; nein, thierisch schlecht . . . Hunger, Kälte, schwere Arbeit, Schmutz . . . Warum sollen sie es so haben, die Erde ist doch eigentlich für uns Alle?

Und so werden die Bücher voll von Ungemüthlichkeit.

Neulich erzählte uns ein Bourgeois-Blatt in Christiania, daß die Lebensfreude wieder auf dem Wege wäre, in die Weltliteratur hineinzusegeln. Die Zeitung konnte nicht weniger als drei europäische Verfasser nennen, die Optimisten sind. Ach, ich kannte sie. Zwei waren Schweden, der Dritte deutsch; aber keiner von ihnen kann sich mit Hanna Winsnes messen. Der Optimismus der anderen ist schön, aber theoretisch. Da ist keine Freude drin, sie polemisiren nur gegen den Gram. Warum sollten wir traurig sein? sagen sie. Giebt es etwa einen vernünftigen Grund dazu, Pessimist in einer Welt zu sein, wo Palmen wachsen und es Wein und siebzehnjährige Mägdelein giebt? — Während sie aber gegen die Traurigkeit polemisiren, wecken sie sie nur. Man kommt dazu, daran zu denken, daß noch Anderes in der Welt wie Palmen wächst; daß fast aller Wein verfälscht ist; daß die siebzehnjährigen Fräuleins anfangen, politisches und kommunales Stimmrecht für sich zu fordern . . .

O nein; Gegenwart ist Gegenwart. Und die Zukunft wird nicht besser, bis wir die Welt wieder in Ordnung gebracht haben. Will man Frieden haben, etwas, was unbotmäßige Gedanken einlullt, etwas, was ungefähr einer Art Whist oder einer Partie Schafskopf entspricht, muß man die „Modernen" meiden, welche Namen sie auch haben mögen, und sich lieber an die gute alte Pfarrhofspoesie halten.

Arne Garborg.

Scandinavische Briefe.

Drachmann's Theater.

Während **Berlin** rastlos durch freie Vereinigungen für die junge Bühnenproduction wirkt, wandte **Kopenhagen**, „da die Zeit erfüllt ward", seine Aufmerksamkeit auf die Tingel-Tangel. Die Zeit ward in diesem Jahre erfüllt, — man arbeitet gegenwärtig an der Verwirklichung einer neuen Institution, einer freien Bühne der Variété, einer literarischen Variété. Da haben Sie die Kopenhagener Losung des Tages.



Es scheint, als hätte Kopenhagen keine freie Bühne nöthig. Als der Schwede Strindberg vor einigen Jahre eine „Versuchsbühne" in der dänischen Hauptstadt errichten wollte, kam er nicht über seine eigenen Stücke hinaus. Der fremde Mann hatte zwar überhaupt keine Chancen, um eine leitende Rolle in Kopenhagen zu spielen, aber die Hauptsache war zweifellos die, daß zu Kopenhagen alles gespielt wird. Das Theaterpublikum ist sehr groß und sehr gebildet, und die meisten Direktoren sind „auf der Höhe des Jahrhunderts". Man kann getrost behaupten, daß kein spielenswerthes einheimisches Stück unaufgeführt bleibt. So lange ich das dänische Theater verfolgt habe, erinnere ich mich an keinen Fall von endgültiger Zurückweisung einer Arbeit. Was von der königlichen Bühne nicht angenommen wird (und die königliche Bühne wird mit einem sehr feinsinnigen Liberalismus geleitet), bekommt zuletzt immer eine Heimstätte an einer der Privatbühnen. Bei uns zu Christiania dagegen, da liegen Haufen von norwegischen Stücken: „Gespenster", „Catilina", „Brand", „Der König", „Der Redacteur", „Ueber die Kräfte", (diese drei von Björnson), „Tante Ulrikke", „König Midas" (beide von Gunnar Heiberg,) u. s. w. und warten, seit Jahren, seit Jahrzehnten.

In Kopenhagen aber wie überall vermehren sich die Tingel=Tangel, — es ist nicht zu leugnen, daß das Volk eine wachsende Vorliebe für diese leichte und freie Unterhaltung hegt.

Das hat sich Holger Drachmann, der größte dänische Dichter der Gegenwart, gemerkt. Er kennt auch aus Paris die dortigen Künstler=Cafèchantants, z. B. Le Chat noir, und nun ist es seine Absicht, so ein Caféconzert=Direktor zu werden, er, Henrik Holger Heroldt Drachmann, 44 Jahre alt, Familienvater, Ritter von Dannebrog und mit hoher Dichterpension vom Staate ausgezeichnet.

Nun, begreiflicherweise ist es nicht dieser letzte, hoffähige Drachmann, der sich so „herabwürdigt". Drachmann und Drachmann, das sind zwei Menschenkinder, von denen bald das eine, bald das andere die Uebermacht hat, ohne daß jedoch der augenblicklich Unterdrückte gänzlich seinen Einfluß verlöre.

Der eine Drachmann ist Zigeuner, fahrender Bursche, — der andere Ordensmensch, beinahe Stütze der Gesellschaft. Der eine ist das Genie, der andere die nüchterne Intelligenz. Wenn der eine herrscht, giebt es Weib, Wein und Gesang bis zum Heidnischen, — der andere erinnert an Dichter, die zugleich Geheimräthe sind. Ich habe gesagt, sie trennen sich niemals gänzlich, die zwei Herren Drachmann. In der Genieperiode aber steht Drachmann kriegerisch unter den Radikalen, in der Intelligenzperiode wendet er sich zum häuslichen Leben und schwärmt für Gott, König und Vaterland.

Oder sagen wir besser, Drachmann ist zwei Menschen gewesen. Der erste füllt die Jugendzeit, die große Brandes=Zeit 1870—80. Der andere gehört den kritischen Jahren 1880—90. Jetzt hat ein Ausgleich der Zwei stattgefunden; der dritte Drachmann schreibt für Haus und Heim, und will doch ein freier Sänger sein. Die, welche dänisch verstehen, können diesen Entwickelungsgang in Drachmann's soeben erschienenem Romane „(Dem Teufel) Verschrieben" wiederfinden. Das dicke Buch, neunhundert Seiten stark, stellt gerade die zwei Figuren dar, welche zusammen einen Drachmann ausmachen. „Verschrieben" ist dazu ein Buch aus dem modernen Kopenhagen, und die Heldin ist eine Conzertcafé=Sängerin, Edith, eine ideale Figur, welche den jetzigen Drachmann symbolisirt, denn Fräulein Edith ist keusch, gebildet, arbeitet für ihre Familie und bleibt Chanzonette, weil das die freieste Stellung ist. Sie weiß sehr gut, daß es zugleich eine Pariastellung ist, aber so kann sie ja die Stellung heben!

Holger Drachmann macht sich zum Direktor der „Gaukelkunst". Sie wird im selben Augenblicke etwas sehr feines, — sollte der alte Gaukel=Name aber fest hangen, nun so ist es Drachmanns aufrichtige Meinung, daß die Kunst zur Gaukelei zählen soll. Wenn die Künstler allzu hoffähig werden, steht die Kunst, deren Wesen Freiheit ist, in Gefahr. Drachmann rührt also direkt an den Gedanken der „Freien Bühnen", und wahrscheinlich wird seine „literarische Variété" auch ein bischen freie Bühne werden, denn man soll auch Komödie spielen, obwohl nur mit Genehmigung der Polizei. Geziert wird sein Variété=Theater allerdings nicht werden. Drachmanns Ideal sind die Holländer der Renaissance. Wie die Holländer gemalt haben, so hat Holger Drachmann in seinen besten Stunden gedichtet, und sein Theater wird wohl auch (bildlich geredet) ein holländisches Interieur bieten, — vielleicht doch mit überwiegend Rembrandtscher Stimmung.

Harald Hansen.

Das junge Mädchen.

Eine Carnevals-Betrachtung.

Die Temperatur war bis auf — 15 Grad gesunken und ein süßes Hoffen zog durch meine Seele, daß endlich auch meine hartgesottensten Gläubiger ein Opfer der Kälte werden müßten. Da begann eine Lebenslust in mir aufzusteigen, toll, maßlos, selbstherrlich, rumorte in mir und ließ mir keine Ruhe und trieb und drängte mich so lange, bis ich mich endlich entschloß, den höchsten Genuß zu verkosten, der einem Sterblichen zu Theil werden kann: ein Abendessen mit Tanz in einer befreundeten Familie. Da ich als Besitzer eines für mich seit Jahren unbezahlbaren Fracks und schuldenfreier weißer Handschuhe in den weitesten Kreisen vortheilhaft bekannt bin, war mir vor ein paar Tagen eine von diesen lockenden, vielversprechenden lithographirten Karten in's Haus geflogen. Und so acceptirte ich und ging hin.

Ich werde diesen Abend nicht so bald vergessen.

Denn das, was ich ein paar Stunden später als köstlichen Besitz heimbrachte, das war die Bekanntschaft mit dem deutschen jungen Mädchen.

Als ich den glänzend beleuchteten Salon des gastlichen Hauses betrat, da fand ich dieses reizvolle Lebewesen in ungefähr zwei Dutzend vollständig bekleideten Exemplaren vertreten. Schon dieser bloße Anblick weckte in meiner Brust eine Reihe der zartesten Empfindungen und ich verspürte das lebhafte Verlangen, mich in ein schönes weißes Täubchen zu verwandeln und mit anmuthigem Flügelschlage zwischen allen diesen duftigen Mädchenerscheinungen umherzuflattern. Nur mit Bedauern vernahm ich, daß diesem bescheidenen Wunsche bei dem heutigen Stande der Ornithologie nicht so leicht entsprochen werden könne. Um den Schmerz, den mir diese Enttäuschung bereitete, so rasch als möglich zu vergessen, zog ich mich in eine Ecke zurück und vertiefte mich in die Betrachtung meiner schönen Zeitgenossinnen.

Ihr Mienenspiel namentlich war es, was mich interessirte.

Sie hatten eine Art, den Kopf ein wenig zu neigen und ein, bürgerlichen Ansprüchen vollkommen genügendes, Lächeln um die Lippen zu legen, die ich ganz unvergleichlich fand. Besonders, da sie diese Miene festhielten, wovon sie auch immer sprechen mochten. Das schien so eine Art Universal-Miene zu sein, die nach einer stillschweigenden Verabredung bei ihnen stets zur Anwendung kam, mochte nun von Literatur, Kunst oder Colonialpolitik die Rede sein. Wie viel Zeit und Kraft würde durch diese Reduction des ganzen so unmotivirt complicirten Mienenspiels, zu dem das menschliche Antlitz so oft mißbraucht wird, auf eine einzige Miene, die Alles ausdrückt, gewonnen!

Unwillkürlich reizte es mich, mich einigen dieser jungen Damen zu nähern und mich darüber zu vergewissern, wieviel die Unterhaltung durch diese Ersparnisse profitirt. Hier wartet meiner eine weitere Ueberraschung.

Wieder eine Reduction! Und was für eine gewaltige!

Die Unterhaltung der jüngeren Damen war nämlich im Wesentlichen immer die folgende.

Sie begann damit, daß eine junge Dame eine andere fragte: „Waren Sie gestern bei Lehmanns?" Diese Frage wurde von der anderen jungen Dame aus freien Stücken entweder bejaht oder verneint. Bejahte sie die Frage, so folgte dann gewöhnlich die weitere: „War es nett bei Lehmanns?" Verneinte sie die erste Frage, so war die Fragestellerin nie um eine andere Frage: „Oder bei Müllers? Schulzes vielleicht?" verlegen. Auch die Beantwortung dieser Frage wurde dem Belieben der Gefragten anheimgestellt. Beide, Fragestellerin und Gefragte, unterließen es selbstverständlich nicht, ihre Worte mit jener Miene zu begleiten, die ich eben beschrieben habe.

Das Resultat ihrer Unterhaltung wurde dann gewöhnlich brühwarm einer dritten jungen Dame mitgetheilt, von dieser prompt an eine vierte befördert und machte so manchmal die Runde durch den ganzen Saal.

Drollige Complicationen entstanden manchmal dadurch, daß das Gutachten betreffend die Nettigkeit bei Lehmanns sich auf seinem Wege von einem Saalende zum anderen mit einem Gutachten betreffend die Nettigkeit bei Schulzes oder Müllers kreuzte, so daß ein und dieselbe junge Dame oft eine Art Knotenpunkt bildete, von dem sich in der Richtung nach rechts die Entscheidung über die Lehmann'sche Nettigkeit, und in der Richtung nach links die über die Müller'sche Nettigkeit fortbewegte.

Meine Ueberraschung erreichte den Höhepunkt, als ich eines dieser liebenswürdigen Geschöpfe zur Tischgefährtin erhielt und nach Verlauf einer Stunde die Bilanz unserer Unterhaltung zog.

Da ersah ich, daß ich ungeachtet meiner angestrengten Bemühungen von meiner Nachbarin nicht mehr als 12 „Wirklich!" 6 „Ah!" 7 „Ja" zur Antwort hatte erhalten können.

Das genügte mir, und ich ging nun, ohne den Tanz abzuwarten. Ich war in einer seligen Stimmung, wie ich es schon lange nicht gewesen. Ich dachte an diese trübe Zeit, in der wir leben. Aber keine Sorge vermochte mir nahezukommen, wie sonst. Ruhig blieb ich, zuversichtlich, zukunftsfroh!

Mag sie im Innersten aufgewühlt sein, erregt, von hundert Gefahren bedroht — von unseren jungen Mädchen wird ihr das Heil kommen.

Denn was hat eine Zeit zu fürchten, die dieses Geschöpf hervorgebracht hat, so selbstsicher, so in sich klar und gefestigt, daß es mit einer Miene auskommt, zwei Gedanken und drei Worten.....

Heinrich Kana.





Einsame Menschen.

Drama in 5 Akten

von

Gerhart Hauptmann.

(1. Fortsetzung.)

Der alte Vockerat und Pastor Kollin sehr geräuschvoll aus dem Taufzimmer. Vockerat ist in den Sechzigen. Grauen Kopf, rothen Bart, Sommersprossen auf Gesicht und Händen. Stark und breit, zur Corpulenz neigend. Er ist schon ein wenig gebeugt und geht mit kleinen Schritten. Er fließt über von Liebe und Zärtlichkeit. Heiteres, naives, lebensfrohes Naturell. Pastor Kollin, dreiundsiebenzigjähriger Greis, trägt Käppchen und schnupft.

Vockerat (den Pastor an der Hand hereinführend, mit weicher, schwach belegter Stimme redend). Vielen, vielen Dank, Herr Pastor! Vielen Dank für die Erhebung, tja. Es war mir eine rechte Seelenstärkung, tja, tja. Da bist Du ja, liebes Töchterchen (geht auf Käthe zu, umarmt und küßt sie herzhaft)! Nun, meine liebe, liebe Käthe! Glück zu von ganzer Seele (Kuß)! Der liebe Gott hat sich wieder mal in seiner großen Güte tja . . . . . in seiner unendlichen Güte offenbart (Kuß). Seine Gnade und Güte ist unermeßlich. Er wird nun auch tja . . . . . er wird nun auch seine Vaterhand über dem Schößling tja — halten, tja, tja! (zu Braun) Erlauben Sie, Herr Braun, daß ich Ihnen auch die Hand schüttle. (Johannes kommt herein, Vockerat ihm entgegen.) Nun, da bist Du ja auch, Herzens-Johannes (Kuß. Starke Umarmung. Fast weinend vor Rührung.) Ich freu mich für Dich. (Kuß.) Ich freu mich wirklich. Ich weiß nicht, wie ich den lieben Gott genug danken soll, tja, tja!

Pastor Kollin (ein wenig zitterig, kurzathmig, drückt feierlich Fr. Käthes Hand). Nochmals, Gottes reichen Segen! (drückt Johannes Hand). Gottes reichen Segen!

Vockerat. Und nun, lieber Herr Pastor, dürfen wir Ihnen mit etwas dienen? Nicht? O!

Johannes. Ja, Herr Pastor — ein Glas Wein gewiß. Ich hole eine neue Flasche.

Pastor Kollin. Keine Umstände, hören Sie nur! Keine Umstände.

Johannes. Darf ich Ihnen Weißen oder . . . . .

Pastor Kollin. Wie Sie wollen, ganz wie Sie wollen. Aber — hören Sie nur! — Bei Leibe keine Umstände, wenn ich bitten darf (Johannes ab). Inzwischen will ich . . . . (Er sucht nach seinen Sachen. Hut, Paletot, langer Umschlagshawl am Kleiderständer neben der Thür).

Vockerat. Sie werden doch nicht schon gehen, Herr Pastor?!

Pastor Kollin. I, hören Sie nur! — Meine Predigt, tja. Wer soll denn morgen meine Predigt halten?

Braun (hält des Pastors Paletot zum Anziehen bereit).

Pastor Kollin (in die Aermel fahrend). Danke — junger Mann!

Fr. Käthe. Würden Sie uns nicht die Ehre geben, Herr Pastor, ein einfaches Mittagbrod . . . . .?

Pastor Kollin (mit Anziehen beschäftigt). Sehr schön — sehr schön, liebe Frau Vockerat! Aber . . . . .

Vockerat. Mein lieber Herr Pastor, das müssen Sie uns wirklich zu Liebe thun.

Pastor Kollin (unsicher). Aber, hören Sie nur! — Hören Sie nur . . . . .

Vockerat. Wenn wir Sie alle recht schön bitten?

Pastor Kollin. Und das liebe Gotteswort hehä? das ich morgen predigen soll? Jawohl, — predigen — hören Sie nur — Gottes Wort — morgen (Johannes ist wiedergekommen, gießt Wein ein).

Vockerat (nimmt ein Glas, credenzt es). Nun zunächst ..... Das werden Sie uns doch jedenfalls nicht abschlagen wollen.

Pastor Kollin (übernimmt das Glas). Das nicht — nein — hören Sie nur. Also ja — also auf das Wohl ..... auf das Wohl des Täuflings (es wird angestoßen). Auf daß er ein echtes und rechtes Kind Gottes bleiben möge.

Vockerat (still). Das walte Gott.

Johannes (bietet dem Pastor Cigarren an). Sie rauchen doch, Herr Pastor?

Pastor Kollin. Danke, ja! (nimmt Cigarre, schneidet ab) danke! (nimmt Feuer von Johannes) pf, pf! (er zieht mit großer Anstrengung. Endlich brennt die Cigarre. Sich umschauend.) Schön eingerichtet sind Sie, pf, pf! — sehr geschmackvoll, hören Sie nur! (er sieht sich um, betrachtet die Bilder erst obenhin, dann genauer. Vor einem Bilde, das den Kampf Jacobs mit dem Engel darstellt.) Ich — lasse Dich — nicht, Du — pf, pf! — segnest mich denn. (Er brummelt befriedigt.)

Fr. Käthe (ein wenig ängstlich). Papachen, ich möchte Dir vorschlagen ..... im Garten draußen ist's nämlich so reizend jetzt. Viel wärmer, wie im Zimmer. Vielleicht gehst Du mit Herrn Pastor .... Ich kann ja die Gläser rausbringen lassen. Pastor Kollin (ist bei den Gelehrten-Porträts um den Bücherschrank angelangt). Eine bunte Gesellschaft! Das sind wohl — pf, pf! — Ihre Lehrer, Herr Doctor! Hören Sie nur!

Johannes (ein wenig verlegen). Ja wohl ...... das heißt ...... Mit Ausnahme von Darwin natürlich.

Pastor Kollin (mit den Augen dicht an den Bildern). Darwin? Darwin? — Ja, so! Darwin! Ach, ja! mhm! Hören Sie nur! -- (er buchstabirt.) Ernst — Häckel. Autogramm sogar! pf, pf! (nicht ohne Ironie.) Der ist also Ihr Lehrer gewesen?

Johannes (schnell, mit Feuer). Ja, und ich bin stolz darauf, Herr Pastor ....

Vockerat. Meine Tochter hat recht, lieber Herr Pastor. Es ist draußen viel wärmer. Wenn es Ihnen recht ist. Ich nehme die Gläser und den Wein.

Pastor Kollin. Ja wohl! pf, pf! schön! pf, pf! aber nur, hören Sie nur — auf paar Minuten, ja! (während er mit Vockerat abgeht, pikiert.) Der Mensch, Herr Oberamtmann! der Mensch, ist nämlich pf, pf! ist nämlich kein Ebenbild Gottes mehr, hören Sie nur. Der Affe nämlich pf, pf! wollte sagen die Naturwissenschaft hat heraus bekommen ..... (ab auf die Veranda, von der beide Herren, lebhaft gesticulirend, in den Garten hinuntersteigen).

Braun (lacht vor sich hin).

Johannes. Weshalb lachst Du denn?

Braun. Ich? Weshalb? Ich freue mich.

Johannes. Du freust Dich?

Braun. Ja! Soll ich nicht?

Johannes. Bitte, bitte! (er geht umher, seufzt und sagt plötzlich zu Käthe, die sich entfernen will). Sag mal, — ich bin wohl etwas anzüglich gewesen?

Fr. Käthe. Bischen, ja!

Johannes (achselzuckend). Tja, Kinder! — da kann ich ihnen nicht helfen. Das vertrag ich nicht. Es hat alles ne' Grenze. Wenn Sie mich provozieren wollen .....

Fr. Käthe. Na, es war ja immerhin zart.

Johannes. So.

Fr. Käthe. Wer weiß, ob er's überhaupt gemerkt hat.

Johannes (geht, kraut sich in den Haaren). 'S is mir aber doch unangenehm.

Braun. Hast De doch wieder was zu ärgern, Hans.

Johannes (plötzlich wüthend). Zum Donnerwetter, sie sollen mich in Frieden lassen! Sie sollen's nicht zu weit treiben, sonst — wenn mir die Geduld reißt . . . . .

Braun. Wär nit schlecht!

Johannes (gegen Braun). Gesinnungsprotzen seid ihr, weiter nichts. Was kann mir denn dran liegen, dem alten Manne die Wahrheit zu sagen, was denn? Siehst Du, wenn Du mir so kommst, dann heilst du mich augenblicklich von meinem Aerger. Da wird mir sofort klar, daß es einfach kindisch ist, sich über solche Leute irgendwie aufzuregen. Gerade so, als wenn ich mich darüber aufregen wollte, daß die Kiefer Nadeln und nicht Blätter hat. Objectiv muß man sein, lieber Sohn.

Braun. In der Wissenschaft vielleicht, aber nicht im Leben.

Johannes. Ach Kinder! Der ganze Kram ist mir so verhaßt . . . . . so verhaßt . . . . . Ihr könnt Euch nicht denken wie (läuft umher).

Braun (vom Ofen, an dem er gestanden, zum Tisch tretend, Cigarrettenrest in den Aschenbecher legend). Mir wohl nicht? Mir auch, oft genug. Aber wenn man deshalb ewig heulen und flennen wollte, Kreuzmillionenschockschwerenoth!

Johannes (verändert, lachend). Ne, ne, ereifre Dich bei Leibe nicht! Von ewig heulen und flennen ist garnicht die Rede. Wenn man auch mal 'n Bischen seufzt. Das ist 'n Bissel Lufthunger, weiter nichts. Ne, ne, ich stehe überhaupt gar nicht so schlecht mit dem Leben, so bankerott, wie Du, bin ich jedenfalls noch lange nicht.

Braun. Kann schon sein.

Johannes. Spielst Du Charakter auf?

Braun. Nicht im geringsten.

Johannes Ach bankerott, bankerott, was heißt überhaupt bankerott! Du bist ebenso wenig bankerott wie ich. Wenn ich nur lieber dem Alten und dem Pastor die Laune nicht verdorben hätte.

Fr. Käthe (Johannes umarmend). Hannes, Hannes! Fidel, fidel!

Johannes. Und meine Arbeit liegt mir auch auf der Seele. Jetzt hab ich wieder über vierzehn Tage nichts thun können.

Braun. Du bist feig! Du gestehst Dir nicht ein, wie miserabel es ist . . . .

Johannes (hat nicht gehört). Was?

Braun. Wenn's regnet is's naß, wenn's schneit is's weiß, wenn's gefriert is's Eis.

Johannes. Schaf!

Käthe. Fidel, Fritz! Denk an Philippchen! Wir mummeln uns recht gemüthlich ein hier im Winter. — Paß mal auf, wie Du da arbeiten wirst.

Johannes. Weißt Du schon, Breo, das vierte Capitel ist fertig.

Braun (interesselos). So?

Johannes. Sieh mal: dies Manuscript! Zwölf Seiten Quellenangabe allein. Das is Arbeit! nicht? Ich sag Dir, da werden die Perrücken wackeln.

Braun. Glaub's schon.

Johannes. Sieh mal, zum Beispiel hier (er blättert im Manuscript). Hier greif ich Dubois-Reymond an.

Braun. Du . . . wahrhaftig lies jetzt nicht. Ich bin jetzt in einer so faulen Stimmung . . . 'n ander Mal.

Johannes (resignirt). Natürlich! ne, ne! Ich hatte ja garnicht die Absicht. Ich . . .

Käthe. Es wird ja auch gleich gegessen.

Johannes. Natürlich! ne, ne! Ich dachte ja auch garnicht dran, ich wollte ja nur — na! (er legt seufzend das Manuscript in den Bücherschrank zurück.)

Fr. Käthe. Hannes fidel, fidel!

Johannes. Aber Käthe, ich bin's ja!

Fr. Käthe. Nein, Du bist's wieder nicht.

Johannes. Wenn nur ein Mensch in der weiten Welt etwas für mich übrig hätte. Es braucht ja nicht viel zu sein. 'N klein Bissel guter Wille. 'N klein Bissel Verständniß für meine Arbeit.

Fr. Käthe. Du sollst vernünftig sein. Du sollst Dir keine Schmerzen machen. Du sollst geduldig sein. Die Zeit wird schon kommen, wo sie einsehen werden . . .

Johannes. Und bis dahin? Glaubst Du, daß das leicht ist so ganz ohne Beistand . . . Glaubst Du, daß man's aushalten wird so lange?

Fr. Käthe. Das glaub ich. Komm, Hannes, wenn Gedanken einem lästig werden, da muß man machen, daß man davon los kommt. Komm, sieh Dir mal Philippchen an. Zu niedlich ist der Junge, wenn er schläft. So liegt er immer. (Sie ahmt die Stellung seiner Ärmchen nach.) Solche Fäustchen macht er immer. Zum Schießen lustig. Komm!

Johannes (zu Braun). Kommst Du mal mit?

Braun. Ach ne, Hans, ich hab keenen Sinn für kleine Kinder. Ich geh 'n Bischen in 'n Garten (ab über die Veranda).

Johannes. Sonderbarer Kerl.

Fr. Käthe (hat die Schlafzimmerthür behutsam geöffnet). Zu niedlich sag ich Dir! — Psch . . . t, leise! ganz leise . . . (beide ab auf den Zehenspitzen und Hand in Hand).

(Fr. Vockerat und ein Mädchen waren während des Vorhergehenden damit beschäftigt, den Tisch auf der Veranda zu decken. Plötzlich hört man mit großem Geräusch eine Menge Porzellan auf die Steine fallen und zerschellen. Ein kurzer Schrei wird ausgestoßen und das Mädchen kommt bleich durch das Zimmer — von der Veranda nach dem Flur — gelaufen. Fr. Vockerat erscheint ebenfalls, hinterdrein scheltend.)

Fr. Vockerat. Aber nein, Minna! Sie machen's auch wirklich zu bunt. Sie zerkrachen auch wirklich alle Tage was. Die schöne Mayonnaise! (Mädchen ab durch die Flurthür.) Na, bei mir dürfte so was nich' vorkommen. Da sollten die Mädchen was kennen lernen!

Johannes (durch das Geräusch gelockt, aus dem Schlafzimmer) Was ist es denn Mutterchen? (Er umarmt sie beschwichtigend) Ruhig, ruhig! nur ja nicht ärgern, Mutti.

Fr. Käthe (durch die Thürspalte). Was war denn?

Johannes. Nichts! garnichts.

Fr. Käthe (zieht den Kopf zurück).

Fr. Vockerat. Ich danke schön, garnichts. Für zehn Mark Geschirr hat se fallen lassen. Garnichts. Und die ganze schöne Mayonnaise! ne . . . (wehrt Johannes ab)

Johannes. Mutti, Mutti! Essen wir mal keine Mayonnaise.

Fr. Vockerat. Ne, ne! Ihr seid viel zu leichtsinnig. Ihr habt's auch nicht zum Wegwerfen. Ihr seid viel zu nachsichtig mit den Mädels. Da wer'n sie blos übermüthig.

Johannes. Na, wenn sie immerfort mit den Sachen umgehen . . .

Fr. Vockerat. Ich bin auch kein Tyrann. Ich hab meine Mädel sechs, sieben Jahre gehabt. Aber was se zerschlagen, das müssen sie ersetzen. Freilich, bei Euch da kriegen se Baisertorte und Caviar ne, ne! Das sind solche neue Ideen: damit laßt mich zufrieden, hört ihr!

Johannes (heiter). Sei gut, Mutti!

Fr. Vockerat. Gut bin ich ja, Junge! (Sie küßt ihn.) Verrückter Struzel Du! Ich sag schon! Du paßt gar nich für de Welt.

(Man sieht das Mädchen auf der Veranda trocken wischen und Scherben zusammenlesen.)

Johannes (stutzt). Ja, Mutter! (belustigt) aber warum machst Du denn immer solche . . . . . solche Augen? solche Angstaugen? solche gespannte?



Fr. Vockerat. Ich? Ach, wo denn! was .....? Ich wüßte garnicht ....! Was soll ich denn für Augen machen!

Johannes. Sieh mich noch mal an!

Fr. Vockerat. Dummer Kerl! (sieht ihn starr an.)

Johannes. So ist's schön.

Fr. Vockerat. Dummer Junge! Ich möchte eben, daß Du zufrieden wärst, 'n zufriedener Mensch, Hannes!

Johannes. Mutter! das wirst Du nie erleben. Die zufriedenen Menschen, das sind die Drohnen im Bienenstock. Ein miserables Pack.

Fr. Vockerat. Was nutzt das alles ....

Johannes (ernster, zugleich bewegter). Der Junge da drin, der soll mir auch so einer werden, so'n recht Unzufriedener.

Fr. Vockerat. Das verhüte Gott, Hannes!

Johannes. Der soll überhaupt 'n andrer Kerl werden, wie ich. Dafür wer' ich sorgen.

Fr. Vockerat. Der Mensch denkt und Gott lenkt. Wir haben unser Möglichstes auch gethan.

Johannes. Na Mutterchen! So'n ganz Mißrathener bin ich schließlich auch gerade nich'.

Fr. Vockerat. Nein doch! das sag ich ja nich! das will ich ja garnicht .... Aber Du sagst doch selber, Philippchen soll anders werden. Und .... und .... sieh mal: Du glaubst doch auch nich .... Du glaubst doch einmal nicht an den lieben Gott. Du hast doch auch wirklich keine Religion. Das muß ein' doch Kummer machen.

Johannes. Religion, Religion! Ich glaub allerdings nich', daß Gott so aussieht wie'n Mensch, und so handelt, und einen Sohn hat und so weiter.

Fr. Vockerat. Aber Johannes, das muß man glauben!

Johannes. Nein, Mutter! Man brauch' das nich' glauben und kann doch Religion haben. (ein wenig getragen.) Wer die Natur zu erkennen trachtet, strebt Gott zu erkennen. Gott is' Natur! „Was wär ein Gott, der nur von Außen stieße, im Kreis das All am Finger laufen ließe. Ihm ziemts, die Welt im Innern zu bewegen." Sagt Goethe, Muttel! und der wußte es besser, wie sämmtliche Pastoren und Superintendenten der Welt.

Fr. Vockerat Ach, Junge. Wenn ich Dich so reden höre .... 'S is doch jammerschade, daß Du nich' Theologe geblieben bist. Ich weiß noch bei Deiner Probepredigt, was der Diaconus zu mir sagte ....

Johannes (belustigt). Mutter, Mutter! Vergangne Zeiten! (die Hausklingel geht.).

Fr. Vockerat. Die Hausthür — is doch offen. (macht ein paar Schritte nach der Flurthür. Es wird an die Flurthür gepocht.)

Waschfrau Lehmann (im blauen verschlissenen Kattunrock, tritt schüchtern ein). Juten Tag.

Fr. Vockerat }
Johannes } (nicht ganz zu gleicher Zeit). Guten Tag, Frau Lehmann.

Fr. Lehmann. Ik wollte man blos mal nachschaun. Nehm's 't nich iebel, Frau Vockerat. Ik such mein'n Miethsherr such ik schon ne janze Zeit.

Johannes. Ja wohl, Frau Lehmann. Herr Braun is hier.

Fr. Lehmann. Z, z! (sich umschauend) wer's so haben kann!

Fr. Vockerat. Wie geht's Ihn'n, Frau Lehmann?

Fr. Lehmann. Ach, Frau Vockerat. Mir hat et nich jut jejehn. Ik hab' mein'n

Alten mußt fortjagen. 'T jing nich mehr. Ik muß nu halt zusehn, wo ik bleibe mit meine Fünfe.

Fr. Vockerat. Was Sie sagen! Aber . . . .

Fr. Lehmann (immer gesprächiger). Ja sehn Se wohl, Frau Vockerat, wenn ik nich so schwächlich wär. Aber ik bin man zu schwächlich. Un der Aerjer, verstehn Se, der kriecht d'n Menschen under. Mir kann det keener nich verdenken. Ik ha zu meinem Alten jesagt: Adolf! sach ik, jeh Du man in Jottes Namen bei Deine Brieder, sach 'k. Bei Deine Sauf brieder, sach 'k, jeh Du man! Ik will mir man vor meine fünf Kinder alleene schinden. Sieh Du, sach 'k, wo Du wat herkriegen dhust, und denn jaget Dir man immer feste durch die Jurgel, sach 'k. Du hast ja jarkeen'n Jeist, sach 'k. Wenn Du Jeist haben dhätst, sach 'k, denn hätt's Du Deine Frau un Deine Kinder nich in Elend jebracht, sach 'k. Sehen Se, Frau Vockerat, det hab ik em jesagt, un det können Se globen, et is mir durch und durch jejehn. Wie'n Stachel, möcht ich sprechen. Aber wat helft det allens. Uffrichtig, wenn ik soll die Wahrheet sprechen: 't is jut so! — Nu denk ich doch, der liebe Jott wird mir wieder mal vorholen mit meine fünf Kinder. (Sie schnäuzt sich und wischt sich die Augen aus.)

Fr. Vockerat. Wir müssen nur immer . . . .

Fr. Lehmann. Ja, ja! det ha 'k och jesagt. Jeh Du nach die Indianers hin, sach 'k. Jeh Du man. Wenn man ehrlich is, sach 'k, un arbeeten kann, sach 'k, un die paar Pfennige zusammen hält, sach 'k, denn kann man schon'st noch bestehen. Un ehrlich bin ik, Frau Vockerat. Vor mir kann allens stehn un liegen bleiben. Och nich mal so viel wie under'n Fingernagel jehn dhut . . . .

Johannes. Wollten Sie Braun sprechen, Frau Lehmann?

Fr. Lehmann. J, ne! Det hätt ik ja wirklich bei en Haar janz verjessen. 'T is a Freilein da, die'n jerne sprechen will. (durch die Flurthür steckt Fräulein Mahr den Kopf herein, fährt sogleich zurück. Johannes hat es bemerkt.)

Johannes. Bitte sehr . . . bitte sehr näher zu treten (zu den Frauen, die nichts bemerkt haben). Das Fräulein. Es war das Fräulein. (Zu Fr. Lehmann) Sie hätten sie hereinführen sollen. (Er öffnet die Flurthür.) Bitte, gnädiges Fräulein! Sie wollen meinen Freund Braun sprechen. Haben Sie die Güte näher zu treten.

(Fräulein Anna Mahr ist vierundzwanzig Jahr alt, mittelgroß, mit kleinem Kopf, dunklem, schlichtem Haar, feinen nervösen Zügen. In ihren ungezwungenen Bewegungen ist Grazie und Kraft. Eine gewisse Sicherheit im Auftreten, eine gewisse Lebhaftigkeit andrerseits ist durch Bescheidenheit und Takt derart gemildert, daß sie niemals das Weibliche der Erscheinung zerstört. Anna ist schwarz gekleidet.)

Frl. Anna Mahr (kommt herein). Ach ich muß recht sehr um Verzeihung bitten. Es ist mir äußerst peinlich Sie zu stören.

Johannes. Aber bitte sehr! bitte sehr!

Frl. Anna. Frau Lehmann kam nicht wieder — und da wollte ich ihr nur sagen — daß es ja . . . daß ich ja Herrn Braun ein andermal treffen könnte.

Johannes. Aber bitte recht sehr! — Ich will Braun sogleich rufen. Nehmen Sie doch Platz bitte!

Frl. Anna. Ich danke sehr (bleibt stehen)! Aber wirklich! es ist mir recht peinlich, es . . .

Johannes. Aber ich bitte Sie, gnädiges Fräulein! Ich hole Braun im Augenblick.

Frl. Anna. Aber Sie machen sich Mühe, ich . . .

Johannes. Nicht im geringsten, Fräulein. — Um Verzeihung einen Augenblick (ab über die Veranda).

(Kleine Verlegenheitspause.)

Fr. Lehmann. Na nu will ick mir man wieder kleene machen (zu Frl. Anna). Zerück wär'n Se ja woll alleene finden.

Frl. Anna. Ich danke Ihnen sehr für die Begleitung. Darf ich Ihnen eine Kleinigkeit . . . (giebt ihr Geld).

Fr. Lehmann. Dank scheen, dank scheen! (zu Fr. Vockerat) Det's mei Handjeld heite, Frau Vockerat. Wahrhaftjen Jott! Ne ne leicht is et nich, aber lieberscht, sach', doch's Fell janz un jar verkofen, als wie mit so'n Sausaus, sach', so'n . . . Un wenn man nur an'n lieben Jott festhält. Der liebe Jott hat mir noch niemals in Stich jelassen. (Thürklinke in der Hand.) Nu will ick man gleich beim Krämer hin. Wat zu holen vor meine

... Gehen Sie mal in die Küche! 's giebt Abfälle. — (Sie ... Stuhr hingesetzten und läßt sich darauf nieder.) Bitte, Fräulein! ... Platz nehmen?

... sich niederlassend). Ich bin garnicht müde, ich . . .

... kennen Sie die hiesige Gegend?

... — ich stamme aus den russischen Ostseeprovinzen, ich . . . .

... Die hiesige Gegend ist sehr sandig. Ich bin nicht gern hier. Ich ... von Breslau. Und alles so theuer hier, Sie können sich keinen ... Mann ist Rittergutspächter. Da geht's ja noch, da können wir ... was schicken. Haben Sie den See gesehen? Das ist wirklich ... wirklich hübsch, das muß man sagen Wir haben's recht bequem. ... Zwei Kähne haben wir auch unten im Garten. Aber ich hab's ... der Kahn fahren. Ich bin zu ängstlich. — Sie wohnen jetzt in ... darf?

... — Ich bin zum ersten Mal da. Ich wollte mir einmal Berlin

... O, ja! Berlin is' sehenswerth. — Aber so geräuschvoll.

... ja! geräuschvoll ist es. Besonders wenn man an kleine Städte ge-

... Sie kommen — woher, wenn . . .

... Ich komme aus Reval und gehe nach Zürich zurück. Ich bin die ... Zürich gewesen.

... Ach ja! die schöne Schweiz! — Sie haben gewiß Verwandte in

... Nein — ich studiere.

... Sie . . . An der Universität?

... An der Universität.

... Das is' wohl nicht möglich! Also Studentin sind Sie?! Was ... höchst interessant! — Also wirklich Studentin?

... Allerdings, gnäd'ge Frau!

... Aber sagen Se blos! Das viele Lernen, gefällt Ihnen denn das?

... O, ja! ganz gut — bis zu einem gewissen Grade.

... 's die Möglichkeit.

... werden auf der Veranda sichtbar. Die Damen bemerken ihr Kommen und er-

... bedaure aufrichtig, gnädige Frau, Sie gestört zu haben.

... liebes Fräulein! Es hat mich wirklich gefreut, einmal ... Angesicht zu Angesicht zu sehn. Unsereins bildet sich mitunter ... Sie sind verwandt mit Herrn Braun?



Frl. Anna. Nein — in Paris haben wir uns kennen gelernt, auf der Ausstellung.

Fr. Vockerat (giebt ihr die Hand). Leben Sie wohl! Es hat mich wirklich gefreut . . .

Frl. Anna. Und bitte . . . Bitte nochmals um Entschuldigung.

(Fr. Vockerat mit Verbeugung ab durch die Flurthür.)

(Johannes und Braun hatten einen Augenblick auf der Veranda berathen. In folge der Berathung hat sich Johannes auf der Veranda niedergelassen, während Braun nun hereinkommt.)

Braun (erstaunt). Fräulein Mahr! Sie?!

Frl. Anna. Ja — aber ich hoffe, Sie halten mich nicht für so taktlos. . . . Ihre Wirthin, Ihre originelle Frau Lehmann ist schuld daran, daß ich Sie bis hierher . . . .

Braun. Heiliger Bimbam!

Frl. Anna. Lebt der immer noch, der heilige Bimbam?

Braun. Das hätt' ich mir aber wirklich nicht im Traume einfallen lassen. Das ist ja wirklich vorzüglich.

Frl. Anna. Also immer noch vorzüglich? Bei Ihnen ist alles immer noch vorzüglich. Sie haben sich auch garnicht verändert, wirklich!

Braun. Meinen Sie? Aber legen Sie doch ab, Fräulein.

Frl. Anna. Nein, nein! — Wo denken Sie hin? Ich wollte nur mal seh'n, was Sie machen. (Schalkhaft) Nach Ihrem großen Gemälde wollte ich mich hauptsächlich erkundigen. Kann man schon bewundern?

Braun. Kein Schatten, keine Idee, nicht mal die Leinewand dazu, Fräulein Mahr!

Frl. Anna. Das ist bös, das ist wirklich sehr bös. Und Sie haben mir's so fest versprochen.

Braun. Der Mensch denkt, und der Kutscher lenkt. Aber nochmals, legen Sie ab.

Frl. Anna. Ich habe Sie nun gesehen, Herr Braun, und hoffentlich . . . .

Braun. Nein, nein, Sie müssen hierbleiben.

Frl. Anna. Hier?

Braun. Ach so? Sie wissen wohl nicht, wo wir sind? Bei Johannes Vockerat. Na, Sie kennen ihn ja wohl zu Genüge aus meinen Erzählungen. Es ist übrigens Taufe heut. Sie kommen gerade zur rechten Zeit.

Frl. Anna. Ach nein, nein! Das geht ja garnicht. Ich hab' überhaupt noch heut mehrere Wege in der Stadt zu machen.

Braun. Die Geschäfte sind alle geschlossen.

Frl. Anna. Das thut nichts, ich hab nur Bekannte zu besuchen. Aber glauben Sie nur deshalb nicht, daß Sie mich los sind. Wir müssen uns noch mal auf länger sprechen. Ich muß Ihnen noch den Text lesen, Sie Wortbrüchiger. Sie scheinen mir immer noch so ein Kopfmaler . . . .

Braun. Erst muß man sich geistig klar sein. Die Pinselei kommt noch lange zurecht.

Frl. Anna. Na, wer weiß!

Braun. Aber fort dürfen Sie jetzt nicht, hören Sie!

Frl. Anna. Ach bitte, Herr Braun, lassen Sie mich ruhig . . . . .

Braun (ruft). Hans!! Hans!!!

Frl. Anna. Ich bitte Sie.

(Johannes kommt, erröthet.)

Braun. Erlauben Sie! Mein Freund Johannes Vockerat. — Fräulein Anna Mahr.

Fräulein Mahr
Johannes } (zu gleicher Zeit). Ich habe schon so viel von Ihnen gehört.

Braun. Denk Dir, Hans: das Fräulein will schon wieder fort.

Johannes. Das würde meiner Frau und uns allen sehr leid thun. Wollen Sie uns nicht den Nachmittag schenken?

Frl. Anna. Ich weiß wirklich nicht .... Aber wenn Sie mir sagen, daß ich nicht lästig falle — dann bleibe ich gern.

Johannes. Aber durchaus in keiner Weise. (er hilft ihr ein Jäckchen ausziehen, giebt es Braun.) Häng mal das auf, bitte! Ich möchte nur schnell meiner Frau sagen .... (in der Schlafstubenthür, ruft hinein:) Käthe! (ab in's Schlafzimmer.)

Frl. Anna (ordnet vor dem Spiegel ihre Kleidung). Ihr Freund ist sehr liebenswürdig.

Braun. Ein bischen zu sehr vielleicht.

Frl. Anna. Ach, wieso?

Braun. Ich scherze ja nur. 'N grundguter Kerl is er. Nur wenn er auf seine Arbeit kommt, da wird er unverdaulich. Passen Sie auf, wenn Sie den Nachmittag hier bleiben, liest er Ihnen unfehlbar seine Arbeit vor.

Frl. Anna. Was ist's denn für 'ne Arbeit?

Braun. Mir zu gelehrt. Philosophisch-kritisch-psycho-physiologisch — was weiß ich?!

Frl. Anna. Das interessirt mich. Bin ja selbst „der Philosophie beflissen" — so sagt man ja wohl.

Braun. Na Fräulein! da kommen Sie nicht so bald fort. Wenn Sie für seine Arbeit sich interessiren, das freut ihn ja namenlos.

Johannes (aus dem Schlafzimmer kommend). Braun!

Braun. Und!

Johannes. Geh doch mal zu Käthe hinein. Beruhige Sie Bischen. Ein Rippchen stünde zu weit 'raus beim Jungen.

Braun. Ach was!

Johannes. 'S hat gar keine Bedeutung; aber geh nur! Sie macht sich unnütz Sorgen.

Braun. Schön, schön! Geh schon. (ab Schlafzimmer).

Johannes. Meine Frau läßt sich entschuldigen, Fräulein! Sie kommt in einigen Minuten. Sie hat mir aufgetragen, Ihnen inzwischen unsern Garten 'n Bischen zu zeigen. Wenn's Ihnen also gefällig ist.

Frl. Anna. O, sehr gern!

Johannes (lächelnd). Wir haben nämlich ein recht schönes Grundstück — daß heißt nur gemiethet. Das Wundervolle daran ist der See. Kennen Sie den Müggelsee? (er übergiebt ihr den Entoutcas. Beide im Gespräch auf die Thür der Veranda zu.) Ich hasse nämlich die Stadt. Mein Ideal ist ein weiter Park mit einer hohen Mauer rings herum. Da kann man so ganz ungestört seinen Zielen leben.

Frl. Anna. Epicur.

Johannes. Ganz recht, ja! Aber ich versichere Sie: ich habe keine andre Möglichkeit ... — Wird Ihnen nicht zu kühl sein?

Frl. Anna. O, nein! Ich bin abgehärtet.

(Johannes läßt Anna vorangehen und folgt ihr auf die Veranda. Hier verweilen beide einige Sekunden. Man sieht wie Johannes der Fremden die Aussicht aufweist und erklärt. Endlich verschwinden beide in den Garten.)

(Braun kommt, gefolgt von Frau Käthe, aus dem Schlafzimmer.)

Braun (sich umsehend). Sie sind fort.

Fr. Käthe. So?!

Braun. Nein, nein! das mit der Rippe ist was ganz Natürliches.

Fr. Käthe. Mir is' wirklich ordentlich beklommen zu Muthe.



Braun. Beklommen? Weshalb?

Fr. Käthe (lächelnd). Ich hab direct Herzklopfen.

Braun. Sie sind eben noch nervös.

Fr. Käthe. Ist sie sehr stolz?

Braun. Wer?

Fr. Käthe. Das Fräulein mein ich.

Braun. Die Mahr? Stolz? — Keine Spur.

Fr. Käthe. Na, ich seh nicht ein! Ich würde mir was einbilden wenn ich . . .

Braun. Keine Spur! Nein, nein! Da unterschätzen Sie sie wirklich.

Fr. Käthe. Im Gegentheil! — Ich habe einen furchtbaren Respect vor ihr.

Braun. I, na! . . . Uebrigens bischen arrogant ist sie schon manchmal. Das gewöhnt man ihr ab, einfach.

(Pause.)

Fr. Käthe. Da hat Hannes einen Bogen liegen lassen vom Manuscript. Versteht sie davon was?

Braun. Das glaub' ich schon.

Fr. Käthe. So!? Ach! — Unser einer spielt doch solchen gebildeten Wesen gegenüber eine etwas armselige Rolle.

Braun. A — ach! — Ich weiß auch nich viel. Ich hab' auch nich studirt. Aber das kann mir weiter nich imponiren, das bischen Schulwissen, was einer hat

Fr. Käthe. Sie spricht wohl sehr glänzend?

Braun. Glänzend? Nee. — Sie spricht ha't so . . Wie wir alle sprechen. Ganz gescheidt ist Sie — Na ja! — aber deshalb —

Fr. Käthe (lächelnd). In meiner Mädchenzeit hatte ich eine reine Klabatschker. Das ging den ganzen geschlagenen Tag über Nichts und wieder Nichts. Das habe ich mir nun doch wenigstens abgewöhnt. Aber jetzt wag ich mir wieder garnichts mehr. Jetzt fürcht ich mich überhaupt 'n Wort zu sprechen. (An der Verandathür, ruft hinaus:) Muttchen! rechne auf Einen mehr!

Fr. Vockerat (von der Veranda aus, wo sie eben wieder den Tisch ordnet). Wer kommt denn?

Fr. Käthe. Das Fräulein.

Fr. Vockerat. Wer? — Ach so! — Schön! — Gut, Käthe.

Fr. Käthe (wieder zu Braun, seufzend). Ach! man ist eben verpfuscht! Man müht sich ja. — Was nutzt das! 's is doch zu spät! (vor einem Rosenstrauß) Sehn Sie mal: das sieht recht schön aus. Noch Rosen! (hält sie Braun zum Riechen hin) Und wie stark sie noch duften!

Braun. Wundervoll!

Fr. Käthe (stellt den Strauß an seinen Ort). Ist sie jung?

Braun Wer?

Fr. Käthe. Fräulein Mahr.

Braun. Ich weiß nich' mal wie alt sie ist.

Fr. Käthe. Ich bin schon zweiundzwanzig. Ja, ja! 's geht abwärts!

Braun. Stark abwärts. (Er lacht.)

Fr. Käthe. Ach! eine beschränkte Seele bin ich doch!

(Fr. Vockerat steckt den Kopf durch die Thür.)

Fr. Vockerat. Kinder! Ich bin so weit! (zieht den Kopf zurück. Ruft draußen von der Veranda in den Garten:) Papa!! Papa!!

(Herr Vockerat und der Pastor, beide in sehr vergnügter Laune, steigen die Verandatreppen herauf.)

Vockerat (an der offnen Thür, mit dem Paletot des Pastors). Na, ja! Wollen Sie dann gefälligst eintreten und ablegen. Hahaha! (lacht herzlich).



Pastor Kollin (mit Hut, Shawl und Stock in den Händen — zwischen Lachen und Cigarrenrauchen). Hahaha! zu drollig wirklich, hören Sie nur! Pf pf — zu drollig (lacht).

Vockerat. Und die Geschichte soll wirklich passirt sein, Herr Pastor! (Er bringt den Überzieher nach.)

Pastor Kollin. „Herr Neugebauer" (lacht). Pf pf — „Herr Neugebauer, wünschen Sie vielleicht noch was?" (lacht) (Hängt Shawl und Hut auf, behält das Käppchen auf dem Kopf.)

Vockerat (mitlachend). — Herr Neugebauer . . . (zu Braun) 'S war nämlich 'n Begräbniß auf dem Lande bei uns, Herr Braun. Und da stehn nun die Leidtragenden um den Sarg wissen Sie — (den Schreck markirend, schnell:) auf einmal rührt sich was. 'S mochte Einer mit dem Stuhl gerückt haben oder so — 's rührt sich was. (Er stellt das Entsetzen dar.) Alle fahren zusammen. — Nur der Kirchendiener, hahaha! der faßt sich 'n Herz, der is couragiert. Der geht nu ganz vorsichtig zum Sarge hin, hahaha und klopft an (die Stimme des Kirchendieners nachahmend, mit Knöchel auf die Tischplatte klopfend.) Herr Neigebauer! — Herr Neigebauer! winschen Sie vielleicht noch was? — (Wiederholtes, lebhaftes Lachen.)

Pastor Kollin. (Lachend.) Hören Sie nur! Pf pf das ist echt! Ich kenne die Kirchendiener.

Fr. Vockerat (kommt herein). Na Papachen, bitte! daß die Suppe nicht kalt wird.

Vockerat. Also Herr Pastor, ich bitte sehr.

Pastor Kollin. Sie haben mich übertölpelt, hören Sie nur! (Er wirft den Cigarrenrest in den Aschbecher und bietet Fr. Vockerat den Arm.) Frau Vockerat!

Vockerat (im Begriff seiner Schwiegertochter den Arm zu geben). Aber wo ist denn Johannes?

Fr. Vockerat. Und das Fräulein? — Nein das ist aber nicht hübsch von Johannes. Das ganze schöne Essen wird ja . . . . .

Vockerat (lustig). Da sehen Sie Herr Pastor: „Zwischen Lipp und Bechersrand" Hahaha!

Pastor Kollin. „Schwebt der finstren Mächte Hand" Hahaha!

Vockerat. Das war wohl die Dame. Wir sahen ein Pärchen auf dem See draußen. Nicht wahr Herr Pastor?

Pastor Kollin. Ja wohl, ja wohl! Sie werden hinausgerudert sein.

Fr. Vockerat. Ach, ich denke wir fangen an!

Vockerat. Wer nicht kommt zur rechten Zeit . . . . . .

Braun (der von der Veranda gespäht hatte, kommt herein). Sie kommen! Sie kommen!

Vockerat. Das war höchste Zeit.

(Johannes und Frl. Anna treten über die Veranda herein).

Johannes. Kommen wir zu spät?

Vockerat. Gerade noch zurecht.

Johannes. Ich bitte um Entschuldigung, wir hatten. . . . . Es war so wundervoll auf dem Wasser . . . . . Gestatten Sie! (vorstellend) Herr Pastor Kollin! Mein Vater! Meine Mutter!

Fr. Vockerat. Wir kennen uns schon.

Johannes. Meine Frau — Fräulein Mahr.

(Man ordnet sich und begiebt sich auf die Veranda. Frau Vockerat am Arme des Pastors, Frau Käthe im Arme des alten Vockerat, Frl. Mahr geführt von Johannes. Allein und als Letzter folgt Braun.

Das Zimmer ist leer. Aus der Schlafstube dringt der leise Gesang der Amme: Eia popaia was raschelt im Stroh, 's sind die lieben Gänschen, sie haben keine Schuh. Das Klirren der Teller und Bestecks von der Veranda her. Plötzlich kommt Käthe herein, um noch etwas aus dem Schubfach des Tisches zu holen. Johannes kommt eilig nach.)

Johannes. Aber Käthe — Du sollst doch nicht . . . . Du sollst doch nicht laufen. Laß mich doch . . . . .



Fr. Käthe. Ach, so schwach bin ich doch nicht.

Johannes (Feuer und Flamme). Übrigens, Du! Das ist 'n ganz wundervolle Geschöpf! Dieses Wissen! Die Selbstständigkeit im Urtheil! Und wenn man ni bedenkt, so'n Wesen hat kaum so viel um knapp auszukommen. Du weißt ja, Braun ha uns doch immer erzählt. Eigentlich ist's unsre Pflicht und Schuldigkeit, Du, daß wir si auffordern, 'n paar Wochen hier zu bleiben.

Fr. Käthe. Wenn Du willst.

Johannes. Ne, ich will nicht! Dir ist es viel nöthiger als mir, Du sollst wollen! Von so einem Wesen kannst Du noch sehr viel lernen.

Fr. Käthe. Du bist wirklich manchmal häßlich, Hannes.

Johannes. Aber hab ich denn nich' recht? Du solltest geradezu fieberhaft jede Gelegenheit ergreifen, geistig 'n Bischen weiter zu kommen. Du solltest treiben dazu! Du solltest das Fräulein hier festhalten. Ich begreife nicht, wie man so gleichgültig sein kann.

Fr. Käthe. Ich bin ja ganz dafür, Hannes.

Johannes. Gar kein Bischen Feuer ist in Euch! Kein Bischen Initiative — Schrecklich!

(Der Pastor schlägt draußen an's Glas.)

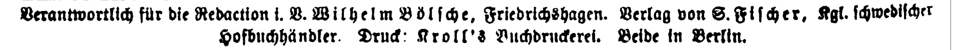
Fr. Käthe. Ach Hannes geh nur, geh! — Der Pastor toastet. Ich komme gleich! Ich bin ja ganz dafür! Wir können doch nicht beide fort sein, wenn .....

Johannes. Na sei gut! Sei gut, Käthe! (er küßt ihr die Thränen aus den Augen und begiebt sich eiligst auf die Veranda.)

Man hört die Stimme des Pastors. Der Schlummergesang der Amme klingt noch immer leise. In Käthe ist etwas vorgegangen. Sobald Johannes fort ist, wird sie gleichsam welk und muß, während sie sich bemüht auf die Veranda zu kommen, Stützpunkte mit den Händen suchen. Mehrmals leichter Schwindel. Schließlich kann sie nicht weiter und ist genöthigt sich zu setzen. Sie hält nun die Augen starr vor sich hin gerichtet und bewegt lautlos die Lippen. Ihre Lider stehen voll Wasser. Der Pastor ist zu Ende. Es wir angestoßen. Käthe rafft sich zusammen, erhebt sich, schreitet weiter.

(Fortsetzung folgt.)





Verantwortlich für die Redaction i. V. Wilhelm Bölsche, Friedrichshagen. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler. Druck: Kroll's Buchdruckerei. Beide in Berlin.



Die Weltanschauung der Jahrhundertwende.

Die Bäume werden dünn und weichen auseinander . . . noch eine kurze Reihe, und die aufstrebende Menschheit hat wieder einen Kulturwald durchschritten. Wie nun auch die Neujahrhundertsstunde aussehen möge . . . ob sie altem bösem Aberglauben treu einmal wieder Blei gießt und ihr Schicksal aus Schwert und Lanze liest, oder ob sie schon an der Weltversöhnungs-Bowle braut . . . jedenfalls ist die Stunde selbst zu kurz zur Einkehr. Es wäre nützlich, wenn man sich schon etwas zeitig auf den Nekrolog einübte, — man feiert ja jetzt auch bei unsern größeren Dichtern und Weisen mit schlauer Vorsorge schon die sechzigsten und siebzigsten Geburtstage so erschöpfend, daß beim stillen Ableben dem Zeitungsreferenten das ganze Material hübsch beisammen liegt und der Tod gar nichts überraschendes mehr hat. Die Forderung wird denn auch bereits mit Nachdruck von bester Seite erhoben, — nicht von denen, die mit Bonmots wie fin de siècle spielen und mit ein bischen Pompadourstimmung ihr Lied von der Jahrhundertwende ausgesungen zu haben meinen, sondern von Besseren. Nur: Mahnen ist leicht und Thun schwer. Wenn je ein Jahrhundert im Zeichen der Arbeit zu Ende gegangen ist, so ist es dieses. Arbeit, nervenüberreizende, geistermattende Arbeit überall. Arbeit und Kampf. Wer hat den Kopf frei zum besinnenden Ueberblick?

In der Naturwissenschaft löst sich eine Epoche der Spekulation — allerdings einer unvergleichlich fruchtbringenden Spekulation — ab durch eine Phase der stilleren, harten Detailarbeit; was einen Moment geschlossen schien, zeigt sich doch wieder überall offen, vom Schema, vom Namen, bei dem man sich fast wieder beruhigt hätte, tritt man von Neuem über zum heilsamen Stadium der Frage, der Verwunderung; das heißt aber übertreten zur Arbeit. Nicht viel anders in der Geschichtswissenschaft. Fast ihr ganzes Netz hat sie in den letzten Jahrzehnten Zug um Zug wieder aufgetrennt, nun gilt es die Maschen von Neuem knoten: Arbeit. Ein jäher Ruck hat die Sozialwissenschaft aus der beschaulichen Gelehrtenstube ins aktuellste Centrum des großen Tageskampfes geworfen, ihre Verkörperung ist jetzt der „Arbeiter" im buchstäblichen Sinne. Die Theologie kämpft, arbeitet um ihre Existenz auf Leben und Tod. Die Rechtskunde, die so lange Ruhe gehabt, ficht nach zwei Seiten, — einmal — und hoffnungslos — gegen die Naturwissenschaft und die auf natürliche Entwickelung gebaute neue Ethik, — auf der andern Seite gerade für die Erneuerung ihrer ganzen Grundlagen mit Hülfe dieser Mächte; diese Erneuerung hat sich aber noch nicht vollzogen und kann sich nur vollziehen durch Kämpfe und Arbeit. In der Kunst tobt

der realistische Streit, der als ein eminent notwendiger Streit alle Köpfe beschäftigt, aber naturgemäß auch in einer Hitze hält, die alle Kraft einseitig verzehrt, und obendrein in Staub hüllt. Ich brauche die Beispiele aus allen Gebieten hier nicht zu vermehren. Und ich brauche kaum hinzuzusetzen, daß zu der im Ganzen ungeheuren, fast erdrückenden Arbeitslast, die der Fortgang der Erkenntnißarbeit aufgehäuft hat, die entsetzlichen Inkonsequenzen und Schäden der sozialen Verteilung kommen, die direkten Kämpfe um Licht und Brod, die grenzenlose Vergeudung von Gehirnmaterial auf der einen, die sinnlose und sinnverwirrende Ueberlastung Weniger auf der anderen Seite, Myriaden, die gar nicht zum Anteil an den Geisteskämpfen kommen, weil ihnen die dürftigste Erziehung nicht gewährt wird, und Massen von wirklich Erzogenen, die doch die Geisteskämpfe nicht rein ausfechten dürfen, da sie mit ihnen zugleich ihr Brod erwerben sollen und deßhalb in den Wurzeln ihres moralischen Wesens notwendig vergiftet werden müssen.

Und wenn selbst hier und da innerhalb der einzelnen Wissenszweige ein Glücklicher ersteht, der Muße hat, die Bewegungen in seiner Nähe gleichsam vom Balkon als Ganzes zu studieren: wer genügt der eigentlichen Anforderung, — der nämlich, nun von ganz oben alle Zweige im Ganzen zu überschauen, von dem gesammten Walde das Profil zu geben, daß jeder sähe: das ist gewachsen und das nicht, hier war „fin de siècle" ein Bankerott, ein wirkliches Ende und hier war es der Keim eines besseren Neuen, eine Sprosse auf der Himmelsleiter der Menschheit, die in unserem Geiste steht. Feuilletonscribenten im Lohndienst wagen wohl solche Riesengriffe, es gibt auch populäre Bücher, die den Geist des Jahrhunderts in einem Riechfläschchen für drei Mark feil halten. Sie kommen nicht in Betracht. Nein, ich fürchte, daß gerade dieses Jahrhundertende uns wirklich erschöpfende Gesammtdarstellungen der Leistung des Säkulums nicht bringen wird. Pressen wir diesen Globus nicht übermütig auch noch auf die Schultern des halbtoten Atlas! Lassen wir das die Sache einer besseren, sozial verbesserten Zeit sein.

Aber ich möchte an ein Anderes erinnern, das doch auf Engste mit der Sorge um die Sylvestereinkehr bei der Jahrhundertwende zusammenhängt.

Wir sollten, da wir die ganze Leistung nicht umfangen können, wenigstens den Versuch machen, den Reflex dieser Leistung möglichst scharf zu fassen. Wir sollten Stimmen sammeln, die uns ein Bild geben können von der Weltanschauung zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts. Der Weltanschauungen besser; denn in einer einzigen Weltanschauung haben sich nicht einmal die höchsten Autoritätszeiten orthodoxer Kirchen-Systeme zusammengefunden, geschweige denn unsere tief zerklüftete, wilder und wilder gährende Zeit. Je mehr Einzelbekenntnisse, desto besser. Und ganz objektive Stellung des Sammlers! Denn nicht um Recht und Unrecht handelt es sich, nicht um absolute Vernunft oder Beschränktheit. Es gilt, festzustellen, was wirklich noch lebt in uns. Wenn auch nur ein einziges ganz tiefes, aus ehrlichster Seele aufströmendes Geständniß innigen Sicheinsfühlens, sei es auch mit noch so seltsamer Welt, etwa mit der Scholastik des Mittelalters, oder mit dem spiritistischen Gespensterglauben, sich findet: dieses Zeugniß genügt, um zu beweisen, daß selbst diese Dinge, die den Meisten vielleicht meilenfern liegen, noch greifbar, noch in Fleisch und Blut durch diese Wende gehen. Was ein Chimborasso von Erkenntnißthatsachen nie direkt ahnen ließe, ginge zweifellos mit heller Leuchtkraft aus dieser Sammlung hervor: die ungeheure Gemütsarbeit gerade dieses Jahrhunderts, das voreilige Weisheit das verrohte, gemüthkalte Zeitalter der exakten Erkenntniß getauft hat. Welche Spannkraft an Gemütstiefe, an innerlich „empfundener" und damit eisern gesicherter, ins Herz verwachsener Weltanschauung muß am Ende einer Epoche sich angehäuft haben, in deren Morgenrot noch der große, blendende Stern Goetheschen Empfindens und Weltauffassens strahlte, die dann düster wurde bis in die vollkommene Nacht Schopenhauers hinein, und die doch wieder die überwältigende Stärke besaß, sich aus diesem Dunkel wieder emporzuretten bis zu der

Christusgestalt Tolstoi's, dem siegesstolzen Individualismus Friedrich Nietzsche's und dem starken weltlichen Evangelium der philosophischen Vertreter des modernen Sozialismus!

Es besteht für mich kein Zweifel darüber, daß ein Hinneigen zu solchen Bekenntnißschriften im Moment bereits merkbar ist. Und im Publikum findet sich Entgegenkommen. Erfolge, wie die von Rembrandt als Erzieher und selbst des Schriftchens von Egidi beweisen das Letztere unbedingt. Aber vor allem unsere Zeitschriften sollten sich der ihnen erwachsenden Aufgabe mit größerem Nachdruck bewußt werden. In die Kämpfe um die Tagesfragen, die ja gewiß recht und nothwendig sind, sollte wenigstens von dieser nahenden Sylvesterstunde her immer stärker ein Glockenhall hereintönen, der daneben auch zum Sammeln, zur Einkahr, zur objektiven Vergegenwärtigung aller der verworrenen Kreise ruft. Es handelt sich natürlich nicht darum, etwa den wohlfeilen Pessimismus eines grünen Litteraturknaben, der Werther gelesen hat, als Extrakt des Jahrhunderts aufzuzeichnen, nicht darum, das als eine Weltanschauung vorzutragen, was nichts als das öde Produkt eingedrillter Konvention ist, nicht darum, den Propheten der rührseligen Wassersuppen und sich selbst belügenden Heiligen der Konfusion noch umfassender das Wort zu ertheilen, als sie es ohnehin schon besitzen. Nur was wirklich aus dem Tieferen kommt, sollte seine Stelle finden. Das aber auch schrankenlos. Das ist ja als sicherer Boden ganz gewiß: aus seiner Zeit heraus fällt kein ehrlicher Mensch. Der ernste, gewissenhafte Kopf, der beispielsweise vor der Religionsfrage mit dem Muthe der Ueberzeugung bekennt, daß ihm das „Ende der Religion" gekommen scheine, ist von jenem höheren Gesichtspunkte aus genau so berechtigt, zu Worte zu kommen, wie der Andere, der eben die Ekstase, die ihn zu einer Ueberwelt erhebt, für das Edelste und Begehrenswertheste in allem Wust des Lebens hält. Ist der letztere überhaupt da, so muß auch noch ein Quell irgendwo sprudeln, der ihn erquickt hat, und diese Quellen bis in die verborgensten hinein wollen wir ja eben sehen, weiter nichts.

Laßt uns in diesem Sinne dem fin de siècle eine bessere Bedeutung geben. Laßt uns nicht wie ein blasirter Boulevardbummler aus einem Säkulum herauskorkeln, das tiefer gerungen hat als irgend eines zuvor. Laßt uns das „freie" Institut der Zeitungen, das so viel und so verzweifelt „unfrei" unter dem Drucke sozialer Mißstände gelitten hat, das so oft herabgewürdigt worden ist und täglich herabgewürdigt wird, wenigstens noch zuletzt durch diesen Dienst etwas veredeln, — durch einen Dienst, eine Aufgabe, die emporführen über den Klatsch und die persönliche, kleinliche Gehässigkeit, indem sie gerade dem, was jetzt so oft an ihnen zum Fluche wird, einen objektiven Spiegel geben: der persönlichen Ueberzeugung und Weltanschauung fin de siècle.

Was in diesen Blättern im angeregten Sinne sich thun läßt, soll gewiß gethan werden.

Wilhelm Bölsche.

Gerhart Hauptmanns Einsame Menschen.

Wenn die „Freie Bühne" zu den allerbescheidensten Leuten gehörte, so würde sie nach der Vorführung des dritten Stückes von Gerhart Hauptman schweigen und sagen: Ich bin es zufrieden. Die Behauptung, die sie vor $1^1/_4$ Jahren aufstellte, braucht jetzt nicht mehr bewiesen zu werden. Der innern Entrüstung, mit der der Dichter sein Erstlingsdrama „Vor Sonnenaufgang" geschrieben hatte, antwortete damals verständnißlos die äußere Entrüstung eines unklaren Publikums, und weil der

*



Dichter ohne Rücksicht auf die sogenannten Forderungen der Bühne ein Stück Leben in dramatischer Form dargestellt hat, entrüsteten sich die bravsten Leute nicht etwa über das dargestellte Stück Leben — o nein! sie gaben vielmehr von ihrem soliden Standpunkte aus dem zweifelhaften Leuteschinder im Stück recht, als er behauptete, die Ehrlichmeinenden seien Schafsköpfe oder Narren; und Gegenstand ihrer Entrüstung war vielmehr der Dichter, dessen Charakter man schlankweg mit dem Charakter seines dichterischen Stoffs verwechselte. Der üble Lärm, den seine mißverstandene Absicht verursachte, ist auch zum Ohr und Gemüt des jungen Dichters gelangt. Er hat ihn getroffen, vielleicht auch schwer verletzt. Denn jede Verkennung guten Willens verletzt eine feinfühlende Natur. Aber was leicht hätte eintreffen können, ist nicht geschehen. Anstatt sich durch das Geschwätz der Menge einschüchtern und verblüffen zu lassen, hat Gerhart Hauptmann zwar erregt und verwundert den kluge Kopf geschüttelt, im Uebrigen aber das einzig Richtige gethan: er hat der Welt, die er erlebte, weiter nachgedacht und hat weiter geschaffen. Er schuf zunächst ein „Friedensfest", das unter dem Einflusse seines angefochtenen Rufes und in Folge zufälliger Aeußerlichkeiten nur auf das intime Publikum der Erstaufführung Eindruck machen durfte. Dann aber schuf er sein am letzten Sonntag auf der „Freien Bühne" aufgeführtes Drama „Einsame Menschen", das schneller als zu erwarten war diejenigen Hoffnungen erfüllt hat, die sich Einer oder der Andre vom Dichter des Drama's „Vor Sonnenaufgang" gemacht hatte.

Die Freie Bühne hat in diesem Winter mit einem wesentlich kleineren Publikum zu rechnen als im Vorjahr. Sie hat Diejenigen fast sämmtlich von sich abgestoßen, die über ihren eigentlichen Zweck, den Vorsatz, moderne Lebensanschauungen in realistischer Kunstform auf der Bühne einzubürgern, nie ins Klare gekommen sind. Die Treugebliebenen haben sich nun zugestanden, daß der Verfasser von „Vor Sonnenaufgang" es verdiente, der Bühne gewonnen zu werden. Man wird nun nicht mehr sagen: Hie Gerhart Hauptmann! Hie Anstand, Sitte Ehrbarkeit, Schönheit und Tugend! Sondern man wird Gerhart Hauptmann einreihen in die Zahl der Wenigen, welche durch den heutzutage nur allzu sehr unterschätzten Besitz von natürlicher Begabung beschaffen sind, als Dramatiker ernst genommen zu werden, weil sie der dramatischen Kunst mit starkem Können neue Wege und neue Ziele zeigen. Mit seinem neusten Drama wird man noch weniger, als mit einem seiner früheren, wenige Stunden oder Tage nach der Aufführung fertig. Es wird zwar den fälligen Schillerpreis so wenig verdienen, wie ihn Schillers „Kabale Und Liebe" in den Augen heutiger Preiskommissionen verdient hätte. Aber es läßt sich auch über „Einsame Menschen" so wenig wie über „Kabale und Liebe" nach der leidigen Tagesgewohnheit sofort das letzte Wort unter dem ersten Bühneneindruck sagen. Dieser Tagesgewohnheit, die eine Folge unserer Tagesproduktion ist, entsage ich in solchem Falle gern. Und da das Stück, das sein erstes Publikum tief ergriffen und noch tiefer beschäftigt hat, in diesen Heften im Wortlaut erscheint, so kann ich auch auf die unfruchtbarste Referententhätigkeit, auf Inhaltsangabe, verzichten. Ich beschränke mich für heute darauf, festzustellen, daß Gerhart Hauptmann nunmehr eine litterarische Persönlichkeit geworden ist, mit der Jeder zu rechnen hat, der dem Bestehen und Gedeihen der dramatischen Kunst in Deutschland irgend welches Interesse entgegenbringt. Wer das bestreitet, spricht sich doch selbst das Verdammungsurtheil und sollte sich, so hoch auch sein Name und seine Autorität gelten mag, lieber gleich selber zum alten Eisen legen. Denn sonst thäten es Andere!

Dieses mußte angesichts der vorhandenen Umstände festgestellt werden, bevor man in das Für und Wider des Dramas selbst eintreten darf. Denn der Weg, den Gerhart Hauptmann in diesen letzten anderthalb Jahren erstaunlich rasch gegangen ist, mag von Irrtritten nicht frei sein, aber er hat die Richtung gewiesen, die zur Erfassung des zeitgemäßen Lebens führt und die bisher unserer neuen Bühnenproduktion ganz fern lag.

Der Dichter hat in seinem neuesten Drama nicht bloß sich selbst, sondern auch den Schauspielern ganz neue Probleme gestellt Mit den alten Theaterkniffen kommt man diesen aus der momentanen Empfindung heraus handelnden und sprechenden Menschen gegenüber nicht mehr aus. Jeder Versuch, aparte Wirkungen auf Kosten der Wirklichkeit des Vorgangs zu erzielen, fällt hier sichtbarlich auf den zurück, der es versucht, und in einem solchen Stück Familienlebens, das vom Zuschauer nicht nur im Moment des Geschehens, sondern auch in seiner ganzen Vorgeschichte erlebt wird, fallen von aller komödiantischen Effekthascherei blamabelst die Masken ab.

In der Aufführung der Freien Bühne, die diesmal unter ganz besonderen Schwierigkeiten zu Stande kam, hat Fräulein Marie Meyer ein Vorbild der neuen Schauspielkunst gegeben, jener Kunst, die nichts anderes will und nichts anderes kann, als Gestalten lebendig zu machen, die nicht fragt: was wirkt? sondern die fragt: was lebt und wie wird gelebt? Ihre Oberamtmännin war in ihrer altmodischen Ehrenhaftigkeit, ihrem Verzicht auf jede pathetische oder sentimentale Wirkung ein Vorbild für das, was Andre erstreben sollten. Nächst ihr stand Herr Lening vom Residenztheater, der ein richtiges Berliner Rauhbein auch dort nicht im Stich ließ, wo der Grusel furchtbarer Menschlichkeit ihm über die rauhe Haut fährt. Herr Reicher gab die problematische Natur des Johannes Vockerat mit seiner psychologischen Kunst, die sich noch vertiefen würde, wenn der außerordentliche Menschendarsteller öfter Gelegenheit hätte, diesen Typus des modernen Erkenntnißringers vorzuführen. Diese Gelegenheit dürfte dem Frl. Frauendorfer in der Rolle (man fürchtet sich geradezu, solche Theaterbegriffe wie „Rolle“ auf dieses Lebensstück anzuwenden) der züricher Studentin, die das Glück bietend den Frieden zerstört, bald gewährt werden, und ebenso könnte Herr Merten als Papa Vockerat im „Deutschen Theater“ noch Anlaß finden, den alten Herrn zu vereinfachen und zu verwirklichen. Die Kraft dazu wäre diesem vortrefflichen, aber etwas in alter Bühnenkonvention steckenden Schauspieler gegeben. Fräulein Agnes Müller hat als Käthe besonders durch die Erscheinung und den Herzensblick freundlich angesprochen und namentlich beim gewaltigen Schluß, wo das verlassene Weib zur klaren und gerechten Erkenntniß der Sachlage emporwächst, das Rechte getroffen.

Jedoch ist trotz der ausgezeichneten Regieführung des Herrn Cord Hachmann der ganze tiefe Grund des Dramas noch nicht ausgeschöpft. Unsere Schauspielkunst steht hier noch vor Aufgaben, an die sie sich erst gewöhnen muß; und wo das Wahre schon getroffen ist, läuft es meist auf eine zufällige Uebereinstimmung zwischen schauspielerischem Naturell und dichterischem Charakter hinaus.

Paul Schlenther.

Das geistige Proletariat.

Fast in der gesammten, zumal in der oppositionellen Presse hat man es für nöthig befunden, gegen das kaiserliche Wort vom geistigen Proletariate einen mehr oder minder energischen Protest zu erheben. Besonders wollten zahlreiche Herren Journalisten die ihrer Ansicht nach ehrenrührige Bezeichnung, „verkommene Gymnasiasten“ nicht auf sich sitzen lassen. Ich muß gestehen, daß mir für meine Person der Grund zu diesem großen Aufwand von sittlicher Entrüstung, diesem einmüthig stolzen Hervorkehren des Standesbewußtseins unverständlich geblieben ist.

Es dürfte nun doch einmal Thatsache und der Kaiser hierin gar nicht so schlecht unterrichtet sein: die Herren von der Presse stellen das größte Kontingent zur Klasse jener vogelfreien Existenzen, welche man unter dem Sammelbegriff „geistiges Proletariat“ zusammenfaßt.

Liegt denn nun aber in der nackten Konstatierung dieser Thatsache schon etwas Bitteres? Selbst denjenigen, die ganz auf dem Boden der betreffenden Weltanschauung stehen, muß es bei objektiver Betrachtung der wirthschaftlichen und sozialen Zustände doch klar werden, daß ein sich immer vergrößerndes geistiges Proletariat als ein unausbleibliches Erzeugniß eben dieser Verhältnisse angesehen werden muß, als ein nothwendiges Uebel vielleicht, doch aber auch als ein nothwendiges Uebel; daß es daher ein ziemlich müßiges Unterfangen genannt werden darf, die Rolle eines Sittenrichters spielen zu wollen, einer sozialen Erscheinung gegenüber, der nur auf sozialem Gebiete zu Leibe gegangen werden kann. Nun, an jener Stelle selbst kann der Vorwurf eines abstrakten Moralisirens gewiß nicht gemacht werden, hat man doch die ernstliche Absicht, einem Wachsthum des der Meinung nach staatsgefährlichen geistigen Proletariates in der Weise entgegenzutreten, daß man die Zuflußkanäle verstopft. Unbildlich gesprochen: die höheren Lehranstalten bilden ein überzähliges Gelehrtenthum heran, an dessen staatliche Anstellung und beamtliche Installirung nicht gedacht werden kann. Dies auf den Hungeretat gestellte Gelehrtenthum, welches sich für eine bescheidene mechanische Thätigkeit oder gar für ein bürgerliches Gewerbe zu gut hält — und wie ich glaube, nicht ganz ohne Grund — wendet sich in den meisten Fällen der Presse zu, geht unter die Journalisten und Litteraten. Da auch die journalistische Karrière wegen des massenhaften Andrangs zu derselben bereits mehr als überfüllt ist und den meisten ihrer Angehörigen nur eine kummervolle und dornenvolle Existenz gewährt, so findet der Geist der Unzufriedenheit und Verbitterung eine reichliche Nahrung. Aus der Klasse des Gelehrten- und Litteratenproletariates erstehen dem Staate häufig die gefährlichsten Führer der politischen und sozialen Opposition. Was kann daher mehr im Interesse des Staates oder der ihn repräsentirenden konservativen Parteien liegen, als das geistige Proletariat zu beseitigen, die Grundbedingungen zur Entstehung desselben an der Wurzel abzuschneiden.

Nun scheint man sich allerdings sowohl der ungemein großen, schier unbesieglichen Schwierigkeiten nicht recht bewußt zu sein, welche sich der Ausführung eines derartigen Beginnens entgegenstellen, als auch der überaus traurigen kulturfeindlichen Folgen, welche eine Durchführung der Idee — ihre Durchführbarkeit einmal angenommen — unausbleiblich nach sich ziehen müßte. Von der ganz allgemeinen Nothwendigkeit einer entsprechend starken und radikalen Opposition, welcher die innerste, wichtige Funktion obliegt, durch Einführung eines belebenden und erneuernden Elementes die allzuleicht zur Stagnation hinneigende Behäbigkeit und Trägheit der herrschenden Parteien und Klassen zu paralysiren, an einer späteren Stelle. Nicht aber nur die sozialökonomische Bedeutung des geistigen Proletariates, soweit dasselbe als wesentlicher Faktor der politischen und sozialen Opposition zu betrachten ist, scheint man zu verkennen, sondern auch die Ursachen und Bedingungen seiner Existenz und demzufolge auch die Mittel zu seiner Beseitigung. Man scheint zu glauben, lediglich unsere, ja an zahllosen Mängeln laborirende Schule sei die Pflanzstätte, der Nährboden der mißliebigen Erscheinung. Mittelbar verhält sich das allerdings so, nur ist zu bedenken, daß die Schule nicht eine von den gesammten übrigen staatsökonomischen Institutionen völlig losgelöste Anstalt ist, sondern daß ihre Gestalt und ihr Charakter völlig abhängig sind von den volkswirthschaftlichen Verhältnissen. Unmöglich geht es daher an, die Schule einer gründlichen Reform zu unterziehen ohne gleichzeitig in die ökonomischen Verhältnisse des gesammten sozialen Lebens umgestaltend einzugreifen. Im Gegentheil, bei normalem Verlauf der Dinge müßte die allgemeine Sozialreform

der Schulreform unbedingt vorausgehen, zum Mindesten müßten die Verbesserungen gleichzeitig vorgenommen werden. Ein verhängnißvoller Irrthum scheint es uns, durch einen willkürlichen Eingriff der aus den sozialen Verhältnissen herausgeborenen Entwickelung der Schule hemmend entgegentreten und, damit zugleich rückwirkend auf das soziale Leben, den gesunden Fluß der Dinge zum Stillstand bringen zu wollen. Ein derartiger Akt hieße nichts anderes als das Naturgesetz des ewigen Wechsels, des unausgesetzten Fortschritts negieren. Doch, wie schon gesagt, vor einem solchen Unterfangen braucht uns nicht gerade sehr bange zu sein, die eherne Realität der Dinge läßt sich nicht idealistisch modeln.

Man beabsichtigt, den Gymnasialbesuch, den Zutritt zum akademischen Studium möglichst zu erschweren. Vor allem sollen keine neuen Gymnasien mehr eröffnet werden. Möglich zu machen gedenkt man dies dadurch, daß man den bisher sehr stiefmütterlich bedachten Realschulen jene Privilegien zuwendet, welche den enormen Zudrang zu den Gymnasien verursacht. Soll nun aber dem Gymnasium durch die Realschule ernsthaft Konkurrenz gemacht werden, so muß die letztere dem humanistischen Gymnasium vor allem darin für ebenbürtig erklärt werden, daß die Maturitätsprüfung der Realschule ebensogut wie das Reifezeugniß des Gymnasiums zum Universitätsstudium berechtigt, wenngleich nur für das Studium der neueren Sprachen, der Mathematik, der Naturwissenschaften und wohl auch der Medizin. Was aber wird hiermit erreicht sein? Das Gymnasium sieht sich allmählig aufs Altentheil gesetzt, die Realschule, zum verpönten Realgymnasium — ohne Latein — geworden, tritt an seine Stelle, in seine Rechte ein, und geistiges Proletariat ist nach wie vor in Masse vorhanden. Oder man versuche doch, den Angehörigen der mittleren und niederen Stände den Zutritt zum Studium überhaupt zu vermauern. Man schraube doch das Schulgeld ungeheuerlich in die Höhe, notabene, wenn man sichs gefallen läßt. Es handelt sich ja hier nicht um geistige Bevormundung. Es gilt den Kampf um die nackte materielle Existenz. Nicht aus übergroßem Bildungsdrang, noch auch, wie man ihm vielfach vorgeworfen, aus Hochmuth schickt heutzutage der „kleine Mann“ seine Kinder in die höheren Schulen. Er thut es in den weitaus meisten Fällen aus purer hausväterlichen Oekonomie. Er kann es nicht vor seinem Gewissen verantworten, seine Lieben einer dermaleinst gleich schlechten, ja voraussichtlich noch elenderen Lage preisgegeben zu haben. Sein Junge soll es einmal nicht so erbärmlich und sorgenvoll im Leben haben, wie sein Vater, den seine Eltern aus Unverstand noch ein Handwerk erlernen ließen, wie das vor dreißig Jahren ja auch noch Mode war. Seine Eltern waren schlichte unerfahrenen Leute, die nicht Bescheid wußten im Weltenlauf; für sie galt noch das Sprüchlein der guten alten Zeit „Handwerk hat einen goldnen Boden.“ Wie haben sich die Zeiten seitdem geändert. Zwar giebt es auch heutzutage noch Menschen — sie pflegen so recht behaglich in Amt und Würden zu sitzen — welche die Bonhommie besitzen, den Leuten einreden zu wollen, auch heute vermöge noch jeder Handwerker vom echten Schrot und Korn sein ehrliches Stück Brod zu verdienen. Diese Menschen, welche nie einen Blick in das unerbittliche Getriebe der industriellen Konkurrenz geworfen haben, haben dann noch die Naivetät, sich zu wundern, daß Niemand ihren Salbadereien Gehör schenken will. Daß das Handwerk, das Kleingewebe, der geringe Bauernstand mit rauhen Schritten ihrem Ruin zueilen, zu dieser Ueberzeugung wird sich jeder ehrliche Mensch bekennen, der die betreffenden Kreise kennen zu lernen Gelegenheit hatte oder der von statistischen Erhebungen Notiz genommen hat. Man braucht keineswegs Sozialökonom oder gar Sozialist zu sein, um diese Thatsache unumwunden anzuerkennen. Der Industrialismus, der Kapitalismus zermalmt unnachsichtlich den Rest der kleinen selbstständigen Existenzen. Noch hat sich dieser Prozeß erst in den Großstädten, den hauptsächlichsten Industriebezirken vollzogen, noch existirt in der Provinz, auf dem platten Lande der kleine Mann, hartnäckig sträubt er sich gegen seine Vernichtung, aber die Ahnung, ja vielfach die

**

Gewißheit seines baldigen Untergangs drückt seinen Lebensmut mehr und mehr darnieder und lähmt seine Thatkraft. Kann man es diesem kleinen Mann verübeln, wenn er bestrebt ist, wenigstens seine Kinder vor dem bevorstehenden Zusammenbruch zu retten, wenn er sie eines besseren Loses theilhaftig werden lassen möchte?

Was soll er sie nun werden lassen? Von allen Gewerbszweigen, die der Konkurrenz durch Großbetrieb am wenigsten ausgesetzt sind, gelten kaum zwei als noch einigermaßen auskömmlich, ja rentabel: das Bäcker= und das Metzgergewerbe. Zu ihnen besteht daher noch ein fortgesetzter Zudrang selbst besser Situirter. Diese beiden Gewerbe kommen jedoch nur für einen winzigen Bruchtheil der Gesammtheit in Betracht. Ein bei weitem stärkerer Prozentsatz wendet sich dem Handelsstande, der Kaufmannschaft zu, mit welchen Aussichten, braucht wohl nicht näher beleuchtet zu werden. Die Misère der Kleinkrämer einerseits und der ungeheuren Mehrzahl der ewig konditionirenden Commis andererseits ist bekannt. Eine gewisse, wenngleich noch immer unsichere Aussicht auf Erfolg wird wohl in der kaufmännischen Branche gewährt und eine bessere Schulbildung. Dazu kommt das Privileg des einjährigen Militärdienstes. Man glaube aber nicht, durch Einrichtung einer vorzüglich für den Handelsstand und andere sogenannten praktische Berufe vorbereitende höhere Lehranstalt viel erreichen zu können. Die kaufmännische Carrière ist nur der Nothhafen, in den sich zahllose junge Menschen beim Scheitern ihrer ursprünglich höheren Pläne retten. Die Stellung eines Handlungscommis hat zu wenig Verlockendes, um von vorn herein für sich einnehmen zu können.

Man wird vielleicht erwidern, daß man künftighin die weniger intelligenten Zöglinge nach kurzer Probezeit von der akademischen Laufbahn ausschließen werde. Allein ich verspreche mir auch von dieser Maßregel, gegen welche auch die dabei nicht wenig interessirten höheren Kreise ankämpfen würden, sehr wenig. Beim Zurückbleiben und Verbummeln vieler Schüler spielen tausend andere Umstände eine Rolle, zu allerletzt erst kommt der Grad der Intelligenz in Frage — falls man nicht etwa die Sache umkehren wollte. Höchst selten wird ein Schüler so schwach veranlagt sein, daß er sich nicht bei gutem Willen und mit der nöthigen Ausdauer durch alle Examina durch zu „büffeln“ vermöchte.

Welch praktische Berufe kommen nun aber nach dem kaufmännischen noch groß in Frage? Subalternbeamter kann doch auch nicht ein Jeder werden. Man hat augenscheinlich die Berufe der Techniker, Mechaniker, Ingenieure ꝛc. im Auge. In dem Maße, wie die Industrie ihren Bedarf an diesen steigert, in demselben, ja in ungleich höherem Maße expropriirt sie auch die kleinen Leute! Ueberdies ist bereits heute ein erklecklicher Ueberschuß technisch und polytechnisch Ausgebildeter vorhanden. Und nächst den akademisch Gebildeten liefern sie vielleicht den stärksten Zuwachs zum geistigen Proletariat.

Uebrigens sind unsere Industriellen dieses Umstands wegen gar nicht aufgebracht. Das Massenangebot von Arbeitskräften drückt auch hier deren Preis herab, wir haben hier die Erscheinung einer industriellen Reservearmee im Kleinen.

Demnach: die Berufe müßten erst noch gefunden werden, denen sich die vom Studium Ausgeschlossenen zuwenden könnten.

Nun aber! Ist es bei Lichte besehen denn wirklich ein so drohendes Unheil für die Sache der Menschheit und der Cultur, ein zahlreiches geistiges Proletariat im Rahmen des Staates, der Gesellschaft zu beherbergen? Ich für meinen Theil bin gerade der gegentheiligen Ansicht. Der Mensch gelangt erst zur Erkenntniß und damit zur Möglichkeit der Verbesserung seiner Lage durch längeres, grübelndes, meinetwegen auch „skeptisches“ Nachdenken; alles Denken dreht sich ja um das Wörtchen „warum“, ist demnach skeptisch.

Muße, viel Muße ist aber die erste Bedingung alles tieferen Denkens und ernsteren Prüfens. Wer nun von denjenigen, deren Zeit durch eine Beamten= oder sonstige berufliche Stellung übermäßig absorbirt ist, vermag eine vorurtheilslos wahr=

heftige Kritik über die wichtigsten Dinge der Menschheit, über Staat und Gesellschaft auszuüben!

Die geistigen Proletarier hingegen haben meist genügend Muße zu derartig kritischen Betrachtungen, zu denen ihnen der Hunger obendrein ein trefflicher Sporn ist. Wer im Wohlleben sitzt, ist fast immer Optimist in der Beurtheilung der Lage seiner Nebenmenschen, mag die Welt um ihn herum auch die denkbar miserabelste sein. Wir dürfen daher gerade das geistliche Proletariat als das eigentlich productive Hirn der Gesellschaft betrachten. Auch aus dem Grunde, weil schon an und für sich keineswegs die schlechtesten Köpfe aus ihrer regulären Laufbahn heraus in unsere verpönte Kategorie geschleudert werden. Gerade die weniger schmiegsamen, gediegeneren Charaktere gerathen in der Regel mit den öfters nichts weniger als musterhaften Erziehungsschablonen in Conflikt.

Ich bemerkte gleich zu Anfang, daß es mir unverständlich wäre, wieso man jenen Ausführungen gegenüber auf seine journalistische Standesehre pochen konnte. Bei Leibe nicht alle Journalisten dürfen auf die Ehre Anspruch erheben, zum geistigen Proletariate gerechnet zu werden, nicht einmal die Mehrzahl derselben. Man kann Journalist sein und zugleich Erzphilister.

Das echte geistige Proletariat in unserem Sinne besteht aus einer Elite emancipirter Geister, welche sich, selten in geschlossener Colonne, meist in Tirailleurform fechtend, um das Banner der Zukunft geschaart haben. Auch „verkommene Gymnasisten", in des Wortes buchstäblicher Bedeutung, befinden sich darunter. Und auch das ist eine drastische Illustration zu dem Kapitel „humanistisches Gymnasium"

H. Ströbel.

Ludwig Anzengruber.

Führende Geister. Eine Sammlung von Biographien, herausgegeben von Anton Bettelheim. Dritter Band: Ludwig Anzengruber. — Der Mann. — Sein Werk. — Seine Weltanschauung. Von Anton Bettelheim, Dresden. L. Ehlermann 1891.

II.

Anzengruber begann seine schauspielerischen „Kunstreisen", nach eigenem Wort, „unter Verhältnissen, wo das Reisen eine Kunst war": mit schmalem Beutel, unter fremdem Namen: doch die treue Mutter hielt ihm zur Seite aus, die stete Genossin seiner Wanderfahrten. Der Buchhändlerlehrling Ludwig Anzengruber hatte sich in den „Episodisten" L. Gruber verwandelt, aber schon war mit dieser Metamorphose seine Wandlungsfähigkeit auch erschöpft: er blieb der steife, schwerfällige, breitbeinige Mann allezeit, dem man am liebsten Kerkermeister, Profossen und andere bärbeissige Amtspersonen anvertraute. Er erfuhr, was alle mittelmäßig Begabten beim Theater erfahren: statt mit den Jahren vorwärts zu schreiten, ging es immer mehr abwärts mit ihm, seine erste Stellung blieb auch seine beste, sein erstes Gehalt auch sein höchstes. Bis in Schwenders „Neue Welt" in Hietzing, bis in die vacirenden Singspielhallen gelangte er zuletzt und fungirte als „Aushülfe" auf dem „Brettl"; und diese siebenjährigen Künstlerfahrten, die ihn in alles Elend des Schmierenlebens tief hineintrieben, die ihn bis in croatische und slavische Nester führten, wo in Wirthshäusern, in Scheunen, auf Theilung agirt wurde, endigten mit einem völligen Fiasco; entbehrungsreiche Tage kamen herauf für den „vacirenden" L. Gruber und das „Demoralisirende der Noth" trat ihm greifbar nahe. Dem Versinkenden kam zuletzt Hilfe — von einer hohen Polizei: als unbeschäftigter

Praktikant, dann als Kanzlist, mit 50 Gulden Monatsgehalt, verharrte er mit bitterem Ergeben in einer Stellung, die sonst alten Unterofficieren zugedacht wird: er copirte Leumundsnoten, „erhob" Vorstrafen an Strolchen und schrieb Steckbriefe durch volle fünf Jahre: Pegasus im Joch.

Mit der ganzen Einfachheit seiner Kernnatur hat Anzengruber uns geschildert, wie dann die reife Frucht dieser Tage, da die Zeit erfüllt war, abfiel: die Bühnenerfahrung des Schauspielers und die Lebenserfahrung des Praktikanten miteinander machen den realistischen Dichter in ihm, dem Kenner der Scene frei. Wie Shakespeare, wie Ibsen sollte er aus Passionsjahren der Werdezeit das Beste und Innerste seiner Kunst ziehen; und die Bretter zu beherrschen, hatte er nun auf den Brettern selber dennoch gelernt. Ein Dutzend Volksstücke wohl hatte er, in dem Jahrzehnt von 1860 auf 1870, verfaßt, den Bühnen eingereicht und prompt wiederum zurückerhalten; die Hoffnung sich durchzusetzen aber erwachte immer wieder, und ein neuer Stoff gab neuen Muth: „Da, noch einmal, fragte ich meine getreue Rathgeberin, — meine Muse? – nein, meine Mutter: ich habe einen Stoff zu einem Volksstück, soll ich ihn schreiben? Vielleicht nimmt das Stück diesmal die Direction nnd verbietet es die Censur". — „Du hast soviel für die Tischlade geschrieben, wag's daraufhin wieder." — „Ich wagte, und was dabei herauskam, weiß Jeder, der den Pfarrer von Kirchfeld kennt."

Aus einer Anregung der Theaterzeit ganz unmittelbar scheint der „Pfarrer von Kirchfeld" geflossen zu sein. In einer der zahlreichen Truppen, denen er angehörte, in der kleinen oesterreichischen Stadt Marburg war Anzengruber einem Genossen nahegekommen, Dominik Klang, der direkt aus dem theologischen Seminar auf die Bühne gesprungen war; der Contrast der Berufe, und daß der Pfarrer den Komödianten lehrte, nahm Anzengruber Wunder, und als seine Mutter einwarf: „Na, er wär halt ein verliebter Pfarrer worden", schwieg der Dichter erstaunt einen Augenblick und rief dann plötzlich aus: „Wär kein schlechtes Stück!" Die plastische Schlichtheit, mit der hier Mutter und Sohn ein Grundmotiv des Dramas erfaßten, hat auch bei der Ausgestaltung gewaltet, und bewundernd, im Innersten getroffen, standen die Zeitgenossen vor diesen lebenathmenden, lebensprühenden Gestalten, vor diesem Geist der Milde, des Tiefsinns und der lautern Fröhlichkeit, die den Pfarrer gebildet, den Wurzelsepp und den Michel Berndorfer. Die oesterreichische, die deutsche Litteratur war um einen dramatischen Dichter reicher, als, eben da Grillparzer zu Grabe gehen wollte, am 5. November 1870, der „Pfarrer von Kirchfeld" die Feuertaufe erhielt. Auf Operetten- und Possenboden, in der Domäne von Offenbach und O. F. Berg „an der Wien" war mit neuer volksthümlicher Kraft das Bauerndrama auferstanden.

Nun ist es aber das Merkwürdige in Anzengrubers Leben, das Typische, das Tragische: wie auf diesen starken Erfolg Rückschläge und Fehlschläge folgen; wie der Dichter, indem er fortfährt, Zug um Zug dramatische Meisterwerke vor die Hörer hinzustellen, doch immer schmerzlicher auf Ungunst der Menschen und der Dinge trifft: allgemeine und zufällige Erscheinungen der modernen Welt, sociale und künstlerische Bedingungen miteinander hemmen die freie Entwicklung dieses großen Poeten. Anzengrubers beste Kraft fällt in das Jahrzehnt von 1870 auf 1880: in diese satte Zeit der Gründungen zuerst, in die Aera der „höchsten Fructificirung", die dem Ernst des Dramas feind, zu den Schwänken und Operetten hinblickte; in die Zeit des großen „Krachs" dann, wo eine sorgenvolle, verarmte Menschheit vor dem Tragiker nun erst ganz entfloh. Denn kein schmeichelnder „Lokaldichter" stand hier, der mit breitem Behagen heimische Zustände pries, der das „Weaner Herz" und die „Weaner Gemüthlichkeit" verherrlichte, und selbstgefällig prahlte: „Sollen's uns nachmachen", — hier stand ein erzürnter Sittenrichter, ein liebend Strafender, der die Verlotterung von Alt-Wien und die Verrohung von Neu-Wien mit gleich herber Wahrheit vergegenwärtigte, und der allem theatralischen Schönfärben, allem Lackiren mit Honigfarben, ewig feind blieb. Er hat diesen Standpunkt, den Standpunkt des geborenen Veristen, selbst schlagend

vertheidigt in seinen „Dorfgängen", als er in der Vorrede ironisch fragt: „Soll denn nicht die Kunst der friedliche Laubengang, der geheiligte Tempel, die fröhliche Schenke und ich weiß nicht was noch sein, wo man sich hinflüchten und dem Leben aus dem Wege gehen kann? Man verlangt nach sanften Schmerzen und milden Thränen. Soll man denn auch noch in den Büchern das wilde Weh und der stöhnende Aufschrei begegnen, vor welchem wir sonst, wo es nur angeht, Aug und Ohr verschließen? Ja, für die Verklärung des Lebens spricht alles und dagegen nur Eines: die Wahrheit". Und mit eindringlicher Rede bittet er nun, den Priester der künstlerischen Wahrheit zu hören, der den conventionellen Verfälschungen des Lebens entgegentritt: „Laßt mir den Realisten gelten! Laßt mich gelten!"

Aber man wollte ihn nicht gelten lassen, den unbequemen Mahner: nicht droben auf der Bühne, nicht drunten im Parterre; und das Echo der Unlust pflanzte sich fort vom Theater in die Zeitungen. Unverstand der Direktoren, welcher modischen Possentand und Operettenkram einseitig begünstigte und verhätschelte, Unverstand eines leichtfertigen Publikums und einer flachen Kritik hat an Anzengrubers Schaffen arg gesündigt; und zuletzt mußte der Prophet, der im Vaterland nichts galt, bei uns im Norden wie neu entdeckt werden, so daß er beglückt ausrief: „In Berlin läßt man mir Gerechtigkeit widerfahren — dort bin ich wer!" Gleich nach seinem ersten Erfolge schon mußte Anzengruber in dem führenden Blatte, der „Neuen Freien Presse" die sauersüßen Worte lesen: „Der Verfasser wollte vielleicht einen gegen Versuchung starken Charakter zeichnen, und es gelang ihm, einen von salbungsvollen Phrasen triefenden Schwächling zu schildern, der nur durch den Verrath eines verwilderten Lumpen gerettet wird. Dieses Volksschauspiel müßte, um seinem Titel Ehre zu machen, eine Lehre für das Volk enthalten, an dessen Adresse es gerichtet ist. Nun ist es aber nichts anderes, als eine dramatische Anleitung, ein guter Pfarrer im Sinne des Verfassers zu werden. Wer soll von dieser Lehre profitiren? Die Alumnen wird man wahrscheinlich nicht zu dessen Besuch aufbieten und bei dem Publikum, das eine Zeit lang daran sein Gefallen finden dürfte, würden wieder nur die Schlagworte verfangen, die, bei kritischem Licht betrachtet, eigentlich hohl sind". So sah das „kritische Licht" aus, das über einem der ersten deutschen Dramatiker leuchtete, in einem der ersten deutschen Blätter; und wenn auch später Heinrich Laube an der gleichen Stelle sein gewichtiges Wort sprach — der landläufige Ton überlegener Oberflächlichkeit war hier doch angeschlagen, den Anzengruber, wie oft noch, vernehmen sollte.

Gleich Anzengruber's zweites Drama, der „Meineidbauer", brachte, neben reichlicher Anerkennung der Besseren, Enttäuschung auf der Scene; der Theatererfolg des mächtigen Werkes, das an dem Innersten der Seelen mit tragischer Gewalt rüttelt, stand hinter dem „Pfarrer von Kirchfeld" zurück. Der Versuch dann, denen von der „Hofburg" zu Liebe, die den Dialekt vornehm verschmähten, ein hochdeutsches Stück zu schreiben, mißlang; und man ermißt leicht, mit welcher Pharisäermiene nun die berufene Kritik über den unbequemen Großen herfiel. Auch sein Volksstück „Die Tochter des Wucherers (von 1873) ward kein Treffer, den „G'wissenswurm" (von 1874) mordete der Krach, das Drama „Hand und Herz" ein feindlicher Direktor; und so verfolgte Mal um Mal mit einer Consequenz die nur durch Anzengrubers ausdauerndes Schaffen noch übertroffen ward, die Ungunst der Dinge den Dichter, fremde und eigene Schuld, launische Zufälle und sociale Nothwendigkeiten. Der „Feldgensdarm Sorge" war ihm wiederum auf den Fersen; ein journalistisches Tagelöhneramt, die Redaction von Witzblättern und Familienblättern, mußte ihn nähren, und viel kostbare Zeit verlor der Dramatiker; aber die erstaunliche, die fast unbegreifliche Productivität des Mannes triumphirt dennoch über alle Hemmungen und gerade in den Tagen des Kampfes entstehen Schlag um Schlag Meisterwerke, wie die Erzählungen der „Dorfgänge" und das „vierte Gebot". Der Dichter selbst gestand damals: „Ich athme nicht, ich bin jetzt Schreibmaschine, dramatische Schreibmaschine, ich habe nichts als Konflicte in der Seele, Figuren im

Kopfe, seelenerschütternde Reden im Herzen und anders erschütternde in der Gegend des Zwerchfells. Ich weiß vor Arbeit nicht, wo mir der Kopf steht, oder manchmal zu gut, wenn er mir weh thut". Das ging ohne Unterlaß fort, bis endlich doch tiefe Entmuthigung den Dichter faßte: als er sah, daß die Wiener dem „Blitzmädel", einer der albernsten Possen, zuliefen und seinen Werken fernblieben, als eine der Wiener „gefeierten" Soubretten die Darstellung seines Volsstückes, „Brave Leut' vom Grund" ablehnte und statt Anzengruber lieber Costa und Hennequin spielte, — da warf er die Feder zuletzt hin und wandte der Bühne, für die er „rein unnöthig" geworden, trauernd den Rücken; und er schrieb in sein Kalenderbuch, am Abend des Sylvester: „Böse Zeit; böses Jahr."

(Ein letzter Artikel folgt.)

Otto Brahm.

Bourget's Physiologie der modernen Liebe.

Es ist eines der allerseltsamsten Bücher, diese Physiologie de l'amour moderne von Paul Bourget, — oder besser gesagt: von ihm aus der Hinterlassenschaft Claude Larcher's herausgegeben, dieses in den Werken Bourget's immer wiederkehrenden Schriftstellers.

Während die Romane erdrückt wurden von der Fülle philosophischer Betrachtungen, ist dieses wissenschaftlich angelegte Buch der interessanteste Roman geworden, von einer Lebendigkeit der Darstellung, die Bourget nicht allzuhäufig eigen ist.

Einer der traurigsten Romane, die je geschrieben worden sind, die Geschichte einer modernen Liebe.

Denn diese Liebe ist nicht jenes alte, romantische Gedusel, es ist auch nicht jene Herzensneigung, jene zügellose Leidenschaft, die selbst in unserer Zeit ebenso häufig wie früher ihre verderbliche Wirkung zeitigt, — sondern es ist die Liebe der Weltstadt, — das, was der Großstädter, der Sohn des fin de siècle, unter den Begriff Liebe faßt.

Und diese Liebe ist ein so merkwürdiges Gemisch von thränenseliger Sentimentalität und kalter Herzensrohheit, von brutaler Sinnlichkeit und dem Bedürfniß nach innerem Verständniß, von Verachtung und kniefälliger Anbetung, daß es schwer sein würde, diese seltsame Erscheinung anders als an einem individuellen Beispiele zu demonstrieren. —

I.

Das ganze Gebiet dieser modernen Krankheit ist in dem vorliegenden Buche so völlig umfaßt, daß man kaum einen einzigen Zug hinzuzufügen hat, wohl aber zu jedem Satze eine Fülle von Beispielen geben möchte, um den Beweis zu liefern, daß sich das Liebesleiden an der Spree durch nichts von dem am Seineufer unterscheidet; — es steht alles in dem Buche, was nur ein Moderner über die Liebe philosophiren mag, und nur ein einziges Kapitel fehlt, eins das noch geschrieben werden muß: das Kapitel von der glücklichen Liebe.

Bourget giebt uns nur die Nachtseiten, nur Elend und Jammer, Verzweiflung in Folge von Uebersättigung, Verachtung und Feigheit vor sich selbst. Es ist die Schilderung der Entnervung, des Fiebers, das an die Grenzen des Selbstmordes streift, und mit dem Verluste des sittlichen Ichs endet.

Das Buch befaßt sich einzig mit der Episodenliebe der Großstadt; und jene andere, die Michelet in seinem Buche l'amour, mit weiblicher Empfindungstiefe erschöpft hat, diesem von philisterhafter Engherzigkeit fast schlackenfreien Hymnus auf die Freundschaftsliebe, die frei bleibt vom Schmutze der Sinnlichkeit, diese häusliche Liebe, die nicht raucht und feuerbrünstelt, sondern der behaglichen Wärme des Kaminfeuers gleicht, — diese wird auch nicht mit einem Worte gestreift, und das muß dem Buche in den Augen der Unverständigen das Gleichgewicht nehmen.



II.

Der Versuch einer Physiologie der Liebe ist oft gewagt, allein Stendhal's Buch beschäftigt sich eigentlich mit allem möglichen, am wenigsten jedoch mit der Beziehung der Geschlechter, und ist dabei von einer Oberflächlichkeit, die ein Interesse kaum aufkommen läßt.

Michelet's Buch, wie gesagt, geht über die Liebe, die zur Ehe führt, nicht hinaus, und hat deshalb für die moderne Zeit, wo das Liebesbedürfnis meist schon vor der Verheirathung erschöpft ist, wenig praktischen Werth.

Mantegazza's Buch ist allzusehr naturwissenschaftlich angelegt, es giebt beständig Parallelen; allein an die Sache selbst wagt er sich nicht recht heran, wie denn auch dem im Augenblick lebenden Italiener diese Folterkammer modernen Liebesgenusses ewig verschlossen bleibt.

Denn es ist eine Folterkammer mit Marterwerkzeugen grausamer Art, durch die uns Bourget führt, sodaß man ein eigenthümliches Gruseln keinen Augenblick los wird.

Handelt es sich doch um jene Augenblicksliebe, die vierzehn Tage, vier Wochen, ein Jahr oder mehrere dauern kann, aber eben so gut in einer Minute ausgelöscht wird, als sei nie etwas gewesen; eine Liebe, an die die beiden Betheiligten mit der Gewißheit herantreten, daß sie nicht von Dauer ist, noch sein kann.

So steht ihnen beständig das Auseinandergehen vor Augen und zerstört jeglichen Genuß.

Bei dem Manne der Gedanke: was wird dann aus ihr werden? — bei dem Weibe die haltlos trügerische Hoffnung, daß sie es erreichen wird, ihn ewig an sich zu fesseln; aber in jeder nachdenklichen Spanne Zeit die erfahrungsgemäße Gewißheit: er wird dich beiseite werfen, wenn er deiner überdrüssig ist; du wirst für ihn nichts weiter sein als: eine mehr, — und er wird einmal hingehn und ein Mädchen heirathen aus seinem Stande, während du ihm nur ein Zeitvertreib für müßige Stunden gewesen bist.

Und dann — jenes unbesiegbare Mißtrauen, der Gedanke, oder die Gewißheit, daß der andere so wenig naiv ist wie man selbst, daß man sich hinsichtlich der Vergangenheit nichts vorzuwerfen hat.

Daß auf diesem Sumpfboden versteckter gegenseitiger Verachtung nur eine Giftblume gedeihen kann, ist augenscheinlich; — eine Blume mit oft lodernder Farbenpracht, mit berauschenden Düften, aber doch in sich tötliches Gift bergend.

Es ist ein fortdauernder Betrug. Man betrügt den anderen so sehr wie sich selbst. Diese ganze Scheinliebe beruht auf nichts anderm als auf dem sinnlichen Verlangen nach dem Weibe und jener verkettenden Gewohnheit, die zwei Menschen unlösbar fest zusammenschmieden kann, wie Galeerensträflinge.

In mehr oder weniger grellen Farben ist dies immer das Bild der modernen Großstadtliebe wie sie uns Bourget zeigt, an Claude Larcher und Colette Rigaud, diesen beiden so überaus interessanten Nebenpersonen aus Mensonges.

Nur wird die Wirkung des Buches manchmal beeinträchtigt durch die mehr als übertriebene Aengstlichkeit mit der sich Bourget hinter die Phantasiegestalt Larcher's verkriecht, in diesem seltsamen, einleitenden Brief an den Herausgeber der Vie parisienne und dem angeflickten Schlußkapitel XXII.

Und nun ein Seltsames. — Während es bei uns genug vorkommt, daß der Autor der Buchausgabe die in der Zeitung ausgemerzten Stellen wieder einfügt, liegt der Fall bei der Physiologie umgekehrt. Es fehlen im Buche einige der allerinteressantesten Betrachtungen, und Bourget giebt uns dafür Varianten, die er, wie er schreibt, unter den Papieren seines Freundes gefunden hat.

III.

Die Bourget'sche Physiologie der Liebe zerfällt in vier große Abschnitte.

Nach der allgemeinen Einleitung über die Entstehung des Gedankens, das Buch zu schreiben, erhalten wir in den ersten vier Kapiteln die Naturgeschichte des modernen Menschen, natürlich immer nur des Großstädters, der in der glücklichen Lage ist, statt zu arbeiten, das Leben und vor allem die Liebe zu studieren.

Nachdem dann die Frau, stets mehr oder weniger demi-monde, ebenso eingehend klassifiziert ist, kommt Bourget zu der Beziehung der Geschlechter und widmet dem „Glück" der Liebe



fünf Betrachtungen, die alle darauf hinauslaufen, daß in der Herzlosigkeit die einzige Möglichkeit des Glückes liegt, und daß was wir Liebe nennen, nichts ist, als Eifersucht, die aus unserer Eitelkeit, Langweile und brutalem Egoismus hervorgeht, einer Eifersucht des Verstandes, des Herzens und der Sinne.

L'Art d'aimer vraiement moderne et nouveau s'apellera l'Art de rompre . . .

Das ist die These, um die sich das ganze Buch dreht, und für deren Wahrheit die Geschichte Larcher's und Colette Rigaud's den Beweis liefern soll.

Es handelt sich allein um eine Beziehung, die mit Gewißheit einmal zu Ende geht, und dieses Bewußtsein ist es, was dem Verhältniß von Anfang an seinen Stempel aufdrückt Es ist der Kampf des gesunden Menschenverstandes gegen die Sinnlichkeit, gegen die Macht der Gewohnheit und ein übel angebrachtes Mitleid, das den Muth nicht aufkommen läßt, ruhig auseinander zu gehen.

Bourget's beständiges Beispiel und Vorbild ist in dieser Hinsicht Constant's Adolphe, jenes neben Faydeau's Fanny unablässig citierte Buch.

IV.

Bourget betont, wo es nur immer angeht, seinen positiv christlichen Standpunkt, er steht fast auf dem Boden Tolstoischer Moralverwirrung, es ist der beständige Kampf gegen die Sinnlichkeit: von der Religion scheinen ihm allein die Versuchungen der Heiligen bemerkenswerth.

In diesem Gebahren liegt ein unschöner hyperkritischer Zug; es erinnert zu sehr an die Geschichte jener alten Betschwester, die einmal sehr jung gewesen ist.

Allein man fühlt von vornherein, daß all diese Stellen nur Flicken sind, die mit der Sache selbst nicht viel zu schaffen haben, und man thut Paul Bourget, wenn ihm soviel daran liegt, gern den Gefallen, alle Offenherzigkeiten auf das Conto von Claude Larcher zu schreiben, den er am Ende kluger Weise eines erlösenden Todes sterben läßt.

In diesem Claude Larcher steckt eine Art modernen Werthertypus, und es sollte mich nicht wundern, wenn kommende Zeiten in dieser Gestalt mit Recht das Vorbild erblicken werden für den Verliebten vom fin de siècle.

Was dem Buche seinen hohen Werth verleiht, das ist die Geschlossenheit seiner Komposition.

Es ist ein vollständiges System, mit sicherer Logik durchgeführt, ohne daß jedoch dieser theoretische Zug störend hervorbricht.

Bourget belegt uns fast jeden Einzelfall mit den interessantesten Beispielen, und hierbei müssen eine ganze Reihe von Personen ihm mit ihren Berichten dienen; bald ist es eine Tagebuchaufzeichnung, bald ein Stimmungsbild, oder eine aphoristische Novelle, einige Male sogar ein Roman in nuce, und wie das stets bei ihm der Fall ist, natürlich auch ein Roman von Paul Bourget: crime d'amour.

Und durch das Buch zerstreut, als Resultat der jeweiligen Erwägungen, hundert Aphorismen, die von der eminenten Beobachtungsgabe des Psychologen Zeugniß ablegen. Selten verblüffen sie durch gesuchte Eigenart, sondern sie sprechen in präciser Form eine bewiesene Wahrheit aus, und gerade in dieser Ungekünsteltheit liegt ihr vornehmster Reiz.

Bourget schreibt im Roman und noch mehr in seinen kritischen Aufsätzen oftmals einen endlos schleppenden Stil, die frische Anschaulichkeit wird erdrückt von der Schwere der Gedanken.

Hier, wo er unter der Maske Larchers schreibt, ist ein Fluß und eine Leichtigkeit der Bewegung in seiner Darstellung, die mit jedem Male mehr entzückt, sodaß das in jeder Zeile interessante Buch, dessen Lebenswahrheit keinerlei Zweifel aufkommen läßt, für den Schriftsteller, der modernes Leben oder besser gesagt moderne Liebe schildern will, überaus reich an Fingerzeigen ist.

Es ist eine sehr einseitige Lebensphilosophie, meinetwegen Rouéphilosophie, was der Wahrheit des Buches und seiner Bedeutung für das Großstadtleben keinen Eintrag thut. Es ist häufig die Moral der Langenweile und der Verzweiflung. Aber vielleicht gerade dadurch ist das Buch so überaus kurzweilig, und im stande, die verwöhntesten Erwartungen zu befriedigen.

Heinz Tovote.



Von neuer Kunst.

Residenz-Theater: Der selige Toupinel, Schwank in drei Akten von Alexander Bisson. Mathematische Genies sind, wie in der Schule, so in der Dichtung selten; M. Bisson ist eines von ihnen. In dem Genre der Possen-Arithmetik, welche nicht mit Menschen, sondern mit bezifferten Verwechslungen rechnet, wird man kaum Jemanden finden, der seine Gleichungen reinlicher auflöst, der schneller und überraschender permutiert, als er; und wenn man ihm nur seine ersten komplizirten Voraussetzungen zugiebt, so kann man der fest gegliederten, lückenlosen Entwickelung dieser Narrenwelt ruhig und, was mehr gilt, belustigt folgen. Keine Trucks, keine verwirrenden Seitensprünge: saubere Arbeit eines ordnungsliebenden Mannes, fleißig, solid. Kein Hauch aus dem Leben stört das Amüsement: von der zugreifenden Satire der „Marquise" oder selbst von den leichten Glossen zur Scheidungsfrage der „Surprise du Divorce" bleibt Bisson fern, und nur ein kleinstes Eckchen französischer Wirklichkeit blickt mit dem „chinesischen Klaps" des Tonkinesen in das Spiel hinein. Lachen, Lachen allein ist das Ziel, und es wird erreicht: die Zuschauer, in der heitersten Laune, ließen selbst die gewagten Szenen des magenkranken Tonkinesen passieren, ohne an der „Peinlichkeit" des körperlichen Leidens, wie sonst, anzustoßen. Wenn auch nur annähernd ähnliche Freiheiten von unsern Naturalisten versucht würden, wie schnell wäre die Gewissensfrage da: gehört das noch auf die Bühne? Aber da es sich weder um ernste Wirklichkeiten noch um überlegene Frechheiten eines Humoristen handelte, sondern bloß um lustige gallische Späße, so gingen die Hörer bis an's Ende mit; und auch über manche öden Strecken hinweg, die selbst M. Bisson's findiger Fleiß nicht bebauen konnte, ließen sie sich willig schleppen. Keine Frage, auch in diesem Verwechslungsstück, in welchem der Schwerenöter Toujinel mit seinen zwei Frauen noch aus dem Grabe heraus so viel heitere Confusion stiftet, kommen Augenblicke, wo die Leerheit des Spieles uns verdrießen will; aber wenn zuletzt der Selige mit seinen zwei Gesichtern nebeneinander, als Homme serieux und als Viveur an den Wänden hängt und die beiden Wittwen zürnend die Hände gegen ihn recken, die Ernste gegen den Lustigen, die Lustige gegen den Ernsten — so ist die ganze Komik dieser Erfindung in einem glänzenden scenischen Witz noch einmal aufgedeckt, und lachend scheiden wir.

O. B.

„Novellen von W. Garschin, aus dem Russischen von Wal Beleno" sind in zweiter Auflage bei Pierson zu Dresden und Leipzig erschienen. Ein Büchlein, welches entschiedene Bedeutung hat. Der Verfasser, welcher vor bald drei Jahren seinem noch jungen Leben durch einen unglücklichen Sturz ein Ende machte, wurde nicht mit Unrecht von Turgenjeff für den tüchtigsten Vertreter der jüngeren Schriftsteller-Generation in Rußland gehalten. In seinen Dichtungen offenbart sich ein echt russischer Realismus. Ich sage russisch, weil ich finde, daß Russen und Franzosen zwei Pole der realistischen Schilderung darstellen. Zola und Dostojewskij! Der Franzose schildert mit breiter Naturwahrheit die Außenwelt, der Russe vorwiegend die Innenwelt; Zola ist malerisch, Dostojewskij psychologisch. Und diese russische Psychologie findet sich, sogar mit einem Anfluge bewußter Uebertreibung, bei Garschin. Wir gerathen in eine nervöse, fast unheimliche Stimmung, wenn wir diesem selbstquälerischen, bis zur letzten Konsequenz drängenden Analytiker des Seelenlebens folgen. Doch aus diesem etwas überreizten Gemüthszustande wächst leidenschaftlich eine Sehnsucht hervor, welche nach der Wahrheitssonne ihre Arme breitet mit dem Bewußtsein, daß sie die gegenwärtige sociale Welt frei machen wird. Garschin ist also in hohem Maaße erhebend und erbaulich. Er gehört keineswegs zu jenen „Modernen", welche mit raffinirter Gourmanderie den Haut-gout unserer Decadence serviren ohne einen andern Zweck im Auge zu haben als Erzeugung eines sinnlichen Prickelns innerhalb eines Bewußtseins, welches blasirt und deswegen rücksichtslos offen ist. Garschin hat vielmehr jenen Realismus, wie er aus einem socialen Zukunftsideal, aus sittlicher Entrüstung über die gegenwärtige Welt, aus wissenschaftlicher Wahrheitsliebe und Sehnsucht nach Erlösung entspringt. Er besitzt nicht den Realismus der bloßen Technik, sondern den der Weltanschauung. Die Bezeichnung „Anklageliteratur" paßt noch auf seine Novellen. Daher ist ihm auch eine gewisse Schwarzseherei eigen. Nicht insofern, als seien die einzelnen Figuren und Situationen pessimistisch konzipirt, doch so, daß die Novellen

im Ganzen eine fast grundsätzliche Tragik zeigen. Ja, ein paar Mal konnte ich mich trotz meiner Ergriffenheit nicht eines Lächelns erwehren über den Eigensinn, mit welchem der Dichter seine Figuren angesichts winkender Rettung zu Tode bringt. Bewundernswürdig ist Garschins Kunst, durch lebendige Darstellung von Moment auf Moment und durch eine, dem Aufmerksamkeits-gesetze folgende, Auswahl dieser Momente den Schein der Gegenwart hervorzurufen. Die Tendenz nach diesem Ziele offenbart sich schon in des Dichters Art, das Referiren zu vermeiden und Ich-Erzählungen im Tempus praesens zu geben, — z. B.: „Ich erwache. Wie kommt es denn, daß ich die Sterne sehe, welche am dunkelblauen bulgarischen Himmel so helle erglänzen? Liege ich denn nicht im Zelte? Warum bin ich denn aus ihm herausgekrochen? Ich mache eine Bewegung und empfinde einen quälenden Schmerz in den Beinen.“ Soll ich einzelne Stücke aus dem Büchlein herausgreifen, so möchte ich mit der Novelle „Die Künstler“ beginnen. Dieselbe besteht aus pendantartig zusammengestellten Selbstgesprächen der beiden Maler Djedoff und Rjäbinin, welche zwei modern-künstlerische Richtungen repräsentiren, nämlich den schönfärberischen, harmonietrunkenen, auf Kunstgenuß zielenden Idealismus und den rücksichtslos wahrhaftigen, vielfach dissonirenden Realismus, welcher den sittlichen Schmerz des Künstlers über die sociale Welt revolutionär objektiviren will. Djedoff malt einen Gondelführer, verklärt vom Abendschein, Rjäbinin aber einen Dampfkesselarbeiter in furchtbarer Situation — mit grausiger Wahrheit und voll von erschütternder Anklage. Djedoff erlangt die goldene Medaille. Der Naturalist jedoch alterirt sich beim Schaffen seines grausigen Wahrheitsbildes derart, daß er in eine Nervenkrankheit verfällt und nach seiner Genesung den „Künstler“-Beruf aufgiebt, um ein ernster socialer Förderer zu werden. Ein anderes Meisterwerk Garschins betitelt sich „Attalea princeps“ und ist die Geschichte einer hohen Palme, welche im Gewächshause eines botanischen Garten gefangen gehalten wird und in kühnem Freiheitsdrange ihren Kerker sprengt, um daran zu Grunde zu gehen. Diese Erzählung erinnert — wie auch „Eine Fabel“ von Garschin — an die Märchen des Dänen Andersen. Die Parabel läßt sich auf ihren didaktischen Gehalt scharf durchschauen. Indessen ist sie nichts weniger als trocken, gestaltet sich vielmehr zu ergreifender Lyrik, zu einer der großartigsten Freiheits-Hymnen, die ich kenne. — „Eine Nacht“ ist die packende Darstellung der nächtlichen Seelenereignisse eines Lebensmüden, welcher sein ganzes Leben überdenkt und zu dem Ergebnisse gelangt, daß seinem Wünschen nichts übrig bleibt als der Tod. — „Eine Begebenheit“ ist eine Prostituirten-Tragödie, welche ein ganz eigenartiges Motiv behandelt, nämlich den Stolz eines „gesunkenen“ Weibes. Ein junger, ordentlicher und bescheidener Beamter hat sich leidenschaftlich und völlig „platonisch“ in eine Prostituirte verliebt und nähert sich derselben in schüchterner Weise in der Hoffnung, daß sieseine Gattin werden wird. Wir finden diese seltsame Liebe durchaus glaublich, da das Weib nicht blos jung, schön und geistvoll ist, sondern zugleich trotz äußerlicher Korruption eine gewisse Reinheit des Characters, nämlich rücksichtslose Selbstkritik und Offenheit, sowie den Stolz der Ehrlichkeit und eine heimliche zarte Sehnsucht nach Erlösung bewahrt. Der junge Mann trinkt sich Mut und macht der Prostituirten einen Heirathsantrag. Sie aber giebt ihm einen Korb. Nicht als ob sie keine Sehnsucht hätte, aus ihrer Hölle herauszugelangen, sondern einfach weil sie ihren Freier nicht eigentlich liebt. Sie kalkulirt, nachdem sie den Menschen durch ihre Weigerung halb vernichtet hat, folgendermaßen: „Thut er mir leid? Nein, er thut mir nicht leid. Was kann ich auch für ihn thuen? Ihn heirathen? Darf ich es denn wagen? Wäre das nicht ebensogut ein Verkauf? Mein Gott, nein, das wäre noch schlimmer.“ — Sie wußte nicht, warum es schlimmer wäre, fühlte es aber. — „Jetzt bin ich wenigstens aufrichtig. Ein jeder kann mich schlagen. Erdulde ich etwa nicht genug Beleidigungen? Dann aber? Womit wäre ich dann besser daran? Wäre es nicht ganz dieselbe Sittenverderbniß, nur daß ich nicht aufrichtig wäre?“ Der junge Mann verzweifelt, wird ein Trinker und beschließt, sich das Leben zu nehmen. Noch einmal will er die Geliebte sehen und ladet sie zur Feier seines Geburtstages ein. Sie erscheint auch und zwar mit dem Zartgefühl, die äußeren Merkmale ihres Berufes zu Hause zu lassen. Als sie den jungen Mann verlassen hat, empfindet sie für ihn ein liebeartiges Mitleid und ahnt zugleich, daß er sich erschießen will. Eilig kehrt sie um, aber zu spät. — Die Novelle „Vier Tage“ schildert die greuelvolle Seite des Krieges mit einer realischen Eindringlichkeit, welche an den Schlachtenmaler Wereschagin gemahnt und mir die großartigen Scenen in Tolstois Roman „Krieg und Frieden“ an psychologischer Kleinmalerei zu übertreffen scheint.

Bruno Wille.



Einsame Menschen.

Drama in 5 Akten

von

Gerhart Hauptmann.

(2. Fortsetzung.)

Zweiter Akt.

Ein schöner Herbstmorgen. Frau Vockerat im Hauskleide, mit Schürze und Schlüsselbund ordnet den Tisch zum Frühstück. Man vernimmt das von Männerstimmen gesungene Lied: Wem Gott will rechte Gunst erweisen. Ein Gesangverein zieht am Hause vorüber. Fräulein Anna Mahr, am Arm einen Korb mit Weintrauben, kommt vom Garten her auf der Veranda. Sie steht still, lauscht dem Gesange und blickt dann, die Augen mit der Hand schützend, über den See in die Ferne. Der Gesang tönt schwächer. Anna kommt herein. Sie trägt ein schwarzes, kurzärmliges Morgenkleid und hat ein schwarzes Spitzentuch um Kopf und Hals gelegt. Vor der Brust ein Strauß bunter Herbstblätter.

Fr. Vockerat. Schön' guten Morgen, Fräulein!

Frl. Anna (stellt den Korb beiseite, eilt auf Frau Vockerat zu und küßt ihr die Hand). Guten Morgen, Mama Vockerat!

Fr. Vockerat. So zeitig auf den Beinen, liebes Fräulein!?

Frl. Anna. Wir nehmen den Wein ab, Herr Johannes und ich.

Fr. Vockerat. Das war auch höchste Zeit. (Sie kostet Beeren aus dem Korbe.) Süßer wird er doch nicht. — Aber ist Ihnen nicht kalt, Fräulein? (tippt mit dem Finger auf Annas bloßen Arm.) So leicht . . . . .? Mir scheint's ziemlich frisch heut!

Frl. Anna (während des Folgenden die Trauben einzeln und mit Sorgfalt auf ein Holztablett legend). Kühn frisch ist's. — Aber mir macht's nichts. — Ich bin abgehärtet gegen Kälte. — Wundervoll ist die Luft. — Die Pfähle — im See — ich meine die Pfähle, wo die Kähne festgemacht sind — die waren ganz weiß bereift, sogar — heut früh zeitig: — sah ganz einzig aus. Ueberhaupt ist's hier wunderschön. — — — Kann ich Ihnen etwas helfen, Mama Vockerat?

Fr. Vockerat. Wenn Sie mir die Zuckerdose mal 'rüberreichen wollten!

Frl. Anna (hat die Zuckerdose auf den Tisch gestellt. Noch über den Tisch gebeugt, seitlich aufschauend). Sind Sie mir nicht böse, wenn ich Sie Mama Vockerat nenne?

Fr. Vockerat (lacht). Ach woher!

Frl. Anna. Ich bin so glücklich, wenn Sie mir's erlauben (küßt Fr. Vockerat unversehens die Wange). Ach! ich bin Ihnen überhaupt so dankbar, daß Sie mir erlauben, hier zu sein.

Fr. Vockerat. Aber Fräulein Aennchen.

Frl. Anna. Ich fühle mich so sehr glücklich in Ihrer Familie. Sie sind alle so gütig zu mir. Sie sind überhaupt alle so gute Menschen.

Fr. Vockerat. I du mein [illegible]! Sie haben Sommerfäden aufgelesen. (Sie liest Fäden von Annas Kleid.)

Frl. Anna. Und daß man so glücklich sein kann in einer Familie. Mir ist eben das ganz fremd gewesen bis jetzt.

Fr. Vockerat (immer noch Spinnefäden ablesend). Man muß so was nicht berufen, Fräulein! — Warten Sie! — Hier . . . . . Reine Schnüre wirklich.

Frl. Anna. Sind Sie abergläubisch, Mama, Vockerat?

Fr. Vockerat. Ach nein, nein, mein Herzchen! Es is ja richtig: der liebe G-
meint's ja ganz gut mit uns. Aber eben es geht auch nich so wie's sein könnte.

Frl. Anna. Das merkt ja wirklich nicht ..... Sie sind doch alle .....
nein, das müssen Sie nicht sagen!

Fr. Vockerat. Nein, nein! Da haben Sie auch recht. Man soll auch ni-
murren. (ablenkend) Christinchen ist es wunderschön, daß wir Sie bei uns haben. (geheimnisvoll)
Sie sind auch für Johannes ein guter Geist.

Frl. Anna (überrascht, errötend, die Arbeit, Augenblick ...) Mögen Sie mich wirklich
klein wenig leiden?

Fr. Vockerat. Ich hab' Sie schon sehr lieb, Fräulein.

Frl. Anna. Aber nicht so, wie ich. Wie meine wirkliche Mutter lieb ich S-
(den leeren Korb nehmend, im Begriff, wieder in den Garten zu gehn) Herr Johannes hat doch ein
gutes Herz, fast zu weich.

Fr. Vockerat. Wieso denn?

Frl. Anna. Ach überhaupt — gestern auf der Straße z. B. trafen wir ein-
Betrunkenen. Die Kinder kamen gerade aus der Schule. Und auch die Erwachsnen lie-
ihn nicht in Ruh. Vor dem Materialladen war ein großer Auflauf.

Fr. Vockerat. Na, ja! so was kann er nicht leiden. Da is er nich zu halten. D-
hat er sich schon viel Unannehmlichkeiten zugezogen.

Frl. Anna. Finden Sie das nicht schön, Mama Vockerat?

Fr. Vockerat. Schön? — Ach .... Nu ja, warum denn nicht! Er is ja
guter Junge — Aber wenn man's recht bedenkt: was nutzt denn das alles! Was nu-
denn alle Güte! Und wenn er noch so gut is: Seinen Gott hat er halt doch verlore-
— — — — — — — — Das is garnicht leicht. Das könn'n se wirklich glaube-
Fräulein! für 'ne Mutter .... für Eltern — die ihr Herzblut möcht ich sagen dra-
gesetzt haben, ihren Sohn zu einem frommen Christenmenschen zu erziehen. (Sie schneuzt -
um ihre Rührung zu verbergen.) Der dumme Schnupfen! Schon die ganzen Tage .... (-
mit Strickzeug beschäftigend, nach einer Pause) Gut is er ja! das is alles recht gut und schö-
aber das macht ein ja doppelt kummervoll. Und man sieht doch auch, wie sich's räch-
Es liegt kein Segen über seiner Thätigkeit. Immer und ewig Unruhe und Hast. D-
reine Hetzjagd war immer. Und wenn noch was dabei rauskäme. Aber man sieht's j-
er kommt nicht vorwärts. — Wie war der Junge blos früher: Ein Kind .... E-
reines Wunderkind war er. Ich weiß noch, Pastor Schmiedel .... Alles staunte nur so. M-
dreizehn Jahren Secundaner. Mit siebzehn hatt' er's Gymnasium durch — und heu-
Heut haben sie ihn fast alle überholt. Heut sind welche, die nicht halb so begabt waren
längst im Amt.

Frl. Anna. Das ist aber im Grunde doch ganz natürlich. — Das beweist doch eben
gerade, daß Herr Johannes über das Hergebrachte hinaus will. Die ausgetretenen Weg-
die sind eben nicht für jeden. Herr Johannes gehört eben auch unter diejenigen, welch-
neue Wege suchen.

Fr. Vockerat. Dafür giebt 'n aber doch kein Mensch 'was, Fräulein Anna! Wa-
nutzt denn das alles, wenn er sich aufreibt? Da will ich doch hundertmal lieber, daß er
'n einfacher Landmann — oder Gärtner — oder meintwegen auch 'n Beamter, oder so
was wäre — und das ganze Grübeln Grübeln sein ließe — — — — Na, Fräulein!
Lassen Sie sich nich' etwa Ihre frohe Laune verderben. 'S kommt halt manchmal so über
mich. Da is mir's so manchmal, als wenn's garnicht möglich wär'. Aber wenn man sich 'ne
Weile gegrämt hat, dann sagt man sich auch wieder: Der liebe Gott wird schon alle-

...l machen. — Ja, ja! da lächeln Sie. So altmodisch bin ich noch. Von dem laß ... nicht. Von dem dort oben mein ich . . . . von dem kann mich keine Macht der ... losreißen.

Frl. Anna. Das will ich auch nicht. Und gelacht hab' ich auch nicht, Mama ...ckerat. Aber sehn Sie: Sie selbst sind schon wieder heiter geworden. Kommen Sie! ...llen Sie nicht? Es ist wundervoll auf der Veranda.

Fr. Vockerat. Nein, nein! Ich erkält' mich. Ich hab' auch zu thun. Gehn Sie ... — und bringen Sie Johannes mit: Das Frühstück ist fertig. (Frl. Anna ab.)

(Während Fr. Vockerat einige Möbel abstäubt, hört man Trommeln und Querpfeifen. Fr. Vockerat ...s Fenster. Das Geräusch der Instrumente läßt nach und verstummt. Frau Käthe im Morgenrock aus Schlafzimmer.)

Fr. Käthe (abgespannt). Es ist zu lebhaft am Sonntag.

Fr. Vockerat. Turner aus Berlin, Käthel! Prächtige Menschen. Guten Morgen ...rmizel. Nu —? Wie hast de geruht, Kind? Gut? Siehst nich' zum Besten aus ...ude.

Fr. Käthe. Der Kleine kam zweimal. Da hab' ich wach gelegen 'ne Zeit lang. ...rt mal, Mutter! Ich muß mir mal überlegen . . . . ich muß denken.

Fr. Vockerat. Du solltest schon nachgeben, Kindel, und die Amme allein schlafen ...en mit Philippchen.

Fr. Käthe (gelinde vorwurfsvoll). Ach, Mutter, Du weißt doch.

Fr. Vockerat. Aber warum denn nu' nich'?

Fr. Käthe. Du weißt ja doch, das thu' ich nich'?

Fr. Vockerat. Du wirst's am Ende doch mal thun müssen, Käthchen?

Fr. Käthe (gereizt). Ich lasse mich aber nicht trennen! Philippchen ist mein Kind. ...o ein kleines Kind ohne Mutter . . . .

Fr. Vockerat. Aber Kindel, Kindel! Bewahre! Wer denkt denn so 'was! Komm! — Ich hol' Dir 'was. — Kaffee. — Soll ich Dir 'n Schnittchen streichen inzwischen — ...r. . . .

Fr. Käthe (am Tisch sitzend, erschöpft). Ach ja, bitte! (nach einer Pause, während Fr. Vockerat ...l Brod mit Butter bestreicht, fährt Käthe fort). Wo ist denn Johannes?

Fr. Vockerat. Sie nehmen den Wein ab; — Er und das Fräulein.

Fr. Käthe (Kinn auf die Hand gestützt, gedehnt). Sie is' sehr lieb. Nicht?

Fr. Vockerat. Ich hab' sie auch gern, muß ich sagen.

Fr. Käthe. Nu' sag' 'mal selbst, Mutterchen: Du warst immer so schlecht zu ...chen auf die Emanzipirten.

Fr. Vockerat. Alles was recht is! Ich muß wirklich auch sagen . . . .

Fr. Käthe (schleppend). So schlicht und weiblich. Keine Spur von aufdringlich. — Trotzdem sie doch sehr viel weiß und sehr klug ist. Das find' ich so nett. Nicht ...tterchen? Sie will so garnicht glänzen mit ihrem Wissen. — — — Ueber Johannes ...u ich mich jetzt recht. — Findst Du nicht, Mutter: Er ist immer so heiter jetzt.

Fr. Vockerat (überrascht). Ja, ja! Du hast recht. Er ist wirklich jetzt manchmal ...m ausgelassen.

Fr. Käthe. Nicht wahr, Muttchen?

Fr. Vockerat. Weil er nun jemanden hat, siehst Du! vor dem er seine gelehrten ...chen auskramen kann.

Fr. Käthe. Das is' sehr wichtig für ihn.

Fr. Vockerat. Das kann schon sein, ja, ja!

(Pause.)



Fr. Käthe. In vielen Dingen muß ich Fräulein Anna Recht geben. Sie sagte neulich: Wir Frauen lebten in einem Zustand der Entwürdigung. Da hat sie ganz recht. Das fühl' ich hundertmal.

Fr. Vockerat. Ach, darum kümmere ich mich nicht. Weißt Du — überhaupt — mit solchen Sachen darf sie mir alten, erfahrenen Frau nicht kommen. Das hat se auch schon gemerkt. Dazu bin ich zu alt und habe zu viel Erfahrungen gemacht.

Fr. Käthe. Aber sie hat doch Recht, Mutter. Das ist zu sonnenklar, daß sie Recht hat. — Wir sind wirklich und wahrhaftig ein verachtetes Geschlecht. — Denke mal: Es giebt einen Paragraphen in unseren Gesetzen — das erzählte sie gestern — danach hat der Mann noch heut das Recht, seine Frau in mäßiger Weise körperlich zu züchtigen.

Fr. Vockerat. Das kenn' ich nicht. Darüber will ich garnichts sagen. Das wird wohl auch nicht so schlimm sein. Aber wenn Du mir 'n Gefallen thun willst, Käthel, gieb Dich mit den neuen Geschichten nicht ab. Das macht den Menschen blos konfus. Das raubt 'n die Ruhe und den Frieden. Wart' Kindel, nu' hol' ich Dir Kaffee. — Das ist meine Meinung, Käthel (ab).

(Fr. Käthe sitzt am Frühstückstisch, das Kinn in der Hand, den Ellenbogen auf der Tischplatte. Plötzlich gehen draußen Johannes und Fräulein Anna laut redend und lachend vorüber. Fr. Käthe schrickt zusammen, zittert und erhebt sich, um mit den Augen das Paar verfolgen zu können. Ihr Blick ist voll Angst, sie athmet schwer. Nun hört man Fr. Vockerat mit der Kaffeekanne klirren. Gleich darauf erscheint sie und findet Käthe noch in derselben Stellung am Tisch, in der sie sie zurückgelassen.

Fr. Vockerat (mit Kaffe). So. — Da. — Nun trink' und stärk' Dich!

(Fräulein Anna und Johannes von der Veranda herein.)

Fr. Vockerat. Schön, daß Ihr kommt.

Johannes (die Thür offen lassend). Wir lassen offen. Die Sonne wärmt schon tüchtig. — Hatten Sie sich sehr verletzt, Fräulein?

Frl. Anna (einige lange Weinranken mit hereinziehend). Ach, nein, garnicht! Das Spalier war so naß, da glitt ich aus mit der Scheere (eilt auf Käthe zu, faßt ihre beiden Hände und küßt ihr die Stirne). Guten Morgen, Frau Käthe! — Hu, kalte Hände . . . Was für kalte Hände haben Sie. (Sie reibt ihr die Hände warm.)

Johannes (küßt Käthe von rückwärts auf die Wange). Guten Morgen, Käthe! — (mit komischem Erstaunen) Ach, Du liebes Gottchen! wie siehst Du blos wieder aus! Jammervoll! Wie so'n krankes Hühnchen vollständig.

Fr. Vockerat. Aber Ihr bringt Kälte herein! Nächstens müssen wir wirklich heizen. — Na kommt nur jetzt. (Sie hat allen eingegossen.)

Frl. Anna (den Tisch mit den Ranken schmückend). — Bischen dekoriren.

Fr. Käthe. Wunderhübsch!

Johannes (sitzend). Nun urtheilt mal: Wie sieht Fräulein Anna heut aus, und wie sah sie vor acht Tagen aus — als sie ankam?

Frl. Anna. Es geht mir zu gut hier. Ich werde abreisen müssen.

Fr. Vockerat. Man merkt die Landluft.

Johannes. — Und wer hat sich damals gestreubt und gestreubt —?

Fr. Vockerat. Was wird Papachen jetzt machen?

Johannes. Er wird sich tüchtig bangen nach Dir.

Fr. Vockerat. Na, er hat zu thun. Die Wintersaat ist zwar rein — aber er schrieb ja auch: Ich sollte nur ja bleiben, so lange ich nöthig wär'.

Johannes. Er wird Dich doch abholen, Mutti?

Fr. Vockerat. Ja, wenn ich ihm schreibe, kommt er. (Zu Frl. Anna.) Er benutzt ja zu gern jede Gelegenheit, die Kinder mal wiederzuseh'n. Und nu' noch gar das



Enkelchen! Nein, wie damals Euer Telegramm kam: Gesunder Junge. Nein, dieser Mann! — — — da war er aber wirklich rein außer sich vor Freude.

Fr. Käthe. Das gute Papachen! Du mußt nun auch wirklich bald zu ihm. Das wäre zu egoistisch von uns . . .

Fr. Vockerat. I komm mer nur! Erst schaff' Dir andre Backen an!

Frl. Anna. Ich wäre ja auch noch da. Was denken Sie! Ich verstehe auch zu wirthschaften. Und was ich Ihnen alles kochen könnte! Russisch! Borschtsch oder Pilaw.

(Alle lachen.)

Fr. Vockerat (unwillkürlich hastig). Nein, nein! Ich gehe ja doch keinesfalls.

Fr. Käthe. Nu' wenn's Dir wirklich nichts macht, Mutterchen . . . .

(Pause.)

Johannes. Gieb mal den Honig, Käthel.

Fr. Käthe. Ach, da kommt Braun!

(Braun, Ueberzieher, Hut, Schirm, Reisetasche, Buch unter'm Arm. Er macht einen gelangweilten Eindruck. Müder und nachlässiger Gang.)

Braun. Morgen!

Johannes. Wo führt Dich der Kuckuck her, schon so zeitig?

Fr. Vockerat (schlägt nach etwas mit der Serviette).

Johannes. Eine Biene Mutti! nich' schlagen, nich' schlagen!

Braun. Ich wollte nach Berlin. Farben holen aus meiner Bude. Hab' leider den Zug versäumt.

Johannes. Du! Das passirt Dir oft.

Braun. Na, morgen ist auch noch ein Tag!

Fr. Käthe (nimmt, als ob die Biene um ihren Teller summe, die Hände in die Höh'). Sie spürt den Honig.

Frl. Anna. Gehn denn nicht mehr Züge? (blickt auf den Busen herab, drohend:) Bienchen, Bienchen!

Braun. Die sind mir zu theuer. Ich fahre nur Arbeiterzug.

Johannes. Die fahren nur ganz zeitig. — Sag mal! Malen kannst Du doch noch?

Braun. Ohne Farben? Nein.

Johannes. Breo, Breo! Du kommst mir in's Bummeln.

Braun. Tag früher oder später berühmt — Ach überhaupt die ganze Malerei . . .

Johannes. Lieber Schach spielen, wie?

Braun. Wenn Du nur für so was mehr Sinn hätt'st. Aber Dein Meer hat keine Häfen, lieber Sohn. Du lebst ohne Pausen.

Johannes. Ach 's is' wohl nich' möglich! —

Fr. Vockerat (fährt auf, schreit:) Eine Wespe, eine Wespe!

(alle schlagen mit den Servietten nach Frau Vockerat.)

Johannes. Schon hinaus.

Fr. Vockerat (wieder platznehmend:) Infame Thiere.

(Alle setzen sich)

Johannes. Na komm', setz' Dich! — Was hast Du denn da?

Braun. Möcht'st Du wohl gern wissen? Interessante Sache.

Johannes. Na, komm', frühstück' noch 'n Bischen.

Braun (hat sich gesetzt und Johannes das Buch gegeben, der darin blättert). Ja, das thu ich sehr gern. Ich hab nur ganz flüchtig . . . . Such mal: Die Künstler — von Garschin —

Johannes (blätternd). Was hast Du denn da wieder aufgegabelt?

Braun. Was für Dich, Hans.



Frl. Anna. Ja, das ist eine sehr gute Novelle. Sie kannten sie noch nicht?

Braun. Nein. Heut früh im Bett erst fing ich zu lesen an. Deshalb hab' i eben den Zug versäumt.

Frl. Anna. Sind Sie nun für Rjäbinin oder für Djedoff?

Johannes. Jedenfalls bist Du jetzt mehr für's Lesen als für's Malen.

Braun. Augenblicklich sag' nur lieber weder für's Lesen, noch für's Malen. Zie Dir nur auch mal die Geschichte von Garschin Bischen zu Gemüthe. Es giebt vielleic Dinge zu verrichten, die augenblicklich wichtiger sind als sämmtliche Malereien un Schreibereien der Welt.

Frl. Anna. Sie sind also für Rjäbinin?

Braun. Für Rjäbinin? — O o — na — das kann ich nich' mal sagen — s bestimmt.

Johannes. Was ist das eigentlich für 'ne Geschichte: die Künstler?

Frl. Anna. Zwei Künstler werden geschildert: Ein naiver und ein sogenannte denkender Künstler. Der Naive war Ingenieur und wird Maler. Der Denkende steck die Malerei auf und wird Schullehrer.

Johannes. Aus welchem Grunde denn?

Frl. Anna. Es scheint ihm augenblicklich wichtiger, Lehrer zu sein.

Johannes. Wie kommt er denn zu dem Entschluß?

Frl. Anna (hat das Buch genommen, blättert). Warten Sie! — Es ist das einfachste ic lese Ihnen die Stelle vor. — Hier! (Sie hält den Finger auf die gefundene Stelle und wendet sich erklären an alle:) Djedoff, der ehemalige Ingenieur hat Rjäbinin in eine Dampfkesselfabrik geführ Die Leute, welche die Arbeit im Innern des Kessels verrichten, werden nach einiger Zei gewöhnlich taub von dem fürchterlichen Geräusch des aufschlagenden Hammers. Deshal werden sie von den andern Arbeitern in Rußland die Tauben genannt. So eine „Tauben" zeigt ihm Djedoff bei der Arbeit. (Sie liest:) „Da sitzt er vor mir in dunklen Winkel des Kessels, in einen Kneul zusammengeballt, in Lumpen gehüllt vor Müdigkeit fast zusammenbrechend ..... Seinem bläulich rothen Gesicht ..... der Schweiß herunter rinnt ..... Seiner gequälten, breiten, eingefallenen Brust."

Fr. Vockerat. Aber warum schildert man nun überhaupt solche schrecklich Sachen? Das kann doch Niemand erfreuen.

Johannes (lachend, seiner Mutter liebevoll über den Scheitel streichend). Mutterchen, Mutterchen muß denn immer gelacht sein?

Fr. Vockerat. Das sag ich nicht. Aber man muß doch seine Freude haben können, an der Kunst.

Johannes. Man kann viel mehr haben an der Kunst, als seine Freude.

Frl. Anna. Rjäbinin ist auch nicht erfreut. Er ist in seinem Innersten erschüttert und aufgewühlt.

Johannes. Denk doch mal an die Landwirthschaft, Muttel! Da muß der Boden auch aufgewühlt werden — alle Jahre, mit dem Pflug, wenn was Neues drauf wachsen soll.

Frl. Anna. In Rjäbinin zum Beispiel, da wächst auch was Neues. Er sagt sich: so lange noch solches Elend existire, sei es ein Verbrechen, irgend etwas anderes zu thun, was nicht unmittelbar darauf abzielt, diesem Elend zu steuern.

Fr. Vockerat. Elend hat's immer gegeben.

Johannes. Die Idee Lehrer zu werden, ist da doch aber ziemlich verfehlt.

Braun. Wieso denn. Ist das etwa nicht was Nützlicheres, als Bilder malen und Bücher schreiben?!

Johannes. Wie hoch Du Deine Arbeit anschlägst, mußt Du ja wissen. Ich für
Theil denke garnicht gering von meiner Thätigkeit.

Braun. Du gestehst Dir's nicht ein, und ich gestehe mir's ein.

Johannes. Was denn? Was gesteh ich mir nicht ein?

Braun. Nun eben das.

Johannes. Was?

Braun. Daß Deine ganze Schreiberei ebenso zwecklos ist wie . . .

Johannes. Was für eine Schreiberei?

Braun. Na, Deine psychophysiologische da.

Johannes (barsch). Davon verstehst Du ja nichts.

Braun. Liegt mir auch garnichts d'ran.

Johannes. Na, höre! dann bist Du ein armseliger Ignorant einfach, dann stehst
auf einer Bildungsstufe . . .

Braun. Ja, ja, spiel' nur Deine Schulbildung wieder aus.

Johannes. Auf meine Schulbildung spucke ich; das weißt Du recht gut. Aber
steht fest . . .

Braun. Das sagst Du hundert Mal, und doch guckt Dir der Bildungshochmuth
alle Ritzen. Ach, hören wir überhaupt auf davon! Das sind heikle Sachen, die
schließlich mit sich selber ausmachen muß.

Johannes. Wieso denn heikel?

Braun. Es hat ja keinen Zweck. Du wirst immer gleich so heftig. Du alterirst
wieder und . . .

Johannes. Drück' Dich doch aus, lieber Sohn! Drück' Dich doch klar aus!

Braun. Ach Unsinn! es hat ja wirklich keinen Zweck. Sehe jeder, wie er's treibe!

Johanna. Ja! treib' ich's denn so schlimm, sag' mal!

Braun. Nicht schlimmer, wie die andern alle. Du bist eben 'n Compromißler.

Johannes. Verzeihe, wenn ich Dir darauf keine Antwort gebe. — Die Sache langweilt
einfach — — — (erregt ausbrechend). So steht es nämlich! Ihr Freunde habt radicale
gedroschen, und ich habe Euch ein für allemal gesagt, daß ich das nicht mitmache:
alb bin ich 'n Compromißler.

Braun. So drückst Du's aus, aber die Sache ist die: Wenn wir Andern mit
Gedanken rücksichtslos vordrangen, da hast Du für das Alte und Überlebte in jeder
gegen uns das Wort geführt. Und deshalb hast Du Deine Freunde von Dir fort-
und Dich isolirt.

Fr. Käthe (besänftigend). Johannes!

Johannes. Die Freunde, die ich von mir forttreiben konnte . . . auf die Freunde,
gestanden! . . . auf die pfeif ich.

Braun (erhebt sich). Du pfeifst auf Sie? (mit Blick auf Anna) Seit wann denn, Hans?

Fr. Käthe (nach einer Pause). Wollen Sie schon fort, Herr Braun?

Braun (beleidigt, im gleichgültigen Tone). Ja. Ich habe noch was zu thun.

Johannes (gut). Mach keine Thorheiten!

Braun. Ne wirklich.



Johannes. Na dann —: Thu was Du nicht lassen kannst.

Braun. Guten Morgen (ab)!

(Pause.)

Fr. Vockerat (fängt an das Geschirr zusammen zu stellen.) Ich weiß nich'! Ihr schwärmt immer so von dem Braun. Ich muß ehrlich sagen: Ich hab'n nich' sehr gern.

Johannes (gereizt). Mutter! Thu' mir die einzige Liebe . . .!

Fr. Käthe. Braun is' aber wirklich nicht nett zu Dir, Hannes!

Johannes. Kinder! Mischt Euch bitte nicht in meine Privatangelegenheiten.

(Es tritt wieder eine Pause ein. Fr. Vockerat räumt den Tisch. Frau Käthe erhebt sich.)

Johannes (zu Käthe). Wohin willst Du denn?

Fr. Käthe. Den Kleinen baden. (Sie nickt Frl. Anna gezwungen lächelnd zu, dann ab in's Schlafzimmer.)

Fr. Vockerat, einen Theil des Geschirrs auf dem Tablet tragend, will ab. In diesem Augenblick öffnet sich die Flurthür ein Bischen, ein Hökerweib wird sichtbar und ruft herein:

„Die Grünfrau!"

Fr. Vockerat (antwortet). Ich komm ja schon. (ab durch die Flurthür.)

(Fortsetzung folgt.)



Verantwortlich für die Redaction Wilhelm Bölsche, Friedrichshagen. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler. Druck: Kroll's Buchdruckerei. Beide in Berlin.



Tolstois Verherrlichung der Körperarbeit.

Eine Kritik von **Bruno Wille.**

Unter dem Titel „Körperliche Arbeit als Lösung des sozialen Problems" bringt die „Freie Bühne für modernes Leben" im ersten Hefte dieses Jahrganges einen Aufsatz von Leo Tolstoi nebst einer Anregung zur Debatte über dieses Thema.

Ueber den Werth, welchen eine maaßvolle körperliche Arbeit für Jedermanns körperliches, geistiges und gemüthliches Befinden haben würde, denke ich ebenso wie Tolstoi. Indessen knüpft der russische Weise an die Agitation für körperliche Arbeit ganz überschwängliche Hoffnungen, die er meiner Meinung nach nicht zu rechtfertigen vermag. Auf diese Thesen wird meine Kritik im Wesentlichen hinauslaufen.

Verfolgen wir einmal, mit dem Aufgebot unserer sozialen Erfahrungen, die Eindrücke, welche Tolstoi durch Wort und Vorbild auf seine Mitwelt ausüben kann.

Tolstoi hat den Grafen und Gutsherrn abgelegt, verrichtet gleich einem Landarbeiter mit eigener Faust Feldarbeit, verfertigt sich Schuhe und Kleider und ruft seinen früheren Standesgenossen, den Reichen, zu: „Macht es so wie ich!" — Die Reichen aber schütteln den Kopf und denken: Er ist ein Narr!

Tolstoi merkt ihre Gedanken und beweist ihnen, daß *sie* vielmehr Narren sind, wenn sie die körperliche Arbeit meiden. Er zeigt ihnen, daß diese den Körper gesund, den Geist klar, das Gemüth heiter und die Nachkommenschaft kräftig macht, während leiblicher Müßiggang, zumal in Verbindung mit Schlemmerei, das Gegentheil bewirkt. Niemand vermag diese Ausführungen zu widerlegen; Tolstoi hat tadellos vernünftig gesprochen.

Aber regiert etwa Vernunft die Menschen? — Es ist ein alter Satz der Psychologie, daß Erkenntnisse den Willen nicht bewegen. Das thun vielmehr die Gefühle. Und die Gefühle, welche Tolstoi durch seine ziemlich abstrakte Lehre von der Beglückung erweckt, sind zu schwach, um den Reichen die Aufgabe ihres bisherigen Lebens zu motiviren. Von Tausenden, welche die Botschaft hören, gewinnt im günstigen Falle Einer den Glauben.

Tolstoi appellirt lebhafter an die Gefühle seiner Zuhörer, wenn er ihnen eine Vorstellung von dem Glücke der Körperarbeit geben möchte. Wenn sie nur einmal *kosten* möchten! Aber eben davor scheuen sie sich. — Kinder könnte man wohl

unschwerer hierzu bringen; doch sie entfernen sich wiederum leicht von der Körperarbeit, wenn sie heranwachsen und sich von ihrem trivialen Umgange in's Schlepptau nehmen lassen.

Mir scheint, Tolstoi würde schon etwas mehr Propaganda machen, wenn er als Dichter durch anschauliche ausführliche Berichte über seine Tage der Welt eine Vorstellung von seinem Glücke gäbe. Aber Derartiges hat er noch nicht geschrieben.

Tolstoi wendet sich nunmehr an das Gewissen seiner Zuhörerschaft. Er zeigt, daß es unsittlich ist, müßig zu sein und dabei zu schlemmen und zu vergeuden, während die Mehrheit der Menschen übermäßig arbeiten muß und trotzdem an Vielem Mangel leidet.

Dieser Appell macht denn einigen Eindruck; man schämt sich. — Aber auf wie lange?

Es geht den Zuhörern Tolstois so, wie überhaupt den Hörern einer Predigt: man wird ergriffen; doch kaum hat man den Predigtraum im Rücken, kaum ist man wieder umfluthet von dem gewohnten sozialen Leben, so sind auch schon die Gewissensbisse und guten Vorsätze hinweggespült. Das soziale Leben ist eben im allgemeinen stärker als die mächtigsten Prediger der Welt.

Da ist es zunächst die Gewohnheit, aus welcher wir ebenso schwerlich herauskommen, wie ein Wandrer aus dem Morast, eine Fliege aus der Buttermilch. „Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht und die Gewohnheit nennt er seine Amme."

Große Energie gehört schon dazu, dem gewohnheitsmäßigen Genuß von Alkohol und Tabak zu entsagen. Wieviel schwieriger muß es sein, mit einer ganzen Lebensweise zu brechen!

Doch freilich, möglich ist das schließlich; wir haben hierfür sogar Analogien: beispielsweise steht einer unbequemen Badekur gleichfalls die Gewohnheit im Wege; und doch unterziehen sich viele Reichen solch einer Kur.

Ein weiteres Hinderniß, mit welcher Tolstois Jünger zu ringen hat, ist die körperliche Trägheit. Eine ungeheure Menge Menschen ist zwar der leiblichen Anstrengung nicht gerade feind, meidet sie jedoch möglichst, nach dem humorvollen Grundsatze: „Arbeit macht das Leben süß, Faulheit stärkt die Glieder."

Tolstoi selber klagt in seinen Werken „Mein Glaube", „Die Macht der Finsterniß" und „Die Früchte der Aufklärung" darüber, daß soviele Leute in der Hoffnung auf ein bequemeres Dasein vom Lande in die Stadt gehen. Freilich hege ich die feste Zuversicht, daß in nicht sehr ferner Zeit eine Gesellschaft leben wird, welche vermöge einer vernünftigen Organisation der Volkswirthschaft und vermöge ihrer Jugenderziehung ohne Trägheit körperlich arbeiten wird. Doch mir scheint, heutzutage sind nicht nur diejenigen, welche überflüssig zu hantiren pflegten, sondern auch diejenigen, welche gar nicht zu hantiren pflegten, vielen Versuchungen der körperlichen Trägheit ausgesetzt; ja die letzteren neigen sogar zur Erschöpfung. — Doch natürlich gebe ich zu, die Trägheit läßt sich überwinden. Manch reicher Herr treibt ja anstrengende Gymnastik und duldet als Jäger oder Bergsteiger oder gar als Militär erhebliche Strapazen.

Eine gefährlichere Versuchung ist für den Jünger Tolstois die Genußsucht. Körperliche Arbeit einige Stunden hindurch würde der Reiche allenfalls auf sich nehmen, — aber nur so nebenbei, als Sport, ohne sonst auf die vornehmen Genüsse zu verzichten. Doch Weine, feine Braten, Delikatessen, Reitpferde und Equipagen, Divans und Teppiche, Bälle und Theater, Mätressen und Diener völlig aufgeben, nur von eigener Arbeit leben und allen Reichthum mit Verachtung liegen zu lassen... brr! Das geht den Lebeleuten doch zu weit!

Und schließlich, ausgelacht zu werden, ist auch nicht leicht zu ertragen. Das

aber ist das Loos des Tolstoischen Reichen. Der Meister verhehlt es nicht. Allerdings sucht er das Lachen zu bannen, indem er nämlich darauf hinweist, daß kein Reicher sich genirt, gewisse körperliche Arbeiten zu verrichten, z. B. sich zu waschen, den Gästen Stühle zu reichen, den Damen in die Equipagen zu helfen, und daß er dies thut, weil es seine „Pflicht und Schuldigkeit" ist. Indessen ist dies Argument Tolstois außerordentlich schwach. Denn welch ein Sprung vom „Stühlereichen" zur stundenlangen Handhabung des Pfluges, des Spatens, der Mistgabel — wodurch man sich doch nicht persönlich liebenswürdig macht, vielmehr die aristokratischen Hände verdirbt und beschmutzt! Wenn Tolstoi an die „Pflicht und Schuldigkeit" appellirt, worunter er in diesem Falle nur den „Anstand" verstehen kann, so hat er sich anstatt eines Bundesgenossen einen Gegner zugezogen; denn „willst du genau erfahren, was sich ziemt, so frage nur bei edlen Frauen an."

Die „edlen Frauen" aber, die dogmatischen Priesterinnen dessen „was sich ziemt", die Regentinnen im Reiche der „Sittlichkeit", würden arg die aristokratischen Nasen rümpfen, wenn der „Herr Baron und Majoratsherr" wie ein ordinärer Knecht die Mistgabel schwänge. Wer's nicht glaubt, lese Knigge's „Umgang mit Menschen!"

Unter dem Einflusse der angeführten, und wohl noch verschiedener Umstände, fällt ein Jünger nach dem andern von Tolstoi ab. Am Ende sieht sich wohl der Meister traurig um, wie Jesus auf Gethsemane: „Ist Keiner, der mit mir wacht?" Fürwahr, der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach!

Doch Tolstoi würde diese Betrachtung pessimistisch nennen. Nach seiner Meinung ist die Sache nicht so schwierig, als ich sie darstelle. Zur Ermutigung verweist er auf sich selbst: „Seht mich an! Ich habe die genannten Hindernisse überwunden, und ich befinde mich wohl. Was ich kann, dürfte Euch auch gelingen, wenn Ihr nur wollt!" — Ja freilich, aber sie wollen eben nicht, sie wagen nicht zu wollen. Tolstoi ist eine Ausnahme, ein ganz ungewöhnlicher Mensch, ein ethisches Genie, wie es wohl nur alle paar Jahrhunderte auftritt; nach Genien aber darf die Masse nicht beurtheilt werden.

Aber so sehr im Argen wird die Masse nicht bleiben, wendet Tolstoi ein. Mit den Zeiten ändern sich die Sitten und Anschauungen. Es wird eine Zeit kommen, wo keine Gesellschaftsschicht mehr wähnt, „daß es eine Schande ist, schmutzige Hände zu haben, keine Schande dagegen, keine Schwielen an den Händen zu haben." — Allerdings! In dieser Zuversicht bin ich ganz mit Tolstoi einverstanden. Aber wann kommt diese Zeit, wodurch wird sie herbeigeführt? Bei dieser Frage gehen unsere Ansichten auseinander.

Tolstoi meint wörtlich: „Alles das wird dann geschehen, wenn die öffentliche Meinung es verlangen wird." Dieser Satz erinnert mich an Reuters Wort: „Die Armuth kommt von der Pauvreté". Die öffentliche Meinung einer sozialen Klasse ist ja nichts, was über den Anschauungen dieser Klasse regierend waltet, sondern einfach die Summe, das System dieser Anschauungen selbst.

Nun also, wodurch werden die sozialen Anschauungen geändert? — Tolstoi entgegnet: Durch Vernichtung der Vorurtheile! Das heißt doch wohl: durch Vernunftgründe! Tolstoi sagt wörtlich: „Die öffentliche Meinung wird es (nämlich das, was er will) dann verlangen, wenn aus der Vorstellung der Menschen diejenigen Vorurtheile geschwunden sein werden, welche ihnen die Wahrheit verhüllen ... Es bedurfte vor funfzig Jahren nur (!) der Vernichtung des Vorurtheils, welches die Leibeigenschaft rechtfertigt, und sogleich hat sich die öffentliche Meinung darüber, was lobenswerth und was tadelnswerth ist, verändert, und damit hat sich auch unser Leben verändert. Es bedarf nur (!) der Vernichtung des Vorurtheils, welches die Beherrschung der Menschen durch das Geld rechtfertigt, und sogleich wird sich die öffentliche Meinung darüber, was lobenswerth und was tadelnswerth ist, verändern".

Das heißt reden wie ein Kopf, in welche die Wahrheiten der materialistischen

Geschichtsauffassung nicht eingedrungen sind. Mit dieser Geschichtsauffassung, insbesondere mit den diesbezüglichen Schriften von Karl Marx und Friedrich Engels sollte sich Tolstoi auseinandersetzen. Dort werden gewichtige Gründe dafür angegeben, daß die ethischen Anschauungen eines Zeitalters wesentlich Funktionen der wirthschaftlichen Zustände sind, daß also ethische Revolutionen bedingt werden durch wirthschaftliche Revolutionen, nicht aber durch eine bloße Vernunfterklärung. Die Interessen der herrschenden Mächte, insbesondere die wirthschaftlichen Interessen, bestimmen, was löblich und was tadelnswerth ist. Es wundert mich, daß Tolstoi in dem hier kritisirten Aufsatze so wenig materialistisch denkt, während er doch in seiner hochbedeutenden Schrift über „Geld" viel Verständniß für die Herrschaft der wirthschaftlichen Interessen bekundet. Hätte er hier die Konsequenzen aus seinen dort geäußerten Anschauungen gezogen, so würde er sagen: Die Leibeigenschaft wurde abgeschafft, weil das im Interesse der wirthschaftlich herrschenden Mächte lag. Nicht aber würde er meinen: Man braucht nur — wie damals — gewisse Vorurtheile zu zerstören, und das ersehnte „Reich Gottes" verwirklicht sich. In seiner Ueberschätzung der „Vernunft" und seiner Unterschätzung des Einflusses der Volkswirthschaft erinnert Tolstoi an den Utopisten Fourier und an den Kommunistengemeindler Cabet. Diese beiden Franzosen appellirten an die „Vernunft und Sittlichkeit", sammelten auch um sich einen Anhang von Idealisten. Aber ihre Unternehmen scheiterten, weil die damalige Volkswirthschaft noch nicht reif zur Realisirung kommunistischer Ideen war.

So ist auch die heutige Volkswirthschaft nicht reif zur Verallgemeinerung der Körperarbeit und Beseitigung der wirthschaftlichen Ausbeutung. Unsere Volkswirthschaft will ihre einseitige Arbeitstheilung, welche einen Theil der Arbeiter übermäßig leiblich, den andern übermäßig geistig und nervös belastet, durchaus nicht aufgeben und glaubt, ohne Grundbesitzer, Rentiers und kapitalistische Unternehmer nicht bestehen zu können. Freilich, wenn die socialistische Wissenschaft Recht hat — und ich gebe ihr Recht —, so drängt die wirthschaftliche Entwickelung auf Ueberführung des Grund und Bodens, der Häuser, Fabriken, Maschinen, Verkehrsmittel, kurz der großen Productionsmittel aus den privaten Händen in den Besitz der Gesellschaft sowie auf Socialisirung der Production unwiderstehlich hin. Ist diese Phase der Entwickelung erreicht, dann hört auch das sociale Klassenwesen, die Trennung der Menschen in Reiche und Arme, Vornehme und Geringe, auf; und dann adelt die Arbeit im Tolstoischen Sinne. Alsdann ist die Zeit gekommen, wo die Agitation für allgemeine (natürlich maaßvolle) Körperarbeit einen empfänglichen Boden findet. Die Abwechselung geistiger und körperlicher Arbeiten, die harmonische Uebung aller Kräfte des Menschen läßt sich dann durchführen.

Heutzutage aber geht das nicht. Wohl wird es Tolstoi gelingen, — wie Cabet — eine kleine Gemeinde zu bilden ... eine Gemeinde von Reichen, welche gewissermaßen sportsmäßig, vielleicht sogar mit einem sittlichen Ernste, körperliche Arbeiten verrichten. Und ich gratulire diesen Reichen. Aber ist das eine Lösung des socialen Problems? Oder auch nur ein Schritt dazu? Unter dem „socialen Problem" versteht man doch die Aufgabe, die großen Differenzen zwischen einer kleinen Anzahl von steinreichen und an Reichthum noch zunehmenden Leuten und einer breiten Masse von Armen, zwischen Schwelgern und Darbenden, zwischen Müßiggängern und überbürdetem Proletariate, zwischen letzterem wiederum und der „industriellen Reservearmee" der Arbeitslosen . . . derartige Differenzen auszugleichen. Was aber kann in dieser Richtung eine etwaige Gemeinde von Tolstoianern thuen?

Denken wir uns einen Jünger Tolstois, einen reichen Herrn — an andere wendet sich ja Tolstoi in seinem Aufsatze nicht. Entweder behält derselbe sein Vermögen, oder er befolgt den Rath Jesu Christi: „Gehe hin, verkaufe Alles, was du hast, und gieb es den Armen".

Betrachten wir den ersteren Fall. Der reiche Herr wird Feldarbeiter oder

...ern. Hierdurch nimmt er einem Poletarier, der auf Arbeit angewiesen ist, die ...n. Es wäre also recht, wenn er diesen entschädigte d. h. ihm für den Verzicht ... seine Arbeit oder einen Theil derselben Geld gäbe. Das wäre in der That ganz ...ch. Auf diese Weise wäre dem Arbeiter wie seinem stellvertretenden Sportsman ...fen: vielleicht machte noch der Arbeitgeber ein Geschäftchen dabei, indem auch er ... von dem reichen Herrn bezahlen ließe. Aber kann auf diesem Wege das „sociale ...blem" gelöst werden? Nehmen wir sogar an, der reiche Herr überließe — wie ... von dem bewundernswürdigen Tolstoi berichtet wird — den Dürftigen die Nutz...ung seines Vermögens . . . das wäre edel, wäre persönlich groß, ließe aber „die ...ale Frage" so gut wie unberührt.

Und nun versteigen wir uns zu der Phantasie, der Tolstoianer gäbe — was ...t einmal sein Meister gethan hat — sein Vermögen gänzlich dahin. Das zer...itterte Kapital würde, wie Eisenpfeilspähne von einem Magneten, angezogen werden ... dem Großkapital. Und aus dem Reichen wäre ein armer Proletarier geworden. ...enken wir, was das heißt! Verwechseln wir nicht, wie es Tolstoi zu thun scheint, ... armen Proletarier mit dem Tolstoi, welcher zwar einen Bauernkittel und schwielige ...nde hat und in hochachtbarer Schlichtheit lebt, aber noch der Besitzer eines Land...es ist und weder Mangel an leiblicher noch an geistiger Kost hat. Das ist ein ...ter Unterschied! Der echte arme Handproletar lebt in einer Lage, auf welche ...eswegs die Tolstoische Schwärmerei von Armuth und körperlicher Arbeit anzuwenden ... Er kann nicht sorglos wie „die Vögel unter dem Himmel" leben, er blüht nicht ...urgemäß wie „Lilien auf dem Felde" und ist durchaus nicht immer (im Sinne ... Bibel) als Arbeiter „seines Lohnes werth". Vielmehr geräth er zuweilen in ...beitslosigkeit und Mittellosigkeit, kann infolgedessen körperlich, geistig, moralisch und ...perlich herunterkommen — wie unsere überladenen wirthschaftlichen Krankenhäuser, ... Asyle, Arbeitshäuser und Gefängnisse beweisen. Und wenn der Proletarier auch ... in derartig traurige Lagen gerathen sollte, die Besorgniß davor durchwebt seine ...ge. Und nun stellen wir uns die Arbeit des Proletariers vor, die von Tolstoi ...ühmte körperliche Arbeit z. B. eine zwölfstündige, entsetzlich einförmige Fabrik...eit, oder die Feldarbeit eines „Sachsengängers". Stellen wir uns die Häuslichkeit ... den Umgang des Proletariers vor. Ja freilich, ich habe manch trauliches Pro...arierheim kennen und in Berlin manchen proletarischen Umgang hochschätzen gelernt — doch im großen Ganzen lebt nach meiner Ueberzeugung der Handproletar nicht so ...cklich, wie ein Mensch, welcher von seiner Wohlhabenheit einen weisen Gebrauch ...cht. Ich pointire diesen kritischen Gedanken in dem Satze: Wenn Tolstoi eine ...lichte und körperlich arbeitsame Lebensweise des damit verbundenen Glückes wegen ...pfiehlt, so vereitelt er diesen Zweck, wenn er echte Armuth und Handarbeit ...pfiehlt.

Es ist ja möglich, daß in dieser meiner Kritik sich jene Verblendung offenbart, ...lche Tolstoi den „Lehren der Welt" zuschreibt. Es kann ja sein, daß meine An...chten diktirt werden von Absichten. Ich weiß es wohl: wer vor einer Welt...schauung Abneigung empfindet, dem sind „Gründe wohlfeil wie Brombeeren". ...ch ich kann versichern, daß ich mir keines Selbstbetruges bewußt bin, ja daß ich ...gar eine geheime Sehnsucht nach dem Leben Tolstois verspüre.

Und noch einen Gedanken drängt es mich auszusprechen. Wenn ich auch der ...eberzeugung bin, daß der Prediger und Vorbildner Tolstoi nicht das Rezept zur ...ischen socialen Heilung besitzt, so betrachte ich doch seine Thätigkeit als eine liebens...ürdige und hochschätzbare Anregung vereinzelter Geister zu Grundsätzen, welche zwar ... den nächsten Jahrhunderten nicht die Masse erobern werden, aber möglicherweise ... ferner Zeit eine ungeheure Bedeutung erlangen. Ich meine die Grundsätze von ... Friedfertigkeit, der Vermeidung jeglichen Zwanges und der sieghaften Kraft der

Vernunft. Vielleicht geht es Tolstoi ähnlich wie Columbus, der ja auf einem neuen Wege Ostindien zu erreichen suchte und nach seiner Landung im amerikanischen Gebiete sich einbildete, in Indien zu sein; so nämlich, daß Tolstoi durch seine Methode das sociale Problem zu lösen hofft und möglicherweise an der Lösung eines ganz anderen Problems arbeitet, von dessen Bedeutung die Gegenwart allerdings so gut wie keine Ahnung hat.

Die künstliche Zuchtwahl des Menschen.

Es ist immer sehr wichtig, was für Folgerungen man aus einer Erkenntniß zieht. Steht Abends der Mond am Himmel, so folgern die einen daraus, daß es kalt werde, während die anderen der Meinung sind, weil es kalt und der Himmel unbedeckt sei, darum sehe man den Mond.

Ganz ähnlich verhält es sich mit einigen wissenschaftlichen Erkenntnissen der Gegenwart. Auch hier zieht man bisweilen Folgerungen, welche die betreffende Erkenntniß nicht nur vollständig werthlos, sondern vielleicht im höchsten Grade für die Menschheit verderblich machen können.

Da giebt es jetzt besonders eine gewisse Klasse von Anhängern Darwins — ich nenne sie Roh-Darwinianer, — welche gemäß ihrer Auffassung von dem Gesetz der natürlichen Zuchtwahl die Menschen am liebsten wie wilde Bestien sich geberden, einander morden und auffressen sehen möchten. Dergleichen Menschen sind mir immer wie Schwärmer von der Art Rousseaus und der Rousseauisten erschienen, die stetig nach Natur rufen und schließlich dahin kommen, die Wilden für „bessere Menschen" anzusehen, die Reinheit und Tugend der Landleute zu preisen und die Eisenbahn als Kulturerzeugniß zu verabscheuen. Sicherlich haben derartige Darwinianer das mit den Rousseauisten gemein, daß sie strikt den Naturgesetzen zu folgen glauben.

Der Hauptfehler der beiden Gruppen liegt darin, daß sie die Natur in einen falschen Gegensatz zur Kultur bringen. Sie begreifen nicht, daß Kultur nur ein anderer Name für die Natur der Menschheitsentwicklung ist, daß das, was die Menschen thun und denken, ebenso zur Natur gehört, wie das, was die Thiere thun, daß die Menschen sich nach bestimmten Naturgesetzen entwickeln ebenso wie alle anderen Dinge. Nur nennen wir gerade das, was die Menschen erzeugen, und überhaupt alles, worin die Natur der Menschenentwicklung besteht, Kultur.

Wenn die Menschen durch die gegebenen Verhältnisse dahin kommen, den Pflug zu erfinden, so gewinnen sie diese Erfindung als Wesen, die, von der Natur mit Vernunft und Kombinationsgabe ausgestattet, in einer bestimmten Zeit und unter bestimmten Verhältnissen den Pflug naturgemäß erfinden mußten. Wenn nun der Pflug ein Kulturerzeugniß genannt wird, so hat dieses Wort keine andere Bedeutung als wenn man ein Schneckenhaus ein Naturprodukt nennt. Und es wäre nicht nur unkultivirt, sondern auch „unnatürlich", wenn man den Pflug als ein Kulturerzeugniß verschmähen und beseitigen wollte.

Es ist wahr, gegen den Pflug hat wohl keiner etwas einzuwenden; aber gehen wir weiter. Wie mit dem Pfluge, so verhält es sich mit den Dampfmaschinen, mit dem Phonographen, mit dem Pythagoreischen Lehrsatz, mit der Ehe u. s. w. Man mag dies alles mit dem Namen Kultur in Zusammenhang bringen, doch das darf man nicht vergessen, daß es ebenso naturgemäß entstehen mußte wie etwa das Schneckenhaus oder das Geweih des Rennthiers oder ein Kieselstein.

Gegen Erzeugnisse, Erkenntnisse, Einrichtungen aber zu eifern, bloß deshalb, weil sie Kultur sind, wird künftig entweder als kindisch gelten oder als unverständig oder als beides zusammen.

Die Frage ist also nicht: Kultur oder Natur? Sondern: was ist der Menschheit nützlich und was ist ihr schädlich?

Ist ihr ein Kulturerzeugniß schädlich, dann hinweg damit! Ist ihr indessen eines nützlich, wie z. B. der Pflug, die Dampfmaschine und dergleichen, warum soll man es dann nicht beibehalten?

Andererseits aber: wenn nun ein Naturprodukt, ein Naturgesetz der Höherentwicklung der Menschheitsfamilie schädlich ist?

Wird man sich ihm zum Opfer geben oder es lieber zu beseitigen, unschädlich zu machen suchen?

Es erhält sich nur das, was dem Daseinskampfe gewachsen ist. Was aber nützt das der Menschheit? Für sie wird es allein darauf ankommen, daß sich dasjenige erhält, was für sie das Passendste und Nützlichste ist. Dazu wird es nötig sein, daß die Menschheit sich in bestimmten Fällen der künstlichen Zuchtwahl bedient. Hat sie eingesehen, daß ein auf dem Recht des gegenseitigen Totschlags basirende natürliche Zuchtwahl der Menschenfamilie schädlich ist, so wird sie dieselbe aufheben, oder wenigstens einschränken.

In ähnlicher Weise beruht die Ehe auf einer künstlichen Zuchtwahl, welche die auf Frauenraub und Kampf um Frauen beruhende natürliche Zuchtwahl aufhebt. Ueberhaupt wird sich die Höhe der Kultur nach dem Umfange der künstlichen Zuchtwahl richten. In den allerältesten Zeiten war dem natürlichen Walten der Zuchtwahl überhaupt keine Grenze gesetzt. Danach ward dasselbe durch Lebenssicherstellung innerhalb eines und des nämlichen Stammes, durch Verteilung von Frauen, durch gemeinsames Ansammeln von Nahrung für den Winter und für schlechte Zeiten eingeschränkt. Schließlich aber beruhen alle Gesetze auf einer Einschränkung der natürlichen Zuchtwahl. Da nämlich diese die Bethätigung der Triebe für gewisse Fälle und zwar zu dem Zwecke, gewisse dem Gesammt-Volke oder der Gesammt-Menschheit schädliche Handlungen zu verhindern, verbieten, so greifen sie damit künstlich in das Wirken des Daseinskampfes ein.

Wie mit den Gesetzen, verhält es sich mit den verschiedenen Einrichtungen, Bündnissen, Gesellschaften, Vereinigungen. Sie gehen stets von dem Zweck aus, die Einflüsse der natürlichen Zuchtwahl für bestimmte Fälle zu paralysiren. Man braucht nur an die englischen Gewerkvereine zu denken, deren Mitglieder wohl wissen, daß sie nur durch ihre die Neigungen des Einzelnen oft beschränkende Vereinigung, also durch eine künstliche Zuchtwahl, dem Unternehmerthum und mit ihm dem Kampf ums Dasein gewachsen sind.

Auch die natürliche Zuchtwahl, die unter den Menschen infolge von Kampf mit gewaltigen Naturereignissen eintritt, wird oft ersetzt durch eine künstliche Zuchtwahl. Oder was sind zum Beispiel Hagelversicherungen anders als Einschränkungen der Wirkung der natürlichen Zuchtwahl im Daseinskampfe der Menschen mit der Natur? Würde der letztere seinen natürlichen Verlauf nehmen, so verlöre ein Landmann gegebenen Falles die ganze Ernte des Jahres, würde möglicherweise bankerott und käme dann vielleicht gar in den Drangsalen seines ungewohnten Schicksals um. Und doch könnte man nicht sagen, daß er vielleicht der Menschenfamilie ein weniger nützliches Glied sei als ein anderer, den ein solches Unglück zufällig nicht träfe.

Die Roh-Darwinianer wollen einen solchen Menschen ruhig untergehen lassen, und jeden Versuch, durch irgend welche Einrichtung dergleichen Unglückliche zu retten, sehen sie als einen unerlaubten Eingriff in die natürliche Wirkung der Zuchtwahl an. Indessen selbst wenn man noch künstlich und natürlich als etwas generell Verschiedenes ansieht und noch nicht den Maßstab des Menschheitsnützlichen oder Menschheits-

schädlichen an die Dinge zu legen gelernt hat, so wird man doch wohl aus d
bisher Gesagten erkannt haben, daß die künstliche Zuchtwahl ein natürli
Entwickelungsgesetz der Menschheit ist, ein Naturgesetz ebensogut wie die natürl
Zuchtwahl selbst.

Freilich die Roh-Darwinianer wollen nichts als für den Menschen natürlich ansel
was die Tiere nicht auch thun. Sie abstrahiren sich da aus dem Leben derse
Gesetze, von denen sie meinen, daß dieselben auch für die Menschheit gelten müß
Warum sagt man nicht, die Tiere denken nicht, folglich dürfen wir es auch ni
thun? Indessen kann ich hier, obwohl ich darauf keinen Werth lege, diesen Leuten s
wohl mit dem Hinweis dienen, daß verschiedene Tiere wie die Bienen oder die Amei
einen durch feste Gesetze und Einrichtungen geregelten Staat haben, eine Art künstlic
Zuchtwahl, wie man sie bei Menschen nicht viel besser haben kann. Ueberhaupt v
lohnte es sich einmal, die künstliche Zuchtwahl in der sogenannten „Natur" na
zuweisen.

Was man dabei indessen auch für Resultate gewinnen würde, das steht d
fest, daß die künstliche Zuchtwahl ein wesentlicher Faktor der kulturellen Höherentwickelun
der Menschheit ist. Daraus aber folgt mit Nothwendigkeit, daß man irgendwel
Art von künstlicher Zuchtwahl, eine Vereinigung, einen Ring, eine sozialisti
Institution nicht deshalb angreifen darf, weil sie eben eine künstliche Zuchtwahl i

Damit sei durchaus nicht gesagt, daß ich künstliche Zuchtwahl durchaus imm
billigen wollte. Zollgesetze, Ausfuhrprämien, besonders aber durch künstliche Zuchtwa
geschützter Glaube und Aberglauben, überhaupt geistige Schonungsmaßregeln sind m
gänzlich zuwider.

Wie gesagt, wird es sich aber ja nicht um die allgemeine Frage: künstliche od
natürliche Zuchtwahl, handeln, sondern darum, was in jedem einzelnen Falle d
geistigphysischen Höherentwickelung der Menschenfamilie nützlich oder schädlich ist. M
den einzelnen Fällen selbst aber wird sich die künftige Soziologie und Ethik beschäftigen
Jedenfalls aber wird es sehr gut sein, gegenüber den allzu einseitigen Auffassungen v
Darwins Lehre einmal auf das Gesetz der künstlichen Zuchtwahl hingewiesen zu haben

Curt Grottewitz.

Zum Bilde Friedrich Nietzsches.

Eine psychologische Studie

von

Lou Andreas-Salomé.

I.

> „Es ist wunderbar genug, daß nicht längst
> „die Association von Wollust, Religion und
> „Grausamkeit die Menschen aufmerksam auf
> „ihre innige Verwandtschaft und gemeinschaft-
> „liche Tendenz gemacht hat."
>
> Novalis-Nietzsche.

Ein paar Züge zum Bilde Nietzsches, — solche Züge, die mit Hülfe persönlicher Erinnerung deutlicher und lebhafter gewonnen werden, als es aus dem bloßen Studium seiner Werke möglich wäre, — das ist es, was nachstehende Zeilen geben möchten.

Es ist die Gestalt aus der Mitte der letzten zehn Jahre, die vor mir steht, wenn ich an ihn zurückdenke. Und gewiß ist dies die Zeit gewesen, in welcher seine



…iognomie, sein ganzes Aeußeres am charakteristischsten ausgeprägt erschien: die … in welcher der Gesammtausdruck seines Wesens bereits völlig vom tief bewegten …nleben durchdrungen war, und selbst noch in dem bezeichnend blieb, was er …hielt und verbarg. Ich möchte sagen: dieses Verborgene, die Ahnung einer ver…rgenen Einsamkeit, — das war der erste, starke Eindruck, durch den Nietzsches …einung fesselte. Dem flüchtigen Beschauer bot sie nichts Auffallendes; der mittel… Mann in seiner überaus einfachen, aber zugleich überaus sorgfältigen Kleidung, …den ruhigen Zügen und dem schlichten, braunen Haar, konnte leicht übersehen …en. Die feinen, ausdrucksvollen Mundlinien waren durch einen vornüber…mten, großen Schnurrbart fast völlig verdeckt, und unvergleichlich schön und edel …mt nur seine Hände, von denen er selbst glaubte, daß ein Blick auf sie seinen … verriethe. Am verrätherischsten jedoch sprachen wohl die Augen. Halbblind, …en sie dennoch nichts vom Spähenden, Blinzelnden, unwillkürlich Zudringlichen …ichtiger; im Gegentheil sahen sie eher aus wie Hüter und Bewahrer eigner …ze, stummer Geheimnisse, an die kein unberufener Blick tasten sollte. Das …lhafte Sehen gab seinen Zügen eine besondere Art des Zaubers grade dadurch, …ie anstatt der Wiederspiegelung wechselnder, äußerer Eindrücke nur wiedergaben, … durch sein Inneres zog. In das Innere blickten diese Augen und zugleich — … über die nächsten Gegenstände hinweg — in die Ferne, oder besser: in das …ere wie in eine Ferne. Wenn er sich selten einmal gab, wie er war, im Bann … ihn erregenden Gesprächs, dann konnte in seinen Augen ein ergreifendes Leuchten …men und schwinden; — wenn er aber in finsterer Stimmung war, dann sprach …insamkeit düster, beinahe drohend aus ihnen, wie aus unheimlichen Tiefen, — … jenen Tiefen, in denen er immer allein war, die er mit Niemandem theilte, vor … ihm selbst bisweilen graute, — und in die sein Geist zuletzt versank.

Einen ähnlichen Eindruck des Verborgenen und Verschwiegenen machte Nietzsches …nehmen. Im gewöhnlichen Leben war er von großer Höflichkeit und Milde, … einem stetigen, wohlwollendem Gleichmuth, — er hatte Freude an der Form … Umgangs und hielt auf sie. Immer aber lag eine Freude an der Ver…ung darin, - Mantel und Maske für ein nie entblößtes Innenleben. Und man … sich unwillkürlich jene Frage dabei vor, die er selbst in den Worten zu…mmengefaßt hat: „Bei Allem, was ein Mensch sichtbar werden läßt, kann man …n: was soll es verbergen? wovon soll es den Blick ablenken? welches Vor…teil soll es erregen? Und dann noch: bis wie weit geht die Feinheit dieser …tellung? und worin vergreift er sich dabei?"

Dieser Zug stellt nur die Kehrseite der Einsamkeit dar, aus welcher Nietzsches …enleben ganz und gar herausbegriffen werden muß, — einer sich stetig steigernden …einsamung und grüblerischen Selbstbeziehung auf sich.

In dem Maße als sie zunimmt, wird alles nach Außen gewandte Sein zum …ein, — zum bloßen täuschenden Schleier, den die Einsamkeitstiefe nur um sich …, um zeitweilig für Menschenaugen erkennbare Oberfläche zu werden. Ja, man … selbst Nietzsche's Gedanken, sofern sie sich theoretisch aussprechen, zu dieser Ober… rechnen, hinter der, abgründig tief und stumm, das innere Erleben ruht, dem …tstiegen. „Alles was tief ist, liebt die Maske. Jeder tiefe Geist braucht eine …ke: mehr noch, um jeden tiefen Geist wächst fortwährend eine Maske."

Und er findet eine schöne Bezeichnung für sich selbst, wenn er von den „Ver…rgenen in den Mänteln des Lichts" redet.

Diese Einsamkeit ist, in allen Wandlungen seines Geistes, der unveränderliche …men, aus welchem Nietzsches Bild, mag es sich verkleiden wie es will, uns an…, überall trägt er „die Einöde und den heiligen unbetretbaren Grenzbezirk" … mit sich, wohin er auch gehe, überall ist er, — wie er sich einmal in einem … unterschreibt „der auf ewig Abhandengekommene", der unter den Andern nur

wandelt „als ob ich als Längst-Gestorbener mir die Dinge und Menschen anschaute, sie bewegen und erschrecken und entzücken mich, ich bin ihnen aber ganz fern" (Juli 1881, aus der Schweiz.) Und es drückt nur das Bedürfniß aus, daß [...] äußeres Dasein der einsamen Selbstbeziehung seines Innenlebens entsprechen müs[se], wenn er dann wieder einem Freunde schreibt: „Als Rezept sowie als natürli[che] Passion erscheint mir immer deutlicher die Einsamkeit und zwar die vo[ll]kommene, — und den Zustand, in dem wir unser Bestes schaffen können, muß m[an] herstellen und viele Opfer dafür bringen können." (31. Oktober 1880, aus Italie[n].) Den zwingenden Anlaß aber, sein tiefinneres Alleinsein in ein äußeres so vollkomm[en] wie möglich umzusetzen, bot ihm erst sein körperliches Leiden. Es war ein vo[m] Vater ererbtes Kopfleiden, das ihn in den 70er Jahren ergriff und 1878 dazu zwan[g], seine Professur in Basel aufzugeben. Der Verkehr mit Menschen, selbst schon [das] Gespräch mit Mehreren, war für ihn dadurch sehr erschwert, später nahezu ausgeschlosse[n]. Aller nähere Umgang mit Nietzsche konnte, je länger desto mehr nur noch ein Umga[ng] zu Zweien sein, und auch diesen durfte er sich nur vorsichtig und mit Unterbrechunge[n] gestatten. Die ersten Jahre brachte sein Leiden ihn dem Tode nah, dann erholte [er] sich allmählich körperlich; die mit heftigsten Uebelkeiten verbundenen Schmerzen-Anfälle kehrten aber mit kurzen Pausen, immer wieder. „Ein paar Mal den Pforte[n] des Todes entwischt, aber fürchterlich gequält, — so lebe ich von Tag zu Tage; jed[er] Tag hat seine Krankengeschichte." So schildert er in einem Briefe den Zustand, i[n] welchem er ungefähr 15 Jahre gelebt hat.

Leiden und Einsamkeit — das sind die beiden großen Schicksalszüge in Nietzsche[s] Entwickelungsgeschichte, immer stärker ausgeprägt, je näher man dem Ende komm[t]. Und sie tragen bis an das Ende jenes wundersame Doppelgesicht, welches sie als ei[n] äußerlich gegebenes Lebenslos, und zugleich als eine rein psychisch bedingte, ein[e] gewollte innere Nothwendigkeit erscheinen lassen. Auch sein physisches Leiden, nich[t] minder als seine Verborgenheit und Einsamkeit, reflektirte und symbolisirte etwa[s] Tiefinnerliches, — und dies so unmittelbar, daß er es auch in seiner äußern Schicksun[g] aufnahm wie einen ihm zugedachten ernsten Freund und Weggenossen. So schreib[t] er einmal bei Gelegenheit einer Beileidsäußerung (1881, Ende August, aus Sil[s-] Maria): „Es jammert mich immer zu hören, daß Sie leiden, daß Ihnen irgend etwas fehlt, daß Sie Jemanden verloren haben: während bei mir Leiden und Ent[-] behrung zur Sache gehören und nicht, wie bei Ihnen, zum Unnöthigen und zu[r] Unvernunft des Daseins."

Hierauf beziehen sich die einzelnen, in seinen Werken zerstreuten Aphorismen über den Werth des Leidens für die Erkenntniß.

Er schildert den Einfluß der Stimmungen des Kranken und des Genesenden auf das Denken, er begleitet die feinsten Uebergänge solcher Stimmungen bis in's Geistigste hinauf. Eine periodisch wiederkehrende Erkrankung, wie die seinige es war, scheidet beständig eine Lebensperiode, und damit auch eine Gedankenperiode, von der vorhergehenden. Sie giebt durch dieses Doppeldasein die Erfahrungen und das Bewußtsein zweier Wesenheiten. Sie läßt alle Dinge immer wieder auch dem Geiste neu werden, — „neu schmecken" nennt er es einmal höchst treffend, — und jetzt ganz neue Augen auch noch für das Gewohnteste, Alltäglichste ein. Ein Jegliches erhält etwas von der Frische und dem lichten Thau der Morgenschönheit, weil eine Nacht es vom vorhergehenden Tage getrennt hat. So wird jede Genesung ihm zu einer Palingenesis seiner selbst und darin zugleich des Lebens um ihn, — und immer wieder ist der Schmerz „verschlungen in den Sieg".

Deutet Nietzsche es schon selbst an, daß die Natur seines physischen Leidens sich gewissermaßen in seinen Gedanken und Werken widerspiegle, so springt der enge Zusammenhang von Denken und Leiden noch auffälliger hervor, wenn man sein



…sen und dessen Entwickelung als Ganzes betrachtet. Man steht nicht jenen …ählichen Veränderungen des Geisteslebens gegenüber, wie sie ein Jeder durchmacht, … einer natürlichen Größe entgegenwächst, — nicht den Wandlungen des Wachs…ums: sondern einem jähen Wandel und Wechsel, einem fast rhythmischen Auf und …der von Geisteszuständen, die selber nichts anderm zu entspringen scheinen, als …em Erkranken an Gedanken und einem Genesen an Gedanken.

Nur aus der innersten Bedürftigkeit seiner ganzen Natur, nur aus dem quälendsten …ungsverlangen heraus erschließen sich ihm seine neuen Erkenntnisse; kaum aber … er völlig in ihnen aufgegangen, kaum hat er in ihnen ausgeruht und sie seiner …nen Kraft assimilirt, — da ergreift ihn auch schon wieder ein neues Fieber — …as wie ein unruhig drängender Ueberschuß an Gesundheit, der sich gegen ihn selber …rt, ihn selber aufreizt zu den Kämpfen, Erschütterungen und Qualen, an denen …n Geist fruchtbar geworden war.

Und immer wieder tritt zweierlei in diesem Vorgang auffällig hervor. Der …e Zusammenhang von Gedankenleben und Seelenleben in seinem Wesen, die Ab…ngigkeit seines Geistes von allen Bedürfnissen und Erregungen seines Innern. …nn aber die Eigenthümlichkeit, daß aus einer so engen Zusammengehörigkeit sich …s auf's Neue ein Leiden ergeben muß, und die Bewahrheitung des Wortes: „Geist … Leben, das sich selber in's Fleisch schneidet: an der eignen Qual mehrt er sich das …ne Wissen." Es bedarf jedesmal einer hohen Gluth der Seele, wo es zu höchster …rheit, zu hellem Licht der Erkenntniß kommen soll, — aber nicht in wohl…ender Wärme darf die Gluth sich ausströmen, sie muß vielmehr verwunden mit …genden Feuern und brennenden Flammen: es gehört, wie es in dem Briefe aus…drückt war, „das Leiden zur Sache".

Wie Nietzsche's körperliches Leiden erst den zwingenden Anlaß zu seiner äußern …einsamung abgab, so muß in diesem psychischen Leiden der Grund gesucht werden … seinem scharf zugespitzten Individualismus, zur strengen Betonung des „Einzelnen" … des „Einsamen". Die Geschichte des „Einzelnen" ist durchaus eine Leidens…schichte, und ihr Inhalt lautet viel weniger: „Selbstgenügsamkeit", als: „Selbst…altung". Betrachtet man das leidensvolle Auf und Nieder seiner Geisteswandlungen, …nn liest man die Geschichte ebensovieler Selbstverwundungen, und es verbirgt einen …idenkampf mit sich selbst, wenn er über seine Philosophie die Worte schreiben durfte: …ieser Denker braucht Niemanden, der ihn wiederlegt: er genügt sich dazu selber."

Zugleich aber erscheint damit ein beständiger schmerzlicher Wechsel seiner An…auungen, auf Grund des stets gleichen Seelenprozesses, als eine unumgängliche …dingung seiner Schaffenskraft. Dieser Einsame mußte sich in sich selber verviel…tigen in dem Maße, als er sich in sich selber abschloß, — nur so vermochte er …ttig zu leben. Im Gespräch über die Wandlungen, die schon hinter ihm lagen, …erte er einmal halb im Scherz: „Ja, so beginnt nun der Lauf und wird fort…setzt — bis wohin? wenn Alles durchlaufen ist — wohin läuft man alsdann? …nn alle Combinationsmöglichkeiten erschöpft wären, — was folgte dann noch? …? müßte man nicht wieder beim Glauben anlangen?" Und der Hintergedanke, der …ch in der Aeußerung barg, trat in den ernst hinzugefügten Worten aus seinem …ick: „In jedem Fall kann der Kreis wahrscheinlicher sein, als der Stillstand."

Eine in sich selbst kreisende, niemals gestillte Bewegung: — das ist wie ein …nnbild der ganzen Geistesart Nietzsche's: das Bild des Kreises, — einer ewigen …ederholung innerhalb einer ewigen Wiederholung. In seiner letzten Schaffensperiode …nahm er dieser Vorstellung eine der Grundlehren seiner Philosophie: sie spiegelte …ch in der Mystik seines Gedankens von einer ewigen Wiederkunft. Namentlich … diesen letzten Werken erscheint das ganze Gebäude sämmtlicher Theorien, Stein

für Stein zusammenstellt [illegible] über nichts belehren sie besser als über [illegible] Ueber nichts hat er selbst so tief [illegible] Erkenntnißräthsel seiner Philosophie [illegible] versuchen, was er in zahlreichen [illegible] Seelenzustandes vorbrachte.

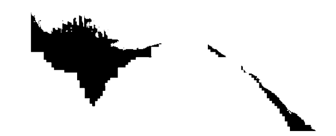
[illegible]

Pariser Freie Bühne.

Dritter Abend: „[illegible]“ [illegible] in zwei Bildern, in Prosa, von August [illegible] — „[illegible]“ Stück in [illegible] Akten, nach Goncourt, von Jean Ajalbert.

Wenn Herr Jean Ajalbert [illegible] Edmond de Goncourt's Roman „La [illegible]“ auf die Bühne [illegible] so wurde ihm diese Gunst weniger um seiner [illegible] Stellung zu Theil, die der junge [illegible] Stoff zunächst als Vertheidiger an, [illegible] Satzungen das ungeschriebene, aus [illegible] der Vergebung setzt. Ihn reizte es, das [illegible] die Verurtheilte einen Freispruch des Herzens [illegible] Erfahrung; für das Zweite der Roman [illegible] weil die psychologische, langsam durch die [illegible] Thatsache und Thatsache auf der Bühne [illegible]

Ich will mich hier an das Drama halten. [illegible] Beruf in einem jener elenden, auf die Nachbarschaft der [illegible], in denen das Laster der Armuth den [illegible]. Nur alle [illegible] Wochen hat sie einen freien Nachmittag, [illegible]. Heute hat sie die drei ziehen lassen, um allein auf dem [illegible] Gehölzes zurückzubleiben. Sie erwartet Tonchon, [illegible] zum hundertsten Male seinen letzten Brief, in dem [illegible] Leidenschaft stammelt. Tonchon war in einem [illegible], bis ihn der Waffendienst von seiner Weide weg nach Paris warf. Hier ging er mit erfahrenern Kameraden in das Haus nebenan; hier begegnete er Elisa, die seiner ungeschickten Männlichkeit die ersten Verzückungen gewährte. Aber für die Wollust der Sinne, die sie gab, tauschte sie die Wollust der Achtung ein. Brunst und Inbrunst sind dem Tölpel eins, und in der scheuen, glühenden, dankbaren Andacht seiner Liebkosungen fühlt die von Kindesbeinen Verlorene zum ersten mal ihre weibliche Würde, empfängt sie die rosige Ahnung eines Glückes, dessen Erfüllung ihr verschlossen ist. Darum liebt sie ihn, in dem dumpfen, schweren Gefühl einer unbewußten Verzweiflung, mit einer Liebe, die vor den Gesten der Liebe schaudert. Tonchon begreift nichts von diesem Zwiespalt, der in ihr instinctiv wirkt: ihm ist Genuß, was ihr „Arbeit“ ist, eine Arbeit, deren Druck sie von der Seele wälzen möchte. Daher wehrt sie ihn auch ab, nachdem er endlich neben ihr im Gestrüpp der Gräber sitzt — „Nein, nicht jetzt, nicht heute“ ... Nicht heute? Ja, wozu ist er denn gekommen! Und seine Hände beginnen von neuem das Spiel. Elisa erhebt sich, um Blumen von den



Sträuchern zu schneiden. Tonchon verfolgt sie und umfaßt ihren Leib. Elisa erzürnt sich und eilt weinend ins Gebüsch. Tonchon, allein, weiß sich nicht Raths, aber da Elisa wieder zum Vorschein kommt, siegt seine gefräßige Jugend, und mit Begier stürzt er auf sie zu. Elisa versucht sich loszumachen; sie fleht, droht, schilt, er umklammert sie um so fester. Da bekommt sie einen Arm frei, und im nächsten Augenblick steckt das Messer in seiner Brust. „Was ist das? Ich sehe roth“ schreit sie auf und stürzt wie eine Wahnsinnige über den Ermordeten hin.

Das wäre der erste Akt. Im nächsten spielt Elisa eine sehr schweigsame Rolle. Sie sitzt auf der Anklagebank und beantwortet einsilbig die wenigen Fragen, die der Vorsitzende des Assissenhofes der Form halber an sie richtet. Denn da der Vorhang aufgeht, ist das Beweisverfahren bereits geschlossen. Der Präsident sagt: „Der Herr Vertheidiger hat das Wort.“ Alles horcht mit neuer Spannung auf, auch wir im Saale, denn Antoine hat in dieser Nachtsitzung des Schwurgerichts ein Inscenirungs-Kunststück geliefert, das uns geradezu bethört. Im Hintergrunde die fünf Richter in zinnoberrothen Talaren und Baretten; rechts, im Winkel zum Gerichtstisch, die Geschworenen, diesen gegenüber der Käfig, in dem die Angeklagte zwischen zwei Justizsoldaten sitzt, eine Stufe tiefer der Vertheidiger an seinem Pulte und vorne, an der ersten Coulisse, die Reporter und Stenographen; in der Mitte der Bühne, auf einem Tische die blutige Uniform Tonchons, das Messer und andere Beweisstücke; im ganzen Raume vertheilt auf niedern Schemeln ein halbes Hundert Advokaten in ihren schwarzen Talaren mit dem weißen Bäffchen: dies Alles gebadet in das müde Zwielicht einiger Gasflammen, um welche der Fieberdunst einer seit Stunden aufgeregten Menge fluthet. Die halbrundgebogene Zeugenbarre schließt, vor dem Vorhang, gerade den Souffleurkasten ein, so daß das Publikum im ganz verdunkelten Saale dahinter zugleich als Publikum der Verhandlung gedacht erscheint, und durch diese Anordnung wird die Illusion so mächtig geweckt, daß die Zuschauer fast zögern, den überwältigenden Worten des Vertheidigers Beifall zu spenden, aus Furcht vor dem Präsidenten, der einschreiten könnte. Sechsundzwanzig Minuten lang spricht Antoine als Vertheidiger mit einer Meisterschaft der Auseinandersetzung, die jedes Wort vibriren läßt wie ein Goldstück, das auf eine Marmorplatte niederfällt. Es ist ein schonungsvolles, von Schmerz getränktes Plaidoyer, aber es ist nichts als ein Plaidoyer und darum bleibt es uns schuldig, was der Dichter allein auszusprechen vermag. Es sagt uns nicht, warum Elisa den ersten und einzigen Mann, den sie liebte, ermordet hat. In seinem Buche giebt Goncourt die Erklärung, aber auch nur demjenigen, der ihm mit eigenen Eindrücken entgegenkommt. Nur wer selbst den Blick in diesen moralischen Abgrund gesenkt hat, wird begreifen, daß sich Elisa das verwirkte Recht des Versagens nur noch durch Mord erkaufen konnte, und wird die namenlose Tragik eines Frauenschicksals fühlen, welches die Liebe in dem Verzicht auf das suchen muß, was der Liebe höchstes und natürliches Ziel ist.

Goncourt liefert den schwierigen Beweis von Elisens hysterischer Keuschheit fast mühselig, und fände er nicht in der errathenden Theilnahme des Lesers eine Unterstützung, dann würde es ihm kaum gelingen. Das Wichtigste ist jedoch, daß er sich an den individuellen Fall hält, während Ajalbert, der diese allmählich zusammengetragene Begründung auf der Bühne nicht brauchen konnte, den Beweis verallgemeinert und die Verantwortlichkeit Elisens nicht aus ihrem Seelenzustande, sondern aus dem Atavismus sowie aus den alles moralische Bewußtsein vernichtenden Bedingungen ihres Berufes erklärt. Er thut dies mit edlem Ernst und Erbarmen weckender Eindringlichkeit, aber er überzeugt nicht. Er überzeugt die Geschworenen nicht, die ein Todesurtheil fällen: ein Mißerfolg, der in seiner Absicht lag. Doch er überzeugt auch uns nicht, und hierin liegt die Verschiebung, die das Problem bei der Uebernahme ins Drama erfahren hat. Vor zwanzig Jahren noch hätte die Standrede des Vertheidigers vielleicht stärker gewirkt. Damals war sich die Rettung der Dirne von den eleganten Cameliendamen ab- und dem Laster zugewandt, das mit dem Elend Hand in Hand geht. Es gab eine ganze Literatur, die „dans la sainte prostituée toute la souffrance humaine“ begrüßte und in dieser Literatur ist Goncourts Roman eine der spätesten und die beste Blüthe. Die Schilderung des Milieu, welche der Dichter seiner Kunstart gemäß unternahm, trug manches dazu bei, dem Pharisäerthum mildere Anschauungen einzuflößen. Alles begreifen hat uns das Buch jedoch nur bei der Einzelgestalt der Elisa gelehrt, und darum können wir auch nur ihr allein Alles verzeihen. Auf dem Theater begreifen wir nur die Hälfte, was uns ebensowenig genügt wie den Geschworenen.

Aber diese Einwände verstummen vor dem Eindruck des dritten Acts. Elisa wurde zu lebenslänglichem Kerker begnadigt. Im Zuchthause von Clermont, wo Schweigen die erste Regel ist, sehen wir sie wieder. Fünf Jahre übt sie bereits das Gebot des Schweigens, und darum versagt auch die Sprache, da ihr plötzlich zu reden befohlen wird. Erst als ihre Mutter endlich zum Besuch kommt, findet sie ein paar gurgelnde Worte. Die Freude, die ihr die Kehle löst, ist von kurzer Dauer. Die Mutter, eine widerliche Megäre, hat sich ihrer nur erinnert, um ihr das wenige in Sträflingsarbeit erworbene Geld abzulocken. Einsamer als zuvor, flüchtet sich Elisa in die Erinnerung und zu dem Briefe Touchons, demselben, den sie im ersten Act vor der That las. Schritte scheuchen sie aus dieser heimlichen Lectüre auf: man bringt ihr zur Einordnung einen Sack, in den die Kleider einer entlassenen Kerkergenossin eingenäht sind. Der Name steht darauf und die Daten; 9. Mai 1869 bis 9. Mai 1879. An den Fingern versucht Elisa abzuzählen, wieviel Jahre das sind. Ihr stumpfer Geist ist dieser Rechenaufgabe nicht mehr gewachsen; sie hat auch das Zählen verlernt. Aber das Gefühl brennt ihr auf der Seele, daß ein Glücklicherer den Weg in den Frühling wieder betreten dürfte. . . Sie läßt die Arme sinken. „Immer! — immer! — immer!" stammelte sie und der Vorhang fällt.

Trauer und Trostlosigkeit liegen auf diesem dritten Act, der das sühnende Schicksal in fürchterlicherer und eindringlicherer Lebendigkeit darstellt als die poetischen Finalmorde aller classischen Tragödien. Er stellt ihn allerdings ohne jenen Trugschluß der Versöhnung dar, den die Kunst angeblich erheischt, und es träufelt keiner „Lehre" Balsam in unsere Erschütterung. Ich habe nichtsdestoweniger eine Lehre daraus gezogen und als ich das Theater verließ, standen wie durch ein Wunder die längst vergessenen Worte vor mir, mit denen Anzengruber die Vorrede seiner „Dorfgänge" schließt: daß von Menschenbrust zu Menschenbrust ein elektrischer Drath gespannt ist, an dessen Enden, mag auch die Leitung durch Kloaken, Spitäler, Bordelle und Kerkerzellen laufen, die Botschaft des Geistes sich immer fertig stellte.

Das moderne Mysterium „Ein Weihnachtsmärchen" von August Linest, das dem Stücke Ajalberts vorausging, erwähne ich nur um der Vollständigkeit willen. Ein Weib entbindet heimlich in der Christnacht, auf der Dorfstraße, im Schneegestöber, und eine gefällige Gevatterin wirft das Neugeborene den Schweinen im Stalle zum Fraße vor, damit der betrogene Gatte nichts merke: das ist das „Moderne". Und ein anderes Weib, diesesmal ein reines Mädchen, tritt gleich darnach auf und meint, auf dem Kirchgang begriffen, daß das Jesukindlein in seiner Krippe an einem solchem Tage schön kalt gehabt haben müsse: das ist das „Mysterium". Und aus dem Gegensatze der beiden Kindlein ergiebt sich das „moderne Mysterium". Der Verfasser hat mit ganz unverdauten Reminiscenzen an Miller's „Angelus" und an Tolstoi's „Macht der Finsterniß" gewirthschaftet. Er ist Corporal im 6. Linien-Infanterie-Regiment: das entschuldigt Vieles. Aber man sollte ihn doch schleunigst zum Feldwebel befördern, damit er auf andere Gedanken komme.

Siegm. Feldmann.

Theater.

Berliner Theater: „Das Fräulein von Scuderi." Schauspiel in vier Aufzügen nach Hoffmann's Erzählung von Otto Ludwig. Bearbeitet von Ernst von Wildenbruch.

Die Frage nach den Gesetzen von Novelle und Drama ist wieder einmal aesthetische Tagesfrage. Gerhart Hauptmann's „Einsame Menschen", die so viel Anregung gegeben, haben bei grauen und bei grünen Theoretikern die Frage in Fluß gebracht: wie sich Erzählung und Drama gegen einander abgrenzen. Vielmehr nicht die Frage: die kritischen Alleswisser, die durch kein Kunstereigniß aus ihrem seligmachenden Selbstvertrauen aufzuscheuchen sind, haben die Formel auch diesmal, fertig für alle Zeiten, in der Tasche; und indem sie auch vor der Schöpfung des Genies kein anderes Bedürfniß haben, als ihre eigene kluge Vorzüglichkeit zu erweisen, schreiben sie geruhig die Worte nieder: „Ein Dramatiker ist Gerhart Hauptmann nicht." Sie nehmen nicht wahr, wie die ganze dramatische Bewegung der Moderne, seit Ibsen her, jene unersteiglich hohe Mauer

ertragen will, die Epik und Dramatik von einander schied; wie sie, zwar nicht die Bretterwelt unter die Bedingungen des Buches stellen, aber doch sie befreien will von den spanischen Stiefeln willkürlicher Sonderregeln. Alledem zum Trotz bleibt es dabei: Ibsen ist „eigentlich" ein Novellist, Hauptmann ist ein Novellist; und merkwürdig ist nur das Eine: daß diese schrullenhaften, übrigens nicht unbegabten Männer eifrig fortfahren, Dramen zu schreiben, nichts als Dramen, nicht achtend die bessernde Zurede der Frenzel, und solcher, die es werden wollen.

Es berührt eigenthümlich, kommt man von diesen kritischen Emanationen her, zu lesen, wie es einem der besten Männer des deutschen Dramas nicht anders ergangen ist: Otto Ludwig. In der Einleitung zu seinen Werken noch, die ihm Gustav Freytag geschrieben, mußte es gesagt werden: daß seine Art des Schaffens „durchaus charakteristisch für epische Begabung", daß sie „dem Wesen des dramatischen Bildens" nicht gemäß ist; und immer wieder mußte es betont werden: wie sein „Verfahren nicht das gemeingiltige ist für den dramatischen Dichter." Da haben wir den Kern dieser ewigen deutschen Theoretisirerei, ihren schärfsten und schlagendsten Ausdruck: „gemeingiltig" soll das Verfahren sein, nicht individuell; es soll für alle Zeiten gelten, nicht für die eine, die den Poeten gebildet; und weil Schiller so und nicht anders gedichtet, sollen Ludwig, Ibsen, Hauptmann auf dieselbe Patrone ihr Schaffen pressen. Wenn die germanische Dramatik aus dem Epigonentum so zögernd nur herausgelangt ist, trotz der herrlichen Talente der Kleist und Grillparzer, der Hebbel und Ludwig, so trägt solch trostlose Kahlheit der Kritik mit die Schuld, die nachhinkend auf Gewesenes stets zurück weist, statt dem Kommenden zum Dienst sich zu stellen. Sie glauben Goethes und Schillers Kunstideale zu stützen, aber sie mögen nur lesen, die Herren, was Schiller selbst in prachtvollen Worten vorausgesagt: „Es ist im Charakter der Deutschen, daß ihnen alles gleich fest wird, weil sie die menschliche Kunst, so wie sie es bei der Reformation mit der Theologie gemacht, gleich in ein Symbolum hineinbannen müssen. Deßwegen gereichen ihnen selbst treffliche Werke znm Verderben, weil sie gleich für heilig und ewig erklärt werden, und der strebende Künstler immer darauf zurückgewiesen wird. An diese Werke nicht religiös glauben, heißt Ketzerei, da doch die Kunst über allen Werken ist. Es gibt freilich in der Kunst ein Maximum, aber nicht in der modernen, die nur in einem ewigen Fortschritt ihr Heil finden kann." — —

Beim „Fräulein von Scuderi" offenbarte Otto Ludwig seine bedenkliche epische Belastung auch in der Stoffwahl: er unternahm es, eine Novelle zu dramatisiren. Er durfte dabei auf Shakespeares Vorbild blicken, den freilich auch die Ben Johnsons mit Polonius-Weisheit von „epischer Breite" einst gelangweilt haben mögen. („Das ist zu lang". — „Es soll mit Eurem Barte zum Barbier.") Aber Ludwig gerade zeigt, daß er die Bedingungen der Scene — ich sage ihre Bedingungen, nicht ihre „Gesetze" — sehr wohl erkannte: an Stelle der milden Dame bei Hoffmann setzt er einen dramatisch handelnden Mann. Hoffmann's Titel hat Ludwig wohl übernommen, doch seinen Inhalt nicht: jener schildert, mit dem Scharfsinn des Kriminalisten, den interessanten Fall eines unschuldig Verdächtigten, den kluge Menschenliebe des Fräulein von Scuderi frei macht; dieser stellt den Thäter der verborgenen Thaten, den Goldschmied Cardillac, in den Mittelpunkt und entwickelt aus magern Andeutungen des Novellisten ein großartiges dramatisches Charakterbild. Nur darin griff er fehl, daß er den epischen Rest nicht ganz austilgte, und uns, da die Tragödie Cardillac's beendet, noch zwei Akte lang bei einem schwächlichen Nachspiel festhielt: hier mußte ein Bearbeiter einsetzen, das hat Herr von Wildenbruch richtig gefühlt, aber er hat es darin gänzlich versehen, daß er den bereits verstorbenen Helden noch einmal ins Leben zurückkehren ließ: wie Cordillac die Augen wieder aufschlug, starb das Stück. Ganz naiv haben die Zuschauer diesen Eingriff eines Fremden empfunden, auch ohne Kenntniß der litterarischen Thatsachen: sie folgten gefesselt Otto Ludwig und ließen Wildenbruch durchfallen Um so wunderlicher darum wirkte der Dank eines befrackten Herrn „im Namen der Autoren": dem Lebenden hatte man nicht applaudirt, und der Todte hätte den Beifall nicht gelten lassen, er verweigerte das Stück den Bühnen: „Ich muß vorwärts," schrieb er, „das Stück darf mir nichts gewesen sein, als eine Studie. Wir wollen es also auf jeden Fall ungedruckt lassen, zeigen Sie das Opus auch Niemand. Die Bleistiftnotizen werden Ihnen vielleicht nicht uninteressant sein, sie sind von Gutzkow. Er wollte ein ordentliches Stück daraus machen — mir war es nur um ein Gefäß, meinen damaligen Inhalt loszuwerden, und um die Befriedigung der Neigung, sonderbarliche Charakterbilder auszumalen, zu thun".

„Sonderbarliche Charakterbücher“ — der reifer gewordene Dichter selbst verwirft so sein Werk, das der Romantik noch Tribut zahlt. Was die moderne Kunst mit ernstem Eifer, den Thatsachen gehorsam, gestaltet: Vererbung und Willensunfreiheit, damit spielten Hoffmann und die Anderen noch; und auch Ludwig hatte in seinem Cardillac mehr eine „sonderbarliche“ Manie, als innerlich entscheidende Charaktergaben wirken lassen. Weil die schwangere Mutter an blitzendem Geschmeide einst krankhaftes Begehren fand, deshalb muß der Sohn, als Meister der Goldschmiedekunst, im Gestalten edler Steine eine nimmerrastende Kunst üben; und weil der Mutter ihr funkelndes Eigenthum entrissen ward durch Gewalt und Mord, deshalb muß der Sohn, dämonischen Trieben unterthan, jene Glücklichen morden, die ihm Räuber seines Eigenthums dünken: die Besitzer des Schmuckes freilich sind sie, aber er hat ihn gebildet, er allein ist ihrer Schönheit Schöpfer:

> Nichts ist häßlich
> Wenn's nur an seiner rechten Stelle steht.
> Was ist das Schöne? Was, an einem Schmuck?
> Die Steine sind es nicht, das Gold ist's auch nicht.
> Stellt sie ein wenig anders, als sie müssen
> Es ist dasselbe Gold, dieselben Steine
> Doch mit der Schönheit ist's vorbei.

Scheint der Dichter hier zugleich, in kurz geprägten Worten, die überragende Bedeutung der Form in aller Kunst und die relative Bedeutungslosigkeit des Stoffes aufzuzeigen, so ist das Werk auch sonst von symbolischen Geständnissen einer echten Poetennatur voll: Ludwig selber, der ewig Grübelnde und Formende, ist Cardillac, der sein Werk nicht aus der Hand lassen will in unseliger Rastlosigkeit, und der dem naiv Schaffenden zuruft:

> Das Schöne wird nie fertig; immer könnt es
> Noch schöner sein. Und Ihr, ein Künstler, sprecht
> Von Fertigsein!

Und er findet, ein Vorläufer Zola's, die schlagende Formel der Kunst:

> Macht ihr ein Bild, so ist's die Wirklichkeit
> Durch Euer großes Auge angeschaut

Ein Winkel der Natur, angeschaut durch ein Temperament, ist die Kunst, sagt Zola; angeschaut durch ein großes Auge, sagt Ludwig: und ihr eigenes Wollen und das poetische Wollen ihrer Zeit zeichnen sie ab, in so knappem Wort. Aber nicht nur Künstler ist Cardillac — auch ein soziales Pathos lebt in ihm: daß das Drama geformt ist in den Tagen vor 1848, verräth es deutlich. Ein bürgerlicher Held, ein Vorläufer des „Erbförster“ ist es, der vor uns steht; einer, der gegen den Adel die Faust reckt, gegen die Besitzenden, gegen die Bedrückung durch das Kapital. Cardillac muß seine Werke verkaufen, er muß, weil die Noth des Lebens ihn zwingt; darum haßt er die Reichen, die thatenlos sein theuerstes Gut an sich reißen und durch ihr gierig Begaffen es entwürdigen, ihn erfüllt „ein Haß auf Alle, die genossen, ohne zu schaffen“, und es empört ihn, daß der Arbeiter

> Aus seinem eigenen Schweiß sein dürftig Brod
> Nicht kneten darf, gibt er das Beste nicht
> Dem faulen Dränger hin . . . .

Der Versuch des Berliner Theaters verdient Dank, ein Werk von so viel Eigenart und modernem Gehalt der Bühne zu gewinnen; vielleicht wäre er in entscheidenden Szenen doch gelungen, wenn Cardillac's dämonische Gestalt eine weniger äußerliche Darstellung gefunden hätte. Zwar für den Augenblick fesselt Herr Mitterwurzer durch sein virtuoses Spiel, aber die Wirkung, statt vorzuhalten, verflattert und statt der Erinnerung an eine lebendige Gestalt bleibt der Eindruck fertiger Theaterkünste nur zurück.

Otto Brahm.

Deutsche Bühne.

Hermann Bahr: Die neuen Menschen.

Die vierte Arbeit, welche es auf der Deutschen Bühne zu einer Aufführung gebracht hat, ist nicht ganz ohne Spott und mit sehr wenig Verständniß vom Publicum dieses Vereins aufgenommen worden. Es schien, als galten Spott und Unverständniß dem Stoffe; in Wirklichkeit

aber wurden sie hervorgerufen durch die kindlich unbeholfene Art, in der der Stoff behandelt ist. Die neuen Menschen reden nicht bloß die urälteste Bühnen- und Leitartikelsprache, sondern sind in ihrer Individualiät so wenig leiblich und geistig gefaßt, daß sie nur als geschwätzige Mundstücke gewisser Einfälle das Autors gelten können und selbst eine so außerordentlich natürliche und gestaltungskräftige Schauspielerin wie Frau Conrad-Ramlo aus München bloß einen Act hindurch Leben in die Schau- und Plapperbude zu bringen vermochte. Zuletzt gab sie sich und das Stück auf und brachte nur noch in ihrer musterhaft einfachen und selbstverständlichen Spielart den Text der Rolle: eine gesunde Menschenzunge schien hier an den wirren Phantasieen eines abstrakten Geistes zu zerbrechen.

Hört man, was sich zuträgt, so mag es leidlich scheinen. Ein sozialdemokratischer Idealist hat ein kluges Weib für seine Zukunftspläne gewonnen. Sie verbinden sich zu gemeinsamer Arbeit am Menschenwerk und einem alten Vater zu liebe weichen sie soweit dem Hergebrachten, daß sie auch eine Ehe schließen; eines Tages sieht der Mann, wie eine junge Straßendirne von rohen Burschen verfolgt wird; er rettet sie in seine Behausung, wo die Frau ihr freundlich begegnet. Das hübsche Kind ist ein willkommenes Versuchsobjekt für das große Menschenwerk. Sie bleibt im Hause, und während man einen neuen Menschen aus ihr machen will, schleicht sich die alte, die uralte, die urälteste Liebe in das Haus, und eines Tages stehn sich die Leute nicht viel anders gegenüber als Medea, Jason und Kreusa Nur daß die junge Prostituierte keine züchtige Kreusa ist, sondern ein lüstern Weib, das über alle Freundschaft, Dankbarkeit und Ehrbarkeit hinweg ihr Recht, „genossen“ oder wie es auf der Bühne hieß: „geliebt“ zu werden fordert. Anstatt wie bisher mit der herben ältlichen Anna die Menschheit psychisch zu erneuern, wird also Georg mit der jungen hübschen Hedwig physisch neue Menschen zu machen sich bemühen. Dieses in Anna's Hause, fast vor ihren Augen und Ohren begonnene Geschäft, das man bisher Ehebruch nannte, wird dann fern von Anna am Gardasee so lange friedlich obwohl ungedeihlich fortgesetzt, bis ein junger Schlosser in die Erscheinung tritt und an Georg zu vergelten scheint, was dieser an Anna gethan Jeden Augenblick könnte er zu Hedwig sagen: „Genossen will ich sein,“ und Hedwig wäre ihm gewiß. Das ist Georgen sehr prekär, und da gerade Anna weit her des Weges kommt, so beklagt er sich bei ihr; und er findet auch volles Verständniß, denn sie ist dahinter gekommen, daß sie ihn nicht um seiner Ideen willen, sondern um seiner Selbst willen geliebt hatte Nun klagen sie einander ihr Leid und einigen sich dahin, daß der Kern der sozialen Frage in dem Bestreben liegt, Andern gutes zu thun. Sie beschließen also, Hedwig und dem Schlosser dadurch Gutes zu thun, daß Georg wie durch Zufall im See ertrinkt und den Beiden die Bahn zu ihrem Glücke räumt. Ob Anna dann eine Art schützender Schwiegermutter der Beiden werden wird ist zweifelhaft.

Anstatt nun diese seltsame Verzwickung und Verquickung der Herzen aus sonderbaren Charakteren und Lebensumständen heraus plastisch zu zeigen, läßt der Autor seine Leute nur lange, unendlich lange Reden halten, worin sie auf höchst unpsychologische Weise zur äußersten Klarheit über sich selber kommen. Sie präpariren ihre Gefühle so sauber und penibel wie ein Anatom die Gliedmaßen einer Leiche. Und über all dem doktrinären Geschwätz von neuen Menschen und alten Verhältnissen, von neuen Verhältnissen und alten Menschen fliegt alles Leben, alles Blut, alles unmittelbare Empfinden zum Teufel, und die Folge ist, daß ein gescheiter Autor ein dummes Stück geschrieben hat. Ein Stück, das in seiner handlungsarmen Schwatzhaftigkeit weder der alten Bühnenregel entspricht noch in seiner ungreifbaren Körperlosigkeit der neuen Forderung, Wirklichkeit auf die Bühne zu bringen. Der Verfasser, von seinen Freunden hervorgerufen, schien sich zu wundern, daß man im Publikum gegen sein vor mehreren Jahren schon abgefaßtes Opusculum Bedenken hatte. Er blickte trutzig und strafend den Opponenten entgegen. Er scherzte wohl nur. Es war sein bester Witz.

Sehr zu bedauern ist, daß Frau Conrad-Ramlo so wenig Gelegenheit fand, ihre große Darstellungskunst hier in Berlin zu zeigen. Sie ist die beste deutsche Nora und hätte im Lessingtheater Raum finden können, den Berlinern endlich einmal das Geheimniß des Puppenheims zu entschleiern. Ihre Kunst ist auf Gestalten, nicht auf Sprechapparate gerichtet.

Paul Schlenther.



Einsame Menschen.

Drama in 5 Akten

von

Gerhart Hauptmann.

(3. Fortsetzung.)

(Nach einer Pause.)

Frl. Anna (erhebt sich, stellt ihre Uhr). Wie spät mag es sein — genau? (wendet sich zu Johannes, der mißmuthig dasitzt) Nun, Herr Doktor! — (Sie singt leise die Melodie von: „Brüderlein fein", sieht schalkhaft dabei Johannes an. Beide müssen lachen.)

Johannes (wieder ernst, seufzt). Ach, Fräulein Anna! Es ist leider bittrer Ernst.

Frl. Anna (ihm schalkhaft mit dem Finger drohend). Aber lachen Sie nicht!

Johannes (lacht wieder, dann ernst). Nein wirklich. Sie wissen blos nicht, was alles dahinter steckt: hinter so einer Aeußerung von Braun.

Frl. Anna. Haben Sie mich schon Clavier spielen gehört?

Johannes. Nein, Fräulein! — Aber ich denke, Sie spielen überhaupt nicht.

Frl. Anna. Nein, nein! Ich scherze auch nur. — Also wir rudern heut Morgen!?

Johannes. Ich habe wirklich nicht recht zu 'was Lust mehr.

Frl. Anna (freundlich drohend). Herr Doktor! Herr Doktor! Wer wird gleich so trübe sein!

Johannes. Ich begreife nicht, daß ein Mensch, wie Braun . . . .

Frl. Anna. Also noch immer Braun! Haben Ihnen wirklich seine Aeußerungen einen so tiefen Eindruck gemacht?

Johannes. Fräulein! Das sind alte Geschichten, die dadurch wieder aufgerührt werden und . . . .

Frl. Anna. Die soll man ruhen lassen, Herr Doktor — die alten Geschichten. So lange man rückwärts blickt, kommt man nicht vorwärts.

Johannes. Sie haben auch wirklich Recht. Also lassen wir's. — Das ist übrigens interessant, wie sonst kluge Leute immer auf ein und denselben Irrthum — durch Jahre hindurch zurückkommen. Das ist nämlich sein voller Ernst. Er hält nämlich meine philosophische Arbeit für etwas Nichtsnutziges. Können Sie sich das vorstellen?

Frl. Anna. Es giebt solche Menschen.

Johannes. Man soll öffentlich thätig sein, lärmen, sich radikal geberden. Man soll sich nicht kirchlich trauen lassen, auch nicht aus Rücksicht für seine kirchlich erzogene Braut. Man soll überhaupt keine Rücksicht nehmen, und wenn man nun gar, wie ich, innerhalb seiner vier Wände einer wissenschaftlichen Aufgabe lebt, dann ist man in den Augen seiner Freunde ein Mensch, der seine Ideale verraten hat. Ist das nicht sonderbar Fräulein.

Frl. Anna. Ach, Herr Doktor, legen Sie doch nicht so viel Gewicht auf das, was Ihre Freunde sagen. Wenn Ihre Anschauungen Sie selbst befriedigen können, — lassen Sie sich's doch nicht anfechten, daß die andern dadurch nicht befriedigt werden. Die Conflicte bringen die Menschen um ihre Kraft.

Johannes. Ach, nein, nein! Gewiß nicht. Ich lasse mich gewiß nicht mehr beeinträchtigen dadurch. Wem es nicht behagt, dem kann ich einfach nicht helfen! Immerhin

einem nicht immer gleichgiltig gewesen. Man ist aufgewachsen mit seinen Freunden. Man hat sich daran gewöhnt, von ihnen ein wenig geschätzt zu werden. — Und wenn man die Schätzung nun nicht mehr spürt, da ist's einem, als ob man plötzlich in einem luftleeren Raum athmen sollte.

Frl. Anna. Sie haben doch die Familie, Herr Doctor.

Johannes. Gewiß. Ja wohl. Das heißt ... Nein, Fräulein Anna! — Sie werden mich nicht mißverstehen. Ich habe bisher noch zu niemandem darüber gesprochen. Sie wissen ja, wie sehr ich mit meiner Familie verwachsen bin. Aber, was meine Arbeit anbelangt, da kann mir meine Familie wirklich nicht das Mindeste sein. Käthchen hat ja wenigstens noch den guten Willen. — 'S is' ja rührend! Sie findet ja alles immer wunderschön. Aber ich weiß doch, daß sie kein Urtheil haben kann. Das kann mir doch dann nich' viel nützen. Deshalb befind' ich mich ja buchstäblich wie im Himmel, seit Sie hier sind, Fräulein Anna. Das passirt mir ja das erstemal im Leben, daß Jemand für meine Arbeit, für das, was ich zu leisten im Stande bin, ein sachliches Interesse hat. Das macht mich ja wieder frisch. Das is ja wie 'ne Heide förmlich, auf die's regnet. Das ....

Frl. Anna. Sie sind ja poetisch! beinah, Herr Doktor!

Johannes. Das ist auch durchaus zum poetisch werden. Aber da täuschen Sie sich sehr. Meine Mutter haßt das arme Manuscript direct. Am liebsten möchte sie's in den Ofen stecken. Meinem guten Vater ist es nicht weniger unheimlich. Also von da habe ich nichts zu erwarten. Von meiner Familie habe ich nur Hemmnisse zu erwarten — was das anbelangt. — Uebrigens wundert mich das ja nicht. Nur daß man Freunde hat — und daß auch die nicht einen Gran Achtung für meine Leistung aufbringen — daß ein Mann wie Braun ....

Frl. Anna. Es wundert mich, daß gerade Braun Ihnen solchen Kummer macht.

Johannes. Ja, Braun .... das ist .... Wir kennen uns von Jugend auf.

Frl. Anna. Das heißt: Sie kennen ihn von Jugend auf?

Johannes. Ja, und er mich —

Frl. Anna. Er, Sie? Ach wirklich?

Johannes. Na ja — das heißt, bis zu einem gewissen Grade.

Frl. Anna. Sie sind so grundverschieden scheint mir nur.

Johannes. Ach, meinen Sie!

Frl. Anna (nach einer Pause). Herr Braun ist ja noch so unfertig in jeder Beziehung — so ... Ich will nicht sagen, daß er Sie beneidet, aber es ärgert ihn .... Ihr zähes Festhalten an Ihrer Eigenart ist ihm unbehaglich. Es mag ihn sogar ängstigen — — Er hat etwas imputirt erhalten: gewiße sozial-ethische Ideen, oder wie man sie sonst nennen will; und daran haftet er nun, daran klammert er sich, weil er allein nicht gehen kann. Er ist keine starke Individualität als Mensch, wie sehr viele Künstler. Er getraut sich nicht allein zu stehen. Er muß Massen hinter sich fühlen.

Johannes. O, das hätte mir jemand vor Jahren sagen sollen, als ich fast erlag unter dem Urtheil meiner Freunde. O, hätte mir das ein Mensch gesagt, damals, wo ich so furchtbar darnieder lag, wo ich mir Vorwürfe machte, daß ich ein schönes Haus bewohnte, daß ich gut aß und trank, wo ich jeden Arbeiter scheu auswich und nur mit Herzklopfen an den Bauten vorüberging, wo sie arbeiteten. Da habe ich meine Frau auch oft geplagt; Alles verschenken wollt' ich immer und mit ihr in freiwilliger Armuth leben. Wirklich, eh ich solche Zeiten wieder durchmachte, lieber .... — Ja wahrhaftig! — lieber der Müggelsee. — Nun will ich aber doch — (er greift nach seinem Hut) den dummen Kerl — den Braun, noch zur Vernunft bringen.

Frl. Anna (sieht ihn an mit eigenthümlichem Lächeln).

Johannes. Meinen Sie nicht?

Frl. Anna. Thun Sie nur, was Sie müssen, Sie großes Kind Sie!

Johannes. Fräulein Anna!

Frl. Anna. Ihr Herz, Herr Doctor, das ist Ihr Feind.

Johannes. Ja, sehen Sie, wenn ich mir denke, daß er 'rumläuft und sich ärgert, so — das raubt mir die Ruhe.

Frl. Anna. Ist es gut, wenn man so sehr abhängig ist?

Johannes (entschlossen). Nein — es ist nicht gut. Er wird zwar nun überhaupt nicht wiederkommen. Er ist nie zuerst zu mir gekommen. Einerlei! Sie haben recht. Und deshalb werde ich auch nicht gehn — diesmal — zu Braun. — Wollen wir also unsere Seefahrt antreten?

Frl. Anna. Aber Sie wollten mir das dritte Kapitel lesen.

Johannes. Wir könnten es mitnehmen — das Manuscript.

Frl. Anna. Ja — schön. Dann kleid ich mich an schnell (ab).

Johannes (tritt an den Bücherschrank, entnimmt ihm sein Manuscript und vertieft sich hinein).

(Fr. Vockerat durch die Flurthür, zwei Büchelchen mit Goldschnitt in der Hand.)

Fr. Vockerat. Siehst Du — nun nehme ich mir einen von Euren bequemen Stühlen — setze mir die Brille auf — und feire meine Morgenandacht. Ist's warm zum Sitzen auf der Veranda?

Johannes. Gewiß Mutter. (vom Manuscript aufblickend) Was hast Du denn da?

Fr. Vockerat. Worte des Herzens. Du weißt ja — meinen geliebten Lavater. Und hier habe ich Gerok — Palmblätter. — Das war ein Mann! — Der giebt's e Gelehrten manchmal gut. O weh! (Sie legt den Arm um Johannes und ihren Kopf an seine Brust; zärtlich:) Na, alter Junge!? Grübelst 'de schon wieder!? — (nicht ohne Humor) Du junger Vater, Du!

Johannes (zerstreut aufblickend vom Manuscript). Na, mein Mutti!

Fr. Vockerat. Wie ist Dir denn so zu Muthe, in Deiner neuen Vaterwürde?

Johannes. Ach, Mutti, nicht so besonders. — Wie immer.

Fr. Vockerat. Na, thu' nur nich' so! Erst bist de gehopst ellenhoch und nu' ..... Bist de etwa wieder nich' zufrieden?

Johannes (zerstreut aufblickend). Ach, sehr zufrieden Mutti!

Fr. Vockerat. Sag' mal, Du ziehst ja jetzt immer den guten Anzug an. Das Fräulein Anna nimmt Dir's doch gewiß nich' übel. Trag' doch die alten Sachen ab hier draußen.

Johannes. Aber ich bin doch kein kleines Kind mehr Mutter!

Fr. Vockerat. Gleich wirst de gnatzig! (umarmt ihn fester. Eindringlich zärtlich) Und sei klein Bischen fromm, alter Kerl. Thu's Deiner alten Mutter zu Liebe. Der alte Häckel und der tumme Darwin da: die machen Dich blos unglücklich. Hörst de! Thu's Deiner alten Mutter zu Gefallen.

Johannes (gen Himmel blickend). Ach, guten Leutchen. Bei Euch muß man wirklich sagen; Vergieb Ihnen, Herr, denn sie wissen nicht ..... Glaubst Du denn wirklich, daß das so einfach geht? — Mit dem Frommwerden?

Fr. Vockerat (im Abgehen). Es geht, es geht! Du brauchst blos wollen, Hannes. Versuch's blos, Hannes. Versuch's blos einmal, Hannes. (ab auf die Veranda, wo sie sich auf einen Stuhl niedersetzt und liest.)

(Johannes wieder in sein Manuscript vertieft.)

Frau Käthe kommt mit Briefen.)

Frau Käthe (lesend, dann aufblickend). Hannes! Hier ist ein Brief vom Bankier.

Johannes. Bitte, Käthchen! Ich habe jetzt wirklich keinen Sinn dafür im Augenblick.

Frau Käthe. Er fragt an, ob er verkaufen soll.

Johannes. Komm mir jetzt nicht damit, um Gotteswillen!

Fr. Käthe. Aber es eilt, Hannes.

Johannes (heftig). Hier! Da! (schlägt mit dem Zeigefinger krampfhaft auf das Manuscript). Meine Sache eilt noch mehr!

Fr. Käthe. Meinethalben mag's liegen bleiben. Dann sind wir eben ohne Geld morgen.

Johannes (noch heftiger). — Nein — Käthe! — wir passen wirklich nicht zusammen! Da wundert Ihr Euch immer, warum man zu keiner Ruhe kommt. Wenn sich's nur ein 'n Bischen in mir geordnet hat, — da kommst Du — und da greifst Du hinein — mit Fuhrmannshänden geradezu.

Fr. Käthe. Garnicht. Eben kam der Briefträger und da sag' ich's Dir einfach.

Johannes. Das ist's ja eben. Das beweist ja eben Eure absolute Verständnißlosigkeit. Als ob das so wäre wie Schuhe machen. Der Briefträger kommt und Du sagst Du's einfach. Natürlich! Warum nicht! Daß Du mir dabei eine ganze mühselig zusammengehaspelte Gedankenkette durchreißt, das kommt Dir nicht in den Sinn.

Fr. Käthe. Aber das Praktische muß doch auch bedacht werden.

Johannes. Wenn ich Dir aber sage: Meine Arbeit geht vor! Sie kommt zu erst und zu zweit und zu dritt, und dann erst kann meinetwegen das Praktische kommen. Versuch' doch mal das zu begreifen, Käthe! Unterstütz' mich doch mal 'n Bissel! Oder laß mir garnichts vom Praktischen! Besorg' das auf Deine Faust! Leg mir nicht ....

Fr. Käthe. Ich mag nicht verantwortlich sein, Hannes!

Johannes. Siehst Du, da hast Du's wieder. Nur keine Verantwortung! Nur zu keinen selbständigen Entschluß fassen! Macht Ihr Euch denn nicht mit aller Gewalt abhängig!? Macht Ihr Euch denn nicht um jeden Preis unmündig!?

Fr. Käthe (will ihm den Brief reichen). Ach, Hannes! sag doch was!

Johannes. Aber ich kann jetzt nicht, Käthe.

Fr. Käthe. Wann soll ich denn damit kommen, Hannes? Ich kann doch nicht, wenn das Fräulein dabei ist ....

Johannes. Das ist auch so recht kleinlich, philisterhaft. Da giebt es so gewisse Dinge... Da muß immer so heimlich gethan werden mit Geldsachen. Das ist so unfrei! Ich weiß nicht ... Das riecht so nach kleinen Seelen, — ä!

Fr. Käthe. Und wenn ich nun anfinge, wenn das Fräulein dabei ist — da möcht' ich Dich sehen.

Johannes. Immer das Fräulein, das Fräulein. Laß doch Fräulein Anna aus dem Spiele! Die stört uns garnicht.

Fr. Käthe. Ich sag' ja auch nicht, daß sie uns stört. Aber es kann doch unmöglich sehr interessant für sie sein ...

Johannes. Ach Käthe, Käthe! — Das ist ein Leiden! Immer die Geldsachen, immer die Angst, als ob wir morgen schon am Verhungern wären. Das ist ja schrecklich. Das macht ja wirklich den Eindruck, als ob Dein Kopf und Dein Herz ganz und gar nur aus Geld wären. Und da hat man seine Ideale von der Frau gehabt ... Was soll man denn schließlich noch lieben.

Fr. Käthe. Wegen meiner sorg' ich mich doch nicht. Aber was soll denn werden

aus Philippchen, wenn . . . Und Du sagst doch selbst, daß Du auf Verdienst nicht rechnen kannst. Da muß man's doch zusammenhalten.

Johannes. Na ja! Du hast eben immer Deine Familieninteressen, und ich habe allgemeine Interessen. Ich bin überhaupt kein Familienvater. Die Hauptsache ist für mich, daß ich das, was in mir ist, 'rausstelle. Wie Pegasus im Joch komm' ich mir vor. Ich werde noch mal ganz und gar d'ran zu Grunde gehn.

Fr. Käthe. Johannes! Es ist schrecklich für mich, so 'was mit anzuhören.

Johannes. Fräulein Anna hat ganz recht. Die Küche und die Kinderstube, das sind im besten Fall Eure Horizonte. Darüber hinaus existiert nichts für die deutsche Frau.

Fr. Käthe. Einer muß doch kochen und die Kinder warten. Das Fräulein hat gut reden! Ich möchte auch lieber Bücher lesen.

Johannes. Käthe! Du solltest Dich nicht absichtlich klein machen. Die Art, wie Du über ein Geschöpf redest, das so hoch steht wie Fräulein Anna . . . .

Fr. Käthe. Nu, wenn sie solche Sachen sagt!

Johannes. Was für Sachen?

Fr. Käthe. Von uns deutschen Frauen. — Solche dumme Sachen.

Johannes. Sie hat keine dummen Sachen gesagt. Im Gegentheil. In diesem Augenblick widerstrebt es mir fast, Dir zu sagen, wie gut sie von Dir gesprochen hat. Ich möchte Dich nicht zu sehr beschämen.

Fr. Käthe. Sie hat aber doch von unserm engen Horizonte gesprochen.

Johannes. Beweise, daß sie sich irrt!

Fr. Käthe (in Thränen leidenschaftlich). Nein, Hannes . . . So gut wie Du auch bist — manchmal . . . manchmal bist Du so kalt, so grausam — so herzlos!

Johannes (ein wenig abgekühlt). Da bin ich nun wieder herzlos! Wieso denn nur Käthe?

Fr. Käthe (schluchzend). Weil du mich — quälst — Du weißt recht gut . . . .

Johannes. Was weiß ich denn, Käthchen?

Fr. Käthe. Du weißt, wie wenig ich selbst zufrieden bin mit mir. — Du weißt es — aber . . . . aber Du hast keine Spur von Mitleid. Immer wird mir alles aufgemuzt.

Johannes. Aber, Käthchen, wieso denn?

Fr. Käthe. Anstatt — daß Du mal — gut zu mir wärst, mein Zutrauen zu mir selbst — bischen stärktest . . . Nein — da werd' ich nur immer klein gemacht — immer klein — immer geduckt werd' ich. Ich bild' mir weiß Gott nichts ein auf meinen großen Horizont. Aber ich bin eben nicht gefühllos. — Ne wahrhaftig, ich bin kein Licht. Ueberhaupt: ich hab's schon lange gemerkt, daß ich ziemlich überflüssig bin.

Johannes (will ihre Hand fassen, Käthe entzieht sie ihm). Du bist nicht überflüssig: Das hab ich nie gesagt.

Fr. Käthe. Das hast Du vorhin erst gesagt. Aber wenn Du's auch nicht gesagt hättest, ich fühl's ja doch selbst: — Dir kann ich nichts sein, denn Deine Arbeit versteh' ich nicht. Und der Junge . . . na ja! Dem giebt man seine Milch, man hält 'n sauber . . . aber das kann 'ne Magd auch machen, und später . . . später kann ich'm doch nichts mehr bieten; (wieder stärker weinend). Da wär er — bei Fräulein Anna viel besser aufgehoben.

Johannes. Du bist wohl . . . . aber liebes Käthchen!

Fr. Käthe. Aber — ich sag' ja nur so. Es ist doch wahr. Sie hat doch 'was gelernt. Sie versteht doch 'was. Wir sind ja die reinen Krüppel. Wie soll man denn da Jemand anders eine Stütze sein, wenn man nich 'mal . . . .

Johannes (voll Gluth und Liebe will Käthe umarmen). Käthchen! Du goldnes, goldnes Geschöpf! Du hast ein Herz wie . . . Du tiefes, tiefes Märchenherz Du. O, Du mein

Nein: (Sie drängt ihn von sich, er stammelt:) Ich will ehrlos sein, wenn ich . . . Ich bin und schlecht manchmal! Ich bin Deiner nicht werth, Käthe!

Fr. Käthe. Ach nein — nein Hannes! — Das sagst Du blos so, jetzt, das . . . .

Johannes. Wahrhaftig, Käthchen! — Ich will ein Schuft sein, wenn ich . . . .

Fr. Käthe. Laß mich Hannes! Ich muß denken. — Und der Brief, der Brief!

Johannes. Ach, dummes Käthchen, was mußt Du denn denken?

Fr. Käthe. Es stürmt so viel auf mich ein. Laß! Laß sein!

Johannes (heiß). Ach, laß jetzt den Brief! Du mein süßes, süßes Weib, Du!

Fr. Käthe. Nein, mein Hannes! Nein. (Sie hält ihn von sich.)

Johannes. Aber wie bist Du denn!

Fr. Käthe. Komm', Hannes! Sieh' Dir's mal an! (Sie hält ihm den Brief hin.) Er ... ob er verkaufen soll.

Johannes. Welche Papiere?

Fr. Käthe. Die Spinnerei-Aktien.

Johannes. Langen denn die Zinsen nicht?

Fr. Käthe. Wo denkst Du hin! Wir haben diesen Monat wieder über tausend ... verbraucht.

Johannes. Aber Käthe! Das ist ja fast garnicht möglich! Kinder, Kinder! seid ... mir auch sparsam genug?!

Fr. Käthe. Es ist alles notiert, Hannes.

Johannes. Das ist mir rein unfaßlich.

Fr. Käthe. Du giebst zu viel fort, Hannes. Da schmilzt es eben zusammen, das ... Geld. Soll er nun verkaufen?

Johannes. Ja ja natürlich. — Wart' nur ab! Überhaupt — es hat garnichts ... nicht. — Wo gehst Du hin?

Fr. Käthe. Antwort schreiben.

Johanes. Käthe!

Fr. Käthe (Wendung in der Thür). Wie, Hannes?

Johannes. Willst Du wirklich so gehn?

Fr. Käthe. Was denn?

Johannes. Ich weiß auch nicht, was.

Fr. Käthe. Was willst Du denn?

Johannes. Käthchen, ich weiß nicht, was mit Dir ist?

Fr. Käthe. Garnichts, Hannes. Nein, wirklich.

Johannes. Magst Du mich nich' mehr?

Fr. Käthe (senkt den Kopf und schüttelt ihn verneinend).

Johannes (den Arm um Käthe). Weißt Du nicht, Käthchen, daß wir von vorn herein ... gemacht haben: Kein Geheimniß vor einander? Nicht das kleinste. — (Er umarmt sie heftiger.) ... doch 'was! — Hast Du mich nicht mehr lieb, Käthchen?

Fr. Käthe. Ach Hannes! Das weiß Du doch.

Johannes. Aber was ist Dir denn da?

Fr. Käthe. Du weißt ja.

Johannes. Was denn nur? Ich weiß nichts. Keine Ahnung habe ich.

Fr. Käthe. Ich möchte Dir 'was sein können.

Johannes. Aber Du bist mir viel.

Fr. Käthe. Nein, nein!

Johannes. Aber, so sag mir doch . . .

Fr. Käthe. Du kannst ja nichts dafür, Hannes, aber — ich genüge Dir nicht.

Johannes. Du genügst mir. Du genügst mir völlig.

Fr. Käthe. Das sagst Du jetzt.

Johannes. Das ist meine heilige Überzeugung.

Fr. Käthe. Jetzt im Augenblick.

Johannes. Aber woraus willst Du denn schließen, daß . . .

Fr. Käthe. Das seh' ich ja.

Johannes. Käthchen, hab ich Dir je Grund gegeben . . .

Fr. Käthe. Nein, niemals.

Johannes. Nun siehst Du! (umarmt sie inniger). Das sind Grillen. Böse Grillen, Käthchen, die man verjagen muß. Komm, komm! (Er küßt sie innig.)

Fr. Käthe. Ach, wenn es nur Grillen wären!

Johannes. Verlaß Dich drauf.

Fr. Käthe. Und — ich hab Dich ja auch — so furchtbar lieb, Hannes! — So ganz unsagbar. Eher könnt ich noch Philippchen hergeben, glaub ich.

Johannes. Aber, Käthchen!

Fr. Käthe. Gott verzeih mir's! — Der kleine, liebe, drollige Kerl (an Johannes' Brust). Du Lieber! Guter!

(Pause inniger Umarmung.)

(Frl. Anna zur Kahnfahrt angezogen, öffnet die Verandathür.)

Frl. Anna (tritt herein). Herr Doctor! Ach, verzeihen Sie! (Sie zieht den Kopf zurück.)

Johannes. Gleich, gleich Fräulein. (Er nimmt sein [illegible].) Wir fahren Kahn, Käthchen! — Und keine Grillen mehr — versprich mir's! (Er küßt sie zum Abschied, nimmt den Hut, wendet sich zum Abgehen.) Kommst Du etwa mit, Käthchen?

Fr. Käthe. Ich kann nicht fort, Hannes!

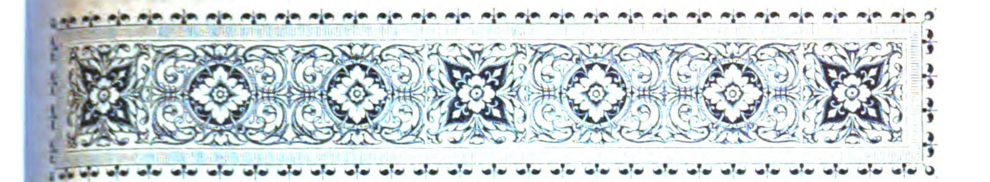
Johannes. Also Wiedersehen —!

Fr. Käthe. [illegible]

Vorhang fällt.

(Fortsetzung folgt.)





Ein Stückchen Berliner Zoologie.

Arabesken zum Kapitel: Naturwissenschaftlicher Unterricht.

Klappern gehört zum Handwerk, das auf Erwerb geht, — aber nicht zur Wissenschaft. Das ist ein hübscher und einleuchtender Satz, den Jeder unterschreiben wird. Wenn aber ein naturforschender Mystiker von der Art des berühmten Shakespeare-Bakon-Gespenstes die Ergebnisse seiner Lebensarbeit in unentzifferbaren Kryptogrammen niederlegt oder auf einer Robinsoninsel in die Wand einer versteckten Höhle gräbt, so wird das umgekehrte Extrem zur Absurdität. Und wenn es sich dabei um ein praktisches Ergebniß, um eine Heilmethode, die Millionen das Leben retten könnte, handelt, so steckt im Absurden zugleich eine wahre und rechte Versündigung, die keine Bescheidenheit und kein „Es kommt doch!" verzeihlich macht.

Es giebt eine schwere, zähe, weltverwüstende Krankheit; wer Mittel gegen sie weiß, aber nicht anwendet, der sündigt ärger als irgend ein Anderer. Ich meine die Theilnahmlosigkeit gegen die geistige Leistung der Menschheit, die Stumpfheit und Dumpfheit gegenüber dem grenzenlos herrlichen Heraufgang unserer Erkenntniß der Natur, der Welt, unserer selbst als Glied dieser Welt. Keine Seuche, keine Cholera oder Lungentuberculose frißt so am Mark der Menschheit, fordert solche Hekatomben unter ihr Triumphator-Rad.

Wir wissen — oder wir können es wenigstens wissen, wenn wir uns energisch losreißen von dem Stück Krankheit selbst, das in Convention und Klassenvorurtheil steckt, — daß der Bazillus dieser Pest von socialen Nothständen lebt, die harmonisches Entwickeln und Ausgestalten ungezählter Geistesindividualitäten hemmen, die von tausend und abertausend „Menschen" nur diesen und jenen wirklich zum Menschen werden lassen und die eine blinde und des denkenden Erdwesens durch und durch unwürdige Zuchtwahl üben, bei der mit Gehirnen umgesprungen wird wie mit Froschlaich oder Spermatozoen, bei denen es der Natur in ihrer Fülle nicht auf ein paar Hundert Nieten neben einem Treffer ankommt. Prophylaktisch gegen diesen ursprünglichsten Nährboden des Uebels vorzugehen, ist gewiß ein ernstes und heiliges Werk. Aber auch der, dem diese Arbeit an der innersten Kernfrage der „Moderne" nicht directe Lebensaufgabe sein darf, der, obwohl blutenden Herzens, rechnen muß mit Elend und Erziehungsmangel und Proletariat und allem Klirren und Knirschen und Zermalmen der großen Erwerbsmaschine wie mit einer gegebenen Schicksalsfügung mit ewiger Richtungsgleichheit: — auch er sollte beständig auf der Hut sein, ob er nicht jener bitterſten Anklage auf fahrläſſiges Vergraben des Geiſtespfundes unterliegt.

Zu Nutz und Frommen solcher sinnvollen Betrachtungen hier ein Concretum mit dem nöthigen Fragezeichen. Berlin ist in seinen großstädtischen Anfängen nicht grade eine für volksthümliche Naturwissenschaft sehr instruktive Stadt gewesen. Als Humboldt von Paris hierher übersiedelte, war der Unterschied fast der von Eins zu Null. Speciell um freie, Jedermann zugängliche zoologische Bildungsstätten sah lange es bös aus. Der alte zoologische Garten vor Bodinus war zwar einer der ältesten Deutschlands, — aber er war auch danach. Mit einem ziemlich unvermittelten Ruck hat sich das dann gebessert. Ein fauler Fleck blieb nur das zoologische Museum. Seit Jahresfrist haben wir nun endlich in der Invalidenstraße den großen Prachtbau, der auch da nachhilft.

Nachhelfen sollte!

Wenn man hört, daß eine ungeheure Sammlung in einem ungeheuren, eigens zum Zweck erbauten Palast untergebracht worden ist und daß eine ebenso gewissenhafte wie in ihren Besserungen und Abweichungen vom Museumszopf gradezu geniale wissenschaftliche Oberleitung für eine bisher unerreichte Aufstellung gesorgt hat, so sollte man meinen, nun sei das Menschenmögliche gethan. Wer wäre vermessen, hier noch vom Vergraben des Pfundes zu fabeln? Und doch kann ich nach Beobachtungen, die ich seit dem Tage der eigentlichen Eröffnung in regelmäßiger Besuchsfolge gemacht, kein anderes als ein sehr skeptisches Urtheil über den wirklichen Connex zwischen Publikum und Museum, also über das doch wohl Entscheidende des Ganzen, fällen.

Ueber das Gebäude will ich hier nicht reden. Daß vieles daran unpraktisch ist, sieht ein Kind. Die zwecklosen Prachttreppen, deren wesentliche Lebensaufgabe zu sein scheint, ein Schild mit der Aufschrift zu tragen, daß hier kein Aufgang sei, sind wenigstens als Lichtschachte für ein paar wundervolle Thiergruppen verwerthet. Die schlechte Beleuchtung in einem Theil der Säle ist leider mit nichts gut zu machen. Aber das ist schließlich alles nebensächlich, da im Ganzen doch wenigstens viel Raum da ist, und das ist sehr viel. Platzfülle ist die Seele eines Museums. Platzfülle, die dem Körper des Besuchers Luft läßt und dem Auge die Möglichkeit, ein Einzelobjekt zu erfassen. Die alte, nun auch überwundene Gallerie des köstlichen Pariser Jardin des plantes war das Ideal des Gegentheils. An menschenwimmelnden Sonntagen litt man hier alle Qualen Noah's in der Arche: zwischen ein paar Dutzend dralle Dienstmädchen, die mit ihren Soldaten sich durch die schmalen Irrgänge drückten, eingeklammert, konnte man von Glück sagen, wenn man vom Narwall ungespießt und vom knöchernen Haifischrachen ungefressen der handgreiflichen Wissenschaft entging und unbegossen vom tiefbraunen Spiritus, der über dem Affenköpfchen eines menschlichen Fötus vielleicht seit den Tagen des großen Cuvier nicht erneuert worden war.

Am menschenwimmelnden Sonntag! Ja, da liegt's. In all' seiner Enge, — dieses einzige Museum des Pariser Jardin neben seiner großen schwarzen Libanonzeder, mit seinem Ausblick auf das kolossale rote Weinmagazin, — und mit all seinem Archentypus . . . es hatte etwas, was unser großer Prachtbau in der Invalidenstraße mit seiner militärischen Facade und seinem öden Vorgarten nicht besitzt: Besucher. Sonntag um Sonntag ein endloser, flutender Strom, der kleine Mann, der Arbeiter, der gemeine Soldat, die Putzmacherin und die Näherin, sie drängten und quetschten und schwitzten, zwischen dem Narwall und Haifisch und unter dem drohenden Spiritus. Nun, ich will hier ganz und gar kein optimistisches Loblied singen etwa auf den Tiefsinn der Gespräche dieser Leute oder auf den vielleicht höher entwickelten Sinn für Wissenschaft im modernen Durchschnittsfranzosen. Wer Zola nicht bloß als Popanz oder Heiligen, sondern wirklich kennt, der erinnert sich der unvergleichlichen Szene, die der selten, aber dann mit schlagender Wirklichkeitskraft durchbrechende große Humorist in ihm geschaffen: wie im Assomoir die Hochzeitsgesellschaft der urtypischen Spießbürger durch's Louvre zieht, wie die Männlein und Weiblein Kunst genießen, ehe die Suppe kommt, und wie man meint, man solle verrückt werden vor dieser

Spezies Mensch, die doch sonst in dem guten Roman oft förmlich heroische Eigenschaften zeigt. Nein, das meine ich nicht. Nur: in Paris sind überhaupt Menschen im Museum. Und bei uns? Unser Museum ist jetzt zweimal in der Woche geöffnet, — nur zweimal und das zu wahrhaft raffiniert ungünstigen Zeiten: Montags und Sonnabends von Elf bis Drei. Die beiden einzigen Zeiten, da Neunzehntel aller Bewohner einer Comptoir- und Fabrikstadt wie Berlin zur Not eine Stunde für unentgeltliche Zoologie übrig haben, der Sonntag und in der Woche die Abendstunden, finden verschlossene Thüren. Und dabei handelt es sich um ein Museum, das eine, wie schon erwähnt, ausgezeichnete Oberleitung nach einem neuen und guten Prinzip in eine öffentliche Schausammlung und ein lediglich dem Fachmanne bestimmtes Archiv getrennt hat, bei dessen dem Publikum bestimmtem Theile also nicht etwa der Satz gelten kann, daß beständiger freier Zutritt Aller die Arbeit der Fachzoologen hemme. Der Erfolg ist nicht ausgeblieben. Ich habe grade in den letzten, kalten Monaten, wo der Aufenthalt in einer gut geheizten Gallerie doch lockender ist als je, immer wieder Sonnabende im Museum zugebracht . . . die Besucherzahl war eine gradezu verschwindende; zog man noch Bädeker-Fremden und Studenten ab, so blieb rein gar nichts.

Zu der ungünstigen Lage der Besuchsstunden kommt aber noch anderes. Jedes noch so dürftige Privatunternehmen der Großstadt betreibt stürmische Reklame. Wenn in der Leipziger Straße ein simpler Seehund als Meerweibchen zu sehen ist, so drängt sich die Menge, durch Plakate gefangen. Das in vieler Hinsicht, in seinen Sammlungen und Instrumenten, gewiß verdienstliche Institut der „Urania" weiß bis in alle Berliner Arbeitervereine hinein für sich Interesse zu wecken, obgleich die Eintrittsgelder nicht eben geringe, ja für das Beste, die eigentlichen astronomischen Abende selbst dem besser Gestellten gradezu unerschwingliche sind und unter den besonders befeuerten Vorträgen sich einzelne wie der unzählige Male wiederholte über die Urwelt befinden, die von subjectiven Wunderlichkeiten und Unwissenschaftlichkeiten derart strotzen, daß sie nur noch im aller problematischsten Sinne als wirklicher Bildungsfaktor gelten können. Unser öffentliches Museum ist zwar seiner Zeit auch mit Pomp eröffnet worden, — dann aber schweigend untergetaucht im Tageslärm . . . kaum hier und da einmal eine dürftige Zeitungsnotiz, das war alles. Die Mehrzahl der Berliner, der „Gebildeten" wie der Proletarier, weiß garnicht um die Existenz der Sammlung. Der große Bau dehnt feierlich seine Front an der wagenrasselnden Geschäfts-Straße — und innen bleibt es leer.

Geht man in einer der Besuchsstunden durch diese öden Räume, wo der Schritt hallt wie einer menschenfernen Katakombe, so drängt sich mitten zwischen all' den schönen, farbenbunten Zeugen menschlicher Großthat doch dem Denkenden eine lange Kette moderner Mißstände zusammen. Die Mängel und die Unvernunft unseres zoologischen Schulunterrichts. Die Indifferenz unserer Zeitungen, die lieber von jedem Tingeltangel und jedem zweideutigen Maskenball spaltenlang berichten, als von einer Bildungsstätte ersten Ranges wie dieser. Die seichte Zufriedenheit bei der Mehrzahl unserer sogenannten „Gebildeten", die mit ein paar Schlagworten sich abfindet, die sowohl amtlich wie theetischlich oder bierbänklich über alle Geheimnisse der Schulfrage, der Religionsfrage, des Darwinismus und was weiß ich sonst noch ihr fertiges Urtheil fällt, ohne sich je die Mühe zu machen, erst einmal da, wo es was zu lernen giebt, demüthig ihre Unkenntniß in den einfachsten Kardinalfragen einzugestehen und abzuthun. Der Mangel an freien Volkslehrern da, wo wirklich Bildungsdrang ganz zweifellos in hohem Maße vorhanden ist: in den Vereinen, vor allem den Bildungsvereinen der Berliner Arbeiterschaft, wo Tausende bereit stehen, ihre letzte Feierstunde der Wissenschaft zu widmen, wenn nur die rechten Leute zur Belehrung sich finden wollten. Endlich im Ganzen dessen, was wir Bildung nennen, die Lücke überhaupt auf der naturwissenschaftlichen Seite, die ein wesentliches Erbe unserer humanistischen d. h. in Wahrheit mittelalterlichen, nicht klassischen Erziehung ist, diese gähnende Lücken grade

in der Bildung einer Zeit, die sich „Jahrhundert der Naturwissenschaft" nennt. Sie haben gut reden, die überfütterten Weisen und Apostel, die dem scheidenden Säkulum in's Stammbuch schreiben: Dies sei nun die Triumphzeit der „exakten Wissenschaft" gewesen, jetzt aber müsse die notwendige Reaktion des Formalen, das neue Zeitalter der Kunst kommen, wo statt Darwin Rembrandt redivivus herrsche! Ach, wäre es doch so! Aber wenn die formale Bildung sonst keinen Grund zur Einkehr bei uns hat als den embarras de richesse in unserer allgemeinen naturwissenschaftlichen Bildung, so mag sie nur lieber sich im Grabe auf die andere Seite legen. Aus den öden Räumen dieses schönen Tempels in der Invalidenstraße redet das Schweigen deutlich genug. Es ist in der That noch immer vergraben, das Pfund der Wissenschaft, und sei es auch, wie hier, in goldenem Kasten. Der Geschäftsbetrieb und heilige Kapitalkultus spinnt seine Telegraphendräthe über alle Dächer der Weltstadt, über Markthallen und Kirchen und Börsen weg: von einer kraftschwangeren Batterie wie diesem zoologischen Museum gibt es noch keine Dräthe zu den Gehirnen dieser Stadt. Alles bleibt und bleibt Geschäft. Der Student, dem die Zoologie Brodfach werden soll, der Examina bestehen soll, geht in's Museum. Und der Tourist geht hin, weil im Bädecker neben dem Kaiserhof und dem Centralhotel auch das Museum einen Stern hat. Die Weltstadt aber bleibt aus. Sie hat keine Zeit zum Geistesgenuß auch da, wo sie von Sehnen gährt. Und umsonst, wenn nicht ganz Anderes sich bessert, schreibt die Wissenschaft ihre goldenen Runen in die Höhle der Robinsoninsel an der Invalidenstraße . . .

Fritz Kläster.

Ludwig Anzengruber.

Führende Geister. Eine Sammlung von Biographien, herausgegeben von Anton Bettelheim. Dritter Band: Ludwig Anzengruber. — Der Mann. — Sein Werk. — Seine Weltanschauung. Von Anton Bettelheim. Dresden, L. Ehlermann. 1891.

III.

Der Dichter des „Pfarrers von Kirchfeld" unnütz geworden für die Bühnen, ein altmodisches unbequemes Möbel, das man ärgerlich bei Seite stieß, und die Autoren der Operette und der Lokalposse verhätschelt vom Publikum und einer flachen Kritik — das ist das Bild, das sich Anzengrubers Biographen immer von Neuem entrollt, bis in die Mitte der achtziger Jahre hin. Nach wenigen Wiederholungen schon verschwinden von der Bühne so gewaltige Dramen aus dem Wiener Leben, wie das „vierte Gebot"; und selbst eine tiefsinnige Posse, wie der „Doppelselbstmord" bringt es über drei Vorstellungen nicht hinaus. „Wozu schreibt man eigentlich Volksstücke?" fragt Anzengruber nach solchen Erfahrungen. „Die Direktionen verlangen „Kassastücke" und ein „Volk", das sich um die Volksstücke bekümmert, giebt es hierorts nicht." Und ein ander Mal erpreßt dem tapfer kämpfenden Manne die Trostlosigkeit dieses Wettbewerbes mit Machern und Stümpern das Geständniß: „Daß die Machwerke von . . . gefallen, ist kein Räthsel. Das liegt in dem heutigen Publikum, welches über ganz Deutschland gebreitet, vor jedem ungewöhnlichen Wort, vor jedem kecken Witz, vor jeder ungeschminkten Menschennatur erschrickt und sich in ungemeines Behagen hineingeschläfert fühlt, wenn man ihm schlafmützige Gesellen tragirend oder komödirend vorführt. Und dieses Einschläfern

nährt. Natürlich wird ein solcher Mann nicht nur der Erzphilister von dem andern, sondern er wird auch protegirt. Er ist ja „so ein anspruchsloser Mensch“; er, das ist ein Ding das auf dem Theater von Darstellern vor- und so schreibt er denn ein Stück, wo der Herr N. und die agiren und solche Dinge auszuführen haben, wie eben Schau- sind und das Publikum von denselben zu sehen gewohnt ist, ohne Mensch auf der weiten Welt so sprechend, agirend und solche Dinge anzutreffen wäre.“

gegen die Flachheit des Publikums aber hatte Anzengruber's starkes kämpfen, und gegen die vereinigte Flachheit der Direktionen und Journale oben herab kam Druck und Hemmniß: die Censur, in Oesterreich als bei uns, setzte oft und oft seinem Schaffen ihr Machtwort ent- in der Zeit seines vacirenden Künstlerthums hatte er den ersten mit der Polizei gehabt; eine Soloscene „Der politische Laternenanzünder“, des „Brettl“ geschrieben, kam von der Censur zurück mit dem üblichen „Zum Vortrag nicht zulässig“, und Anzengruber rief aus, im ersten „In meinem Leben schreib' ich keine Zeile mehr.“ Jedes freiere Wort, Erfindung mußte er nun in Zagen und Ungewißheit niederschreiben: Thema des „vierten Gebots“, würde das Priesterkind „Der Einsam'“ auf „zulässig“ sein? In den einfachen vier Worten: „Vater — Pfarrer, Mörder“ hatte er das Thema dieses „Einsam“ einst festgehalten, aber ein zwang ihn bald, aus dem Pfarrer einen — Bürgermeister zu machen, den ersten Sinn der Erfindung völlig umzustoßen. Und ebenso hatte „vierten Gebot“ alle Stellen, welche gegen die kirchliche Satzung anzulaufen unbarmherzig weggeschnitten, zum höchsten Zorne Anzengruber's; und man nicht, daß er in solcher Stimmung abermals glaubte, der Bühne entsagen nach der doch all sein Schaffen unwiderstehlich drängte: „Da ich weiß“, „daß ich die Feder nicht einmal sträuben darf, ohne von Staatswegen mit Stück zur Aufführung verboten zu werden, bleibt mir nichts übrig, als harmlosestes zu schreiben. Pfui, über diese Verhältnisse . . . Fragen Sie mir und jedem echten Dramatiker zu Muth sein muß, wenn ihm die und schneidendsten Probleme kurzweg von der Censur konfiszirt werden, staatswegen das Publikum jahraus, jahrein laden soll, um sich die alte wie Hans die Grete kriegt oder nicht kriegt, vorleiern zu lassen. Unsere je eine Zeit zuvor keine Bühne gehabt hat, hat aber schon gar keine.

von einer dritten Seite hatte Anzengruber Widerspruch abzuwehren: neben und eine hohe Polizei traten jene ästhetisch Superklugen, welche vom ihm große Thaten bereits gelangen, nun das Große ohne Unterlaß bedachten, nicht diese Klugen, daß nicht jeder Sommer die gleiche Ernte weder die Ungunst der Verhältnisse wollten sie, noch den Druck der Sorge Dasein in Rechnung ziehen, sondern sie forderten, abstract und herrisch: sich nicht „verflache“, sie versuchten, statt ihn seine eigenen Wege frei ihn mit weisen Sprüchen zu bevormunden, und statt dankbar zu quellend reiches Schaffen bot. Hohes und Kleines, Dauerndes und einander, wollte sie ihn zur classischen Größe systematisch erziehen. nicht gut dabei zu Muthe; und als der ehrliche Arbeiter, der er arbeiter im journalistischen Dienst, der auch Ungereiftes zu Markte er beweglich: „Seit die Shakespeare-Vergleiche zunehmen, ich soll nur „Klassisches“ produziren. . . . Ich muß gestehen, das ärmere Kind meiner Muse mich, den Vater, doch durch

einige Tantièmen unterstützt, hat die Sache einen ernsteren, ich möchte sagen pathologischen, psychiatrischen Hintergrund. Gestalten, Konflikte wie in meinen bisherigen Stücken wachsen nicht wie Brombeeren. Begeistert gefunden, begeistern sie wieder; aber sich mit Huß! Huß! und Such! Such! auf die Bahn nach Außerordentlichem hetzen zu wollen, das ist etwas gefahrvoll! Wir haben es an vielen reichbegabten Naturen gesehen, wohin es führt, immer auf das „Klassische" aus zu sein. Kleist, Grabbe, Lenz u. A. m. illustriren das Kapitel. Ich möchte gern geistig und körperlich gesund bleiben, etwas Geld dabei verdienen, und wenn ich eine Offenbarung habe, dann werde ich sie der Welt nicht vorenthalten, in Stunden der Weihe niederschreiben, wie ich es bisher gethan. Nur zum Propheten von Profession möge man mich nicht machen." Trotz solcher Aeußerungen wollte aber Anzengruber keineswegs für alles, was er geschaffen, Indemnität fordern, er selbst vielmehr gab preis, was mißlungen war, oder vernichtete wohl auch und verbrannte ganze Werke, wenn sie ihm nicht genug thaten: Niemand, auch seine Freunde nicht, haben das Volksstück „Ein Geschworener" z. B. zu sehen bekommen, er ließ es, vollendet wie es war, unbedenklich ins Feuer wandern.

So rang Anzengruber, so schaffte er, oft entmuthigt und enttäuscht, und doch immer von Neuem der inneren Nöthigung folgend und der äußeren: heute sich müde nennend „sehr, sehr müde" — und morgen doch wieder voll Arbeitslust, inmitten von Plänen und Entwürfen. Auf das gegenwärtige Geschlecht wollte er, ein echter Dramatiker, wirken, und indem er auch hier die Classicität verschmäht, die Zukunftswechsel der Berühmtheit, bekennt er: „Es ist kein fördernder Gedanke für den Lebenden, erst unter den Toten einen Rang einzunehmen; die Wirkung auf die Zeitgenossen wirkt fördernd in jeder Beziehung: daß die Enkel den lesen, welchen die Großeltern versäumten, kommt selten vor und wenn — so ist jedenfalls sehr traurig, das am Schreibtisch denken zu müssen . . . Sie meinen: fünfzig Jahre müsse ein Autor warten: dann käme seine Zeit. Je nun, ich habe so eine stille Ahnung in mir, daß dann nie meine Zeit kommen werde, daß ich nicht fünfzig Jahre alt werde."

Die Ahnung des Dichters sollte nicht ganz eintreffen, doch auch nicht völlig täuschen: die fünfzig hat er um 11 Tage nur überlebt, und eine späte Anerkennung seiner Produktion sollten die letzten Jahre ihm bringen — eine Anerkennung freilich, die er, so wenig wie vor ihm Grillparzer, mit voller Kraft noch aufnehmen konnte: „Der Mann ist an der Erbärmlichkeit der österreichischen Verhältnisse zu Grunde gegangen," so hatte Anzengruber von Grillparzer einst geschrieben: das Wort trifft auch auf ihn.

Seit der Mitte der achtziger Jahre her datirt Bettelheim den „Umschwung zum Bessern" für Anzengruber. Das Wiener Stadttheater, so erzählt er, begann „im Sinne einer viel verlachten, ganz vereinzelten publicistischen Anregung" Anzengrubers Werke wieder aufzunehmen: aber Bettelheim's Bescheidenheit verschweigt hier, daß er selber es war, der diese Anregung gab, und der mit unermüdlichem Eifer, in österreichischen Zeitungen wie in der Berliner „Nation", für Anzengrubers Schaffen erfolgreich eintrat. Inzwischen war auch bei uns in Norddeutschland, aus den verschiedensten ästhetischen Lagern her, auf die überragende Bedeutung Anzengrubers hingewiesen worden: „Mauthner, Lindau, Hopfen, Brahm und Schlenther hatten sich jahrelang für die Einbürgerung all seiner Werke eingesetzt," so erzählt Bettelheim. Das Deutsche Theater stellte in ausgezeichneten Aufführungen den „Pfarrer von Kirchfeld" und den „G'wissenswurm" heraus, das Lessing-Theater folgte, mit gleich gutem Willen, wenn auch nicht gleich guter That. „In Berlin", so berichtet nun Anzengruber fröhlich, „führen sie nicht nur mit vielem Beifall, sondern auch vor guten Häusern meinen „Pfarrer" am Deutschen Theater auf. Bange macht mich etwas, daß am Lessing-Theater mein „Heimg'funden" zur Darstellung gelangen soll. Was werden die Berliner zu einer Wiener Weihnachtskomödie sagen? Mir kann's übrigens nichts schaden, wie das Stück auch aufgefaßt wird." Als dann unsere Freie Bühne be-

gründet werden sollte, gab Anzengruber seine Theilnahme für die Berliner Kunstbestrebungen durch eine sofortige Beitrittserklärung kund, die in Anzengruber'scher Kürze wie folgt lautete:

Bad Hall d. 23./5. 89.

Sehr geehrter Herr!

Da Sie in Ihrem ersten Schreiben erklärten, daß ich meinen Beitritt zum Vereine „Freie Bühne" an Sie zu melden hätte, so thue ich denn dies mit vorliegenden Zeilen.

Mit den besten Grüßen

Ihr sehr ergebener
L. Anzengruber.

Und die Freie Bühne ihrerseits stellte in die vorderste Reihe ihres Spielplans ein für die Theater ganz verschollenes Stück, Anzengrubers kräftigstes Wiener Volksdrama, das einst nach wenigen Aufführungen, am Josefstädter Theater, begraben schien, und das nach Berlin nie gelangt war: mit wie großem Erfolg, ist allbekannt: über zahlreiche deutsche und österreichische Bühnen ist seither „Das vierte Gebot" mit zündender Wirkung gegangen.

Auf meine Anfrage, ob Anzengruber nicht der Vorstellung des Stückes, das ihm ein besonders liebes geworden war, beiwohnen wollte, erwiederte er, aus Penzing, den 6. September 1889:

In häuslichen Wirren peinlichster Art komme ich erst heute dazu, auf Ihr werthes Schreiben zu antworten. Der Verein „Freie Bühne" mag mein „4. Gebot" aufführen, wenn es ihm beliebt; auf meine Anwesenheit in Berlin ist jedoch im letzten Quartal d. J. nicht zu rechnen, ich gedenke erst im ersten d. n. Jahres zu reisen . . . .

Wenn ich, was also zweite Hälfte der Theatersaison geschehen wird, nach Berlin komme, wird es mich gleichfalls sehr erfreuen, Ihre Bekanntschaft zu erneuern.

Mit hochachtungsvollem Gruß

Ihr sehr ergebener
L. Anzengruber.

Aber das bündige Versprechen, das Anzengruber in seiner zierlichen Kanzleischrift hier ablegt, hat er nicht einlösen sollen: drei Monate schon, nachdem er den Brief geschrieben, deckte ihn die Erde des Wiener Friedhofes zu. Bei jener ersten Bekanntschaft sollte es für mich bleiben, damals, als mich an schönem Frühlingstage des Jahres 84 Freund Bettelheim in die entlegene Vorstadt geführt hatte, wo im „schwarzen Garten", einem trefflichen Philisterwirthshaus in der Laimgrubengasse von Mariahilf, die „Anzengrube" sich allfreitäglich versammelte, mit Anzengruber und dem greisen „Meister" Schlögl als Präsident. Deutlich seh ich ihn vor mir, den festen Mann mit dem klugen blauen Auge, aus dem Ernst und Laune zugleich, durch die Brillengläser hindurchschauten: nicht „Wiener Gemüthlichkeit", aber echter, deutscher Humor. Große Toilettenkünste hatte er nicht aufgewendet, und daß er sich im „schwarzen Garten" und dem folgenden billigen Nachtkafé wohler fühlte, als im Salon, ließ sich leicht wahrnehmen; hatte er doch sogar auf den Shlips verzichtet, und schien den kräftigen Vollbart als ausreichende Deckung anzusehen. Schweigend zuerst saß er da: denn er war in einer wichtigen Arbeit begriffen, beim Abendessen. Manchen unserer Realisten habe ich schon seine Abendandacht also ausgiebig verrichten sehen, von Gottfried Keller bis zu Henrik Ibsen — aber besseren, herzerfreuenderen Appetit habe ich doch niemals wahrgenommen, als hier. Meister Schlögl machte indeß die Honneurs, er setzte mir einen Extra-Kuchen vor, Specialität der „Anzengrube", und so konnte ich von Glück sagen: denn einem dänischen Kritiker, in ähnlicher Situation, war ein für ihn ungenießbarer Branntwein jüngst kredenzt worden, an dieser autochthonen Tafelrunde, mit dem Lockwort: „Sö, das ist was für sö'!" —

Doch Georg Brandes war anderer Meinung gewesen. Und so hatten sich auch der Gast und Anzengruber über Schiller nicht einigen können, den jener niedriger schätzen wollte, als dieser, und ein Anzengruber'scher Zornausbruch und profunde-

Schweigen dann, war die Folge gewesen; mir ging es auch hier besser, denn unser Schiller-Gespräch (ich kam eben von Sonnenthal's blassem Wallenstein) verlief friedlich, und bald gelangten wir aus der Classizität in die Gegenwart, zu den sozialen und künstlerischen Problemen die uns Heutigen bewegen. Für Ibsens „Gespenster", die eben deutsch erschienen waren, für Gottfried Keller, von dessen Theilnahme für ihn ich Anzengruber erzählen durfte, war er der Bewunderung voll; und rasch wendete der bescheidene Mann, allen Lobsprüchen über die eigenen Schöpfungen auszuweichen, das Gespräch von den Wiener Volksstücken auf die sozialen Zustände, die sie abspiegeln, auf die merkwürdigen Uebergangserscheinungen, welche Alt-Wien von Neu-Wien trennen, auf den drohenden Pauperismus und die falsche „Gemüthlichkeit": Lieblingsthemata offenbar, die den erst Schweigsamen beredt machten, und die sich bis in's Nachtkafé fort, bis in den grauenden Morgen hinüber verpflanzten. Selbständig in jedem Wort, knapp im Ausdruck, von eigenem Denken und Erfassen, so zeigten sie ihn; die Bitterkeit des Enttäuschten sprach, die Laune des Satirikers, aber auch die helle Freude des Dichters am eigenen Volksthum, die gestaltenschaffende Liebe und der alles versöhnende, alles verschönende Humor, der durch so viel Hemmnisse hindurch, durch Sorge und Noth, Ludwig Anzengruber treu blieb. Wie ich ihn in jener Nacht gesehen, ein Mensch von völlig eigener Prägung, ein tapferer Streiter und fröhlicher Zecher, bald beschaulich und behaglich genießend die Dinge rings um sich herum, bald kampfbereit und fehdelustig — so steht mir sein Bild unvergeßlich vor Augen; und er mag, in dem Auf und Ab von frühem Erfolg, und Mißerfolg, und später Anerkennung, das seinen Lebenslauf bedeutet, in seinem mannhaften Streiten und endlichem Siegen unserer werdenden Kunst ein schönes Vorbild bleiben allezeit.

Otto Brahm.

Zum Bilde Friedrich Nietzsches.

Eine psychologische Studie

von

Lou Andreas-Salomé.

II.

Nietzsche unterschied zwei große Hauptgruppen von Charakteren: solche, deren verschiedene Neigungen und Triebe miteinander harmoniren, eine natürliche Einheit bilden, und solche, deren Triebe und Neigungen sich hemmen und gegenseitig befehden. Die erste Gruppe verglich er — innerhalb des einzelnen Individuums — dem Zustande der Menschheit zur Zeit des Heerdenwesens vor aller staatlichen Gliederung: wie dort der Einzelne seine Individualität und sein Machtgefühl nur besitzt im geschlossenen Ganzen der Heerde, so hier die einzelnen Triebe im Ganzen der geschlossenen Persönlichkeit, deren Inbegriff sie sind. Die Naturen der zweiten Gruppe dagegen leben in ihrem Innern, wie die Menschen in einem Kriege Aller gegen Alle leben würden, die Persönlichkeit selbst löst sich gewissermaßen in eine Unsumme von eigenmächtigen Triebpersönlichkeiten auf, in eine Subjekt-Vielheit. Dieser Zustand wird nur überwunden, wenn eine höhere Macht, eine stärkere Autorität geschaffen werden kann, die über Alle zu herrschen weiß: gleich einem Gesetz innerhalb der staatlichen Gliederung, für das es nur unterworfene Gewalten giebt. Denn was in den zuerst geschilderten Naturen ganz instinktmäßig von sich geht — die Einordnung

des Einzelnen in's Ganze, — das muß hier erst erobert und den tyrannischen Einzelgelüsten abgezwungen werden als eine unerbittlich festgesetzte Rangordnung der Triebe untereinander.

Man sieht schon: hier ist der Punkt, an welchem Nietzsche die Möglichkeit einer Selbstbehauptung als Ganzes durch das Leiden alles Einzelnen aufgegangen ist, — die Möglichkeit eines höchsten Schaffens und Vermögens durch ein beständiges Erdulden und Verwunden, — mit einem Wort: wo ihm die Bedeutung des Heroïsmus als Ideal aufging.

„Was macht heroïsch? zugleich seinem höchsten Leide und seiner höchsten Hoffnung entgegengehen" sagt er. Und ich füge dem noch drei bisher nicht gedruckte Aphorismen bei, die er mir einmal niederschrieb und die mir seine Auffassung mit besonderer Schärfe zu verdeutlichen scheinen. „Der Gegensatz des heroïschen Ideals ist das Ideal der harmonischen Allentwicklung, — ein schöner Gegensatz und ein sehr wünschenswerther! Aber nur ein Ideal für grundgute Menschen. (Zum Beispiel: Goethe)" Nietzsche faßt hier, nebenbei bemerkt, Goethe durchaus anders auf als einige Jahre später, in seinem letzten Werke: hier sah er den Antipoden seiner eigenen mehr harmonischen Natur in ihm, — später aber einen ihm tief verwandten Geist, der nicht harmonisch war, sondern sich durch Ausgestaltung und Hingabe seiner selbst zum Harmonischen umschuf. Weiter: „Heroïsmus, — das ist die Gesinnung eines Menschen, der ein Ziel erstrebt, gegen welches gerechnet er garnicht mehr in Betracht kommt. Heroismus ist der gute Wille zum absoluten Selbst-Untergang." Und als drittes: „Menschen, die nach Größe streben, sind gewöhnlich böse Menschen; es ist ihre einzige Art, sich zu ertragen." Das Wort „böse" will hier ebenso wie oben das Wort „gut" weder im Sinn des landläufigen Urtheils noch überhaupt im Sinne eines Urtheils genommen werden, sondern blos als Bezeichnung eines Thatsachenbestandes: und als eine solche bezeichnet es für Nietzsche stets den „innern Krieg" in einer Menschenseele, — dasselbe, was er in der Götzendämmerung einmal: „Anarchie in den Instinkten" nennt. In jener letzten Schaffensperiode, welche die Götzendämmerung angehört, hat sich ihm schon, auf dem Wege einer bestimmten Gedankenentwicklung, das Bild dieses Seelenzustandes zum Kulturbilde der Menschheit ausgedehnt; die Losungsworte heißen da bereits: Innenkrieg = Dekadence, und der Sieg: Selbstuntergang der Menschheit zur Erschaffung einer Uebermenschheit.

Bedeutsam erscheint in diesen späteren Werken ein Zug, der dem Charakter der ganzen Philosophie Nietzsches sein Gepräge giebt. Er unterscheidet nämlich in den zwei Gruppen der harmonischen und der heroischen oder der einheitlichen und vielspältigen Natur-Anlagen zugleich die beiden Anlagen zu den Typen des Handelnden und des Erkennenden.

Zum handelnden Menschen wird ihm der Ungetheilte und Unzersetzte, der Glückliche, der Instinkt-Mensch. Wenn er seiner natürlichen Entwicklung folgt, muß sein Wesen sich immer selbstsicherer und fester in ihm zuspitzen und diese gedrängte Kraft in gesunden Thaten entladen. Die Hemmnisse, welche die Außenwelt ihm möglicherweise entgegenstellt, enthalten zugleich eine Anregung und Förderung hierbei: denn nichts ist ihm naturgemäßer, als der tapfere Kampf nach außen hin, in nichts bewährt sich seine ungebrochene Gesundheit so sehr als in ihrer Kriegstüchtigkeit. Sein Intellekt mag klein oder auch groß sein: in jedem Fall steht er aber im Dienst dieser [illegible] Wesenskraft und dessen, was ihr wohl thut und noth thut, — er hat sich [illegible] seinen Zielen nicht entgegengesetzt, er hat sie nicht zersetzt, er folgt nicht [illegible] Wegen.

Ganz anders der erkennende Mensch. Anstatt einen festen Zusammen[illegible] suchen, der sie schützt und erhält, läßt er seine Triebe so weit sie irgend [illegible] einanderlaufen, je breiter das Gebiet, das sie umfassen lernen, desto be[illegible] der Dinge, bis zu denen sie ihre Fühlhörner ausstrecken und die sie [illegible]

hören, riechen lernen, desto tüchtiger sind sie ihm für seine Zwecke, — für die Zwecke des Erkennens. In ihnen giebt er sich selbst als Einheit auf:

„Verhaßt ist mir's schon, selber mich zu führen!
Ich liebe es, gleich Wald- und Meeresthieren,
Mich für ein gutes Weilchen zu verlieren,
In holder Irrniß grüblerisch zu hocken,
Von ferne her mich endlich heimzulocken,
Mich selber zu mir selber — zu verführen."

Das Verschen ist überschrieben: Der Einsame, d. h. der von den Anforderungen und Kämpfen der Außenwelt möglichst Abgeschiedene; denn kriegstüchtig nach außen hin wird ein solches Innenleben in dem Maße immer weniger, je vollkommener es benommen und bewegt ist von den Kriegen, Siegen, Niederlagen und Eroberungen innerhalb seiner eignen Triebe. In der Einsamkeit seiner geistigen Selbstversenkung und Selbsterweiterung sucht es vielmehr eine Hülle, die es schonend behüten könnte vor den lauten und verwundenden Lebensereignissen draußen, — steht es doch schon ohnedies in Kampf und Wunden, gilt doch von diesem Erkennenden die Schilderung: „— — das ist ein Mensch, der beständig außerordentliche Dinge erlebt, sieht, hört, argwöhnt, hofft, träumt; der von seinen eigenen Gedanken wie von außen her, als von seiner Art Ereignissen und Blitzschlägen getroffen wird."

Denn die kriegerische Stellung der Triebe zu einander in seinem Innern ist damit nicht aufgehoben, sondern eher gesteigert: „Wer aber die Grundtriebe des Menschen darauf hin ansieht, wie weit sie grade hier als inspirirende Genien (oder Dämonen und Kobolde —) ihr Spiel getrieben haben mögen, wird finden — — — — — daß jeder Einzelne von ihnen grade sich gar zu gerne als letzten Zweck des Daseins und als berechtigten Herrn aller übrigen Triebe darstellen möchte. Denn jeder Trieb ist herrschsüchtig und als solcher versucht er zu philosophiren."

Daher grade legt die Erkenntniß des Erkennenden ein „entscheidendes Zeugniß dafür ab, wer er ist, — das heißt, in welcher Rangordnung die innersten Triebe seiner Natur zu einander gestellt sind."

Trotzdem aber ist in diesem Innen-Krieg eine Verwandlung vollzogen, die ihm eine neue Bedeutung giebt, — eine rettende und erlösende Bedeutung: in der Erkenntniß ist ein Ziel, eine Richtung gegeben, die allen Trieben gemeinsam wird, in der sie sich alle insofern einigen, als sie alle das Nämliche erobern wollen. Die Zersplitterung des Beliebens, die Tyrannei der Willkür ist damit gebrochen. Die Triebe halten an ihrer „Subjekts-Vielheit" fest, aber sie unterstellen sie einer höheren Macht, die sie als ihre Diener und Werkzeuge befehligt; sie bleiben wild und kriegerisch, aber sie werden in ihrem Kriegs-Ziel unvermerkt zu Helden, die als solche zu kämpfen und zu bluten berufen sind; — das heroische Ideal ist mitten in ihrer Selbstsucht aufgerichtet und zeigt ihnen den ihnen einzig möglichen Weg zur Größe. So ist die Gefahr der Anarchie vorüber zu Gunsten eines sichern „Gesellschaftsbaues der Triebe und Affekte".

Ich erinnere mich eines mündlichen Wortes von Nietzsche, das sehr bezeichnend diese Freude des Erkennenden an der umfassenden Breite und Tiefe seiner Natur ausdrückt, — diese Lust, die daraus entspringt, daß er sein Leben nunmehr als ein „Experiment des Erkennenden" auffassen darf: „Einer alten, wetterfesten Burg gleiche ich, die viele versteckte Keller und Unterkeller hat; in meine eignen verborgensten Dunkelgänge bin ich noch nicht ganz hinabgekrochen, in meine unterirdischsten Kammern bin ich noch nicht gekommen. Sollte mit ihnen nicht alles unterbaut sein? sollte ich nicht aus meiner Tiefe zu allen Oberflächen der Erde hinaufklettern können? sollten wir nicht auf jedem Dunkelgang zu uns selber wiederkehren?"

Auf diese Weise wird das Dunkle und Leidende der unharmonischen Natur zu einem Lichtbringer und Freudenbringer, es erweist sich grade im unersättlichen Aus-

einanderstreben aller Triebe als zum Licht geboren wie zu seinem eigentlichen Wesens-genius, — und es ringt sich in ihm zu seiner eignen Verklärung empor. Nietzsche hat es unter dem Namen: „Eine lichte Art von Schatten" geschildert: „Dicht neben den ganz nächtigen Menschen befindet sich fast regelmäßig, wie an sie angebunden, eine Lichtseele. Sie ist gleichsam der negative Schatten, den jene werfen."

Diese Lichtseele ist um so strahlender, je mächtiger und nächtiger, also je tyrannischer und gefährlicher, die Natur ist, welche sich gleichsam in ihr verbrennen läßt, — alle ihre Neigungen als Brennstoff in diese heilige Gluht hineinwirft. Die Art, in welcher dies geschieht, wechselt mit dem Erkenntnißstandpunkt des Erkennenden: Nietzsche's Auffassung dessen, was er unter „Erkenntniß" begriff, ist eine verschiedene in seinen verschiedenen Geistesperioden, und dementsprechend verschiebt sich auch jedes Mal das, was er die „innere Rangordnung der Triebe" nennt, innerhalb des wogenden Kampfes in dieser reichen Genie-Natur. Man kann sagen, daß es die wechselnden Bilder solcher Verschiebungen sind, aus denen im Wesentlichen die Geschichte seiner Entwicklung besteht, bis dieselbe in seiner letzten Schaffensperiode sein ganzes Innenleben in philosophischen Theorien widerspiegelt: bis Dunkelseele und Lichtseele zu den Repräsentanten des Menschlichen und des Unmenschlichen geworden sind. Der geschilderte Seelenprozeß selbst aber bleibt durch alle Wandlungen hindurch in seinen Grundzügen durchaus der nämliche. „Hat man Charakter, so hat man auch sein typisches Erlebniß, das immer wiederkommt," sagt Nietzsche. Nun, dieses ist sein typisches Erlebniß, das immer wiederkommt, an dem er sich immer wieder aufrichtete, über sich selbst erhob, — an dem er auch endlich sich in sich selbst überschlug und zu Grunde ging.

(Schluß folgt.)



Sie ist Hedda Gabler.

Ibsen ist ihr Erlöser. Er hat die Formel für ihr Wesen gefunden. Sie war sich selbst bisher so unklar, räthselhaft. Und das wurde ihr schließlich unerträglich. Sie wollte Klarheit haben über sich um jeden Preis. Nun hat sie diese kostbare Klarheit erlangt. Noch dazu zu dem verhältnißmäßig billigen Preis von 1 Mk. 50 Pf.

Hedda Gabler — sie hat sich das Buch gekauft, gelesen, ein zweites Mal gelesen, ein drittes Mal gelesen, mit immer steigendem Interesse, und als sie es zum sechsten Male gelesen hatte, da stand es klar vor ihren Augen wie eine Flammenschrift, von der sie den Blick nicht wenden konnte: Du bist Hedda Gabler! Du bist Hedda Gabler! Es wurde ihr so wohl und weh dabei, es war ihr, als ob man sie mit Skorpionen peitschte und dann wieder mit Balsam bestriche. Und von dieser intensiven psychischen Emotion war sie schließlich so erschöpft, daß sie zum Frühstück eine Tasse Bouillon, drei weiche Eier, eine große Schnitte Roastbeef und einige Kaviar-Brödchen verzehrte und dazu eine Flasche Champagner trank. Da kam erst wieder ein wenig Gleichgewicht in ihr Seelenleben.

Großer Gott, wenn sie zurückdachte an dieses qualvolle Dunkel, in dem sie bisher getappt! Sie hatte sich zwar ihre Wohnung von einem direct aus Paris berufenen Decorateur einrichten lassen und keine Toilette getragen, die weniger als fünfhundert Mark kostete, und immer redlich dafür gesorgt, daß mindestens drei mit dem Titel und Charakter von Verehrern ausgezeichnete Herren bei ihr aus- und eingingen, in deren Gesellschaft sie auch allerlei freiwillig Muthiges

grthan hatte, so weit es ihre Zeit, ihr Nerven und die grenzenlose Langeweile, die sie beständig plagte, nur irgend gestatteten: kurz, wenn sie's jetzt überdachte, sie hätte eigentlich schon längst von selbst auf den Gedanken kommen sollen, daß sie eine dämonische Natur war, so'ne Art Lady Macbeth aus der Potsdamerstraße, die nur, um den pedantischen gesetzlichen Vorschriften zu genügen, als Frau Commerzienräthin polizeilich gemeldet war. Dennoch war sie nicht darauf gekommen. Mein Gott, sie hatte so viel Besuche zu machen, und es gab so viel neue Stücke, die man gesehen haben mußte, und von den Soiréen kam man auch nicht vor 3 Uhr Morgens heim und dann schlief sie bis 1 Uhr und dann brauchte sie täglich zwei Stunden zur Toilette und dann kam die Schneiderin oder die Modistin oder der Schuhmacher oder die Masseurin oder ihr allerliebster kleiner Lieutenant oder . . . Mit einem Wort: sie hatte eben nicht die Zeit sich solche Dinge auszudenken. Schon dieser Name: Hedda Gabler zum Beispiel, — ihr wäre so ein Name nie eingefallen, während Henrik Ibsen eigens zu dem Zwecke in München lebte. Wozu wäre er auch sonst auf der Welt? Dem standen ja auch alle zur Anfertigung vieractiger Dramen nothwendigen Hilfsmittel zu Gebote, sie wurden ihm vermuthlich sogar von der norwegischen Regierung gratis und franco in's Haus geliefert: die Hüte alter Tanten, Weinlaub und Pistolen. Daran hatte er sich eben satt gesehen und sich dann hingesetzt und das Stück geschrieben und als er es beendet hatte, das Münchener Adreßbuch genommen und so lange darin gesucht, bis er den passenden Namen gefunden: Hedda Gabler . . . Gott, wenn man Zeit hat . . . !

Aber schön war es doch von ihm, daß er's mit seiner Pflicht so ernst nahm. Er war sichtlich bestrebt, das von Damen aus guter Familie in ihn gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen.

Worte hatte er gefunden, Stimmungen gedeutet, Lebenszwecke ersonnen — alle Achtung! Es war wirklich zu nett!

Das da . . . zum Beispiel: Fachmensch! Was das für ein Prachtwort war . . . eine Photographie . . . eine Lebensgeschichte! Fachmensch, ja das war auch ihr Mann. Sein Fach war das Bankfach. Also ein Bankfachmensch. Die Hochzeitsreise mit ihm war wahrlich auch kein Vergnügen gewesen. Wie Jörgen Tesman die Kataloge, so studierte er Tag für Tag den Kurszettel. Auf der Hochzeitsreise . . . ! Der Fachmensch war er geblieben! Und ihr hatte er zugemuthet, sich für sein Fach zu interessiren, und sie hatte sich dazu innerlich verpflichtet gefühlt und sich immer Vorwürfe gemacht, daß sie doch kein richtiges Interesse dafür haben konnte. Da kommt Ibsen, sagt: Fachmensch, und alles ist klar. So eine Frau, wie sie, eine Frau, die in einer ganz anderen Welt lebt, eine Frau, sozusagen aus der vierten Dimension, die sollte Antheil nehmen an einem „Fachmenschen". Das war doch undenkbar! Ein Fachmensch war blos dazu da, damit man von ihm geheirathet und in der Ehe mit Allem ausgestattet wird, was man zum standesgemäßen Auftreten braucht, damit eine Natur wie die ihre unbeirrt von allen kleinlichen Sorgen ihren dämonischen Lebensdrang ausleben kann . . . .

Ja, sie mußte ihren Lebensdrang ausleben! Aus der Lektüre des Stückes war es ihr klar geworden, daß sie das bisher noch viel zu wenig gethan hatte. Daher die trostlose Langeweile, unter der sie litt. Das mußte anders werden. Denn zu welchen Consequenzen es schließlich führte, wenn mann es in dieser Beziehung nicht ernst genug nahm — das zeigte das Schicksal Hedda's. Die hatte so sehr ihren Beruf verfehlt, daß ihr schließlich nichts übrig blieb, als in Schönheit zu sterben. In Schönheit zu leben ist zwar schwerer, aber der Gesundheit zuträglicher.

Sie selbst wird aber ihren Beruf nicht verfehlen! Sie ist auch schon klar über ihren Genossen im Lebensdrang: das ist der allerliebste kleine Lieutenant. Der ist kein Eilert Lövborg, der unersetzliche Manuskripte verliert. Nein, die einzigen Manuskripte, die der verliert, sind unbezahlte Schneiderrechnungen. Und die lassen sich bei einigem guten Willen immer bis auf den Wortlaut genau wieder herstellen. Auch sonst unterscheidet sich ihr Kamerad nur zu seinem Vortheil von Hedda's verbummeltem Freunde.

Also rasch . . . rasch . . jetzt, wo ihr das volle Verständniß Ibsen's aufgegangen, wo

er ihr thatsächlich in's Blut übergegangen ist, ja ... in's Blut ... eine förmliche Ibsenämie ..! keine Zeit verloren ... Sie wird ihm kurz schreiben, ganz kurz, zwei Zeilen, aber eindringlich:

Es lebe Hedda Gabler!"
„Hedda Gabler ist todt!

Das wird er doch verstehen?
Oder nicht?

Heinrich Kana.

Kabale und Liebe auf der Freien Volksbühne.

Wenn jemals ein von hohem und uneigennützigem Idealismus getragenes Unternehmen sich inmitten einer an Wirrsal überreichen Zeit bewährt und als reale Nothwendigkeit erwiesen hat, so war es die von Bruno Wille gestiftete Berliner Freie Volksbühne. Langsam und schwer hat sie sich durchfressen müssen durch den zähen Sauerteig des blasierten Litteratenvorurtheils auf der einen, des Mißtrauens eben gegen eine jener eintagsfliegengleichen, durch und durch wertlosen „Litteratenschöpfungen" auf der anderen Seite. Sie hat sich durchgefressen. Von Vorstellung zu Vorstellung ist sie emporgegangen, darüber kann kein Zweifel sein. Der Fernstehende hat keine Ahnung davon, was hier an Schwierigkeiten zu überwinden war. Dem Beobachter, der den Dingen wenigstens ab und zu in die Karten sehen durfte, erlahmte nicht selten der Muth. Aber diese Bühne, deren erster Kampfwinter einer der schneereichsten des letzten Jahrzehnts gewesen ist, hat etwas von einem rollenden Schneeball an sich gehabt, der im Abwärtsgleiten von selbst zur Lawine wird: wie durch magische Kraft riß sie das Nöthig an sich, und aus Fährnissen, die jedes gewöhnliche kapitalistische Unternehmen geistig und materiell bankerott gemacht hätten, ging sie mit glücklichem Leichtsinn als unbestrittener Sieger hervor. Das Magische beruhte letzten Endes auf einem sehr Natürlichen, — die Kunst hatte hier in der That einmal nicht bloß in der Phrase, sondern in greifbarer Wahrheit Fühlung gewonnen mit dem Volk. Und wenn irgendwo das gewöhnliche ästhetische Kritteln, das Weisethun und Besserwissen in dieser oder jener rein litterarischen Kleinigkeit nicht am Platze ist, so ist es vor einer neuen Leistung dieser Bühne. Sie ist als Ganzes zu fassen als befruchtende That, als die Morgenröthe eines endlichen Verständigungstages zwischen selbstloser Kunst und hingebendem Publikum, als eine weithin schallende Kriegserklärung gegen den faulen Frieden, der das Theater von einer Bildungsstätte zu einer Börse erniedrigt hatte.

Die glänzend verlaufene Vorstellung am letzten Sonntag unterschied sich von den früheren nicht durch das Publikum, nicht durch die enthusiastische Aufnahme des Gebotenen, nicht durch den heiligen Ernst des Wollens und Empfindens bei Leitung und Besuchern. Wohl aber unterschied sie sich durch das Stück. Als die Volksbühne gegründet wurde, fand in der offiziellen Kritik weniger ihre eigentliche Tendenz Widerspruch als eine äußerliche Begleiterscheinung; vom „Volke" hatten die meisten dieser Herrn Kritiker nur so vage Vorstellungen, daß sie hier kaum mitzureden wagten, um sich nicht in ihrer traurigen Ignoranz zu enthüllen; aber sie hatten vernommen, daß realistische Stücke bevorzugt werden sollten — und da ließ sich ja dem Ding schon eher aus der lieben Schablone heraus etwas am Zeuge flicken. Die Wahl von „Kabale und Liebe" dürfte dort eine mißliche Enttäuschung hervorgerufen haben. Ist doch durch dieses Stück mit unzweideutiger Entschiedenheit dargethan, daß die Leitung der Volksbühne jeder Einseitigkeit fern steht. Gewiß: über die Arbeiterbühne weht ein moderner Hauch — und das ist nothwendig ein realistischer Hauch. Aber man kann Realismus eng und weit fassen. Wie im echten Sinn des Wortes Goethes „Wahlverwandtschaften" ein realistischer Roman sind, ein psychologischer Experimentalroman in der eigentlichsten, der Zola'schen Definirung des Begriffs, so ist „Kabale und Liebe" ein realistisches Drama, wenigstens überall da, wo es groß ist, wo es seit seiner ersten Aufführung bewundert worden ist. Als solches characterisirte es Otto Brahm in zwei ausführlichen Vorträgen, die, dem trefflichen, ihr einzig eigenen Brauche der Volksbühne



gemäß, an voraufgehenden Abenden vor imposanten Volksversammlungen an zwei Enden der Weltstadt gehalten wurden. Und als solches ist es auch von einer Zuhörerschaft, die das große Haus bis in den letzten Winkel füllte, am Sonntag aufgefaßt und verstanden worden. Es gewährte einen eigenen Reiz, diesen Eindruck in seinen Einzelphasen zu verfolgen. Obwohl man von der fortgesetzten „Bildung" und „Erziehung" unseres Volkes durch unsere deutschen Klassiker täglich viel im Traktätchenstil fabelt, konnte man im Ganzen die Erfahrung machen, daß grade dieser jüngere, volksthümlichere Schiller unserm Volke — Dank unsern hohen Theaterpreisen und dem wirthschaftlichen Kerker, der weder Zeit noch Mittel zum gewöhnlichen Theaterbesuch läßt — sehr fremd geworden ist, — fremd nicht so gefaßt, als wenn man nichts von ihm wissen wollte, sondern als wenn man einfach nichts von ihm wüßte. Für viele Stimmen, die ich hörte, bedeutete die Aufführung eine Entdeckung. Das hinreißende Pathos in tyrannos zündete, als entstamme es der modernsten Feder. Mitten in die offene Scene hinein donnerte das unhemmbare Bravo bei so mancher unverkürzten Prachtstelle freiheitlicher Tendenz. Der giebt's ihnen mal ordentlich, hörte man allenthalben. Ihnen! Wie ähnlich sich die Welt in Haß und Liebe gebliebenist, trotzdem bald schon wieder ein Jahrhundert anbricht! Aber auch die markige Kraft der eigentlichen Tragödie schlug, zumal gegen Ende, mit erschütternder Wucht durch, — ein Zeichen, daß doch auch für das Kunstwerk Empfindung da war, vielleicht eine schlichte Empfindung, aber eine gesunde.

Ich halte es für Pflicht, bei einer Kritik der Volsbühne diese allgemeinen Züge zu betonen, nicht aber auf eine konventionelle Werthabschätzung der schauspielerischen Einzelleistung einzugehen, wie sie in unsern Tageskritiken ohnehin ungebührlich viel Raum einzunehmen pflegt. Wieder wie früher hat der ausgezeichnete Regisseur Cord Hachmann, dieser gute Engel der Berliner realistischen Kunst von 1890/91, seine Kraft bewährt. Die Besetzung der Einzelrollen schwankte zwischen recht Erträglich und recht, recht Mäßig. Dieses Publicum genoß aber eben das Stück, nicht die zufälligen Träger und Trägerinnen der Maske. Hinter mir saß ein Mann, der gegen das Herausrufen am Actschluß wetterte. Der Dichter mache 's doch, und auf die Herren und Frauenzimmer da komme 's nicht Der Mann war gesund — wie denn überhaupt die Privatgespräche in den Pausen in diesem Theater ganz einzig sind, instructiver als ein paar Bände dramaturgischer Kathederweisheit.

Wilhelm Bölsche.

Das Todesfest.

(Aus einem Briefe an einen nordischen Freund.)

München, April 1890.

— — Eine lichte Stadt, dies München. Eine freundliche Stadt; eine Stadt zum Ausruhen, eine Kunststadt und eine Bierstadt. Wenn jemals auf dieser Welt mein großer Traum: ein Embonpoint zu erlangen, in Erfüllung geht, — hier müßte es geschehen; denn hier könnte ich viele Jahre von Bier und Kalbfleisch und Gemüthlichkeit leben und vollkommen frei bleiben von der Schreibsucht, die mich sonst so erbärmlich plagt.

Prächtige Leute treffe ich hier. Deutsche Doctoren, so gelehrt wie Faust, aber jung und studentisch froh; Künstler, die noch von anderem reden können als von Kunst und Dichter, welche es vermögen, ein Maß zu leeren und zu vergessen, daß sie groß sind. Und dann treffe ich Socialisten.

Das sind Menschen, welche ich gut leiden mag, denn sie haben solch einen starken Glauben. Sie glauben derartig, daß sie auch mich zum Glauben bringen — glauben ohne Zweifel, was ja das beste auf Erden ist. Ich werde solch ein Socialdemokrat — Gott mag wissen, wie es mir ergehen wird, wenn ich einst wie Du nach Norwegen komme und Dir begegne.

„Glauben ohne Zweifel" — na, das ist doch wohl allzuviel. Hie und da kann ich schon noch fühlen, wie mein norwegisches Zweiflerthum in meines Wesens Tiefe sich regt. Ich glaube

– man sollte es nicht für möglich halten wie stark, und aus aller Macht stimme ich in das rohe Wort ein: „Krieg den Hütten, doch nicht den Palästen!" — denn die Armuth ist es, die ich hasse und nicht den Reichthum ... Aber manches Mal, manches Mal ....

— Kürzlich saß ich mit deutschen Freunden im Löwenbräu und hörte zu, wie man „die sociale Frage zum X. Mal löste", so wie es in Conrads Münchener Roman steht. Und mit wahrer Herzensfreude vernahm ich, wie mein Freund, der Socialdemokrat, meinen Freund, den Dichter, in all seinen Einwänden und Zweifelfragen überwand. Es ward mir klar wie Gottes heller Tag — auf diese Art würde aller Kummer erlöschen und jede Schwierigkeit sich ebnen; Jammer und Klage würden enden, alle Krankheiten und Uebel schwinden; frei, reich und schön würde das Leben zwichen Blumen und Marmor emporwachsen, und nie mehr drücken kleinliche Sorgen uns nieder.

Aber als ich heimgekommen war und zu Mittag gegessen hatte, da schlich ein Gedanke heran und störte meine Freude. Es war ein alter Gedanke, ein schwerer, ein norwegischer Gedanke —: wenn die Leute es zu gut kriegen auf der Welt, wird das Sterben da nicht um so viel bitterer werden?

Und dann noch etwas: unsere Erde ist nicht groß. Bekommen die Menschen es zu gut so können deren so viele werden, daß das Essen zu wenig wird ...

Diese Gedanken gefielen mir nicht; ich warf mich auf das Sopha und bat dieselben, ihres Weges zu gehen. Aber sie wollten nicht. Aus meinem Mittagsschlaf wurde heute nichts, das merkte ich wohl. —

— — — Nein; darauf konnte man sich nicht verlassen. Allerdings für jeglichen Mund kommen zwei Hände zur Welt; allein ... Nun, auf das Rechenexempel des Malthus kann man wohl auch nicht bauen; aber... Die Menschen haben einen schrecklichen Hang sich zu vermehren. Und wenn wir nun Krieg und Hunger und Engelmachen und alle Krankheit und alle ungesunde Luft loskriegen ... trotz aller Mittel, die man anwenden könnte, würde das Menschengeschlecht gleichwohl zu zahlreich; in ein- bis zweihundert Jahren wäre die Erde so ausgenützt daß sie kein einziges Scheffel Korn mehr gäbe, und dann ständen wir da ...

Vielleicht könnten wir am Krieg festhalten — hier und da ein paar Millionen schlachten? – Aber pfui; das ist eine häßliche Art zu sterben ...

Während ich da lag und nachsann, hörte ich plötzlich Musik.

Machtvolle, weiche, sehnsuchtsvolle Musik, schön wie ich sie niemals vernommen. Es war Orgel und bebender Geigenklang zugleich, und warm tönendes Horn, und dazu Gesang, süßer, klarer Frauengesang: es war wie in einer katholischen Kirche, wenn sie das Miserere singen.

— — Ich trat ein. Es war eine katholische Kirche.

Nur heller als die meisten Kirchen. Ein weißes, ruhiges Licht erfüllte den Raum; woher es kam, vermochte ich nicht zu sehen.

Es war der größte Raum, schien mir, den ich jemals erblickt. Zwischen langen, weißen Säulenreihen schaute ich weit, weit hindurch zu einer Art von Chor; in demselben stand eine Marmorstatue des Apollo. Apollo mit dem Bogen. Der Altar war reich mit Blumen und Lichtern geschmückt; das ganze Chor war voller Blumen und Licht; grüne Laubguirlanden hingen schwer von den Pfeilern herab, und Fahnen und blaues Bandwerk steckten bei jeder Ecke hervor: — es wurde offenbar ein großes Fest gefeiert.

Weich und gedämpft und wundersam mild tönte die Musik im hochgewölbten Raum; ach, bei solcher Musik wäre Sterben leicht. Als ich durch die Kirche ging und mich dabei an das eine Seitenschiff hielt, meinte ich plötzlich zu wissen, wo ich war —: ich befand mich in Santa Croce zu Florenz.

Dies war Dante's Grab. Und hier lag Michel Angelo. Wir waren also heute nicht fortgekommen. Und gut war es; so konnte ich wenigstens das hier mit ansehen ...

Ich schlenderte durch die Kirche, immer weiter; da stand Altar bei Altar, und auf jedem derselben eine Bildsäule. Cäsar, Jesus, Newton, Goethe... Eine merkwürdige Kirche, das; es mochte eher eine Art von Pantheon sein.

Der ganze Raum war voll von Menschen, alle wie zur Maskerade angekleidet. Allerhand

[illegible] Recht [illegible] [illegible], [illegible] in [illegible] sein;

[illegible] Kardinal [illegible]

[illegible] Zellen [illegible] „Da eben [illegible]

[illegible] sogar den [illegible]

[illegible] Marien von [illegible] nicht [illegible] während ich in [illegible]

[illegible] Himmel. Ein weiches [illegible] Hochaltare stand [illegible] beladen [illegible] Blüten, deren [illegible] Farben, [illegible] hier [illegible] Musik!

[illegible] anderen [illegible] alle [illegible] Mann und [illegible]

[illegible] müsse etwas [illegible]

„[illegible]“ [illegible] Ach wurde [illegible]

„[illegible]“ [illegible] und sah mich [illegible]

„[illegible]“

„[illegible]“

„[illegible]“

[illegible]

Wir [illegible] in einer kleinen [illegible]

Die [illegible]

Ein [illegible]

„[illegible]“

„Ja. [illegible]“

Eine [illegible] Dann [illegible] es:

„Willst Du [illegible]“

„Gekannt und [illegible]“ [illegible]

„Liegt dir irgend [illegible]“

„Nein.“

„Mit mir [illegible] daß Du nichts [illegible]richten, ehe Du [illegible] — [illegible] für die Welt,

„Nein."

„Du bist glücklich. Friede sei mit Dir."

Eine Hand kam hervor und faßte die seinige; „Lebe wohl und Dank für alles," wurde gesagt. Wir gingen, der Doctor voran und ich hinter ihm.

Wir erreichten das Chor und setzten uns an einen Tisch. Als wir Platz genommen, bemerkte ich, daß auch ich Krug und Becher erhalten hatte; – „na, so ist es mir wohl so bestimmt, daß ich sterben muß," dachte ich. Der Gedanke heimelte mich an.

— — „Fest des Todes," nickte der Doctor ernsthaft. Und gleich darauf: „Nun ist Thanatos überwunden. Prosit! Der Tod soll leben!"

Wir stießen mit einander an und tranken. „Schadet nichts," sagte er, „es ist nicht stark."

Er setzte in einem Vortrag, dessen ich mich nur zum Theil erinnere, den ich aber sehr gescheidt und sehr seltsam fand, auseinander, daß die Leute in diesem aufgeklärten Jahrhundert auf keine andere Weise als auf diese sterben wollten. Er selbst war nicht lebensüberdrüssig. Mit einer großen Handbewegung sagte er: „Ich bin pfutsch!" Er meinte, er sei fertig. „Ich habe meine drei Bände geschrieben; — wer mehr als drei Bände schreibt, wird gehängt... Mein Werk ist vollbracht. Wollte ich länger leben, so würde dies blos decadence" — er sprach das Wort französisch aus und mit stark nasalem Ton. Das bleiche Gesicht mit dem klaren feinen Profil erschien mir wundersam weltfern und feierlich.

Wir disputirten. Ich hielt eine gute Rede über irgend etwas; er sagte, er wollte nicht hier herumspazieren und alt werden und zum „Thema" für sich und andere, — er meinte damit, nicht zur Plage. „Und nicht dumm!" fügte er mit ernstem Augenaufschlag hinauf zur Decke bei.

Verschiedenes sagte er, was ich unheimlich fand. Den Tod fürchten nannte er Thanatophobia, — ein Wort, das mich entsetzte. Er saß und nickte eine Weile mit dem Kopf und sagte: „Thanatophobia senilis, Thanatophobia senilis," so daß ich fast davonlief. Dann schwor er wieder einen ganz unglaublichen Eid und betheuerte, wenn er „auf anständige und christliche Manier" nun durch Opium sterben könne, so wäre er sehr albern, wollte er erst auf das „Brom" warten, — womit er asiatische Cholera meinte.

„Prosit!" sagte er und hob sein Glas; „hier will ich sterben, wann ich will und wie ich will. So halten es alle nun; wir kennen Thanatos und haben keine Angst vor ihm."

Als ich mich gerade besinnen wollte, war es nicht er, der sprach, sondern ich. Und ich sprach gut. Ich sagte alles, was er hätte sagen sollen, und er saß und stützte den Kopf auf die Hand und hörte zu.

„Warum soll man sich Thanatos ärger machen als er ist?" fragte ich; — das Wort Thanatos anstatt Tod gefiel mir überaus. „Mit jungen Sinn leben und mit stolzem Mut sterben, das gilt's."

Außerdem war da noch etwas anderes, ließ sich verlauten; — nun, da die Menschen es so gut hatten, könnten deren bald zu viele werden. „Man muß hie und da im Volksgewimmel roden, so wie wir im Gebirge droben den Wald aushauen... Vous savez?"

„Colossal!" sagte er; „Prosit!"

„Heute ist das Fest des Todes auf der ganzen Erde. Wir müssen ab und zu ein paar Millionen schlachten"...

„Ja schlachten," sagte er.

„Und in zwei Minuten schlafen wir den letzten Schlaf. Dann kommen die letzten Jungfrauen und reichen uns den Todestropfen. Dann versinkt der Stuhl in den Boden und rollt mit dem Leichnam in den glühenden Ofen... Eine halbe Stunde später sind wir ein Häuflein Asche in einer Urne..."

„Bravo," sagte er. Es war ein alter Professor aus Christiania; ich machte Prüfung in Philosophie. — —

— — — Wir saßen im Münchener Rathskeller und tranken. Alles war erleuchtet wie zu einem Fest; sterben sollten wir.

Wir waren eine große Gesellschaft. Neben mir hatte ich einen jungen Italiener, der mir



erzählte daß Margherita ihn nicht liebe, und darum wolle er seinen Kummer nun in dem weinblauen Meer löschen. Mit dem weinblauen Meer meinte er den Todestrunk.

Jedoch eine Weile später saß er mit einem Album voll mit Frauenbildnissen und wies er mir: auch diese habe er geliebt, sagte er. Aber nun sei er ausgebrannt; nun könne er nicht mehr lieben und wie der Dichter sagen:

„Die letzten Gäste
führt' ich zum Tode . . .“

Ich wurde moralisch. Ich bemerkte, daß auch ich ein Anhänger der freien Liebe sei, daß wir uns die Sache aber nicht so gedacht hätten; es gab doch einen Unterschied; die Liebe sollte frei sein, jedoch ein ganzes Album voll, — das war zu viel. Und ich entwickelte, daß es zwei Arten Liebe gebe, Venus Urania und Venus Pensylvania . . .

Er hatte sich abgewendet. Eine kurze Zeit nachher saß er und scherzte mit einem Mädchen im Arm.

Margherita lehnte sich an ihn und sagte: „Leben mit Dir kann ich nicht, aber sterben mit Dir . . . od. mit Dir sterben!“ — und sie weinte. In meinen Armen lag sie und weinte, und ich drückte sie an mich und küßte sie und sagte; „Ja, gottlob, daß Thanatos überwunden ist“ — —

Ein kleiner Kellner kam, verbeugte sich und sagte in gutem Christianenser Dialekt:

„Entschuldigen Sie, meine Herren, es ist Mitternacht.“

Der Doctor erhob sich. Er war es, obschon er wie ein anderer aussah.

„Hier treffen sich alle Wege,“ sagte er. „Prosit, also! Zum letzen Mal! In zwei Minuten gehen wir als Geister von hinnen.“

Wir nahmen unsere Gläser und stießen an. Jedoch als ich das Glas an den Mund setzen wollte, durchfuhr ein Gedanke meinen Kopf —: ob dies im Grunde nicht dasselbe war wie das, was wir in alten Tagen Selbstmord nannten?

— Der Gedanke weckte mich. Aber während ich auf dem Sopha lag, im Halbwachen und ganz wirr, ärgerte ich mich über meinen zerstörten Traum. „Dummkopf,“ sagte ich mir, „Esel . . . hätte ich nur ein bischen weniger Gewissen gehabt, so wäre ich zu dieser Stunde all meinen Jammer los“ . . .

Ueber diese Idee mußte ich lachen und wurde völlig wach.

Allein gleichwohl . . . ich fühlte dennoch etwas wie Bedauern über meinen zerstörten Traum. — —

Was sagst Du dazu?

Arne Garborg.

Von neuer Kunst.

Die Freie Bühne beschlagnahmt. Montag morgen um 9 Uhr erschienen bei mir zwei Herrn, von denen der eine, ein perfect höflicher Criminal-Commissar, mir eröffnete: daß er beim Verleger der Freien Bühne und bei mir, dem Herausgeber, sämmtliche vorhandenen Exemplare des Heft 3 mit Beschlag zu belegen habe, auf Requisition der Staatsanwaltschaft, und auf Grund eines Beschlusses des Kgl. Amtsgerichts, Abtheilung 84, vom 22. Januar. Veranlassung: die auf Seite 68 f. enthaltenen Verstöße gegen Paragraph 184 des Reichsstrafgesetzbuches. — Obgleich Paragraph 184 neuerdings mehrfach in Anwendung gekommen ist, wollen wir ihn doch, zum Nutzen und Frommen aller die es angeht, hier wiederholen:

> §. 184. Wer unzüchtige Schriften, Abbildungen oder Darstellungen verkauft, vertheilt oder sonst verbreitet, oder an Orten, welche dem Publikum zugänglich sind, ausstellt oder anschlägt, wird mit Geldstrafe bis zu dreihundert Mark oder mit Gefängniß bis zu sechs Monaten bestraft



Was aber den incriminirten Passus angeht, so enthält er einen Bericht unseres Correspondenten Herrn Feldmann über „La fille Elise", das in Paris inzwischen verbotene Drama nach Goncourt's Roman. Ueber den weiteren Verlauf dieser Angelegenheit werden unsere Leser Mittheilung erhalten **O. Brahm.**

Die Freie Litterarische Gesellschaft veranstaltete am letzten Donnerstag ihren dritten Deklamationsabend, der nach gutem Anfang ein possenhaftes Ende nahm, wie es hoffentlich bei einen Verein von so ernsten Zwecken nicht wieder vorkommt. Hermann Paris las zunächst ein paar größere Stücke aus Heinrich Hart's „Lied der Menschheit" vor, unter denen besonders das noch ungedruckte Fragment der „Zehn Gebote" aus „Mose" einen starken und nachhaltigen Eindruck machte. Es schlossen sich in dem nicht karnevalistischen Theile des Abends daran an eine Novelle von Heinz Tovote, deren Motiv etwas stark nach Daudet's „Sapho" schmeckte, von der dieser zweifellos begabte Autor in dem Meisten, was er bisher geschaffen, überhaupt noch sehr stark zehrt, und ein ziemlich grob gezeichneter Scherz von Rosegger. Im Weiteren trug dann Otto Erich Hartleben ein paar an sich durchaus nicht anzufechtende Uebersetzungen und einen Strauß eigener Lyrik leider in einer Weise vor, die ich entschieden nicht bei ernster Gelegenheit für empfehlenswerth halten kann und die mit williger Nachhülfe durch allerlei komische Intermezzi seitens des Vorlesenden schließlich nothwendig einen stäten Lachstrom erzeugen mußte, der jegliche Stimmung des Abends hoffnungslos begrub. Zum Unglück folgte trotzdem noch Heinrich Kana mit einer endlosen Erzählung, die in später Nachtstunde den Vorstand zum Eingreifen zwang. Der Vorstand war insofern zweifellos im Recht, als man wohl schließlich sogar Goethe hätte unterbrechen müssen, wenn er um diese Zeit und bei solcher Stimmung noch hätte den ganzen Faust vorlesen wollen. Zu Unrecht gehandelt aber hatte der Vorstand ebenso zweifellos, als er eine Novelle von dieser Länge überhaupt auf's Programm setzte. Sorgfältige Generalproben dürften künftig ähnlichen Ereignissen vorbeugen, die wohlmeinende Vorleser zu einer Rolle nöthigen, zu der denn doch nicht Jeder, dem die Kinder seiner Muse keine Farce sind, den nöthigen Galgenhumor mitbringt. Und womöglich setze man möglichst viele Sachen in gebundener, und nur in Ausnahmefällen ganz Hervorragendes in ungebundener, Rede auf's Programm. **W. B.**



Einsame Menschen.

Drama in 5 Akten

von

Gerhart Hauptmann.

(4. Fortsetzung.)

Dritter Akt.

Zeit: Morgens gegen zehn Uhr. Auf dem Schreibtisch brennt noch die Lampe. Fr. Käthe sitzt dabei in Rechnungen vertieft.

Draußen auf der Veranda tritt sich Jemand die Schuhe ab. Käthe erhebt sich halb und wartet gespannt. Braun tritt ein.

Fr. Käthe (ihm entgegen). Ach! — Sehen Sie, das ist freundlich von Ihnen.

Braun. Guten Morgen. Ein schauderhaftes Nebelwetter.

Fr. Käthe. Es wird garnicht Tag heut. Kommen Sie hierher. Der Ofen glüht. — Hat Ihnen Frau Lehmann ausgerichtet?

Braun. Ja, sie war bei mir.

Fr. Käthe (von jetzt ab entgegen ihrem sonstigen ruhigen Wesen seltsam lebendig und nervös eifrig. Sie echauffirt sich. Ihre Augen leuchten mitunter. Auf ihre blassen, abgezehrten Wangen tritt zarte Röthe). Warten Sie! Ich bringe Cigarren.

Braun. Aber bitte! — Nein, nein! (er eilt Käthe nach und kommt ihr zuvor, als sie sich bemüht eine Cigarrenkiste vom Bücherschrank herunterzulangen.)

Fr. Käthe. Nun müssen Sie sich's gemüthlich machen.

Braun (mit Blick auf Käthe). Aber ich möchte nicht rauchen.

Fr. Käthe. Thun Sie's mir zu Gefallen. Ich rieche den Rauch so gern.

Braun. Wenn das ist, dann . . . (er setzt die Cigarre in Brand.)

Fr. Käthe. Sie müssen ganz so ungeniert wie früher sein. — Und nun, Sie böser Mensch! Weshalb sind Sie nun über eine Woche nicht bei uns gewesen?

Braun. Ich dachte, Hans braucht mich nicht mehr.

Fr. Käthe. Aber wie können Sie . . .?

Braun. Er hat nun doch Fräulein Anna Mahr.

Fr. Käthe. Wie können Sie das nur sagen!

Braun. Er pfeift doch auf seine Freunde.

Fr. Käthe. Sie kennen doch seine Heftigkeit. Das ist ja doch nicht sein Ernst.

Braun. O doch. Und ich weiß auch sehr gut, wer ihn nach dieser Richtuug hin beeinflußt. Ueberhaupt: die Mahr mag eine kluge Person sein, aber das steht fest: zäh' und egoistisch, rücksichtslos, wo sie Ziele verfolgt. Vor mir hat sie Furcht. Sie weiß ganz gut, daß sie mir nichts vormacht.

Fr. Käthe. Aber was sollte sie denn für ein Ziel . . .

Braun. Sie braucht ihn, wer weiß, zu 'was. Ich passe ihr nicht. Mein Einfluß paßt ihr nicht.

Fr. Käthe. Aber ich hab' wirklich nie bemerkt . . . .

Braun (erhebt sich). Ich dränge mich nicht auf. Auf Hansens Bitten hin bin ich hier 'rausgezogen. Wenn ich überflüssig bin, gehe ich wieder.

Fr. Käthe (schnell und mit Ausdruck). Anna reist heut.

Braun. So?! Also reist sie?!

Fr. Käthe. Ja. Und deshalb, Herr Braun, wollt ich Sie eben bitten . . . Es wär so schrecklich für Hannes, wenn er nun auf einmal gar Niemand mehr hätte. Sie müssen wieder zu uns kommen, Herr Braun. Tragen Sie ihm nichts nach: Ich meine die Schroffheit von neulich. Wir kennen ihn ja. Wir wissen ja, wie gut er im Grunde ist.

Braun. Ich bin gewiß nicht empfindlich, aber . . .

Fr. Käthe. Nun gut. Dann bleiben Sie bei uns. Gleich heut! Den ganzen Tag.

Braun. Ich könnte höchstens wiederkommen.

Fr. Käthe. Aber so, daß Sie zum Abschied hier sind. Passen Sie auf, es wird jetzt hübsch bei uns. Ich hab' auch manches einsehen gelernt. Wir wollen einen recht ruhigen und schönen Winter durchmachen. — Und was ich noch gleich mit fragen wollte (wie scherzend): Ich muß nämlich Geld verdienen. — — — Ja, ja! im Ernst! Sind wir denn nicht auch zum arbeiten geschaffen, wir Frauen?

Braun. Wie kommen Sie denn plötzlich auf so eine Idee?

Fr. Käthe. Es macht mir mal Spaß, Herr Braun!

Braun. Geld verdienen ist leicht gesagt.

Fr. Käthe. Na, ich kann zum Beispiel Porzellan malen. Das Service ist von mir. Oder wenn das nicht geht — sticken. Wissen Sie so in Wäsche — schöne Namenszüge.

Braun. Aber Sie machen doch nur Spaß natürlich.

Fr. Käthe. Na, wer weiß!

Braun. Wenn Sie mir nicht eine Erklärung geben, weiß ich wirklich nicht . . .

Fr. Käthe (sich vergessend). Können Sie schweigen? — Ach nein! Kurz und gut: Es treten Anforderungen an den Menschen . . . . . Wir sind alle nicht Naturen, die rechnen können.

Braun. Am wenigsten Hans.

Fr. Käthe. Ach nein . . . . das heißt: Man darf auch darin nicht peinlich sein. Man muß eben sorgen, daß genug da ist.

Braun. Wenn Sie so viel glauben verdienen zu können . . . . Das ist von vorn herein verlorene Liebesmüh.

Fr. Käthe. Aber vierhundert Thaler doch vielleicht im Jahr.

Braun. Vierhundert Thaler?! Kaum. — Warum denn gerade vierhundert?

Fr. Käthe. Die müßt ich haben.

Braun. Ist etwa Hannes wieder mal in seiner grenzenlosen Güte mißbraucht worden?

Fr. Käthe. Nein, keinesfalls.

Braun. Soll etwa Fräulein Anna unterstützt werden?

Fr. Käthe. Nein, nein, nein! Was denken Sie! Wie kommen Sie auf so 'was! — Ich sage nichts mehr. Kein Wort, Herr Braun!

Braun (nimmt seinen Hut). Na, jedenfalls kann ich unmöglich die Hand dazu reichen. Das wäre ja wirklich . . . .

Fr. Käthe. Nun gut, gut! Lassen Sie die Sache nur ruhn! Aber Sie kommen wieder?

Braun (bevor er geht). Gewiß, natürlich. — Ist es denn wirklich Ernst, Frau Käthe?

Fr. Käthe (will lachen, bekommt Thränen in die Augen). Ach wo! Ich spaße! (winkt ihm heftig und halb scherzhaft ab) Gehen Sie! Gehen Sie! (ihrer Bewegung nicht mehr Herr, flieht sie in's Schlafzimmer.)

Braun (nachdenklich ab).

Fr. Vockerat (im Arm eine Schüssel mit Aepfeln, setzt sich an den Tisch und schält sie).

(Frau Käthe kommt zurück, begiebt sich an den Schreibtisch).

Fr. Vockerat (schüttelt die Aepfel in der Schüssel). 'S is ganz gut, daß nu' wieder mal Ruhe wird. — Nich', Käthel?

Fr. Käthe (über Rechnungen gebeugt). Laß mich! Ich muß denken, Mutti!

Fr. Vockerat. Ach so! — Laß' Dich nicht stören. — — Wo fährt sie denn hin, eigentlich?

Fr. Käthe. Nach Zürich, glaub' ich.

Fr. Vockerat. Na ja, da mag se auch besser hinpassen.

Fr. Käthe. Wieso denn, Muttchen? Sie gefiel Dir doch, denk' ich.

Fr. Vockerat. I nee, nee, sie gefällt mir nich: se is' mir zu modern.

Fr. Käthe. Aber Muttchen!

Fr. Vockerat. Und das is' überhaupt auch keine Art. 'N junges Mädchen, die [illegible] drei Tage 'rumlaufen mit'm großen Loch im Aermel.

(Johannes im Hut, von der Veranda. Er will eilig in sein Studirzimmer.)

Fr. Käthe. Hannes!

Johannes. Ja.

Fr. Käthe. Soll ich mit zur Bahn?

Johannes (zuckt die Achseln). Das mußt Du doch selbst wissen (ab in's Studirzimmer).

(Kleine Pause.)

Fr. Vockerat. Was hat er denn wieder? (Sie ist fertig mit Aepfelschälen und erhebt sich.) Na wirklich 'S is' Zeit, daß wieder mal Ruhe wird. — Die Leute reden ja auch drüber.

Fr. Käthe. Worüber denn?

Fr. Vockerat. Ich weiß weiter nichts. Ich sag ja nur .... Und dann kost's doch immer Geld.

Fr. Käthe. Ach, Muttchen, ob für drei Personen gekocht wird oder für viere, das macht doch nich' mit.

Fr. Vockerat. I, Brinkel machen Brod, Käthchen.

(Johannes kommt, setzt sich, schlägt die Beine übereinander und blättert in einem Buch.)

Johannes. Unverschämtes Beamtenpack. So'n Bahnhofsinspector: Saufen, [illegible] den ganzen Tag saufen. Und grob dabei wie ... ä!

Fr. Käthe. Wenn geht der beste Zug? Aergre Dich nicht, Hannes!

Johannes. Schauderhaftes Nest überhaupt. (Schlägt das Buch geräuschvoll zu, springt auf.) Ich bleib' auch nicht hier.

Fr. Vockerat. Na Junge, du hast doch vier Jahre gemiethet.

Johannes. Da soll ich wohl nu' hier ruhig verkommen, weil ich nun mal un[illegible] die Dummheit begangen habe, auf vier Jahre zu miethen?

Fr. Vockerat. Du wollt'st doch immer auf's Land. Kaum bist de draußen 'n [illegible] Tage, nu verkommst'e wieder.

Johannes. In der Schweiz is' auch Land.

Fr. Vockerat. Und der Junge? Was wird denn aus dem? Wollt Ihr den [illegible] in der Welt 'rumschleppen?

Johannes. In der Schweiz ist's gesünder zu leben, wie hier, auch für [illegible].

Fr. Vockerat. Na Junge! Du wirst woll nächstens noch nach dem Monde verziehen. [illegible], was Ihr wollt. Auf mich alte Person braucht 'r weiter keine Rücksicht [illegible] auf den Flur.)

(Kleine Pause.)

Johannes [illegible] — Kinder, nehmt Euch in acht, sag' ich Euch.

Fr. Käthe. Wie bist Du denn auf die Schweiz verfallen?

Johannes. Ja, ja, mach' nur ein recht frommes Gesichtchen! (er äfft sie nach) „Wie bist Du denn auf die Schweiz verfallen?“ Du, hör' mal, das kenn ich, das is' so hinten [illegible], lass' [illegible]. Ich weiß schon, was Du meinst. Du hast ganz recht. Ich möchte [illegible], wo Fräulein Anna ist. Das ist doch ganz natürlich. Das kann man doch [illegible] sagen.

Fr. Käthe. Hannes — Du bist so seltsam heut. So seltsam .... Da geh ich lieber [illegible].

Johannes (schnell). Ich kann ja auch gehen (ab über die Veranda).



Fr. Käthe (seufzend und kopfschüttelnd für sich). O Gott — Gott . . . .

(Fräulein Anna kommt, legt Hut, Täschchen, Mantel auf den Stuhl.)

Frl. Anna. Fertig bin ich (zu Käthe gewendet). Nun hat man noch Zeit — wie lange —?

Fr. Käthe. Dreiviertel Stunden mindestens.

Frl. Anna. Ach! — Ich bin recht gern bei Euch gewesen (nimmt Käthes Hand).

Fr. Käthe. Die Zeit vergeht.

Frl. Anna. Nun werd' ich mich ganz und gar einspinnen in Zürich. Arbeiten, arbeiten, sonst will ich nichts sehen.

Fr. Käthe. Nimmst Du 'n Butterbrod?

Frl. Anna. Nein, danke. Nicht essen! (Kurze Pause.) Wenn nur erst die Begrüßungen vorüber wären. Entsetzlich geradezu. Alle die vielen Freunde — und das Fragen! brrr. (Sie schüttelt sich wie im Frost.) — Wirst Du mir manchmal schreiben?

Fr. Käthe. O ja! aber bei uns passirt nicht viel.

Frl. Anna. Wirst Du mir Dein Bild schenken?

Fr. Käthe. Ja, gern (sie kramt in einem Schreibtischschub), aber es ist alt.

Frl. Anna (sie klopft ihr leicht auf den Nacken. Fast mitleidig). Du dünnes Hälschen, Du!

Fr. Käthe (noch suchend, wendet sich. Mit wehmüthigem Humor). Er hat nicht viel Gescheidt's zu tragen, Anna! —Da — ist sie (sie reicht Anna eine Photographie).

Frl. Anna. Sehr schön, sehr schön! Hast Du vielleicht von Deinem Manne eine? — Ich hab' euch alle so lieb gewonnen.

Fr. Käthe. Ich weiß nich' mal.

Frl. Anna. Ach, liebes Käthchen, suche, suche! — Ist eine? — Ja?

Fr. Käthe. Da ist noch eine.

Frl. Anna. Soll ich sie haben?

Fr. Käthe. Ja, Anna, nimm sie.

Frl. Anna (steckt das Bildchen hastig zu sich). Und nun — nun werd ich bald von Euch vergessen sein. — — — Ach, Käthchen! Käthchen! (sie fällt ihr weinend um den Hals).

Fr. Käthe. Nein Anna — ich will mich — gewiß, Anna! — Ich will mich Deiner immer erinnern und . . . .

Frl. Anna. Mich lieb behalten?

Fr. Käthe. Ja, Anna! Ja!

Frl. Anna. Hast Du mich nur lieb?

Fr. Käthe. Wie: Nur?

Frl. Anna. Bist Du nicht auch ein wenig froh, Käthe, daß ich nun gehe?

Fr. Käthe. Wie meinst Du denn?

Frl. Anna (hat Käthe wieder ganz freigegeben). Ja, ja! Es ist gut, daß ich gehe. Auf jeden Fall. Mama Vockerat sieht mich auch nicht mehr gern.

Fr. Käthe. Das glaub' ich nicht . . . .

Frl. Anna. Du kannst mir's glauben. (Sie läßt sich am Tisch nieder.) Was nützt das alles! (Sie vergißt sich, zieht die Photographie hervor und vertieft sich hinein.) Er hat einen so tiefen Zug um den Mund.

Fr. Käthe. Wer?

Frl. Anna. Hannes. — Eine richtige Gramfalte. Das kommt vom Alleinsein. Wer allein ist, der muß viel leiden von den andern. — — — Wie lerntet Ihr Euch kennen?

Fr. Käthe. Ach das war . . . .

Frl. Anna. Er war noch Student?

Fr. Käthe. Ja, Anna.

Frl. Anna. Du warst noch sehr jung, und da sagtest Du ja?

Fr. Käthe (roth und verlegen). Das heißt, ich . . .

Frl. Anna (gleichsam gepeinigt). Ach Käthchen, Käthchen! (sie steckt das Bild zu sich, erhebt sich). Hab' ich noch Zeit?

Fr. Käthe. Noch lange.

Frl. Anna. Lange? Gott, lange! (Sie läßt sich am Clavier nieder.) Du spielst nicht? (Käthe schüttelt den Kopf.) Und singst nicht? (Käthe schüttelt wieder den Kopf.) Und Hannes liebt die Musik? Nicht? — Ich habe gespielt und gesungen — früher. Nun längst nicht mehr. (Sie springt auf.) Einerlei! Was man genossen hat, hat man genossen. Man muß sich begnügen. Ueber den Dingen liegt ein Duft, ein Hauch: Das ist das Beste. Nicht wahr, Käthe?

Fr. Käthe. Das weiß ich nicht.

Frl. Anna. Es ist nicht so alles blos Süße und Süße durch und durch, was süß duftet.

Fr. Käthe. Das kann wohl sein.

Frl. Anna. So ist's in Wahrheit. — Ach!! Freiheit!! Freiheit!! Man muß frei sein in jeder Hinsicht. Kein Vaterland, keine Familie, keine Freunde soll man haben. — Jetzt muß es Zeit sein.

Fr. Käthe Noch nicht, Anna. (Kleine Pause.)

Frl. Anna. Ich komme zu früh nach Zürich. Acht volle Tage zu früh.

Fr. Käthe. So?

Frl. Anna. Wenn nur die Arbeit erst wieder anfängt. (Plötzlich schluchzend an Käthes Halse.) Ach Gott! mir ist herzbrechend weh und bange.

Fr. Käthe. Du Arme, Arme!

Frl. Anna (sich hastig freimachend). Aber ich muß fort. Ich muß. (Kleine Pause.)

Fr. Käthe. Anna — wenn Du nun gehst — willst Du mir dann nicht einen Rath geben?

Frl. Anna (traurig, fast mitleidig lächelnd). Liebes Käthchen.

Fr. Käthe. Du hast es verstanden ... Du hast so wohlthätig auf ihn eingewirkt.

Frl. Anna. Hab ich das? Hab ich das wirklich?

Fr. Käthe. Ja, Anna. — Und sieh mal — auch auf mich. Ich bin dir Dank schuldig in vielen Stücken. Ich habe nun auch den festen Willen ... Rathe mir, Anna.

Frl. Anna. Ich kann Dir nicht rathen. Ich fürchte mich, Dir zu rathen.

Fr. Käthe. Du fürchtest Dich?

Frl. Anna. Ich hab Dich viel zu lieb, viel zu lieb, Käthchen!

Fr. Käthe. Ach, wenn ich für Dich etwas thun könnte, Anna!

Frl. Anna. Das darfst Du nicht, — kannst Du nicht.

Fr. Käthe. Vielleicht doch. Vielleicht weiß ich, was Du leidest.

Frl. Anna. Was leide ich denn, Närrchen?

Fr. Käthe. Ich könnte es sagen, aber ...

Frl. Anna. Lirum larum, was leide ich denn! Komm', komm! Ich bin hergekommen, ich gehe wieder. Es ist ja garnichts geschehen. Siehst Du, nun scheint sogar die liebe Sonne wieder. Machen wir einen Rundgang zu guterletzt. So oder so, Hunderten und Tausenden geht es nicht besser — oder — da fällt mir ein — ich muß noch schnell ein paar Worte aufsetzen.

Fr. Käthe. Das kannst Du hier thun (macht Platz am Pult). Aber nein. Tinte und Feder sind drin — in Hannes Zimmer. Er ist nicht drin. Geh' ruhig, Anna! (sie läßt Anna durch die Thür und bleibt zurück.)

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlich für die Redaction Wilhelm Bölsche, Friedrichshagen. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler. Druck: Kroll's Buchdruckerei. Beide in Berlin.



Der „billige“ Schopenhauer.

Die Philosophie, vor allem die deutsche, war aus einem kraftschwellenden Urwalde ein pulverdürres Herbarium geworden, in dem bloß noch ein paar kleine Bücherwürmchen sich erlustigten. Da begann der Stern Schopenhauers mit lang gespartem Lichte zu erglänzen. Das große, gesund ernährte, ausdauernde Gehirn des Mannes, der „viel aß, weil er viel dachte,“ war selbst inzwischen zu Staub zerfallen, über dem Grabe rankte schon die „lotosblaue Blume,“ wie Griesebach singt. Und der Glanz wurde so mächtig, daß es Jahre lang schien, als solle dieses Gestirn nun wirklich bis zum Ausgang des Säkulums das siegende, das beharrende sein.

Wir wissen heute, ohne noch das Ende des Jahrhunderts erlebt zu haben, daß jener mit Macht verkündete Alleinsieg des Evangeliums Schopenhauer selbst in der Beschränkung auch nur auf das eine letzte Jahrhundertquartal ein vollkommener Irrthum war. Zuerst schien Hartmann weit über seinen Vorgänger und Meister hinauszuwachsen. Dieser Sieg war allerdings auch nur ein Traum. Was Hartmann in jähem Ansturm emportrug, war nichts anderes als die allgemeine Reaktion der Mystik gegen den Geist eines naturwissenschaftlich denkenden Zeitalters. Hartmann selbst ist aber in der Folge keineswegs die entscheidende Individualität gewesen, die einen Mittelpunkt dieser Bewegung zu bilden geeignet war. Der inneren Verknotung durch die Wärme eines kraftvoll pulsierenden Menschenherzens, durch eine große Persönlichkeit ermangelnd, hat sich sein System mit der anwachsenden Fülle der Bände in muthlose Halbheiten aufgelöst und ist schließlich im trockensten Schematismus versandet, bei dem eben auch der feinste logische Kopf anlangt, wenn in ihm der Quell des Lebens nicht sprudelt und schäumt. Aus diesem Quell im eigentlichsten Sinne aber tauchten herauf die großen, Schopenhauer in Wahrheit im Tageskampfe überstrahlenden Philosophen unserer Zeit: Leo Tolstoi und Friedrich Nietzsche, deren Namen jetzt in aller Munde sind wie kaum in seiner besten Zeit der Schopenhauers.

In der That, wir haben wieder große Philosophen. Neidloser als je dürfen wir in dieser Stunde zurückblicken auf das geläuterte Bild des Weisen von Frankfurt, wie es sich aus der Vermeidung der beiden Auffassungsextreme — dem von dem karrikaturenhaften Sonderling mit seinem Pudel, und dem von dem neuen Buddha, mit dem das Buch der menschlichen Erkenntniß endgültig schloß — allmählich ergeben hat.

Seit einigen Tagen ziert Arthur Schopenhauer's „Wille und Vorstellung“ in fleischfarbenem Umschlag und kleinstem Format die Schaufenster: dreißig Jahre sind um, und Reklam hat auch diese kostbare Münze in billiger Neuprägung seinem litterarischen Sammelkasten einverleibt. Tausende werden ihn jetzt lesen, die ihn bisher entweder überhaupt nicht kannten, oder nur konventionelle Phrasen über ihn mitredeten. Und wenn Schopenhauers geschichtlicher Werth feststeht, so mag sich doch die Frage aufdrängen, welchen Gewinn die im Faktischen der Gegenwart stehenden Leser von ihrer Lektüre haben werden. Verweilen wir hier einen Moment. Unsere Zeit bringt nun einmal in verzweifelter Weise alles unter den Nützlichkeitsbegriff, nothgedrungen, bei ihrem Bildungsdrang in Kreisen, die nur eine winzige Spanne freier Zeit für Lektüre im Daseinskampfe erübrigen können und nur eine winzige Summe zur Anschaffung von Büchern. Sollen sie eine dieser kargen Stunden und eines dieser abgesparten Markstücke der Philosophie Schopenhauers widmen?

Ich denke: unbedingt.

Gewiß allerdings nicht, um bloß in etwas weniger konventionellen Weise über ihn mitreden zu können. Diese Sorte historischer Bildung, die durch unsere höheren Schulen systematisch gehegt und durch allerlei wohlgemeinte Phrasen verteidigt wird, hat nach meiner Ansicht an sich einen verschwindenden Werth für den ohnehin genug überlasteten Durchschnittsmenschen von heute. Ob ein Mensch ein paar historische Notizen mehr im Kopf hat, ein paar sonst mit seiner Zeit nicht mehr direkt zusammenhängende Dinge eingehender kennt oder ob sein Conversationslexikon hier überall sein Gedächtniß ist, das er nötigenfalls nachschlagen mag: darauf kommt im Durchschnitt verzweifelt wenig an, und die historische Vielwisserei als offizielle Tugend stammt aus derselben Kathederatmosphäre wie die niedliche Bezeichnung „Geistesgymnastik“ für unsere gehirnvergiftende Ueberlastung des Schülergedächtnisses mit Jahreszahlen.

Die Dinge liegen aber so, daß Schopenhauer unmittelbare Bedeutung hat weit über jenen historischen Werth hinaus.

Gewiß steht unsere Zeit im Ganzen und auch besonders noch grade in den bildungsbedürftigen Kreisen, die ich besonders meine, nicht im Zeichen des Pessimismus. Aus dem sozialen Ideal, das mächtiger und mächtiger in alle Tiefen unserer Kulturwelt hineinwächst, rinnt ein unbesiegbarer Optimismus. Es glänzt ein Ziel, nach dem gesteuert wird. Zeiten, die ein Ziel haben, sind immer optimistisch gewesen. Die soziale Schwarzmalerei in unserer modernen Kunst ist nur scheinbar wirklich schwarz: in Wahrheit siegt sie, wo sie siegt, immer durch die optimistischen Blitze in dieser Schwärze. Eine Zeit ohne eine sehr starke Glückshoffnung würde nicht Bellamis Auflagen getragen haben. Wer die Welt nicht nach ein paar blasierten Lebemännern mit voller Geldtasche, aber müden Sinnen beurtheilt, sondern das Volk kennt, dem bedarf es dafür überhaupt keiner Worte mehr.

Diese runde Thatsache wäre das Todesurtheil Schopenhauers, wenn seine Lebensleistung blos ein „System der Philosophie“ wäre. Schopenhauer war aber etwas unvergleichlich viel größeres als ein Systematiker: er war ein Beobachter ersten Ranges. Das Urgeheimniß im Innersten der Dinge hinter dieser Welt vor Augen, das er systematisch zu bezwingen suchte und bezwungen glaubte, war in Wahrheit ihm fremd — und es ist uns fremd. Die Welt vor Augen aber, die er mit klarstem Auge beobachtete und schilderte, sie hängt geschichtlich so unmittelbar mit uns zusammen, daß von Fremdwerden und Veralten keine Rede sein kann. Das System lehrte: die Welt ist ihrem innersten Wesen nach schlecht und kann nur durch Selbstaufhebung, durch Vernichtung erlöst werden. Das ist eine Behauptung. Und uns in unserer heutigen allgemeinen Stimmung ist es zum wenigsten eine unsympathische, praktisch werthlose Behauptung. Die Beobachtung bei Schopenhauer aber lehrte: unsere, uns hier umgebende Welt ist schlecht. Das berührt sich in jeder Faser mit unserer tiefsten ethisch-sozialen Ueberzeugung. Wir setzen, wenn uns gewisse soziale

Ideeen vertraut sind, wohl hinzu: Sie ist jetzt und so schlecht, wir können sie aber besser machen. Deshalb bleibt ein Beobachter im Recht, der sich seinen zeitlichen Schranken gemäß an das Bestehende halten mußte.

Ein Beispiel. Schopenhauer und die Frauenfrage. Kein Mensch hat wohl jemals dem weiblichen Geschlecht so viel Böses nachgesagt wie Schopenhauer. Keine Zeit hat sich aber wohl jemals so verzweifelt in den Gedanken einer Besserung der Lage grade der Frau hineingelebt wie unsere, hat so gekämpft für die Rechte, die vollen Rechte der Frau, wie unsere. Da fehlt denn nun scheinbar jede Brücke. Scheinbar! Die geringste Einsicht in das Wahre der Dinge lehrt, daß Schopenhauers Darstellung in unerrreichter Weise der Wahrheit, — so wie die Dinge jetzt liegen — entspricht. Und es ist ja eben diese Wahrheit, von der die moderne Theorie ausgeht. Nicht weil die Verhältnisse um uns her im Frauenleben gute, bessere als Schopenhauer meint, sind, wollen wir die Verhältnisse ändern, treten wir auf den Plan für die „Frauenfrage", sondern grade umgekehrt. Die Verhältnisse sind auch uns schlechte. Und wir sind nicht etwa so abstract-abstruse Denker, daß wir unter „Verhältnissen" uns ein über den Personen greifbar-ungreifbar schwebendes Schema dächten .... die schlechten Verhältnisse sind auch uns verkörpert in schlechten Menschen. Solche hat Schopenhauer beobachtet, solche hat er geschildert. Wenn er hier und da stark verallgemeinert hat, so wollen wir ihm selbst das nicht scharf anrechnen. Die Idealphrase verallgemeinert grade bei der Frauenfrage gewohnheitsmäßig so ungeheuerlich, daß Schopenhauers unbeirrter Blick für die weniger blanke Seite selbst in der Hyperbel unschätzbaren Einschränkungswerth hat.

Das ist ein Punkt. Es giebt ihrer aber eine Masse, und überall bleibt Schopenhauer eine Geistesmacht, die in unsere Zeit eingreift. Sie bleibt es um so mehr, als wichtige, in der ganzen Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts seltene, zum Theil einzige Eigenschaften hinzukommen.

Kein zweiter deutscher Philosoph der neueren Zeit wirkt mit so magischer Suggestionskraft durch seine eisern unbeirrte Gedankenkonsequenz, seinen unerschütterlichen Muth, bis an's Ende zu gehen. Hier steckt zugleich der höchste Zauber der Persönlichkeit, hier steckt aber auch ein Wesentliches des Erzieherischen, nach dem Guten hin Erzieherischen in Schopenhauer. Gradheit der Bahn, Unerschrockenheit im Eintreten für die Wahrheit, diese grade uns und unserm Emporgang so heiligen, so unentbehrlichen Ideale ... man lernt sie nicht bei Schelling oder Hegel, man lernt sie auch nicht, wie bitter das nun Manchem klingen mag, bei Kant. Ich weiß, indem ich das ausspreche, sehr wohl, daß der freie Mann des Geistes von Frankfurt sehr viel glücklicher gestellt war im Leben als der beengte Professor von Königsberg. Es handelt sich hier nicht darum, Wurzeln der Handlungen bei beiden aus den Lebensverhältnissen abzuleiten, Versuchungen und Nichtversuchungen gegeneinander abzuwägen, hier zu entscheiden oder dort zu preisen. Nicht auf das Warum, sondern auf das Daß kommt es mir an. Ich bin sogar weit entfernt, für einen persönlichen Kultus Schopenhauers oder irgend eines Anderen einzutreten. Letzten Endes ist der Consequente wie der Inconsequente, der Heilige wie der Gefallene ein Product der Verhältnisse und kein Selbstschöpfer. Das schließt das Vorbildliche nicht aus. Freuen wir uns, daß Schopenhauer sich so ausleben, ausdenken durfte, — und bilden wir uns an der Art, wie er es gemacht hat. Schopenhauers Lebensarbeit ist ein geradezu typisches Exempel, was ein Mensch mit guten normalen Geisteskräften leisten konnte, der Geld, Zeit und Gelegenheit hatte, sich genügend zu bilden, der nicht um Geld zu schreiben, zu „schriftstellern" und zu „schmieren" brauchte, der durch keinerlei Amt genöthigt war, sich nach irgend einer Sonne hin zu bücken, und der schließlich sogar durch ein in der Regel für tief tragisch gehaltenes Schicksal zwangsweise vor der Gefahr bewahrt wurde, die in dem „Selbst-Sonne-Werden" liegt, vor dem Giftduft des

*

Lorbeers und dem Erobertwerden durch das Alltägliche auf dem Wege des Ruhms, den die Alltäglichkeit dem Ungewöhnlichen zollt. Sie thun uns noth, diese Vorbilder, diese seltenen wirklichen Entfaltungen voller Menschenkraft!

Ein zweites begleitendes Moment, das Schopenhauer frisch und modern erhält, ist die starke Dosis Poetengeist, die in ihm steckt. Eine warme, rasch lebende Zeit, wie die gegenwärtige, wird schwer von einem Philosophen gepackt, der blos trockener Denker ist .... sie verlangt die Wärme des Stils, den formalen Reiz, die innere Gemüthskraft, die das Wort vor allem zu ihrem Träger macht, — und zu diesen Dingen bedarf es der dichterischen Gabe. Es ist kein Zufall, daß von den beiden stärksten philosophischen Köpfen der Gegenwart, Tolstoi und Nietzsche, der eine vielleicht der größte Dichter des Zeitalters und der andere ziemlich zweifellos wenigstens der beste deutsche Stilist seiner Generation ist. Wer auch nur das vierte Buch der „Welt als Wille und Vorstellung" kennt, weiß, welche Dichterkraft in Schopenhauer — nicht schlummerte, sondern blos sich in einer Form auslebte, die ich nicht für abstrakter halten kann als etwa die bei Dante oder die in Schillers philosophischen Versdichtungen. Grade in dem, was von ihm lebendig bleibt, rechnet Schopenhauer durchaus zu der edeln Kulturlinie, die von Rousseau über Goethe zu uns heraufführt und fast Stufe um Stufe einen Dichter und keinen abstrakten Denker hat. Den Anschluß an Goethe hat er ja selbst stets empfunden und betont. Und über die Pracht Schopenhauer'scher Diktion ist selbst bei den schärfsten Gegnern nie ein Zweifel gewesen. Volksthümlich aber, wie Goethe in seinem Besten, ist auch Schopenhauer stets. Alles im eigentlichen Sinne Gediegene, alles, bei dem Form und Inhalt eine organische Einheit bilden, ist volkstümlich. Unverständiges Popularisiren hat allerdings populär bisweilen gleichbedeutend gemacht mit seicht und verwässernd. Auf der andern Seite hat formale Verkrüppelung vielfach das Vornehme des Gelehrtenstils mit einer schauderhaften formalen Verwilderung verwechselt, die das grade Gegentheil von Volksthümlich und ein Schlag ins Gesicht alles gesunden Menschenthums ist. Am Ersteren trägt die Schuld der immer noch und grade in unsern Tagen besonders wieder fühlbare Mangel an Fachleuten, die Zeit und amtliche Freiheit haben, wirklich in Contakt mit dem „Volke" zu treten, — und als Kehrseite dieses Mangels die Fülle der Unberufenen, die, anstatt noch lernen zu dürfen, durch materiellen Zwang in ein freies Lehramt gehetzt werden, dem sie in keiner Weise genügen; ich fürchte, daß man gerade im Augenblick hier in Berlin wieder einen schweren Stand mit diesem öffentlichen Mißstande haben wird; ich meine bei dem an sich so höchst verdienstvollen Projekte einer großen Arbeiter-Bildungsschule. Der zweite Umstand aber resultiert wesentlich aus der bisherigen Stellung unserer höheren Lehranstalten zum deutschen Aufsatz, aus der bereits oben lobend ausgezeichneten „Geistesgymnastik", die auch hervortritt bei den Uebersetzungen in fremde, möglichst weit abliegende Sprachen, ehe die eigene erfaßte ist — Dinge, über die ja jetzt genug nachgedacht wird, da die Consequenzen in unser aller Stil sind, an denen wir aber noch länger kauen werden, als wir uns meist vorstellen.

Doppelt Dank schuldet man in solchem Moment Männern, die nicht nur bedeutend und bahnbrechend neu, sondern auch gut und jedem ernstlich Wollenden verständlich schreiben konnten.

Wilhelm Bölsche.



Zum Bilde Friedrich Nietzsches.

Eine psychologische Studie

von

Lou Andreas-Salomé.

III.

Nietzsche mußte zu Grunde gehen. Denn in dem nämlichen Prozeß, der stets von neuem Heilung und Erhebung sicherte, lag auch schon das pathologische Moment dieser ganzen Geistesentwicklung verborgen. Auf den ersten Blick fällt es nicht auf. Man sollte vielmehr meinen, in einer Kraft, die sich selber so zu heilen weiß, müsse mindestens ebensoviel Gesundheit stecken wie in dem ruhigen Frieden einer harmonischen Kräfteentfaltung. Ja, sogar eine weit größere Gesundheit: denn sie ist im Stande, selbst an dem, was Wunden schlägt und Fieber schafft, sich noch zu befestigen und zu beweisen; sie ist im Stande, Krankheit und Kampf noch zu einem Stimulans für Leben und Erkennen umzuwandeln, zu einem Sporn und Hellsehen für ihre Zwecke, — sie umfaßt also schadlos Kampf und Krankheit. Auf solche Weise wollte Nietzsche, namentlich zuletzt, namentlich als er am krankhaftesten war, seine Leidensgeschichte aufgefaßt wissen: als eine Genesungsgeschichte. Allerdings vermochte es diese gewaltige Natur, sich mitten aus Schmerzen und Widerstreit heraus in ihrem Erkenntnißideal selbst zu heilen und zusammenzufassen. Aber, nach erlangter Genesung, bedurfte sie wiederum ebenso nothwendig der Leiden und Kämpfe, der Fieber und Wunden. Sie selbst, die Heilung gebracht hatte, ruft jene wieder hervor; sie wendet sich gegen sich selbst, schäumt gleichsam über, um sich in Krankheitszustände zu ergießen. Ueber jedem erreichten Erkenntnißziel, jedem gefundenen Genesungsglück stehen immer wieder die Worte: „Wer sein Ideal erreicht, kommt eben damit über dasselbe hinaus."

Die Gesundheit ist hier nicht das Ueberlegene und Ueberragende, welches alles Pathologische als Nebensächliches in sich umschafft, sondern beide bedingen sich gegenseitig, ja enthalten sich wechselseitig, beide zusammen bilden die eigenthümliche Selbstspaltung innerhalb ein und desselben Geisteslebens. Diese Spaltung ist es, die dem ganzen geschilderten Seelenprozeß zu Grunde liegt. In ihm sollte die Vielspältigkeit, die Subjekt-Vielheit einer unharmonisch veranlagten Natur, in einer höhern Einheit, einem richtunggebenden Ziel aufgehoben werden. Nun aber umfaßt das Ziel jene Vielheit ebensowenig, wie die Gesundheit das Krankhafte überragend umfaßt; es geschieht nichts weiter, als daß in ihm die Vielspältigkeit auf eine nur um so tiefer gehende Zweispaltung zurückgeführt wird. Nur um sie zu ermöglichen, streben alle Kräfte begeistert der Erkenntniß zu, als entliefen sie dadurch sich selbst und ihrem Zwiespalt: denn der Erkennende schaut sich mit seinen Geistesaugen selber an, gleich einer zweiten Wesenheit. Seine Erkenntnißmacht ist keine einigende, sondern eine trennende: — grade durch die Tiefe dieser Trennung erweckt sie den Schein eines gemeinsamen Strebens und Schaffens über sich selbst hinaus. In der ungeheuren Bewußtheit zu der das ganze Triebleben unter dem darauf gerichteten Erkenntnißblick sich steigert, — andererseits in der ungeheuren Beeinflußbarkeit des Denkens durch die ganze Welt der Stimmungen und Triebe, ist in der That scheinbar ein einigender Zusammenschluß des Gesammtwesens erreicht. Aber grade in ihm wird die Unmittelbarkeit jeder inneren Regung durch den Gedanken zersetzt und jede beherrschte Strenge des Gedankens durch die Erregungen des Innern aufgelöst: also es geht darin die Spaltung des Ganzen nur immer weiter und tiefer in alles Einzelne hinein.

Aber etwas Anderes, eine andere Art der Einheit ist damit geschaffen worden und sie erst verräth uns völlig den Zusammenhang des Gesunden und des Pathologischen. Indem nämlich die Spaltung aus der Vielheit unverbundener Einzeltriebe sich so tief herausgestaltet hat, daß gleichsam zwei Wesenheiten sich gegenüber zu stehen scheinen, ist es dem Menschen ermöglicht, zu sich selber nicht nur wie zu einem andern, sondern zugleich wie zu einem höheren Wesen zu empfinden. In den Erschütterungen der Seele, in denen er das heroische Ideal einer Selbsthingebung, Selbstpreisgebung zu verwirklichen meint, bringt er einen religiösen Affekt an sich selbst zum Ausbruch. Dies ist es, wonach er als nach dem natürlichen Ausdruck seiner Gesundheit, der vollen Auslebung seiner geheimsten Eigenart verlangt, und da er die Möglichkeit dazu außer sich nicht findet, kann er sein gesundes Verlangen nur krankhaft befriedigen: in sich, — d. h., im Gegensatz des Angestrebten; nicht in einer höhern Einheit, sondern in einer Zweitheilung — nicht darin, daß er sich als Individuum zusammenfaßt, sondern darin, daß er sich zum Dividuum spaltet. — Deshalb liegt in dem gewaltigen Affekt der die Erkenntniß begleitet, ganz unlöslich in Eins verschlungen eigne Aufopferung mit eigner Apotheose, Grausamkeit der Selbstverwundung und Wollust der Selbstvergötterung, leidvolles Siechen und siegende Genesung, glühender Rausch und kühle Bewußtheit. Und daher erscheint die Einsamkeit des Innenlebens, in welcher der Geist über sich selbst hinausgelangen will, nirgends tiefer und nirgends schmerzvoller als grade hier; man könnte sagen, die stärkste Mauer in dieser verhängnißvollen Selbstvermaurung ist ein zarter, glänzender, göttlicher Schein, der sie umgaukelt, eine Luftspiegelung, die ihr die eignen Grenzen verwischt und verbirgt. Jeder Gang nach draußen führt hier immer wieder in die Tiefe dieses Selbst zurück, das sich zuletzt Gott und Welt, Himmel und Hölle werden muß — jeder Gang führt es einen Schritt weiter in seine letzte Tiefe und in seinen Untergang.

Geht man dieser Entwicklung in Nietzsches Werken nach, so lassen sich innerhalb derselben drei große Hauptphasen unterscheiden. Die erste umfaßt diejenige Geistesperiode, in welcher der Gegenstand seiner religiös empfundenen Hingebung noch nicht mit ihm selbst zusammenfiel: die Zeit seiner Jüngerschaft Richard Wagner gegenüber. Mochte die Wagner-Schopenhauersche Philosophie, ihrer ganzen Anschauungsweise nach, ihm noch so tiefe Befriedigung gewähren, — das Werthvollste erschloß sich ihm hier erst im persönlichen Verhältniß zu Wagner, im unbedingten Aufblick zu ihm. Seine Begeisterung entzündete sich damit an einer andern, außer ihm stehenden, Persönlichkeit: in ihr glaubte er gleichsam das Ideal seines eignen Wesens verkörpert. Das Glück eines solchen Glaubens breitet über die Gedanken der ersten philosophischen Schriften Nietzsches etwas Gesundes, Unmittelbares, beinah Naives, das von der Eigenart seiner spätern Werke scharf absticht. Aber auf der Höhe seiner Entwicklung stand er damals nicht: diese Gesundheit hätte er sich nur erhalten können um den Preis der Größe. Er mußte in sein Selbst einkehren, er mußte aus dem Jünger zum Meister werden, und, da seine Natur die Jüngerschaft in einem religiösen Sinn verlangte, so mußte er Jünger wie Meister in sich selbst vereinigen, — sei es auch, um daran zu leiden, sei es auch, um an einer krankhaften Verschmelzung Beider zu Grunde zu gehen. Von seinem Weg zur Größe gilt Zarathustra's Wort: „Gipfel und Abgrund — das ist jetzt in Eins beschlossen!“

Die zweite Geistesperiode Nietzsches beginnt deshalb mit einer rücksichtslosen Kritik seiner bisherigen Ideale. Hier gilt ihm nur noch ein Ideal: die Wahrheitserkenntniß selbst in ihrer ganzen Strenge und Schärfe, gleichviel ob sie in ihrer nüchternen Verstandesmäßigkeit [illegible] [illegible], [illegible] vernichtet. Hier strebt er nur noch Einem nach: dem Typus des „[illegible] Rein-Erkennenden“, dessen intellektuelles Gewissen ihn gegen seine eigenen Bedürfnisse und Träume unbarmherzig macht. Und dieses Ideal, diesen Typus, sucht er in sich durch eine freiwillige Selbst-

folterung Nietzsches dar: nur unter Schmerzen und Kämpfen beugte er sich einer Denkweise, der alle Instinkte seiner geistigen Natur widerstrebten. Grade der harte Zwang, dem er sich damit unterwarf, ermöglichte es ihm erst, auch der neuen Erkenntniß gegenüber zu den Exaltationen eines nahezu religiösen Verhaltens zu gelangen: sie wurde ihm darin gleichsam zu einer, von seinem eigenen Sein und Wesen unterschiedenen, höhern Macht. Je schwerer es ihm fiel, ihr zu gehorchen, desto stärker prägte die religiöse Wirkung des Verhältnisses sich aus, je vertrauter und gewohnter ihm der ganze Gedankenkreis wurde, je vollständiger er sich allmählich in ihn einlebte, desto mehr büßte derselbe an Anziehungskraft für ihn ein: als es ihm endlich gelungen war, selbst die nüchternsten Gedanken und Erkenntnisse mit der Kraft und Gluth seines schöpferischen Geistes zu durchdringen und seiner Eigenart einzuverleiben, da drängte es ihn auch schon nach neuen Idealen. Nun erst ergriff ihn ein heftiges Verlangen, über die bloße Verstandeskritik hinauszukommen, ein Haß gegen sie, die ihn so lange bezaubert hatte. Und wieder ändert sich damit die ganze Art, wie er seiner Natur zu religiöser Erhebung und Einigung verhilft. Es geschieht nicht mehr durch eine möglichst schroffe Spaltung zwischen dem kalten strengen Erkennen des Verstandes und seinem gesammten erregten Wollen und Fühlen. Vielmehr verschmelzen jetzt sein Gedankenleben und sein Innenleben vollständig, — die Gedanken werden ihm immer lebendiger, immer persönlicher, bis an die Grenze des Visionären hin. Schritt für Schritt läßt es sich verfolgen, wie sie zu immer selbständigeren Mächten sich verkörpern, bis sie endlich vor ihn hintreten gleich leibhaftigen Wesenheiten, zu denen er aufschau n, denen er sich hingeben kann. Der Welt der Metaphysik hatte er entsagt, über die Welt verstandesnüchterner Forschung war er hinausgeflogen, — so verflog er sich in die Mystik. Es kann hier nicht gezeigt werden, in welcher Weise sich dieses innere Erlebniß in seinen letzten philosophischen Lehren wiederspiegelt, wie es dort zu einer neuen Religion und Heilsverkündigung wird. „Schaffen wollt ihr noch die Welt, vor der ihr knieen könnt: so ist eure letzte Hoffnung und Trunkenheit“ läßt er Zarathustra sagen und spricht damit den verborgenen Grundwillen seiner ganzen Entwicklung aus.

Zu einer Gott-Schöpfung floß er über in der Gewalt und Inbrunst seines religiösen Dranges, wie er in der vorhergehenden Periode sich selbst zerrissen und zum Zwiespalt gezwungen hatte, um anbeten zu dürfen. In Zarathustras Gestalt, — dem „Frömmsten der Gottlosen“, den: „irgend ein Gott zu seiner Gottlosigkeit bekehrte“, tritt dieser innere Proceß am deutlichsten hervor. In Zarathustra zeichnete Nietzsche sich selbst, verklärte er aber auch sich selbst: in ihm schuf er sich in jenem Doppelwesen, das in sich selbst den Kampf dunkler Gewalten und ihre Versöhnung in der „höhern Lichtseele“ enthält; in Zarathustra ist das Verhältniß dieser Zweiheit in einer Einheit verallgemeinert zum Mysterium des Menschlichen-Uebermenschlichen:

„Um Mittag war's, da wurde Eins zu Zwei . . .
Nun feiern wir, vereinten Sieg's gewiß,
Das Fest der Feste:
Freund Zarathustra kam, der Gast der Gäste!
Nun lacht die Welt, der grause Vorhang riß,
Die Hochzeit kam für Licht und Finsterniß“ . . . . . .

In den geschilderten Grundzügen der Eigenart Nietzsches liegen die Ursachen des zugleich Raffinirten und Exaltirten, das seiner Philosophie auch in ihrem Großen und Bedeutenden beigemischt ist gleich einer brennenden Würze. Am schärfsten wird es wohl von der unverdorbenen Zunge junger und gesunder Geister herausgeschmeckt werden, — oder auch von denen, die im ruhigen Frieden glaubensvoller Anschauungen geborgen, niemals den ganzen furchtbaren Kampf und Brand eines religiös veranlagten Freigeistes am eignen Leibe zu erfahren hatten. Aber es ist auch dasjenige, was Nietzsche in so hohem Maße zum Philosophen der Moderne vorher-

bestimmt. Denn in ihm hat typische Gestalt gewonnen, was sie in ihrer Tiefe bewegt: jene „Anarchie in den Instinkten“ schöpferischer und religiöser Kräfte, die zu gewaltig nach Sättigung begehren, um sich mit den Brosamen begnügen zu können, welche vom Tisch der modernen Erkenntniß für sie abfallen. Daß sie sich nicht mit ihnen begnügen können und ebensowenig ihre Stellung zur Erkenntniß preisgeben, — unersättlich im leidenschaftlichen Verlangen, unermüdlich im Darben und Entbehren, — das ist der große und erschütternde Zug im Bilde der Philosophie Nietzsche's. Das ist es auch, was sie in immer neuen Wendungen zum Ausdruck bringt: — eine Reihe von gewaltigen Versuchen, dieses Problem moderner Tragik, das Räthsel der modernen Sphinx zu lösen und sie in den Abgrund zu stürzen.

So ist es also der Mensch und nicht der Theoretiker, auf den wir unsern Blick richten müssen, um uns in den philosophischen Wandlungen Nietzsche's zurechtzufinden. Zunächst erscheinen sie dadurch in ihrer Bedeutung abgeschwächt zu werden, — insofern ihnen jedesmal der nämliche innere Prozeß zu Grunde liegt. Aber andererseits vertiefen und verschärfen sie sich gerade darin, weil der Wechsel der Ansichten immer wieder auf das ganze Wesen übergreift. Nicht nur die äußeren Umrißlinien einer Theorie sind damit verändert, sondern die ganze Stimmung, Luft, Beleuchtung wandelt sich mit ihnen; während wir Gedanken einander wiederlegen hören, sehen wir Welten versinken, neue Welten emporsteigen. Hierauf gerade beruht die wahre Originalität des Nietzsche'schen Geistes: durch das Medium seiner Natur, die Alles auf sich und ihre intimsten Bedürfnisse bezieht, aber auch an Alles sich hingebend verliert, erschließen sich ihm jene inneren Erlebnisse und Ergebnisse von Gedankenwelten, die wir sonst nur mit dem Verstande streifen, ohne sie jemals in ihren Tiefen auszuschöpfen und daher ohne an ihnen schöpferisch zu werden. Theoretisch betrachtet, lehnt er sich häufig an fremde Muster und Meister an, aber das, worin diese ihre Reife, ihren Produktionspunkt haben, wird ihm nur zum Anlaß, daran zu eigner Produktivität zu gelangen. Die geringste Berührung, die sein Geist empfand, genügte, um in ihm eine Fülle innern Lebens, — Gedanken-Erlebens auszulösen. Er hat einmal gesagt: „Es giebt zwei Arten des Genies: eins, welches vor allem zeugt und zeugen will, und ein anderes, welches sich gern befruchten läßt und gebiert.“ Zweifellos gehörte er der letzteren Art an. In Nietzsches geistiger Natur lag — in's große gesteigert — etwas Weibliches. Aber er ist in ihr in einem solchen Maße Genie, daß es fast gleichgültig erscheint, woher er die erste Anregung empfängt, — wenn wir alles zusammenlesen, was sein Erdreich befruchtet hat, dann haben wir einige unscheinbare Samenkörner vor uns: wenn wir in seine Philosophie eintreten, umrauscht uns ein Wald schattenspendender Bäume, umfängt uns die verschwenderische Vegetation einer wildgroßen Natur. Seine Ueberlegenheit über alle bestand darin, das er jedem Samenkorn, welches in sein Inneres fiel, entgegenbrachte, was er selbst als das Kennzeichen des echten Genies anführt: „den neuen, treibenden Fruchtboden, mit einer urwaldfrischen, unausgenutzten Kraft.“

Karl Stauffer-Bern.

Verehrtester!

Wollen Sie mal paar Stiefelsohlen riskiren und zu mir herauskommen, ich habe zwei Zeichnungen von C. F. Meyer und möchte gern bevor ich ans Radiren gehe Ihre Meinung darüber hören. Nachmittag gegen Dunkel wäre mir am liebsten. Wenn Sie nicht kommen, hole ich Sie!

Stauffer-Bern.

Das kleine Blatt kennzeichnet den Schreiber mit erstaunlicher Deutlichkeit: so viel Zeilen, so viel charakteristische Züge. Es erzählt von dem [illegible] Wesen des

Verstorbenen, von seinem Streben nach Wahrheit in der Kunst und im Leben: weil ich das Original kannte, sollt' ich das Abbild begutachten, nach seiner Aehnlichkeit, mehr als nach seiner Kunstform; und weil der eifrige Arbeiter, der sich „gegen Dunkel" noch am liebsten stören ließ, sich selber nicht traute, sollte ich „paar Stiefelsohlen risquiren", um das in zwei Varianten gleich Versuchte zu erschauen. Und um des erbetenen Urtheils auch ganz gewiß zu sein, setzt die derbe Energie des Mannes gleich eine freundschaftliche Drohung hinzu: Bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt!

Züge aus dem Leben, wie diese, aus eigener Beobachtung zumeist gesammelt, sind es, die ich im Folgenden niederschreiben will: keine künstlerischen Urtheile, für die mir die Kompetenz, und keine sittlichen Urtheile, für die mir die Neigung fehlt. Den früh Verstorbenen, dessen seltsam verschlungener Lebenslauf so ergreifend sich schloß, nach Landessitte zu bemoralisiren, dazu entbehre ich, zugleich mit der Fähigkeit, auch der Kenntniß; selbst die allernächsten Freunde wissen den letzten Schleier nicht zu heben, von diesem Dasein voll Gelingen und Verfehlen, von brutaler Kraft und zerbrochenem Willen; und ob Max Klinger im Recht war, da er sich von ihm lossagte, oder Adolf Hildebrand, da er zu ihm hielt bis zuletzt, kann von uns Fernerstehenden Niemand entscheiden wollen.

Ein fünfzehnjähriger Junge war Stauffer in die Welt gelaufen: von der Schweizer Heimath fort, vom Elternhause fort. Widerspruch des Vaters, eines in engen Vorstellungen verbliebenen reformirten Pfarrers, gegen die künstlerischen Neigungen des Knaben, hatte der früh Selbständige, einmal für allemal, abgeschnitten, indem er Bern den Rücken kehrte, und es wagte ganz auf eigene Faust durchzukommen. In München ward er Maler: Anstreicherlehrling zuerst, nicht „Kunstmaler", wie die Süddeutschen sagen; doch sein Talent fand Beschützer, und als ein fertiger Künstler, so schien es, kam er nach Berlin. Als einer der Ersten, der die Resultate moderner Kunstbestrebungen uns zutrug, fand er schnell Anerkennung: sein Portrait des Bildhauers Klein brachte dem noch nicht Fünfundzwanzigjährigen offizielle Auszeichnung und die Beachtung von „tout Berlin". Jene Kreise des Berliner Westens, die die neuen Talente in Pacht zu nehmen lieben, zogen auch Stauffer an sich heran: und mit klugen Augen um sich schauend und frisch genießend, kein rasch ermattender Willi Janikow, sondern ein unverwüstlicher Schweizer Naturbursch, so ging er durch die Salons der Thiergartenstraße. Seltsam genug war der Kontrast zwischen der Münchener Zwanglosigkeit, aus der er herkam, und der wohlgeregelten, eintönigen Vergnügtheit der Berliner Gesellschaft, in die er nun eintrat; aber was er dort gefunden, auch ohne zu suchen, das fand der prächtige Junge, der ganz strömende Kraft und Gesundheit schien, hier fast schneller noch: Freundschaft, Neigung und Abenteuer; und robusten Sinnes, wie er war, ohne viel Zaudern und Reflektieren, genoß er es in raschen Zügen, und kein moralisches Bedenken noch störte ihm die Gunst der Stunde.

Nun würde man aber Karl Stauffer's Wesen gänzlich verkennen, glaubte man, daß in solchem Genießen der Welt und weltstädtischen Raffinirtheit seine Existenz, auch nur zu Zeiten, aufging. Vielmehr ward sein Leben von einem Sinne nur, einem Bedürfniß ganz beherrscht: dem künstlerischen; und wenn es eine Tragik in diesem nun geschlossenen Dasein gegeben hat, eine Schuld und eine Vergeltung, so liegt sie gerade darin: wie zuletzt doch, was er zum Spiel müßiger Stunden glaubte herabwürdigen zu können, die Frau, bestimmend und vernichtend in sein Leben griff; wie sie ihm alles verschüttete und raubte: Ziele der Kunst, den Verstand und das Leben.

Als Porträtmaler war Stauffer nach Berlin gekommen, und Porträts zu schaffen, fuhr er fort: Klinger, den Maler, Goldschmidt, den Juristen, Löwe, den Parlamentarier, l'Arronge, den Theaterdichter. Der Freund der Frauen hatte in Frauenbildern seine Stärke nicht; wie er denn überhaupt kein femininer Mensch war, und

männliche Eigenart mit herzlicher Wärme, ein getreuer Kamerad, zu fassen wußte. Als er einst ersucht wurde, das Bild eines bekannten Schriftstellers anzufertigen, lehnte er es ab, weil ihm Erscheinung und Wesen „zu wenig männlich“ seien; als ein unbedachter Contract ihn gar zwang, sich durch die ganze Familie eines Hausherrn von Berlin W. durchzumalen, litt er bitterste Qualen; und so beeinflußte menschliche Sympathie und Antipathie auch sonst sein künstlerisches Schaffen stark, und wenn Klein und Klinger seine vorzüglichsten Bilder geworden sind, so hat die freundschaftliche Theilnahme für die Originale das Letzte und Beste dazugegeben. Zumal Max Klinger's geniales Schaffen hatte keinen enthusiastischeren und verständnißvolleren Apostel, als Stauffer; und es waren unvergeßliche Stunden für mich, wenn er in seinem Atelier, „Nachmittags gegen Dunkel“, Mappe um Mappe hervorlangte von Klinger's Radierungen, und die geheimsten Schönheiten dieser Schöpfungen voll tiefer Eigenart, des „Handschuhs“ etwa, oder der Phantasieen zu den römischen Klassikern, mit herzlich neidloser Bewunderung aufwies. Wer ihn in solchen Stunden gesehen, oder im kameradschaftlichen Beisammensein mit Klinger, glaubt den Schmerz ganz zu ermessen, den ihm die Absage des verehrtesten Freundes bereiten mußte; und mit Wehmuth nur kann man heute das Augenblicksbild aus fröhlicheren Tagen betrachten, das ihn und Klinger miteinander zeigt: auf einem Lehnstuhl, in einem Büßergewande, sitzt Stauffer, wie ein anderer Hiob anzuschauen, leidend an den complicirten Folgen eines ausgelassenen Abends; Klinger steht daneben und hält über dem Kopf des kranken ein Portrait des gesunden Stauffer, das mit seiner Lebenslust des Leidenden zu spotten scheint; unten aber steht ein Psalm verzeichnet, der fromme Ausgangspunkt der Debatten des Abends und seiner übeln Folgen.

Wer Porträts mit so persönlichen Interessen nur zu malen wußte, war zum Porträtmaler nach der Mode verloren; und wer mit so ernster Bewunderung vor dem reicheren Talent eines Kunstgenossen stand, konnte sich in einem engen „Fach“ nicht spezialisiren, wollte er sich nicht selber aufgeben. So ward Karl Stauffer, der Verehrer Klinger'scher Radierungen, selbst zum Radierer: zwar die Fülle der Phantasie, die in Böcklin's einzigem Erben lebt, blieb ihm ewig versagt, aber der herben und harten Echtheit der Thatsachen ward er auch jetzt schnell Herr, und war schon in seinen Bildern die Sicherheit der Zeichnung, mehr als die feine Lebendigkeit der Farbe, bewundert worden, so lobten nun alle Kenner die Kraft und Festigkeit, die Naturwahrheit und die eminente Sauberkeit dieser Radierungen, die eine herabgekommene Kunst neu schien aufleben zu lassen. Auch offizielle Anerkennung gab es zum andern Male, und in einer ausführlichen Denkschrift durfte Stauffer Grundsätze für eine Erneuerung der Radirkunst den Beamten des Cultusministeriums, den Herrn Schöne und Bode und Jordan, vorlegen. Und wiederum war das Porträt eines Freundes, des Kupferstechers Peter Halm in München, das gelungenste unter allen; doch auch die Radirung eines nackten Frauenkörpers, der den sinnlich reizvollen, auf die Hände gestützten Kopf den Beschauer eben noch sehen läßt, erstaunte, durch die warme Lebendigkeit der Linien. Radirungen von Berühmtheiten folgten: Stauffer's liebe Landsleute, Meyer mit dem Doppelkinn und Meister Gottfried von Zürich; dann Menzel, der Gestrenge, und Gustav Freytag in der zusammengefaßten Würde seines Alters: mehr Oberst Berg, als Conrad Bolz. Stauffer war nach Siebleben gegangen, um Freytag auf seiner Besitzung zu malen, en plein air; und besser, als in dem offiziellen Repräsentationsbilde der Nationalgalerie, lebendiger hat er ihn hier in einer Radirung festgehalten, wie zufällig: ein strammer alter Herr mit klugen Augen will eben seinen blühenden Garten durchschreiten, ein Geräusch, ein singender Vogel vielleicht, läßt ihn aufhorchen, und so steht er denn lächelnd, glücklich in dem ländlichen Frieden da, otium cum dignitate genießend. Auch unter Stauffers Keller-Bildern ist nicht das offizielle das gelungenste geworden, sondern das momentan, zufällig erlauschte und erhaschte: an äußerer Lebentreue ist diese Radirung von

Niemand übertroffen worden, wenn sie auch freilich an die seelische Feinheit von Böcklin's Profilbild (auf der Keller=Münze) nicht heranreicht. Keller selbst, weil ihn das leis ins Komische spielende Bild verdroß, war auf diesen heimlichen Raubzug Stauffer's nicht gut zu sprechen, obgleich ihn sonst das frische Draufgehen des Mannes, wie uns alle, gewonnen hatte; und ich erinnere mich noch, wie er mit stillem Behagen von einer nächtlichen Heimkehr erzählte, da Stauffer heiter die Frage im Kreise herumgab: wer ein Brunnenpostament, unfern des Züricher See's, mit ihm erklettern wollte; und als man den Scherz belachte, machte er unerwartet Ernst, war im Nu oben und hielt von dem bevorzugten Platze herab eine Rede an die Verdutzten, an Keller und Böcklin. „Verfluchter Kerl", meinte Keller mit wohlwollendem Lächeln, und wiederholte noch ein paar mal leiser, in seinen Weißbart hinein: „Verfluchter Kerl!"

Stauffer liebte die Dichter seiner Heimath von Herzen, Gotthelf, Meyer, Leuthold, Keller vor Allem, und war bewandert in ihnen, gleich wenigen, wie er denn überhaupt ein unter Malern seltenes, in Anbetracht seines Autodidaktenthums doppelt erstaunliches, eindringendes Interesse an den litterarischen Dingen nahm; und er liebte die Heimath selbst, so früh er auch geschieden, er liebte die Seinen. Daß er die Ferien in der Schweiz verlebte, war ihm selbstverständlich, und auf weiten Fußwanderungen vertobte er dann die Ueberreizung der Großstadt und nervöse Verstimmungen. Zumal von seinem Aufenthalt in Parpan, einem specifisch Schweizerischen Ort (zwischen Churwalden und Tiefenkasten) wußte er viel zu erzählen: wie er frühmorgens pfadlos in die Berge marschirt, „ruppig" aller städtischen Kleidung entsagend, und wie er mit der untergehenden Sonne erst heimgekehrt, mit zerschlagenen Gliedern oft, aber die Sinne freigebadet. In solcher glücklichen Sommerszeit hat er auch die Bilder seiner Familie mit der Radirnadel liebevoll fixirt, Mutter und die beiden Schwestern, und hat zumal in dem Porträt der Mutter ein Bild von intimen Reizen gegeben, das in seiner schlichten Herzlichkeit den Altmeistern nahekommt. War doch die Mutter, eine Frau von weitem Blick, die über den Schweizer Horizont hinaus in die europäische Bildung ihn zuerst eingeführt, die Förderin seiner Studien von früh auf gewesen; und nachdem der Vater, in Tiefsinn versunken, gestorben, hatte Stauffer nun ganz in der Mutter die treueste Freundin gefunden, in Freud und Leid.

Kehrte er aus den Ferien nach Berlin zurück, so ging es dann mit gedoppelter Kraft an neues Schaffen. „Arbeit ist das beste Hemde", sagte er mit dem alten Chronisten; und vom frühesten Morgen an über seine Leinewand und seine Platten gebeugt, setzte er durch ein nimmerrastendes Arbeiten uns alle in Staunen. Dabei war ihm Genuß, was andern Mühsal: ein wochen=, ja monatelanges zielbewußtes Haften an immer dem gleichen Gegenstande; Ermüdung schien er nicht zu kennen, und sein inneres Ringen um das Ideal erlahmte selbst dann kaum, wenn ein augenblickliches Mißlingen jenen „moralischen Katzenjammer" brachte, den er so tief, wie nur je eine Künstlerseele, in sich zu empfinden vermochte. Nur den vertrautesten Freunden fiel eine nervöse Belebtheit Stauffers wohl auf, die sich, zumal am abendlichen Kneiptisch, in paradoxen Gedankensprüngen erging; doch er verlachte die Warner und vertraute fest auf seine „Eisennatur", deren scheinbar unendliche Kraft er froh empfand.

Um diese Zeit, im Anfang 1887 mag es gewesen sein, daß ich zwei Kunstwerke in seinem Atelier sah. Das eine war eine Statue Beethovens, mit der Max Klinger sich zum ersten Mal als Bildhauer offenbart hatte: wiederum versuchte Stauffer das Bedeutende des Werkes, über die verfehlte Technik hinweg, dem Beschauer aufzuschließen. Der erste Gedanke: sich selber, gleich dem Freunde, an einem ganz neuen Gegenstande zu versuchen, da ihm die alten nicht genug thaten, mag damals in ihm aufgestiegen sein. Er hatte, neben seinen Radirungen, die Malerei noch eifrig fortgesetzt, ohne doch zu einem eigenen Stil gelangen zu können: in dem Bildniß eines

Gekreuzigten war er dem Muster der Alten gefolgt, wie in manchen Radirungen; in den Porträts von Gottfried Keller und einer Schweizer Dame versuchte er den Impressionismus der Neuesten sich zu gewinnen. Das Bild jener Dame, im Freien gemalt, in einem lichten Kleide, zeigte er mir auch damals vor, mit ausführlichen Berichten über seinen Jugendfreund, ihren Gatten, und über ihren märchenhaften Reichthum; als Gast auf ihrer Villa hatte er Kellers Bild und das ihre gemalt. Obgleich Stauffer mit vollkommener Harmlosigkeit das alles zu erzählen schien, empfing ich doch schon damals das bestimmte Gefühl: daß er nicht alles erzählte.

Ich kann und will die einzelnen Phasen des Erlebnisses, das nun folgte, hier nicht nacherzählen. Personen, welche der Oeffentlichkeit nicht angehören, sind durch die Berichte der Zeitungen schon mehr als billig der Klatschlust preisgegeben worden; nur des zu Stauffers Gedächtniß Unentbehrlichen gedenke ich darum. Zu Anfang 1888 ging er, zusammen mit Klinger, nach Rom und miethete sich in der von jungen deutschen Künstlern bevorzugten Villa Strohl-Fern, dicht vor der Piazza del Popolo ein; er zog den Kittel des Bildhauers an, und ganz auf eigene Hand, ruhelos nach seiner Art, arbeitete er nun an einer stets sich verändernden männlichen Statue, einem Adoranten. An Heimkehr dachte er nicht, er war ganz Römer geworden.*) Etwa anderthalb Jahr später erfolgte die Katastrophe: er entführte die Frau des Freundes, ward von ihr gewaltsam getrennt und wegen „Unterschlagung“ anvertrauter Gelder ins Gefängniß gebracht. Der Vorwurf konnte wie selbstverständlich nicht an ihm haften, und seine Befreiung schien unmittelbar bevorzustehen, als eine zweite Anklage die erste ersetzte; er habe eine Willenlose, eine Irrsinnige sich zu Willen gemacht, so lautete sie nun. Mit Ketten an den Händen wurde der Unglückliche transportirt und lernte das trostlose Innere eines noch aus päpstlicher Zeit berüchtigten Gefängnisses kennen; mit etwa zwanzig Vagabunden in denselben Kerker gesperrt, versuchte er eine gewaltsame Befreiung, welche man als Tobsuchtsanfall bezeichnete — und Karl Stauffer wanderte in's Irrenhaus. Auch die entführte Frau war inzwischen in ein Irrenhaus geführt, aber schnell wieder entlassen worden; und wenn man nun erfährt, daß sie bald darauf im Stande war, rechtsgiltige Verfügungen zu treffen, und wenn man erfährt, daß dem gekränkten Gatten staatliche Hilfe zu Willen war, so ist es schwer, zu glauben, daß in diesen Vorgängen Licht und Schatten vollkommen gerecht seien vertheilt worden. Ob ein ausreichender Grund existirte, für die italienischen Behörden, gegen einen Fremden so gewaltsam vorzugehen, wird den Meisten höchst zweifelhaft erscheinen; und wenn wirklich vor jener Zeit schon der Keim erblicher Belastung, die Ueberreizung durch die Kunst und das Leben Stauffer's Denken sollte erschüttert haben — daß die Gefangenschaft und die römische „Cur“ ihn nicht heilten, daß sie ihn vielmehr völlig zernichteten, hat sich betrübend schnell gezeigt: auf den gescheiterten Selbstmordsversuch im Sommer folgte der plötzliche Tod: ein Herzschlag nahm ihn dahin.

In einem ausführlichen, im Wesentlichen völlig klaren Briefe, den Stauffer aus dem Irrenhause nach Berlin geschrieben, spricht er die Erkenntniß aus, daß sein Loos nur die natürliche Strafe sei, für so viel verübte „Treubrüche und Ehebrüche“. Er konnte so sprechen, nicht wir: vor den verschlungenen Pfaden dieses Lebens stehen wir als erschütterte Betrachter, nicht als Richter; wir folgen dem selbstlosen, nur der Kunst gehorsamen Ringen des Mannes in Bewunderung, und gedenken mit Wehmuth des weit verirrten Kameraden aus fröhlichen Tagen. Längst waren sie verklungen für ihn, und ein anderer Mensch stand die Schweizer Kraftgestalt von ehemals nun vor dem Beschauer: die Glieder zusammengesunken, alle Züge schlaff, die Haare ganz ergraut. So ging er zu Grabe, ein zerbrochener Mann, und was er verschuldet, hat er über und über gebüßt: fahr wohl, mein armer Freund!

Otto Brahm.

*) Eine Anzahl charakteristischer Briefe Stauffer's aus dieser Zeit werden wir im nächsten Heft veröffentlichen.

Theater.

„Hedda Gabler“ in München.

München, 1. Februar 1891

Das war gestern ein bemerkenswerther Abend im Residenztheater; die erste Aufführung von Hedda Gabler. Unsere Hofbühne darf für sich das Verdienst in Anspruch nehmen, daß sie wie keine andere den großen nordischen Dichter zu Worte kommen läßt, selbst auf die Gefahr hin, von ihrem Publikum nicht ganz oder mißverstanden zu werden. So haben wir hier „Nordische Heerfahrt“, „Nora“, „Volksfeind“ und „Stützen der Gesellschaft“ gehabt. Diese Pflege wurde den Ibsen'schen Werken nicht etwa zu Theil, weil der Dichter seit Jahren in München seinen Wohnsitz hat, man weiß ja, wie zurückgezogen von aller Welt er nur seiner Arbeit lebt, sondern weil die Leitung der Hofbühnen der modernen Richtung ein wirkliches, aufrichtiges Interesse entgegenbringt, und nicht zum geringsten Theil auch, weil München in der genialen Conrad-Ramlo die unbestritten größte Ibsendarstellerin besitzt. Um so bedauerlicher ist es, daß die gestrige Hedda-Gabler-Aufführung, auf welche die Augen der ganzen gebildeten Welt voll Spannung gerichtet waren, in keiner Weise genügte, ja daß das Werk durch seine Darstellung um ein gut Theil seiner Wirkung, der Dichter nm seinen Erfolg gebracht worden ist. Es hat den Anschein, als sei die Vorstellung überhastet worden und als hätten die Schauspieler, welche durch den soeben erst beendeten Grillparzer-Cyklus über Gebühr in Anspruch genommen waren, nicht hinreichend Zeit für Hedda Gabler behalten; aber wenn auch bei späteren Aufführungen ein harmonisches Zusammenspiel bei beschleunigtem Tempo hergestellt sein wird — der Hauptfehler kann nicht beseitigt werden: die Besetzung der Titelrolle. Denn die Münchener Hofbühne hat keine Darstellerin, welche die Hedda Gabler spielen kann. Ist es schon keine Kleinigkeit, Ibsens Sprache zu sprechen, so beginnen doch die wahren Schwierigkeiten erst, wenn es sich darum handelt, einen Ibsen'schen Charakter zu gestalten, und nun gar diese Hedda Gabler, in welcher überlebensgroße und erbärmliche Züge zu einem glaubhaften lebendigen Ganzen verschmolzen werden sollen. Fräulein Heese war dieser Aufgabe in keiner Hinsicht gewachsen. Sie hat sich in der Auffassung der Rolle vollständig vergriffen. Da war nichts zu finden von jenem „geheimnißvollen Schein von Größe nnd symbolischer Sonderart“, nichts von jenem phantastischen Wesen, ohne welches die ganze Gestalt unverständlich ist. Dafür recht viel hohles und falsches Pathos. Ibsen aber überhaupt und Pathos! Kurz, die meisten Scenen, von denen ich mir beim Lesen eine ungeheure Wirkung versprochen hatte, gingen gestern verloren, und die poetischen Stellen, besonders die immer wiederkehrenden Worte „mit Weinlaub im Haar“ wurden mit Gelächter aufgenommen.

Während so die große im Mittelpunkte des Stückes stehende Gestalt der Hedda Gabler gar nicht zur Geltung gebracht wurde, sondern vollständig auseinanderfloß, trat ihr Gegenspiel, die kleine unbedeutende Thea Elvsted geradezu plastisch in verblüffender Naturwahrheit heraus, denn Frau Conrad-Ramlo lieferte in dieser Rolle eine Meisterleistung, welche sich ihrer Nora in jeder Beziehung würdig erreiht. Prächtig war auch die Tante Julle der Frau Dahn-Hausmann. Denn's Lövborg hatte wohl einige vorzügliche Momente, ließ aber auch den Zug von Größe vermissen, mit dem die Gestalt der Hedda Gabler gegenübergestellt ist; in seinen ersten Szenen war er viel zu tragisch, man merkte es ihm beim Auftreten an, daß er sich erschießen würde. Sturz fand sich mit der Rolle des Jörgen Tesman recht gut ab und Keppler (Rath Brack) war im Ganzen an seinem Platz, sprach aber nicht immer natürlich genug und betonte vielfach zu schwer, so daß gewisse Szenen mit Hedda Gabler ein wenig brutal wirkten.

Gestern Abend spielte auch das Publikum — das Haus war ausverkauft — mit, was man in München eigentlich nicht gewöhnt ist; während hier sonst die jämmerlichsten Stücke unter wohlwollendem Schweigen oder gar mit schwachem Beifall zu Grabe getragen werden, glaubten

sich einige besonders heftige Gegner Ibsens diesem großem Werke eines großen Dichters gegenüber berufen, ihrem Mißfallen durch Zischen Ausdruck zu geben: selbstverständlich reizte das die Verehrer des Dichters, und so kam es nach dem dritten und vierten Akte zu einem lebhaften, nicht gerade geschmackvollen Kampfe im Zuschauerraum, bei dem jedoch die Beifallsspender in der Uebermacht waren; der Dichter wurde wieder und immer wieder gerufen — ich habe acht Mal gezählt — und erschien, jedesmal von rauschendem Applaus begrüßt.

W. Brachvogel.

Deutsches Theater: Ehrbare Mädchen. (Le verzini) Schauspiel in vier Aufzügen von Marco Praga. Deutsch von Otto Sommerstorff. Praga's Werk war von sonst zuverlässigen Berichterstattern als ein feines Phänomen moderner Kunst gepriesen worden, die nähere Bekanntschaft mit dem Lustspiel ergab aber eine arge Enttäuschung: es ist ein brauchbares Theaterstück, nichts darüber. Es entwickelt sein Thema ohne moralische Abschweifungen à la Dumas und ohne lose Episoden à la Sardou, das ist zu loben; aber es arbeitet doch mit den Ueberraschungen der französischen Technik, mit trucs und Theaterspannnng, das ist zu tadeln: denn es erreicht äußerliche, blos scenische Wirkungen, wo wir moderne psychologische Wirkungen wünschen. Drei Akte lang hält uns der Dichter über das Wollen seiner Helden im Unklaren: daß die lockern Töchter der unternehmungslustigen Frau Tossi, die anatomisch unschuldigen aber innerlich verderbten Schwestern Nini und Selene, von der strengeren Paolina durch eine Welt der Anschauungen und Empfindungen getrennt sind, erkennen wir wohl schnell; aber ob sie den ehrlichen Bewerber, den guten Jüngling Dario, zu erhören zaudert, weil sie durch eigene Schuld, oder durch die der andern sich seiner nicht werth deucht, das erkennen wir nicht, und drei Aufzüge werden mit breiter Sittenschilderung, mit witzigem Erläutern und Commentieren der Dinge (nicht mit gegenständlichem Aufweisen) hingebracht, um dann in einem zugespitzten Aktschluß endlich zu gipfeln: Paolinens eigene Vergangenheit entfernt sie von dem Mann mit ehelichen Absichten. Da er als begehrlicher Bewerber im letzten Akt zurückkommt, weist sie ihn stolz ab: ihr offenes Bekenntniß ha sie entführt, so fühlt sie, und, wenn über ihre Vergangenheit „kein Mann hinwegkann" — herabsteigen zu der Niedrigkeit der Schwestern wird sie niemals. So gehen denn die Liebenden auseinander; das Stück ist aus. — Machte der Schluß mit dem Fragezeichen den modernen Dichter, so wäre Marco Praga gewiß einer; wenn aber psychologische Anschauungen und die Fähigkeit der Charakterschilderung ihn machen, die sittliche und die künstlerische Freiheit, so ist er keiner. Wo ist denn in dieser Paolina, in diesem Dario, auch nur ein individueller Zug, ein aus blasser Idealität zu concreter Wahrheit erhobener seelischer Vorgang? Sie sind so farblos, wie die alten Typen des romanischen Dramas; und nur in den Nebenfiguren macht sich, zwar keine plastische Gestaltungkraft, aber doch eine gut beobachtende, satirische Laune geltend. Vergleicht man das Werk mit unserer heimischen Produktion, mit den Salonlustspielen und Schauspielen, die bis vor Kurzem die landesüblichen waren, so erscheint Marco Praga freilich als ein Mann des Fortschrittes, als ein moderner Verist; aber gehalten neben die Muster der nordischen Dichtung, der Skandinavier und Russen, und neben die bedeutenden Anfänge unserer eigenen neuen Litteratur, erscheint er als ein etwas verbesserter Sardou nur, als ein Theaterschriftsteller, nicht als ein Poet, und so können wir diesem Importstück litterarische Bedeutung nicht zumessen.

O. B.

„Hex'! Hex'!"

Skizze von **Franz Held**.

Ein klarer October Abend am prächtig schäumenden Strom Ufer zwischen Bacharach und Rheindiebach. Die verglühenden Wolken nur noch schwach geröthet, wie die falben Würfel der mächtigen Rußdämme längs der Chaussee. Der einste Strom treibt dunkle, glimmernd umrissene Fluthwellen. Er ist gesäumt von einem Urwald verworrener niederwüchsiger Welden=

stöcke, struppigen Schilfes. Der Wasserstand ist ziemlich tief. So sind die langen, spitzen Wehre sichtbar — am Rhein heißen sie „Kribben“ — die vom Ufer senkrecht ablaufen. Sie spalten die hart-dunkelgrüne Stromfläche jenseits der Weidenverbrämung in gewaltige, spiegelglatte Porphyrquadern. Ueber den Bereich der Kribben hinaus, nach der Mitte des Stromes zu, das geheimnißvoll unkontrollirbare Gestreif, Geschupp, Gerinnsel des Nachtfluthens. Von den Dörfern des andern Ufers her zucken die ersten Lichter auf.

Unter den Nußbaum-Riesen der Ufer-Allee und an den nußbestandenen Abhängen der seitlichen Hügel halten oder fahren Leute mit Handkarren, Körben und Stangen, um die Nüsse herunter zu schlagen, aufzuladen. Auf der Erde liegen abgeschälte, grünfleischige Hüllen der Nüsse, dazwischen wohl auch igelstachlige Fruchtkapseln der Marone.

„Der Nußbaum, ijah, das is ein schädlich Gewächs“, hatte mir beim Mittagessen die alte Wirthin gesagt. Sie saß unter der noch älteren Standuhr, der Uhrkasten, erinnerungsschwachen, zögernden Schlagens, auf einem riesigen, thurmartigen Gestell von Baßgeigen-Taille thronend. Das alte, verschrumpelte Mütterchen kauerte auf schwarzem, lederüberzogenem Lehnsessel, das Nähkörbchen vor sich auf der geranienbesetzten Fensterbank, die Hornbrille schien jeden Augenblick von der Nasenspitze auf das knochige Kinn überspringen zu wollen.

„Ja, der Nußbaum, der schadet nur, drunter wächst nix mehr, von wegen dem Schatten und dann die tiefen Wurzeln. Und mit Flegeln müssen die Nüß' 'runtergehauen werden. Nußlaub bedeutet Streit, so sagt mer als hier bei uns.“

Nein, sie hatte den guten Bäumen Unrecht gethan! Die bedeuteten Eintracht für die Großen und eitel Freude für die Kleinen, die in den dunkelnden Zweigen hingen oder sich im Grase mit den herabklatschenden Nüssen um die Wette kollerten. Der Nußbaum ist ein Kinderfreund. Darum sieht er auch so struppig-gutmüthig drein, wie der Sankt Nikolaus, der „heilige Zinter-Kloos“, der den Kindern am Rhein nächtlich die vergoldeten Nüsse auf den ausgestellten Teller legt, nebst Aepfeln und „aachener Printen“.

Dort fährt ein junger Bursch den säckebeladenen Handkarren heim. Auf dem obersten der Säcke sitzt das dralle, barbeinige Schwesterchen, etwa fünfjährig, in seinem rothen Röckchen. Daneben schreitet leicht die ältere Schwester, ein übermüthiger Backfisch. Sie kracht, klaubt, knabbert emsig die strotzenden gesunden Nüsse, wirft mit den Schalen nach der Kleinen, fährt ihr in's Gesicht, sie mit dem Nußsaft braun zu reiben, schlägt leicht nach ihr mit einer Nußgerte. Hex'! Hex'! neckt sie dann, und das jauchzende Kind bleibt ihr das Bombardement natürlich nicht schuldig.

Im grauen, halbvermoderten Bacharach, dem Ziel der heimkehrenden, bricht das Abendläuten los. Alle Glocken thun ihr Bestes, denn morgen ist Sonntag. Aber nein! Das kann nicht bloß aus den Glocken des neunzehnten Jahrhunderts schallen, dort das wilde Gebell! Das müssen die längst in den Rhein geworfenen Glocken der zerstörten Werners-Kirche sein, deren rosenrote Sandstein-Trümmer, hügelkrönend, wie ein Meer-Polyp über Bacharach hängen. Diese verwunschenen Glocken des Mittelalters, die am Stromgrund nicht zur Ruhe kommen konnten, mischen im Zwielicht ihre Ketzerrichter-Stimmen unter das Geläut. Ein wüstes Bacchanal phantastisch-mittelalterlichen Hasses tost in dem riesigen Ton-Tumult . . .

Auch vom andern Ufer her dringt es herein, schwächer.

Ich schaue zu den Hügeln auf, ob es nicht aus ihren Thälern hervorflutet, das kochende Brausen. Aber da oben liegt öde die Burgruine, wie eine Nußschale, entkernt und modernd.

Wie eine Nußschale! Knackt nicht das uralte Mütterchen Zeit mit seinem morschen Gebiß Burgen und Städte, wie Nüsse? Männerkraft, Weiberglück zu genießen, klein zu malmen, nachdem es mit grausamer Langsamkeit die leckern, zuckenden Herzen gehäutet, wie milchweiße Nußkerne?

Ja, als da oben die Burg noch einen Kern hatte, bekam er hier in Bacharach viel Glück zu knabbern, der Geist des Zorns, der Geist des Mittelalters . . . . .

Oben, auf dem Hügelrücken, hauste sie einsam, die Walburg, bei der tauben, halbblinden Mutter. Der Vater war ein Schäfer gewesen, von den Bürgern und Bauern als unehrlich gemieden. Wie er einmal seine Heerde zur Straße am Strom hinabtrieb, steckte er sich ein Nußblatt an die Kappe, aus Langeweile. Da kamen Reisige der mainzer Kaufherren heran galoppirt. Die Mainzer lagen mit einigen Burgleuten aus der Nähe von Bacharach wegen der Schiffszölle in Fehde. Ihre Söldner hatten ausgekundschaftet, daß die Ritter heranzögen, Nußlaub

an den Eisenhüten. Denn Nußlaub bedeutet Streit. Und weil der Schäfer, der da am Weg saß, sich erfrechte, ebenfalls Nußlaub an der Kappe zu tragen, so schlugen die Städtischen ihn todt, aus Langeweile, weil die Rauferei immer noch nicht losgehn wollte.

Die Schafe, zuerst verschüchtert, kamen nach dem Abzug der Eisenmänner wieder herbei und leckten das Blut ihres Schäfers. — —

Die Walburg wagte nicht, in Bacharach um Arbeit anzufragen, denn vor dem Kinde des Unehrlichen hätten die Hausfrauen ausgespieen. So war eines Herbstabends kein Brod mehr in der Hütte, kein Oel, kein Kienspan. Die gescheckte Ziege meckerte so kläglich vor Hunger, die alte Mutter war vor Erschöpfung am finstern Heerd eingeknickt. Da packte aus dem Knarren der Reife die Walburg ein Grausen, und sie lief zum Thal hinab, den Rhein entlang. Nach ihren roten Locken, im Wind flatternd, griffen die gespenstigen Ranken des rotlockigen Weins, der wirr niederhing von grinsenden Felsenstirnen des Straßenrands. Ohne zu wissen, wohin, lief sie durch die Nacht, durch die unheimlich halbhelle, verstörte Nacht, während grüne, fröstelnde Wolken am Mond vorbeisausten.

Da trat zu ihr ein hoher Mann in stattlicher Tracht, er führte sein rotes Roß am Zaum. „In meiner Burg ist's besser wie hier", sagte der. „Komm' mit hinauf!" . . .

Zum Abschied, noch vor Tag, damit die Knechte sie nicht sähen, wollte er ihr einen Hirschthaler geben. Sie warf ihm das Geldstück vor die Füße. Da hing er ihr seine güldene Kette um den leis erschauernden Nacken.

„Wein' nicht! Ich komm' ja in Deine Hütte, oft, oft, bei Nacht und Nebel, wie der Hämmerlin."

Aber bald harrte sie umsonst auf dem Bergrücken in der trostlosen Winternacht. Er kam nicht! Kam nicht! Wie sie auch schluchzen mochte und der Stunden denken, wo sie froh waren miteinander. Und die Sinne verwirrten sich ihr beim Aechzen der sturmgebogenen Stämme. Es hungert sie. Sie lief nach Bacharach hinunter, zum langbärtigen Baruch, dem Juwelenhändler.

„Hilf Himmel!" schrie der, als er die kostbare Kette sah. „Das ist eine Hex', die will unser Volk in's Unglück bringen!" Und er lief aus der Judengasse auf den Markt, immer fort schreiend: „Eine Hex'! Eine Hex'!"

Sie wurde vor den Rath geführt. Die gestrengen Herren konnten nichts aus ihr heraus bekommen, den bösen Feind betreffend. In dunkler Zelle wurde sie an eine Kette geschlossen. Der Wächter sagte aus, sie hätte bei Neumond mit den Ketten gerasselt und gebellt wie ein Hofhund. Als der hohe Rath sie fragte, woher sie die Kette habe, wollte die Verklagte nicht antworten. Aber auf der Folter gestand sie bald: von dem fremden Mann.

„Wie seine Burg hieß?" — Das wußte sie nicht.

„Waren Flammen drin?"

„Ja! Prasselnde! Und Alles so warm und prächtig!"

„War's der Hämmerlin?"

Oft schon hatte der Winterwind ihr zugeheult, daß es der böse Feind gewesen sein müsse. Jetzt, angesichts der drohenden Foltergeräthe ward es ihr plötzlich klar: „Ja, der böse Feind! Und die Eule grinste im Felsspalt, und die Eule, sagen sie, ist die Großmutter vom Peter, dem Ziegenbock. Laßt mich! Muß ja hinausfahren mit Eule und Ziegenbock, auf dem Besenstiel." — Und sie meckerte, und sie stöhnte wie ein Uhu.

Eulen und Ziegenböcke malten sie der Wahnsinnigen auf's gelbe Hexenhemd. Als „überzeugte" Hexe wurde sie hinausgefahren auf dem Armensünderkarren, durch's spitze Stadtthor. Der Sommer war über ihrer Prozessirung verstrichen. Die Kleinbürger waren bei der Nußernte, schlugen und stachen die „Teufelsliebste" mit den langen Stangen, schmissen Nußschalen und Steine auf sie. Und „Hex! Hex!" brüllte es um sie her. Dann wurde sie in einen Nußsack geschoben und gezwängt. Der Sack, als wär er mit Nüssen vollgepfropft, kollerte von einer Kribbe herunter und versank, wie ein Stein. Die Bürger fuchtelten mit den Stangen, ihre Wuth war geweckt. Da kam ein Mann des Weges, er trat unter sie und predigte vom Grabe des Heilands, wie es verlassen sei in den Händen der Heiden. „Die ärgsten Belialspriester aber sind mitten unter Euch, das sind die Hebräer!" Und die Kerle mit ihren Stangen rannten in die Stadt. An's Thor der Judengasse pochten die Stangen. — — — — — — — —

Ich hatte mich am Wiesenhang niedergeworfen. Ein starker Knall weckte mich auf, der am jenseitigen Ufer schmetterndes Echo fand. Dicker Dampf von aufgewirbeltem Staub und fliegenden Steinstäubchen verhüllte den Umkreis. In einem Steinbruch, dicht am Wege, wurde mit Dynamit gesprengt. Die Straße war deshalb gesperrt. Da kam auch wieder der Nußkarren, auf dem die kleine „Hex'" saß. Sie und ihre große Schwester hatten in einem abseits gelegenen Häuschen noch erst Butter geholt und dabei ein Viertelstündchen mit der Bäuerin verbabbelt. Sie hielten jetzt den Karren an und warteten, bis Erlaubniß zum Passiren gegeben würde. Wie wir so neben einander standen, wünschten wir uns guten Abend und kamen leicht in's Gespräch. Und die größere Schwester vertraute mir bald all' ihre Erlebnisse an, all' ihre Hoffnungen.

Acht Tage lang wurde fröhliche Fastnacht gefeiert in den eisgrauen, griesgrämigen Gassen von Bacharach. Darauf freute sie sich unmenschlich, da gab's so viel „Jux", denn die Jungens tanzten alle gern mit ihr. Und später sollte sie in Dienst nach Mainz kommen, denn sie war ja ein armes Mädchen.

Mainz? Der Sprenggeruch hatte mich wohl verstimmt. Warum stieg mir, als der Karren wieder vor mir herzog, die Zukunft des schmucken Mädchens auf, — staubgrau ..? Ein Liebhaber, gläubige Thränen — vielleicht Kellnerin — und später — ja, ja, das uralte Mütterchen kracht auch heut noch Nüsse ....

Ich war in die finstern, moderfeuchten Gassen hineingekommen. Dunkle Männergestalten regten sich an den gähnenden Thoren, im Zwielicht der niederen Hausgänge. Sie schütteten aus Körben und Trögen die abgeschälten Nüsse in Säcke. Hier und da hing eine plumpe Oel-Laterne an einem Draht, der über die Gasse gespannt war. Die grobklotzigen Kerle huschig beleuchtet in ihren hohen Stiefeln und herab gekrämpten Filzen. Das Schollern der rieselnden Nüsse — die gehobenen, getragenen Säcke — als wenn Leichen fort geschleppt würden, scheu, bei einer Pest — und allenthalben ein Klopfen der Küfer, denn die Weinlese naht — — unheimliches Nest, dieses Bacharach!

Auch beim Steeger Wein meiner Wirthin wollte mir nicht heller zu Sinn werden. Die alte Standuhr hatte sich offenbar erkältet, so heiser schlug sie.

„Ah! draußen in der vielgescholtenen Großstadt ist's doch molliger!" sagte ich mir. Und es befiel mich eine wahre Sehnsucht nach der Leipzigerstraße. Da sind die Köpfe klar, wie die electrisch durchflutheten Bazar's — und hier in dem dumpfigen Loch spuken die Schatten der Herzen, die der Liebesglaube gemordet — In der nächsten Weihnachtsnacht ging ich über die Leipzigerstraße. Auf dem Schloßplatz hatte ich Harzgeruch geschlürft, im Lustgarten mich am Kleinkram der Buden erheitert. Schaaren von Gläubigen kamen aus dem Dom, aus der Hedwigskirche, wo sie die Mähr gehört, daß vor zweitausend Jahren die Liebe über die Welt gekommen sei. Und dabei haßten Tausende sich aber frisch drauf los untereinander, haßten sich bis auf's Blut um tausenderlei Lächerlichkeiten willen.

Und die schneidigen Herren im Biberpelzkragen, die dort in das Weinrestaurant einbogen, nein, die kamen entschieden nicht aus der Kirche — aber sie trugen ebenfalls ihren speciellen Haß unter den blendend weißen Faltenhemden. Sie glaubten ja an eine Berechtigung des Drucks, der Ausbeutung. Sie glaubten naiv, daß die Welt aus Hoch und Niedrig, aus Schwelgern und Getretenen, aus Dünkelhaften und Verachteten urgesetzlich zusammengekittet sei, ein grelles Mosaik. Das Naturgesetz, oberflächlich mißverstanden, war ihr nüchterner Gott des Hasses, und der Genuß-Fanatismus ihrer glattrasirten Backen war der grausamen Wollust nah verwandt, mit der die Bacharacher einst Hexen und Juden geschlachtet hatten ....

Die Kirchengänger hatten sich verlaufen. Es wurde menschenleer auf der fröstelnden Prachtstraße. Nur in den Thorbögen tief vermummt die Wächter, hier und da ein Rudel Betrunkener, eine arme Dirne. Vor dem Café Keck hielt eine lange Droschkenreihe. Die eingeknickten Beine der Pferde bildeten stumpfe Winkel. Ein paar Herren kommen von Keck heraus, ihre Schatten torkeln über den glitschrigen Asphalt. Die feine Gesellschaft ist zu jedem Ulk aufgelegt.

Toll aufgeputzt schlottert ein abgemergeltes Weib heran. Die Lümmel versperren das Trottoir in dichter Reihe.

„He! Alte Hexe!" ...

Einsame Menschen.

Drama in 5 Akten

von

Gerhart Hauptmann.

(5. Fortsetzung.)

Johannes (von draußen herein. Unruhiger als vorher.) Es fängt wieder an zu regnen. — — — Wir hätten einen Wagen bestellen sollen.

Fr. Käthe. Nun ist's zu spät dazu.

Johannes. Ja leider.

Fr. Käthe. Braun war hier.

Johannes. Das läßt mich ziemlich kalt. Was hat er denn gewollt?

Fr. Käthe. Er wird wieder zu uns kommen und es soll alles zwischen Euch wieder wie früher sein.

Johannes (lacht kurz). Kurios! Das soll mich locken? — Könnten wir nicht noch schicken — schnell? — Ach, überhaupt . . . . .

Fr. Käthe. Nach einem Wagen, Hannes? 'S is' ja nicht weit bis zum Bahnhof.

Johannes. Aber aufgeweicht, kaum zum Durchkommen. Ueberhaupt das denkbar ungünstigste Reisewetter.

Fr. Käthe. Ach, wenn sie nur erst im Coupee sitzt.

Johannes. Womöglich recht überfüllt, dritter Classe, mit nassen Füßen.

Fr. Käthe. Sie wird wohl in's Damencoupee steigen.

Johannes. Gieb ihr nur wenigstens den großen Fußsack mit.

Fr. Käthe. Ja, ja! Du hast recht. Ich hab' auch schon dran gedacht.

Johannes. Ach überhaupt — die ganze Sache ist so über's Knie gebrochen.

Fr. Käthe (antwortet nicht).

Johannes. Sie bliebe gewiß gern noch 'n paar Tage.

Fr. Käthe (nach einer kleinen Pause). Aber Du hast's ihr ja vorgestellt.

Johannes (heftiger). Ich wohl, aber Ihr nicht. Du und Mutter! Ihr habt geschwiegen dazu, und das hat sie wohl gemerkt.

Fr. Käthe Ach das . . . . Nein . . . . . Ich glaube doch nicht, Hans . . . .

Johannes. Und wenn zwei so dabei stehen — so stumm wie die Fische, — da vergeht einem auch die Lust, da verzichtet man schließlich lieber. — — — Eigentlich ist's mir peinlich, daß wir sie so in Nacht und Nebel fortschicken.

Fr. Käthe (sich ihm nähernd in schüchterner Zärtlichkeit). Nein, Hannes! Sieh' doch die Sache nicht so falsch an. Und denk' doch nich' immer so schlecht von mir! Von fortschicken ist doch keine Rede, Hannes!

Johannes. Ihr seid eben nicht feinfühlig genug. Ihr seid eben blind. Mir macht es den Eindruck, als ob wir ihr geradezu den Stuhl vor die Thür setzen. Geradezu. „Du bist jetzt genug hier gewesen, nun geh! — Nun geh wohin Du willst. In die Welt,

in die Ferne! Sieh, ob Du fortkommst! Sieh, ob Du schwimmen kannst." So kommt mir's vor, Käthe. So 'n kaltes Bedauern leistet man sich höchstens noch: das ist alles!

Fr. Käthe. Nein, Hannes! Vor Mangel haben wir sie nun doch auch sicher gestellt.

Johannes. Weißt Du denn, ob sie's annimmt? Und dann ist damit auch verdammt wenig gethan. Für Lieblosigkeit kann sie das Geld nicht entschädigen.

Fr. Käthe. Aber Hannes! einmal muß sie doch fort.

Johannes. So sagen die Philister, Käthe Sie ist hier gewesen, sie ist unsere Freundin geworden, und nun sagen die Philister: müssen wir uns wieder trennen. Das versteh' ich nicht. Das ist der verfluchte Nonsens, der einem überall in die Quere kommt, der einem überall das Leben verpfuscht.

Fr. Käthe. Willst Du denn, daß sie noch dableibt?

Johannes. Ich will garnichts. Ich sage nur soviel, daß es eine .... daß unsere Denkungsweise gerade so ärmlich und engbrüstig ist, wie jede Philisterdenkungsweise. Und wenn es nach mir ginge — so viel weiß ich! — wenn ich nicht durch allerhand kleinliche Rücksichten förmlich gefesselt wäre, ich würde mich anders mit diesen Dingen abzufinden wissen, ich würde mich anders reinhalten innerlich, würde anders vor mir selbst dastehen, als jetzt. Verlaßt Euch drauf!

Fr. Käthe. Aber weißt Du, Hannes! — Da komm' ich mir — wirklich bald — ganz überflüssig vor.

Johannes. Das versteh' ich nicht.

Fr. Käthe. Wenn Du — mit mir allein — nicht zufrieden bist.

Johannes. Herr Gott! Vater im Himmel!!! Nein — wirklich — wahrhaftig — weißt Du! — Das fehlte mir noch. Meine Nerven sind auch keine Schiffstaue. Das kann ich unmöglich jetzt noch vertragen (wieder ab in den Garten).

Fr. Vockerat (bringt eine Tasse Bouillon, setzt sie auf den Tisch). Da — für's Fräulein.

Fr. Käthe (verzweifelt ausbrechend, eilt schluchzend auf Fr. Vockerat zu, fällt ihr schluchzend und stammelnd um den Hals). Mutterchen – Mutterchen! Ich muß fort — fort von hier — fort aus diesem Hause — fort von Euch allen. — Das ist zu viel, zu viel, Mutterchen!

Fr. Vockerat. Aber um Gott! Kindchen — was . . .? Wie . . .? Wer hat Dir denn . . .?

Fr. Käthe (verwandelt entrüstet). Nein, dazu bin ich zu gut. Zum Wegwerfen bin ich zu gut. Ich werfe mich nicht weg! Dazu bin ich mir denn doch viel zu gut. Mutterchen, ich reise augenblicklich. Mit dem Schiff — nach Amerika — nur fort, fort — nach England — wo kein Mensch mich kennt, wo . . .

Fr. Vockerat. Aber Kindel! — nach Amerika — barmherziger Vater! Aber was ist denn in Dich gefahren? Willst Du denn von Deinem Manne fort, von Deinem Kinde fort? Soll denn Philippchen ohne Mutter aufwachsen? Das kann ja nicht möglich sein!

Fr. Käthe. Ach was denn, „Mutter"? Eine dumme, bornirte Person hat er zur Mutter. Was soll ihm eine dumme, beschränkte Person nützen, wie ich! Ich weiß ja nun wie ganz dumm und beschränkt ich bin. Sie haben mir's ja gesagt, Tag für Tag. Sie haben mich ja nun glücklich so klein und erbärmlich gemacht, daß ich mir selber zum Ekel bin. Nein, nein! fort, fort!

Fr. Vockerat. Aber Käthchen, bedenkst Du denn . . . Von Mann und Kind . . Ich bitte Dich um Gottes und Jesu willen.

Fr. Käthe. Hab' ich ihn denn überhaupt jemals besessen? Erst haben ihn die

Freunde gehabt, jetzt hat ihn Anna. Mit mir allein ist er nie zufrieden gewesen. Ich verfluche mein Leben. Ich habe es satt, das verfluchte Dasein.

Fr. Vockerat (nun ihrerseits extatisch ausbrechend, wie unter dem Eindruck einer plötzlichen Erleuchtung. Ihre Augen werden starr und leuchtend, ihre Wangen abwechselnd bleich und roth.) Seht Ihr! seht Ihr! (sie weist mit dem Finger ins Leere) seht Ihr nun! Seht Ihr! was hab' ich gesagt! Seht Ihr! Ein Haus, hab' ich gesagt, aus dem der liebe Gott verjagt ist, bricht über Nacht zusammen. Seht Ihr! Irret Euch nicht! Seht Ihr nun? was hab' ich gesagt? Erst Gottesleugner, dann Ehebrecher, dann . . . Käthchen!!!

Fr. Käthe (mit einer Ohnmacht kämpfend). Nein, Mutter! Nein, nein, Mutter! Ich . . . Ich

Fr. Vockerat. Käthchen! — nimm Dich zusammen, komm! Es kommt Jemand. Komm! (ab mit Käthe in's Schlafzimmer). (Johannes kommt von der Veranda herein.)

(Frau Vockerat öffnet die Schlafstubenthür.)

Fr. Vockerat. Ach, Du bist's, Hannes! (sie kommt heraus, ihre hochgradige Erregung mit aller Gewalt unterdrückend. Sie giebt sich den Anschein, als ob sie etwas im Zimmer suche).

Fr. Vockerat. Nu', Junge!

Johannes. Was denn, Mutter?

Fr. Vockerat. Nichts. (Da Johannes sie fragend ansieht). Was meinst Du denn?

Johannes. Es machte mir nur so den Eindruck, als ob Du . . . Ich muß sagen: Ich hab's nicht gern, wenn Ihr ein immer so beobachtet.

Fr. Vockerat. Junge, Junge! für Dich ist's gut, daß der Winter kommt. Dein Zustand ist derart . . . Du bist früher zu mir nie so häßlich gewesen. Du mußt vor Allem Ruhe haben.

Johannes. Ja, ja! Ihr wißt ja immer besser als ich, was mir gut ist.

Fr. Vockerat. Na und überhaupt, Käthe ist auch noch garnicht so recht auf'm Posten.

Johannes. Na, Anna hat ihr wirklich nicht viel zu schaffen gemacht.

Fr. Vockerat. Wenn auch. Aber ich bin eben auch schon 'ne alte Frau – und wenn man auch immer gern möchte alles machen, die alten Knochen wollen halt doch manchmal nicht mehr.

Johannes. Das hast Du garnicht nöthig, das hab' ich Dir hundertmal gesagt. Es giebt Dienstleute genug im Hause.

Fr. Vockerat. Aber das Fräulein muß doch nu' auch endlich wieder mal in ihre Arbeit.

Johannes. Das is' ja ihre Sache.

Fr. Vockerat. Nee, ich seh nich ein! Alles mit Maß. Es is' nu' wieder mal genug. Sie is' lange genug hier gewesen.

Johannes. Was willst Du denn eigentlich? Das ist mir alles so sonderbar so . . ich weiß garnicht . . . .

Fr. Vockerat. Du willst die Mahr auffordern noch zu bleiben und . . .

Johannes. Das werd' ich sogar. Das werd' ich allerdings thun. Allerdings werd' ich das . . . Hast Du was dagegen, Mutter?

Fr. Vockerat (ihm in's Gesicht drohend). Junge, Junge! —

Johannes. Nein, Mutter! das ist ja wirklich . . . Weiß Gott, als ob man ein Verbrechen begangen hätte. Das ist schon nicht mehr . . .

Fr. Vockerat (eindringlich gütig). Junge! Sei mal vernünftig! Komm! Hör mich mal ruhig an! Ich bin doch Deine Mutter. Ich meins doch wirklich gut mit Dir. Es

giebt doch überhaupt keinen Menschen, der's besser mit Dir meinte. Sieh' mal, ich weiß ja, daß Du einen ehrenhaften Charakter hast — aber wir sind schwache Menschen, Hannes und ... und Käthe macht sich Gedanken — und ...

Johannes (lachend). Nimm mir's nicht übel, Muttel, ich muß lachen. Da kann ich wirklich nichts andres als lachen, Mutter! Das ist einfach lächerlich.

Fr. Vockerat. Junge, Junge! Es sind schon Stärkere in die Schlinge gefallen. Man merkt's oft erst, wenn's zu spät ist.

Johannes. Ach, Mutter! wenn Euch wirklich dran liegt, daß ich meinen Verstand behalte, dann kommt mir um Gotteswillen nicht noch mit solchen Sachen. Verwirrt mich nicht, macht mich nicht confus. Suggerirt mir nicht Dinge, die ... Treibt mich nicht in Verhältnisse, die mir fern liegen.
Ich bitt' Euch inständig, Kinder.

Fr. Vockerat. Du mußt ja wissen, was Du thust, Hannes! Ich sage Dir blos: Nimm Dich in Acht!

(Fr. Vockerat ab in's Schlafzimmer. Frl. Anna kommt.)

Frl. Anna (Hannes entdeckend). Herr Doctor! (sie geht nach dem Stuhle, auf welchem ihre Sachen liegen und ergreift den Regenmantel, um ihn anzuziehn.) Nun wollen wir.

Johannes (springt herbei, ist ihr behülflich beim Anziehen). Also doch?!

Frl. Anna (den Mantel zuknöpfend). Und wovon Sie sprachen — das schicken Sie mir doch bald?

Johannes. Das vergeß' ich nicht. Sehen Sie, Fräulein Anna, nun könnt' ich doch wenigstens ein klein Bischen beruhigter sein. Wollen Sie uns denn nicht das Freundschaftsrecht einräumen.

Frl. Anna. Das verletzt mich, Herr Doctor!

Johannes. Nun gut. Ich werde nicht mehr damit kommen. Aber Sie versprechen mir — für jeden Nothfall. Dürfen andre mit Ihnen theilen, so wollen wir's nicht minder.

Johannes (geht und ruft in die Schlafstube). Mutter! Käthe!

(Käthe und Fr. Vockerat kommen.)

Frl. Anna (küßt die Hand der Fr. Vockerat). Viel Tausend Dank. (Käthe und Anna küssen sich innig.) Du Gute! Liebe! -- und schreib' mal!

Fr. Vockerat. Lassen Sie sich's recht wohl ergehen!

Fr. Käthe. Ja — und leb' ... (sie weint) leb' glücklich, laß' ... (sie kann nicht weiter vor Schluchzen).

(Johannes trägt Anna's Täschchen. Käthe und Fr. Vockerat begleiten sie ebenfalls auf die Veranda. Dort treffen sie auf Braun, der sich verabschiedet. Man trennt sich. Fr. Vockerat, Käthe und Braun bleiben auf der Veranda zurück. Käthe winkt mit einem Taschentuch. Hierauf kommen sie zurück ins Zimmer.

Fr. Vockerat (die stillweinende Käthe tröstend). Na Kindel, Kindel! Sei guten Muth's! Sie wird's verwinden, sie ist jung.

Fr. Käthe. Die rührenden Augen, die sie hat. Ach, sie hat so viel Schlimmes durchgemacht.

Fr. Vockerat. Wir wandeln alle nicht auf Rosen, Käthel.

Fr. Käthe. Ach, es giebt so viel Weh und Jammer auf der Welt! (ab ins Schlafzimmer).

(Kleine Pause.)

Fr. Vockerat. Da hat sie die Bouillon doch stehen lassen (nimmt die Tasse, um sie hinauszutragen. Bleibt vor Braun stehen). Herr Braun! Ich muß Ihn'n sagen: in den letzten

zehn Minuten — wahrhaftig — da . . . da hab' ich etwas durchgemacht (sie thut noch ein paar Schritte, wird dann plötzlich von Schwäche übermannt und muß sich niedersetzen). Jetzt fühl' ich's — es steckt mir in allen Gliedern. Wie zerschlagen bin ich.

Braun Ist etwas vorgefallen, Frau Vockerat?

Fr. Vockerat. Ich will ja zufrieden sein. Ich will ja garnichts sagen, wenn's noch so abläuft. Der liebe Gott hat uns eben mal mit dem Finger gedroht — und ich — hab' ihn verstanden — — — Sie sind auch so ein Gottloser! Ja, ja! aber glauben Sie einer alten erfahrenen Frau, Herr Braun! Ohne ihn kommt man nicht weit. Man stolpert und stürzt früher oder später. (Kleine Pause). Ich fliege nur so — (sie will aufstehn, ist aber noch zu erschöpft). Es kommt nach. — Wer weiß, ob man nicht 'was davon trägt (. . horcht nach der Flurtbür). Wer ist denn da? — im Haus? Es geht doch Jemand die Treppe — Ach richtig! Wir wollen ja waschen. Die Mädchen weichen die Wäsche. — Nu' ist Ruhe, nu' kann doch wieder 'was gethan werden.

(Kleine Pause.)

Sehen Sie, so einen Goldcharakter — so ein ehrenhafter, tadelloser Mensch, wie Johannes . . . Sehn Sie, wohin es führt, wenn man auf die eigene Kraft pocht. Da heißt es immer so großartig: Ich habe eine Religion der That. Da sieht man's wieder mal. Der liebe Gott bläst sie um, unsre Kartenhäuser.

(Johannes echauffirt, nicht ganz sicher, tritt schnell ein durch die Flurthür.)

Johannes. Kinder, sie bleibt!

Fr. Vockerat (ohne zu begreifen). Wer — Hannes! — bleibt?

Johannes. Na, sie bleibt noch'n paar Tage, Mutter! Fräulein Anna natürlich.

Fr. Vockerat (wie vom Schlage gerührt). Fräulein Anna bl . . . Wo ist sie denn?

Johannes. In ihrem Zimmer ist sie, Mutter. Aber ich begreife nicht.

Fr. Vockerat. Also doch.

Johannes. Thut mir die Liebe und nehmt die Dinge nicht so ungeheuer schwülstig auf, es . . .

Fr Vockerat (erhebt sich gebieterisch). Hannes! hör' mich mal an! (mit Nachdruck.) Ich sage Dir: die Dame hat hier nichts mehr zu suchen. Die Dame muß das Haus auf jeden Fall wieder verlassen. Ich verlange das unbedingt.

Johannnes. Mutter, in wessen Haus sind wir hier?

Fr. Vockerat. O Du, das weiß ich. Sehr gut weiß ich das. Wir sind im Hause eines . . . eines pflichtvergessenen Menschen, der . . . und da Du mich dran erinnerst, so — freilich, freilich! — So kann ich ja dieser . . . dieser Person das Feld räumen.

Johannes. Mutter! Du sprichst in einem Tone von Fräulein Anna, den ich nicht dulden kann.

Fr. Vockerat. Und Du sprichst in einem Tone mit Deiner Mutter, der wider das vierte Gebot verstößt.

Johannes. Mutter, ich will mich mäßigen. Aber nehmet einige Rücksicht auf meinen Seelenzustand. Es könnte sonst etwas eintreten . . . Wenn Ihr mich treibt, ich könnte etwas thun, was ich nicht mehr ungeschehen machen könnte.

Fr. Vockerat. Wer Hand an sich selbst legt, ist verdammt in Zeit und Ewigkeit.

Johannes. Einerlei. Dann . . . dann habt ihr Grund doppelt vorsichtig zu sein.

Fr. Vockerat. Ich wasche meine Hände in Unschuld. Ich reise ab.

Johannes. Mutter!

Fr. Vockerat. Ich, oder diese Person.



Johannes. Mutter, Du verlangst Unmögliches. Ich habe sie mit Mühe umgestimmt. Soll ich nun vor ihr dastehen wie . . . Lieber erschieß' ich mich.

Fr. Vockerat (mit plötzlichem Entschluß). Gut — nun gehe ich hinauf. Ich werde ihr die Meinung gründlich sagen. Diese durchtriebene Kokette! diese . . . Sie hat Dich eingesponnen in ihre Netze.

Johannes (vertritt ihr den Weg). Mutter, Du wirst nicht hinauf gehen!! Sie steht in meinem Schutz, und ich werde sie vor rohen Beleidigungen zu schützen wissen. — Gegen Jedermann.

Braun. Hans, aber Hans! . . .

Fr. Vockerat. Gut, gut. Ich sehe schon — es ist . . . ist weit gekommen mit Dir (ab durch die Flurthür).

Braun. Aber, Hannes, was ist blos in Dich gefahren!?

Johannes. Laßt mich in Ruh — Seelenverderber ihr!

Braun. Sei mal vernünftig, Hannes! Ich heiße Braun. Ich habe nicht die Absicht, Dir Moralpredigten zu halten.

Johannes. Kinder, Ihr prostituirt meine Gedanken. Das ist geistige Nothzucht. Ich leide furchtbar darunter. Ich rede kein Wort mehr.

Braun. Hans! jetzt kannst Du nicht schweigen. Die Dinge liegen so, daß Du gewissermaßen verpflichtet bist zu reden. Versuch' doch mal etwas kühler zu werden.

Johannes. Was wollt ihr denn wissen? Wessen sind wir denn angeklagt? Kinder, ich muß es in jedem Fall ablehnen, einen Unschuldsbeweis anzutreten. Das duldet mein Stolz nicht, verstehst Du . . . Ekelhaft! . . . Der Gedanke blos.

Braun. Sieh' mal, Hans! Ich fasse die Sachen absolut nüchtern auf.

Johannes. Fasse sie meinethalben auf, wie Du Lust hast. Aber sag' mir kein Won über Deine Auffassung, denn jedes Wort ist mir wie ein Ruthenhieb in's Gesicht!

Braun. Hans, Du mußt zugeben, daß Du mit dem Feuer spielst.

Johannes. Ich muß garnichts zugeben. Mein Verhältniß zu Anna entzieht sich Eurer Beurtheilung.

Braun. Du kannst doch nicht leugnen, daß Du gewisse Verpflichtungen gegen Deine Familie hast.

Johannes. Du kannst doch nicht leugnen, daß ich gewisse Verpflichtungen gegen mich selber habe. Seht Ihr, da habt Ihr geprahlt und geprahlt — und nun ich den ersten freien Schritt mache, da bekommt Ihr Angst, da redet Ihr von Pflichten, da . . .

Braun. Ich wollte das garnicht mal sagen. Was heißt Pflichten?! Du sollst nur klar sehen. Es handelt sich hier darum; entweder Anna oder Deine Familie.

Johannes Na hör mal, Du bist wohl verrückt geworden. Wollt ihr mir denn mit aller Gewalt Conflikte aufschwatzen, die nicht vorhanden sind. Es ist ja nicht wahr, was Ihr sagt. Ich stehe vor keiner Entscheidung. Was mich mit Anna verbindet, ist nicht das, was mich mit Käthe verbindet. Keins braucht das andre zu tangiren. Es ist Freundschaft, zum Donnerwetter. Es beruht darauf, daß wir geistig ähnlich veranlagt sind, daß wir uns ähnlich entwickelt haben. Deshalb verstehen wir uns dort noch, wo uns andre nicht mehr verstehen, wo Ihr mich nicht mehr verstanden habt. Seit sie hier ist, erlebe ich gleichsam eine Widergeburt. Ich habe Muth und Selbstachtung zurückgewonnen. Ich fühle Schaffenskraft, ich fühle, daß das alles geworden ist unter ihrer Hand gleichsam. Ich fühle, daß sie die Bedingung meiner Entfaltung ist. Als Freundin, verstehst Du wohl. Können denn Mann und Weib nicht auch Freunde sein?



Braun. Hannes! nimm mir's nicht übel, Du hast den Dingen niemals gern nüchtern in's Auge gesehen.

Johannes. Leute, Ihr wißt nicht, was Ihr thut! sag' ich Euch. Ihr urtheilt nach einer kläglichen Schablone, und die hab' ich mir an den Füßen abgelaufen. Wenn Ihr mich lieb habt, stört mich nicht. Ihr habt keine Ahnung, was sich in mir vollzieht. Daß Gefahren sind, jetzt, nach Euren Attaken, das glaub' ich fast selbst. Aber ich habe den Willen, mir das zu sichern, was mir Lebensbedingung ist, ohne die Grenzen zu verletzen. Ich habe den Willen, verstehst Du das wohl?

Braun. Das ist Dein alter Fehler, Hannes. Du willst Dinge vereinen, die sich eben nicht vereinen lassen. Meiner Ansicht nach giebt es nur eine Möglichkeit — wenn Du einfach zu ihr gehst, ihr die Dinge vorstellst, wie sie liegen, und sie bittest zu gehen.

Johannes. Bist Du fertig? Bist Du nun endlich fertig? Damit Du nun wenigstens in diesem Punkte zur Klarheit kommst und nicht unnöthig Worte verschwendest (mit blitzenden Augen jedes Wort betonend:) Das, was Ihr wollt, geschieht nicht!!! — Ich bin nicht der, der ich noch vor kurzem war, Braun! Ich habe etwas über mich aufgehängt, was mich regiert, Ihr und Eure Meinung hat keine Macht mehr über mich. Ich habe mich selbst gefunden und werde ich selbst sein. Ich selbst, trotz Euch allen! (Schnell ab in's Studirzimmer).

Braun (zuckt die Achseln).

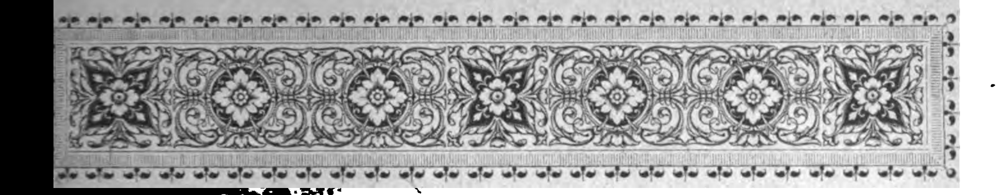
Vorhang fällt.

(Fortsetzung folgt.)



Verantwortlich für die Redaction Wilhelm Bölsche, Friedrichshagen. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler. Druck: Kroll's Buchdruckerei. Beide in Berlin.





Beschluß.

[illegible] Strafsache wider den Schriftsteller Otto Brahm und den Redakteur [illegible] wegen Vergehens gegen § 184 des Strafgesetzbuchs

— J. I b 80/91, 84 G. 260. 91 —

[illegible] Strafkammer auf die Beschwerde des Verlags-Buchhändlers S. Fischer [illegible] dessen Vertreters, Rechtsanwalt Jonas, vom 26. Januar 1891, [illegible] amtsgerichtlichen Beschluß vom 22. Januar 1891, betreffend die Beschlag- [illegible] Heft 3 der „Freien Bühne für modernes Leben", Verlag von S. Fischer

[illegible] vorbezeichnete amtsgerichtliche Beschluß vom 22. Januar 1891 wird [illegible] die beschlagnahmten Druckschriften werden freigegeben.

[illegible] Kosten der Beschwerde trägt die Staatskasse.

Gründe.

[illegible] durch den angefochtenen Beschluß angeordnete Beschlagnahme ist auf [illegible] 68 ff. der vorbezeichneten Schrift enthaltene „Pariser Freie Bühne" [illegible] Besprechung des Stückes „Die Dirne Elise", Stück in drei Akten, [illegible] von Jean Ajalbert gegründet. Diese Besprechung enthält [illegible] dem zweiten, den Inhalt des ersten Aktes wiedergebenden Absatze [illegible] welche geschlechtliche Beziehungen zwischen den Hauptpersonen des [illegible] und für die Frage nach dem unzüchtigen Charakter der Schrift im Sinne des § 184 des Strafgesetzbuchs in Betracht kommen können. Diese Stellen sind indessen angesichts des für die Beurtheilung entscheidenden Gesammtinhalts, des durchaus ernsten Charakters, des Zweckes der zweifelsfrei künstlerischen Interessen dienenden Besprechung objectiv nicht geeignet, das Scham- und Sittlichkeitsgefühl in geschlechtlicher Beziehung gröblich zu verletzen.

Auch bei der Annahme, daß jene Stellen „unzüchtige" Schilderungen enthalten, würde deshalb der Besprechung (Schrift) als Ganzes und das ist ausschlaggebend, nach deren Charakter, deren in Wahrheit auf Verfolgung künstlerischen Interessen gerichteten Gesammttendenz, die Eigenschaft einer „unzüchtigen" Schrift im Sinne § 184 Strafgesetzbuchs nicht zukommen.

[illegible]

Im Namen des Königs!

In der Privatklagesache der [illegible] Elsa v. Schabelsky zu Berlin, Privatklägerin, gegen den Schriftsteller Dr. phil. Otto Brahm zu Berlin, Angeklagten, wegen Beleidigung, hat das Königliche Schöffengericht zu Berlin I, Abth. [illegible] in seiner Sitzung vom 11. November [illegible], an welcher Theil genommen haben:

1. [illegible], Amtsrichter,
2. Bergmann } als Schöffen,
3. Dulitz }

Hübner als Gerichtsschreiber,

für Recht erkannt:

Der Angeklagte Schriftsteller Otto Brahm ist der öffentlichen Beleidigung schuldig und wird deshalb zu einer Geldstrafe von dreißig Mark, im Nichtbeitreibungsfalle zu einer Haftstrafe von drei Tagen und zur Tragung der Kosten des Verfahrens verurtheilt.

Der Privatklägerin wird die Befugniß zugesprochen, den verfügenden Theil des Urtheils binnen einer Frist von zwei Wochen nach Zustellung einer Ausfertigung des Urtheils an sie, in der „Freien Bühne für modernes Leben“ auf Kosten des Angeklagten durch einmaligen Abdruck an derselben Stelle, wie der beleidigende Artikel zu veröffentlichen.

Die Vorgeschichte von Zola's L'Argent.

„Nach Golde drängt,
Am Golde hängt
Doch alles! Ach wir Armen!“

Ein bedeutsames litterarisches Ereigniß steht bevor: das Erscheinen des achtzehnten Bandes des Zola'schen Romancyklus. Dem stets sich erweiternden Kreise vorurtheilsfreier, empfänglicher Zola-Leser mag es willkommen sein, wenn hier schon ante festum — ein Beitrag geliefert wird zur Entwicklungsgeschichte des neuen

Kulturbildes. Selten nur hat ein Dichter sich vorher so eingehend mündlich und schriftlich — schlicht und interessant — über „Wie“ und „Warum“ einer Geistesschöpfung ausgesprochen. Zahlreiche autentische, mittelbare und unmittelbare, offiziellen wie offiziösen Quellen entnommene Enthüllungen, mündliche Mittheilungen Zola's an bewährte Pariser Reporter, schriftliche in Briefen des Meisters an den Sammler dieser Argent-Dokumente selbst, setzen mich in den Stand, den Werdegang des kommenden Romans in seinen Hauptzügen wie in manch wissenswerther Einzelheit fast erschöpfend darzustellen.

I.

Vor nunmehr bald vier Jahren verbreitete eine nur mittelbar aus Zola'scher Quelle stammende Figaro-Notiz Clinchollé's zuerst die Kunde, der Dichter plane für später einmal einen Roman, der die Börsenwelt und die damit verknüpfte Journalistenwelt schildern solle. Die Börsenwelt „fonctionnant dans le cadre de l'Empire libéral“, d. h. in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre, — Leben, Sitten und Charaktertypen der Bankiers, Börsenmakler, Wechselagenten, Zeitungsschreiber, — mit ihrem unausbleiblichen Gefolge von Vertreterinnen „du sexe“ jeglicher Gattung und Art. Sechs oder sieben Wochen, ehe das Schlußwort der Bête humaine geschrieben wurde, stand der Vorwurf der nächsten Arbeit endgültig fest: es war der Börsenroman.

L'Argent ist — nach einem Zwischenraum von genau achtzehn Jahren — die unmittelbare Fortsetzung und zugleich die logische Ergänzung und der organische Abschluß der „note (de la chair et) de l'or“ des Rougon-Macquart-Ringes, des Romans „La Curée“. Das Wort „La Curée“ ist in den bisherigen deutschen Uebersetzungen vollständig sinnverderbend wiedergegeben worden. Werden doch Zola'sche Titel durchweg von schlechten Uebersetzern traurig verdreht. „Aus der Werkstatt der Kunst“ für l'Oeuvre ist unmöglich, und nicht minder „Der Traum“ für „Le Rêve“; Rêve hat eine Doppelbedeutung: erstens Traum und zweitens — in diesem Fall das Träumende — das, was einem nur im Traume vorschwebt, das Erträumte, das Jenseitige, Ueberirdische, synonym mit „l'au delà,“ kurz: das Ideal. La Curée aber gar zu verdeutschen mit „Halali oder die wilde Jagd“ und „Renata oder die Jagd nach dem Glück“ überschreitet die Grenze des erlaubten Blödsinns denn doch zu stark. „Curée“ ist ein technischer Ausdruck aus der Waidmannssprache: das „Jägerrecht“, das heißt die den Jagdhunden zum Fraß hingeworfenen Jagdabfälle, Eingeweide u. s. w. des erlegten Wildes!

La Curée war bisher der Gold-Roman *κατ' ἐξοχήν* des Zola'schen Werkes. Man kennt Zola's Art, irgend eine menschliche Eigenschaft, sei es Tugend oder Laster, mit gewaltiger Dichterkraft zur tragisch-grandiosen Apotheose zu steigern und — in rein künstlerischem Sinne — zu verherrlichen: im Assomoir den Alkoholteufel, in der Joie de vivre die aufopfernde Entsagung, in Au Bonheur des dames die Kaufleidenschaft der Weiber, in Le Rêve die engelreine Tugend und in Nana die entfesselte Fleischesbegierde, — und so fort.

Der „Dämon Gold“, der allmächtige Triumph des Geldteufels, die Apotheose des „verfluchten Goldhungers“, in seinen denkbar eigenartigsten Rahmen gefaßt, in seinem typischen milieu und décor — sie durften nicht fehlen in der Liste, der Juvenal der zweiten Napoleonischen Aera mußte früher oder später auf sie stoßen, sie zwangen ihn. In gewissem Sinne hätte auch schon zu La Terre das Vergilische „Auri sacra fames“ als Motto gepaßt. Aber die volle Ausnutzung des Motivs sollte erst noch kommen.

Im Winter 1868/69 lieferte Zola — dreißigjährig — seinem Verleger Albert Lacroix eine flüchtig hingeworfene Skizze zu dem damals auf zehn Bände berechneten Cyklus. Hier findet sich eine ganz speziell auf das Plassaner Brüderpaar Aristide und Eugène Rougon, zumal auf den Erstgenannten, den Saccard der „Curée“,

hinzielende Stelle. Hier steckt zweifellos der erste Keim des Buches l'Argent. „Das charakteristische Moment in jener Epoche ist das allseitige Herandrängen der Gelüste und Begierden, das ebenso eilige Erstehen wie Vergehen der Vermögen. Die Rougon-Macquart werden sich aus Genußsucht überanstrengendem Spekulationswahnsinn in die Arme werfen, — Diebstahl und niederträchtige Intriguen, Ausschweifung und Schwelgerei, im vollen Tageslicht zur Schau getragen, fürstlicher Luxus. Ausgegangen von der Eitelkeit, von zügelloser Begierde getrieben, werden sie sich den Staatsstreich zu Nutze machen, um mit wilder Gier auf die für sie abfallenden Reichthümer (la curée de la richesse!), Ehrenposten, Ruhmesstellen, losstürzen." Seitdem ist das Riesenwerk seiner Vollendung zugereift. Zola ist müde, die Arbeit lastet auf ihm. Er schreibt mir am 5. September 1889: „Ich habe mich entschlossen, so bald als möglich mich davon frei zu machen. 1892, in den ersten Monaten, werden die zwanzig Bände der Rougon-Macquart, so hoffe ich, vollendet sein." L'Argent ist der vorletzte der für die eigentliche historische Schilderung noch ausstehenden beiden Bände. Der letzte Theil des Ganzen, „conclusion scientifique de tout l'ouvrage" dürfte voraussichtlich völlig aus diesem geschichtlichen Rahmen heraustreten. Jene beiden Bände aber — mag der zweite nun „La Guerre" heißen oder noch anders getauft werden — behandeln den Todeskampf jener „étrange époque de folie et de honte", wie es im Vorwort der Curée heißt. Meisterhaft angedeutet ist die äußere politische Zuspitzung schon in Germinal und der Bête humaine, — mit trocken ironischen Zügen. Liegt jener Schluß erst vor, so haben wir die ganze Linie in neunzehn Abschnitten: von dem „guet-apens du Coup d'État" 1851 bis zu den letzten Zuckungen des zweiten Empire in der „trahison de Sedan" 1870. Diesen letzteren Ausdruck, den das Vorwort der „Fortune des Rougon" noch wählt und in dem sich der Chauvinismus des dreißigjährigen heißblütigen Südländers ein Jahr nach jener Katastrophe ausspricht, dürfte die jetzt bevorstehende Kriegsstudie des zweiundfünfzigjährigen gereiften Meisters wohl kaum noch rechtfertigen.

Wann der Geldroman im eigentlichen Sinne zuerst entworfen worden ist, darüber hat Zola selbst — auf meine Anfrage — mit altgewohnter, nicht genug zu schätzender Bereitwilligkeit Aufschluß gegeben. „Der Gedanke zu diesem Roman ist keineswegs neueren Datums. Wenn er auch nicht im ursprünglichen Cyklusentwurf vorkommt, so entstammt er doch den Jahren, da die ersten Bände der Serie veröffentlicht wurden. Seitdem habe ich stets ein Plätzchen (une case) für das, was ich meinen Börsenroman nannte, reserviert. Von jeher war es meine Absicht, Saccard und Eugène Rougon darin wieder aufzunehmen, dem früher, in meinem ministeriellen Roman, bereits geschilderten konservativ-autokratischen Kaiserreich das liberale gegenüberzustellen, schließlich die politische Krise, welche dem Sturze der Napoleonischen Herrschaft voranging, zu zeichnen. Sie ersehen daraus, daß die Conzipirung dieses Romans in meinen Gedanken bereits recht weit zurück liegt. Ich setze sie kurz nach der Veröffentlichung von „Son Excellence Eugène Rougon", um 1877 herum, an." Ich denke nach diesem, wir haben den Embryo des Buchs in einem von Edouard Rod, Professor in Genf, überlieferten, frühestens von 1872 stammenden Entwurf des Cyklus bei den Worten „Le roman sur le debâcle. Faire revenir Aristide. Eugène et les autres; étudier les journaux de la fin de l'Empire." — —

Etwa Anfang April vorigen Jahres konnte Zola einem Besucher die ersten eingehenderen Enthüllungen über seinen Plan machen. Im Gespräch war die Geldfrage vorgekommen. Und auf die Frage, ob diese nicht auch Vorwurf seiner nächsten Sittenstudie sei, antwortete er das Folgende. „Allerdings, und das ist grade, was mich verdrießlich macht. Es ist nämlich äußerst schwierig, über das Geld einen Roman zu schreiben. Das ist ein kalter, eisigkalter, interessenbaarer Stoff. Ich kenne in Wirklichkeit nur einen Geldroman, der thatsächlich interessant ist: Balzac's Grandeur et Decadence de César Biroteau. Aus allen andern haucht tötliche Langeweile.

Und der Grund dafür liegt nahe: es giebt nichts Qualvolleres, Niederdrückenderes als Ziffern und Zahlen, die eine ununterbrochene Gehirnanstrengung nöthig machen, wie sie den Leser tief entmuthigt und von den ersten Seiten an unerbittlich müde und schlaff macht. Und doch bin ich gezwungen, die Arbeit zu machen. Der Charakter meines Rougon-Macquart-Cyklus bedingt sie nun einmal. Ich will denn also versuchen, etwas Wechselreiches, Lebhaftes, Lebendiges hineinzubringen Zwei bis drei Fabeln liegen mir schon zur Wahl vor. Ich werde die nehmen, die am erfolgreichsten gegen die Trockenheit der Studie ankämpft. Die Intrigue und die Personen beunruhigen mich gar nicht, wohl aber der Vorwurf, den ich noch nicht habe. Ich suche etwas wie eine riesenhafte Unternehmung, ein gigantisches Geschäft, das einen tollkühnen Wagehals völlig mit sich fortreißt und in ein paar Jahren zum König der Börse und des Finanzmarktes erhebt, — ein plötzliches, rapides Emporsteigen zu schwindelnden Höhen, dem ein ebenso plötzlicher Sturz, eine vollkommene Vernichtung folgt. Ein paar Freunde sich daran gegangen, geschichtliches Material zu dem Bilde für mich aufzustöbern. Die Politik wird in diesem Tendenzroman auch eine Rolle spielen. Was mir Sorge macht, ist, daß ich wieder genöthigt sein werde, mir Anachronismen zu Schulden kommen zu lassen, — ich lege Begebenheiten der allerneuesten Zeit wie die vom 24. Mai in die Schlußjahre des zweiten Empires vor dem Kriege von 1870.

Ich zergliedere und studiere in dem Roman die *soziale Rolle des Geldes*. Hier steckt der philosophische Grundgedanke der ganzen Arbeit. Die Schlußfolgerung, die ich ziehe, wird dem Gelde wohl günstig sein. Seine freigebige, fruchtbare Macht, seine mittheilsame, großmüthige Kraft werde ich rühmen, ja verherrlichen. Denn ich bin keiner von denen, die gegen das Geld predigen. Mir ist Ausgangspunkt die Idee, daß *richtig* verwendetes Geld der gesammten Menschheit *nützlich* ist. Ist der wahre Beruf des Geldes nicht, sich verbreiten und die trockenen Furchen befruchten? Ich werde in diesem Sinne das Geld in Schutz nehmen und mich um keine zukünftigen Angriffe kümmern. Ich denke mir, ich schaffe einen rechten Pariser Roman, leicht und fein fließend, ohne Beschreibungen, grade das Gegentheil meines vorigen. Zwei Milieur schildere ich. Die Geld- und die Zeitungswelt. Die höhere und höchste und daneben die niedrigste Bankwelt, dazwischen die Kreise der Journalisten, der Redacteure, Boulevardiers, Chroniqueurs, Reporter u. s. w. Zugleich reserviere ich dem Sozialismus ein Plätzchen, und ein anderes für den durch Spekulation verkrachten Adel. Tiefste Armuth neben höchstem Reichthum. Eine Liebesintrigue soll alle die verschiedenen Züge dieser Schilderungen zu einem Ganzen verschmelzen.

Das Spezialstudium zu alledem, das sehe ich schon, wird lang und schwierig werden. Es ist verwickelt, es verknotet sich mit allerlei Kleinigkeiten, es berührt Geschäfte jeder Gattung, tausend und eine Berufsthätigkeit, deren Dasein ich vorerst nur vermuthe, nicht kenne. Aber was schadet's! Ich werde nicht viel jammern, sondern mir zunächst einmal die Arbeit ordentlich eintheilen.

Da ist zuerst die Arbeit des *geistigen Schauens*; des Schauens, wie es dem Romandichter eigen, — wo man aus dem wirren Haufen der Sachen und Handlungen das herauszieht, was Licht giebt, was sich den Gestalten des Romans angeschmiegt und ihnen schärfere Umrisse schafft. Dann die Arbeit zur allmählichen *Stoffbeherrschung* durch *technische Studien*, die richtige Anwendung der Fachausdrücke, kurz: das Erlernen einer vollständig neuen, mir augenblicklich noch fremden Lexikographie und Terminologie. Von der Komposition des Romans selbst, in der Handlung und Intrigue, im Kopf und auf dem Papier, rede ich dabei noch gar nicht.

Das Geld . . . . es mußte nothwendig, als Hauptfaktor und allmächtiger Motor der Handlungen und Thaten meiner Gestalten, einen Platz in meinem Cyklus beanspruchen. Habe ich doch dafür gesorgt, gleich zu Anfang, im Vorwort des ersten Bandes zu erklären, das Geschlecht, welches ich schildern wolle, zeichne sich vor Allem

durch Zügellosigkeit der Gelüste, durch Entfesselung der Begierden charakteristisch aus, „le large soulèvement de notre âge qui se rue aux jouissances.“, Der Endpunkt dieser Erstürmung, dieser tollen Jagd nach dem Gelde, den Reichthümern und den damit verbundenen Genüssen bildet die Katastrophe, der Einsturz, die Vernichtung. Ich weiß noch nicht genau, welche berüchtigte Finanzkatastrophe aus dem zweiten Kaiserreich ich darstellen werde. Einen Augenblick habe ich daran gedacht, eines der letzten Finanzereignisse zu wählen, etwa die „Union Générale“, die „Affaire des Métaux“, „Panama“, den Fall Bontoux. Bei näherer Ueberlegung werde ich diese jedoch wohl alle fahren lassen müssen. Spielt doch mein Roman unter der Aera Napoleons III. Und so dürfte ich mich schließlich für den Fall Mirès, eine ausgedehnte, umfangreiche, interessante „cause célèbre“, die mich gleich von vornherein lebhaft angezogen, entscheiden. Ich werde denselben schon in den nächsten Tagen gewissenhaft zu studiren anfangen.

Das Geld! Welch' elastischer Begriff, — in seinem vielseitigen Sinne mir noch so unbekannt! Das wird eine vollständige Offenbarung für mich werden, eine neue Erziehung. Wie früher für „Germinal“ und „La Bête humaine“, werde ich mich an eine ganz neue Lebensordnung gewöhnen müssen, mich einer zeitweiligen neuen Existenz unterwerfen. Die Tracht des Bergarbeiters habe ich damals mit dem Kittel des Lokomotivführers vertauscht Diesmal will ich versuchen, mich in den Ueberrock eines Wechselagenten oder eines Banquiers hineinzufinden“.

J. van Santen Kolff.

(Ein zweiter Aufsatz folgt.)

Religiöse Erziehung.

Es gibt einen Grundfehler in unserer herkömmlichen Phrase von der allmälichen historischen Entwickelung. Ich meine die stillschweigend gemachte Voraussetzung, daß es sich bei dieser Entwickelung um die stufenweise Weiterbildung eines **Organismus** handle. Nicht bedacht wird aber regelmäßig, daß die Geschichte in der Weise fortschreitet, daß ein Geschlecht das andere **ablöst**. Radikale Umwälzung wäre thatsächlich undenkbar, wenn die neu heranwachsende Generation die volle Erbschaft der alten anträte. So aber ist das **Kind** dazu berufen, der Träger des Fortschritts zu sein. Welche Verantwortung wir auf uns laden, wenn wir in die Seele des Kindes, die sich uns als unbeschriebenes Blatt darbietet, Dinge einschreiben, an die wir selber nicht mehr glauben, ist klar. Die Erbschaft, die das Kind von dem geistigen Besitz seiner Vorfahren direkt mit zur Welt bringt, ist verschwindend klein. Aber es ist ausgestattet mit der Gabe einer fast unendlichen Empfänglichkeit für viel mehr, als wir ihm nur geben können. Alles muß aus der Jugenderziehung verschwinden, was sterben will. Es ist eine Sünde nicht so gegen die Wahrheit, nicht so gegen das einzelne Kind, sondern gegen den Fortschritt der Menschheit, wenn wir dem jungen heranwachsenden Geschlechte nicht alles neue geben, was nur einigermaßen gesichert ist.

In der Thatsache selbst liegt ein unendlich beseligender Trost für den, der der Feigheit und Gesinnungslosigkeit der Zeitgenossen gegenüber manchmal verzweifeln möchte, der Trost, zu wissen, daß, wenn erst die neue Weltanschauung endgiltig gesiegt hat, die alte dann auf Nimmerwiedersehen verschwunden ist, daß die heran-

wachsende Generation den Plunder nicht mehr mitschleppen muß, den man uns mit auf den Weg gegeben hat, kurz daß die Entwickelung keine allmähliche ist, sondern daß ein plötzlicher Ruck uns über all das, was uns jetzt beengt, hinaushebt in das heitre Reich des freien, ungehinderten Fortschreitens.

Was dem Kinde vor allem so früh wie möglich gelehrt werden muß, das ist der vollständig sichere unlösliche Zusammenhang des Menschen mit der ganzen organischen und unorganischen Welt. Traurig genug, daß vielfach noch das Gegentheil geschieht. Es kann nicht früh genug damit begonnen werden, dem jungen Geschlechte die unverlierbare Gewißheit des Fortschritts in der Weltentwickelung zu verleihen. Daß wir Thiere sind, aber hochentwickelte. Und daß wir noch lange nicht der Gipfel, noch eines unendlichen Fortschritts fähig sind. Vielleicht hat die Palme es in der Pflanzenwelt schon zu einer bei weitem höheren Stufe gebracht als der Mensch in der thierischen! Hier stehe ich, hier bin ich, hier breite ich mich aus und sauge das köstliche Licht! scheint sie zu sagen: das Ideal ruhiger, gleichförmiger, selbstbewußter Vollendung. Welches gleich erhabene, selige Gefühl könnte der Mensch vorläufig dem an die Seite stellen? Schwanken wir doch von Zweifel zu Zweifel, von der Bangigkeit zur Hoffnung; und bestärkt sich doch immer mehr in uns das Gefühl, dem Nietzsche Ausdruck gibt: daß „der Mensch etwas sei, das überwunden werden müsse, daß der Mensch eine Brücke sei und kein Zweck: sich selig preisend ob seines Mittags und Abends als Weg zur neuen Morgenröthe".

Mit diesem Citat aus dem Zarathustra des genialen Weisen, der sich mit keinem so wohl vergleichen läßt wie mit Johannes dem Täufer, dem Vorläufer des Jesus von Nazareth (er thut es übrigens selbst), habe ich aber schon das religiöse Gebiet betreten.

Man vermeine nicht, die Religion, von der ich reden will, sei in dem oben Ausgeführten enthalten etwa im Sinne eines darwinistisch gefärbten Pantheismus. Das liegt mir ganz fern. Nicht das Weltall will ich für einen anbetungswürdigen Gott ausgeben, und ich stehe nicht an zu erklären, daß der Pantheismus von Spinoza bis Hegel nichts war als eine verschwommene, oft sich ins Abenteuerliche versteigende Ahnung von dem, was uns jetzt nüchternstes Wissen geworden ist oder wenigstens noch werden soll. Wir begreifen den Menschen als untrennbares Glied der Welt, aber wir sind nicht so anthropomorphistisch gesinnt, um desswillen die Welt als Gott zu verehren. Ja wir gehen noch weiter, wir versuchen mit den schwachen uns zu Gebote stehenden Mitteln etwas Ueberweltliches zu konstruiren, die Welterscheinung loszulösen von unsern Sinnen, alles Qualitative in Quantitives zu verwandeln. Aber dieses übersinnliche Bestreben ist unendlich weit entfernt von dem übernatürlichen Aberglauben uns fernstehender Zeiten und Kreise, und nie sind wir nüchterner, als wenn wir in unserer wissenschaftlichen Metaphysik das Uebersinnliche, das Ding an sich oder wie man es nennen mag, konstruieren wollen. Bester Beweis dafür ist, daß wir jetzt mehr und mehr die Mathematik gerade für diese Bestrebungen zu Hülfe nehmen. Also auch hier kein Gott. Das Begreifen der Ursache unserer Erscheinungswelt hat mit Religion schlechterdings nichts mehr zu thun.

Religion ist Glaube, darin haben die alten Systeme recht. Und zwar allerdings Glaube an Gott. Aber unser Glaube ist nicht Glaube an einen seienden Gott — wo hätte der in unserer Weltanschauung noch Platz? Nicht an einen Gott, der sich im Leben oder nach dem Tode des individuellen Menschen annimmt — wo wäre eine Stelle für ihn in unserer Lebensauffassung? Wohl aber glauben wir an das Ziel, dem wir zustreben, glauben wir an den Gott, der werden will und werden wird. Wir glauben an uns selbst, an das Menschengeschlecht und seine Weiterentwickelung, wir glauben an den Gott der Zukunft, der aus uns hervorgehen wird. Nicht um die Sicherstellung des Wohlbefindens der Einzelnen kann es sich von jetzt ab handeln bei der Organisation und Erziehung des Menschengeschlechtes, ebensowenig um eine sogenannte Gesammtheit,

die ja doch nur die Summe aller gegenwärtig lebenden einzelnen darstellt oder das Durchschnittsmaß derselben; sondern einzig und allein um die Weiterbildung des menschlichen Typus. Das ist eben das Große an Lamarck's und Darwin's Aufstellungen, daß sie uns die unverlierbare Gewißheit geben, daß wir, wie wir aus den niedersten Wesen hervorgegangen sind, so auch jetzt noch eine fast unendlich zu nennende Entwickelung vor uns haben. Aber, und das kann nicht genug betont werden, nicht mehr bloß die allmähliche, der Auswahl des Zufalls überlassene, langsame Entwickelung, sondern einen von unserm Geist vorhergesehenen und darum gewollten und darum mächtig beflügelten Fortschritt. Wer Augen hat zu sehen und einen Geist zu denken, dem kann es nicht verborgen sein, daß dem so ist und daß durch den Geist und die Tradition des Geistes von Geschlecht zu Geschlecht eine rasche und gänzlich ungeahnte Umbildung ermöglicht ist.

Mit einem neuen, tief innen glühenden Feuer muß die Menschheit beseelt werden, sie muß wieder ausgerüstet werden mit einem Zweck. Nichts anderes aber kann unser Ziel und unsere Bestimmung sein, als Arbeit an unsrer Weiterentwicklung, Streben nach unserer Zukunft, Aufopfern der Gesammtheit für das geniale Individiuum, den führenden Geist, Aufopfern des Individuellen und Ausartenden für den Typus des Geschlechts.

Alle bisherigen Religionssysteme, soweit sie etwas taugten, haben dies Ziel schon im Auge gehabt. Aber sie verfolgten es sämmtlich, indem sie an den menschlichen individuellen Egoismus appellirten. Und wahrlich, daß soll ihnen nicht zum Vorwurf gemacht werden. Nun aber müssen wir darüber hinauskommen. Denn eine betrübliche Sache wäre es doch, wenn wir auch fernerhin dem Einzelnen einen besonderen Nutzen in Aussicht stellen wollten für die hohe Sittlichkeit, die wir von ihm fordern, während die Besten unter uns schon längst wissen, daß ein solcher nicht zu erwarten, so wenig wie eine Höllenstrafe für den Sünder. Noch wird allerdings oft genug das Gemütsleben so manches gebildeten Menschen, sowie er sich der Reifezeit nähert, wo er wahrlich schon genug schmerzliches zu erfahren und durchzumachen hat, überdies noch den bittersten seelischen Kämpfen und Zweifeln ausgesetzt, deren Resultat in ungezählten Fällen völlige Gleichgültigkeit gegen jede religiöse Empfindung, Ertötung des Gemütslebens, kalte, berechnende Sinnesart ist.

Mit der Erziehung des heranwachsenden Menschen durch die fortgeschrittensten Geister, damit hat die große Umwälzung zu beginnen. Die absolut unnützliche hohe Sittlichkeit unlöslich verbunden mit dem innigen Glauben an unsere Weiterentwicklung und an den Gott der Zukunft muß den jungen Knaben und Mädchen, gleichzeitig mit dem sicheren Wissen von der bisherigen Entwicklung und von unserer Stellung inmitten der Natur, klar gemacht werden.

Versuchen wir, einige Einzelheiten dieses allgemeinen Bildes auszuführen. Auf Vollständigkeit oder Genauigkeit kann es dabei natürlich nicht ankommen.

Geduld und Gelassenheit sind Eigenschaften, die dem Menschen, und das sollte jetzt wieder gleichbedeutend sein mit dem religiösen Menschen, nunmehr in hervorragender Weise eignen werden. Immer wird er sich vergegenwärtigen müssen, daß es sich um seinen Nutzen gar nicht, kaum um sein Wohlbefinden handeln kann, daß sein Menschensein lediglich in die engen Grenzen von Geburt und Tod gebannt ist, daß er dann in zusammenhangslose Masse auseinanderfällt, von deren eventueller Bewußtheit, von deren Zwecken und Zielen wir keine Ahnung haben. Darum ist die Zeit des Menschseins dem Zweck der Menschheit zu widmen, denn was er da leistet, erbt sich fort und ist unvergänglich; was er für sein individuelles „Wohl“ thut, ist wertlos und hat vor der Ewigkeit keinen Bestand. Daß ich ausschließlich die rein irdische Ewigkeit meine, ist wohl selbstverständlich; es giebt für unser Handeln keine andere. Nicht völlig ausgeschlossen werden kann freilich für fernste Zukunft die

Möglichkeit eines Verkehrs oder wenigstens Gedankenaustausches mit Wesen anderer Himmelskörper.

Da es sich um den Fortschritt des Geschlechts handelt, kann die Frage der Zeugung hier nicht wohl unbesprochen gelassen werden. Daß in diesem Punkte mehr als in allen andern der Mensch noch vollständig mit allen übrigen Tieren zusammenhängt, wird nicht zu bestreiten sein. Ebenso gewiß aber ist, daß nirgends sonst die Sehnsucht der Menschen, über das Tier hinauszukommen, so groß ist wie hier. Absolute Keuschheit des Einzelnen ist unbedeutend und hilft zu nichts. Ich behaupte aber, gleichgiltig wie viel Köpfe dabei geschüttelt werden mögen: die unbedingte Keuschheit des Menschengeschlechts (oder wie man unsere hochentwickelten Nachkommen dann nennen mag), das deswegen trotzdem sich fortpflanzen und vor allem weiterentwickeln wird, ist lediglich eine Frage der Zeit. Rathe das Räthsel, wer kann. Ich kann es nicht. Nicht aber darum handelt es sich, daß wir die Zukunft mit allen Einzelheiten *wissen*, das ist ebenso wenig möglich als wünschenswert, sondern daß wir an sie *glauben* und entsprechend handeln. In welchem Sinne ich von Handeln rede, ist wohl klar. Befriedigung sinnlicher Triebe ohne Wille zur Zeugung ist für den religiösen Menschen ausgeschlossen. Und wo keine Möglichkeit zur Zeugung ist, da ist natürlich auch kein Wille dazu gestattet. Unschuld ist, wo Wille zur Zeugung ist, sagt Nietzsche.

Ein Ausblick sei noch gestattet auf die sogenannte sociale Frage. Die große sociale Frage, losgelöst von manchen kleinen, vorübergehenden Fragen, die sich mit ihr verquickt haben, ist nicht, wie heute vielfach in den weitesten Kreisen angenommen wird, eine Magenfrage, sondern lediglich eine *Geistesfrage*. Daß die Magenfrage von einem höheren Standpunkt aus betrachtet. — und diesen einzunehmen muß hier unser Recht sein — nur von untergeordneter Bedeutung ist, geht glaube ich schon daraus hervor, daß es früher oder später, wahrscheinlich aber schon sehr bald, der Chemie gelingen muß, genießbare Eiweißstoffe und Kohlenhydrate auf künstlichem Wege herzustellen. Ich persönlich hege den Glauben, daß vielleicht nur noch ein halbes Jahrhundert bis dahin vergehen wird, vielleicht noch kürzere Frist, — und daß damit die Magenfrage endgiltig gelöst ist. Was man aber die soziale Frage nennt, das wird durch diese Lösung kaum berührt; oder besser: dann erst, wenn jenes Moment nicht mehr in Betracht kommt, zeigt sie sich von ihrer wahren, ihrer geistigen Seite. Verachtung der rein körperlichen, geistlosen Arbeit und heißes Streben nach höherer Lebensart, daß ist nach meiner sicheren Ueberzeugung der innerste Kern der socialen Frage. Und darin liegt der hohe Kulturwerth dieser Bestrebungen und zugleich der innige Zusammenhang mit der von mir eben dargelegten Lebensauffassung. Wird die Erziehung der Bauern- und Arbeiterkinder eine so gänzlich andere sein, werden mit einem ungeheuer gewaltsamen Ruck fast plötzlich die breitesten Massen von dem Meere der hohen Geistes- und Gemüthsbildung überfluthet — und daß die Naturanlage, welche die neugeborenen Kinder *aller* Volksklassen mit zur Welt bringen, dem nicht im Wege steht ist ausgemacht — dann wird und muß im Laufe verhältnißmäßig kurzer Zeit die rein körperliche Menschenarbeit überhaupt vom Erdboden verschwinden, dann werden die rationelle Landwirthschaft und der Großbetrieb der Industrie ungeahnte Fortschritte machen, dann werden Erfindungen und Entdeckungen auf den Gebieten der Maschinentechnik, der Chemie und so weiter folgen. Dann aber wird auch der tiefgreifende Unterschied der gebildeten und ungebildeten Klassen, der heute noch die Schande der Gebildeten ist, verschwunden sein und es werden nur noch Unterschiede in der geistigen und ethischen Anlage und Entwicklung bestehen, Unterschiede, die nöthig und gut sind, die in einem frischen fröhlichen Kampfe — der Starke wird siegen, der Schwache unterliegen — die Kultur von Stufe zu Stufe, von Fortschrit zu Fortschritt führen werden. Dann wird die „sociale Frage" gelöst sein.

Diese Zeit werden *wir* nicht mehr erleben. Manche Anfänge davon aber selbst

herbeiführen zu helfen, das wird uns vergönnt sein. Unsere Pflicht ist es, rastlos zu arbeiten für die Erreichung des Zieles, das wir nie aus den Augen verlieren dürfen, wollen wir uns nicht selbst verlieren.

Tiefschmerzlich war es mir immer, daß der schöne Glaube an die Seelenwanderung, dem unsere erlauchten Geister wie Lessing und Goethe aus innerster Herzenssehnsucht heraus anhingen, kaum wirkliche Berechtigung hat. Die Uebermenschen einer fernen Zukunft werden sich nicht als eins mit uns jetzt lebenden Individuen fühlen. Daß sie unser aber wenigstens dankbar gedenken sollen und daß sie in vieler Hinsicht keine Aehnlichkeit mehr mit uns haben, dafür wollen wir sorgen.

Ubi nihil vales, ibi nihil velis (Wo du keine Macht hast, da verzichte doch auch lieber aufs Wollen) — dies schwermüthige Wort, das dem weltflüchtigen Sinne des Arnold Geuliner entfloß, hat für uns keine Geltung mehr. Wir haben einen Einblick bekommen in vielmillionenjährige Entwicklung nach oben, sind zur Einsicht unsres gewaltigen Könnens gelangt, und darum: lasset uns wollen.

Gustav Landauer.

Briefe von Stauffer=Bern.

Aus den Briefen, welche wir im Folgenden mittheilen, ist alles Private sorgfältig ausgeschieden. Nicht eine Ausbreitung persönlicher Erlebnisse bezwecken wir; wir möchten im Gegentheil zeigen, wie das Denken und Schaffen Karl Stauffer's ganz erfüllt war von künstlerischen Problemen, künstlerischen Zielen. Der Anschauung des fröhlichen Philisters erscheint der Künstler wohl als ein Mensch, der durch ein ungebundenes Leben, durch Abenteuer und regelloses, freies Schaffen, vor andern Sterblichen begünstigt ist; von dem Ringen um Leben und Tod, das künstlerische Existenzen erfüllt und vernichtet, von der Qual des Verfehlens, dem Suchen und Hasten und verzweifelnden Anstürmen gegen die Grenzen der Persönlichkeit, erhalten nur Wenige zutreffende Vorstellung. Grade hier aber liegt das Merkwürdige, das Rührende dieser Briefe: selbstloses Einsetzen für die Kunst, immer von Neuem bethätigt nach ehrenhaftem Erfolge, erfüllt sie; und indem wir diese vergilbten Seiten durchblättern, wird der Geist des Geschiedenen vor uns lebendig in jedem Zuge: dieser rastlos nach vorwärts drängende, leidenschaftlich nur die Sache wollende Geist, der bis zum Letzten Ziele die Kunst im unruhig umgetriebenen Innern getragen.

Der erste der Briefe, die wir heute wiedergeben ist noch aus Deutschland, aus Stauffer's letzter Berliner Zeit; er lautet im Auszug:

Berlin, 22. März 1886.

Ich bin von dem ewigen Arbeiten und was drum und dran hängt ganz herunter gekommen und das Gedächtniß läßt mich manchmal im Stich, aber ich glaube, daß ich jetzt klar bin zum Gefecht, ich habe Einkehr bei mir gehalten und finde, daß ich jetzt wirklich weiß, was ich will. Die Zeit meiner Schülerhaftigkeit scheint mir vorüber, ich kann mir auf alles Kunstwerk einen Vers machen, und es dünkt mich manchmal, daß, wenn mir Gesundheit und Frische bleiben, noch ein paar brave Bilder entstehen dürften, die meinen Namen tragen. — —

.... Doch das sind Privatsachen, die der Eine so hält und der Andere anders, ich betone das nur hier, weil ich vorhin sagte, daß ich mich für einen moralerischeren

Menschen resp. Künstler halte. In meinem grausigsten Katzenjammer hat mich dieses Gefühl, daß ich gethan und immer thue, was in meinen Kräften steht zu meiner Ausbildung, vor der eigentlichen Melancholie bewahrt, ich habe das beruhigende Bewußtsein, daß ich meine Begabung richtig erfaßt, und von dem Moment an, wo mir das Bewußtsein kam, nur auf diesen Punkt mit Ernst los gearbeitet. Sterbe ich heute oder morgen, so ist meine Rechnung gemacht, ich habe gethan, was ich konnte. Das andere geht mich nichts an, nicht jedem ist es vergönnt, alles zu haben und ich bin schon dafür dankbar, daß ich soweit kommen konnte. —"

Die ersten römischen Eindrücke schildert ein sehr ausführlicher Brief vom 22. und 23. Juni 1888, dem wir die folgenden Stellen entnehmen:

„Heute ist ein verdammter Scirocco und ich benutze die heißen Mittagstunden, um Euch ein bischen zu berichten, bis mein Modell kommt. Ja was soll ich nun sagen. — Es ist hier so ganz, ganz anders als in Deutschland, daß ich den Anknüpfungspunkt oder besser den Zusammenhang mit meiner Vergangenheit, der Zeit in Berlin zumal, für den Moment völlig verloren habe. Was in den bald 5 Monaten, seit ich mich in Italien befinde, mit mir vorgegangen in künstlerischer Beziehung, kannst Du Dir entschieden nicht vorstellen. Ich begreife es selber nicht. Ich kam hierher, weil ich fühlte daß das, was ich suchte, in Berlin nicht ist und in München nicht und nirgend wo anders, sein konnte als hier, was das wäre, wußte ich vorher selber nicht genau zu sagen. Es war mehr Empfindung als Bewußtsein und gab sich doch vor Allem negativ kund, es war mir alles verleidet, die Stadt, die Menschen, die Kunst, die sie üben, die ich geübt hatte. Kurz, fort! war das einzige, was ich thun konnte und Gott sei Dank, daß ich weg bin und hier. Hier bin ich, hier bleib ich so lang als ich kann, hoffentlich immer. Es ist sonderbar, man denkt im Norden an Italien, an Renaissance, Antike, Marmor, Tempel, Cypressen, Lorbeer und so weiter in seiner Weise, indem man sich auf Grund dessen was man kennt und weiß und gelernt hat, ein Luftschlößlein zusammenzimmert oder leimt, das, wie man hierher kommt, so gründlich kracht, wie nur je etwas. Da steht man nun mit Gelbveigelein und möchte heulen, nicht vor Katzenjammer, der kommt erst später und ist zu curiren durch Arbeit. Nein, es ist die reine Seekrankheit, der ich verfiel im ersten und zweiten Monat hier. Man kriegt die bekanntlich auch bei ruhiger See, es brauchen sich die gewohnten Linien nur ein bischen zu verrücken, so wird einem schwindlig zum k...... Es hat sich bei mir der Direktionspunkt auch nur ein bischen verrückt, das genügte völlig, um mich förmlich direkt krank zu machen. Dazu kamen noch die ganz andre Lebensweise, Unkenntniß der Sprache, Gewohnheiten u. s. w. Alles in Allem kann ich Dir sagen: für denjenigen, der die Absicht hat, hier was zu lernen, zu bleiben, sind die ersten zwei Monate alles andre, als ein Vergnügen. Es wird je nach Temgerament und Naturell anders sein, aber bei mir war es scheußlich. — Ueberstanden! —

All das unstäte Suchen nach dem, was eigentlich werden soll, jede Unschlüssigkeit hat endlich ein Ende. Ich sitze in meinem Studio und modellire und das soll so bleiben bis an mein seliges Ende. Ich bin kein Maler, das schwante mir schon seit geraumer Zeit, weil mir trotz all meiner guten Absicht und der nöthigen Schulung nie ein Vorwurf, ein malerischer, so lebendig sich aufdrängte, daß ich genöthigt gewesen wäre, ihn zu verarbeiten. Und die Kunst der Malerei fängt doch erst da an, wo die Studie aufhört. Wer zu einer Stimmung, die er ausdrücken will, Farben nothwendig hat, ist Maler, wem die Form Ausdrucksmittel ist, der muß Bildhauer werden, es hilft nichts. Entweder oder. So habe ich, ohne mir dessen, was ich da auseinandersetze, klar bewußt zu sein, angefangen, halb aus Neugierde, halb aus Nervosität zu modelliren, so zu sagen um etwas zu thun und sitze fest für mein Lebtag. Alles was mir bei der Malerei, trotz einigen technischen Geschickes unklar blieb, soll es auch ferner bleiben. Vor allem mußte ich mich immer zum Malen

zwingen, gewiß ich würde wohl auch ein Bild gemalt haben, wie jeder Andre, aber das, was mir bei der Sculptur von Herzen kommt, die Productionslust, das vorher Klarempfundne, dessen was man darstellen will, wie es sein muß, was es ausdrücken soll, wäre mir als Maler nie gekommen. Und das ist nöthig, um etwas Ueberzeugendes zu schaffen. — Wenn Du meine Stümperei sähest, indem Du diese Phrasen liesest, so würdest Du nicht wenig erstaunt sein, wie wenig sich Leistung und Rede decken. In der That, es ist kläglich, was ich mache, aber in einem Jahr wird es weniger kläglich sein und in zweien werde ich schon Bescheid wissen. Die Meisten werden denken, daß es doch eigentlich verrückt sei in seinem 30sten Jahre so umzusatteln. Ich sage es ist nicht verrückt, denn das, was ich bis dahin gethan, ist auch für die Plastik nütze, und zwar ganz in dem Grade, wie für die Malerei. Form bleibt Form und ob man das Auge auf die eine oder andre Weise übt, sie zu erkennen ist Wurst, was die zunftmäßigen Bildhauer in meinem Alter an Uebung voraus haben, ersetze ich durch den weiteren Blick, denn ich bin nicht Bildhauer geworden, um mit der Malerei zu coquettiren, wie die meisten Plastiker, sondern um Plastik zu machen. Werke, die plastische Wirkung haben. Die Form um ihrer Schönheit willen – nichts anderes.

23. III. Ich fahre heute fort. Gestern blieb mein Modell aus und ich begab mich in die Villa Albani, ich beschreibe Dir das weiter nicht, man muß es eben selber sehen. Es sind viele sehr schöne griechische und römische Antiken dort und, na es ist eben sehr schön . . . .

Nichts interessirt mich mehr, als die Antike, die Sachen sprechen zu mir, wie noch nie Etwas, und wenn ich sage, daß ich förmlich schwelge, so ist es nicht übertrieben. Wundern thut es mich, daß so viele Leute von großem Talent wie Thorwaldsen und Consorten in der Antike einfach den Canon sahen und nachzuahmen suchten. Der Werth liegt nicht in der besondern Form, nicht in eigenthümlichen Längen und Breitenverhältnissen, Massen graden Nasen und was der Sachen mehr sind, die diese Leute glücklich zur todten Formel herunterschraubten. Nein, sondern in dem famosen Erfassen der jeweiligen Figur als Organismus, als lebendiges abgerundetes Ganze. Ob der Mensch acht oder fünf Kopflängen hat, ist nach meiner Ansicht so Wurst als etwas, sobald der Künstler durch den Ernst und die Logik, mit der er seine Figur, bildet in mir eine Stimmung hervorbringen kann und mich überzeugt. Der Geist, aus dem die antiken Kunstwerke hervorgegangen ist das Lebendige, die stimmungsvolle Beobachtung der Natur, die immer auf das Wesentliche ausgeht, nicht die Maße und Proportionen. Und da muß die Sache angepackt werden. Nicht Imitation, sondern gemäß des verschiedenen Zeitalters verschiedene Arbeit, aber in gleich künstlerischem Sinn. Wie schade, daß Goethe in Italien nicht in bessere Hände gerathen, der wäre wohl im Stande gewesen, die Sache ganz zu erschöpfen und endgültig festzustellen, auch für die Plastik speciell. Beinahe hat er es gethan — wenigstens im Allgemeinen.

Ueber mich ist also nichts weiter zu berichten. Ich habe zwei Figuren in Arbeit, resp. dieselbe Figur zweimal; einmal 178 cm hoch und das andre mal 98 cm, und gucke mir fast die Augen aus dem Leib und nichts will stimmen. Aber bei aller Misère, in der ich stecke, trage ich mit Geduld, was ich nicht ändern kann, in dem Bewußtsein, endlich zu sehen, wo es hinaus will mit mir. Wie lange ich an den zwei Dingern zu arbeiten haben werde, ist mir gleichgültig (vor vierzehn bis fünfzehn Monaten komme ich sicher nicht davon) soviel ist sicher, daß sie gut werden müssen. Es wird mir verflucht schwer, ohne Erfahrung, ohne Uebung, nur im Vertrauen auf die gute Sache, meine erste freie Arbeit zu machen. Es wird ein Adorant, ruhig auf dem rechten Bein stehender Mann, der (mit ganz wenig bewegten Armen) sein Gebet verrichtet, ohne irgend eine Wendung des Körpers oder Kopfes, die zu merken wäre. Du wirst sehen, concipirt ist er klar und einfach, aber machen! Die Plastik ist rund und das Modelliren hat ganz andre Hacken, als das Zeichnen . . . .

Von der antiken Malerei habe zwar nur wenig gesehen bis jetzt, da wäre aber … oder zwei, ich für meinen Theil glaube, daß die Leute … waren, aber gehörig. Was Dekorationsmalerei heißen will, muß … der Antike suchen. Kurz Alles, und damit Schluß. — —"

… zweiter römischer Brief mag von künstlerischem Freud und Leid … erzählen:

Rom, 2. Januar 1889.

… einem Monat wird das erste Jahr in Italien voll, es ist mir, als wären es … was ich gesehn, gelitten und gelernt, das ist Werg für manche Spule, … Plastik, überhaupt für bildende Kunst. Es war mir, als hätte man mich … geschmissen und sollte ich drin ersaufen, weiß Gott, viel anders war es … tanto glaube ich aber, daß mit anhaltender Arbeit ein bescheidenes Resultat … bleiben kann. Localwechsel ist sehr gut, merke Dir das auch. Ist man zu … einem Ort, so lullt man sich sachte in eine gewisse Selbstgenügsamkeit ein, … gute Freunde, eine sogenannte Stellung, die man zu besitzen glaubt und … Faulheit (Geistesfaulheit) das ihrige beitragen. Kommst Du in andre Luft … nichts als Deinen Stab mit Dir genommen, so bleibt natürlich alles zurück … nicht wirklich besitzest. Ich wenigstens habe nackt meinen Einzug hier ge… das war gut. Beschäftigt man sich außerdem noch mit einem andern … wie ich gegenwärtig mit Plastik, so fällt auch jede Eselsbrücke weg und … ganz genau sehen können, was man eigentlich von künstlerischer Bildung … mögen wirklich sein nennt. Obschon mich der Katzenjammer nicht aus den … läßt, so kann ich doch auf das verflossene Jahr mit einigem Vergnügen … Nicht etwa wegen dem meterhohen Figürchen was ich modellirt, aber … mein Verständniß für Kunst überhaupt vertieft und erweitert, so zusagen aus … von Eindrücken das entwirrende Ende gefunden habe. Es möchte sich etwa … ausdrücken lassen: Malerei ist das, was man nicht photographieren kann, … das, was man nicht abgießen kann. Was ich da sage ist weder neu, noch … tiefsinnig; aber es kommt für den Künstler darauf an, es mit der Leib… und Präzision zu empfinden, die einem zum Handeln nach diesem Principe … da liegt der Hund begraben. So weit bin ich jetzt und das ist schon … sind berühmte Leute nicht so weit gekommen. In der Plastik ist die Be… der menschlichen Form das einzige Mittel zur Darstellung und das beschäftigt … …

… plastischen Kinderschuhe trete ich mir so sachte ab, wie ich merke, und ge… daran, die Form rund zu sehen und darzustellen. Der Jüngling, den ich … habe, soll gewiß gut werden, und zwar so, daß eben das gut ist, was der … nicht geben kann: die organische Bewegung. Ob ich wieder male, wer … wissen? einstweilen für ein paar Jahre gewiß nicht, weil man nicht zwei … einmal dienen kann. Wenn ich es aber wieder einmal anfange, so ge… andere Weise als bis jetzt ich es gethan. Das ist sicher. Auch im Stich … mehr auf Farbe und Tonwirkung losgehen, als ich es bis dato gethan, … Bildhauer, der immer in mir steckte, gefangen hielt. Jahrelanges, … Studium wird mich schon zu einem vernünftigen Resultat gelangen … könnte Bücher schreiben über all das, was ich hier empfunden und … der Unfruchtbarkeit gewisser Bestrebungen, die zu nichts führen als zu … thum im besten Fall. Natürlich Alles lernen, was zur Darstellung … dabei nicht stehen bleiben. Es soll sich von selbst verstehen, daß … Handwerk kann, er soll aber auch ein feiner Kerl sein und etwas … wissen, verstehst du aber die Form nicht, so helfen dir alle acces… … und verstehen lernt man sie erst, wenn man sie im Raum … est. Ich war heute wieder einmal in der Sixtinischen Kapelle

[illegible] in den Stanzen. Der geneigte Leser merkt dort allemal etwas. Mit [illegible] Ernst die Herren an die Arbeit gingen, davon bekommt man hier eine [illegible] Ghirlandajo, Fiesole, Signorelli, Boticelli, Pinturichio, Rafael, Michel- [illegible] Die Flausen vergehen Einem da entschieden und man sieht ein, daß halbes [illegible] ziemlich Gutes nicht gilt und nur das besteht, was der Mensch unter Zuhilfe- nahme aller seiner Kräfte hervorgebracht hat....

Also lebt wohl und seid herzlich gegrüßt von Eurem

Stauffer.

Theodor Fontane's „Quitt".

In „Schuld und Sühne" zeigt uns Dostojewski, wie eine edel angelegte Natur durch Not, nervöse Zerrüttung und eine unselige Verkettung von Zufällen zum Mörder wird und darauf unter der Einwirkung eigener Gewissensqualen und ganz besonders einer reinen weiblichen Seele ihre Schuld sühnt und zum Herzensfrieden gelangt. Ein sehr ähnliches Problem behandelt Fontane in seinem Romane „Quitt". Er erzählt uns von einem am Fuße der Schneekoppe wohnenden, jungen Stellmacher Menz, welcher durch die Folgen seiner Wilddieberei und einen alten, aus seiner Militärzeit stammenden Haß verleitet wird, seinen Nachbar, den Förster, zu erschießen, darauf nach Amerika entkommt und nach verschiedenen Irrsalen daselbst als Genosse einer menonitischen Familie, insbesondere als Bräntigam der sanft heiteren, liebreizenden Tochter und als aufopfernder Freund des Sohnes, sein Verbrechen durch Reue, Ergebung und Heldenmut „quitt" macht. Grundverschieden von Dostojewskis Art ist Fontanes Weise, diesen Stoff zu behandeln. Ich will nicht den deutschen Roman dem russischen gegenüber geringschätzen: ich halte vielmehr auch den ersteren für eine gediegene dichterische Leistung. Doch welch eine Verschiedenheit der Charaktere: Dostojewski und Fontane! Während der Russe ganz aufgeht in subtil anatomischer Psychologie, fast möchte ich sagen Seelenfaser-Mikroskopie, und in solch mikroskopischer Arbeit den Makrokosmos, die landschaftliche und die breite sociale Welt, fast übersieht, — ist Fontane umgekehrt mehr Landschafts- und Genre-Maler. Dostojewski wirkt dämonisch, mit einer spannenden, ja folternden Nervosität, Fontane — wie ein echter Preuße — mit einer Fassung, welche zuweilen an Trockenheit streift und nebenbei reich an Humor und behaglicher Behandlung lokalpatriotischer Motive ist. Beide Dichter verweben mystische Züge in ihr Werk; doch während Dostojewski dies in pietistischem Sinne thut, arbeitet der Preuße mehr rationalistisch. Beide Romane schließen mit sittlicher Läuterung der Hauptperson; doch was im Russischen ekstatische Heiligkeit ist, tritt im Deutschen als praktische Tüchtigkeit auf. Beiderseits richtet sich die Tendenz gegen die rigorose Verdammung des Mörders; doch während Dostojewski eine neue Moral erschließt, wendet sich der Preuße gegen eine bestimmte Form der Legalität. Somit muß Fontanes Dichtung einen besonderen Werth für unsere Criminalisten und Juristen überhaupt haben. Mit scharfer Satire hebt sich das düstre Roth der Todesstrafe ab von dem Himmelblau einer Entsühnung, wie sie das natürliche Leben entwickelt; wir sehen den Scharfrichter Krauts gestellt neben den großartig duldsamen, allversöhnlichen Menoniten-Aeltesten Obadja, einen blutigen Armensünderkopf mit verzerrtem Antlitz neben das Opfer der eigenen heldenmüthigen Liebe, welches, das friedevolle Haupt mit Ergebung auf die Jagdtasche gebettet, den ewigen Schlaf angetreten hat mit dem Bewußtsein: „Ich hoffe: quitt!"; und wir hören zwei Leichenreden, welche von extrem verschiedenen Standpunkten aus über den ehemaligen Mörder vom Riesengebirge und jetzigen frommen Helden amerikanischer Menoniten gehalten werden. „Einen andern zu retten, den er liebte, das hat ihm den Tod gebracht. Dieser Tod war schwer aber er war auch ein Ausgleich und eine Sühne. Das hat er selbst empfunden, und in diesem Glauben und in der Hoffnung, daß seine Schuld getilgt sei, ist er gestorben." So spricht der greise Obadja, und nun singen die Kinder ein Lied der Ergebung und Versöhnung; in



Deutschland aber meint der Geheimrat, als er den Bericht über des Mörders Ende gelesen hat: „Es ist hier formell und materiell gefehlt und nichts in die rechten Wege geleitet worden. So viel ich weiß, haben wir, wie mit anderen civilisirten Staaten, auch mit Amerika Kartellverträge. Darauf hin mußte die Spur dieses Lehnert Meinz verfolgt und auf seine Auslieferung bestanden werden. Er gehörte vor die Geschworenen und nach seiner Verurtheilung (die wohl nicht ausbleiben konnte) vor Krauts, den wir ja jetzt, ich will nicht sagen auf Requisition, aber doch auf behördlichen Antrag, auch in den Provinzen haben können. Was heißt quitt? Wer das Schwert nimmt, soll durch das Schwert umkommen; das ist quitt. Der Staat, wenn ich mich so ausdrücken darf, ist in diesem Fall in seinem Rechte leer ausgegangen und die Justiz hat das Nachsehen. Und das soll nicht sein und darf nicht sein. Ordnung, Anstand, Manier. Ich bin ein Todfeind aller ungezügelten Leidenschaften." Wie bereits aus diesen Worten eine scharfe Karacteristik hervorlugt, so glaube ich diesen Vorzug nahezu allen Gestalten des Romans nachrühmen zu können. Nur an den episodischen Touristen aus Berlin zeigt sich hie und da eine Karrikatur. Auch wünschte ich die innere Wandlung des anfangs unruhigen, mißmuthigen, jähzornigen Menz deutlicher motivirt; wir hören unklar von einer Reihe wechselvoller Jahre in Amerika und sehen plötzlich einen ziemlich verwandelten Menz, verstehen folglich dessen Entwickelung nicht recht; in dieser Beziehung macht die Erzählung einen Sprung, welcher fast wie das Ueberschlagen eines Buchtheils wirkt. Doch abgesehen von dieser Eigenheit (die ja auch nur eine Unterlassung in der Komposition, nicht etwa eine dichterische Verirrung ist) zeichnet sich der Roman durch eine Schärfe und Anschaulichkeit der Figurenzeichnung aus, welche den echten Poeten verräth. Lehnert Menz, ein Gefühls-Anarchist, unklarer Freiheitsschwärmer, Wilddieb aus Geblüt, Feind der obrigkeitlichen Disciplin, eine jähzornige und rachsüchtige, doch auch gerechte und heldenmüthige Natur mit einem Hang zum Mysticismus. Ihm gegenüber sein Erbfeind, der ehemalige Unteroffizier, Förster Opitz, der eitle, in seinem Ehrgeiz ränkevolle und in seiner Herrschsucht harte Förster, ein echter „Vorgesetzter", dessen Lebensauffassung knapp und kernig durch die Worte dargestellt wird: „Die Gesetze sind nicht dazu da, daß Hinz und Kunz mit ihnen umspringen. Das verloddert blos. Ich bin nicht so dumm, daß ich mir einbildete, wenn der Rehbock geschossen wird, geht die Welt unter. Nein, die Welt geht nicht unter. Aber Ordre parieren geht unter, Ordre parieren, ohne das die Welt nicht gut sein kann. Und heut am wenigsten, wo jeder denkt, er sei Graf oder Herr und könne thun, was ihm beliebt, und sei kein Unterschied mehr. Das ist die verdammte neue Zeit, die das Maulhelden- und Schreibervolk gemacht hat, Kerle, die keinen Fuchs von einem Hasen unterscheiden können, trotzdem sie beides sind... Und dieser Bengel, dieser Lehnert Menz, gehört auch mit dazu und hat die Glocken läuten hören, schwatzt und quatscht von Freiheit, will nach Amerika gehen und hat keine Ahnung davon, daß sie da drüben noch ganz anders heran müssen als hier, sonst holt sie der Teufel erst recht und lacht sie mit ihrer ganzen Freiheit aus. Ich sage Dir, hier ist es am besten, hier, weil wir Ordnung haben und einen König und eine Armee und Bismarcken. Ich sage Dir, was die richtigen sind da drüben, die lachen, wenn sie von Freiheit hören, denn sie wissen am besten, daß nichts dahinter ist. Ich bin ein Mann in Amt und Dienst, und meinen Dienst thu' ich, und wenn es mir ans Leben geht". Die verschüchterte Frau des Försters, die junge Magd, des Menz hoffnungsvolle Liebschaft, die Mutter des Menz, welche nur zwei Triebe hat, nämlich Habgier und Furcht, der alte christliche Seelsorger, sowie die Leute vom Gasthaus zur Schneekoppe, ferner die amerikanischen Menonten, insbesondere der gottergebene und, dabei weltliche Schätze mit höchst praktischem Geiste sammelnde, duldsame, doch propagandistische und Alles beherrschende Vater Obadja, sein offen heiterer Sohn und die lilienhafte, engelgleiche Ruth, von der es treffend heißt: „Von Ernst und Schwerfälligkeit keine Spur und dabei ihr Frohsinn von jener entzückenden Art, wie die kindlich Gläubigen ihn so oft haben, die nicht anders wissen, als daß Gottes gütige Vaterhand sie jeden Augenblick hält und trägt und schützt; ein beseligendes Gefühl immer abwesender Gefahr" ... endlich die Hausgenossen dieser Familie, insbesondere der alte Communard und Freigeist L'Hermite.. all diese Gestalten sind eine Bereicherung unseres Schatzes dichterischer Charakteristik. Und in ruhiger Klarheit stellen sich die Landschaften des Romans uns vor Augen: das Riesen-

[illegible] mit seinen Thaldörfern, rauhen Höhen und Bauden, sowie eine nordamerikanische Landschaft mit freundlicher Farm in der Nähe bewaldeter Berge. Ueber das religiöse Treiben der Menoniten wird eine Beleuchtung ausgegossen, in welcher sich Bewunderung und schalkhafter Humor mischen. Die Philosophie der göttlichen Vorherbestimmung, wie sie den Menoniten eigen ist, scheint übrigens auch ein wenig den Dichter selbst beeinflußt zu haben; denn sie spielt an mehreren Stellen in seine Komposition hinein. Schließlich möchte ich hervorheben, daß der Roman trotz der Schlichtheit, fast möchte ich sagen bescheidenen Zurückhaltung in der Erzählung den Leser in einer unermüdlichen Spannung hält, und daß ich nach der Lektüre eine nachhaltige Ergriffenheit empfunden habe.

Bruno Wille.

Theater.

Residenz-Theater. Die Früchte der Bildung. Lustspiel in vier Aufzügen von L. N. Tolstoi. Uebersetzt und für die deutsche Bühne bearbeitet von Raphael Löwenfeld.

Vom Grafen Tolstoi sind zwei Dramen bisher bekannt geworden: eine Bauerntragödie und ein satirischer Schwank. Beide sind auf die Bühne gelangt, in Tolstoi's Heimath und bei uns, obgleich beide von dem theatralisch Herkömmlichen durch eine Welt geschieden sind: sie sind nicht undramatisch, sondern, wenn mir das Wort erlaubt ist, adramatisch (mit einem Alpha privativum). Kein bewußtes, principielles Abweichen von dem codificirten Theaterstück finden wir in der „Macht der Finsterniß" und den „Früchten der Bildung", sondern einfach eine naive Kunstlosigkeit, deren Naturlaute unwiderstehlich sind: zwar die hergebrachten, die abgelebten Formen, Monolog und Bei-Seite, werden in aller Harmlosigkeit angewendet, die dünnste Lustspiel-Intrigue wird ohne Scrupel ergriffen, aber in allen inneren Hemmungen der Konvention geht der Dichter, mit der Sicherheit des Nachtwandelnden, blind vorbei, ihn zwängen weder Bedenken der Komposition ein, noch die Furcht vor der „novellistischen Breite"; und so gelingt ihm zwar keine zusammengefaßte Wirkung im Sinne der Theaterhandwerker, aber mit russischer Mühelosigkeit und russischer Naturtreue packt er Fülle des Lebens, schlicht und überzeugend.

Deutlich prägen sich die Vorzüge dieser Kunstrichtung, deutlicher ihre Schwächen in dem Lustspiel ab. Der ausströmende Reichthum der Beobachtung und ihre frappante Wahrheit fesselt, aber das Einzelne überwuchert das Ganze, einheitliches Interesse erzeugt sich nicht, und so zerflattert zuletzt die Wirkung in hundert Fädchen, und aus der Flucht der Details bleibt kein festes Bild zurück.

Der bunte Inhalt des Schwankes ist in dieser Zeitschrift so ausführlich erzählt worden, daß wir heute auf den Bericht zurückweisen können (Heft 35. S. 916, 36. S. 944). Was schon die Lectüre ahnen ließ, hat die Aufführung jetzt bestätigt: daß die stärksten Scenen des Stückes in der Schilderung nicht der vornehmen Welt, sondern der Bauern und Diener stecken. Wieder weiß Tolstoi, wie in der „Macht der Finsterniß", den Erdgeruch der Heimath zu fangen: das Unfaßbare faßt sein Genius, das Um und Mit der Erscheinungen, die Atmosphäre rings um die Dinge herum; aber wenn er Hoch und Niedrig einander entgegensetzt: die Verbildung der Reichen, ihre Genußsucht und öde Nervosität, und die Gedrücktheit der Armen, ihre einfältige Rechtschaffenheit und ihre Bauernschlauheit — so gelingen ihm diejenigen Gestalten am sichersten, denen die Sympathie des Bauern von Jasnaja Poljana gehört: die Vornehmen und die Gelehrten werden blos lustig carrikirt, wo die Leute des Volkes, in schlichter Wahrheit, herzlich und rührend, dastehen. Wie treuherzig plaudern sie nicht in der Küche einander in die Ohren: von der Freßsucht der Reichen, von ihren pianistischen Orgien zu acht Händen; wie wird das Schicksal der am Wege Gefallenen lebendig durch Anschauung und durch Bericht; wie entströmt ein revolutionärer Hauch, das Verlangen nach Neubildung der Gesellschaft selbst diesen bescheiden-treuen Wirklichkeitsschilderungen. Die Tendenz des Dichters, seine Anschauungen von der Corruption der oberen Schichten, von der Heilkraft des Landlebens



und der unzerstörbaren Gesundheit seines Volkes, hat hier künstlerisch Fleisch und Blut gewonnen darum wirkt sie so völlig unmittelbar; wo dagegen die bewußte Satire vorschlägt, wie in der spiritistischen Sitzung des dritten Actes, da geräth die Dichtung ins possenhaft Verzerrte, und zuletzt geht die dünne Fabel, im vierten Act, so klanglos aus, wie's Hornberger Schießen. Und so gilt denn von diesem Schwank, was von der „Kreutzersonate" gilt und den anderen Werken des greisen Dichters, der keiner sein will: wo poetisch er angeschaut, packt er uns im Innern, wo er Tendenz giebt, an Stelle geformten Lebensinhaltes, läßt, zugleich mit der künstlerischen, auch die geistige Wirkung nach.

Herr Director Lautenburg hat das Verdienst, uns das interessante Werk in einer sehr flotten und glatten Darstellung gegeben zu haben. Der schwierige Apparat griff tadellos ineinander, und dem bühnenfremden Dichter half eine fleißige Inscenirungskunst achtsam nach. Wo das Werk seine Schwäche hat, hatte die Darstellung ihre Stärke und umgekehrt: die Scenen der Gebildeten wurden durch heitere Uebertreibungen lebendig gemacht, die Scenen der Bauern kamen wirksam, wenngleich nicht schlicht und naturwahr genug heraus. War Frl. Schüle ein bewußt-lustiges Stubenmädchen, wo sie ein naives sein sollte, so gewannen die beiden Spiritisten das Spiel, Herr Pagay und Herr Schmidt-Häßler, der eine durch groteske Laune, der andere durch die unendliche Komik gelehrter Einfalt; Frl. Berg als derb brave Köchin, Herr Georg als Tölpel von Medium und alle die anderen schlossen sich eifrig an. Um die zweite Nummer der Matinee hat ein unerwartetes Verbot uns gebracht: das einaktige Schauspiel „Die Kreutzersonate" von einem ungenannten deutschen Autor, hat aus unbekannten Gründen die Censur nicht passirt. Also verkündete, mit einem weinenden, einem lachenden Auge, Herr Director Lautenburg von der Scene herab den überraschten Hörern. Es scheint, dieser Winter will der Winter der verbotenen Stücke und der beschlagnahmten Zeitschriften werden; hoffentlich endigt die Gefangenschaft der „Kreutzersonate" so schnell, wie die unserer „Freien Bühne".

Otto Brahm.

Sudermann auf der „Freien Volks Bühne".

„Lessing-Theater. Freie Volksbühne. Sonntag den 8. Februar 1891, Mittags 12¼ Uhr." So zu lesen auf dem Theaterzettel, oben links in der Ecke, mit zierlichem Visitenkarten-Rähmchen und einem eingeknickten Ohr ... wahrlich, dieser Zettel ist ein geschichtliches Dokument, werth auf die Nachwelt zu kommen. In derselben Halle, unter denselben weißen Deckenornamenten und Angesichts der beiden selben schauderhaften Proszeniumsfiguren, die gleich heiligen Fakiren dem Gravitationsgesetz Hohn sprechen, hat die Freie Volks Bühne nun auch ihren „Sonntag" dort gehabt, wo die Freie Bühne so manchen in Freud und Leid erduldete. Aber mit dem Ort und der Zeit war auch die Parallele erschöpft: das Stück selbst entsprang nicht dem Kreise und Geiste der Freien Bühne, — — es war Sudermann's „Ehre."

Löblich und nachahmenswerth ist das Opfer, das der Direktor des Theaters den Mitgliedern der „Volks Bühne" durch eine treffliche Gratisvorstellung gebracht, und mit einem Gefühl des anerkennenden Dankes erschienen die Arbeiter und Arbeiterinen auf den Fauteuls des kostbaren Luxusraumes, das jedem möglichen Mißfallen an der geschenkten Gabe eine Aeußerungs-milde geben mußte, wie sie sonst in diesem und in andern Theatern nicht „des Landes der Brauch" ist. Ein erläuternder Vortrag hatte diesmal aus zufälligen und äußerlichen Gründen nicht voraufgehen können, es herrschte also neben dem Wohlwollen im Ganzen eine Unbefangenheit dem Künstlerischen gegenüber, wie sie bei den früheren Stücken nicht ganz in der gleichen Weise vorhanden sein konnte, wenn schon hier von Kritikern arg übertrieben worden ist. Trotzdem muß ich als realistischer Beobachter, der mit einer Ausnahme allen Vorstellungen der Volks Bühne bei-

gewohnt hat, die Thatsache feststellen, daß der Beifall nach den ersten beiden Akten sehr mäßig war und daß, trotz eines merkbaren Ansteigens von Interesse und Ergriffenheitsäußerung gegen Ende hin, als Ganzes der Erfolg der „Ehre" der relativ schwächste gewesen ist, den die Arbeiter-Bühne bisher zu verzeichnen hatte. Im letzten Akt schlugen ein paar Stellen — drei oder vier — sehr energisch durch und das rettete den Schußapplaus .... ein Vergleich grade mit dem von mehreren Seiten am meisten vorher angezweifelten Beifallsorkan in die offene Szene hinein bei „Kabale und Liebe" war aber vollkommen unmöglich.

Die „Ehre" hat allerlei gute Eigenschaften, die sie vor andern modernen dramatischen Versuchen auszeichnet. Sie hat gute Szenen und geistreiche Einfälle. Sie hat Glück und ist über viele Bühne gegangen.

Aber die „Ehre" ist kein volksthümliches Stück und wird es nie. Meinetwegen setze man statt volksthümlich volksbühnlich. Ich halte das Publikum dieser Volksbühne in der That für ein gesundes Stück Volksthum. Darüber sind aber nun einmal die Meinungen geteilt. Es gibt Leute, die alle Sozialisten nicht zum Volke rechnen. Es gibt auch Leute, die alle Freireligiösen nicht zum Volke rechnen. Es gibt Leute, die die Freie Volks Bühne als lucus a non lucendo ansehen. Und es giebt ganz unbedingt auch eine Menge Leute, denen „Volk" überhaupt nur ein Wort ist, bei dem sie sich nichts denken, das sie aber gern im Munde führen, weil es so bequem ist. Mit all' diesen Leuten kann ich hier unmöglich streiten, sie müssen eben selber Bühnen gründen und experimentieren und besten Falls werden wir dann eine Entscheidung durch die Statistik erhalten, deren erster Band anno Bellamy erscheinen mag. Ich aber soll heute Abend noch eine Kritik für die „Freie Bühne" schreiben, von der nicht ohne Weiteres feststeht, ob sie im Jahre Zweitausend noch bestehen wird, unbeschadet frommer Wünsche! Ich fasse also vorläufig das Publikum vom Sonntag subjectiv als „Volk" und wiederhole: die „Ehre" ist kein volksthümliches Stück.

Größere Partieen der „Ehre" leiden unter einem im allerhöchsten Grade unrealistischen Dialog, unter unrealistischen Unmöglichkeiten an entscheidenden Handlungsstellen. Diese Dinge, die in zahlreichen Kritiken ihrer Zeit erwähnt wurden, merkt aber, wie ich rund zugebe, viel mehr der im Getriebe moderner Kunstfragen selbst treibende, ästhetisch geschulte Kritiker als der Unbefangene aus dem modernen Volke. Kritiker waren nun am Sonntag — mit Einschluß eines allerdings ganz einzigen! — nur in verschwindender Minderzahl anwesend. „Kabale und Liebe" unterliegt, was die Sprache angeht, hier und da ärgeren Unerträglichkeiten für feinere Ohren als die „Ehre". Die Besucher der jüngst hier besprochenen denkwürdigen Vorstellung stießen sich fast gar nicht daran. Hier liegt wohl im höheren künstlerischen Sinne ein böser Mißstand, — im volksthümlichen vorläufig nicht. Gewisse Dinge, — wo es eben allzu handgreiflich kam — hat man ja gemerkt: man war sich darüber einig, daß die Schauspieler, die das „Hinterhaus" darstellen sollten, sammt und sonders keine blasse Ahnung vom Berliner Dialect hatten, und Aehnliches. Aber man rief auch grade am Schlusse des letzten Actes das derbste Bravo, da, wo dem Feinfühligen der realistischen Schule wirklich der Unsinn der Handlung „über das Bohnenlied geht" .... man rief es, weil man sich wenigstens angehaucht fühlte von einer Idee, weil man hier endlich einen wenn auch engen dichterisch-philosophischen Gesichtspunkt gefunden zu haben glaubte, der einen doch halbwegs befriedigenden Abschluß gab.

Die Idee, — da liegt's. Unser Volkspublikum freut sich über die realistische Technik, aber es sieht noch über sehr viel mehr hinweg als unsere Aesthetiker und Dichter der realistischen Schule. Unser Volk aber sieht dem Dichter desto schärfer auf die Finger hinsichtlich der das Ganze durchgeistigenden Idee. „Idee" sage ich, — man verwechsle mir das nicht mit dem groben Surrogat „Tendenz". Unser Volk der Volks Bühne hat die Idee mit Beifall herausgefunden aus „Kabale und Liebe", aus den „Stützen der Gesellschaft," aus „Vor Sonnenaufgang". Bei der „Ehre" hat es gesucht und gesucht, mit heiligstem Willen gesucht, — aber es hat Akte lang keinen Faden gefunden. Ja, wo ist auch dieser Faden? Das Stück Sudermanns nennt sich „die Ehre". Man redet Vielerlei darin von der Ehre. Hier, so scheint es, steckt der Kern, von hier aus arbeitet die Idee. Eins sieht man ja alsbald: die scharfe Trennung der Vorderhaus-Ehre und der Hinterhaus-Ehre. Das kommt so grob deutlich, daß die verwandelte Kouliſſe es jedesmal schon zu rufen scheint, wenn der Vorhang aufgeht. Aber das ist etwas längst Bekanntes, diese einfach konstatirte Thatsache.

Wer von den Männern und Frauen da im Publikum wußte das nicht? Die Dichterarbeit, um die es sich zu dichten lohnte, sollte jetzt erst einsetzen. Und hier versagt Sudermanns Werk sehr stark. Er sollte gleichsam die materialistischen Ursachen des Kontrastes aufdecken. Damit mußte er das recht eigentlich im modernen Sinne soziale Gebiet betreten. That er es, so war die volksthümliche Wirkung unausbleiblich, — die innerliche meine ich, nicht die etwa auf ein paar hohle Tendenzphrasen und Schlagworte gebaute. Ein Kardinalgebiet des modernen Denkens, ein Schlachtplan ohne Gleichen war dann berührt: die Abhängigkeit der Moral von der sozialen Stellung, von der wirthschaftlichen Lage. Die größten Philosophen unserer Zeit ringen hier theoretisch, jeder kleinste ehrliche Mensch praktisch. Die Dichtung in erster Linie könnte Theorie und Praxis vereinen. Statt dessen bleibt Sudermann bei dem nackten Kontrast. Er verflacht ihn durch stete Wiederholung, — im letzten Akt läßt er ihn fast verschwinden, wir sehen im Vorderhause dasselbe Erliegen vor dem Gelde wie im Hinterhause, das wesentlich Verschiedene grade ist der Handlungsspannung geopfert. Und schlimmer noch: wo der Dichter mit gewaltsamsten technischen Mitteln eine Figur wie den Grafen von Trast zum philosophischen Sprachrohr macht, da erhalten wir nicht ernste Andeutungen einer Lösung, sondern die banale Phrase in abschreckender Nacktheit. — Ehre giebt es nicht, es giebt nur „Pflicht". Sollte der Kenner des scharfen Kontrastes wirklich in seinen ethischen Studien nicht weiter gekommen sein als zu dieser klapperdürren Tautologie . . .?

Aus dem einen fundamentalen Mangel ergeben sich die übrigen, die das Volksthümliche mit abschneiden helfen, von selbst. Ich rechne hierher ausdrücklich nicht den Umstand, daß das proletarische Hinterhaus ebenso viel scharfe Spitzen bekommt, wie der Salon; daß aus schlechten Verhältnissen, aus Druck und Noth keine Engel hervorgehen, soll der Dichter zeigen; wenn dabei viel karrikiertes mit unterläuft, so ist selbst das mir nicht so wesentlich und es schien auch diesem doch entschieden stärker mitfühlenden Publicum nicht der Kernpunkt zu sein. Alles liegt vielmehr an der Consequenz aus dem Obenerwähnten. Die Handlung des Stückes rollt wohl äußerlich — und, wie ich sehr gern zugebe, im Banne eines edel strebenden, bühnenkundigen Geistes — hurtig vom Fleck, aber innerlich steht sie still, da die Idee sich nicht entwickelt. Man ist bei dem haarsträubend unmöglichen, possenhaften Schlußwitz genau so weit wie beim Anfang, und der Dichter ist, wie so viele vor ihm, in einem hoffnungslosen Irrtum befangen, wenn er meint, die oberflächliche Vereinigung zweier Liebenden entschädige für die fehlende Ideenlösung. Ein Liebespaar, das sich mit resolutem „Trotzdem" findet, ist immer ganz wirkungsvoll, man klatscht schon. Wenn man aber nach Hause geht, so sagt man sich: Ja, eigentlich wolltest Du das doch nicht, — ob die sich da auf dem Theater kriegen; wie viele kriegen sich nicht! Aber Du wolltest doch für Dich etwas, — einen geistigen Eindruck, eine Ideensuggestion, — wozu sonst das dreistündige Stillesitzen . . .?

In der Pause zum zweiten Akt durchlief eine Bewegung das Haus. Ein Tuscheln, Sichanstoßen, ein „Augen links!" . . . . eine Prosceniumsloge hatte das Interesse erobert, das die Bühne bisheran nur lau geweckt. Aus dem Halbdunkel schaute in gebieterischer Fülle ein silbergraues Haupt. „Das ist Ibsen!" ging es von Mund zu Mund. Sie kannten ihn alle, den Mann der „Stützen der Gesellschaft", des „Volksfeindes" . . . . zweimal schon war er im Geiste in dieser Gemeinde gewesen. Heute nahm jeder sein Antlitz als eine Erinnerung für's Leben mit hinaus, wohl die werthvollste Errungenschaft dieses Mittags im Lessing-Theater. Dem stillen Zuschauer in der Loge hat man zwar nicht geklatscht und Bravo gerufen. Und doch habe ich Worte über ihn um mich flüstern hören, die eine schönere Ovation waren. „Er ehrt uns durch sein Kommen!" sagte ein ganz schlichter Mann. — Das war die beste „Ehre" des Vereins Freie Volks-Bühne.

Wilhelm Bölsche.



Von neuer Kunst.

Gunnar Berg. Bei Gurlitt ist gegenwärtig eine interessante Ausstellung: gegen fünfzig Bilder des norwegischen Malers Gunnar Berg.

Gunnar Berg ist einer jener Maler, welche stets auf Ausstellungen einer regen Aufmerksamkeit sicher sind. Und er verdient es auch, denn das, was er geschaffen, ist in seiner Art einzig dastehend. Es ist Kunst — originelle und reife Kunst. Er weiß, was er zu schaffen im Stande ist; er kennt seine Mittel, und benützt sie mit Ruhe und Ueberlegung.

Steht man vor seinem großen Soolvoerbilde, so wird man auch nicht einen Augenblick in Zweifel darüber sein, daß hier Wirklichkeit mit einer Treue wiedergegeben ist, welche gar nichts mehr zu wünschen übrig läßt.

Alles ist so einfach, so geradezu. Aber in dieser Einfachheit liegt eine bunte Mannigfaltigkeit, ein Reichthum, der an Ueberfluß grenzt.

Und hat man das Bild erst einmal gesehen, zieht es Einem mit unwiderstehlicher Macht immer wieder an sich. Man muß es Mal für Mal wieder ansehn und stets mit gleicher Bewunderung und Freude. Der frische, kühne Naturalismus, der dem Beschauer aus dem Bilde gleichsam entgegenschlägt, besitzt eine bestrickende Poesie. Man fühlt einen warmen Strom von Wohlbehagen durch die Nerven rieseln, der sich wie ein stiller Jubel um die Sinne legt.

Auf einer Bergesspitze, hoch in den Lofoten, von wo man die Aussicht über ganz Soolvoer hat, liegt des Malers Atelier — das nördlichste der Welt — an den Berg mit gewaltigen Eisenklammern gefestet, damit der Sturm es nicht losreißen kann. Es ist mit einem Aussichtsthurme versehen und birgt in seinem Innern eine ganze kleine Ausstellung, nicht nur von Bildern, Skizzen und Studien, sondern auch von Antiquitäten, welche Gunnar Berg mit Vorliebe sammelt. Aus allen Ecken und Winkeln starren dem Beschauer die merkwürdigsten Dinge entgegen; Regale und Schränke sind damit gefüllt — ein Museum nordischer Alterthümer en miniature.

Von hier aus nun unternimmt Gunnar Berg seine gefahrvollen Studiengänge, immer von Neuem um die Kunst sein Leben wagend. Denn Lofoten ist kein behagliches Operationsfeld für Maler. Man denke etwa an die Gletscher der Schweiz. Soll man hier seinem Berufe obliegen, so muß man in Sturm und Unwetter hinaus und sich den lieben langen Tag weidlich abplagen, denn nur gerade dann kann man das Eigenthümliche und Interessanteste von Natur und Leben beobachten. So sitzt Gunnar Berg also draußen auf dem gefährlichen Grunde und malt und malt, vom Sturme gepeitscht, vom Regen durchnäßt, halb erfroren, mit steifen Fingern. Diese Art Strapazen kann auch wohl nur ein Nachkomme jenes kühnen, bärenstarken Vikingergeschlechts ertragen: Gunnar Berg ist ein Musterbild männlicher Kraft.

Zu Soolvoer geboren und erzogen, war er von seinem Vater für den Handel bestimmt, dem er in Bergen oblag. Aber seine Neigung zur Malerei ließ sich nicht länger zähmen und so reiste er nach Düsseldorf, wo er drei Jahre an der Akademie studierte. Später ging er nach Paris. Trotzdem er erst sechsundzwanzig Jahre ist, hat er eine ganze Reihe guter Bilder (hundertfünfzig waren allein in Christiania ausgestellt) geschaffen und alle scandinavischen Zeitungen, die conservativsten wie die radikalsten, welche sich für gewöhnlich in den Haaren zu liegen pflegen, sind in seinem Lobe einig. Sie sagen, daß er für das nördliche Norwegen, welches nämlich eine Welt für sich ist, in der Malerei das geworden, was diesem Lande Jonas Lie in der Literatur gewesen.

R. Blumenreich.



Die „Auflösung" der Freien Bühne. Der Breslauer Zeitung wird aus Berlin geschrieben: „Am Ende dieser Saison scheidet Otto Brahm aus dem Vorstand der Freien Bühne aus. Man hält es hier für absolut sicher, daß sich im Anschluß daran die Freie Bühne, die außerdem mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, auflösen wird." Der Berliner Börsen-Courier hat sich beeilt, diese fette Ente nachzudrucken, sie wird, unter seinem Sterne reisend, vielleicht durch die Blätter die Runde machen, und so sei hier ausdrücklich erklärt: daß an der „absolut sicheren" Meldung auch nicht Ein wahres Wort ist. Es mag der Freien Bühne aber als ein gutes Omen erscheinen, daß man ihr wieder einmal zu Grabe läutet: die Totgesagten leben lange.

O. B.

Wilhelm von Polenz. Ein zweibändiger Roman, „Sühne", lenkte vor einiger Zeit zum ersten Male die Aufmerksamkeit auf diesen Namen. Der Roman war sehr ungleich in der Ausführung — ganze Partieen sehr schwach, noch stark fühlbar eine Anfängerarbeit, andere überraschend gut, technisch vollkommen, ein entschieden durchbrechendes realistisches Talent verrathend. In der Zwischenzeit auf dramatischem Gebiete thätig, erscheint der Autor jetzt mit einer Novelle „Die Versuchung" (Dresden und Leipzig, H. Minden). „Eine Skizze" nennt er sie vorsichtig. Es ist aber mehr. Es ist eine der vorläufig äußerst seltenen und deshalb hochwillkommenen Proben realistischer Behandlung, die eines wohlwollenden Humors nicht entbehren. Ein trefflich gezeichneter, kreuzbraver Student der Theologie vom Lande knüpft im Sündenbabel der Großstadt ein kleines Verhältniß an. Was er bis dahin sorgsam bewahrt, hat sie nicht mehr zu verlieren, aber der gute Kerl fühlt sich gleichwohl in schwerem Gewissensconflict ob seiner Kühnheit. Da erscheint unverhofft der Vater Pastor zu Besuch, auch ein braver Mann, sehr würdig, aber in weltlichen Fragen nicht so unbewandert, wie sein Sohn geglaubt. Wie dieser alte Herr die heikle Frage zu allseitiger Zufriedenheit löst, ist köstlich erzählt. Die Geschichte hätte frivol werden können, die Klippe ist aber vermieden durch die feine, lächelnde Satire, die unablässig im höchsten Grade belustigende und doch feine Seitenhiebe gegen unsere konventionelle Moralphrase führt, von der Pastorensalbung bis zur cynischen Studentenweisheit, und wiederum zu dem Hangen und Bangen in moralischer Pein des Theologen zwischen der grauen Theorie und der warmen Wirklichkeit. Die eingestreuten kleinen Bilder aus dem Leben der Großstadt sind ungewöhnlich scharf gefaßt, man fühlt eine Kraft, die zweifellos bald Bedeutendes leisten wird, die stark ist und fein, voll Muth und doch besonnen durch die gute Schule sorgfältiger Selbst- und Weltbeobachtung.

W. B.

Die Leser der „Freien Bühne" werden mit besonderer Antheilnahme die Nachricht von dem jähen Tode unseres eifrigen Mitarbeiters Heinrich Kana aufnehmen. Eine trübe Verkettung mißlicher Umstände, körperliches wie geistiges Leid, hat den erst seit kurzer Zeitspanne von Wien zu uns übergesiedelten talentvollen Schriftsteller dazu getrieben, seinem Leben durch einen Revolverschuß ein Ende zu machen. Ein geringwerthiger, mehr drolliger als ernster Vorfall bei Gelegenheit des auch von uns im vorletzten Hefte besprochenen jammervollen Vortragsabends der „Freien Litterarischen Gesellschaft" wurde zum letzten entscheidenden Moment in einer jedenfalls schon lange angebahnten, tiefernsten Menschheits- und Schriftstellertragödie.

W. B.



Einsame Menschen.

Drama in 5 Akten

von

Gerhart Hauptmann.

(6. Fortsetzung.)

Vierter Akt.

Zeit: Nachmittags zwischen vier und fünf. Am Tisch sitzen Käthe und Frau Vockerat. Käthe mit Nähen eines Kinderhemdchens beschäftigt; Frau Vockerat mit Stricken. Käthe stark abgehärmt. Es vergehen einige Sekunden. Johannes kommt aus dem Studirzimmer. Er hat den Hut noch nicht recht festgesetzt, den Sommer überzieher noch nicht ganz angezogen und ist im Begriff auszugehen.

Johannes. Ist Anna fort?

Fr. Vockerat (verschnaufend). Eben hinaus.

Johannes (ist zu Käthe getreten und küßt sie auf die Stirn). Nimmst Du auch Dein Tränkchen regelmäßig?

Fr. Vockerat. Ach, die dumme Medicin! die nutzt 'was rechts. Ich wüßte schon, was besser nützte.

Johannes. Ach Mutter, Mutter!!

Fr. Vockert. Ich bin ja schon stille.

Fr. Käthe. Ja, ja! ich nehm' sie schon. Mir ist ja überhaupt nichts.

Johannes. Du siehst auch heut thatsächlich besser aus.

Fr. Käthe. Mir ist auch besser.

Johannes. Na schon Dich nur recht. Adieu! Wir kommen bald wieder.

Fr. Käthe. Geht Ihr weit?

Johannes. Nur 'n Bischen in den Wald. Wiedersehen! (ab über die Veranda).

(Kleine Pause. Man hört das Brausen und Rauschen eines Eisenbahnzuges. Hierauf Läuten der Bahnglocke fern.)

Fr. Vockerat. Horch mal, die Bahnhofsglocke.

Fr. Käthe. Der Wind trägt den Schall, Mutti! (sie läßt die Arbeit sinken und versinnt sich.)

Fr Vockerat (flüchtig aufblickend). Worüber denkst Du denn nach, Käthemiezel?

Fr. Käthe (weiterarbeitend). Ach — über allerhand.

Fr. Vockerat. Uber was denn zum Beispiel?

Fr. Käthe. Ob es zum Beispiel Menschen geben mag, die nichts zu bereuen haben.

Fr. Vockerat. Sicher nicht, Käthchen!

Fr. Käthe (der Schwiegermutter die Nähterei hinhaltend). Ob ich Kettelstich nehme — hier rum, Mutti?

Fr. Vockerat. Wart mal! hier? Ach nein, einfach.

Fr. Käthe (faßt das Hemdchen oben und unten und spannt es auseinander). Ich denke, es wird lang genug sein.

Fr. Vockerat. Ja nich' zu kurz. Lieber Bischen zu lang. Die Kinder wachsen zu schnell.

(Beide arbeiten emsig weiter. Kleine Pause).

Fr. Käthe (unterm Nähen). Hannes hat manchmal recht zu leiden gehabt — unter meinen Launen. Er hat mir oft genug leid gethan. Aber man kann eben nicht gegen seine Natur: das ist das Unglück! (kurz und bitter in sich hineinlachend.) Man war allzu sicher.

Man hat sich's nicht wahrgenommen. (sie seufzt) — Da fällt mir ein bei dem Hemd: In Gnadenfrei — da war eine alte Wärterin . . . in der Anstalt. Die hatte ihr selbstgewebtes Todtenhemd schon jahrelang im Schubfach liegen. Das zeigte sie mir mal. Da wurd' ich ganz melancholisch.

Fr. Vockerat. Die alte überspannte Person.

(Kleine Pause.)

Fr. Käthe (unterm Nähen). Der kleine Fiedler ist ein lieber Kerl. Gestern nahm ich ihn 'n Bischen, rauf und zeigte ihm Bilder. Da fragt er mich: nich' wahr, Tante Käthe, der Schmetterling is' der Mann und die Libelle is' seine Frau.

Fr. Vockerat (gutmüthig lachend).

Fr. Käthe. Das dumme Herzel! Und dann tippte es mir auf die Augenlider und fragte: schlafen da die Augen drin?

Fr. Vockerat. Zu niedlich sind Kinder manchmal.

Fr. Käthe (mit einer sanften wehmüthigen Lustigkeit). Und dann sagt er immer Punken statt Funken. Damit neck' ich ihn immer.

Fr. Vockerat. Zu drollig, Punken (sie lacht).

Fr. Käthe (läßt die Arbeit in den Schooß sinken). Und was man sich so für Schmerzen macht als Kind. Ich weiß noch, als ich klein war, jahrelang — wo nur ein Kartoffelfeld kam — da hab' ich den lieben Gott inbrünstig gebeten: ach lieber Gott! laß mich doch nur ein einziges Mal einen großen Todtenkopfschmetterling finden. — Ich hab' aber nie einen gefunden — (sie erhebt sich müde. Seufzend:) Später hat man andre Schmerzen.

Fr. Vockerat. Wo willst Du denn hin? Bleib doch noch 'n Bischen.

F. Käthe. Ich muß nachsehen, ob Philippchen wach ist.

Fr. Vockerat. Käthe, nich' so unruhig! Es wird alles besorgt.

Fr. Käthe (ist stehen geblieben, neben dem Stuhl, die Hand an der Stirn). Laß Mutti! ich muß denken.

Fr. Vockerat (milde zuredend). Du mußt garnicht denken! Komm', erzähl mir noch 'n Bischen! (sie zieht die Willenlose auf den Stuhl zurück). Komm', setz' Dich! — Johannes hatte auch als Kind immer so niedliche Einfälle.

Fr. Käthe (sitzt da wie erstarrt, die weit offnen Augen auf das Portrait über dem Pianino gerichtet). Ach, der gute Papa in seinem Talar! Der hat sich nicht träumen lassen, was seine Tochter . . (ihre Stimme wird von Thränen erstickt)

Fr. Vockerat (es bemerkend). Aber Käthemiezel!

Fr. Käthe (Mühsam redend:) Ach bitte, laß mich!

(Beide arbeiten eine kurze Weile weiter.)

Fr. Käthe (unterm Nähen). Hast Du Dich gefreut, als Johannes geboren war?

Fr. Vockerat. Von Herzen, Käthchen! Du nicht, über Philippchen?

Fr. Käthe. Ich weiß wirklich nicht. (Erhebt sich abermals). Ach! ich will mich lieber Bischen niederlegen.

Fr. Vockerat (erhebt sich ebenfalls, streichelt Käthes Hand). Ja, ja! wenn Du angegriffen bist.

Fr. Käthe. Faß' mal meine Hand, Mutti!

Fr. Vockerat (thut es). Nun? Sie is' eiskalt, Miezel!

Fr. Käthe. Nimm mal die Nadel! (reicht ihr die Nähnadel).

Fr. Vockerat (zögert sie zu nehmen). Ja — was soll ich denn damit?

Fr. Käthe. Paß mal auf! (sticht sich blitzschnell mehrmals in die Handfläche).

Fr. Vockerat (erhascht ihre Hand). Aber Du! Du! Was machst Du denn nur da?



Fr. Käthe (lächelnd). Es thut garnicht weh. Keine Spur. Ich fühle auch rein nichts.

Fr. Vockerat. Was das für Ideen sind! Komm, komm! Ja, ja! Leg' Dich Bischen nieder! Leg' Dich Bischen! (führt Käthe, sie ein wenig stützend in das Schlafzimmer).

(Nach einer kleinen Pause kommt Braun. Er legt den Hut ab, zieht den Ueberrock aus, hängt beides an den Kleiderhaken.)

Fr. Vockerat (steckt den Kopf durch die Schlafstubenthür). Ach, Sie sind's, Herr Braun.

Braun. Gutentag, Frau Vockerat!

Fr. Vockerat. Ich komme gleich (sie zieht den Kopf zurück, kommt nach wenigen Secunden ganz heraus, eilt auf Braun zu und drückt ihm hastig ein Telegramm in die Hand). Nu' rathen Sie mir! (während er liest, verfolgt sie mit ängstlicher Spannung den Ausdruck seines Gesichts).

Braun (nachdem er gelesen). Haben Sie Herrn Vockerat gesagt, worum es sich handelt?

Fr. Vockerat. Kein Sterbenswort. Nein, nein, nein! Das hätt ich auch nicht über's Herz gebracht. Ich hab' ihm nur geschrieben, daß er doch mal herkommen möchte, weil . . . weil ich doch noch nicht so bald fortkönnte, und weil Käthe doch noch immer nicht ganz munter wär'! Aber sonst hab' ich nichts geschrieben. Nich' mal, daß Fräulein Anna noch hier ist, Herr Braun.

Braun (nach einiger Überlegung, zuckt mit den Achseln). Ja! Da kann ich weiter nichts sagen.

Fr. Vockerat (ängstlicher). Halten Sie's nich' für recht? Hätt' ich am Ende lieber nich' schreiben sollen? Aber Käthe vergeht mir ja unter den Händen. Wenn sie erst mal zum liegen kommt, dann . . . dann weiß ich nich' was noch geschieht. Und aller Augenblicke muß sie sich jetzt schon hinlegen, in den Kleidern, auf's Bett. Gerade jetzt liegt sie wieder. Ich kann's ja nich' mehr. Ich kann ja die Verantwortung nich' mehr allein tragen, Herr Braun (sie muß sich schneuzen).

Braun (in's Telegramm blickend). Mit dem Sechsuhr=Zug kommt Herr Vockerat? Wie spät is's jetzt?

Fr. Vockerat. Halbfünf noch nicht.

Braun (nachdem er wieder eine Weile nachgesonnen). Hat sich denn garnichts geändert in den acht Tagen?

Fr. Vockerat (schüttelt trostlos den Kopf). Nichts.

Braun. Hat sie nie Miene gemacht abzureisen?

Fr. Vockerat. Nein — nich' einmal. Und Johannes, der is' förmlich wie verhext. Er war ja immer leicht kratzig, aber er machte doch schließlich, was man wollte. Er sieht nich', er hört nich'. Nur diese Person. Nur immer diese Person. Nicht Mutter, nicht Frau, Herr Braun. Ach, Gott! was macht man denn nur. Ich thu' ja keine Nacht mehr ein Auge zu. Ich hab schon hin und her überlegt. Was macht man denn nur?

(Pause.)

Braun. Ich weiß wirklich nicht, ob es gut ist, daß Herr Vockerat herkommt. Hannes wird dadurch nur noch gereizt, auf's höchste . . . Und dann . . . dann will er sich vor dem Fräulein . . . ich hab überhaupt manchmal ein Gefühl — als ob sich Hannes schon allein wieder 'rausarbeiten würde.

Fr. Vockerat. Das hab' ich ja doch auch geglaubt. Deshalb hab' ich mich ja damals, als er sie zurückbrachte, wieder überreden lassen. Deshalb bin ich ja hier geblieben. Aber es wird ja immer schlimmer. Man darf ja garnicht mehr wagen, nur 'n leises Sterbenswörtchen drüber zu sprechen. Und zu Käthe darf ich auch nichts sagen. An wen soll ich mich denn wenden?

Braun. Hat denn Frau Käthe nie mit Hans drüber gesprochen?

Fr. Vockerat. Ja, einmal — da sind sie wach gewesen, die halbe Nacht. Weiß

Gott, was sie da gesprochen haben!? Aber Käthel is' viel zu geduldig. Sie nimmt noch Hansens Partei, wenn ich mal 'was sage. Nicht mal diese . . . diese Dame . . . diese sogenannte durchschaut sie. Die wird womöglich noch in Schutz genommen.

(Kleine Pause.)

Braun. Ich hab mich schon gefragt — ob ich vielleicht mal mit Fräulein Anna rede.

Fr. Vockerat (schnell). Ja, das wäre wirklich vielleicht 'was.

Braun. Ich wollte sogar schon mal an sie schreiben. . . . . . Aber allen Ernstes, Frau Vockerat, eh Herr Vockerat in seiner Weise eingreift — das kann die Sache meiner Ansicht nach verschlimmern im höchsten Maße.

Fr. Vockerat. Na ja, na ja! Aber was blieb mir denn übrig in meiner Herzensangst? Ach, wenn Sie wollten . . . wenn Sie wirklich mit ihr reden wollten. (Man hört Anna's und Johannes' Stimme.) Ach großer Gott! Ich kann sie jetzt unmöglich sehn. (Ab durch die Flurthür.)

Braun (zögert. Da sie noch nicht eintreten, ebenfalls ab durch die Flurthür.)

(Fräulein Anna tritt ein von der Veranda her.)

Frl. Anna (hat ihren Hut abgelegt. Spricht durch die offne Thür zu Johannes, der noch draußen auf der Veranda verweilt). Giebt's was Interessantes, Herr Doktor?

Johannes. Es muß 'was los sein. Ein Polizist ist im Kahn. (Kommt herein.) Vielleicht wieder 'n Unglück geschehn. —

Frl. Anna. Ein melancholisches Vorurtheil. —

Johannes. Hier kommt oft genug 'was vor. Das ist ein gefährliches Wasser. — Was haben Sie denn da, Fräulein?

Frl. Anna. Katzenpfötchen, Herr Doktor! Die nehm' ich mir mit zum Andenken.

Johannes. Wenn Sie mal reisen, heißt das. Und das wird so bald nicht sein.

Frl. Anna. Meinen Sie?

(Kleine Pause, während welcher beide langsam und jeder für sich umhergehen.)

Frl. Anna. Es wird schon recht zeitig finster.

Johannes. Und kühl, sobald die Sonne weggeht. Soll ich Licht machen?

Frl. Anna. Wenn Sie wollen. — Sonst feiern wir Bischen Dunkelstunde. (Sie setzt sich.)

Johannes (setzt sich ebenfalls, von Anna entfernt auf irgend einen Stuhl. Nach einer Pause) Dunkelstunde! — Da kommen alte Erinnerungen.

Frl. Anna. Märchen, nicht wahr!

Johannes. Ja, auch. — — Ach, es giebt wundervolle Märchen.

Frl. Anna. O, ja! — Und wissen Sie, wie die schönsten gewöhnlich schließen? — Da zog ich mir einen gläsernen Pantoffel an — und da stieß ich an einen Stein — und da machte er „kling“ — und da sprang er entzwei.

Johannes (nach kurzem Schweigen). Ist das nicht auch ein melancholisches Vorurtheil?

Frl. Anna. Das glaub' ich nicht. (Sie erhebt sich, geht langsam bis zu dem Sessel vor dem Klavier, setzt sich darauf, haucht in die Hände.)

Johannes (erhebt sich ebenfalls, thut langsam ein paar Schritte, bleibt hinter Anna stehen). Nur ein paar Takte. Machen Sie mir die Freude. Wenn ich nur ein paar ganz simple Töne höre — das genügt mir schon.

Frl. Anna. Ich kann nicht spielen.

Johannes (mit gelindem Vorwurf). Ach, Fräulein Anna, — weshalb sagen Sie das? Sie wollen nur nicht, ich weiß es ja.

Frl. Anna. Aber ich habe wohl sechs Jahre lang keine Taste berührt. Erst seit diesem Frühjahr hab' ich langsam wieder angefangen. Und dann dudle ich auch nur so. — Solche traurige, trostlose Liedchen, wie ich sie von meiner Mutter mitunter gehört habe.



Johannes. Wollen Sie nich' mal so eins singen? So ein trauriges, trostloses Liedchen —?

Frl. Anna (lacht). Sehen Sie, Sie necken mich schon.

Johannes. Ich merke schon, Fräulein. Sie wollen mir's nicht zu Liebe thun.

(Kleine Pause.)

Frl. Anna. Ja, ja! Herr Doktor, ich bin ein häßliches launisches Geschöpf.

Johannes. Das sag ich nicht, Fräulein Anna!

(Kleine Pause.)

Frl. Anna (öffnet das Clavier. Setzt die Finger auf die Tasten. Sinnt nach). Wenn ich 'was [illegible] wüßte. —

Johannes (hat sich in einer entfernten Ecke niedergelassen, den Kopf vornüber gebeugt; die Beine übereinander geschlagen, den Ellbogen darauf gestemmt, die Hand an der Ohrmuschel).

Frl. Anna (legt die Hände in den Schooß, spricht langsam und in Pausen). Es ist eigentlich eine große Zeit, in der wir leben. — Es kommt mir vor, als ob etwas Dumpfes, Drückendes allmälig von uns wiche. — Meinen Sie nicht auch, Herr Doktor?

Johannes (räuspert sich). — In wie fern —?

Frl. Anna. Auf der einen Seite beherrschte uns eine schwüle Angst, auf der andern ein finstrer Fanatismus. Die übertriebene Spannung scheint nun ausgeglichen. So etwas wie ein frischer Luftstrom, sagen wir aus dem zwanzigsten Jahrhundert, ist hereingeschlagen. — Meinen Sie nicht auch, Herr Doktor? — Zum Beispiel, Leute wie Braun wirken doch auf uns nur noch wie Eulen bei Tageslicht.

Johannes. Ich weiß nicht, Fräulein! Das mit Braun ist wohl richtig. Aber ich kann noch nicht recht zur Lebensfreude durchdringen. Ich weiß nicht . . .

Frl. Anna. Ganz abgesehen von unsern individuellen Schicksalen. Von unsren kleinen Schicksalen ganz abgesehen, Herr Doktor!

(Pause.)

Frl. Anna (schlägt einen Accord an und hält ihn aus).

Johannes (nachdem der Ton verhallt ist). Nun?

Frl. Anna. Herr Doktor!

Johannes. Wollen Sie nicht spielen?! Bitte, bitte!

Frl. Anna. Ich wollte Ihnen etwas sagen, — aber Sie müssen nicht aufbrausen; Sie müssen ganz ruhig und artig bleiben.

Johannes. Nun, was?

Frl. Anna. Ich glaube, meine Zeit ist abgelaufen. Ich möchte reisen.

Johannes (seufzt tief, erhebt sich dann und geht langsam umher).

Frl. Anna. Herr Johannes! Wir fallen auch in den Fehler schwacher Naturen. Wir müssen den Blick in's Allgemeine mehr richten. Wir müssen uns selber leichter tragen lernen.

(Kleine Pause.)

Johannes. Wollen Sie wirklich reisen?

Frl. Anna (mild, aber bestimmt). Ja, Herr Johannes!

Johannes. Da werd' ich von nun an zehnfach einsam sein.

Frl. Anna. Der stärkste Mann ist der, welcher allein steht, sagt Doctor Stockmann.

(Pause.)

Johannes. Ach, reden wir wenigstens jetzt nicht davon.

Frl. Anna. Ich möchte Ihnen nur noch sagen: Ich habe mich für Sonnabend oder Sonntag zu Hause angemeldet.

Johannes. Sie haben sich . . . . Aber Fräulein, weshalb eilen Sie denn nur so sehr?

Frl. Anna. Aus vielen Gründen.

(Pause.)

Johannes (schneller und heftiger schreitend). Soll man denn wirklich alles, alles was man gewonnen hat, dieser verfluchten Convention aufopfern? Können denn die Menschen absolut nicht einsehen, daß ein Zustand kein Verbrechen sein kann, in welchem beide Theile zur gewinnen, beide Theile besser und edler geworden sind? Ist es denn ein Verlust für Eltern, wenn ihr Sohn besser und tiefer wird? Ein Verlust für eine Frau, wenn ihr Mann wächst und zunimmt, geistig?

Frl. Anna (in Güte drohend). Herr Doctor, Herr Doctor! der böse Affekt.

Johannes (besänftigt). Ja, hab' ich denn nicht recht, Fräulein?

Frl. Anna. Ja, und nein. — — Sie werthen anders, wie Ihre Eltern werthen. Ihre Eltern werthen anders, wie Frau Käthe werthet. Darüber läßt sich garnichts sagen, meiner Ansicht nach.

Johannes. Aber das ist eben furchtbar — furchtbar für uns.

Frl. Anna. Und für sie . . . für die Andern nicht minder.

(Pause.)

Johannes. Ja, aber Sie sagten doch selbst immer, man soll die Rücksicht auf andre nicht über sich herrschen lassen; man soll sich nicht abhängig machen!?

Frl. Anna Aber wenn man abhängig ist?

Johannes. Gut! ich bin abhängig. Leider Gottes! aber Sie . . . Warum nehmen Sie für die andern Partei?

Frl. Anna. Ich habe sie eben auch lieb gewonnen.

(Pause.)

Frl. Anna. Sie haben mir oft gesagt, Sie ahnten einen neuen, höhren Zustand der Gemeinschaft zwischen Mann und Frau.

Johannes (mit Wärme und Leidenschaft). Ja, den ahne ich, den wird es geben, später einmal. Nicht das Thierische wird dann mehr die erste Stelle einnehmen, sondern das Menschliche. Das Thier wird nicht mehr das Thier ehelichen, sondern der Mensch den Menschen. Freundschaft, das ist die Basis, auf der sich diese Liebe erheben wird. Unlöslich, wundervoll, ein Wunderbau geradezu. Aber ich ahne noch mehr: noch viel Höheres, Reicheres, Freieres — (unterbricht sich, wendet sich an Anna). Wenn ich deutlich sehen könnte, jetzt, — so würde ich Sie lächeln sehn. Hab' ich recht?

Frl. Anna. Herr Doctor . . . nein — ich habe diesmal nicht gelächelt. Aber richtig ist — solche Worte — an denen man sich leicht berauscht . . . da kommt gleichsam gewohnheitsmäßig — etwas spöttisches in mich. — — — Nehmen wir aber einmal an: es hätte wirklich etwas Neues, Höheres gelebt — in unseren Beziehungen.

Johannes (mit Betrübniß). Zweifeln Sie daran? Soll ich Ihnen Unterschiede nennen? Empfinden Sie zum Beispiel etwas andres für Käthe als herzliche Liebe? Ist mein Gefühl für Käthe etwa schwächer geworden? Im Gegentheil, es ist tiefer und voller geworden.

Frl. Anna. Aber, wo ist außer mir ein Mensch, der Ihnen das noch glauben kann? – Und wird Frau Käthe deshalb weniger zu Grunde gehen? — — — Ich möchte nicht gern von uns beiden reden. — Nehmen wir mal an — ganz im Allgemeinen — ein neuer vollkommenerer Zustand wird von Jemand vorempfunden. Dann ist er vorläufig nur im Gefühl — eine überzarte junge Pflanze, die man schonen und wieder schonen muß. — — — Meinen Sie nicht auch, Herr Doctor? — — — Daß das Pflänzchen sich auswächst, während wir leben, das dürfen wir nicht hoffen. Wir können sie niemals groß werden sehn, ihre Früchte sind für andre bestimmt. Auf die Nachwelt den Keim bringen — das können wir vielleicht. Ich könnte mir sogar denken, daß Jemand sich das zur Pflicht macht.

Johannes. Und daraus wollen Sie ableiten, daß wir uns trennen müssen?

Frl. Anna. Ich wollte nicht von uns reden. Aber, da Sie nun doch . . . . ja! Wir müssen uns trennen. — Ich gestehe Ihnen offen: einen Weg zu gehen, wie es mir von Anfang an vorschwebte, sei's über zerbrochne Existenzen: dazu bin ich zu schwach. Und das will ich nun auch nicht mehr, seit Sie mir diese Idee gegeben haben — von dem neuen, höheren Zustand. — Und seit dem, da erscheint mir auch das alte Ziel zu unbedeutend für uns — zu gewöhnlich, offen gestanden! — Es ist gerade so, als ob man von hohen Bergen mit weitem, weitem Ausblick heruntersteigt und nun alles so eng und nah findet im Thal.

(Pause.)

Johannes. Und wenn nun keine Existenz darüber zugrunde ginge?

Frl. Anna. Das ist nicht möglich.

Johannes. Aber, wenn nun Käthe die Kraft hätte? Wenn es ihr gelänge sich auf die Höhe dieser Idee zu erheben?

Frl. Anna. Wenn es Käthe gelänge — zu leben — neben mir, dann . . . dann würde ich mir selbst doch nicht trauen können. In mir . . . in uns ist etwas, was den geläuterten Beziehungen, die uns dämmern, feindlich ist, auf die Dauer auch überlegen, Herr Doctor. Wollen wir nun nicht Licht machen.

Fr. Vockerat (vom Flur her mit einem Lichte. Sie spricht in den Flur zurück). 'S is' noch dunkel hier. Ich will die Lampe erst anzünden. Bleiben Sie nur noch 'n Bißchen draußen, Herr Braun. Ich will's schon so einrichten, daß . . .

Johannes (hustet).

Fr. Vockerat (erschrickt). Wer is' denn hier?

Johannes. Wir, Mutter.

Fr. Vockerat. Du, Johannes?

Johannes. Wir, Fräulein Anna und ich. Wer is' denn draußen?

Fr. Vockerat (ziemlich ungehalten). Na, Hannes! Du hättst doch wirklich Licht machen können. Das is doch nich' . . . So im Dunkeln . . . (sie steckt die Lampe an. Fräulein Anna und Johannes rühren sich nicht).

Fr. Vockerat. Hannes!

Johannes. Ja, Mutter!

Fr. Vockerat. Kannst Du mal mitkommen? Ich möchte Dir 'was sagen.

Johannes. Geht das nicht hier auch, Mutter?

Fr. Vockerat. Wenn Du keine Zeit für mich übrig hast, dann sag's doch einfach.

Johannes. Ach Mutter . . . Natürlich komm' ich. Entschuldigen Sie, Fräulein (ab mit Frau Vockerat in das Studirzimmer).

Frl. Anna (fängt ganz leise schlichte Accorde zu greifen. Dann singt sie dazu mit gedämpfter Stimme): „Zum Tode gequält durch Gefangenschaft, bist Du jung gestorben. Im Kampfe für Dein Volk hast Du Deinen ehrlichen Kopf niedergelegt.“ (Sie hält inne. Herr Braun ist eingetreten.)

Frl. Anna (wendet sich mit dem Drehsessel herum). Guten Abend, Herr Braun!

Braun. Ich wollte nicht stören. Guten Abend Fräulein!

Frl. Anna. Man sieht Sie ja so selten.

Braun. Ach, wieso?

Frl. Anna. Es wurde mehrmals nach Ihnen gefragt.

Braun. Wer hat denn nach mir gefragt? Hans gewiß nicht.

Frl. Anna. Herr Johannes? Nein. — Frau Käthe.

Braun. Seh'n Sie! — Aufrichtig, ich . . . Ach, das ist ja jetzt alles Nebensache.

(Pause.)

Frl. Anna. Wir sind, scheint's, heut in einer Stimmung, daß wir uns eigentlich 'was lustiges erzählen sollten Wissen Sie nicht was? Man muß sich manchmal zum Lachen zwingen. Irgend eine Anekdote oder so . . .

Braun. Nein! wahrhaftig nein!

Frl. Anna. Ich glaube wirklich, Sie verstehen den Sinn des Lachens nicht.

(Pause.)

Braun. Ich bin eigentlich — gekommen, Fräulein — um etwas Ernstes mit Ihnen zu besprechen.

Frl. Anna. Sie? — mit mir?

Braun. Ja, Fräulein Anna!

Frl. Anna (erhebt sich). Nun bitte! Ich höre (begiebt sich an den Tisch, bindet den Strauß Imortellen auf und fängt an, sie zu ordnen und auf's Neue zu ordnen).

Braun. Ich saß damals in schweren Conflicten. Ich meine damals — als wir uns kennen lernten — in Paris. Es waren ja im Grunde Lappalien. Nichts ist schließlich so gleichgültig als: ob man mit oder ohne Rücksicht malt. Kunst ist Luxus — und heutzutage Luxusarbeiter sein, ist schmachvoll unter allen Umständen. Damals war Ihr Umgang jedenfalls der 'Rausreißer für mich. Und — was ich hauptsächlich sagen wollte: ich habe Sie damals achten und schätzen gelernt.

Frl. Anna (beim Ordnen der Blumen, leicht:) Was Sie sagen, ist zwar wenig zart — aber reden Sie nur weiter.

Braun. Wenn Worte, wie die, Sie verletzen, Fräulein, — dann bedaure ich . . . dann verwirren sich meine Begriffe.

Frl. Anna. Das thut mir leid, Herr Braun!

Braun. Es ist mir peinlich und unangenehm. Man sollte die Dinge einfach laufen lassen. Wenn es nur nicht so entsetzlich folgenschwere Dinge wären. Aber man kann doch nicht . . .

Frl. Anna (summt vor sich hin: „Spinne, spinne Töchterlein!"). Katzenpfötchen. — Ich höre, Herr Braun!

Braun. Wenn ich Sie so ansehe, Fräulein, so kann ich mich wirklich des Gefühls nicht erwehren . . . Sie scheinen sich garnicht bewußt zu sein . . . Sie scheinen den ganzen furchtbaren Ernst der Sache garnicht zu würdigen.

Frl. Anna (summt: „Sah ein Knab ein Röslein stehn").

Braun. Man hat doch schließlich ein Gewissen. Ich kann mir nicht helfen, Fräulein: ich muß an Ihr Gewissen appelliren.

Frl. Anna (nach einer kleinen Pause, kühl und leicht:) Wissen Sie, was Papst Leo der Zehnte über das Gewissen sagte?

Braun. Das weiß ich nicht, das liegt mir auch wirklich in diesem Augenblick ziemlich fern, Fräulein.

Frl. Anna. Es sei ein bösartiges Thier, sagte er, das den Menschen gegen sich selbst bewaffne. — Aber bitte, bitte! Ich bin wirklich ganz Ohr.

Braun. Ich weiß nicht, es liegt doch eigentlich auf der Hand. Sie müssen das doch auch sehn — daß es sich hier um Leben und Tod einer ganzen Familie handelt. Ich dächte mir, ein einziger Blick auf die junge Frau Vockerat, ein einziger Blick muß einem doch da jeden Zweifel vollständig benehmen. Ich dächte mir . . . .

Frl. Anna (nun ernst). Ach so! Das ist es also. Nun, weiter, weiter!

Braun. Ja, und — ja — und Ihr Verhältniß zu Johannes.

Frl. Anna (abweisend). Herr Braun! — Sie bis hierher anzuhören, glaubte ich dem Freunde meines Freundes schuldig zu sein. Was Sie nun noch sprechen, sprechen Sie in den Wind.



Braun (kurze Verlegenheitspause. Dann wendet er sich, nimmt seinen Hut und Ueberzieher und entfernt sich mit der Geste eines Menschen, der das Mögliche gethan hat).

Frl. Anna (wirft das Bouquet weg, sobald Braun hinaus ist und geht einige Mal heftig auf und ab. Sie wird ruhiger und trinkt Wasser).

(Fr. Vockerat vom Flur.)

Fr. Vockerat (sieht sich ängstlich überall um, kommt hastig auf Anna zu, nachdem sie sich vergewissert, daß sie allein ist). Ich bin in so großer Angst — meines Hannes wegen. Hannes ist so schrecklich heftig, Sie wissen ja. Und nun liegt mir etwas auf der Seele. Ich kann's nicht mehr unterdrücken, Fräulein! — Fräulein! — Fräulein Anna! (sie sieht Anna an, mit einer rührenden, flehenden Geberde).

Frl. Anna. Ich weiß, was Sie wollen.

Fr. Vockerat. Hat Herr Braun mit Ihnen gesprochen?!

Frl. Anna (will mit Ja antworten, die Stimme versagt ihr, dann überwältigt sie ein Anfall von Weinen und Schluchzen).

Fr. Vockerat (um sie bemüht). Fräulein Anna! Liebes Fräulein! Wir müssen den Kopf oben behalten. O Jesu Christ, daß nur nicht Hannes kommt. Ich weiß ja nicht, was ich thue. Fräulein, Fräulein!

Frl. Anna. Es war nur ... es ist schon vorüber. Sie brauchen sich nun nicht mehr ängstigen, Frau Vockerat!

Fr. Vockerat. Ich habe auch mit Ihnen Mitleid. Ich müßte ja kein Mensch sein. Sie haben Schlimmes durchgemacht im Leben. Das geht mir ja alles tief zu Herzen. Aber Johannes steht mir nun doch einmal näher. Ich kann's doch nicht ändern. Und Sie sind ja auch noch so jung, so jung, Fräulein. In Ihrem Alter überwindet man ja noch so leicht.

Frl. Anna. Es ist mir entsetzlich peinlich, daß es so weit gekommen ist.

Fr. Vockerat. Ich habe es nie gethan. Ich kann mich nicht besinnen, daß ich mal Jemand die Gastfreundschaft verweigert hätte. Aber ich weiß keinen andern Weg. Es ist der letzte Ausweg für uns alle. — Ich will nicht richten in diesem Augenblick. Ich will zu Ihnen sprechen, eine Frau zur Frau — und als Mutter will ich zu Ihnen sprechen. (Mit thränenerstickter Stimme.) Als Mutter meines Johannes will ich zu Ihnen kommen. (Sie erfaßt Anna's Hand.) Geben Sie mir meinen Johannes! Geben Sie einer gemarterten Mutter ihre Kinder wieder! (Sie ist auf einen Stuhl gesunken und benetzt Anna's Hand mit Thränen).

Frl. Anna. Liebe, liebe Frau Vockerat! Das ... erschüttert mich tief. — — — — Aber — kann ich denn etwas wiedergeben? Hab' ich denn etwas genommen?

Fr. Vockerat. Das wollen wir lieber beiseite lassen. Das will ich nicht untersuchen, Fräulein. Ich will nicht untersuchen, wer der Verführer ist. So viel weiß ich nur: mein Sohn hat sein Lebelang nie schlimme Neigungen gehabt. Ich war seiner so sicher — daß ich noch heut garnicht begreife .... (Sie weint.) Es war Vermessenheit, Fräulein Anna.

Frl. Anna. Was Sie auch sagen, Frau Vockerat, ich kann mich nicht vertheidigen gegen Sie ...

Fr. Vockerat. Ich möchte Ihnen nicht wehe thun. Ich möchte Sie nicht erbittern um Himmelswillen. Ich bin ja in Ihrer Hand. Ich kann Sie nur immer wieder bitten und bitten in meiner furchtbaren Herzensangst. Lassen Sie Johannes los — eh alles verscherzt ist — eh Käthe's Herz bricht. Haben Sie Erbarmen!

Frl. Anna. Frau Vockerat! Sie erniedrigen mich so sehr ... Mir ist zu Muth, als ob ich geschlagen würde, und ... Aber nein — ich will Ihnen nur einfach sagen. Es ist beschlossene Sache, daß ich gehe. Und wenn es sich nur darum handelt ...

Sie nun sagen, Fräulein? Ach, es geht mir kaum
lich gewisse Verhältnisse . . . Es müßte nämlich gleich
lich noch in dieser Stunde . . .
die Sachen, die sie abgelegt hatte, zusammen).
habe keine Wahl mehr, Fräulein.

(Kleine Pause.)

über'm Arm, nimmt langsamen Schrittes die Richtung nach der Flurthür. Vor
Konnten Sie denken, daß ich noch zögern würde?
Gott geleite Sie, Fräulein!
Frau Vockerat!
Werden Sie Hannes sagen, was wir gesprochen haben?
Seien Sie unbesorgt, Frau Vockerat!
Behüt' Sie Gott, Fräulein Anna!
die Flurthür. Fr. Vockerat athmet befreit auf, eilt schnell ab ins Schlafzimmer.
eine Laterne. Der alte Vockerat in Kaisermantel und Plüschmütze tritt ein, hinter
von der Bahn, mit Packeten bepackt).
über und über vergnügt). So! — Niemand hier? Legen Sie die Sachen
Sie! (er sucht im Portemonnaie.) Hier, für die Mühe.
kittel. Ich dank' vielmals schön!
Warten Sie mal, lieber Mann, (er sucht in seinen Ueberziehertaschen). Ich weiß
doch noch paar Exemplare — Palmzweige . . . Hier! (er übergiebt ihm
frommer Mann hat sie geschrieben. Wahre Erlebnisse. Es gereiche
(er drückt dem verblüfften Blaukittel die Hand; der weiß nichts zu sagen und entfernt sich stumm).
(hängt Mantel und Mütze auf, sieht sich um, reibt sich vergnügt die Hände und horcht dann an
hinter ihr Geräusch entsteht, nimmt er reißaus und versteckt sich hinter dem Ofen).
(kommt aus der Schlafstube, sieht die Packete, den Mantel, die Mütze). Ja, lieber Gott!
das ist doch . . . das sind doch Papachens Sachen.
(stürzt wie ein Wirbelwind hinter seinem Ofen hervor lachend und weinend zugleich, alles nur
umarmt und küßt Käthe wiederholt). Tochter! Herzenskäthe! (stutzt) Wie geht's
macht Ihr? Seid Ihr alle gesund und munter? (stutzt) Nein, Ihr könnt
. . . (er giebt Käthe frei) Ihr könnt Euch nicht denken, wie ich mich gefreut
(fast in einem Lachen). Was macht der Prinz ha ha ha? Wie befindet sich
ha ha? Seine Hoheit Prinz Schnudi ha ha ha ha! Ach, ich danke dem
daß ich nun wieder endlich hier bin (ein wenig erschöpft). Weißt Du — (nimmt
zeigt die Gläser). Es is auf die Dauer doch nichts mit dem Alleinsein. —
der Mensch nicht gern allein, es müssen immer Zweie sein ha ha ha
so geht's! — und dann gab's auch viel Arbeit, weißt Du — mit dem
Der Dünger, ha ha ha! der is Gold für den Landwirth. Pastor Pfeiffer
lich, der hielt sich d'rüber auf, daß wir die Dunggrube so nah beim
(Lacht.) Ich hab' ihm aber gesagt: Lieber Pastor, sag' ich, das is' unsre
ha ha! Na, wo steckt nun meine alte, treue Hausehre — und mein
Käthel genauer.) Ich weiß nicht, macht's die Lampe? Du scheinst mir
so ganz wie früher, Käthchen!
(ihre Bewegung schwer verbergend). Ach — Papachen! ich fühl mich ganz . . .
Ich freu' mich so, daß Du gekommen bist.
Ich hab' Dich wohl . . . ich hab' Dich wohl 'n Bischen erschreckt, Käthe?

(Frau Vockerat erscheint in der Flurthüre.)

ganz außer sich). Kuckuck, ha ha ha, ha! Da kommt sie an (er und seine
in die Arme. Weinen und Lachen.)

Fr. Käthe (ab von Rührung überwältigt).

Vockerat (nach der Umarmung seiner Frau den Rücken klopfend). So, so! altes treues Herz. — Das war unsre längste Trennung. — Nun fehlt blos noch Johannes.

Fr. Vockerat (nach kurzem Zögern) Auch der Besuch ist noch da.

Vockerat. Ein Besuch? So!

Fr. Vockerat. Ja, das Fräulein!

Vockerat. So! — Welches Fräulein?

Fr. Vockerat. Du weißt ja! Fräulein Mahr.

Vockerat. Ich denke, die is' abgereist. Übrigens, hier giebt's Eßwaare. (Er beschäftigt sich mit seinen Packeten.) Hier hab' ich Butter mitgebracht. Mit Eiern hab' ich's diesmal gelassen. Ich denk' noch mit Schrecken an's letzte Mal. Hier! — Für Hannes — selbstfabricirter Käse. Das muß alles bald in den Keller. Hier, ein Schinken. Ich sag' Dir, Marthchen, 'was Delicates! wie Lachs. — Aber Du sagst ja garnichts. Du bist doch gesund?

Fr. Vockerat. Ja Papa. — Aber — ich weiß nicht — ich hab' etwas auf dem Herzen. Ich wollte Dir's eigentlich nicht sagen — aber — ich . . . Du bist mein treuster Lebensgefährte. Ich kann's allein nicht mehr tragen. — Unser Sohn . . . unser Johannes — war nahe daran . . .

Vockerat (stutzt, wird ängstlich). Was, Hannes, unser Hannes? Was? Ja was denn?

Fr. Vockerat. Aber reg' Dich nicht auf. Mit Gottes Hülfe ist ja Alles nun glücklich beigelegt. Das Fränlein geht ja nun wenigstens bald aus dem Hause.

Vockerat (tief erschüttert). Martha!! Das kann nicht wahr sein

Fr. Vockerat. Ich weiß ja auch nicht — wie weit sie gegangen sind — nur . . . Es war eine schreckliche Zeit für mich.

Vockerat. Die Hand hätt' ich mir abhauen lassen, Martha, ohne Bedenken. — Mein Sohn — Martha! mein Sohn — pflicht- und ehrvergessen.

Fr. Vockerat. Ach, Männchen, Du mußt es erst sehn, Du mußt's erst selbst untersuchen. Ich weiß ja nicht . . .

Vockerat (geht umher, bleich, murmelnd). Dein Wille geschehe! Dein Wille geschehe!

Fr. Vockerat (weint still).

Vockerat (bleibt vor ihr stehn, dumpf). Martha, — irgendwo muß die Schuld stecken. — Laß uns nachsinnen.

Fr. Vockerat. Wir haben es stillschweigend geduldet. Mehr und mehr sind die Kinder von Gott und dem rechten Weg abgekommen.

Vockerat. Da hast Du recht. Das ist es auch. Dafür werden wir nun gestraft. (Beide Hände seiner Frau ergreifend.) Aber laß uns Gott bitten — in tiefer Demuth — Tag und Nacht. Laß uns Gott bitten, Martha.

Vorhang fällt.

(Fortsetzung folgt.)



Verantwortlich für die Redaction Wilhelm Bölsche, Friedrichshagen. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler. Druck: Kroll's Buchdruckerei. Beide in Berlin.



Die Vorgeschichte von Zola's L'Argent.

II.

Im September 1889 war Zola von seinem Médaner Tuskulum nach Paris übergesiedelt, halb der berühmten Akademie-Kandidatur wegen, wesentlich aber doch wohl auch zum Zweck der ersten „Argent"-Vorstudien. Ein Stündchen Eisenbahn vom Pariser St. Lazare-Bahnhof gelegen, zwischen dem Wald von St. Germain und Mantes, ist dieses Médan übrigens nicht zu verwechseln mit Meudon, dem Vorort von Paris, wo Rabelais Pfarrer war und Richard Wagner 1841 seinen „Fliegenden Holländer" schrieb. Die alte, seit Jahren vertraute Pariser Wohnung des Meisters lag in der Rue Ballu 22. Diesmal vertauschte er sie indessen sehr bald mit einem von fürstlichem Luxus starrenden „hôtel" in der Rue de Bruxelles. Die Bête humaine ist hier vollendet worden. In den ersten Tagen des März, etwa gleichzeitig mit dem Erscheinen dieses Romans, schreibt mir Zola: „Ich stehe im Begriff, mich über L'Argent herzumachen. Den Titel zu finden hat mir keine Mühe gemacht. Er hat sich mir in gewissem Sinne aufgedrängt, da ich den Rahmen erweitert und mich keineswegs in das beschränkte Milieu der Börsenwelt eingeschlossen habe. L'Argent, welch' gewaltig weiter Titel, der Menschen und Gegenstände des Agio, der Geldgeschäfte und der Börse umfassen, aufzählen, erklären, umschreiben, zergliedern und vereinen soll!" Dreieinhalb Monate später stand die erste Zeile des neuen Romans auf dem Papier. Aber welche Arbeitsbewältigung, welche Riesenleistung in diesen dreieinhalb Monaten!

Am 17. April betrat Zola zum ersten Mal den Säulengang der Pariser Börse. Ein gemeinsamer Freund hatte ihn bei einflußreichen Kunden der Börse einführen müssen. In ihrem Geleit und im Schutze ihrer Autorität hoffte er ungestört beobachten, unbehelligt sein Notizbuch füllen zu können. Indessen, da er völlig ungezwungen und gar nicht inkognito erschien, so hatte die Mär von der Ankunft des künftigen „auteur de l'Argent" sich im Nu allüberallhin verbreitet: jeder wollte ihn sehen, ihn anstaunen wie ein exotisches Gewächs. Dem tumultuarischen Andrang gegenüber zog der Dichter vor, in der Stille das Feld zu räumen; was den braven Vertretern der Boulevard-Presse dann Stoff zu der niedlichen „Reportage" gab: Emile Zola sei als Eindringling allen Ernstes aus der Börse hinausgeworfen worden.

Das unvorhergesehene Pech hielt unseren mutigen Forscher nicht ab, wiederzukommen, und vom zweiten und dritten Besuch an war die Neugierde der Fremden

befriedigt: niemand störte ihn mehr, wenn er seine Studien machte „toujours en prenant des notes.“ Neben der Börsenstunde hatte er zu dieser Zeit regelmäßige Zusammenkünfte mit Bankiers, Börsenmaklern, Wechselagenten und Aehnlichen. Ganze Tage verbrachte er auf öffentlichen Bibliotheken, in die Lektüre von Fachschriften über Geldgeschäfte vertieft. „Ein saures Amt“, wie Sixtus Beckmesser sagt! Schließlich wohnte er auch noch einer General-Versammlung von Actionären bei und informierte sich über das Treiben auf der Redaktion eines Finanzblattes.

Als Zola anfing schriftstellerisch thätig zu sein, brauchte er für einen Roman höchstens zehn Seiten Notizen; jetzt bringt er regelmäßig ungefähr sechshundert Seiten, also ungefähr drei Viertel eines Romanbandes, mit, wenn er an's Werk geht. Speziell auf die Argent-Noten bezieht sich folgende Briefstelle (Antwort auf eine von mir gethane Anfrage) vom 19. September. „Was die von mir angestellten Vorstudien und Untersuchungen anbelangt, so habe ich sie mir wie immer nach meinem gewohnten logischen Plane eingetheilt: Lektüre der technischen Fachwerke, Besuche bei kompetenten Specialisten, an Ort und Stelle gemachte Aufzeichnungen über die zu schildernden Oertlichkeiten und Milieux. Nur habe ich mich diesmal etwas mehr abquälen müssen, als sonst, da ich mich in eine mir vollständig fremde Welt einzuleben hatte und nach meinem Dafürhalten nichts in der Welt der Kunst mehr widerstrebt als Geldfragen und die ganze Finanzmaterie, in der ich bis über die Ohren stecke.“

Am 9 Juli erhielt ich dann die Mittheilung vom endgiltigen Beginn der Arbeit. „Den 10. Juni habe ich l'Argent zu schreiben angefangen. Dieser Tage ist das erste Kapitel fertig geworden. Der Roman wird zwölf umfassen, und ich denke, in den letzten Tagen des Dezember wird er fertig. Charpentier will das Buch dann in der zweiten Hälfte des März herausbringen. L'Argent dürfte zweifellos der verwickeltste und reichhaltigste von meinen sämmtlichen Romanen werden. Ich habe nicht nur die Rolle des Geldes in der heutigen Gesellschaft schildern wollen, sondern auch anzudeuten versucht, welche Rolle das Vermögen ehemals spielte und welche es möglicherweise in der nächsten Zeit spielen wird. Daher ein kurzer historischer und ein kurzer socialistischer Abschnitt. So oft ich in den letzten Jahren einen Stoff wähle, jedesmal komme ich mit dem Sozialismus in Berührung. In aller Kürze: der Mittelpunkt der Handlung ist die Geschichte einer großen Kreditbank, das plötzliche Emporschießen einer solchen Bank, das Königthum des Goldes, schließlich der Einsturz in Koth und Blut*). Mit Einem bin ich ziemlich zufrieden: mit der Erfindung der Frauengestalt, die meine Handlung beherrscht. Ist es mir doch verzweifelt schwer geworden, ein Weib da hinein zu bringen. Das Buch ist zusammengefügt etwa wie Pot-Bouille: eine Unmasse Episoden und Personen, aber weniger Ironie und mehr Leidenschaft, und, wie ich denke, ein festeres Gerüst. Das Geld greife ich weder an, noch nehme ich es in Schutz, — oder besser, ich thue beides gleichzeitig. Ich stelle es eben dar **als eine bis heute nothwendig gebliebene Macht.** Und ich will darthun, wie sehr es als Faktor und Hebel der modernen Bildung und des Fortschrittes zu betrachten ist.“

Vom Herbst bis tief in den Winter hinein dehnte sich nun die rastlose Arbeit der Niederschrift. Am 12. September wird mir, wieder auf eine Frage, die Mittheilung: „Sie fragen mich, ob ich zufrieden sei, — wie bin ich es während der Arbeit an einem Buche, und diesmal ist der Kraft[illegible] zu vollführen habe, wirklich so mühsam und anfreibend, daß es T[illegible] mir die Glieder wie zerschlagen sind. Nun, wir werden schon sehen w[illegible] 22. Oktober heißt es: „Seit einer Woche habe ich mich wieder [illegible]intersaison niedergelassen. Zwei

*) Als [illegible] zu dem im [illegible]ilten will ich hier noch daran erinnern, daß Zola [illegible] Veröffentlichung [illegible] in La Curée bereits zwei oder drei Jahre nach [illegible] der kraftvoll[illegible] durch den melodramatisch [illegible] „Nantas“ [illegible] 1878 oder Anfang 79 geschrieben [illegible] zu dem Dra[illegible]“ verschmolzen worden.



Drittel von L'Argent sind geschrieben, aber ich kann Ihnen nichts Bestimmtes darüber mittheilen, so eigenartig ist dieser Roman. Ich habe, offen gestanden, noch kein Urtheil darüber. Das Werk muß seinen Weg ins Publikum gefunden haben, bevor ich mir selbst ein Urtheil darüber bilden kann. Ich habe sehr viel daran gearbeitet, mein Blick ist nicht mehr klar." Schließlich am 16. Januar: „Der Grund, warum ich Ihren letzten Brief noch nicht beantwortet habe, ist eben, daß L'Argent noch nicht vollendet ist. Dies wird erst in acht oder zehn Tagen der Fall sein, und wenn ich wie diesmal im Rückstande bin, so existirt überhaupt nichts Anderes für mich. Dann antworte ich Niemandem mehr. Dieser Roman wird die Frucht entsetzlicher Mühen sein!"

Wie die vorhergehenden, so sollte auch der neue Roman zunächst im Gil Blas erscheinen. Diesen Feuilletonveröffentlichungen Zola'scher Werke pflegt eine kurze Inhaltsübersicht vorauszugehen. Ich theile die diesmalige „à titre de document authentique" hier mit, da ich aus Gründen, die hier zu weit führen würden, mit Sicherheit annehmen darf, daß — von ein paar Reklamezuthaten abgesehen — das Wesentliche darin aus Zola's eigener Feder stammt. „L'Argent ist eine hochdramatische und äußerst lebendige Schilderung der Pariser Börsenwelt. Mit dem Rechte des Geschichtsschreibers hat der Autor verschiedene der auffallendsten, dem „tout Paris" wohlbekannten Persönlichkeiten vom Scheitel bis zur Sohle gemalt. Es ist die Geschichte einer unserer früheren großen Finanzkatastrofen, die Geschichte einer jener Kreditbanken, welche, einem vorübergehenden Wahnsinnsrausch des Publikums zu Folge, innerhalb weniger Jahre die Oberherrschaft des Goldes erobern, und dann zusammenstürzen, indem sie ein ganzes Volk von Aktienbesitzern in den Koth und in das Blut mit sich hinabreißen und zermalmen. Für Emile Zola ist das Geld eine blinde Kraft, sowohl Gutes als Böses wirkend, eine bildungsfördernde Macht, inmitten der unaufhörlichen Zerstörungen, welche die Menschheit in ihrem unablässigen Vorwärtsschreiten hinter sich zurückläßt. Er hat seinen Gedanken in ergreifender Weise zum Ausdruck gebracht, mittelst eines großen, im Mittelpunkte befindlichen Dramas, welches von einer ganzen Reihe individueller Dramen begleitet und vervollständigt wird."

Zum Schlusse mag sich daran noch anfügen ein am 23. November einem Reporter desselben Blattes, Hugues le Roux, aus Zola's Munde gewordenes philosophisches Aperçu über das Geld und seine Rolle in der Welt.

„Wir lassen uns wie in Sachen der Liebe so auch in Sachen des Geldes bisweilen heuchlerische Verschämtheiten zu Schulden kommen, von welchen ein anständiger Mensch sich lossagen sollte. Zugegeben, es ist dem Gelde zu Liebe manche Infamie [illegible]ngen worden. Ist die Liebe, welche Leben gebiert, in dieser Hinsicht aber etwa [illegible]er besudelt? Wer heutzutage ein Unternehmen, ein Geschäft, dessen Gelingen und [illegible]ndung gewiß ist, dessen Ergebnisse von Tag zu Tag controlirt werden können, ins [illegible]kt, wird vielleicht die Erfahrung machen, daß ihm das Geld ausbleibt. Jedenfalls [illegible] nur mühsam und ungern sich bei ihm einfinden. Kündigt aber mit den Trompeten[illegible]er Reklame den Durchstich der Panama-Landenge, eine Transsahara-Eisenbahn, [illegible]ntung eines Afrikanischen Sees an, so werden die Goldstücke massenhaft in [illegible] strömen. Denn Alle, Reiche und Arme, sehnen krampfhafte Erschütterung [illegible] Aufregung, welche das entzückende Gefühl des Lebens giebt. Und wenn [illegible]lirunternehmungen auch nichts Lebensfähiges, Beständiges zu Wege bringen, [illegible] Gegentheil Ruin auf Ruin häufen, so bewirken sie wenigstens in bewunderns[illegible], daß in Folge der Trunkenheit, welche sie verursachen, das Geld hin [illegible] allerorts befruchtend, und daß sogar von Zeit zu Zeit aus all dem [illegible] irgend ein nützliches Werk keimt und aufwächst! Glauben Sie denn, [illegible]ngen eines verhafteten großen Finanzkönigs im Kerker sich in Vielem [illegible] eines Napoleon auf St. Helena unterscheiden? Der Eine wie der [illegible] für sich denken: „Wenn ich einige hunderttausend Leben, einige [illegible] mehr geopfert hätte, so wäre ich vielleicht nicht hier!" Und ich

wüßte nicht genau zu sagen, ob dies die Aeußerung eines Schufts oder eines großen Mannes wäre.“

Ein Unwohlsein bedrohte zuletzt noch den Abschluß der Arbeit; aber es hemmte ihn nicht, es verzögerte ihn nur. Seit der Zusammenstellung dieser Notizen ist der Anfang des Romans bereits in einer neuen deutschen Zeitschrift deutsch erschienen, „Aus fremden Zungen“, herausgegeben von Prof. Jos. Kürschner in Stuttgart; binnen kurzem wird das ganze Werk vollendet vorliegen. Wie ich höre, hat Zola den Uebersetzer bevollmächtigt, zwei im Deutschen vielleicht anstößige Stellen auszumerzen, — es sind nur zwei! Inzwischen fängt man zumal in unsern sozialistischen Kreisen bereits an, sich mit besonderem Interesse dem Buche zuzuwenden. Tritt doch ein Schüler von Karl Marx darin auf, nach dessen Modell man schon emsig sucht! Kein Zweifel, daß die Debatte diesmal noch weit heftiger werden wird als bei „Germinal“. Um so mehr entschuldigt sich unser langes Verweilen bei der Genesis eines so merkwürdigen, tief in die Zeit einschneidenden Buches.

J. van Santen Kolff.

Die Raben.

Im natürlichen Gang der Dinge hat sich der Verein Freie Bühne zu einem Vermittleramt für diejenigen litterarischen Bestrebungen herausgebildet, welche möglichst ein [illegible] dem Theater zugänglich machen wollen und zu diesem Zweck nicht das Leben in die Knechtschaft vorher bestimmter Bühnenregeln werfen, sondern im Gegenteil die Forderungen der Bühne nach den Forderungen des Lebens richten; welche möglichst bemüht sind, leblos gewordene Conventionen zu Gunsten einer lebensvolleren Darstellungsweise zu beseitigen. Von diesem Standpunkt aus war es Pflicht der Freien Bühne, ein Stück aufzuführen und damit zugleich seinen Verfasser in Deutschland einzuführen, die einst auf dem konventionellsten aller großen Theater, der Pariser Comédie française auf dem Wege vorangeschritten sind, den unsere jüngeren Dichter jetzt betreten. Ehrlich gestanden, war es mehr Pflichtgefühl als Hoffnung auf Erfolg, was den Vorstand der Freien Bühne dazu veranlaßte, Sonntag den 15. Februar, als 4. Vereinsvorstellung „die Raben“ von Henri Becque zu geben. Desto erfreulicher ist es, daß der Dichter mit seinem Werke bei der überwiegenden Mehrheit unseres Publikums auf ein Verständniß traf, wie es ihm im September 1882 im Hause Molières völlig gefehlt hat. Damals erregten in Paris „die Raben“ Unwillen, Zischen, Hohn, Verlästerung. Hier stieß nur die [illegible] Schlußscene des ersten Akts auf Widerstand. Das Uebrige wurde als ein tief ergreifendes Lebensbild ohne Erregung, aber mit einer gewissen nachdenklichen Andacht entgegengenommen. Die breite Entfaltung dieses Lebensbildes giebt die [illegible] jeder Rücksicht auf Bühnenwirkung. Geflissentlich verzichtet der Verfasser auf [illegible] welche von außen aufgetragenen Sensationen. Was er nicht im Stoff findet, läßt er beiseite, und wo sich dasselbe wiederholt, verschmäht er die Wiederholung nicht. Bei jedem neuen Condolenz- oder vielmehr Höflichkeitsbesuch bricht die [illegible] Mutter immer wieder in dieselben Klagerufe aus — ganz wie es im Leben ist.

Dieser schlichte Realismus mag dereinst dem spannungsbedürftigen Publikum der Dumas und Sardou wenig behagt haben. Da gab es keinen witzsprühenden Raisonneur, keine blendende These, keine künstlichen Nervenerregungen, keine glänzenden [illegible]. Da gab es nur ein Stück Familienloos traurigster Art. Kaum hatten

wir den sorglosen, freundlichen, gemüthvollen, etwas apoplektischen Papa Vigneron im Kreise der Seinen, neben der behäbigen, fidel-beschränkten Ehehälfte, den drei Töchtern und dem verwöhnten Söhnchen kennen gelernt, mit leichten Sorgen für die Zukunft, innigem Gedenken an Vergangenes und der harmlosen Freude am Augenblick — da fällt er um und stirbt. Nun flattern die Raben herbei, seinen Leichnam zu zerschnäbeln, d. h. es finden sich allerhand Notare, Agenten, Bauunternehmer, Handwerker ein, um die bedrängte Rathlosigkeit der Mutter und der verwaisten Mädchen gewinnsüchtig und betrügerisch auszubeuten. Und flattern die hungrigen Raben heran, so flattern die fetten davon: eine geplante Geldheirath geht zurück, ein Schmarotzer schlägt die Thür hinter sich zu. Alles ist vollkommen echt und treu, und unter jenen Entrüsteten des Theatre français fühlte wohl mancher Advokat und Geschäftsmann sich leibhaftig getroffen. Auch wir alle kennen diese Lage armer Frauen, wenn einer bis dahin sorgenfreien Familie plötzlich der Versorger entrissen ist, und sich unter die Thränen der Wittwe und der Waisen die peinlichsten Gedanken an das banalste Leben mischen.

Bei den Vingnerons geht es ganz besonders schlimm. Der einzig treue Freund ist ein alter Geizhalz, der nur durch das Lebensglück der einen Schwester zu erkaufen ist; das junge Mädchen heirathet den eklen Greis, um der Familie wieder einen Vater und Beschützer zu geben. Denn neben der unpraktischen Mutter steht Marie zwischen zwei Schwestern, von denen Judith eine weltfremde Idealistin, Blanche ein entehrtes und verlassenes Weib ist, das in Irrsinn fiel.

Bischen viel Malheur auf einmal! möchte man vom Standpunkt der Lebenswahrheit aus einwerfen. Aber andererseits lehrt die Naturgeschichte in mancherlei Formen, daß Raben sich schaarenweis sammeln.

Mit Ausnahme einer unsichern Heroine, die sich als scharfe Dame geben sollte und Schärfe mit Grobheit verwechselte, war die Aufführung unter Cord Hachmanns ausgezeichneter Leitung vortrefflich. Fräulein Zipser und Fräulein Erna Grunert hatten Gelegenheit, ihre ganzen Talente an Aufgaben ernstester Art lohnend und ehrenvoll zu üben, und Herr Hans Pagay schuf aus dem alten geilen Geizmagen eine Charakterstudie, die sich seinem alten Ekdal mit gleichem Ruhm zur Seite stellt. Das Wallner-Theater hatte der Freien Bühne freundnachbarlichst für die alten Vignerons Herrn Guthery und Fräulein Wenk ausgeborgt, und das war sehr gut. Denn der natürliche Bourgeoisstil des Wallner-Theaters paßt außerordentlich gut zum Balzacstile Becque's. Vielleicht versucht man es bei Wallner statt der sonstigen lockeren Vögel einmal mit den düstern Raben. Das Publikum muß ja nicht immer lachen. Warum sollt' es nicht auch mal über sich und seinen Nächsten nachdenklich werden?

Paul Schlenther.



Der Lyriker Bruno Wille.

Auferstehung! Wir leben in einer Zeit der Auferstehung!

Die tote Scholle bricht und gebärt ein Lebendiges. Ueberall Zeichen, — überall der Zweifel, der zum Ungeahnten, Wunderbaren unzertrennbar gehört; aber auch überall der Glaube, der unbewußte, unbeirrbare Prophetengeist, der vor dem Messias geht und eine schemenhafte Vorgeburt aus eben dem ist, von wo das entscheidend Neue kommt.

Auch durch unsere Kunst fliegt der Engel der Auferstehung.

Mag man Namen setzen, wie man will: es regt sich etwas, was unabweisbar ist. Samen

körner sprießen auf . . . wer sie gesät hat, mag der Geschichtskenner enträthseln, — uns freut, daß sie da sind, und niemand kann uns wehren, daß wir uns mehr an den zarten Blättchen freuen, die schon dem Frühling sich entfalten, als an der Doktorfrage, ob das Datum der offiziellen Winterwende bereits kalenderexakt festgestellt, ob es überstanden oder ob es noch zu erwarten sei.

Gedanken seltsamer Art beschleichen mich, indem ich ein kleines Buch in schlichtestem Gewande betrachte, das sich auf meinem Büchertische eingefunden hat. Ich empfinde deutlich, wie der große Wirbelsturm sozialer Empörung, sozialer Befreiungsidee, sozialer Auferstehung im stürmischsten, verheerendsten, weltumwandelndsten Sinne sich gleichzeitig an gutem Orte schon umformt, mildert, ästhetisch versöhnt zum zarten, still poetischen Evangelium, zur Legende, die ein heiteres, beglückendes Märchen scheint, — soziale Gedichte sehe ich, die wirkliche, echte Lyrik sind . . . es muß doch eine große, unvergleichlich tiefe Bewegung sein, die auch lyrisch beanlagte Charaktere faßt und — wie in dem hier zu erörternden Falle — allen Ernstes sich zu öffentlichen Trägern schafft, — so sehr, daß der im Weiten bekannte Name des Politikers und Sozial-Ethikers schließlich den im Engern sich regenden Lyriker fast wie ein Fremdes neben sich hat, das erst dem Publikum mundgerecht, beinah möchte ich sagen, entschuldigt werden muß.

Der Umschlag des Buches, das ich besprechen will, trägt die Aufschrift: „Einsiedler und Genosse. Soziale Gedichte nebst einem Vorspiel von Bruno Wille. Vorwort von Julius Hart. Freie Verlagsanstalt Berlin, E. Maurer, S.O., Elisabeth-Ufer 55."

An dem Buche ist so ziemlich alles neu und alles merkwürdig: der Titel, die Individualität des Dichters, die Form der Dichtungen, das Vorwort, das auf dem Titel gar nicht erwähnte Nachwort, und endlich nicht zum Wenigsten die Verlagsfirma, die ein sozialistisches Unternehmen im Sinne der ebenfalls von Wille begründeten „Freien Volksbühne" darstellt, eine neue Art Selbstverlag, wie er in dieser Weise für eine lyrische Sammlung wohl noch nie in Kraft getreten ist. Es sind entweder ganz grüne oder ganz reife Köpfe, die in solcher Weise ihren Sonderweg gehen. In diesem Falle ist die Eigenart Reife, nicht Schrulle. Ein tiefer, innbrünstiger Ernst schreitet durch das ganze Buch und alles was mit ihm zusammhängt, das volle, unwiderstehlich mitzwingende „Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn" einer seltsam aus Weich und Hart gekitteten, echt modernen Natur.

Will man in einer Zeit, die durch den Kinderkreuzzug und das in wirthschaftlichem Zwange aufgezüchtete ekelhafte Streberthum das Antlitz der realistischen Bewegung in der Litteratur so oft zur Fratze macht, sich selbst eine gute Stunde der Sammlung und der Klärung bereiten, so versuche man, sich dem Kraftzauber dieser Lyrik hinzugeben, sich das Bild eines Dichters rund zu machen, der, eigenem Geständniß nach, selbst erst langsam hineingewachsen ist in den Realismus, vom Moment der Bekehrung ab aber nun auch die ganze Wucht seiner Seele dahin gelenkt hat, etwas zu schaffen auf dem neuen Gebiet.

„Die Gedichte der ersten Abtheilung" sagt der Verfasser in seinem „Geleitwort", „entstanden fast sämmtlich in jenen jüngeren Jahren, als ich, dem Leben der Gesellschaft noch abgewandt, vorwiegend mit „Wäldern und Büchern" verkehrte. Damals richtete sich mein tiefstes und wiederkehrendes Sehnen auf jene Mischung von erhabener Begeisterung und sanfter Ruhsamkeit, welche die einsame Betrachtung gedanklicher und landschaftlicher Gegenstände hervorzurufen pflegt — oder, besser gesagt, die Betrachtung gedanklicher und landschaftlicher Wesen; denn Hochgedanken, Wolken, Bäume und Stürme waren mir seelenvolle Wesen, mit denen ich ergreifende Gespräche führte. Da nun die Menschengesellschaft durch ihre häufige Häßlichkeit und Bösartigkeit mein Stimmungsglück störte, so wurde mein Gemüth zu einer gewissen Menschenflucht und überschwänglichen Einsamkeitsliebe getrieben". Das ist ja nun etwas stark, wie Wille selbst sagt, „in begrifflicher Sprache" ausgedrückt; aber ich wüßte nicht, wo bisher eine sachlich treffendere Definition jener „noch unrealistischen" Stimmung, in der unsere ganze ältere Lyriker-Generation gesteckt hat und steckt, und die unsere Jüngeren in ihren guten Elementen wenigstens alle durchgemacht, wenn auch überwunden haben, gegeben worden wäre. Und nicht nur die Definition, sondern auch das Buch selbst entwickelt den Contrast in seinen zwei Abtheilungen mit einer Schärfe, die sich nicht leicht ein zweites Mal finden dürfte.

Die Gedichte sind spontan im Drange und ohne Berechnung entstanden; aber die Anordnung entspringt späterer Logik, die dem Spontanen einen erhöhten Reiz, dem Wechselnden eine typische Bedeutung giebt.

Dem Realisten, der auch in der Lyrik sich etwas unter Realismus denkt (es ist allerdings hier am schwersten), muß der „Einsiedler" nothwendig tiefer stehen als der „Genosse", er ist die Vorstufe. Trotzdem bieten sich schon hier wichtige Punkte für die Werthschätzung des Besseren. Wille ist da, wo er noch romantische Versmaaße und romantische Bilder liebt, ein unanzweifelbar [illegible]er im romantischen Sinne. Ich citiere zwei Strophen, nicht weil ich in [illegible]lich Bleibende des Buches erblickte — im Gegentheil —, sondern um ein Muster [illegible] Beherrschung der älteren Versbehandlung zu geben, eine Beherrschung, die [illegible]endig war, wenn später der kühne Schrittt in freiere neue Rhythmen gewagt [illegible]

Durch die Nacht mit dumpfem Rauschen
Treibt vorbei des Stromes Wut,
Und mit träumerischem Lauschen
Starr' ich auf die dunkle Flut
Schattenhafte Kähne wallen
Mir vorbei, in Nacht hinein.
Liebe Stimmen fern verhallen. —
Und die Strömung tönt allein.

Und verlassen heb ich meine
Augen schmerzbethaut empor:
Da entschwebt mit hehrem Scheine
Ein Gestirn dem Wolkenflor;
„Sieh, ich bleibe!" winkt sein Auge.
Und die bange Seele zieht
Auf zu diesem treuen Auge,
Wie ein Kind zur Mutter flieht." —

[illegible] so dichten kann, der hat rhythmisches und bildliches Feingefühl. Und wenn er in [illegible]ltsam neue Wege des Bildes und des Rhythmus betritt, so hat er ein Recht, dem [illegible] „Nicht Könnens" und „Deßhalb anders Machens" mit mildem Lächeln zu be- [illegible]en Leuten, die ihn auf den alten Codex verweisen, zu erwiedern, daß er diesen [illegible]lich besser, nämlich sogar in seinem intuitiven Teil, beherrsche als sie.

[illegible] einseitigen Bereich," fährt das Geleitwort des Verfassers fort, „welches mich bis [illegible]ner zwanziger Jahre umfing, wurde ich nun entführt, und zwar besonders durch [illegible], welche mich in das soziale Leben einweihte, meine bisher latenten ethischen [illegible]elte, und den Sozialisten in mir aus einem Theoretiker in einen lebhaften [illegible]andelte. Nun galt mir mein bisheriges Dichten als Schwäche und Sünde, und [illegible]rang in mir nach Gestalt. Ich wollte aus einem „Romantiker" ein „Realist" [illegible] ein Ethiker, einem Individualisten ein Sozialist, einem Einsiedler ein Genosse [illegible]eser neuen Bahn glaubte ich mich nicht in der alten Weise bewegen zu können. [illegible]enen Massen des neuen Stoffes erforderten eine andere Art der Gestaltung. [illegible]afte Harmonie der üblichen Strophe vielfach zerrissen oder gar aufgegeben, [illegible]ythmus und Reim den an Raum und Stimmung ungleichen Entwickelungs- [illegible]ereignisse zu entsprechen schienen."

[illegible] Harmonie zerrissen oder gar aufgegeben! In diesem schlichten Ausspruch [illegible]eser Wille'schen freien Rhythmen. Aber auch das Große. Jedes dieser [illegible]em, bald mit mehr, bald mit weniger Erfolg. Eins wird sehr deutlich: [illegible]ungen nur bedeutende, tiefe Stimmungen und Gedanken. Verfolgt man [illegible] Rhythmen durch unser Jahrhundert, so gewahrt man an den seltenen

Stellen, wo sie wirklich versucht worden sind, stets den Zwang zur Erhebung in's Allergrößte, Tiefste, Ernsteste, der von ihnen ausgeht. Goethe ist anderswo melodischer, — tiefer nie als in seinen frei-rhythmischen Gedichten. Heines verkannte Gedankengröße ist nur einmal ganz rein und Jedem erkennbar zu Tage getreten: in den freien Hymnen der „Nordsee". Wille's Weltanschauung, durch die bisweilen ein prophetenhafter Zug geht, die bis in's innerste Wesen durchdrungen ist von der Reaktion überzeugungstreuer ethischer Gefühle gegen eine Welt matter Compromisse und moralischer Ungerechtigkeit, dabei aber hinter dem Pessimismus des Augenblicks siegend den Idealismus eines unerschütterlichen Glaubens an mögliche, an thatsächlich kommende Besserung besitzt, ist wohl die denkbar ernsteste des Tages

Aber auch das ist ebenso gewiß: die freien Rhythmen fordern den Ernst, leben aber nicht vom Ernst. Zweierlei muß hinzutreten, worin nur der Dichter den Denker ergänzen kann: ein starker Sinn für feine Composition im Gesammtaufbau des einzelnen Gedichtes, und ein besonderer Reichthum an treffenden, klangvollen Bildern; der Verzicht auf die alte Strophenkompositon und die musikalische Wirkung des Reims muß eben durch Anderes eingebracht werden, — das letztere vorwiegend durch ein stärkeres Ausspielen des Malerischen. Ueber Wille's Begabung für vollständig originale Bilder und verbildlichende Beiwörter kann nun gar kein Zweifel sein. „Seine Phantasie", sagt Julius Hart sehr glücklich in der Vorrede, „arbeitet schwer, wuchtig und vielleicht langsam, aber auch deutlich und sicher; die ganze reiche Bildersprache in ihrer Eigenart, die weniger das Stimmungshafte als ein einzelnes Malerisch-Plastisches sucht, hat auf den ersten Anblick hin etwas Dunkles, zuweilen etwas Erklügeltes, aber das Treffende im Vergleich fühlt sich dann doch bald heraus, und das Neue im Vergleich erweist sich als wirklich Geschehenes." Und nicht minder wohnt in diesem Dichter ein glänzendes Compositionstalent. Immer steigen seine Rhythmen an, durchweg fühlt man am Schlusse eine wirkliche Lösung, die endgültige Ausgestaltung einer zwar nicht offen nach Art der Terzine oder Stanze zu Tage liegenden, gleichsam mit dem Auge schon äußerlich zu fassenden, dafür aber innerlich uns vom Dichter suggerirten rhythmischen Gesammtfigur, die den Fechner'schen Gesetzen feinster seelischer Lusterweckung bis in's Einzelne genügt. Ich muß aus räumlichen Gründen hier leider auf eine weitere Erörterung dieser Dinge verzichten, da sie sich nur an umfassenden Citaten verständlich darlegen ließen. Keine ästhetische Theorie der freien Rhythmen (nebenbei: ein ästhetisches Desderat, trotz verschiedenster wohlmeinender Versuche!) wird aber fortan nicht umhin können, sich mit Wille als einem äußerst kühnen Pfadfinder auseinander zu setzen.

Betonen wollte ich gerade diese Seite besonders, um das Interesse auch solcher Leser zu wecken, die das Wort „Soziale Gedichte" abschrecken könnte. Bruno Wille's Lyrik ist so ziemlich genau das Gegentheil aller Agitationslyrik im groben Sinne: mit ein paar geringfügigsten Ausnahmen wirkt er stets und nur als Dichter. Daß dieser Dichter eine bestimmt gefärbte Weltanschauung vertritt, ist sein Recht, ja es ist seine Pflicht. Aber er vertritt sie als solcher hier nicht programmhaft fest, sondern mit dem Wechsel der Stimmungen eines Menschenlebens, im Schwanken, Irren und Sehnen der Empfindung, in ihrem lyrischen Gehalt. Wenn Wille in einem seiner ergreifendsten Bilder den Schmerz der Liebenden malt, die sich trennen müssen, denn:

„Kalt blickt die Welt
In meine thränenden Augen:
Und meine Thränen wandeln nicht die Welt." —

und wenn er dann die Welt fragt:

„O warum
Kann Liebe nicht leben
Wie auf der Flur ein Vogelpaar?
Die treue Flur
Giebt Halme zum Nest und Körnchen.
Doch zwei Menschenherzen
In steinerner Stadt
Brauchen Stube und Kleider und Brod;
Und die Stadt ist so grausam hart . . .



... Dein[e]m armen Schatz,
... Dich nicht kleiden und speisen kann;
... [W]einendes Lieb, fahr wohl! —"

... irgend eines menschenwürdigen Glaubensbekenntnisses finden, der das ... Und wenn der Dichter „in dieser Welt trotz dieser Welt" wie Theodor ... sagt, von der „kommenden Sonne" träumt und seine Welt aus den Wolken ... sieht, so setzt er gewiß mit Recht das Motto des alten Johannes darüber: ... ich die heilige Stadt, das neue Jerusalem," — im Dichtertraume wird der ... Wirken der Welt immerdar die Hand reichen, — wenn er ein Dichter ist. ... anknüpfen an dieses anspruchslose kleine Buch. Vielleicht aber knüpft etwas ... als Erörterungen der Kritik: eine emsige Antheilnahme in Kreisen, denen die ... Lyrik wie unserer ganzen Kunst wirklich am Herzen liegt. Ein Buch dieser ... Aber wer irgend gelernt hat, im Genius nicht eine metaphysische Offenbarung ... ein Product bestimmter günstiger Verhältnisse, der weiß, daß eine Probe solcher ... schon sehr viel sagt. Sie sagt, daß ein nährender Boden da ist. Hat er eine ... so wird er mehr treiben. Ich begrüße als ein Zeichen der Zeit einen Ethiker ... sozialen Gedankens, der zugleich ein so tiefer, echt realistischer Lyriker ist......

Ernst Seiffarth.

Theater.

Schauspielhaus. Auf allerhöchsten Befehl: Der neue Herr. Schauspiel in ... von Ernst von Wildenbruch.

...-Theater: Hedda Gabler. Schauspiel in vier Akten von Henrik Ibsen. ... Klingenfeld.

... mehr bildet sich Wildenbruch zum Fa-presto unserer Bühnen-Dichtung aus. Drei- ... dem nämlichen Spieljahr auf den Theaterzetteln erschienen, als Dichter der „Hauben- ... arbeiter Otto Ludwigs, als hohenzollernsch-begeisterter Verfasser des „neuen Herrn". ... und Ruhezeit schleudert er Schnellgedichtetes schnell auf den Markt, und ... findet ihn thatbereit; ein Prolog wird gewünscht, er ist zur Stelle; Humo- ... resken sind nöthig, er schreibt sie, schreibt Modernes und Historisches bunt durch- ... arbeitet in „Vorgängen", wie Gerhart Hauptmann, sein geschätzter Vorgänger, tritt ... dichtung ein nach Sudermann und Holz-Schlaf, und findet Muße, neben Amts- ... Repräsentationspflichten, auch noch die brandenburgische Geschichte begeistert zu ... von Station zu Station. Von dem ersten Hohenzollernfürsten in den „Quitzow's", ... über den großen Kurfürsten als Wickelkind im „Generalfeldoberst" hinweg, zum ... neuen Herrn": immer mächtig des patriotischen Wortes, immer enthusiastisch ge- ... Hohenzollerngröße und dreinhauendes Märkerthum.

... Stück haben die bekannten Begleiterscheinungen der Aufführung, Proben ... ein über das Künstlerische hinausweisendes Interesse gegeben; und auch ... des Ganzen, seine volksthümlich-praktische Wirkung scheinen über ... Absicht hinaus zu weisen. Dennoch soll weder jenes noch dieses hier ...; nur nach dem Theaterstück „Der neue Herr" fragen wir einen Augen- ... innerhalb der Historiendichtung bedeutet, deren bekanntester Repräsentant

... „Karolinger" und des „Harold" zuerst auftrat, eine frische und er- ... in der Zeit der Schwankdichtungen, da ringsherum die öde Dürre

schreckte, um so wohlthätiger erschien, — blieb Wildenbruch mit naiver Sicherheit in der Tradition des großen Dramas hängen: Shakespeare, Schiller, Kleist waren ihm gleich liebe Muster, und in die weite Welt der Historie schweifte er kosmopolitisch hinaus: daß die starken Wurzeln seiner Kraft im heimatlich Nächsten haften könnten, war dem Dichter des Bernhard von Barcelona und des Christoph Marlowe noch nicht aufgegangen. So wenig, wie dem Schillerschüler, der sich in breiten tropischen Wendungen erging und verlor, der moderne Realismus aufgegangen war: das „schweigende Entsetzen", das auf den Trümmern sitzend „das Nichts gebiert", charakterisirt am Besten diese Wildenbruch'sche Bildersprache von ehemals. Aber das Merkwürdige war, wie nun auch diesen scheinbar weltfernen Historiendichter der Zug dieser Zeit auf das Reale stark und stärker erfaßte: dicht neben die idealistisch-verzerrte Figur der jüngeren Quitzow stellte er die lebendig geschaute Gestalt des Dietrich mit der Eisenfaust hin; und in den kecken Dialektszenen seines ersten Preußendramas nahm er die Bestrebungen der Jüngeren an seinem Theil auf, die er dann unmittelbarer und bewußter in der „Haubenlerche" fortsetzte. Und hier ist es, wo auch das neue Stück, so harmlos und kindlich es übrigens mit seinem gutwilligen Patriotismus auf uns Ausgewachsene wirken mag und so willkürlich es seine Charaktere, Staatsmänner und Junker zusammenhaut zur höheren Glorie des neuen Herrn — hier ist auch das Interessante des jüngsten Dramas: es zeigt die völlige Auflösung der überlieferten Form in realistische, zum Theil „peinlich"-naturalistische Bilder, es zeigt, wie derjenige, der eine Weile gekommen schien, das Schillerdrama neu zu beleben, damit endigt, es in Stücke zu hauen: wie er den fünffüßigen Jambus ersetzt durch den realistischern Knittelvers, so setzt er zuständliche „Vorgänge" in beliebiger Zahl an Stelle der regelrechten fünf Akte, so zerstört er den idealen Schwung und Bau der Handlung und gelangt aus der Tragödie, halb Raupach, halb Fontane im Herzen, zur landskräftigen Haupt- und Staatsaction: ein schiebend Geschobener, der gerade in seiner naiv-untheoretischen Art die zwingende und die zerstörende Wirkung der neuen Bewegungen erkennen läßt. —

Ich befinde mich in einiger Verlegenheit, da ich von „Hedda Gabler" berichten soll; denn den ersten litterarischen Eindruck des Dramas habe ich schon an dieser Stelle ausgesprochen (I. Jahrgang S. 1223 ff) und einen entscheidenden Bühneneindruck habe ich nicht empfangen.

Wilhelm Scherer schrieb einmal, als er über ein neues Drama nach der Lektüre referirt hatte: „Daß mir die Bühnencontrolle, die jedes Urtheil über Schauspiele bedarf, bald ermöglicht werde, ist mein lebhaftester Wunsch aber nicht jede Aufführung an jeder Bühne kann für eine wirkliche Controlle gelten." Dies bezeichnet genau das Gefühl, das ich nach dem Erscheinen der Hedda Gabler hatte; aber die Aufführung im Lessing-Theater hat die Situation für mich nicht verbessert, nur verschlimmert. Das Schattenhafte, Schwere, Schleppende, das über ihr lagert, will aus meiner Erinnerung nicht weichen, und ich empfinde wohl stark, was unlebendig im Stück ist: das umständliche Exponiren, die vielen Berichte über ein draußen Geschehendes, Gelage und Tod, wo wir unmittelbare Anschauung wünschten — aber das Innerliche, das Wesentliche dieses gewaltigen Seelendramas ist mir verdunkelt durch das Spiel, nicht erhellt. Die deutsche Schauspielkunst, scheint es, ist noch nicht reif für so tiefdringendes psychisches Ergründen, und der Glücksfall scheint fern in unseren zerrissenen Theaterzuständen, daß sich sechs Schauspieler zusammenfinden, um Seele, Sinn und Können dieser menschlich — allzumenschlichen Gestalten den Hörern theatergerecht aufzuschließen.

Kein Wunder, bei so bewandten Umständen, daß Mißverständnisse sich bunt überpurzeln, in der Zuschauerschaft, in den gesprochenen und gedruckten Urtheilen. Zwar hat Ibsen gerade hier, sollte ich meinen, alles Problematische bewußt gemieden; zwar scheint diese vom modischen Salonstück zur modernen Tragödie klar emporstrebende Entwicklung jeden Zweifel zu überwachsen — aber was wäre denn poettisch deutlich genug, daß die kritischen Alleswisser es nicht verdunkelten? Da erscheint es als ein völliges Vergreifen etwa, daß „eine verbummelte Nacht" das Drama wendet: das ist ein „Possenmotiv", nichts weiter. Du lieber Gott, als ob das Leben extra für die Herrn Dramatiker und Kritiker, in zwei Theile zerfiele: einen tragischen und einen komischen; und als ob nicht die Verknüpfung grade der verschiedenen „Motive" Hedda's Pein verstärkte: „O das Lächerliche und das Niedrige", so klagt sie selbst, „es legt sich wie ein Fluch über Alles, woran ich nur rühre". Das sind, mit Verlaub, Gottschedische Weisheiten,

… Marke tragen; und in der That hat die gute Madame
… Genie einst ähnlich Gescheites geredet: Desdemona's Schnupf-
… unmöglich, wie nur Herrn Neumann-Hofer der angeblich „schnaps-
… sein Bestes verthan hat in Einer Nacht.

… Lövborg, muß Hedda dulden: der Eine erblickt in ihr einen „Vampyr“
… Unding, der Andere findet, daß wir bösen Zeichendeuter „der
… glücklich eine Kindeshoffnung eingeredet und damit das Drama
… gestellt haben, die satirische Tragödie von der unbefriedigten, der unfrucht-
… Jahren, deren nothwendige Opferung uns nicht erschüttern, sondern
… lassen soll.“ Es würde der Mühe nicht lohnen, so geschwollene Sprüchel zu
… nicht in der That hier das Drama „gradezu auf den Kopf gestellt“ würde,
… fauchende Verstimmtheit, die sich allwöchentlich in der sonst sachlichen „Nation“
… darf, hier einmal in ihrer ganzen Hohlheit aufzuzeigen wäre. Ich lege das
… nicht darauf, daß Ibsen ausdrücklich erklärte: er habe die „Kindeshoffnung“
… That darstellen wollen, und daß er mich autorisirt hat, seine Meinung
… — wesentlicher ist, daß das Kunstwerk selber mit völliger Sicherheit
… mit einer Sicherheit, die der Schnellfertigkeit, der Flüchtigkeit jenes
… übelste Note ausstellt: nicht die Tragödie der Unfruchtbarkeit, die
… Fruchtbarkeit könnte man paradox das Werk nennen. Von dem ersten
… an, da sie im „etwas lose sitzenden Morgenkleid“ ihren Zustand zu
… und Tesmans' Tappigkeit es ausplaudert, „wie sie auf der Reise
… hat“, — „Du kannst es nicht so gut sehen bei dem Kleide da. Aber ich,
… hat,“ — von diesem Augenblicke an lassen Julle's Tantenaugen der
… Mutter keine Ruhe, und das Geständniß entringt sich ihr, während sie
… zusammenpreßt wie in Verzweiflung: O, ich vergehe, ich vergehe in alledem!“ Denn
… zuletzt treibt sie in ihr pathologisches Thun, treibt sie in den Tod: daß sie
… drolligen Manne ein Kind gebären soll, einen leibhaftigen kleinen Jörgen,
… und Thea's geistiges Kind, das große Zukunftswerk, den Namen des
… zu den Sternen trägt. Und dann all dies Häßliche, dies unfreiwillig
… sich für ihren egoistischen Schönheitssinn an das Mutterwerden knüpft, die
… merkungen der Intimen, das Krankenbett vielleicht und der Verlust ihrer reifen
… davon!“ ruft sie zornig dem Rathe zu, „nie sollen Sie etwas derart erleben.“
… sie „unruhig“ sich erinnert, daß man „schon — schon September“ hat, sechs
… der Hochzeit, so empfindet sie nichts, als die nothwendige Konsequenz der
… ihr Schicksal sie gestellt hat: eine Versorgungs-Ehe hat sie, unfähig ihr eigenes
… walten, eingehen müssen, und an dem Widerspruch zwischen den verbildeten sozialen
… sie so weit getrieben, und dem freien Wollen einer stärkeren Natur, die die
… dulden kann, zerschellt sie: grade hier erweitert sich, was ein eng psycho-
… schien, zum modernen Weltbilde. Ein sozialer Typus wird deutlich, wie
… und was der Meister, in die Zukunft hellen Sinnes blickend, so geschaffen,
… thörichtes Einreden noch durch seelenloses Darstellen dauernd verdunkelt
… „Hedda Gabler“ jetzt von der Bühne verschwindet, sie wird wiederkehren,
… Jahrhundert, und was sie dramatisch gilt, werden wir durch die Kontrolle
… erst erfahren: denn „nicht jede Aufführung an jeder Bühne kann für eine
… gelten.“

Otto Brahm.



Gestickte Malerei und Dombauprojekte.

Der geringe Raum, welcher naturgemäß der „Freien Bühne" für Besprechungen neuer Erscheinungen der bildenden Künste zu Gebote steht, legt dem Berichterstatter die Pflicht auf, nur das Nothwendigste zu berühren. Indem ich mich unter meinen früheren Besprechungen noch einmal umsah, bemerkte ich, wie leicht es ist, noch des augenblicklichen Eindruckes voll hier unwesentliches mitzunehmen und dort Gleichwerthiges oder gar Besseres liegen zu lassen. — Ich glaube, das beste und zugleich genußreichste Mittel gegen derlei „Menschlichkeiten" nun glücklich gefunden zu haben. In Harmlosigkeit und Laienfröhlichkeit, ohne Bleistift in der Faust und ohne schulmonarchische Zensurgedanken, wandle ich durch die Ausstellungssäle; mit einem Chaos im Kopfe wandle ich heim. Der Laie hält das für den nothwendigen gebildeten Kunstausstellungszustand und würgt an ihm mit derselben urbanen Selbstverständlichkeit um der lieben Bildung, wie eine Dame an Arsenik und Belladonna um der Schönheit willen. Es gehört eben dazu! Ich aber schlage mir das Würgen aus dem Sinn und warte geduldig, bis sich der Urschlamm gesetzt hat; dann ist's Zeit zu sehen, ob Goldkörner niedergesunken sind, die es aufzuheben lohnt, oder ob der obenschwimmende Schaum nicht wenigstens lehren kann, wodurch die ganze Menge verunreinigt worden war.

Diesmal ist mir dabei eine ganz besondere Erscheinung entgegen getreten. Man hat ein Werk mit dem Golde von allerlei Anerkennungen beschwert, das Offizierkreuz der Ehrenlegion mühlsteinartig daran gehängt — und da schwimmt es lustig obenauf! Zwar schillert's prächtig in Regenbogenfarben und ist durch Fleiß und Geschicklichkeit zu einer großen Blase aufgetrieben, aber mehr ist's doch nicht!

Es gilt nicht so sehr, der unermüdlichen und strebsamen Dame, Frau v. Manckiewitz, in ungalanter Weise die Frucht ihrer unglaublichen Mühen zu begeifern, als auf das Symptom hinzuweisen, das in der Lobpreisung ihrer acht großen Stickbilder liegt. Dies Symptom aber deutet auf einen allgemeinen grenzenlosen Mangel an Stilgefühl. Kommt es einmal so grob daß ein Kaiserprofil aus Briefmarken zusammengeklebt wird, so wird auch der Laie von einer Gänsehaut heimgesucht. Aber ein Wesensunterschied von hier bis zu den Stickbildern ist nicht wahrzunehmen, nur ein Gradunterschied wie vom Gassenbuben zur Salondame. In beiden Fällen ist versucht, eine Wirkung, die sich natürlich und mit bekannten Mitteln erreichen läßt, durch vertrackte Mühsäligkeit und geistige Akrobatenarbeit zu erreichen. Der Japaner hütet sich sehr wohl, mit seinen mustergültigen Stickereien einen vollständigen Natureindruck hervorrufen zu wollen; er weiß, daß Faden Faden bleibt mit eigener Körperlichkeit, die in eine photographische Wiedergabe ein fremdes Element hineintragen würde. Es muß eben stilisirt werden, beim Plattstich wie beim Kreuzstich und beim Bastgeflecht, ja wie schließlich auch bei Oelfarbe und Wasserfarbe. Es läßt sich wohl die starrere Technik durch die biegsamere ergänzen — man kann die zartesten Linien eines Stickmusters durch Farbstriche wiedergeben — aber nicht umgekehrt. Der Erfolg ist denn auch ein negativer. Obwohl die hohe Begabung der Dame für reichwirkende dekorative Vorwürfe überall hindurchleuchtet, ist doch gerade das, was ihr Hauptvorwurf ist, „das Wasser", am allerschlechtesten weggekommen. Nur das Blitzen im Mondlicht kommt — so lange die eingestickten Metallfäden nicht oxydiren! — überraschend heraus. Sonst fehlt überall die Durchsichtigkeit und man meint eher Bruchflächen von Türkisen, Malachiten und Lasursteinen zu sehen. Auch die Schaumkämme der Wellen, in erstaunlich raffinirter Weise wie ein Miniaturmerino hergestellt, wirken — bis sie zu Spindler müssen, was auch nicht wenig gegen diesen gestickten Naturalismus spricht — mehr wie Rasirschaum. Die Bilder als solche sollen weder getadelt noch gelobt werden; es ist weder Spreu noch echtes Metall. Mir kam es nur darauf an, am Beispiele zu zeigen, wie sehr unsere Zeit vergißt, die aus der Technik unmittelbar hervorgehenden Stilgesetze richtig zu würdigen und nur das Erreichbare zu wollen, — das aber freilich mit höchster Kraft! —

Das lenkt mich ab auf das neueste Kunsterzeugniß: Ausstellung des Modells von Raschdorffs Domentwurf im Kunstgewerbemuseum. Auch er scheint beides nicht mehr zu können. Glücklicherweise ist die Stimmung in Abgeordnetenkreisen gegen die Maßstabsbrutalität eines Riesendomes am Lustgarten so kühl geworden, dank der einmüthigen Verurtheilungen des ersten Entwurfes durch die Presse, daß die Ausführung auch des stark veränderten Projektes nicht wohl befürchtet zu werden braucht. Herr Raschdorff, dessen ganz hervorragende Verdienste um die Architektur in den sechziger und siebziger Jahren keinen Augenblick verkleinert werden sollen, scheint nicht eher seine Unsterblichkeit für gesichert zu halten, bis er die schönste Kuppel der Welt gebaut hat. Seine Unsterblichkeit ist gesichert — in Köln, nicht in Berlin. Und seine neue Kuppel ist wunderhübsch, ausgezeichnet — schade nur daß sie nicht auf dem richtigen Gebäude steht. Prachtvolle italienische Opernmusik für — einen deutschen Dom; rauschende Rhythmen — kein Inhalt! Es mag einem um einen tüchtigen Künstler leid thun, aber man muß sich des Weiterschreitens der Zeit freuen, wenn man empfindet, wie fremd, trivial und inhaltslos uns derlei eklektische Werke gegenüberstehen! — Man versucht neuerdings auch auf die Architektur die Schlagworte Realismus und Idealismus anzuwenden, die immer nur den Zweidrittel= und Dreifünftelgeistern von Nutzen sind, und man sucht auch hier den Einfluß der „neuen Richtung" nachzuweisen. Eine neue Richtung giebt's; aber das ist nur eine, dieselbe die es in jedem echten Kunstleben gegeben hat: die Richtung auf gefühlte, geborene Kunst. Wir lernen sie endlich von der gemachten, erlernten unterscheiden. All diese mühsamen Kompromisse, diese Zusammenschweißungen von drei, vier Bautheilen — eine Ausstellungs=vorhalle vorn, ein Pantheon in der Mitte, rechts eine Art Lessingtheater, links eine Art Nationalpanorama — die mühsame Einpressung dieser Glieder in die Matrize der Hochrenaissance: es zeigt nur schlagend, daß die alte Traditionskunst todt ist, ein für alle Mal todt! Die Kunst ist todt: es lebe die Kunst! Möge man den großen Traganthtafelaufsatz, der von vorn wirklich so musikalisch schön wirkt wie ein Triumphmarsch in E dur mit Pauken und Posaunen — möge man das Modell, dessen Inneres man übrigens sorgfältig unsichtbar ließ! — wenigstens an hervorragender Stelle aufbewahren, damit unsere Urenkel noch sehen, vor welchem Atavismus uns der gesund erwachte Sinn unserer Zeit bewahrt hat.

Hans Schliepmann.

Die guten Kameraden.

Skizze von F. Dukmeyer.

Er war Student und sie war Studentin; beide lebten in einem Zimmer. Er besuchte die medizinische Akademie, sie die höhere Fortbildungsschule für Frauen. Er arbeitete angestrengt zwölf Stunden täglich zum Examen; in einigen Monaten sollte sein Studium endigen. Geduldig hörte sie seine halb ernsten, halb komischen Wuthausbrüche an und ermunterte ihn durch freundlichen Zuspruch zur Ausdauer: „Halt aus, Kosak, du wirst einst Hetmann!" Beim Theetrinken sprachen sie über alle Dinge zwischen Himmel und Erde, über Philosophie, Medizin, Litteratur und Pädagogik, über Brot= und Fleischpreise, Diät und Stiefelreparaturen.

Er hatte sie vor wenigen Monaten zum erstenmal bei einem Kameraden erblickt, der sie gleichfalls erst vor kurzem kennen gelernt hatte. Sie gefiel ihm sofort. Sie trug sich einfach aber modisch und mit Geschmack; das Haar war von hinten nach oben gekämmt, die kleinen Füße steckten in festen, zierlichen Stiefelchen. Große Augen schauten lachend in die Welt, und das schöne Gesicht zeigte geistreiche Züge. Eine treffliche Frau hätte in dem sorgfältig gekleideten, zweiundzwanzigjährigen Mädchen schwerlich eine der weitverschrieenen Studentinnen wiedererkannt.

Sie bedauerte, daß sie nur französisch und nicht auch deutsch verstünde, ihn bedrückte es, daß er wohl des Deutschen, aber nicht des Französischen kundig wäre.

„Wollen wir uns gegenseitig Stunden geben?“ meinte er.

„Einverstanden!“ sagte die Studentin.

Ihre Wohnungen lagen weit auseinander; sie vereinigten sich bald und bezogen gemeinsam ein geräumiges, helles Zimmer.

Das Verhältniß war ein kameradschaftliches, und ihre Mutter, die schwer besorgten Herzens die einzige Tochter aus dem Süden nach St. Petersburg entlassen, daß sie dort die heißgewünschte höchste Bildung sich aneigne, brauchte nicht ihr ehrwürdiges Haupt zu verhüllen.

Fröhlich trat er eines Abends ins Zimmer, warf die Thüre krachend ins Schloß und ein Buch in die Ecke: „Wieder ein Examen gut bestanden! Noch drei und ich bin Doktor der Medizin! Den heutigen Abend verjauchzen wir!“

Sie wünschte ihm Glück und sang ihm ein Zigeunerlied. Dann fuhren die beiden in ein Restaurant, soupirten, tranken Wein; und in heiterster Stimmung kehrten sie erst um drei Uhr morgens nach Hause zurück.

„Sie sind schon zu Bette?“ rief sie hinter ihrer Gardine.

„Ja!“ Er hörte, wie sie mit bloßen Füßen an die Thüre lief und ihre Stiefel hinausstellte, „Haben Sie das auch gethan?“

„Nein!“

„So thue ich es für Sie; sonst weckt uns morgen früh die Magd mit ihrem Gepolter!“

Spät morgens erwachte sie; sie hatte sich gehörig verschlafen Sie streckte das von den Stirnlöckchen unordentlich beschattete Gesicht durch die Gardine, welche sie unten mit der Hand zuhielt: „Guten Morgen, Kamerad! Schon bei der Arbeit?“

„Ich habe nicht, wie Sie, Zeit zum Faulenzen.“

Sie kleidete sich behende an, ordnete das Bett und schlug die Vorhänge zurück. Eben trug die alte Magd den Samowar herein, und sie besorgte den Thee. Der Freund ließ sich nicht stören. Sie stellte ihm sein Glas auf den Schreibtisch neben das Buch, und schweigend genoß sie allein am Sofatisch das heiße Getränk.

— Er war fertig! Die Examen hatte er alle gut bestanden und gleich eine Anstellung von der Krone erhalten, — aber weit, weit im Kaukasus. Sein Stubengenosse freute sich vielleicht mehr darüber, als er selbst. „Ist der Kaukasus auch nicht Petersburg, so wartet Ihrer eine schöne und herrliche Natur.“

„Aber nun muß ich mich auch nach einer Frau umsehen,“ spintisirte lächelnd der frischgebackene Doktor. „Diesen Rath gaben mir alle; dort verkommt man allein vor Langeweile beim Branntweinglase und Kartenspiel.“

Des jungen Doktors guter Kamerad, die emanzipirte Studentin, empfand plötzlich einen Stich in der Brust, und vor den Augen wurde es ihr dunkel; doch, — kindisch und abergläubisch wie ein dummes Mädchen aus dem Volke, welches sich fürchtet, dem guten Arzte sich anzuvertrauen, — bezwang sie sich und sprach mit einer Stimme, die leise bebte und des Mediziners Ohr verdächtig traf: „Das müssen Sie unbedingt thun!“ Es fiel ihr ein, daß sie von ihm auf ewige Zeiten sich trennen und ihn nie wiedersehen würde. Sie fürchtete laut aufzuschluchzen und schwatzte hastig: „Natürlich! Sie müssen so schnell wie möglich unter den jungen Mädchen Ihrer Bekanntschaft die passendste für sich aussuchen und sie heirathen.“ Und sie — der gute Kamerad — erröthete selbst bei diesen Worten wie ein rechtes Mädchen.

Eine Krankheit hatte sie gewiß befallen — und zwar eine ansteckende, denn der junge Doktor begann ebenfalls wirres Zeug zu reden, das wir in seinem Interesse nicht aufschreiben, man könnte sonst daraus gehässig folgern, daß er von Logik trotz seines funkelnagelneuen Doktorhutes nichts los gehabt habe. —

— Die frische Abendluft kühlte seine Stirn. Sein Sturmschritt ging allmählich in die gewöhnliche bürgerliche Gangart über und er kehrte aus den Straßen zu dem Mädchen zurück — froh und stolz entschlossen.

Mit verweinten Augen, das schmerzende Köpfchen auf den weißen Arm gestützt, saß sie an dem Arbeitstische.

„Ich habe sie gefunden!“ rief er.

„So?“



„Und Sie freuen sich nicht darüber, Kamerad?" — „Oh! doch!" —

„Sie sollen mir helfen die Erwählte zu erobern!"

„Wie kann ich das?"

„Sie können wohl! Ich habe mich der Geliebten bisher nicht von der liebenswürdigsten Seite gezeigt. Nun bringen Sie ihr bei, daß ich nicht so schlimm bin. — Glauben Sie, Kamerad, könnte mich ein schönes Mädchen heirathen? Wäre ich nicht in jedem Fall zu garstig?"

„Oh! Weshalb? Nein'"

„So sehen Sie mich doch einmal an! — Kamerad! Sie wollen mir nicht helfen, und das ist schlecht. — — — Hier — eben in diesem Zimmer weint das einzig geliebte Mädchen über meine Herzlosigkeit und Schlechtigkeit: — wie soll ich da ohne ihre Fürsprache bestehen?"

— Da umfaßten sie zwei Arme, und er zog sie, die schwach nur wehrte, an seine Brust und gab ihr glühende Küsse, die ebenso heiß erwidert wurden.

Als die glückliche Braut ihre Thränen getrocknet hatte, erinnerte sie ihn errötend, daß es spät sei.

Er verstand sie. Als ob eine ewige Trennung von ihr ihm bevorstünde, riß er sich los.

„Wann darf ich morgen früh zur Dir kommen?" fragte er sie an der Zimmerthüre.

„Nicht vor zwölf Uhr."

„Du bist zu grausam! Was wurde aus meinem früheren guten Kameraden?"

„Den hat das eifersüchtige Mädchen davongejagt."

Er zürnte ihr nicht.

— —

Nach vier Wochen waren die beiden einstmaligen guten Kameraden miteinander verheirathet und reisten in den Kaukasus.

Von neuer Kunst.

Die Freie Litterarische Gesellschaft hat eine gefährliche Krisis überstanden, die ihren Abschluß darin fand, daß der ganze bisherige Vorstand zurücktrat In der von mancherlei unerquicklichen Debatten größtentheils in Anspruch genommenen Generalversammlung am 11. d. M. wurde Herr Dobert zum Vorsitzenden gewählt. Möchte der Verein bald durch ernste und tüchtige künstlerische Leistungen das Mißtrauen bannen, das aus so verwickelten internen Streitereien nothwendig dem Unbetheiligten erwachsen muß. **W. Bölsche.**

Freie Volks Bühne. Der Zudrang zu der Mitgliedschaft der Volks Bühne ist in den letzten Wochen ein derartiger geworden, daß die Bildung einer dritten Abtheilung (in konventioneller Sprache bedeutet das ein „drittes ausverkauftes Haus") zwingende Nothwendigkeit geworden ist: jedenfalls ein erfreuliches Zeichen für die ernste Propaganda der That, die dieses aller Geschäftsreklame ferne, ganz uneigennützige Kunstunternehmen vor sich her gesandt. Und sicher dürfte aus der Menge der Theilnehmer sich ein immer besserer Kassenstand entwickeln und im engsten Zusammenhang damit eine größere Freiheit zum Anwerben guter schauspielerischer Kräfte, die zu der „Freiheit" und dem „Volk" auch eine wirklich gute „Bühne" schaffen helfen.

Henrik Ibsen hat während seines Berliner Aufenthaltes unter Anderem mit der Verwaltung der Kgl. Schauspiele die Abmachung getroffen, daß sein historisches Schauspiel „Die Kronprätendenten" in dieser oder in nächster Spielzeit am Hoftheater in Scene gehen soll.

Paul Heyse hat einen neuen Roman in drei Bänden vollendet. Seit dem „Paradiese" hat der Dichter kein Werk von so umfassender Composition mehr geschaffen; er will das Buch erst noch „überwintern" lassen, wie er es nennt, ehe er es der Oeffentlichkeit übergiebt. Ein neues Schauspiel Heyse's, das den verheißenden Titel „Wahrheit" führt, ist vom Lessing-Theater zur Aufführung angenommen worden.

Einsame Menschen.

Drama in 5 Akten

von

Gerhart Hauptmann.

(Schluß.)

Fünfter Akt.

Die neuen Vorgänge schließen sich fast unmittelbar an die des vierten Aktes an. Das Zimmer ist leer. Die brennende Lampe steht noch auf dem Tisch.

Johannes (kommt hastig und voll Zorn durch die Flurthür). Mutter! (öffnet die Schlafstubenthür). Mutter!!

Fr. Vockerat (kommt aus der Schlafstube). Na was giebt's denn, Junge?! Was machst' denn solchen Lärm! Du weckst ja Philippchen auf.

Johannes. Mutter! ich möchte wissen, wer Dir ein Recht giebt — Gäste aus meinem Hause hinauszuweisen.

Fr. Vockerat. Ne Junge ... Das is' mir nich' eingefallen. Ich hab' keinen Menschen hinausgewiesen.

Johannes (geht zornig umher). Mutter, Du lügst!!

Fr. Vockerat. Das magst Du Deiner Mutter in's Gesicht sagen? Hannes!

Johannes. Ich muß es Dir sagen, denn es ist so. Fräulein Anna ist im Begriff zu gehen und ...

Fr. Vockerat. Hat sie gesagt, daß ich ihr das Haus verboten hätte?

Johannes. Das braucht sie mir nicht zu sagen. Das weiß ich.

Fr. Vockerat. Wie willst Du denn das wissen, Junge?

Johannes. Sie geht. So lange habt Ihr gebohrt und gebohrt. Aber ich sage Dir: Ich lege mich vor die Thür. Ich nehme das Revolver (er nimmt eins aus dem Bücherschrank) hier! halte mir's vor den Kopf. Und wenn sie geht, dann drücke ich los, so wahr wie ich lebe!

Fr. Vockerat (erschreckt und geängstet, will ihm in den Arm fallen). Hannes! ... willst Du wohl! Willst Du wohl das lassen.

Johannes. Ich gebe Dir mein Wort ...

Fr. Vockerat (ruft). Papachen, Papachen! so komm' doch! Wie leicht kann's losgehen und ... Papachen! bring' doch den Jungen zur Vernunft.

(der alte Vockerat tritt aus dem Schlafzimmer.)

Johannes. V—ater! (plötzlich ernüchtert, läßt das Revolver sinken).

Vockerat. Ja, ich ... ich bin's — und so .... so muß ich Dich wiedertreffen.

Johannes. Was soll das bedeuten, Mutter?

Vockerat (auf ihn zu, ernst und feierlich). Daß Du Dich besinnen sollst, Sohn, — das soll es bedeuten.

Johannes. Was führt Dich denn zu uns?

Vockerat. Gottes Wille, tja! Der Wille Gottes führt mich zu Euch.

Johannes. Hat Mutter Dich gerufen?

Vockerat. Ja, Hannes!

Johannes. Aus welchem Grunde?

Vockerat. Um Dir als Freund beizustehen, tja!

Johannes. Inwiefern brauche ich Beistand?

Vockerat. Insofern Du schwach bist, Hannes! Ein schwacher Mensch, wie wir alle, tja!

Johannes. Und wenn ich nun schwach bin, womit willst Du mir helfen?

Vockerat (kommt ihm nahe, faßt seine Hand). Ich will Dir sagen, wie lieb wir Dich alle haben, tja! Und dann wollt' ich Dir noch sagen, daß Gott Freude hat über einen Sünder, tja! über einen Sünder, der Buße thut.

Johannes. Ein Sünder bin ich also?

Vockerat (immer mit Milde). Ein großer Sünder, tja — vor Gott.

Johannes. Wieso habe ich gesündigt?

Vockerat. Wer ein Weib ansieht, um ihrer zu begehren, sagt Christus, tja! — Und Du hast mehr gethan, tja, tja!

Johannes (macht eine Geberde, als ob er sich die Ohren zuhalten wolle). Vater . . .

Vockerat. Verschließ' Dich nicht, Hannes! Gieb mir die Hand, der Sünder dem Sünder, und nimm mich an. Nimm mich zum Mitstreiter an.

Johannes. Ich muß Dir sagen, Vater: ich stehe auf einem andern Boden, als Du.

Vockerat. Du stehst auf einem abschüssigen Boden.

Johannes. Wie kannst Du das sagen, Vater! Du kennst ja den Boden nicht, auf dem ich stehe. Meinen Weg kennst Du ja nicht.

Vockerat. O ja! Es war der breite Weg in's Verderben. Ich habe Dich wohl beobachtet im Stillen, tja! und außer mir ein Höherer: Gott. Und weil ich das wußte, habe ich versäumt, meine Pflicht zu thun, tja! Heut aber komme ich zu Dir in seinem Namen und sage Dir: Kehre um! Du stehst vor einem Abgrund.

Johannes. Ich muß Dir sagen, Vater! . . . Deine Worte sind gut und treu gemeint, aber — sie finden in mir keinen Wiederhall. Deine Abgründe fürchte ich nicht. Aber es giebt andre Abgründe, und daß Ihr mich dort nicht hinuntertreibt — davor nehmt Euch in acht.

Vockerat. Nein, Hannes! . . . nein . . .

Johannes. Es ist nicht wahr, daß, wer ein Weib ansieht, ihrer zu begehren, die Ehe bricht. Ich habe gekämpft und gekämpft . . .

Vockerat. Nein, Hannes! Nein. Ich habe Dir oft gerathen, und Du bist gut dabei gefahren. Ich sage Dir heut, belüge Dich nicht, mach' ein Ende. Denk' an Deine Frau, an Dein Philippchen, und auch an Deine alten Eltern denke ein wenig. Häufe nicht . . .

Johannes. Soll ich nicht auch an mich selbst denken, Vater?

Vockerat. Dir wird frei und leicht sein nach dem Entschluß.

Johannes. Und wenn's nicht so ist?

Vockerat. Verlaß Dich auf mich, es wird so sein.

Johannes. Und wenn . . . und Fräulein Anna?

Vockerat. Die Weltkinder, Hannes, überwinden leicht.

Johannes. Und wenn sie nun nicht leicht überwindet?

Vockerat. Dann ist es nicht Gottes Wille gewesen.

Johannes. Nun Vater — ich bin anderer Ansicht. Wir verstehen uns nicht. Wir werden uns in dieser Angelegenheit wohl überhaupt niemals verstehen.

Vockerat (immer noch nach Möglichkeit gütig). Es ist . . . es ist hier garnicht von Verstehen die Rede. Du verkennst das Verhältniß, tja, tja! Das Verhältniß ist ein ganz andres. Du hast es auch früher sehr wohl gewußt. Darauf kommt es nicht an. Auf das Einigen kommt es nicht an.

Johannes. Sei mir nicht böse, Vater, aber worauf denn?

Vockerat. Auf den Gehorsam, mein' ich, kommt es an, tja!

Johannes. Du meinst: ich sollte alles thun, was Du willst, auch wenn's mir nicht recht erscheint.

Vockerat. Ich werde Dir nichts Unrechtes rathen, tja! Es thut mir leid, Dir's sagen zu müssen . . . . . Dir so etwas erst vorhalten zu müssen, tja! Wir haben Dich groß gezogen, nicht ohne Sorgen und schlaflose Nächte. Wir haben Dich gepflegt, und kein Opfer gescheut, als Du krank warst, und Du bist viel krank gewesen in Deiner Jugend, Hannes! tja! Wir haben alles gern und mit Freuden gethan.

Johannes. Ja, Vater! und dafür bin ich Euch dankbar.

Vockerat. Das sagt man, und man sagt ein Wort. Thaten, Thaten will ich sehen. Ein frommer, ein reiner, ein gehorsamer Mensch sein, tja: das ist die rechte Dankbarkeit.

Johannes. Du meinst also, ich sei undankbar; ich lohne der Mühe nicht?

Vockerat. Weißt Du noch, wie Du als Kind immer gebetet hast — im Bettchen, tja! — Abends und Morgens.

Johannes. Was denn, Vater?

Vockerat. Ach lieber Gott, ich bitte Dich, ein frommes Kind laß werden mich. Sollt ich aber das nicht werden . . .

Johannes. So nimm mich lieber von der Erden. Du meinst also, es wäre besser gewesen, Ihr hättet mich begraben?

Vockerat. Wenn Du fortfährst, den abschüssigen Weg zu wandeln, wenn . . . tja! — wenn Dein Herz starr bleibt.

Johannes. Ich meine fast auch, es wäre besser gewesen.

(Kleine Pause.)

Vockerat. Komm zu Dir selber, Sohn. Denk' Derer, Hannes, tja! die Dich ermahnt haben, denk' an Pastor Pfeiffer, Deinen frommen Lehrer und Seelsorger. Vergegenwärtige Dir . . .

Johannes (außer sich). Vater! laß mich mit meinen Lehrern in Ruh', wenn ich nicht lachen soll. Erinnere mich nicht an diese Gesellschaft von Schafsköpfen, die mir das Mark aus den Knochen erzogen haben.

Fr. Vockerat. O, himmlischer Vater!

Vockerat. Still, Marthchen! Still! (Zu Johannes.) Das haben Deine Lehrer und wir nicht verdient.

Johannes (schreiend). Gebrochen haben sie mich.

Vockerat. Du frevelst, Hannes!

Johannes. Ich weiß, was ich sage: gebrochen habt Ihr mich.

Vockerat. Lohnst Du so unsre Liebe?

Johannes. Eure Liebe hat mich gebrochen.

Vockerat. Ich kenne Dich nicht mehr wieder. Ich verstehe Dich nicht mehr.

Johannes. Das glaub' ich selbst, Vater! Ihr habt mich nie verstanden und werdet mich nie verstehen.

(Kleine Pause.)

Vockerat. Nun gut, Hannes! Ich bin zu Ende. Ich ahnte nicht, daß es schon so weit gekommen war. Ich hatte Hoffnung, aber meine Mittel versagen. Hier kann nur Gott noch helfen. Komm', alte Martha! wir haben nun nichts mehr zu suchen hier, tja! Wir wollen uns irgendwo verstecken und warten, bis der liebe Gott uns abruft. (Er wendet sich aufs Neue zu Johannes.) Aber Hannes! Eins muß ich Dir noch sagen: Halt Deine Hände — hörst Du! frei von Blut. Lade nicht dies noch auf Dich! — Hast Du die Käthe mal recht betrachtet? Weißt Du, daß wir für ihr Gemüth fürchten? Hast Du Dir das arme, liebe Wesen mal recht angeschaut, tja! Ist Dir denn schon mal klar geworden, was Ihr aus ihr gemacht habt. Laß Dir mal erzählen von Mutter, wie sie die Nacht über Deinen Bildern geweint und geschluchzt hat. Also noch einmal, Hannes! laß kein Blut an Deine Hände kommen. Und nun sind wir fertig, tja! Komm, Marthchen, komm!

Johannes (nach kurzem Kampf). Vater!! Mutter!!

Fr. Vockerat }
Vockerat } (wenden sich. Johannes fliegt in ihre Arme) Johannes!

(Pause.)

Johannes (mit leiser Stimme). Nun sagt, was ich thun soll?

Vockerat. Halte sie nicht. Laß sie ziehen, Hannes.

Johannes. Ich verspreche Dir's. (Er ist erschöpft und muß sich auf einen Stuhl niederlassen.)

(Frau Vockerat eilt freudig bewegt ins Schlafzimmer).

Vockerat (streichelt den Dasitzenden, küßt ihn auf die Stirn). Und nun — Gott gebe Dir Kraft, tja! (ab ins Schlafzimmer).

(Johannes sitzt einen Augenblick still; dann schrickt er zusammen, wird unruhig, erhebt sich, späht in die Finsterniß vom Fenster aus, öffnet die Flurthür.)

Johannes. Ist Jemand hier?

Frl. Anna. Ich bin's, Herr Johannes! (Sie kommt herein).

Johannes. Wollten Sie fort ohne Abschied? (er geht umher).

Frl. Anna. Ich war wirklich unschlüssig einen Moment lang. Aber nun ist's ja gut so.

Johannes. Ich bin in einer furchtbaren Lage. Mein Vater ist hier. Ich hab' ihn nie so gesehn. Der frohe und heitre Mensch. Ich kann mich dem Eindruck nicht mehr entziehen. Und auf der andern Seite soll ich zusehen, wie Sie von uns fortgehen, Fräulein und . . .

Frl. Anna. Sehen Sie, Herr Doctor, ich hätte ja so wie so gehen müssen.

Johannes. Aber Sie sollen nicht gehn! Sie dürfen nicht fortgehn. Am allerwenigsten jetzt, jetzt in diesem Augenblick. (Hat sich hingesetzt, stützt die Stirn in die Hand, tiefes Stöhnen entringt sich seiner Brust.)

Frl. Anna (mit einer bewegten, kaum hörbaren Stimme). Herr Doctor! (legt ihre Hand leise auf sein Haar.)

Johannes (richtet sich auf, seufzt). Ach, Fräulein Anna!

Frl. Anna. Denken Sie doch daran — was wir gesprochen haben — vor noch kaum einer Stunde. — Wollen wir nicht aus der Noth eine Tugend machen?

Johannes (erhebt sich, geht heftig umher). Ich weiß nicht, was wir gesprochen haben.

Mein Kopf ist leer und wüst und gepeinigt. Ich weiß auch nicht, was ich mit meinem Vater geredet habe. Ich weiß nichts. Leer und wüst ist mein Kopf.

Frl. Anna. Ach, es wäre wohl schön, Herr Johannes, wenn unsre letzten Minuten klare Minuten wären.

Johannes (nach kurzem Ringen). Helfen Sie mir, Fräulein Anna! Nichts Hohes, nichts Stolzes ist mehr in mir. Ich bin ein anderer geworden. Nicht einmal der bin ich in diesem Augenblick, der ich war, eh Sie zu uns kamen. Ich habe nur noch Ekel in mir und Lebenswiderwillen. Mir ist alles entwerthet, beschmutzt, besudelt, entheiligt, in den Koth gezogen. Aber ich fühle, daß ich etwas war, durch Sie, Ihre Gegenwart, Ihre Worte — und wenn ich das nicht wieder sein kann, dann — dann kann mir auch alles andre nichts mehr nutzen. Dann mach' ich einen Strich unter die Rechnung und — schließe — ab.

(Er geht umher, bleibt vor Anna stehen.)

Geben Sie mir einen Anhalt. Geben Sie mir etwas, woran ich mich aufrichten kann. — Einen Anhalt. Ich breche zusammen. Eine Stütze. Alles in mir bricht zusammen, Fräulein.

Frl. Anna. Herr Doctor! Es thut mir sehr weh, Sie so zu sehn. Ich weiß kaum, womit ich Sie stützen soll. Aber an Eins sollten Sie sich erinnern. Wir haben es voraus gesehn. Ein Tag früher, ein Tag später, wir mußten auf Alles gefaßt sein, Herr Doctor!

Johannes (steht still, sinnt nach).

Frl. Anna. Nun? Erinnern Sie sich jetzt? Wollen wir den Versuch machen damit? Sie wissen schon, womit. — Wollen wir uns ein Gesetz geben — und danach handeln? Wir beide allein, — unser ganzes Leben lang, wenn wir uns auch nie wiedersehn — nach dem einen, eignen Gesetz? Wollen wir? Es giebt sonst nichts, was uns verbinden kann. Wir dürfen uns nicht täuschen darüber. Alles andre trennt uns. Wollen wir? Wollen Sie einschlagen?

Johannes. Ich fühle wohl, — daß mich das halten könnte. Ich könnte auch arbeiten ohne Hoffnung, das Ziel zu erreichen. Aber wer bürgt mir? Wo nehme ich den Glauben her? Wer sagt mir, ob ich mich nicht abquäle für ein Nichts?

Frl. Anna. Wenn wir wollen, Herr Johannes, wozu brauchen wir Glauben und Garantieen.

Johannes. Aber wenn mein Wille nicht stark ist?

Frl. Anna (ganz leise). Wenn der meine schwach wird, will ich an den denken, der unter demselben Gesetz steht. Und ich weiß gewiß, das wird mich aufrichten. — Ich werde an Sie denken, Herr Johannes!

Johannes. Fräulein Anna — — — Nun gut, ich will! ich will! — Die Ahnung eines neuen, freien Zustandes, einer fernen Glückseligkeit gleichsam, die in uns gewesen ist — die wollen wir bewahren. Was wir einmal gefühlt haben, die Möglichkeit, die wir gefühlt haben, soll von nun an nicht mehr verloren gehn. Gleichviel, ob sie Zukunft hat oder nicht, sie soll bleiben. Dies Licht soll fortbrennen in mir, und wenn es erlischt, so erlischt mein Leben (beide stumm und erschüttert). Ich danke Ihnen, Fräulein Anna!

Frl Anna. Leben Sie wohl, Johannes!

Johannes. Wohin reisen Sie nun?

Frl. Anna. Vielleicht nach Norden — vielleicht nach Süden.

Johannes. Wollen Sie mir nicht sagen, wohin?

Frl. Anna. — Aber ist's nicht besser, Sie fragen mich nicht danach?

Johannes. Aber wollen wir uns nicht hie und da . . . nur ein paar Worte . . . nur kurze Nachrichten vielleicht . . . was wir treiben, wo wir uns aufhalten . . .

Frl. Anna (schüttelt den Kopf, traurig lächelnd). Dürften wir das? Ist es nicht die größte Gefahr, daß wir an uns selbst scheitern? Und wenn wir scheitern — dann sind wir auch noch betrogen.

Johannes. Nun gut — ich trage die Last. Ich halte sie fest — und wenn sie mich zerdrückt (hat Anna's Hand gefaßt). — Leben Sie wohl.

Frl. Anna (mit Ueberwindung, bleich und roth werdend, zuweilen verlegen, immer tief bewegt). Johannes! noch Eins: — dieser Ring — ist einer todten Frau vom Finger gezogen, die — ihrem — Mann . . . die ihrem Mann nach Sibirien gefolgt ist. Die treu mit ihm ausgehalten hat — bis an's Ende (leis humoristisch). Unser Fall ist umgekehrt.

Johannes. Fräulein Anna! (er führt ihre Hand an seinen Mund und hält sie dort fest.

Frl. Anna. Ich habe nie andern Schmuck getragen. Wenn man schwach wird, muß man an *seine* Geschichte denken. Und wenn Sie ihn ansehn — in Stunden der Schwäche — dann — denken Sie dabei auch — an die — die fern von Ihnen — einsam, wie Sie — denselben heimlichen Kampf kämpft. — Leben Sie wohl!

Johannes (außer sich). *Niemals, niemals* sollen wir uns wiedersehn!

Frl. Anna. Wenn wir uns wiedersehn, haben wir uns verloren.

Johannes. Aber wenn ich es nur ertragen werde!

Frl. Anna. Was uns nicht niederwirft, das macht uns stärker. (Sie will gehen).

Johannes. Anna! Schwester.

Frl. Anna. (Immer unter Thränen). Bruder Johannes.

Johannes. Soll ein Bruder — seine Schwester — nicht küssen dürfen — bevor sie sich trennen, auf ewig?

Frl. Anna. Hannes, nein.

Johannes. Ja, Anna! ja, ja! (er umschlingt sie und beider Lippen finden sich in einem einzigen, langen, inbrünstigen Kusse, dann reißt Anna sich los und verschwindet. Ab über die Veranda).

(Johannes steht einen Augenblick wie betäubt, dann geht er mit großen Schritten umher, fährt sich durch die Haare, seufzt, seufzt stärker, bleibt stehen, lauscht. Plötzlich kommt ein Rauschen fernher: der ankommende Eisenbahnzug, der durch den Wald rast. Johannes öffnet die Verandathür und horcht hinaus. Das Rauschen wird stärker und verstummt dann. Das Läuten der Bahnhofsglocke wird vernehmlich. Sie läutet ein zweites Mal — ein drittes Mal. Ein Pfiff gellt. Johannes will in sein Zimmer, unterwegs bricht er auf einem Stuhl zusammen. Sein Körper windet sich vor Weinen und Schluchzen. Auf der Veranda liegt blasses Mondlicht. — Im anstoßenden Zimmer entsteht Geräusch. Es wird laut gesprochen. Johannes springt auf, nimmt die Richtung auf sein Zimmer, bleibt stehn, überlegt einen Augenblick und eilt so schnell als möglich über die Veranda ab. Der alte Vockerat kommt aus dem Schlafzimmer, Frau Vockerat folgt ihm. Beide gehen in der Richtung nach der Flurthür.

Vockerat (bleibt stehen). Hannes! — Es kam mir doch vor, tja! als wenn Jemand hier gewesen wäre.

Fr. Vockerat (schon an der Flurthür). Es ging Jemand die Treppe hinauf.

Vockerat. Ja, ja! der Junge braucht Ruhe. Wir wollen ihn nicht stören. Höchstens Braun könnten wir ihm 'naufschicken.

Fr. Vockerat. Ja, ja, Papachen! Ich laß ihn holen. — Oder geh' ich am Ende doch mal 'nauf, Papachen?

Vockerat (begiebt sich nach der Verandathür). Besser nicht, Marthchen. (Er öffnet die Thür, lauscht). Schöner klarer Mondschein. Horch mal!

Fr. Vockerat (kommt eilig von der Flurthür her). Was ist denn?

Vockerat. Wilde Gänse — siehst Du! dort! über'm See. Die Punkte, die durch den Mond fliegen.

Fr. Vockerat. I Du, meine Augen, die sind nicht mehr so jung (sie begiebt sich nach der Laterne zurück).

Vockerat. Horch' mal!

Fr. Vockerat. Was denn? (Sie bleibt stehen).

Vockerat. Pst, Marthchen!

Fr. Vockerat. Was denn, Papachen?

Vockerat (schließt die Thür, folgt seiner Frau nach). 'S is nichts! 's war mir nur so, als wenn Jemand unten gepoltert hätte — mit den Rudern, Marthchen!

Fr. Vockerat. Wer soll denn poltern? (beide ab durch die Flurthür).

Es blickt Jemand von der Veranda durch's Fenster herein. Es ist Johannes. Gleich darauf kommt er vorsichtig näher. Er sieht verändert aus, todtenblaß, athmet mit offenem Munde. Hastig und voll Angst ertappt zu werden, blickt er umher, sucht Schreibzeug und kritzelt ein paar Worte, springt auf, wirft die Feder weg, stürzt davon, als Geräusch entsteht. Ab über die Veranda. Herr und Frau Vockerat kommen zurück, zwischen sich Frau Käthe.

Fr. Vockerat. Aber sag' mir nur! Im Stockfinstern sitzt Du?!

Fr. Käthe (die Hand vor den Augen). Es blendet so.

Fr. Vockerat. Nein aber auch. So ein böses, böses Weibel. Im Stockfinstern wer weiß wie lange.

Fr. Käthe (leicht mißtrauisch). Weshalb ...? Warum seid Ihr denn so lieb mit mir?

Vockerat. Weil Du unsre einzige, liebe Herzenstochter bist. (Er küßt sie.)

Fr. Käthe (schwach lächelnd). Ja, ja! Ihr habt Mitleid.

Fr. Vockerat. Dir is doch nich' weiter 'was, Käthel?

Vockerat. Laß gut sein. Nu' wird alles wieder in's Geleis kommen. Das Schlimmste is' nu' Gott sei Dank vorüber.

Fr. Käthe (am Tisch sitzend, nach einer kleinen Pause). Mir ist, Mutti ... Es blendet immer noch! — wie Jemand, der 'was ganz Unsinniges unternommen hat — und der nun zur Einsicht kommt.

Fr. Vockerat. Wie meinst Du denn das?

Fr. Käthe. Ist Anna fort, Mutti?

Vockerat. Ja, Käthe! Und nun ... nun mußt Du auch wieder froh und glücklich werden.

Fr. Käthe (schweigt).

Fr. Vockerat. Hast Du Johannes nicht mehr lieb, Käthe?

Fr. Käthe (nach kurzem Besinnen). Übrigens, ich bin doch gut durch's Leben gekommen. Die Fanny Stenzel, die hat einen Pastor geheirathet. Aber wenn sie auch noch so zufrieden und glücklich ist, glaubst Du, daß ich mit ihr tauschen möchte? Nein wirklich nicht. — Es riecht nach Rauch hier, nicht?

Fr. Vockerat. Nein, Kindchen, ich rieche nichts.

Fr. Käthe (ringt verzweifelnd die Hände). Ach Gott! es ist Alles aus, es ist Alles aus.

Vockerat. Käthchen, Käthchen! Wer wird nur so kleingläubig sein. Ich habe meinen Glauben wieder und meine feste Zuversicht. Der liebe Gott hat seltsame Mittel und Wege, verirrte Seelen zurückzuführen. Ich glaube, Käthchen, ich habe seinen Rathschluß durchschaut.

Fr. Käthe. Siehst Du, Mutterchen, mein erstes Gefühl, das ich damals hatte,

als Hannes zu mir kam und mich holen wollte — das war doch ganz richtig. Ich weiß, den ganzen Tag dunkselte mir's im Kopf 'rum: was soll denn nur ein so geistreicher und gelehrter Mann mit Dir anfangen? Was kann er denn an Dir haben? Siehst Du, das war ganz richtig gedacht.

Fr. Vockerat. Nein, Käthchen, nicht er steht groß da vor Dir, sondern Du stehst groß da vor ihm. Zu Dir muß er aufschauen, das ist die Wahrheit.

Vockerat (mit zitternder Stimme). Aber deshalb . . . es ist so wie Martha sagt, tja! aber deshalb — wenn Du verzeihen kannst . . . wenn Du seine große Sünde verzeihen kannst . . . .

Fr. Käthe. Ach, wenn es 'was zu verzeihen gäbe! Man verzeiht einmal — hundertmal — tausendmal. — Aber Hannes . . . Hannes wirft sich nicht weg. Ich ärmliches Wesen habe Hannes nichts zu verzeihn. Hier heißt es einfach: Du bist das — und nicht das. Ich weiß nun einfach, was ich bin und was ich nicht bin. (Man hört draußen wiederholt „Holopp" rufen).

Fr. Vockerat. Käthel! Ich will Dir mal 'n Vorschlag machen. Hörst Du! Komm! Ich bring' Dich zu Bett und les' Dir 'was vor. Grimm's Märchen, bis Du einschläfst. Und morgen früh, wenn's Tag wird, da koch' ich Dir ein Peptonsüppchen und ein weiches Ei, und dann stehst Du auf, und dann gehn wir in den Garten, und da scheint die liebe Sonne recht schön, und da wirst Du Alles ganz anders ansehn wie heut Abend. Komm, komm!

Braun (kommt über die Veranda herein). Guten Abend!

Vockerat. Guten Abend, Herr Braun!

Braun. Guten Abend, Herr Vockerat! (reicht ihm die Hand) Ist Johannes hier?

Vockerat. Ich denke oben.

Braun. So! — das heißt, gewiß?

Vockerat. Na, ich glaube doch. Nicht, Marthchen? Weshalb denn?

Braun. Ich will doch mal nachsehen. (Schnell ab durch die Flurthür.)

Fr. Vockerat (mit leiser Unruhe). Was hat denn Braun?

Fr. Käthe (ängstlich erregt). Wo is' denn Hannes?

Fr. Vockerat. Nur nicht ängstlich, Käthel! Wo wird er denn groß sein!

Fr. Käthe (mit rapid steigender Angst). Ja, wo ist er denn hin?

Vockerat. Nun oben — oben — natürlicherweise doch wohl!

Braun. (Kommt zurück. Moment starker Spannung. Pause.)

Vockerat. Nun, Herr Braun? — — —

Braun. Nein, Herr Vockerat! oben ist er nicht und . . . und . . .

Vockerat. Tja, tja! Ja, was haben Sie denn nur blos?

Braun. Nichts, nichts!

Fr. Käthe (auf Braun zufliegend). Ja, Sie haben etwas!

Braun. Nein, nein! wirklich nicht. Es ist wirklich kein Grund zur Angst — nur — ich habe so ein Gefühl — als ob man um alles in der Welt Hannes jetzt nicht allein lassen dürfte. Und als ich nun vorhin . . . ach es ist ja wahrscheinlich wirklich Unsinn.

Fr Vockerat. Ja, was is denn, so reden Sie doch!

Vockerat. Aber so reden Sie doch, verlieren Sie keine Zeit.

Braun. Nun ganz einfach. Als ich vorhin das Gartenthürchen aufschloß — da hört ich, daß Jemand einen Kahn loskettete, und wie ich näher kam, fuhr wirklich

Jemand hinaus. Jemand — ich weiß nicht wer — ein Mann —, und da fuhr mir's durch den Kopf — aber es gab keine Antwort. Und Hannes hätte doch Antwort gegeben.

Fr. Käthe (wie von Sinnen). Johannes! Es war Johannes. Laufen Sie! Rennen Sie, um Gotteswillen, so schnell Sie können. Mutter! Vater! Ihr habt ihn zum Aeußersten getrieben. Warum habt Ihr das gethan? . . .

Fr. Vockerat. Aber Käthe!

Fr. Käthe. Ich fühl's ja doch! Er kann ja nicht mehr leben. Ich will ja alles gern thun Nur das nicht! Nur das nicht.

Vockerat (ist in den Garten geeilt, ruft in Pausen). Hannes! Johannes!

Fr. Vockerat (eilt ab auf den Flur, ruft durch das Haus). Hannes! Hannes!

Fr. Käthe (zu Braun). Ein Mensch? Haben Sie gerufen? Hat er nicht geantwortet? Laufen Sie, laufen Sie!

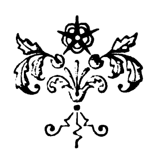
Braun (ab).

Fr. Käthe (ruft ihm nach). Ich komme nach. (ringt die Hände). Ach, großer Gott! Großer Gott! Wenn er nur noch lebt! Wenn er mich nur noch hören kann!

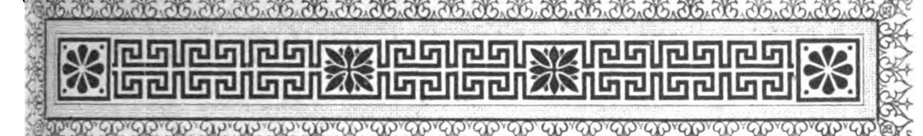
(Man hört Braun über den See rufen: „Holopp!“ „Holopp!“)

Fr. Käthe (ruft durch die Flurthür). Alma! Mina! Laternen in den Garten! Schnell, Laternen! (will davon hasten über die Veranda, bemerkt den Zettel, steht kerzengerade, geht steif und bebend darauf zu, nimmt ihn auf, starrt einige Augenblicke wie gelähmt darauf hin, und bricht zusammen. Draußen noch immer das Rufen.)

Vorhang fällt.



Verantwortlich für die Redaction Wilhelm Bölsche, Friedrichshagen. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler. Druck: Kroll's Buchdruckerei. Beide in Berlin.



Der Kulturwerth der Musik.

Ketzerische Glossen zu einer Zeitfrage.

Von

Heinrich Hart.

I.

Wie der Tag seine Dämmerstunden, so hat die Seele die ihren. Da will sie ausruhen, träumen, ohne Anstrengung genießen. In solchen Stunden ist ihr Musik willkommen, denn „sanfte Still' und Nacht ist hold den Lauten süßer Harmonie." Weiche, einschläfernde Musik, die dem müden unbestimmten Sehnen zu Hülfe kommt, wie das Summen der Amme dem Schlafe des Kindes. Aber noch in andren Stunden hat die Seele ein Verlangen nach Klang und Schall. Wenn das Unangenehme oder auch das Große auf sie eindringt, und sie sich weder dem Einen noch dem Andren gewachsen fühlt, und auch dann, wenn sie dem Zauber froher Sinnlichkeit sich hingiebt. Den Soldaten, welcher auf's Schlachtfeld geführt wird, erregen Trommelwirbel und Trompetengeschmetter bis zur Selbstvergessenheit; das Mädchen, das im Tanze die andrängende Sinnlichkeit austollt, berauscht sich an den Klängen des Walzers. Einwiegen und berauschen, — auf diese beiden Wirkungen beschränkt sich im Wesentlichen der Einfluß der Musik; Unterschiede liegen nur in den höheren und niederen Graden jener Wirkungen. Eindämmern und Träumen aber ist identisch mit einer Beschränkung des Selbstbewußtseins, der geistigen Klarheit, des Triebes zum Handeln und zum Thun. Und so bildet auch jeder Rausch eine Verrückung des geistigen Gleichgewichts, eine chaotische Verwirrung und Auflösung der Seele, einen Rückfall in die Thierheit. Nicht ein geistiges Chaos ist es, worauf die Entwicklung des Menschen hinstrebt, sondern wachsende Klarheit über unser Sollen und immer festere Bestimmtheit des Wollens. Auf der höchsten Stufe des Menschlichen bedürfen wir weder des stimmungführenden Hindämmerns noch des Rausches, da alle Kräfte in beständiger Harmonie sind und das Körperliche, in dem jede Abspannung ihren Grund hat, so weit wie möglich überwunden ist. Wer diesem letzten Ziele nicht entgegenringt, der geht unter in den Genüssen des Tages, des Heut, und scheidet aus dem Strome der Entwicklung aus. Und eben das geschieht Jenem, der die lockende Sirene, die Genußverführerin, die Musik sucht, statt sie zu fliehen.

* * *

Die Musik ist die Kunst der Stimmung, des reinen Gefühls. Sie wendet sich nicht an das Hirn, an den Geist, sondern an die Nerven, an unsere Sinnlichkeit. Das Hirn wird geradezu durch sie außer Kraft gesetzt. Wer vermöchte ein ernsthaftes Denken unter Musikbegleitung sich vorzustellen? Und was vom Geiste gilt, das gilt auch von unsrem höchsten, unsrem ethischen Handeln. Zu allen niedrigen, allen physischen und sinnlichen Thätigkeiten kann die Musik anregen, sie kann den Krieger begeistern und den Liebenden entflammen. Aber zu einer ethischen That anzuspornen, das vermag sie nicht, das vermag allein das Wort. Eine That, die nur einer Augenblicksstimmung entspringt, die nicht in klarer Erkenntniß wurzelt, hat einen Wirklichkeitswerth, aber keinen ethischen. Um so höher ist der Genußwerth der Musik; von den sinnlichen Genüssen bietet sie den feinsten und verfeinertsten. Seinem Wesen nach erhebt sich der Ohrenschmaus nicht über den Schmaus, den wir den Geschmacks- und Geruchsnerven bieten. Mag es dem Tonbegeisterten noch so sehr als eine Entweihung seiner Altäre erscheinen, es ist doch so: im Wesentlichen ist der Musikgenuß kein höherer als der Weingenuß. Beide sind Anregungs- und Aufregungsmittel, Stimulantien des unter dem Druck des Leiblichen stehenden Gefühles, das seinen Kerker zu erweitern strebt. Nur bringt der Tongenuß in tiefere Regionen des Nervensystems ein und er umspannt auch weitere. Die Kultur aber in ihrem höchsten Sinne beginnt erst da, wo die sinnlichen Genüsse in den Hintergrund treten; ihr Ziel ist nicht die Pflege dieser Genüsse, sondern ihre Ueberwindung. In diesem Sinne stecken wir noch alle in den Banden des Thierischen, aber wir sollten das auch einsehen und nicht behaglich unsere Fesseln kosen.

*
* *

Auch das Thier sucht durch die Töne Gemüthsekstasen zu erreichen. Sich in den Liebesrausch zu versetzen, singt die Nachtigall. Das gleiche erstrebt der Wilde, wenn er die Trommel pauft und die Becken aneinanderschlägt; er will sich betäuben und berauschen. Die ganze Welt ist den Tönen zugänglich, kein Mensch entzieht sich ihrer Wirkung. Die Musik ist eben die Kunst der reinen Sinnlichkeit und deshalb die populärste, die Lieblingskunst der Masse. Wo immer der Massengeist herrscht und zu Hause ist, da wird auch die Musik gepflegt. Und gerade dadurch tritt sie zu den eigentlichen Aufgaben der Kultur in Widerspruch. Was die Masse erregt und erfreut, ist immer das Sinnlich-Thierische in uns. Die höchste Erkenntniß und die höchste Ethik sind nur Wenigen zugänglich. Und weil die Musik die Kunst der Masse ist, deshalb ist ihre Wirkungsweise auch eine so unvornehme. Sie drängt sich auch dem auf, der sie nicht will. Ein Gemälde, ein Buch genieße ich in Stille für mich allein, vor der Musik aber bin ich nirgends sicher. Laut und frech drängt sie sich in meine Einsamkeit, ohne daß der Schallmacher darnach fragt, ob ich in eben der Stunde auch musikempfänglich bin. Nur das Antiphon schützt vor der Aufdringlichkeit dieser Kunst.

*
* *

Der sinnliche Charakter der Musik wird erst seit den Tagen Bethovens von ihren Anhängern geleugnet. Er soll ihr ein geistiges Gepräge verliehen haben. Seit ihm soll sie Ideen ausdrücken und bestimmte Hirnvorgänge hervorrufen. Wäre dem in der That so, dann suchte der Musikliebhaber durch seine Kunst auf einem weiten Umwege dasselbe zu erreichen, was ihm unmittelbar Poesie und Philosophie darbieten. Diese wenden sich der Hauptsache nach an den Geist. Thäte das die Musik gleichfalls, dann wäre sie einfach überflüssig. Aber sie thut es nicht. Die heutige Musik

— 187 —

... Sinnenfinnlichkeit auf, als die Tonkunst der früheren Jahr... ist der Fall, weil sie unter dem Einfluß eines Gesetzes steht, ... Entwicklung der Künste beherrscht und bedingt. Dasselbe läßt sich ... fassen. In jedem Zeitraum ist eine Kunst die herrschende und ... drückt sie ihr Gepräge auf. Im alten Aegypten steht die ge... dem Einfluß der Architektur. Die Malerei ist architektonisch, ... sie nichts als Flächenmalerei ist; von der Plastik, in ihrer Ge... geometrischen Regelmäßigkeit und Steifheit gilt dasselbe, und in ... den religiösen Hymnen, herrscht das formale Prinzip der Symmetrie. ... sind Bauten. In Hellas dagegen empfängt die gesammte Kunst ... von der Plastik. Das Prinzip der Säule ist ein plastisches und ... Hexameters. Und auch der Geist der hellenischen Kunstschöpfungen ... wieder das schöne Maß, die fließende Rhythmik des Lebendigen, die ... Sobald die Plastik ihre Kraft erschöpft hat, tritt die Malerei in ... Nicht mehr die formale, sondern die innerliche Schönheit, wie ... seelen Auge spricht, wird zum Gestaltungsprinzip der Kunst. Malerisch ... Dom wie das Giebelhaus und malerisch ist das Streben der ... Relief hin, Maler in Erz sind Peter Vischer, Bramante, Cellini. ... Worten sind die Dichter: Ariost, Tasso, Camoens. Die Reformations... der Anfang einer neuen Kunstepoche, in welcher die Musik die ... Nicht mehr das Auge ist der Sinn, durch den die Kunst ins ... sondern das Ohr; das Auge haftet zu sehr am Aeußeren, das Ohr ... der Innerlichkeit. Und daher richtet sich die Musik fast einzig ans ... die ganze Kunst des Zeitraums folgt ihr darin. Die Goethe'sche Lyrik ... musikalisch, wie es Thorwaldsens Plastik ist. Aber das Gemüth macht ... und Stern des Menschlichen aus. Das Höchste ist der Geist, der ... kenntniß herauswächst, der denkende Geist, der nicht mehr nach Gefühls... handelt, sondern aus klarem Bewußtsein und klarer Beurtheilung der ... Und die Kunst des Geistes ist die Poesie, die nicht mehr durch den ... Sinn, durch Ohr oder Auge ins Innere dringt, sondern unmittelbar mit ... terial selbst arbeitet. Ihre Zeit hat erst begonnen, aber schon treten ... Künste in ihre Spuren. Und unter ihrem Einfluß gewinnt auch die ... tiere Züge. Aber aus der Sinnlichkeit tritt sie damit nicht heraus. ... hen, wie es heute geschieht, heißt die geistige Entwicklung hemmen.

* * *

... hat freilich behauptet, wenn man wissen wolle, ob ein Land wohl ... tet sei, so müsse man seine Musik hören. Vom chinesischen Stand... das ein treffendes Wort. Wo die Musik herrscht, da herrscht der ... Menschen geben sich nicht allzuviel mit Denken ab. Ueber alle Be... seins, über alle vorlauten Zweifelfragen des Geistes hilft der ... Es ist daher fast selbstverständlich, daß die hohlen Genuß... auf dem Wiener Kongreß zusammenfanden, ihrer Mehrzahl nach ... liebhaber waren. Die stumpfe Reactionszeit in Geist und ... gedankenleichte Oesterreich des Herrn Metternich an der Spitze ... das war zugleich die fröhlichste, schaffensreichste Musikzeit. Und ... Musik vor allem bei den Völkern, die der geistigen Erhebung ... Sinnlichkeit desto fleißiger huldigen. Die Zigeuner sind fast ... iker. Und da wo die Musik besonders heimisch, ist auch das

Volkslied zu Hause. Das wirkt ja gleichfalls mit seiner sinnlichen Frische am stärksten in solchen Epochen, die abgespannt, müde, der alle Kräfte in Anspruch nehmenden geistigen Thätigkeit überdrüssig sind. Man werde sich nur klar über den eigenen Zustand, in dem man für Musik und Volkslied besonders eingenommen ist. Die Voraussetzung geistiger Müdigkeit läßt sich gar nicht leugnen. Wir müssen sie als Thatsache hinnehmen, aber als einen Mangel unserer Menschlichkeit und nicht als einen Vorzug.

* * *

Die theoretische Ueberschätzung der Musik fußt auf Schopenhauer. Sein ästhetisches System fordert solche Ueberschätzung. In demselben hatte er alle Künste als Nachgestaltung der Erscheinungswelt glücklich untergebracht. Nur die Musik konnte er nicht unter diesen Begriff bringen, da sie mit der Erscheinungswelt nichts zu thun hat. Also mußte sie eine Gestaltung, ein Ausdruck des Weltwillens selbst, des allen Dingen zu Grunde liegendem Unbewußten sein. Das Unbewußte aber, — darüber führen alle hochtrabenden Phrasen nicht hinweg, — wie es Schopenhauer und Hartmann kennzeichnen, ist nichts anderes als das Sinnliche, Thierische in uns, das noch nicht mit Bewußtsein und Geist Erfüllte. Und so läuft Schopenhauer's Aesthetik im Grunde auf das Gleiche hinaus, das auch in diesen Zeilen angedeutet wird, auf die Kennzeichnung der Musik als einer reinen Sinnlichkeitskunst. Je tiefer der Geist in den Banden des Sinnlichen verstrickt ist, desto stärkerer Erregungsmittel bedarf er, sich zu befreien. Alle Künste sind solche Mittel; auf der niedrigsten Stufe aber stehen Musik und Tanz, weil sie am wenigstens auf's Geistige zielen. Ein wahres Menschensein ohne Erkenntnißstreben und ethisches Bewußtsein ist nicht denkbar, wer aber wollte sagen, daß es ohne Musikgenuß nicht möglich ist?

* * *

Die thatsächliche Ueberschätzung der Musik ist ein Nothstand unserer Zeit. Ueberall und ewig ertönt Musik. Und doch bedeutet jede Stunde Musikgenuß eine Stunde des Nichtdenkens und Nichtthuns. Die Gemüths= und Stimmungsschwelgerei und selbst die Phantasieerregung, — wenn überhaupt beim Musikgenuß von einer solchen die Rede sein kann, fördert unsere Menschlichkeit in nicht viel höherem Grade, als ein Opiumrausch. Und das Bedenklichste ist: wie jeder Genußtrieb hat auch die Musikleidenschaft das Streben, alle anderen Triebe zu überwuchern. Man reicht der Leidenschaft eine Hand, und bald hat der Genuß den ganzen Menschen im Besitz. Und wenn auch dieser schlimmste Fall nicht eintritt, so macht die Gewöhnung an den Rausch den Besessenen doch immerhin unlustig und in wachsendem Maaße unfähig zu ernstem Thun. Der Musikschwärmer erblickt in seiner Kunst das höchste Gebilde der Menschlichkeit. Wenn er aber auch nur die Hälfte der Zeit, die er seiner Leidenschaft widmet, auf die Ausbildung seines Geistes, auf Thaten der Nächstenliebe verwendete, glaubt nicht er selbst, daß er dann doch noch ein Höheres vollbringt und mehr zur Förderung der Kultur beiträgt, als heute? Die Frage richtet sich an Viele. Wen freilich das Mene Tekel, das in Tolstoi's Kreutzersonate dem Musikberauschten entgegenleuchtet, nicht erschreckt hat, der wird auch den Ernst dieser Frage nicht zu würdigen wissen.

(Ein zweiter Aufsatz folgt.)

Briefe von Stauffer-Bern.

Wir veröffentlichen heute eine zweite Reihe von Briefen Karl Stauffers, aus seiner früheren Berliner Zeit stammend. Sie sind naturgemäß weniger geistig reif, als die späteren, aber sie zeigen schon das nämliche ungestüme Ringen nach dem Ideal, das gleiche Auf und Ab von Hoffen und Verzweifeln, wie jene. Wir lassen die Briefe der Reihe nach folgen; eines Commentars bedürfen sie weiter nicht.

Berlin, den 14. November 1881.

Mein lieber Peter!

Deine Gratulation zur Medaille hat mich sehr erfreut; aber wenn Du Dir etwa denkst, daß ich hier jetzt mit dem Lorbeerkranz herum laufe und mich als Preistier fühle, so bist Du auf dem Holzweg, ich kann zwar nicht leugnen, daß der Erfolg angesichts der andern ausgestellten Sachen, wie Du in einigen Wochen Dich selber überzeugen kannst, ein durchaus gerechter war, und ich kann nicht umhin zu sagen, daß wenn ich Senat wäre, ich hätte mir die Medaille auch gegeben, denn es war auf der ganzen Ausstellung, Alma Tadema ausgenommen, nichts da, was mit derselben Solidität wäre studirt gewesen wie mein Klein, damit will ich nicht etwa mich mit Alma Tadema in eine Linie stellen, ferne sei es von mir, aber ich fühle, daß ich strebe und etwas nobleres will als die Menge, es ist ein feiner Beruf zu portraitiren, wenn die Leute wirklich bedeutend veranlagt sind. Aber, und das macht mich schier krank, daß ich immer sehe, wie sehr es mir an allen, allen Orten fehlt, Zeichnung, Charakterdiagnose und Farbe, überall nur noch Dilettant, es bringt mich schier um, jetzt besonders bei den Portraiten, die ich in Folge dessen bestellt bekomme, ich gehe von dem Grundsatz aus, wenn das Publikum nicht paff ist von der Aehnlichkeit, so ist das Portrait nicht ganz gut, alles andre kommt in zweiter Linie.

Ich produzire aber so schwerfällig, daß auf dem langen Weg vom Auge auf die Leinwand die Frische immer wieder verloren geht. Sollte ich noch 30 Jahre gesund und frisch bleiben, so hoffe ich noch einmal dazu zu kommen, etwas zu malen, was das Prädikat gut verdient, das hat aber noch gute Weile, jetzt wo ich durch die Umstände genöthigt bin, das Hauptgewicht auf den geistigen Ausdruck zu legen, muß ich die Technik vernachlässigen, d. h. ich bin froh, wenn ich einen Kopf ordentlich modellirt habe, sei es auch noch so langweilig. Eines macht mich hauptsächlich verstimmt bei der Sache, das ist folgender Umstand. Durch das ewige Unterhalten mit den Modellen und sich den Anschein geben, als machte einem die Sache keine Mühe, glaube ich wird man demoralisirt künstlerisch, indem man am Ende wirklich nicht mehr studirt und lernt, sondern eben einen solchen angelernten Stiefel malt und stille stehen bleibt; aber lasse noch dieses halbe Jahr oder ganze Jahr vergehen, und mich auf der nächsten Ausstellung wieder einiges Glück machen, so daß dann meine Existenz flott gesichert ist, wenn ich auch blos einen halben Tag für Geldportrait verwende, dann will ich wieder Studien und Acte malen, daß die Sache Facon kriegt. Der Anfang ist ja gemacht für eine sichere Existenz aber ich bin kein Sparer, ich brauche zwar nicht für mein Essen viel, aber ich muß doch durchschnittlich im Tag auf 30 Mark stehen, wenn ich ungehindert leben will nach meinem Gutdünken und vielleicht noch einen Pfennig auf die Seite thun. Ich hätte Dir so viel zu schreiben, ach massenhaft, aber ein Maler, der sechs angefangene Portraits, die sich noch in embryonenhaftem Zustande befinden, auf dem Halse sitzen hat, von deren Gelingen seine Zukunft abhängt, der ist nicht aufgelegt zu langen und ruhigen Auseinandersetzungen. Ich habe etwa 30 Recensionen über Klein. Aber wer da stehet, der sehe zu daß er nicht falle. Also Peter sei herzlich tausendmal gegrüßt von Deinem alten Freund Stauffer.

Vielleicht sehen wir uns das das nächste Jahr in München oder Wien, ich will hin zur Ausstellung, denn ich muß wieder sehen, was meine Freunde von Frankreich machen.

Für meine Eltern freut es mich riesig, daß ich die goldne bekommen, Du kannst Dir ja garnicht vorstellen, was die alten Leute sich freuen nach einem Leben voll Entbehrung, wenigstens meine Mutter, jetzt für ihre consequente Aufopferung solchen Erfolg zu haben, denn das ist ja noch nie einem Berner passirt.



Berlin, Potsdamer Straße 134.

Mein allerliebster Peter!

Motto: Es ging ein Mann im Syrerland 2c. 2c.

Also einen Brief willst Du haben von mir, ich hätte Dir schon lange geschrieben, wenn ich Dir hätte etwas berichten können, was einem künstlerischen oder moralischen Fortschritt gliche, aber leider bin ich immer in einem Zustand, in dem weder von dem einen noch von dem andern was zu merken ist. Alle Welt hier macht mir den Kopf groß; weil unter den Blinden der Einäugige König ist, habe ich halt einen solchen bedeutenden Erfolg gehabt. Ich möchte immer fleißig sein und kann nicht, meine Arbeit widert mich beinahe an, ich bummle ganze Tage und bin immer in einer Laune, wo ich mich mit der ganzen Welt prügeln möchte, ich glaube, meine ganze Stimmung kommt daher, weil in ganz Berlin mit $1\frac{1}{2}$ Millionen Einwohnern keine Seele existirt in meinem Alter, die mit mir so recht harmonirte in künstlerischer Beziehung, da stehe ich nun, habe Niemand, an den ich mich anschließen kann, es ist zum Teufelholen auf Deutsch. Alle Welt kümmert sich um mich, ich bin ein sogenanntes Wunderkind und unter der ganzen Blase ist nicht einer, der auch nur eine Ahnung von verwandter Richtung hätte; ich gebe es jetzt sehr nobel, soupire immer für einen Thaler, und trotzdem sehne ich mich so zurück nach dem alten Kunstwinkel an der Isar, wo ich für 10 Pfg. Wurst und Käse zu Abend aß. Alles kann man halt nie zusammen haben. Ich sehe mit Resignation einer unfehlbaren Verflachung entgegen, Du kannst Dir denken, ich gehe schon im Cylinder, der Ernst und die naive Begeisterung, das ehrliche Wollen und Streben geht zum Kukuk. Ich denke mir manchmal, wie schön es wäre, wenn ich Schweinehirt auf einer Böcklinschen Landschaft wäre, z. B. auf dem Gefilde der Seeligen, weils aber nit kann sein, so bleibe ich Portraitist, ich habe jetzt ein Bild vor, d. h. will es anfangen, Kinderbild, nackte Putten, aber was daraus wird, das wissen die Götter, bestellt ist es, ich habe ein par hübsche Kinderstudien dazu gemacht, überhaupt im Zeichnen mache ich ganz kleine Fortschritte, aber der Ernst für eine große Arbeit will und will nicht kommen, ich bin ein solcher Kerl, den nur ein Charakterzug interessirt, dem z. B. eine Cravatte ganz egal ist, auch die Gesetze der Perspective und was drum und dran hängt, und doch muß ich es noch lernen. Ich bin eigentlich zu bedauern, weil ich weder Dich, noch . . . ., noch . . . . da habe. Aber ich lerne doch ab und zu was, ich verstehe seit 4 Wochen den alten Hans Holbein wieder um ein Numero besser, es ist komisch, seit 5 Jahren bilde ich mir ein, diesen Meister zu verstehen, und immer wieder entdecke ich was neues, was sind wir doch für winzige Pygmäen gegen diesen Titan, es ist doch fatal, daß man nicht etwas rechtes sein kann, bloß etwas dritte und vierte Größe, ich möchte manchmal das Blaue vom Himmel fluchen, denn Leute zu malen, die kein Interesse an der Sache haben, es ist zum verzweifeln, jemand, der wirklich Interesse hat, von mir gemalt zu sein, den male ich nicht schlecht, da concentrire ich mich und arbeite was Flottes, aber so Professions-Portraitist, es ist ein harter Beruf. 1000 mal lieber Kupferstecher. Meine zwei Bilder sind in Paris und haben L . . nicht schlecht gefallen, er sagt, sie seien zu schwarz. Mein Gott, der eine malt hell, der andere dunkel, es ist Geschmacksache, die Hauptsache ist, daß es gut gezeichnet und modellirt ist, und etwas wie Auffassung drin. Hast Du das Portrait von Klein gesehen, was ich in München ausstellte, ich wünsche Deine Ansicht zu hören. Lieber Peter, ich möchte Dich mal malen, ich habe letzhin eine Handzeichnung gesehen von H. H., die Dir sehr ähnlich sah, weiß der Teufel, ich wollte Dich so gut malen wie irgend einer, ob er so oder anders heißt. Dem Professor habe ich immer noch keinen Brief geschrieben, er soll es mir nicht übel nehmen, ich schreibe ihm dann gleich zwei. Also adieu und bemitleide ab und zu Deinen alten Freund

Stauffer.

Grüße alle meine Bekannten und Freunde.
Herr, was ist der Mensch, daß Du seiner gedenkest?



Berlin W., Victoriastraße 18.

Mein Lieber!

Du bist wieder einmal verdammt schweigsam, doch das bin ich gewöhnt und lasse
... ein Mensch, der seinen Tag mit seltener Genauigkeit
... thut, auf diese Weise wenig Zeit zum Briefeschreiben
... habe heute z. B. wieder einen Tag nichts gethan, wenigstens
... gefordert hätte, so fühle ich denn Abends das lebhafte
... manchmal für mich etwas fremdartigen Ansichten
... wenigstens eine vernünftige That zu thun und
... Kunst einige Glossen, es muthet mich seltsam an, wie
... Seite so gründlich richtige Ideen entwickelt, um auf der
... sagen, was einem beinahe ein Lächeln abzwingen möchte.
... von meiner Wenigkeit erzählen, daß ich absolut nicht zu-
... vorkomme, als würde ich nie das, wenn auch noch so
... flotten Portrait erreichen, es kommt mir vor, als arbeite
... und Schnelligkeit der Auffassung, doch kann das eigentlich
... ich arbeite ja doch immer etwas und komme nicht aus der
... woran es liegt, wenn ich nach der Natur arbeite, habe ich
... getraue mich nicht einen ordentlichen Pinsel voll Farbe hinzu-
... der Aehnlichkeit schaden, oder man könnte sich an dem
... kurz ich komme mir vor als traurige Figur, immer weiter
... erreichen will, immer älter wird man und hols der Teufel man
... weiß es liegt viel an meiner Faulheit, aber ich bin eigentlich
... wie in München, sondern fülle meinen Tag verhältnißmäßig
... daraus, daß es noch vielmehr braucht, bloß einen simpeln
... gewöhnlich glaubt, geschweige denn gute Bilder.
... Gewißheit geworden, daß lange nicht das aus mir wird, was
... noch letztes Jahr, dieser Umstand vergnügt mich wie Du Dir

Berlin, 2. Mai 1883.
Victoriastr. 18.

Mein lieber Peter!

Motto: Evangelium St. Lucä 1, 1. 3. 4.

... ausgestreckt auf meinem Ruhebett und durchdrungen von einem
... dem, welches ich als Kind Bittersüß kauend (Solanum dul-
... mich der Geist Dir zu schreiben, wieder durch die vermittelnde
... Secretairs.*) Ich habe heute wider meine Gewohnheit eine lange
... und meine Gedanken gingen spazieren und verloren sich in Ab-
... die sonst im Lärmen der Weltstadt und im Kampf ums Dasein
... Streben nach dem bekannten Ziele beinahe vergessen sind. Die
... in den Tagen meiner unmündigen Kindheit (Reformirte Con-
... dachte ich daran, wie ich mir meine Kunst so ganz anders vor-
... geworden ist oder zu werden verspricht. Als Knabe dachte ich mich
... leisten und ersann mir die kühnsten Titel für meine zukünftigen
... sibles poetisch angelegtes Naturell und empfand allerhand unklare
... nimm mir nicht übel daß ich so weit aushole, küßten ich und
... Jahre alt waren, ich fühlte mich schon dazumal lebhaft zum
... gen, die Bäume, die der Frühling neu belaubte, einen nach dem
... Eintritt des Frühlings machte auf mich einen solchen Eindruck,
... ich glaube nicht, daß ein anderer Mensch im Stande ist, inten-
... zu empfinden wie ich als Kind.
... bien changé. Dazumal war ich in der glücklichen Lage diese

... einer weiblichen Hand geschrieben und von Stauffer nur unterzeichnet.



Schönheit zu genießen und zu empfinden, ohne die klare Absicht zu haben, sie künstlerisch zu verarbeiten. Vom Empfinden der Schönheit bis zur eignen Production, die dem Ideal nur entfernt entspräche, ist ein langer Weg, den wenige zurückzulegen vermögen. Auf diesem Wege, der durch die nüchterne Alltäglichkeit führt, durch Gemeinheit u. s. w. welkt nach und nach der Strauß, den man gepflückt in dem Gärtlein der unmittelbaren Eindrücke der Kindheit, die Farben werden blässer und die Blätter fallen eines nach dem andern ab. — Schwamm drüber —! (Neueste Berliner Redensart.) Begnügen wir uns mit dem was uns bleibt. Von was ich Dir eigentlich reden wollte, betrifft weniger mich, als den Maler Wauters Emile, der hier auf der Ausstellung die zwei schönsten Portraite hat, die ich je gesehen, ich muß ihn für den größten gegenwärtig lebenden Maler halten.

Was ich mir Großes vorgestellt, das finde ich hier in diesen zwei Bildern in jeder Beziehung. Ich möchte sagen er hat das Talent von Velasquez und beherrscht das Ensemble besser als dieser. Das eine Bild stellt seinen Jungen dar, lebengroßes Reiterportrait am Meeresstrand, das andere seine Frau als Pendant in seinem Atelier; ich kann es Dir weiter nicht beschreiben, denn so etwas muß man sehen. Ich bin nicht genug Herr des Worts, um die passenden Ausdrücke zu finden, nur das sei gesagt, daß ich in ganz Paris, das Reiterportrait von General Prim nicht ausgenommen, keine so vollkommene Arbeit sah. Es wäre schade, wenn Du diese zwei Bilder nicht mehr sehen würdest, sie sind instruktiver als ganze Gallerien zusammen. Meine Bilder sind sehr schwach und hängen überdies schlecht, so daß ich auf einen vollkommenen Mißerfolg rechnen kann; sie sind eben schlecht gemalt.

Nimm mir meine poetischen Anwandlungen weiter nicht übel, man hat manchmal seine unbewachten Momente. Vielmals grüßt

K. Stauffer.

Antik und Modern.

Auch eine Beleuchtung der Schulfrage.*)

Es scheint nachgerade als das Zeichen einer fortschrittlichen Gesinnung angesehen zu werden, wenn man sich nach Kräften bestrebt zeigt, den Unterricht in den klassischen Sprachen auf unseren höheren Lehranstalten erheblich einzuschränken. Zwei sonst vielfach verfeindete Gruppen, die Nationalen und die Modernen, haben sich zur gemeinschaftlichen Herbeiführung einer dahin gehenden Reform vereinigt. Man wünscht unsere Jugend, statt griechisch und römisch, deutsch erzogen zu sehen, man verlangt, daß sie für den späteren Kampf des praktischen Lebens kräftiger und unmittelbarer ausgerüstet werde. In diesen Forderungen steckt viel Wahres und viel Falsches, viel Weitsichtiges und viel Kurzsichtiges. Neben einer von echt kritischem Geiste belebten Aufdeckung wirklich vorhandener Schäden zeigt sich ein zielloses Hinausschweifen ins Gebiet unerfüllbarer idealer Ansprüche und ein Verkennen unserer durch jahrhundertelange Erfahrung bewährten Bildungsgrundlage.

Es geht mit der Kritik des klassischen Unterrichts zumeist ganz genau so, wie es mit der von Franz Stichling kürzlich hier aufgedeckten Nicht-Kritik des naturwissenschaftlichen Unterrichts geht: man klammert sich an das zufällig Vorhandene und findet dieses entweder gut oder schlecht, zu wenig oder zu viel. Man fragt nicht, ob es wohl möglich sei, durch eine veränderte Methode die gleichen oder höhere Resultate zu erlangen, sondern, indem man die Methode verurtheilt, hält man auch die Resultate schon nicht mehr für erstrebenswerth. Weil unsere Sekundaner und Primaner vielfach mit grammatischem Kleinkram — der durchaus kein Kleinkram zu sein brauchte! — und mit einer anschauungsleeren Inter-

*) Nachdem wir anderen Ansichten über die Schulfrage wiederholt das Wort gelassen, geben wir um so lieber einmal einem Mitarbeiter Raum, der die Antike — wenigstens bedingt — vertritt: die „Freie Bühne“ soll ja keine Kanzel für ein Programm, sondern ein freier Kampfplatz ringender Kräfte sein. D. Red.



Innersten verstimmt werden, deshalb glaubt man auf
Jugend dem klassischen Alterthum überhaupt nicht
ein germanischer Jüngling bei der Lektüre des Homer
Weise langweilen müsse. Ach ja, sie langweilen sich!
Aber sie langweilen sich blos darum, weil ihnen Homer
Seele erfassen möchten, in graue Schulgespenster ver-
fast so sehr fürchten als vor dem Beichtstuhl und dem

gehende Kritik der heute herrschenden Unterrichtstechnik
Nicht gegen die „Geistesgymnastik" möchte ich schreiben —
ein unvergleichliches Bildungsinstrument. Aber die
gymnastik so vielfach herrscht, die Geistesabtötung, die mit
schaftlichen Tugend gestempelt wird, die Geistesentartung,
freudigkeit hinweg in öde scholastische Wüsten hineinführt
dürren Knochen entgeisterten Huldgöttinnen christlich-germa-
isch-asketischer Observanz, sie haben nur insofern noch An-
tie, die man ihrem Geschlechte schuldet, als man sie höflichst

ist, daß die Antike in antikem Geiste vorgetragen und lebendig
eigenthümliche Entdeckung, die man dabei machen wird, ist die,
der moderne Geist in merkwürdigem Grade mit einander ver-
verständlich zu machen, setze ich einen Ausspruch Goethes hier-
Alterthum gegenüberstellen und es ernstlich in der Absicht
bilden, so gewinnen wir die Empfindung, als ob wir erst
würden." Dies ist das große Leitmotiv, das uns bei jeder Be-
und anspornend umtönen sollte. „Sie waren um so viel
mit!" Wenn wir uns dieses einzugestehen wagen, dann wird, dies
unsere eigentliche Lehrzeit bei der Antike erst beginnen. Der
schwerdung ist an uns Deutsche gerade in unseren Tagen ver-
und es ist kein Zufall, daß es ein Alterthumskundiger war, ein
klassischen Philologie, der ihn zu eindringlicher Mahnung hat er-
blicke in dem ganzen Lebenswerk Friedrich Nietzsches nichts anderes
bald verhüllte bald unverhüllte Predigt mit dem Grundtext: „Zu-
vom Christenthum!" Ich bin keineswegs bereit, dieses Programm
en. Ich glaube vielmehr, daß uns vom christlichen Geist bereits
hen übergegangen ist, daß wir ihn nur durch eine neue, von
Askese, aus uns heraustreiben könnten. Wohl aber erblicke ich
trastirung des antiken Kulturideals mit dem christlichen eine aus-
einschneidender Kritik moderner Verhältnisse und Mißverhältnisse.
sche Wort zurückzugreifen: je fester unser Blick auf die wirk-
Welt, wie sie in spartanischer Zucht und in athenischem Kunst-
gerichtet ist, desto mehr werden wir — ich möchte nicht gerne
ust klopfen — aber wir werden doch ahnungsweise erkennen,
zu erringen und zu erkämpfen bleibt. Die tiefgehende Be-
führt somit nur scheinbar in die Vergangenheit zurück, in Wirk-
ngen in die Zukunft hinaus und eröffnet ihm weite, strahlende
und Auge verjüngen. Großes wird bereits gewonnen sein,
machen, wie viel unnöthige Beschränkungen, Rücksichten und
auferlegen, die uns davon abhalten, unsere wahre und
enn wir es infolgedessen wagen würden, mehr unseren In-
instinkte zu kräftigen, als die am unmittelbarsten erklingende
zu uns spricht. Ich glaube, daß die nationalen Säfte
Rollen gebracht werden können, als durch patriotische
Art geistiger Erhitzung sind, bei denen der Mensch kalt
wir Menschen werden, desto mehr werden wir Deutsche

bleiben — darüber besteht für mich kein Zweifel. Vielleicht sind wir nur darum auch jetzt noch so verschüchterte Deutsche, weil wir noch immer verschüchterte Menschen sind. Wenn wir aber, nach dem antiken Vorbild, den ganzen Menschen in uns entfesseln, dann wird auch der ganze Deutsche in uns zum Ausbruch, und hoffentlich auch zum Ausdruck gelangen. Durch den Individualismus also wird der Nationalismus in uns gekräftigt werden. Denn erst wenn das Blut spricht, vermag es die Blutsverwandtschaft zu erkennen. Die Griechen mit ihrem reich und lebhaft entwickelten Stammesbewußtsein und mit ihrer scharf markirten Frontstellung wider das ausländische Barbarenthum bilden für diese Behauptung den besten Beleg. Sie zeigen, wie sich aus starker lokaler Tradition und lebendigem Rassegefühl die eigenartigsten Kulturschöpfungen scheinbar mühelos entwickeln und stolz wie Pflanzen aus gesundem Boden sprießen. — So viel für die „Nationalen", welche befürchten, daß wir durch das Studium der Antike dem heimischen Wesen entfremdet werden müßten!

Für weit wichtiger erachte ich das zu gewinnende Bild der griechischen Gesammtkultur, als einer, bei allen Mängeln, wahrhaft menschlichen und echt künstlerischen. Die mittelalterlichen Tugenden der Prüderie und der Selbstzerquälung standen zwar damals noch nicht in Blüthe, aber dafür trug man keine Scheu, das Natürliche natürlich und das Menschliche menschlich zu nehmen. Es wird ja nun zweifellos viele Schulmänner und mehr noch Mütter geben, die das „Natürliche" und das „Menschliche" — man weiß schon, was dahinter steckt! — als Gift für die Jugend betrachten werden: „Natur und Geist, so spricht man nicht zu Christen." Hier dürfte freilich der entscheidende Punkt sein, wo die antik-moderne Auffassung von der überlieferten mittelalterlich-romantischen sich haarscharf scheidet. Wir fühlen uns völlig außer stande, jemals glauben zu können, daß auf der Natur gleichsam der Fluch Gottes liege, und daß es das Kreuz des Menschengeschlechts sei, mit dem Thiere verwandt zu sein. Wir glauben auch nicht, daß man die Jugend dadurch moralisch fördere, indem man sie belüge, noch auch, daß man sie dadurch zur wahren Bildung emporhebe, indem man ihr Scheu vor furchtloser Erkenntniß einimpfe. Ich meine keineswegs, daß man unsere Knaben mit gewissen Dingen roh ins Gesicht platzen solle, ich glaube aber, daß es eine unumgängliche Kulturforderung ist, sie daran zu gewöhnen, eine nackte Statue nicht als etwas Unanständiges und die vorurtheilsfreie Berührung geschlechtlicher Dinge nicht als etwas Frivoles zu betrachten. Auch ein feiges Ausweichen oder ein unwahres Ausdeuten sind hier viel gefährlicher als eine sachlich ruhige Behandlungsweise, die gar nicht den Gedanken aufkommen läßt, daß es sich dabei um etwas „Sündiges" oder Verbotenes, „Unrechtes", handele. Die größtmögliche Unbefangenheit in diesem Punkte scheint mir das einzig moralisch Ersprießliche wie auch das einzig menschlich Berechtigte zu sein. Weicht man davon ab, so erzieht man ein Geschlecht von Heuchlern und Duckmäusern, und daß ein solches bereits bei uns herumläuft, wird wohl Jeder aus seiner Erfahrung nur zu sehr bestätigen können.

Hiermit haben wir einen bedeutsamen Punkt blosgelegt, wo sich das aufgeklärte moderne Bewußtsein mit dem antiken Empfinden berührt. In anderer Beziehung ist uns die Antike ein noch lange nicht erreichtes, wohl auch unerreichbares Vorbild in alle dem, was man kurzweg als künstlerische Cultur bezeichnen kann. Da aber die Kunst unter allen Umständen der höchste und feinste Ausdruck einer gewonnenen Culturhöhe ist, so werden wir uns wohl mit der Erkenntniß bescheiden müssen, in der Cultur überhaupt hinter den Alten zurückzustehen. (Mein Patriotismus verbietet mir, hier hinzuzufügen, daß wir den modernen Franzosen nicht viel anders gegenüberstehen!) Die Pflege des künstlerischen Sinnes kann daher in Deutschland, und insbesondere in den Schulen, nirgends besser betrieben werden als an dem Beispiele der Antike — was allerdings zur Voraussetzung hat, daß wir alsdann auch einen Lehrerstand besitzen, der nicht aus Stockphilologen, sondern aus freien Menschen besteht. Dazu kommt, daß alles, was wir in der Neuzeit an nationaler Kunstblüthe aufzuweisen haben, sich im engsten Anschluß an die Antike entwickelt hat. Man liebt es zwar heute, über Goethes „Griechenthum" die Nase zu rümpfen, aber nur, weil man es nicht begreift. Der oben citirte Satz bietet den Schlüssel zum vollen Verständniß. Daß Goethe das griechische Costüm für nothwendig hielt, ist eine zeitliche Befangenheit, über die wir kühl hinweggeschritten sind, und die uns bei unseren heutigen

Bestrebungen nichts mehr angeht. Wenn wir heute bei der Antike in die Schule gehen wollen, so wollen wir es ganz im Sinne der italienischen Renaissancekünstler thun, die zu lernen verstanden, ohne nachzuahmen, und die durch dieses Lernen sich selbst befreiten, so daß sie zu einer unvergleichlichen nationalen Kunstblüthe gelangten. Wir sind heute in der glücklichen Lage, der Antike meist intimer uns annähern zu können, als das in früheren Zeiten möglich war. Wir können alle die feinen Wurzeln aufdecken und greifen, die lange unter dem Schutte der Erde verborgen lagen. Daß es wiederum ein Deutscher war, dessen hochherziger Thatgesinnung wir hier weitaus das Meiste verdanken, sei hier umsomehr rühmend hervorgehoben, als der kürzlich erfolgte Tod Heinrich Schliemanns eine solche Ehrenerwähnung uns geradezu zur Pflicht macht.

Soll daher die griechische Lektüre stets im Hinblick auf die Gesammterscheinung der griechischen Cultur betrieben werden, so wird ihr vor allem ein Anschauungsunterricht zur Seite gehen müssen. Die Gestalten der Dichtung und Geschichte empfangen erst das richtige Leben — wenigstens für uns Nachgeborenen — durch die Schöpfungen der ihre innersten Bewegungen begleitenden bildenden Kunst. Auch hat wohl der griechische Geist auf keinem Culturgebiete so Unvergängliches und ewig Vorbildliches geschaffen als gerade hier. Das Studium griechischer Vasenbilder führt mehr als irgendwelche Lektüre mitten ins griechische Leben hinein und offenbart mit einem Schlage jene in der Anmuth und in der Schönheit unverfänglichen Heiterkeit, die mehr noch als die „edele Einfalt“ die Signatur des antiken Menschen ist. Zugleich kann an der vollendeten Linienführung dieser Zeichnungen das in unserem gesammten Unterrichtswesen so sehr vernachlässigte Auge sich nach der künstlerischen Seite ebenso schulen, wie nach der wissenschaftlichen in der möglichst genauen Betrachtung der Naturobjekte. Daß nebenbei jedes humanistische Gymnasium eine, wenn auch noch so kleine Sammlung guter Gypsabgüsse besitzen und zu eindringlichen Erläuterungen ausnutzen sollte, halte ich für eine unumgängliche und leicht erfüllbare Forderung.

Der deutsche Geist und der griechische Geist, so fern sie einander zu liegen scheinen, haben sich im Laufe der Weltgeschichte dennoch so vielfach und tief durchdrungen, daß sie nicht mehr von einander losgelöst werden können. Wie weit man auch immer in Zukunft die Kreise ausdehnen mag, die auf klassische Bildung Anspruch erheben dürfen, es wird stets daran festzuhalten sein, daß die geistigen Führer der Nation nur aus diesen Kreisen hervorgehen können, und daß daher Sorge getragen werden muß für einen Nachwuchs, der die Weiterentwickelung der modernen Ideen in organischem Anschluß an die überkommene Nationalbildung vollziehen kann. Es werden keine Zauderer und Zitterer sein, die sich einer solchen Culturaufgabe widmen werden, und sie werden den Ballast der Vergangenheit, den wir zu tragen haben, nicht erschweren, sondern erleichtern. Sie werden Vieles als Solches bezeichnen, das wir getrost abwerfen können; aber sie werden auch umso fester dabei beharren, daß die wahrhaft werthvollen Besitzthümer der Menschheit niemals verloren gehen dürfen. Im klassischen Alterthum aber quillt uns ein Jungbrunnen von ewiger Frische. Je tiefer wir daraus schöpfen, desto mehr werden wir „wir selber“ werden, und in diesem Sinne könnte man wohl sagen: Je griechischer, desto deutscher, und je antiker, desto moderner.

Franz Servaes.

Naturwissenschaftliche Märchen.

Ein Mensch, der am ganzen Leibe vor Nässe triefend das Barometer befragt, ob 's wohl Regen geben wird: so kommt mir der moderne Aesthetiker vor, der tiefsinnig die Frage erörtert, ob die moderne Naturwissenschaft wohl die moderne Kunst beeinflusse oder nicht. Sollte wohl die hellenische Weltauffassung die Kunst berührt haben? Sollte nicht das Christenthum merkbare Macht über die Kunst ausgeübt haben? Sollte nicht am Ende gar die Weltanschauung der Renaissance sich mehrfach in der Kunst wiedergespiegelt haben? Diese Fragen sind genau ebenso schlau, bloß daß man sie schon so selbstverständlich

zu bejahen pflegt, daß das Fragen müßig wird, während die Frage nach der Wechselwirkung unserer naturwissenschaftlichen Weltanschauung und unserer Kunst des Tages mit Liebhaberei noch gradezu verneint wird. Man hat gut reden, unserer offiziellen Schulweisheit stecke bloß die alte metaphysische Trennung von Seele und Körper in Fleisch und Blut. Noch weit mehr willkürliche Theilwuth tragen wir in uns: ein unabläßiges Divide et impera, das uns innerhalb des geistigen Gebiets wieder ewig neue erträumte Schranken aufrichten läßt und die Seele wieder in Polizeibezirke zerstückelt, die sich gegenseitig angeblich gar keine Uebergriffe erlauben dürfen, genau wie sich seiner Zeit der Constanzbegriff der Arten in die Zoologie und Botanik eingeschmuggelt hatte, um schließlich eine verwünschte Selbstfalle zu werden. Es giebt ein Universalmittel gegen diesen psychologischen Partikularismus: Lesen, Schauen, Prüfen, die Augen aufmachen vor der Leistung, vor der Wirklichkeit. Mögen doch hier ein Naturwissenschaftler und dort ein theoretisirender Künstler Zeter Mordio schreien! Die Einwände werden so dünn, sowie man die rechte Ecke faßt! Da kommt ein Poet und steift sich stolz auf sein Bewußtsein: alles Wissen, alle angebliche moderne Erkenntniß berühre ihn nicht, er schaffe „im innern Drang", schaffe Kunst „um ihrer selbst willen". Aber wenn er nun mit der geistigen Muttermilch doch schon das naturwissenschaftliche Weltbild eingesogen hat, wenn es als unbewußt treibende Macht in ihm ist, wenn es grade einer jener tiefsten Faktoren seines „Schaffens um der Sache selbst willen" ist? Dann wird erst recht seine Kunst in dem Innerlichsten, Intuitivsten, was sie hat, eine Kunst sein, die den Stempel des Zeitalters der Naturwissenschaft trägt, und vielleicht gar besser trägt, als wenn er Bewußtsein seines Hinlenkens nach dem Ziel gehabt hätte. Und wenn ein anderer Künstler mit Fechner'schen Lust- und Unlustgesetzen kommt, die „Wahrheit" für Dunst und graue Theorie erklärt und sich auf das „Angenehme", das „Lustweckende" steifen zu müssen glaubt, — nun, wird nicht auch er der großen Linie trotzdem folgen müssen, da er die Thatsache sicher nicht ignoriren kann, daß wir Modernen eine unverhältnißmäßig viel größere Lust am „Wahren" und Unlust vor dem „Gelogenen" empfinden als alle Zeiten zuvor? Nein, es giebt wirklich keinen Schlupfwinkel mehr für die Verleugnung der Thatsache, daß, wie einst hellenische Weltauffassung oder später christliche und so weiter, so heute unsere naturwissenschaftliche Denkart auch die Kunst mit tausend und abertausend Fäden umspinnt, befruchtet, durchtränkt, zu ihrer Größe emporrafft und allerdings ja auch, was ich gar nicht leugne, gelegentlich hart gegen ihre menschlichen Schranken anprallen, in ihre Spalten und Löcher versinken läßt.

Giebt es ein passenderes Beispiel für die allgemeine Gültigkeit dieser Sätze, als die Beobachtung von Berührungsversuchen zwischen den Ergebnissen exaktester Naturforschung und der echtesten Dichtergabe auf einem scheinbar so extrem künstlerischen Boden wie dem des Märchens? Wenn sich hier schon die angeblich einander schroff entgegengesetzten Mächte zu freundlichem Bunde einen, ohne sich gegenseitig die Adlerschwingen und Schmetterlingsflügel zu schädigen: dann steht zu hoffen, daß gradezu nirgendwo ein ernstlich böser Conflikt mehr erwachsen kann. Und gar keine Rede kann von Rechtswegen darüber sein, ob nicht dem leidigen Frieden zu Liebe am Ende gar die schöne Iphigenie der Kunst, das Märchen, auf dem Versöhnungsaltar geschlachtet werden müsse. Es braucht nicht einmal eine prosaische Hirschkuh untergeschoben zu werden, — nur einen Kranz nie geschauter Sterne flicht das neue Zeitalter dem zarten, lustigen Lieblingskinde der echtesten Poetenseele in's Haar . . . .

Ein Buch von Curd Laßwitz, „Seifenblasen. Moderne Märchen" (Hamburg, Leipzig, Leopold Voß) bringt mich auf dieses Thema. Es handelt sich um naturwissenschaftliche Märchen von der reizendsten Eigenart, wohl werth, zu einem Blick auf ein Gebiet anzuregen, über das nicht grade allzu viel kritisches Material vorliegt.

Spuren ähnlicher Versuche lassen sich bis tief in die alten Bände der Weltlitteratur hinein verfolgen. Es ist zwar geboten, hier, wie bei aller Märchenforschung, das unbewußte, naive Märchen vom Kunstmärchen, das mit Bewußtsein fabulirt, getrennt zu halten. Nicht die Schöpfungsmythen und kaum die Seefahrermärchen der Odyssee sind echte naturwissenschaftliche Märchen. Aber ich möchte schon Anklänge an ein solches finden in den „Vögeln" des Aristophanes, und unbezweifelbare Proben bieten Lukian und sein romantischer Verwässerer Apulejus. Alle Utopieen der Folge mußten neben dem sozialen

...liche Märchen streifen. Verzweigungen aller Art könnte
...hin aufdecken. Die Kette der astronomischen Märchen,
... Mond. Der Schwelle unseres Jahrhunderts nah die einzige
... von Humboldts, das merkwürdige symbolische Märchen vom
... ab eine ununterbrochene Reihe von Versuchen zur Vertiefung.
...verwandschaften im allerersten Gedankenkeim auch bloß als
... naturwissenschaftliches Märchen gedacht. Aber in der Aus-
... ein himmelweit Verschiedenes entwickelt, ein echter natur-
... der ernst genommen sein wollte. Und es ist unverkennbar,
... nach diesem Beispiel die Grenze des bewußten Märchens
... angehauchten Wahrheitsdichtung sich an vielen Punkten stark
... Gestaltungskraft überfluthete den Märchenkern, es entstanden
... zum Theil höchst bedeutende Dichtungen, aber durchweg mit einem
... der Idee. Das stört. So schon bei Poe, so in gelegentlichen
... Dumas und in allgemein bekannter konzentrirtester Leistung in
... Jules Verne's, — manirirt und schließlich sehr öde auch bei
... Abart hat sich mit Maupassant's „Horla" in neuester Zeit
... modernen Realistenschule abgezweigt, die in Zola am unzweideutigsten
...wandtschaften" fortgesetzt und statt des Märchens den natur-
... Roman ausgebaut hatte, wobei möglicherweise in dem Vererbungs-
... etwas unbewußter Mythus untergelaufen sein mochte, aber jedenfalls
... auf dem Gegentheil des „Märchens" hatte liegen sollen. Während
... ausländischen Linie, die sich leicht um ein Dutzend Namen vermehren
... Element und das Spannungselement über alles Maß weg in den
... waren, bildete sich in kurzer, namenarmer, aber doch sehr bedeut-
... in Deutschland das satirische Element, das von Alters her im na-
... Märchen steckte, mit entscheidender Deutlichkeit aus. In der liebens-
... Theodor Fechners mischte sich ein genialer, wissensgewaltiger
... Ranges mit einem sinnig-schalkhaften Dichtergemüth, und hier er-
...proben satirischer Märchen von einer ganz neuen Methode, Märchen,
... unter der Garantie einer fast absoluten stofflichen Wissensbeherrschung,
... Verne, bei aller seiner eminenten Gestaltungskraft, fühlbarer abging
... oberflächlichen Leser ahnt, — Leser, die allerdings auch auf der
... wenig feines Verständniß für die wirkliche Genialität so manchen
... Franzosen zu besitzen pflegen.

...schen Märchen stehen Fechner sehr viel näher als irgend ein anderer
... sind lauter Aperçus, ohne Farbenpracht und breite Ausmalung, alle
... auch alle mit einem Fond positiver Kenntnisse gearbeitet, der selbst
... wenn gelegentlich in der Ausführung einmal ein Pfeil über's Ziel
... ein sehr verwöhnter Leser und vor allem einer, dem die Wissenschaft
... ist, kann das Buch mit Behagen lesen. Denn im Grunde ist bei
... ein ernster Gedanke im Hinterhalt: der Titel „Seifenblasen" ist
...spruchsloser gewählt, als nöthig wäre; auf mehreren der Laßwitz'schen
... ein ziemlich ernstes Stückchen Welt, — und zwar durchweg „oberes
... „Auch Einer" zu sagen pflegt.

...ungen mögen einen Begriff von der thatsächlichen Reichhaltigkeit
... Das erste Märchen „Auf einer Seifenblase" ist im Innersten
... ein paradoxes Beispiel unmittelbar belehrend. Es schildert die
...chen einer Seifenblase. Eine unendlich winzige Menschheit lebt
...billionenmal so schnell wie unsere, sie empfinden, sie leben zehn-
... Erdsekunden sind ihnen eine Million Jahre; und in der ver-
... der eine Seifenblase vor ihrem Zerplatzen sich schwebend erhält,
...prozeß jener Miniaturwelt ab, Weltenaufbau, generatio aequi-
... Seifen-Organismen, menschliche Kulturgeschichte, Gelehrtenstreit
...ralischer Dünkel, religiöse Intoleranz — und Weltuntergang,

Geschichtsabschluß, Zerstieben toter Fragmente im Raum. Das ist Gulliver modernisirt; aber wirklich in einem guten Sinne, nicht aufgewärmt, sondern ideal erneut!

„Apoikis" geht in das Fahrwasser der alten Utopieen. Aber mit lobenswerthem Maßhalten im Raum und Detail. Auch hier ist der Faden ernst; eine Griechenkolonie auf weltferner Insel, einst ausgewanderte Schüler des Sokrates; sie haben die allgemeine Menschengeschichte nicht mitgemacht, nur den Faden des Denkens weitergesponnen; und sie sind weit über all' unsere Kultur hinausgekommen; ihr Verstand hat sich in „Intuitivkraft" verwandelt und mit dieser beherrschen sie von Innen heraus die Natur. Auch in dieser Skizze blitzt es von Ideen, und das Band ist eine wundervolle Form der Sprache, ein Zauber der Schilderung, der jeden Pomp vermeidet und doch zu dem Gewollten genügt.

Vielleicht das beste Märchen des Buches ist Aladdin's Wunderlampe. Die alte Lampe findet sich, der Geist wird citirt; aber er vermag keine Schätze zu bringen, überhaupt nichts zu thun; denn sein Gesetz bindet ihn, innerhalb der Zeitschranke sich der Weltanschauung zu unterwerfen, die gerade die Kultur beherrscht: so darf er also heute nicht rütteln am Naturgesetz; und da sein Beschwörer nichts für ihn zu thun findet (er kennt ja nichts außerhalb des Causalitätsgesetzes!) so ist der Geist nach altem Spruch erlöst. Die Spitze ist fein: wir brauchen keine „Geister" mehr im Sinne der alten und neuen Gespensterseher. Köstliche Hiebe fallen hier und auch sonst noch in dem ganzen Buche gegen die seichten Deduktionen des Spiritistenapostels Du Prel — und berechtigter ist nie die Pritsche des Satirikers geschwungen worden. Hier allein schon weht eine wahrhaft befreiende Luft von Gesundheit aus diesem Märchengarten, — möchten recht viele, denen jener üble Weihrauch das Hirn durchdampft, sich daran wieder frisch und gesnnd athmen. Eine größere Bewegung, wie sie der moderne Spiritismus nun einmal ist, wird mit einfachem Spott nicht widerlegt, — und Laßwitz richtet gegen sie auch stets seine ernste, mehr aufklärende als verlachende Satire; aber jene Artikel in der Zeitschrift „Sphinx" hat er ein gutes Recht mit aller kernigen Fröhlichkeit auszulachen: die Schnitzer der angeblichen Beweisführung und der ganzen unkritischen Dilettantenmethode, in die Du Prel mehr und mehr geräth, verdienen es nicht besser.

Größer in der Anlage als seine Geschwister ist das Märchen „Aus dem Tagebuch einer Ameise," Memoiren, niedergelegt in chemischer Schrift auf einem Keulenkäferchen (Claviger testaceus), dem räthselvollen blinden Pflegekinde der Ameisen. Auch hier ist vieles sehr niedlich: die Forschungen der kleinen, klugen Kerle nach der Natur des Menschenthieres, die Gegensätze von Gesellschaftsmechanismus und individueller Freiheit, die sich dabei ergeben; mancher Zug ist mitten im gewollten Märchen vielleicht wirklich von intuitivem Durchschauen des echten Sachverhalts nicht weit entfernt: einfach in Folge der festen Wissensgrundlagen mischt sich in den phantastischen Scherz mehrfach sehr fühlbar die Arbeit echter wissenschaftliche Phantasie.

Und selbst wo davon keine Rede ist, da sehe ich — um das wieder an das Ganze des Buches zu richten — wenigstens in diesen Märchen eine erfreuliche, von Kraftüberschuß zeugende Geistesgymnastik. Das Wort wird jetzt so viel mißbraucht. Das Oedeste der Welt wird darunter verstanden. Hier ist es einmal im guten Sinne am Platz. Giebt man sich der Welt dieser Märchen hin, so glaubt man zu Gast geladen zu sein bei einem jener — ich weiß wirklich nicht, ob erträumten oder ernstlich einmal vorhanden gewesenen, Philosophengelage des Alterthums, da die tiefsten Denker „mit Weinlaub im Haar" um den Mischbecher saßen und das schwere Gold ihrer einsamen Grüblerstunden fröhlich umgossen zu blinkendem, auch ästhetisch anregendem Schmuckstück, das von Hand zu Hand ging, um eine seltsame, nur in geweihtesten Kreisen mögliche „Geistesbelustigung" zu erzeugen, in der alle Seelenaugen, vom schalkhaften Humor bis zum feierlich ernsten Forscherblick, sich verschmolzen zu hellem Kulturblick der schönsten Art.

Das gehört ja auch zum Bedeutungsvollen und Erfreulichen unserer modernen Naturwissenschaft, daß sie eigentlich mit Märchen gar nicht zu überbieten ist. Im „Simplicius" findet sich ein kleines naturwissenschaftliches Märchen vom Hör-Apparat über Meilenferne weg: heute haben wir den Apparat als Ergebniß einer echten wissenschaftlichen Erfindungsthat, einer wissenschaftlichen Phantasiethat im Telephon. Unsere wirkliche Forschung in Central-Afrika hat unvergleichlich phantastischere, märchenhaftere Dinge zu Tage befördert

stellenweise sehr hübsch erdachter Ballonfahrt über den
waren. Und wie wird — um ein verwandtes Gebiet zu
mit Naturwissenschaft eng zusammenhängt und seit Alters in
hineinspielt — der wirkliche soziale Zukunftsstaat sich vortheil-
dem feinsinnigen Märchen des Bellamy! Es ist allen Ernstes
schlechthin Unmögliches bei einiger Schulung des logischen Schließens
beispielsweise ein Dutzend Maler von Höllenbreughel-Anlagen
erfinden, — und gehe hinterher eine zoologische Gallerie vom
bis zum australischen Fetzenfisch durch: ich bin sicher, die
davon. Was ist die — übrigens wohl schon von dem wirklichen
des Mythos gegen den Riesenpolyp! Gäbe es als Phantasie-
als den electrischen Aal und die insektenfressende Pflanze?
Entwickelungstheorie für die besonnensten Forscher keinen
biologisches Märchen. So beugt sich von selbst die Ueberschätzung
vor dem Unerschöpflichen der Erkenntniß, — und das leichte Spiel
erstem Vorstrecken tastender Geistesfühler in ein Gebiet, das
schon erobert sein läßt: wie das Kindermärchen der erwachenden
Forschermärchen der Erkenntniß voraus in einem Zwange, der
überragt.

es aber von hohem Werth, wenn, wie in unserem Falle, das Mär-
bewundernswerth ausgestaltet, aber dabei doch durch die Ueber-
festgehalten wird. Man muß sich an die grade von Laßwitz so
Doktrin des Tages erinnern, in der das harmlose Märchen
mit Wirklichem zum Nachtmar geworden, der am Gehirn be-
hat. Wie dem rückenmarkskranken E. T. A. Hoffmann, so sind
Dichtern schließlich als leibhaftige Halluzinationen nachgelaufen,
wurden die Brücken zu grobem Taschenspielerunfug. Ein ehrlicher
schon eine That. Schaffen wir naturwissenschaftliche Märchen; aber
die rechte Etiquette, damit nicht ein unwissender Provisor sie als
Falle verschänke.

nicht so durchtränkt mit echter Bildung, um völlig eine Gabe dieser
Nur zu viele sind unfähig, die echte, tiefstem Wissen wie freiestem
entsprossende Blume von dem stümpernden Putzmacherwerk aus Draht
unterscheiden zu können. Nur zu viele müssen erst erzogen werden zum
... ihnen ist mit solchem bewußten Verleugnen des Ernstes wenig
endlich dämmern in vorfrüher Blasirtheit dahin, und wenn sie das
wie man einen neuen Frauenkopf oder eine neue Cigarren-
thun sie dem Verfasser und seiner Absicht sicherlich bitteres Unrecht.
eine Gemeinde, die Geistesmuskeln genug hat, um nach der ernsten
Ballspiel zu haben. Nicht der ist in der Dichtung echter Realist,
Duft eines allegorischen Märchens für Sumpfschimmer erklärt: sich
sein Urtheil, seine Intoleranz ist das Zeichen, daß er beide Beine
Boden pressen muß, um nicht zu fallen. Und das Gleiche gilt von
Nur das kann der letztere allerdings verlangen: wer tanzen will, der
gelernt haben. Und hier wird immer ein Hauptpunkt zur Be-
Märchenspiele liegen. Laßwitz steht fest wie einer!

Wilhelm Bölsche.

Von neuer Kunst.

Das Gnadenbrod. Drama in zwei Akten von J. Turgenjew.
bearbeitet von Eugen Zabel. — Fortuna. Schauspiel in drei
Faber. Langsam, doch stetig ist seit Turgenjew's Tode die

Geltung des russischen Heyse bei uns gesunken. Je mehr die Kenntniß seiner größeren Landsleute, Dostojewski, des gewaltigen Psychologen, Tolstoi, des ethischen Genies, unter uns zugenommen hat, desto deutlicher ward die novellistische Begrenztheit Turgenjew's erkannt; sein Haften am Erotischen schien einer auf soziale Interessen gestellten Welt allzu eng, und von dem feinen Künstler mit dem gespannten Jägerauge wandte sie sich hin zu dem tiefen Seelenkenner, der „Verbrechen und Sühne" geschildert, hin zu dem in Feuerzungen redenden Apostel von Jasnaja Poljana. Doch an Turgenjew's Fersen hat sich, moderner Strömungen nicht achtend, Herr Zabel geheftet, einer jener Schriftsteller, deren Erkenntniß immer bis zur jüngstvergangenen litterärischen Größe reicht, bis zu den Bonmots von gestern: Ibsen opponirt er und parodirt er, die Talente der jungen Deutschen bedenkt er mit hämischen Redensarten, Abfällen aus Frenzel's Küche, aber für die verschollensten Produkte Turgenjew's noch hat er eine ausdauernde Zärtlichkeit, er „bearbeitet" sie nach eigenen Einfällen und giebt den meist leise verhallenden Stücken einen Schluß von eigenen Gnaden. Auch das Schauspiel „Das Gnadenbrod", das schon vor zwanzig Jahren Ludwig Pietsch auf die deutsche Bühne gebracht hat, wendet er zu einem traurigen Schlusse: er dichtet ein Herzleiden hinzu, welches den verarmten Edelmann Kusoskin vor der Zeit aus der Welt der Gnadenbrode abruft. Bei Turgenjew endigt die lose Scenenfolge einfacher, lebenstreuer: als die reiche junge Frau erfährt, daß der Alte, mit dem man sich russisch-rohen Spaß gemacht, ihr Vater ist, wird er auf ein anderes ihrer Güter verschickt, man trennt sich gerührt, doch ohne viel Sentimentalität, und die Geschichte ist aus. Unter manchen leeren Scenen dieser Entwickelung läuft jedoch eine von starker Wirkung mit: es ist diejenige, da Kusoskin, von den Uebermüthigen gehänselt und betrunken gemacht, zuerst seinen verwickelten Prozeß darzulegen sucht und dann gereizt, seiner selbst nicht mächtig, plötzlich das Geständniß thut: daß die Gutsherrin selbst sein, des Gnadenbrodessers, Kind ist. Da diese Scene das Stück ist, so war Herr Klein in seinem guten Recht, als er, mit allen Mitteln virtuoser Kunst, sich in den vordersten Vordergrund der Ereignisse rückte; als dann der Vorhang fiel, dachte alles an Herrn Klein und Niemand an Turgenjew. – Dem zweiten Stück kam die Darstellung nicht zu Hilfe, obgleich es Sukkurs dringend bedurft hätte: es scheint, daß man schon vor der Aufführung entschlossen war, „Fortuna" zu begraben – und zwar mit einem Begräbniß dritter Klasse. Hermann Faber ist das Pseudonym eines jungen Frankfurter Schriftstellers, der sich in dramatischer Form zum ersten Mal versuchte; er beherrscht diese Form nicht, daher gab es Heiterkeit an unerwarteter Stelle, und viel leeres Stroh ward gedroschen. Der charakteristischste Zug des Ganzen, wenn man von dem äußerlich Verfehlten auf das innerlich Gewollte blickt, ist ein Vorwalten ethischer Motive; inviduelle Gestalten sieht der Autor nicht, nur Typen, die in sittlichen Conflikten stehen, zwischen Neigung und Pflicht: Max und Thekla in's Moderne gewendet, als Staatsanwalt und Tochter eines betrügerischen Bankerotteurs. Sie können nicht zu einander, die Fortuna des Künstlerfestes und der schwarze Domino: denn Fortuna ist glücklos geworden, die Tochter eines Entehrten, und den Mann halten beschworene Pflichten, die Ansprüche der Gesellschaft und der Zwang der Partei; darum müssen sich trennen, die sich lieben, und erst in ferner Schauspiel-Zukunft winkt ein Wiedersehen. Wenn der Autor nach diesem ersten Versuch bei der dramatischen Produktion aushält, wird er vor allen Dingen suchen müssen, jenen individuellen Zug in seinem Schaffen künstlerisch reiner herauszustellen; immerhin ist es gut, daß ein individuelles Moment da ist: denn Technik, die ihm fehlt, läßt sich erlernen, doch nicht Persönlichkeit.

O. B.

Einsame Menschen. Aus Frankfurt wird uns geschrieben: „Die erste Aufführung von Gerhart Hauptmanns „Einsame Menschen", die am 17. Februar in Frankfurt a. M. stattfand, war die interessanteste Theatervorstellung, die Frankfurt seit Jahren erlebt hat. Das Haus war vollständig ausverkauft und den feierlichen Mienen des Publikums sah man an, daß es heute nicht zur Belustigung ins Theater gekommen, sondern mit dem stolzen Gefühl, einen verantwortlichen Richtspruch zu fällen. Und diese Thatsache bedeutet einen großen Sieg der neuen Richtung. Sie ist ein Beweis, daß wir aus der Stagnation, aus der Versumpfung unseres Theaterlebens endlich heraus sind, daß

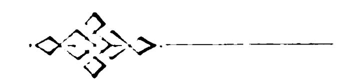
die Probleme, welche die neue Schule zur Diskussion gestellt hat, heute auch in den weitesten Kreisen wirklich diskutirt werden. Und deßhalb können die Anhänger der neuen Richtung mit Befriedigung auf den Abend zurückblicken, obgleich sein Verlauf kein unbedingt günstiger war. Zwar dem ersten Akte des Dramas folgte zweimaliger Hervorruf der Darsteller, nach dem zweiten Akte wurde außer den Darstellern auch der Dichter wiederholt einmüthig gerufen; aber vom dritten Akt an schlug die Stimmung des größten Theils des Publikums um. Wurde auch am Schlusse des Aktes mit den Darstellern der Dichter gerufen, so hielt doch jetzt das Zischen dem Beifall die Wage, nach dem vierten [illegible] und Zischen der Vorhang nur einmal emporgehen, und am [illegible] Mühe, gegen eine überwiegende Opposition, ein zweimaliger [illegible] des Dichters durchgesetzt zu werden. Es soll auch nicht ver- [illegible] dritten Akt an ein Theil des Publikums ermüdet war und [illegible] wurde. Die Unentschlossenheit, das Schwanken Johannes Vockerats [illegible] er für Anna Mahr nur ein seelisches Interesse habe, belustigte [illegible] Scenische Neuheiten, die ihm ungewohnt waren, fand er [illegible] Leerbleiben der Bühne, den Kleiderständer, von dem Braun [illegible] bewegten Scene mit Anna, sorgsam seinen Ueberzieher herab- [illegible] darauf der alte Vockerat sorgsam den seinigen aufhängt, und vor [illegible] Fortstürzen der beiden alten Vockerats und Brauns mit den [illegible] Rufen: „Hannes, Hannes". — Die Darsteller suchten ihrer [illegible]gebung Herr zu werden. Herr Wallner, der den Johannes gab, [illegible] nervöser Charaktere wohl befähigt, nur hätte er nicht gleich Anfangs [illegible] allmählich steigen müssen; auch hätte die seelische Depression des [illegible]fender wiedergegeben werden können. Bei Fräulein Minav ist für [illegible]rung der Rolle der Anna Mahr ein natürliches Hinderniß vor- [illegible] ist zu schön. Anna Mahr war jünger, lieblicher und schöner als [illegible]ündel, und daran lag es wohl zumeist, wenn das Publikum die [illegible] von seiner rein geistigen Neigung zu Anna mit ungläubigem [illegible] Dem geistigen Gehalt der Rolle ist die junge Darstellerin noch [illegible] am Platze war Frau Ernst als Mutter Vockerat und Herr Hermann [illegible]" — Alles in Allem war es ein bedeutungsvoller Abend und [illegible] war, der Hauptmanns Werk auf offener Bühne zur Darstellung [illegible] ein litterarisches Verdienst erworben. Mit aller Deutlichkeit läßt [illegible]spondenten anschauen, welche Gründe zusammengewirkt haben, um [illegible] des Drama's zu hindern. Daß die deutsche Schauspielkunst der [illegible]wachsen ist, welche die neue Bewegung stellt, haben auch wir erst [illegible]bler" erfahren und werden es zu unserem Leidwesen noch oft er- [illegible] daß Publikum, das sogenannte unbefangene Publikum, in seiner [illegible]lichkeiten haftet und zufällige Formen für die Sache nimmt, ist [illegible]achter unserer Theaterzustände gleichfalls nichts Neues. Wer an [illegible]tät des Publikums glaubt, den freilich mögen solche Posten, wie [illegible] beunruhigen; für uns ist es entschieden, daß künstlerische Be- [illegible]ben nach unten gehen und daß es die dichterische Genialität ist, [illegible] Hörer zuletzt doch zu sich hinzwingt: deßhalb sehen wir den [illegible]ter Publikums nicht als rechtskräftig an und glauben, daß eine [illegible]en kann.

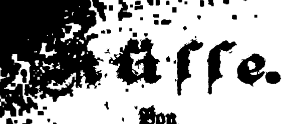
[illegible]rofessor Hanslick. In Wien ist die Ibsen-Bewegung bereits [illegible] Herr Eduard Hanslick, der Musikkritiker der „Neuen [illegible]niß empfindet, sich mit dem neuen Magus aus dem Norden [illegible]setzen. Grieg's Composition zu „Peer Gynt" bietet dem [illegible]Schönen" den Vorwand zu einem Ausflug in's litterarische Ge- [illegible]sten Gedankensprünge belebt ist: es sind, Hanslickisch zu [illegible]," die hier vernehmbar werden, nichts weiter. Nachdem der [illegible] Gynt eines „der abstoßendsten Bündnisse ist, das phantastisch



[illegible]weifende Willkür [illegible] Pessimismus mit abergläubiger [illegible] geschlossen haben" [illegible] von Grieg ein längeres Leben [illegible] Dichtung, durch [illegible] nach der Empfindung des [illegible] Hanslick „in jedem [illegible] Kunstverstand, als das ganze fünf[illegible] Ungeheuer Ibsens." [illegible] seiner litterarischer Bescheidenheit gegen eine so [illegible] ungefähr mit demselben [illegible] konnte man behaupten, [illegible] nur durch Rossini fortleben werde, oder Richard Wagner nur durch [illegible] Hanslick. In diesem Stile geht es [illegible] über mehrere [illegible] des Dramas wird persiflierend erzählt und sodann festgestellt, daß [illegible] Stücken dieselbe bleibt: [illegible] besteht, ist werth, daß es [illegible] findet Herr Prof. Hanslick Gelegenheit, bald einmal [illegible] noch die „Schlußmoralen" anderer Tragödien festzustellen [illegible] und „König Lear"? Moral [illegible] sich schon etwas so [illegible] sämmtlicher Dramen der [illegible]atur höchst verdienstlich [illegible] der Herr Professor nächstens ein [illegible] darüber? Allerdings [illegible] sich dann vorher mit [illegible] etwas vertraut zu machen [illegible] zu diesem Behuf noch schnell [illegible] Dänemark und [illegible] sind. In dem Stadium der [illegible] Unschuld, in [illegible] grauen Haaren noch lebt, [illegible] es ihm nämlich [illegible] Georg Brandes über dänische [illegible] zu citieren und [illegible] ist Peer Gynt das [illegible] Gegentheil. Man [illegible] der dänischen Litteratur ver[illegible] hat." Was würde Herr [illegible] von einem Ausländer sagen, der über [illegible] urtheilen wollte, [illegible] Charakteristik des Märkers ver[illegible] und dann erstaunt [illegible] das grade Gegentheil!" [illegible] mit dieser Fülle der [illegible] herzumachen, und seine Ober[illegible] und seine [illegible] „eines der abstoßendsten [illegible]!" Und die „[illegible] lautet einfach genug: „Schuster [illegible] bei deinen Leisten." Oder [illegible] Anfangsmoral?

O. B.





...affe.

Von

...mkrantz Johnsen.

...ung aus dem Norwegischen von M. v. Borch.

... um diese Nachmittagsstunde eigentlich ihr Mittags-... aber trotz allen standhaften Zusammenkneifens der ... möglich einzunicken.

... bedurfte der Ruhe: gestern Abend bis nach halb zwölf ... vor sechs schon wieder auf den Beinen; Generalwäsche und ...mmer aufgehängt, Scheuerfrau in seinem Arbeitszimmer ... drei Zimmern unten im Hause, — das genügte wohl, ...jährige Seele zu ermüden.

... anstatt zu schlafen, eine extrastarke Tasse Kaffe getrunken, ...ng — wenigstens den zehnten — im Hause gemacht, um ...rdnung sei, und saß nun in ihrem Lehnstuhl am Fenster ... Shawl, der nie fertig wurde, denn sie konnte nicht viele ... stricken.

...sonders ging es nur so, so mit der Arbeit, kaum saß sie, ... auf der Straße, fuhr auf, trocknete den Thau von den Fenster-...: es könnte doch möglicherweise Pér sein; oder die Unruhe ... hinaus, um aufzupassen, daß das Mädchen das Feuer unter ... ausgehen ließ. Pér würde gewiß eine große Tasse Thee ... Oder sie legte das Strickzeug aus der Hand auf's Fenster-...mer wieder an dem Gedanken zu erfreuen, daß ihr geliebter, ... hübscher Junge nun bald wieder bei ihr sein und zu Hause ... den ganzen Sommer, hatte er geschrieben. Gott sei Dank, daß ... Wenn er nur nicht ernstlich krank war. „Nicht viel los mit Ge-...mmung", stand in seinem letzten Briefe. „Uf, das Leben im Aus-... nicht gesund für junge Leute. Nein, hier zu Hause ist es jedenfalls ...her. Wenn er doch nur jetzt käme! Armer Junge, er kommt ... fürchterlichen Wetter nach Hause!"

... sie wieder das Strickzug zur Hand und klingelte mit einer kleinen, ... die vor ihr auf dem Nähtisch stand.

... kam herein, ohne zuvor anzuklopfen; dafür mußte sie wieder ... anklopfen und dann wieder herein kommen.

...len nach, es ist hier kalt, mir sind die Finger ganz steif. In ... aber auch garnicht Frühling werden!"

... spät im April, aber ein Wetter wie im Spätherbst. Von ... große Massen Treibeis gemeldet; in allen Häfen längs ... Lindesnaes gingen die Dampfer noch in Eisrinnen, und hier ... rauhe Nordwest Tag und Nacht vom Meer herein — zur ...enhändler — und arbeitete getreulich mit dem Branntwein-... Kleinstadtnasen blauroth zu malen.

... nicht genug mit dem eisigen Wind; die eilig segelnden, ...aben fortwährend klatschende Regenschauer von sich, die ...mmerfeldt's Fenster trommelten und rasselten. Zuweilen

kamen auch dichte Schauer von Regen und Schnee, und die großen, weißen, wässerigen Flocken legten sich an die Scheiben, glitten ein paar Zollbreit hinunter und schmolzen dann.

Hat man dergleichen je gesehen! Und das am sechsundzwanzigsten April — mein armer Pér!

Sie sah auf die Uhr. Es war über fünf, und um vier Uhr sollte das Dampfschiff schon an der Landungsbrücke sein, dem Telegramm zufolge wenigstens, das sie Tags zuvor aus Kristianssand bekommen hatte.

Es war ihr unmöglich, noch länger still zu sitzen. Sie erhob sich, packte das Strickzeug zusammen und legte es fort. Dann fing sie wieder an, sich mit den Möbeln, den Nippsachen und Blumen zu beschäftigen, knipste hier ein braunwelkes Blatt ab, kratzte dort mit einer kleinen Messingharke die Topferde auf; lächelte leise bei der Erinnerung an all die Schelte, die Pér von ihr bekommen, weil er abgebrannte Streichhölzer in ihre Blumentöpfe zu stecken pflegte; eine üppige Akazie, die vom Fußboden bis an die Decke reichte, schob sie mit großer Mühe von ihrem Fenster nach dem andern Fenster des Zimmers neben den Stuhl, in dem Pér zu sitzen pflegte, wenn er zu Hause war; denn Pér liebte die Akazien so sehr. Einen kleinen Topf mit Immergrün, der auf dem Tische inmitten des kleinen Zimmers stand, setzte sie auf die Konsole unter dem Spiegel zwischen den beiden Fenstern, und stellte an seine Stelle eine große Fuchsia, die über und über roth war von dunklen „Christi-Blutstropfen“ — Pér würde seine Freude haben der kräftigen Farbe wegen, das wußte sie.

Ob sie die Guitarre wieder hervorholte? Es war ihr eingefallen, sie hinter das Klavier im anderen Zimmer zu stecken, um es darauf ankommen zu lassen, ob Pér ihr altes Geklimper und Gesinge vergessen haben würde. Ach ja, er hatte es sicher vergessen, und es war wohl am besten, sie hervorzuholen, denn sobald er sie sah, würde es ihm wieder einfallen, uud eigentlich würde es ihr auch weh thun, wenn sie bemerkte, daß er es vergessen.

Sie zog die Portièren bei Seite und wollte grade die Guitarre langen, als sie Räder über den Kies vor der Thür rollen hörte. Sie eilte an's Fenster. Richtig, da stand ein Handkarren mit Pér's Koffern darauf. Aber wo in aller Welt war er selbst! Doch, — da kam ja seine lange Gestalt, wie gewöhnlich in grau gekleidet. Und dort kam Bob, bellend und springend und schweifwedelnd!

Bevor sie noch in's Entrée gelangen konnte, stand ihr Sohn im Zimmer, hielt sie in den Armen und küßte sie viele, viele Mal über das ganze Antlitz. Er brachte einen wahren Strom kalter Luft mit.

„Wie geht es Dir, Mama?“

„Gott Lob und Dank, daß ich Dich wieder zu Hause habe, mein Junge, mach schnell und zieh den Ueberrock aus, Du siehst ja ganz erfroren aus! Nein, sieh doch, das ist ja Bob, ja, Du lieber Bobby, ja, ja, ja, ja, ja, schon gut; jetzt sei aber ruhig, alter Vagabund, dann bekommst Du auch einen schönen Knochen zum Benagen. Denk mal, Pér, er kennt mich wieder! Geh hinein und setz Dich, und wärm' Dich, mein Junge, Du bekommst gleich eine Tasse Thee. Martha! Hilf dem Mann die Sachen hereintragen. So, so, so, ja, Bob, kusch! kusch!“

„Kusch!“ kommandirte Pér.

„Denk mal, er legt sich an seinen alten Platz, Pér — denk mal!“

„Und hier bin ich wieder auf *meinem* alten Platz, Mama, und ich bin mindestens ebenso froh wie Bob.“

Bob, ein prächtiger Jagdhund mit langem, dickem, beinahe schwarzem Fell, braunen „Strümpfen“ und einem ganz kleinen gelbbraunen Halbmond über den

gutmüthigen Augen, erhob sich, als er seinen Namen hörte und näherte sich seinem Herrn; er kehrte aber wieder um und legte sich, als dieser ihm mit einer Handbewegung abwinkte.

„Nun, wohin, Mama? Kannst Du denn nicht still sitzen, damit ich Dich einmal ordentlich ansehe?“

„Ich bin gleich wieder da, ich will nur hinaus und sehen, ob mit Deinen Sachen auch ordentlich umgegangen wird.“

Sommerfeldt sank langsam in seinen Lehnstuhl und seufzte tief, wie todesmüde, auf.

Sein Gesicht war graubleich und abgemagert, die großen grauen Augen matt; und die eingefallenen, schlaffen Wangen mit ihren mehrere Tage alten Bartstoppeln gaben ihm ein leidendes, müdes Aussehen. Seine hohe, schlanke Figur war grau gekleidet, er trug auch eine graue Kravatte; denn grau sei die einzige Farbe, die ihn kleide, behauptete er; sie stimmte zu seinem aschblonden Haar, dem langen blonden Schnurrbart und den grauen Augen.

Sonst hatte sein Aeußeres nichts bemerkenswerthes, nichts, das seine Stellung verrathen hätte, er trug nicht einmal das Haar in die Stirn gekämmt, was gerade damals so modern war, bei Künstlern und Literaten, die durchaus einen Scheitel haben mußten.

Seine große, beinahe viereckige Stirn leuchtete Einem förmlich entgegen, besonders wenn er lächelte; dann zogen die Ohren und die Kopfhaut sich immer zurück; die Zähne waren nämlich ein wenig defekt, so daß er mit geschlossenem Mund lachte und lächelte.

Frau Sommerfeldt kam zurück. Sie trat zu ihm, küßte und streichelte ihn, während kleine, dünne Thränen ihr in den Wimpern funkelten; er hielt sie lange mit dem rechten Arm an sich gedrückt und klopfte sie zärtlich auf den Rücken.

Da fuhr sie plötzlich auf und sah ihm erschrocken in's Gesicht.

„Aber mein lieber, lieber Junge — wie elend Du aussiehst!“

„Findest Du das auch!“ Er stand auf und musterte sich mit Hypochonderangst im Blick.

„Ja, ich sehe ein bischen abgezehrt aus, das ist nicht zu leugnen. Aber ich glaube, daran ist nur die Reise und dieser verdammte Nordwest schuld. Uebrigens bin ich müde, oh, so herzlich müde.“

Sie betrachtete ihn bekümmert, als er wieder in den Lehnstuhl sank.

Der Doktor sollte natürlich im Augenblick geholt werden. Aber davon wollte er nichts wissen; er wollte nur Frieden und Ruhe haben; dann würde die Mattigkeit schon vergehen.

„Und dann eine Tasse dampfenden Thee's, Mama, und eine Cigarrette, und dann —“

„Nun?“

„Nach dem Abendessen ein Glas Chambertin. Ich habe eine ganze Kiste mitgebracht — die große, die Du gesehen hast. Chambertin ist das einzige, was ich jetzt trinke. Und dann mußt Du mir was auf der Guitarre vorspielen — wo ist die Laute, her damit!“

Sie eilte das Instrument zu holen und zeigte es ihm mit einer Freude, deren Tiefe er nicht ahnte . . . Zu denken, daß er sich der Guitarre erinnerte! Er hatte ihrer auch nicht ein einziges Mal in seinen Briefen erwähnt!

„Aber lieber Pér, willst Du Dich nicht lieber legen? Denk mal, wenn Du ernstlich krank würdest.“



„Unter keiner Bedingung. Ich bin nur müde, und das wird sich geben. Und jetzt bin ich plötzlich wieder auf dem Damm. Es kommt heute doch kein Besuch?"

„Nein, sei unbesorgt. Du schriebst ja, daß Du nicht gleich bei Deiner Ankunft Tanten und Freunde haben wollest, und da habe ich ihnen ganz einfach was vorgelogen, nur so 'ne kleine weiße Lüge, wie Papa zu sagen pflegte — und habe gesagt, Du kämst erst morgen."

„Und Castberg, wie geht es ihm?"

„Ganz gut. Er freut sich so, Dich wiederzusehen."

„Wird ihm immer noch von den manövrirenden Mama's nachgestellt?"

„Ach ja — ja. Er ist ja der einzige Kavalier in der Stadt, dem —"

„Dem die Mama's es lohnend finden, eine ihrer Töchter zu verkaufen."

„Pfui, schäm Dich, Pér. Uebrigens beschäftigt er sich augenblicklich sehr mit einer fremden jungen Dame, die seit dem Winter hier ist, Fräulein Helland. Sie ist eine Schwester von Frau Kristiansen und wohnt bei ihr."

„Welche Frau Kristiansen?"

„Die Frau des Schuldirektors — ach, es ist ja wahr, Du bist so lange fortgewesen und kennst den neuen Volksschuldirektor nicht."

„Nun, und was thut die junge Dame hier?"

„Nichts, so viel ich weiß. Sie soll sehr freisinnig sein, sehr frei, wie die Leute sagen. Sie ist hier, weil sie sich nicht mit ihrer Stiefmutter vertragen kann. Ein bischen Geld hat sie auch, von ihrer Mutter her."

„Sie interessirt mich von vornherein. Freisinnig — frei — hm! thut nichts, ganz wie ich. Auf ein Haar. Auf — ein Haar!

„Thust Du auch nichts?" fragte Frau Sommerfeldt überrascht.

„Nein, nichts. Und das kommt daher, weil — — hol der Teufel das Ganze — jetzt wollen wir das nicht erörtern, sondern nur plaudern. Noch eine Tasse Thee, sei so gut. Dein Thee und Deine Blumen, Mama, haben im ganzen Norden nicht ihres Gleichen. Aber wo ist Bob? Bob! komm her, Schurke. Er fühlt sich natürlich beleidigt, weil Keiner mit ihm spricht. So — o — o, komm her!"

Bob stand langsam auf, gähnte vernehmlich indem er die rothe Zunge lang herausstreckte, schnaubte und nieste und schüttelte die Schläfrigkeit ab, indem er schwerfällig zu Pér hinschlich.

„Sitz!"

Bob setzte sich auf die Hinterbeine und balancierte mit den Vorderpfoten und blinzelte Pér und Frau Sommerfeldt abwechselnd schlau an. Pér legte ihm ein Stück Zucker auf die Schnauze und fing an zu zählen, ganz langsam: ein, zwei, drei, fünf — — elf — — Bob's Augen strahlten in Erwartung — na, na, ruhig! zehn, neun, sechs, sieben, — — — elf — Bob zitterte vor Aufmerksamkeit — e—l—f, acht, neun, zehn, zwölf!"

Schwapp! — Das Stück Zucker flog hoch empor und dann wieder hinab in Bob's warmes, fleischfarbiges Maul, zwischen dessen spitzen, scharfen Zähnen es zermalmt wurde und verschwand.

Dafür wurde er gestreichelt und lobend erwähnt und an den Ohren gekrault, während er voll Wohlbehagen nieste und mit dem Schweif wedelte; dann streckte er sich auf das weiche, grauweiße Renntierfell vor Pér's Stuhl nieder und ließ den Kopf auf den Vorderpfoten ruhen.

Und Pér summte die alte Weise mit, die er in seiner Schulzeit so schön, so schön gefunden — das ganze Lied zu Ende und ein Paar Verse noch wiederholt;

hrend die Akazie neben ihm die feinen Blätter schloß, und die Dämmerung sich
gsam herabsenkte und alle Konturen abrundete, und der gelbe Feuerschein immer
ker durch die Glimmerplatte in der Ofenthür schien, immer glühender, bis er
ẞt aussah wie ein einziges großes, glänzendes Auge.

Er schloß die Augen, verfiel in einen Halbschlummer und träumte, — träumte
wieder hinaus in die großen, strahlenden Café's, in denen der brausende Lärm
altiger Orchester und hunderter von Kehlen wiederhallte. Und er dachte, wie
e Kameraden spotten und Witze machen würden, wenn sie jetzt in das kleine
kelnde Wohnzimmer da draußen in den Scheeren blicken und den immer lustigen
chtschwärmer und Bob sehen könnten, wie sie einer alten Frau lauschten, die auf
[illegible] und das „Lenzlied" vortrug. — — —

[illegible] eine Weile schweigend beisammen, nachdem die letzten, schwachen
[illegible] waren. Dann erhob die Mutter sich, zündete die Hängelampe
[illegible] herab und zog die Portièren nach dem Vorzimmer zusammen,
[illegible] der Straße nicht in das erleuchtete Wohnzimmer sehen könne.
[illegible] stellte sie unter die Lampe, damit das gelbe Licht auf die rothen

[illegible] Du, Pér, wollen wir jetzt Abendbrod essen? Mich dünkt, Du
[illegible] aus."

[illegible], ich habe jetzt keine Eßlust. Aber sei so gut und laß das
[illegible] Flasche Chambatin aus der Kiste nehmen, dann trinken wir ein wenig
[illegible] Du willst. Die Koffer können inzwischen draußen stehen bleiben, ich
[illegible] Abend doch nicht auspacken."

[illegible] eine halbe Flasche Wein und rauchte Cigarretten dazu, während er
[illegible] Reisen plauderte und nach Freunden und Bekannten in der Heimath
[illegible] stand er auf, pfiff Bob und bat die Mutter, ihn mit einem Licht
[illegible] begleiten. „Denn Du mußt wissen, ich fürchte mich im Dunkeln," be-
[illegible] sie hinaufgingen.

[illegible] Unsinn, nimm Dich in Acht, Du Schelm! Du Dich im Dunkeln
[illegible] erwachsener Mensch!"

[illegible] Du verstehst das nicht. Ich mag keine dunklen Treppen und Gänge
[illegible], besonders nicht, wenn sie groß sind. Sie wecken so viele unheimliche
[illegible] und Vorstellungen in mir. Das Dunkel hat so viele beängstigende

[illegible] Treppenabsatz blieb er stehen. Das Licht fiel voll auf sein Ge-
[illegible] noch bleicher und abgemagerter erschien. Seine hohe Gestalt warf
[illegible] formlosen Schlagschatten auf die Wand. Ein paar Minuten stand er
[illegible] während er mit den Fingern beide Hände gegen die Daumen trommelte.
[illegible] weiter und fuhr fort:

[illegible] kommt es mir immer vor, als wären da eine Menge harter,
[illegible] und Klauen, die mich an der Kehle packen und am Rückgrat ent-
[illegible]llen. Uh — brr, mir graust, wenn ich nur daran denke."

[illegible] habe ich in meinem Leben noch nicht gehört."

[illegible] Gott, Mama, daß Du dergleichen nicht kennst. Nun, gleich-
[illegible] Mädchen morgen früh gut einheizen, aber sag ihr, daß sie ein Licht
[illegible], ich kann das abscheuliche Kratzen mit den Schwefelhölzern
[illegible] nicht aushalten."

[illegible] mich Pér, ich glaube, Du bist ordentlich krank."

[illegible] das bin ich nicht. Mich macht nur der Nordwest so. Und
[illegible]de."

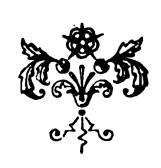
Als er endlich — nach vielem Rumoren mit den Kopfkissen und Decken und Schelten der Mutter auf die Magd, die nicht lernen konnte, ein Bett ordentlich zu machen — eine horizontale Lage einnahm und die Mutter unten den Abendtisch decken hörte, stand er leise auf und nahm aus einem Etui, das er in der Rocktasche trug, einen Theelöffel und eine Schachtel mit einem Pulver darin, verschluckte eine Dosis davon und legte sich schlafen, um nach einigen Stunden wieder zu erwachen und abermals eine Dosis zu nehmen.

Sommerfeldt blieb über eine Woche im Bett; denn er war so entkräftet, daß er sich nicht aufzurichten vermochte. Gicht hatte er auch, in den Knieen, in den Fingern, so daß er schrie und sich krümmte, wenn er die Lage verändern mußte. Und was das Wetter betraf, so war es Tag für Tag so rauh und kalt, daß er sich garnicht darnach sehnte, hinauszukommen.

Seine Mutter war tief bekümmert; denn er war schwermüthig, und es war nicht leicht, ihm etwas recht zu machen. Er wollte durchaus nichts von ärztlicher Hülfe hören; die Medizin, deren er bedurfte, hatte er bei sich. Er wollte auch Niemanden um sich haben, weder Verwandte, noch Freunde. Er bedürfe der Gesellschaft Fremder nicht, wenn er sie und Bob habe, sagte er.

Und nun wurde die Stadt geschäftig, eine Menge unverständiger Dinge zu erfinden, die mit ihm los sein sollten. Denn die ganze Stadt wußte ja, daß er heimgekehrt sei. Zum Ueberfluß war es in der „Amtszeitung“ zu lesen gewesen: „Ein Kind unserer Stadt, der Literat Pér Sommerfeldt, Sohn des längst verstorbenen Apothekers S., ist nach einem zweijährigen Aufenthalt im Auslande hierher zurückgekehrt und beabsichtigt, sicherm Vernehmen nach, längere Zeit hier zu verweilen, theils aus Gesundheitsrücksichten, theils um in Ruhe an einer größeren Erzählung arbeiten zu können, die, wie es heißt, ein Protest gegen die in der Gesellschaft herrschende laxe Moral sein soll.“

(Fortsetzung folgt.)



Verantwortlich für die Redaction Wilhelm Bölsche, Friedrichshagen. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler. Druck: A. Seydel & Cie. Beide in Berlin.



Der Kulturwert der Musik.

Ketzerische Glossen zu einer Zeitfrage.

Von

Heinrich Hart.

II.

Die Kulturentwicklung unserer Zeit drängt darauf hin, mehr als es bisher geschehen und bisher auch nötig war, zwei Richtungen oder vielmehr Stufen der Kunst in ihrer Beziehung zur Menschlichkeit zu unterscheiden: Sinnenkunst und Geisteskunst, Genußkunst und Entwicklungskunst. Das sinnliche Element im Wesen der Kunst hat bis heute im Vordergrunde gestanden und die Aesthetik hat es nie gewagt, eine höhere Forderung zu stellen als „Harmonie von Geist und Sinnlichkeit". Eine solche Harmonie hat die Kunst jedoch bereits erreicht, annähernd in der hellenischen Plastik und in vollkommener Weise in der Goethe'schen Lyrik. Da sind Form und Gehalt, Bild und Idee, Stimmung und Charakter zu eins verschmolzen. Die Entwicklung der Kunst kann aber auf dieser Stufe nicht stehen bleiben. Der Geist hat nicht die Tendenz, mit der Sinnlichkeit sich zu versöhnen, einen Bund auf gleich und gleich mit ihr zu schließen, sondern durch eine Vergeistigung der Triebe sie in ihrem Grundwesen zu zerstören, sie sich unterthan zu machen und ihre Einsamkeit zu überwinden.

* * *

Nach der ethischen Seite hin bildet eine interimistische Harmonie von Geist und Trieb das, was sich kurz als Gemüt bezeichnen läßt. Aber weil eben im Gemüt der Trieb seine Macht sich zum größten Teil erhalten hat, ist es eines höchsten menschlichen Könnens nicht fähig. Der Trieb ist von Laune untrennbar. Und so beruht auch jede That, die vom Gemüt ausgeht, auf Willkür. Von irgend einem Impulse getrieben kann der Gemütsmensch heute eine heilsame Wirksamkeit ausüben, und morgen in anderer Stimmung eine unheilvolle. Schon aus diesem Grunde hat das Gemüt dem Geiste sich zu unterwerfen. Der Geistes- oder Erkenntnismensch handelt nicht auf Stimmungen und Gemütswallungen hin, sondern aus objektiver Erwägung des Für und Wider, aus Vernunft- und Erkenntnisgründen heraus. Ob sein Handeln ihm Lust oder Unlust erregt, muß und wird ihm ganz gleichgültig sein. Es wird der Tag kommen, wo alle Lust- und Unluststimmung, Gemüt und Laune, ja das

ganze Gefühl in seiner heutigen Erscheinung zur niederen Sphäre des Menschlichen gerechnet werden wird. Eine Anlage nach dieser Richtung hin ist schon jetzt bei hochentwickelten Menschen unverkennbar. Ihrem Wesen ist stets ein Zug der Ironie eingeprägt, de Ironie gegenüber den Leidenschaften und Empfindungen, welche die Masse der Menschheit quälen und erheben, gegenüber allen Freuden und Leiden der Sinnlichkeit, ob sie nun von gröberem oder feinerem Gewebe sind. In Erkenntnis wachsen: nicht um Genüsse zu gewinnen, sondern um durch Anschauungserweiterung uns selbst zu erweitern; handeln: um zu fördern, nicht um eigener oder fremder Lust willen; schaffen: nicht um sinnlicher Befriedigung willen, sondern um uns auszuleben, mit der Welt in einszuleben, das ist das Ziel, nach dem es sich zu streben lohnt. Der Geist, den die Triebe nicht mehr verwirren, der über die Genüsse der Sinnlichkeit hinausgewachsen, ist damit nicht zu ewiger Langeweile verdammt; sein Zustand ist kein wechselndes Glücks*gefühl*, wohl aber ein beständiges Glücks*bewußtsein*, das Bewußtsein der inneren Freiheit und Erhabenheit, der vollkommenen Sicherheit, des Einsseins mit allem Seienden durch immer weiteres und tieferes Hineinschauen ins Sein. Die Entwicklung von der Sinnlichkeit zur Geistigkeit bedeutet eben keineswegs eine Herrschaft der Nüchternheit, des reinen Verstandes. Die Sinnlichkeit betrachtet Menschen und Dinge stets nur unter dem Gesichtspunkt des Genusses für das eigene Ich, sie treibt das Subjekt ruhelos zwischen Haß und Liebe hin und her, sie ist die eigentliche Nährmutter des Egoismus. Der Geist aber sucht Menschen und Dinge zu schauen, wie sie sind, in sie hineinzudringen, mit ihnen eins zu sein; er erlöst vom Egoismus. Erkenntnis und Anschauung ist etwas anderes als das bloße Wissen, in dem die nüchterne Verständigkeit wurzelt. Der Geist tötet die Sinnlichkeit nicht, er saugt sie in sich auf, er bietet daher Höheres, als den Genuß, nicht weniger. Ihm liegt daran, das übersinnliche Glücksein vollkommener Anschauungsruhe, wie es unterhalb der Sinnlichkeit und unbewußt der unorganischen Welt eigen ist, *bewußt* sein zu nennen.

* * *

Dieser Glückszustand ist aber nicht, wie Buddha und Tolstoi wollen, durch die Askese des Einzelnen, des Individuums zu gewinnen, sondern nur im Rahmen der allgemeinen Kulturentwicklung. Askese tötet die Sinnlichkeit, ohne den Geist, der nicht von der Kraft eines Einzelnen zur Höhe getragen werden kann, sondern nur von der Gesamtheit der Berufenen, zu fördern. Es ist nur eine Kunst, welche diesem Streben vom Sinnlichen nach dem rein Geistigen hin sich vollkommen anzuschmiegen vermag: die Poesie. Schon heute tritt in ihr das sinnliche, formale Element dem Geistigen, Ideellen gegenüber weit zurück, und es wird in immer höherem Maße aufgesogen, erklärt, durchgeistigt werden. Sie ist die eigentliche Entwicklungskunst, die fortwährend von der Kultur beeinflußt werden und sie wieder beeinflussen kann. Die Musik dagegen ist die Sinnen- und Genußkunst in ihrer ausgeprägtesten Form. Ihre Sinnenwirkungen sind von Tag zu Tag feiner geworden, aber ihr Wesen ist dadurch nicht verändert, weder dem Schaffen noch der Wirkung nach. Berührt sie doch den Geist so wenig, daß mehr als einmal ein Kind höchste musikalische Schaffensthätigkeit hat entfalten können. Und in der Kindlichkeit, in der reinen Sinnlichkeit muß man auch noch stecken, um mit ganzer Inbrunst musikalisch zu sein. Wie aber dem Manne das Kind, so erliegen der emporschreitenden Kultur die Genußkünste. Die niedrigste dieser Künste, der Tanz, ist bereits zum Schemen geworden. Schon betrachtet man das rhythmische Gliederspiel, wenn es nicht in der konventionellen nichtssagenden Form des Gesellschaftstanzes vor Augen tritt, sondern in seiner ursprünglichen, wilden Kraft, als etwas Lächerliches und Abstoßendes. Die Rhythmik der

Musik steht höher, weil sie feiner gegliedert ist, als die des Tanzes und innerlicher wirkt, weniger die Muskeln und stärker die Nerven erregt, aber einst wird sie wie heute der Tanz geschätzt werden, denn auf Genußschwelgerei, die im letzten Sinne immer geistbetäubend wirkt, läuft auch sie hinaus. Die Kirche hat gewußt, was sie that, als sie der Musik einen so großen Platz in ihrem Kultus einräumte; die Sinne der Gläubigen zu berauschen, den Geist vom Erkenntnisringen zur mystischen Hingabe abzuziehen, dazu konnte sie keine nützlichere Gehülfin finden, als die Musik.

* * *

Das Wesen der Musik in dem Sinne, wie ich es angedeutet, haben zwei Männer, denen man das am wenigsten zutrauen wird, ähnlich empfunden und gekennzeichnet: Richard Wagner und Nietzsche, als er noch Wagnertrunken war. Die Aesthetik Wagner's, wie er sie in „Oper und Drama“ entwickelt, geht ja von der Anschauung aus, daß die Musik nicht im Stande sei, genügende Phantasievorstellungen zu wecken, und auf den Geist zu wirken, daß sie das Wort zu Hülfe nehmen, sich ihm anschmiegen, sich ihm unterordnen müsse. Der Künstler Wagner hat freilich dem Aesthetiker nur scheinbar Folge geleistet, bei ihm ersäuft doch wieder das Wort in der Musik und der Geist in der Sinnlichkeit Diese Wagner'sche Kunst aber hat ihrerseits in Nietzsche den besten Interpreten gefunden. In seiner „Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik“ frohlockt er, daß die Kunst von neuem dionysisch, bakchantisch, dithyrambisch geworden sei, daß sie die apollinische Milde und Klarheit abschüttele und wieder mystisch und trunken werde. Das klingt prächtiger, als wenn ich sage: Rausch, Taumel, Genuß, aber es läuft auf eins hinaus. Und derart urteilt ein Wagnerenthusiast über die „Geist und Seele erhebende“ Musik unserer Tage. Nietzsche hat sich inzwischen bekehrt. Seitdem er Voltaire würdigen gelernt, hat er erkannt, daß es mehr sei, dem Licht des Geistes Bahn zu brechen, als in dem Dämmer der Mystik zu träumen, daß aus der Klarheit Höheres erblüht, als aus der Rauschverworrenheit. Nicht Bakchus fördert die Kultur, sondern Apollo. Jener reizt im Menschen das Tierische auf, dieser das Göttliche. Die tiefste Kunst wächst und wirkt in der Stille, nicht auf dem brausenden Markt der Konzerte und Theater.

* * *

Askese zu predigen ist nicht der Zweck dieser Glossen. Noch lange wird die Menschheit nicht geistig stark genug sein, um nicht ein Bedürfnis zu haben nach den Stimmungserregern Wein und Musik. Mag sie genießen. Aber sie soll nicht über dem Genuß des Zieles vergessen, das ihr gesteckt ist. Sie soll den Rausch nicht suchen, ihn zur Alltagsgewohnheit machen. Sie soll der Musik nicht einen Platz bei sich gönnen, der den Raum für Geistesstreben allzusehr verengt. Der Genußluxus mag die Domäne der Wagnerseligen Aristokratenschaft sein und bleiben. Was liegt daran, wie diese schillernde Hohlblase zu Grunde geht! Wer aber erkannt hat, was Menschsein bedeutet, der fange getrost an, sich in „Musikunverständnis“ zu üben.



Björnstjerne Björnson.

Von **August Strindberg.**

Als ich vor mehreren Jahren eines Abends meine Wohnung in Paris betrat, bemerkte ich, daß sich ein Riese auf meinem Lehnstuhl niedergelassen hatte. Er grüßte und nannte seinen Namen; Björnstjerne Björnson. Man kann sich meine Bewegung leicht denken; ich befand mich vor dem Dichter, dessen Name seit fünfundzwanzig Jahren eine Lösung für das ganze junge Skandinavien ist und dessen Bücher, wie die Werke Victor Hugo's in Frankreich, verschlungen werden. Mir war es wie eine Vision; ich glaubte einen vorhistorischen Helden, aus Fels gehauen, in übernatürlicher Größe, zu sehen. Das Haupt aus Stein, das Haar wie der Busch eines Helmes in die Höhe gestrichen, dicke Augenbrauen, das Gesicht in große Fleischflächen geteilt, ebenso lebendig wie der feuchte Ton des Bildhauers, an dem man noch die Ränder nach dem Poliren sieht, Schultern, die eine Kanone tragen können, Brust und Rumpf in gleichem Verhältnis, Arme, gebaut, um eine Attika über das Portal eines Tempels, oder, um „modern" zu sein, eines Parlaments zu halten, mit einem Worte: ein Atlas in modernen Kleidern und mit einer goldenen Brille.

Nachdem wir die einleitenden Höflichkeiten ausgetauscht hatten, begann er, mir Rat zu erteilen.

„Man darf nicht", sagte er, „die Form in der Poesie vernachlässigen, wenn man sein Meisterwerk machen will, und man darf nicht bei einem nachlässigen Entwurf stehen bleiben."

In meiner Eigenschaft als zukünftiger Utilist antwortete ich ihm, daß ich nicht mehr an Kunstschöpfungen glaubte, welche nicht dazu bestimmt seien, nützlich zu sein, und daß ich im Begriffe stände, mit der Poesie, dieser alten Sünderin, zu brechen, um mich unter die Zeitungsschreiber zu begeben; die hätten wenigstens das Recht, die nackte Wahrheit zu sagen.

Er schob die Brille in die Höhe und schleuderte mir Blicke zu, als hätte er mörderische Absichten auf mich.

„Ich kenne Sie nicht", antwortete er, „mein lieber Strindberg (er ließ das „Herr" weg) und ich weiß nicht, ob Sie nicht vielleicht lügen. Ist das wirklich Ihr Gedanke, den Sie ausdrücken, oder ist es nur eine Redensart?"

„Sie lügen", das war ein hartes Wort, aber es enthielt eine Aufrichtigkeit, die mitteilsam macht.

„Schon wenn man Sie sieht, mein Herr", antwortete ich, „fühlt man sich verpflichtet, zu sagen, was man denkt". Und bei diesem ersten Zusammentreffen beichtete ich ihm; ich vertraute ihm meine Zweifel, meine Gedanken der letzten vier, fünf Monate an.

„Wozu denn Romane schreiben", sagte ich zu ihm, „da wir in den Zeitungen die Berichte über Gerichtsverhandlungen haben? Der moderne Romanschriftsteller ist ein Zauberer, der seine Kunststücke mit „menschlichen Dokumenten" ausführt. Aber am Tage nach dem Erscheinen des Buches sind die Zeitungsschreiber bei der Arbeit, jeden, auch den geringsten Kunstgriff bloszulegen, das Publikum verliert die Illusionen und sagt: „O, ist es nichts anderes?" Anstatt ein Taschenspieler zu sein, ist der Romanschriftsteller nur ein Betrüger, und eines schönen Tages besitzt er nicht mehr die Macht, Kaninchen aus seinem Hut hervorzuzaubern vor einem Publikum, welches weiß, daß er sie aus dem Ärmel hervorholt. Die Zeitung ist

… aber in seiner ganzen … Was geht uns, die wir uns … die Ehrung als Dichter, Romanschreiber … ist der Kürschner, bei dem wir alle uns treffen, … daß wir alle dasselbe Fell haben, wenn auch

… lieber Strindberg", wandte er ein, „aber Sie … Schriftsteller, der Utilist sein will, findet sich in … zu teilen. Dichter plus Zeitungsschreiber, das ist

… der Gegenwart, denn der nordische Dichter hat … 1832 geboren, debutirte Björnson in der poetischen … der Bauer, der Besitzer der Erde, der Ureinwohner, … geblieben ist, welcher der Natur am nächsten kommt, … giebt, der dem Körper der anämischen, super… Blut zuführt, wenn eine Transfusion notwendig ist, … und die Entdeckung hatte unberechenbare Folgen. Der … obligatorischen Volksunterricht, durch eine ehrenwerte, … die Litteratur aufgerüttelt, welche in wahrem Sinne … populär gemacht wurde, ist eine politische Macht ge… von ihm sagen, was Elisée Reclus, von den französischen … ohne Paradoxie die Behauptung verteidigen können, daß der … Herr Frankreichs ist. Das ist bis zu einem gewissen Grade … betrifft, welche mittelgroße Besitzungen haben. Nachdem der … sein Land denen hatte verkaufen müssen, welche früher seine … die Bauern diejenigen geworden, welche die materiellen Be… in ihrer Hand halten; sie haben Brot und Wein, sie be… der Städte und können da Überfluß oder Not hervorbingen. … der Einfluß des Bauern auf weniger in die Augen fallende … aber er ist nicht minder vorhanden. Der Bauer macht … aber er unterdrückt sie oft; er hat keinen Teil an den … der Stadtbevölkerung, aber er mindert sie durch die Kraft … hat man ganz sicher bei allen wichtigen Gelegenheiten in … Geschichte gesehen."

… es sich mit dem skandinavischen Bauer; er macht keine … wählt, und das thut er mit Ernst; er bildet keine politische … natürliche Gruppe. In einem Lande, das eine Million neun… wohner zählt, von denen eine Million sechshundert Tausend … man kaum von einer Unterdrückung der Majorität sprechen. … im allgemeinen aus aufgeklärten Mitbürgern und guten … auf ihr Recht halten, ohne es zu mißbraucheu.

… grund eines unabhängigen Volkes mit einer fast republi… (einer Folge des Rechtes des Volks, dem königlichen veto … zu setzen,) hebt sich die gewaltige Gestalt des Dichter… Björnson ab, des nordischen Victor Hugo, wie ihn die … als seine Erzählung „Das Fischermädchen" in fran… war.

… debutirte er; sein Volk war sein Herz. Von seinem … wurden die Bauerntölpel Fleisch wie unser Fleisch.

Diese Schriften gingen uns direkt zum Herzen und rührten uns … unwiderstehlichere Art als die sogenannten nationalen Novellen, die … Schreibtisch zusammengesetzt wurden.

In der Schweiz des Nordens geboren und mitten unter diesen Leuten er… deren Seelsorger sein Vater war, begnügt sich Björnson damit, zu zeichnen, … er gesehen und erlebt; rein instinktmäßig nähert er sich der modernen Gesch… richtung und wird Maler des Impressionismus, ohne jemals diesen Namen … zu haben und ohne daß ihm dessen Theorien entwickelt worden wären.

Die Wirkung seiner „Erzählungen", der Erstlinge seines Genies, war ko… und das Eigentümlichste war, daß die gesamte verfeinerte Gesellschaft, „die G… geister" sowohl wie die Litteraten, die Männer der Presse und die roman… Dichter von diesen naiven Naturtönen entzückt wurden Björnson gewann … ungeheures Ansehen. „Zwei Eigenschaften finden sich besonders an ihm, die s… in die Augen fallen", schrieb der strenge Kritiker des Temps, „nämlich eine F… des Herzens und des Eindrucks, deren Andenken in unserer Civilisation ve… gegangen ist und ein Gefühl für die Natur, tiefer als unser Geschlecht j… erfahren hat."

Eine Erzählung folgt der andern, und der Verfasser, der mit einen… gewöhnlichen Talent im mündlichen Vortrag begabt ist, trat bald als Vorleser … Novellen auf. Er reist durch alle großen Städte Skandinaviens und wird ü… als Triumphator begrüßt. Die Natur hat ihn reichlich mit all den Vorzügen … gerüstet, die, selbst durch ein ganzes Leben voll Arbeit und Mühe, zu erringen … mittelmäßigen Kopf niemals gelingen würde. Mit einem Siegerhaupt, wie … Volksglaube will, daß alle seine Helden sein sollen, stark und wohlgebaut, … majestätischem Körperwuchs, im Besitze einer biegsamen, aber kräftigen St… verstand er es, ein bezaubertes Auditorium in Spannung und Rührung zu ve… die Zuhörer bald lachen bald weinen zu machen. Als ihm die Vorlesungs… eng wurden, ward er Dramatiker; seine Dramen, deren Erfolg noch nach z… Jahren der gleiche ist, erobern Schwedens königliche Bühne. Die Helden … verflossenen Zeit ruft er in's Leben, nicht in ihrer Eigenschaft als Helden, … als Menschen, und erreicht den szenischen Höhepunkt mit „Maria Stua… Schottland."

Bis hierher siegt Björnson ohne Kampf.

Inzwischen neigt sich der magnetische Schlaf, in welchen das „äst… Skandinavien gefallen war, seinem Ende zu. Neue Winde wehen, der Don… 1870—71 läßt sich bis zu den Alpen des Nordens vernehmen; die neue Art … Welt aufzufassen, der in Frankreich von Taine, in England von Darwin, S… Spencer gehuldigt wurde, mußte auch die nordischen Geister erwecken, die s… Aufmerksamkeit den großen intellektuellen Bewegungen des Kontinents folgen…

Einen Augenblick war es in unseren friedlichen Ländern ruhig. A… schwieg. Man wartete auf eine Katastrophe; aber von wo sie kommen … wußte niemand.

Die Luft wurde immer schwüler; man konnte von Zeit zu Zeit u… Signale der Vorposten unterscheiden, aber man verstand nichts; der Schlüs… Rätsel wurde vermißt.

Zu der Zeit rüstete man sich in Stockholm, der Wahlstatt der ver… Reiche, an der Seite des königlichen Theaters ein neues einzuweihen. N… zweifelte an den Folgen, die ein solches Unternehmen zeitigen mußte.

Die Überraschung war auch vollkommen, als die Zeitungen einige T… vor der Einweihung bekannt gaben, daß auf dem neuen Theater schon in n…

Zukunft zwei neue Schauspiele von Björnstjerne Björnson gespielt werden würden. Unter dieser Notiz verbargen sich zwei Ueberraschungen. Björnson hatte mit dem königlichen Theater und mit dem ästhetischen Drama, auf welches die Verehrer „des Schönen um des Schönen willen" Wert legten, gebrochen.

Thatsächlich war durch diese beiden Stücke „Der Redakteur" und „Ein Fallissement" das Drama der Neuzeit in Skandinavien eingeführt und mit einer Stärke über die Bühne gegangen, welche alle „Schöngeister" vernichten mußte. Es waren Signalraketen, die zum klaren Himmel emporstiegen und Salven hervorriefen, deren Echo wir noch nicht vergessen haben.

Björnson hatte seine Rolle ernst aufgefaßt; ernstlich hatte er kämpfen wollen. Aber das Publikum hatte sich daran gewöhnt, durch seine Dichter Vergnügen zu genießen und wollte sie nicht predigen hören. Man liebte es zu damaliger Zeit, schöne Verse zu machen über die Freiheit oder die Rechte der Menschen, aber es waren die schönen Verse, nicht die Sache selbst, an denen man Gefallen fand. Dank dieser Methode, die unter dem Namen, alles „vom ästhetischen Gesichtspunkt" zu betrachten — unserer Hauptsünde — bekannt ist, kann man über alles schreiben; das Publikum ist fest überzeugt, daß der Verfasser nicht meint was er schreibt. Unsere Zeitgenossen haben den Beweis davon erhalten durch ein eigentümliches Schauspiel in drei Abteilungen, das vor ihnen aufgeführt wurde. Der erste Teil wurde ihnen vom Königlichen Theater durch ein Drama des großen nordischen Dramatikers Henrik Ibsen geboten, dem er den ironischen Titel „Ein Volksfeind" gegeben hatte. Die ganze Gesellschaft wird da von A bis Z auf den Kopf gestellt, aber das Ganze ist so meisterlich gemacht, daß beide Parteien, die Rechte und die Linke, ihren Beifall vereinigten. Man kann sich die Wut des Verfassers denken, als er sah, wie sein Stahlprojektil, im Verlauf eines Jahres sorgfältig gegossen, die feindlichen Reihen, ohne zu schaden, passirte.

Sechs Monate später wurde auf demselben königlichen Theater derselbe Scherz mit einem Drama von unzweideutig nihilistischer Tendenz erneuert; das Thema war aus den zeitgenössischen Geschehnissen in Rußland geholt, und der Verfasser behandelte mit Sympathie einen „dynamitistischen" Helden und eine entsprechende Heldin. Die ganze vornehme Welt, selbst die königliche Familie, eilte, dieses ungewöhnliche Schauspiel zu sehen, und niemand fühlte sich verletzt; die kleine Nihilistin mit ihren elektrischen Batterien, welche den kaiserlichen Wagen auf dem Wege zum Bahnhof in die Luft sprengen sollte, war auch zu schön! Niemand protestirte, und der junge Verfasser lachte heimlich mit seinen Freunden über die Naivheit der Menschen.

Dann gab im verflossenen Jahre zu Weihnachten der bekannte Graf und Akademiker Karl Suvilsky in Stockholm eine neue Sammlung Gedichte heraus. Der Dichter, der seine Neigung nach der liberalen Seite stets an den Tag gelegt, hat in seinen letzten Poesien sich unterfangen, sein Herz dem reinen Sozialismus zu öffnen, ihn zu besingen, die Arbeiterfrage zu berühren und den unbebauten Boden zu bearbeiten, welchen das Leben und die Bedingungen der dienenden Klasse darstellen. Auch diesmal nahm man den Dichter nicht ernst, man fand es nur „schön", den männlichen und weiblichen Arbeitern in ihren Feiertagskleidern von wohllautenden und wohlgereimten Versen die Hand zu drücken. — Das war der ganze Eindruck, den das Buch machte.

Die Gefahr des Kunstwerks ist, daß es niemals ernst genommen wird. Ein geliebter Dichter, der das Recht hat, alles zu sagen, vorausgesetzt, daß er es fein sagt, erinnert er nicht an einen Schauspieler, der im Kostüm des Pulcinell vor die Rampe tritt und mit möglichster Vorsicht dem Publikum erzählt, daß es in den

Koulissen brennt? Das Publikum glaubt, es gehöre zu seiner Rolle und empfängt ihn mit Beifall und Gelächter.

Björnson war Zeuge dieser Komödie; und um das Publikum nicht im Zweifel über seine Ansichten, welche den gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft betrafen, zu lassen, zögerte er nicht, unter die Zeitungsschreiber zu gehen. Diesmal gab es keinen Ausweg, keinen Zweifel mehr. Seiner Rolle als Jongleur und Spaßmacher müde, hatte der Mann seine Sache ernst genommeu.

Auf der Höhe seines Ruhmes, eines Publikums überdrüssig, das sich in's Gesicht spucken läßt, ohne mit seinem Beifall aufzuhören, tritt er in die Schranken, um die religiöse Intoleranz, den Aberglauben, die politische Versumpfung und die Verzagtheit seines Volkes zu bekämpfen, welches allzu lange von den unmäßigen Forderungen der privilegirten Klassen bedrückt worden war.

Von der Stunde an war die Entzückung verschwunden. Der Abgott der vornehmen Welt hatte seine Gabe auf dem Altar der neuen Zeit niedergelegt. Der Zauberkünstler hatte das Geheimniß seiner Taschenspielerei enthüllt; die Sphinx den Mund geöffnet. Moses war vom Berge herabgestiegen, um zur Menge zu sprechen, das Gesicht nicht bedeckt und ohne theatralischen Effekt mit Wolke und Donnergeroll.

Vom Kampf ermüdet, voll Verdruß gegen diese Menge, die erst sein Talent vergöttert hatte und jetzt wütend darüber war, in ihm, der gestern ihr Abgott war, einen Sterblichen zu sehen, verließ Björnson sein Vaterland und zog sich nach Paris zurück. Was er dort suchte, war wohl Frieden und Ruhe, aber eben so sehr ein wenig von jener Elektrizität, die uns rheumatische Skandinavier in die Stadt der Revolutionen zieht, in die Stadt, wo genügend galvanische Ströme für alle Kranken aus der Welt der Gedanken vorhanden sind. Für jene Freunde und wohlwollenden Bewunderer, die nie müde werden, mit ihrem: „Wie schade, daß die Dichter sich in die Politik mischen", hervorzukommen, hat Björnson stets eine berühmte Antwort bei der Hand: „Die Politik ist das Wohl des Nächsten; wer will uns tadeln, wenn wir die Interessen anderer verteidigen?"

Weit fort, in Ternes, hat er sich ein anspruchsloses Heim gegründet; hier, in der avenue Niel, sah ich ihn an seinem Schreibtisch, im Dezember am offenen Fenster, in einem Wolfpelz, eine schottische Mütze auf dem Kopf, seine Dichtungen und Zeitungsartikel schreiben. Als Begleitung dient ihm der Lärm der Straße und das Gezwitscher seiner Kanarienvögel, die, landflüchtig wie er, ihren Bauer auf dem Balkon über den Wipfeln entlaubter Ahornbäume haben. Hier sah ich ihn im Kreise seiner Familie, am Mittagstisch, stets in reiner Menschlichkeit, niemals als „der berühmte Mann." Als echter Krieger hat er sich sofort daran gewöhnt, auf Kriegsfuß zu leben; frei von jeder unnützen Sentimentalität, kennt er das Heimweh nicht. Er liebt sein Vaterland warm, aber er zeigt, daß er den Genuß entbehren kann, seine Alpen, seine Wiesen, die paar hundert Hektar Land, die er besitzt, und die während seiner Abwesenheit von einem Pächter verwaltet werden, vor Augen zu haben.

„Sie haben siebenzig Kühe", sagte eines Tages eine Dame zu ihm, mi[illegible] der er von seinen Einkünften als Landwirth sprach, „und Sie seufzen nicht nach [illegible] Lande?" An Stelle einer Antwort hatte er nur sei[illegible] großes, frohes Lächeln [illegible] begann nicht einmal zu [illegible]. Das Vaterland [illegible] nicht das Felsengeb[illegible], oder der Wald oder [illegible]; für ihn ist [illegible] ein Teil der Men[illegible] lichkeit. Ubi bene, ibi [illegible]

Mit tiefer Rührung [illegible] Björnson's [illegible] einmal. Ich gla[illegible] in [illegible] Nacht in den [illegible] seiner [illegible] fühlen. Kotillono[illegible] au[illegible] Jugend, au[illegible] lenzig[illegible] tmet; die Begräb[illegible]

karten unserer Illusionen, die Erinnerungen an alle jene Ideen, die uns zum heiligen Wasser geführt haben, um eingeweiht zu werden für die Dienste des kommenden … Die ganze Geschichte unseres Inneren seit … Lieder, die unsere Bräute zur Musik Kjernef's … Gesänge, welche der erhabenen, reinen Lebensfreude …heit erwachen zu sehen, Ausdruck geben; Elegien … Ermahnungen an die Jugend, die Fahne hoch … Staatsmänner; Warnungen an die, welche untreu … an die Ueberläufer. Ueberall findet man einen … nicht eine dreisaitige Lyra, sondern ein Konzertflügel … Pedalen. Bald läßt er seine Töne im Rondo erklingen, … Einfachheit; bald läßt er es in Sonaten, con brio … immer reißt er sein Publikum mit sich, das noch nicht …lich variirten Leistungen. Denn trotz seiner politischen …ler geblieben, der sich der Zeitung um der Dinge willen … nichts zu thun haben.

…iefe von Stauffer-Bern.

…itteilungen aus Stauffer's Briefen mit einem ausführ… die ersten Pariser Eindrücke des Malers fort, welcher heute, … Kunst Streit des Tages geht, zugleich mit dem persönlichen …esse wecken wird. Das Schreiben lautet:

Berlin, den 7. Juli 1882.
Victoriastraße 18.

Mein Lieber!

… Brief, der mich sehr vergnügte, nicht sowohl deshalb, weil ich … Dich meines Vaters in liebenswürdigster Weise annehmen willst, … noch lebst. (Eine schöne Periode, was?) Vor allem meinen … Aufopferung und habe Nachsicht mit den etwas canadischen …tern. Also einige spezielle Randglossen zu meinem Pariser Auf… Ich sende da voraus, daß es für Jemand von meinem Naturell …ig objektiv zu bleiben, notabene bei einer solchen Fülle neuer … Seiten auf einen einstürmen. Zuerst einige Bemerkungen im … resp. Frankreich (denn Paris ist Frankreich) im Vergleich zu …tum der alten Kunstschätze und Bauten anbetrifft. Der Unter…reich ist durchaus nicht reicher an Gemälden von Wert, im … in Deutschland wenigstens doppelt so viel oder dreifach so viel …nkreich, denn der Louvre giebt noch lange nicht Ersatz für die … Gallerie, von der Berliner, Casseler, Frankfurter &c. gar nicht …unkte können wir ganz ruhig sein, ebenso ist es mit den neueren …tionalgallerie, neue Pinakothek und Gallerie des Grafen Schack, …euen Abteilung von der Dresdener Gallerie ist, so haben wir … aber reichlich. Nur eines fehlt, das sind die neuen Säle des … haben nichts aus dieser Zeit, und an diesem Krebsschaden

hinken wir immer noch, keine Tradition, keine Schule, wir haben in Deutschland lauter verschiedene Academien, Kunststädte, die einander mehr oder weniger in den Haren liegen, nichts gemeinsam Großes schaffen, lauter Flickwerk, der einzige Ort, wo man was erzielt hat, ist München, denn die vereinzelten Figurenmaler von Weimar und Berlin sind weder Weimaraner noch Berliner, Düsseldorf kommt außer Gebhardt und Erola Bockelmann, was Figuristen anbetrifft, nicht in Betracht. Was uns fehlt in Deutschland ist eine Stadt wie Paris, eine Metropole mit so unbändig viel Concurrenz wie dort, daß sich das Mittelmäßige und Schlechte ganz von selbst ausscheidet. Wer in Paris nicht etwas Gutes leistet, geht unter, krepiert vor Hunger, weil, kommt er nicht in Paris auf, so giebt es eben nichts mehr, denn in Provinzialstädten ist nichts, höchstens Zeichnungslehrer. Wie ist es aber damit bei uns, jedes Fürstchen hat sein Academiechen und ist bestrebt, diese Lichtchen, die sich dazu hergeben, ihre Kunstanstältchen zu leiten, auf möglichste Weise zu heben, daß aber nur dii minorum gentium in irgend solche Provinzialacademie gehen als Professoren, ist doch selbstredend, da machen nun solche Unglückswürmer ihre ersten Studien an einer solchen Academie zu Carlsruhe oder Leipzig oder Weimar, bilden sich ein die Kunst löffelweise gefressen zu haben, resp. es fehlt ihnen der Horizont, der in Gottesnamen dazu nötig ist, etwas Gediegenes zu leisten, und kommen womöglich nicht aus dem Nest heraus, als bis sie zu alt sind und es vorbei ist mit dem Lernen,alle diese Leute haben ganz so viel Talent wie die Franzosen, vielleicht in manchen Fällen mehr, aber der Franzose studiert in Paris, dem Haupt der Welt (Victor Hugo) und der Deutsche in einer Provinzialstadt. Der Franzose sieht um sich herum die furchtbare Concurrenz von 1000 guten Malern, er setzt alles daran diese zu erreichen, der Deutsche sieht in den meisten Fällen nur die paar zweifelhaften Kunstonkel seiner nächsten Umgebung, spannt in Folge dessen seine Kräfte selten so an, wie er könnte.

Aus diesem Gegensatz ergiebt sich von selber die Folgerung. Der Franzose erzielt auch von dem minder groß angelegten ein geschultes fleißiges Werk, dem man die Correktheit in vielen Fällen nicht absprechen kann, und auch der minder begabte hat Sachen, auf die wir erst unsere Köpfe später anrennen, schon als Akademiker überwunden, lernt eben mehr, weil er einen fast vollständigen Ueberblick über die gesammte gegenwärtige Kunstthätigkeit hat, das fehlt dem Deutschen. Und dann vor allem die Tradition, der Franzose hat bis jetzt noch nie so im Gegensatz zum Styl und zur Zeichnung gearbeitet wie der Deutsche im Gegensatz zu Cornelius und Schnorr. Weil die Leute wie David 2c. eben immer noch famos malten Ingres z. B. es ist ja ein Staat auch Fladrin, dem deutschen sind eine Zeit lang die Steuer aus der Hand gefallen, er kriegt sie wieder, da ist nichts zu fürchten, aber bis dahin können wir noch nicht konkurriren. Du sprichst von Max, Lenbach, Gebhardt, Diez, Loefftz, Feuerbach, Knaus, Menzel, Makart, Leibl, Defregger, Kaulbach, es mögen ja immer noch etwa zehn hervorragende Meister sein, dann hat es aber ein jähes Ende, es ist fast nichts mehr da, was mit diesen konkurriren könnte, das ist bei den Franzosen anders, die haben für jeden großen deutschen Meister (die ich hier aufgezählt, sind mir sämmtlich sympathischer als das meiste, was ich dort gesehn), haben die ein bis zwei Dutzend Leute, die was Können anbetrifft, ich rede nicht vom Geist, ebenso hoch stehen, oder in einzelnen Fällen noch höher, ich nenne bloß Paul Baudry, Gerome, Meissonier, Bonnat, J. P. Laurens, Dagnan, Giron, P. Courtois, L'Hermitte, Dubois, Cabanel, Lefebvre, Bouguereaux, Goupil und so weiter, es hört eben gar nicht auf.

Neben diesen großen Lichtern giebt es noch eine unabsehbare Reihe Leute ohne Namen, die man in Deutschland anstaunen würde als große Herren, da ist z. B. einer, Maurin, der zwei Studienköpfe ausgestellt hat, man sollte es nicht glauben, aber ich möchte einen Leibl daneben nicht sehn, er würde flach wirken, dieser Maurin führt ebenso aus wie Leibl, malt jedes Haar, bei einer Gesammtwirkung, daß einem selber die eigenen bolzgrad gen Himmel stehen. Kurz der Salon ist eben voll vorzüglich gemalter Sachen, ohne daß etwas da wäre, wo man, wie vor Gebhardts Abendmahl sagen könnte, es ist ein Culminationspunkt, es ist nicht möglich größeren Eindruck hervorzubringen, vor allem fällt einem nachdem wir nun die Lichtseiten betrachtet am meisten eine durchgehende so unglaubliche Geistesarmuth auf auch bei Sachen, die der Begeisterung sehr bedürfen.

scheinen die meisten Franzosen darauf zu legen, im Freien abspielt, auch im Freien gemalt sei, etwas an- vor der geistreichen Vollendung der Form, der all- sie nun uns um zehn Meilen voraus, weder Lenbach Deutschen hat jemals so richtig realistisch gemalt (in der wie diese Jungfranzosen, Impressionisten, Duez rc. Aber hat man zum Leben, was ist nun das, womit man sie einen ganzen Sommer abquäle, um einen lebensgroßen Pflanzen davor lebensgroß abzumalen und hundertmal abkratze, sonstigen Holzes noch nicht ganz getroffen scheint, dann ein Atelie- n, um den Tonwert zu studiren, oder gibt es Dinge, die solche Experimente gefallen, einmal zum Studium, aber damit ich mir doch zu schade. Diese Sachen sind manchmal, in allen poetischen Reizes baar, ohne aber auf der andern Seite liebevolle Durchführung auch der Form, die ja eigentlich nur Das Resümé ist das.[1] Die meisten Bilder, leider gilt das malis, sind gemalt, um per Distance auf zwanzig Schritt zu auch vortrefflich, aber nur nicht eingehen muß man auf die De- vor der Leere in den meisten Fällen. Ausnahmen gibt es ja selten, aber der Eindruck des panoramahaften bleibt.

age, man sprach von Courbet als dem Maler, der die poetische unglaublich vernachlässigt, ich fühle mich gedrungen, das auf das ent- en, es ist in den Landschaften und Tierbildern von Courbet eine des Tones, wodurch Stimmungen erzielt werden, wie ich sie selten Bildern sah, ich sah z. B. die zwei Steinklopfer, und staunte wie sprechen kann. Ueberhaupt es ist eine so feine Beobachtung und auch die Figurenbilder, allerdings nur zum Teil, wirken auf mich sind vielleicht nicht so vollendet, aber man hat das Gefühl, dieser vor 250 Jahren gelebt haben und Schüler von Velasquez ge- mich das Begräbnis von Ornans an, es hat eine Stimmung direkt vergleichen. Du wirst es aus Holzschnitt kennen, die Figuren sind ensgroß. Er war ein Titane, dieser Courbet, auch seine Fehler chwind sagte einmal von einem Bilde, es wäre so langweilig, daß Fehler hätte. Die meiste Aehnlichkeit im Naturell scheint mir Cour- bach, trotzdem sie Punkt Malerei einander wenig ähneln, aber dieselbe dieselbe Nichtachtung unwesentlicher Details und dieselbe fabelhafte osen malen jetzt korrektere Bilder, zwanzig Mal so realistisch wie nach noch immer nach seiner Pfeife, aber ohne seinen Genius. eres.)

rtraits zu sprechen, war vor allem ein Portrait einer Dame von Morot mir imponirte, vollendet in Farbe und Form, wie der beste alte Spanier, viel mehr wie diese, wenn das Ding wirklich nach dem Leben (nicht ergruppe und Modell), so auf einen Guß auf die Leinwand kam wiedergiebt wie es scheint, dann Hut ab, ich möchte ihn dann für traitisten überhaupt halten, aber die Natur resp. Original möchte ich der überzeugendsten Bildnisse. Dann ein Portrait eines jungen de Rôme gemalt, ich muß gestehen, das war vollendet schön waren zu sehr Pinselstriche, aber gleichwohl war es eines der ein Damenportrait lebensgroß ganze Figur (wie das von Morot) von der nebenbei auch einer der größten Maler ist, vortrefflich in der Auffassung, dann die Madame Judic von Giron von Genf, van der Meer von Delft (Figurenmaler) riesig studiert haben, einer, zwei Arbeiten waren von dem da, vollendet schön, neben noch ein riesig feiner coloristischer Geschmack, was dort nicht m kommt Bonnat mit dem Portrait von Puvis-de Chavannes,

knallt wie eine Bombe, aber die obgenannten gefallen mir noch besser. Lenbach ist mir eigentlich lieber wie Bonnat, er scheint mir die Physiognomie besser zu studieren, wenn er auch Bonnat in der malerischen Erscheinung nicht entfernt Stange hält. Eines der ansprechendsten feinsten Bilder im ganzen Salon ist Verenskioelds „Lieblingsplätzchen“, ein kleines Bild im Freien, ein Stück Fels, ein par Bäume, ein par weiß angestrichene Stühle und Frl. Thommsen (meine frühere Schülerin), es ist ein Zauber in dieser kleinen Leinwand, wo man wieder recht sieht, daß die Kunst nicht nach der Elle mißt, einen solchen Realismus à la bonheur! (wie Max). Zum Schluß noch ein par Worte über meine Sachen, es waren keine Portraits da die besser hätten (abgesehen von Wirkung) die Physiognomie des gemalten ergründet, aber die Wirkung war ganz verfehlt, lieber ist es mir aber, daß es so ist als wenn das Gegenteil wäre, denn das kann ich noch lernen, während das andre, wenn ich es bis dahin nicht hätte, so würde ich es niemals bekommen. Es waren beide Portraite mit mehr oder weniger Geschmack colorirte gute Zeichnungen. Aber ich bin durchaus nicht decouragirt, sie haben auch dort vielseitige Anerkennung, sowohl von Malern als auch Recensenten gefunden, ich kann mit meinem Debüt zufrieden sein.

Was ich Dir hier schreibe, sind lauter abgerissene Gedankenspähne, die Du Dir selber zusammenreimen mußt, denn ein geordnetes ganzes zu schreiben, dazu habe ich weder Talent noch Lust. 100000 Grüße und Wünsche für Dein Wohlergehn und für das unsrer Freunde von Deinem treuen Freund Stauffer.

Theater.

Deutsches Theater: Das alte Lied. Schauspiel in drei Aufzügen von Felix Philippi.

Freie Volksbühne: Der Leibeigene. Schauspiel in vier Aufzügen von Pissemski. Deutsch von E. von Schabelsky.

Ein Autor, der auf dem Theater lebhafte Erfolge gehabt, las mir neulich sein jüngstes Stück vor. Ich konnte mit gutem Gewissen die saubere Arbeit loben, die gut gefundene Fabel, die Bühnenwirksamkeit, er aber unterbrach jede Anerkennung mit der eiligen Frage: Nicht wahr, es ist doch litterarisch, litterarisch? Was er damit meinte, versteht jeder, wenn auch der Ausdruck nicht glücklich war, und zu „litterarisch“ nach meinem Geschmack: es gibt solche Stücke und es gibt solche Stücke, wollte er sagen: Theaterfutter, das nach einer Weile, so willkommen es zuerst war, völlig aufgezehrt ist, und dramatische Schöpfungen, die eine Seele haben, und die nicht bloß theatralisch, die poetisch leben und fortleben. Manches Jahr lang haben auf dem modernen Theater nur jene gewohnt, nicht diese: Sardou und Blumenthal, Schönthan und Lubliner; und es ist ein Resultat der neuern Bewegung erst, daß man in immer größeren Kreisen immer sicherer erkennt: wie auch das Theater nicht den Handwerkern zur Beute werden darf; und auch das ist ein Resultat der neuen Bewegung: daß dem Produzirenden selber die bloße Bühnenwirksamkeit nicht mehr genügt, und daß sie geängstigten Gemütes fragen: es ist doch litterarisch, litterarisch?

Nicht den Handwerkern allein darf das Theater zufallen, sagte ich. Keiner, der Bühne und Publikum kennt, wird diese braven Lieferanten zum Tempel hinausjagen wollen: sie sind eine theatralische Notwendigkeit, denn sie geben der Bühne erst die Möglichkeit zu existieren, im ökonomischen Sinne, wie im Sinne eines geregelten, täglichen Kunstbetriebes. Aber es gilt, Grenzen abzustecken, immer von Neuem; und wenn diejenige kritische Betrachtung, welche in den großen Tagesblättern ihres Amtes waltet, mit milder Gutgelauntheit einmal fünfe grade sein läßt, so ist an dieser Stelle, wo eine ernsthafte „litterarische“ Kritik versucht wird, um so bestimmter zu scheiden zwischen dem einen und dem andern: den ursprünglichen Quellen und den abgeleiteten, den Werken der Schöpfer und der Fabrikanten.

[illegible] kann Niemandem zweifelhaft sein, wohin Felix
[illegible] sie hat das Publikum der ersten Aufführung leb-
[illegible] angeregt, allein daß sie eine Arbeit aus dritter Hand
[illegible] gewandten Theatermenschen, nicht eine notwendige
[illegible] die heftigsten Applausspender bald erkannt haben. Noch
[illegible] gemachtes Werk darstellt, thut vollkommen recht, sie nimmt
[illegible] findet; aber auch die ernsthafte Kritik thut nur nach
[illegible] deutlich wie möglich wertet, wenn sie es mißt und wägt

[illegible] dieses „alte Lied“ auch als eine abgeleitete Arbeit
[illegible] unsere gegenwärtige Situation bleibt es dennoch, und so ver-
[illegible] dabei zu verweilen. In der Litteraturgeschichte lernen wir,
[illegible] der Epochen, so sicher wie aus den Werken der oberen
[illegible] mäßigkeit erschließen kann; und in dieser Erwägung wird
[illegible] end in manchem Punkte: woher wir kommen und wo
[illegible] Neuem erkennen lassen.

[illegible] Salonschauspiel geht der Autor aus: so zeigte ihn sein
[illegible] halben Schauspielhaus-Erfolg errang, in verklungenen Tagen
[illegible] Sardou gemischt mit Ibsen zeigte die zweite Philippische
[illegible] gefallen am Residenz-Theater. Kamen auf Hauptmann und Holz-
[illegible] der Wildenbruch der „Haubenlerche“: und zu den bereits vor-
[illegible] Meistern traten hinzu die Dichter des Naturalismus mit ihren
[illegible] reale Sprache, Hinterhaus, Kühnheiten der Stoffwahl und
[illegible] Kombination ergab sich demnach mit einer Art litterarischer
[illegible] sind die französischen Muster dem Verfasser die obersten, darum
[illegible] Eheglück in der bekannten Pariser Tonart gesungen, dem Salon
[illegible] chic gehören zwei Aufzüge von dreien, und auf Spannung
[illegible] Charakteristik; allein in dieses bekannte Theaterarrangement hinein
[illegible] neuer Wirklichkeitsmomente, und ein ganzer langer Aufzug gehört
[illegible] in der Frankfurterstraße, ihren ungleichen Töchtern und Chambre-
[illegible] den Wert dieser Schilderungen aus Berlin O. noch so niedrig
[illegible] Mode reden und leerer Nachahmung, mag man die Willkürlichkeit
[illegible] gen, die diese beiden Elemente zusammenpreßt: Isa Clemenceau und
[illegible] ardou und die Freie Bühne — immer läßt doch dieser Winter der
[illegible] „alten Liedes“ erkennen, wie belebend, wie umwälzend die na-
[illegible] auf unser theatralisches Schaffen gewirkt hat. Sie hat dem Dichter
[illegible] sie hat ihm neue Stoffgebiete erschlossen, und von diesen Re-
[illegible] die Autoren der mittleren Schicht zu profitieren an; sie mischen
[illegible] und wer unter ihnen noch fähig ist zuzulernen, sucht eifrig das
[illegible] des Theaters. Daß auch Herr Philippi diesen Weg wandelt,
[illegible] verdient; und daß er Fortschritte auf ihm gewann, können wir,
[illegible] nun gerne zugestehen; der Beifall der Zuschauer hat es ihm

[illegible] müssen wir Grenzen abstecken, zwischen der oberen litterarischen
[illegible] mittleren. Pissemski einen Kunsthandwerker zu nennen, wäre
[illegible] schief; sein Werk, wieder eine Variation auf das Thema vom
[illegible] äußeren Mache frei, ein breites, treues Wirklichkeitsbild, dem
[illegible] los und kunstlos. Aus dem Milieu des russischen Dorfes, wo
[illegible] pfiffiger Schulze und eine willenlose Bauernheerde beieinander
[illegible] des betrogenen Gatten deutlich hervorragen, der für seine Ehre
[illegible] läßt; aber diese Fabel einheitlich und wirklich zwingend auszu-
[illegible] das Letzte und Beste: ganze Poetenkraft und die feste Sicherheit
[illegible] bilde sozialer Zustände scheint er zuerst entfalten zu wollen,
[illegible] Leibeigenen“ nennt, den Verführer im Gutsherrn aufzeigt, und
[illegible] schildert wider die niederen; allein er durchkreuzt seine

eigenen Absichten, als er dann in dem Adligen einen sympathischen Schwächling enthüllt, und die verführte Frau zu diesem ebenso leidenschaftlich hinstreben, wie von dem braven Gatten sich fortwenden läßt. Vermisse ich hier das Walten eines organisierenden Kunstverstandes, so fehlt mir in der Dichtung, soll ich sie als reines, tendenzloses Lebensbild werten, die Fülle und Kraft der Charakteristik, welche den Eindruck der Wirklichkeit erst schafft: dieser brave Leibeigene müßte sich rund ausleben nach allen Seiten wie der „Richter von Zalamea“ etwa, dem man ihn in seinem bäuerlichen Selbstgefühl vergleichen kann, wenn er uns zum Glauben zwingen sollte an sein seltsames Pathos. Seine verletzte „Ehre“ will er herstellen, wie ein Spanier; aber rechtgläubig wie ein Russe sieht er nicht in der Trennung der entweihten Ehe, sondern in ihrer gewaltsamen Bindung das, was not thut: die Kirche hat diese Frau und ihn „zusammengesungen“, so empfindet er, und darum muß Lisaveta an seiner Seite ewig fortleben, das Kind der Schande mit ihr.

Nur eine ganz ursprüngliche Kraft vermöchte so eigenartiges Anschauen dem widerstrebenden Hörer aufzuzwingen — nicht Pissemski's mittleres Können und Gestalten. Selbst von dem reflektierenden Zuschauer wird die stärkste Fähigkeit, zu abstrahiren, und fremdes und fremdartiges Empfinden dem eigenen einzuordnen, hier gefordert; aber wie soll nun der naive Zuschauer sie leisten, er, der wohl den Betrogenen begreifen würde, welcher die Ehebrecherin, sei es nun niederstößt oder von sich jagt, aber nicht den frommen Mann, der im Namen der Religion die Fliehende halten will. Erotische Speise, die das geschulteste Publikum der Hauptstadt selbst nur mühsam verdauen könnte, ward diesmal den erfreulich ungeschulten Hörern der Volksbühne vorgesetzt: kein Wunder, daß die Wirkung eine unsichere nur ward, und daß mehr Heiterkeit die drastischen Momente des Stückes begleitete, als Ergriffenheit die entscheidenden dramatischen. Zu lachen sind die Leute immer bereit, auch in der Freien Volksbühne; aber in den Ernst muß sie Dichterkraft hineinzwingen, und das mißlang nach meiner Beobachtung beinah ganz: man fühlte sich vor einer fremden Welt, und volle Illusion, die Vorbedingung populären Erfolges, ward nicht geweckt. Wie anders lauschte man, andächtig, mit angehaltenem Athem, den Reden des Volksfeindes und des Musikers Miller; wie ward man in Spannung gehalten durch die vielverschlungene Fabel und den sozialen Untergrund der Ereignisse in den „Stützen der Gesellschaft.“ Diesmal aber zeigte das in Permanenz erklärte Husten und Räuspern, die Unruhe und die Heiterkeit an ungehörigen Stllen das mangelnde Interesse deutlich an: man konnte beinahe glauben, in einem „Bourgeois“-Theater zu sein. Zum ersten Male hat die Freie Volksbühne ein Werk von nicht voller poetischer Geltung geboten (die „Ehre“, den geschenkten Gaul, lasse ich unbesehen passiren), und der Erfolg spricht nicht dafür, Experimente von dieser Art zu wiederholen; gerade jetzt, wo der Zulauf zu den Vorstellungen so erfreulich steigt, scheint spröde Vorsicht doppelt geboten. Man muß Grenzen ziehen, auch hier: denn nicht nur für uns von der litterarischen Zunft, auch für das Volk ist das Beste eben gut genug.

Otto Brahm.

Von neuer Kunst.

Wenn auch nicht reines Gold, so doch edles Metall in erfreulicher Masse zeigt eine Sammlung belgischer Bilder, welche von dem Vereine „Als ick kan“ bei Schulte zur Ausstellung gelangt sind. Der schöne Wahlspruch, den sich der Verein von van Eyck angeeignet, besitzt dieselbe Mischung von Bescheidenheit und Selbstbewußtsein, die den Niederdeutschen zum großgearteten Charakter macht, einem Charakter, der sich tief und heimlich empfindend nach innen auslebt und erst wie der Stein Feuer giebt, wenn er geschlagen wird. In dem seligen — wenigstens äußerlich so beneidenswert erscheinenden

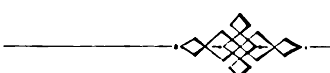
– Neutralitätszustande Belgiens scheinen die Maler, da sie weder von Pfaffen noch vom Kapital, noch von der Conscriptionsliste gepeinigt worden, sich durchaus nach der Väter Weise ausgelebt zu haben — besser wohl auszuleben, denn alternde Züge sind nicht wahrnehmbar, eher einmal jugendliches Tasten hier und dort. Kein monumentaler Zug, keine lodernde Leidenschaft, aber eine stillsinnige Liebe noch zu dem Sonnenstrahl, der die Ramsnase eines alten Weibes umspielt. Feine Beobachtung der Lichtstimmung ist ihre größte Stärke, daher auch das Landschaftliche das Bedeutendste. Es steht freilich nicht mehr so einzigartig da, wie in der großen Zeit der alten Meister, welche ja zuerst den Reiz der Natur in jeder Stimmung entdeckten. Bei unseren Verkehrsverhältnissen kann nur ein ganz besonderes Einsiedlergenie unberührt von der übrigen Welt bleiben. In jedem anderen „ick," das etwas kann, stecken noch eine ganze Menge früherer, die's ihn gelehrt. Hier sind's die Freilichtmaler und Impressionisten, die reichen Einfluß auf die Entwickelung geübt haben. Aber die gallische Maßstablosigkeit hat die niederdeutschen Künstler nicht angesteckt. Tafeln von einer Größe, die sofort nicht heroische, sondern intime Eindrücke vermuthen läßt, bilden das Schlachtfeld, auf welchem ein neuer Reiz der Natur nach dem anderen erobert wird, bald in neuer, bald in älterer Kampfesweise, bald mit größerer, bald mit geringerer Kraft. Darin liegt eine große Gesundheit und zugleich zeigt sich immer so viel individuelles Künstlerleben, daß das Bild nicht wie ein brutal mit dem Messer willkürlich herausgeschnittenes Viereck irgend eines Winkels Natur aussieht — wie beispielsweise einige der neuesten Bilder des sonst vortrefflichen Hans Hermann bei Gurlitt wirken. Dem einen großen Zuge moderner Kunst, der Aesthetik des Häßlichen beizukommen, oder besser, zu beweisen, daß das sogenannte Häßliche noch viel relativer ist, als das sogenannte Schöne, wird durch Photographiren eben doch nicht entsprochen; die photographische Camera hat weder Temperament noch Blick für den werthvollsten Moment. Daß die Belgier diesen maschinenmäßigen Impressionismus nicht mitmachen, gewährleistet ihnen dauernde Werthschätzung. Bei ihrer Richtung ist es ganz selbstverständlich, daß ihnen außer der Landschaft und der Marine nur das Stillleben und das Genre — ein Genre, welches man auch noch recht eigentlich Stillleben nennen könnte — naheliegt. Schon das geistige Leben eines männlichen Bildnisses scheint ihnen zu weit ab von der unbewußten Wirksamkeit der Natur zu liegen, ihre größte Stärke sind Darstellungen älterer Frauen, in ruhiger Auffassung, darunter ganz vorzügliche Stücke.

Ich kann an dieser Stelle, da der zugemessene Raum nur die Hervorhebung größerer Züge im modernen Kunstleben zuläßt, nicht die einzelnen Bilder, ja nicht einmal die einzelnen Meister zu charakterisiren versuchen. Selbst wenn ich sage, daß mir vor allem H. Luyten, dann Paul Gorge, Prospeo de Wit, Fr. Proost, R. Baseleer, Everhard Larock und E. Moutermaertens als die bedeutendsten Individualitäten erschienen sind, ist damit eben selbst nur ein individueller Eindruck wiedergegeben, der immerhin in Ermangelung von Besserem hier stehen mag. Man muß im Uebrigen schon selbst sehen. Selbst sehen muß man aber vor allen Dingen baldigst das Schaufenster von Amsler und Ruthart, in welchem Radirungen von Stauffer-Bern und Max Klinger ausgestellt sind. Den Lesern der „Freien Bühne" ist der Genius des ersteren ja schon so nahegerückt worden, daß ich mich darauf beschränken kann, auf diese Bildnisse von holbeinischer Klarheit der Auffassung einfach hinzuweisen.

Unter den Klingerschen Blättern schien mir zwar nur eine Landschaft neu, diese aber athmet durchaus den seltsamen Geist des einzigartigen Künstlers. In seine Blätter muß man sich eigentlich, den Kopf in aufgestemmten Armen vergraben, hineinsehen, bis alles Dämonische, Räthselvolle, Uebergewaltige vor starrem Auge verschwimmt. Dann erst fangen diese Orgien der Künstlerphantasie an zu leben und lassen einen tagelang nicht los. Was man bizarr, ja was man scheußlich gefunden, wird zuletzt aufgelöst in den gewaltigen Eindruck dieser echten Dichterpersönlichkeit. Daß Klingers Werke ein Publikum finden, ist immer eins der tröstlichen Zeichen der Zeit. Es ist die ganz nothwendige Ergänzung zum Realismus — und daß der Zusatz von Phantastik nicht übermäßig wird, dafür sorgt schon Mutter Natur, die nur einen Böcklin, einen Klinger, einen Thoma, vielleicht noch einen Hendrich allen Impressionisten, Realisten und Freilichtlern entgegenzustellen hat.

Hans Schliepmann.

Theateragenten. Der Justitiar der Kgl. Theater in Berlin und Syndikus des Deutschen Bühnenvereins, Herr Landgerichts-Rat H. Bischoff hat eine Broschüre erscheinen lassen, welche in ihrem negativen Teil in dem Ausruf gipfelt: Fort mit den Theateragenten! und in ihrem positiven Teil gutgemeinte, aber dürre Vorschläge „zur Beseitigung dieses Uebels“ entwirft. (Die Theateragenturen, ein soziales Uebel für Bühnenvorstände und Bühnenmitglieder. Berlin, Walther und Apolant 1891.) Die Bestrebungen des Verfassers werden in engeren Kreisen viel Lärm machen, obgleich sie Thatsachen nur aufzeigen, die allen Theaterleuten bekannt sind; und Niemand, außer den Getroffenen, wird etwas dagegen einzuwenden haben, wenn die mancherlei Praktiken und Kniffe der theatralischen Zwischenhändler mit scharfem Lichte öffentlich beleuchtet werden. Doch scheint es uns, daß Herr Bischoff seinen Standpunkt nicht hoch genug und nicht frei genug genommen hat: er sieht nicht, daß dieses eine „soziale Uebel“ nur ein Glied ist in der Kette kapitalistischen Kunstbetriebes, die uns drückt, und daß, wer dieses endgiltig entfernen will, zugleich dem ganzen System wird Kampf ansagen müssen; und er blickt, zufolge seiner Stellung als Berater der Bühnenleitungen, mit naiver Selbstverständlichkeit die Interessen der Theaterwelt vom Direktorentisch nur an. Darum erscheint es ihm als bedauerlich, wenn durch Agentenhilfe „der Debet-Saldo für Autorenanteile mehr und mehr anschwillt“, und er scheint demnach auch die Autoren für ein notwendiges „soziales Uebel“ nur zu halten; und er erachtet es weiter als einen argen Schaden, wenn die bösen Agenten talentvoll Strebende, die irgendwo in der Provinz in „einem hübschen Ensemble“ sitzen, von ihrem „lieben alten Direktor“ fortziehen in größere Verhältnisse hinein. Und doch stellt der Autor selber fest, daß unsere öffentliche Ordnung auf „freie Entwicklung der wirtschaftlichen Kräfte des Einzelnen“ abzielt, und daß es nicht angeht, wirtschaftliche Selbständigkeit dauernd einzuschränken; aber zu so einfachen Einsichten gelangt er eben nur im Kampfeifer gegen die Theateragenten — die Theaterdirektoren, das, Bauer, ist ganz was anderes. Inwieweit der positive Vorschlag des Herrn Bischoff: Anstellung von „Vertrauensmännern“ an den Bühnen, welche die Verbindungen vermitteln, durchführbar ist, mögen die Praktiker unter sich ausmachen; sehr vielversprechend erscheint uns der Gedanke nicht, und so werden wir wohl mit den andern sozialen Uebeln, auch dieses Theateragenturwesen noch eine gute Weile weiter tragen müssen. **O. B.**



Küsse.

Von

Rosenkrantz Johnsen.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von M. v. Borch.

(1. Fortsetzung.)

Eines Tages erwachte er früh am Morgen und fühlte sich so leicht um's Herz, so klar im Gehirn und so frei von körperlichen Schmerzen, daß er ohne Bedenken aufstand und sich ankleidete.

„Als ob ich das nicht gefühlt hätte," murmelte er, indem er — ein wenig schwindlig — durch's Zimmer ging und hinausblickte; „wieder das schönste Frühlingswetter. Wie leicht ich mich fühle."

Und nach dem Frühstück, dem er zur Freude seiner Mutter wacker zusprach, ließ er Castberg, den einzigen wirklichen Umgangsfreund, den er am Orte hatte, durch das Mädchen holen.

Die beiden Freunde begrüßten einander herzlich. Castberg schalt Pér, weil er ihn nicht bei sich haben gewollt, während er bettlägerig war; aber Pér entschuldigte sich damit, daß er keine Fremden in seinem Schlafzimmer vertragen könne; das genierte ihn im höchsten Grade, sagte er.

„Als Du das letzte Mal zu Hause warst, Pér, war es anders."

„Mag sein. Aber die Sache ist die, daß ich angefangen habe, mir Gewohnheiten zuzulegen, und wenn man seine Gewohnheiten nicht mehr pflegen darf, kann man ebenso gut hingehen, und sich eine Kugel durch's Herz schießen, — wie? Jetzt bin ich ja auch schon ein älterer Herr."

„Sechsundzwanzig am nächsten sechsten Oktober", bemerkte Frau Sommerfeldt.

„Augenblicklich ist mir zu Mute, wie wenn ich sechzehn wäre, Mama. Vermutlich ist es die zarte Frühlingsluft, die mich so anspannt. Sie wirkt wie starker Wein. Du, Castberg, machen wir einen Spaziergang — nach dem Hünengrab zum Beispiel. Heute ist der Blick auf's Meer gewiß sehr schön. Die Aussicht von dort oben habe ich so gern. Ich habe wenigstens schon hundert Kronen damit verdient. Zweihundert, glaube ich. Den Wert eines Sommertages von dort gesehen, veranschlage ich auf fünfunddreißig Kronen, und über einen ordentlichen Nordweststurm mit wolkenhohem Wogenschaum über die Scheeren muß ich mindestens für fünfzig Kronen schreiben lassen. Wenn ich reich wäre, würde ich den Fleck mit dem Monopol, die Natur da draußen beschreiben zu dürfen, erwerben, ganz wie die Engländer, die Flußstrecken kaufen mit Lachsfischereimonopol."

„Pfui, schäm Dich, Pér."

„Ich meinte nichts schlimmes damit, Mama, — glaube ich. Aber daß ich's nicht vergesse: Cigarretten müssen wir mitnehmen. Und dann denke ich, stecken

wir eine Flasche Chambertin in die Tasche. Cigarretten und Chambertin sind augenblicklich meine größte Schwärmerei. Und dann Chopin," fügte er hinzu, indem er einen grauen Regenrock anzog; — „aber hier giebt es wol keinen Menschen, der so civilisiert ist, daß er Chopin spielt, vermute ich."

„Zufälligerweise doch," sagte Castberg.

„Wer denn?"

„Ein gewisses Fräulein Helland, Du kennst sie nicht; sie ist erst seit kurzem hier."

„Ach, die, in die Du verliebt sein sollst."

„Geschwätz und Stadtklatsch. Ich habe ihr ein wenig den Hof gemacht, weil sie neu ist, und da heißt es dann natürlich gleich, man ist sterbens verliebt."

„Nicht so hastig, mein Junge, sonst glaube ich Deinen Versicherungen nicht! Komm, gehen wir. Bob! Pst! Hinaus auf die Straße."

Bob raste an ihnen vorüber hinaus durch die Gartentür, und sprang und kläffte vor Freude, endlich wieder hinauszukommen, zum größten Entsetzen für eine Schaar spielender Kinder, die kreischend nach allen Seiten aus einander stoben.

Das Hünengrab, ein Königshügel aus der Wikingerzeit, lag dicht am Strande, eine halbe Stunde von Sommerfelds entfernt.

Die beiden Freunde setzten sich auf einen großen, flachen Stein am Fuße des Hügels, Pér holte die Flasche Chambertin und das Glas hervor, zog den Pfropfen heraus und schenkte ein; dann begann er, eine Cigarette zu drehen, während er mit tiefem Wohlbehagen die berauschende Luft des klaren, kraftvollen Frühlingstages einsog.

Dicht unter ihnen lag die Segellinie, weiter westlich die tannenbekränzten Scheereninseln — die größeren, spärlich bewohnten in einem schleierhaften, blauen Nebel; und ganz draußen das weite Meer, ruhig und weiß, nur hier und dort von einem flackernden Windstoß schwarzblau gekräuselt.

Auf den feucht dampfenden Feldern rund umher wurde gepflügt und geeggt und gegraben. An einzelnen Stellen wurde Dünger gestreut. Zwischen altem Stroh und Lumpen, Fischabfällen, zerrissenen Schuhsohlen und -Absätzen schimmerten und blitzten Topfscherben und Glassplitter in dem blendenden, scharfen Sonnenlicht, und auf dem Kies der Wege krochen metallisch glänzende Insekten auf geschäftigen Beinen zwischen Erdklümpchen und Steinen hin und her. Auf den Hausdächern an der Sonnenseite war ein kolossales Spatzengetriebe, und auf einem Baum dicht hinter ihnen schwadronierte ein neuvermältes Elsternpaar, das eifrig mit seinem Nestbau beschäftigt war. Stattliche Mantelmöven mit draller, schneeweißer Brust trippelten in den frischgezogenen, schwarzbraunen Furchen, wo sie eine Menge Schnecken und fettes Gewürm fanden. Ueberall blökten Schaafe und junge Lämmer, die gesäugt wurden und mit den Schwänzen schlugen. Hoch oben schwirrte eine zwitschernde Lerche, zu Bob's größtem Aerger, der sie nicht fassen konnte, sondern sich damit begnügen mußte, auf demselben Punkt zu stehen und mit der einen Vorderpfote in der Luft fortwährend zu knurren und zu bellen.

„Still, Bob," kommandierte Pér endlich mit auffallender Müdigkeit und Gereiztheit in der Stimme.

„Jetzt siehst Du wieder elend aus, nimm noch einen Schluck Wein!" sagte Castberg.

„Ach ja, ich fühle, daß ich noch immer elend bin. Das macht die Frühlingsluft, und dann bin ich selbstverständlich matt nach dem langen Eingesperrtsein."

„Was zum Teufel fehlt Dir denn eigentlich?"

... einen neugierig forschenden Blick. Sommer... mit einem Ausdruck des Aergers und der

... fehlt mir, und nichts. Nein garnichts. Die ... vorüber. Und dann bin ich verbummelt. Ich ... die Bummelei."

... Und dann habe ich all mein Geld durchgebracht und ... geht auch vorüber. In Kopenhagen bin ich über ... gewesen in seelischem und körperlichem Katzenjammer ... zu reden brauchst; aber das geht auch vorüber. Das ... wenigstens das Trinken nicht."

... so was verfallen können?"

... Ich bin grenzenlos verzweifelt gewesen und bin es ...wissen, wenn Du willst. Das ist vielleicht blödsinnig —

... und drehte sich eine Cigarrette während er sprach. ... Enttäuschung gehabt, will ich Dir sagen."

... war die Tochter eines Artilleriehauptmannes, der sehr ... und sehr verschuldet war. Sie war hübsch, lebhaft und ... Kopf. Du großer Gott, wie habe ich sie geliebt! Ich ...sinnig vor Freude, als wir uns gefunden hatten. Das ... anderes als die widerlichen, alltäglichen Weibergeschichten, ... Wochen nach der Verlobung brachte sie die Sache auf ... Ende, wie nur ein kluges Weib es thun kann, und nicht ...ntlich verlobt mit einem Professor, der genau doppelt so ... war wie ich."

... Mädchen, lieber Freund!"

... Nun, — sie verheiratete sich und ist vermutlich glücklich. ... jeden Fall, und das ist die Hauptsache. Ich nahm mir ... zu Herzen; ich habe wirklich darüber getrauert. Jetzt ist das ... mit der Trauer. Als sie aber über mich kam, hat sie mich ...macht; so blödsinnig, daß ich weder arbeiten, noch irgend ...te. Und da fing ich denn an zu trinken, — still und be... ein Schwamm. Natürlich ist das riesig blödsinnig, Alter, ... — ich trank."

... Weiberbetörern zu gehen. Ihr wandert umher und flüstert ...frauen Raupen in den Kopf — aber wenn Ihr dann ... zwei Dutzend Frauenzimmer weggerast seid, so werdet ... einer alternden Vogelscheuche erwischt oder von einer talent... an der Nase herumgeführt."

... auf, trank ein wenig Wein und trocknete sich die Stirne,

... Ihr die Weiber noch obendrein und nennt sie treulos ... Und fangt an zu trinken aus Verzweiflung darüber, daß ... ihnen mit Euch fertig geworden ist, nachdem Ihr vielleicht ... geworden seid. Ihr seid, hol mich der Teufel, naiver

Sommerfeldt setzte sich wieder und blickte hinüber nach den Scheeren. Seine Augen waren matt geworden, die Gesichtsmuskeln bebten in nervösen Zuckungen, besonders um den Mund, über den der lange, blonde Schnurrbart schlapp und melancholisch herunterhing.

„Ja, was Du da sagst, ist alles recht schön und wahr. Jetzt liegt die Sache aber so, daß ich ruiniert und alkoholisiert und mutlos und krank und träge geworden bin. Ich habe zu nichts auf der Welt Lust. Ich mag nichts mehr! Wenn ich keine Mutter hätte und ein wenig Mannesmut im Gehirn, so jagte ich mir eine Kugel hinein."

„Ja ja. Das klingt ausgezeichnet schön — im höchsten, im allerhöchsten Grade interessant. Meine Ansicht aber ist die, daß Du wirklich ein bischen verdreht im Kopf bist. Versuch wieder zur Ruhe zu kommen und Deinen Magen in Ordnuug zu bringen und fang an zu arbeiten. Zum Henker noch mal, da stand doch neulich was in der „Amtszeitung", daß Du an einem Protest gegen unsere verderbte Gesellschaftsmoral schreibst, — wie?"

„Bist Du ganz und gar verrückt, Du? Das sollte mir noch einfallen! Ich gegen die Verderbtheit der Gesellschaft schreiben, ich, der ich selbst so verderbt bin! Ha — ha — ha! Nein danke, dergleichen überlasse ich meinen Kameraden — den Reformatoren — den ernsten Männern, die ihre Gläser mit Thränen über das Elend der menschlichen Gesellschaft füllen. Auf Dein Wol, Du; auf das Wol aller guten, moralischen Menschen! Aber auch auf mein Wol, denn wenn es keine solchen elenden Bakterien wie ich auf der Welt gäbe, so hätten die Reformatoren ja keine abschreckenden Beispiele aufzuweisen — auf mein Wol!"

Sie tranken den Rest des Weins, schleuderten die Flasche weit fort über die Felder und machten sich wieder auf den Heimweg.

Vor ihnen her schoß Bob hinein in einen Bauernhof, der am Wege lag und schreckte eine Schaar Hühner auf, die sich in den Vertiefungen sonnten, die sie selbst in die Erde gekratzt hatten.

Sie erreichten Sommerfeldt's Gartenthür und trennten sich. Dann wandte Pér sich plötzlich um und rief Castberg zurück.

„Komm heute Abend und speise mit uns. Die Tanten kommen, wie ich vermute, die ganze alte Garde; wenn Du also nicht kommst, bin ich dazu verurteilt, mit ihnen Whist zu spielen oder zuzusehen, wie sie Patience legen. So sag doch Ja, zum Henker!"

„Danke, ich werde kommen. Und morgen Abend kommst Du mit Deiner Mutter zu mir, — Du erinnerst Dich doch noch an das Kontrabuchprinzip von früher. Und hör mal! ich werde Fräulein Helland auch einladen, — die, die Chopin spielt. Glaub mir, ein kühnes Mädchen."

„Wie alt?"

„Zirka zwanzig."

„Signalement?"

„Blond, aschblond. Klein und schlank von Wuchs, aber zugleich rund und fest. Weich geschwungene, frische, rote Lippen. Sie stehen ein wenig vor und bitten beständig um einen Kuß oder zehn. Eine feine etwas lange Nase. Große, gelbe, merkwürdige Augen. Wie Topase."

„Pfui! Wie glühende Katzenaugen in einer dunklen Bodenkammer."

„Nein, sie sind schön. Groß und klug und fest im Blick."

„Gang?"

„Leise wiegend in den Hüften. Es liegt etwas lockendes darin, besonders von hinten gesehen. Uebrigens muß zugegeben werden, daß sie beim Gehen ein wenig gegen den Kleiderstoß stößt."

„Ist zur Not verzeihlich. Ihre Stimme?"

„Sie singt nicht. Beim Sprechen ist ihre Stimme aber tief und unbeschreiblich sonor."

„Religion?"

„Ortodox lutherisch. Aber sie ist in allen Dingen sehr liberal. Ein frei- ... Mädchen."

... vermutlich? Sie raucht also wirklich Cigaretten.

...! Sie ist rechtgläubig, raucht aber Cigarretten und schwört ... berühmten Söhnen Norwegens, Björnson, Ibsen, Kielland und ... kenne ich!"

... stimmte er nach der Melodie „Norwegens Söhne" an:

„Björnson und Ibsen,
I — Ibsen und Björnson,
Björnson und Ibsen und Kielland und Lie.
Ibsen und Björnson und Bjö — örnson und Ibsen,
Ibsen und Björnson und Kielland und Lie.
Ibsen und Bjö — örnson, Björnson und I — Ibsen,
Björnsen und Ibsen und Kielland und Lie.
Ibsen und Björnsen und Björnson und Ibsen,
Björnson und I — Ibsen und Kielland und Lie."

... Du wirklich?"

... deutete auf seine Stirn.

...wegs," entgegnete Pér lachend. „Sieh nicht so ochsig dumm aus, ... darf; Du reißt den Mund auf wie ein leerer Schuh. Guten Morgen ... kommen heut Abend."

... wandte sich ab, um nach Hause zu gehen, drehte sich aber schnell ... Sommerfeld um und flüsterte: „Dort kommt Fräulein Helland; soll ich

... stell mich vor."

... grüßte und fragte das Fräulein, ob sie spazieren gehe. Ja, aller- ... sie sei bereits auf dem Nachhausewege.

...feldt wurde vorgestellt, und dann sprachen sie noch über den Frühling, ... gekommen. Als das abgethan und die Pause eingetreten war, be- ... Helland, daß sie nach der Stadt müsse. „Und Sie wollen wohl ... auf's Land?" fragte sie Castberg.

... ich vielleicht das Vergnügen haben, Sie bis an Ihre Thür zu be- ...," bemerkte Sommerfeldt.

... nichts dagegen, und darauf sagten sie Castberg Adieu und

... war man geschäftig, sie zu grüßen, stehen zu bleiben, ihnen ...merkungen zu machen.

... Sommer wird's hier lustig zugehen," sagte Einer aus einer ... Herren, die vor der „Börse" standen. „Wenn daraus keine

... kommt ja Sommerfeldt mit Fräulein Helland," rief der ... auf seinem Beobachtungsposten am Fenster; sowol der



Pharmazeut wie der Lehrling und ein paar Kunden liefen, um des seltenen Anblicks teilhaftig zu werden.

„Nein, Gott, sieht der elend aus," bemerkte der Provisor; „das ist ja der reine Knicker in den Knieen. Der kann Chinin brauchen!"

Und als die Beiden über den Markt gingen, saß Frau Konsul Berner — das Stadtgewissen — an ihrem scharfen Eckfenster auf der Wacht und sog sie förmlich mit ihrem Opernglas auf.

„Hab ich's nicht gesagt," rief sie ihren Töchtern zu, deren neugierige Augen durch die Gardinen spähten, „Pèr Sommerfeldt und Fräulein Helland würden sich bald finden. Gleich und gleich gesellt sich gern. Nun hat sie wirklich einen gefunden, dem sie was mit den Augen und auf dem Klavier vorspielen kann. Seht nur, seht doch, wie sie mit seinem Hund kokettiert!"

Mit geheimen Stolz und Vergnügen gewahrte Fräulein Helland die Aufmerksamkeit, die sie erregten; — jetzt hatten die Familien rund umher doch etwas großartiges beim Mittagessen zu erörtern; und als sie ungefähr bis vor das Haus gekommen waren, in dem sie wohnte, bemerkte sie halb im Scherz und halb ernstkokett, daß es eigentlich sehr mutig von ihr sei, mit ihm spazieren zu gehen.

„Wie so?"

„Die Leute sagen ja, daß Sie gottlos und gefährlich sind."

„Nein, hören Sie mal, Fräulein, wer hat Ihnen die Lügengeschichte aufgebunden, daß ich armer, schutzloser Jüngling gefährlich sei?"

„Ach, der Pastor zum Beispiel. Wenn er mich jetzt zusammen mit Ihnen sieht, bekomme ich Schelte, wenn ich ihn das nächste Mal treffe."

„Der Pastor, mein alter, feindlich gesinnter Freund! Uebrigens dachte ich nicht, daß Sie was mit Pastoren zu thun hätten," angelte Sommerfeldt; — „ich glaubte nach dem, was mir Ihr Freund Castberg von Ihnen erzählt hat, daß Sie ohne Die fertig würden — mit anderen Worten, daß Sie wären, was man ein freigewordener Mensch nennt."

Sie biß darauf an. Und als ob sie fürchtete, daß er sie nicht für ordentlich blutrot radikal halte, versicherte sie in starken Ausdrücken, daß sie sich nicht um den Pastor und alles, was damit zusammenhinge, scheerte. „Und," fuhr sie gleichsam im Bewußtsein ihrer Stärke fort, „Sie dürfen nicht glauben, daß ich mich vor Ihnen fürchte, Herr Sommerfeldt, wenn Sie noch so gottlos und gefährlich sind. Im Gegenteil."

„Ich bin Ihnen aufrichtig dankbar, Fräulein," sagte Sommerfeldt trocken. „Vielleicht ziehen Sie sogar die Gesellschaft gottloser und gefährlicher Herren vor?"

„Ja, unbedingt; denn die Andern — die braven, ehrbaren, die sind so gräßlich langweilig. Wenn ich mich mal verheiraten sollte, so müßte es mit einem Manne sein, der ziemlich gelebt und den Ansatz zu einer Glatze hat. Ich würde mich ungern mit einem Dilettanten verheiraten," sagte sie mit einer flotten Achselbewegung.

„Aber doch wohl mit einem Amateur, mein Fräulein?"

„Ja, das müßte er allerdings sein," entgegnete sie lächelnd.

„Nun, dann kann ich Ihnen erklären, daß Sie ruhig mit mir verkehren können, während ich in der Stadt bin. Ich bin weder gottlos noch gefährlich. Sie aber scheinen beides zu sein, Fräulein. Es ist ja schrecklich, sich eine junge Dame, die obendrein noch so hübsch ist wie Sie, auf diese Weise über die höchsten Dinge aussprechen zu hören."

Sommerfeldt gab diese Antwort trocken und ernst, ohne sie anzusehen. Sie

hingegen sah ihn neugierig an, um womöglich aus seinem Gesichtsausdruck herauszufinden, was er eigentlich meine; aber er schien der pure Ernst.

„Sie sind gewiß ein großer Schelm, Herr Sommerfeldt. Ich kenne Sie allerdings nicht und kann daher keine begründete Ansicht über Sie haben; aber augenblicklich kann ich garnicht klug aus Ihnen werden.“

„Das will ich gern glauben. Wenn Sie meinen, daß es sich verlohnt, irgend eine Ansicht über mich zu erlangen, so haben Sie ja Zeit genug dazu. Wir bleiben doch Beide den Sommer über hier, wie?“

„Ja, ich wenigstens reise nicht. Meine Schwester und mein Schwager und die Kinder gehen auf's Land, aber ich bleibe hier und ganz allein zu Hause, — — sehen Sie, da sind wir übrigens schon, hier wohne ich. Guten Morgen also, Herr Sommerfeldt, danke für Ihre Begleitung. Adieu, Bob. Nein, was für einen reizenden Hund Sie haben!“

Sommerfeldt hörte ihre letzte Bemerkung nicht — nur daß sie zu Hause bleiben würde — allein —; diese Worte nahmen sofort seinen ganzen Gedankengang gefangen.

„Adieu,“ sagte sie noch einmal und streckte ihm die Hand hin.

„Entschuldigen Sie, Fräulein, ich bitte vielmals um Entschuldigung. Ich bin noch ziemlich matt, und daher bin ich leicht zerstreut. Hoffentlich sehen wir uns bald wieder. Sie spielen Klavier, nicht wahr?“

„Ja, ziemlich.“

„Chopin?“

„Ja — ja.“

„Das trifft sich gut, dann hoffe ich, daß Sie den As-dur Walzer spielen?

„Das weiß ich nicht so genau, ich werde es Ihnen sagen können, wenn wir uns das nächste Mal treffen.“

„Ja, bitte thun Sie das. Dieser Walzer ist augenblicklich meine Schwärmerei, der, und Chambertin, und Cigaretten. Welche Sorte Cigaretten rauchen Sie, Fräulein,“ fragte er plötzlich in gradem, kameradschaftlichen Ton.

„Ich mache sie natürlich selbst.“

Sie hatte die größte Lust, ihn zu fragen, woher er wisse, daß sie Cigaretten rauche; aber sie wagte es nicht aus Furcht, naiv zu erscheinen, und daher unterließ sie es.

„Das thue ich auch am liebsten. Aber ich habe einen ganzen Vorrat fertig fabrizierter mitgebracht; die müssen Sie versuchen. Adieu — auf Wiedersehen also. Vergessen Sie auch nicht den Walzer.“

„Verlassen Sie sich drauf. Adieu!“

Sommerfeldt ging nach Hause zu seiner Mutter nnd erklärte ihr, daß sie Fräulein Helland einladen müßte, sobald er gesund sei, denn sie sei hübsch und spiele Chopin; und als Castberg später am Tage zu ihm kam und fragte: Nun, wie findest Du die Donna? entgegnete er, sie sähe vielversprechend aus. Nach welcher Richtung hin — das erklärte er Castberg nicht.

„Wie findest Du sie so im großen Ganzen?“ fragte Castberg weiter.

„Sie ist ziemlich frisch. Sie schien zu fürchten, daß ich sie nicht im höchsten Grade radikal finden könne. Ich habe wirklich Lust ihr Freigewordensein auf die Probe zu stellen.“

„Wie findest Du denn ihre Augen?“

„Gut. Das sind merkwürdige Augen. Der gelbgrüne Schimmer drin ist verteufelt hübsch. Du hast recht: sie sehen aus wie Topase. Und fest im Blick sind sie auch. Aber das ist eine Art Koketterie. Kokett ist sie eigentlich, aber in etwas

[illegible] [illegible], daß ich [illegible] Uebrigens [illegible] eigene Uner- [illegible]. Das [illegible] mehr sie sich [illegible] kleinen Ver- [illegible] [illegible], sie wieder zu [illegible]."

„[illegible]."

„Ach, [illegible] wieder auf [illegible] — [illegible] Erlaubnis — [illegible] werden; und wenn es [illegible] zu bringen, so wird [illegible] — [illegible]."

„Aber [illegible] — sie hat hier [illegible]." [illegible] Cajberg.

„[illegible]," meinte [illegible]. „[illegible] ja er- wachsen [illegible]."

Am [illegible], um den [illegible] ihn [illegible]. [illegible] zurück, daß das [illegible] Helland verkauft [illegible] er ihn gewiß [illegible].

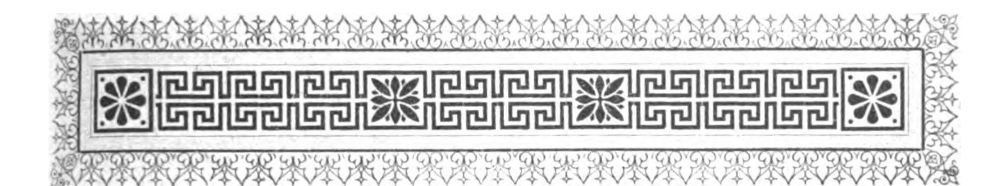
„[illegible]," sagte [illegible].

[illegible]





Für die Redaktion [illegible] Verlag von [illegible] Kgl. schwedischer Hofbuchhändler. Druck: [illegible] in Berlin.



Der Kultus der Persönlichkeit.

Durch Ibsen ist jene seltsame Begeisterung zuerst verbreitet worden, die allmählich zur Religion zu werden scheint. Aber mächtiger als der Dichter war diesmal der Philosoph; freilich ein Philosoph, der zugleich alle Gaben des Dichters besaß, wenn er auch wenig gedichtet hat: Friedrich Nietzsche. Er weiß seine Leser — und von Tag zu Tag werden deren mehr — mit den feuersprühenden Schwerthieben seiner Aphorismen, mit des Wortes Regenbogenpracht, mit der niederzwingenden Gewalt seines Rednerblickes so zu beherschen, daß sie alle Kritik verlieren und ganz sein werden, ganz sein mit Leib und Geist. Und ob ihr Leib kränklich und ihr Geist schwach: sie beginnen sofort in Nietzsches Bahnen zu wandeln, werden kleine Uebermenschchen, fangen an fürchterlich zu — geistreicheln und seinen Stil nachzuahmen und machen für ihn Propaganda und sich selbst lächerlich . . . . .

Die Sache bleibt indessen trotzdem bestehen: der Kultus der Persönlichkeit wächst von Tag zu Tage. Individualismus, Charakter, Eigenart werden die schlagendsten Schlagwörter.

Nur seltsam: niemand kann leugnen, daß der Zug der Zeit ein demokratischer ist, — ein nivellirender, wie man zu sagen pflegt. Wie läßt sich dieser aristokratische, die Menge verachtende Persönlichkeitskultus mit dem demokratischen Zuge vereinen?

Hier liegt das Problem der Zeit, das erste und wichtigste.

Unlösbar scheint es: denn Aristokratismus und Demokratismus sind doch Gegensätze wie Feuer und Wasser. Wer die Frage stellt: Persönlichkeit oder Sozialismus? oder wer die Frage stellt: Aristokratismus oder Demokratismus? der wird nie zur Lösung, nie zu einem Resultate kommen. Ebenso könnte man eine Antwort auf die Frage suchen, ob die Centauren zu dem Geschlecht der Pferde oder der Menschen gehören.

Die Fragestellung wird also wohl eine verkehrte sein. Vielleicht ist das Problem lösbar, wenn man eine andere Perspektive über das Wesen der Persönlichkeit gewinnt.

Und merkwürdig, da zeigt sich etwas, was ich auf allen Gebieten menschlichen Thuns und Strebens in dieser Epoche beobachtet habe, etwas, was unsere Zeit kennzeichnet, was ihr eigentlichstes Wesen ist: der Hang zum Negativen.

An das Alte glaubt man nicht mehr, und Neues besitzt man noch nicht, die alten Ideale hat man abgeworfen, und neue besitzt man noch nicht: man besitzt noch nicht.

— Man ist eingeschränkt durch das unerträgliche Alte, man will daher frei sein von dem Alten. Frei von dem Alten? Nein, das ist der Fehler, daß man nicht nur frei sein will von dem Alten, sondern daß man überhaupt „frei" sein will.

Und das ist der Hang zum Negativen, daß man das Nichtmehrhaben, das Freisein, den absoluten Liberalismus sich zum Ziel gesetzt hat.

Es ist noch nicht die Erkenntnis durchgedrungen, daß Freisein nur ein Uebergangsstadium ist von etwas Altem zu etwas Neuem.

Wird man wieder etwas Neues bekommen, neue Ziele, für die man streben, neue Wahrheiten, an die man glauben kann, dann wird man nicht mehr die Freiheit als das Ziel hinstellen, sondern als Ziel wird man hinweisen auf die neuen Wahrheiten, die neuen Hoffnungen, die zu verwirklichen sind.

Jetzt kann ich auf den Persönlichkeitskultus zurückkommen.

Die großen Geister unserer Zeit fanden, daß der moderne Mensch durch Schranken gefesselt ist, deren Verderblichkeit er erkannt hat. Sie kämpften also gegen diese Schranken; der Mensch müsse von diesen Schranken, er müsse von allen Schranken befreit werden, er müsse ganz Individualist sein, ganz seiner Persönlichkeit folgen. Weil man also die alten Schranken zu bekämpfen hatte, darum meinte man, alle Einschränkung der Persönlichkeit sei von Uebel.

Und darin liegt der große Irrtum. Man bedachte nicht, daß der Mensch neue Ideale, neue Ziele bekommen wird, welche die persönlichen Triebe des Menschen ebenfalls wieder einschränken.

So meinte im vorigen Jahrhundert Rousseau, weil er die alten Kulturformen, an die man nicht mehr glaubte, bekämpfen mußte, der Mensch bedürfe überhaupt der Kultur nicht, er müsse alle Convenienz abstreifen und ein Naturmensch und Einsiedler werden. Er wollte eben auch nicht nur vom Alten frei sein, sondern das Freisein war bei ihm zum Ideal geworden, er dachte nicht daran, daß auf die feudale Kultur, die sich damals überlebt hatte, nicht eine Nicht-Kultur, sondern eine neue (in diesem Falle die bürgerliche) Kultur folgen müsse. Die Frage war nicht: Kultur oder Nicht-Kultur? Sondern: alte Kultur oder neue Kultur?

So handelt es sich also auch jetzt nicht darum, ob die Persönlichkeit eingeschränkt werden solle oder nicht, sondern die Frage der Zeit lautet: Soll die Persönlichkeit den alten Einschränkungen unterworfen sein oder den neuen?

Für einen modernen Menschen ist diese Frage leicht zu beantworten, und für ihn wird es sich nun darum handeln, welches die Ideale sind, durch welche die Persönlichkeit künftighin eingeschränkt werden muß.

Die neue Ethik stellt als oberstes Ideal die vollpersönliche (d. i. geistigphysische) Höherentwicklung der Menschenfamilie auf.

Jede Persönlichkeit also, oder jeder Zug einer Persönlichkeit, der diesem Ideal widerspricht, der eine Degeneration der Menschenfamilie zur Folge haben würde, muß als schlecht bekämpft, muß ausgerottet werden. Dagegen müssen alle Eigenschaften einer Individualität, die Handlungsweise eines Charakters, das Streben einer Persönlichkeit, die zur Höherentwicklung der Menschheit beitragen, gefördert, gepflegt, gepriesen werden.

Es ist auffallend, daß man in jenem einseitigen Persönlichkeitskultus nicht durch die einfache Erwägung bedenklich gemacht worden ist, daß man beispielsweise einen gewohnheitsmäßigen Verbrecher doch in seinem Individualitätsstreben nicht unbehindert lassen kann. Natürlich wird es keinem dieser Persönlichkeitsschwärmer einfallen, jemanden, den seine Persönlichkeit darauf hinweist, zu morden, dieses Recht des Mordens einzuräumen. Und doch billigt man es, wenn Nora von ihrem Mann verlangt, er solle ihr Verbrechen, den Ausfluß ihres Individualismus, gutheißen.

Man sieht, zu welchen seltsamen Folgerungen und Forderungen man mit diesem Kultus der Persönlichkeit kommen kann.

Anstatt also nach Persönlichkeit, Individualität, Charakter zu rufen, sollte man die sittlichen und sozialen Ideale angeben, nach denen hin die Persönlichkeit streben, nach denen hin sie sich schulen und entwickeln kann.

Und doch steckt ein gesunder Kern auch in jenem Persönlichkeitskultus. Das ist die Anerkennung der menschlichen Triebe als einer bedeutungsvollen Macht.

Hier liegt etwas Neues, das allerdings der bisherigen Ethik schnurstracks zuwiderläuft. Die jüdisch-christliche Weltanschauung hat darum so degenerirend gewirkt, weil sie den Leib als etwas Tierisches, Sündiges, „Teuflisches" ansah und ihn infolgedessen auf jede Weise zu unterdrücken, zu ertöten suchte. — Dem gegenüber erkennt die moderne Ethik die Gleichberechtigung des Leibes und des Geistes an, da für die Menschheit eins so nötig ist wie das andere, und es keinen Maßstab giebt, jedes für sich zu messen, kein Mittel, beide von einander zu sondern.

Den Selbsterhaltungstrieb und den Gattungstrieb, diese beiden Grundtriebe des Menschen, wird daher die neue Ethik gewiß gebührend feiern. Nichtsdestoweniger wird auch sie jene durch gewisse Ideale einschränken, umwandeln, in manchen Fällen unterdrücken.

Und so ist es also auch deshalb nicht thunlich, blos nach Individualismus zu verlangen, sondern auch hier wieder gilt es die Normen zu zeigen, nach denen die Individualität sich richten soll. Man wird eben diese Normen so einrichten, daß sie dem menschheitsnützlichen Triebe des Individuums möglichst gerecht werden.

Noch aber steckt weiterhin ein großer Irrtum in dem Kultus der Persönlichkeit: die Annahme, daß jeder Mensch schon von selbst die Normen finden werde, nach welchen er zu leben habe. Er solle nur seinen gesunden Menschenverstand gebrauchen. Nun ist aber nichts unzuverlässiger, nichts unverständiger als der gesunde Menschenverstand. Rousseau glaubte auch in seiner Einsiedelei, in seiner Schwärmerei für Wildnis und kulturfreie Natur, bei der Erziehung seiner Kinder im Findelhause, nach dem gesunden Menschenverstand zu leben. Und so glauben es viele, nur seltsam, daß dem einen der gesunde Menschenverstand sagt, was er dem anderen nicht sagt oder geradezu verbietet.

Es ist deshalb schon gut, dem gesunden Menschenverstande nicht allzuviel zu vertrauen und lieber etwas mehr zu lernen, mehr den geistigen Führern einer Zeit zu lauschen und den Forderungen nachzugeben, welche die Epoche stellt.

Da komme ich doch wohl auf eine Art Autoritätsglauben zurück?

Allerdings. Denn das sehe ich nun ganz deutlich: es giebt keine Möglichkeit, denselben jemals zu beseitigen. Solange die Menschen noch verschiedene Neigungen haben, solange es verschiedenes Alter, verschiedenes Geschlecht, verschiedenen Beruf giebt, solange werden die Menschen Verschiedenes leisten, Verschiedenes wissen, und solange wird ein Mensch in einem bestimmten Fach mehr wissen als der andere. Und die Minder-Wissenden werden sich stets auf die Mehr-Wissenden verlassen müssen, sie werden sich der Autorität der Mehr-Wissenden unterwerfen.

Die Frage lautet eben auch hier nicht: Autorität oder Nicht-Autorität? sondern alte oder neue Autorität? Weil man die alten Autoritäten (und sehr mit Recht) bekämpfen muß, darum meint man, man dürfe überhaupt keine Autorität mehr gelten lassen.

Indessen überlegen wir uns gewöhnlich nicht, daß, wenn wir etwa eine Religion bekämpfen, wir den Kampf mit Waffen führen, die ebenfalls Autoritäten uns gegeben haben. Oder kann jeder von uns die Lehren Darwins mit mathe-

matischer Sicherheit beweisen? Wie viele von Darwins Anhängern haben die Beobachtungen gemacht, die Darwin für seine Behauptungen als Beweise anführt? Wäre es nicht sogar denkbar, daß in einigen Jahren jemand ein Gesetz entdeckte, das auch wieder die Darwin'schen Lehren als veraltete Dogmen erscheinen ließe?

Also doch Autoritätsglaube. Aber diesen Autoritätsglauben halte ich für sehr berechtigt. Es ist einfach unmöglich, daß jeder einzelne sich in all den mannigfaltigen Gebieten menschlichen Wissens und Könnens bis ins Detail unterrichte. Man wird immer wieder und wieder in die Lage kommen, in einem bestimmten Punkte nicht blind seiner Individualität, sondern den Vorschriften des Spezialisten folgen zu müssen. Dann liegt aber oft etwas Magisches, etwas suggestiv Ueberwältigendes in gewissen Autoritäten, z. B. der der Darwin'schen Gesetze, sie entsprechen der Erkenntnishöhe unserer Zeit und darum verlassen wir uns auf sie, wir glauben an sie.

So hat jede Zeit ihren Glauben. Das Thörichte und Bekämpfenswerte ist nur, daß unsere Zeit noch vielfach den alten Glauben hat, den Glauben, der jetzt zum Irrtum geworden ist.

Daher denn immer noch das Freiheitsrufen, das Streben nach Persönlichkeit, nach Individualismus.

Aber die beginnende Zeit wird sich bemühen, den neuen Glauben aufzustellen, die neuen Wahrheiten, die neuen Ideale, die neuen Autoritäten, welche künftighin die Persönlichkeit einschränken, nach denen die Individualität sich richten muß. Freilich werden diese Einschränkungen immer so sein müssen, daß sie die Menschheit auf sicherer Bahn leiten zu stetig aufsteigender Höherentwicklung.

Curt Grottewitz.

Die Willensunfreiheit und das Strafrecht.

Von **Lothar Schmidt.**

Die Willensfreiheit, welche wir Modernen zu leugnen gezwungen sind, galt und gilt der großen Menge noch heute für eine unumstößliche Thatsache, an der nicht gerüttelt werden dürfe. Merkwürdig, daß zwei große Philosophen, obgleich in ihren Weltanschauungen einander entgegengesetzt, dennoch zu demselben Resultate der Unfreiheit des Willens gelangten. Spinoza und Schopenhauer stimmen trotz der Grundverschiedenheit ihrer Systeme darin überein, daß jeglicher Willensakt eines jeden Menschen gesetzmäßig bedingt ist.

Wir leben in einer Zeit wissenschaftlicher Zersetzung. Eine solche Zersetzung pflegt mit der Popularisierung der Wissenschaft Hand in Hand zu gehen. Es ist deshalb nicht wunderbar, wenn die Erkenntnis, die vorerst nur dem Forscher in seiner Studierstube offenbar ward, sobald sie einmal sich zu verbreiten anfängt und mehr oder weniger zahlreiche Anhänger findet, auch praktische Forderungen im Gefolge hat. Eine solche Forderung z. B. ist in dem Programme der naturalistischen litterarischen Bewegung ausgesprochen und ihr wird von allen denen, die darauf Anspruch machen, moderne Dichter zu heißen, soweit das künstlerische Vermögen des Einzelnen reicht, auch entschieden Rechnung getragen. Der Mensch, den der rea-

listische Dichter schildert, ist ein Mensch mit unfreiem Willem, ein Mensch, dessen geistige Eigenschaften, dessen Fühlen und Empfinden, Denken und Wollen als Funktionen des Körpers genau denselben Gesetzen unterworfen sind, wie der Körper selbst. Die junge litterarische Generation steht in diesem ihrem revolutionären Bestreben nicht vereinzelt da. Von den Wissenschaften ist es die Jurisprudenz, welcher infolge ihrer intimen Beziehungen zum realen Leben nahe liegt, Stellung zu nehmen für oder wider den Determinismus. Denn es ist klar, daß die gesamte Rechtsprechung eine Veränderung erfahren muß, sobald sich einmal die Ueberzeugung von der Willensunfreiheit durch die großen Massen der Völker hindurch Bahn bricht. Denn wenn sich der Wille und mithin auch die That darstellt als ein notwendiges Geschehen, für das, rein philosophisch betrachtet, die individuelle Verantwortlichkeit aufhört, so ist es geboten, die verschiedenen Vergehen gegen die Staatsgesetze mit anderem Maßstabe zu messen als bisher. Zwar werden die moralischen Werte von Gut und Böse bestehen bleiben, denn man bezeichnet ja im Grunde damit nichts Anderes als das, was der Gesamtheit nützlich oder schädlich ist. Aber für die Theorie eines zeitgemäßen Strafrechts wird nicht mehr das Vergeltungsprinzip als wesentlich maßgebend in Frage kommen, wonach Delict und Strafe in dem Verhältnis von Schuld und Sühne stehen, sondern das Prinzip der Abschreckung, welches bereits in dem von Seneca überlieferten Satze Platos ausgesprochen ist: Nemo prudens punit quia peccatum est, sed ne peccetur.

Schon zu Anfang dieses Jahrhunderts hat Feuerbach eine Theorie des Strafrechts auf der Verneinung des Willens aufzubauen versucht. Sein Beispiel ist nicht ohne Nachahmung geblieben. Die Zahl der heutigen Juristen, welche in diesem Sinne nach einer Reorganisation des Strafgesetzbuches streben, ist nicht gering.

Daß der Wille frei sei, ist eine selbstgefällige, wenn man will, fromme Lüge, mit der wir in uns die Erinnerung unserer tierischen Abstammung tilgen möchten, eine Erfindung der eitlen Menschheit, die sich beharrlich sträubt, sich als einen Teil jenes Ganzen zu denken und zu fühlen, das wir Natur nennen. Die Natur, von der die Lebewesen — und unter diesen wieder der Mensch — einen verschwindend kleinen Teil ausmachen, gehorcht in allen ihren Erscheinungsformen unerbittlich strengen und unveränderlichen Gesetzen. Der Mensch ist ein Naturprodukt, das, soweit es sich auch noch entwickeln möge, niemals über die Herrschaft der Naturgesetze wird hinauswachsen können. Das scheint nicht nur eine triviale Wahrheit, sondern ist es auch. Aber dennoch ist es notwendig, immer und immer wieder darauf hinzudeuten, weil selbst Männer der Wissenschaft, die dem Studium der Normen, nach denen die körperliche und geistige Evolution der Menschheit sich vollzieht, ihr bestes Können und Kennen widmen, erstaunt aufblicken, sobald man sie vor die einfachste Konsequenz ihres Denkens stellt und ihnen sagt, daß nicht nur die Menschheit, sondern auch der Mensch in allen seinen Lebensäußerungen das ist, was er auf Grund unumstößlicher Voraussetzungen sein mußte. Und geben sie dann endlich nach komischem Widerstreben zu, daß auch das Individuum das Produkt seiner individuellen Anlagen und der äußeren Einflüsse ist, unter denen sich diese entfalten, so vergessen sie gewiß nicht hinzuzufügen: „Ja, aber seid nur hübsch still, schreit es nicht in die Welt hinaus, laßt es die Menge nie erfahren, was Gift ist für die Menge.“ — Diesem zaghaften „Ja, aber“ der Alten, möchte ihm mit katonischer Beharrlichkeit aus dem Munde der wagemuthigen Neuen ein stürmisches, kräftiges: „Ja, also!“ entgegentönen!

Auf jenem Standpunkte des „Ja, aber!“ steht Herr Hugo Meyer, Professor der Rechte in Tübingen, welcher in seinem „Die Willensfreiheit und das

Strafrecht" betitelten und als Broschüre gedruckten Vortrage die der unseren entgegengesetzte Meinung zu verfechten sucht.

Er prüft zunächst die Gründe, welche der postulierten Willensfreiheit widersprechen und muß allerdings eingestehen, „daß es eine Menge von Gründen giebt, welche gegen die Annahme der Willensfreiheit ins Feld geführt werden können" und wir uns nicht wundern dürfen, „wenn eine bedeutende Zahl von namhaften Männern auf allen Gebieten sich als Gegner der Willensfreiheit erklärt haben."

Er kann, ehrlich, wie er ist, beim besten Willen keinen vernünftigen Einwand gegen die Theorie des Determinismus machen, zu der er, wo er rein logisch denkt, sich mit einem, wenn auch kleinlauten „Ja," bekennt. Und nun ein merkwürdiges Schauspiel: er folgert aus dem Bedürfnisse des bestehenden Strafrechts das gerade Gegenteil von dem, was er soeben als Wahrheit erkannt hat. Der Philosoph in ihm muß zugeben, daß der Wille causal bedingt, d. h. unfrei ist, und der Jurist fragt: „Was soll aber dann aus den Strafgesetzen werden, wenn die persönliche Verantwortlichkeit aufhört, ihr Fundament zu bilden?" Diese Frage ist völlig gerechtfertigt, weniger die Antwort, in der wieder der Philosoph meint, daß es im Interesse des Strafrechts ganz unmöglich sei, sich auf diesen Standpunkt zu stellen, denn „es würde daraus (aus der Verneinung des freien Willens) ein Strafrecht hervorgehen, welches ebenso ungerecht wie unzweckmäßig wäre und keineswegs geeignet sein würde, den sozialen Anforderungen, welchen es dienen soll, zu entsprechen."

Nun, das bestehende Strafrecht ist eben keine Dogma, dem sich die Vernunft in jedem Falle unterzuordnen hätte. Und gäbe man es auch für ein Dogma aus, so stehen wir Gottseidank nicht mehr auf dem Boden des Thomas von Aquino und erklären uns frei und offen als Renegaten aller theologischen und juristischen Weisheit, die durch die kulturellen Errungenschaften der Neuzeit Lügen gestraft wird.

Herr Meyer hat sich nicht darauf beschränkt, seinem Ja ein Aber hinzuzufügen und aus Rücksicht für dieses Aber das Ja in ein Nein zu verwandeln, sondern er wollte auch sein Aber ausführlich begründen. Wir sind ihm dankbar für diese Begründung, denn er hat damit, allerdings sehr gegen seinen Willen, die Unhaltbarkeit der Sache dargethan, zu deren Verfechter er sich macht.

Vom Standpunkt der Willensunfreiheit, meint er, seien nicht nur die Menschen zu bestrafen, welche gesetzwidrige Handlungen begangen hätten, sondern auch alle diejenigen, von denen gesetzwidrige Handlungen zu erwarten wären, weil hierbei ja nicht mehr die Frage der Schuld sondern der Nützlichkeit resp. Schädlichkeit in Betracht käme.

Das ist natürlich, wie jedermann zugeben muß, mit zwei Worten zu widerlegen. Als ob die Fähigkeit oder Neigung zum Verbrechen anders als durch das Verbrechen selbst konstatirt werden könnte! Als ob der Arzt anders die Diagnose auf eine bestimmte Krankheit stellen könnt, als auf Grund der Krankheitssymptome selbst!

Nicht minder unglücklich ist ein zweiter Einwand. Meyer sagt, von dem Standpunkte eines jeden gesunden Strafrechts gäbe es auf die Frage: Wie soll gestraft werden? nur die Antwort, welche die Verschuldung zum Maßstabe nimmt. Das ist ganz und gar verfehlt. Aber lassen wir einmal diese Voraussetzung gelten und sehen wir, zu welchem absonderlichen Schlusse er — nicht etwa infolge seiner falschen Prämisse, sondern infolge seiner unlogischen Denkweise — geführt wird: „Es sind solche Nachteile zu verhängen, welche geeignet sind, vom Thäter als Strafe für seine Verschuldung empfunden zu werden, und zwar müssen dieselben in einer

der Größe dieser Verschuldung entsprechenden Höhe verhängt werden." Wenn aber bei der Bemessung der Strafe die Verhinderung künftiger Vergehen ins Auge gefaßt werden, wie es die auf der Theorie vom unfreien Willen aufgebaute Abschreckungstheorie wolle, dann müsse für ein verhältnißmäßig schweres Verbrechen eine unverhältnißmäßig leichte Strafe in Anwendung kommen, wofern nämlich die Gefahr künftiger Verbrechen nicht mehr vorliege. — Schade nur, daß Herr Meyer nicht auch die Mittel an die Hand giebt, wie mit Sicherheit festgestellt werden kann, ob die Gefahr künftiger Verbrechen beseitigt ist oder nicht. Außerdem handelt es sich den Anhängern der Abschreckungstheorie ja nicht bloß um eine Warnung vor Rückfälligkeit des Bestraften, sondern in viel höherem Maße um eine Warnung vor Nachahmung gleichgesinnter Naturen. In ganz analoger Weise könnte man ja gegen das Prinzip der Verschuldung einwenden, daß ein Delinquent für ein bestimmtes Vergehen leichter oder schwerer gemaßregelt werden müsse, jenachdem er in Anbetracht seiner sonstigen moralischen Qualitäten die Strafe als eine adäquate Sühne empfinde oder nicht. Denn darauf käme es doch an, wenn Delict und Strafe im Verhältnis von Schuld und Sühne stehen sollten.

Delict und Strafe aber stehen gar nicht in diesem Verhältniß, das Vergeltungsprinzip ist nur ein theoretisches Phantom, von dem das Wesen der Strafjustiz im Kerne durchaus nicht getroffen wird. Indem nämlich das Recht der persönlichen Rache dem Einzelnen genommen und im Interesse eines Gemeinwesens einer bestimmten Behörde übertragen ward, hörte die Strafe auf, ein Rache- oder Sühneact zugunsten des Geschädigten, zu Ungunsten des Schädigers zu sein, hörte sie auf, ein Act zu sein, der dem Motive einer ganz rohen und subjektiven Regung entsprang. Würde diese brutale Regung noch heute als das leitende Prinzip des Strafrechts angesehen werden, so müßten wir sagen, daß dieses Strafrecht auf der denkbar niedrigsten Stufe der Kultur stünde. Aber man kann gar nicht schematisch und schablonenhaft, wie es Herr Meyer thut, die Gesichtspunkte Abschreckung und Entgeltung so von einander scheiden, daß man beide als Gegensätze auffaßt. In Wahrheit berühren sich praktisch beide aufs innigste, wenn es auch in der Theorie nicht zugegeben wird. Jedes Strafgesetz ist nämlich nichts anderes als ein Verbot, gegeben auf Grund der empirischen Erfahrung, daß durch die darin untersagte Handlung so und so oft eine Schädigung stattgefunden hat, welcher vorzubeugen im Interesse des Staates liegt. Es handelt sich durchaus nicht nur darum, das verletzte Rechtsbewußtsein zu versöhnen, sondern in viel höherem Maße darum, das zu verletzende Rechtsbewußtsein dadurch zu beruhigen, daß a priori dieses oder jenes Vergehen mit dieser oder jener Strafe ein für allemal bedroht ist. Der rein praktische und prohibitive Charakter des Strafgesetzes ist offenbar: ihn verkennen, heißt die Würde der Justiz überhaupt verkennen. Ja, alle Strafe, wie man leicht einsehen kann, ist entschieden nur Mittel zum Zweck, und kein human denkender Mensch würde Bedenken tragen, bei rein prophylaktischen Drohmaßregeln stehen zu bleiben, wenn prophylaktische Drohmaßregeln ohne konkretes Strafverfahren jemals wirksam sein könnten.

Es ist darauf hingewiesen worden, daß Meyer die Willensunfreiheit anerkennt, sie aber aus praktischen Gründen verwirft, indem er die Willensfreiheit als ein Bedürfnis des Strafrechts ansieht. „Und wenn wir auf diese Weise durch das Bedürfnis des Strafrechts zur Annahme der Willensfreiheit geführt werden — steht diese Annahme nicht im Einklange mit den bekanntesten Thatsachen des individuellen und des öffentlichen Lebens?"

Ich werde den fragenden Nachsatz sogleich beantworten, will nur zuvor nochmals betonen, daß ich „diese Weise" der Argumentation, die ich widerlegt zu haben

hoffe, nicht billigen kann, und ich will auch nicht vergessen, hinzuzufügen, daß ich keinen sogenannten Utilitätsrücksichten, selbst wenn sie zwingender wären, als die von Meyer geltend gemachten, meine innerste Ueberzeugung opfern würde.

Doch nun zu den „bekannten Thatsachen des individuellen und des öffentlichen Lebens", welche dem Determinismus widersprechen sollen.

„Wir sind", heißt es, „uns doch Alle auf das Entschiedenste der Freiheit unserer Entschlüsse bewußt!" — Woher weiß denn Herr Meyer das so genau? Ich für meine Person gestehe ganz offen, daß ich mir beim Nachdenken in jedem einzelnen Falle der Unfreiheit meiner Entschlüsse als Wirkung eines nicht von mir bestimmten, sondern im Gegentheil mich bestimmenden Wollens bewußt bin. Und vielen anderen reflectierenden Menschen wird es ebenso ergehen und Spinoza und Schopenhauer erging es gleichfalls so. Das die Masse beherrschende Gefühl der Willensfreiheit ist und bleibt eine Illusion, die als solche nichts beweist. Aus diesem Gefühl heraus auf eine Thatsache zu schließen, wäre ungefähr dasselbe, wie wenn jemand aus der Furcht vor Gespenstern das Vorhandensein von Gespenstern demonstrieren wollte.

„Wenn wir das Gefühl der Willensfreiheit für eine Illusion erklären, dann ist es", meint Meyer weiter, „am Ende auch eine Illusion, wenn unser Gewissen uns sagt, das wir etwas Gutes oder Böses gethan haben?" — Darauf ist zu erwidern, daß die Begriffe „Gut" und „Böse" moralische Werte sind, die, wie alle Moral, nicht als etwas Metaphysisches, ewig und unverrückbar Feststehendes betrachtet werden können, sondern die vielmehr als etwas geschichtlich mit den Zeiten Gewordenes und mit den Zeiten sich Veränderndes aufzufassen sind. Wenn Herr Meyer diesen moralischen Werten zuleibe geht, wird er finden, daß damit nichts anderes gemessen wird, als das, was der Gesammtheit nützlich oder schädlich ist; und so abgeleitet, haben allerdings diese Begriffe für mich den höchsten moralischen Wert. Das hindert aber nicht, daß ich mir sehr wohl und mit Reue bewußt sein kann, etwas Böses gethan, etwas Gutes unterlassen zu haben, ohne daß dadurch die Ueberzeugung von der Unfreiheit meines Handelns geschwächt wird. Aber eben dieses von meinem Wollen doch wahrhaft unabhängige Erkennen von Gut und Böse kann Motiv werden und meinen unfreien Willen zum entsprechenden nützlichen Handeln bestimmen. Deshalb ist die Unfreiheit des Willens die notwendige Vorbedingung für die Erziehung der Menschheit sowie für allen gedeihlichen kulturellen Fortschritt. Wäre der Wille frei, so kümmerte er sich in seiner göttlichen Ueberlegenheit nicht um unsere rein irdischen moralischen Wertungen und es wäre vermessen, an ihm eine von Menschen für Menschen erfundene Justiz zu üben.

Mit der Verwerfung der Willensfreiheit wird endlich keineswegs, wie Herr Meyer fürchtet, das sittliche Interesse an der Beurteilung menschlicher Handlungen schwinden, aus dem einfachen Grunde, weil dieses sogenannte sittliche Interesse ein rein praktisches ist. Mag man nach besserer Einsicht in das Seelenleben der Menschen das Maß des Lobes und des Tadels noch so sehr einschränken: Lob und Tadel selbst werden nie aus der Welt zu schaffen sein, solange wir überhaupt zur Entwicklung streben. Unser Wohl und Wehe hängt eben davon ab, daß wir die unser Entwicklungsstreben fördernden Elemente der Gesellschaft belohnend anspornen, die unser Entwicklungsstreben hemmenden aber strafend abschrecken. Daher hat eine vernünftige und naturgemäße Ethik mit dem Dogma der individuellen Verantwortlichkeit ebensowenig zn thun, als mit irgend einem anderen Dogma. Die wahrhafte Sittlichkeit fußt im Diesseits und ist losgelöst von allen metaphysischen Fragen. Die Pole, um die sich eine Moral der Zukunft bewegen wird, sie werden nicht mehr heißen Himmel und Hölle, sondern Nutzen und Schaden.

Die direkte Aufgabe des Strafgesetzes ist, Schaden zu verhüten, wodurch indirekt Nutzen gestiftet wird. Beides ist nur möglich unter Voraussetzung der Willensunfreiheit, doch auf Grund der Annahme, daß denjenigen individuellen und soziologischen Trieben, welche Ursachen schädlicher Wirkungen sind, bestimmende Gegenmotive in den Weg gestellt werden können.

Naturalismus und Sozialismus.

Einer der offiziellen Führer der deutschen Sozialdemokratie, Herr Wilhelm Liebknecht, hat jüngst in der Wochenschrift „Die neue Zeit" über die litterarische Bewegung der Gegenwart eine Art Hirtenbrief erlassen, der trotz seiner Kürze und Flüchtigkeit, um des Schreibers willen, Beachtung verdient; zu mancherlei Betrachtungen kann er anleiten.

Die sozialistische Partei ehrt in Liebknecht einen ihrer erprobtesten Leiter, einen Agitator und Redner und Schriftsteller von unermüdlicher Ausdauer, und die persönlichen Beziehungen, in denen er noch zu dem großen Theoretiker unter den Genossen, Karl Marx, gestanden, die Erfahrung eines reichen Menschenlebens, machen den „Alten" nun vollends zu einer Respektsperson. Auch wir, die wir außerhalb der Partei stehen, wissen den Mann zu ehren; und wenn wir ihm widersprechen, so thun wir es mit deutlichen Worten zwar, wie die Sache es fordert, aber mit aller Höflichkeit des Herzens, frei von polemischer Gereiztheit.

Schon um seiner Seltenheit willen verdient ein Politiker Beachtung, der über Kunst schreibt: denn kunstfremder geht Niemand durch die Welt, als unsere Parlamentarier von Beruf. Debatten über künstlerische Fragen, über die naheliegende Frage der Censur etwa, über öffentliche Denkmäler und Anstalten, sind seit lange im Reichstag und im preußischen Landtag nicht geführt worden; und die wenigen Männer von Geschmack, Leute wie Stauffenberg und Bamberger, verschwinden ganz in der Menge der Banausen. An Liebknecht dürfen wir also schätzen, daß er Fühlung zu den litterarischen Problemen gesucht; aber bedauern müssen wir, daß er schon nach der ersten oberflächlichen Kenntnis zu einem öffentlichen Urteil gelangt ist, und daß er mit abstrakten, parteipolitischen Maßstäben mißt, nicht mit künstlerischen.

„Ich habe das junge Deutschland gekannt, welches aus dem Boden des bürgerlichen Liberalismus hervorgewachsen," sagt er. „Und als ich erfuhr, daß ein jüngstes Deutschland erstanden sei, da dachte ich, es müsse zu dem modernen Sozialismus in einem ähnlichen Verhältnis stehen, wie weiland das „junge Deutschland" zu dem Liberalismus." So „dachte" Liebknecht in seinem politischen Sinn, und weil nun dies Gedachte, dies abstrakt Geforderte, seiner Meinung nach nicht erfüllt wird, darum ist es nichts mit dem jüngsten Deutschland. Das ist derselbe trostlose Doktrinarismus, den die Bourgeois von reinstem Blut vor der Kunst zu entfalten pflegen, und dem sie am liebsten die Formel beilegen: „Ich **verlange** das von einem Kunstwerke." Nicht aus dem Geist der Sache heraus urteilen sie, sondern aus dem eigenen Geist: jene „verlangen", Herr Liebknecht „denkt".

Was aber denkt er, und welches ist sein Ideal der Kunst? Daß sie den Sozialismus mit Haut und Haar wiederspiegele? Dramatisirter Marx in fünf Akten? Das klingt wie ein Witz, aber ich glaube in der That, daß man sich, was er „dachte", nicht roh genug (im ästhetischen Wortsinn natürlich, nicht im geistigen) vorstellen kann. Denn wie könnte er sonst behaupten: daß der Hauch der sozialistischen, oder auch nur der sozialen Bewegung nicht auf die Bühne des jüngsten Deutschlands gedrungen ist. Wie könnte selbst er es behaupten, mit einer offenbar minimalen Kenntniß der Thatsachen? Vorsichtig sagt er: er wolle keine Namen nennen — aber er sollte doch aus

so reicher Versammlungspraxis wissen, daß unbestimmte Anklagen nichts gelten und daß ihm auch hier der Ruf entgegen schallen muß: Namen nennen, Namen nennen!

Wie mit einem feststehenden Begriff, den jeder kennt, operirt Liebknecht mit dem Schlagwort „jüngstes Deutschland". — Aber wenn schon das „junge Deutschland" eine halb willkürliche Formel war, so lassen sich unter den Hut des „jüngsten Deutschlands" die besten Köpfe unserer neuen Produktion gewiß nicht zusammen bringen; und wenn Liebknecht gar vorwiegend nur von dramatischer Litteratur des jüngsten Deutschland redet, so weiß ich vollends nicht, was ich mir darunter zu denken habe. Nur daß „Sodoms Ende" kein „Produkt des jüngsten Deutschlands" ist, wie Liebknecht meint, das weiß ich; Herr Sudermann selbst würde gewiß eifrigst gegen solche Bezeichnung protestiren. Ergötzlich zu lesen ist, daß übrigens nach Liebknechts Meinung „Sodoms Ende" von einem „hiesigen Blatt" zu hoch eingeschätzt wurde: denn dieses hiesige Blatt ist der „Vorwärts" und sein Chefredakteur heißt Wilhelm Liebknecht. Die Alten und die Jungen also, wenn sie auch politisch jetzt den Ausgleich gefunden haben mögen, sind in Aestheticis noch recht weit voneinander; und es will dem Führer der Partei nicht glücken, das künstlerische Wollen der Neuen zu verstehen.

Aus eigener Anschauung, so gesteht er, kennt er die besten Stücke der Hauptvertreter dieser Schule nicht: er nimmt zwar Gelegenheit, wie männiglich bekannt, Conzerte der Philharmonie zu besuchen und über den „Kulturwert der Musik" sich eine Meinung zu bilden; aber, sagt er, „in's Theater zu gehen habe ich keine Zeit und kam nicht dazu, die Vorstellungen der Freien Bühne zu besuchen." Daß es auch eine Freie Volksbühne in Berlin giebt, scheint Herrn Liebknecht, wie den meisten Fraktionsgenossen, noch nicht ins Bewußtsein getreten zu sein.

Was ihm durch die Anschauung nicht bekannt geworden, hat er sich also nun auf anderem Wege angeeignet, durch Lektüre; und sein Resultat ist das folgende: „Wer die dramatischen Werke Shakespeare's kennt, der kennt das England der Königin Elisabeth und die Kulturwelt am Ende des 16. und am Anfang des 17. Jahrhunderts. Sie spiegeln ihre Zeit wieder. Wer die Bühnenstücke des jüngsten Deutschlands inwendig und auswendig kennt und nur sie kennt, der weiß nichts von der Gegenwart, dem ist sie ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch wie dem jüngsten Deutschland selbst. Die Thatsache steht fest." Die Thatsache steht genau so fest, wie daß Herr Liebknecht die Bühnenstücke des jüngsten Deutschlands kennt — nicht sie inwendig und auswendig kennt, sondern sie überhaupt nur kennt, wie flüchtig immer. Ein sozialistischer Führer, ich will den Namen nach Liebknechts Beispiel nicht nennen, aber er ist ihm ganz besonders gut bekannt — hat neulich als von Ibsen die Rede war, geäußert: die Ibsen'schen Dramen habe er nicht gelesen, nur die Romane — aber die gefielen ihm gar nicht. Ich fürchte, ich fürchte: Liebknechts Wissen von Jungdeutschland ist nicht viel besser fundirt. Welche Dramen, Himmelswillen, hat ihm ein tückischer Berater denn in die Hände gespielt? Er spricht von der Freien Bühne, es liegt nahe, an das einschneidendste unserer Stücke zu denken, an „Vor Sonnenaufgang": aber sollte wirklich jemand, der Hauptmann's Drama liest, verkennen können, eine wie enge Fühlung mit den Problemen des Sozialismus hier gegeben ist? Nicht in der Figur des Agitators allein, deren Lebendigkeit man anzweifeln mag, sondern in den Gestalten der armen Knechte und Mägde, die ganz auf sozial unterwühltem Boden stehen; und wo wäre denn der kapitalistische Streber je schärfer, schlagender, überzeugender geschildert werden, als im Ingenieur Hoffmann? Der lärmende Widerspruch, den das Stück zuerst gefunden, ward durch diese den Bourgeois empörende Figur ja so gut geweckt, wie durch die kecke Deutlichkeit in den sexuellen Dingen.

Aber auch wenn von den intimeren Problemen die Rede gehen soll, in denen etwa das „Friedensfest" die „Familie Selike" und die „Einsamen Menschen" sich ausleben, so kann nur die oberflächlichste Betrachtung den Athem der Gegenwart vermissen. Ich kann aus ihnen modernes Leben so gut und besser erschließen, als aus „Romeo und Julia", „Hamlet" und „Macbeth", das England der die Königin Elisabeth. Man darf nur den Begriff des Gegenwärtigen nicht fraktionspolitisch eng fassen, und nicht vom Dichter fordern, daß er Parteiprogramme dramatisire; man muß den näheren und ferneren Zusammenhang überblicken können, der diese Werke verbindet mit den Zeit-

strömungen in den anderen Kulturländern, mit der Vorliebe, auch der modernen Malerei für die Mühseligen und Beladenen, und mit tausend andern feinen Keimen des Neuen, die die Luft dieser Epoche befruchtend füllen. Dann erst wird man die Einheit sozialer und künstlerischer Bewegungen erkennen, die Herr Liebknecht so eilig vermißt.

Aber der sozialistische Führer hat nicht nur die Thatsachen ergründet, er weiß auch durch „genaueres Nachdenken" ihre tieferen Ursachen aufzudecken. Grade die Intensität und Allgemeinheit des politischen Kampfes, so meint er, giebt den Schlüssel des Rätsels: weshalb der Hauch der sozialen Bewegung die Bühne des jüngsten Deutschlands nicht getroffen hat. Denn der Kampf, sagt er, schließt die Kunst aus: das kämpfende Deutschland hat keine Zeit zum Dichten. Das ist dieselbe abstrakte Weisheit noch einmal, die mit theoretischem Denken an die Kunst herangeht, das ist dieselbe Weisheit, die einst der Typus jener bürgerlichen Litteraten war, die Gervinus drakonisch niederschrieb. Mit Goethes Tode, so verkündete der, sei die deutsche Litteratur vollendet, nun komme die Zeit der Politiker; aber so wenig Gervinus durch so vorschnelles Meinen die Entwicklung aufzuhalten vermochte, die wohl intermittirende Pulse wies, doch kein Abbrechen nnd Enden, so wenig wird diese neueste Theorie auch nur Einen poetisch Strebenden auf den politischen Kampfplatz hinüber scheuchen. Ob Liebknecht, Bellamy oder ein anderer, unter uns erst Heraufkommender die Ideale der nächsten Zukunft richten wird — für den Dichter wird immer Platz bleiben, immer wird ein jüngstes Deutschland von einem noch jüngeren abgelöst werden, und trotz des Unverständnisses „leitender Männer" wird es sich durchsetzen, jetzt und künftig.

Otto Brahm.

Wer ist der Begründer der Freien Volksbühne?

Der Freiburger Universitätsprofessor Georg Adler hat, wie er uns in einer Broschüre „Die Sozialreform und das Theater" (Berlin. Walther und Apolant) mitteilt, in diesem Winter mit ernsten und bitteren Vaterssorgen zu kämpfen gehabt. Sein Kind, die „Freie Volksbühne" in Berlin, ist ein rechtes Schmerzenskind für ihn geworden, denn statt ehrbar und züchtig die Pfade bürgerlicher Tugenden zu wandeln, besucht es Arm in Arm mit den Sozialdemokraten verpestete Schnapshöhlen, hält Brandreden gegen die Regierung und fordert zum Umsturz aller Gesellschaftsordnungen auf. Wie, fragt der Leser erstaunt, Georg Adler ist der Vater der Berliner „Freien Volksbühne", eben jener Bühne, die da draußen im Ostendtheater aufgeschlagen worden? Ja, er behauptet es wenigstens, und der Herr Dr. Bruno Wille hat sich heimtückischer Weise nur Vaterrechte usurpiert und seine Ideen ihm gestohlen. Im März vorigen Jahres nämlich veröffentlichte er, der Professor Adler, in der „Gegenwart" einen übrigens recht sympatischen Aufsatz mit der Aufforderung zur Gründung eines Arbeitertheaters, vierzehn Tage später erschien ein Aufruf Wille's, der denselben Gedanken aussprach und dessen Vorschläge in drei Punkten sich angeblich genau mit den Adler'schen deckten. So findet denn jeder Halm seinen Bacherl. Aber ich will den armen klagenden Ritter wenigstens von seinen Vatersorgen befreien. Als unbescholtener Zeuge bemerke ich ihm also, daß Herr Bruno Wille mir und anderen Freunden schon viele Wochen vor Erscheinen des Adler'schen Aufsatzes seine Pläne entwickelte, daß dieser Arbeit niemals Erwähnung gethan wurde und daß sie wahrscheinlicher Weise bis zum Erscheinen der Adler'schen Broschüre Wille und seinen Freunden vollkommen unbekannt geblieben. Von mir weiß ich es bestimmt, von den meisten Anderen bin ich dessen ausdrücklich versichert worden.

Worin besteht nun die Gemeinsamkeit der Vorschläge? Im Allgemeinen gehört doch der Gedanke einer Volkstheaterbegründung zu den vielen Seeschlangen, die ewig und unaufhörlich in den Wogen der Theaterreformliteratur auftauchen. Naive Gemüter haben

sogar die Verwirklichung phantastischster Pläne versucht. Aber Professor Adler beansprucht den Ruhm, als Erster den Begriff Volkstheater in den Begriff Arbeitertheater übergeführt zu haben. Und das ist der erste Gedanke, der ihm Wille gestohlen haben soll; und der zweite — die Festsetzung des Eintrittspreises auf fünfzig Pfennige. Daß aber die „Freie Volksbühne" gar keinen Unterschied in den Plätzen macht und diese auslosen läßt, während der Adler'sche Vorschlag solche Unterschiede durchaus bestehen läßt, — das verschweigt unser neuer Bacherl. Und auf so winzige, so fast selbstverständliche Uebereinstimmung hin bezichtigt Herr Professor Adler Herrn Dr. Wille des Ideendiebstahls. Man kann wahrhaftig nicht leichtsinniger sein. Denn der dritte Gedanke, auf den er pocht, der Vorschlag, kein neues Theaterunternehmen wegen seiner Kosten ins Leben zn rufen, sondern die bestehenden Bühnen für das Arbeitertheater nutzbar zu machen, — dieser Gedanke ist doch der der „Freien Bühne", welche schon einen Winter lang bestand, als Adler mit seinem Aufsatz hervortrat. Diese Idee ist doch nicht sein Eigentum und wenn Wille sie, wie er von vornherein erklärte, aus jenem Unternehmen geschöpft, so hat es Adler nicht anders gemacht. „Nur in seinem vierten Punkt weicht", so erklärt der Freiburger Professor, „der Wille'sche Aufruf von meinem Ideengange ab". Allerdings, und gerade in diesem vierten Punkte lag die Entscheidung darüber, ob der Gedanke des Arbeitertheaters der fromme Einfall eines Professors in seiner Studierstube und ein freundliches Phantasiebild bleiben oder in Wirklichkeit und Leben sich umsetzen sollte. Adler sagte: mein Gedanke ist nur durchzuführen, wenn mir Staat oder Gemeinde das nötige Kleingeld dazu in die Hand drücken, . . . na, ich wünsche ihm recht viel Geduld und ein Methusalemalter, vielleicht geht sein Wunsch nach fünfhundert Jahren doch noch in Erfüllung. Bruno Wille aber meinte, es müsse ganz durch eigene Kraft des Volkes gehen, und seine Person, sein Glauben machten den Berliner Theaterpraktikern im Anfang außerordentlich viel Spaß, man rechnete ihm zahlenmäßig vor, daß er ein wenig verrückt sei, — und siehe da, es ist doch gegangen. Adlers Wort verhallte, wie man mit aller Wahrscheinlichkeit voraussetzen konnte, spurlos in die Winde, Wille's Wort wurde That und sein Unternehmen nimmt fortwährend an Kraft und Bedeutung zu. Ja, Herr Professor, der vierte Punkt, das ist's . . . wenn nur der vierte Punkt nicht wäre. . . .

Die Strafpredigt, die unser Vater seinem vermeintlichen Kinde hält, die Kritik, welche er an das Unternehmen legt, ist vornehmlich ein Sammelsurium von zum Teil böswilligen, zum Teil ästhetisch verworrenen Urteilen, die aus Berliner Tageblättern gegeschöpft sind. Zu unmöglichen Recensenten rechne ich z. B. den der „Post", einen unglückseligen K. v. S., der unter anderem einmal die Stirn hatte zu behaupten, daß die Volksbühne „Kabale und Liebe" nur aufgeführt habe, um Schiller von den Berliner Arbeitern auslachen zu lassen. Herr Professor Adler ist sicher ein ehrlicher Mensch und ich überlasse ihm daher ruhig die Werthschätzung derartiger Insinuationen, leichtsinniger Weise aber schreibt auch er diesem Herrn nach, daß in der ersten Aufführung mit Hülfe des besten Opernglases ein „richtiger" Arbeiter nicht zu entdecken gewesen sei. Warum hat denn Herr Professor Adler den Vorstand nicht um eine Mitgliederliste gebeten? Er hätte sich dann sehr rasch von dem Leichtsinn derartiger Behauptungen, die auf naivster Unkenntnis der Berliner Arbeiterwelt beruhen, überzeugen können. Adler macht der Volksbühne vor allem den Vorwurf, daß sie die Kunst in den Dienst der Tendenz stelle. Keiner ist ungerechtfertigter als dieser. Die Forderung nach einer tendenzlosen Kunst ist eine unsinnige. Wo ist denn das Drama, welches eine Tendenz nicht verfolgt? Schiller müßte dann ganz vom Theater ausgeschlossen werden, oder sind nicht die „Jungfrau" und „Tell" die flammendsten Vorkämpfer der nationalen Idee? Die Poesie als Geisteskunst, als Gestalterin des menschlichen Gedankenlebens kann gar nicht anders, als in der einen oder anderen Weise tendenziös wirken. Wir können nicht die Forderung nach einer nicht tendenziösen Kunst erheben, sondern nur die Forderung, daß die Tendenz völlig in künstlerische Gestaltung aufgelöst wird, daß die Tendenz nicht den Selbstzweck eines Kunstwerkes ausmacht. Adler sollte offen bekennen, daß ihm die „revolutionäre Tendenz" der Volksbühnendramen verhaßt ist, aber nicht seine politisch-parteiische Gegnerschaft als eine ästhetische verschleiern. Diese seine politische Gegnerschaft hat für den objektiven Beurteiler gar keinen Wert. Führt er auf seinem Arbeitertheater den „Faust" auf,

ihm der Ultramontanismus denselben Vorwurf machen, den er gegen die „Volks-[illegible] erhebt. Gegen sozialdemokratische Dichtungen würde er sich wahrscheinlich noch [illegible] ablehnend verhalten, als die „Volksbühne" gegen „Bourgeois"-Dramen. Gewiß [illegible] unsere ästhetische Bildung die Höhe erreicht hätte, um vorur-[illegible] Kunstwerk genießen zu können, unbekümmert darum, ob es ästhetisch [illegible] oder sozialdemokratisch angehaucht ist. Aber dessen sind leider [illegible] uns fähig. Einstweilen wird jedes Theater nebenbei immer [illegible] religiösen Einseitigkeiten dienen, die Adler'sche Arbeiterbühne ebenso [illegible] Volksbühne. Als Künstler und Aesthetiker müssen wir nur darauf [illegible] literarische Machwerke aufgeführt werden, die kein anderes Inter-[illegible] erwecken, sondern Kunstwerke, die, wenn sie auch streitige Tendenzen [illegible] Aesthetik Stand halten. Und von diesem Standpunkt aus betrachtet, [illegible] jetzt nur Dramen dargestellt, die von allen Urteilsfähigen künst-[illegible] werden und genommen werden müssen. Ja, man kann weiter gehen [illegible] denn die sozialdemokratische Tendenz in den „Stützen der Gesellschaft", [illegible], in „Kabale und Liebe" in Pissemski's „Leibeigenem"? Höchstens in [illegible] „Vor Sonnenaufgang" schimmert derartiges durch, ohne daß es auch hier [illegible] ausmachte. Sozialdemokratische Parteipolitik könnte an jenen Werken ebenso [illegible] aussetzen, als loben. Noch unzutreffender ist der Vorwurf, den Herr [illegible] von Eugen Wolff abschreibt, erstens: daß die „Volksbühne" nichts als eine [illegible] der „Freien Bühne" und einseitig dem Naturalismus dienen wolle; bis [illegible] Spielverzeichnisse beider Theater gerade nur ein — ein einziges Werk gemeinsam; [illegible] ihre Dichtungen das Volk nicht erheben könnten. Ja, wer die Erhebung [illegible] findet, dem ist nicht zu helfen. Schwer ist's einen Blinden sehend zu [illegible] ich von einem Paul Gerhard lese, daß er lieber sein Amt im Stich ließ, [illegible] seiner Meinung abwich; lieber in die Verbannung ging, als sich beugte, [illegible] erhebend; und erhebend auch die That des Ibsen'schen Volksfeindes, der [illegible]terielle Elend wählt, als daß er die Wahrheit verleugnet. Und so erhebend [illegible] die anderen Dramen der Volksbühne, in ihrer Art ebenso erhebend, wie die [illegible] klassischen Perioden, gewiß erhebender aber, als etwa ein „Othello", [illegible] denen man vielleicht mit mehr Recht nachsagen kann, daß sie nur zer-[illegible] nicht aufrichten. Das Ganze ist überhaupt eine Forderung, die ästhetisch [illegible]seinsberechtigung besitzt.

[illegible] Adler ruft zur Gründung eines zweiten Arbeitertheaters auf, das der [illegible] reicher Männer und Frauen verdankt werden soll. Ich glaube, der „Plump-[illegible]" wird da auch schon zur rechten Zeit herauskommen. Ich für meine Person [illegible] jenem Unternehmen ebenso sympathisch gegenüber stehen, wie der Volksbühne, [illegible] daß der Vorstand jener Bühne genau ebenso fest die Sache der wahren [illegible] behält, wie dies Bruno Wille thut. **Julius Hart.**

Eine neue musikalische Tragödie.

„Die Ritter von Marienburg."

[illegible] drei Akten von Paul Geisler. Dichtung von Gustav Kleinau.

[illegible] Aufführung am 2. März im Stadt-Theater in Hamburg.

[illegible] sind wir Berlin mindestens um zehn Pferdelängen voraus, dagegen [illegible] literarische Bewegung nach. Von neuer Kunst giebt es eigentlich [illegible]nichtes. Doch um der Wahrheit die Ehre zu geben, wir genossen [illegible] sogar „Sodoms Ende", aber die kleinen „verheirateten" [illegible] sollen auf manches unschuldige Gemüt doch sehr verstimmend

gewirkt haben. So etwas wird man kaum begreifen können, daß gerade bei uns noch so wenig Verständnis für Wahrheit in der Kunst herrscht, bei uns, die wir doch in einer freien, republikanischen Hafen- und Handelsstadt leben. Aber die falsche Prüderie geht sogar soweit, daß gewiße „vornehme“ Journalisten sich scheuen, das Wörtchen „Keusch“ aus ihrer harmlosen Feder in die Spalten ihrer kritischen Grünkohlablagerungsstätte fließen zu lassen, aus Angst, das unschuldsvolle Backfischthum dadurch meuchlings zu tödten.

Insofern kann es nicht verwundern, wenn die Tragödie von Paul Geisler, „Die Ritter von Marienburg“, einige Erschütterungen hervorrief, wie man sie in einer Opernpremière eigentlich nicht gewohnt ist. In der Dichtung kommt eben eine so moderne Empfindungswelt zum Ausdruck, die man sonst nur in bestimmten Erzeugnissen des gesprochenen Dramas angetroffen hatte; und der Sinn für das Moderne liegt bei unserem an Kostüm- und Coulissen-Schlendrian gewöhnten Publikum noch so im Argen, daß ein Versuch wie der vorliegende zum mindesten äußerste Verwunderung erregen mußte. Sehr komisch äußerte sich diese Verwunderung auch in einem Teil unserer Presse, die gar nicht wußte, in welches Schubfach ihrer angestammelten Aesthetik sie das neue Kunstwerk hinein klassifiziren sollte.

In der That giebt Geislers, von Gustav Kleinau in geschickter Weise ausgeführter Stoff im ersten Augenblick zu Bedenken vollen Anlaß; denn wie kommt er, als absolut Moderner, zu einer Rittergeschichte aus dem 13. Jahrhundert? Zum Glück entpuppt sich die ritterliche Romantik nur als Gewand, unter welchem eine warme, gesunde Menschlichkeit pulsirt; darum sind seine Personen auch dem Empfinden der Heutigen sofort nahe gerückt. Eine kurze Uebersicht der Handlung mag diese Ansicht begründen.

Das Stück beginnt in dem Augenblick, da Alraune, eine heidnische Sybilla mit ihrem wie Richard der Dritte mißgestalteten Sohn Hatto ins Lager der deutschen Ordensritter schleicht, um den Landmeister zu ermorden, der sie einst verführt und verlassen. Er wird von Ritter Winrich v. Fels gerettet, überträgt ihm darauf das Kommando des Lagers und verhört die Gefangene, in der er plötzlich seine einstige Geliebte erkennt. Sie setzt ihm Hohn und Trotz entgegen und verweigert jede Auskunft über die Frucht ihres Verhältnisses. Da ertönen Tumult und Alarmsignale im Lager, die Soldaten schleppen ein Preußenmädchen herbei, das sie für eine Spionin halten, und machen Anstalten, es mit Hatto hinzurichten. Sie sieht mitleidig den gefangenen Jugendgespielen, der seinerseits eine ekstatische Liebe ihr verrät. Winrich wird von ihrer Schönheit überwältigt und begnadigt sie. Sie erwirkt auch für Hatto Befreiung, da beginnt die Weihnachtsfeier, — Glocken, Choräle, Fanfaren; Winrich erwacht aus seinem Taumel und erkennt, daß er sein Keuschheitsgelübde schon gebrochen. Aber er kann nicht mehr zurück. Er trifft mit Jutta, dem unbekannten Waldkind, Nachts zusammen.

Der zweite Akt spielt beim heidnischen Sonnenwendfest in mondheller Waldesnacht. Die Heiden, von Alraune aufgestachelt, verschwören sich gegen die Eroberer und ziehen unter Siegesgesängen ab. Jutta bleibt zurück, um ihren Ritter zu erwarten und ihm von dem jungen Leben Kunde zu geben, das sie unter ihrem Herzen sich regen fühlt. Da tritt ihr Hatto entgegen, verfolgt sie leidenschaftlich mit Liebesschwüren und Verdächtigungen; sie wehrt sich des Zudringlichen schließlich durch das stolze Eingestehen ihres Verkehrs mit dem Ritter, durch den freien Hinweis auf das Recht der Liebe. Hatto schwört dem Nebenbuhler Rache und stürzt davon. Endlich sprengt Winrich heran; er findet die Geliebte weinend, er weist ihren Vorschlag zu fliehen, entsetzt zurück und will eben zu Gewaltsamkeiten übergehen, da fallen die Heiden über ihn her. Mit Juttas heroischem Vorsatz, den Geliebten zu retten, schließt der zweite Akt.

Der dritte führt uns in die Marienburg. Auf Juttas heimliche Meldung hat der Landmeister Mannschaften ausgeschickt, welche Winrich befreiten und Alraune in dem Augenblick gefangen nahmen, da sie den Gefesselten tödten wollte. Nun muß er seinen Lebensretter, dessen Schuld durch Alraunes Zeugnis erhärtet wird, vor Gericht stellen. Das Ordenskapitel tritt zusammen; aber Winrich unterbricht das Verhör mit der Erklärung, daß seine menschliche Ueberzeugung ihm mehr sei, als die Unnatur der Orthodoxie, und zerreißt den Ordensmantel. Darauf wird er mit Alraune in den Turm des Klosters Oliva gestoßen; aber die Heiden erstürmen das Kloster, zünden

… von Jutta nochmals abgewiesen, will Winrich … und fängt den Streich auf. „Mein Kind!“ schreit … die Schwester küssen; Winrich schlägt ihn mit der gefesselten … der Landmeister mit den Rittern, sieht seine Tochter in ihrem … Hand, weil er ihn für das Verbrechen verurteilte, das er … sticht sich, die Flammen des Klosters ergreifen alles, auch ein … und erfassen schließlich die halbwahnsinnige Alraune, welche … den Sternglauben der Zukunft, den Sieg der Natur, das Auf- … eine neue Religion verkündigt. „Dem neuen Geschlecht, ein … die letzten Worte.

… welches ich gegen die Schlußszene äußern möchte, besteht darin, daß … auf der Bühne fallen sollten, denn der Ernst des Publikums kam be- … als so Einer nach dem Andern das Zeitliche segnete und dabei … wurde. Bei einer so furchtbaren Catastrophe kann die Handlung … sondern sie muß mit einem mächtigen Crescendo zu Ende geführt werden.

… musikalische Behandlung des Stoffes anbetrifft, so steht Geisler auf … wie Wagner und seine Stilistik unterscheidet sich wesentlich von …ration. Das Wagnerische in dem Werk ist nur in der Kraft der … Vorgänge zu finden und in der farbenreichen Behandlung des Or- … Geisler Meister ist und alle die homöopathisch verdünnten Wagner- …gartner, Goldschmidt himmelhoch überragt. Geisler hat ganz richtig … dem Boden Wagners nichts mehr zu ernten ist und darum hat er mit … durch die Wiedereinführung der Melodik gebrochen und im Gegensatz … Melodie die geschlossene Form wieder eingeführt. Auch in der Harmo- …scheidet sich Geisler von Wagner, denn sie ruht nicht auf der chromatischen … Zerflossenheit, sondern mehr auf diatonischer Gedrungenheit. Die … tritt in streng logischer Folge nur bei Exzessen der Leidenschaft ein, so, …schließlich auf die Charakterisirung des Hatto beschränkt. Nähert sich der … lyrischen Moment im Drama, so ergehen sich seine Personen nicht in ab- … sondern in zusammenhängenden Cantilenen. Auch der glanzvolle Klang … gehaltenen Chöre, welcher den Stimmen zur vollen Entfaltung Gelegenheit … an Gluck, als an den Bayreuther Meister. Ein weiteres Charakteristi- …änkung des Leitmotivs und sein Ersatz durch die Erinnerungsmelodien, …deutungsweisen Wiederkehr hervorragender Situationen und namentlich … der Angelpunkte des Dramas nicht mit einzelnen, verschwimmenden … mit ganzen, festen thematischen Konstruktionen wiederkehren und symphonisch … Nach diesem Gesichtspunkt giebt es keine bezeichnenderen Gegensätze, …zug nach Siegfrieds Tod und den nächtlichen Ritt Winrichs zu Jutta, … die ergreifendsten Orchester-Zwischenspiele, welche das moderne Drama um- … den Hörer von der packendsten Wirkung.

…hrung verlief im Großen und Ganzen gut; von den Darstellern ist Fr. … besonders hervorzuheben. In der Regie machte sich das Zurückbleiben … Geist in absoluter Verwechslung des Dramatischen mit dem Theatra- … Brennen des Klosters z. B. markirte man naiver Weise durch eine … Beleuchtung, und den Zusammensturz bewerkstelligte man durch zwei … den Eindruck machten, als wenn plötzlich in einer kleinen Stadt …enpforte passirt. Wer hat im 13. Jahrhundert das Pulver erfunden? … die Novität jubelnd auf und feierte Geisler durch unzählige Her- …sikalischen Dramatiker, der berufen sein dürfte, die Oper vollends in … zu lenken.

Gobi Eberhardt.

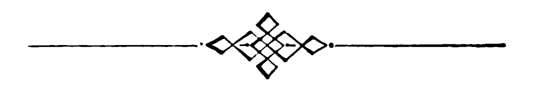
… Berichterstatter gern das Wort gelassen, obgleich wir zu seinen Aus- … Fragezeichen machen. Die Absichten Paul Geislers, neue Resultate …überzuleiten, scheinen uns in den Anfängen noch zu stehen; aber auch der … erfreulich auf einem Gebiet, wo so lang nur Stillstand herrschte und



Von neuer Kunst.

Ernesto Rossi ist noch einmal nach Berlin gekommen, Abschied zu nehmen von der Stadt, die ihn so oft enthusiastisch gefeiert. Der Künstler hat die Sechzig erreicht und überschritten, und abendliche Schatten lagern sich über seine einst so warm pulsirenden Gestalten: das ist der eine Grund, weshalb jüngst sein „Othello" den mächtigen Eindruck früherer Tage verfehlte. Nicht nur die äußere Corpulenz und die Verfettung der Stimme, auch das wachsende Pflegma in allen ruhigeren Momenten und die geminderte Ausdrucksfähigkeit der Physiognomie hemmen die Wirkung des Tragöden; die ersten zwei Akte des grandiosen Seelen-Dramas gingen darum klanglos vorüber, und erst in den Szenen der werdenden Leidenschaft, da Jago das Gift dem bethörten Mann in die Seele träufelt, Tropfen für Tropfen, wurden die schönen Reste einer großen Schauspielkunst lebendig, diese heroische Schlichtheit, diese römische Ausdrucksfähigkeit von feinstem Reize. Aber noch ein anderer Grund, ein unpersönlicher, hat Rossis Leistung nicht voll wirken lassen: das ist die entschlossene Wendung zum Naturalismus, den auch die Schauspielkunst in dieser Zeit vollzogen hat. Zwar erscheint Rossi selbst, wenn man seine Kunst mit dem posirenden Idealismus der Ristori etwa vergleicht, als ein kühner Steuerer, ein Realist der Schauspielkunst, der zu dem Gegenwärtigen hinüberleitet; aber das Niveau stilisirter Wahrheit, auf dem er noch steht, haben wir Heutigen nun überschritten, und diese Cantilenen, diese großartig geschwungenen Perioden, dieses Schwelgen in Klangwirkungen sagt uns nichts mehr. Wir fühlen uns an italienische Oper gemahnt, vor solcher Kunst — und freilich trägt die Truppe um Rossi herum, dieser Bratantio, der den Comthur aus dem „Don Juan" parodirt, dieser Rodrigo aus der Operette, erst das Entscheidende zu dem Eindruck bei. Wo wir aber nicht mehr an Wahrheit glauben können, da versagt uns jede tiefere Wirkung; und so scheiden wir mit respektvoller Kühle von dem großen Zeugen einer absterbenden Kunst, und wenden uns dem lebendig Neuen zu, auch hier. **O. B.**

Die Freie Litterarische Gesellschaft veranstaltete am Dienstag den 3. März einen ersten öffentlichen Vortragsabend unter der Aegide des neuen Vorstandes. Im Gegensatz zu den unerquicklichen Carnevalsabenden der letzten Zeit verlief dieser — endlich einmal wieder — ernste Arbeitsabend streng sachlich und ohne ungewollte humoristische Intermezzi. Auf Gedichte Fontanes folgten sehr beifällig aufgenommene Sachen von Lilienkron und Zoozmann, vorgetragen von Jan Edgar. Den stärksten Erfolg aber errangen Gedichte von Ernst von Wolzogen, von ihm selbst vorgelesen, und eine von Emanuel Reicher meisterhaft interpretierte Novelle von Hans Land.



Küsse.

Von

Rosenkrantz Johnsen.

[illegible] Uebersetzung aus dem Norwegischen von M. v. Borch.

(2. Fortsetzung.)

[illegible]feldt's Gesundheit ging es andauernd schlecht. Sobald Wind [illegible] — und das geschah oft — mußte er sich hinlegen, entweder in's [illegible] Sofa. Und wenn er ganz herunter war, lebte er bei Tage meist [illegible] Chambertin; und schlafen konnte er nur mit Hülfe von Bromkali, [illegible] er sich an Toddy oder Porter betrank.

[illegible] der einzige, der ihn besuchen durfte; ab und zu, wenn es [illegible] gepackt hatte, mußte er sogar bei ihm schlafen; denn er [illegible] Nachts im Dunkeln; und außerdem wollte er, daß seine Mutter [illegible] seien ihrer Zwei, die die vielen Spirituosen tranken, welche er oft [illegible] mußte.

[illegible] brachte Castberg ihm einen Gruß von Fräulein Helland. Sie [illegible] geäußert, daß er einen so guten Eindruck auf sie gemacht habe; sie [illegible] hübsch wie interessant und freute sich sehr darauf, ihn wieder-

[illegible] gern glauben," sagte Sommerfeldt, als Castberg ihm das erzählte; [illegible] natürlich gesagt, weil sie verteufelt wol wußte, daß Du es mir [illegible] würdest. Sie freut sich darauf, mich wiederzusehen, natürlich, weil [illegible] und weil ich ein neuer Kerl in der Stadt bin."

[illegible] dann kann sie mit Dir all' die Dinge diskutieren, die heutigen [illegible] beschäftigen. Sie möchte gern Probleme zur Debatte bringen. [illegible] sie gehört zur Linken."

[illegible] es ja versuchen! Humanitäre Fragen diskutieren! Denk nur! Du [illegible] mag nicht einmal daran denken! Sei so gut und schenk ein und [illegible] Cigarette. Aber grüß' sie von mir und sag' ihr, daß ich mir bald [illegible] würde, ihr einen Besuch zu machen. Und dann bitte sie auch, [illegible] fressen zu geben, wenn sie ihn gefaßt kriegt. Es ist ja sehr freund- [illegible] die viele Freundlichkeit bekommt ihm nicht. Ich weiß, sie holt [illegible]"

[illegible] — Als das Wetter endlich sommerlicher wurde, und Sommer- [illegible] hinauswagen konnte, verflossen noch einige Tage bevor er in [illegible] vertrieb sich inzwischen die Zeit mit Lesen und Cigaretten- [illegible] umherschlendern, wo er seiner Mutter half, die Schnüre für [illegible]. Oft, wenn die Sonne warm schien, konnte er stundenlang [illegible] beobachten, die unaufhörlich von ihrem Nistkasten unter dem [illegible] flogen und den piependen Jungen Nahrung brachten.

[illegible] Per," sagte seine Mutter eines Tages, nachdem er lange [illegible] rühren.

„Nein.“

„Fräulein Helland ist hier jetzt jeden Tag vorüber gegangen, und ich meine, deutlich gesehen zu haben, daß sie jedes Mal zu uns hereingesehen hat. Es sind doch gewiß nicht meine Blumen allein, nach denen sie sieht.“

„Will ich gern glauben.“

„Mich dünkt, Du solltest Dich anziehen und dort einen kleinen Besuch machen. Sieh, daß Du Castberg mitbekommst!“

Er antwortete nicht. Als aber Castberg wie gewöhnlich herankam und nach seinem Befinden fragte, antwortete er, der Begriff Pér Sommerfeldt sei allerdings nur ein Bündel Nerven in Spiritus, aber er wolle dennoch einen Weg zu Fräulein Helland vorschlagen. Ob Castberg mit wolle?

Dagegen hatte Castberg nichts einzuwenden, und so gingen sie denn — durch ein paar Schleichwege und ein Hintergäßchen, um die Hutbegrüßungen mit allen Menschen zu vermeiden.

Fräulein Helland und Frau Kristiansen sahen sie vom Fenster aus, als sie in die Gartenthür traten; als sie daher in den zweiten Stock kamen, wo der Schuldirektor wohnte, waren die Damen schon in ihren Schlafzimmern gewesen, hatten das Haar geordnet und Schleifen und andern Putz zurecht gezupft.

Der Schuldirektor war gerade während der Pause zu Hause, um ganz heimlich einen Schnaps und eine halbe Flasche Bier zu sich zu nehmen. Er ging, als die Damen eintraten, indem er mit wohlwollendem Händedruck die Hoffnung aussprach, daß Sommerfeldt bald wiederkommen würde. „Ja, und Sie auch, Castberg,“ fügte er ein wenig verlegen hinzu; „kommen Sie auch recht bald wieder.“

„Ah, bitte, bitte,“ entgegnete Castberg mit einer steifen Verbeugung.

Lange und angelegentlich wurde über Sommerfeldt's Krankheit und das ekelhafte Wetter gesprochen. Darauf wurde Bob der Gegenstand einer langen Besprechung und mußte alle Künste machen, die er konnte. Und als dann — Nummer Drei des Programms — die leitenden Familien der Stadt erörtert und mit der schärfsten Sauce serviert wurden, die Frau Kristiansen zuzubereiten verstand, folgte eine Pause.

Sommerfeldt besah ein paar Bücher in Prachteinband, die rund umher auf dem Tische lagen. Lauter „Bilder aus der Wirklichkeit“, „Wahrhaftige Erzählungen“, „Aus dem Leben“, „Wahre Geschichten aus der Wirklichkeit“ u. s. w. — von Marie und Magdalene und Martha und Margarethe. Er sah nur die Titel an und sagte nichts. Er kannte dies alles so gut von den Familien in der Hauptstadt her, — sowohl den runden Tisch wie die Bücher in Prachtband und die Titel und die Namen der Verfasserinnen.

„Sie dürfen nicht glauben, daß das meine Bücher sind“, beeilte sich Fräulein Helland ihn aufzuklären, als ob sie fürchte, daß er irrige Gedanken über ihren literarischen Geschmack hegen könne.

„Ach nein, meine Schwester ist ja fürchterlich modern“, lispelte Frau Kristiansen; „sie liest alles, was erscheint, ob es nun gesund ist oder nicht.“

Sommerfeldt sah es Fräulein Helland's Gesicht an, daß sie in ihm einen Alliierten erwartete, der ihre Schwester mit einer einzigen Bemerkung niederschmettern würde; und in seiner Angst vor einer Diskussion griff er ohne der Frau zu antworten nach einem Album als Notanker und rettete sich auf diese Weise.

Helland's Album. Es enthielt fast nur Herrenphotographien, nur wenige aus ihrer nächsten Verwandschaft, und ...innen aus einem Lehrerinnenkursus bei Fräulein Bauer. ...sie selbst war — fast unkenntlich.

...Sommerfeldt und nannte die Namen der Originale, je nachdem er weiter blätterte. Unwillkürlich kamen ihre Hände dabei in ...ohne Berechnung von ihrer Seite, wie Sommerfeldt zu verstehen ...nicht zufällig geschah soweit es ihn selbst betraf, darüber war ...

...aber furchtbar viele Herren, Fräulein", sagte er endlich. ...Sie eine unendliche Vorliebe für Herren."

...viele liebenswürdige Herrenbekanntschaften", entgegnete sie lachend. ...mich sehr freuen, auch Ihre Photographie in meinem Album ...

...gern glauben."

...Kristiansen sah ihre Schwester verblüfft an. Was möchte Sommerfeldt ...Dreistigkeit denken! Nein, wie häßlich und unpassend von einer ...

...Sie jetzt so gütig sein wollen, Fräulein Helland, die Sache von ...— Sie wissen ja, von der ich sprach — so könnte es passiren, daß ...einer Photographie in Ihre Sammlung liebenswürdiger Bekanntschaften ... — Sie haben das Stück wohl?"

...ich fand es, als ich an dem Tage, nachdem ich Sie getroffen hatte, ..."

...Stimme war so ruhig und ihr Blick so sicher — sie zuckte auch nicht ... — als sie diese kleine Lüge zum Besten gab, daß er nur ihre ...wundern konnte.

...als sie dann gespielt hatte, ergriff er begeistert ihre beiden Hände und ...Pathos, daß er sie am liebsten küssen möchte, denn so schön hätte ihm ...das Stück vorgespielt. „Und jetzt bin ich Ihr Freund", fügte er ...jetzt müssen Sie mein schöner David sein und mir vorspielen, jedesmal, ...traurig und an der Seele krank bin — wollen Sie?"

...versprach sie, ihm vorzuspielen „wann es sich thun ließe"; darauf ...Sommerfeldt's großer Zufriedenheit ein paar kleine Stücke von Grieg; ...und Castberg ein wenig Wein getrunken und einige Cigarretten geraucht ...sie mit dem gegenseitigen Versprechen, oft zusammen zu kommen, ...Sommerfeldt zu Hause sei. — —

...Sommerfeldt's und Kristiansen's wurden feierliche Sonntagsbesuche ...darauf ein paar Theegesellschaften und einige ruhige Abende mit ...im Garten, das heißt, im Sommerfeldt'schen; denn dort, ge...hinter dem Blätterflor des Hopfens, konnte der Schuldirektor ruhig ...sitzen, ungesehen von den kritischen Augen der Schülerväter. ...kamen auch Frau Kristiansen und Fräulein Helland unaufgefordert ...Sommerfeld, um ihren Garten anzusehen und sich Ableger von den ...erbitten, die sie — mit den Blüthen der Straße zugewandt — ...gestellt hatte.

...schnell bei dem guten Wetter; aber er lebte nur, um zu ...sehen. Nur dann und wann schrieb er eine Kleinigkeit für die ..., mit denen er in Verbindung stand.

...wenn der Regen nachgelassen hatte, machte er einen Spazier-

gang nach dem Hünengrabe; und denselben Weg ging auch Fräulein Helland oft, nachdem sie ausfindig gemacht, daß er ihn so regelmäßig einschlug. Wenn sie sich auf dem Wege nach dem Grabe begegneten, pflegten sie oft lange dort oben zu sitzen und nach den Scheeren hinüber zu sehen, während sie Cigarretten rauchten und plauderten und Ansichten über Geschmack und Behagen austauschten. Kam sie manchmal so spät, daß er bereits auf dem Heimwege war, so begleitete er sie gern nach Hause und ließ sich seine schwermütigen Lieblingsstücke von Grieg und Chopin vorspielen bis die Mittagszeit kam. Dies kam so oft und regelmäßig vor, daß Frau Kristiansen zuweilen ärgerlich wurde, weil er bei den häuslichen Vorbereitungen zum Mittag im Wege war. Er merkte dies und fragte Fräulein Helland eines Tages, ob dem so sei. Ja, allerdings. Und damit bekam sie Veranlassung, sich über ihre unangenehmen Familienverhältnisse auszusprechen — darüber, daß sie nicht glücklich sei, denn zu Hause könne sie auf Grund der Borniertheit ihrer Stiefmutter nicht sein, und hier habe sie täglich mit den altmodischen Anschauungen und der kleinstädtisch beschränkten Lebensweise ihrer Schwester und ihres Schwagers zu kämpfen.

„Aber, bestes Fräulein, Sie sind doch sozusagen unabhängig, wenn ich nicht irre", bemerkte Sommerfeldt.

„Ja, aber was soll ich unternehmen?! So unabhängig bin ich nicht, daß ich ganz und gar auf eigenen Füßen stehen könnte. Was in aller Welt kann eine junge Dame anfangen?"

Donnerwetter, dachte Sommerfeldt bei sich, jetzt will sie die Stellung der Frau in der Gesellschaft diskutieren; und dann schlug er ihr in scherzendem Ton vor, sie solle sich einen Mann suchen. „Sie sind ja jung und wolerzogen und hübsch und haben eine nette Figur und klare, kluge Augen, und spielen Chopin, daß es Einem tief in der Seele dabei kribbelt. Ich werde, weiß Gott, sentimental, wenn ich mit Ihnen zusammen bin, besonders, wenn Sie mir etwas vorspielen. Dann rufen Sie so viele Erinnerungen in mir wach, daß mir das Weinen nahe ist. Sie müßten eine herrliche Frau für einen jungen Mann sein."

„Wissen Sie was, Herr Sommerfeldt, Sie sollten sich nicht über mich lustig machen. Es ist nicht gut allein zu sein."

„1. Buch Mose, Kap. 2, Vers 18."

„Uf! ich bin manchmal ordentlich böse auf Sie, gradezu beleidigt. Sie haben nicht den mindesten Ernst. Jedesmal, wenn ich ein vernünftiges Gespräch mit Ihnen haben will, entkommen Sie mir und plaudern von was anderem."

„Ihre Worte treffen grade in meine Achillesferse, Fräulein — d. h. nur in die eine. Aber ich schwöre Ihnen, daß ich es ernst meine, wenn ich sage, daß Sie eine herrliche Gattin sein würden. Ich würde Sie gern heiraten, ich . . ."

Schweigend gingen sie einige Schritte neben einander her. Er warf einen forschenden Seitenblick auf sie und sah, daß sie sich in starker, durch die Unsicherheit hervorgerufener Aufregung befand. Sie war bleich geworden, und ihre Lippen bebten, als ob die Tränen zum Durchbruch kommen wollten. Er empfand plötzlich Mitleid mit ihr, hielt schnell inne und bat um Entschuldigung für das, was er gesagt hatte. Er habe nicht die Absicht gehabt, sie zu verletzen.

„Da sehen Sie nun", sagte sie endlich mit unsicherer Stimme; — „Sie machen sich nur lustig. Sie sind genau wie alle andern Herren; Sie schwatzen nur Unsinn mit uns jungen Mädchen und betrachten uns wie Blumen, die man pflücken, deren Duft man genießen und die man dann fortwerfen darf."

„Mag sein, daß Sie recht haben. Aber der Wahrheit die Ehre, — sind die Damen nicht grade so rücksichtslose Blumenpflücker wie die Männer? Bald werden

... in der Gesellschaft schreien. Gehe ... Lilie?"

... ihn mit den großen Augen so ernst und theilnehmend ... hingerissen wurde. Mit einem Mal war auch ... Lust, sie an sich zu ziehen und zu küssen. Wie ... geöffneter, fragender Mund war!

... setzten sie sich auf einen Stein und dann erzälte er, ... weicher und teilnahmsvoller für seine eigene Geschichte ... dem englischen Mädchen und deren Folgen. Und ... fertig war, fügte er mit trauriger Stimme hinzu: ... auch ich meine trüben Stunden haben kann?"

... teilnehmend; „das kann ich wol begreifen." Und dann ließ ... in der seinen halten, bis Beide plötzlich durch nahende ... wurden. — —

... Hause kam und im Wohnzimmer auf und ab ging und ... nachdachte, während er eine Cigarrette nach der andern ... auf eine hübsche, hellrote Rose, die grade im Begriff war, ... im Fenster zu entfalten. Er trat hinzu, sah sie an ... die zarten Reize der feinen durchsichtigen Blätter und

... lieb und schenk sie mir."

... sie nur; aber weißt Du, mich dünkt, Du solltest auch einen ... spendieren, wenn Du sie fortschickst, nicht wahr, mein Junge? ... gut, wer sie haben soll", fügte sie lächelnd hinzu und zupfte ihn ... Ohren.

... schnitt die Rose ab und legte sie mit einer Visitenkarte, auf die ... schrieb, zusammen in eine Düte:

Die Rose, die am Zweig so schön,
Bald wird sie Blatt auf Blatt vergehn,
Nur einen Augenblick allein
Soll Glanz und Duft mein Eigen sein!
Dann blüh' sie Euch, — sei Euch bescheert;
Geteilte Freude nur hat Wert!

... wurde zu Fräulein Helland mit der Düte geschickt und kam ... Grüßen und Dank vom Fräulein. Und ein paar Stunden darauf ... Dienstmädchen mit einer kouvertirten Karte von Fräulein Helland ... Auf der Karte stand:

Die Rose, die am Zweig so schön,
Sie soll nicht Blatt für Blatt vergehn.
Von Blumen, die der Lenz gebracht,
Von frischem Grün und Veilchenpracht
Ruht sie umhüllt im weichen Moose.
Dabei fällt mehr als je mir ein:
Es ist nicht gut allein zu sein. —
Doch dies der Dank nur für die Rose!

... lange umher und sann darüber nach, was sie wol eigent= ... gemeint habe. Das war ja eine Anspielung auf ihr ... — — Teufelsmädel, Teufelsfrauenzimmer! Aus ihr

[illegible] man nicht klug . . . Aber wir werden ja sehen, wir werden sehen. Morgen wird sich schon irgend eine Veranlassung ergeben, die man benutzen kann!

Er und mehrere der jüngeren Damen der Stadt waren Tags darauf zu einer Abendgesellschaft bei Castberg geladen, dessen kleines Schweizerhaus eine halbe Wegstunde außerhalb des Ortes auf einer offenen Fläche in der Nähe eines großen Wassers lag.

In der Erwartung, Abends auf einem Feste mit Fräulein Helland zusammenzutreffen, war Sommerfeldt während des ganzen Tages bei ausgezeichneter Laune. Heute wollte er ihr gewaltig den Hof machen, so daß die anderen Damen sich grün und gelb ärgern sollten; — denn alle, mit denen er gesprochen, hatten beständig diese oder jene Anzüglichkeit über Fräulein Helland's „Frechheit" in Bereitschaft. Er wollte ihnen zeigen, wohin die Sympatien eines zivilisierten Mannes diesen ziehen! Und er rasierte sich und frisierte sich und machte sich schön; und jede halbe Stunde sah er in den Spiegel, um sich zu überzeugen, daß er recht hübsch und interessant aussähe. Zum Teufel noch mal, wie niederträchtig gut er aussah! — Keiner würde glauben, daß er nervös und elend sei, — daß er sich im Dunkeln fürchtete und derartig an Platzfurcht litt, daß er nicht über den Markt zu gehen und aus den Fenstern der zweiten Etage auf die Straße zu sehen wagte!

Um sechs sollten sie bei Castberg sein, um halb sechs stand er auf einer Bank im Garten und sah nach der Stadt in der Richtung, von wo Fräulein Helland kommen mußte. Als er sie dann nach einigen Minuten des Wartens erspähte, richtete er es so ein, daß er gerade in dem Augenblick, wo sie vorüberkam, zur Gartenthür hinausschlich. Aber er that, als hätte er sie nicht gesehen, er drehte sich auch garnicht um, sondern schlenderte ruhig des Weges, so langsam jedoch, daß er fühlen konnte, wie schnell sie ihn einholte.

Plötzlich hörte er ein schwaches: e — hem!

Aber er hörte es nicht.

Dann räusperte sie sich noch einmal, diesmal dicht hinter ihm; und da drehte er sich hurtig um und riß ein paar unmäßiggroße, erstaunte Augen über dieses Zusammentreffen auf. Nein, wie angenehm! Sie drückten sich kräftig die Hände und setzten dann ihren Weg fort.

Da aber hatte er plötzlich die eisige Empfindung, daß er sich durchaus garnicht über die Begegnung freute. Woher in aller Welt mochte das kommen, sann er nach. Vielleicht weil er sich im Voraus so sehr darauf gefreut hatte? Das war doch zum Teufelholen. Er wunderte sich und wunderte sich darüber, aber er fühlte sich nur immer kühler und gleichgültiger werden, je mehr er sich wunderte, und je mehr sie plauderte. Endlich ging ihm ein Licht auf: sie war nicht hübsch in dem großen flachen Strohhut, der ihr beinahe bis auf die Schultern hing und Nacken und Hals verbarg, so daß sie ganz buckelig aussah. Und nun ging sie da neben ihm und plauderte und lachelte und begriff nicht, wie häßlich sie in seinen Augen war.

Er merkte, daß sie anfing über seine Verstimmung unsicher und verlegen zu werden. Sie erzählte [illegible], daß er von der Reise und den Ferien, die [illegible] wurde. Und um ihr gegenüber nicht allzu unhöflich zu [illegible] und begann sie wegen ihrer Weise zu necken: [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] verdrießliche Stimmung. Es nützte nichts, [illegible] Stimme für die Rose dankte und mit Blicken, [illegible] einen Ableger davon eingepflanzt und ein Glas darüber [illegible] und sich wegen des garstigen, unkleidsamen Hutes auf [illegible], so daß sie ganz bestürzt war, als sie endlich an-

[illegible] sich nach und nach eine größere Anzahl junger [illegible] Damen aus der Stadt; unter ihnen ein hübsches, kleines, [illegible], das beim Apoteker auf Sommerbesuch war.

[illegible] Thee und Wein und Kuchen serviert, und als man [illegible] war, wurden die Croquetspiele unter jubelnder Zustimmung [illegible] wollte sich nicht daran betheiligen. Er könne das [illegible]; er wolle lieber mutterseelenallein auf einer entlegenen [illegible] Norwegens Kommunikationstabelle lesen, als Croquet [illegible] er sich auf der Veranda zur Ruhe und trank Chambertin [illegible] zu. Es war rein zum Teufel holen, wie garstig und [illegible]schüssel von einem Strohhut aussah. Alles an ihr wurde [illegible] Gesicht, Haar, Haltung, aber besonders Nacken und Rücken. [illegible] nicht den geringsten Geschmack. Sie mußte doch selbst- [illegible] oval geformten Kopf und Gesicht was leichteres, frischeres [illegible]ähnliches. . . . Isch, nein diese geschmacklosen Frauzimmer-

[illegible], als die Waschschüssel abgenommen worden, sah er, wie [illegible] sie doch eigentlich war. Allein schon die weich geschwungenen, [illegible] die jungen, kräftigen Zähne waren zum verrückt werden. . . . [illegible] ein einziges Mal. Zehn Lebenstage für ein einziges Mal! [illegible], des Lebens — weshalb war dergleichen denn verboten als [illegible] . . . Er bat — ein wenig feierlich — ihr zutrinken zu dürfen. [illegible] ein und lachte so vergnügt über das Glas fort als sie trank, [illegible] war, sich seines mürrischen Betragens zu schämen. Jetzt war sie [illegible] die für ihn existierte; nur sie sah er, nur ihr Sprechen und [illegible] das Geplapper der Damen hindurch.

[illegible] Abendessen setzte sich die Gesellschaft auf die Veranda und auf [illegible] die zu dieser hinaufführte. Alle Welt war in jugendfroher [illegible] glühende Wangen und funkelnde Augen nach den Speisen und

[illegible] Cigarretten umher. Alle Damen nahmen eine, ob sie nun [illegible] nicht. Und sie pafften und lachten und prusteten und husteten [illegible] Rauch in den Hals und gaben den Versuch unter Niesen [illegible] Spucken auf. Eine fette, blonde blauäugige Frau mit [illegible] im Nacken weckte großen Jubel, indem sie die Beine über [illegible] nonchalent hintenüber lehnte und den Rauch durch die Nase

[illegible] eine Cigarrette an, aber er dankte, — er rauche nicht,

[illegible], fragte Fräulein Helland erstaunt — „Sie, die Sie nur [illegible] und Chopin schwärmen!“

[illegible] Ton irritierte ihn; er entgegnete daher mit cynischer [illegible], ich werde nicht rauchen. Ich gebrauche meinen Mund [illegible] — ja, und auch zum küssen, selbstverständlich.

Wie kann ich verlangen, einen schönen frischen Frauenmund küssen zu dürfen, wenn meiner nach Tabak riecht? Zum Beispiel Ihre amorgeschwungenen Lippen, Fräulein Helland?“

Die Damen ergötzten sich an seinen höhnenden Worten und lachten im Chor auf Fräulein Helland's Unkosten.

„Danke, ich möchte keinen Kuß von Ihnen“, sagte sie trocken.

„Ich habe Ihnen auch keinen angeboten, Fräulein.“

Der Damenchor lachte wieder. Fräulein Helland ärgerte sich augenscheinlich sehr.

„Aber nehmen Sie den Fall, daß ich Sie dennoch küßte — das wäre doch nicht so schlimm?“

Er erhob sich langsam und machte einen Schritt nach ihr hin.

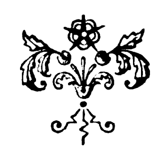
„Herr Sommerfeldt!“ klang es warnend.

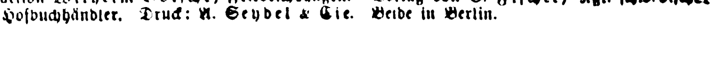
Schnell wie ein Tiger hatte er ihren Kopf umfaßt und sie unter gewaltigem Lachchor der Damen geküßt. Aber der Schlag, den sie ihm im selben Augenblick versetzte, that gewiß brennend weh, denn seine linke Backe und das linke Ohr wurden feuerrot. Und nun lachten die Damen wieder darüber. Er bebte innerlich vor Wut, zwang sich jedoch, mit ruhiger Stimme und Haltung zu sagen: „Nun, als guter Christ muß ich Ihnen auch wol die andere Backe zum Streich hinhalten.“

„Gut,“ sagte Fräulein Helland, und gab ihm noch eine Ohrfeige, die eben so wuchtig niederfiel wie die erste. Ihre Augen blitzten vor Wut, und das nervöse Zucken des Gesichts, besonders des Mundes verriet, daß sie dem Weinen nahe war.

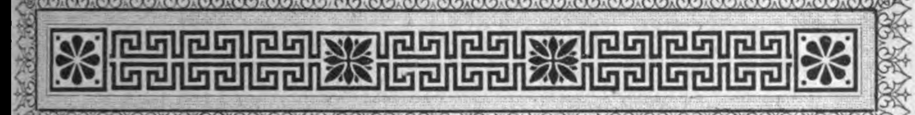
Castberg rettete die Situation, indem er eine Rudertour in seinem Nordlandsboot vorschlug, und alle Damen beeilten sich, Hüte und Tücher herbeizuholen. Sommerfeldt blieb sitzen.

(Fortsetzung folgt.)





Verantwortlich für die Redaction Wilhelm Bölsche, Friedrichshagen. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler. Druck: A. Seydel & Cie. Beide in Berlin.



...gendunterricht und die Thatsachen der Embryologie.

... kommt selten allein. Auch für die arme Leute, denen der Darwinis... ... Unglück bedeutet, erwachsen aus der einen Hydra täglich mehr ...er, zahnbewehrte Rachen, die selbst das Problem des unentdeckten ...ssen: nämlich die „ehernen“ Säulen des ganzen alten Kulturgroß... ... Pulver zernagen. Man hätte ihn so gern, da er nun doch einmal ...stens in eine nur dem selten erscheinenden Fachmann geöffnete Schub... ... Publikum womöglich ganz unzugänglichen Museums verpackt. Man ... er zufällig in eine öffentliche Apotheke geriet, so gern mit dem Toten... ...nnahbar gemacht. Und ach, man hätte ihn so sehr gern wenigstens zu einem ...ale ausgemalzt, die allen Religionen fröhlich parallel gelaufen sind und ...gen Gemeinde Eingeweihtester hinter die Eins das Pünktchen des Diplo... ...: Nicht wörtlich, sondern als Gegenteil zu verstehen. Umsonst, — die ...richt durch, — ob sie nun, wie Karl Vogt vor Zeiten einmal gesagt ...ünen oder von grauen Schnäbeln gesungen werde: sie kommt doch und ...ärker als alle galvanisirten Mumien.

... wenn es unmöglich ist, ihr das Flugloch am Stock zu verhängen, so ist ...ngekehrt noch nicht grade leicht und gewiß des sauersten Imker-Fleißes ...queme Bahn zu schaffen. Der Schritt vom Arbeitsfeld des Gelehrten ... hinaus ist so weit, wie der von der Entdeckung eines Landes zur ... Niemals wird die Mühe der Besiedelung den Wert des ersten Findens ... können; denn in dem Finden liegt ein allgemeiner Wahrheitswert, ... praktischen Nutzschätzung steht; aber es ist doch ein Unterschied, ob ... Dorado oder unwirtliche Polaröde war. Der Darwinismus ist ...ches Jerusalem noch Eiswüste. Dennoch ist auch er ein Land, in dem ... Columbus, sondern auch sein Colonisator ein starker Mann sein muß. ...: das ist vor solcher Geistesfrage ein klarer Mann. Es ist aber ...och wahrscheinlicher, daß ein ganz schlechter Roman die zehnte, als ... auch nur die dritte oder vierte Auflage (zu tausend Exemplaren ...erlebte, und so hat es gute Weile mit dieser Sorte Colonisations...

...mus soll in die Schule kommen! So hört man, so verlangt ... eine Hauptforderung, und sei es auch nur um sie mit Schein... ...derlegen. Mehrfach ist in dieser Zeitschrift in letzter Zeit auf

Schwierigkeiten hingewiesen worden, die sich da ergeben, Schwierigkeiten, die nicht der Sache entsprangen, sondern dem Umfang der Sache. Schwierigkeiten, die darauf hinausliefen, daß ein der Geisteshöhe Darwin'scher Ideen adäquat verbesserter naturwissenschaftlicher Gymnasial= wie Volksschulunterricht einfach unser ganzes Unterrichtssystem über den Haufen wirft und auf's Innigste sich mit sozialen Problemen verwebt, deren praktische Lösung dahinsteht, zweifellos kommen wird, aber noch nicht da ist. Es sei mir gestattet, diesen Faden an einer Stelle wiederaufzunehmen, die ein ganz besonderes Interesse hat weit über biologische Fachfragen hinaus.

Als Charles Darwin im Jahre 1859 sein grundlegendes Werk über die „Entstehung der Arten" veröffentlichte, rundete sich genau ein Jahrhundert ab seit der Feststellung der ersten Anfangsgründe eines unvergleichlich bedeutsamen Zweiges der Naturwissenschaft: der Wissenschaft von der individuellen Entstehungsgeschichte des Menschen und der Organismen überhaupt, — der Embryologie. Von Wolff als rechter Lichtblick im grauen Nebel blind spekulierender Zeit begründet, hatte diese, für jeden Einzelnen denn doch allerwesentlichste, Wissenschaft in der Epoche der Goethe'schen Wahlverwandtschaften (eine Geschichtswende, die ich dichterisch wie naturwissenschaftlich für eine hoch merkwürdige halte) mit Karl Ernst von Bär einen hohen Aufschwung genommen. Wie hinter der Abstammungslehre in Darwin, so steht hinter der Embryologie in Bär ein vorbildlicher, idealer Gelehrtentypus, ein Mann unbestrittenster Ehrlichkeit im Wahrheitsdienste, der in seiner Selbstbiographie anspruchslos und doch überzeugend die Bahn selbst dargelegt hat, die ihn durch mancherlei Phasen zu den großen Entdeckungen führte, die hier in Frage kommen. Gibt es neben diesen Großthaten edelsten Forscherdranges eine beschämendste Thatsache, so ist es die, daß bis in unsere Tage hinein die große Quintessenz dieser Funde, die Lehre von der Entstehung des Menschen aus dem Ei im Mutterleibe, in's öffentliche Leben gar nicht eingegriffen hat, totes Material geblieben ist und — geschweige denn, daß man sie allgemein anerkannt und jeder jungen Generation mit auf den Weg gegeben hätte, überhaupt nicht in die großen Debatten aufgenommen worden ist.

Wirklich actuell geworden ist sie erst eigentlich eben durch die so geraume Zeit später sich anschließende Darwin'sche Theorie. Und selbst diese Aktualität ist im ernstesten Sinne erst eine brennende geworden in dem Moment, da der Darwinismus — in Deutschland vor allem durch die aufopfernde Thätigkeit Ernst Häckels — anfing, eine Weltanschauungsfrage und damit eine Schulfrage und eine Volksfrage zu werden.

Für den Darwinismus waren die embryologischen Resultate von eminenter Bedeutung. Vor allem für jene erste Entwickelungsphase des werdenden Darwinismus, die in Häckel's Gefolgschaft eine wesentlich morphologische wurde; die in berechtigter Erkenntnis vorläufiger Schranken absah von den in's Physiologische führenden Fragen nach den letzten Variationsursachen und Aehnlichem; und die vielmehr mit aller Kraft sich der Neubegründung des Systems der Organismen als eines „Stammbaums" befließ. Durch den eigentümlichen, aber thatsächlich in sehr vielen Fällen nachweisbaren Parallelismus der Formen des werdenden Einzelorganismus im Embryonalzustande und der wirklichen Vorstufen innerhalb des Gesammtstammbaums der Arten ermöglichte sich an einer langen Reihe von Stellen ein überraschendes Erschließen der genealogischen Verhältnisse bis zu wenigstens plausibler Wahrscheinlichkeit. Und die große Frage, ob auch der Mensch in dem neuen System restlos aufgehe, fand nirgendwo eine bessere Stütze als in den unanzweifelbar tierischen Formen des menschlichen Embryo im Mutterleibe, die von der Einzelzelle des Eies bis zu dem kiementragenden, geschwänzten Vierwochenkeim Punkt für Punkt jenem

Parallelismus Rechnung trugen. Wer sich irgendwie mit dem Darwinismus speziell oder allgemein auseinander zu setzen hatte, konnte an diesen Dingen nicht mehr vorbei. Ich glaube, daß die Zahl der Laien gradezu Legion ist, die zum allerersten Mal in ihrem Leben durch die viel umstrittenen, etwas populär schematisierten Embryo-Tafeln der Häckel'schen Schöpfungsgeschichte und Anthropogenie ihren eigenen wunderlichen Werdegang als Keimling kennen gelernt haben. Allerdings: die Periode dieses ersten öffentlichen Embryo-Spektakels liegt nun schon wieder eine Weile hinter uns. Und wie es naive Gemüter die Fülle gibt, die den ganzen Häckel gern wieder wie eine abgelegte Frühlingsmode bei ihrem Geistesantiquar versetzen möchten oder gar schon versetzt glauben, so scheint auch dort das unheimliche kleine Aufklärungsteufelchen des Menschleins mit dem Embryoschwänzchen friedlich wieder versunken. Inzwischen ist aber trotz aller frommen Wünsche und Flüche leider der Darwinismus ist recht eigentlich unter uns Fleisch geworden: er ist zur Schul- und Volksbildungsfrage ersten Ranges ausgewachsen, — und kaum tritt er als solcher an, so meldet sich auch bereits wieder jener unliebsame kleine Herr und fragt, was wir denn vor allem mit ihm anfangen wollen.

Ja, es ist nach meiner Meinung nicht der geringste Zweifel mehr vorhanden: wir müssen uns, wenn irgendwo und irgendwie Darwinismus der heranwachsenden Generation schon in ihren jungen Jahren beigebracht werden soll, eine Form denken, wie wir auch dieses ungemein verzwickte Thema von der individuellen Entstehungsgeschichte des Menschen in jenen Lehrplan aufnehmen. Wohlverstanden: ich rede hier nicht, was vorläufig, wie die Dinge einmal lieblich liegen, zwecklos wären, von einem etwa demnächst zu erwartenden offiziellen Gymnasial- oder gar Volksschul-Lehrplan, der den Darwinismus sanktionierte. Sondern ich rede von allen Orten ganz allgemein, wo Jugend belehrt wird: ich rede von dem vernünftigen Vater, der seinen Sohn in dem, was die Schule noch nicht gibt, selbst erzieht, von der Mutter, die ihre Tochter nicht zu gut für die Bildung hält, von dem freien Morallehrer, der Dissidentenkindern freie Jugendlehre erteilt, von dem Redner in Arbeiterbildungsschulen, wo meist wenigstens geistig sehr junge Leute hinkommen, von dem Verfasser endlich leicht verständlicher Jugendschriften, — in Summa von einer Gemeinde, einer Schule, die man sich nach meinem Dafürhalten gewöhnlich sehr viel zu klein vorgestellt, die in Wahrheit bereits die ganze Kulturmenschheit stillschweigend durchsetzt und deren Früchte uns durchaus nicht gleichgiltig sein dürfen.

Jedermann sieht, daß die Frage, ob oder ob nicht, oberflächlich mit dem alten Pfaffen- und Philosophenthema zusammenfällt: ob man Kindern, jungen Leuten, vor allem auch reifenden jungen Mädchen, von den geschlechtlichen Dingen reden solle oder nicht. Aber es kommt doch, wie die Dinge heute liegen, ein, ich möchte sagen, höherer Gesichtspunkt mit hinein. Die Geschlechtsfrage als embryologische Frage ist so innerlich verquickt mit der logischen Begründung der darwinistischen Weltanschauung, daß letztere ohne erstere gar nicht gelehrt werden kann. Nun sollte, bei der doch wohl allgemein zugestandenen Bedeutung der Geschlechtsfrage schlechthin, allerdings jegliche Weltanschauung auf's Innerlichste verknüpft sein grade mit dieser Frage; und keine sollte, wenn sie gelehrt wird, ohne Berührung dieser Dinge durchführen können. Es erhellt aber, denke ich, auch ohne breite geschichtliche Begründung, daß große und in ihrer Art tiefe Weltanschauungen, wie zum Teil die sehr verschiedenen, die man mit einem mißverständlichen Collektivnamen „Christentum“ nennt, jenen Verknüpfungspunkt dadurch fast beseitigt hatten, daß sie in eine philosophisch begründete Opposition zu dem Geschlechtlichen, dem „Fleischlichen“ im Menschen traten und es so der abgeleiteten praktischen Jugendlehre ziemlich leicht

machten, bei gewissen allgemeinen Moralsätzen stehen zu bleiben, die sich mit der Sache nicht befaßten, — wozu noch die dogmatische Form kam, die nicht stets des ganzen Beweismaterials bedurfte, sondern das glückliche Recht der Auswahl behielt. Kehrt sich die Menschheit in der Folge von diesen Systemen weg der darwinistischen Weltanschauung zu, so ersteht jedenfalls jene erste Pflicht wieder mit ganzer Macht: es gibt keinen darwinistischen Unterricht ohne Erörterung des Geschlechtlichen.

Drei Einwände werden nun in erster Linie gegen eine freie Behandlung der embryologischen Thatsachen beim Jugendunterricht schon dann erhoben werden, wenn der Begriff auch nur so allgemein wie möglich gefaßt wird.

Zuerst ein naturwissenschaftlicher.

Dann ein moralischer.

Und zuletzt der Einwand der praktischen Unmöglichkeit.

Der „naturwissenschaftliche“ Einwand pocht auf die Unvollkommenheit unserer Kenntnisse. Ihm sind die Thatsachen noch nicht genügend sicher gestellt. Und Unsicheres will er aus der Jugendlehre verbannt sehen.

Man könnte diesen Einwand auch den Virchow'schen nennen. Virchow hat ihn seiner Zeit verallgemeinert zum Einwand gegen den Darwinismus als Schulfach überhaupt. Und es fehlt uns nicht an einem großen Nachwuchs kleiner Virchows, die bei jeder passenden Gelegenheit auch alle zehn Finger aus den Löchern des fachwissenschaftlichen Rockes stecken: „Seht, das giebt doch kein warmes Kinderkleid mehr, das hüllt grade notdürftig die Blöße des offiziellen Professors!“ Mich erheitert dieser Einwand immer ganz besonders, wenn ich ihn mit gewichtigster Amtsmine erheben höre. Nichts ist in ihm von jener heiligen Bescheidenheit, die auch der kühnste Forscher von echtem Schrot und Korn vor den Schranken der menschlicher Erkenntnis fühlt, von der großen Resignation, die auch die Werke eines so gewaltigen Thatmenschen wie Darwin hin und wieder leise durchklingt, — er ist durchaus nur die Grimasse, die Karrikatur dieser edeln Einschränkung. Sollen wir um des Fragmentarischen willen die Grundzüge der Embryologie nicht öffentlich lehren, so gilt solche Forderung einfach drakonisch jedem höheren Lehrstoff; sie gilt dem Geschichtsunterricht, denn wer vermißt sich, zu behaupten, selbst unsere neuere Geschichte, etwa die der französischen Revolution, sei nicht allenthalben bis zum Verzweifeln fragmentarisch und vieldeutig; sie gilt vom geographischen Unterricht, bei dem der Virchowianer jenes Schlages bloß den Deutestock auf den weißen Fleck der afrikanischen terra incognita oder auf die beiden Pole zu setzen braucht, um alle vorhandenen Schulbücher über Geographie als verfrühtes, unvorsichtiges und hochbedenkliches Popularisieren einer unfertigen Wissenschaft zu brandmarken.

Was in Wahrheit das Fragmentarische grade der embryologischen Wissenschaft anbetrifft, so ist es nach meiner festen Ueberzeugung das geringste Hindernis für pädagogische Verwertung. Das, was man hier wie überall als Erstes dem Unterricht zu Grunde legen sollte: die Erweckung und Einprägung einer klaren Kette von Bildern, von Anschauungen, ist vollauf stofflich gestützt. Die äußere Form und allgemeine Zellennatur des weibliches Eies und der männlichen Samenzelle, der Akt der Befruchtung, die primitiven Vorgänge der Zellteilung, im Weiteren die erste Anlage der Wirbeltiernatur, die Bildung der Gliedmaßen, die lehrreichen Phasen des Gehirns und so fort eine Fülle des Seltsamsten und zugleich Konsequenzenreichsten ist ohne alle Hyphothesenreiterei in runde Thatsachenbilder zu fassen, ohne daß der Schulauszug nötig hätte, die umstrittenen Gebiete der Fachwissenschaft zu erörtern. Nun vollends ergiebt sich ein überquellender Reichtum, wenn man Verwandtes,

durch Parallelen Erläuterndes einleitend oder anhangsweise heranzieht; als die naturgemäße Einleitung denke ich mir beispielsweise eine kurze Erörterung des Befruchtungsvorgangs bei den höheren Pflanzen, mit all' jenen reizvollen Erscheinungen der Samenübertragung durch Insekten, des Baues der Blüte als Geschlechtsapparat, der Lockfarben u. s. w.; als eine weitere Parallele denke ich mir das Eingehen auf eine so klare embryologische Kette wie die offen dem unbewaffneten Auge sichtbare des Froschs oder das stofflich uns so unendlich naheliegende Hühnerei. Diese Dinge haben neben dem allgemeinen Wert für die Geschlechtsfrage den speziellen, daß sie Kapitel aus jener Naturgeschichte „des täglichen Lebens" sind, die Basis allen und jeden naturwissenschaftlichen Unterrichts sein sollte. Ein Kind auf die Bildungsgeschichte des Frosches aufmerksam machen, die es in jedem Frühjahr fast zwangsweise sieht, ohne ihren Zusammenhang zu begreifen, das ist hundertmal mehr wert als zweihundert Schlacht-Daten nnd Königs-Namen herplappern zu lassen. Und wer da meint, daß einem reifenden jungen Mädchen die Freude an der Blumenzucht verekelt werde durch Hinweis auf die Geschlechtsnatur der Blüte, dem schwebt eben jene leidige Kulturjungfrau vor, deren ich weiter unten noch betrübt zu gedenken haben werde.

Nein, man wird mit der typischen Zeitkrankheit des nörgelnden Virchowianismus vor dem embryologischen Problem nicht durchkommen.

Aber es erhebt sich die moralische Frage. Und das ist die wesentliche. Die zähe, die so viel zu kauen giebt. Die leidige, die wir nie vermeiden. Und die gefährliche, weil sie verzwackt und verzwiebelt und verknotet ist mit der größeren, der sozialen Frage. (Ein zweiter Aufsatz folgt.)

Städtische Bauten Berlins.

Ein ästhetischer Notschrei.

Kürzlich besuchte mich ein leipziger Freund, ein geistreicher prächtiger Mensch, dem es nur etwas an ausgebildetem Formensinn oder besser an Formengedächtniß fehlt. Er klagte mir, da ich ihn leider in der Hauptstadt sich selbst überlassen mußte, ein eigentümliches Leid. „Euer Berlin ist scheußlich! Sobald ich in die Straßen zweiten Ranges gerate, ist an kein Sichauskennen mehr zu denken. Diese miserablen Fensterreihen mit allerlei Stuckgeschmier drum 'rum sehen überall gleich aus. Ich kann kein einziges Haus im Gedächtnis behalten! Nur bei Dir nebenan, wußte ich, ist ein großer roter Kasten, dessen öde Fensterhöhlen ich mir gemerkt hatte. Aber da gehe ich ein paar hundert Schritt — Potz Tausend: bist du denn im Kreise herumgelaufen? — Da ist ja wieder der rote Kasten, neben dem der Hans wohnt! Ich stürze ins rechte Haus daneben: nein, es stimmt doch nicht! Aber der rote Kasten ist's doch ganz gewiß wieder! Kopfschüttelnd trolle ich weiter, ich finde nach weiteren fünfhundert Schritt wieder den roten Kasten. Was sind denn das aber in aller Welt für verwünschte häßliche Dinge?"

„Gemeindeschulen, mein Lieber", belehre ich lachend. „Von Markthallen, Feuerwehrdienstgebäuden, Krankenhäusern und sonstigen Gebäuden übrigens hinlänglich durch die Größe und Zahl der Fenster unterschieden! Du bist ein Feinschmecker, mein Bester; Euer genialer Stadtbaurat Licht setzt Euch da in Euer

Kleinparis einen Haufen Luxusbauten hin, daß die Leute bewundernd zusammenlaufen; wir hier haben andere Prinzipien; wir bauen billig, gut und „tektonisch". Tektonisch — ja, wenn Du nicht weißt, was tektonisch ist, dann kannst Du eben die städtischen Bauten nicht schön finden!"

„Hm, so erleuchte mich gefälligst!"

„Ach, es hat keinen Zweck mehr, wenigstens für Dich und in diesem Falle. Ich finde nämlich die städtischen Bauten auch trotz aller Tektonik nicht schön. Und andere mit mir!"

„Wenn man sie aber nicht schließlich schön, d. h. der Großstadt würdig fände, würde man sie doch wohl anders gebaut haben!"

„Ja, das verstehst Du noch nicht ganz, Du kleinstädtischer Kunstlecker! Wir haben wenigstens einen Mann in Berlin, der hält diese Bauweise für die zweckentsprechendste, was ihm wohl mit „schön" zusammenfallen mag, und der baut eben alle deine „roten Kästen". Du bist übrigens noch grün hier, sonst wüßtest du, daß es auch gelbe, ja rot und gelbe giebt, mit blauen Streifen obenein, knallig zum Erblinden, daher auch ein Krankenhaus bezeichnend! — Und dieser eine Mann ist fest gegen Hieb und Stich. Er ist, Spaß beiseite, ein Charakter, ein unermüdlicher, thatkräftiger, riesiger Arbeiter, ein unbestechlichster Beamter, ein rücksichtslosester Organisator, der Napoleon der Stadtbauverwaltung Berlins, jedenfalls also eine ganze Persönlichkeit: nur „die Grazien sind leider ausgeblieben." Das kann sich ja keiner geben! Aber unter Umständen hilft ein niedlicher Terrorismus darüber fort. Sagt der neue Corse: ja, so billig kann ich's nur auf diese Weise bauen, so denken die Väter der Stadt lieber an den Stadtsäckel als an die künstlerischen Ehrenpflichten von Berlin und entdecken plötzlich wahrscheinlich auch das Tektonische in der krassen Langeweile.

„Es hat auch etwas sehr Beruhigendes, wenn man schon im Voraus weiß, was künstlerisch wieder herauskommen wird, wenn z. B. das Märkische Provinzial-Museum demnächst ein neues Gehäuse erhält. Man kann seine Ästhetik ruhig zu Hause lassen; es wird ein Ziegelkasten mit dem üblichen Terrakottenkram. Damit Basta! Man hat nur zu nicken, und das neue Kunstdenkmal Berlins gähnt herauf. Einige apokryphe Biedermänner stehen sogar einmal staunend still; der Herr Stadtbaurat vertritt vielleicht auch einmal auf einen Zeitungsangriff hin seinen eklektischen Standpunkt kampfesfroh, indem er schleunigst alle andere moderne Architektur, also die Schmitz, Otzen, Zaar, Eggert, Sehring, Grisebach u. a. m. für eklektisch erklärt; aber das thut nichts, der Kasten wird gebaut; ganz anständig stets, solide, billig — aber, was hast du dir's näher anzusehen? Stall bleibt Stall, also nur zur Tagesordnung über das Künstlerische hinweg! So lange Herr Stadtbaurat Blankenstein noch die Hochbauten Berlins leitet, wird's wohl nicht anders werden, denn dieser ausdruckslose, nüchterne, hohle, pseudotektonische, materialwidrige Terrakottenstil ist eben seine Ueberzeugung!"

„Gut, es ist doch Ueberzeugung! Ehre sie, wie Du's für deine verlangst, und schimpfe nicht!"

„Gewiß! Ich ehre, daß Ueberzeugung vorhanden ist. Wenn aber eine einzige künstlerische Ueberzeugung gegen alle, aber auch ausnahmslos alle ästhetisch berechtigten Stimmen steht, so habe ich wenigstens das Recht, meiner Ueberzeugung einen just so massiven Ausdruck zu geben, wie es jenem durch außerhalb alles Ästhetischen liegende Umstände in Stein zu thun gestattet ist. Ich darf es für einen unerhörten Zustand erklären, daß der monumentale Ausdruck des reichshauptstädtischen Gemeinwesens — es handelt sich eben nicht um einen bloßen Privatbau — auf Jahrzehnte hinaus durch eine einzige befangene Kunstauffassung vergewaltigt

Es ist nur die eine Auffassung; unter Herrn Stadtbaurath Blankenstein ar- [illegible] höchst tüchtiger, geistreicher Architekten und früherer Hülfsarbeiter; [illegible] Erbauer des wundervollen Winkelmann'schen Hauses am [illegible], der Erbauer des genialen Künstlerhauses in der Fasanen- [illegible] jetzt sein Licht bei Ende und Böckmann unter den Scheffel [illegible] „Blankensteinisch" bei der Stadt schaffen können, schaffen [illegible] ist befangen in verknöchertstem Bötticher'schen Verstan- [illegible] bauen" soll heißen, die inneren Strukturgesetze in der [illegible] bringen. Wo ist davon etwas zu sehen? Der ganze, an [illegible] Bötticher ist auf einige heilig gesprochene Profilgliede- [illegible] oder minder „antikisch" gezeichneten Ornamente zusammenge- [illegible] die geradezu brutale Verunzierung des Magdeburger Platzes [illegible] Modell, die bekannten hellen Häuschen für Männer und für [illegible] wirkt: würde Bötticher selbst nicht vor den Konsolen des [illegible], die wie krumme Kinderbeine wirken, die Hände ringen? Oder [illegible] Säulen in den Diensträumen der Markthalle Zimmerstraße, mit [illegible] falsch gestellten Capitellen, oder die ebenso falschen gelallten Zink- [illegible] Eisenbögen sämmtlicher Markthallen, um nur die ersten schlech- [illegible]führen, wie's denn selbst um das Einzige, die „Tektonik" steht! [illegible] Bankerott des Ornamentes! Es ist ein klägliches Tappen zwischen [illegible] mangelhaft beobachteten Naturformen; der größte Bau, das Po- [illegible] es in schlimmster Verderbtheit. Bei demselben Gebäude — [illegible] bemerkt — zeigt sich übrigens auch die praktische Begabung der [illegible] im hellsten Lichte; alle Woche sollen hier einige Leute ver- [illegible]kräftet vorgefunden werden, welche sich aus dem Labyrinth der [illegible] zu den versteckten Treppen und Ausgängen durchfinden konnten!

[illegible] zeige man mir einen einzigen neuen Gedanken, einen einzigen Ver- [illegible] Gesichtspunkte aufzustellen, beispielsweise der Ausbildung des Eisen- [illegible]markthallen in origineller Weise näherzutreten! Daß die Hochbauer bei [illegible]arbeit und Ueberbürdung — die ja gerichtlich bei dem traurigen [illegible]fall festgestellt wurde — zu neuen eisernen Hallenkonstruktionen [illegible], ist begreiflich. Sie könnten die Zeit höchstens erübrigen, falls [illegible] unpraktische, Luxus stets neuer Ornamente fortfiele und bei der [illegible] bewährte System unserer Gipskleisterer eingeführt würde, bei [illegible] vorhandenen Formenstock die nötigen paar Kapitelle, Füllungen [illegible] herausgesucht und etwas zurechtgeschnitten werden. Aus Billig- [illegible]eitsrücksichten empfiehlt sich dies Verfahren hier durchaus; es ist [illegible], daß über der ersten Auslese ein günstiger Stern waltet; [illegible] werden die Sachen auch nicht werden! Wird doch auch das [illegible]hallen, für die das Eisenfachwerk wie prädestinirt erscheint, in [illegible] des Terrakottbaues gezwängt, trotzdem Frankfurt a. M. schon [illegible] Jahren einen geistreichen Versuch zur individuellen Ausbildung [illegible]macht hatte. — Kurzum, Schablone überall statt warmen Lebens, [illegible] Schablone des undeutschen Terrakottenstiles mit seinen zerhackten, [illegible], während Otzen und Vollmer uns in derselben Stadt so [illegible]materialgemästeter Backsteinausbildung geben. Was freilich erst [illegible], wenn man dies ausgetretene Gleise verließe, das zeigt, [illegible], so doch überwältigend, die neue Kirchhofsmauer mit dem [illegible] Bellealliancestraße. Das Gitterthor ist recht hübsch; aber [illegible] dicht neben der ganz leicht behandelten geputzten Leichen-

halle, nur durch ein, sage ganze 65 cm breites rotes (!) Mauerstückchen von jener getrennt, würde jeder Fortbildungsschulknabe ebenso afterantikisch zusammengebracht haben. Derartig faßt also ein Architekt im Jahre des Heils 1890 eine leichte und reizvolle Aufgabe für Berlins berühmtesten Kirchhof an, so bewältigt sie der Architekt, der nahezu so viel Geld zu verbauen, für öffentliche Bauten zu verbauen hat, wie der ganze preußische Staat! Und dieser Architekt wird die Marienkirche mit einem Babelthurm verschönern, die Friedenstraße mit einer neuen Kirche zieren, wie er den Westen mit seiner Zwölfapostelkirche, die man gesehen haben muß, um sie für möglich zu halten, für Jahrhunderte gekrönt hat!" —

„Menschenkind, laß den Mann! Was willst Du Dir den Mund verbrennen ohne daß es irgend was nutzt?"

„Der Mann geht mich gar nichts an! Mich geht nur die bodenlose, offenbar bodenlose und nicht zu verantwortende Gleichgültigkeit an, die ein großes Gemeinwesen der Kunst gegenüber besitzt, die kunstwidrige Schablone, die unbekümmert um alle Klagerufe der Presse, wie ein ungesunder Pilz an allen den Ecken in Berlin sich breitmacht, wo die Stadt die Verpflichtung hätte, sich der hochstrebenden Privatarchitektur ebenbürtig und überlegen zu zeigen! — Gegenüber der Zwölfapostelkirche, der Centralmarkthalle, der Markthalle auf dem Magdeburger Platz, den Schulen in der Reichenberger-, August-, Alexandrinenstraße u. a. m., dem Polizei-Präsidialgebäude, muß nur, meine ich, gerufen werden: Fort mit dieser Bauweise! Mag doch Herr Stadtbaurat Blankenstein noch über die vier Jahre seiner Amtsdauer hinaus weitere zwölf Jahre seine schneidigen Verwaltungskräfte der Stadt widmen; aber man rufe endlich nach einer ihm beigeordneten künstlerischen Kraft, die uns aus der Trostlosigkeit errettet und verhindert, daß wir uns vor Provinzstädten wie z. B. Leipzig verstecken müssen! Nur eine Teilung der Geschäfte, bei der jedes Wort in Kunstfragen der Verwaltungshälfte entzogen bleibt, kann den jetzigen unerträglichen Zuständen ein Ende machen!" **Hans Schliepmann.**

Anzengruber's „Doppelselbstmord."

Ludwig Anzengruber's lebendig begrabene Bauernposse „Doppelselbstmord" hat am Sonntag auf der Freien Bühne bei deren fünfter Vorstellung eine fröhliche Auferstehung gehabt und paßte recht gut als dichterische Vorbereitung auf's nahe Osterfest. Mancher sieht in diesem „Heiterkeitserfolge" sogar eine Art von Erlöserthat, welche die Freie Bühne aus ihrer vielbeklagten Düsternis nun endlich befreit und auf gute Wege gebracht hat, und manche sonst widerstrebenden Mitglieder gingen mit einer Art „Heilandsbewußtsein", wie der alte Hauderer sagt, zum unvergällten Sonntagsbraten. Andere wunderten sich, wie es auf Freier Bühne so lustig und launig hergehen könne, und grade solche, die sich immer über das weinende Auge der Freien Bühne jämmerlich beschwerten, sind jetzt darüber ungehalten, daß sie auch einmal mit einem lachenden kam. Sie läßt sich jetzt so schwer in die erwünschte Rubrik bringen. Sie ist ja gar nicht so einseitig wie man den Gläubigen allzeit versichert hatte. In solchem Falle ist es gut, den eigenen Irrtum dadurch zu verdecken, daß man schlankweg von Bekehrung und Reue spricht und denen, die nicht alle werden, weis macht, durch gutes, oder vielmehr böses Zureden sei endlich die Freie Bühne in sich gegangen, sie sehne sich aus der Ibsen'schen Hölle in den Anzengruber'schen Himmel.

Das sei angesichts des schönen und reinen Erfolges der Anzengruberschen Bauernposse, der viel mehr war, als ein bloßer Heiterkeitserfolg, versichert, daß einem Streben nach lebenswahrer Kunst das Lachen so genehm ist, wie das Weinen. Wie

... das Rohe, das Entartete, das Kranke, das Verbreche-
... schaften in die künstlerische Weltbetrachtung hineinziehen,
... bare Bestandteile des Menschlichen sind, so suchen wir auch
... nur das Lebendige auf, das uns in künstlerischer Weise
... des Daseins auf ihre Gründe führt. Und nicht weil die Posse
... Heiterkeit wahr ist, nicht weil der Dichter uns lächert, sondern
... und klügerem Verstand lächert, weil er uns zu seelischen und
... zählen wir ihn in gleicher Reihe mit den modernsten Reformern
... auf. Und wenn wir diesmal eine Posse, ja sogar eine Gesangsposse
... noch den besonderen Zweck, durch Hinweis auf eine wirkliche
... zu zeigen, wie tief unser ganzer Volksstückhumor gesunken ist. Es
... den unsäglichen Plattheiten und Plumpheiten, die seit Berg und Kalisch
... aufweist, nicht mit dem Sinnwort des alten Hauderer, „s'is a Dumm-
..., sondern es muß praktisch an einem Beispiel gezeigt werden, wie auch
... Schlechtigkeiten erniedrigten Gattung mit Witz, Geist und Humor
... ein Kunstwerk zu Stande kommt, das, wenn nicht Aristopha-
... sein kann.

... „Doppelselbstmord" emanzipirte sich der Dichter nicht von seinem über-
... Um die Handlung straff zu halten, gibt er gar manches Unwahrschein-
... in den Kauf. Ein alter Bauer erzählt den Gästen im Wirts-
...geschichte, die man sicherlich seit zwanzig Jahren im Dorfe kennt, und
... mit zu bewußter Theaterberechnung auf die allerdings nie aus-
... zugespitzt. Man muß es immer von Neuem bedauern, daß
... in strengerer künstlerischer Zucht gestanden hat — wäre ihm die
... so in Fleisch und Blut gegangen, wie die Wiener Zauberpossen-
... er ein Dramatiker allererster Größe geworden, denn keiner
... welchen Landes erreicht ihn an Fülle der Phantasie und an
... Anschauung. Hätte er neben dem, was die Natur ihm gab, noch
...worben, was sich lernen und ästhetisch angewöhnen läßt, so könnte man
..., mit dem Meister Gottfried Keller von Heyse der Shakespeare der No-
..., Ludwig Anzengruber den Shakespeare des Volksdramas nenen.

... Zufall, daß wir uns gerade beim „Doppelselbstmord" an Keller und
... fühlen. Denn auch „Doppelselbstmord" ist ein „Romeo und Julia
... Hier wie dort Haß der Väter und Liebe der Kinder; aber während Keller
... Anzengruber auf einen guten Witz aus, den ich gar nicht so seicht
... Kollege Landau. Wenn das Seldwyler Pärchen nirgends mehr einen
... unzertrennliches Liebesglück zu bergen, so besteigen sie einen Heukahn
... der zum Sterben verliebten Nacht gleiten sie im Morgengrauen
... in den Fluß hinab: ein wirklicher Doppelselbstmord. Wenn Poldl und
... zu ihrem Glück mehr finden, so gehn sie selbander auf den Heuboden, um,
... Zeitungssensationsbericht lasen, sich selbst auf ewig zu vereinen. Diese
... vom ganzen Dorf und den geängstigten Vätern, die sich über dem
...selbstmord ihrer Kinder versöhnen, falsch gedeutet, und als man die
... hellen Morgen fröhlich und froh und nur das Mädel ein wenig verschämt
..., gibt es Freudigkeit und Hochzeit und Hoffnung auf den vor-
...

... verschmitzten Lösung des dummschlauen Bauernbuben kommt,
... pfad der Alten und Jungen durch allerhand Dickicht und Busch-
... frei wird, liegt ein ganzes Dorfleben sichtbar zur Seite; wir treten
... „Kramr" ein, wir klettern über Berg und Thal, und Alt und
... Männerquatsch geht bunt durch einander und doch nie ohne
... Lieb' und Herzaffaire; aber in bezaubernder Frische und Na-
... in den Situationen wie in den Gestalten.

... dem alten Hauderer, dem Armen aber Gescheiten, eine Lieb-
... Prägung hervor: der Weltnachdenkliche, der hier im Gegensatz

zum Steinklopferhans eine stark pessimistische Färbung hat. Wie fein, daß grade dieser ewige Skeptiker am wenigsten an einen düsteren Entschluß der Kinder glaubt und in seiner sicheren Hoffnung auch das Richtige findet! Herr Pagay spielte ihn namentlich in der kostbaren Wirtshausszene mit kaustischem Humor und Klugheit, und den gutmütig protzigen Gegenpart gab Herr Binder (Friedrich-Wilhelmstadt) die rechte Außenseite. Den Reiz der Aufführungen machte, wie sich's gehört, das derbe Liebespaar. Herr Herz vom Deutschen Theater spielte es nebst Frau Dora, dem feschen Singvogel des Adolf Ernst-Theaters; ein schlanker fescher Bursch und eine dralle, lebfrohe Landdirne, die namentlich im Ausdruck ungesprochener lachender Gefühle die Naivetät der Dichtung hatte. Unter den übrigen Darstellern, die Herr Regisseur Hachmann sehr geschickt zusammengefunden hat, traten noch die Herren Steffter und Kühle vom deutschen Theater, Herr Hanno vom Friedrich Wilhelmstädtischen und Herr Waldemar vom Adolf Ernst-Theater wirksam hervor.

Hoffentlich ist das Bauernstück nun endgültig entdeckt worden und wird so wenig wieder verschwinden wie das vierte Gebot.

Paul Schlenther.

Theater.

Lessing-Theater: Thermidor. Drama in vier Akten von Victorien Sardou.

Königl. Schauspielhaus: Unsichtbare Ketten. Schauspiel in vier Akten von Wilhelm Meyer.

Es giebt Werke, bei denen nur das Publikum durchfallen kann, hat Hebbel gesagt. Er meinte: durchfallen durch seine Ablehnung. Jüngst im Lessing-Theater aber sahen wir das Publikum durchfallen durch sein Applaudiren: dem Bumbumstück eines ausgeschriebenen Machers hat es enthusiastisch zugestimmt — teils dieserhalb, teils außerdem. Die wunderlichen Vorgänge zuerst in Paris, Theaterskandal und Verbot, die Reklame sodann des abgekarteten Briefwechsels zwischen dem Verfasser und dem Direktor des Lessing-Theaters hatten ihre Wirkung nicht verfehlt; und indem man nun Sardou applaudirte, trat man, aus den Logen und Fauteuils, der radikalen Canaille entgegen, welche die Kurse stürzt. Aber in völliger Urteilslosigkeit, von den Theaterkünsten eines alten Pfiffikus bethört, ließ man sich doch zugleich fangen und fassen durch eines der brutalsten, ödesten Machwerke dieser Zeit; und eine große Mehrzahl des illustren „Premièren-Publikums" hat der Blendung nicht widerstanden, welche von beleuchteten Gruppen und Puppen ausgeht, von schreienden bunten Massen und den Künsten des Viktoria-Theaters. Ob die Zusammensetzung dieses Publikums, diese freundliche Befangenheit und wilde Beifallslust durch besondere Geschicklichkeit der Theaterleitung war erreicht worden, untersuche ich nicht; auf jeden Fall kann nur die lärmende Aufnahme am ersten Abend mich bestimmen, einem Werke kritische Beachtung zu schenken, an dem ich sonst mit einem Lächeln, einem Achselzucken still vorübergegangen wäre.

Ungleich seinen dramatischen Genossen, Augier und Dumas, ist Sardou's unruhige Entwicklung den Zickzackweg des Machers gegangen: jene sind dem modernen Sittenstück, seit sie die Bahn zu ihm gefunden, treugeblieben, und sie haben es ernsthaft ausgestaltet, wie sie es wußten und vermochten, in zahlreichen Werken; dieser, sprunghaft, beutegierig, wendete sich jeden andern Tag einem andern Neuen zu. Zumal seit Sarah Bernhardt's Wandelstern über seiner Kunst aufgegangen, ist auch das letzte Restchen innerer Beteiligung



inem Schaffen, der letzte Rest dichterischer Gewissenhaftigkeit dem Verfasser der „Tosca“
ren gegangen: und von Stufe zu Stufe abwärts schreitend, die Jahrhunderte durch-
nd nach grotesken Blutigkeiten, ist er vom Byzantinischen Käfig zur ägyptischen Schlange,
Theodora über Kleopatra zu „Thermidor“ jetzt herabgelangt. Derselbe Amuseur bleibt
b er nun die geistreichen Keckheiten seiner „Marquise“ ausbreitet, mit glitzernden Ein-
, oder ob er französische Nerven angenehm kitzeln läßt durch das Schwesternpaar von Grau-
it und Wollust, ernst nehmen kann diese verzerrten Operntexte nur die radikale Schwer-
keit der Politiker. Ein Scribeschüler hier so gut, wie im modernen Schauspiel, breitet Sardou
Meyerbeer ohne Musik vor uns aus, mit Chören vor und hinter der Szene, mit
Finales; nur das Ballet fehlt diesmal noch, obgleich sich doch ein Schlitt-
im ersten Akt, ein charakteristischer Tanz der Damen der Halle —
losgelassen“ — im letzten Akte hätte bequem anbringen lassen. Und das
bevorzugte Publikum der ersten Vorstellung applaudirt all diesem vermoderten
Wagner nie komponirt und Ibsen nie gedichtet; über der Bühne des
aber steht immer noch zu lesen, mit goldenen Lettern: „Kunst und Natur

wir klein waren und noch auf die Jahrmärkte gingen, haben wir Kinder alle die
Bilder gesehen, in denen traurige Mordtthaten einem entsetzten, aber verehr-
versinnlicht werden. Die Stimme des Ausrufers schreit: nur heran,
nur heran, und mit dem Stecken in der Hand, in beweglichen Schilderungen,
das Schauderbare. Naiv, wie wir noch sind, lassen wir uns von dem Zauber
sehen Menschen da, wo doch öde Carrikaturen nur, grell verzeichnet, ein Pappen-
Das tugendweiße Mädchen, verfolgte Unschuld von Beruf, und ihr wun-
äutigam von Unteroffizier sind unentbehrliche Requisiten; und zwischen Hoff-
Schrecken, zwischen Malheur und Glücksfällen werden wir auf- und abgeschau-
letzt doch die armen Würmer, vom Pech steckbrieflich verfolgt, in's Gras
Büchsen knallen, Leichen fallen: letztes Bild, Thränen, Schluß.
Jahrmarktsbilder von solcher Art, zusammenhanglose Lappen, unorganisch an-
bilden den — wenn das Wort hier erlaubt ist den Mittelpunkt von
In den alten Morithaten pflegt der böse Bube, der die Liebenden verfolgt,
licher Nebenbuhler zu sein, sei es nun ein Adelsmann oder ein rothaariger
; bei Sardou ist es die Schreckenszeit des Robespierre: das ist der ganze
Wenn der Schneidergeselle nicht so rote Haare hätte, lebten vielleicht Eduard
heute noch; und wenn man dem bösen Robespierre, der den lieben guten
bracht, nur ein bischen früher hätte vom Amt geholfen, wären Martial, der
und Fabienne, die unschuldsweiße Nonne, nicht Opfer der Guillotine und
Büchsen, geworden und wir sparten zwei ganze Akte voll von Theater-
und Blutgeruch, wir brauchten weder Samson den Henker zu sehen, noch
scherinnen, die „Claque des Schaffots“. Schließlich ist es ja doch nicht
im Lessing-Theater von Claque ausdrücklich zu reden.
Zufallsschneide fort und fort balancirend, erreicht der Jahrmarktskünstler zuletzt
die Reklame ist da, das abendfüllende Stück, der Goldsegen der Tantiéme;
Speise selber nicht wirkt, das wirkt die pikante Sauce, in der der
sie angerichtet: die „antiradikale Tendenz“. Bei ihm können Sie alles
schaften: wollen Sie historischen Anschauungsunterricht, oder Rührung,
schwangere Nonne, — es ist alles bereit: immer heran, meine Herr-
Gezahlt wird gleich rechts bitte, an der Kasse. Und sie kommen

---

Stück Arbeit des alten Pariser Handwerkers folgte wenige Tage
ersuch eines jungen Deutschen: unklar im Bau, unsicher in der Füh-
mit kräftigem Arm. Selbstständigen Schrittes, in individuellem,
kam Herr Wilhelm Meyer daher, ein uns allen unbekannter



Autor, der sich den Besuchern des Schauspielhauses als ein blonder bartloser Jüngling präsentirte, mit träumenden blauen Augen; aber wie einsam er auch seinen Weg bisher gewandelt sein mag, die Formel für seine Kunst ist von klugen Männern über Nacht doch gefunden worden, und schon zeigt ihn Herr Karl Frenzel seinen gläubigen Lesern als eine „Karrikatur von Ibsen und Hauptmann“ vor und versucht, da er das Stück für schlecht hält, ihn dem Naturalismus an die Rockschöße zu hängen. Ich halte das Stück nicht für schlecht, finde aber zwischen Hauptmann und Herrn Meyer absolut gar keinen Zusammenhang: vor allem der Dialog widerspricht dem, der von Naturwahrheit so fern ist, wie nur der Verfasser der „Berliner Dramaturgie“ von dem Verfasser der „Hamburgischen“: mühsam nur windet er sich, dieser Dialog, von Akt zu Akt aus dem Schwulst der Theatersprache heraus. Sätze, welche anheben: „Sag einmal, Mädchen“, klingende Tiraden eines Liebenden, wie diese: „Ah Du Weibermund, Du süße rote Lippe, Du Leben, Du weiches warmes Leben“ sind für mich eher alles andere, denn naturalistisch; und wer da an Gerhart Hauptmann denken mag, wo ein junges Mädchen extatisch bildert: „Wie die Pflanzen im Winterschlaf, die der Sonnenstrahl aufküßt, wie das Dornröschen im Märchen, nein, anders noch, wie ein Wanderer im Schneesturm, im Eis, auf der Steppe“ — den beneide ich nicht um seine kritische Einsicht.

Mit den naturalistischen Vorbildern also haben die „Unsichtbaren Ketten“ garnichts zu thun. Vielmehr spricht deutlich aus dem Stück ein nicht „literarisch“ gerichteter Sinn: „schrecklich viel gelesen“ hat Herr Meyer offenbar nicht, er hat sich um Technik und Bühnenwirkung wenig gesorgt und sein Werk ganz aus dem Temperament heraus, aus einem leidenschaftlichen, stürmenden, wagenden Temperament heraus geschrieben. „Furchtbar erregt“ sollen seine Personen sein, so schreibt er vor, und „furchtbar erregt“ ist er selber: er kann sich nicht genugthun in gehäuften Reden, in dreifachen Ausrufungszeichen und Fragezeichen, und mehr stammelnd als sprechend, hier einen Teil schneller heraussprudelnd, dort wieder unsicher tastend und verweilend, trägt er seine Geschichte vor.

Drei Stoffe hat der Dichter ineinander und übereinander geschachtelt: die Geschichte von dem unschuldig Verurteilten, der auch nach der Befreiung von falschem Verdacht „unsichtbare Ketten“ trägt; die Geschichte von den beiden Brüdern, die dasselbe Mädchen lieben; und die Geschichte von dem zwiefach umworbenen Mädchen, das doch nur ein Spielball in den Händen beider ist, hin und hergeschoben wie eine Sache, jetzt gesucht und jetzt verlassen. Der eigenartigste von diesen drei Stoffen ist für mich der letzte, aber gerade der bleibt so unentwickelt wie unklar: die Härte der Welt gegen den Zuchthäusler weiß der Dichter in manchen wirksamen Scenen zu schildern, aber die Fähigkeit sich psychologisch verständlich zu machen, ist ihm so wenig noch verliehen, daß alle diese feineren Intentionen mißverstanden wurden und zuletzt ein (mehr gereizt-oppositionelles, als naiv-unmittelbares) Lachen in die entscheidenden Schlußscenen hineinplatzte.

Dennoch halte ich es für ein Verdienst des eifrigen neuen Oberregisseurs, Herrn Grube, dieses Schauspiel auf die Bretter gestellt zu haben. Des Dichters wegen und des Publikums wegen. Ist der Dichter wirklich das kräftige Theatertalent, das er scheint, so wird diese erste Aufführung ihm lehrreicher sein, als viele Jahre einsamen Ringens; sie wird ihn lehren, sich dem Publikum deutlich zu machen, wird ihn Natürlichkeit lehren und sichere Characteristik; und das Publikum, dieses seltsam steife, geheimrätliche Publikum des Hoftheaters, das so viel Zahmes und Lahmes all die Jahre geduldet hat, wird sich an eine fester zugreifende Kunst, an die „Peinlichkeiten“ der modernen Production dennoch wieder gewöhnen, wie lebhaft es auch zunächst Opposition macht, und im Namen des Berliner nüchternen Menschenverstandes nach der „Gummizelle“ ruft. Schon die Thatsache, daß es in diesen heiligen Hallen einmal wieder zu einem fröhlichen Kampf der Meinungen gekommen ist, bedeutet einen Fortschritt gegen die Devrient'sche Zeit. Was würde man wohl erst gesagt haben, wenn der Dichter gar seinen ursprünglichen, konsequenteren Schluß gegeben hätte, da der unschuldig Verurteilte sein Weib zuletzt erwürgt und stammelnd endet: „Nun schuldig?“*)

---

*) Das Drama liegt im Druck vor: Unschuldig, Trauerspiel in vier Aufzügen von Wilhelm Meyer. Leipzig, Rauert und Rocco. 1890.





Gespielt wurde das merkwürdige Stück von Matkowsky, dem schuldlos Schuldigen, vorzüglich, von den anderen brav, unerträglich von Frau von Hochenburger. Traurig genug, daß diese naturverlassene Schauspielerin gegenwärtig die einzige ernste Liebhaberin des Hoftheaters ist, und daß ihr die räthselvollste Gestalt des Werkes zufiel, ihr, deren ausdruckslose Blondheit mit jeder Miene zu fragen scheint, wie jener Richter: „Denkt ihr, daß ich Räthsel zu lösen da bin?"

Otto Brahm.

Thermidor.

Fünfter Akt.

Deutsch von Felix Burckhardt.

Scene V. Der Grève-Platz. In der Mitte die Guillotine, von der das Blut herunterläuft und sich als Bächlein in den Souffleurkasten ergießt. Rechts eine Batterie Kanonen. Um die Guillotine herum, in den Fenstern und auf den Dächern der Häuser sitzt die Claque der Guillotine. (Wenn der Vorhang aufgezogen wird, herrscht auf der Bühne bereits ein ohrenbetäubender Lärm, Geschrei und Gelächter der Menge. Einige Weiber, unter ihnen Françoise halten einen alten, weißhaarigen Mann fest.)

Françoise. Halt Bürger! Wohin des Wegs? Weshalb bleibst Du nicht hier und freust Dich des Anblicks, wenn die Feinde der Republik ihre Köpfe ablegen? Du bist verdächtig!

Die Menge (brüllt). Verdächtig!

Françoise. Wie heißt Du? Wer bist Du? Sprich!

Der alte Mann. Ich . . ich bin der alte Thermidor.

Die Menge. Au! Haut ihm! (Großes Gebrüll.)

Françoise. Wie, Bürger, Du wagst es, die ehrenwerten Institutionen der Republik zu verhöhnen? An die Laterne mit ihm!

Die Menge (jauchzend:) An die Laterne! Er lebe hoch! (Der alte Mann wird aufgeknüpft.)

Françoise (indem sie sich an seine Beine hängt:) So Bürger, nun bist Du doch gezwungen, Zeuge zu sein, wie die Verräter enden! (Trompeten hinter der Bühne. Marsch: „So leben wir, so leben wir . . .") Horch! Da kommen die Karren.

Die Menge. Hurrah! (Die Karren kommen von links. Auf dem letzten sitzt Fabienne mit heiterer Andermine und strickt.)

Labussière und Martial (gehen neben dem Karren her. Letzterer trägt den Zeigefinger der linken Hand in der Binde.)

Ein junges Mädchen aus dem Volke (beim Anblick Martials:) Au, au . . o weh . .

Labussière. Was hast Du denn, mein Kind?

Das junge Mädchen. Ach der arme Herr Leutnant! Ach muß das weh gethan haben. (Sie weint.)

Labussière (düster für sich:) Ja . . ja! So sind diese jungen Bürgerstöchter von heute. Das Guillotinieren macht ihnen einen Heidenspaß. Aber wenn sich mal ein hübscher, junger Mann den Zeigefinger an einer Pistolenkugel geschrammt hat, dann vergießen sie Thränen des Mitleids . . . Pfui, über diese rührsamen Bestien! Aber das kommt davon! Da sieht man die Folgen der Pöbelherrschaft! Nieder mit der Kanaille!

Das Publikum. Bravo! (Nicht endenwollender Beifall.)

Fabienne (indem sie vom Karren steigt, gewahrt den rechts an der Laterne hängenden alten Mann. Aufschreiend eilt sie über die Scene:) Mein Vater!

Alle. Was ist denn das nun wieder?

Françoise. Der alte Thermidor — ihr Vater?

Martial. Schneidet ihn ab!

Labussière (klettert auf die Laterne:) Achtung! Fangt ihn!

Françoise (zu Fabienne höhnisch:) Dann bist Du wohl das kleine Thermidorchen?

Die Menge (mit dröhnendem Lachen:) Ha . . ha! Thermidorchen!

Fabienne (fängt den Abgeschnittenen in ihren Armen auf:) Mein edler Vater! O stirb nicht weiter!

Der alte Mann (röchelnd:) Cognac!

Françoise. Himmel, er lebt!

Die Menge (durcheinander:) Unmöglich! Er lebt wieder auf! Das ist nicht wahr! Das ist von Sardou!

Martial. Hier ist Cognac, mein geliebter Schwiegervater.

Der alte Mann. Dank Dir, mein Sohn! — (Inzwischen sind die Insassen der Karren in Reih und Glied gestellt und der Henker hat mit seinem Provisor das Schaffot bestiegen.)

Der Henker (zu seinem Provisor:) Also mein Kommando ist: Eins! Zwei! Drei! — Los! Verstanden?

Der Provisor (nickt.)

Der Henker. Also können wir anfangen! (Er liest während des Folgenden die Namen von der Liste und kommandiert dann, wie erwähnt. Nach „Los!" fällt jedesmal ein Kopf mit hörbarem Gepolter und unter dem Beifallsrufen der Menge in den Kasten.)

Martial (zu dem alten Manne:) Aber mein lieber Schwiegervater, Fabienne erzählte mir doch, Sie wären schon lange guillotiniert?

Der Alte (mühsam:) Eigentlich ja. Aber mein alter, edler Kammerdiener, der mir sehr ähnlich sah, hatte sich, um mich zu retten, eines Tages ohne mein Wissen dem Wohlfahrtsausschuß als verdächtig gemeldet und um kurzen Prozeß gebeten. Man willfahrte ihm, er wurde noch an demselben Tage guillotinirt und teilte mir in einem rührenden Briefe, in welchem er Abschied von mir nahm, mit, daß ich nunmehr namenlos und somit gerettet sei. Ich nahm darauf, um jedem Verdacht aus dem Wege zu gehen, den echt republicanischen Namen Thermidor an, doch hätte mich auch dieser Name heute beinah wieder ins Unglück gestürzt, wenn Ihr nicht rechtzeitig dazwischen gekommen wärt und wenn Sie mich nicht, mein hochverehrter Herr, freundlichst abgeschnitten hätten. Tausend Dank!

Labussière. Bitte, mein Herr, das war gern geschehn.

Der Alte (zu Matial:) Und auch Sie, mein teurer Sohn, wie soll ich Ihnen danken!? (zu Fabienne:) Du, mein Kind, wirst ihn glücklich machen, wie er es verdient und so Deines Vaters Schuld bezahlen. Nicht wahr? (Küßt sie auf die Stirne()

Der Henker (aufrufend:) Fabienne Lecoulteux!

Fabienne (zusammenschauernd:) O mein Gott!

Der Henker (lauter:) Fabienne Lecoulteux!!

Martial. O Geliebte, fühlst Du Dich noch immer nicht Mutter?

Labussière (in sie dringend:) Aber Fräulein, ich bitte Sie!

Der Alte. Meine Tochter, was ist?

Fabienne. O mein edler Vater: ich muß sterben, oder — guter Hoffnung sein.

Der Alte. Aber da würd ich doch das letztere vorziehn!

Der Henker (mit Riesenstimme.) Fabienne Lecoulteux! ! !

Françoise (sich ungeduldig umschauend.) Zum Geier, wo ist denn dieses Mädchen? (Sie erblickt Fabienne, die sich ängstlich an ihren Vater schmiegt.) Ah, seht da!

Die Menge. Ei, ei! das Thermidorchen! (Die Vier, Labussière, Martial, der Alte und Fabienne werden von der Menge umringt.)

Der Henker. Na! Wird's bald?

Der Alte (gütig zu Fabienne.) Mein liebes Kind, wenn Du noch nicht so weit bist, so ist das Deine Sache, und ich mache Dir keine Vorwürfe. Auf die Dauer wirst Du doch aber Deinem alten Vater nicht den Schmerz anthun, ihn ohne weitere Nachkommenschaft zu lassen, zumal sich ein so liebenswürdiger junger Mann, wie Martial, um die Ehre bewirbt, unsere Familie fortführen zu dürfen. Ich mache daher Dir und Ihnen allen, meine Herrschaften, einen Vorschlag zur Güte. Sie wissen alle: was nicht ist, kann ja noch werden. Wenn Sie daher gestatten, daß der Herr Leutnant.

Françoise: Hört ihn nicht: er ist ein Aristokrat. Er ist der Vater dieser Nonne. (Zum Henker.) Ich will zwar nicht hetzen, aber . . .

Das Volk (tumultarisch). Nieder mit ihnen! Nieder mit allen vieren! Auf die Guillotine! Kopf ab! (fürchterliches Geschrei: die vier werden zum Schaffot gedrängt)

Der Henker. Lang—sam! Immer hübsch einer nach dem andern. (Wüster Lärm.)

Ein Beamter des Sicherheitsausschusses (tritt von rechts auf.) Si—i—lentium! (Da er nicht gehört wird, schießt er eine Kanone ab.)

Alle (drehen sich erschreckt nach ihm um.)

Der Henker. Was wünschest Du, Bürger?

Der Beamte. Der Sicherheitsausschuß thut Dir durch mich zu wissen, daß Du mal endlich mit dem Guillotinieren aufhören sollst. Und zwar auf der Stelle.

Labussière. Bravo! Auf die Dauer wird es auch langweilig.

Das Volk (murrt.)

Martial. Ha, die Kanonen! Wozu bin ich denn Artillerieleutnant? Labussière, Schwiegerpapa, Fabienne! An die Kanonen, dalli! (Alle vier eilen nach rechts und stellen sich je hinter eine Kanone.)

Der Alte (mit Donnerstimme.) Wollt Ihr auseinander?

Françoise (auf das Schaffot springend, fanatisch.) Niemals!

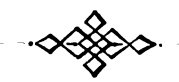
Der Alte. Dann werd ich Dich bringen! (Schießt ab.)

Françoise (auseinanderfliegend). Weh mir! Der alte Thermidor!

Martial (entladen ebenfalls ihre Kanonen). Nieder mit der Kanaille!

Das Publikum. Bravo! (Nicht endenwollender Beifall.)

(Vorhang fällt.)



Küsse.

Von

Rosenkrantz Johnsen.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von M. v. Borch.

(3. Fortsetzung.)

„Sie kommen doch mit, Herr Sommerfeldt“, klang es von allen Seiten.

„Nein, danke, ich bleibe hier und hüte das Haus. Außerdem bedarf ich der Ruhe und muß meine Backen kühlen. Sie brennen, als hätte ich Senfpflaster darauf gehabt. Und dann ist auch im Boot nicht für so viele Platz. Wollen Sie nicht so gut sein und hierbleiben und einem unartigen Menschen Gesellschaft leisten, hübscher, kleiner Kolibri“, fragte er die Sechszehnjährige mit schmeichelndem Tonfall in der Stimme.

Kolibri konnte nicht widerstehen und erklärte, daß sie gern dableiben wolle.

Sommerfeldt sah mit triumphierender Freude, wie demonstrativ gleichgültig Fräulein Helland's Miene mit einem Mal geworden war. Sie bekam einen so übermäßigen Lustigkeitsanfall, daß gar kein Irrtum möglich war.

„Ah, sein Sie doch so liebenswürdig und kommen Sie mit“, bat die dicke Frau. „Weshalb können Sie nicht? Sie dürfen auch auf meinem Schoos sitzen!“

„Aufrichtig gesagt, gnädige Frau, kann ich einfach aus dem Grunde nicht, weil meine Nieren und so weiter mir nicht den begehrenswerten Genuß erlauben, mich längere Zeit in einem Boote aufzuhalten und namentlich nicht auf dem Schooß der Damen.“

Die Damen wandten sich um und gingen, einige kichernd, die anderen mit niedergeschlagenen Augen. Nur die dicke Frau lachte und drohte ihm mit dem Zeigefinger.

„Ihr Freund ist ein sehr unartiger Mann“, bemerkte sie zu Castberg, indem sie seinen Arm nahm und ging; — „die Art, wie er sich benimmt und spricht, ist höchst merkwürdig.“

„Ja, er legt es darauf an, ein bischen frivol zu sein. Eins seiner Paradoxe geht zum Beispiel darauf hinaus, daß Hochzeitskarmen und die Konversation eines jungen Mannes stets einen Hauch von gebildeter Unanständigkeit haben müssen.“

Die Dicke lachte aus vollem Halse; ob es denn nicht gefährlich sei, das junge Mädchen allein mit ihm zu lassen, wenn seine Unterhaltung so schlimm sei? fragte sie.

„Keine Spur! Merkten Sie denn nicht, daß er darauf verfiel, um —“

„Weshalb?“

„Na ja, weshalb es nicht sagen! um Fräulein Helland zu ärgern natürlich.“

„Nein! Das ist köstlich!“

„Und außerdem weiß ich, daß er solche erwachsenen Schulmädchen nicht ausstehen kann. Er behauptet nämlich, daß sie nach Butterbrod riechen.“

Während die Gesellschaft unter Gesang und Gelächter und Geschrei auf dem ... Sommerfeldt alles mögliche, um dem Kolibri Raupen in ... und als die Anderen zurückkamen und der Saal zum Tanz ... tanzte er fortwährend mit ihr — und mit der Dicken, die ihn ...

... Helland hatte augenscheinlich ihre gute Laune während der Ruder- ... denn sie tanzte und lachte mit natürlicher Lebhaftigkeit.

... Verlauf einer Weile kam sie zu Sommerfeldt und verneigte sich lächelnd

... danke, Fräulein, ich muß auf das Vergnügen verzichten", sagte er mit ...

„Warum? Sie sind doch wol nicht beleidigt?"

... mir gar nicht ein."

... weshalb wollen Sie denn nicht mit mir tanzen?"

... möchte gern, aber ich kann nicht. Die Sache ist nämlich die, daß Sie ... anhaben, und Sammt kann ich nicht anrühren. Kaum, daß ich ...

... wie elend Sie sind. Aber — Sie sind nicht böse auf mich? Wollen ... Abend nach Hause bringen?"

... Vergnügen. Ich will Ihnen gern als Spazierstock dienen. Es ist ... allein zu sein!"

... wie unausstehlich Sie sind."

... trotz der kriegerischen Stimmung lachten beide herzlich, und als die Ge- ... brach, brachte er sie bis an ihre Hausthür. Er wollte es so gern ... machen, und sie hätte alles auf der Welt drum gegeben, wenn sie ihn ... wegen um Verzeihung hätte bitten können; aber sie waren ihrer so ... denselben Weg gingen, daß sie sich nur ein steifes Gutenacht sagen ... das gegenseitige Verlangen nach Versöhnung lag ja in dem herzlichen ... den sie austauschten.

... Helland wunderte sich darüber, daß sie während der nächsten Tage ... von Sommerfeldt sah. In vier, fünf Tagen hatte sie nur einmal mit ... nämlich damals, als ihre Angehörigen auf's Land reisten. Er war ... Landungsbrücke, um Adieu zu sagen. Sonst nichts.

... Sommerfeldt wunderte sich, was ihr denn sein könne. Aber vielleicht ... daß sie jetzt bei Sachwalter Ellingsens zu Mittag aß, mit ihnen be- ... und andere Wege ging als er.

... hatte sie entdeckt, daß er sich ziemlich oft mit Kolibri auf der ... Und es war garnicht unmöglich, daß der kleine farbenschöne Kolibri ... Auerhahn Pér Sommerfeldt vergafft hatte. Als Fräulein Helland ... Vormittage und Nachmittage und Abende zusammengesehen hatte, ... Kolibri's freundschaftlichst an, machte sie zu ihrer Freundin und war ... gegen die Kleine.

... sich auch schon, als Sommerfeldt Fräulein Helland eines Abends ... alten Wege nach dem Hünengrabe traf; — er hatte ihr Kommen ... bemerkt und beschlossen, ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen. Jetzt ...

... Wetter, bewölkte, feuchte Luft, als ob es Regen geben würde. ... so war auch die Stimmung bei Fräulein Helland und

Sommerfeldt. Beide freuten sich über das Wiedersehen; aber ihr Gespräch hatte etwas ruhiges, weiches, wehmütiges. Nur Kolibri war in ausgezeichneter Stimmung; sie lief fortwährend von ihnen fort auf die Wiesen oder die Kornäcker, in denen ihre kleine Gestalt halb verschwand, oder sie lag an der Grabenkante auf den Knieen — um Wiesenblumen für Sommerfeldt zu pflücken. Er lächelte der Kleinen jedes Mal freundlich zu, wenn sie mit ihren braunen Augen zu ihm aufsah, und dann sagte er ihr schöne Dinge um des Genusses willen, sie erröten zu sehen. Aber im tiefsten Innern wünschte er sie auf den Blocksberg, denn heute Abend verlangte ihn nur danach, vertraulich mit der Andern zu plaudern.

Auf dem Rückwege wurden sie die Kleine endlich los, denn es war spät, und sie mußte nach Hause.

„Sie sind wirklich ein gefährlicher Herr", bemerkte Fräulein Helland.

„Weshalb?"

„Sie sind Vogelfänger und Blumenpflücker zugleich."

„Ach, Sie meinen Kolibri? Fehlgeschossen! Nur Surrogat. Wenn ich Sie nicht finden kann, so —"

„Unsinn, das denken Sie garnicht."

„Doch! Sie können mir auf's Wort glauben. Und heute Abend bin ich nicht zum Scherzen aufgelegt — ich möchte so gern still und ruhig mit Ihnen reden, Fräulein Helland. Sagen Sie mal" — jetzt waren sie an ihrer Gartenthür angelangt — „kann ich nicht einen Augenblick mit Ihnen hinaufkommen und ein wenig Musik hören?"

Sie war verblüfft. Eigentlich ging es doch nicht, denn sie war ganz allein im Hause, und was würden die Leute sagen, wenn man sie zusammen in's Haus gehen sähe?

„Nein, wissen Sie was, Fräulein?"

„Ich weiß, was Sie sagen wollen. Meinetwegen — es wird ja nicht so gefährlich sein."

Aber es war doch ein wunderlich bebendes Gefühl, als Sommerfeldt sie oben, wo die Wohnzimmer waren, die Thür hinter sich schließen hörte. Als er merkte, daß die Unterhaltung unsicher wurde, bat er sie, ihm etwas vorzuspielen.

„Was soll ich spielen?"

„Was lustiges, denn draußen und drinnen ist es so grau, daß wir Licht und helle Farben brauchen können."

Sie spielte eine stürmische wirbelnde Tarantella; aber es wollte nicht recht damit gehen; sie stockte fortwährend und wurde zuletzt so ärgerlich, daß sie das Notenheft zusammenschlug und es in den Winkel zwischen Klavier und Fenster schleuderte.

„Nein, das ging nicht, wie, Herr Sommerfeldt?"

„Ganz meine Meinung. Das war ohrenzerreißend, obschon die Tarantella eigentlich hübsch ist. Nehmen Sie etwas anderes."

Sie wußte, was er am liebsten hören wollte, zögerte aber ein wenig, bevor sie seinen Wunsch befriedigte — und ihr eigenes Verlangen, sein Lieblingsstück vorzutragen, wie es sich gehörte. Sie spielte vorher noch einige schwermütige norwegische Volksmelodien als improvisiertes Potpourri, dann als Uebergang etwas von Grieg, und endlich nach kurzer Pause den Chopin'schen Walzer, den zu hören er niemals müde wurde.

Er schloß die Augen und wiegte den Kopf im Takt zu der wehmütigen Musik, die wie nichts anderes seine trüben Erinnerungen und Alles, was seine Seele an Trauer und Schmerzen barg, zu deuten vermochte. Dies Stück war auch die Lieb-

lieblingsnummer Jener da drüben in England gewesen, — sie hatte es ihm vorgespielt und seinen Sinn für die wehmütige Schönheit desselben geweckt. Und — verwachsen mit seinen düstersten Stimmungen, war es jetzt doppelt traurig für ihn.

Die Töne verklangen, und sie legte das Notenheft zusammen; dann verharrte sie aber schweigend in derselben Stellung, die Hände im Schoos, als lebe sie weiter in der düsteren Stimmung des Walzers. Und Sommerfeldt störte sie nicht; denn auch er vernahm noch die leise wiegenden Rhythmen und weilte bei den schwermütig-süßen Bildern, die sie wieder hervorgezaubert hatten.

Erst als sie sich mit fragendem Ausdruck zu ihm wandte, stand er auf und reichte ihr die Hand zum Dank. Und dann bat er sie innig und sanft, sich zu ihm zu setzen und ein wenig zu plaudern, führte sie ohne ihre Antwort abzuwarten an das Sofa und nahm neben ihr Platz.

„Aber es ist doch wol nicht recht," sagte sie, nachdem sie eine Weile gesessen. „Sie sollten lieber gehen, Herr Sommerfeldt."

„Wenn Sie nicht sagen, daß ich gehen muß, bleibe ich. Weshalb sollte ich auch gehen? Können wir nicht mit einander plaudern, so viel wir wollen. Und ich möchte so furchtbar gern über unser Renkontre von neulich mit Ihnen sprechen. Ich bin gewiß sehr ungezogen gegen Sie gewesen, nicht wahr?"

Sie antwortete nicht gleich; das kam vielleicht daher, weil sie so seltsam bewegt wurde, als er ihre Hand ergriff und sie leise drückte. Er beugte sich zu ihr und sah sie halb bittend, halb fragend an. Sie schlug die Augen nieder und ihr Busen wogte heftig. Er hielt noch immer ihre Hand und fühlte wie sie in der seinen zitterte und brannte.

„Nicht wahr, Sie verzeihen mir," flüsterte er dicht neben ihr.

„Ich bin Ihnen ja garnicht böse." Und zugleich fühlte er ihre warmen Lippen auf den seinen; er zog sie leidenschaftlich an sich und küßte sie, bis er sie loslassen mußte, um Atem zu schöpfen. Als er sich ihr darauf wieder näherte, stürzten sie sich in die Arme und küßten sich, küßten sich zehn, zwanzig, fünfzig Mal, bis sie müde und erschlafft zurücksanken. — Plötzlich sprang sie auf und brach in heftiges Weinen aus. All sein Zureden, seine Bitten, seine Versicherungen halfen nichts. Sie ging im Zimmer auf und ab und weinte und trocknete sich die Augen. Es war entsetzlich, — sie, ein gebildetes, junges Mädchen! Du großer Gott, was würden die Leute sagen, wenn sie dies erfuhren. Es war ja fürchterlich, so etwas zu thun. Wie mußte er sie verachten. Jetzt gehörte Sie nicht mehr zu den ehrbaren Mädchen! OGottogottogott! — Da lachte Sommerfeldt laut und herzlich auf, so daß sie mit ihren Thränen und Selbstanschuldigungen innehalten mußte. Er überredete sie, sich ruhig wieder hinzusetzen — nicht auf's Sofa, das wollte sie durchaus nicht, aber ihm vis-à-vis, auf einen Kaminstuhl. Dann hielt er ihr einen Vortrag, wie lächerlich es sei, darüber so außer sich zu geraten. „Sie fragen, was die Leute sagen würden," sagte er; — nun ja, die Leute würden sie natürlich verdammen und gesellschaftlich unmöglich machen. Das sei sicher. „Aber brauchen wir es den Leuten zu erzählen? Und was ist denn so schreckliches dabei, daß sich zwei junge Menschen von Fleisch und Blut küssen — daß zwei junge Menschen sich küssen! Du liebe Welt, ist das denn nicht das allernatürlichste! Das grade ist Natur — und folglich ist Nichtküssen Unnatur — nicht wahr?" lachte er.

Sie ließ sich widerstandslos von neuem auf's Sofa niederziehen und blieb neben ihm sitzen, während er all die Argumente verspottete und verhöhnte, die möglicherweise gegen das Liebesverlangen zweier junger Geschöpfe angeführt werden konnten.



„Aber dies ist nicht Liebe," widersprach sie; „und Sie dürfen auch nicht sagen, daß Sie mich lieben, denn das ist nicht wahr."

„Nennen Sie es, wie Sie wollen, Margrethe. Ich weiß nur, daß Sie reizend sind, — und daß dies noch reizender ist," fügte er hinzu und küßte sie heftig.

Sie ließ den Kopf an seine Brust sinken, er legte den rechten Arm um ihren Nacken, und sie den linken um seinen Rücken; so saßen sie lange. Draußen regnete es, und drinnen war es so dunkel geworden, daß man nur noch die Gegenstände im und am Fenster unterscheiden konnte. Es mußte spät sein; aber nach der Uhr zu sehen war unmöglich, und sie wollte ihm nicht erlauben, ein Streichholz anzuzünden — man könnte es von der Straße aus sehen, meinte sie. „Und jetzt müssen Sie gehen, lieber Sommerfeldt, sonst machen Sie mich unglücklich," bat sie wieder. „Nein, daß ich so unvorsichtig sein konnte!"

„Aber ich versichere Sie, Fräulein Margrethe, daß es im höchsten Grade unvorsichtig wäre, wenn Sie mich jetzt fortschickten; denn es sind noch Leute auf den Straßen, und wenn mich Jemand von Ihnen kommen sähe, — es sind mindestens noch hundert und ein Mensch draußen — dann ist mein Ruf hin und ich bin nicht mehr der Mann mit dem reinen Schild. Man würde mich ja mit einem ganz gemeinen Nachtschwärmer über einen Kamm scheeren. Um meines Rufes willen — ja, Sie lachen! Aber Sie sollten sich nicht über einen schutzlosen, jungen Mann lustig machen — um meines Rufes willen müssen wir noch plaudern, bis es auf den Straßen still geworden ist. Haben Sie vielleicht Cigaretten?"

„Ach so, Monsieur Chambertin, Chopin de la cigarrette — Sie rauchen also doch?"

„Ja, beim lebendigen Gott, das thue ich. Und hoffentlich gestatten Sie mir, Ihren reizenden Mund trotz des Tabakdufts zu küssen, wie?"

Sie lachte und küßte ihn ein paar Mal, holte Cigaretten, ließ die Vorhänge herab und zündete ein Streichholz an. Es war beinahe zwölf. Sie wurde wieder unruhig und ängstlich und bat ihn herzlich zu gehen, wenn er die Cigarette geraucht. Und dann müßte er versprechen, nicht wieder zu kommen, so lange sie allein zu Hause — er würde sie sonst unglücklich machen.

Als er die Cigarette aufgeraucht, ging er die Hintertreppe hinunter; denn so gelangte er in eine Hintergasse, wo um diese Zeit aller Wahrscheinlichkeit nach kein Mensch war. Arm in Arm und flüsternd gingen sie hinunter; aber fast auf jeder Stufe blieben sie stehen und küßten sich, und noch nachdem er ihr das letzte Gutenacht gesagt und sie die Thür hinter ihm schließen wollte, riß er diese wieder auf, weil er noch einen Kuß mit nach Hause nehmen mußte, wie er sagte. Als er dann endlich hinaus schlich, drückte er ihr zärtlich die Hand und citierte: Parting is such sweet sorrow, that I could say goodnight til it be morrow. Draußen aber, als er bebend vor Kälte und Nervosität an den Häusern entlang schlich, murmelte er vor sich hin: Jetzt gehört sie mir, tralalala, tralalala!

Es war Tags drauf um die Mittagszeit. In der Sofaecke, wo sie Abends vorher gesessen und Sommerfeldt geküßt hatte, saß Fräulein Helland jetzt und dachte über jenen Vorfall nach. Sie war bleich und niedergeschlagen. Unruhige Gedanken und Selbstanklagen hatten sie die ganze Nacht nicht schlafen lassen; und hier im Sofa saß sie nun seit dem Frühstück und grübelte darüber. Sie war empört über sich selbst, weil sie sich hatte hinreißen lassen, und erbittert auf Sommerfeldt, der sich ihr Alleinsein zu Nutze gemacht hatte. Er dachte sich natürlich nichts ernstes dabei; das war nur so der gewöhnliche Leichtsinn der Männer. Oh! Daß sie so

... jetzt natürlich über sie und erzählte es Castberg und ... allerdings ein furchtbar frecher Bursche. Aber es ... fein, daß er zu ihr hinaufkam so lange sie ... sie gewesen. Und obendrein hatte sie ihn noch ... er gewesen — und wie weich und fein sein ... sich Bart und Schnurrbart beim Küssen immer so ... Sie machte die Augen zu und vergegenwärtigte ... vom Abend vorher. Es war ja entsetzlich! — Ein leises ... sie auf. Es überraschte sie, daß es Sommerfeldt ... zusammen und begrüßte ihn traurig ernst, indem sie ... Sommerfeldt dankte ihr scherzhaft für den gestrigen Abend ... um sie zu fragen, ob sie den heutigen Abend mit Ellig- ... seiner Mutter zubringen wolle.

... Einladung an, worauf er über alle möglichen Leute und Ver- ... so weitläufig und so lange sprach, daß sie sich darüber är- ... Gleichgültigkeit berechnet oder interessierte die Sache, die sie so ... ihn wirklich so wenig? Gleichviel — sie mußte es er- ... nicht that, denn seinen weiteren Annäherungen mußte ein Ende ... Nachdem sie ihm aber alles gesagt, was sie gedacht und be- ... er in helles Gelächter aus. Sie hatte ja ein schreckliches Ver- ... Man mache sich nur einen Begriff von etwas so fürchterlichem — ... küssen! Und noch dazu am Abend, im Dunkeln. Du liebe Welt! ... Fräulein Helland," sagte er weich und schmeichelnd demütig, „seien ... mich, vergeben Sie mir meine Sünde — und geben Sie mir die ... zwischen uns alles gut ist. Glauben Sie mir, ich werde nichts ... wenn wir zusammen sind, was Sie mir nicht mit Wissen ...ten."

... verlasse mich jedenfalls darauf, daß Sie ein Gentleman sind, Herr ... sie lächelnd und gab ihm die Hand.

... sank in einen Lehnstuhl und zündete sich eine Cigarette an. Sie ... spielte sie ihm etwas vor und darauf plauderten sie eine Weile, ... vermieden, den Vorfall des gestrigen Abends zu erörtern; ... aber doch wieder auf dieses Thema und sprachen nur darüber, ... unrecht sei, dergleichen zu thun, wenn man nicht verlobt sei. ... so ruhig und gradezu und glattzungig über das Küssen, beson- ... gefährliche dabei, daß sie schließlich über die ganze Geschichte als ... losen Jugendstreich lachte. „Ja, Jugendstreich, das ist das ... Sommerfeld leicht und stand auf und empfahl sich; — „das ... ein unschuldiger Scherz, ein Stückchen Sommerleben, das ... seiner Erinnerungen aufbewahren kann — nicht wahr? Na, na, ... Wiedersehen heute Abend!"

... der ersten Etage angelangt, als sie ihm nachrief. Er ... nach oben hinauf. „Wissen Sie, über was ich heute lachen ...nter.

... ich das wissen."

... ihre Angst vor Schnurrbärten. Ich habe mir immer einge- ... oder kratzen. Ihrer ist aber so weich wie Daunen."

... uben. Aber wissen Sie, worüber ich gelacht habe?"

... gestern Abend meinen Widerwillen gegen Sammt über-



winden konnte. Sie hatten ja Ihre verdammte Sammttaille an, aber ich habe Sie trotzdem umarmen können Und das sehe ich als einen Fortscheitt und einen Sieg über mein elendes Ich an."

Sie wechselten noch einmal lachend ein herzliches „auf Wiedersehen", und Fräulein Helland ging fröhlich und bedeutend erleichtert wieder in's Zimmer und setzte sich an's Klavier.

Es war ein gemütlicher, fröhlicher Abend bei Sommerfeldt's gewesen. Sie hatten tüchtig Chambertin getrunken und Cigarretten geraucht. Frau Ellingsen und Fräulein Helland auch; Sachwalter Ellingsen hatte gesungen, Bob hatte seine Kunststücke gemacht, Fräulein Helland hatte Klavier gespielt, und sogar die alte Frau Sommerfeldt hatte das „Lenzlied" mit Guitarrebegleitung gesungen. Fräulein Helland hatte einen Stein im Brett bei Frau Sommerfeldt gewonnen, weil sie „der Hausfrau zur Hand ging", wie Pér sich ausdrückte; und daher mußte sie versprechen, recht oft wieder zu kommen so lange Kristiansen's fort blieben. Als sie endlich aufbrachen, zog Sommerfeldt seinen Frühlingsüberzieher an und erklärte, daß er einen Spaziergang machen wolle, um sich nach dem Wein und den Cigarretten abzukühlen. Auf seinen Vorschlag begleiteten sie alle Castberg ein Stück — „er würde Fräulein Helland dann schon sicher nach Hause geleiten". Sie hätte gern protestiert, aber ängstlich wie sie war, fiel es ihr ein, daß es auffallen könnte; und daher machte sie keine Einwendungen.

Sie hatten Castberg Gutenacht gesagt und waren schon mehrere Schritte auf dem Heimwege, als Castberg Pér nachrief, er habe ihm etwas zu sagen — er wolle nur seine Cigarrette bei ihm anzünden. Sommerfeldt ging auf ihn zu, während die andern warteten. „Du, Pér," flüsterte Castberg, indem er ihm die Cigarrette zurückgab, „wie steht es denn jetzt mit Dir und der Kleinen dort? Hast Du was in Aussicht? Mich dünkt, Du solltest vorsichtig sein, während sie allein zu Hause ist."

„Bist Du gar eifersüchtig, Du hölzerner Mensch? Nicht? Na, Alter, Du kannst ganz ruhig sein. Ich habe die besten Absichten," lachte er und ging.

Am Ende der Straße wollten auch Ellingsen's Fräulein Helland nach Hause begleiten. Sommerfeld aber lehnte das ab, indem er scherzend sagte, er und das Fräulein wollten nicht gern gestört sein — sie als älteres Ehepaar müßten es doch begreifen; und damit gingen sie.

Möglich, daß Fräulein Helland sich ein wenig vor ihm fürchtete; aber er plauderte auf dem ganzen Wege so einfach und von so alltäglichen Dingen, daß sie sich immer sicherer bei ihm fühlte. Er gab sich auch die größte Mühe, ihr zu gefallen — so hübsch wie heute Abend hatte er sie noch nie gesehen. Er sagte ihr Schmeicheleien über ihren leichten, wiegenden Gang, bewunderte ihr Haar und brachte sie zu augenscheinlich befriedigtem Lachen, indem er bemerkte, daß in der Art wie sie den Rock ihres Kleides beim Gehen werfe, etwas so zartes und keusches liege. Und dabei versuchte er, seine Stimme klangvoller und tiefer zu machen und dann und wann reizte er ihre Neugierde und ihr Interesse, indem er einen Satz begann — eine Frage oder eine ganz gewöhnliche Aeußerung, die er, bevor er halb damit zu Ende, mit den Worten abbrach: „ach nein, es ist ja auch ganz gleichgültig . . ."

„Doch, sagen Sie, was Sie dachten," entgegnete sie dann voll eifrigen Interesses.

„Ach nein, es war eigentlich garnichts . . ."

„Ja, sagen Sie es doch? Wie langweilig, daß Sie nicht grade herausreden

können — mit mir," bemerkte sie in halb beleidigtem, halb listig-kokettem Ton. „Sie sind wirklich so sonderbar, daß ich Ihnen gegenüber oft ganz verlegen bin. Ich weiß nicht, wie ich mit Ihnen dran bin — Sie sind so irritierend überlegen."

O, der kecke Schelm, dachte Sommerfeldt; sie schmeichelt — dann ist sie freundlich gesinnt und will sich angenehm machen. Gut — in diesem Falle beruht es auf Gegenseitigkeit.

Vor der Thür wollte sie Gutenacht sagen und in's Haus gehen; aber Sommerfeldt bat, mit hinaufgehen und sich einen Augenblick ausruhen zu dürfen — er sei so müde, und sie möge doch Mitleid mit seiner schwachen Konstitution haben, bat er. Sie widersetzte sich entschieden. Was gestern geschehen, sei schon schlimm genug, selbst wenn es nicht noch einmal geschehe. Es gehe nicht an — sie würde es ihm einfach nicht gestatten. Aber er bat und bettelte so lange, ihn wenn auch nur zehn Minuten dableiben zu lassen, daß sie schließlich einwilligte. Sie gingen also langsam und auf den Fußspitzen hinauf in das jetzt stockfinstere Wohnzimmer. Bob, der auch mit war, suchte sich einen Platz am Ofen, wo er sich schlafen legte. Das Gespräch wollte nicht in Fluß kommen. Beide waren unsicher und scheuten sich, irgend etwas anzufangen. Sie hatten die klare Empfindung, daß dies nur Komödie sei — daß etwas anderes kommen würde. Sie saß auf dem Sofa und spielte mit der Uhrkette. Dicht neben ihr auf einem Stuhl saß er und trommelte nervös mit den Fingern auf den Tisch. Dann erhob er sich und ging mit klopfendem Herzen ein paar Mal durch's Zimmer. Endlich blieb er neben ihr stehen, und ehe sie sich's versah, hatte er sie geküßt — nicht gewaltsam, aber heiß und innig. Und sie erwiderte seinen Kuß und zog ihn kosend wie ein Kätzchen an sich. Lange wurde kein Wort gesprochen. Sie saßen nur still und hatten sich umschlungen, küßten sich und atmeten schwer und küßten sich, bis sie müde zurücksanken. Dann und wann blickten sie sich tief und lange in die Augen, und es zog sie wieder langsam zu einander, bis ihre Lippen sich in langem Kuße fanden. Oder sie strich ihm minutenlang leise über die Stirn, während er ihr das Haar hinter's Ohr strich — unaufhörlich, unaufhörlich. Darauf entdeckte sie, daß der Knoten seiner Kravatte aufgegangen war, knüpfte ihm eine geschmackvolle Schleife und strich sie nach beiden Seiten hin glatt. Sie küßte ihn, als sie damit fertig war, und dann riß er den Knoten wieder auf, damit sie ihn von neuem knoten und ihn noch einmal küssen sollte.

„Jetzt müssen Sie aber lieb sein und gehen," sagte sie endlich; — „es ist im allerhöchsten Grade gefährlich und leichtsinnig. Nein, ich könnte rasend werden, wenn ich Sie so ruhig dasitzen und lächeln sehe. Aber ich habe Sie gern, Sommerfeldt! Ich habe Sie wirklich lieb; denn sonst — "

„Dürfte ich dies nicht thun," unterbrach er sie und küßte sie innig. „Aber ich will nicht gehen, ich will hier bleiben."

Sie sah ihn erstaunt an und fragte, was er damit sagen wolle.

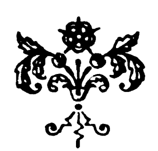
„Ich sage, daß ich mich nicht vom Fleck rühre. Ich will hier bleiben, bei Ihnen, Margrethe — —"

Er wollte sie wieder küssen, aber sie stieß ihn mit einem kräftigen Ruck von sich, stand auf und begann heftig zu weinen. Es sei schändlich von ihm, sie so tief zu beleidigen, schluchzte sie. Jetzt sähe sie, daß sie sich doch in ihm getäuscht habe. Er sei kein Gentleman. Ein Gentleman würde das Vertrauen einer jungen Dame nie auf so schmähliche Weise mißbrauchen. Nun würden seine Besuche bei ihr aber ein Ende haben. Und jetzt möge er unverzüglich gehen, sonst würde er sie ernstlich böse machen. Sommerfeldt entgegnete nichts auf ihren Zornesausbruch. Er stand

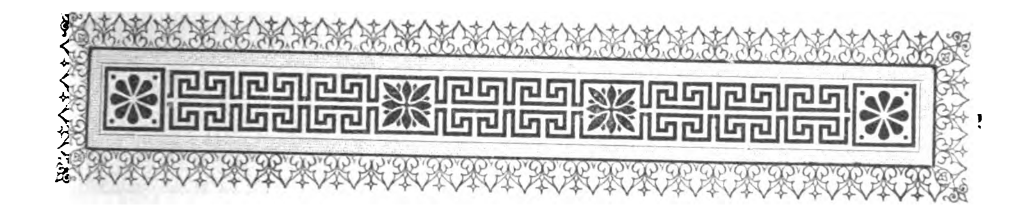
ruhig auf, knöpfte den Rock zu und rief Bob, worauf er ihr die Hand zum Gutenachtgruß bot. Aber es kochte in ihm vor Wut über seine eigene Tölpelhaftigkeit und ihr Flennen und ihre Vorwürfe. Als ob Wunder was geschehen wäre, murmelte er vor sich hin; und als ob sie ihm eigentlich nicht gestattet hätte zu thun, was er gethan. Immer sollten die Männer die Schuld haben! Und beim Jupiter, *sie* hatte *ihn* doch zuerst geküßt. Solch ein Weiberunsinn und solche Affektation! Bah!

Draußen war es ganz dunkel; aber trotzdem sah er sich ein paar Minuten vorsichtig um, bevor er auf die Gasse hinausschlich. Daheim im Garten angekommen, öffnete er lautlos die Thür und drehte den Schlüssel kaum hörbar im Schlosse um. Dann nahm er Bob in die Arme und trug ihn hinauf, damit er keinen Lärm auf der Treppe machte und seine Mutter weckte. Als er aber in sein Schlafzimmer gekommen war und angefangen hatte, sich auszuziehen, bekam er einen so heftigen Anfall nervösen Zitterns, und ihm wurde so angst, daß er seine Mutter wecken und sie um Kognak bitten mußte. Sie fragte, wo in aller Welt er so lange gewesen sei. Ach, der Wein und das Rauchen seien ihm nicht gut bekommen, und deshalb hätte er einen langen Spazierweg gemacht. Damit gab sie sich zufrieden. Am folgenden Tage aber war Sommerfeldt krank und bettlägerig.

(Fortsetzung folgt.)



Verantwortlich für die Redaction Wilhelm Bölsche, Friedrichshagen. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler. Druck: A. Seydel & Cie. Beide in Berlin.



Zola's L'Argent.

Wir sind beim Schlusse des elften Kapitels im Roman; die Heldin steht vor der Börse, die düster gegen den Abendhimmel aufragt; der große Krach ist vorüber, der Hunderte von Menschen mit all' ihren Millionen in den Abgrund gestürzt hat; und Karoline erkennt, daß diesmal hinter dem Sturz, in dem roten Rauchhimmel dort oben sich etwas anderes vorbeutend malt: das dräuende Ende einer Welt. Das zweite Kaiserreich naht seiner Wende, bald werden die Kanonen von Sedan donnern. Und zu Ende neigt sich mit seinem gigantischen Stoff nun auch der große Cyklus Zola'scher Romane, — L'Argent ist der zweitletzte Band.

Es liegt ein Trost für Dichter und Leser in diesem gleichsam organischen Ausleben eines Kunstwerkes, das unmöglich immer so weiter wachsen könnte, ja das für den Leser schon jetzt durch seine Dimensionen sich ästhetischer, einheitlicher Schätzung zu entziehen beginnt und das fühlbar selbst die gewaltige Kraft seines einzigen Baumeisters erschlaffen läßt.

Die Rougon-Macquardt bewegen sich nicht in stäter Linie aufwärts, sondern fließen als Arabeske bald empor, bald hinab. Und das nicht bloß stofflich, in ihrem Wechsel von Weltdrama und Idyll, von sozialem Gipfel und sozialem Abgrund. Sondern auch vor allem künstlerisch. Kein Band ist ganz unten, aber nur ein paar fast im Zenith. Die äußerste Höhe liegt bei Germinal. Daneben aber laufen Uebergangsbände, durchweg notwendig als solche, aber nur am Platze innerhalb des Ganzen, mit einem Manko der Idee, das anderswo sich ersetzt, mit losester Komposition, ohne ausreichende Erschöpfung und Klärung der Handlung, mit einer Fülle breitester Deckszenen und endlosester Vorbereitungsszenen und allgemeinster Stimmungsszenen, die nur alle hundert Seiten einmal eines der großen hochdramatischen Motive durchklingt. Das Unglück ist, daß solche Uebergangsstücke auch ihren „Band" füllen sollen. Um sie selbständig zu machen, setzt Zola ihnen meist den künstlichen Nerv irgend einer kleinen Sonderhandlung ein, die schwach wirkt, ja bisweilen grade das zu streifen droht, was der Gesammtroman mit seiner ungeheuren Ideenhandlung ausgesprochen perhorresziert: die alte romantische Intriguenhandlung.

L'Argent ist in großen Stücken ein solcher Uebergangsroman. Er ist Verkörperung der bangen Erwartungspause vor dem Schluß. Und diese Pause ist nur mit vierhundertfünfzig Seiten etwas lang angesetzt! Mehr noch: L'Argent ist zum Teil sogar Parallelroman. Er wiederholt anderswo bereits scharf Angedeutetes mit einer systematischen Ausführlichkeit, der Ausführlichkeit seiner vierhundertfünfzig Seiten.

Vielleicht auf keinen einzigen Roman des ganzen Cyklus wird man die oft vorgebrachte Behauptung der Langeweile Zola'scher Kunst mit einem so großen

[illegible] Für mich ist die Behan[illegible]
[illegible] solchen Büchern [illegible]
[illegible] Teil aller in D[illegible]
[illegible] daß in den [illegible]
[illegible] Fehler, [illegible]
[illegible] es als für [illegible]
[illegible] hervorrag[illegible]
[illegible] Werke.
[illegible] gemeint, als [illegible]

[illegible]

[illegible] hat sie getroffen. Ueber die Motive des Wollens [illegible] die große T[illegible] [illegible]. Die „außerordentliche Aehnlichkeit, die „[illegible] Argent mit „Au Bonheur des Dames“ haben, ist kein[illegible] [illegible] vorhin in dem Wort „Parallelroman“ aus. Der [illegible] Waarenmagazins und der Roman der ungeheuerlichen Geld[illegible] [illegible] nicht bloß, wie Zola jedenfalls wollte: sie decken sich auch [illegible] der tollkühne Held, der alles wagt, der zum scheinbar Un[illegible] [illegible] getragen von einer reichen, schlaffen, suggestionsfähigen Z[illegible] [illegible] Million,“ — nur der eine endgültig Sieger, der andere g[illegible] er auf einer Zeitidee steht, der andere weil er einen Z[illegible] treiben will; aber die Gegensätze sind — und Zola zeigt [illegible] eindringlich — nicht so scharf, daß nicht eine frappan[illegible] käme, — eine Aehnlichkeit, die als solche ein gutes Ape[illegible] Recht von zwei so umfangreichen Romanen innerhalb [illegible]

Vollends gar, da jedem der beiden Helden ein Weib mit gradem Sinn gegenübersteht, zwei innerlich identische Naturen, bloß durch das Alter getrennt, beide von strenger Rechtlichkeit, beide voll Abscheu gegen die abscheulichen Mittel, gegen das Blut und den Kot, mit denen die Millionen sich düngen, beide voll Mitleid vor den Kleinen, die der Großbetrieb mordet, die Börsenspekulation vergiftet und begräbt, — und beide voll Bewunderung dennoch vor dem Ungeheuren der dämonischen Individualität wie vor der Logik, die sich in dem Zusammenfließen der Kapitalien vollzieht. Der Frauencharakter, der in L'Argent den besten Teil des Romans trägt, Caroline, ist größer angelegt, als Denise. Aber ihre Entwickelung kommt nicht weiter. Ihr Optimismus wird auf eine schwerere Probe gestellt: aber er hält aus, — zu einem Zusammenbruch kommt es nicht. Der Held, Saccard, ist toller und umgetriebener als Mouret. Aber letzten Endes ist er doch derselbe Mann. Zola liebt diese Charaktere. Mouret hat er zwei Romane gewidmet, Saccard kehrt auch zum zweiten Male hier wieder. In diesen verwegenen Streitern mag etwas stecken von seinem eigensten Ich. Sie leben alle beide, Saccard wie Mouret. Aber es ermüdet, grade in diesem Börsenroman, der an sich den geisttötendsten aller Stoffe umschließt, Held und Heldin so verwandt zu finden mit bereits früher Gebotenem.

Die ersten beiden Kapitel des Romans sind ungemein lehrreich zur Erkenntnis, wie gewaltig Zola gerungen hat, um den spröden Stoff zu zerkauen. Mit der Milieu-Studie war es diesmal nicht viel. Ueber diesen plumpen Börsenkasten konnten alle Lichter der Welt scheinen: ein Panorama wurde nie daraus. Die Markthallen, das Magazin Au Bonheur . . . . welche Vorwürfe für Farbenorgien, — aber die Börse? Wir wandern um sie herum, wir schauen von oben auf sie herab, wir sehen die großen Katastrophen sich in ihrem Innern abspielen: aber es bleibt bei grauen Wänden und Herrn im schwarzen Rock, — keine Farben, nichts. Für Zola, den großen Maler, hätte das ein Wink sein sollen. Aber er ist ein Trotzkopf. Er hat probiert wie Tolstoi zu arbeiten: lauter Personen. Das ganze erste Kapitel wimmelt von Typen — alle scharf, das Präludium einer zweifellos sehr bewegten Aktion. Und noch ehe es schließt, erscheint der erste markante Zug zu einer ideellen Vertiefung ersten Ranges: ein junger Sozialist tritt auf und berührt kurz ein paar Sätze aus Marx'scher Doktrin. Das Bild ist prächtig: der junge Mann, lungenkrank, einsam über seinen Büchern hoch im obersten Stock, gleichsam schwebend über der Welt, über der Börse, die tief unten ragt — physisch und ideell unter ihm, ein Ueberwundenes, das die Zukunft wegfressen wird, wie die Dämmerung es jeden Abend dem Auge des Träumenden wegfrißt — und er selbst dabei materiell erhalten durch einen Beutelschneider von Bruder, der beständig im untersten Schmutz der Börsenkloake wühlt, eine Sorte, gegen die die großen Spekulanten Heilige sind . . . . Der Zug ist fein, daß diese Worte der sozialistischen Kritik gleich mit im Prolog des Buches stehen. Ueber den tausenderlei Winkelzügen der schleppenden Handlung gehen sie allerdings dann lange verloren. Erst als Epilog gleichsam klingen sie noch einmal herauf, von der Lippe des Sterbenden; aber man hat doch das Motiv wenigstens im Buche, die Ergänzung liest man in Germinal. Das zweite Kapitel vertieft nach der andern Seite. War dort die Börsenrolle des Geldes und gleichzeitig die absolute kritische Negation dieser Rolle und des Geldes überhaupt, so öffnet sich hier die Perspektive weit auf den einzigen wirklich möglichen Kulturwert des Geldes: ein Ingenieur, der lange im Orient gelebt, träumt von einer Neueroberung Kleinasiens und Palästinas durch die Kultur, er träumt Dampfschiffverbindung und Eisenbahnen, Städte und Silberbergwerke. Geld könnte das alles realisieren. Die Kulturvisionen, die Zola hier einflicht, sind wundervoll. Man sieht

die Idee aus der Enge herauswachsen und die Welt umspannen. Und es ist gewiß ein hochdramatisches Motiv, wie nun Saccard, der kühne, eben in der Ebbe sitzende Börsianer, auf den Traum des schlichten Gelehrten seine neue tolle Spekulation baut, die Gründung einer schwindelhaften Bank, die aus Nichts jene Millionen zaubert. Noch ist die eigentliche Gründungsgeschichte selbst voll vorzüglichster Einzelheiten: der Besuch beispielsweise bei Gundermann, dem Börsenkönig, ist einzig in seiner Art, ein wahres Stück Kulturgeschichte. Dann aber beginnt für mich eine wachsende Oede. Man fühlt, der Stoff und alles was ihn umgibt, erscheint doch nicht lebensfähig, er arbeitet nicht von selbst weiter. Die Generalversammlungen der Bank, die Regelung all der geschäftlichen Lappalien fließt gradezu über von grauer Langeweile. Ich würde, wo das Farbige von selbst fortfällt, immer noch sehr weit mitgehen aus intelektuellem Interesse. Die Gespräche der Bauern in La Terre haben mich stets gefesselt und nicht minder das kleine Handbuch der Medizin in La Joie de vivre. Aber diese Dinge hier erschöpfen wirklich auch das alleräußerste Minimum von intelektuellem Interesse; es steckt eine Kritik in der Thatsache, daß es so ist; aber der Roman versandet daran. Ich habe früher oft und mit besonderer Freude bei Zola die Erfahrung gemacht, daß beim zweiten Lesen (wer kommt nur dazu im verwirrenden Tanz um das Neueste der Litteratur!) die scheinbar langweiligen, scheinbar formlos aus dem Beobachter-Notizbuch übertragenen und handlungsarmen Milieu-Partieen einen eigenartig strahlenden Glanz erhielten und mir lieber wurden als die gleich anfangs bewunderten; ich fürchte, daß die betreffenden Wüsten des L'Argent niemals grün werden.

Zola hat selbst während der Arbeit über den spröden Stoff geklagt. Und man sieht, wie er sich bemüht hat, wenigstens durch Episoden, durch kleine Spannungsmittel die dürre Mitte des Buches zu beleben. Aber er hätte entschieden etwas Schärferes, etwas Verklammernderes finden müssen. Die kleine Intrigue mit dem verschollenen Sohn des Saccard ist an sich zu schwach, um viel zu helfen. Dennoch ist hier eine kurze, meisterhafte Szene eingeflochten, in der die ganze alte Wildheit wie die ganze plastische Sicherheit des großen Meisters auflebt: der Besuch Karoline's in der grausigen Armenherberge, wo sie den zwölfjährigen Knaben schon mitten im Laster findet. Weit unter die Welt von Assomoir und Nana taucht man hier auf eine Minute in die allerfinsterste Großstadtnacht, wo die Armut zum Banditentum, zum Zigeunertum grellster Art, zum nackten Wildenleben geführt hat, das mit seinem letzten Hemde gleichsam auch seinen letzten Kulturrest versetzt hat. In wilden packenden Farben hebt sich dieses Stück Hölle herauf aus der Nüchternheit der Algebra-Welt, deren Rausch immer noch ein papierner Zahlenrausch bleibt und deren Laster so langweilig bleiben wie ihre Staatsaktionen. Es ist ein Moment — und er verfliegt. Eine zweite Episode ist rein erotischer Natur ohne tiefere Bedeutung. Zola hat in L'Argent anscheinend sich selbst so unter einer Last endloser Börsenprobleme begraben, daß er zum Erotischen nahezu keine Luft gefunden. Seltsam genug! Ich glaube, in seiner früheren Praxis immer eine ganz bestimmte Methode beobachtet zu haben für sexuelle Szenen. Seit früher Zeit besaß er gleichsam eine Art Sammlung — im Kopf oder auf dem Papier — von seltsamen erotischen Szenen, normalen und abnormen in bunter Reihe, eine üppige Musterkarte solcher „menschlicher Dokumente". Alle sollten, dem universellen Plane des Riesenwerkes entsprechend, irgendwo in irgend einem der Romane ihre Stelle finden; sie durften ideell nicht fehlen, wenn nicht jene feige Lücke entstehen sollte, die beispielsweise aus allen Dickens'schen Romanen gähnt und kommenden, weniger prüden Zeiten geradezu unbegreiflich erscheinen wird. Im Ganzen verteilten sich die Sachen stofflich, — im Einzelbau des Romans aber dann verfuhr er mit großer Geschicklichkeit

aß er grade die langweiligen Abschnitte durchbrach mit diesen hitzigen
, um Abwechslung zu schaffen. Ob für ihn selbst ein kleines Anregungs-
darin lag, um beim Schreiben über allzu farblose Partieen wegzukommen —
eiß es. Diese Finessen dichterischer Produktion, die nur der ganz Sachun-
mit raffinierter sexueller Spekulation verwechseln oder irgendwie moralisch
en kann, diese rein formalen Dinge, die einfach mit den Abwechslungs- und
ufmerksamkeitsgesetzen rechneten, sind nun in L'Argent merkwürdig wenig her-
end. Eigentlich nur bei der letztgenannten erotischen Szene, einer Ueber-
sehr neu ist. Ohne die mindeste tiefere Verkno-
ie ebensogut fehlen. Man fühlt, daß der Künstler,
durch die Wüste, hier auch nicht mehr warm ge-
wichtigere erotische Momente, wie die erste Ueberrum-
den Helden, fallen nahezu zwischen zwei Zeilen durch.
, so muß man die erotische Seite des L'Argent aus
der Roman offen nach allen Seiten, echte Uebergangs-
geraten ist.

sich, gegen die Mitte gehalten, immerhin wieder stark
Seelenkämpfe Karline's sind echte, bedeutende Zola-Arbeit.
Katastrophenszene, da Gundermann an der Börse
Athem des wirklich Dramatischen, das weder im Bonheur
in Germinal dem Zusammensturz des Bergwerks abging:
dahin, es ist nichts mit der „Poesie der Börse". Mag
einen, der mehr im Getriebe steht, als ich, stärker packt.
in einem Bergwerk gewesen und habe doch Germinal durch
....

außerordentlich rührenden Szenen nach der Katastrophe taste ich
an. Das ist wahr: sie sind ähnlich im Bonheur schon ein-
die individuelle Ausgestaltung ist doch neu, das Verwandte
einen Einwand des vielleicht unnötigen Parallelismus der
Grundidee.

nalistik mag sich bedanken bei Zola: er hat ihr ein hübsches
ist er schärfer, nirgendwo unerbittlicher im Aufdecken
als hier. Und in dem Manne, der so ganz objektiv sein
das nicht wegzubannende innere Behagen, wenn er einen
, der von Börsensachen absolut nichts versteht, schließlich
Kraft auch materiell triumphieren läßt über die Lumpen.
Seite in L'Argent, die ich wenigstens erwähnt haben will.
wie schon gesagt, gegen Ende zum Kriege von 1870 hinüber,
Nana. Zahlreiche Andeutungen sind hier interessant. Ich
, daß Zola grade hier die Stimmung ausgezeichnet wieder-
Angst vor Preußen, das Oesterreich besiegt hat, das
zu einem Uebermaß, dem schließlich die Kriegserklärung von
, und die mitspielenden Börseninteressen. In diesen Dingen
der Beobachtergabe Zola's beweisender als hundert chauvi-
wie französische. Lenkt man überhaupt in dieses Gebiet
lturhistorische Wert auch dieses Zola'schen Romans ein sehr
nicht, ohne deßhalb meine künstlerischen Bedenken zu ver-
nicht so groß, um in L'Argent einen irgendwie prinzipiellen
, besten Bände der Rougon-Macquart zu sehen. Höchst-
in dem letzten Bande der Reihe (den wissenschaftlich zu-

24

sammenfassenden Schluß nicht gerechnet!) seine Kraft noch einmal zum Höchsten anspannen, um ein Ende mit Glanz zu nehmen, zumal da der Stoff (Sedan) alle denkbaren Chancen bietet Nur das möchte ich allerdings nachdrücklich betonen, daß man sich aus solch einzelnem Bande kein Bild über Wert oder Unwert, Größe oder Schwäche des Dichters machen soll, — was zu unsern gewöhnlichsten und leider tolerirtesten deutschen Kritikerfehlern gehört. Liebe Leute fabeln über Zola, die einen Roman von ihm und vielleicht grade einen solchen Ueberleitungsroman gelesen haben, und den in der denkbar schlechtesten deutschen Uebersetzung, die es gibt — bessere gibt es nämlich nicht! Nirgendwo, auch in L'Argent nicht, verbirgt sich für den, der sie einmal im Ganzen erfaßt hat, die tiefe Weltanschauung Zola's, jene naturwissenschaftliche Weltanschauung, die überall große, zwingende Gesetze sucht. Aber man muß eben in sie eingedrungen sein. Sie schwimmt nicht obenauf, sie steckt im Kern. Die bunte Schale, die sie umwebt, gelingt bald besser, bald schlechter. In L'Argent will ich sie nicht unbedingt preisen. Aber trotz alledem und noch einmal: was kann unsere deutsche Modelitteratur selbst einem so verhauenen Kunstwerk an die Seite setzen? Diese Frage ist nicht mit Freude, sondern in tiefer Betrübnis gestellt!

Wilhelm Bölsche.

Die Phantastik in der Malerei.*)

Der Realismus der Theorie, dem durch die Wiedergabe der äußeren Erscheinungswelt vollkommen Genüge gethan, glaubt vielfach die Phantastik verdammen und bekämpfen zu müssen. Schon die Neigung zur Phantastik will er zurückweisen. Denn da Niemand behaupten kann, daß die Welt der Erscheinungen durch Phantasiethätigkeit zu vergrößern ist, da es Axiom geworden, daß auch die tollste Phantasterei nur eine Composition der von der Außenwelt empfangenen Sinneseindrücke sein kann und daß sich keine noch so große Phantasiekraft über die letzteren auch nur um Haaresbreite zu erheben vermag, — so scheint sich ihm die Verachtung der Phantastik wie etwas Selbstverständliches zu ergeben.

Unter den abstrakten Gedankenketten giebt es ja nun allerdings so manche, die für ewig unzerreißbar gelten dürfen und die dennoch nichts taugen, für die menschliche Existenz nicht den geringsten Werth besitzen. Es sei hier nur an den philosophischen Skepticismus eines Berkeley erinnert — er ist unwiderleglich; von consequentester Durchbildung der Anschauungsart, — indessen was nützt es uns, wenn wir wissen, daß Welt und Ich eben so viel Existenzberechtigung und Daseinskraft besitzen wie eine wirre Traumerscheinung: wir leben im sogenannten Leben doch nicht unsrer philosophischen Ueberzeugung gemäß. Wir lassen die unwiderleglichen Theorien in der Ecke liegen und thun so, als hätten wir uns nie mit ihnen abgequält. Sollte es uns mit jenen Theorien des einseitigen Realismus nicht bald ähnlich ergehen? Es ist unwiderleglich, daß wir die Welt der Erscheinungen durch Phantasiethätigkeit nicht zu vergrößern im Stande sind, daß eine Komposition aus den bekannten Sinneseindrücken niemals mehr bieten kann, als ein einzelner Sinneseindruck in seiner vollen Fülle und Frische. Diese Erkenntnis nützt uns aber sehr

*) Wir bringen diesen Artikel um seiner originellen Consequenz willen, werden aber demnächst auch der entgegengesetzten Meinung das Wort leihen. D. Red.

wenig, denn jeder Künstler wird sich beim Erschaffen seiner Kunstwerke zumeist doch immer wieder auf seine Phantasie stützen und verlassen. So wie die Philosophie keine Kraft besitzt, wenn sie das ethische Leben eines Menschen verändern oder verbessern soll, so weiß sich auch die Kunstphilosophie dem wilden Schaffensdrange des Künstlers gegenüber selten oder niemals eine bemerkbare Stellung zu erringen.

Vom Werthe der associativen Vorstellungen hätte der Fanatiker gegen die Phantasie vollends nie etwas verlauten lassen dürfen; es läßt sich nämlich nicht läugnen, daß die associativen Vorstellungen von der Erfassung des einzelnen Eindrucks mehr ablenken als zu ihr beitragen; so natürlich es ist, daß ich den einzelnen Eindruck nur auffassen kann, wenn ich ihn einem anderen gegenüberstelle, so haben doch bislang die Vergleiche zumeist die associirt Vorstellung in den Vordergrund gedrückt; dadurch gelangt aber der einzelne, zur Darstellung bestimmte Sinneseindruck vermindert zur Geltung.

Ob nun also die Phantastik berechtigt ist oder nicht: unabhängig von gewissen ästhetischen Ueberzeugungen müssen wir ihr Dasein konstatiren. Speziell in der deutschen Malerei ist diese Phantastik nicht zu tödten, sie lebt immer länger in lustigster, witzsprühender Laune dahin — unbekümmert ob sie anerkannt wird oder nicht. Da ihr Dasein jetzt bisweilen in theoretischer Absicht übersehen wird, so ist es vielleicht geboten, gerade eine Betrachtung der phantastischen Erzeugnisse der Malerei zum Thema zu wählen. Die denkbaren Ziele der Phantastik, die zugleich neue Kunstziele sind, dürften hierbei in erster Reihe Interesse erregen. Vielleicht kommt man schließlich zu der Ueberzeugung, daß der ästhetische Staub doch die Phantastik zaghaft gemacht, daß durch diese Zaghaftigkeit manches formscheue keck-originale Kunstwerk im Entstehen verhindert wurde und daß es Zeit sei, auch hier einmal ästhetischen Staub abzuschütteln, damit die Kunst selbst nicht erstickt werde.

Betrachten wir demgemäß ganz unabhängig von Kunstphilosophie und Kunstwissenschaft die phantastischen Gemälde, so fällt unser Auge vielleicht zuerst auf die gemalten Geistererscheinungen. Daß aber bei deren Reproducirung eine besondere Phantasiethätigkeit notwendig gewesen, ist gemeinhin nicht einzusehen. Wir haben in den Geistererscheinungen ganz im Gegentheil rein realistsche Intentionen zu vermerken. Die bekannten Themen aus der Religionsgeschichte, zu der die Maler der vielen Vorbilder wegen immer wieder zurückgelenkt werden, sind ohne eigentliche Geisterwelt garnicht darstellbar. Da ist es sonach nicht verwunderlich, wenn auf letztere großer Wert gelegt wird, wenn man mit Aufbietung aller associtiver Mittel einen übersinnlichen Eindruck erzeugen möchte. Diese neuen religiösen Bilder sind neu und höchst pikant, indeß Phantastik ist bei der Behandlung der alten sogenannten idealistischen Motive am allerwenigsten zu bemerken. Anders wäre es schon, wenn unheimliche Doppelgänger, Hoffmann'sche Spukgeister und Verwandtes gemalt würden.

Doch die ganze Geisterwelt hat für die Phantastik wenig Werth, ist sie doch nur durch ein paar glückliche Handgriffe in die Erscheinung zu zwingen. Die Phantasiethätigkeit spielt beim Geistmalen eigentlich eine nebensächliche Rolle. Der Geist wird dadurch nicht glaubhafter, daß er neue Formen zeigt, gemeinhin kann er nur als Lichtgestalt sein Dasein andeuten.

Suchen wir nach den wirklichen Gestalten der Phantasie, so haben wir zunächst eine lange Serie phantastischer Wesen zu bemerken, die sämmtlich der griechischen Mythologie ihr Dasein verdanken. Arnold Böcklin hat uns die Centauren und Satyre, die Fischmenschen und Eroten so lebhaft und eindringlich geschildert, daß uns dieselben jetzt ebenso geläufige Vorstellungen sind, wie die ein-

fachen, nichtkomponirten Lebewesen. Zwar hatten die rationalistischen Griechen bereits so viel anthropomorphischen Gehalt ihren Fabelgestalten eingehaucht, daß die Vollendung der Anthropomorphisirung durch Böcklin ein natürlicher Ausbau der antiken Gedanken scheint. Diesen aber zur Ausführung gebracht zu haben, ist die kulturhistorisch entscheidende künstlerische That Böcklins gewesen.

Mit ihr ist der Grund gelegt zu allen weiteren Arbeiten der phantastischen Malerei. Die Phantastik hat in erster Reihe nach voller Ausgestaltung ihrer Ideen zu ringen, und es genügt durchaus nicht, wenn man der Phantasie Spielraum gönnt nach Art altdeutscher Meister, etwa Lukas Cranach's. Den neuen Gestalten muß ein uns Menschen natürliches und denkbares Leben eingehaucht werden: ein dicker Kopf, der ohne Rumpf nur von zwei kleinen Beinen getragen wird, scheint uns noch durchaus nicht lebensfähig, wenn nicht besondere Züge das Unnatürliche natürlich wirken lassen.

Hier beginnt also eigentlich erst die Thätigkeit des Phantasten. Entweder lehnt er sich bei Ausgestaltung seiner Phantasiewesen an die in der Mythologie vorliegenden Motive an oder er schafft ohne Rücksicht auf vorgedachte Gedanken. Gnom und Elfe und die andern Dinge, die aus der germanischen Sagenwelt in unsere Malerei gekommen sind, dürften kaum noch sehr viel brauchbare Momente beisteuern. Aber im Hellenentum sind noch immer genug Probleme zu lösen; die Sirenen könnten im spezielleren reizen; und dann bietet die altorientalische Götterwelt eine solche Fülle von Aufgaben, daß der Phantast eher zu viel als zu wenig zu thun haben dürfte. Die Anthropomorphisirung ibisköpfiger ägyptischer Gottgestalten vorzunehmen, das ist allerdings ein Ziel, das nicht so rasch erreicht werden kann. Ob es aber nicht erstrebenswerth ist, das wäre die andere Frage.

Goethe konnte die vielarmigen und vielköpfigen Götter der Inder nicht leiden. Ob diese ein Künstler der Neuzeit nicht mundgerecht zu machen im Stande wäre? Das scheinbar Gestaltlose zu gestalten, das ist die Aufgabe. Die Dschinnen der arabischen Wüste sind auch noch nicht gemalt, der Demawand, der orientalische Brocken, auf dem sämmtliche Geister der altorientalischen Welt zusammen kamen, müßte einen ganz besonderen Darstellungsstoff abgeben. Hier hätte die Phantastik Aufgaben über Aufgaben zu lösen.

Die eine Seite der Zukunftsphantastik ist mit dem Angedeuteten genügend charakterisirt.

Wenden wir uns jetzt der Komposition zu, einer Art von Komposition, die gänzlich frei von vorgedachten Gedanken ist. Der Maler nimmt einfach einen Fisch, eine Schnecke und einen Schmetterling und bildet aus diesen drei Wesen ein neues Fabeltier. Die Renaissancezeit hat nach dieser Richtung schon manches geleistet, allerdings gewöhnlich nur auf ornamentalem Gebiete. Einleuchten muß aber, daß die Welt der Erscheinungen in Kurzem tausend Mal reicher an Wesen und Lebegebilden scheinen muß. Der Künstler greift eben kühn und ohne viel zu wählen in das Tier- und Pflanzenreich hinein und komponirt die heterogensten Stücke zu neuen Geschöpfen um, denen er dann ein apartes Leben, besondere Schicksale mit wunderlichen Genrescenen, ablauschen darf. Wenn nach dieser Richtung vorläufig die abstruse Geschmacklosigkeit Mode werden sollte, so dürfte man nicht zu laut lachen, denn die neuen Aufgaben der Phantastik mit Geschmack zu lösen, das ist selbstverständlich ein ungemein schwieriges Ding, wir müssen uns auch die Uebergangsstadien gefallen lassen; selbst Böcklin war bekanntlich anfänglich auch nicht immer ein Meister in Geschmacksachen. Daß den Deutschen so häufig Mangel an Geschmack vorgeworfen ist, datirt wohl hauptsächlich von ihrer Neigung zur Phantastik her.

Hiermit wäre die Phantastik nach der Formseite hin in ihrem Wesen charak-

... nicht gebrochen werden. ... die vorgezeichneten Wege als ... ist es ja eben Aufgabe des einzelnen Künstlers: ... zu erfüllen. Wir haben nur noch ... der Phantastik hereinfließt werden wird, daß ... Stoffe für den Bildhauer sein muß. ... bereits eine treffliche Sirene in Bronce geliefert, ... gelten darf. Nicht ein Vogelleib mit ... gezierl, sondern ein Löwenleib verbindet ... Frau und zwei mächtige Flügel sind den ... das Gebilde einem Schmetterling und ... seines Gleichen. Einer ähnlichen Ausgestaltung ist ... Götterwelt, jedes Gebilde der freien Phantasie fähig. ... empfangen wir eine Bereicherung unserer Kunst ... Wert, die absolute Neuheit darf man ja füglich in ... Werke wird aber auch der größte Feind der Phantastik

... phantastischen Form habe ich nun aber die Malerei ... treffen. Ich habe über die phantastische Farbe zu ... stelle ich fest, daß nach dieser Richtung noch herzlich ... Phantasten hat es beständig an Mut gefehlt, sie ... lichkeit sein, ihnen war das Lachen der Unverständigen ... Lächeln des Verständigen. Schon häufiger ist es ... worden, die Bäume ständig grün und den Himmel blau zu ... und es ist kein Verbrechen sondern eher ihre Pflicht und ... ihrer Freiheit den ausgiebigsten Gebrauch macht. Man ... merndes weißes Silberland, über das sich ein tiefer sma... Hier ist der Altmeister der modernen deutschen Malerei, ... bahnbrechend aufgetreten. Seine Farbengebung ist freier ... Maler; allerdings wird ihm wohl die Loslösung von allen ... eher absurd als vernünftig dünken. Selbstverständlich ... durch eine bewußt unnatürliche Farbengebung auf lange ... stellungen, mit denen sich sonst so mühelos wirken läßt. ... neue Effekt von packender Sonderbarkeit, und der ästhetische ... wirklich zaghaft gemacht zu haben, sonst hätten sie schon ... ein blaues Feld von rötlichen Bäumen umsäumt gemalt, ... Gipfel in einem gelben Himmel wiegen. Ein der... man allerdings als eine mutige That bezeichnen, denn die ... durch schamlose Effekthascherei motivieren und die künst... Von dem momentanen Effekt aber hängt der künstlerische ... tastische Bild hat genau so viel Fülle aufzuweisen wie das ... Kunstwerk bestehen soll.

... weiter der kecken Farbenphantastik das Wort reden? Der ... die Bahn brechen. Böcklin hat zum ersten Male mit ... reine Bedeutung der Farbe malerisch gepredigt, in seinen ... müssen die Zukunftsphantasten auch schließlich zur gänzlichen ... nellen natürlichen Farbengebung gelangen. Dann aller... Hexensabbat erleben, der mit seiner tollen Spukge... und Lichteffekten, mit seinen Wundergestalten und ... Orient und Occident zu blenden wissen wird. Hier liegen

aber bei Leibe nicht müßige Scherze, sondern mit der Skizzirung dieser phantastischen Richtung in der Malerei will eine tiefernste künstlerische Grundstrebung wiedergegeben sein. Irre ich nicht, so bedarf es an manchen Stellen nur des ermutigenden Wortes — und schon eine unserer nächsten Ausstellungen ist durch die Phantastik in der Malerei charakterisiert.

Die Phantastik hat, um das zu wiederholen, in der Kunst eigentlich keine Stellung, die durch ein strenges ästhetisches Gewissen freundlich eingeräumt werden könnte. Und doch führt vielleicht grade diese Kunst, die das ästhetische Gängelband mit Füßen getreten, zu ganz neuen Pfaden, zu solchen, von denen die Kunstphilosophie niemals etwas geahnt. Und wenn diese Prophezeihung statthaft ist, wer weiß ob wir nicht grade vielleicht in der Phantastik eine spezifisch deutsche Kunst begrüßen dürfen!

Paul Scheerbart.

Unsere National-Gallerie.

Eine kritische Plauderei.

Es giebt Leute, die allsonntäglich durch die ganze Nationalgallerie gehen können — nicht nur Winters, um sich zu wärmen, sondern zu jeder Jahreszeit, in einer Art von mir unbegreiflichem Kunsthunger. Wären es noch rentenschlürfende Epikuräer, die jedesmal nur ein Bild oder höchstens einen Meister als Dessert oder Appetitbrödchen genössen! Aber es sind die braven Bildungshungrigen, in deren Straußenmagen alles zusammengeschüttet werden kann, was nur unter der Flagge Kunst segelt. Mich ärgern die Leute eigentlich hauptsächlich, weil ich nicht abmessen kann, ob ich nicht Grund hätte, sie zu beneiden, da mein Magen schwächer und nach wenigen Eindrücken randvoll ist. Denn wer will im letzten Grunde sagen, ob sie wie Wespen oder wie Bienen von Böcklin zu Schirmer, von Menzel zu Carstens, von Uhde zu Cornelius, von Lenbach zu Graff u. s. w. fliegen? Ob es nicht auch Heroen des Genusses giebt?

Thatsache bleibt für mich nur das Unvermögen, anders als homöopathisch die Reize dieses staatlichen Griechentempelchens der „Deutschen Kunst“ auf mich wirken zu lassen. Die Stimmung, deren ich leider als unvollkommener Kunstmensch des neunzehnten Jahrhunderts noch atavistisch bedarf, verläßt mich immer schon, wenn ich unter dem Treppentunnel hinweg die Vorhalle echt Heinrich Strack'scher Milchschokoladentönung betrete. Der ganze widerwärtig verlogene Baucompromiß des liebenswürdigen, doch rückgratlosen seligen Hofarchitekten ist mir stets ein so grellflammendes Mene tekel gegen allen fürstlichen Dilettantismus und solche fügsamen Künstlerhöflinge, daß erst irgend ein ganz starker Lichteindruck die kreisenden Nachbilder aus meinem inneren Auge verdrängen kann. Deren giebt es nun welche, glücklicherweise. Ich glaube nicht, daß man füglich mehr von einem staatlichen Institut verlangen kann, als Herr Director Jordan leistet — alle Rücksichtnahmen wohl erwogen — und deren sind wohl mehr, als man sich träumen läßt. Man hilft daher eher dem bedeutenden Manne als daß man ihm Schwierigkeiten schafft, wenn man offen bekennt, daß die Giebelinschrift eigentlich mehr und mehr eine Blasphemie wird. „Der Deutschen Kunst“ ist denn doch diesen Sälchen gegenüber mit ihren Hunderten von nur noch geschichtlich zu würdigender Schmarren etwas gar zu hochtrabend! — Raum, Raum! So jammert's aus allen Ecken, in denen sich jetzt ein wirkliches Kunstwerk noch verkriechen muß. Die Aufstellung der Sammlung scheint jetzt das reine Geduldspiel für Kinder geworden zu sein: möglichst viel Vierecke in ein großes Viereck zu packen. Entsetzlich wirkt der große Saal oben links, sobald man ihn einmal nur auf Farbenflecke der Bilder hin betrachtet. Und geistig verlangt er vollends bei jedem 't einen Saltomortale aller Anschauungen. Das ist nicht mehr Kunstgenuß, das ist

– Kunsttrödel! Eine Ausstellung, die mehr oder minder Künstlerjahrmarkt ist, mag den Kaviar Böcklin's neben die volksnährenden Kartoffeln Plockhorst's, den Rosenkranz Gebhardt's neben das Patchoulifläschchen Knille's oder Lotter's pferchen, aber in einem Tempelbau der Kunst sollen doch, können doch nicht alle Kunstmeinungen durcheinanderkreischen wie an der Börse! Was bei einheitlicherer Aufstellung an Wirkung gewonnen wird, lehrt täglich die zusammengehaltene, uns dabei doch schon so fernliegende alte Raczynski'sche Sammlung! — Es muß Raum geschaffen werden und Ordnung! Geht's nicht anders, so dehne man den ganz vortrefflichen Brauch der Bilderverleihung in die Provinzsammlungen nach Kräften aus, bis endlich die sehnlichst erwarteten Kunstbauten fertig und Lebens- und Totenkammer in ausreichender Zahl vorhanden sind! Zwei große Totenkammern im alten Bau sind freilich noch nicht vollständig beschickt: die beiden Corneliussäle. — Wir Deutsche sind wirklich gute Menschen! Hängt unseren lieben Nebenmenschen Großvaters Schlafmütze bis über die Ohren, so taufen wir die Schlafmütze Pietät und finden, daß sie für die Augen, namentlich für die Jugend, sehr heilsam ist. Und da hängt der gute Peter aus der Fremde uns armen Deutschen seine griechischen und katholischen Kohleplakate an die frostigen Wände und blickt aus seinen prachtvollen Peter-Arbues-Augen erzendräuend auf uns nieder, bis er uns aus jedem naiven Urteil „herausgegrault" hat und bis wir glauben, daß wir für Kunst zu dumm sind, weil wir ihn nicht verstehen! Man fasse doch endlich Mut, rolle mit dem frohen Rechte der Gegenwart die alten Cartons zusammen, hänge Photographien oder Stiche derselben in die beiden Corridore für Engbrüstige zu den seligen Veit, Overbeck und Carstens und vermache den Spontini der Malerei dem Märkischen Provinzial-Museum, das ja für die kleinsten Gaben im Gemeindeblatt dankbar quittirt. Die ersten Sacrilegien sind ja doch schon geschehen! Hat man doch vor die thörichten Jungfrauen des viel geistvolleren Kaulbach's gymnastische Symphonie über die Schlacht bei Salamis und über das jüngste Gericht das noch jüngere Leibgericht aller waschechten Patrioten, Ferdinand Kellers „Apotheose Kaiser Wilhelms I." gehängt. Hier wünschte ich nun freilich, die Tafel wäre ein Palimpsest und das ursprüngliche Bild möchte durchschlagen. Gerade wegen meiner Ehrfurcht vor der historischen Gestalt erscheint mir um so widerwärtiger diese vom Theaterfriseur zurechtgeschminkte und geschniegelte Viktoriatheaterscene, deren Mittelpunkt die ungeheuerlichsten weißen Gäule sind, die ein Pinsel werden ließ. Allegorische Weiber, wie sie Scherenberg für den Ulk zeichnet, purzelnde Kinder in den Lüften, wie sie den Betthimmel einer modernen Phryne von Tapezierersgnaden zieren, aus Süßholz destillirte Farben — und das ist modernste Geschichte! Das Bild hat mir wenigstens den Werth des Patriotismus sans phrase wieder recht deutlich gemacht, denn was dies Bild ohne Bangen vor das jüngste Gericht stellen kann, daß muß eine Macht, geradezu eine übersinnliche Macht sein.

Ich gestehe beschämt, daß mir die Kaisergestalt in diesem Phrasenwerk unwahr, verzerrt, herabgewürdigt erscheint. Es ist eben einfach vorbei mit der Allegoristerei! Wir vertragen das Spielen mit der Wahrheit, sobald diese uns nur irgend etwas wert ist, nicht mehr. Das ist insofern vielleicht traurig, als uns dabei das Monumentale verloren geht. Das sehen wir ja auch allerorten! Aber es ist ja nicht aller Tage Abend, und wir müssen eben umlernen, ehe wir's wieder zur Meisterschaft bringen. Wir machen kein Nationaldenkmal für Kaiser Wilhelm — ganz abgesehen von allen nicht künstlerischen Strömungen; es liegt einfach nicht in der Zeit. Wahrheit und Phantasie haben sich noch nicht auseinandergesetzt, und während sich die Keller, Begas, Raschdorff, Wildenbruch in Theatralik quälen, suchen die Neulebenden ihr innerstes Leben erst nur wieder selbst zu verstehen. Statt des destillirten Wassers klassischer Schönheit suchen wir den salzreichen frischen Quell der Persönlichkeit, um uns gesund zu trinken. Und hier — das sei der Nationalgallerie nicht vergessen! — beginnt auch sie am Neuen mitzuarbeiten. Ich meine, durch die Bildnisse berühmter Männer. Immer deutlicher geht uns hier thatsächlich ein neuer Schönheitsbegriff auf, die Schönheit des geistig durchgebildeten, namentlich älteren Manneshauptes. Seit Knaus das Lemurengesicht Mommsen's und den schlichten Kopf von Helmholtz zu immer neuem bewundernden Betrachten für Jahrhunderte festgehalten, ist manche Perle hinzugekommen. Das Patriotische ist auch hier leider nicht am besten gefahren. Werner Schuch hat weit bessere Reiterbilder aufzuweisen als das Bild des Kaisers

auf dem ungeheuren Fuchs, das von der letzten Ausstellung bekannt ist. Auch das Bildniß der Kaiserin Augusta ist von Plockhorst fast ganz in seiner bekannten Oeldruckauffassung wiedergegeben, obwohl in dem bleichen Antlitz mit den wundergroßen leidenvollen blauen Augen ein gut Stück Geschichte der merkwürdigen Enkelin Karl August's liegt. Ganz vortrefflich aber wirken unter den neuesten Erwerbungen die Portraits des Reichsgerichtspräsidenten Simson und der beiden berühmten Chemiker Kekulé und Hofmann. Ersteres, von Paulsen gemalt, zeigt den semitischen Typus in ebenso voller Schönheit, wie die beiden von Angely ganz außerordentlich vollendet dargestellten Professoren den deutschen zeigen. So gemalte Züge zu betrachten ist eine Wonne, die an die vor Dürers Holzschuher heranreicht. Wie wäre es, wenn gerade diesem Gebiete, noch vermehrte Liebe zugewendet würde? An Künstlern fehlt's gerade hier am wenigsten! Und an Namen glücklicherweise auch nicht! — Und wieviel Platz bliebe ohne theatralische Schildereien gespart. . . .

Hans Schliepmann.

Theater.

Deutsches Theater: Einsame Menschen. Schauspiel in vier Aufzügen von Gerhart Hauptmann.

Tempora mutantur. Gerhart Hauptmann, dessen erstes Drama, am 20. Oktober 1889, in der Freien Bühne nur unter Kämpfen zu Ende gespielt werden konnte, um dessen Dichten ein wochenlanges leidenschaftliches Streiten anging, dessen vornehme und reine Persönlichkeit der Oeffentlichkeit als ein Zerrbild naturalistischer Ungebundenheit ausgemalt worden — Gerhart Hauptmann hat den warmen und einmütigen Beifall einer tiefergriffenen Hörerschaft empfangen, am 21. März 1891. In anderthalb Jahren von den heißen Brettern unserer Versuchsbühne auf das künstlerisch vornehmste Berliner Theater — die Zeiten ändern sich, schneller denn je, im Jahrhundert des Dampfes.

Die Zeiten ändern sich — und wir mit ihnen. Will man den Lobsprüchen der widerspenstig Bekehrten glauben, so hätten freilich nicht sie, sondern Hauptmann seinen Tag von Damaskus erlebt: darum lassen den „gereinigten" Naturalismus der „Einsamen Menschen" auch diejenigen gelten, welche vor den Verwegenheiten des „Sonnenaufgangs" erschrocken zurückschauderten. Am Rohmaterial der Dichtung klebend, jetzt wie damals, glauben sie eine Concession des Autors zu sehen, wo nur freie Anpassung waltet an den wechselnden Gehalt des Werkes: war Hauptmann das eine Mal, nach der Meinung jener Leute, genau so „unanständig", wie der Stoff es forderte, so legte er sich das andere Mal keinen Zwang auf, so „anständig" zu werden, wie nur die Sache es will; allein in der Form bleibt er der Nämliche, hier wie dort, und darum sind für uns, die wir den Naturalismus mehr im künstlerischen Ausdruck sehen, denn in der ungenirten Stoffwahl, die „Einsamen Menschen" so gut ein Werk der neuen Kunst, wie „Sonnenaufgang" und „Friedensfest". Nicht von Bühne und Couliſſe, sondern vom Leben, nicht von theatralischen Handwerksregeln, sondern von der Natur geht der Dichter aus, das ist das Gemeinsame seiner Schöpfungen, welches sie abhebt von allen auf unsern öffentlichen Bühnen erschienenen Werken moderner Deutscher; das ist ihr Bestes und ihr Tiefstes, ihr Gewolltes und Erreichtes, ihr Problematisches und ihr Neues.

Im zweiten Akt der „Einsamen Menschen", als man am Frühstückstisch über Garschin's „Künstler" streitet und Frau Vockerat die Kunstanschauung der Alten naiv ausspricht, wirft der Sohn ihr entgegen: „Denk doch mal an die Landwirtschaft, Muttel! Da muß der Boden auch aufgewühlt werden — alle Jahr, mit dem Pflug, wenn was Neues darauf wachsen soll." Gerhart Hauptmann, der selber in jungen Jahren hinter dem Pfluge gegangen ist, hat hier in einem schlagendem Bilde alles umfaßt, was zu einer Erneuerung der Kunst

[illegible] ... Programm und ... Theorie, scheint seine ... [illegible] ... endlich und endgiltig lösen ... [illegible] des Jahrhunderts begonnen, was Hebbel und Ludwig ... [illegible], scheint nun an seinem Ausgange, an der Schwelle ... [illegible] blühen und entfalten: das germanische Charakterdrama. ... [illegible] Nation kam solcher Entwicklung Hilfe und fruchtbarer ... [illegible] Schaffen löste den jungen Deutschen die Zunge.
... [illegible] Sinn kommen, hier Ibsen und Hauptmann gegeneinander ... [illegible] davon, daß mir alle poetische Platzvertheilung roh erscheint. ... Nummer 2, du aber bist der Primus omnium — ganz ... jeder Vergleich von selbst, zwischen dem auf der Lebens- ... [illegible] und dem jugendfrisch am Beginn Stehenden, der reiche ... [illegible] noch birgt. Und auch innerlich ist der Ausgangspunkt ... [illegible] und den deutschen Dichter: Ibsen ist in Theaterluft groß ... [illegible] in intimster Berührung mit der Bühne gelebt, und wie ... [illegible] hat von den Traditionen seiner Jugend, all seinem Denken ... [illegible] auf das Theatergerechte hin verblieben, von den „Kronprä- ... [illegible] Buchdramen weg bis zu „Hedda Gabler“ hin. Dagegen ist ... das Landkind und der ehemalige Bildhauer, von modernen Im- ... [illegible] der bildenden Kunst ausgegangen: nicht nur die Menschen, Ge- ... [illegible], will er plastisch bilden, auch die Atmosphäre um sie herum, ... [illegible] und des wechselnden Moments will er dramatisch fassen. ... „vor Sonnenaufgang“ schildert er, das Erwachen der Natur, ... [illegible] schwirrende Wespe; und wenn die Figuren selbst Ibsens noch zu- ... [illegible] Raume leben, so bringt Hauptmann das Um und Mit der ... [illegible] scheint mit Anna Mahr zu sprechen: „Ueber den Dingen liegt ... ist das Beste.“

... „Beste“ im Theater gilt? Ob Hauptmann's feiner Impressionismus ... [illegible]. Das Problematische in seiner Kunst, von dem ich sprach, liegt ... [illegible] Betrachtung scheint es bereits entschieden, daß dergleichen ... [illegible] wohl der Novelle ziemt, doch nicht der Tragödie. Von einem ... [illegible] spricht ebenso derb wie unzutreffend Herr Neumann-Hofer im „Ber- ... [illegible] kritischer Verstand, der sich das erste Mal in besagtem Wust ... [illegible] betroffen still vor seiner „belanglosen Fadheit“. Ich würde, ... [illegible] Urteilen, aber vielleicht den feiner geformten trauen, erinnerte ... [illegible], wie der gleiche Vorwurf auch Henrik Ibsen entgegenschallte, ... diese „Nora“ ist wohl ein Roman, aber niemals ein Drama, ... Spielhagen nach, so scharfsinnig wie elegant. Spielhagen, der ... Wirkungen aufklärt — heute lächelt man darüber; und so wird ... Hauptmann's inneres Drängen auf eine Erneuerung dramatischer ... [illegible] lernen — so schnell, wie es uns Modernen gemäß ist.

... nicht gewiß. Wenn andere die Wissenden sind — ich bescheide ... glauben; und ich versuche zunächst nur, was eine große, poetische ... von eben dieser Natur aus — wie es sich ziemt für den naturalistischen ... Mehrzahl der Fälle nicht das Publikum den Dichter bezwingt — ... [illegible], mein ich — sondern daß die Genießenden heraufgezogen ... der Schaffenden, das lehrt alle Kunstgeschichte; und die Frage ... „Grenzen“ des Dramatischen, die Hauptmann zu überschreiten ... [illegible], wie die einen versichern, oder ob ein kühner Eroberer sie ... [illegible] es hoffen. Der Versuch jedenfalls bringt künstlerische An- ... Einsicht — wenn wir ihm nämlich entgegentreten mit offenem ... [illegible] Gegenwärtige nicht hören will, wer auf das Gewesene pocht und das ... heute Wagenden vorhält — dessen Ohr freilich verschließt sich der ... Hauptmann, wie Ibsen, zu den Novellisten, den „Undramatikern“.

Das Problematische in der Theaterwirkung, so hatte die Probeaufführung der „Einsamen Menschen" auf der Freien Bühne gezeigt, steckt zumeist in den mittleren Akten: nach der glänzend plastischen, figurenreichen Exposition, nach der belebten Tischscene und dem ergreifend wahren Zwiegespräch der Gatten im zweiten Akt, Streit und Versöhnung und wiederum Entfremdung, schwankte der Eindruck im dritten und vierten Aufzug, trotz so viel poetisch starker, geistig vertiefter und real geschauter Scenen — um dann freilich im letzten Akt, in dieser Katastrophe von reiner tragischer Kraft, die ihren Schöpfer lobt als ersten Dramatiker, auf seine volle Höhe zu kommen. Von dieser Erfahrung ausgehend, hat die derbe Entschlossenheit der Theatermänner den Dichter bestimmt, in eine kühne Operation zu willigen: der ganze dritte Akt (so wie er den Lesern unserer Zeitschrift vorgelegen hat) ist gefallen, und als ein „Schauspiel in vier Akten" stellte sich Hauptmann's auch sonst eifrig verkürztes Drama den Hörern des Deutschen Theaters nun vor. Daß wir, die näheren Freunde der Dichtung, dem Walten dieses ungeheuren Blaustifts nicht grade mit Entzücken zuschauen, will nicht erst ausgesprochen sein; allein als Theaterbesucher haben wir zu bescheinigen, daß das Herausbrennen des Mittelactes den Eindruck des Ganzen dennoch nicht antastet, und daß somit jene aussetzenden Momente der Wirkung, welche ein heutiges Publikum vor der Analyse seelischer Vorgänge noch empfindet, in der Vorstellung des Deutschen Theaters auf ein Geringstes verkleinert wurden.

Für die Aufführung hat Herr Direktor L'Arronge als fein und stimmungsvoll inszenierender Regisseur, Frl. Lehmann und Herr Sommerstorff als Darsteller das Beste gethan. Frl. Lehmann, Hauptmann's Helene und Käthe, hat eine über alles Künstlerische hinausweisende, individuelle Naturwahrheit, die die Herzen elementar bezwingt; sie kann eintönig werden in ihren nur hingehauchten Klagen, sie kann der feineren Schattierung bewußten Gestaltens entbehren, aber wo die Kraft der meisten Schauspieler nachläßt, da setzt die ihre erst ein: in jenen Momenten stumm bewegten Affektes, wie sie grade Hauptmann's Gestalten zu eigen sind. Herr Sommerstorff hat mit seiner Partnerin die mangelnde Beherrschung des Technischen gemein, seine Bewegungen sind sparsam, er kennt keine Nuancen und virtuosen Einzelheiten; aber seine geistig vornehme Erscheinung, seine sympathische Art zu sprechen und sich zu geben, stehen dem gelehrten Johannes wohl an, wenn sie gleich den tiefen tragischen Grund der Gestalt nicht ausschöpfen. Von ihm wie von den andern Darstellern ist zu hoffen, daß sie im Laufe der Wiederholungen in ihre Aufgaben noch enger hineinwachsen, und daß so diese Aufführung auch für die Entwicklung eines modern beseelten Schauspielstiles fruchtbar wird.

Sei mir gestattet, mit einer persönlichen Bemerkung zu schließen. Gerhart Hauptmann's Schaffen gehört der öffentlichen Bühne nun an, und welche Bedeutung es für das lebendige Theater gewinnen wird, muß die Zeit lehren. Wir von der Freien Bühne, die wir sein erstes Werk auf die Bretter gestellt haben, und die in gewissem Sinne jetzt von ihm Abschied nehmen, müssen uns oft als die „Entdecker" Hauptmann's bezeichnen lassen, bald mit Spott und bald mit Anerkennung. Wir beanspruchen, meine Freunde und ich, weder Columbusruhm noch Hebammenlohn: wir haben nur unsere verdammte Pflicht und Schuldigkeit gethan, nichts weiter. Als eines Tages das Drama „Vor Sonnenaufgang" bei mir für die Freie Bühne einlief, habe ich es gelesen und zur Annahme empfohlen, wie selbstverständlich: denn wenn die Freie Bühne überhaupt einen Sinn haben sollte, so mußte sie dieses Stück zur Aufführung bringen, dieses vor allem. Selbst Herr Karl Frenzel, wenn er an meiner Stelle gewesen wäre, hätte nicht anders handeln können; oder er hätte die eigene Idee verneint. Nicht ein Verdienst war es also, das Stück zur Aufführung zu bringen, sondern es wäre ein Verbrechen gewesen, es nicht zur Aufführung zu bringen; und so verzichten wir denn hiermit feierlich auf jede ästhetische Bürgerkrone, vor der Gegenwart wie vor der Zukunft.

Otto Brahm.



[illegible] Kunst.

[illegible] am [illegible] Mittwoch eine öffentliche Vor[illegible] von Chamisso, der Erfolg war, wie zu [illegible] Lieder ist damit gleichsam eine neue Saite [illegible] Instrument. Man hatte es mit Rezitation [illegible] gelangen, aber seltsam genug, das Repertoir des [illegible] lag die Gefahr nah, bei einem neuen [illegible] halb oder dreiviertel oder ganz Problemstückchen, zu ge[illegible] zu ersprießlicher Vollendung des vorgesetzten edeln [illegible] von Abenden einem systematischen Durchnehmen [illegible] werden. Natürlich kann es sich auch da nur um die [illegible] Chamisso bestand über die Zulässigkeit keine Frage. Er ist [illegible] auch der moderne Arbeiter mit, und man wird ihn [illegible] weg. Aber dabei hat er doch nichts irgendwie Ge[illegible] und gemessen, ein gern gesehener Gast, der sich doch [illegible] zu sein doch mit einer gewissen ehrwürdigen Patina. Bei [illegible] dagegen wohl ein lebhafteres Branden und Wogen geben. [illegible] auf Heine, der dem Vernehmen nach für das nächste [illegible]

[illegible] Schlieben ersucht uns um Aufnahme folgender Berichtigung: [illegible] der Freien Bühne schreibt Herr Julius Hart in dem Aufsatz [illegible] der Freien Volksbühne?" „Zu unmöglichen Rezensenten rechne [illegible] einen unglückseligen K. v. S., der unter anderem einmal die [illegible] daß die Volksbühne „Kabale und Liebe" nur aufgeführt habe, [illegible] Arbeitern auslachen zu lassen." Ich habe nie, weder in [illegible], eine derartige Vermutung ausgesprochen und verwahre mich [illegible] nicht entsprechende Unterstellung Ihres Mitarbeiters." So [illegible] Wir haben uns nun der kleinen Mühe unterzogen, die betreffende [illegible] K. v. S.-Kritik aus dem Papierkorb herauszusuchen und stellen [illegible] eigenen Satz über „Kabale und Liebe" hiermit zur gefälligen [illegible] nicht im Wortlaut, aber im Sinn dem von unserm Mitar[illegible] Zeile 43—49 lautet: „Wenn der Vorstand der Freien Volks[illegible] Hoffnung getragen hat, daß gestern sich herausstellen würde, wie [illegible] Arbeiter für ihm fernliegende Verhältnisse und für dichterischen [illegible] vermöge, so hat er sich gründlich verrechnet".

[illegible] für Arbeiterkinder. Zu den merkwürdigen und jedenfalls in [illegible] Unternehmungen Bruno Wille's, der Freien Volksbühne [illegible], gesellt sich ein drittes von besonderem Reiz. Unter dem [illegible] alle sechs Wochen ein in sich abgeschlossenes Heft „zur Unter[illegible] Söhne und Töchter des arbeitenden Volkes" erscheinen, (Verlag [illegible]) zu dem billigsten Preise von 20 Pfg. Den Inhalt sollen [illegible] Gedichte, Sprüche u. s. w., Aufklärungen über die Natur [illegible], Chemie, Tier- und Pflanzenkunde, Herkunft und Bau des [illegible] Leben der Menschheit (Weltgeschichte, Persönlichkeit, Politik, [illegible] Wissenschaft, Kunst u. s. w.)" Diese Stoffe sollen „vom Stand[illegible] aus und im Sinne der modernen Arbeiterbewegung behandelt

[illegible] und Tritt, bei der Ankündigung sowohl wie bei dem vor[illegible] sich nicht an einen utopistischen Roman-Arbeiter, sondern

an den bestimmten Typus des modernen, sozialistisch denkenden und fühlenden Arbeiters wendet, der vor allem in der Großstadt uns plastisch vor Augen steht. Innerlich und aus edelster Ueberzeugung Mitstreiter desselben, vertritt Wille die sozialistische Gedankenwelt mit unnachsichtigster Consequenz auch in dieser Jugendgabe. Er will dem Vater oder der Mutter die Erziehungsarbeit erleichtern, inklusive der Tendenz, die jene ihrer Kinderleitung zweifellos zu Grunde legen würden. Wir geben die Thatsache, ohne darüber in Debatte zu treten. Erfreulich scheint uns das stets, wenn in einer Zeit so allgemeinen, hoffnungslosen Verfehlens zwischen Autor und Publikum wenigstens ein Redner sich klar darüber ist, zu welcher Gemeinde er sich wenden will. Ein nicht politischer Punkt aber, den wir nach genauer Kenntnißnahme unbedingt an dem Probehefte rühmend hervorheben müssen, ist die liebevolle, in ganz einziger Weise dem Begriffsvermögen des Kindes sich anschmiegende Vortragsart oder, wo nicht eine völlige Neuarbeit oder wenigstens gründliche Umformung älteren Stoffes stattfand, die feine am Schlusse beigefügte Nutzanwendung aus dem Gelesenen. Hier sehen wir den geschulten Psychologen in praktischer Thätigkeit, und es wäre nur allzu wünschenswert, daß solche Früchte der Wissenschaft, die eine ganz neue Pädogogik erhoffen lassen, in immer größerer Fülle vom Baume der modernen Erkenntniß fielen und daß sich kein Gärtner im Reiche des Gedankens zu hoch dünkte, sie fort und fort zu kultivieren. Den Kindern das Beste . . . die Phrase läutet von allen Thürmen — als hohle Phrase! Es giebt in Wahrheit nur ein Bestes für Kindererziehung: ganze Hingabe einer Persönlichkeit an das Werk. Durchgeistigt sie nicht jeden Buchstaben, so ist das Lehren ein Papageiengeplapper und das Lernen seelenmordende Auswendiglernerei. In den Wille'schen Heften scheint grade das Einheitliche, Alldurchdringende einer stark wollenden und hingebungsbereiten Individualität das Entscheidende zu werden.

W. B.

Der Verein Freie Bühne wird am Ostermontag zum ersten Mal eine öffentliche Vorstellung geben. Die einmüthig heitere Aufnahme, die Anzengruber's Bauernposse „Doppelselbstmord" gefunden, hat zu einer Wiederholung angeregt, für welche Herr Director L'Arronge das Deutsche Theater freundlichst zur Verfügung stellte; die Aufführung findet am 30. März, Mittags 12 Uhr statt, in der gleichen Besetzung wie bei der ersten Vorstellung. Die Censur hat das Werk anstandlos passirt.



Küsse.

Von

Rosenkrantz Johnsen.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von M. v. Borch.

(4. Fortsetzung.)

Im Verlauf der nächsten Woche herrschte ein feierlicher, strammer Ton zwischen Fräulein Helland und ihm, und ihr Gespräch drehte sich um die flachsten, gleichgültigsten Dinge. Er war des Abends ein paar Mal bei Sachwalter Ellingsens mit ihr zusammen gewesen, aber er erbot sich nicht einmal sie nach Hause zu bringen — worüber sie sich nicht wenig ärgerte. Was ihn jedoch nicht weniger ärgerte, war, daß er den Kolibri nie anders als mit Fräulein Helland treffen konnte. Wenn es nur einigermaßen natürlich war, einen Spaziergang zu machen, waren die Beiden zusammen. Und Sommerfeldt glaubte, daß Fräulein Helland ihm absichtlich zuvorgekommen sei, denn er hatte geplant, sich wieder auf den Kolibri zu stürzen, um jene zu ärgern. So gingen sie denn umher und spielten Komödie und langweilten sich Beide tüchtig. Und als Sommerfeldt an einem düsteren Regenabend zu dem Resultat kam, daß es jetzt genug der Spiegelfechterei sein könne, steckte er in aller Ruhe eine Flasche Chambertin in seine Regenmanteltasche und sagte seiner Mutter, daß er zu Castberg wolle — er sei so nervös, daß er wieder die ganze Nacht wach liegen würde, wenn er jetzt keinen Spaziergang machte. Er hätte schon mehrere Nächte schlaflos zugebracht.

„Ja, geh mein Junge," sagte die alte Dame und streichelte ihn liebevoll. „Und grüß auch Castberg von mir."

Richtig, bei Fräulein Helland war Licht. Vermutlich saß sie und las. Wenn nur Niemand bei ihr war. Er mußte es wagen. Im schlimmsten Falle mußte er eine Geschichte ersinnen — ein Buch leihen oder dergleichen. Es war ja nicht viel über neun. Er sah sich vorsichtig um; aber auf der Straße war fast kein Mensch zu sehen oder zu hören — nichts als sausender Wind und Regen und Tropfen und Getöse in den Dachrinnen. Die Thür war nicht zugeschlossen. Nun, das war ja gut. Wenn sie wirklich Angst vor Besuch gehabt hätte, wäre sie wol nicht offen, dachte er. Vorsichtig auf den Fußspitzen ging er die Treppen hinauf. Oben im Korridor blieb er ein paar Minuten stehen und horchte; aber er vernahm keine Stimmen — sie war also wol allein. Er klopfte und trat ein. Sie erschrak ein wenig, lächelte aber freundlich und reichte ihm herzlich die Hand, die er galant-ehrfurchtsvoll küßte, indem er um Entschuldigung bat, weil er sich erdreistet hatte zu kommen. Aber er hätte so große Sehnsucht nach ihr gehabt, daß er heute Abend zu ihr gemußt.



„Gut, aber Sie müssen mir versprechen, ein braver Junge zu sein! Setzen Sie sich dort in's Zimmer; hier beim Lampenlicht kann man Sie von der Straße aus sehen."

Er legte den Regenrock ab, stellte die Chambertinflasche auf den Tisch und bat sie, die schönsten Gläser herbeizuholen, die das Haus aufzuweisen hätte. Sie holte ein paar flache, klingende Champagnerkelche und brachte zugleich ein Packet Cigarretten. Er schenkte ein und stieß mit ihr an; dann zündeten sie Jeder eine Cigarrette an und setzten sich.

„Nun, Monsieur Chambertin de la cigarette," sagte sie schelmisch — „jetzt fehlt uns nur noch Chopin zu unserer Gemütlichkeit. Soll ich Ihnen Ihren Walzer vorspielen?"

„Nein, um Gottes Willen nicht. Er macht mich so niederträchtig sentimental. Und außerdem erinnert er mich an Die, Sie wissen ja. Lassen Sie uns was anderes hören — ein wenig Offenbach zum Beispiel. Oder die Tarantella, mit der Sie damals Abends nicht fertig wurden."

„Diese?"

„Ja. Und nun wollen wir uns wirklich mal amüsieren."

„Sie dürfen aber nicht vergessen, ein braver Junge zu sein, Sommerfeldt!"

„Ich verspreche und schwöre es. Und ich wiederhole, daß ich nichts begehen werde, was Sie nicht mit Wissen, Willen, Zustimmung und offenen Augen mitthun. Sind Sie jetzt zufrieden?"

Sie erklärte sich einverstanden und fing an zu spielen — ein strahlendlustiges Potpourri von Tarantella's, Strauß'schen Walzern, Offenbach'schen Cancans und norwegischen Tänzen. In der Ecke vom Sofa, im Halbschein der Lampe, die im anderen Zimmer hing, saß Sommerfeld und genoß seinen Wein zur Musik. Er war in der besten Laune, nippte fleißig und dampfte seine Cigarrette, während er die munteren Tanzweisen summend und kopfwiegend begleitete. Als sie mit dem Spiel zu Ende, setzte sie sich auch auf's Sofa. Er schenkte ihr ein, stieß mit ihr an und dankte für die Musik. Jetzt sei ihm unendlich wol, erklärte er, und er sei zu einem gemütlichen Geplauder aufgelegt. Aber Fräulein Helland meinte, er müßte jetzt bald gehen. Er dürfe nicht so lange bleiben wie die andern Abende. Er solle nicht vergessen, was er versprochen.

Sommerfeldt erklärte, daß vom Gehen vorläufig gar nicht die Rede sein könne.

Aber um sie nicht zu ängstigen, ging er im Zimmer auf und ab, plauderte von seinen Reisen und dergleichen bis er merkte, daß sie sich ganz sicher fühlte; und dann setzte er sich — so ganz gleichgültig — neben sie und plauderte weiter — ohne sie anzusehen oder zu berühren. Sie empfand die größte Lust, den Platz zu wechseln, denn sie fürchtete, daß er wieder anfangen werde. Aber sie blieb doch sitzen. Sie war zu schlau um zu zeigen, daß sie ihn fürchtete. . . . Und dann flüsterte er: „nur einen, ach ja, nur einen einzigen!" Und er bekam, um was er bettelte. Und dann war es geschehen. Sie wollte ihn schelten, aber da packte er sie ohne weiteres und küßte sie stürmisch, und sie mußte lachen und sich in minutenlanger Umarmung von ihm an's Herz drücken lassen. Sie nahm es jedoch so leicht, daß sie ihn scherzend schalt, weil er nicht rasiert war — das sei doch das wenigste, was er thun konnte, wenn er die Absicht hatte, ihrem Gesicht so nahe zu kommen!

In der Umarmung hatte sich ihr Haar gelöst und fiel nun in langen, blonden Wellen auf ihre schwarze Sammettaille herab. Sie wollte es wieder aufstecken, aber Sommerfeldt protestierte energisch und schwor, daß sie noch nie so schön aus-

gesehen. „Warten Sie mal,“ sagte er aufgeräumt. Er schob sie in die andere Sofaecke, wohin der Lampenschein aus dem anstoßenden Zimmer fiel, ordnete die Haarlocken so, daß sie auf die Schultern herabfielen, legte ihre Hände in den Schooß und richtete ihren Kopf so, daß er bequem in der dunklen Sofaecke ruhte. Dann trat er einige Schritte zurück, um sie aus der Ferne zu betrachten und versicherte, es sei der schönste Anblick, den er im Leben gehabt. Das Haar und die Augen — die um die Wette mit der Brustnadel am Halsausschnitt funkelten — und die zartgeröteten Wangen! „Welch ein Bild!“ rief er halb lachend, halb mit leidenschaftlichem Pathos, und stürzte sich auf sie und küßte sie auf Mund, Stirn, Augen, Hals, Nacken und Hände bis er wieder an den Mund zurückkam und einen schallenden Kuß darauf drückte. Sie lachte laut auf — der letzte Kuß sei so komisch gewesen, fand sie. „Ja, das Ausrufungszeichen,“ entgegnete er lachend und stand auf, um sich an einem Glase Wein zu erquicken.

Ob es nicht am besten sei, die Lampe auszulöschen? Es war gegen zwölf, und es würde Verdacht erregen, wenn Jemand vorüberkam und Licht sah. Fräulein Helland ging hinein und löschte sie aus. Und dann fing sie wieder an, er möchte doch jetzt gehen. Aber auf dem Ohr war er taub. Sie müsse doch zugeben, daß er heute Abend brav und artig gewesen. Und dann habe er eben noch Stimmen auf der Straße gehört, so daß es sicherer sei, wenn er noch wartete. Es wäre ja fürchterlich für sie, wenn irgend Jemand ihn jetzt herauskommen sähe. — Es war ganz dunkel geworden. Kaum, daß sie noch etwas durch die Fensterscheiben sehen konnten. Festumschlungen setzten sie sich in die Sofaecke, rauchten Cigaretten und plauderten. Dazwischen waren lange Pausen; aber sie saßen so ruhig und weich und warm und fühlten sich so innig wol, daß das Schweigen nur wolthuend wirkte. Dann und wann schnäbelten sie ein wenig, fast mechanisch, wie aus Gewohnheit, alltäglich, mit Hausmannswärme, wie ein altes Ehepaar — dann aber wieder in glühender, vergehender Leidenschaft. Sie erzählte von ihrer Schulzeit und ihren Backfischlieben — von den pikanten Romanen, die sie mit ihren Freundinnen heimlich gelesen, als sie im „Institut für junge Damen“ gewesen; von ihrem Vater und ihrer bornierten Stiefmutter, die ihr das Leben im Hause unmöglich machte — von ihren Wünschen und Zukunftsplänen. Sie hatte keine Lust, kein Verlangen nach einer Heirat, versicherte sie — mit verdächtigem Eifer — ach nein, er möge sagen, was er wolle und könne gern über sie lachen; — aber sie hege wirklich kein Verlangen danach. Wenn es galt, sei sie fast von Allen unabhängig, und Sachwalter Ellingsen habe ihr für den Herbst eine Stelle auf seinem Büreau in Aussicht gestellt, und so würde sie schon durchkommen! Sommerfeldt folgte ihr mit großem Interesse, begann aber sofort von etwas Anderem zu sprechen, als sie auf Heirat und Zukunftsaussichten kam. In diesem Kapitel hatte er gelinde Gewissensbisse ihr gegenüber, und ging deshalb nicht gern darauf ein. Er hatte ja keine anderen Absichten in Bezug auf sie als Zeitvertreib, ein bischen Sommerleben, wie er es nannte. Und wenn sie nichts dagegen hatte, — so . . . .

Er erzählte von seinem Leben mit den Kameraden, von seinen Abenteuern und lüftete den Schleier von Mysterien und Verhältnissen, von denen er wußte, daß sie eine junge Dame interessieren würden. Es war ja auch ganz interessant zu versuchen, was sie an Geständnissen und Rauchzimmeranekdoten vertrug — wenn es dunkel war. Ab und zu wehrte sie auch ab und versuchte seinem kühnen Geschwätz Einhalt zu thun; aber entweder nahm er garnicht Notiz von ihrem: „nein, jetzt werden Sie zu derbe, vergessen Sie nicht, daß Sie ein junges Mädchen vor sich haben“; oder er hielt ganz inne mit dem Erzählen, bis sie ihn bat, fortzufahren, und ihn dabei küßte und streichelte . . . . Und die Zeit verging und die Flasche

wurde leer, und der Tag begann zu grauen. Das Dunkel der Nacht lichtete sich mehr und mehr, immer deutlicher und schärfer wurden die Umrisse der Topfgewächse auf den Fensterbrettern, einige Stühle und eine Etagère wurden sichtbar und vom geöffneten Klavier her schimmerten die weißen Tasten — wie Zähne in einem großen Mund, der dem Liebespaar ein ironisches „Gutenmorgen" entgegengrinste. Es war zwei Uhr. Sie küßten sich zärtlich und drückten sich die Hände zum Gutenachtgruß. Als sie aber unten im Entrée angekommen waren, mußten sie sich hastig zurückziehen und noch ein paar Minuten vorsichtig hinter der Thür warten, bis die Schritte des vorübergehenden Nachtwächters oben in der Straße verhallt waren.

Dann schritt er aus und eilte am ganzen Körper vor Erschlaffung und Nervosität bebend von dannen. Er hatte die Empfindung, als ob Jemand hinter ihm her sei und ihn beim Genick packen wolle. Zu Hause im Garten fuhr er schaudernd und geängstigt zusammen beim Rascheln der Hopfenblätter in der regenkalten Morgenbrise. Bevor er in's Haus trat, zog er die Stiefel aus und schlich hinauf, wo Bob ihn schweifwedelnd und wolgefällig gähnend begrüßte.

Nach diesem Abend wurde ihr Verkehr mehr kameradschaftlich . . . . Eines Tages beim Spaziergang sagte er ihr unverholen, sie müsse sich entschließen . . . . Wenn sie keinen Mut habe, so wollten sie lieber gar nicht mehr zusammenkommen und den status quo aufrecht erhalten. Anfangs war sie stumm vor Staunen über die kühne Ruhe, mit der er seinen Vorschlag machte; aber dann erholte sie sich von der Ueberraschung und entgegnete mit zornsprühenden Augen, ihretwegen könnten sie sich gern trennen! Sie habe ohnehin schon Ernst machen wollen. An demselben Tage, wo Kristiansens nach Hause kämen, würde sie auf einige Zeit nach Hardanger reisen. — „Dann besuche ich Dich, Margrethe," entgegnete Sommerfeldt mit unerschütterlicher Ruhe. — —

Der folgende Tag war ein Sonntag. Sommerfeldt erwachte in ungewöhnlich guter Laune und mit so beruhigten Nerven, daß er Lust empfand, das Leben auf bestmögliche Weise zu genießen. Beim Frühstück kam ihm die Idee, zu Fräulein Helland zu gehen und ihr eine Morgenbootfart vorzuschlagen, dazu konnte sie wol nicht Nein sagen, wenn sie nicht als die Unterlegene erscheinen wollte. Er ließ ein Boot bestellen und schlenderte dann in die Stadt zu Frl Helland. Er sah und fühlte, wie die Nachbaren ihm nachsahen, und er hatte auch eine ziemlich lebhafte Ahnung von den Bemerkungen, die sie an seinen Besuch bei der alleinstehenden Dame knüpften, aber an diese Aufmerksamkeit war er schon so gewöhnt, daß er sich garnicht darum kümmerte; und außerdem war es ihm ganz lieb, wenn man von ihm als von einem ruhigen, selbstbewußten Burschen sprach, der gewiß seine „kleinen Geschichten" hatte.

Fräulein Helland stand zum Ausgehen bereit, als er mit einem fröhlichen Gutenmorgen in's Zimmer trat. Sie wandte sich vom Spiegel zu ihm und erwiderte seinen Gruß mit einer ernsten, feierlichen Verneigung. Er that, als ob er dies garnicht bemerke und brachte seinen Vorschlag in leichtem, kameradschaftlichem Ton vor, indem er sich ohne weitere Ceremonie in einen Lehnstuhl warf. Sie lehnte dankend ab; sie wolle nämlich in die Kirche gehen.

Das sagte sie ohne aufzublicken und machte sich dabei mit ihren Handschuhknöpfen zu schaffen. — „In die Kirche . . . . Sie!" rief Sommerfeldt mit unverstellter Ueberraschung. Plötzlich fiel ihm ein, daß Castberg gesagt, sie sei rechtgläubig evangelisch-lutherisch; aber daß sie an so etwas, wie an's Kirchengehen denken könnte, war ihm doch noch nie eingefallen. Was wollte sie dort? Ver-

gebung dafür erflehen, daß sie ihn geküßt hatte? Oder vielleicht den Schiffer=madams ihre neue Toilette zeigen? Ihn faßte ein gewaltsames Verlangen, eine Menge höhnender Fragen an sie zu richten; aber er drängte sie zurück und sagte nur mit verbissener Verachtung im Abgehen: „Weiber!“

Sie bedachte sich einen Augenblick — ganz verwirrt vor Zorn, Enttäuschung, Demütigung und Verlangen — dann griff sie nach dem Gesangbuch, das auf dem Tische lag und schleuderte es zu Boden, stürzte an die Thür, riß sie auf und rief „Sommerfeldt! Pér!“ gedämpft, flüsternd beinahe, aber mit durchdringender Kraft. Mit einem Satz war er wieder bei ihr, sie riß ihn fast in's Zimmer, verriegelte die Thür, riß Hut und Handschuhe und Jacke herunter, so daß die Knöpfe ab=sprangen und durch's Zimmer rollten, flog ihm um den Hals und bat um Ver=zeihung uud küßte ihn mit einer Wildheit, die ihm Ruhe und Kälte raubte.

Kristiansen's kamen zurück, und am Abend desselben Tages reiste Frl. Helland nach Hardanger. Sommerfeldt hatte sich bei Kristiansen's zu Gast geladen und speiste dort zu Abend, denn er wolle das Fräulein an Bord begleiten, sagte er der Frau. Sie seien im Laufe des Sommers so gute Freunde geworden, es wären ja fast gar keine anderen Bekannten in der Stadt geblieben, und daher seien sie so viel zusammen gewesen.

Und kurz vor der Abreise, als sie in einem spärlich erleuchteten Zimmer stand und mit einem Koffer beschäftigt war, ging er zu ihr hinein, unter dem Vorwand ihr helfen zu wollen. „Bekomme ich einen einzigen Abschiedskuß“? flüsterte er und beugte sich zu ihr herab. „Hundert, wenn Sie wollen,“ flüsterte sie zurück und bot ihm den Mund. Aber es war nur eine leise Berührung der Lippen, damit es Niemand hören sollte. Dann ging er wieder zu den Andern und sagte, er sei dem Fräulein nur im Wege. Sie habe so viel Dinge einzupacken, die er nicht sehen dürfe.

Sommerfeldt langweilte sich ganz entsetzlich, als sie fort war, wochenlang hatte sie all seine Gedanken beschäftigt, und ihre Liebe hatte bewirkt, daß die Zeit für ihn in einem steten Rausch von Glück und aufregender Erwartung dahin flog. Die Stadt dünkte ihn mit einem Mal so leer, obgleich sie in Wirklichkeit wieder anfing, sich mit den heimkehrenden Sommerfrischlern zu füllen. Jetzt hatte er auch nicht einmal Kolibri zum Zeitvertreib, sie war nach Hause gereist, und Castberg machte eine Fußtour in Jotunheim. Während der ersten Tage versuchte er es mit dem Lesen und Schreiben; aber das weiße Papier und die Schreibutensilien wurden ihm so zuwider, daß ihr bloßer Anblick ihn schon zur Thür hinausjagte. Dann fiel ihm ein, auf die Jagd zu gehen, er machte lange Touren über die Haide=strecken, um Brachvögel und Wildenten zu schießen. Aber die Jagdausflüge waren nur Proformageschichten. Meistens lag er an irgend einem sonnbeschienenen, mit Haidekraut bewachsenen Abhang auf dem Rücken, die Hände unter dem Kopf gefaltet, die Hut=krempe bis auf die Nase gerückt, und dachte an sie und ihre frischen Lippen, bis ihn eine wahnsinnige Sehnsucht packte, sie in die Arme zu schließen und sie zu küssen und einzuwiegen . . . Es war nicht auszuhalten. Weshalb in aller Welt hatte er sich ihr gegenüber so tölpelhaft benommen? Zum Teufel mit allen Rück=sichten. Ueber Bord mit dem Ballast der Vernunft — der nur jede Freude und jeden Genuß erstickte. Zu ihr reisen und sie wie ein Wahnsinniger küssen — das wollte er. Ja, wenn auch nur eine Minute, er mußte aber noch einmal mit ihr allein sein. Er wollte es noch einmal versuchen, sie im Sturm nehmen! Denn so

mußte man die Weiber nehmen, so wollten sie genommen sein, und nicht durch Ueberredung und intellektuelle Spitzfindigkeiten. Durch Raisonnement ließen sie sich nicht zur Liebe zwingen, dazu waren sie zu klug. Die ersten Küsse von ihr hatte er doch auch nicht durch Raisonnement erlangt, die kamen von selbst . . . Zum Teufel, wie blödsinnig hatte er sich benommen, — dümmer als ein achtjähriger Junge . . . Er schrieb ihr einen langen Brief von seiner Trauer und seiner Sehnsucht und bat sie wieder um ein paar freundliche Worte — aber bald, mit umgehender Post, denn ihn verlangte krankhaft nach Nachricht von ihr. Drei Tage darauf bekam er einen Brief in den liebevollsten, zärtlichsten Ausdrücken. Es ging ihr herrlich, aber sie sehnte sich nach ihm und freute sich auf's Wiedersehen. Er solle doch nicht abreisen bevor sie zurückkäme. Sie hatte furchtbar viel über ihr — gelinde gesagt — eigentümliches Verhältnis nachgedacht, und heftige Anfälle von Gewissensbissen quälten sie wieder. Kürzlich hatte sie an eine gute und sehr vernünftige und strenge Freundin geschrieben und sie nach ihrer Meinung über ein junges Mädchen gefragt, das heimlich einen jungen Mann küßte, mit dem sie nicht verlobt sei. Jetzt warte sie gespannt auf Antwort . . . Unter allen Umständen bliebe es eine reizende Sommererinnerung . . . und jetzt, wo sie getrennt, denke sie jede Stunde des Tags an ihn . . . Und Abends spielte sie sein Lieblingsstück auf dem Klavier des Hotels und bildete sich ein, daß er von hinten herangeschlichen käme und sich über sie beugte und sie küßte, während sie die Augen schloß und weiter spielte . . „Jetzt ist es später Abend, schloß sie. Ich sitze auf meinem Zimmer und Niemand stört meinen Abendfrieden; das sage ich aber ohne Bezug — nein, so was auch nur zu denken! Gute Nacht! . . Gehen Sie jetzt gleich an den Ofen, werfen Sie dies Papier zerknittert hinein, reiben Sie ein Zündholz an, stecken Sie es in Brand, und dann noch einen Kuß von Ihrer M. H. — — P. S. Das fünfte Wort von unten schreibe ich natürlich nur, damit Sie gezwungen, sind es zu verbrennen — —"

„So — jetzt reise ich", murmelte Sommerfeldt; „heute Abend noch". Seiner Mutter sagte er, er müsse nach Bergen, um zu sehen, ob sich etwas über die dort eröffnete Kunstausstellung schreiben lasse. Es sei lange her, seitdem er etwas gethan, jetzt müsse er sich zusammen nehmen und Geld verdienen. Frau Sommerfeldt stralte einfach vor Glück, weil er wieder anfangen wollte zu arbeiten; sie war so traurig über seine lange Unthätigkeit gewesen. Sie wisse ja, meinte Sie, daß ihr Junge sich nicht auf die faule Seite lege, wenn er nur gesund sei. Am Nachmittag packte er seinen Koffer, und um Mitternacht gingen er und Bob an Bord des Dampfschiffs nach Bergen. Aber an einer der kleinen Haltestellen stieg er ab und ging mit einem andern Dampfschiff hinüber nach dem Hardangerfjord.

Das Mittagessen an Bord ist vorüber, und auf Deck reichen die Aufwärter den Kaffee umher. Die Passagiere placieren sich einzeln oder in Gruppen, wo sie können, auf Bänken, auf dem skylight, auf Feldstühlen und Kisten inmitten eines Wirrwarrs von Koffern, Reisetaschen, Ranzen, Bergstöcken, Plaidriemen und rotgebundenen Bädekern.

Der Fjord erglänzt, und der Himmel ist klar. Es leuchtet vom Himmel, von den Gletschern, von den sauberen, kleinen Häusern und vom glitzernden Wasser und von den abschüssigen Felswänden her; es duftet nach Laub und Heu von den Wiesen und Halden; es braust und donnert und brummt von den Wasserfällen, und Hunderte von Kaskaden plätschern und klingen. In aller Länder Sprachen vernimmt man laute Ausrufe über die Pracht des Fjords, fleißig werden die Fern-

werden um Rat gefragt, Kapitän und Steuermann
Ausländern geplagt, und Skizzenmappen und Notizbücher
Anmerkungen und mystischen Zeichen angefüllt.
schütte, wo Bob festgebunden ist, steht Sommerfeldt und sieht
wo er bald an Land gehen wird. Jetzt sind wir bald da,
krault ihn hinter den Ohren und streichelt ihm den Kopf.
auf den Wiesen umherspringen und allen kleinen Vögeln
der Dame plaudern, die ihm immer die vielen köstlichen
Ja, ja! —
er wieder nach dem Hinterdeck und sucht seine Sachen zu=
den Restaurateur. Und als er ein paar Reisebekannten flüchtig
nach vorn kommt, um Bob zu holen, legt das Dampfschiff auch
der Brücke an.

späht nach Frl. Helland; aber unter den vielen sommerlich ge=
die Reisenden und den Dampfschiffverkehr beobachteten, ist sie
Hotelbiener nimmt ihm die Sachen ab, giebt aber die Aus=
hauptgebäude alles besetzt ist, weshalb er nur ein Zimmer in einer
Wegs entfernten Dependance bekommen kann.

Sommerfeldt sein Logis besichtigt, schlenderte er nach dem Hotel
Frl. Helland aufzusuchen. Er war unruhig und gespannt darauf, wie
pfangen werde, und er hatte sogar ein wenig Herzklopfen. — — — —

Helland blieb plötzlich stehen, als sie über den Hügel hinter dem Hotel
war das nicht Bob's Kopf und Schwanzspitze, die sie dort aus dem
gucken sah? Ja wahrhaftig — das war er! Und da kam ja auch
selbst um die Hotelecke. Nein, Du barmherziger Gott, was sollte sie
Sie blieb ratlos stehen, bis er zu ihr trat und sie begrüßte. Bob
und nieste und prustete in der Freude des Wiedersehens.

erfeldt sagte in aller Eile eine Rede her, die er sich unterwegs ausge=
er nach Bergen zur Herbstausstellung wolle — „auf Ansuchen der
er für sein Blatt darüber schreiben" — — und da sei die un=
Lust über ihn gekommen, hier einzukehren und sie zu besuchen. Am
würde er wieder abreisen — fügte er beruhigend hinzu.

auch ein wahres Glück, bemerkte sie lächelnd. Und dann schlug sie
unteren Veranda des Hotels Platz zu nehmen, sie habe noch keinen
sagte sie, und hoffe, daß Herr Doktor ihr die Ehre erweisen und
ihr trinken werde; dort könnten sie plaudern und zugleich die Aus=
Fjord genießen.

ere Cigaretten?" sagte Sommerfeldt.

ich nicht, Monsieur Chambertin de la Cigarette. Hier darf ich
wenigstens nicht so lange es hell ist."

Sie ja bis heute Abend warten, und dann wollen wir auch —
was ich mitgebracht habe?

er schwur innerlich, daß das nur Koketterie und Affektation sei
daß er Chambertin meine, und nun bestrafte er sie, indem er
ging.

beim Kaffe. Niemand störte sie, da die Mehrzahl der Gäste
über zu Land machten. Sie fragte fleißig nach den Verhält=
ders lag ihr daran zu erfahren, ob man über sie geklatscht
, was er in dieser Beziehung zu erzählen wußte, war, daß
geneckt und behauptet hatten, daß er vor Sehnsucht ganz

mager geworden sei. Und es sei vielleicht was wahres dran, meinte er. Aber dazu sagte sie nur: Warten Sie! — solchen Unsinn liebe sie nicht, und er möge sie gefälligst als Erwachsenen behandeln!

Nach dem Kaffe gingen sie auf ihre Zimmer um Toilette zu machen, und dann trafen sie sich zu einem Spaziergang über die Berghalde. Ganz oben auf einem Hügel, der schräge anlief, bis er in einen schneebedeckten Felsrücken, zwei oder dreitausend Fuß über dem Fjord auslief, blieben sie stehen. Sie fanden eine warme Stelle hinter einer Heuraufe auf der das starkduftende Heu der Grummet hing, die kürzlich gemäht war. Rund umher lagen kleine weißgetünchte Bauernhäuser zwischen reifenden Kornfeldern und viereckigen abgemähten Wiesenflächen. Der Wald lag braun und trocken in einem bläulichen Nebel. Zwischen den Stämmen und unter den Zweigen summten Mücken und Fliegen und Wespen, und fleißige Ameisen krochen zu Tausenden zwischen den Haufen hin und her. Und unten lag der Fjord unbewegt mit güldenen, dicken Sonnenlichtern auf der klaren, weinblauen Tiefe. Mitten drüber glitt eine englische Dampfjacht mit schimmerndem, blankem Rumpf, weißgemaltem Schornstein und schwanken, hohen, schlanken Masten fort; ein Boot mit hellgekleideten Damen und Herren steuerte dem Hotel zu. Sie lachten und sangen, daß es weit über die Halden klang. Frl. Helland saß gegen die Heuraufe gelehnt, neben ihr lag Sommerfeldt so lang wie er war, den Kopf auf die rechte Hand gestützt. Auf der andern Seite saß Bob, er stöhnte und gähnte, und die Zunge hing ihm aus dem Halse; dann und wann schnappte er nach einer Fliege, die seiner Schnauze zu nahe kam, oder er senkte den Kopf und folgte mit den Augen einem schillernden Insekt, das über den Erdboden kroch. Sonst litt er aber nur unter der Hitze und faullenzte und zwinkerte mit den Augen.

Das Boot da unten kam näher. Frl. Helland vermutete, daß es eine Gesellschaft sei, die früh am Morgen vom Hotel ausgefahren war, um einen Teil des Folgefonden zu besehen. Es waren ein paar Bergenserinnen, eine junge Sängerin, ein dänischer Dichter, ein Musiker und ein Maler, die alle seit einiger Zeit im Hotel wohnten und ein furchtbar lustiges Leben führten. Der Musiker und der Maler waren Norweger. Sommerfeldt kannte die Künstler alle dem Namen nach, er hatte sogar in den Zeitungen über sie geschrieben; aber er erklärte, daß er nicht wünsche, ihre Bekanntschaft zu machen. Er wolle Ruhe haben — „und allein mit Ihnen sein die paar Stunden, die ich hier bin," sagte er leise und innig indem er ihre Hand nahm und sie liebkoste. Dazu sagte sie nichts, zog nur einen Heuhalm aus der Raufe und kaute darauf und sah geistesabwesend vor sich hin. „Lassen Sie uns jetzt hinunter gehen", sagte sie bald darauf. Sie standen auf und gingen langsam nach dem Hotel. Als sie wieder auf den Hauptweg gelangt, bat, er, ihn für kurze Zeit entschuldigen zu wollen. Er müsse ein wenig ausruhen, denn die Unruhe am Bord habe ihn so müde gemacht. „Wir sehen uns später am Abend wieder" — fügte er hinzu. — Sie nickten sich zu und trennten sich.

(Fortsetzung folgt.)



Verantwortlich für die Redaction Wilhelm Bölsche, Friedrichshagen. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler. Druck: A. Seydel & Cie. Beide in Berlin.



Gemüts-Individualismus.

Eine kritische Studie zu einer Zeitfrage
von **Bruno Wille.**

Etwas Rätselhaftes liegt für mich in dem Widerstreite der Meinungen. Da haben wir Menschen, deren Köpfe in gleicher Weise organisiert sind, da haben wir gleiche Denkgesetze! Und gleiche Ursachen haben gleiche Wirkungen! Dennoch urteilen diese Menschen verschieden. Folglich liegt in den Ursachen ihrer Meinungen eine Differenz. Worin besteht nun diese Differenz? Das ist das Problem.

Freilich, wenn wir das Gebiet der Politik betrachten, so ist das Problem nicht schwer zu lösen. Die verschiedenen Parteien pflegen deswegen verschieden über denselben Gegenstand zu denken, weil sie verschiedene materielle Interessen vertreten, und weil eben der Vorteil der einen Interessentengruppe nicht zusammenfällt mit dem Vorteil der anderen Interessentengruppe.

Aber nicht alle Parteiungen sind durch die Differenzierung des Vorteils hervorgebracht. Beispielsweise die künstlerischen Parteiungen „Hellenismus", „Romantik", „Idealismus" und „Naturalismus" lassen sich nicht klipp und klar auf verschiedene materielle Interessenströmungen zurückführen. Dasselbe gilt von den moralischen Kontroversen, von der Ethik Schopenhauers und Nietzsches, von Tolstois „Kreutzersonate" und ihrem Gegnertum. Auch verhehle ich mir nicht, daß in allen politischen Parteien eine Portion reiner Ideologie steckt, die schwerlich nur vom Vorteil erzeugt worden ist.

Es ist mir allerdings zur Genüge bekannt, daß eine Geschichtsauffassung, welche sich stolz „sozialistische Wissenschaft" nennt, einfach alle geistigen Strömungen eines Zeitalters auf verschiedene materielle Interessen zurückführen will. Aber das Können entspricht nicht dem Wollen bei den Epigonen von Marx und Engels, deren fanatischen Anhängern des Dogmas von der allmächtigen und allein seligmachenden Volkswirtschaft. Die Konsequenz dieser einseitigen „materialistischen Geschichtsauffassung" besteht ganz wesentlich in einer Geringschätzung des kulturellen Wertes von Kunst und Wissenschaft, in einer Erhebung der volkswirtschaftlichen und politischen Bildung über jede andere Bildung, in der Meinung, daß mit Erfüllung des volkswirtschaftlichen Ideals auch alle geistigen sozialen Probleme eine leichte Lösung finden; kurz, die Konsequenz dieser Art von Sozialismus ist sozialpolitische Versimpelung.

Nein, die verschiedenen philosophischen, ethischen, politischen, nationalökonomischen

und künstlerischen Meinungen sind, trotz mancher Abhängigkeit von den materiellen Interessen, doch nicht lediglich deren Schatten, sondern auch Wirkungen anderer Faktoren.

Es leuchtet ja auch a priori ein, daß ebensowohl wie die materiellen Interessen im Stande sind, Meinungen hervorzurufen oder zu begünstigen, auch sonstige Interessen, sofern sie nur stark genug sind, dies vermögen. Interessen der letzteren Art, d. h. Neigungen und Abneigungen, welche nicht im Bewußtsein des „Vorteils" oder „Nachteils" wurzeln, gibt es aber in jedem Menschen eine ganze Fülle. Und so ist es begreiflich, daß die Meinungen über Gegenstände, an denen das Gemütsleben ein bestimmtes Interesse hat, eben von diesem Gemütsinteresse attractiv oder repulsiv beeinflußt werden können.

Das eröffnet ja nun freilich für den Wahrheitsfanatiker eine peinliche Perspektive. Und das Bewußtsein, daß möglicherweise gerade unsere liebsten Überzeugungen wesentlich dem Gemüte zu Liebe konstruirt worden sind, ist geeignet, den Skepticismus bezüglich unserer „Logik" zum Grundsatze zu erheben. Und wenn wir gar einige grelle Beispiele solcher Beeinflussung des Kopfes durch das Herz betrachten, wenn wir sehen, wie ein Theologe aller Erkenntnistheorie und Naturwissenschaft zum Trotz seinen Gott „postulirt", oder wie ein Spiritist den absurdesten Spuk-Arrangeurs Vertrauen schenkt, so werden wir durch ein derartig unheimliches Eingreifen des Gemütes in die Erkenntnis geneigt gemacht, ängstlich unsere Meinungen zu überwachen und mit Strenge jede Beeinflussung von Seiten unseres Gefühlslebens zu ersticken.

Und dennoch: so löblich mir dieser Vorsatz erscheint, kann ich mich nicht enthalten, seine allgemeine Durchführung für eine Utopie, ja für eine schädliche Pedanterie zu erklären.

Denn erstens bleibt uns im Angesicht einer ganzen Klasse von Gegenständen nach dem Aufgebot all unserer Lebenserfahrung und Logik gar nichts anderes übrig, als gemäß den Attraktionen und Repulsionen von Seiten unseres Gemütes die Entscheidung zu treffen, — nämlich allenthalben da, wo es sich um Wert-Urteile handelt, um Schätzungen von Größen, für deren exakte Messung kein Instrument vorhanden ist. Wählen wir ein Beispiel.

Es ist eine ziemlich allgemeine Ansicht, daß die parlamentarische Volksvertretung eine gute, d. h. die allgemeine Wohlfahrt fördernde Institution ist. Trotzdem kann nicht geleugnet werden, daß die Volksvertretung andererseits Gefahren für die Wohlfahrt enthält; so die Gefahr, daß die Volksmasse, indem sie ihren Vertretern die Sorge für ihr politisches Wohlergehen überläßt, ihre politische Selbstbildung vernachlässigt, Berufspolitiker, Charlatane, Demagogen und Despoten heranzüchtet und sich in Partei-Kasten sperren läßt, welche die freie Entwickelung der Meinungen vergewaltigen. Mag man über diese „Gefahren" lächeln; jedenfalls sind mir tüchtige und erfahrene Köpfe bekannt, welche solche Gefahren zu sehen glauben. Und ich selbst vermag der pessimistischen Auffassung gegenüber dem Parlamentarismus die Berechtigung nicht abzusprechen. Wo liegt nun die „absolute Wahrheit"? Wer vermag die Vorteile und die Nachteile des Parlamentarismus in Quantitäten auszudrücken? Niemand! Wir bemühen uns, die verschiedenen Wirkungen des in Frage stehenden Gegenstandes zu übersehen und schätzen das Gewicht der einzelnen Wirkung subjektiv ab. Der Eine betont diese, der andere jene Wirkung, und das, womit er betont, wodurch er gewissermaßen die eine oder die andere Schale der Wage zum Sinken bringt, besteht in seinen individuellen Lebenserfahrungen, in seinem individuellen Gemütsleben.

„Ich habe die guten (beziehungsweise die schlechten) Wirkungen des und des





Gegenstandes an mir erfahren; mein Gemüt will dieser Seite das Übergewicht bei der Abschätzung verschaffen, es postulirt diese Anschauung." So spricht der Gemütsindividualismus. Und solch ein Individualismus scheint mir mehr oder minder und trotz mancher Verschleierung in jeder Figur meiner Lebenserfahrung zu wohnen.

Verwechseln wir aber diesen Gemütsindividualismus nicht mit Phantastereien, welche lediglich dem Gemüte zu Liebe, ohne empirischen Anhalt gebildet werden. Wohlgemerkt, ich lasse den Gemütsindividualismus nur bei Abschätzungen von Thatsachen gelten!

Und nunmehr wenden wir uns zu der These, daß es eine schädliche Pedanterie ist, solchen Gemütsindividualismus zu ersticken.

Wie im wirtschaftlichen und politischen Leben all' die historischen Jahrhunderte hindurch Herren und Knechte in mannigfach geformten Beziehungen erscheinen, so wird auch das geistige Leben einer jeden Zeit in allerlei Formen der Knechtschaft gezwängt. Gleichmäßigkeit, Schablone herrscht machtvoll im Reiche der Gedanken. Die Väter suchen den Kindern ihr eigenes Geistesgepräge zu übertragen; die Lehrer trichtern ihre Weisheit den Zöglingen ein; das Herumreden der Leute, die stereotype Propaganda, welche Zeitungen und Bücher ausüben, verbunden mit der Autorität, welche der Volksstimme sowie Eltern und Lehrern, dem Staate, dem Rechte, der Moral, der Religion eigen ist, nicht zu vergessen auch die Gleichnamigkeit der Lebenserfahrungen einer und derselben Zeit, . . . das alles hat die Tendenz, die Hirnkasten über ein und denselben Leisten zu schlagen. Wo bliebe nun die „Entwickelung der Menschheit, der „Fortschritt" in der Ideenwelt, wenn jene Regelmäßigkeit der Denkweise nicht immer wieder durchbrochen würde? Der geistige Fortschritt besteht in der „Revolutionirung des Menschengeistes" (wie Ibsen sich ausdrückt) und wird dadurch eingeleitet, daß einzelne Köpfe sich über die konventionellen Anschauungen erheben und, häufig umtobt von Haß und Hohn, „ketzerische Gedanken" aussprechen. Regel bedeutet in der Ideenwelt Stillstand, Starrheit, Tod, — Ausnahme aber Fortschritt, Entwickelung, Leben.

Welches sind nun die Bedingungen, die derartige Ausnahmen hervorbringen?

Individuelle natürliche Geistesanlagen, neue Lebensereignisse, neue Kombinationen innerhalb der menschheitlichen Gedankenwelt — das sind die Kräfte, welche die geistigen Uniformen der Menschengeschlechter sprengen und neue Ideen hervortreiben

An der neuen Idee aber lassen sich zwei Seiten unterscheiden, nämlich ein Vorstellungsgehalt und ein Gefühlsgehalt. Der Gefühlsgehalt nun ist es ganz besonders, welcher das Hervortreiben der Idee, ihre Propaganda, besorgt. Würde er fehlen, so dürfte der Entdecker des neuen Gedankens mit Gleichgültigkeit auf seine Entdeckung blicken und die Mitteilung versäumen. Was trieb einen Kolumbus zu seiner bedeutsamen Fahrt gen Westen? Sein Gemüt, welches eben auf die Vorstellungen der Erfolge machtvoller reagierte, als das Gemüt minder phantasievoller, minder abenteuerlustiger und heldenhafter Naturen. Solchem Schwunge des individuellen Fühlens verdankt die Menschheit ihre stolzesten Förderungen, und mir scheint, daß dem sogenannten Genie der Schwung, die Leidenschaftlichkeit seiner individuellen Anschauungen nicht fehlen dürfe. An manchen Ideen finde ich sogar heraus, daß der Gefühlsgehalt das primäre, der Vorstellungsgehalt das sekundäre gewesen ist. Ich deute auf Rousseau, Schopenhauer, Goethe, Nietzsche, Tolstoi, ohne hier in der Lage zu sein, die Andeutung gehörig zu erläutern. Auch glaube ich in einigen Fällen meiner Bekanntschaft feststellen zu können, daß ein gewisser Eigensinn, ein Gefühl der eigenen Größe, eine Sucht nach Absonderung vom trivialen Menschenhaufen den Inhaber zur Bildung mancher individuellen und vielleicht recht wertvollen Anschauung getrieben hat.

Ferner dürfte unter dem, was uns zur Aneignung einer fremden Idee einladet, die Gefühlsseite eine hervorragende Rolle spielen. Wenn ich beispielsweise den Byron des idealen Anarchismus, John Henry Mackay, betrachte, so scheint mir dieser Dichter durch sein Temperament prädestinirt zu sein zur Aneignung anarchistischer Ideen nach Stirners Art.

Wie sehr wir gerade zur Schätzung der Ideen und Leistungen neigen, welche individuelle Bedürfnisse unseres Gemütes befriedigen, kann man deutlich an der Art sehen, wie die Geschichte aufgebaut und dargestellt zu werden pflegt. Wie jedes Kind sein Ich in die ihm sympatische Figur der Erzählung hineinträgt, so ist es für den Geschichtsbeflissenen gewöhnlich, daß er sich seine Helden sucht, d. h. Gestalten, denen er gerade infolge seines individuellen Fühlens einen hervorragenden Wert beimißt. So wird dem Poeten ein Kolumbus nicht zum mindesten deswegen heroisch erscheinen, weil diese Gestalt umwoben ist von der Poesie des Ozeans und der Wildnis mit ihren Abenteuern. Das Herz wird durch allerlei Associationen, die sich an den Namen Kolumbus knüpfen, poetisch erregt, und diese Erregung drückt die Wagschaale, welche jenes Mannes Verdienste messen soll, zu seinen Gunsten nieder. Wäre er ein trockener Denker gewesen, fürwahr, er würde minder verherrlicht werden. Die Vorliebe für das Geheimnisvolle, Träumerische war es, wodurch die Romantiker zur Hochschätzung des mystischen Mittelalters gebracht wurden. Und die Vorliebe für das Klare und Freie veranlaßt hinwiederum den „Freidenker", auf das „finstere Mittelalter" zu schimpfen.

„Was Ihr den Geist der Zeiten heißt,
Das ist im Grund der Herren eigner Geist,
In dem die Zeiten sich bespiegeln."

Und, fügen wir hinzu, das Gemütsleben ist eine wichtige Seite dieses „eigenen Geistes."

Ruft also der Gemütsindividualismus neue Wertschätzungen und Beurteilungen hervor und sorgt er durch Auswerfen des Gefühls-Köders dafür, daß viele Köpfe auf das neue Urteil anbeißen, so bedeutet er eine starke Triebkraft der Ideenwelt. Mag das neue, dem Gemüte sympathische Urteil „übertrieben" sein, — Neuigkeit, Jugend sind eben Uebertreibung, die Mäßigung aber findet sich schon mit dem Alter. Jedenfalls ist es verdienstvoll, einen Gegenstand so zu wenden, daß er eine neue, bisher unbekannte oder ungenügend beachtete Seite offenbart, selbst wenn zu viel Licht auf diese neue Seite gestrahlt wird. Betrachten wir einige Beispiele solcher Neuwertungen von Seiten des Gemütsindividualismus.

Der Landmann, welcher sich gewöhnt hat, seine Felder nur auf den Nutzen hin anzusehen, verwirft die Feldblumen als Unkraut; das für Schönheit empfängliche Gemüt indessen revolutionirt diese nüchterne Anschauung, es betrachtet die Blumen mit Liebe, lenkt die Aufmerksamkeit auf die bisher unbeachtete Schönheit, vollzieht in dieser Weise eine Neuwertung und erschließt im Kleinen eine neue Welt, nämlich das ästhetische Gebiet.

Wenn der Sohn eines Zeitalters, das gemäß einer traditionellen spiritualistischen Philosophie den Körper und seine Bedürfnisse geringschätzt, infolge individueller Lebenserfahrungen auf die Bedeutung des Materiellen, insbesondere des Hirnes und des Magens, hingelenkt wird und nun, mit Bitterkeit den Lehren seiner Erzieher opponirend, sich an die Welt der Sinne „mit klammernden Organen" hält, so kann er durch solche neue, im Gemütsindividualismus wurzelnde Werthung zu einer ganzen Weltanschauung geführt werden, derart, das er die Materie als das Wesen, den Geist nur als eine Erscheinungsform, ein „Accidens", folglich die „Magenfrage" und ihre volkswirtschaftliche Lösung als den Kern aller Fragen und die Ideen

…ßen Schlagschatten materieller Verhältnisse betrachtet —
… Materialismus thut, dessen ich bereits polemisch erwähnte.
… ebenfalls vielfach von individuellen Erfahrungen und Gefühlen
… materialistische Gedichtsauffassung als Einseitigkeit verwerfe, so begrüße
… richtung als eine Neuwertung, welche, von ihrer Uebertriebenheit
… hochbedeutende Bereicherung der Erkenntnis bedeutet. Und entsprechend
… jeglichen neuen Radicalismus; jede neue individuelle Beleuchtung
…des, mag sie auch noch so grell sein, ist mir willkommen als eine
… der herrschenden Urteile, die ohne solch aufrüttelnden Gemüts-
… in Stagnation verfallen.
…ügliches Beispiel von Gemütsindividualismus und meiner Meinung
… dem Werke desselben ist das letztzeitige litterarische Wirken Leo Tolstois.
…chen Bekenntnisse dieses Denkers zeigen deutlich die Art, wie subjektive
…ungen und neue Gefühlsrichtungen Novitäten der Ideenwelt hervor-
… obwohl die Dogmatisirung der Tolstoischen Anschauungen mir ver-
…eint, so betrachte ich dieselben doch als eine Geisteswelt, die manche
… beseligen oder mindestens zu einer Bereicherung ihrer Lebensweisheit
… Wohlbefindens anregen kann. Wenn sich auch „Eines nicht für alle"
… und Fälle schickt, so scheint mir doch in der von Tolstoi wiederentdeckten
… „Widerstrebe nicht dem Uebel" eine tiefe Wahrheit zu liegen; und die
…mähte und verspottete „Kreutzersonate" enthält für mich die tiefsinnige Lehre,
…ultus der Sinnlichkeit dem Familienglücke insofern gefährlich ist, als er
… Gemeinschaft und Geschwisterschaft der Eheleute vereiteln und gar zum
… und zur Zerrüttung der Familie führen kann — fürwahr eine Lehre,
… willkommen sein muß, wenn wir Mannigfaltigkeit der kritischen Stand-
…elseitiges Herumwenden der Betrachtungsobjekte, individuelle Empirie für
…alten.

…e Schätzung des Gemütsindividualismus veranlaßt mich, dem Dichter,
…riginellen Dichter, ja dem Künstler überhaupt eine Bedeutung beizumes-
… meines Wissens von der üblichen Beurteilung unterschätzt wird. Der
… nämlich Gemütsindividualist, er prägt neue Worte, gewinnt den Objekten
… ab und ist somit eine Quelle neuer Beurteilungen, ein Spender jener
… welche die geistige Konvention und Satzung durchbricht.
…ungen wie Goethes „Werther" und „Faust", Schillers „Räuber" und
… Liebe", die Werke der „Stürmer und Dränger" aus dem vorigen
… die Pfade der Klassizisten, der Romantiker, der modernen Naturalisten
… neue Welten erschlossen. Sie haben dafür gesorgt, daß eine Menge
…litäten, welche von der Einförmigkeit der herrschenden Ideenwelt bedrückt
… ihnen behagende geistige Atmosphäre erhielten, so daß gewissermaßen
…ling seine Blume fand. Sie haben zu allerlei neuen Beurteilungen,
… der Objekte angeregt.

… können Leben spenden in ähnlicher Weise, wie nach Homers Be-
… welches die Schatten der Unterwelt tranken, ihnen Körperlichkeit ver-
… Schatten der Unterwelt meine ich jene Wahrheiten, die entweder
… oder erst als matte Andeutungen, als angenommene, aber halb
…rten, als kraftlose Phrasen ohne rechten Vorstellungs- und Ge-
… sind.

… ein Beispiel. Daß einem originellen und kühnen Kopfe, einem
… Denker in der konservativ fühlenden, wesentlich auf ihren Vor-
…uhenden stupiden Volksmasse ein grimmiger Feind erstehen kann,

ist ein Satz, den wohl jeder jugendliche, halbwegs gebildete Mensch unterschreibt. Doch solange diese Wahrheit von ihm noch nicht erlebt worden ist, bleibt sie ihm Phrase, Redensart ohne lebendigen und kraftvollen Inhalt, bleibt sie ihm also ziemlich bedeutungslos.

„Wenn Ihr's nicht fühlt, Ihr werdet's nicht erjagen, wenn es nicht aus der Seele quillt" . . .

Eben dafür, daß solche Wahrheiten gefühlt werden, sorgt nächst der unmittelbaren Lebenserfahrung der Dichter. So bewirkt Ibsen durch seinen „Volksfeind", daß jene Phrase die Belebung, den Anschauungsgehalt und die Gefühlswucht erhält, welche nötig sind, um aus ihr eine wirksame Wahrheit zu machen.

Und ein ferneres Beispiel! Daß individuelle Geister in einer Umgebung von Schablonenmenschen sich vereinsamt fühlen und an dem Mangel an Verständnis zu Grunde gehen können, leuchtet wohl jedermann ein, doch nur in einer kühlen, matten Weise. Erst wenn ein Gerhart Hauptmann uns „Einsame Menschen" vor Augen führt, gelangen wir, falls uns nicht bereits das Leben belehrt hat, dazu, die Tragik der einsamen Menschen so wuchtig zu empfinden, daß wir ihr in gebührender Weise Rechnung tragen und eigentlich von einer „Erfahrung" reden dürfen.

Derartige Beobachtungen mögen Aristoteles zu dem Ausspruche, die Poesie sei philosophischer als die (mehr abstrakte, nüchterne) Geschichte, und Schopenhauer zur gleichen Würdigung der Poesie veranlaßt haben. Ferner sind diese Beobachtungen geeignet, die Schätzung des Theaters zu erhöhen, insbesondere des duldsamen Theaters nach Art der „Freien Bühne" sowie des volkserziehlichen Theaters, wie es die „Freie Volksbühne" sein will.

Der Jugendunterricht und die Thatsachen der Embryologie.*)

Die Wissenschaft ist der Friede! Wenn man das sagt, so scheint es, als fordere man die Einwände absichtlich heraus. In dem besten, dem aufstrebenden Teile unserer Wissenschaft herrscht Kampf und muß Kampf herrschen. Aber man kann dieses Wort auch ersetzen durch Wettstreit; und ein edler Wettstreit freier Kräfte ist eben ein Charakteristikum großen allgemeinen Friedens. Dennoch: wenn schon diese milde Deutung nicht allenthalben paßt, wenn auch die innerste Gemeinde unserer Forscher sich nur zu oft im Ernst „streitet", streitet mit Waffen, die nicht gelten sollten, so ist auf andern großen Gebieten heute wenigstens noch zweifellos die Wissenschaft Quelle gerade des herbsten Zwiespaltes, der verzweifelsten Disharmonie. Das „heute" ist Schuld daran. Wir stehen alle noch „vor Sonnenaufgang". Schleier, die uns lieb waren, reißt die Wissenschaft entzwei; wir fühlen jäh die sengende Hitze einer Zenitsonne, an die wir nicht gewöhnt waren; und erst der Geistesteil von unserm Ich, der in unsern Kindern, in der nächsten Generation geläutert auflebt, wird es im Innersten verstehen, wie sehr jene Schleier Staubfänger und Bazillenheerde waren, an denen wir und unsere Väter hingesiecht sind, ohne es zu wissen. Die Wissenschaft ist der kommende Friede, so sollte der Satz wohl besser lauten.

*) Vergl. Heft 11 des 2. Jahrganges S. 257 ff.

Es gibt wenige Punkte, wo dieser Friede auch uns für den ersten Anblick
ich schon so nahe sein könnte, wie die Geschlechtsfrage. In dem großen, ver-
[illegible] Problem" gibt es thatsächlich nur eine Erlösung: die natur-
[illegible]. Durch eine Welt entsetzlicher, bis zum Wahnsinn hinauf-
[illegible] mit ihr ein breiter Strom von Licht, von Ruhe, von junger
[illegible] vergegenwärtige sich, was geschichtlich überall da geworden ist, wo die
[illegible], wo die Zeugung aufgefaßt worden ist als ein mystischer
[illegible] Verrücktheit, Unterjochung aller Geistes- und aller gesunden
[illegible] durch ein physisch ewig Unerfüllbares, und als Reaktion: Verzweiflung,
[illegible] der Askese, der moralischen Verneinung, aus denen dann erst
[illegible] der vollkommene Wahnsinn als zweite Reaktion erwuchs. Und
[illegible] vergegenwärtige sich daneben die einfache naturwissenschaftliche Anschauung von
[illegible] die krystallklare Lehre von dem Zellenaufbau der höheren Organis-
[illegible] Verschmelzen zweier Zellen zum Zwecke des Neuaufbaues eines
[illegible]ismus, von den eigentümlichen Mitteln der Natur (bildlich gesprochen),
[illegible] zusammenzuführen, die sekundär erst alle jene Begriffe ge-
[illegible] wir vielfach als das Oberste oder gar als das Metaphysische ansehen:
[illegible] Sinnreize, die Scham, die Seelenstimmung der „Liebe". den starken
[illegible] höherer, schützenderer Ordnung, zu dem die beiden Individuen
[illegible] endlich die ästhetische Seite, die Empfindung menschlicher Schönheit mit
[illegible] Wandlungen vom höheren Tier bis zum Kulturmenschen.
[illegible] man die naturwissenschaftliche Betrachtungsart überhaupt und stellt
[illegible] die beiden Anschauungen einander gegenüber, so kann anscheinend von
[illegible] gar keine Rede sein, so wenig wie bei einem normal Hungrigen, dem
[illegible]scheidung läßt, ob er durch eine gesunde Mahlzeit sich in Einklang mit
[illegible] setzen, oder ob er durch ein Berauschungsgift sich vorübergehend das be-
[illegible] Bedürfnis seines Organismus geistig aus der Welt lügen will.
[illegible]auschungsgift gibt aber gerade das rechte Wort zur Einschränkung der
[illegible] erinnert an den Alkoholismus. Ist der Alkoholismus der Gegenwart
[illegible] freier Wahl? Haben Menschen, die satt zu essen hatten und Anteil-
[illegible] alle höheren intellektuellen und ästhetischen Genüsse der Kultur hatten, den
[illegible] erfunden? Haben sie die Speise verschmäht und das Gift proklamirt?
[illegible] Der Giftkultus ist in dieser Ausdehnung ein Produkt sozialer
[illegible] Ergebnis einer Wahl zwischen leiblichem [illegible]ie geistigem Hunger und einer
[illegible] Betäubung. Und fast genau so steht es leider mit jener anderen
[illegible]erlich noch etwas komplizirter.
[illegible] soziale Verhältnisse, die den normalen Weg zur Erhaltung der
[illegible] Mensch durch das Sexuelle verbaut und verschüttet hatten, haben zu-
[illegible]ische Auffassung des Geschlechtlichen sorgfältig herangezüchtet, — mit
[illegible]: Rausch zuerst, dann Askese als erste Reaktion, und Verrücktheit
[illegible] Sie haben sie aber nicht nur im Laufe menschlicher Kulturentwickelung
[illegible] sie haben auch da, wo Machtverhältnisse, die durch sie begünstigt
[illegible] kamen, einen Kodex aus ihr geschaffen, der allgemein giltig sein
[illegible] Folge vielfach selbst da jene freie Wahl einschränken mußte, wo
[illegible] der beiden Möglichkeiten vorlag.
[illegible]punkte dieses Kodex lauteten: Satz A, das Geschlechtsleben
[illegible] Rausch, einen mystischen Wahnsinn, der zum Tollsten verleitet.
[illegible] hatte man den strikten Wahrheitsbeweis aus sehr vielen Fällen.
[illegible], daß die vor Augen stehende „Wahrheit" in all' diesen Fällen
[illegible]mißstände sei, genau so wie die „Wahrheit", daß unzählige

Menschen sich mit Alkohol vergifteten, was doch hoffentlich noch nicht bewies, daß die normale Durstbefriedigung des Menschen notwendig zu einem mehr oder minder bedenklichen Rausch führen müsse. Und vergaß ist sogar noch ein milder Ausdruck: man wollte auch oft genug vergessen, da man jene sozialen Mißstände nicht anerkennen durfte, ohne drohende Katastrophen vor der Thür zu sehen. Nachdem Satz Eins den Rausch zugab, hätte nun Satz Zwei folgerichtig die Askese proklamieren müssen als Universalheilmittel. Man kennt das gewaltige Schauspiel aus der Kulturgeschichte: wie diese Logik in der That durchgeführt werden sollte, wie es aber praktisch unmöglich war. Die Menschheit wäre nicht nur im Ganzen ausgestorben, sobald alle Menschen moralisch wurden, — nun, dem widersprach die Theorie der Sündhaftigkeit, wonach immer genug Sünder die Vermehrung der Rasse durch Moralübertretung retteten. Aber bei den Moralischsten selbst zeigte sich — und das war bitterer und momentan evidenter — die Konsequenz der oben genannten zweiten Reaktion, die das erste Uebel verstärkt nachholte: die Reaktion des vollkommenen geschlechtlichen Wahnsinns; der Rausch hatte wenigstens nebenher noch die Natur vertreten, Kinder erzeugt; hier blieb blos der Rausch in ekelhaftester Potenz, und gleichzeitig die Sterilität der Askese. So klärte sich denn der offizielle Moralkodex zu der Annahme, daß die Askese in der Praxis zu verwerfen sei, — in der Theorie aber immer so weit anzuerkennen sei, daß sie als Regulatur des Rauschs gelten sollte. Der Rausch wurde in seinem wesentlichsten, ja gerade dem Teile, der noch mit der Natur zusammenhing, für etwas eigentlich Verwerfliches erklärt, das praktisch von der Moral nur toleriert werde, das also zu sekretieren sei und das schon deswegen ganz gewiß nicht irgendwie in den Jugendunterricht gehöre.

Ich habe den Leser durch diese umständliche Sache durchzerren müssen (für die man Belege in der ganzen Weltgeschichte findet), um dem Worte Moral, das man gegen jeglichen Jugendunterricht in den geschlechtlichen Dingen geschleudert, eine Definition zu geben, die weder zu groß, noch vor allen Dingen zu klein ist. Denn es ist der handgreiflichste Irrthum, der immer und immer wieder selbst von unsern Besten begangen wird, daß man bei aller klaren Kritik der bestehenden Moral sich nicht darüber klar wird, wie fest dieser Begriff in sozialen und geschichtlichen Dingen verankert liegt, gegen die man gleichzeitig kämpft, wenn man ihn angreift. Der alte Begriff des „Offenbarten" steckt im Grunde auch ihnen im Blut. Ja wäre die Moral blos etwas „Offenbartes", so wäre man längst weiter, seit es sehr plausibel geworden, daß in der Weltgeschichte keine mystischen Offenbarungen vorkommen. Aber gerade das Gewordene der Moral, in dem Jahrtausende leben mit all' ihren sozialen Wirrnissen, ihren Revolutionen und ihren Versteinerungen: das ist das unendlich schwere Geschütz in ihr. Es ist ein Traum, wenn man glaubt, auch hier bei dieser Frage des Jugendunterrichts einfach sagen zu dürfen: wir fragen nicht nach dem Begriffe Moral, — jene naturwissenschaftliche Lehre umschließt die Wahrheit, — folgen wir also der Wahrheit, lehren wir die Wahrheit! Nein. Man muß und soll sich darüber klar werden, daß man, wenn man in die werdende Generation solche Lehren verbreitet, eintritt in den großen Kampf um alte und neue Moral, daß man ein Geschlecht erziehen hilft, das in Konflikt kommen muß mit der älteren Moral, indem es gewisse Dinge unmöglich in dem alten Sinne für schlechtweg unanständig und sekretierenswert halten kann, das also im tiefsten Sinne „unmoralisch" d. h. widermoralisch sein muß, sobald Moral als ein feststehender, und zwar als der alte Begriff angenommen wird. Die Verantwortlichkeit will gesehen sein, sonst entsteht ein ärgeres Chaos als zuvor.

Ich habe in meinem früheren Aufsatze gesagt: Darwinismus kann nicht ge-

... die Thatsachen der Embryologie. Dieses Eingehen ... nicht möglich ohne Stellungnahme im großen mora- ... Moral abhängt von diesem, im sozialen Kampfe der ...

... praktische Folgerungen für den Lehrer.

... allgemein die Folgerung der **Gefahr**, wenn ich mich so ... muß nicht nur die Ueberzeugung, sondern auch den ... besitzen, den Pioniermut in schwerer Zeit, der sich nicht ... die Stirn zu bieten. Und dann: niemals läßt sich die ... geschlechtlichen Dinge plötzlich wie eine kleine Stundenplan- ... Unterricht bei Halberwachsenen einfügen, deren **Vorbildung**, ... Hause man nicht kennt. Es giebt Eltern, die ihre Kinder ... von allen religiösen oder gar konfessionellen Einflüssen, die aber ... einem äußeren Zwange gehorsam sie nachher an einem Konfir- ... teilnehmen lassen, der auf streng konfessionell religiösem Boden ... einen Zwiespalt in die Kinderseelen, der verzweifelt ist, den ... Zwiespalt zwischen Schule und Haus, bei dem eines ... Kredit verliert. Ich glaube fest, es ist eine fromme Lüge, daß ... den Durchschnitt der Menschen vertiefe: die meisten verflacht er ... die ernst Stellung nehmen, macht er einseitig. Aehnliches muß ... der auf eine konventionell-moralische Erziehung zu Hause ... schaftliche Morallehre setzt. Viel tiefer muß die Art angelegt ... habe schon früher gesagt, daß ich den Begriff des Lehrers hier ... Es gilt vor allem **die** Erzieher zu gewinnen, die vom **ersten** ... machen der Seele verfolgen und erleichtern, — seien es nun die ... Fremde; ich für mein Teil ziehe im letzteren Falle immer den schlecht- ... vor und möchte alle Kinder unverständiger oder wenigstens pädago- ... Eltern weit lieber von Anderen erzogen sehen. Wer einen neuen ... Beginn an planmäßig dem freien, dem naturwissenschaftlichen Stand- ... der fühlt von selbst dann schon jene Verantwortung in sich: er weiß, ... Menschen der neuen, helleren Generation erzieht, der einfach durch ... Existenz von Anfang an auf eine bestimmte Seite im großen ... Kampfe der Gegenwart gestellt ist. Der eigentlich engere Punkt, ... Geschlechtliche erwähnen wird, ergiebt sich dabei ganz individuell. ... wahrscheinlich dieser letzte Gedankengang, der den früher erwähnten ... Unmöglichkeit" erzeugt hat. Man hat sich gesagt, und mit Recht ... der bestehenden scharfen Zweiteilung des Erziehungssystems in Schule ... Möglichkeit des Zwiespalts vermieden werden könne. Wenn die Mutter ... eingeprägt hat, als das: Diese (meist gar nicht definierten) ... und wenn die Lehrerin in der Schule dann davon anfängt wie ... Selbstverständlichem, so ist der Konflikt gewiß da. Aber man über- ... wie in hundert anderen scheinbar unmöglichen Dingen, ... gesunde Kritik eben jener künstlichen Zweiteilung gegeben ... ja zu unsern liebsten Fehlern in der Gegenwart, nicht hier ... daß man eine Forderung durch ein Faktum widerlegen will, ... gerade enthält.

... mal Jemand, daß ihm von allen bittern Thatsachen der Welt ... scheinen würde, wenn ein junges Mädchen von guter Er- ... geschlechtlicher Dinge — auch wenn diese ganz ernst sei — ... dieser gute Mann vergaß, daß die jungen Mädchen unserer

besten offiziellen Erziehung nicht erröten, wenn sie, um jungen heiratslustigen und vermögenden Männern der guten Gesellschaft zu gefallen, ihren jungfräulichen Leib in ein Korsett zwängen, daß die physischen Bedingungen künftiger gesunder Mutterschaft vernichtet, daß die Mehrzahl dieser jungen Mädchen ganz entschieden nicht errötet, wenn ein Bettler an die Thür ihrer väterlichen Bel-Etage klopft. Ich halte diese beiden Dinge aber für schlimmer. Und so scheint die Welt denn schon auf einem solchen Untergrunde der Schlechtigkeit angekommen zu sein, daß bei Neuerungen die Wahrscheinlichkeitsziffer der Besserung eher wieder im Wachsen begriffen ist, jedenfalls nicht mehr viel verdorben werden kann. Versuchen wir es getrost mit den Neuerungen. Bringen wir es, wenn das Erröten denn durchaus einmal das Kriterium sein soll, meinetwegen dahin, daß ein ganzes Kulturjahrhundert mit gleichmäßig rotem Antlitz herumlaufen muß. Das wäre allerdings ein Fortschritt. Vielleicht kommen wir dann in später Stunde vor einer bleichen, hohlwangigen Menschheit über die Phase einer schamroten Welt glücklich hinüber zu dem echten Gesundheitsrot harmonisch blühenden Lebens. Ja wohl: alle die gährenden Erscheinungen der Gegenwart, die sozialen, wie die moralischen und philosophischen, sie sind ein fortlaufendes Erröten, ein Schamgefühl vor der Verkehrtheit, der Sklaverei, der Unvernunft. Und es ist gar kein Schade, wenn auch der Pädagoge errötet, errötet ob der Verwirrung der Begriffe auf seinem Gebiet, ob der Irrtümer und Anachronismen, die ihn umgeben und die er nur zu lange selbst geistlos weiterverbreitet hat.

Wilhelm Bölsche.

Aus München.

In München sind jetzt nicht weniger als fünf Ausstellungen im Zeitraum weniger Wochen gewesen. Der Ausstellungsraum des Kunstvereins wurde eingeweiht und hierzu der Maler Liebermann aus Berlin gleichzeitig mit Trübner aus München eingeladen, bald danach folgten Graf Kalkreuth und Franz Stükl mit Sonderausstellungen im Kunstverein, und während diese vier das Abonnentenpublikum und die Schneider und Handschuhmacher von München, welchen der Kunstverein eine Quelle der Sonntagsnachmittagsvergnügungen ist, erfreut oder belehrt haben, hat Max Klinger im geschlossenen Raum einer Kunsthandlung eines hohen Saales Raum im Erdgeschoß mit etlichen Bildern, die umlaufenden Galerien mit Tischen voll Radierungen und die Höhe des Saales mit seinem Kreuzigungsbilde erfüllt und ein Publikum von Raffinirten angezogen — und den Hof, nachdem der Prinzregent die Ausstellung besichtigt hatte.

Eine hochgestellte Persönlichkeit des Hofes hörte ich von Klinger begeistert reden, und nicht ohne Verstand; einige Maler, welche nicht ohne Verstand, von ihm mit Achselzucken reden, indem sie sagten, er hätte keine „valeurs“ — und was mich selbst betrifft, so habe ich versucht, ihn aus sich heraus zu beurteilen, wie der Kritiker durchaus verpflichtet ist, es zu thun.

Klinger — nach meiner Meinung — zählt zu den Künstlern begnadeten Ranges im Zeichnen. Goya in Spanien hatte derlei phantastisches Zeug, — Klinger, bei nicht so glänzender Virtuosität wie Goya, erhebt sich über diesen durch rein geistige Capacität. Phantastisch allein ist Klinger nicht; und deshalb ist er mit Böcklin nicht auf einem Boden; er ist ein moderner Mensch, er hat Geist, Pessimismus, beobachtet die Straße, denkt über die Moral nach — Böcklin mit ganz hellen Augen wie ein classisches Seethier befindet sich in einem Atelier und malt Bilder.

Wenn man nun Menzel's Gaben, sein Beobachten der Menschen von heute, seine Moralideen, seinen Geist und Witz und phantastischen Realismus — denn auch er hat phantastischen Realismus in nicht wenigen Werken gezeigt — mit Böcklins freierer, losge-

[illegible] Antikes, Heidnisches, Frühes, Kindliches gebietet, zusammen-
[illegible] und hierbei nicht unterließe zu denken, daß beim Mischen, Kneten,
[illegible] diese nicht grade reiner werden — so würde vielleicht Klinger
[illegible] damit gesagt ist, daß seine Phantasie einen größern Zug als die Menzels
[illegible] Gegensatze zu Böcklin doch wesentlich vom Gesichtspunkt des modernen
[illegible] anschaut, und daß er in der Sicherheit, mit der realistische
[illegible] sind, nicht mit Menzel rivalisiren kann — oder noch nicht mit ihm
[illegible] — und in Bildern von Fabelwesen diesen mächtigen Ungestüm hat, der
[illegible] wie Böcklin.

[illegible] mir sehr lieb. Ich habe ungemein seine gewaltig gezeichnete Allegorie auf
[illegible] wo eine Hand aus den Wolken einen Block auf vier Männer wälzt,
[illegible] beugen müssen, um den Block zu tragen. Um sie peitscht das Wasser auf,
[illegible] zu den Hüften stehen, Meerweiber erheben sich fragend, was denn los sei?
[illegible] aufgeregt, Meer wie Land in Ahnung ungeheurer Geschehnisse: und nichts
[illegible] als daß die Hand aus den Wolken auf die Männer den Block thürmte
[illegible] ich zu sagen vergaß, daß auf ihm geschrieben steht: Menzel.
[illegible] nicht eine Allegorie wie aus dem Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten? Und
[illegible] man sich vor, daß sie auch gemacht ist so gut wie unter Ludwig dem Vierzehnten,
[illegible] wogt und die Muskeln der Männer schwunghaft sich bewegen, daß das
[illegible] und, ohne daß wir einer Besonderheit im Stile uns bewußt würden
[illegible] daß es als moderne Aeußerung erscheint, wie das Wort Menzel, nämlich mit
[illegible] Buchstaben, geschrieben ist), uns erfreut als eine vortreffliche Arbeit
[illegible] Kunst.

[illegible] auch fragwürdiger in der Technik, sind viele der andern Blätter; schon
[illegible] Klingers ist individueller; die allerliebst erfundene Geschichte vom Handschuh,
[illegible] wie eins der Klavierstücke mit unterstützten Vorgängen von Schumann an-
[illegible] diese Dame, die den Handschuh verliert, dieser Herr Klinger der ihn aufhebt,
[illegible] der im Bette sitzt und den Kopf in die Hände legt und die Dame, die den
[illegible] verlor, in mondbeglänzter Zaubernacht erträumt, dann träumt, wie Meerkolosse
[illegible] Augen ihm den Handschuh aus der Tiefe bringen, oder träumt, er segelte
[illegible] modernen englischen Boot und fischte aus der Flut den Handschuh auf, Meer-
[illegible] über die Flut, vom Handschuh gelenkt, der aus einer stummen Muschel
[illegible] am Zügel treibt, die Ungeheuer mehren sich und thürmen sich auf, Herr Klinger
[illegible] Bette bekommt Angst vor ihnen, schon steigt das Wasser in seiner Schlafstube
[illegible] auf seinem Nachttisch in die Höhe, er verkriecht sich in die Kissen, — die
[illegible] Meerungethüme verfolgen ihn. Dann eine andere Hallucination: Der Hand-
[illegible] ihn, ist bei ihm. Sie verbringen die Nacht mit einander, der Handschuh
[illegible] der Dame, die ihn verlor, und am Morgen reißt er sich von ihm, der
[illegible] und er muß fliehen, wie Julia streckt Herrn Klinger die Arme nach ihm aus,
[illegible] vor, ihn noch zu halten, den ein böses Untier von dannen trägt . . . Er
[illegible] Herr Klinger, und findet den Handschuh ruhig auf seinem Nachttischchen
[illegible] er am Abend ihn dorthin gelegt hatte. Ein kleines schäkerndes Amorchen sitzt
[illegible] Nachttisch und lacht Herrn Klinger aus.

[illegible] Blätter hat er mit einundzwanzig Jahren gemacht. Sie sind technisch auch
[illegible] der Höhe. Technisch am meisten auf der Höhe ist jenes Blatt in dem
[illegible] die Wellen am Strand vor Lust in die Höhe gehen und ihren Schaum
[illegible]

[illegible] kommt es mir nicht bei, die ganze Ausstellung Klingers mit seinen 198
[illegible] kurzen Seiten behandeln zu wollen. Nur einige Töne gebe ich daraus
[illegible] neben diesem liebenswürdigen und versprechenden Jugendwerk Cyclen,
[illegible] und der Welt, dem Teufel und der Hölle, der antiken Seligkeit und
[illegible] von allem Hohen und vielem Niedrigen, voll Geist die Rede ist;
[illegible] Paradiesesgarten, den Teufel auf einem gelben schlammigen Wasser
[illegible] und Unglück der Liebe, den Fluch der Armut, die Entsetzen des Krieges;
[illegible] die Zeit, die Versuchung, den Philosophen; eine Evolution, als der

Volk mit gewaltiger Macht die Göttin anrief, das Schicksalslied und ein Herrscher; allem Entstehen wird Raum gegeben, „und doch“ wie sich der Mensch der wieder aufgehenden Sonne freut; eine Figur, die in dem Meere niedergesunken ist und die Schönheit der Welt empfindet, eine Mutter, starr im Sarge liegend, hinter ihr ein Cypressenhain und an ihrem Herzen, kauernd aufgerichtet, ihr am Leben gebliebenes Kind. Von den Gemälden ist zu sagen, daß sie artistischer, daß sie einfacher sind, zu ihnen haben Modelle gesessen, in die Radierungen ist mehr Klingers Naturell hinzugekommen. Sei ihm wie ihm sei; mag sich gegen ihn viel einwenden lassen, er ist ein geistvoller Künstler, ein ausgezeichneter Charakteristiker; welch ein Gesicht der Teufel macht, der Adam und Eva vor sich zu Boden gestreckt hat und der ihnen Lehren giebt, ist gar nicht zu sagen: man muß nur diese teuflische Fratze, welche Klingers Genie erfunden hat, mit jenem Mephistopheles von Gabriel Max vergleichen, der in Faust's Sessel im zweiten Teile Faust's so starr sitzt wie Herr Possart sitzen würde, um zu ermessen, welche Höhe der Geist Klingers erstiegen hat und welches seine Phantasie ist! Er giebt das Liebliche, noch einmal sei es gesagt, wie das Schauerliche; antike Märchen des Apulejus wie die socialistischen Ideengänge, den Mob und die Schreckenszeit seines Aufstandes; doch am besten dünkt er mich in jenen Blättern, welche gleichsam in der Mitte stehen, wo das moderne Costüm nicht ist, nicht die Einfalt, die uns so fern ist, griechischer Fabeln — jene Blätter wie die Schönheit, die Evolution, das Schicksalslied, die Mutter mit dem lebenden Kinde, diese tiefen vielleicht ewiggültigen Blätter, in welchen des modernen Gefühles Weben mit ungeheuerster Eindringlichkeit das Zeitlose interpretiert hat.

Vor einem solchen Blatte befand ich mich, versuchte in des Künstlers Intentionen einzudringen, des Künstlers, der wirklich etwas ganz anderes vorhat als uns zu zeigen, wie das Licht in einen Raum fällt, welchen Ton Figuren im Freien haben — als mir einer dieser Fachmenschen, welche auch die neue Richtung in der Malerei gezeitigt hat, mit wehem Lächeln sagte: es ist keine valeur in diesem Blatte, sehen Sie, hier ist keine „Luft“ zwischen der Person und der Wand . . . Da erinnerte ich mich, wie schwer es ist, sich nicht zu bornieren.

Ich möchte, daß Klinger ein langes Leben hätte, daß seine Radierungen und Werke an Zahl so gewaltig zunehmen, wie bis jetzt die Zahl der Werke dieses Dreiunddreißigjährigen groß gewesen ist. Dann werden aus diesem oeuvre einige Arbeiten in den Bestand des Besten übergehen, was wir besitzen und von der Vielheit der Gedanken unserer Zeit rühmendes Zeugnis ablegen.

Herman Helfrich.

Ein Katechismus für das deutsche Volk.

Er kam in demselben Verlage heraus, in welchem „Rembrandt als Erzieher“ erschien, bei C. L. Hirschfeld in Leipzig nämlich. Diesmal könnte das Buch des Hirschfeld'schen Verlages am besten „Stumm als Erzieher“ heißen. Unter gewissen Gesinnungsgenossen dieses Arbeiterkönigs, dieses patriarchalischen Fürsten der Industrie möchte ich wenigstens den ungenannten Verfasser am ehesten suchen. Er gehört wol dem kaufmännischen Patriciertum zu, vielleicht zu den Großkaufleuten in Bremen, Hamburg oder sonstwo an der Küste, zu den Gutsbesitzern oder auch zu den rheinisch-westfälischen Fabrikherren. Der Sturz Bismarcks hat einmal seine Wangen blaß werden lassen, und die Hände in die Tasche geballt, sieht er das Reichsschiff in dem seltsam neuen Curs dahintreiben. Wehe, daß man das alte Fahrwasser verlassen hat. Es ließ sich so hübsch gemächlich darin umherplätschern. Man konnte alles scheinen und so gar nichts sein. Ja, dieses Buch ist der Ausdruck eines außerordentlich großen Kreises in unserem deutschen Vaterlande, welcher „das Scheinen“ zu einer vollkommenen Kunst ausgebildet hat. Von den Ideen von gestern blieben ihm nur noch die glänzenden Hüllen in den Händen zurück. Es sind dies die

[illegible] Wort Idealismus im Munde führen, und im Herzen nichts [illegible] an Worten berauschen, weil sie das Denken und Thun verlernt [illegible] das Alte, fürchten das Neue und lieben nur das Bestehende; kein [illegible] nein, Stillstand. Nur als ein Stimmungsausdruck hat das [illegible], als ein Abdruck der Meinungen, die in großen und einflußreichen [illegible] verbreitet haben. Die innere Haltlosigkeit, der Bildungsdünkel eines auf [illegible] klopfenden Patriziertums könnten von keinem Gegner so anschaulich [illegible] wie es in diesem Buche sich selber unbewußt offenbart.

[illegible] so sehr sie nach einem gelehrten Schein trachtet, eine wissenschaftliche Bedeu- [illegible] nicht beanspruchen. Ein geübter Denker spricht nicht aus ihr. Die [illegible] Verfasser oft angreift, thut er mit einem Worte ab, ohne sich auch nur [illegible] Mühe des Widerlegens zu geben. Er behauptet alle möglichen Dinge frisch [illegible] weg, aber er läßt jede Beweisführung vermissen.

[illegible], Realismus und Utilitarismus sind die Feinde, welche der Verfasser [illegible] will; das Gefühl aber sollen wir pflegen, das Gefühl für das Wahre, [illegible], welches uns angeboren ist, und welches uns nicht irre führen kann .. [illegible] das richtige Gefühl haben. Ja, wenn wir nur wüßten, was das richtige [illegible] und wie wir dazu gelangen können. Nicht jeder ist so gefühlsstolz und so [illegible] wie unser Katechismusschreiber, der das eigene Gefühl stets den ent- [illegible] Urteilsspruch über das, was gut und schlecht ist, fällen läßt. „Nur darauf, [illegible] glaubt, kommt es an", schreibt er an einer Stelle, „nicht auf das, was [illegible]", und auf der nächsten Seite spricht er von dem irregeleiteten Idealismus der [illegible] um ihrer Religion willen lieber verhungern als Fleisch zu sich nehmen, und an [illegible] Ort erklärt er selbstherrlich: „eine Religiosität, die nicht zur Menschenliebe, zur [illegible] frischer Lebensanschauung führt, ist nicht echt." Aber warum denn nicht? [illegible] unbewußte Freude am Guten, am Schönen, die Wirkung auf unser Gemüt [illegible] ein Gefühl der Befriedigung, die Beteiligung des Verstandes durch kritische Be- [illegible] nur hinderlich." Dahinter kann man ein großes Fragezeichen setzen.

[illegible] sehen wir uns an, zu wie hochsittlichen Bekenntnissen dieses Gefühl gelangt, [illegible] in seinen unklaren Schwebeleien durch Denken nicht will stören lassen. An [illegible]lichkeit und ähnliche Dinge müssen wir glauben, weil wir wünschen, daß sie [illegible] jeder kann freilich Gott nach seiner Façon verehren, aber damit die Gemüter [illegible] nicht irre (?!) geführt werden, sollen wir dem Standpunkt der Mehrzahl [illegible] tragen und an den Cultusgebräuchen Teil nehmen, auch wenn sie unserer subjek- [illegible]findung nicht mehr entsprechen, sollen sie unbedingt verehren und uns ihnen wider- [illegible] unterwerfen. „Es ist dies um so leichter, je unwesentlicher uns die Form [illegible] Für den höher Entwickelten hat freilich das bestehende Sittengesetz keine absolute [illegible] Bedeutung, aber es ist doch gut, wenn dieser sich auch gegen seine bessere [illegible] der allgemeinen Anschauung beugt, damit der Schwächere in seinem [illegible] an den absoluten Wert der herkömmlichen Regel nicht wankend [illegible]." Nur wenige Auserlesene haben ein Recht auf Bildung! Es muß eine [illegible] geben, eine Aristokratie des Geistes, wie in Athen, wo auf jeden Bürger [illegible] Sklaven kam; hundert Menschen schlachtet nur ja auf dem Altar eines [illegible] Man versteht doch unsern Patriarchen?! Das Schwächere ist nämlich [illegible]. Wo bliebe es auch um unsere Vorrechte, um unsere Herrschaft, wenn [illegible] zu denken anfinge, zu zweifeln sich erdreistete, nicht mehr in die [illegible] mit einem besseren Jenseits sich nicht zufrieden gäbe. „Erhaltet dem [illegible]tät," ruft der Verfasser aus und meint: Erhaltet ihm seine Dummheit. [illegible] fürchte, der von ihm so gehaßte Utilitarismus unserer Zeit hat auf die [illegible]herzigen Gefühle und seine Moral den aller — aber auch allerstärksten [illegible] Einfluß ausgeübt.

[illegible] sind des Verfassers Wege der Sittlichkeit doch nicht so schwer und rauh [illegible] von diesen Wegen sonst anzunehmen pflegt. Mit tausend Zungen predigt [illegible] Nächsten wie Dich selbst", verlangt er offene wohltätige Hände. [illegible] der Pastor, der mit zum Himmel aufgeschlagenen Augen seufzt:

Guter Gott, gieb recht viel Elend und Armut auf die Welt. Es kann nicht genug Armut geben, damit wir doch recht viel Gelegenheit haben, wohltätig zu sein. Aber es darf uns trotzdem nicht bange werden vor so überschwenglichen Tugenden. Ein neuer Christus ist unser Katechismusschreiber immer noch nicht. Seine Weltanschauung hat zwei gleichgroße, gleichschöne, gleichglänzende Thore; vorn das Thor der Moral: da ziehen alle Tugenden mit Trompetengeschmetter und Paukenschlag hinein, Liebe, Toleranz, Vaterlandseifer u. s. w., und hinter das Thor der Politik, da ziehen sie mit Trompetengeschmetter alle wieder hinaus und wenn wir uns dann den Tempel der Tugenden im Innern ansehen, liegt er leer, öde und verlassen da. Moral, heilige Moral, edle Königin, und Du, süßes Gefühl, Gefühl der Liebe, der Barmherzigkeit, der Bildung, Euch sei die Welt untertan, ihr allein sollt herrschen, überall — überall, nur nicht da, . . . wo der harte Kampf ums Dasein tobt, nur nicht da, . . . wo das allgemeine Wohl in Frage kommt. Ich glaube, auch der Teufel in seiner Hölle kann damit zufrieden sein. In der ganzen Welt dürfte er nunmehr kaum noch ein Plätzchen finden, wo er eine Begegnung mit der Moral zu fürchten braucht. Unser Katechismusschreiber ist der klügste Mensch von der Welt. Er giebt der Tugend die königlichsten Würden und Titel, er macht sie zur Weltherrscherin, wenigstens dem Namen nach, aber sie muß ein Mikadodasein führen, sich nur nicht in der Oeffentlichkeit zeigen, und die eigentliche Regierung der Politik überlassen. Die arme Tugend würde fragen: „Was ist denn eigentlich das allgemeine Wohl?“ die Politik aber weiß rasche und treffende Antwort: Das allgemeine Wohl ist immer das eigene Wohl. So ist denn auch unser Verfasser sich völlig klar darüber, wo er nicht moralisch zu sein braucht. Alle, die nicht seiner Meinung sind, seiner „Aristokratie“ angehören, gegen seine Klasse gar Angriffe wagen, vergehen sich am allgemeinen Wohl und sind Verbrecher. Hei, wie da die fromme Maske der Toleranz vom Gesichte fliegt, wie der bunte Theatermantel der Nächstenliebe in Stücke geht. In Sachen der Politik, im Kampf ums Dasein, nur keine falsche Sentimentalität. Prügelstrafe? Natürlich Prügelstrafe! Ach das nicht nur: alle sozialistischen Agitatoren hätte man aufhängen sollen, und gegen die Juden richte man eher heute als morgen Ausnahmegesetze.

Der Verfasser stellt mit diesem Buche in furchtbarer Weise die Kreise bloß, deren Gesinnungen er verräth: noch immer war eine Gesellschaft nahe dem Untergang, welche statt der Wahrheit den Schein, leere Form statt Inhalt, welche innere Unklarheit und Ueberhebung, Denkfaulheit und Unwissenheit zu ihren Hausgöttern erhob.

Julius Hart.

Eine neue romantische Oper.

„Der Pfeifer von Dusenbach.“

Oper in 3 Aufzügen von F. W. Wulf und W. Wennhacke. Musik von Richard Kleinmichel.

Erste Aufführung am 21. März am Hamburger Stadt-Theater.

Es ist ein Mißerfolg, wovon wir diesmal berichten. Der „Pfeifer von Dusenbach“ ist gefallen. Das klingt freilich hart, aber es nützt nichts, durch Redensarten Thatsachen zu vertuschen. Der von guten Freunden in Szene gesetzte Beifall nach dem zweiten Akt, der sogar bis zum Hervorrufen des Componisten gipfelte, kann uns nicht zu anderer Meinung bestimmen. Und der Spektakel am Schluß der Oper zählt vollends nicht mit, da ja das Benefiz unseres Tenoristen mit dem „kontraktlich hohen C“ des Herrn Bötel war, und wer je Gelegenheit hatte eine Benefiz-Vorstellung in unserem Stadt-Theater mit zu machen und gesehen hat wie der betreffende Künstler angefeiert wird, verstehen wird, wie viel von den Beifallssalven abzurechnen ist, um einen Erfolg auf das richtige Maaß zurückzuführen. Die Textdichter sowohl als auch den Componisten, die mit seltner Ueber-

... sich Hand in Hand gearbeitet haben, müssen wir verant-
... schlichen Fall der Oper. Wir begreifen überhaupt nicht, wie
... componieren konnte und ebensowenig wie zwei Dichter so
... Sache mitbringen konnten; denn talentlos ist das ganze Buch von
... aus allen möglichen Operntexten zusammengestoppeltes stümper-
... von Reminiscenzen, die sich nur zu leicht nachweisen lassen. Die
... einer Dürftigkeit, daß sie bequem in 2 Akte zu bringen wäre; die
... Poesie und von erschreckender Gedankenarmut. Vollends der dramatische
... denn im zweiten Akt eine Nebenperson, die Isolde, zur Haupt-
... die Margarethe, auf welche sich unser Interesse conzentrieren
... ins Wasser fällt. Die beiden Liebenden, Reinhold und Margarethe be-
... in allen guten Geschichten der Fall ist, und das war im Voraus zu
... die Fabel des Stückes. Reinhold, ein in Böhmen erzogener Spiel-
... Wirklichkeit aber der geraubte Sohn des Grafen Egisheim — will gern der
... und diese Ehre durch ein Preislied (Meistersinger!) an die Frau
... bringen. Die Frau von Dusenbach ist nämlich die Schutzpatronin der
... Gadfried Dürrebein (Beckmesser!) ihren König verehrt. Graf Hermann
... mit seinem schönen Töchterlein, Margarethe, die dem Spielmann, im Falle
... besteht, den Kranz reichen soll, sowie Graf Egisheim, der Bewerber um
... Hand, die Ratsherren der Städte Rappolsweiler und Rufach, der Pfeifer-
... Pfeifer und fahrendes Volk sind versammelt zu diesem Singfeste. Nach
... (Tannhäuser!) des Grafen Herman, beginnt Reinhold sein Lied, doch plötz-
... Margarethe, die er am Morgen schon im Walde getroffen und zu der sein
... entbrannte. Zum Andenken an die Stunde ungestörten Glücks, — denn
... an dem unbekannten Spielmann, ohne „Name und Art" (Lohengrin!)
... gefunden, — schenkte sie ihm als Erinnerungszeichen ein goldenes Kreuz.
... Kreuz!) Reinhold durch das unerwartete Wiedersehen zuerst verwirrt, faßt
... und singt nun sein Lied statt an die liebe Frau von Dusenbach an
... selbst, um ihr darin nochmals seine Liebe zu gestehen. Darob entsteht große
... über den Sünder, der mit seinem Gesang die heilige Jungfrau geschmäht und
... Liebeswort erkühnt hat, der Grafentochter sich zu nahen. Auf Befehl des
... ergreifen Reinhold die Trabanten, um ihn vor Gericht zu schleppen, da
... durch Isolde — eine Nichte der Königin des fahrenden Volkes und frühere
... Grafen Egisheim, Bethane, (Azucena!) — gerettet und entkommt glücklich.
... kann den blonden Spielmann nicht vergessen und schlägt eine erneuerte Be-
... des Grafen aus, der nun Gewalt vor Recht ergehen läßt und sie entführt; diese
... durch die plumpe Mache höchst komisch. Reinhold treibt sich unterdessen mit
... Kummer und seinem Heimweh nach Deutschland in der Schweiz herum. Isolde,
... blonden Spielman ebenfalls liebt und ihn nur aus Liebe aus den Händen der
... befreit hat, versucht Reinhold, wie es im Textbuch heißt: „mit süßer Neckerei
... Schelmerei" zu trösten. Reinhold geht, nachdem er den Liebestrank (Tristan!) ge-
... Schlinge, doch wird er zum Glück im gefährlichsten Moment durch das
... Isolde an seinen Hals findet, an Margarethe erinnert. Wütend schleudert
... Trank, nach kurzem Kampfe Isolde von sich und entflieht. Bethane, welche
... Reinhold dem Grafen Egisheim seinen einzigen Sohn geraubt, da sie von
... verlassen worden, folgt dem Flüchtigen, um ihre düsteren Pläne zur
... zu können; denn wie sie richtig kombiniert, hat Reinhold sich direkt
... begeben, um die auf dem Schlosse „Drei Exen" gefangen gehaltene
... ; und hier sollte nach Bethanens Voraussetzung der Sohn durch den
... (Troubadour!). Reinhold erklimmt den Felsen, und kommt, nachdem er seine
... Schalmei angezeigt, mit Margarethe zusammen; die beiden Liebenden
... dem Grafen überrascht, es kommt zum Kampfe und schon droht
... da spricht der Spielmann Siebald, den Bethane ins Vertrauen
... ihr durch einen unterirdischen Gang schon vorher eingetroffen, das
... Racheplan Bethanens ist vereitelt, und gerührt fallen sich Vater und

Sohn in die Arme (eine kleinwenig abweichende Nüançe vom Troubador, wo bekanntlich Manrico durch seinen Bruder umkommt!). Nun giebt es kein Hinderniß mehr, Reinhold und Margarethe werden das bekannte glückliche Paar und die Alten versöhnen sich. — Aus ist's. — Daß nebenbei noch aus Parsifal, Walküren und Holländer Reminiscenzen unterlaufen, von historischer Treue wenig zu finden und von einer logischen Begründung der Handlung keine Rede sein kann, wird man unschwer herausfinden. Wir bedauern nur, daß ein Componist eine Summe von Mühe und Arbeit an solch' blutleeres Machwerk verschwendet hat und sich durch die Anklänge des Textes zu gleichem bequemem Anlehnen hat verleiten lassen. Da finden sich, um mit Tappert zu reden, keine wandernden Melodien mehr, sondern man hat es mit direkten Anleihen bei Wagner, Gounod, Verdi und Neßler zu thun. Die musikalische Charakterisirung der einzelnen Personen ist viel zu matt; es fließt alles ineinander. Weder das Dämonische der Bethane, noch die Liebe Reinhold's in seinem Preislied kommen prägnant zum Ausdruck. Die Spielmannslieder sind nicht populär genug im Ton gehalten. Der Versuch, Neßler mit Wagner'schen Ingredienzien versetzt zu copiren, ist vollständig mißlungen. Für die Beckmesserfigur des Dürrebein fehlt dem Tondichter der Humor; kleine Schäkereien im Orchester genügen nicht, um die Gestalt humoristisch auf uns wirken zu lassen. Zu loben sind die prächtig klingenden Ensemblesätze und gar gelungen ist die Musik zum Festzuge der Pfeifer. Daß der Componist auch tiefere Töne anzuschlagen weiß, hat er am Treffensten in der großen Scene zwischen Reinhold und Isolde im zweiten Akt bewiesen. Hier erhebt sich seine Musik zu großer Leidenschaftlichkeit und dramatischer Gestaltungskraft. Die Instrumentation und Behandlung des Orchesters ist zu loben, doch muß Herr Kleinmichel noch auf reichere Farbengebung und mannigfaltigere Rhythmik sehen. Die Vorstellung verlief im Ganzen zufriedenstellend. Nur Herr Bötel (Reinhold) war trotz der verschiedenen hohen C, welche alle gut zur Geltung kamen, ein recht mäßiger Spielmann und speziell in der Darstellung von rührender Unbeholfenheit. Man hat die Oper ein richtiges „Hamburger Kind" genannt, da die Väter dieses Opus alle Hamburger sind. Uns dünkt es, daß man von einem mißrathenen Kinde nicht so laut reden sollte.

Goby Eberhardt.

Von neuer Kunst.

Richard Voß, Ludwig Fulda und Ludwig Anzengruber sind am Ostersonnabend, Ostersonntag und Ostermontag auf den Berliner Bühnen hintereinander zum Wort gekommen. Zum ersten Mal erschien das Volksdrama „Schuldig" auf dem **Berliner** Theater, mit welchem Richard Voß zu den geistig Lebenden zurückgekehrt ist; **Fulda's** Schauspiel „Das verlorene Paradies" war aus der Luxusbühne auf die **Arbeiterbühne** gewandert vom Deutschen Theater an den vorgeschobenen Posten der **Freien Volksbühne**; und Anzengruber's Bauernposse „Doppelselbstmord" trat aus der Vereinsvorstellung der Freien Bühne in eine öffentliche ein, welche das Deutsche Theater mit festlich heitern Zuschauern ganz erfüllte. Von den drei Werken begrüßen wir die beiden bekannten wärmer, als das unbekannte, obgleich Fulda's ernst strebendes Stück in einer trostlosen schauspielerischen Gestalt nur erschien, während alle virtuose Kunst den Effekten des Vossischen Sensationsdramas zu Hilfe kam: ein überreiztes, quälerisches Stück sahen wir, dessen unleugbar packende Momente im Einzelnen mit einer Fülle von Langeweile und Pein im Ganzen erkauft werden mußten. Aus dem Bannkreis des Zuchthauses scheint Richard Vossens Erfinden nicht herauszukommen, von „Alexandra" zu „Eva" bis zu „Schuldig"; einen zu unrecht Verurteilten, der sich in's Leben nur unsicher zurückfindet, schildert das jüngste Stück nicht ohne polemisch aufflammende, psychologisch falsche Tiraden gegen Justizmord und die Gebrechen menschlicher Gerechtigkeit. Aber nicht in diesen tendenziösen Reden und Abhandlungen und auch nicht in den krassen Vorstadtseffekten liegt

das „Melodrama" konstituirt: ihn reizte es, die ... realistischen zu kombiniren; und wie man ... Salon und Fabrik, so brachte nun er ein Stück zu ... Hof und Schlaf sich zu treffen scheinen, die „beiden ... Ueber ein ganz äußerliches Mischen kommt er dabei ... schildert die Destille, den Zuhälter und die werdende Dirne (ein ...) mit groben Zügen, „peinlicher" als alle Dichter des Realis... bewegen durch treu geformtes Leben, da verstimmt ... deklamatorisches Unwesen, und der Einspruch regt sich ... ist ja alles erlogen, das da oben, was quälst Du uns mit ... ein stufenweises Aufschreiten zu realer Lebensschilderung und zu ... wir von Voß zu Fulda, von Fulda zu Anzengruber gelangten: ... Wollen und ernstes Gestalten trafen wir dort, und Fulda ... die aus dem angelernten Treiben der Salonkultur in die ... im Bann eines genialen Humoristen athmeten wir hier, und sein ... Brust vertrieb siegreich die letzten Gespenster der Theatralik und ...

Otto Brahm.

... in London. Auf seiner Reise um die Welt ist Henrik Ibsen jetzt ... und es gewährt ein besonderes Interesse, im Einzelnen zu beobachten: ... Kunstwerk auf eine Nation wirkt, deren Theater so sehr auf äußerlichen ... Sensation und karrikirten Spaß sonst gestellt ist. Wie im Vorjahr die ... dem Théâtre libre, so haben diesen Frühling die „Ghosts" auf dem ... die lebhafteste Teilnahme und den lebhaftesten Widerspruch geweckt; nur ... England ein starkes Teil sittlicher Entrüstung dem moralischen Indifferen... Kritiker entgegenstellt, und daß die kritische Beurteilung durch ... most shocking! getrübt wird — fast wie bei uns im lieben Deutsch... die Damen, welche diese Vorstellung ansehen, nicht ladylike, gleichwie ... Besucherinnen des „Sonnenaufgang" mit pöbelhaften Witzen bedachte, ... und die gute Gesittung in allen Tonarten, und Scheinheiligkeit und ... sich, die nationale Dramatik, als deren Säulen man Jones, Gilbert ... nennt, vor der nordischen Invasion zu schützen. Natürlich giebt es ... wie bei uns, bereits eine märchenhafte „Ibsengemeinde", welche die ... brutalisirt und diese bösen „Ibsenites" welche schon die „Stützen der ... „Puppenheim" und „Rosmerholm" über den Kanal verschleppt haben, ... die „Gespenster" reklamehaft austrompeteten: „die Ibsenianer haben ... erwartet, voll von Enthusiasmus, voll von heißer Beifallslust, ... jedem das Wort abzuschneiden, der die dramatische Im... Dilettantismus des „Meisters" hätte verlachen mögen." Der ... dem wir diese erbauliche Schilderung entnehmen und der in seiner dem ... Führung ein guter Gradmesser ist für das Philisterurteil, erreicht ... darin, daß er zwei Seelen in seiner Brust hat: eine bitterböse Leit... genau weiß was die Kunst „soll"; und eine, zwar gleichfalls entrüstete, ... dem großen Eindruck einer neuen künstlerischen Offenbarung sich trotz ... entziehen vermag. „Niemals hat die dramatische Kunst", so donnert ... „tödtlichere Feinde gehabt, als die, welche sich jüngst vereinigt ... norwegischen Schriftstellers Henrik Ibsen aufzupolstern (to bolster ... und das literarische Verdienst eines dramatischen Autors mögen die ... auseinandergehen; aber bei allen gesunden Geistern kann sicherlich nur ... den Charakter eines Stückes wie „Gespenster." Und nun folgen, ... verkennend und ihre Form mißachtend, ungenirte Aeußerungen, ... ergötzen müssen; die Deutlichkeit wenigstens kann man ihnen ... Namen der geschändeten Kunst möge dieses Volk — Autor, Schau... untereinander — seine klinischen Confessionen für sich behalten, die

eher dem Mercurius als der Muse gebühren. Wenn ihr intellektuelles Futter solch litterarisches Aas ist, mögen sie es im Stillen verzehren; allein wann immer sie ihr benebelndes Gesöff unter die Leute bringen, unter ehrenwerte und gesunde Leute, wird die öffentliche Meinung, hoffen wir, gestützt wenn nötig auf das Gesetz, das neue und gefährliche Gift unterdrücken.“ Gegenüber der erhabenen Unkenntnis dieses Leitartikelpathos steht der amtsmäßige Kritiker des „Daily Telegraph“ wenigstens auf dem Boden der Thatsachen; und nachdem auch er zunächst das geforderte Quantum ethischer Entrüstung ausgespieen, kommt er dennoch zu einer besseren Würdigung, unter dem unmittelbaren Theatereindruck. Gleich erleuchteten deutschen Collegen, weiß er zwar zwischen Wirkungen des Dichters und Wirkungen des Schauspielers nicht zu unterscheiden und schreibt dem Mimen auf's Conto, was dem Poeten gebührt, die individuelle Wahrheit und pulsirende Lebendigkeit der Gestalten; aber er erkennt gut die schlichte Größe der Frau Alving und des Pastors Manders, und gelangt, immer noch scheinbar im Widerspruch zu dem „langweiligen“ Machwerke, zu dieser Einsicht: „Es war Frau Alving allein, welche die Hörerschaft fesselte, gestern Abend. Die Geschichte ihres Lebens wurde von Mrs. Theodore Wright mit außerordentlicher Einfachheit und Wahrheit erzählt. Da war keine Pose, keine Eitelkeit; alles war schlicht und wahr. Hassenswerth wie das Stück als Ganzes ist, können wir uns an wenig so eindrucksvolle Szenen erinnern, wie jene da, Frau Alving — so entzückend natürlich von Mrs. Theodore Wright dargestellt — ihr Leben dem Pastor Manders entwickelt . . . Die bestgespielte Rolle nach jener war der Pastor des Mr. Leonard Outram — eine höchst sorgfältige, gut beobachtete, bewunderungswürdige Studie puritanischen Egoismus. Es mag wohl sein, daß norwegische Pastoren unsern englischen Pfarrern gleichen; mancher Hörer wird einen englischen Freund erkannt haben in der sanften Beredsamkeit dieses Manders. Mr. Outram nnd Mrs. Wright hielten manche Szene, welche sonst unerträglich gewesen wäre.“ Ja, wenn Mr. Outram und Mrs. Wright nicht gewesen wären — armer Ibsen, wie wäre es dir dann ergangen! **O. B.**

„Hedda Gabler“ in Amsterdam. Ein lebhaftes und thatkräftiges Interesse für die moderne Litteratur hat sich in Holland entwickelt. Während Brüssel die Filiale von Paris bleibt, welche, nur etwas schneller als die große Mutter, neue französische Bewegungen aufnimmt, steht Amsterdam allen Einflüssen gleichmäßig offen und wendet der germanischen Produktion sein besonderes Interesse zu. Die Bestrebungen unserer Freien Bühne werden dort eifrig verfolgt und genutzt, und Ibsen's Werke sind der Reihe nach über die holländische Bühne gegangen, in der Residenz und den anderen großen Städten. Der Unternehmer der Londoner „Gespenster“-Aufführung, Herr Grein, ist ein Holländer und er wird als „Dutchman“, wie es sich gebührt, von der englischen Entrüstung gekennzeichnet. Auch „Hedda Gabler“, das die deutschen Bühnen zu Grunde gespielt haben, das in Kopenhagen durch die dänische Nora, Frau Hennings, so scheint es, getötet worden und ganz oben im Norden, in Finnland, durch Ida Aalberg's feine Sensitivität wieder lebendig wurde, hat nun in Holland die Bühne beschritten. „Bei einer Vorstellung in einem unserer kleinen Theater“, so schreibt man uns aus Amsterdam, „wo sonst nur französische Boulevard-Lustspiele gespielt werden, hat trotz einer mangelhaften Darstellung das neue Ibsensche Drama Hedda Gabler ein durchaus naives, litterarisch ungebildetes, kleinbürgerliches Publikum zu fesseln und unter einen tiefen, rein dramatischen Eindruck zu bringen vermocht. Ueberhaupt wurden auch Nora und Gespenster hier nur von den litterarisch Halbgebildeten abgelehnt, denen sich ein Teil der Presse angeschlossen hat. Aber das große Publikum, das naive, hat sich vom Dichter erstaunlich rasch mitführen lassen, so hier wie früher.“

Karl Stauffers litterarischer Nachlaß. Unsere Leser, denen die schriftstellerische Gabe Karl Stauffers aus charakteristischen Proben bekannt geworden, werden mit lebhaftem Interesse erfahren, daß sich ein ziemlich bedeutender litterarischer Nachlaß bei dem Todten gefunden hat, und daß, unter Vermittlung von Professor Hildebrand in Florenz, Isolde Kurz, die bekannte Dichterin, mit der Sichtung und Herausgabe betraut worden

ist. Unter anderm fanden sich zahlreiche Gedichte aus Stauffers letzter italienischer Zeit vor, welche ergreifend schön genannt werden. Zu wünschen ist nur, daß die Angehörigen Stauffers, welche sich die Genehmigung der Ausgabe vorbehalten haben, eine möglichst freie Auswahl gestatten: sie würden dadurch dem Andenken eines Künstlers, dessen Grundzug ernstes Wahrheitsstreben war, sicher am besten gerecht werden.

Das Ende des Welfenfonds.

Berlin, 1. April 1891.

Nachdem eine Seitens des Finanzministers im Stillen angestellte Enquête das erfreuliche Resultat geliefert hat, daß sich zur Zeit die Vermögensverhältnisse der Schwiegerväter sämmtlicher aktiver Minister in wohlthuender Ordnung befinden, hat die Regierung, gedrängt von der öffentlichen Meinung, nicht länger zögern zu dürfen geglaubt, einer Lösung der Welfenfondsfrage ernstlich näher zu treten. Wie wir aus bester Quelle erfahren, ist bereits, dank dem opferwilligen Hausfleiß des Herrn Staatsministers v. Böttícher, eine ganze bestimmte Gesetzesvorlage ausgearbeitet. Dieselbe führt den Titel: „Novelle zu dem Gesetz betreffend das sequestrierte Vermögen des Königs von Hannover" und wird dem Abgeordnetenhause noch in dieser Woche zugehen. Wir sind in der glücklichen Lage, unseren Lesern bereits heute Einzelheiten aus dem neuen Gesetze mitteilen zu können.

Maßgebend ist zunächst die Erwägung gewesen, daß, wenn auch der Herzog von Cumberland und die Partei der Deutsch-Hannoveraner nicht mehr sonderlich zu fürchten seien, die Einkünfte von 48 Millionen Mark doch demjenigen, welcher sie hat, immer angenehmer sind, als demjenigen, der sie nicht hat. Dieser staatsmännische Gedanke mußte daher alle Projekte, welche auf eine gänzliche oder teilweise Auslieferung des Vermögens oder seiner Erträgnisse hinausgingen, von vornherein vollständig ausschließen. Andererseits wurde jedoch auch der im Ministeriate aufgetauchte Vorschlag, die Revenueen zu einer durch Gesetz zu regelnden, dauernden Subvention der mütterlichen Familien der Minister zu verwenden, als einem zu engen Interessenkreise zu Gute kommend von der Mehrheit verworfen.

In derselben Sitzung des Ministerrates war auch die Ansicht laut geworden, ob man nicht die Zinsen der betreffenden Millionen als Unterstützung in dem Kampfe mit geistigen Waffen gebrauchen solle, den der moderne Rechtsstaat gegen die anstürmende Sozialdemokratie kämpfen müsse. Insbesondere der Finanzminister empfahl eine solche Verwendung. Nach seinen Erfahrungen, so führte er aus, seien es gerade derartige Kämpfe mit geistigen Waffen, welche einen tüchtigen finanziellen Hinterhalt recht wohl gebrauchen könnten. Doch wurde auch schließlich diese Idee fallen gelassen, als Herr von Zedlitz-Trützschler sich mit großer Energie dagegen aussprach und ausführte, daß die Sozialdemokratie — wie jeder Quartaner wisse — überhaupt keine geistige Macht sei.

Schließlich einigte man sich dahin, mit den vorhandenen Mitteln eine Schuld abzutragen und zugleich einem gefährdeten Posten im Staatsinteresse zu Hülfe zu kommen. „Meine Herren", so rief der Kultusminister in schöner Begeisterung aus, „was wären wir alle ohne die nötige Schulbildung. Ich will nicht vom Griechischen sprechen, welches erst in Untertertia anfängt und meines Erachtens eine überflüssige Ablenkung ist. Auch was das Lateinische betrifft, so lege ich einen eigentlichen Wert nur auf die Anfangsgründe und genügt es, meines Ermessens, wenn man das bellum gallicum in der Ursprache zu präparieren verstanden hat. Was aber ist, nächst dem Turnen, für uns Gebildete die unerschöpfte Quelle geistiger Zucht? Wodurch treten wir in die geheime Werkstatt des schaffenden Sprachgeistes? Wodurch anders, als durch das glänzende Thor der deutschen Dichterhalle! (Bravo!) „Zu Dionys dem Tyrannen schlich — Damon den Dolch im

Gewande!“ Meine Herren! Wem schlüge das Herz nicht höher, wenn er gedenkt, wie er einst in den Jahren fruchtbarer Vorbereitung als Quintaner oder — je nach der Stufe — als Quartaner die Balladen unseres großen Idealisten, unseres erhabenen Schillers teils mangelhaft, teils vorzüglich aufgesagt hat! Ich denke, in diesem gesunden Idealismus unserer Dichtung hegen wir Deutschen das köstliche Gut unserer nationalen Gesittung — diesen Idealismus, den wir als das heiligste Erbe unserer großen Klassiker zu verehren haben, müssen wir eifrig bestrebt sein unserem Volke zu erhalten und zu bewahren. Dies ist unsere vornehmste Pflicht! (Sehr richtig!)

Hier gilt es nun in der That einen Kampf mit geistigen Waffen! Einen Kampf der Abwehr, der Verteidigung, zugleich aber auch einen Kampf der Rückeroberung, einen Kreuzzug, meine Herren! Es ist traurig, aber wahr: es hat sich eine Hand voll lärmender Buben gefunden, welche den traurigen Mut haben, sich von den ehrwürdigen Traditionen unserer nationalen Kunst zu emancipiren und eigene dunkle Pfade zu wandeln. Realisten nennen sie sich, oder gar Naturalisten und sind Menschen, welche keinen anderen Gedanken haben, als wie sie möglichst viel Schmutz aufwühlen und sich und andere damit besudeln können.

Wohl ist es einstweilen nur ein Häuflein. Dennoch ziemt es uns gerade jetzt, wo die Gefahr noch nicht allzu dringlich und groß geworden ist, der Natter den Fuß auf den Kopf zu setzen und nicht zu warten, bis aus der Natter ein Drache erwuchs.

Meine Herren! Nattern und Drachen sind ekelhafte Reptile! (Bravo! Große Heiterkeit.) Wodurch könnten wir also den Naturalismus wirksamer bekämpfen, als mittels des Welfenfonds.“ (Sehr richtig!)

Diese Ausführungen wirkten allseitig derartig überzeugend, daß ohne weiteren Einwand zum Beschluß erhoben wurde, den Kammern eine Vorlage betreffend die „Verwendung der Einkünfte des sequestrierten Vermögens des Königs von Hannover im Dienste des Idealismus“ zu unterbreiten. Wir sind in der Lage noch einige Einzelheiten aus dem Entwurf verraten zu können.

In der richtigen Einsicht, daß es sich nicht um eine ausschließlich defensive Stellungnahme gegenüber den gemeingefährlichen Bestrebungen des Naturalismus handeln könne, hat man beschlossen, die Bewegung nicht blos zu organisieren, sondern auch zu centralisieren. Jenes Gebot einer allgemeine Auflösung drohenden Notlage, welches im Staatswesen der alten Römer zur Ernennung eines Diktators führte, forderte auch hier die Wahl e i n e s Mannes. Es kam darauf an, in die Hände eines Einzelnen, der nicht nur eine Autorität als Idealist sein, sondern den auch zugleich gewisse Herrschertugenden schmücken müßten, die Züge zu vereinigen, **ne res publica detrimentum capiat.** Lange schwankte man zwischen dem bekannten Reichstagsabgeordneten Wilhelm Liebknecht und dem berühmten Dichter Karl Frenzel. Schließlich vereinigten sich die Stimmen auf dem letzteren, da gegen den ersteren wohl mit Recht geltend gemacht wurde, daß er zu wenig vom Fach sei.

Der § 13 des Entwurfs lautet daher: „Lebenslänglicher Oberbonze der Idealistenliga ist der Schriftsteller Dr. phil. Karl Frenzel, Berlin SW., Dessauerstraße 19.“

Zur Erläuterung bemerken wir hierzu: je straffer und zu aggressiver Thätigkeit geeigneter die Organisation sich im Entwurf gestaltete, desto größere Aehnlichkeit gewann die „Idealistenliga“ mit der Heilsarmee. Es wird dies niemandem Wunder nehmen, der einmal die auffällige Aehnlichkeit der Situation durchschaut hat. Wie in dem einen Falle eine gewisse Art Christentum, so rüstet sich in diesem Falle der gefährdete deutsche Idealismus zur letzten rettenden That. Und indem er sich mit aller Energie aufrafft, findet er unwillkürlich eine verwandte Form. Diese Beobachtung bestätigt nur die allgemeine Gesetzmäßigkeit menschlicher Verhältnisse.

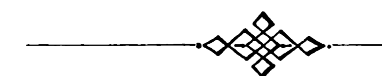
Um nun aber zu vermeiden, daß diese Aehnlichkeit dem Gedeihen des Unternehmens dadurch hinderlich sein könne, daß Vorurteile geweckt und der wohlfeile Spott der Indifferenten herausgefordert würde, ist man darauf bedacht gewesen, sorgfältig äußeren Anklängen an die Institutionen der besagten Heilsarmee aus dem Wege zu gehen. Man hat also, was insbesondere die Titelfrage betrifft, sich nicht, so naheliegend dies auch erscheinen mochte, an militärische Chargenbezeichnnngen angelehnt, sondern hat die Titel den Culten orientalischer und anderer fremder Völker entnommen.

So wird also — falls der Entwurf Gesetz wird, — Karl Frenzel nicht als General, sondern wie gesagt als Oberbonze an die Spitze der Bewegung treten. Die weiteren Titel sind dann: Bonze, weltlicher geheimer Mufti, geheimer Mufti, Mufti und Derwische.

Ein Derwisch der Idealistenliga, so bestimmt ein späterer Paragraph des Entwurfs, ist ein Autor, der bereits einmal einen vernichtenden Artikel über den Naturalismus geschrieben hat, Mufti hingegen erst derjenige, der eine Broschüre geschrieben oder aber direkt thätlich gegen einen Naturalisten vorgegangen ist.

Nachdem erst einmal ein Stamm Idealisten zusammen ist, arbeitet die Maschine dann sehr flott weiter. Es werden eben einfach an die verschiedenen Chargen verschieden abgestufte Pensionen, wie die treffende Bezeichnung des Entwurfs lautet, gezahlt. Der Idealismus, der bisher, wissenschaftlich betrachtet, in der blauen Luft hing, wird damit auf das Engste an das Interesse der Einzelnen geknüpft — der Erfolg kann nur ein ungeahnter sein.

Der also auf das solideste organisierte Kampf mit geistigen Waffen wird dann auf der ganzen Linie, am heißesten aber zweifelsohne in der neuen Zeitschrift „Die Parole“ entbrennen, als deren Chefredakteur selbstverständlich der Oberbonze fungieren wird. Sollte der Bestand dieser Zeitschrift durch die Zinsen des 48 Millionenfonds nicht gesichert erscheinen, so dürfte sich die Regierung genötigt zeigen, weitere Garantie zu übernehmen.



Küsse.

Von

Rosenkrantz Johnsen.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von M. v. Borch.

(Schluß.)

An der Abendtafel des Hotels war es lärmend lustig zugegangen. Die dort wohnenden Damen hatten Hardanger Mädchentracht angelegt, und gelacht und waren in der ausgelassensten Karnevalsstimmung gewesen; der dänische Dichter hatte eine Unzahl Witze in Vers und Prosa von sich geschüttelt, und der Maler hatte auf die Rückseite der Speisekarten Karrikaturen der Damen gezeichnet — mit epigrammatischem Text vom Dichter.

Fräulein Helland und Sommerfeldt hatten zusammen gesessen und geplaudert und sich über die Einfälle und Späße der munteren Gesellschaft amüsiert. Sommerfeldt hatte ein paar Mal brennende Lust gehabt, sich in das Vergnügen zu mischen. Es kam ihm förmlich sündhaft vor, so da zu sitzen und einen köstlichen Einfall nach dem andern, mit dem er hätte glänzen können, hinunter zu schlucken. Aber dann zog er es doch vor, ungestört zu bleiben, denn er hätte riskiert, mit in das Nachspiel hinein gezogen zu werden, das, wie er wol wußte, folgen werde. Und das paßte nicht in seine Pläne für den Abend.

Draußen auf dem Altan waren die Mondscheinlampen angezündet und warfen ihr mildes Halblicht über die weißgestrichenen Tische, Bänke und Rohrstühle. Auf dem obern Altan hatten die ernsteren Hotelgäste Platz genommen, unten aber versammelte sich die muntere Gesellschaft um die blinkenden Weinflaschen und Gläser, die die Wirtin brachte.

Und hier nahm die Lustigkeit ihren Fortgang. Der Musiker spielte drinnen im Zimmer Klavier — alle Thüren und Fenster standen offen — die Sängerin trug ihre Bravournummern vor, und der dänische Dichter hielt Reden und schrieb Verse über Norwegens Frauen, die auf „Felsen bauen" reimten, — dessen Gletscher und Flüsse — mit dem Reim auf „Küsse" — und seine Wälder und seinen Schnee mit dem Reim auf „ewiges Weh" endeten.

Sommerfeldt und Fräulein Helland hatten eine Weile auf der Bank unterhalb des Altans gesessen und die Musik und den Gesang der jungen Dame mit angehört. Sie sprachen nur wenig, und was sie sagten, war nervös und unzusammenhängend. Es war, als stände Jeder von ihnen auf seinem Posten, diesem oder jenem gegenüber, und wäge genau des Andern Worte ab.

„Wollen wir nicht ein wenig gehen?" schlug er vor.

„Gern. Hier ist auch beinahe zu viel Leben." — Sie gingen. Als sie aber bis an das Haus gelangt waren, wo er wohnte, fragte er in möglichst gleichgültigem Ton, ob sie nicht mit hinaufkommen, ein Glas Chambertin trinken und eine Cigarrette rauchen wolle?

Sie stutzte einen Augenblick.

„Sie fürchten sich doch nicht, Fräulein Helland," reizte er sie.

„Haha! mich fürchten — vor Ihnen! Nein, fällt mir garnicht ein. Gewiß

gehe ich mit Ihnen. Außerdem sieht uns jetzt ja Niemand, und lange bleiben wir natürlich nicht."

Aber Sommerfeldt zitterte nervös, als er in demselben Augenblick, wo er die Thür schloß, lautlos einen Riegel von innen vorschob. Er hatte dieselbe Empfindung wie an jenem Abend, als er zu Hause am ersten Abend mit ihr allein gewesen.

Während Fräulein Helland auf dem Sofa Platz nahm, suchte er aus einer Reisetasche eine Flasche Chambertin und zwei Silberbecher hervor und stellte alles auf den Tisch. Auch ein Päckchen Cigaretten. Er entkorkte die Flasche und schenkte ein; sie tranken ein wenig und zündeten die Cigaretten an.

„So, jetzt ist es wieder wie damals," sagte Sommerfeldt.

„Jetzt müssen Sie aber brav sein, hören Sie?"

„Ach was, es hat wol keine Gefahr, wenn ich zum Beispiel" — er nahm ihren Kopf zwischen beide Hände und küßte sie — „so mache!"

„Nein, das glaube ich auch nicht," entgegnete sie munter. „Jetzt hören Sie mal: Ich erzählte Ihnen doch, daß ich an eine Freundin geschrieben und gefragt hätte —"

„Ja, ja, gewiß, ja. Und was antwortete Ihre vortreffliche Freundin?"

„Sie sagt, es sei garnichts dabei, wenn eine junge Dame einen Mann küßt — wenn sie ihn lieb hat. Das muß sie aber thun."

Sie hatte seine Hand genommen und saß und spielte mit seinen Fingern.

„Haben Sie mich lieb, Fräulein Helland?" fragte er mit weicher, bebender Stimme.

„Ich antworte Ihnen nicht."

„Ach ja! Das war auch eine blödsinnige Frage! Was für ein Tölpel ich bin!"

„Ja, wenn Sie so etwas fragen können, müssen Sie wirklich ein Tölpel sein. Du liebe Zeit! Wie dumm Sie doch manchmal sind."

Er zog sie an sich und küßte sie heftig, und sie erwiderte seine glühenden Küsse eben so innig. Lange ruhten sie einander in den Armen, mit gewalsam pochenden Herzen, und die heißen Gesichter Wange an Wange.

Von der lustigen Hotelgesellschaft drang Musik und Lachen lärmend in's Zimmer. Aber es kümmerte sie nicht, sie merkten es nicht, es war, als ob der Lärm ihnen nicht zum Bewußtsein dränge. Sie lebten, atmeten nur im Sinnenrausch des Augenblicks.

Und immer heftiger wurde ihre Umarmung, und glühender, wilder wurde ihre Küsse. Keiner sprach ein Wort; es war, als seien die Lippen im Kuß zusammengewachsen, um sich nimmermehr zu trennen . . . .

Und sie fühlte, wie sie sank und sank und sank — alles, was sie stützen sollte, fiel ab von ihr . . . O wie die Küsse glühten und brannten . . . Sie wollte sprechen, etwas sagen, was die Vernunft oder vielleicht auch die Angst ihr diktierte, aber ihr Mund war verschlossen, und die Stimme der Vernunft ging unter im Brausen und Pochen des Bluts.

Da war es plötzlich, als erwache sie aus dem Rausch —, die Stimme der jungen Sängerin drang so klangvoll und rein zu ihnen in's Zimmer, so daß man deutlich jedes Wort des alten Klagesangs vernehmen konnte:

„Treu und herzinniglich, Robin Adair."

Mit einem heftigen Ruck richtete Fräulein Helland sich auf, so daß Sommerfeldt förmlich in die andere Sofaecke geschleudert wurde. Beide waren so

verwirrt, daß mehrere Sekunden vergingen bevor sie ihre Gedanken einigermaßen sammeln konnten.

Dann aber brach sie in ein so krampfhaftes Schluchzen aus, daß er sie auf den Knieen anflehen mußte, ruhig zu sein, damit Niemand es merke. Und sie solle doch bedenken, daß kein Unglück geschehen sei, — von ihm drohe ihr keine Gefahr mehr.

Er ging verzweifelt im Zimmer auf und ab, während sie nach und nach ihre Thränen bemeisterte; und in der Erregung des Augenblicks trank er Glas auf Glas, so schnell er es nur hinunterstürzen konnte, beinahe den ganzen Inhalt der Chambertinflasche.

„Nun, Margrethe, wie ist Ihnen jetzt?“ fragte er zärtlich, als sie aufgehört hatte zu weinen.

„Das war schlecht von Ihnen, Sommerfeldt, das kann ich Ihnen nie vergeben. Weshalb mußten Sie denn kommen? Warum konnten Sie mich nicht in Frieden lassen . . . .“

Er fühlte sich stark versucht zu fragen, ob er denn mehr „Schuld“ habe als sie, und nach verschiedenen Dingen, mit denen er sich wenigstens entschuldigen konnte. Aber er gab es auf, da es ja doch zu nichts führen würde, meinte er. Er bat sie, nur zu bedenken, daß auch er Gefühle habe, denen er unterlegen war.

„Ach ja, vergeben Sie mir, Sommerfeldt,“ bat sie mit Thränen in der Stimme. „Lassen Sie uns nicht als Feinde scheiden. Im Grunde genommen haben wir gleich große Schuld – wenn wir überhaupt Unrecht gethan haben.“

„Nein, das haben wir garnicht,“ sagte Sommerfeldt mit seiner gewohnten Keckheit.

„Jetzt aber muß es zu Ende sein; Sommerfeldt; dies muß das letzte Mal sein.“

„Selbst—verständlich! Sie sind mir also nicht böse, Margrethe?“

„Vernünftigerweise kann ich es ja nicht sein. Aber Sie haben mir eine Lehre erteilt, die mir für's ganze Leben nützen wird.“

„Will ich gern glauben. Und ich habe eine Sommererinnerung mehr, von der ich leben kann, wenn ich meinen Lieblingswalzer höre und sentimental werde . . . Fräulein Helland!“ — er faßte ihre Hand und drückte sie warm . . . „nur noch einen Kuß, bevor wir scheiden . . . . sagen Sie nicht nein . . . .“

Sie hob das Antlitz zu ihm empor; aber er küßte nur einen weichen, halbwarmen Muskel, — nicht einen liebekündenden Mund. — —

Ein Brief.

„Alter Freund, niemals ist ein Brief willkommener gewesen als der deine, und niemals ist Jemand mit so viel Stimmung an die Beantwortung eines kameradschaftlichen Briefes gegangen wie ich.

Und wenn Du Grund hast, mich der Nachlässigkeit gegen Dich zu zeihen, der Du mir so oft schreibst, so sollst Du mich jetzt zur Entschädigung ganz und gar haben, so wie ich in diesem Augenblick bin und sein muß. Mein innerstes Selbst sollst Du haben. Pér Sommerfeldt chez soi; ein Bekenntnis soll das sein, was ich Dir in dieser Nacht schreibe; denn Dir wage ich mich anzuvertrauen; Du wirst mich und das, was Du von mir weißt, zu nichts schlechtem mißbrauchen, das sehe ich ja an dem, was Du in Bezug auf Margarethe Helland und mich in Deinem Briefe sagst.

Es ist 2 Uhr Nachts. Die ganze Hauptstadt schläft. Ich höre nicht einmal den Schritt der Konstabler auf der Straße.

Ich komme soeben von einer Gesellschaft bei Onkel Karl; sie war dort, sie, die mein ist, der ich zu eigen bin; ich habe sie bis an ihre Hausthür begleitet, und der Kuß ihrer Lippen zittert noch auf den meinen! Alter Freund, ich sehe Dein skeptisches Lachen und höre Dich sagen: „Na ja, da hat er schon wieder 'ne Andere! Großer Gott, ist das ein Mensch!“ Natürlich denkst Du das, natürlich, und ich sollte meinen, daß ich solch ein Urteil verdient hätte. Aber warte nur, hab einen Augenblick Geduld; dann wirst Du mir zugestehen, daß Du Dich dies eine Mal in mir geirrt hast, oder besser gesagt: daß ich mich verändert habe.

Wie gesagt, ich bin eben aus einer Gesellschaft nach Hause gekommen, Souper mit Tanz. Singend öffnete ich die Thür zu meinem Schlafzimmer, riß den Ueberzieher herunter und ging in meinen Salon, um in meinen Lehnstuhl zu sinken, ein Glas Chambertin zu trinken und die kleinen Begebenheiten des Abends an meinem innern Auge vorüberziehen zu lassen. Auf dem Schreibtisch lag Dein Brief! Glaub' mir, ich habe ihn mit Freude gelesen, mit einer Freude, die mit jeder Zeile stieg. Dank für Deine Treue. Ein guter Kerl bist Du — innerlich — trotz Deines Leichtsinns, trotz Deiner schlechten Witze, trotz Deiner leichtfertigen Zunge! Weißt Du, was ich that, als ich den Brief gelesen? Ich stand auf, strich mir Haar und Bart zurecht, zupfte Frack und Kravatte grade, drehte meinen Schnurrbart — als wolle ich zum Fest gehen — zündete beide Lampen und drei Kerzen in funkelnden Silberleuchtern an, ließ das Feuer im Ofen prasseln — und setzte mich an den Schreibtisch. — Und da sitze ich nun und schreibe Dir, um 2 Uhr in der Nacht, im Frack und den andern Pontifikalien, während ich dann und wann einen erquickenden Trunk aus dem Glase neben mir thue. Vor allen Dingen will ich Dir eine Antwort auf Deine Frage in Bezug auf die Geschichte mit mir und Frl. Helland geben. Sie lautet so: Ja. Ich erlaube Dir sie zu veröffentlichen, selbstverständlich unter der Bedingung, daß Du auch fernerhin dieselbe Vorsicht beobachtest; denn Du weißt, ich hasse den Skandal — und ihr Andenken soll durch mich nicht in den Augen eines neugierigen Publikums beschmutzt werden. Ihr Andenken, sage ich, denn Margarethe ist vor länger als einem Jahr gestorben. Ein paar Monate nachdem ich hierher gereist, hat sie einen Mann geheiratet, der sie sehr lieb hatte, aus dem sie sich aber wenig machte. Sie wollte ein Heim und einen Versorger haben, wie ihre Freundinnen in der „Kleinstadt“ sagten; und Eine behauptete noch, sie habe ihn aus Aerger über mich geheiratet, denn man hatte sie geneckt, nachdem ich abgereist war, und hatte boshaft mitleidige Fragen an sie gerichtet; das konnte sie nicht ertragen, vermute ich. Kurze Zeit darauf war ich zu Hause bei Mutter, meiner schönen, prächtigen Mutter! um mich auszuruhen und am Strande der Nordsee zu schwärmen. Da besuchte ich Margarethe — Frau Foß — eines Mittags, als ihr Mann in seinem Bureau war. Aber es war kein schönes Wiedersehen. Sie errötete bis in den Nacken als ich in's Zimmer trat — ein kaltes Zimmer übrigens, mit ungemütlichen, symmetrisch geordneten Möbeln — sie nahm meine dargebotene Hand nicht, sprach nervös, überstürzt, wie in der Eingebung eines kranken Hirns, und dann wurde sie plötzlich bleich und kalt und hart wie ein Laternenpfahl! Ich saß noch ein paar Augenblicke und sprach von der Stadt und gemeinsamen Freunden; dann merkte ich aber plötzlich, daß ich ohne Zuhörer sprach; und als ich noch obendrein fühlte, wie ein paar steinharte Augen mich kalt anstarrten, stand ich auf, verbeugte mich und ging.

Alter Freund, plötzlich ging mir das volle Verständnis für etwas auf, das ich bis dahin nicht geahnt: ich hatte sie tief gekränkt; und sie verachtete mich.

Ich will nicht sagen, daß ich sie eigentlich wieder verachtete; ich zündete mir eine Cigarette an, zuckte die Achseln und verließ ihr Haus; aber vielleicht war sie doch die klügere und bessere von uns beiden. Seitdem habe ich nicht wieder mit ihr gesprochen. Und nun ist sie tot. Aber drei Wochen nach ihrem Tode wurde mir anonym eine Photographie hierher geschickt, eine Photographie von mir selbst, die ich ihr am Tage nach jenem Abend gegeben, wo ich sie zum ersten Mal geküßt: — der Mund war herausgeschnitten, der Mund, der den ihren so oft stürmisch geküßt während das Herz voll heißer Begierde und der Kopf voll kalter Berechnung war. — Wer hat den Mund aus der Photographie geschnitten und wer hat sie mir geschickt? Wer ist der anonyme Testamentsvollstrecker? Wüßte ich es, ich suchte ihn oder sie auf und spräche von Angesicht zu Angesicht mit ihm über meine Reue. Denn ich will dir etwas sagen, ich bereue diese und manche ähnliche Geschichte. Ich kenne mich selbst nicht wieder; denn wenn ich jetzt die Leporelloliste durchlaufe, werde ich traurig bei den Namen, die Erinnerungen an herzzerreißendes Weinen und jammervolles Schluchzen in der Scheidestunde in mir wachrufen. Wie gesagt, ich kenne mich selbst nicht wieder, aber ich weiß, woher die Veränderung kommt. Die Liebesflamme, die *sie* in mir angefacht, zeigt mir meine Vergangenheit in einem Lichte, das — — ah, Du lachst. Du lachst aus vollem Halse. Ich höre Dein widerliches, höhnisches hi-hi—hi; aber das hilft nichts. Ich schenke mir noch ein Glas ein und schreibe weiter. Ich habe Dir gesagt, daß ich Dir beichten und meinen alten Krater von einem Herzen auf Deinen Seziertisch legen will, denn ich muß mich aussprechen. Gar viele waren der Verbindungen, die ich seit jener mit Margarethe gehabt. Ich will nicht von den flüchtigen des Augenblicks sprechen, von Gesichtern, die man in der nächsten Stunde vergessen. Das ist zu armselig, zu gewöhnlich, zu alt, zu altmodisch und zu erbärmlich. Das alles liegt jetzt wie eine lange, enge, dunkle, schmutzige Gasse vor mir, deren Unrat plötzlich in umbarmherziger, elektrischer Beleuchtung vor mir auftaucht. Uf! mit totbringender Kälte durchschauert es mich beim Gedanken an die Geschichten . . . .

Aber dann waren es noch andere Beziehungen, Verhältnisse von mehr oder minder intimem Charakter, die mich gefesselt, unterhalten, gefreut und geschmerzt haben, mit andern Worten Verbindungen, die meinem Sinn den Stempel aufgedrückt, oder besser gesagt, denen mein Sinn, meine angeborenen Neigungen ihren leichten, aber deshalb nicht weniger deutlichen, charakteristischen Stempel aufgedrückt haben.

Und von *der* Sorte habe ich auch verschiedene gehabt.

Wie es Menschen giebt, denen in Handel und Wandel alles glückt, — Geschäftsleute, für die alles zu Gold wird, was sie berühren, so giebt es Männer, denen *jedes* Weib sich hingiebt, wenn der betreffende Mann es *will*. Dem ist so. Und diese Männer sind nicht immer hübsch von Gesicht und schön von Gestalt. Häufig das Gegenteil. Und meistens gehen sie still und diskret umher — vor allem hüten sie sich einen Namen zu nennen oder mit ihren Eroberungen zu renommieren . . . Ihren Salonruf bekommen sie doch, die Helden! Etwas kommt doch immer an den Tag, und das übrige besorgen die Frauen selbst durch die heimliche Bewunderung mit der sie von seiner Gefährlichkeit sprechen. Aber ein notorisch „gefährlicher" Mann hat Glück. — Ich weiß, Du kennst mein „Glück": in welchem Maaße ich aber Glück gehabt, ahnst Du nicht. Ich habe meine Fähigkeiten nach dieser Richtung hin auch erst in den letzten drei, vier Jahren angewandt. — — — Ich will mich nicht auf Einzelheiten einlassen; das möchte selbst Dir zu weitläufig werden . . . . .

Ich unterhielt grade gleichzeitig zwei Verhältnisse, da geschah das, wozu das Vorhergehende nur die Einleitung war. Ich liebte, zum ersten Mal in den dreißig Jahren, die ich gelebt, wahnsinnig, wahnsinnig, wahnsinnig, so gewaltsam, daß ich wie in Todesangst davor zittere, daß es nicht dauern wird; denn wenn es nicht dauert, wenn Jemand oder Etwas kommt und mir raubt, was mich jetzt ganz erfüllt, dann weiß ich, daß ich zum ersten Mal erfahren werde, was es heißt, unglücklich sein! Hör nun wie es kam. Eines Mittags stand ich am Grandhôtel und sah müde und gleichgültig auf die Vorübergehenden. Da merkte ich plötzlich, daß Jemand mich anstarrte; ich drehte mich um und begegnete einem halb lächelnden, halb ernst neugierigen Blick. Es war eine Dame, die ich nur selten auf der Karl-Johannstraße gesehen. Ich hatte keine Ahnung, wer sie sei. Unwillkürlich lächelte ich ihrem freundlichen Gesicht zu; da wandte sie sich hastig ab und ging. Die treffe ich wieder, dachte ich mir und schlenderte weiter. Das traf auch zu. Und jedes Mal, wenn wir uns begegneten, sah sie mich verstolen an, bis ich eines Tages in der Dämmerung einen kleinen Erkennungsgruß wagte; der war aber schlecht angebracht; als ich ihr das nächste Mal begegnete, war sie ernst. Eine Woche verging ohne daß ich sie sah. Eines Sonntagvormittags aber traf ich sie in der Nationalgallerie mit einem ältern Bekannten von mir. Ich grüßte — sie grüßte wieder. Eine Zeitlang umkreiste ich sie und musterte sie von allen Seiten. Sie war mittelgroß, hatte dunkles, dickes, wildes Haar, dunkle Hautfarbe und war nicht mehr ganz jung. Die Augen waren groß und glänzend. Ihr Lächeln verriet Lebensfreudigkeit und Herzensgüte; ihre Stimme hatte einen Klang, der einen Reichtum verborgener Gefühle ahnen ließ . . . Einige Tage später bekam ich durch den, mit dem ich sie in der Nationalgallerie gesehen, Gelegenheit mit ihr zu sprechen. So seltsam ergriffen war ich noch nie. Ihre Güte, ihr Lächeln, ihre Stimme, ihre Natürlichkeit wurden zu einer Uebermacht, der mein Gefühlsleben, meine Skepsis und meine Reflexion unterlagen. Sie fühlte das. Und wir fanden uns, gegenseitig und unmittelbar! Auf Verabredung trafen wir uns jeden Tag. Im Geheimen, vorsichtig. Denn ich kannte ihre Familie ja nicht, — ja, ich kenne sie jetzt noch nicht. Und wir treffen uns immer noch täglich. Oh! Was für ein Leben leben wir, sie und ich. Die Stunde, die wir mit einander zubringen, ist unser Tag, der Rest ist das ewig einförmige Grau in Grau, das nichts enthält als die Sehnsucht nach dem nächsten Wiedersehen. Ich bin froh, so lange ich ihre und meine Verwandten nicht zu sehen brauche, so lange sie und ich unsere Liebe in Frieden haben — aber das kann nicht lange mehr so gehen. Wir müssen ja zu ihren Eltern, deren einziges Kind sie ist. Das wird schwierig, denn der böse Vater ist in allem das grade Gegenteil von mir; ein Fanatiker, der so zu sagen auf einem andern, mir feindlichen Erdball steht. Und sie selbst ist das konservativste Mädchen, das man sich denken kann. Als wir uns endlich gefunden, bemerkte sie: Vor einem Monat noch hätte ich den für wahnsinnig gehalten, dem es eingefallen, mir zu sagen, daß ich auch nur mit einem Manne wie Du bist, reden würde, und jetzt — — „Sie endigte den Satz mit einer Umarmung! O Du liebe Welt! Wie glücklich bin ich!!

Das erste was ich that, da ich als „ihr Junge“ nach Hause kam, war, daß ich mit den beiden Andern brach. So freundlich wie möglich. Nie habe ich geahnt, wie weh es thun kann, solche Wurzeln auszureißen. Aber es mußte sein. Am nächsten Tage bekam ich Briefe von beiden, Briefe, wo in jedem Worte, jeder Zeile die Thränen erzitterten.

Die Eine bat mich, irgendwo mit ihr zusammen zu treffen. Ich ging hin, wenn auch ungern, und hatte eine Unterredung mit ihr, die mich tief schmerzte. Sie weinte so bitterlich und war so erregt, daß ich sie im geschlossenen Wagen nach Hause schicken mußte.

Wie gesagt, erst jetzt begreife ich, daß diese Verhältnisse für die Frau wirklich oft Wert und Bedeutung haben. Und daher macht es mich traurig, wenn ich bedenke, was Margrethe — und vielleicht noch andere — gefühlt haben, als sie sahen, daß das, was für sie treue Liebe, für mich nur eine erotische Laune war. — — Dann kam der Tag, an dem ich ihr beichtete. Ich fragte nämlich, ob sie zu wissen wünsche, wie ich bis auf die letzten Tage gelebt habe. Sie wollte es wissen Und ich erzählte, ohne Umschweif, ohne Schonung. Das war ober auf Sankt Hanshaugen. Ich ging vor der Bank auf und nieder, auf der sie saß. und erzählte. Dann und wann sah ich auf, um in ihrem Gesicht die Wirkung meiner Bekenntnisse zu lesen. Sie saß wie versteinert und zupfte nur zuweilen nervös an ihrer Uhrkette. Noch lange nachdem ich mit den Erlebnissen der letzten Tage zu Ende, verharrte sie schweigend. Die Wirkung war stärker, als ich zu begreifen vermochte . . . Endlich blieb ich vor ihr stehen, nahm ihren Kopf zwischen beide Hände, sah ihr in das betrübte Gesicht und fragte: „Nun, wie denkst Du jetzt von mir?“ — „Fürchterlich“, entgegnete sie unter verhaltenen Thränen. Vor kurzem wollte ich auf einem Balle nicht mit einem Herrn tanzen, weil ich gehört hatte, daß er — — er — er und das Dienstmädchen seiner Eltern — — — Und Du mußt doch einsehen, wie entsetzlich es ist, daß Einer, den ich lieb habe, dies alles auch durchgemacht hat, so kürzlich erst . . . . Aber ich weiß nur, daß ich Dich liebe, so wahnsinnig liebe, daß ich Dich nicht lassen kann — nein, und wenn Du doppelt so viel Geschichten gehabt hättest.“ — Als ich aber dann am Abend nach Hause kam, dachte ich ernstlich über meine „Geschichten“ nach; und in der Beleuchtung ihrer Auffassung erschienen sie mir so widerlich, daß ich mich und meine Natur laut verfluchte! — Wie flach und leer und kalt die Erotik meiner Jugend gewesen ist, kalt vor allen Dingen, wenn ich es mit dem vergleiche, was sie in mir wach gerufen hat! Und ich habe ihr gedankt und es ihr gesagt tausend Mal — ich habe es in ihren Mund gemurmelt, ich habe es ihr in's Ohr mit Worten geflüstert, die sich in ihre Seele gebrannt haben, so daß ihr inneres Augen sie lesen, ihr Gehirn ihren Laut vernehmen kann, — ich habe ihr gesagt: Du bist es, Du, Du, Du allein, die ich liebe, mit jeder Fiber meines Herzens, mit dem ganzen Verstand meines Hirns; Du bist die, nach der ich mich unbewußt gesehnt habe; ich kenne Dich so lange ich lebe, und Du mich; ich will Dich erobern Nerv für Nerv, Zelle für Zelle, bis ich Du werde, und Du ich; ich will bei Dir, um Dich, neben Dir, in Dir sein, selbst wenn du fern bist, und Du sollst meine Stimme hören und meinen Blick fühlen, fühlen, — denn ich will Dich, meine Geliebte, ich will Dich . . . — O Du, ich habe sie so grenzenlos lieb! Ich kann es Dir nicht sagen. Ich kann es ihr nicht einmal sagen, obgleich ich im Rausch des Augenblicks, wenn sie bei mir ist, Worte und Ausdrücke finde, die ich früher nicht gekannt. Ich könnte meine Muttersprache verfluchen, weil sie so hiobsarm ist, wo das Gefühl doch so krösusreich! Leidenschaft — was für ein lumpiges Plebejerwort! Sag es doch einmal laut: Leiden—schaft! Es ist abgenützt wie die Fliesen auf der Karl-Johannstraße und hat nicht mehr Inhalt als eine kalte Kartoffel. — — Mir wird Angst, wenn ich mich dem Gedanken hingebe, wie sinnlos ich meine Geliebte liebe; ich fürchte, daß es nicht dauern kann, daß ich das Feuer nicht in Glut erhalten kann. O doch, ich werde es können, mit ihrer Hülfe. Vom ersten Augenblick an hat sie begriffen, daß sie nicht als „rettender Engel“ auftreten kann; aber sie hat mich schon in vielem stark gemacht; und wenn ich jetzt ein Weib ansehe, so geschieht es nur, um es mit ihr zu vergleichen, um zu sehen, ob die Fremde etwas hat, was auch sie hat. Und ich, den man Meister in der Kunst nannte, glatte, gebildete Unanständigkeiten zu sagen, ich zittere jetzt vor Wut, wenn in ihrer Gegenwart auch nur die Andeutung einer Schlüpfrigkeit gemacht wird. Weißt Du, was ich that, als ich

ihren ersten Brief erhielt? Ich nahm die Schieblade, in der all meine Liebesbriefe mit Zubehör gelegen, that die Briefe — nur vorläufig — in eine andere Lade, wusch die Schieblade und gab ihr eine minutenlange Eau de Cologne Douche bevor ich ihren Brief hineinlegte!

Ich sage Dir ein großes, ein mutiges Wort, alter Freund: meine Liebe war jungfräulich, als ich sie ihr gab. Eine Liebe, die tausende von liebehungernden Frauen ihr mißgönnen würden, wenn sie sie fassen und begreifen könnten! Eine frohe, lustige Liebe! Durch tausend lustige Einfälle will ich sie erheitern. Selbst unsere Verlobungszeit soll fröhlich sein. — Wenn wir nur erst den grimmen Vater gewonnen hätten! Aber es wird gehen, mit Hülfe meiner Liebe. — — Aber dann fällt mir meine Vergangenheit wieder ein. Sie ängstigt mich mit ihrem bleichen Gespenstergesicht. Trotz meiner neuen Stärke und meines Vertranens fürchte ich sie; denn ich weiß, sie **kann** sich rächen. **Sie** weiß das auch, und fürchtet sie. Sie fürchtet, daß sie mir die Freuden meines Junggesellen-Zigeunerlebens nicht ersetzen kann. Als ich neulich in ihrer Gegenwart meine Liebesbriefe und ein Paquet Haarlocken verbrannte, traten ihr die Thränen in die Augen, weil ich die Leichenverbrennung unter Lachen und scherzhaften Bemerkungen vornahm; und als ich ihr nachher ein Gedicht vorlas, das ich an eine junge Frau gemacht, die ich einst geküßt, brach sie in Weinen aus und bat mich unter Küssen, zu schweigen. Du wirst sie lieb gewinnen, das weiß ich. Heute erzählte ich ihr noch von Dir und sagte, ich würde Dir von meinem und ihrem Glücke schreiben. Sie hat es erlaubt, weil sie weiß, daß **mein** Freund nicht indiskret sein kann ....

Du mußt mir bald schreiben, was Du von dem hältst, das ich Dir erzählt. Komm mir aber nicht mit Unsinn; das dulde ich nicht. Glaub mir wenn ich Dir sage, daß es mich gewaltsam aufgerüttelt hat; deshalb war es mir auch eine Erleichterung, mich einem Freunde gegenüber auszusprechen, der die Voraussetzungen hat, um mich verstehen zu können.

Ich sehe, es ist 6 Uhr. Von der Straße her höre ich die Arbeiter, die mit hurtigen Schritten an die Arbeit eilen. Bald werden die Leute im Hause erwachen, und dann schließe ich alle Thüren, damit mich Niemand stören kann, bevor ich spät am Tage erwache. Die Lampen brennen noch so klar, und die Lichter strahlen wie die Kerzen an einer Totenbahre. Ich bilde mir ein, daß es meine Vergangenheit ist, die auf dem Paradebett liegt, und daß ich ihr Sohn bin, der beim Schein der brennenden Kerzen Abschied von ihr nimmt! — Fahrwohl, Du Erotik meiner Jugend, fahrt wohl, Ihr Zechbrüder, fahrt wohl, Ihr Frauen, die ich geküßt und an mich gepreßt, fahrt wohl Ihr Mädchen, die ich betrogen, fahrt wohl, Ihr dummen Briefe und Stelldicheins, — fahr wohl Alles, was sich in Gedanken, Worten und Thaten nicht vereinigen läßt mit meiner Liebe zu **ihr** ..... Und Du, lichter, anbrechender Tag, sei herzlich willkommen zur Arbeit und Freude mit ihr, bei ihr, für sie und für alles, was zum Wohl und zur Freude führt! Ich grüße Dich, lieber Freund, und ich grüße das Leben! — Jetzt schenke ich mir den Rest Chambertin ein, sage Dir Gutenacht und trinke Brüderschaft mit dem Dasein — um ihretwillen!

Dein treuer Freund Pér Sommerfeldt.

Ende.



Die Dekabristen.

Roman

von

Graf Leo Tolstoi.

Erstes Kapitel.

Es war vor noch nicht langer Zeit, unter der Regierung Alexanders II., in unserer Epoche, der Epoche der Civilisation, des Fortschritts, der sogenannten „Fragen", der Wiedergeburt Rußlands, u. s. w. u. s. w.

Es war in der Zeit, da das siegreiche russische Heer aus dem den Feinden übergebenen Sebastopol heimkehrte, da ganz Rußland über die Vernichtung der Schwarzen-Meeres-Flotte triumphirte und das weißsteinerne Moskau die kläglichen Reste der Bemnnung jener Flotte zu diesem freudigen Ereignis beglückwünschte, ihnen nach guter russischer Sitte Salz und Brot und ein gutes russisches Glas Schnaps entgegentrug und sie feierlichst in seinen Mauern willkommen hieß.

Es war in jener Zeit, da das durch weitsichtige Politiker repräsentirte Rußland die Zerstörung seines schönen Traums von dem feierlichen Hochamt in der Sophienkathedrale zu Konstantinopel und den für das Vaterland so empfindlichen Verlust zweier großen Männer beklagte, die während des Krieges gestorben waren, und von denen der eine, dem es mit dem Hochamt in der Sophienkathedrale ganz besonders eilig gewesen war, seinen Tod auf den Fluren der Wallachei gefunden hatte, nachdem er auf ebendenselben Fluren zwei Husarenschwadronen zum Teufel geschickt hatte — und der andere, ein wahrer weißer Rabe, Bettlaken und Thee und fremdes Geld unter die Verwundeten verteilt hatte, ohne irgend etwas von diesen Dingen zu stehlen.

Es war in der Zeit, da an allen Ecken Rußlands, in allen Gebieten menschlicher Thätigkeit große Männer wie die Pilze emporschossen und es überall von genialen Heerführern, Administratoren, Nationalökonomen, Schriftstellern, Rednern und großen Männern schlechtweg ohne besondere Berufung und besonderes Ziel nur so wimmelte. Es war in der Zeit, da bei der Jubiläumsfeier eines Moskauer Schauspielers in Folge eines Toastes die öffentliche Meinung das Licht der Welt erblickte und über alle Schurken und Verbrecher Gericht hielt; da drohende Untersuchungscommissionen aus Petersburg nach dem Süden zogen, um die spitzbübischen Kriegskommissare zur Verantwortung zu ziehen und zu strafen; da die armlosen und beinlosen Heldenkrüppel von Sebastopol aller Orten durch glänzende Diners und noch glänzendere Reden gefeiert wurden und ein ehemaliger Branntweinpächter sich durch seine bei dieser Gelegenheit bewiesenen oratorischen Leistungen so hervorragend auszeichnete, daß die Hüter der staatlichen Ordnung sich ins Mittel legen und seiner Beredtsamkeit ein Ziel setzen mußten; da sogar im englischen Club zu Petersburg ein besonderes Zimmer zur Diskussion gesellschaftlicher Angelegenheiten angewiesen wurde; da Journale mit den verschiedenartigsten Programmen und Namen auf der Bildfläche erschienen: Journale, welche europäische Prinzipien auf europäischem Boden, doch vom russischen Standpunkte aus beleuchteten, und wiederum Journale, welche russische Prinzipien auf russischem Boden, doch vom europäischen Standpunkte aus beleuchteten — Journale in solcher Anzahl, daß durch die bloßen Titel das ganze Lexikon erschöpft zu

ßen, und daß dennoch trotz all der „Boten“ und „Beobachter“ und „Sterne“ und Adler“ und „Worte“ u. s. w. immer neue und neue Titel und Namen auftauchten. Es war in jener Zeit, da ganze Plejaden von „denkenden“ Schriftstellern zum Vorschein kamen, welche den Nachweis führten, daß es eine volkstümliche und eine unvolkstümliche und eine weder volkstümliche noch unvolkstümliche Wissenschaft gebe u. s. w. — und wiederum ganze Plejaden von „dichtenden“ Schriftstellern, welche den Laubwald und den Sonnenaufgang und das Gewitter und die Liebe der russischen Maid und die Faulheit eines Beamten und das schlechte Betragen vieler Beamten beschrieben; in jener Zeit, da plötzlich an allen Enden die sogenannten „Fragen“ auftauchten (wie man im Jahre 1856 alle jene Erscheinungsreihen nannte, von deren Wesen niemand etwas verstand) — da es eine Cadettencorpsfrage, eine Universitätsfrage, eine Censurfrage, eine Frage des mündlichen Gerichtsverfahrens, eine Finanz-, Bank-, Polizei-, Emancipations- und noch so manche andere Frage gab und ein jeder sich bemühte, immer noch neue Fragen ausfindig zu machen und zu lösen; da Projekte aller Art bald schriftlich und bald mündlich zur Kenntnis der Mitwelt gebracht wurden und ein jeder nur abschaffen und umgestalten und reformiren wollte und das ganze Reußenvolk wie ein Mann von unbeschreiblichem Enthusiasmus ergriffen war — ein Zustand, der sich bei uns in Rußland nur zweimal wiederholt hat, das erste Mal im Jahre 1812, da Napoleon I. von uns Prügel bekam, und das zweite Mal im Jahre 1856, da wir von Napoleon III. Prügel bekamen.

Eine große, unvergeßliche Zeit fürwahr, die Zeit der Wiedergeburt des russischen Volkes! Wie jener Franzose behauptete, daß der Mensch überhaupt nicht gelebt habe, der nicht zur Zeit der französischen Revolutiou gelebt hat, so kann auch ich behaupten, daß der Mensch überhaupt nicht gelebt hat, der nicht im Jahre 1856 in Rußland gelebt hat, einfach nicht weiß, was leben heißt. Aber der Schreiber dieser Zeilen hat nicht nur in jenen Tagen gelebt, sondern er war auch einer der großen „Macher“ jener Tage. Nicht genug, daß er selbst ein paar Wochen in einer der Blindagen von Sebastopol gesessen hat, hat er auch ein Werk über den Krimkrieg verfaßt, das ihm großen Ruhm eingebracht, und in dem er deutlich und genau beschrieben hat, wie die Soldaten von den Bastionen mit Gewehren schossen, wie auf dem Verbandplatz mit Verbandzeug verbunden wurde, und wie auf dem Friedhofe die Toten begraben wurden. Nach Vollbringung dieser Heldenthaten kam Schreiber dieses nach dem Centrum des Reiches, in die große Raketenfabrik, wo er denn auch die Lorbeeren für seine Heldenthaten erntete. Er sah die Begeisterung der beiden Residenzen und des ganzen Volkes und hat es an sich selbst erfahren, wie Rußland wahre Verdienste zu belohnen weiß. Die Mächtigen dieser Welt suchten seine Bekanntschaft, drückten ihm die Hand, gaben ihm zu Ehren Diners und bestürmten ihn mit Einladungen, um von ihm persönlich die Einzelheiten des Krieges zu erfahren. Und darum weiß Schreiber dieses jene große, unvergeßliche Zeit ganz besonders zu schätzen.

* * *

In dieser unvergeßlichen Zeit hielten eines Tages zwei Kutschenschlitten und ein Lastschlitten an der Auffahrt des besten Moskauer Gasthauses. Ein junger Mann entstieg einem der Schlitten und eilte rasch durch die Thür, um sich nach Zimmern zu erkundigen. Ein alter Herr blieb mit zwei Damen in der Kutsche sitzen und sprach davon, wie die Schmiedebrücke beim Einzug der Franzosen im Jahre 1812 ausgesehen habe. Es war die Fortsetzung eines Gesprächs, das bereits bei

der Einfahrt nach Moskau begonnen hatte, und das der Alte in dem weißen Barte und dem offenen Schafpelz nun in aller Gemächlichkeit fortsetzte, als ob er entschlossen wäre, in der Kutsche zu übernachten. Seine Frau und seine Tochter hörten ihm zu, doch blickten sie dabei nicht ohne Ungeduld nach der Thür des Hotels. Der junge Mann trat endlich mit dem Portier und dem Zimmerkellner aus der Thür.

„Nun, wie steht es, Sergiej?“ fragte die Mutter, indem ihre müden Züge vom Lichte der Laterne erhellt wurden.

Sergiej antwortete ihr, daß Zimmer zu haben wären, und öffnete den Kutschenschlag. Er bediente sich bei seiner Antwort der französischen Sprache — entweder, weil er es so gewohnt war, oder weil er nicht wollte, daß ihn der Portier nach seinem schlichten Halbpelz für einen Lakeien hielt. Der alte Herr warf einen kurzen Blick auf seinen Sohn und lehnte sich dann wieder in den dunklen Fond der Kutsche zurück, als ob das, was da draußen vorging, ihn gar nichts anginge.

„Ein Theater gab es damals noch nicht“, fuhr er in dem Auskramen seiner Erinnerungen fort.

„Pierre!“ rief seine Frau, indem sie ihren Pelzmantel aufnahm, er aber sprach ruhig weiter:

„Madame Chalmier wohnte in der Twerschen Straße . . .“

Aus dem Fond der Kutsche ließ sich ein jugendliches Lachen vernehmen.

„Papachen, so steig doch aus — Du hast Dich so vertieft!“

Jetzt erst schien der Alte zu begreifen, daß sie angekommen waren, und blickte um sich.

„So steig doch aus!“

Er schob seine Mütze zurecht und stieg gehorsam zum Kutschenschlag hinaus. Der Portier beeilte sich, ihn zu stützen, als er sich jedoch überzeugt hatte, daß der Alte noch einen sehr sicheren Gang besaß, bot er sogleich seine Dienste der älteren der beiden Damen an. Natalia Nikolajewna, die Gattin des alten Herrn, machte durch ihren Zobelpelz, sowie durch die Art und Weise, wie sie langsam und umständlich aus dem Wagen stieg, wie sie sich schwer auf seinen Arm stützte und wie sie hoch aufgerichtet, ohne sich umzusehen, am Arme ihres Sohnes die Treppe zum Gasthof hinaufschritt, auf ihn einen ganz gewaltigen Eindruck. Die junge Dame konnte er von den Dienerinnen, die aus der zweiten Kutsche gestiegen waren, fast gar nicht unterscheiden; sie trug, wie diese, einige Bündel und Packete und schritt neben ihnen einher. Nur nach ihrem Lachen und danach, daß sie den Alten Papa nannte, erkannte er ihre Zugehörigkeit zur Familie.

(Fortsetzung folgt.)



Verantwortlich für die Redaction Wilhelm Bölsche, Friedrichshagen. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler. Druck: A. Seydel & Cie. Beide in Berlin.



Richard Wagner und der Naturalismus.

Von **Christian Ehrenfels.**

Von der Zeit unserer Klassiker an bis zur Aufführung des „Parsifal“ in Bayreuth und dem bald darauf erfolgten Tode Richard Wagners hat die Geschichte der deutschen Bühne keine Bewegung zu verzeichnen, welche sich auch nur annähernd dem gewaltigen Werdeprozeß des musikalischen Dramas an die Seite stellen ließe; und wer etwa diesen Entwicklungsgang zur Zeit seines Abschlusses in ganzer Größe empfunden zu haben glaubte, der hätte es sich wohl nicht träumen lassen, daß es in weniger als einem Jahrzehnt möglich, ja geboten sein werde, dem Werk von Bayreuth ein zweites, von demselben ganz unabhängiges Geschehnis an die Seite zu stellen und über der Frage nachdenklich zu werden, welche Richtung wohl die Resultirende aus jenen zwei mächtigen Triebkräften unseres Kunstlebens einschlagen werde.

Der Naturalismus ist eine Bewegung, welche die Sieghaftigkeit gleichsam an der Stirn geschrieben trägt, — nicht etwa wegen einer besonderen künstlerischen Potenz ihrer Vertreter, vielmehr gerade deswegen, weil sie ihren bisherigen Einfluß auf die Gemüter nicht dem Auftreten eines alle überragenden Genies, sondern dem Zusammenwirken vieler Talente zu verdanken hat; denn darüber kann kein Zweifel obwalten: die noch nicht vollkommen entwickelten jungen Kräfte natürlich ausgenommen, über deren Zukunft sich nichts voraussagen läßt, zeigt die lange Reihe der Naturalisten, mag man auch suchend nach dem Norden, Westen und Süden über Deutschlands Grenzen hinausgehen, keinen einzigen, welcher vor dem „Zauberer von Bayreuth“, vor dem verblüffenden, man möchte fast mit Nietzsche sagen „tyrannischen“ Genie dieser Künstlernatur zu bestehen vermöchte. Um so schwerer wiegt die Frage, welche der beiden „Richtungen“ wohl den Entwickelungsgang der Zukunft stärker beeinflussen werde. Entspricht es ja doch auch einer berühmten Rückzugstaktik der zahm gewordenen Widersacher jenes Gewaltigen, daß sie die Bedeutung seines Werkes als der persönlichen Emanation eines großen Mannes mit mehr oder weniger Verklausulirungen gelten lassen, um so entschiedener aber noch wie vor den „falschen Prinzipien“ des Künstlers entgegentreten, bei deren eigensinnigem Festhalten nur eben seine Kraft noch zu bestehen vermochte, während jede andere das gewöhnliche Maß weniger überragende darüber rettungslos zu Fall kommen müßte. Nun kann man eigentlich von einem Festhalten an Wagner'schen Prinzipien nur in sehr beschränktem Sinne sprechen, weil Wagner — wie jeder aus dem Studium seiner Schriften leicht ersehen kann — die künstlerischen Theorieen

mehrfach gewechselt, und ganz im Gegensatz zur weit verbreiteten irrigen Auffassung seines Wesens die künstlerische Praxis niemals — es sei denn in einigen Aeußerlichkeiten — seiner Theorie, sondern stets diese dem künstlerischen Entwurfe angepaßt hat, welcher ihm jeweilig die Seele erfüllte. Dennoch aber läßt sich auch in der künstlerischen Praxis sämmtlicher Wagner'scher Entwicklungsphasen recht deutlich etwas wie eine gemeinsame Richtung auffinden und hat jene Behauptung einen wohl zu erwägenden Sinn, daß die Erfolge der Wagner'schen Kunst mehr seinem Genie als seiner Richtung zuzuschreiben seien, — während dann von den Errungenschaften der Naturalisten das Entgegengesetzte gelten müßte. Hiermit stimmt auch der Umstand überein, daß Wagner bisher keinen auch nur einigermaßen beachtenswerten Nachfolger gefunden hat, und daß in sämmtlichen andern Kunstzweigen, wo immer sich gewisse Affinitäten zu seiner Sinnesart geltend machten, der Rückzug vor dem Naturalismus nicht mehr zu verkennen ist. Wir sprechen hier nicht von den meist kläglich ausgefallenen Illustrationsversuchen zu Wagner'schen Gestalten und Bühnenbildern, sondern von Erscheinungen, welche eine Verwandtschaft mit der Wagner'schen Kunstrichtung zum Teil als empörende Insinuation zurückweisen würden, oder doch zurückgewiesen haben würden, wenn sie zu ihrer Zeit behauptet worden wäre, welche aber dennoch von der Kunstgeschichte neben — oder vielmehr unter dem Meister von Bayreuth in eine Gruppe zusammengefaßt werden dürften. Scheffel, Keller, Jordan, Freytag, Hamerling, Dahn — Kaulbach, Schmid, Makart — man erschrecke nicht — selbst Böcklin, und was sonst von Sternen zweiter und dritter Größe an diese Namen sich anschließt — so sehr sie selbst oder ihr Anhang noch die Gegensätze hervorkehren mögen, — keiner von ihnen kann es verläugnen, daß er mit dem Schöpfer des Tannhäuser und der Nibelungen-Tetralogie eine Luft eingeatmet. Und wie verhält sich das moderne Geschlecht ihnen gegenüber? — Sie gelten zum Teil als überwundene, historische Erscheinungen, oder man freut sich ihrer naturalistischen Züge, wie etwa bei Keller — oder sie ragen, wie Böcklin, als Raritäten in eine Zeit herein, der sie nicht mehr als höchstens noch den Gehalt einer interessanten Individualität mitzuteilen haben. Ueberall Rückzug, oder doch Vereinsamung!

Dagegen auf Seiten des Naturalismus, welch geschlossene Phalanx, welch einmütiges Zusammenwirken! Der Maler malt, was der Dichter erzählt und der Schauspieler darstellt, und der Widerstreit der Nationen verstummt beinahe vor diesem gewaltigen Unisono der Geister. — Ist da die Frage nicht gerechtfertigt, was das Werk eines Einzelnen, und sei er ein noch so Mächtiger, hiergegen vermöge — welches Schicksal in dieser Bewegung die künstlerischen Ausdrucksformen erwarte, die zur Darstellung heidnischer Mythen und romantischer Sagen gefunden wurden?

Wenn wir nun in dem folgenden diese Frage nach dem, was werden wird, aufwerfen wollen, so müssen wir vorher die bescheidenere nach dem, was ist, beantwortet, das heißt die Beziehungen aufgedeckt haben, welche die beiden Kunstübungen, wie sie gegenwärtig uns vorliegen, zu einander aufweisen. Hierbei wird es sich bald zeigen, daß der Begriff des Naturalismus noch ein vielfach schwankender, unfertiger ist, und viele Merkmale enthält, die auch getrennt von einander und in anderer Verbindung vorkommen, so daß wir, wo wir einen wesentlichen Gegensatz zu empfinden glaubten, dennoch gar manche Berührungspunkte, ja verwandte Züge wahrnehmen können. Des Nächstliegenden, weil Aeußerlichsten, sei hier zuerst gedacht.

Wer etwa den Begriff des Naturalisten nur vom Standpunkte der ästhetischen oder wirklichen Polizei aus zu fassen vermag, der wird sogar keinen Anstand nehmen, den Namen Richard Wagners geradezu mit auf die Liste jener Conscribirten zu setzen. In mehr als einer Beziehung könnte dies gerechtfertigt werden. Wagner

steht wegen seines Naturalismus in Verruf vor allem dort, wo er sexuale Verhältnisse mit einer bisher durch wirkliches oder erheucheltes Schamgefühl verpönten Unverfrorenheit zur Sprache oder zur Darstellung bringt; dann wo er Kraftausdrücke aus der Schelt- und Schimpfrede des Alltagslebens auflieſt, um sie Göttern, Riesen und Zwergen in den Mund zu legen; er ist Naturalist in seiner Inszenirung, da er sich nicht begnügt, uns die schwimmenden Rheintöchter, die Walküren auf ihren Wolkenrossen, Siegfrieds Drachenkampf in der Phantasie vorzuführen, sondern dies alles **in natura** auf die Bühne bringt. Wagner ist außerdem, wie schon genugsam hervorgehoben, Naturalist als Musiker, wenn er die Stimme des Waldvogels, den Schlag des Schmiedehammers, das Prasseln der Waberlohe aus seinem Orchester heraustönen läßt; — auch dort, obgleich schon in übertragenem Sinn, wo die Tonmalerei benutzt wird, um Gegenstände der Gesichtswahrnehmung oder -phantasie zu veranschaulichen, wie etwa in jener berühmten Vision Mimes nach dem Verschwinden des Wanderers im ersten Act „Siegfried."

Das alles trifft jedoch nicht den Kern der Sache, — ist nur Kleid und Außenwerk für das eigentliche künstlerische Wesen. Es giebt Theoretiker, welche dieses Wesen beim Naturalismus ergründet und in eine allgemein gültige Formel gebracht zu haben glauben. „Die Kunst soll wieder Natur werden. Der Dramatiker soll nur das in Wirklichkeit Mögliche, das Naturwahre im allerstrengsten Sinne des Wortes auf die Bühne bringen." — Dieses Princip wird zwar keineswegs von allen Naturalisten als alleinseligmachendes Dogma anerkannt, und — glücklicher Weise — noch weniger eingehalten; dennoch aber bezeichnet es eine Tendenz, welche ihren bestimmenden Einfluß auf allen Gebieten der naturalistischen Kunstübung bethätigt. Niemand aber hat jener Tendenz entschiedener und mit mehr Bewußtsein entgegengewirkt, als Richard Wagner. Mit Ausnahme der „Meistersinger" nimmt das Wunder in allen Wagner'schen Dichtungen eine entscheidende Rolle ein, und kaum jemals sind wohl dramatische Vorgänge auf die Bühne gebracht worden, welche sich in ihrem ganzen Verlaufe so ausschließlich auf dem Gebiete des Wunderbaren bewegen, wie die Handlung in Wagners „Rheingold." Hier also bildet Wagner geradezu den Gegenpol des Naturalismus. Und nicht hier allein.

Jede Kunst dient außer dem künstlerischen noch irgend einem andern Bedürfnisse, welches auch auf kunstlose Weise befriedigt werden kann. Am auffälligsten tritt dies zunächst in der Architektur bei den reinen Nützlichkeitsbauten zu Tage. Aber auch der Bildner, welcher blos dem Illustratrationsbedürfnis, d. h. unserem Wunsche entgegenkommt, uns die Gegenstände, welche die Phantasie beschäftigen, in anschaulicher Vorstellung zu vergegenwärtigen, bedarf zur Ausführung seines Geschäftes keiner, oder doch nur eines Minimums von eigentlicher Kunst, — was die Menge aller Arten Götter- und Heiligenbilder, sowie in unseren Tagen die meisten Zeitungsillustrationen beweisen. — Aehnlich kann das elementare Selbstentäußerungsbedürfnis erregter Stimmungen, welches sich in dem die Brust befreienden Schreien Luft macht — die Triebkraft der Musik — durch kunstloses Tönen und Lärmen befriedigt werden. Endlich das voraussetzungslose Interesse des Menschen selbst für menschliche Erlebnisse und menschliche Schicksale, der Mutterboden, in welchem alle Dichtung wurzelt, führt in gleicher Weise tagtäglich zu zahllosen nicht künstlerischen Berichten, Erzählungen, ja mimischen Nachbildungen. — Auch die wirksamste aller Kunstschöpfungen, das Drama, enthält somit ein nicht ausschließlich künstlerisches Urelement. Und es scheint, daß wir hier, wo der Mensch selbst sich zum künstlerischen Material hergiebt, wo Wesen aus Fleisch von unserm Fleische und Blut von unserm Blute sich herbeilassen, Gemütsbewegungen zu simulieren, welche sie nicht besitzen, und auf eingebildete Erlebnisse hin mit dem Zucken

ihrer wirklichen Nerven zu reagiren — es scheint, daß wir solches Beginnen als Frevel und tiefe Entwürdigung, oder doch mindestens als unverantwortliche Kraftvergeudung empfinden, wenn es nicht dem höchsten Zwecke dienstbar gemacht wird: der Wertung all des menschlichen Werdens und Könnens, welches den Lebensinhalt einer Kulturepoche ausmacht. — Darum sind alle großen Dramatiker auch Moralisten (im eigentlichen, nicht im schulmeisterlichen Sinne des Wortes) — und so wenig das zur Veranschaulichung einer abstrakten moralischen Formel verfaßte Theaterstück ein Kunstwerk genannt werden kann, so sicher ist dennoch in jedem Drama eine, wenn auch unbewußte Tendenz als das bestimmende Element für den künstlerischen Organismus zu erkennen. — Will man sich also über das Verhältnis zweier dramatischer Erscheinungen klar werden, so hat man vor allem nach jenem im tiefsten Grunde produktiven Bildungselement zu forschen.

Auch hier erscheint Richard Wagner zunächst als Antipode des Naturalismus. Der Gegensatz ist mit wenig Worten zu präcisiren. Der **Naturalismus** huldigt der **Entwicklungstheorie**, glaubt an Fortschritt ins Unbegrenzte und wertet das Gegenwärtige nach Maßgabe einer anticipirten Zukunft; **Richard Wagner** sucht den **„Idealmenschen an sich“** in einer **erträumten prähistorischen Vergangenheit** und vermag den Fortschritt zum Besseren, an welchem auch er festhält — im Grunde Optimist wie jede Künstlernatur — nur als Reform, als Rückkehr zu jenem verlorenen Idealmenschentum zu fassen. Er ist hierin Schüler des achtzehnten Jahrhunderts geblieben, wie auch unsere Klassiker und die ganze Romantik. Die reinere, höhere von jenen „zwei Seelen“, welche in der Brust wohnen,

„. . . hebt gewaltsam sich vom Dust
zu den Gefilden hoher Ahnen.“

Diese „hohen Ahnen“ und ihre „Gefilde“ haben indes nicht allein die Dichter und Denkers des achtzehnten Jahrhunderts zu erfassen und heraufzubeschwören gesucht: so weit wir in der Geschichte zurückblicken, vermeinten die Menschen in dem Alten, Vergangenen das Ehrwürdige, Erstrebenswerte zu erkennen, erschien ihnen ihr eigener Entwicklungsgang in dem traurigen Lichte der Decadence vom Göttlichen zum Menschlichen. Erst unserer Zeit war es vorbehalten, die Perspektive umzudrehen; statt des Gottes der Affe, und statt des entarteten Enkels der Uebermensch! Und an diesem Wendepunkt, dem bedeutsamsten vielleicht, den die Geschichte des menschlichen Geisteslebens zu verzeichnen hat, steht Richard Wagner als letzter, gewaltiger Vertreter der alten Auffassung. Das leidenschaftliche Festhalten an dieser Auffassung bietet einen der Hauptschlüssel zum Verständnisse der oft wunderlichen Seiten seines Wesens. Der glühende Haß gegen die Naturwissenschaften und die gesamte empirisch-experimentelle Denk- und Forschungsmethode erklärt sich daraus nicht minder, als seine mitunter abstruse Sprachmystik, — ein Ausdruck der Ueberzeugung, daß wir in der Sprache die bedeutsamste Hinterlassenschaft jenes prähistorischen Idealmenschen besitzen, in welcher der ganze Schatz seiner hohen Weisheit und göttlichen Naivetät beschlossen läge. So tritt Wagner an dieses Denkmal mit demselben erwartungsvollen Bewußtsein heran, wie etwa der späte Adept an die Zauberformel seines verehrten Meisters: hieraus kannst du erfahren, was vor dir ein Höherer geahnt und gefunden. Bedeutungsschwanger fügen sich die Stabreime seiner Muttersprache; und man kann nicht leugnen, daß der Dichter hier im Bunde mit den tiefwühlenden Harmonien seiner Musik jene Schauer wachzurufen vermag, welche in der Werdestunde einer aufdämmernden Erkenntnis uns umrauschen. — nur daß allerdings die Erkenntnis sich nachträglich als eine recht dürftige erweist



— kein metaphysischer Einblick in mystische Tiefen, sondern besten Falls die Entdeckung der Verwandtschaft zweier Sprachwurzeln oder Wortstämme. Das kann man dem Künstler verzeihen. Seine Nachbeter allerdings, welche die Methode auf philosophische Forschung anzuwenden versuchten, haben sie gar bald, wie so viele Züge des „Meisters“, ins Fratzenhafte verzerrt.

(Ein zweiter Aufsatz folgt.)

Das Milieu in Kunst und Wissenschaft.

Der Hauptgegenstand der Dichtung ist der Mensch, insbesondere des Menschen Seele mit ihren Leiden und Freuden, ihren Strebungen und Gedanken. Aber der Mensch ist tief eingesenkt in die Natur; in jeder Sekunde wirken ihre Einflüsse auf ihn, und besonders seine Seele enthält viele Bestandtheile, welche wir den Einflüssen der Außenwelt zuschreiben. Dies konnte der Dichtung nicht entgehen, und so finden wir denn seit den ältesten Zeiten mehr oder weniger die Umgebung mitberücksichtigt. Aber hierbei zeigen sich die größten Unterschiede: bald ist das Milieu, wie die Franzosen, Umgebung und Umstände zusammenfassend, sagen, nur schattenhaft angedeutet, bald ist es ausführlich geschildert, aber es macht den Eindruck, als ob der Dichter nur sein Talent auch als Maler des Leblosen üben wolle; die Hauptsache, der Zusammenhang zwischen der Umgebung und dem Menschen, fehlt. Die höchste bisher erreichte Stufe war, daß der Dichter die ästhetischen Stimmungen ahnen ließ, welche das Milieu auf die sich in ihm bewegenden Personen hervorbrachte. Ein Muster dieser Darstellung der Einflüsse der Umgebung ist z. B. der Werther. Auch der Romanticismus schilderte den Einfluß des Milieu besonders in Gestalt ästhetischer Stimmungen, welche romantische Umgebungen: alte Ruinen, mondbeglänzte Gärten, schaurige Schluchten u. s. w. hervorbringen.

Die neuere Naturforschung entdeckte aber noch andere weit wichtigere Einflüsse der Umgebung auf den Menschen. Das Problem der Wechselwirkung zwischen beiden tritt schon im vorigen Jahrhundert der Menschheit ins Bewußtsein. Zuerst suchte man die Einwirkung der Umgebung, des Wohnsitzes und des Klimas auf ganze Völker darzulegen. Montesquieu und Herder gaben dazu geistreiche Beiträge. Dann bemächtigte sich vor allem der tiefe Geist Ritters dieses Problems. Die Erde ist ihm das Wohnhaus des Menschen, er ist von ihr ebensowenig zu trennen, wie Thier und Pflanze. Körper und Seele werden in gleicher Weise von der umgebenden Natur beeinflußt und aus ihrer so beeinflußten ursprünglichen Anlage entspringen nun alle Sitten, Gebräuche, Einrichtungen, Schicksale, kurz die ganze Geschichte eines Volkes. Den angeborenen Nationalcharakter in seinen Wirkungen und seiner Widerstandskraft oft unterschätzend, suchte man zu zeigen, wie nach Maßgabe der umgebenden Natur ernste, ruhige, thatkräftige, schlaffe, stumpfsinnige, heitere, trübsinnige, phantasiebegabte Nationen entstehen mußten. Vor allem zeigte man, daß wenige Ideen mehr den Bodencharakter an sich tragen, als die religiösen. Neben die so entstandene Wissenschaft, die man in neuster Zeit passend Anthropogeographie genannt hat, trat in der Mitte dieses Jahrhunderts die eigentliche Naturwissenschaft mit ähnlichen Erklärungsversuchen, indem sie mehr den Einfluß auf das Individuum, nicht, wie es bisher geschehen, auf ganze Nationen ins Auge faßte. Vogt sprach es im Einklang mit den übrigen deutschen Materialisten aus,

daß der Mensch die Summe sei von Eltern und Amme, von Ort und Zeit, von Luft und Wetter, von Licht und Schall. Vor allem wirkten auch in dieser Hinsicht die Untersuchungen Darwins, obgleich dieser den Einfluß des Milieu nicht allzu hoch und wohl zu niedrig anschlägt. So sagt er in seinem Werke über das Variieren der Tiere und Pflanzen: „Die Art der Abänderung hängt in höherem Grade von der Natur und Konstruktion des Organismus, als von der Natur der veränderten Bedingungen ab.“ Doch scheint ihm dies später falsch: „Nach meinem eigenen Urteile“, sagt er in einem späteren Briefe, „liegt der große Irrtum, den ich beging, darin, daß ich nicht genügendes Gewicht der unmittelbaren Wirkung der Umgebung (Nahrung, Klima u. s. w.) unabhängig von der natürlichen Auswahl beilegte.“

Mehr aber noch als alles dieses wirkte zur Anerkennung der Einflüsse der Umgebung die immer breiteren Raum einnehmende socialökonomische Forschung und die Ausbreitung des Socialismus überhaupt. Der wichtige Fortschritt war besonders, daß man außer dem natürlichen Milieu auch das sociale ins Auge faßte. Die sich immer mehr ausbreitende kapitalistische Produktionsweise führte besonders in dem klassischen Lande derselben, in England, ein bisher in dieser Deutlichkeit noch nicht hervorgetretenes Problem vor Augen: man sah innerhalb derselben Nation eine von der besitzenden nicht blos geistig, sondern auch körperlich durch eine tiefe Kluft geschiedene Bevölkerungsklasse entstehen; eine Klasse voll von bisher ungeahnten körperlichen und moralischen Gebrechen. Man fragte sich: Woher diese? Und man fand als Grund die Armut der herabgekommenen Klasse mit allen ihren Folgen intellektueller, moralischer und körperlicher Not. Besonders in der ersten Zeit, als sich die arbeitenden Klassen eine bessere Lage noch nicht selbst erkämpft, und die Regierungen sich ihrer noch nicht angenommen hatten, sah man mit erschreckender Deutlichkeit den zerrüttenden Einfluß der Not und Ueberarbeitung, der schlechten Nahrung und Wohnung auf Geist und Körper, sah, wie das Leben aus der Hand in den Mund, die Mußelosigkeit und der Mangel an Zeit und Bildungsmitteln den Geist abstumpfe und die Ausbildung von Tugenden verhindere, welche den Besitzenden mühelos in den Schooß fallen, sah endlich, wenn alle diese Umstände concentrierter auf ein Individuum wirkten, dasselbe mit absoluter Notwendigkeit zum Verbrecher werden. Kurz die Bildung des Proletariats zeigte jedem, der sich nicht geflissentlich die Augen verschloß, die ungeheure Macht der Umstände, denen gegenüber der Einzelne als ein willenloses Objekt erscheint.

Diese neue Anschauung von der Wichtigkeit und den Wirkungen — des Milieu konnte nun wiederum an einem so feinfühligen Instrumente, wie es die Dichtung für alle Imponderabilien der jeweiligen Weltanschauung ist, nicht spurlos vorübergehen. Besonders das poetische Pendent des Socialismus, der Naturalismus, hat sich ihrer bemächtigt. Freilich fast nur dem französischen Naturalisten und von diesen wieder Zola ist es gelungen, das Milieu in dieser Weise zu verwenden. Zola verdanken wir auch die besten kritischen Erörterungen hierüber. Er ist (in der Theorie wenigstens) ein Feind aller Beschreibungen des Leblosen zu dem Zwecke, welchen der Maler verfolgt, nämlich dem Auge des Lesers eine Menge von Farben und Formen vorzuführen. Er will vielmehr die Umgebung des Menschen studieren wie der Zoologe die Pflanze studiert, auf der ein Insekt lebt, weil nur so das Insekt, das aus dieser sein ganzes Wesen, sogar seine Form und seine Farbe zieht, vollständig verstanden werden kann. Der Einfluß des Darwinismus ist offenbar. „Wir erachten,“ sagt er, „daß der Mensch von seinem Milieu nicht getrennt werden kann, daß er vervollständigt wird durch sein Kleid, durch sein Haus, durch seine Stadt, durch seine Provinz; und in Folge dessen verzeichnen wir kein einziges Phä-



nomen seines Gehirns oder Herzens, ohne die Ursachen oder die Gegenwirkung davon im Milieu zu suchen." „Wir gestehen nicht zu, daß der Mensch allein existiert, und daß er allein von Wichtigkeit ist, indem wir im Gegenteil überzeugt sind, daß er einfach ein Resultat ist." — Ganz wie Vogt sagt er, in seinen Romanen sei die Person ein Produkt der Luft und der Sonne geworden, wie die Pflanze. „Der Mensch," sagt er anderwärts, „ist ein denkendes Tier, welches einen Teil der großen Natur ausmacht und welches den mannigfaltigen Einflüssen des Bodens unterworfen ist, auf dem es emporgewachsen und auf dem es lebt: dies ist der Grund, warum ein Klima, ein Land, ein Horizont, ein Zimmer oft einen entscheidenden Einfluß haben."

Es ist damit nicht gesagt, daß bei den französischen Naturalisten und besonders Zola sich nicht auch Schilderungen des Milieu fänden, die nur den Zweck haben, die Stimmungen zu veranschaulichen, welche das Milieu in den sich darin bewegenden Personen und damit in dem Leser hervorruft. Solche Bilder dürfen in keinem Roman fehlen, da der Einfluß, welchen die Umgebung auf die Stimmung des modernen sentimentalen Menschen hervorruft, außerordentlich groß ist. Es finden sich deshalb bei den französischen Naturalisten, besonders bei Flaubert, den Goncourts nnd Zola eine Menge großartiger Schilderungen des Milieu in seiner Macht, Stimmungen zu erwecken. Wer könnte das großartige Stimmungsbild zu Anfang des Germinal vergessen: der brotlose Arbeiter zur Nachtzeit inmitten der weiten, von eisigem Winde durchfegten Ebene vor der Grube, deren düstere Schuppen wie zusammengekauerte Ungeheuer daliegen, während rings am Horizont die Riesenfackeln der Hochöfen leuchten? Oder die Anfänge von L'Oeuvre, von Ventre de Paris, viele Szenen in La Bete humaine und hundert andere stimmungsvolle Bilder in den andern Romanen. Zola geht sogar hierin oft zu weit und sieht dies mit seltener Selbstkritik selber ein. So z. B. in den viel getadelten fünf Gemälden von Paris in Une Page d'Amour oder vollends in den endlosen Schilderungen des Urwaldes in La Faute de l'Abbe Mouret. Hier ist die Schilderung zweifellos fehlerhaft, da oft gar keine Personen da sind, in denen eine Stimmung entstehen könnte.

Aber der wichtigste Fortschritt des französischen Naturalismus ist eben, daß er das Milieu auch in einer viel ernsthafteren und bedeutsameren Funktion zeigt: nämlich als den Menschen gewissermaßen hervorbringend. In dieser Funktion tritt es bei Zola besonders in den speziell der sozialen Frage gewidmeten Romanen, im Germinal und Assommoir hervor. Hier fühlt man, daß, wenn das Milieu nicht das geschilderte wäre, die darin lebenden Personen ebenfalls nicht die wären, welche sie sind. Die Personen sind durch das Milieu gewissermaßen erklärt, was einen der Hauptreize dieser Romane ausmacht. Im Germinal hat der Voreux diese Rasse verkommener Menschen fast ebenso geschaffen, wie ihre Eltern, nicht blos, weil sie selbst Tag aus Tag ein in Dunkel und Nässe, in erstickender Hitze und eisiger Kälte, unter tausend Gefahren und halb verhungert, sich den ungeheuersten Anstrengungen unterziehen, sondern weil auch ihre Vorfahren Generation um Generation sich dem Ungetüm auf gleiche Weise opferten. Er hat Bonnemort zu diesem gelähmten, kohlespeienden, blödsinnigen Geschöpfe gemacht, er schafft fort und fort diese schmächtigen, kraftlosen, blutarmen Gestalten mit Skrofeln und dicken Gelenken, diese Kinder, welche mehr Affen als Menschen ähneln, diese Burschen und Mädchen, welche wie die Wilden in regellosem Geschlechtsverkehr leben, und alle die Knechteslaster der Erwachsenen: den Neid, die Bosheit, die Lüderlichkeit, die Roheit in jeder Form. Oft spricht Zola diese Ansicht ganz deutlich aus. „Stephan", sagt er, „betrachtete die herabgekommene Gestalt, die großen Ohren, die grün

schillernden Augen dieses armen Geschöpfes, Jeantins, das wild-listige Klugheit zum thierischen Ursprung zurückzuführen schien. Die Grube, die ihn geboren hatte, hatte ihn vollendet, indem sie ihm die Beine brach." Und daneben das mit der Zola eigenen grausamen Ironie gezeichnete Bild der Rentiers in der Piolāne. Auch diese Leute sind ein Produkt ihres Milieus, diese guten, braven, dicken Leute wären ganz anders ohne die wohlthätige Gottheit, der sie eine Art Kult widmen, ohne den Anteilschein an den Gruben, den der Urahn vor hundert Jahren für zehntausend Franks mit dem im Strumpfe gesparten Gelde gekauft hat, und der jetzt an der Börse mit einer Million gehandelt wird; ohne diese Gottheit, welche ihnen ihr ganzes Milieu geschaffen: ihr warmes Haus mit dem schönen Garten, der wohlversehenen Küche und den weichen Betten, worin sie und besonders ihre frische, üppige, milchweiße Tochter bis tief in den Tag hinein schlafen. Oder nehmen wir den Assomoir. Wer begreift nicht, wie Nana das werden mußte, als was Zola sie in einem späteren Romane zeigt, wenn er sie als Kind ihre Mutter mit Lantier hat beobachten sehen? Kann ein anderes Geschöpf aus einer Familie hervorgehen, wo die Mutter zuletzt den Vater fast an Trunksucht übertrifft, aus diesem leeren kalten Zimmer, das von den Schlägen der Eltern täglich ertönt, aus dieser Mietskaserne, wo alle Grade des Lasters und Elends den Fall ihrer Eltern kaum als etwas Außergewöhnliches erscheinen lassen, aus dieser Werkstatt endlich, wo jedes Wort eine Zote ist?

Zola und die übrigen Naturalisten sind bei dieser Darstellung der Wirkungen des Milieu von ganz ähnlichen Gedanken geleitet, wie etwa Engels und Marx. Rückhaltslos werden alle Laster zugegeben, ja noch vergrößert, aber nur um die von ihnen Befallenen als schuldlose Opfer der Verhältnisse darzustellen. So sagt Engels einmal von den englischen Arbeitern: „Die Trunksucht hat hier aufgehört, ein Laster zu sein, für das man den Lasterhaften verantwortlich machen kann; sie wird ein Phänomen, die notwendige Folge gewisser Bedingungen auf (sic) ein wenigstens dieser Bedingung gegenüber willenloses Objekt." An einer anderen Stelle sagt er, die niederen Klassen seien dafür, daß ihre Moralität den Versuchungen nicht widersteht, ebensowenig zu tadeln, als wenn ihr Körper in Folge der schädlichen Einflüsse ihrer Umgebung den Typhus bekomme. Ganz ähnlich Zola. Seine Werke lassen ebenfalls Laster der Armen als etwas entschuldbares, die Tugenden der Reichen als etwas verdienstloses erscheinen, weil bei beiden die Umstände die Hauptsache thun. An vielen Stellen seiner Romane und seiner theoretischen Schriften ist dies deutlich ausgesprochen. So sagt er bei Besprechung des Romans Germanie Lacerteux der Gebrüder Goncourt, eines der naturalistischsten Werke der naturalistischen Schule, in welchem die Verirrungen eines erotomanischen Dienstmädchens mit aller möglichen Deutlichkeit geschildert werden, Folgendes: „Die ehrenhaften Leute, welche so viel Schmutz auf Germinie geworfen, haben nichts von dieser Lektüre begriffen. Man gebe Germinie einen braven Mann zum Gatten, sie möge Kinder haben; man ziehe sie aus diesem Milieu des leichten Lasters, wo ihre Delikatesse revoltiert, ihre natürlichen Bedürfnisse mögen befriedigt werden und Germinie wird ein ehrenhaftes Mädchen bleiben." Ganz dieselbe Stimmung zeigt seine Besprechung von Flauberts Madame Bovari, dieser unübertrefflichen Darstellung einer ehebrecherischen Frau. Man merke, sagt Zola, daß der Verfasser erkläre und verzeihe. „Alle Personen um Emma (die Heldin des Romans) sind eben so schuldig wie sie. Sie stirbt an dem sie umgebenden Stumpfsinn." Das Milieu also, in dem sich diese über ihren Stand erzogene, phantasiebegabte Frau bewegte, diese kleinen Landstädte mit ihrer stumpfsinnigen und lächerlichen Bevölkerung und besonders der Gatte der Heldin, diese Personifikation aller Mittelmäßigkeit scheinen also Zola das Verbrechen

... entschuldigen. Alles verstehen heißt, alles verzeihen; ... auch alle naturalistischen Werke der französischen Schule. ... spricht seinen Figuren in den Mund. Im Germinal erzählt ... die Streikenden seine Gruben zerstören: „Und in der ... Unterganges hatte er keinen Haß mehr gegen die Arbeiter von ... an allen sei die Schuld, eine durch Jahrzehnte aufgehäufte ... Die Arbeiter? Ein roher Haufe, jawohl! Aber doch ein armes ... kann und in Hunger und Elend verkommt."

... welche eins der höchsten Probleme der Philosophie, die ... menschlichen Willensfreiheit berührt, mag vielen gefährlich vor- ... leicht zu einer Laxheit in der Verurteilung des Lasters und der ... Verbrechens führen könne. Aber wie dem auch sein möge, sicher ... Erkenntnis von der außerordentlichen Größe des Einflusses der Ver- ... den Menschen immer mehr zunehmen und einen wichtigen Teil einer ... deterministischen Weltanschauung bilden wird, deren erste Vorzeichen sich ... zu Tag häufen. Die Menschheit wird sich eben mit diesen That- ... müssen und die etwaigen Nachteile einer milderen Bestrafung des ... durch gewissenhaftere Beteiligung der verführenden und corrumpierenden ... kompensieren. Der naturalistische Roman hat sich zur Aufgabe gestellt, ... Kausalzusammenhänge, welche das Menschenleben beherrschen, wahrheits- ... stellen, um die richtige Einrichtung desselben durch Benutzung dieser ... ermöglichen. Er hat deshalb nicht blos das Recht, sondern auch die ... Wirkungen des Nichtich auf das Ich, nicht blos die Vorgänge in ... registrieren, denn diese sind wirklich von hoher Wichtigkeit. Es wäre ... den andern Aufgaben des modernen Romans zu wünschen, daß der ... turalismus auch dieser Aufgabe sich bewußt würde und ein genaueres ... Milieu und seiner Einflüsse mit einem sorgfältigeren Studium der ... verbinde. Bisher ist in dieser Richtung in Deutschland fast noch ... Nimmt der neuere Roman aber auch diese Aufgabe in sein Pro- ... so arbeitet er an einem schönen Werke. Die Ueberhebung der Glück- ... unterdrücken, zu verhüten, daß sie mit Hochmut auf die Unglücklichen ... als ob der beiderseitige Platz die Folge eigenen Verdienstes und eigener ... sei und nicht, wie es in neunzig unter hundert Fällen zu sein pflegt, ... übermächtiger Umstände, und so die tiefe Kluft zu überbrücken, welche ... Arm und Reich gähnt, und Milde des Urteils zu verbreiten, das ist ... Aufgabe, wie man sie nur immer erdenken kann.

Julius Röhr.

Polychrome Plastik.

... polychromen Plastik wogt hin und her. Meist steht man ihr ... über, thut sie ab mit dem Schlagwort „unkünstlerisch-ungriechisch." ... Irrtum, den ich hier nicht eingehend widerlegen will. Ich ... Streiflichter werfen, die einzelne Punkte erhellen sollen.

... der Natur mit den ihr zu Gebote stehenden künstlerischen, ich ... Mitteln, möglichst nahe kommen. Das ist Hauptpostulat. ... die polychrome Plastik diese Forderung erfüllt.

Die künstlerische Form — ich gebrauche hier, wie in der ganzen Arbeit das Wort künstlerisch in modernem Sinne, verstehe darunter also nicht einen veralteten ästhetischen Begriff —, aber die tote künstlerische Form möglichst vollendet zur Anschauung zu bringen, ist Wesen der Plastik. Ein schöner Körper, um die edelste Naturform herauszugreifen, ist der dankbarste Vorwurf für die Plastik. Die verschiedensten Stellungen und Situationen, gehäufter und mangelnder Bekleidungen, geben ihr Gelegenheit, den in einem Körper lebenden Formenreichtum zu offenbaren. Das Resultat ist aber Form, nur Form. Das, was dem Körper erst Leben verleiht, Farbe und Licht, fehlt; deshalb, nebenbei bemerkt, ist das Auge in der Plastik stets starr, weil eben sein Leben auf Farbe und Licht beruht. An zu viel Form und zu wenig Leben — Vertiefung des Ausdrucks ist noch kein Leben — kranken die hervorragendsten Werke der Bildhauerkunst. Laokoon, jenes mächtige und erhabene Werk, stellt nicht den Schmerz, es stellt die Form des Schmerzes dar, es fehlt die Seele, weil die Farbe, das Licht, in denen die Seele reflektirt, fehlt. Nicht die Verschiebung und hufeisenförmige Konstruktion der Stirnmuskeln, das Verziehen der Mundwinkel macht den Schmerz allein — dazu bedarf es des Farben- und Lichtspiels. Plastik allein ist Form, — man könnte sie auch Symbol nennen, — und hat als solche ihre vollste, künstlerische Berechtigung. Das ästhetische Wohlgefallen an schöner Form, ja, das genußreiche Schwelgen, das künstlerisch-sehende Wühlen in derselben wird nie aus der Welt schwinden. Es wird stets eine Quelle reinsten, künstlerischen Genusses sein, um somehr, als eben gerade das Symbolische der Plastik mitspricht. So ist die farblose Plastik entschieden künstlerisch, von ausgesprochenem, selbstständigem künstlerischen Werte.

Mit dieser Anerkennung ist aber nicht ausgesprochen, daß der künstlerische Wert, die künstlerische Reinheit nicht durch Farbe noch gehoben werden könnte. Es ist zwar ein etwas weithergeholter Vergleich, der noch dazu das Schicksal seiner meisten Mitvergleiche teilt und hinkt: — aber wie die Vorlesung eines Dramas hohen, künstlerischen Genuß bereitet, die theatralische Aufführung jedoch nie ersetzen kann, so ist auch die einfarbige, die farblose Plastik künstlerisch genußreich, kann aber die polychrome nicht ersetzen.

Die Frage wäre nun die: wie weit darf die Bemalung gehen, und wo einsetzen? — Ich will auf Material und Aehnliches weiter unten zu sprechen kommen und dieser Frage hier nur rein äußerlich näher treten. Es erscheint mir zweckmäßig, praktische Beispiele heranzuziehen, deshalb nehme ich, da ich die Tanagra-Figürchen, wie überhaupt antike Beispiele nicht wählen möchte, einige moderne Werke der Berliner National-Gallerie: Paul Otto's Im Dienst der Vesta, Bernhard Römer's Nixe, Daniel Schreitmüller's Gäa und Kuno von Uechtritz's Steinkirch-Piffaro.

Die beiden erstgenannten Werke zeigen nur eine leise, natürliche Tönung in den Fleischteilen und ein wenig Vergoldung in den Kleidkanten bei Otto. Die Tönung ist eine natürliche, gelbe, nicht einmal fleischfarbene, aber schon diese leichte Nüance vermittelt ein lebhafteres Lichtspiel, es ist mehr Wärme da, die Form löst sich als solche auf — man merkt den Pulsschlag eines lebendigen Geistes, zumal, wenn man das Werk mit farblosen Werken vergleicht. Es ist etwas darin, was in der großartigen Müller'schen Prometheus-Gruppe und in den Begas'schen Werken nicht ist — der Beschauer merkt es instinktiv, wenn er sich auch nicht darüber klar ist, was es ist — es ist eben die Belebung des Symbols. Hier spielt das Licht, und ohne Lichtspiel ist heutzutage ein bildnerisches Kunstwerk, vom Standpunkt des Modernen aus, nicht auf der Höhe. Ich will nicht leugnen, daß durch raffinirte Technik, wie sie die modernen Italiener teilweise haben, auch bei ungetöntem, körnigen Marmor ein Lichtspiel erzeugt werden könne, aber das Lichtspiel wird stets das des Mar-

mors sein, es wird den Reiz der Form erhöhen, aber den Reiz der toten Form, nicht den der lebendigen. — Die leise Tönung der genannten Kunstwerke nimmt das Tote und gießt einen Schein von Leben über die Figuren. Die „Gäa" Schreitmüller's begnügt sich mit diesem Schein nicht. Hier ist die Bemalung eine buntere, das Ganze ist also leblos, widersinnig, an Ofenkacheln gemahnend geworden. Die Färbung bezweckt nicht, wie die leise Tönung Otto's und Römer's den Schein, nicht wie die streng realistische Bemalung des „Piffaro" das Sein, sondern eben nur Färbung. Die Wangen z. B. scheinen broncirt und was dergleichen mehr ist. So ist die reine Wirkung der Form verwischt und das Lichtspiel in's Widersinnige, Widernatürliche verzerrt — ich will die „Gäa" durchaus nicht degradiren, aber diese Art der Bemalung ist eben nur Spielerei, nicht Kunst. Sie hat keinen künstlerischen Zweck — und damit ist sie hinfällig. — Nun zu dem Werke des Herrn von Uechtritz-Steinkirch. Der „Piffaro" steht lebendig vor uns. Die Bemalung ist auf's feinste ausgeführt, von den zartesten Fleischtönen bis auf die schmutzigen Sandalen. Wir ständen hier also vor einer völlig realistisch bemalten Figur, vor dem Höhepunkte der Plastik. — Wie wirkt das Werk? Greifbar lebendig, zum Verwechseln ähnlich, wie man so zu sagen pflegt, und doch nicht mit der Natur zu verwechseln. Der Reiz der Form ist vorhanden, gehoben durch den Reiz der Farbe. Die Wirkung auf naive, nicht ästhetisch verblendete Gemüther ist eine weit größere, wie bei der einfarbigen Plastik; denn das Werk wirkt nicht nur auf unser Formgefühl, es wirkt auch auf unser Farben- und Licht-, es wirkt auf unser Lebens-Gefühl.

Die Wirkung hängt aber nicht nur von der Farbe, sie hängt auch von dem Material ab, aus dem das Werk geschaffen.

Die beiden erstgenannten Werke waren aus Marmor, die beiden letztgenannten aus Gips. Und da kommen wir auf eine neue Frage, die von großer Bedeutung. Für den Marmor genügt die leise Tönung. Polychrome Marmorplastik hat in vieler Hinsicht ihre Bedenken. Wie schon oben bemerkt hat der Marmor von Natur aus ein leichtes Lichtspiel, welches dem der Bemalung entgegenwirkt. Der Marmor, der an sich die Form in ihrer Vollendung auszudrücken vermag, erhält durch die Bemalung oft etwas Verzerrtes. Er nimmt die Farben nicht in sich auf, nur auf sich — die Farben verbinden sich nicht, erscheinen also immer nur als Zugabe und wandeln die Weichheit der Form in Härte. Eine farbige Marmorfigur aber bemalen zu wollen, wäre ein Unding. Die Wirkung würde eine absolut unkünstlerische sein, das Plastische und das Malerische muß aus einer Idee herauswachsen — davon zum Schluß. Thon und Gips bieten in Folge ihrer Porosität viel bessere Grundlagen, die Farben dringen ein und verbinden sich, so kommen sie voll Weichheit und Schmelz zur Geltung, und erscheinen nicht willkürlich daraufgesetzt, wie beim Marmor. Das Hauptgebiet der polychromen Plastik wird jedoch die Holzplastik bilden — altdeutsche und spanische Meister haben in bemalter Holzplastik das Herrlichste geschaffen, was die polychrome Plastik hervorgebracht. Die Farben schmiegen sich dem Holze innig an, sie saugen sich ein und geben dem Werke so einen Ton, der eben nur durch das innige Verbinden möglich. Es ließen sich so die feinsten, die höchsten künstlerischen Wirkungen erzielen. Polychrome Holzplastik ist naturalistische Plastik, mithin die Plastik unserer Zeit.

Noch etwas Allgemeines: die Plastik muß sich natürlich der Malerei, die Malerei der Plastik anpassen — die Plastik muß ihre Formwirkung nach der Lichtwirkung hin modificiren, d. h. sie darf nicht dahin streben, wie dies in ihrem Wesen liegt, lediglich durch die Form zu wirken. Wichtig in dieser Hinsicht sind alle Vertiefungen und Erhöhungen, sie dürfen viel weniger scharf ausgeprägt werden, da sie

die Färbung zu dem macht, was sie sein sollen, und der natürliche Schatten diese Wirkung aufheben würde. Der sogenannte malerische Faltenwurf, für die farblose Plastik unentbehrlich, muß wegfallen, denn bemalt würde er durchaus nicht malerisch wirken. Und so noch vieles Andere — auf Einzelheiten will ich nicht näher eingehen. Nur so viel: Alles Konventionelle, was für das symbolistische Wesen der einseitigen Plastik Bedingnis, muß vermieden werden — es muß nicht auf die Form, es muß auf Lebenswirkung hingezielt werden.

Und noch ein Punkt, der Kardinalpunkt: die Malerei darf nicht zuletzt willkürlich hinzugefügt werden, sie muß mit dem plastischen Werke aus einem Geiste heraus entstehen. Maler und Bildhauer haben Hand in Hand zu arbeiten, das heißt: sie haben im Künstler gleich stark zu sein — jeder Meißelschlag muß mit Hinblick auf den entsprechenden Pinselstrich ausgeführt werden, und umgekehrt. Ist so eine Idee vorhanden, deren Realisirung im polychrom-plastischen Kunstwerk künstlerisch vor sich geht — dann wird das vollendetste geschaffen werden, was die bildende Kunst überhaupt zu schaffen vermag und so wäre es auch möglich einen unser Jahrhundert bezeichnenden Kunststyl zu schaffen, der den naturalistischen Forderungen unserer Zeit, dem Zeitgeist entspräche.

Hans von Basedow.

Ein Eheroman.

Von **Arne Garborg**.

Amalie Skram's naturalistische Romane gehören zu den interessantesten literarischen Erzeugnissen des jüngeren Norwegen. Trotz seiner technischen Mängel hat aber keines ihrer Bücher so viel Aufsehen erregt wie „Constance Ring", ein Werk, dessen Inhalt und Tendenz ich in den nachfolgenden Zeilen erörtern will. Dieser Aufsatz bildet zu gleicher Zeit eine Art Einleitung in die nordische Sittlichkeitsdiskussion.

In Kürze Constance Ring's Geschichte. Sie heiratete, als sie einundzwanzig Jahre alt war. Nicht weil sie Grossirer Ring etwa liebte, „obschon sie, weiß Gott, dies auch gewissermaßen that", sondern weil sie ebenso wenig etwas gegen ihn hatte, und dann, weil die Tante die Verbindung durchaus wünschte. Weshalb sollte man übrigens auch nicht heiraten? Eigentlich aber „gefällt das Verheiratetsein Constance nicht." In ihren Mädchentagen war sie ein lustiges Ding und sehr zufrieden mit dem Dasein gewesen. Nach der Hochzeit geht mit ihr eine auffallende Veränderung vor. „Sie wurde still und scheu und sah gar nicht mehr heiter aus." „Ihre Augen wurden matt und rotgerändert, weil sie am Morgen, während ihr Mann im Speisezimmer seinen Kaffee trank", „mit dem Gesicht in ihr Kopfkissen vergraben dalag und weinte." „Mittags fand er sie bleich und wortknapp, mit unzugänglicher, verschlossener Miene und einer gewissen Steifheit in den Bewegungen. Er suchte sie aufzumuntern, indem er sie mit Liebkosungen überhäufte, die sie zwar nicht erwiderte, in welche sie sich jedoch fügte." Hierauf kommt eine Schilderung dieser freudelosen Ehe, welche ausnehmend gut ist, — ganz einfach, doch von kräftiger Wirkung. Der Mann ist verliebt. Er thut alles mögliche, damit sie sich wohlfühle: es hilft nichts. Aus seinen Geschenken macht sie sich nichts; seine Liebkosungen sind ihr zuwider. Sie „saß in der langweiligen Stadt mit ihrem ewigen Schmachten und der Sehnsucht nach dem Leben, wie sie es sich gedacht hatte, wie es aber nicht war", und „sehnte sich nachhause." Zu ihren Eltern nämlich. Nur in Gesellschaft taut sie auf, was Ring mit Gram bemerkt. „Da konnte sie sitzen und scherzen und lachen mit diesen Herren, welche am Abend zu ihnen kamen und dazubleiben begannen, ob er sie nun einlud oder nicht, und allein mit ihm war nie ein Lächeln auf ihrem Gesicht zu sehen." „„Nimm es

mit Vernunft", sagt ihm Constance's Mutter; „die meisten jungen Frauen sind ein bischen kopfscheu in den ersten paar Jahren." — „Ah der Kukuk", antwortet Ring, „verliebt sind sie. Marie z. B.; an der kannst Du ein Weib sehen. Allein Constance ist so seltsam; ich versichere Dir, daß" — „hier beugte er sich näher und sprach in leisem Ton." Constance's Kokketterie gegenüber jungen Leuten — speziell dem Mediziner Lorck und dem Musiker Meier gegenüber — hat nichts zu bedeuten. Sie kokettiert aus Langweile oder um Ring zu ärgern. An die Verliebtheit der Männer glaubt sie nicht. Sie hat überhaupt ihre Zweifel in Betreff der Liebe. Es ist ganz in Ordnung, daß die Liebe in Büchern steht; man ist ja gewöhnt daran; ob sie aber mit der Wirklichkeit etwas zu thun hat, scheint ihr sehr die Frage. „Möchte doch wissen. ob das nicht alles erlogen und erdichtet ist", sagt sie. Da sie das Feuer nicht kennt, mit dem sie spielt, so spielt sie umso freimütiger. Ihre Art zu kokettieren sollte keinen täuschen können; dazu ist dieselbe zu geradeaus, zu naiv, für wirkliche Kokketterie zu stark. Einzelne Herren fühlen das auch heraus. Allein die meisten lassen sich narren. „Sie kalt!" sagt Lorck, „sie ist lauter Feuer und Sinne!" Und so werden sie toll. Kommen sie aber mit ihren Erklärungen, ist alles aus. „Mir dünkte es unterhaltend, mit Ihnen zu reden; an anderes habe ich nie gedacht", sagt sie und findet sie alle sehr ekelhaft. Höchst charakteristisch ist die Antwort, welche sie Lorck erteilt, als auch dieser mit seiner Erklärung anrückt. Er wird feierlich: „ich gebe Dir mich selbst, mein Leben, meine Seele; willst Du mich?" — „Nein, uf nein", antwortete sie und weicht unwillkürlich zurück. Nein, uf nein. Dies bedeutet eigentlich nicht Zorn; es bedeutet nur, daß all diese Liebe, wenn sie ihr auf den Leib rückt, ihr lästig wird. Sie versteht es nicht. Es langweilt sie. Warum kann man nicht zum Scherz den Hof machen! Das hätte wenigstens noch einen Sinn, dünkt ihr.

Der Gatte erweist ihr schließlich den großen Gefallen zu ertrinken. Man sollte nun denken, daß sie ihre Freiheit benützen werde. Sich jedenfalls unterhalten, vielleicht auch den suchen, mit dem sie glücklich zu sein vermöchte. Jedoch sie sperrt sich ein. Es giebt nichts, wozu sie Lust hat. Unter die Menschen gehen und riskiren, daß sie Freier finde? Uf nein. Wenn sie nur Ruhe hat. Und sie versinkt in die ärgste Stumpfheit. Der Freier kommt übrigens dennoch. Nils Lorck, der nach seinem unglücklichen Verführungsversuch sich zusammengenommen und ein braver, tüchtiger Mann geworden, ohne aber seine Liebe überwinden zu können, sucht auf unterschiedliche Art, auf die zarteste, ehrfurchtsvollste Art sich ihr zu nähern. Sie hat auch gar nichts gegen ihn. Und da sie von seiner Seite alles eher erwartet als eine Werbung, empfängt sie auch einigemale seinen Besuch. Allein der Besuch interessiert sie nicht. „Sie wollte lieber frei bleiben. Es war zu anstrengend, so aufgedonnert da zu sitzen und auf Frage und Antwort zu denken. Weshalb nur konnten sie sie nicht in Ruhe lassen?" Seither ist sie für niemand sichtbar. Er wirbt durch die Post. Sollte es denn unmöglich sein, daß er mit der Zeit ihre Liebe gewinne? — Sie ist nur erstaunt. Und sie antwortet ganz freundlich, aber mit großer Ruhe, sie habe keine Spur von Lust, irgend ein Experiment in dieser Richtung zu machen. Worauf sie sich von neuem ihrer Trägheit hingiebt. Ihr Leben in dieser Zeit ist sehr gut erzählt. Die Schilderung wird sogar zum Teil humoristisch, was den Leser wünschen läßt, das Buch enthielte mehr von dieser Art. Den Abschluß der ganzen Partie bildet ein Finale, das zwar ein wenig nach Arrangement schmeckt, aber dennoch Wirkung thut. Constanze verarmt plötzlich. Von Herzen überdrüssig ist sie schon längst des ganzen Daseins, und nun soll sie also nicht einmal die Mittel haben, sich anständig auszufaullenzen. Was ist da zu thun! Lorck heiraten, wie man es ihr vorschlägt? „Uf nein; sie hatte keine Lust." Sie schert sich nicht um die Liebe der Männer. Dieselbe ist ein Graus, sagt sie; sie lieben die eine und leben mit der anderen. „Nicht gerade darum; es mochte ja alles ganz angenehm sein und war vielleicht nicht so arg wie es aussah; es fiel ihr gar nicht ein, mit jemandem ins Gericht zu gehen, wenn nur sie nichts damit zu schaffen hatte." Sie kommt zu dem Resultat, daß ihr nichts übrig bleibt als sich zu töten. Und der Leser ist geneigt, ihr Recht zu geben. Allein das Sterben ist bitter, selbst wenn man des Lebens müde ist und es kostet einen Kampf, ehe sie sich dazu entschliessen kann. Endlich soll es doch geschehen. Alles ist in Ordnung. Sie steht vor dem Kasten, um das Giftfläschchen zu suchen. Da kommt ein Brief von Lorck. Erneuter, dringlicher Heiratsantrag. Er kann

[illegible] Sie ist also kurz [illegible] Da meint sie denn doch, [illegible] daß die Ehe eigent- [illegible] auf und schreibt [illegible] so besonders leicht," sagt sich Con- [illegible] geworden Wangen [illegible] wie ein Schluchzen [illegible] in die Kissen und murmelte vor [illegible] Da tritt Constanze in ihre [illegible] einzuwenden; eigentlich [illegible] im Allgemeinen und [illegible] Es behagt ihr nicht. Ihrem Mann [illegible] mit ihm zu reden. [illegible] denn sie nicht Herrin werden [illegible] liebt sie so innig und er ver- [illegible] „All die Gelegenheit, [illegible] allein ist, nützte [illegible] der Zärtlichkeit, [illegible] über dem Aus- [illegible] sie erschrecke oder ab- [illegible] und sie lebte [illegible] in freudetrunkener Se- [illegible] „hervorgelockte" [illegible] aufs Haar. Alle [illegible] Aussicht auf [illegible] Aber ganz richtig [illegible] eine feine und sehr sicher [illegible] wo der Mann merkt, daß [illegible] ein klein wenig au[illegible] „geht er unbe[illegible] [illegible] Was geschieht? „Constanze [illegible] „Es war, als [illegible] das [illegible] und es schien ihr hin und wieder, daß [illegible] Seine Liebe allein hatte bis- her die [illegible] sie nicht ausheben. Zu dieser Zeit tritt Meier [illegible] der einmal eine Art Eindruck auf sie [illegible] „übermütiger Freude" wieder. [illegible] als Meier einmal zufällig den Arm auf den Rücken des Stuhles legt, auf dem sie sitzt. Uebrigens liebt sie ihren Mann wie vorher. Doch als er in einer stimmungsvollen Abendstunde sie bittet, das süße Wort zu widerholen, daß sie ihn liebe, „da überkam sie eine wunderliche Empfindung. Sie fühlte Lust, seinen Arm von sich abzuschütteln und davonzulaufen." Von welcher Art und Weise ihre Liebe ist, zeigt sich erst völlig, als sie dahinter kommt, daß ihr Mann vor der Ehe mit einer Geliebten ein Kind gehabt. Sie hatte im Vorhinein gewußt, daß Lorck nicht keusch gelebt, und sie hatte eigentlich auch nie dergleichen gefordert. Allein die Entdeckung verursacht ihr nichtsdestoweniger außerordentlichen Schmerz. Und dieser Schmerz, der ganz egoistischer Natur ist, löscht ihre Liebe auf einmal und für immer aus. Ver- wandelt sie in Abscheu. Er, der das nicht versteht, sucht diese Liebe wieder ins Leben zu rufen, was unter normalen Umständen wohl auch gelänge. Aber hier gelingt es nicht. Der verblüffte Ehemann erreicht nichts als ihren Widerwillen zu erwecken. Und sie be- handelt ihn ungefähr so, wie seinerzeit den sel. Ring, oder noch etwas schlimmer. Denn nun kommt das Verhältnis zu Meier. Das leidenschaftlichste, streng genommen das einzige in Constance's Leben. Ihre Phantasie ist endlich aufgewacht. Sie beginnt von Liebes- glück zu träumen; zum erstenmal wünscht sie sich geliebt. „Was würde es nicht sein, von ihm geliebt zu werden . . . Sie schloß die Augen und schlug die Hände vor das Gesicht

ihre Wangen glühten und ihre Schläfen pochten.“ Sie verliebt sich. Und das mit dem ganzen Fieber, welches einem Weib mit dreißig Jahren eigentümlich ist. Daß die Phantasie erwacht ist, merkt man unter anderem an ihrer Angst. „Meier, Meier, wie soll das enden?“ Erst nennt sie es Freundschaft. Dann giebt sie zu, daß es Liebe ist, erklärt aber, sie bekämpfen zu wollen. Ein Wort steht ihr im Wege: das Wort Untreue. Sie will keine untreue Gattin sein. Meier macht sie aufmerksam, daß die Untreue schon vorhanden ist, da sie „ihr Herz dem Gatten genommen und einem anderen Mann geschenkt hat.“ Sie windet sich unter dieser Erkenntnis, stolpert jedoch über ein anderes Wort. Jedenfalls will sie keinen Ehebruch begehen. Allein der Drang nach Liebe ist in ihr zu mächtig geworden. Es kommt der Tag, wo sie nachgiebt. Sie räumt mit auskunftsreichem Geist das hinderliche Wort beiseite und setzt ein hübscheres an dessen Stelle. Hierauf verabredet sie mit Meier ein Stelldichein, zu einer Zeit und an einem Ort, wo sie ungestört sein können. Doch als die entscheidende Stunde herannaht, bekommt sie Angst und bleibt fort. Das häßliche Wort war ihr zu stark gewesen. Jedenfalls stärker als ihr Bedürfnis nach Liebe. Da überrascht sie ihren Mann mit einer früheren Maitresse. Das giebt den Ausschlag. Was sie aus Liebe nicht zu thun vermochte, das thut sie nun aus einem ganz anderen Motiv, aus Rache nämlich. — — „Nun hatte sie sich gerächt. Hatte ihr das aber auch Linderung gebracht? — Sie fühlte den Drang, sich selber auszuspucken. Es war in ihr nicht der richtige Stoff für das, was sie gewollt, merkte sie. Sie empfand Ekel vor ihrem Mann, vor Meier, vor dem Leben, vor allem aber vor sich selbst.“ „Was sollte sie jetzt thun? Wie sich verhalten?“ „Sie konnte den Gedanken nicht ertragen, nun ihrem Mann zu begegnen.“ „Das Bild Meier's streifte flüchtig ihren Sinn; es war aber gleichsam, als entglitte er ihr in Nebel.“ „Ein verzehrender Lebensüberdruß bemächtigte sich ihrer. Verschwunden waren Haß, Rachelust und Schmerz. Alles war in ihr so still geworden, so leer und tot. Sie begriff, daß sie nicht mehr zu leben vermöge.“ Sie hat entdeckt, daß auch Meier eine Geliebte hat. Allein nicht das ist's, was in ihren Gedanken nun die Oberhand hat. Sie selbst ist es, vor der sie in erster Linie Abscheu fühlt. Und Verzweiflung darüber, daß in ihr nicht der richtige Stoff vorhanden zu dem, was sie vorgehabt.

Darum stirbt sie.

Sie stirbt in der Erkenntnis, daß sie durch und durch eine Egoistin war und daß dieser Egoismus die Sünde ihres Lebens gewesen.

Ja. Oder sagen wir lieber, das Unglück ihres Lebens.

Die Schilderung ist ernst gehalten und sehr diskret, gleichzeitig jedoch sehr unerschrocken. Was Amalie Skram erzählen wollte, ist die tief traurige Geschichte einer Frau, die wie jedes Weib und wie alle Menschen geschaffen war, mit ihrem ganzen Wesen zu leben, es aber nicht vermag. Viele werden behaupten, solch ein Weib existiere nicht. Außer als förmliche Abnormität. Aerzte und andere Sachkundige aber sagen, daß Frauen mit schwach ausgebildeter Sinnlichkeit ziemlich häufig vorkommen. Erwägt man alles, so läßt sich das verstehen. Denn die Natur ist eine strenge Herrin und gestattet nicht, daß man ihrer spotte, selbst dann nicht, wenn es im Namen der Tugend geschieht. Und ihre Rache trifft nicht allein die unglückseligen Individuen, welche durch ihre unvollständige körperliche Entwicklung außer Stande sind, das Leben zu leben, sie trifft durch diese die Gesellschaft selbst. Es geschieht nämlich oft, daß Frauen von Constance's Typus sich verheiraten. Sie thun es in ihrer Unwissenheit oder aus einer Art von Neugier, oder weil die Tanten ihnen sonst keine Ruhe lassen. Dann entstehen, besonders wenn der Mann aus Neigung geheiratet hat, Verhältnisse, welche kaum etwas anderes hervorbringen können als gegenseitiges Leidzufügen und gegenseitige Demoralisation. Dies ist's, was das hier besprochene Buch darstellen will. Wir sehen Grossirer Ring als sehr depravierten Ehemann enden. Das Verhältnis zu Constance bringt alle schlimmen Anlagen in seiner Natur zur Entfaltung, während die guten, deren übrigens kaum sehr viele vorhanden sind, verkümmern oder unterdrückt werden. Und Constance ist auf dem Weg, auch ihren zweiten Gatten zu verderben. Während er so herumgeht und unter ihrer Kälte leidet und nur auf Mittel sinnt, sie zu besiegen, fängt seine in Wirklichkeit brave und männliche Natur sich merkbar zu brutalisieren an. Und es ist keineswegs Zufall, wenn diese Männer, so verschiedenartig

sie auch sind, doch beide als G[illegible] werden. [illegible] dann demorali-
[illegible] zurück auf sie. [illegible] Entwicklung des
Constancentypus zu erfassen. [illegible] Andeutungen. Aus ihnen
geht aber ferner, daß die [illegible] Phänomens in der
betreffenden Erscheinungsmethode [illegible] in Unwissenheit
[illegible] Sie werden so
[illegible] Seite ihrer Natur
[illegible] und bei einer
Generation nach der anderen [illegible] daß in immer mehr
und mehr Frauen der Liebe [illegible] bewirkt es, daß die
Frauen auch in anderer Art [illegible] gemacht werden.
Durch Unkenntnis [illegible] und das der
anderen und werden sogar [illegible] werden gefährliche und
[illegible] und ein wenig kopf-
[illegible] zu lieben noch
[illegible] Aber die Schule der Erfahrung ist
eine strenge Schule für [illegible] Die Erfahrung ist
überdies und in jedem Fall [illegible] Viel Glück kann
verspielt sein und viel Unglück [illegible] Und ist die Liebesfähig-
keit selbst einmal erschlafft, so [illegible] auch der Erfahrung
gegenüber hilflos dastehen. [illegible] ihren Männern
gegenüber ist so verständnislos [illegible] des wirklichen Lebens
und so unmündig, daß sie selbst [illegible] sollte. Als Re-
sultat ihres verpfuschten Lebens [illegible] Erkenntnis, daß sie
dumm gewesen. „Hätte ich b[illegible] im Dasein eine so
große Rolle spielt“, sagt sie zu [illegible]“.

Und hiermit sind wir be[illegible] des Buchs. Die Forderung, die
es von Seite der Frau zu stelle[illegible] Es geht nicht an, daß die
Frauen in solcher Unkenntnis e[illegible] daß es die Bestimmung
des Weibes sei, Gattin und M[illegible] so erziehe man sie doch so, daß
sie für diese Bestimmung ausge[illegible] Bescheid und
sie werden gerechter urteilen un[illegible] das Leben nehmen,
so wie es ist, anstatt sich und [illegible] durch thörichte Irrtümer, un-
verantwortlichen Leichtsinn und [illegible] Dinge. Sagt
ihnen die Wahrheit, damit sie [illegible] bessere Gattinnen
werden und vielleicht auch ihre Männer zu besseren Gatten machen.

Das ist eine ernste Rede, [illegible] zu werden. Die Erziehungsfrage,
welche hier vorliegt, ist ohne Z[illegible] auf die Länge der Zeit kann sie nicht
ungelöst bleiben.

In ästhetischer Hinsicht [illegible] das Buch darunter, daß die Verfasserin uns so viel
zu erzählen hat. Allerlei Seiten[illegible] Hilfsmotive treten infolge dessen so stark hervor,
daß das Hauptmotiv nicht völlig [illegible] zu wirken vermag. Man gerät bei Lektüre einer be-
stimmten Partie des Romans auf den Gedanken, daß die Ehe der eigentliche Gegenstand
von Frau Skram's Schilderung [illegible]. Dadurch kommt der Leser auf eine falsche Spur, und
bleibt er bei dieser Auffassung, so wird ihm der größere Teil des Werkes unverständlich.
Aber, für sich allein betrachtet, ist die Ehestandsschilderung gut. Sie ist gut geschrieben
und sie enthält einen sehr energischen und sehr verwegenen Angriff auf die bestehende so-
ziale Ordnung des Verhältnisses zwischen Mann und Weib. Die Verfasserin führt
[illegible] Liebe mit einem Mut, welcher Respekt einflößt, und mit einer Entrüstung, die selbst-
verständlich alle braven Bürger dazu gebracht hat, das Buch auf den Index zu setzen.
[illegible] kann sagen, die Schilderung wirkt derartig, daß man vor den Resultaten nicht stutzt,
[illegible] Constance inbetreff des heiligen Ehestandes kommt. Und doch sagt sie Dinge
[illegible] folgende: „Aber Du guter Gott, wenn all das wahr ist und alle Menschen sich in
[illegible] warum wird diese Lügeninstitution nicht abgeschafft? Warum in
[illegible] haben wir da nicht öffentliche Vielweiberei?“ Und folgende:

... glaubt, doch nichts abscheulicheres auf Erden als eine ... Liebhaber lebt." „Oder", antwortet Constance, „eine ... daß sie mit ihrem Mann lebt." Oder folgendes: „Frau ... ja ein Zeichen von äußerster Verderbtheit. Das wäre Unzucht ...ehe." Frau Constance: „Sagt er das? Da vergißt er wohl, ... in System gesetzt ist, in öffentliches System, und zwar schon seit

... unglückten Scheidungsversuchs, um welche die Ehestandsschilderung ... im Ganzen höchst wirkungsvoll. Es flößt nahezu Grauen ein, ... kommen, all diese guten Menschen, voran der Pastor, dann Vater ... und Freundinnen, und sich an Constance hängen, in Gottes ... der Moral, im Namen der Liebe und Barmherzigkeit, um zu thun ... sie sanft und zart, zart und sanft wieder in dieselbe Ehe hinein... sie sich voll Absehen gerettet hat. Und das schlimmste ist, daß die ... bestimmten Eindruck macht, korrekt zu sein. Andere Stücke des Buchs ... zum Glauben, die Absicht der Verfasserin sei eigentlich die gewesen, den ...predigt zu halten. Daran trägt Hauptschuld die Art und Weise, wie ... Ring ist nicht gehörig erklärt. Lorck ist viel besser gezeichnet, besonders in ... Meier gleichfalls, obschon mehr skizzirt. Jedoch auch diese Männer haben ... Geschichten. Sie haben u. A., geradeso wie Ring, jeder sein verführtes ... in Parentese gesagt, ein bischen schnurrig wirkt, ganz als meinte die ... verführtes Dienstmädchen sei das feste Appendix jedes Mannes. Und auch ... das Buch gar viel zu erzählen, wie gräulich die Männer sind. Die ... — o. nein; sie haben keine verfänglichen Geschichten. Sie haben nur ... Nur muß man hiervon Näherinnen und Dienstmägde ausnehmen; denn ... und da das Rituale zu umgehen. Jedoch das echte Weib ist rein. ... so weit, daß in diesem Buch zwei verheiratete Frauen vorkommen, die ... seinerzeit zwischen ihrem Gatten und dem Dienstmädchen vorgegangen, ... dennoch nicht die leiseste Ahnung aufsteigt, daß dieser Gatte möglicherweise ... Kind des Dienstmädchens zu thun haben könnte. Dergleichen zu glauben ... schwer, und es mag wohl ein oder den anderen brutalen Gesellen geben, ...auptung aufstellt, das Buch sei nur eine neue Variation jenes bekannten ... der eine Zeitlang in unserer norwegischen Literatur so kräftig wieder... vom Streit! Schweiget heut'! Die Weiber sind und bleiben die ... Allein des Buches Absicht war wohl, die Wahrheit zu sagen, wen immer ... Man beobachte nur, zum Beispiel, das Auftreten der Frauen in der ... In der Darstellung Constance's finden sich sogar Züge, welche gegen... Weibergeschrei neuesten Datums geradezu wie Ironie erscheinen. So, ... die Meinung ausspricht, die Männer könnten nicht lieben. Es ist ... sie dies aussprechen zu hören. In seiner Weise wieder komisch ist es ... unverantwortliche Art predigen zu hören, wie die Männer sich der Ehe ... wie bietet sie selbst sich dar! Sie tritt in die Ehe mit einem Mann, ... und den glücklich machen zu können sie wenig Aussicht hat, — nur, ... es, alles wohl erwogen, doch immer noch besser sei zu heiraten als

... des Buches ist, wahre Verhältnisse zu schildern. Es ist kein Predigt... hat begriffen, daß es seine Gründe hat, wenn die Frauen besser ... und daß es wieder seine Gründe hat, wenn die Männer schlechter ... Jedes Ding hat seinen hinreichenden Grund. Mit dem Einräumnis, ... auf dem sittlichen wie auf jedem anderen Gebiete gilt, hat das ... vom Felde der Predigt auf das Feld der Diskussion hinübergerettet. ... Sache. Aber nicht immer hilft es. Ringsum wird gepredigt, daß ... man soll tugendhaft sein. Und nichts destoweniger sind die ... Ehre ihnen, die Tugend predigen! Denn sie meinen es gut, ... es wol auch. Nun ist es aber zweitausend Jahre lang ver=

kündet worden: Du sollst nicht unsittlich sein. Und die Verkündung ist mit allerhand guten Gründen gestützt worden: mit Scheiterhaufen und Feuerbrand und Strick und Glüheisen und Pranger und Zuchthaus und Schande nnd Scham und ewiger Höllenqual und einer ganze Menge Aehnlichem. Das alles wissen die Menschen nun. Aber unsittlich sind sie noch vollauf. Da wird es doch schließlich notwendig zu überlegen, wie das eigentlich zusammenhängt. Denn ein Zusammenhang ist wol vorhanden; da darf man ruhig sein. Wo stecken die Ursachen? Wie geschrieben steht: es ist leicht darüber zu reden, daß Jeppe in Holberg's Stück trinkt. Aber niemand redet darüber, **weshalb** Jeppe trinkt. Und doch ist wol das die eigentliche Sache. Findet man die Ursachen des Uebels heraus, so ist vielleicht noch Hoffnung da. Aber gerade dabei hapert es. So lange es nur zu predigen gilt, sind alle ungemein moralisch. Handelt es sich jedoch endlich darum, der Geschichte näher auf den Leib zu gehen, so verlieren viele den Mut. Da mag es lieber bleiben, wie es ist, meinen sie. Und mit einmal machen sie die Entdeckung, daß es eigentlich gar nicht so arg ist. Bezahlen Kirche und Staat nicht so und so viele Priester, um jeden Sonntag Tugend zu predigen? Und hilft es nicht, so ist das, zum Kukuk hinein, des Betreffenden eigene Sache. Die Leute wissen nun Bescheid! Sie haben die Folgen selbst zu tragen. Es ist gewiß kein Glück, daß Jeppe trinkt. Begäbe man sich aber einmal daran, die Ursachen davon zu untersuchen, so könnte es schließlich über verschiedene brave Leute hergehen, nicht blos über Mütterchen Nille und ihre Karbatsche, sondern auch über Jakob den Schuhmacher, der einen hübschen Schilling bei der Geschichte für Branntwein verdient und über den Vogt, der den armen Kerl zur Arbeit treibt wie einen Ochsen, und über Maas den Küster, der ihn zum Hahnrei macht. Es ist, mit anderen Worten, von Wichtigkeit um der Gesellschaft willen, daß man nicht allzu viel von diesem Schmutz aufwühle. Denn wir wissen, was wir haben, nicht aber, was wir kriegen. Und was wir haben, ist die schöne heilige Sache, die man Monogamie nennt. Monogamie mit Ausnahmen, natürlicherweise. Monogamie mit Concubinen, Monogamie mit Mädchenhandel, Monogamie mit unnennbaren Lastern, mit unnennbaren Krankheiten und mit einer Verderbnis so tief und niederträchtig, daß es sich nicht schickt, für irgend ein Menschenkind, darum zu wissen. Kurz gesagt: Monogamie mit Prostitution. Aber thatsächlich **haben** wir Monogamie, und wenn man über den Rest nur ein bischen schweigt, so können anständige Menschen völlig in Frieden leben und die Gesellschaft kann sich die Hände waschen. In Wirklichkeit geht es mit dem Verschweigen ja ganz gut. Die Priester haben ihren Lohn dafür, daß sie Tugend predigen; das thun sie auch und mehr können sie nicht; die Natur des Menschen ist einmal durch die Sünde verdorben. Die Polizei paßt auf, daß die jungen Mädchen heiraten oder unter Aufsicht kommen; denn Ordnung muß in allem sein; nur keine unkontrollirte Unordnung. Mehr kann die Polizei auch nicht thun. Die Aerzte? Sie sind wol selten Idealisten. Und wenn sie es sind, stumpfen sie sich bald ab. Sie sehen zu viel. Die Menschen sind einmal unanständig. Da läßt sich nichts dagegen thun. Bleiben also nur die Schriftsteller übrig. Beginnen die aber einmal zu reden, so muß man sie halt in Gottes Namen brandmarken, und die man gebrandmarkt hat, sind unsittlich und die darf man nicht lesen. Damit ist das übertünchte Grab recht wol verwahrt. Brave Leute können in Frieden weiter leben und die Gesellschaft wäscht sich ihre Hände. . . . Indessen trinkt aber Jeppe. Und die Frage, warum er trinkt, wird auf die Länge der Zeit nicht zu unterdrücken sein. Denn es ist nicht auszumessen, was die Menschen unter der bestehenden Unordnung zu leiden haben, weil die Natur sie dazu preßt, immer Kinder zu zeugen. Diejenigen, welche begreifen, wie die Sachen stehen, werden wissen, daß es sich hier nicht um Redensarten handelt. Pastor Manders, er, der außerordentlich wenig von dergleichen versteht, er meint, er löse die Knoten, wenn er sagt: die guten Leutchen können sich ja von Anfang an von einander fern halten. Aber er soll lieber heimgehen zu seinen Meetings und zu seinen Ausschüssen; er ist vermutlich auch ein Mitglied des Sittlichkeitvereins. Es sind im Ganzen genug solche da, welche an dem übertünchten Grab herumputzen und von den Menschen sittlich genannt werden. Um was es sich in Wirklichkeit handelt ist aber die Frage, ob wir uns herausarbeiten können aus all dem Leiden und Verderben, in welches die Unnatur der Gesellschaft im Lauf der Zeiten das verwandelt hat, was nach der natürlichen Ordnung das schönste und heiligste unter den Menschen ist,

... das einzige Glück auf der Welt, von dem zu reden der ... Allem müssen wir des Uebels Ursachen kennen. — „Constance ... danach, rücksichtslos und kühn. Darum wird das Buch nicht so

Der Wiener Gast.

... Merkmalen eines Theaterereignisses hat Adolf Sonnenthal's Gastspiel ... eingesetzt: gesteigerte Billetpreise und gesteigerte Nachfrage, lebhafter ... Hörerschaft und gespannte Erwartung im festlich gefüllten Saal. Zahlen ... wenn der Kassenapparat für zehn Gastspielabende bündig meldet: „25 000 Mark ... liegt in solcher nationalökonomischen Wertung nicht nur für Theaterdirek- ... schätzbarer Wink.

... Spannung also saßen wir Zuschauer da, „und Jedermann erwartet sich ... die Wirkung schlug fehl: den Luccapreisen antwortete kein Luccajubel. ... hörte man vier Akte „Fromon junior und Risler senior" an, ... fünften eine starke Probe Sonnenthal'scher Kraft zu empfangen; und auch ... Tage, vor Dumas „père prodigue", kam es, der brillanten Gastrolle un- ... ganzen, hinreißenden Wirkung nicht.

... der Mühe wohl, im Zusammenhang zu betrachten, wie dieser Fehlschlag ... Nach mehr als zehnjähriger Pause kommt Adolf Sonnenthal, den man den ... Schauspieler zu nennen pflegt, nach der ersten deutschen Theaterstadt, — ... eine Enttäuschung, so allgemein, wie nur zuvor die Erwartung gewesen. ... das Phänomen und was lehrt es uns?

... kommt vom Burgtheater nach Berlin, zu dessen führenden Künstlern er ... Burgtheater, das man conventionell „die erste deutsche Bühne" heißt. Das ... des Wieners, und neuerdings auch ein wenig Sorgenkind, ist es von schmeich- ... allzeit umgeben gewesen; einer schönen Zierpflanze gleich, die nur in ... zu leben weiß, ward es vor den rauheren Lüften des Lebens vorsichtig ... es nun, am Beginn neuer Kunstzeit, den alten Platz behaupten wird, auch ... Hauptstadt — vor dieser Frage befindet sich das Burgtheater ... Existenzfrage im eigentlichen Wortsinn; und geschähe es nach der negirenden ... Wiener Kritik, so würde auch sie hastig verneint werden müssen. Als ... Werk von sehr gemäßigter Haltung, Fulda's „verlorenes Paradies" ... einzog, da erklärte griesgrämig Ludwig Speidel: solche Werke darstellen, ... „von ihrer modernen Höhe" herabziehen; auf derselben Bühne aber duldete ... die schiefen Halbwahrheiten der französischen Gesellschaftsstücke und eine ... künstlerischer Intentionen wie jenen „Fromont junior und Risler ... Belot.

... Schuld also, die Schuld des Burgtheaters und seiner kritischen ... der Schauspieler mit abgespielten Stücken nur zu uns kam. Wie ... Rollenkreis modern erweitern sollen, inmitten der Sterilität dieses ... in das klassische Drama hat sich der Künstler neu hineingefunden, und ... Theaterwitz sagt, sich allmählich durch sämmtliche Titelrollen durch- ... zu Tell, von Faust zu Hamlet und Lear mit ungleichem Erfolge. ... Wallenstein, den wir nächstens auch in Berlin sehen sollen, ... so darf man sagen, daß im Costümstück die Größe dieses Schau- ... ist, so wenig wie die Größe des ganzen Kunstkörpers, dem er an- ... dennoch sein eigenstes Gebiet das moderne Gesellschaftsstück — nur ... dieses Moderne ein Unmodernes geworden ist, ein Bonmot von

Grade unsere jüngeren Autoren, Dichter und Theaterschriftsteller bezeugen das: Sudermann, Fulda, der Erniedriger des Burgtheaters, auch Philippi, suchen den Weg aus dem Salon in das Leben, sie suchen den Zusammenhang aufzuweisen zwischen dem Vorderhaus, das einen willkürlichen Ausschnitt unseres Daseins nur giebt, und dem Hinterhaus, seinem sozialen Correlat. Von solcher Völligkeit der poetischen Anschauung weiß das Conversationsstück nicht, das die Dumas und Sardou ausgebildet und eine Anzahl deutscher Autoren nachgebildet haben: es erlügt eine Welt, die nicht ist: in der man liebt, nicht hungert; in der die soziale Sorge todtgeschwiegen wird, und das bloße erotische Spiel die Existenz lebendiger Menschen zu beherschen scheint. Es erlügt eine flotte Seelenkunde, die aller Erkenntnis unserer Psychologie Hohn spricht; es läßt seine Personen Gesinnungen wechseln, wie Handschuhe, und vollführt radikale, plötzliche „Besserungen": der Leichtsinnige wird vernünftig, der Verschwenderische sparsam, der Hartherzige weich, und der Grobe höflich. Kurz, die besten Fortschritte der modernen Poesie, die ganzen verfeinerten Methoden der Analyse und der Beobachtung, kennt dieses altmodische Pariser Gesellschaftsstück noch nicht; und zu einer Zeit, da Novelle und Roman in voller Entwicklung nach vorwärts drängten, ließ es das Theater still stehen und erstarren in Convention, in Schablone.

Und nun, eben da frischer Frühlingswind auch durch unser Drama bläst, kommt in Sonnenthal der glänzendste schauspielerische Repräsentant der absterbenden Zeit zu uns gezogen: Bewunderung empfängt ihn, wie sie ihm gebührt, aber sie erwächst auf einem wahrnehmbaren Untergrund von Zweifel und Zurückhaltung. Auf der Höhe seiner Kunst steht der Gast, Niemand bestreitet es; aber es ist *seine* Kunst, ist alte Kunst, und unser Sehnen geht nach neuer. „Andre Zeiten kommen, es lebt ein andersdenkendes Geschlecht!" Nicht nur den einzelnen Darsteller, das ganze Milieu, aus dem er stammt, kennzeichnet dieser Gegensatz; und es muß sich, an dem Wendepnnkt, an dem wir stehen, schnell entscheiden, ob das Burgtheater die „vornehme Höhe" eines Comtessentheaters nur bewahren will, und ob sich dem Hoftheater, in vollem litterarischem Contrast, ein Wiener Volkstheater entgegenstellen soll, mit neuer schauspielerischer Tradition.

Als ein Zeuge der alten Wiener Tradition aber, als der Zeuge reich entwickelter darstellender Kunst ist uns der Gast willkommen und wert. Zwar entwickelt sich sein bestes Können erst inmitten des Ensembles, dem er so lange nun in hohen Ehren angehört; ein Gastspieler wie Herr Haase und Herr Possart, ein Solospieler ist Sonnenthal nicht: seine Glut wird wärmer am Fond des Andern, persönliches Zueinanderspiel ist ihm inneres Bedürfnis geworden, und: „ich brauche Ihren Blick!", so ruft er dem Nachlässigen wohl zu, der ins Publikum guckt, statt in das Auge des Partners. Aber seine außerordentliche Beweglichkeit und Wärme, diese Herrschaft über die gesammten mimischen Ausdrucksmittel, die den Künstler auszeichnet, diese spielende Sicherheit, mit der er die Skala der Empfindung heraufklimmt und herunter, machen seine Darstellung, so wenig sie Selbstzweck zu sein scheint, doch zu einem Schauspiel an sich: nicht nur mit ganzer Seele, auch mit ganzem Körper ist Sonnenthal bei der Sache, er ist belebt und bewegt bis in die Fingerspitzen, bis in die Fußspitzen hinein, und so faßt er auch den Zuschauer ganz, mit nie versagender Sicherheit. Von diesem vollendeten Kavalier mit dem schönen Silberhaar und dem bestechenden Lächeln, von diesem in plumper Leidenschaft aufwallenden Schweizer Geschäftsmann spannt es sich, wie elektrische Ketten, zu den Sinnen und Nerven der Hörer; und erst wenn der Vorhang zum letzten Mal gefallen, wird es uns wieder völlig bewußt, daß diese liebenswürdige Koketterie im Grafenrock, daß diese chargirte Unbeholfenheit im faltenreichen Arbeitsrock Theaterstil sind, nicht Natur, und daß die moderne Poesie anders gerichteten Idealen zustrebt, als Adolf Sonnenthal und das alte Burgtheater.

Otto Brahm.

Von neuer Kunst.

Der Verein „Freie Bühne" veranstaltet am neunten Mai in den Sälen und dem Garten der Philharmonie ein *Frühlingsfest*, an dessen Vorbereitung hervorragende Künstler beteiligt sind.

[illegible] schlafende Mädchen.

[illegible]ovelle von Heinz Tovote.

[illegible]tage war sein „schlafendes Mädchen“ im Salon der Kunsthandlung [illegible]le der geladenen Kritik zugänglich gewesen; heute in allen Blättern [illegible] voller Lob, einige voll enthusiastischer Ueberschätzung; nur eine Kritik [illegible]halb. —

[illegible]ler hatte es verlangt, als etwas selbstverständliches, daß er für die [illegible] war.

[illegible] tief und wie befreit, als es dann endlich überstanden war, die fürchterliche [illegible] zu müssen, wie man mit einem leichtfertigen Worte die mühselige Arbeit [illegible]

[illegible] eigentlichen Tage der Eröffnung, hatte er sich vorgenommen, nie mehr [illegible] Räume zu setzen, nie wieder.

[illegible]gen Freunden, guten Genossen, mit denen er früher einmal gemeinsam [illegible] im ersten sturmlaufenden Jugendmute, hatte er am Morgen ein [illegible]frühstück genommen; dann war er zu seiner Mutter hinausgefahren, um ihr [illegible]mitzuteilen, und dann hatte er sinnend einen langen Spaziergang in die Stadt [illegible] — Aber am Nachmittage, in der Einsamkeit ließ es ihm doch keine Ruhe, und [illegible] seinen Willen, wie unter unbeugsamem Zwange zurück, und schon stand er [illegible]fenstern mit den ausgestellten Bildern, — und dann trat er ein. Er konnte

[illegible] Zimmer mit den dicken Teppichen und den braunroten Draperien lagen [illegible] die ringsum hängenden Oelbilder mit den breiten schweren Goldrahmen [illegible] in der trüben Nachmittagsschläfrigkeit.

[illegible]en Saale auf dem Ripsdivan ein paar Menschen, zuweilen mit einem Blick [illegible]iere, die den letzten Raum abschloß. Etwa dreißig Personen drängten sich [illegible], kaum daß sie zu flüstern wagten. Nur eine würdige alte Dame, scheinbar [illegible]machte ihre Bemerkungen laut und mit rauher, abgeschrieener Stimme.

[illegible] Vorhänge rings an den Wänden herabfließend; und der purpurne Schein, [illegible] wie Leben über die schlanken Marmorglieder des schlafenden Mädchen.

[illegible] Gesichtern der Beschauer lag eine Zufriedenheit, eine Art Genugthuung, [illegible] lässig hingestreckten Mädchenleibe auszugehen schien. — Einen Augenblick [illegible] er sich befand, er träumte — dann wurde die Portiere hastig bei Seite ge[illegible] eine laute Schar von Besuchern, lachend und plaudernd. Er fuhr auf und [illegible]igkeit des Ortes, und dann der Gedanke, wie ein zischender Blitz, als er [illegible]enden Gesichter sah: daß es eine Entweihung war, durch nichts wieder gut [illegible] Werk so preiszugeben. Er sah es ja an der stumpfen Verständnislosigkeit, [illegible]chen Grinsen, diesem lüsternen Behagen, sich am Anblick des schönen Mädchen; [illegible]en. Eine Stimmung, gebrochen und trostlos, überkam ihn, der Wunsch, [illegible] aus dem Zimmer hinauszudrängen; oder er hätte mögen einen der Vor[illegible], um die Blöße dieses nackten Mädchenleibes zu verhüllen.

[illegible]ertraum war zu Ende.

[illegible] wie mit unabwendbarer Gewißheit, daß, was ihm heilig gewesen war und [illegible] war für diese blöde Menge, die auf einem anderen Boden stand als [illegible] mit dem Auge des Künstlers betrachtete, für den es den klaffenden [illegible] zwischen Natur und Sitte und Gesetz. —

[illegible] angelockt von dem Gerede, zahlten ihr Eintrittsgeld, und hatten sich [illegible]aft, an seinem Werke herumzunörgeln, es anzustarren mit ihrer kläg[illegible]keit. Er eilte hinaus, um dieser Stimmung nicht noch mehr zu er[illegible]en, am liebsten das Werk zu zerstören; — vorüber an dem Kunst[illegible] schmunzelnd sich an ihn machen wollte, der das Recht besaß, das [illegible] endloses Jahr lang durch den Kot der öffentlichen Meinung zu

Draußen schwamm eine dunstige Feuchtigkeit. Die erste Dämmerung brach langsam herein. Er irrte durch die Straßen, mitten im Gewühle der Menschen, bis es Nacht wurde. Die fiebernden Hände versenkte er tief in die Taschen seines Ueberziehers, und so schob er durch die Nacht, den Kopf hangen lassend, mit runden Schultern, achtlos über das feuchte glitschige Trottoir, die Linden entlang, bis er an den Tiergarten kam. Es war still um ihn, und diese Einsamkeit that ihm wohl, daß er tief aufatmete und den nassen Erdgeruch des Waldes einsog mit schnuppernden Nüstern. Auf schmalen, dunklen Wegen ging er, nach den Zelten, dann entlang am Spreekanale, vorüber an Bellevue bis er zum Hansaplatze kam. Dort in einem der neuerbauten, halbfertigen Häuser war das Atelier und auch seine Wohnung, in einem niederen Anbau im Garten. Er ging um das Haus herum, durch den Garten und schloß die Glasthür auf zum Atelier. So in der offenen Thür, weil ein leichter Wind wehte, auf der Schwelle stockte er, und suchte nach den Hölzern. Endlich fand er sie, dann ritschte es und flammte auf.

Jetzt die Kerze angezündet, und mit ihr durch das Atelier in das anstoßende Wohnzimmer, wo er die Lampe ansteckte, über deren weiße Glocke er einen grotesk bemalten japanischen Schleier warf. Tiefstill um ihn herum, daß das Gefühl des Alleinseins dämmernd in ihm aufstieg, mit schwarzen melancholischen Wogen. Hut und Mantel warf er ab, und dann drüben im Atelier setzte er sich auf den Divan, und lässig ließ er die Hände zwischen den Knieen herabhängen.

Hier auf dieser selben Stelle, — wie oft hatte sie da nicht gesessen, plaudernd und lachend mit ihrer tiefen Kinderstimme, daß er zuweilen die Augen schloß, um diese fast singenden Töne ganz in sich einzuschlürfen, bis er darüber den Sinn der Worte nicht mehr verstand, weil er sich berauschte an dem köstlichen Wohllaute dieser schmeichelnden Mädchenstimme.

Er wußte es kaum mehr, wie er sie gefunden hatte.

Nur das eine, daß sie beim ersten Eindruck nicht viel erzielte; ein hübsches anmutiges Gesicht, aber ohne sonderliche Eigenart.

Dafür aber die Gestalt, die ihn gleich berauschte, die es ihm anthat, schon in der Kleidung.

Und dann hatte sie dort nach kurzem Zaudern, sich abkehrend, im vollen goldigen Sonnenschein, zögernd langsam ein Kleidungsstück nach dem andern abgeworfen, bis sie so vor ihm stand, die Hände einen Augenblick leicht vor dem Gesicht; und er sah wie ein Schauer, fast wie ein Frösteln, durch ihre Glieder flutete. Er starrte sie an, wortlos, als ob er ein Wunder erblicke, und dann nach langem Schauen, kehrte er sich zögernd ab.

Er schloß die Augen und nun sah er sie vor sich, deutlich — wie die lichte Gestalt sich abhob von einem nachtschwarzen Hintergrunde. Aber er wagte es nicht, ein Wort zu sagen, und bedeutete ihr nur, daß sie sich wieder ankleiden konnte; hastig, während er hinaussah in den Garten, bis sie ihre Handschuh vom Sessel haschte und dem Hut einen Ruck gab, daß er schiefer auf dem zierlichen Köpfchen saß. Dann war sie gegangen . . . Er war wieder allein, und nun vergrub er sich in einen Sessel, wie sonst wohl, wenn er zu träumen und zu grübeln pflegte. Ihm war wie im Traume.

Aber dieses Mal, er wußte es, war es Wirklichkeit. Was er ersehnt hatte, so oft, so inständig: es lebte, es gab so etwas. Was seine Phantasie ihm so oft in verschwimmenden Umrissen gezeigt, es stand leibhaftig vor ihm, in einem Wesen von Fleisch und Blut, greifbar, zu gestalten. Er geriet in einem Taumel. Alles schien um ihn zu tanzen, bis er die Augen schloß, sich auf sich selbst zu besinnen. Aber er brachte keine Klarheit in seine Gedanken, wie sehr er sich mühte. Immer nur das eine: daß sie dort vor ihm gestanden hatte. Er sprang auf und griff sich an die Stirn, denn ihm war zu Mute, als müsse er aufjauchzen in jubelnder Lust.

Eine peinigende Unruhe bemächtigte sich seiner. Er irrte im Atelier umher, und hastig für den kommenden Tag bereitete er alles.

Und den ganzen Tag verfolgte ihn das Bild.

Es drängte sich zwischen alles was er that, und mitten hinein in ein banales Gespräch hörte er wieder ihre Stimme: Morgen um neun!

Und dann eine qualvolle unruhige Nacht. In aller Frühe schon im Atelier mit Auf-

räumen und Wirtschaften, um den kahlen verstaubten Raum durch Verrücken einzelner Gegenstände anmutiger zu machen, nicht gar so einförmig abstoßend. Und nun mit hastigen Schritten auf und ab, mit ängstlichem Lauschen und häufigem Stehenbleiben, bis daß an der Thür ein Schatten auf die Glasscheibe fiel, und dann geklopft ward.

Pünktlich zur festgesetzten Stunde erschien sie, ganz vergnügt und sicher, als ob ihr das Atelier und er selbst seit langem gut bekannt sei. Einen flüchtigen wägenden Blick auf alles, zog vor einer Skizze die Brauen kritisch hoch wie voller Verwunderung, und schlüpfte dann hinter den aufgestellten japanischen Wandschirm, um sich zu entkleiden. Dann gab er ihr genau die Stellung an, die sie einzunehmen hatte, auf dem Rücken liegend, die Hände unter dem Kopfe, die Beine leicht übereinander geschlagen; nur von einem leichten, schleiertuchartigen Gewebe bedeckt, das die nackten Glieder weich und schmeichlerisch umfloß, und die Marmorschönheit dieses jungen Mädchenleibes voller zur Geltung brachte. Alle Unruhe war von ihm gewichen. Der Künstler in ihm war in vollster Thätigkeit. Seine Sinne waren allein darauf gerichtet, diese rätselhafte Schönheit in sich aufzunehmen und sie zu einem Bildnis zu gestalten. Kein fremder Wunsch störte dieses Aufgehen in der Schaffenslust. —

Als er ihr eine längere Ruhepause gönnte, vermochte er nicht, ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen. Er wußte nicht, was er ihr sagen sollte, und so schwieg er, machte sich im Atelier zu schaffen, hier und dort: etwas von seinem Platze rückend, um ein anderes hinzuschieben; unruhig, als fürchte er sich vor sich selbst, vor einem Augenblicke der Unthätigkeit, in dem sich Gelegenheit zum Sprechen bieten konnte. Wieder fing er an zu arbeiten; und so ging es die ganze erste Woche. Kaum, daß sie zwanzig Worte mit einander gewechselt hatten. Das schien sie zu verwundern, denn sie war redselig wie alle Mädchen, gewöhnt, daß man mit ihr sprach, die Zeit verplaudernd.

Es war wie ein Druck, etwas ängstliches, daß sie so stumm daliegen sollte in ihrer Nacktheit, wortlos, und fühlte dabei nur seine Blicke, wie sie den Linien ihres Leibes entlang liefen, um ihnen ihr Geheimnis zu rauben.

Eines Morgens ward es ihr zu dumm, daß er so schweigsam war; ärgerte sich und fing an zu reden, ganz ohne Grund. Erst einzelne Worte, hingeworfen, ganz leicht, wie ein Nichts, wieder zerflatternd, ohne Antwort. Dann erzählte sie von sich. Und er schrak zusammen und ließ den Spachtel, mit dem er eben an den Schultern bossierte, sinken und sah sie an, ganz erschrocken. Sie hatte nicht wiederkommen wollen, weil er sie so garnicht zu beachten schien, sich nicht um sie kümmerte, als ob sie es nicht wert sei, daß man ihr mal ein gutes Wort gönnte.

Nun fing auch er an zu sprechen, aber er mußte nach den Worten tasten und suchen, wie nach etwas fremdem, und doch hörte er sich sonst gern sprechen, galt sogar für einen guten Redner unter den Kollegen. Dabei ruhte die Arbeit, und sie erzählte ihm von ihrer Mutter, von den beiden kleinen Zimmern der Frankfurter Straße, wo sie wohnte, und wie sie ihr altes, ganz gebrechliches Mütterlein ernähren mußte.

Bald hatte sie alle Scheu abgelegt und befand sich sehr wohl bei ihm, wurde zuthunlich, lachte und machte ihre Glossen über alles, fortplappernd, während er schon wieder über seiner Arbeit war, und ihr dabei doch zuhörte, innerlich voller Freude, daß sie es gewesen, die zuerst angefangen hatte, den Bann zu brechen.

Aber er blieb ihr fern stehen. Nur wenn sie gegangen war, eilfertig hinaushuschend, mit einem letzten ganz kleinen Gruße und einem Lächeln, das auch ihn für eine Zeitlang lächeln machte, überkam ihn die Sehnsucht, und er hätte sie zurückhalten mögen, ihr nachrufen, damit sie blieb, bei ihm, immerwährend.

Nur ihr Bild blieb, und er war verliebt, zugleich in das Bild und in das Mädchen. Er hätte sie umfassen und halten mögen, — aber immer nur wenn sie fort war. . .

Dann ging er auf und ab, schloß die Augen, daß er sie wieder vor sich stehen sah, mit ihren geschmeidigen Bewegungen, dem hastigen, leichten Nackenwerfen des Kopfes. Es war, als ob seine Sehnsucht hinter ihr herging, die wenigen Stufen hinab durch den Garten und dann über den Hof und durch das Haus über die Straße, zwischen all den Menschen hin, die nicht ahnten, daß dieses hübsche zierliche Mädchen soeben erst einem schönheitsdurstigen Künstler all seine Anmut freigiebig enthüllt hatte.

Der Gedanke besänftigte ihn wieder, und dann das Gefühl, wie sie an ihm hing, wie sie ihn zuweilen anblickte mit ihren Kinderaugen, die wie in einem Schleier zu verschwimmen drohten, träumerisch feucht, daß er nicht wußte, was diese Blicke eigentlich wollten, und abbrach oft mitten im Satze, und dann etwas gleichgiltiges sagte, eine grenzenlose Gleichgiltigkeit, die ihm selbst so trostlos vorkam, daß er sich wieder über sich ärgern mußte. Das alles aber war ihm unklar, und er forschte und tastete wie im Dunkel, weil er sich nicht selbst betrügen wollte. Es war möglich daß sie ihn liebte. Weshalb sollte sie nicht. — Es war, als ob sie sich an ihn hing, und es war, als ob er ihr leise wehrte, um die klammernden Finger aus seinen Kleidern zu lösen, als gehörten diese Hände ihr garnicht, sondern wären ein fremdes Zufälliges, das sich an ihn drängte, und ihm sein Schaffen stören wollte. — Er wußte, dann konnte er sein Werk nicht so vollenden, wie er wollte, es wurde kein großes Kunstwerk, wenn sich kleinliche Sinnlichkeit einmischte. Nein — das wollte er nicht, deshalb kämpfte er mit sich einen schweren Kampf, ringend und schwer atmend, und jeden Augenblick in Gefahr, ermattet nachzugeben, unter der Erwägung, daß die befriedigte Sehnsucht, die ihn verzehrte, ihm doch mehr Gewinn, mehr wahrhaftes Glück bringen würde, als alle Lobsprüche über ein Kunstwerk, an dem er selbst mehr und mehr verzweifelte, weil die Hand ihm nicht mehr gehorchte.

Vielleicht lag es daran, daß er sich vor sich selbst und vor dem Leben fürchtete — fürchtete davor, sie nur anzurühren, ihr seine Hand zu reichen. War es das? — Diese Unruhe, die befriedigt ihm neue Schaffenskraft geben würde? . .

Es war möglich, daß alles einzig daran lag. Aber wie leicht konnte er sich täuschen. Dann war sie ihm nur ein Weib, ein Weib, wie all die andern auch, und konnte ihm nicht mehr für seine Kunst dienen. Von neuem mußte er dann anfangen, und suchen und suchen. — So plagte ihn der Zweifel, warf ihn hin und her, daß er ganz nervös wurde, gegen sie barsch und kurz, ihr grobe Worte gebend, grob nur durch die Stimme, wenn sie nicht gleich begriff, wenn sie sich verplauderte und die Pose nicht einhielt. Und so verstummte sie, fing an, wieder ängstlich zu werden, fast wie ein Kind; weil er so wortkarg war, mehr als zuvor, — einherlief mit finstern Augen — und dabei hätte er ihr die Füße küssen mögen, um ihr zu zeigen, wie lieb er sie hatte, mit jedem Tage haltloser.

Sie war gehorsam wie ein Kind, und das reizte ihn wieder. Als sie einmal am Morgen zu spät kam und er vor Ungeduld verging — in Sorge, ob ihr auch nichts geschehen war — und sie dann kam, durch den Regen — die Kleider feucht und ganz außer Atem, den nassen Schleier vom Gesicht band und ihn ansah voller Güte und Liebe, da schalt er sie — heftig — maßlos, daß er sich selbst nicht wiederkannte. Sie sagte kein Wort, ganz still und geduldig, und senkte nur den Kopf. Und dann sah er wie ihre Augen feucht wurden, — aber sie bezwang sich — so schwer es auch ging — und weinte nicht. Das ärgerte ihn wieder, daß er einen Stuhl nahm, wütend damit auf den Boden stieß, und die Lehne ihm in der Hand blieb. Die schleuderte er in eine Ecke, und ging hastig auf und ab. Und dabei immer der eine Gedanke, wie wunderlieblich schön sie war, und wie er ihr die Thränen fortküssen möchte von den scheuen Augen mit den dunklen Wimpern. Aber er that es nicht, weil er nicht wollte, auch nicht, als sie jetzt vor ihm stand, nachdem sie überhastig die Kleider abgeworfen hatte. Es packte ihn und schnürte ihm die Kehle zusammen, daß er aufschreien wollte, damit sie endlich begriff, damit es zu Ende war mit der Qual, die ihn würgte. Aber als er seine Stimme hörte, rauh und heiser, wie die eines Trunkenen, brach er wieder ab, und entschuldigt sich nicht, sondern fing an zu arbeiten, mit blindem Eifer, daß er all das gute von gestern wieder jämmerlich verdarb. . . .

Dann als sie fort war, kam ihm der Gedanke, weshalb sie sich verspätet haben mochte. —

Er wußte, daß sie Bekanntschaften hatte, daß sie mit Anderen in's Theater ging, und zuweilen erzählte sie von einem lustigen Souper. Das alles wußte er vom ersten Tage an — aber was kümmerte ihn das? Nichts! weniger als nichts. Das war etwas anderes, als er in ihr suchte.

Jetzt aber war sie auch für ihn Weib geworden, ein junges begehrenswertes Weib, und eine ziellose Eifersucht keimte in ihm auf gegen die anderen, die sie besaßen, mit denen

sie ihre Abende hinbrachte. Vielleicht war sie heut morgen von einem anderen gekommen? Deshalb hatte sie sich verspätet, — und sie kam zu ihm mit Lippen, die noch feucht waren von den Küssen eines anderen. Das durchschüttelte in so, daß er sie dafür hätte schlagen mögen.

Er brauchte doch nur die Hand auszustrecken und sie gehörte ihm. Er fühlte, wie sie sich willenlos unter seine Gewalt beugte, daß sie wie sein Geschöpf war, als ob sie sich geändert habe und sein Werk sei, wie jenes thönerne, an dem seine Hand modelte. So festigte sich bei ihm das Gefühl der Sicherheit, und er fing an, zu spielen mit seiner Neigung, bis daß er fertig sein würde mit dem schlafenden Mädchen.

Er wurde ruhiger, und das machte sie nun unruhiger, so, daß sie einmal blutrot ward, ganz verlegen, und zitternd, als er das Gewand über ihrem Busen ordnete, wie doch schon oft vorher.

Seitdem wußte er, daß sie ihn liebte, und da fand er sich selbst wieder. Je haltloser sie wurde, um so kühler ward er, gab sich den Schein einer wunschlosen Freundschaft, und doch war das alles nicht mehr, als eine schöne Lüge, ein elender Selbstbetrug.

Er wußte jetzt, daß ihre Seele ihm gehörte, wie ihm die Schönheit ihres Leibes auch gehörte, und nicht den andern, die sie zwar besaßen, aber nur mit brutalen Sinnen, während er ihr ganzes Wesen in sich aufnahm, und kein Geheimnis für ihn mehr an diesen jugendschlanken Gliedern war. —

Eines Abends saß er in der Werkstatt, hatte die Reflektoren angezündet, daß alles Licht auf sein Werk fiel, und da sah er, jäh, als ob ein Blitz darüber hinstreife und die Dunkelheit löse, daß es nicht war, was er wollte, niemals! — Er sah, es war nicht mehr rein... In diesen Linien lag etwas wie Lüsternheit, wie ein verwegener Traum, der die Glieder zwingt; wie versteckte Sehnsucht, aber beredt, mehr als gut war. Das erschreckte ihn, und er fand sich auch innerlich wieder, und alle Gedanken verbannte er, heute und für immer; und nun wurde er sehr sicher und friedevoll ruhig, nur noch Künstler. Das quälte sie — aber er vergab sich nichts, und endlich ließ sie ab und quälte ihn nicht, wie in den ersten Tagen. Sie wurden wieder gute Kameraden, und er liebte es, ihr umständlich auseinanderzusetzen und zu betonen, mit vielen einleuchtenden Gründen, wie er ihr nur ein guter Freund sei und sein wolle.

Und auch sie redete davon, daß sie ihn gern habe, grenzenlos gern, bereit jeden Augenblick für ihn durch's Feuer zu gehen; aber nur nicht das eine — niemals. Denn er war ihr mehr, als all die andern.

Sie sagten es sich immer wieder mit deutlichen Worten, bis sie es glaubten, jeder dem andern, keiner sich selbst. Und jeder wußte es, daß der andere log. —

So verging ihnen die Zeit, und bald war das schlafende Mädchen fertig — und dann — dann wenn alle Welt es bestaunen, wenn die Menge bewundernd sich drängen würde, dann war die Stunde gekommen, wo er hintreten konnte vor sie und ihr sagen: Sieh, das alles habe ich für dich gethan!

Und er wußte, was sein Lohn sein würde, wie es gar nicht anders zu denken war. Er hoffte, und berauschte sich an seiner Hoffnung und lief umher aufjauchzend, wenn er allein war, in Gedanken an diesen Abend. Nur noch eine Woche, sieben kurze Tage . . .

Sie hatte sich angekleidet, im Begriff zu gehen, da kam Besuch, ein Maler, einstmals ein Freund von ihm; aber dann jagte er nur noch den Weibern nach, und hatte etwas in seinen Wesen, was sie gleich beim ersten Blicke wild machte, was sie ihm zwang.

Wie er sich jetzt durch seine Locken strich und die Zähne schimmern ließ, und sie anfunkelte mit seinen dunklen Augen, mit seinen Späßen sie zum Lachen brachte, und schwatzte, bis sie dagegen schwatzte, und das alles wie ein tolles Feuerwerk, prasselnd und sprühend, daß ihr wirbelte. — Aber endlich mußte sie doch gehen, obgleich man es ihnen an den Augen ablas, wie gern sie noch bei einander geblieben wären. Sie sagten es sich mit ihren Blicken, daß sie Gefallen aneinander gefunden hatten; und dann ging sie, mit den Kleidern raschelnd, und im Forteilen den Kopf halbwendend, wie ein trippelndes Vögelchen.

Und nun waren die beiden Männer allein, und hatten sich kaum mehr etwas zu sagen, obgleich der andere gekommen war mit einer Frage. Stockend kletterten sie von

einem Satze zum anderen, und dann fiel das Gespräch ganz zu Boden; und erst als er sah, wie der andere, was keinem vorher vergönnt war, das schlafende Mädchen, ansah mit Blicken, die nicht mehr keusch waren, da schlug er hastig, fiebernd fast, die nassen Tücher um den Thon, und dann, als er ging und ihn nicht gefragt hatte, ob sie das sei — da wußte er genug. Und den ganzen Tag voller Unruhe, vom Atelier in den Garten, auf die Straße, in einem Buche geblättert, und dann in den Sessel geworfen, unmutig und in angstvoller Sorge. Wie sie sich angelacht hatten, immer die Augen in den seinen! — Am folgenden Tage war er strenger gegen sie als sonst, — nichts machte sie ihm recht.

Am nächsten Morgen verspätete sie sich, über eine halbe Stunde. Hastig nur in den Kleidern, und im ganzen Wesen fahrig, daß er sie genauer ansah. Da wurde sie verlegen, und dann lachte sie beinah unverschämt.

Er fragte sie, weshalb? zornig; und da warf sie plötzlich stolz den Kopf und sah ihn an, fast verächtlich, daß er schwieg. Und am folgenden Tage noch später, und ein feiner Duft um sie, den sie sonst nicht hatte. Er wußte von wem das war; und nun wußte er auch, von wem sie kam, denn er kannte das Parfum. — —

Das fühlte sie gleich heraus, denn er wurde ganz still, und sah sie nicht an . . .

Und dann ließ er das Holz fallen, saß auf dem Divan, vor sich hinstarrend, gleichgiltig. Er fühlte, wie sie neben ihm kniete, und plötzlich seine Hände faßte, weinend und schluchzend. Ein wortloses Geständnis. — Sie brauchte ihm nichts weiter zu sagen, er wußte, wie schwach sie war, daß sie nicht anders konnte, und nur das eine schmerzte ihn so, daß jener es so gar nicht verdiente. Der am letzten gerade dieses Mädchen. — Er machte vorsichtig ihre Hände aus seinen Kleidern los, und dann plötzlich, in göttlichem Weh, streichelte er ihren Kopf, daß sie wild aufschluchzte, als ob er ihr grausam weh gethan habe; und dann stand er auf — und ging. —

Sie blieb liegen, wie sie da lag, halb entkleidet, in Thränen, den Kopf in den Kissen. . . Als er wiederkam, nach einer Stunde, war sie fort; und er kauerte sich in den Sessel, und wartete und lauschte.'

Aber sie kam nicht. . . .

Auch am folgenden Tage nicht, — nie mehr! —

Er versuchte zu arbeiten, doch wozu. Es mochte alles bleiben wie es wollte. Es war auch so gut. So gab er das Werk fort, weil er es nicht mehr sehen konnte, nicht sehen wollte. Und jetzt dazwischen immer der Wunsch: hätte er es doch nicht fortgegeben.

Aber der Gedanke wie eine Erlösung dabei:

Jetzt mußte sie von ihm hören, mußte erfahren, was sie ihm alles verdankte. Er kannte sie zu gut — jetzt würde gewiß sie kommen. . . Das gab ihm Ruhe, aber nicht den Schlaf. Er lag nur im Halbtraum. Bei jedem Geräusch schrak er zusammen. Vielleicht war sie es. — Er war in der Stimmung, um an Wunder zu glauben. So lag er wachend bis zum Morgengrauen. . . Dann die Tage der Erwartung, aufreibend, nutzlos in Sorge. . .

Was galt es ihm, daß er den Ruhm sich endlich errungen, nach dem er so lange gestrebt.

Er hätte das alles dahin gegeben achtlos, wie unnützen Plunder, wenn er sie dafür gehabt hätte, ein einziges mal. — Aber Woche um Woche verstrich. Er wurde unruhig und nervös. Seine Bekannten schrieben es der Ueberarbeitung zu... Zuweilen im Salon, mitten im Geplauder, konnte er verstummen, und dann ging er. Sein Blick war auf eine jener Modenachbildungen seines Werkes gefallen, das in keinem Boudoir mehr fehlen durfte.

Jedesmal gab es ihm einen Stoß, daß er jäh auftaumelte, hinein in wirbelnde Unruhe. —

Einmal sah er sie, am Arm des andern, im Theater beim Hinausgehen, ganz flüchtig, nur ihren Kopf und den Hut. Er drängte sich durch, aber er fand sie nicht mehr. —

Was wollte er auch! Er brauchte ja nur zu ihm hinzugehen, nach ihr zu fragen, aber das that er nicht, niemals!

Und Monate vergingen, und sie kam nicht, und die Ruhe auch nicht, keine Ruhe zur Arbeit.

Es war Winter geworden. . . . Der Schneesturm pfiff. Im Kamine lohten die Flammen. Er saß und blätterte in einem Buche, achtlos, ohne Begier zu lesen.
Da meldet ihm der Diener eine Dame. Er hastig hinaus . . . . . sie ist es.

Im schlichten Kleide, ein schwarzes Tuch rasch um die Schultern, mit bleichem Gesicht; oben unter den Haaren etwas wie Blut, und wie er genau hinsieht, hat er sich nicht getäuscht.

Er zieht sie rasch in das Zimmer. Er sieht, wie sie friert; und mit dem Arm ihre Schultern umfassend führt er sie zum Kamin. Totenbleich ist sie, ganz wie gebrochen, und als er ihre Hand faßt, sieht er einen Streifen um das Gelenk, als ob sie dort jemand gepackt hat, um ihr die Hand zu brechen. Sie sieht seinen Blick und entreißt ihm ihre Finger mit plötzlichem Erröten, und dann ein endloser Weinkrampf. —

Er sucht sie zu trösten, wäscht ihr die leichten Hautwunden an der Stirn, und streichelt sie zärtlich. So wird sie ruhig, küßt seine Hand und bittet ihn, daß er sie vor ihm schützen und bei sich behalten möge. Ihre nassen Kleider trocknet sie am Kamin, und dann als sie ganz ruhig geworden ist, giebt er ihr zu essen und zu trinken. . . .

Und als es spät geworden, mit traulichem Plaudern, wo sie ihm vieles erzählt, vieles und trauriges aus ihrem Leben, nur nicht, wie sehr sie ihn geliebt und er hatte sie nicht genommen, daß sie sich, achtlos vor sich selbst, dem ersten besten hinwarf, — weil er das alles ja wußte, und aus dem Klange ihrer Rede hörte, — da schuf er ihr ein Lager von Decken und Fellen auf dem Divan, weil sie es nicht wollte, daß er selbst hier schlief, und sie auf seinem Lager. —

Und dann als sie sich trennen, legt sie den Kopf an seine Schulter und die Arme ganz lind um ihn, und er weiß jetzt, daß sie sein ist, daß sie es immer gewesen, mit der Seele immer, und der Körper war ja auch sein, den hatte er damals in sich aufgenommen und neugeschaffen, fleckenlos und ohne Sünde. —

Er wurde ganz ruhig in diesem Bewußtsein, und ihm war als sei die Nacht von ihm genommen, und er konnte wieder ganz klar sehen. —

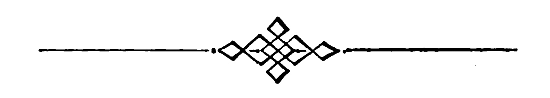
Dann trennten sie sich, ohne Wunsch, und es that ihm nichts, daß sie im Nebenzimmer war, daß er sie hörte, ihren hastigen Atem, ihre leise Unruhe, bis er fest und tief einschlief. . . .

Nur als er erwachte, war ihm, als habe sich einmal jemand über ihn gebeugt, ihn auf die Lippen geküßt, ganz flüchtig nur, aber daß es ihm bis in's Herz zuckte.

Er stand auf, als er dann nach ihr suchte, fand er sie nicht mehr, und es war aber, als sei es ein Traum gewesen. —

Er nahm die Decken, ordnete sie wieder, und sorgsam ein paar Haare, die ihnen anhafteten, — die wollte er nicht wegwerfen. —

Ganz ruhig war er, wie erlöst von einem Banne, und die Sehnsucht keimte in ihm auf zu arbeiten, das Bewußtsein seiner Kraft, traumhafter Frieden und unruhige Stille; obgleich er wußte, daß nun alles aus war, und er sie nun wohl nie — niemals wieder sehen würde. . . .



Die Dekabristen.

Roman

von

Graf Leo Tolstoi.

(1. Fortsetzung.)

„Nicht dahin, Papa, nach rechts!" sagte sie, indem sie den Alten am Aermel des Pelzes faßte. „Nach rechts!" Auch auf der Treppe, welche zu den oberen Stockwerken des Gasthauses emporführte, ließ sich mitten durch das Geränsch der Schritte, das Knarren der Thüren und das schwere Athmen der alten Dame immer wieder dasselbe muntere Lachen vernehmen, welches bereits in der Kutsche erklungen war und jedem, der es hörte, unwillkürlich den Gedanken eingab: „Ei, das ist doch noch ein Lachen — wahrhaft beneidenswert!"

Sergiej, der Sohn, hatte sich während der ganzen Reise mit der Ordnung der materiellen Angelegenheiten befaßt und dabei zwar keine besondere Sachkenntnis, doch um so mehr selbstzufriedene Rührigkeit und Energie an den Tag gelegt, wie sie dem jugendlichen Alter von fünfundzwanzig Jahren eigen zu sein pflegt. Wenigstens zwanzig Mal eilte er ohne besonders wichtigen Anlaß zu den Schlitten hinunter und wieder ins Quartier herauf, indem er dabei in seinem leichten Paletot vor Kälte zitterte und mit seinen jungen, langen Beinen jedesmal zwei oder drei Stufen auf einmal überschritt. Natalie Nikolajewna bat ihn, sich in Acht zu nehmen, damit er sich nicht erkälte, er versicherte jedoch, daß es nichts auf sich habe, und fuhr fort, Befehle zu erteilen, mit den Thüren zu schlagen und hin und her zu laufen. Und als es schien, daß es nur noch für die Diener und Kutscher etwas zu thun gab, durchschritt er noch mehrmals sämmtliche Zimmer, indem er bald durch diese, bald durch jene Thür eintrat und mit den Augen suchte, ob nicht noch etwas zu besorgen wäre.

„Nun, Papa, wie steht es? Wollen wir jetzt ins Badehaus fahren? Soll ich mich erkundigen?" fragte er den Alten.

Dieser war in stilles Brüten versunken und schien sich überhaupt noch keine Rechenschaft darüber zu geben, wo er sich befand. Er antwortete nicht sogleich auf die Frage des Sohnes. Er hörte die Worte, ohne ihren Sinn zu verstehen. Plötzlich jedoch schien er zu begreifen.

„Ja, ja, erkundige Dich, bitte. An der steinernen Brücke muß ein Badehaus sein."

Nach diesen Worten schritt das Oberhaupt der Familie mit sichtlicher Erregung und Geschäftigkeit durch die Zimmer und nahm auf einem Sessel Platz.

„Nun, jetzt müssen wir uns entscheiden, was wir anfangen, wie wir uns einrichten sollen," sagte er. „Immer helft, Kinderchen, immer frisch, Jungens, packt alles aus, macht Ordnung, und morgen schicken wir Serescha mit einem Briefchen zu Schwester Maria Iwanowna, und zu Nikitins, oder wir fahren selbst hin. Nicht wahr, Natascha? Jetzt macht vor allem Ordnung."

„Morgen ist Sonntag, Pierre“, bemerkte die alte Dame, die vor einem großen Koffer kniete und ihn aufzuschließen versuchte. „Ich hoffe, Du wirst vor allem mit uns zum Hochamt fahren!“

„Ah, ganz recht, Sonntag! Selbstverständlich, zuerst fahren wir alle zusammen nach der Mariä-Himmelfahrtskirche. Damit wollen wir unsere Heimkehr beginnen. Mein Gott, wenn ich mich so jenes Tages erinnere, da ich zum letzten Mal in dieser Kirche war . . . weißt Du noch Nataſcha? Doch lassen wir das jetzt.“ Und er erhob sich rasch von dem Sessel, auf welchem er soeben erst Platz genommen hatte.

„Jetzt macht vor allem hier Ordnung, Kinderchen, Ordnung!“

Und ohne selbst etwas anzufassen, schritt er von Zimmer zu Zimmer.

„Wie steht's, wollen wir Thee trinken?“ wandte er sich darauf an die Gattin. „Oder willst du erst ein Weilchen ausruhn?“

„Wie Du willst,“ versetzte Natalie Nikolajewna, indem sie irgend etwas aus dem Koffer hervorlangte. „Aber ich denke, Du wolltest jetzt ein Bad nehmen?“

„Ganz recht . . . an der steinernen Brücke war zu meiner Zeit ein Badehaus. Sereſcha, geh doch und frage einmal, ob noch das Badehaus an der steinernen Brücke existirt. Dieses Zimmer hier will ich für mich und Sereſcha nehmen — gefällt es Dir, Sereſcha?“

Aber Sereſcha war bereits hinausgeeilt, um sich nach dem Badehause zu erkundigen.

„Nein, das wird doch nicht gehen mit dem Zimmer hier,“ fuhr der alte Herr fort. „Es hat ja keinen Eingang zum Empfangszimmer — was meinst Du, Nataſcha?“

„Beruhige Dich nur, Pierre, das wird sich alles finden,“ antworte Natalia Nikolajewna aus dem anstoßenden Zimmer, in welches soeben die Hausknechte eine ganze Ladung von Packeten hineintrugen.

Pierre befand sich indessen ganz unter dem Einflusse jenes begeisterten Zustandes, in welchen er durch die Ankunft in Moskau versetzt worden war.

„Seht nur zu, daß Sereſchas Sachen nicht durch einander geworfen werden — da haben sie seine Schneeschuhe mitten ins Empfangszimmer geworfen!“ Und er hob selbst die Schneeschuhe vom Boden auf und stellte sie mit ganz besonderer Sorgfalt, als ob davon die ganze zukünftige Hausordnung abhinge, in einen Thürwinkel und drückte sie in diesen fest.

Aber die Schneeschuhe schienen durchaus nicht erbaut von dem ihnen zugewiesenen Platze und fielen, als Pierre sich kaum von ihnen abgewandt hatte, mit lautem Gepolter quer vor die Thür. Natalia Nikolajewna fuhr erschrocken zusammen, als sie jedoch die Ursache des Gepolters erblickte, sagte sie ruhig zu ihrer Tochter.

„Sonja, nimm sie auf, meine Liebe!“

„Nimm sie auf, meine Liebe,“ wiederholte der Vater.

„Ich will jetzt einmal den Wirth aufsuchen und mit ihm alle Einzelheiten besprechen, sonst werden wir überhaupt nicht fertig.“

„Ist es nicht besser, ihn heraufkommen zu lassen, Pierre? Wozu willst Du Dich erst bemühen?“

Pierre gab ihr Recht.

„Hör' doch, Sonja, hol' einmal, bitte, diesen, wie heißt er doch? . . . diesen Mr. Cavalier herauf und sag' ihm, daß wir alles mit ihm besprechen wollen.“

„Chevalier heißt er, Papa,“ versetzte Sonja, indem sie sich anschickte, zu gehen.



Natalia Nikolajewna, die mit leiser Stimme ihre Befehle erteilte und bald mit einem Koffer, bald mit einem Bündel oder Kissen in der Hand fast unhörbar von Zimmer zu Zimmer schritt, indem sie auf diese Weise den ganzen großen Berg von Gepäckstücken über sämmtliche Räume verteilte, trat an ihre Tochter heran und flüsterte ihr leise zu:

„Geh nicht selbst, schick' einen Diener hinunter."

Während der Diener den Wirth herbeiholte, benutzte Pierre seine Muße dazu, unter dem Vorwand, daß er seiner Gattin helfen wolle, ihr ein Kleid zu zerknittern und über einen leeren Koffer zu stolpern. Es gelang dem armen Dekabristen noch, sich mit der Hand gegen die Wand zu stützen und so seinem Falle vorzubeugen. Lächelnd blickte er nach seiner Gattin, die indessen so beschäftigt war, daß sie überhaupt nichts bemerkt hatte, während Sonja den Vater mit ihren munter blitzenden, lachenden Augen ansah und ihn gleichsam um die Erlaubniß bat, sich wieder einmal tüchtig auslachen zu dürfen. Und er gab ihr diese Erlaubniß mit dem größten Vergnügen, indem er selbst in ein so gutmütiges Lachen ausbrach, daß alle, die im Zimmer waren, von seiner Gattin bis zur Dienerin und dem Kutscher durch sein Lachen angesteckt wurden. Dieses allgemeine Gelächter feuerte den Alten nur noch mehr an; er fand, daß der Divan in dem Zimmer der Damen unbequem stand und suchte ihn eigenhändig mit Hilfe des Kutschers umzustellen, obwohl die Damen behaupteten, daß das fragliche Möbel für sie ganz bequem stehe und ihn baten, sich doch zu beruhigen. Während er noch mit dem Umstellen des Divans beschäftigt war, trat Herr Chevalier, der französische Wirth, ins Zimmer.

„Sie haben mich rufen lassen," begann Herr Chevalier streng und gemessen, und zum Beweise — wenn auch nicht seiner Verachtung, so doch wenigstens seiner Gleichgültigkeit zog er langsam sein Taschentuch hervor, faltete es langsam auseinander und schnaubte sich ebenso langsam in dasselbe aus.

„Jawohl, mein lieber Freund," versetzte Peter Iwanowitsch, indem er auf ihn zutrat — „sehen Sie, wir wissen nämlich nicht, ich und meine Frau nämlich, wie lange wir hier bleiben werden . . ." und indem er seiner Schwäche, in jedem Menschen einen guten Freund zu sehen, nachgab, begann er Herrn Chevalier alle seine Verhältnisse und Zukunftspläne zu enthüllen.

Herr Chevalier teilte durchaus nicht seine Ansicht über die Menschen und interessirte sich ebenso wenig für die Mittheilungen, welche Petr Iwanowitsch ihm machte. Das vorzügliche Französisch jedoch, welches dieser sprach (die französische Sprache gilt bekanntlich als eine Art Diplom in Rußland) und die vornehmen Manieren des neuen Gastes bestimmten den Besitzer des Hotels, seine Meinung von den Ankömmlingen ein wenig zu erhöhen.

„Womit kann ich Ihnen dienen?" fragte er.

Diese Frage setzte Petr Iwanytsch durchaus nicht in Verlegenheit. Er setzte ihm auseinander, daß er Zimmer, Thee, einen Samowar, Mittagstisch, Abendtisch, Kost für die Dienerschaft, mit einem Wort, alle jene Dinge haben wolle um derentwillen eben die Gasthäuser auf der Welt sind, und als Mr. Chevalier, aufs Höchste verwundert über die Naivetät dieses alten Mannes, der offenbar annahm, daß er sich in der Truchmenischen Steppe befinde, oder vielleicht hoffte, daß man ihm alle diese Dinge umsonst geben würde, ihm mitteilte, daß er alle diese Dinge haben könne, geriet Petr Iwanytsch von neuem in einen Zustand höchster Begeisterung.

„Ei! das ist ja prächtig!" rief er aus. „Wunderbar schön, dann werden wir schon einig werden mit einander. Nun, ich möchte also bitten . . ."

Er fand es indessen sehr unpassend, daß er immer nur von sich selbst redete,



und begann Herrn Chevalier auch über seine eigene Familie und seine Angelegenheiten auszufragen. Sergiej Petrowitsch, der eben ins Zimmer getreten war, schien das Verhalten seines Vaters nicht zu billigen; er bemerkte die unzufriedene Miene des Franzosen und brachte seinem Vater wieder das Badehaus in Erinnerung. Aber Petr Iwanytsch achtete nicht auf ihn, er war ganz beschäftigt mit dem Problem, wie ein französisches Gasthaus in Moskau im Jahre 1856 bestehen könne und mit der wichtigen Frage, wie Mm. Chevalier ihre Zeit zubringen. Endlich machte der Wirth selbst seine Verbeugung und fragte, ob er nicht etwas bestellen wolle.

„Wollen wir Thee trinken, Natascha? Na, dann also Thee, wenn ich bitten darf. Wir werden ja noch Gelegenheit haben, mit einander zu sprechen, mein lieber Monsieur. Ein prächtiger Mensch!"

„Aber ich denke, wir wollten ins Badehaus, Papa?" bemerkte Sereſcha.

„Ach ja, ganz recht! Na, dann also keinen Thee, mein Lieber."

So war denn auch dieses einzige Resultat, welches die Unterhaltung für den Wirth gehabt hatte, zu nichte geworden. Dafür aber war Petr Iwanytsch stolz und zufrieden, daß er alles so geschickt arrangirt hatte. Diese glückliche Stimmung verdarben ihm jedoch sehr bald die Kutscher der Schlitten, welche an ihn herantraten und sich ein Trinkgeld erbaten; es stellte sich nämlich heraus, daß Sereſcha kein Kleingeld hatte, und schon wollte Petr Iwanytsch wieder den Wirth kommen lassen, als ihm plötzlich der vortreffliche Gedanke kam, daß nicht er allein an diesem Tage glücklich sein solle, und er aus seiner Verlegenheit befreit wurde. Er zog zwei Dreirubelscheine hervor, und indem er dem einen der Kutscher einen davon in die Hand drückte, sagte er: „Das ist für Sie" (er hatte die Gewohnheit, alle Menschen ohne Ausnahme, außer seinen Familienmitgliedern, mit „Sie" anzureden); und mit denselben Worten und demselben Händedruck, wie man ihn etwa bei einem Arzte anwendet, der sein Honorar bekommt, gab er auch dem zweiten Kutscher eine Note.

Nachdem er alle diese Angelegenheiten glücklich erledigt hatte, war er endlich so weit, daß er mit Sereſcha ins Badehaus fahren konnte.

— — Sonja saß auf dem Divan, den Kopf auf die Hand gestützt und lachte.

„Ach wie schön, Mama, wie schön!" rief sie in glücklicher Begeisterung. streckte sich auf dem Divan aus, legte sich zurecht und verfiel alsbald in einen festen, gesunden Schlaf, wie ihn nur ein achtzehnjähriges junges Mädchen nach einer mühevollen Reise von sechs Wochen zu schlafen vermag. Natalia Nikolajewna, die immer noch in ihrem Zimmer mit dem Auspacken beschäftigt war, trat, als ihr mütterliches Ohr im Nebenzimmer kein Geräusch vernahm, leise in dasselbe, um nach Sonja zu sehen. Sie nahm ein Kissen, hob mit ihrer großen weißen Hand den von wirrem Haar umgebenen Kopf der Tochter und schob das Kissen unter denselben. Sonja seufzte im Schlafe tief auf und rückte sich unbewußt mit einer Schulterbewegung auf dem Kissen zurück.

„Nicht dahin, nicht dahin, Gawrilowna, Katja," rief Natalia Nikolajewna den beiden Dienerinnen zu, welche die Kissen auf den Bettstellen zurechtlegten, indem sie mit einer Hand, gleichsam im Vorübergehen, das wirre Haar der Tochter zurechtstrich. Ohne jede Aufregung und Eile legte Natalia Nikolajewna überall die ordnende Hand an, und ehe noch Gatte und Sohn zurückgekehrt waren, war alles in Ordnung; die Koffer waren aus dem Zimmer geschafft; in Pierre's Schlafzimmer war alles so eingerichtet, wie er es seit Jahrzehnten in Irkutsk gewohnt war: der Schlafrock, die Pfeife, die Tabakdose, das Glas Zuckerwasser, das Evangelienbuch, in dem er vor dem Einschlafen zu lesen pflegte — alles war an seiner Stelle; ja sogar ein Heiligenbild war auf den prunkvollen Tapeten des Chevalier'schen

Hotelzimmers zum Vorschein gekommen, obwohl Herr Chevalier selbst diesen Schmuck vielleicht für sehr überflüssig gehalten hätte.

Natalia Nikolajewna strich ihr Kleid glatt, rückte ihren trotz der Reise durchaus sauberen Kragen zurecht, glättete ihr Haar vor dem Spiegel und setzte sich dem Tische gegenüber auf einen Stuhl. Ihre schönen schwarzen Augen schienen irgend wohin in eine weite, weite Ferne zu blicken. Sie saß da und schaute und ruhte aus. Und nicht allein von der Arbeit des Auspackens, von der weiten Reise, den langen, schweren Jahren, die sie durchlebt hatte — nein, vom ganzen Leben schien sie auszuruhen, und jene Ferne, in welche sie schaute und in der ihr teure, geliebte Menschen lebend erschienen — sie war es, die ihr Ruhe gab, nach welcher sie sich sehnte. War es jenes heroische Liebesopfer, das sie ihrem Gatten gebracht hatte, oder war es die Mutterliebe, die sie ihren Kindern, da sie noch klein waren, dargebracht hatte, oder waren es irgend welche schweren Verluste oder ein eigentümlicher Zug ihres Charakters — genug, sie machte auf einen jeden, der sie nur ansah, den Eindruck, daß von ihr nichts mehr zu erwarten war, daß sie schon längst einmal ihr ganzes innerstes Selbst im Leben eingesetzt hatte, und daß nichts mehr von ihr übrig geblieben war, als ein verehrungswürdiges, traurig-schönes Etwas, das einer Erinneruug oder einem Strahle des Mondenlichts glich.

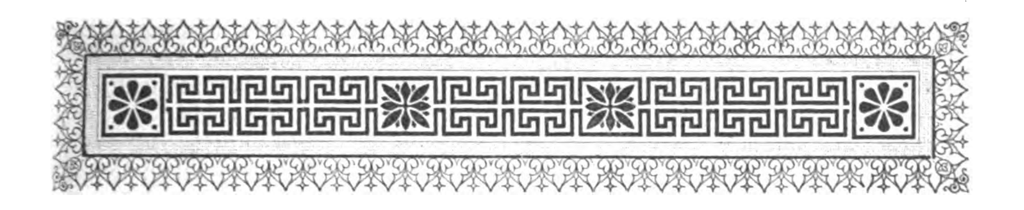
Man konnte sich diese Frau nicht anders vorstellen, als von allgemeiner Verehrung und allem Comfort des Lebens umgeben. Daß sie irgend einmal hungrig wäre und mit Gier äße, oder daß sie schmutzige Kleider anhätte, oder daß sie stolperte oder sich zu schneuzen vergäße, war einfach schon physisch ein Ding der Unmöglichkeit. Woher das kam, vermag ich nicht zu sagen; nur so viel weiß ich, daß jede ihrer Bewegungen denen, die ihren Anblick genossen, voll Majestät, Grazie und Güte zu sein schien. Sie kannte jenen Vers des deutschen Dichters von den Frauen welche „himmlische Rosen ins irdische Leben flechten“, und sie liebte diesen Vers, ohne ihn jedoch mit Bewußtsein zur Richtschnur ihres Handelns zu nehmen. Ihr ganzes Wesen schien gleichsam ein Ausdruck dieses Gedankens zu sein, und ihr ganzes Leben bestand darin, daß sie allen, die ihr begegneten, unsichtbare Rosen ins Dasein wob. Sie war ihrem Gatten nur darum nach Sibirien gefolgt, weil sie ihn liebte; sie hatte nicht daran gedacht, was sie für ihn wohl würde thun können, sondern hatte alles, was sie that, als etwas Selbstverständliches gethan: sie hatte ihm sein Lager bereitet, seine Sachen in Ordnung gehalten, sein Mittagessen und seinen Thee gekocht und, was die Hauptsache war: sie befand sich stets dort, wo er selbst war, und mehr Glück konnte keine zweite Frau ihrem Gatten bereiten.

(Fortsetzung folgt.)



Verantwortlich für die Redaction Wilhelm Bölsche, Friedrichshagen. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedisch. Hofbuchhändler. Druck: A. Seydel & Cie. Beide in Berlin.





Freie Liebe.

Betrachtungen zu Bebel's „Die Frau und der Sozialismus".

Von **Julius Hart**.

I.

Einstmals an einem Sabbath ging Jesus mit seinen Jüngern über die Felder und traf auf einen Bauer, der seinen Acker bestellte. Entrüstet verwiesen die Jünger dem Manne sein Thun und klagten ihn bei ihrem Meister der Gesetzesübertretung an. Jesus aber sprach zu dem Bauern: „So Du weißt, was Du thust, bist Du selig; weißt Du es aber nicht, dann bist Du ein Sabbathschänder und ein Verächter Deines Gottes." Furchtbares Wort — fruchtbares Wort! Es zerreißt die Blätter des alten Testaments und begründet den neuen Bund, es stürzt die Welt der Antike, die Welt des blinden Glaubens, des Zwanges, der dumpfen Unterwerfung unter das Gesetz und die Macht des Ansehens, Staat und Kirche und weckt den Geist der modernen Welt, des freien Ichs, der Selbstverantwortung und eigenen Ueberzeugung, den Geist der höchsten Bildung. Als die ersten biblischen Menschen die Früchte vom Baum der Erkenntnis gegessen hatten, und erkannt hatten, was gut und böse sei, schlossen sich die Thore des Paradieses hinter ihnen zu und als Verdammte trieb sie der Engel in das Leben hinaus. Bitter und giftig nennt das alte Testament die Früchte der Erkenntnis; die Erkenntnis ist das Satanische, denn sie unterwühlt den Glauben, und der Glaube ist die Religion aller Unterwürfigen, die Weisheitsblüte am Strauch der Unweisheit. Dem neuen Geist aber ist die Erkenntnis das Leben; sie macht uns zu Herrschern und zu Freien und gestaltet dumpfes Fühlen zu morgenklarem Schauen. Der Weise steht über den Gesetzen und über dem Recht.

Der Ausgang dieses Jahrhunderts hat uns vor die Beantwortung der tiefsten und gewaltigsten Menschheitsprobleme gestellt. Individualismus oder Sozialismus, Herren- oder Sklavenmoral? In ihrer Beantwortung ruht die Entwicklung von Jahrhunderten, eine noch unüberschaubare weite Zukunft begraben. Weit auseinander liegen die Ziele, auf die man uns hinweist, in entgegengesetzten Richtungen laufen die Wege: das sich schroff Widersprechende beherrscht unsere Gedanken und Empfindungen. Man verspricht uns das Paradies, das Land des vollkommenen Glücks und der reinen Seligkeit; aber wie gelangen wir dorthin? Durch die Selbstentmannung, sagt man uns im Osten, durch die „freie Liebe" im Westen. Die Unwissenheit und Thorheit, die dumpfe Beschränktheit, der es unmöglich ist, die Geleise des gewöhnten Denkens zu verlassen, kann gar nicht anders als den Asketen in

gleicher Weise wie den philosophischen Bekenner der freien Liebe unsittlich und gemein zu nennen. Beide treiben nach ihrer Auffassung Sabbathschänderei, weil sie das Bestehende angreifen und untergraben, das Bestehende, welches heilig ist, weil es besteht. Daß das eigene Denken das Gute wie das Böse macht, daß unser Denken das Unsittliche ins Sittliche und das Sittliche ins Unsittliche verwandeln kann, wird der Autoritätsgläubige, der Mann des bergeversetzenden Glaubens, des Zwanges und der Unterwerfung nie verstehen. Tolstoi's „Kreutzersonate" so gut wie Bebels „Die Frau und der Sozialismus" sind ihm unsittliche Schriften; die Jünger Christi haben ganz Recht, sich darüber zu entrüsten, aber der Meister nennt die Sabbathschänder selig, wenn sie nur wissen, was sie thun. Das weitverbreitete Empfinden, welches ohne weiter nachzudenken, das Ideal der freien Liebe als ein lüstern gemeines verwirft, kennzeichnet sich damit von vornherein als Beschränktheit und Dumpfheit.

Wären wir bessere Christen, als wir sind, so könnte das Ideal der Selbstentmannung nicht Abschreckendes für uns haben, — wären wir schlechtere Christen, würden wir uns leichter und rascher mit dem Gedanken der freien Liebe befreunden. In jenem wie in diesem Bekenntnis offenbart sich ein hochfliegender Idealismus, ein unendlich Weitschauen, das über Berge und Thäler hinwegblickt und Hindernisse beseitigt sieht, die in Wirklichkeit noch wolkenhoch aufgetürmt dastehen. Die Anhänger alles Alten, und die vor jedem Neuen zittern, mögen sich beruhigen: nicht heute, nicht morgen wird weder das eine noch das andere Ideal zum Siege sich durchringen; eine völlige innere Wandlung des Menschen setzte beide voraus, und wer unter den heutigen Zuständen die freie Liebe einführen wollte, würde nichts als Verwirrung, Elend, Laster und Verbrechen wachrufen. Nur die Zukunft kann helfen, nur eine Umgestaltung all' unserer Einrichtungen und Verhältnisse, unserer Gefühle und Anschauungen.

Aber ist denn überhaupt das Ideal der freien Liebe ein höheres, als das der Ehe? Macht uns die freie Liebe glücklicher als die Ehe, um in dem Worte Glück alles zusammenfassen, was uns als das Menschenwerte und Menschenwürdige erscheint, alle die Bestrebungen des Ichs nach jeder Seite hin? Diese Bestrebungen widerstreiten und durchkreuzen sich zum Teil, Gerechtigkeitssinn und Begehrlichkeit, Gleichheitsgefühl und Herrschergelüste, Allgemeinempfinden und Ichempfinden drängen von einander fort; welcher Zustand vermag hier die bestmögliche Harmonie zu schaffen, das Feindliche mit einander auszusöhnen, das von einander Wegstrebende nahe zu bringen, — die freie Liebe oder die Ehe?! Ist jene überhaupt im Stande, die Schäden und die Nachteile der Ehe zu vernichten und weckt sie nicht vielleicht noch größere Schrecken? Bedeutet die Ehe wirklich einen Zustand, der nicht länger mehr ertragen werden kann, der unseren geistigen Bedürfnissen, unseren tiefsten Gefühlen und der Sittlichkeit in Zukunft nicht mehr zu genügen vermag?

Tolstoi und Bebel, von so vollkommen verschiedenen Weltanschauungen sie sonst auch ausgehen, treffen in der Kritik unserer Ehe zusammen. Beide wissen dieses von Gesellschaft, Staat und Kirche geheiligte Verhältnis der Geschlechter zu einander nicht düster und schrecklich genug darzustellen. Aber es giebt sicher nur ganz wenige Menschen, welche die Eheschilderung der Kreutzersonate nicht übertrieben finden werden; die kleine Gehässigkeit und ewige Zänkerei des unter Zwang stehenden Zusammenlebens ist dort gewiß allgemeiner Wirklichkeit abgelauscht; aber diese Wirklichkeit ist nur allzu häufig, zu sehr alltäglich, und führt vielleicht nur alle zehn Jahre kaum einmal zu tragischem Abschluß; unter Millionen Ehen gleicht vielleicht eine der Tolstoi'schen Dichtung. Und das hat seinen guten Grund. Unter Millionen besitzt vielleicht nur Einer ein so unendlich fein entwickeltes Sittlichkeitsempfinden, ein so

ausgeprägtes Ruhebedürfnis, so viel Gereiztheit gegen rein sinnliche Genüsse; nur wer mit den Anforderungen eines Tolstoi dem Weibe entgegen tritt, kann von der Ehe so jämmerlich enttäuscht werden, daß ihm diese Einrichtung als die Schmach unseres Jahrhunderts erscheint. Doch wer besitzt eine so empfindsame Seele, wie Tolstoi? Was den Weisen unerträglich dünkt, bedeutet für den Thoren noch Erquickung und Labsal. Gleichem Besonderkeits- und Ausnahmempfinden aber entspringt jede Kritik der Ehe. So wie sie besteht, ist sie der Ausdruck geistiger und sittlicher Ideale, der Gefühlsanforderungen, Lebensbedürfnisse und Lebensverhältnisse der Jahrhunderte, in welchen sie die Gesellschaft beherrschte. Um sie zu verdrängen, müssen wir unserem ganzen Leben einen neuen Inhalt geben, unsere Gefühle und Gedanken ändern, alles in allem neue Ideale münzen, neue Götter aufstellen. Größer, edler und schöner müssen sie erscheinen, als die der Vergangenheit. So kommt denn Bebel in seinem Buche immer auf ein einziges zurück, das für sein Bekenntnis dieselbe Bedeutung hat, wie das Wort „Liebet Euch unter einander" für die Johanneische Ethik. Sein Glaubenssatz, sein Ideal, seine höchste Gottheit ist die allgemeine Gleichheit, die wahre Gerechtigkeit. Unsere bestehende Gesellschaft hat gewiß kaum die ersten, die bescheidensten Versuche gemacht, dieses Ideal zu verwirklichen. Es ist überhaupt nicht zu verwirklichen, sagt der Bekenner des Alten, der immer pessimistisch in die Welt hineinblickt. Und wie jede neue Religion, jede neue Weltanschauung antwortet der Sozialismus darauf: Darum müßt Ihr einen neuen Menschen anziehen. Das Neue ist stets optimistisch, wie das Alte pessimistisch ist, es glaubt, muß an den guten, den sich ewig vervollkommnenden Menschen glauben, wie man auf der anderen Seite an dem Tiermenschen festhalten muß, der nur durch Zwang zur Vernunft angehalten werden kann.

Den Idealen, welchen die Ehe entsprang, muß der Bekenner der freien Liebe höhere und reinere Ideale gegenüberstellen. Darum kann nur von oben her die Zerstörung des Alten und Festererbten erfolgen. Nur was sich als reinere Sittlichkeit, als bessere Vernunft, als feinere Empfindung, als höhere Menschlichkeit erweist, darf die Götterbilder der Vergangenheit zertrümmern.

Die Bebel'sche Kritik der Ehe faßt so ungefähr alle Anklagen zusammen, die unsere Dichter und vor allem auch unsere Dichterinnen, edle und unedle Geister, Philosophen und Libertiner gegen diese Einrichtung angezettelt haben. Greifen wir einige der Anklagen heraus und sehen wir zu, wie sie von dem Führer der Sozialdemokraten begründet worden sind, ob sie das Ziel verfehlen oder nicht.

Bebel nennt die bürgerliche Ehe die Mutter der Prostitution. Läßt sich diese Behauptung aufrecht erhalten oder nicht? Wäre sein Urteil das richtige, dann könnte Niemand mehr der Ehe den Charakter der Heiligkeit zugestehen, den man ihr nicht nur von Seiten der Kirche, sondern auch von der der Gesellschaft aus zuerkennt. Unsittliches entsteht nur aus Unsittlichem. Die Prostitution ist aber das Schandmal unserer Kultur, ein ewig fortgesetzter Totschlag, ein ununterbrochenes Jahrhundertelanges Verbrechen. Und wir gehen stumpf und teilnahmlos an dem Gemeinen vorüber, und krönen unsere Niedertracht, indem wir morden und des Mordes uns nicht einmal bewußt werden. Wir haben nicht das geringste Recht, uns an die Brust zu schlagen und mit Abscheu auf spanische Autodafés, auf protestantische Hexenprozesse herabzublicken; wir schleppen selber alte und junge Hexen zu Hunderttausenden auf den Scheiterhaufen, die Leiber von Hunderttausenden werfen wir in den Koth der Straßen und lassen sie dort zertreten, wir vernichten Schlimmeres als nur den Körper, — den Geist, die Menschenwürde, alle sittlichen, — ja auch alle sinnlichen Gefühle.

Wir machen es, wie es das staatlich organisirte, das gesellschaftlich erlaubte

Verbrechen immer gemacht hat: wir stempeln unsere eigene Niedertracht und Gemeinheit zur Sünde der Anderen, die wir verfolgen. Wir schleppen nicht unsere Dummheit, unseren Aberglauben und unseren Wahnsinn auf das Schaffot, sondern die Hexe, die vollkommene Unschuld, deren Schuld bei uns liegt. Und heute sind wir dieselben wie früher. All' die Gesetzgeber, die sich mit der unheimlichen Frage der Prostitution beschäftigt haben, der brave christliche Pastor, der naiven Herzens Magdalenenstifte erbaut, deren Erfolge nicht besser sind, als wollte Einer mit einem Schmetterlingsnetz den Sturm abfangen, selbst der mitleidige Novellen- und Dramenjüngling, welcher die „Gefallene", die „Cameliendame" glaubt zu sich heraufziehen zu müssen, sie alle huldigen demselben Irrtum, niemand vermag sich von ein und derselben falschen Grundanschauung zu befreien: die öffentliche Dirne ist eine Sünderin und treibt ein Handwerk, das gemein und verächtlich ist. Und darum wird sie behandelt, wie man einst die Aussätzigen behandelte, Scharfrichter und fahrendes Volk. Sie gehört zu den Ehrlosen und ist ausgeschlossen aus Familie und Gesellschaft. Niemand vermag sich zu der Einsicht zu erheben, daß die Prostituirte ebenso frei von Schuld und Sünde ist, wie einst die Hexe, welche man verbrannte, daß ihr Handwerk nur von der Tartüfferie als ein gemeines und verächtliches angesehen werden kann. Die öffentliche Dirne ist ein edles, anständiges und tugendhaftes Geschöpf, so gut und so schlecht, wie jedes andere menschliche Wesen auch. Wenn sie uns gemein und verworfen entgegentritt, wie es fast immer der Fall ist, verschwistert mit dem Verbrechertum, von ekelhafter Brutalität, stumpfsinnig, verlogen und geldgierig, so ist *sie* frei von Schuld daran. Die Schuldigen sind wir. Nicht das Handwerk welches sie treibt, ist die Ursache ihres geistigen und moralischen Elends, sondern der Fluch, den wir ohne Recht, in unserer geistigen Verwirrung, in unserem Wahnsinn und Aberglauben auf ihr Tun legen; indem wir die Prostituierten wie die Parias behandeln, machen wir sie zu Parias, weil wir sie als gemeine und unsittliche Wesen gemein und unsittlich behandeln, machen wir sie zu gemeinen und unsittlichen Geschöpfen. Unsere Gesetzgebung und Gesellschaft weiß, daß sie gegen die Prostitution ganz umsonst ankämpft. Das Unsinnige in ihrem Treiben liegt daran, daß sie sie überhaupt bekämpft. Ihre Strafen, ihre Gesetze müssen fruchtlos bleiben, weil sie immer gegen den Unschuldigen, nie gegen den Schuldigen sich richten. Sonst müßten Gesetzgebung und Gesellschaft sich gegen sich selbst richten; denn nicht die Prostitution, sondern wie wir die Prostitution ansehen, ist das Verbrechen, ist die Unsittlichkeit.

Richard Wagner und der Naturalismus.

Von **Christian Ehrenfels**.

(Schluß.)

Es ist im höchsten Grade charakteristisch, wie Wagner in seiner innerlichen, durch alle Zeit festgehaltenen Ueberzeugung von dem Idealmenschen der Vergangenheit sich mit der darwinistischen Entwickelungstheorie abzufinden sucht, deren Konsequenz auch er sich nicht zu verschließen vermochte. — Hören wir ihn selbst: „Mit je größerer Deutlichkeit die neuere Wissenschaft die natürliche Herkunft der niedersten Menschenracen von den ihnen zunächst verwandten tierischen Gattungen zur billigenden Anschauung gebracht hat, um desto schwieriger bleibt es uns, die



[illegible] jener schwarzen und gelben zu erklären: [illegible] erhält unsere Physiologen noch in Unklarheit [illegible] Stämme sich selbst als von Affen entstammt ansahen, [illegible] von Göttern entsprossen und zur Herrschaft einzig be- [illegible] Geschichte der Menschheit haben würden, wenn es nicht [illegible] Schöpfungen der weißen Race gegeben hätte, ist uns [illegible] und können wir füglich die Weltgeschichte als das [illegible] weißen Race mit den Geschlechtern der gelben und [illegible] niederen gerade nur dadurch und soweit in die Ge- [illegible] jene Vermischung sich verändern und der weißen Race [illegible] und Christentum. Band X der gesammelten Schriften [illegible]). Man muß freilich Wagner zu lesen verstehen und [illegible] vertraut sein, um die Gedankenungeheuerlichkeit zu [illegible] Sätzen mehr verborgen als ausgesprochen, seinem An- [illegible] gelegt: — „Ueber die Entstehung der niedersten Menschen- [illegible] verwandten tierischen Gattungen ist unsere Wissenschaft so [illegible] gekommen. Besondere Schwierigkeiten aber ergeben sich — [illegible] in Verlegenheit um wissenschaftliche Schwierigkeiten oder Be- [illegible] zur Entschuldigung seiner Phantastereien bedurfte — bei der [illegible] kunft der weißen Race von jenen niedersten.“ Man ahnt wol, [illegible] Während die schlichte Natürlichkeit vom protoplasmatischen [illegible] grundes durch die lange Stufenreihe der Organismen glücklich [illegible] und Mongolen emporgestiegen, ist die Entstehung des richtigen [illegible] und hält sogar die Erklärung der weißen Farbe unsere Physio- [illegible] übereinstimmung.“ — Also — war wol zu diesem letzten Schritt [illegible], irgend ein mystischer Akt, so etwa ein göttlicher Schöpfer- [illegible] des Dinges an sich her notwendig! — Hiermit stimmt es [illegible], wenn es später (S. 355) von jenen Ariern heißt: „Gleich [illegible] Siegfried wußten sie sich von göttlicher Abkunft . . . .“ — ohne [illegible] etwa vom Autor als ein bloß vermeintliches charakterisiert [illegible] Frage allerdings nach der Herkunft jenes göttlichen Elements würde [illegible] geschworene Feind der tierischen Weltschöpfungstheorie, sofort als eine [illegible] sen haben, ebenso wie er etwa einem treuherzigen Gemüt, welches [illegible] Glauben an die Unfehlbarkeit des „Meisters“ eine Theorie aus seinen [illegible] stilliert hätte, wohl schwerlich anders als mit verächtlichem Achsel- [illegible] lächelnder Herablassung gedankt haben würde. — Das alles [illegible] Nebel bleiben, weil es, deutlich ausgesprochen, unhaltbar, dennoch [illegible] Kunstgenuß des Siegfried, des Parsifal unentbehrlich war — und [illegible] möglich falsch sein konnte!

[illegible] Ausschreitungen sah sich der Künstler gezwungen, den ein unab- [illegible] seiner Natur dazu drängte, gegen den Strom des Zeitgeistes an-

[illegible] Ueberall steht er so wie hier mit diesem in Widerspruch. Von [illegible] erscheint Wagner sogar als entschiedener Verfechter des Fort- [illegible], eine häufig wiederkehrende Eigenheit vorwärtsstrebender Be- [illegible] zu reformieren meinen, wo sie in der That Neues schaffen, [illegible] einstehen! Allerdings sucht Wagner ein Idealmenschentum in [illegible] ches er zuerst in seiner Siegfriedgestalt verkörpert, später, als [illegible] das Christusideal verwandelt hatte, mit dem Parsifal ge- [illegible] dieses Idealmenschentum aber wird in eine mystische, prä-

historische Ferne entrückt; alles historisch Gewordene dagegen, diese ganze Welt von Staatseinrichtungen, Verträgen und Gesetzen, auf der Bethätigung roher Gewalt, Mord und Todschlag gegründet, bedeutet ihm Niedergang und Verfall, muß bekämpft und aufgehoben werden, damit das Reinmenschliche zur Entfaltung gelange. Der revolutionäre Charakter unseres Zeitalters kommt in allen Wagner'schen Schöpfungen zur Geltung; mit glühender Leidenschaft und überlegenem Humor bekämpft der Künstler die Mächte der Stagnation, eine erheuchelte Sitte, ein überlebtes Recht, geistloses Schablonen- und Formelwesen; immer steht er mit dem Herzen auf Seiten der Jungen, wo diese gegen die Alten sich auflehnen; und der Held Siegfried, der dem ehebrecherischen Gotte Wotan, dem Vater seines Vaters, mit selbstgeschmiedetem Schwerte den Speer der Verträge zerhaut, ist ein typischer Ausdruck für denselben Zug der Zeit, welcher etwa in Gerhart Hauptmanns Friedensfest den hitzköpfigen Wilhelm dazu treibt, seinen leibhaftigen Erzeuger, da er ihn auf einer Schändlichkeit ertappt, „mit Händen abzustrafen." Freie Sittlichkeit an Stelle der erzwungenen Sitte ist das Lösungswort Richard Wagners, ebenso wie Ibsens und Tolstois. Und zufolge eines analogen Entwicklungsganges wie bei diesem letzten gelangt auch Wagner am Abend seines Lebens zum Urchristentum und wird ohne seine Absicht, ja gegen seinen ausgesprochenen Willen zum Religionsstifter. Denn das mystisch-atheistische Christentum des Parsifal, der Versuch, die christliche Moral der Liebe und den metaphysischen Zauber, welcher das Erlösungswerk umweht, mit einer auf das denkbar geringste Maß reducierten Dogmatik festzuhalten — ist eine Religion und wird von einer — allerdings kleinen und rasch abnehmenden — Zahl von Bekennern als solche hochgehalten.

Haben sich somit hier wieder reaktionäre in die fortschrittlichen Tendenzen eingemischt, so erscheint dagegen Wagner — auch hier dem Verfasser von „Krieg und Frieden" verwandt, — durchaus als Vertreter der modernen Richtung auf einem Gebiete, welches von dem der Ethik weiter abliegt, dagegen mit unserer psychologischen Auffassung des menschlichen Lebensinhaltes in unverkennbarer Wechselwirkung steht. Wer, mit den Errungenschaften der neuen Schule vertraut, den Blick zurücklenkt nach den Schöpfungen früherer Perioden, etwa auf die dramatischen Gestalten aus der Zeit unserer Klassiker, der wird ein Verwundern darüber nicht zu unterdrücken vermögen, wie gut diese Menschen zu reden und alles zu sagen verstehen, was sie innerlich bewegt. Der gewandteste Rhetor würde, im wirklichen Leben etwa ihnen gegenübergestellt, sich wie ein verlegen stammelnder Schulknabe ausnehmen, — so treffend wissen sie für die Erregung eines jeden Augenblickes den Ausdruck zu finden, und obendrein noch durch Witz oder abstrakt philosophische Zugaben aller Art zu würzen und zu schmücken. Seltsamer Weise aber steht die Mannigfaltigkeit des innerlich Erlebten keineswegs im Verhältnis zu dieser scheinbar größeren Ausdrucksfähigkeit. Im Gegenteil — so geschickt und geschmackvoll jene Menschen auch die Mittel des gedanklichen Ausdruckes zu handhaben verstehen, so entschieden scheinen sie in ihren Erlebnissen auf dasjenige beschränkt zu sein, welches sich seiner Beschaffenheit nach überhaupt durch diese Mittel ausdrücken läßt. Nur Shakespeare und Goethe machen in ihren größten Schöpfungen, und auch da nicht durchweg, hierin eine Ausnahme. Meist gehen Kopf und Herz restlos in einander auf; selten zeigt dieses eine Ueberfülle von Erregungen, denen der Kopf mit seinen Begriffen ratlos gegenüberstände; die Mehrzahl jener Charaktere sind streng centralistische Monarchien unter der Herrschaft eines abstract formulierbaren Principes. — Aber die wenigsten Menschen sind in Wirklichkeit solche Monarchien. Die republikanischen Verfassungen, bei welchen bald diese, bald jene Partei zur Geltung gelangt, sind entschieden vorwiegend, und Nationen

sind sogar häufig, in welchen vollkommene Anarchie Platz gegriffen zu haben scheint. Nur selten sind uns die Motive unserer eigenen Handlungen bewußt; meist denken wir gar nicht darüber nach; und versuchen wir es einmal, die verborgenen Triebfedern bloßzulegen und in abstrakte Begriffe zu fassen, so überweist uns gar oft schon das Erlebnis der nächsten Stunde eines kläglichen Irrtums. — Die Erkenntnis dieser Verhältnisse, welche in der Psychologie zur Reaktion gegen den Rationalismus und zu einer zunehmenden Beachtung des dunkeln, halb- oder unbewußten Lebens der Triebe und Impulse geführt hat, durchsetzt unser gesammtes modernes Leben und äußert sich nicht zum geringsten in der Dichtung und dramatischen Kunst. Man betrachte etwa eine Gestalt wie die des Pierre Besuchow in Tolstois „Krieg und Frieden" und frage sich, ob dergleichen vor fünfzig Jahren möglich gewesen wäre!

Wie sehr indessen der Dichter auch jene Thatbestände anerkennen und nach Kräften zum Ausdruck bringen mag — er muß sie doch als eine relative Einschränkung seines Kunstgebietes empfinden. Denn je wichtiger für die Bethätigung des Menschen diejenigen psychischen Regungen erscheinen, für welche wir keine Worte besitzen, desto weniger wird der Künstler, dessen Ausdrucksmittel das Wort ist und bleibt, diesem in seiner Beschränkung zuzutrauen vermögen, desto mehr wird er zu Umschreibungen, indirekten und deswegen nicht vollkommen deutlichen Bezeichnungen sich gedrängt fühlen, und endlich der Mithülfe anderer Künste bedürftig sein: der congenialen Mimik und — hier stehen wir an dem Kernpunkt unserer Untersuchung — der Musik. Die Musik ist die Kunst, welche jenes halb im Unbewußtsein schlummernde Leben der Impulse und Triebe zu wecken und in feste Formen zu bannen vermag; und der erste Musiker, welcher sich in den Schoß jenes dämmerreiches hinabgewagt, um die unbestimmten nach allen Seiten hin zerfließenden Gestalten dingfest zu machen und in künstlerisch gegliederter Fügung ans Tageslicht zu heben — ist Richard Wagner. Jene von der Sprache fast noch nicht berücksichtigten und nur unter die unbestimmten Begriffe der Stimmungen, Gefühle und Triebe zusammengefaßten psychischen Regungen sind eigentlicher Gegenstand der Wagnerschen Kunst, ebenso wie etwa Formen und Farben der der Malerei, die Gestalt des Menschenleibes der der Plastik; — alles andere, die complizierten Tonverschlingungen der Musik, die dramatische Handlung auf der Bühne, das gesungene Wort aus dem Munde des Mimen, der opulente szenische Apparat, spielt für Wagner der Hauptsache nach nur die Rolle des Mittels zum Zweck. — Das letzte Werkzeug aber, durch welches er bei solchem Streben seinem Ziel nahe kommt, ist jene spezifisch Wagner'sche Erfindung, welche unsere Sprache um ein neues Wort, und, was wichtiger ist, unsere Gedankenwelt um einen neuen Begriff bereichert hat: das Leitmotiv.

Das Wesen des Leitmotives wird häufig verkannt. Viele erblicken in ihm nur ein musikalisches Anhängsel, welches im Wagner'schen Orchester auftauche, sobald auf der Bühne eine bestimmte Person oder Sache in Aktion trete oder auch nur erwähnt werde, — und bewundern oder belächeln je nach ihrem Standpunkt dieses vermeintliche Kunststück. In Wahrheit hat jedes Leitmotiv zunächst nur einen bestimmten psychischen (nichtgedanklichen) Gefühls- oder Stimmungsgehalt. Nur wenn dieser Gehalt im Drama selbst zugleich an einer Person oder Sache (wie etwa an der Götterburg Walhall, dem weltbeherrschenden Ring des Nibelungen) haftet, deckt sich das Erscheinen, respektive die Action oder Erwähnung jener zumeist mit dem Auftauchen des Leitmotives im Orchester. — Wie nun nach der Intention des Künstlers beim teilnehmenden Verfolgen der dramatischen Handlung die Gefühls- und Stimmungsgestalten in der Brust des Zuschauers emporkeimen, sich verzweigen, befruchten und bekämpfen, wie sie von neu entstandenen verdrängt werden, um dann

später wieder aufzutauchen, wie sie in diesem Wechselspiel sich verändern und verzerren, wiederfinden und verklären, um zuletzt in voller Schönheitsblüte zu verduften — so sprießen und keimen, treiben und drängen sich, so verrauschen und verklingen die Leitmotive in dem wunderbaren Kunstgewebe des Wagner'schen Orchestersatzes. — Ein bisher noch kaum beachtetes Element des psychischen Lebens ist hiermit in den Bereich künstlerischer Formung hineingezogen, dem weiten Meere des Unerforschten ist ein neues Gebiet für menschlichen Acker- und Fruchtbau abgerungen, — in klar überblickbare musikalische Gestalten ist nun gebannt, was früher nur als schattenhaftes Gespenst in dem Dämmerlicht einer unbestimmten Ahnung erkenntlich war.

Das ist die wesentlichste und größte Errungenschaft Richard Wagners, in welcher er auch mit der immer mehr sich Bahn brechenden wissenschaftlichen Auffassung unserer Tage durchaus harmonirt; und sie hat man zunächst ins Auge zu fassen, wenn man die Frage aufwirft, wie sich der neubegründete musikalisch dramatische Styl zur naturalistischen Kunstübung verhalte, und ob seine weitere Entwicklung mit einem Vorwalten der naturalistischen Kunsttendenzen verträglich sei.

(Eine Reihe von Aufsätzen des Verfassers über verwandte Gebiete werden sich in zwangloser Folge anschließen.)

Der Naturprediger Guttzeit.

Von **Bruno Wille.**

„Unzälige Menschen halten gewisse Meinungen und Gebräuche als unantastbar aufrecht, di vileicht kein Einziger von inen Allen, wenn er ehrlich mit sich zu Rate ginge, als seiner Natur und Vernunft gemäs würde anerkennen können. Darum müssen wir di Wahrheit sagen, selbst auf di Möglichkeit hin, das es bei den Feigherzigen und Heuchlern Ärgernis erregt und wir deshalb geschmäht und verfolgt werden."

Ich entnehme diesen Satz nicht nur wörtlich, sondern auch orthographisch genau aus einer Zeitschrift, welche den Titel führt „Der Bruder". Zeitschrift des Bundes für volle Menschlichkeit" (Gruna bei Dresden). Der Leiter dieses Blattes, „Bruder" (nicht Herr) Johannes Guttzeit, hat bereits seit einigen Jahren das Interesse der Oeffentlichkeit erregt, sowohl durch seine „Naturpredigten" als auch besonders durch seine eigenartige Tracht und einen an die letztere anknüpfenden „groben Unfugs"-Prozeß. Gegenwärtig weilt und agitirt Guttzeit in Berlin, wo ich Gelegenheit fand ihn zu sehen. Sein individuelles, angenehmes, jeglicher Roheit baares Gesicht mit dem wallenden Vollbart und dem lang und üppig auf die Schultern fließenden blonden Haupthaar, welches durch keinerlei Kopfbedeckung bedrückt, sondern nur durch ein schmales Wollband oder auch durch einen lebenden Kranz zusammengehalten wird, ferner seine selbsterfundene Wollkleidung, der schlichte hellbraune, von einem Leibgurt umschlossene Kittel, die eng anschließenden Hosen, die gamaschen- und sandalenartige Fußbekleidung, sowie der klassisch wallende Mantel, endlich nicht zum mindesten die merkwürdige Ausdrucksweise des Mannes, welche den Titel „Herr" und den Pluralis majestatis vermeidet, alle Welt duzt, mit „Bruder" oder „Schwester" anredet und die Höflichkeitsphrasen mit Peinlichkeit

[illegible] Johannes Guttzeit bei der Menge als einen [illegible] „Heiligen“, bei anderen als einen mus[illegible] der Vernunft“, oder doch jedenfalls als einen [illegible] zu lassen.

[illegible] mir zwei Urteile über unsern „Naturprediger“, die [illegible] wohl eine weitere Verbreitung haben. Das eine [illegible] Leixner's „Sozialen Briefen aus Berlin“. Dieser [illegible]schreibung eines „neuzeitlichen Menschlichkeitspredigers“, [illegible], aber so schildert, daß man mit Leichtigkeit Guttzeit [illegible] Mann für einen mäßig begabten, eiteln und excen[illegible] [illegible] seine Ideen und Thaten in folgender — offenbar [illegible] „Siegte jemals diese ‚Vernatürlichung‘ und ‚Ver[illegible] wohl mancher Schaden der Kultur beseitigt, aber es fiele [illegible] in Nichts zusammen. Mit eiserner Folgerichtigkeit [illegible] Natur‘ in eine Art von Vertierung. Der Drang, der sich [illegible] läßt sich nicht gewaltsam umwenden nach dem Ausgangs[illegible]. Eine solche ‚Natur‘, wie sie hier sich zeigt, ist heute, [illegible] und menschenfreundlicher Forderungen, Unnatur und [illegible] Bildung und Gesittung. Wenn so zu leben das Ziel der [illegible] war alle Wissenschaft und Kunst, alles Ringen und Streben [illegible] vom rechten Wege. Es ist zu beklagen, daß mancher ursprüng[illegible] Mensch in solchen Irrthümern ‚Erlösung‘ zu sehen glaubt. Aber [illegible] des Bruderbundes, mag sie auch auf einen kleinen Kreis von [illegible] sein, als Erscheinung des Zeitgeistes auch beachtenswert. Für [illegible] der Stimmungen eines Zeitalters ist kein Zug wertlos. [illegible] trotz allen Widersinns ein Korn von Wahrheit: die Sehn[illegible] [illegible] unserer Tage herauszukommen.“ — Ohne in der Lage [illegible] Urteile Leixner's kritisiren zu können, muß ich nach der Lektüre [illegible] doch bemerken, daß die Bestrebungen dieses Mannes ganz [illegible]kulturfeindliche Umwendungen „nach dem Ausgangspunkte der [illegible] sind; die Menschheit begann ihre Entwickelung fürwahr [illegible]tigkeit, Friedfertigkeit, Freiheit, Brüderlichkeit, Barmherzigkeit [illegible]wesen, Vegetarianismus und schwärmerischer Verehrung für [illegible] sondern wohl so ziemlich mit den gegenteiligen Zuständen; die [illegible] aber sind Guttzeit's Ideale. Auch ist es mir unmöglich, zu [illegible] die erwähnten Zustände „mit eiserner Folgerichtigkeit“ zu „einer [illegible] führen sollen. Zwischen Vereinfachung der Lebensweise d. h. [illegible] „vernunft- und naturwidriger“ Bedürfnisse, und diogenischem [illegible] himmelweiter Abstand!

[illegible] verbreitetes Urteil über Guttzeit stimmt in der Tendenz überein [illegible] welche Gerhart Hauptmann in der „Modernen Dichtung“ [illegible]öffentlicht hat, und die den Titel „Der Apostel“ führt. Es [illegible] Seelengemälde von einem Menschen, welcher dieselben [illegible] auch so trägt, wie Guttzeit. „Der Apostel“ aber ist — [illegible] kann bestimmt versichern, daß es Gerhart Hauptmann fern [illegible]liches von Guttzeit auszusagen. Der Dichter hat nur von [illegible] gemacht, bei der Gestaltung von Phantasiewesen Elemente [illegible]en. Indessen wenn auch nicht Hauptmann die Pathologie [illegible]'schen Persönlichkeit heranzieht, so wird dies doch meines [illegible] Beurteilern gethan. Wofern nun solcher Beurteilung nicht

eine genaue und mit pathologischer Schulung gepaarte Kenntnis der Persönlichkeit zu Grunde liegt, muß dagegen energisch protestirt werden, weil solche beweislosen Gerüchte entschieden gemeingefährlich sind. Bekanntlich wird auch von dem Denker und Dichter Leo Tolstoi vielfach behauptet, er sei „verrückt“; und doch bekunden die Werke dieses Mannes einen zwar eigenartigen, aber mit der Kraft der Gesundheit arbeitenden Geist. Die Menge ist eben geneigt, sich allein, einschließlich all ihrer Thorheiten und Rohheiten, für vernünftig und gesund, dagegen jeden, der es wagt, aus geistiger Selbständigkeit von der Herde abzuweichen, für „verrückt“ zu halten. Dieser Standpunkt aber ist es gerade, worauf die Ausdrücke „verrückt“ und „größenwahnsinnig“ angewendet werden dürfen; denn thöricht und eitel ist es, in dogmatischem Kulturbewußtsein, dünkelhaft und blind gegen die Heerschaaren der Mängel, für die Gegenwart, den Durchschnitt, das Bestehende zu schwärmen und einseitig zu bedenken,

„wie wir's doch so herrlich weit gebracht.“

„Je wahrer ein Mensch ist — sagt Guttzeit treffend — desto weniger darf man sich wundern, wenn er Meinungen äußert oder Handlungen ausführt, di auf den ersten Blik befremden wollen. Wir sind ja verschiden geboren und herangewaksen; mithin können auch unsre Meinungen und Handlungen verschiden sein.“ Und — füge ich hinzu — solche Verschiedenheit, solch ein Individualismus im Fühlen und Denken beschleunigt die Entwickelung des menschheitlichen Geistes. Denn ein Hemmschuh, eine drückende und engende Kette ist für diesen Geist die brutale Macht der Mehrheit und des Herkommens, die uniformirende Erziehung, das Gesetz, das Recht, die Sitte und Sittlichkeit. Jedweder „Fortschritt“ — das zeigt uns die Geschichte — bedeutet ein Sprengen solcher Ketten, eine Revolution gegen die Starrheit. Von wem aber werden derartige Revolutionen eingeleitet? Von starken Individuen! Individuen sind stets die Vorläufer der höheren Kultur. Wie die höchsten Höhen der Erde schmale Spitzen sind, während in der Tiefe die breite Masse lagert, so werden die geistigen Höhen von individuellen Köpfen dargestellt, während unten die „kompakte Majorität“ sich ausbreitet. Je mehr individuelle Anschauungen die herrschende Konvention durchbrechen, desto mehr Chancen hat die Kultur für ihre Fortentwickelung. Unbeschränkte Duldsamkeit, freieste Konkurrenz im Reiche der Gedanken und Gefühle, beschleunigt den geistigen Stoffwechsel, die natürliche Auslese des Wahren und Schönen; Duldsamkeit aber enthält den Individualismus. Und mag der Individualismus auch wunderliche Käuze gebären; wer weiß, ob nicht in ihnen die Wahrheit wohnt! Jedenfalls ist nicht so sehr die Gegenwart, als vielmehr die Zukunft zur Richterin berufen.

Eine Anforderung freilich kann und soll man an jeden Vertreter einer individuellen Anschauung stellen. Und wer diese Anforderung nicht erfüllt, dem kann man den unbedingten Vorwurf der Schwäche, der Halbheit machen. Die Anforderung, die ich meine, heißt Konsequenz.

Guttzeit nun geberdet sich zwar wie die verkörperte Konsequenz, und ist unzweifelhaft auch in vieler Hinsicht streng folgerichtig. Doch beim Lesen einer Schrift, die er mir selber als die beste Einführung in seine Anschauungen empfahl, stoße ich auf Stellen, welche mir bekunden, daß der Verfasser wichtige Fragen nur mangelhaft überdacht hat und die Tragweite einzelner seiner Anschauungen ungenügend übersieht.

So richtet der Naturprediger folgenden Apell an unser Gemüt: „Seid wahr; sprecht es aus, was euch euer Herze sagt, und lebet es dar! — Dein Herze sage dir nichts? — Prüfe dich, ob du es nicht unterdrükt habest! — Was es dir sage, das tätest du? — Untersuche, ob du di Stimme deines Herzens auch nicht verfälscht

unverfälschten innern Stimme, und du wirst di ... so allein di Empfindung der Freiheit erlangen. Täten ... soziale Frage mehr, das Glük der Menschheit wäre ... es irgend nur zuläßt." — Da haben wir die alte, ... der „unverfälschten innern Stimme", jene aus Rousseau= ... Verherrlichung der „Natur"! Mit konsequenter Nebel= ... von „Naturtreue" und „Voller Menschlichkeit" gesprochen. ... „Natur" bedeuten? Guttzeit gibt keine Definition ... Begriffes. Bedeutet „Natur" die Gesamtheit des sinnlich ... Existirenden überhaupt, so ist die Naturschwärmerei völlig ... das Böse wie das Gute, das Vernünftige wie das Un= ... liche" wie das „Unnatürliche" enthält. Bedeutet aber ... von „Kultur", d. h. die Gesamtheit dessen, was nicht ... menschliche Thätigkeit hervorgebracht worden ist, so kann man ... erheben. „Natürlich" ist alsdann auch viel Rohes, ... und Lebensfeindliches; „natürlich" die Fleischfresserei, ... „natürlich" das Morden, Herrschen und Ausbeuten, ... und „unnatürliche" Wollust, — kurz alles, was Guttzeit ver= ...

... unserm Naturprediger kaum etwas anderes übrig bleiben, als ... das zu verstehen, was 1) nicht durch planmäßige menschliche ... worden ist und 2) der Erhaltung des Menschengeschlechtes ... sich herausstellen, daß unter Umständen das menschliche ... ist, daß also das bloße Leben kein Ideal sein kann, und ... anderer Maaßstab zur Wertschätzung des Daseins übrig bleibt. ... Somit führt die auf Natur=Verherrlichung aufgebaute Moral= ... man sie logisch vertieft, notwendigerweise zum Eudämonis= ... mus. Guttzeit hat diese Konsequenz nicht gezogen, er ... unklaren, oberflächlichen „Natur"=Verherrlichung Darum ... die Redensart von der „unverfälschten Stimme des ... — ich möchte fast sagen leichtfertigen — Phrase werden die ... theoretiker und Psychologen von Bacon bis Schneider („Der ...) — ignorirt. Guttzeit möge einmal nachweisen, daß es ... „unverfälschte" Stimme des Herzens gibt! Und ferner möge ... wir die unverfälschte Stimme von der verfälschten unter= ...

... das nicht gelungen ist, sind diese Guttzeit'schen Cardinalbegriffe ... Konfusionen. Ich weiß gar nicht, wie ich die Lehre von der „un= ... des Herzens" zusammenreimen soll mit zwei anderen Gedanken ... nämlich einmal mit dem Satze „Man weiß, daß der Mensch ‚ein ... nisse' ist", und dann mit der bedingungslosen Anerkennung ... fließt". Sollte nicht auch das, was Guttzeit für unver= ... ein „Produkt der Verhältnisse", also teilweise ein Produkt der ... der „Verfälschung" sein? Und müßte dasselbe nicht völlig ... igen", „Absoluten" weit entfernt sein, wenn „alles ...

... eine weitere Inkonsequenz unseres Naturpredigers. Er ... Jaren predigt man nun in Europa di herlichen Fridens= ... teil ist voller Unfriden. Der „Kampf um's Dasein" ... täglich immer erbitterter mit einander gekämpft, und ein

Volk rüstet sich wider das andere, indem es immer mehr Kriegsknechte und immer mehr Millionen auftreibt, um seine selbstischen Interessen gegen das Nachbarvolk, ja gegen weit entlegene Völker, unter Verherung des Landes, unter Zerfleischung und Tötung viler Tausende von Mitmenschen verfechten zu können. Wärend jeder Staat heilig versichert, er rüste zur Abwehr eines feindlichen Ueberfals, hiernach also kein Staat Lust hätte, einen andern zu überfallen, wird doch der hierdurch so nahe gelegte Gedanke an alseitige, wenn auch nur teilweise Abrüstung und Einsetzung eines algemeinen Schiedsgerichtes verlacht. Gewohnt, sich selbst zu betrügen, erblikt man im Fortschritte der Kriegswissenschaft, welcher fast alle andern als Hülfswissenschaften dinen, einen Fortschrit der Zivilisazion, wärend er doch im Gegenteil einen Fortschrit der Barbarei bezeichnet. Di Vergebung, welche der Christ üben sol, ward ein leres Wort, und man ist überal, im privaten und öffentlichen Leben schnel bereit, den Nächsten zu verurteilen . . ." — Sehr richtig! Aber wie reimt sich diese Einsicht damit zusammen, daß nach Guttzeit Naturpredigten im Stande sind, die Menschheit wesentlich zu bessern, zur Wahrhaftigkeit, Freiheit und Brüderlichkeit zu bringen, „die soziale Frage zu lösen"? Nein, Predigten richten gegen die Schlechtigkeit der Menschheit verschwindend wenig aus. Die Motive, welche die soziale Lage des Menschen abgibt, pflegen eben stärker zu sein, als die höchsten Leistungen des machtvollsten Predigers der ganzen Welt. Denn es geht dem Hörer gewöhnlich folgendermaßen: Er fühlt sich gerührt, ja erschüttert von den stimmungsvollen Worten, und faßt vielleicht die besten Vorsätze; wenn er aber hinausgetreten ist aus dem Predigtraume, wenn ihn das alte soziale Leben wiederum umspült, wenn er sich auf der Börse, im Kontor oder an der Waagschale befindet, wenn ihn Existenzsorgen für seine Familie beschleichen u. s. w., dann wird der alte Adam von den alten Motiven mit starken Krallen zu den alten Sünden, zu der „Erbsünde" gerissen. Ja, eine Erbsünde existiert; dieselbe wurzelt aber nicht so sehr im Menschenherzen, als vielmehr draußen in den äußeren Umständen, insbesondere den sozialen Verhältnissen. Diese *äußeren* Umstände gilt es also in erster Linie zu ändern, zu bessern, wenn bessere Menschen erzielt werden sollen. Der moralische Mensch ähnelt einer Pflanze; eine wesentliche Bedingung der Pflanzenveredelung besteht aber in der Verbesserung des Bodens und Wetters. Die Methode, durch bloßes Predigen die Besserung der Sittlichkeit zu erstreben, dieses *direkte* Moralisiren ist veraltet gegenüber dem angedeuteten *indirekten* Moralisiren und wirtschaftet sich in Kirchen, Schulen und Familien mehr und mehr ab. Der Materialismus in der Physiologie und Volkswirtschaft hat eine neue, herrlich aussichtsvolle Bahn für die Moralwissenschaft eröffnet, einen Ausweg aus der Sackgasse des persönlichen, direkten Moralisirens, in welcher sich die Lehrer und Freunde der Menschheit Jahrtausende lang befanden. Guttzeit aber irrt nebst anderen zurückgebliebenen Predigern noch immer in dieser Sackgasse umher. Er hofft, mit dem Worte, durch bloßes Zureden, die „soziale Frage" lösen zu können, so wie er — nach dem Symbol seiner Zeitschrift, zu schließen — hofft, der Apfel (Vegetarianismus) werde das Schwert (Knechtung) zerknicken, und die Vermeidung der Titel „Herr" und „Sie" könne irgend etwas gegen die Herrschaft ausrichten.

Ja, nichts Geringeres als die Herrschaft will Guttzeit abschaffen, die Vergewaltigung in jeder Form, politisch, militärisch, volkswirtschaftlich, häuslich und diätetisch. Willkommen ist mir dieser Grundgedanke. Aber schwächlich und inkonsequent ist dessen Durchbildung bei Guttzeit. Der Naturprediger schwärmt für die allgemeine Friedfertigkeit im Sinne Jesu, er verwirft die Anwendung von „Giften" zur Heilung, will das Böse nicht durch Böses, sondern durch Gutes überwinden, verlangt militärische Abrüstung, ja hält die Tötung eines Tieres für etwas Ab-

scheuliches und — leistet sich folgenden Ausspruch: „Erst wenn der Neuerer dem gesetzkräftig Bestehenden, was one Schädigung Anderer oder des Ganzen, nach der ausdrüklichen Erklärung der Mehrheit desselben, nicht verabsäumt werden darf, di Folge versagen solte, erst dan würde er sich im übeln Sinne auflenen. Dazu wird aber ein Solcher, der das Algemeinwohl im Auge hat, weit weniger Lust haben, als dijenigen, di vor Allem auf ihre persönliche Bequemlichkeit und iren Sondervorteil bedacht sind. Denn um so mehr sind si gemeingefährlich. Auf dise Selbsüchtlinge müssen di Polizei und der Staatsanwalt ein Auge haben, denn si sind, auf der gegenwärtigen nidrigen Entwicklungsstufe, nur durch Strafen zu schrecken. Dise Leute sind's auch allein, für welche Staatsanwälte und Polizisten gehalten zu werden brauchen." — Das also ist Guttzeits Verabscheuung der Gifte, der Gewaltmittel, des Krieges! Staatsanwälte und Polizisten sind nötig! Nun, wenn in der staatlichen Ordnung das Schwert (denn das *bedeuten* Polizisten und Staatsanwälte) am Platze ist, dann muß man ihm konsequenterweise auch in der *internationalen* „Ordnung" eine Rolle einräumen, d. h. den Krieg „für die gute Sache" *gestatten*!

Da ist Leo Tolstoi ganz anders folgerichtig als Johannes Guttzeit!

Ein Wörtchen an Wilhelm Jordan.

Grundsätzliches Schelten auf die *alten Herren* unserer Litteratur, die im neuen Geiste nicht mehr mitthun können, scheint mir im allgemeinen nicht zu den angemessenen Requisiten der realistischen Debatte zu gehören. Wo Einer dieser Unbekehrbaren, in alter Theorie Versteinten allerdings noch an einflußreicher Stelle — subjektiv ehrlich, aber unanzweifelbar hemmend und verfinsternd — des Kritikeramtes waltet, da stellt er sich selbst in die Kampfreihe, da kann das: „Achtung vor grauen Haaren" nicht mehr ein Hemmnis sein, auch ihn und gelegentlich sogar ihn ganz besonders auf's Korn zu nehmen. Wer aber, wie die meisten, sich darauf beschränkt, bloß praktisch seine alten Histörchen weiterzudichten, die Welt Jahr aus Jahr ein mit neuen Epen und Romanen beglückt und im Uebrigen hübsch vornehm still bleibt, den sollte von Rechtswegen die aufwachsende Generation, die mit sich genug zu thun hat, lieber ganz übersehen, aber um keinen Preis ewig anzapfen und anbellen, — zumal wir ja im Stillen doch alle genau wissen, wie sehr das wirtschaftliche Interesse, das leidige Muß aus bitteren Notgründen selbst die „Berühmtheit" nur zu oft auf ihre alten Tage zu jenem Fortproduzieren *zwingt*, ein Martyrium, das gar keines Spottes bedarf. Die Art, wie in gewissen Blättern und Büchern, die der realistischen Sache zu dienen vorgaben, das Herunterreißen der Aelteren zu einer Art Kindersport ausgebildet wurde, ist im höchsten Grade ekelhaft und völlig wertlos. Mit dieser Reserve leite ich eine Ausnahme ein, zu der besondere Umstände mir das Recht zu erteilen scheinen.

Der wachsende Ruf Ibsen's hat *Wilhelm Jordan* keine Ruhe gelassen. Und so ersteht uns aus Jordans Selbstverlag zu Frankfurt a. M. ein Büchlein, an Umfang des Geistes wie des Leibes gleich spindeldürr: „*Deutsche Hiebe.*" Es ist ein Charakteristikum aller offiziellen literarischen Deutschtümelei, von Klopstock und dem alten Jahn bis auf unsern Jordan, daß „echt deutsch" reden so viel heißt wie geziert, affektiert, süßlich und altweibisch reden. So entpuppen sich denn auch diese „deutschen" Hiebe formal als formüberkünstelte, schwänzelnde und flitternde Verslein, mit allerlei kleinen Spitzchen und Witzchen, Versteckenspielen und Kukukrufen, mit Reimspielen nach Heine und Rhythmuseiertänzen nach Platen, und doch ohne jede echte epigramatische Kürze, uferlos hinfluthend wie das gräm-

liche Geschwätz eines geistverlassenen und wortüberquellenden Improvisators, der nun einmal mit Einem an derselben Tafel sitzt und den man als notwendiges, wenn auch schreckliches Uebel eine halbe Stunde lang über sich ergehen lassen muß.

„Uns von Schiller zu bekehren
Unternahm's Titän'chen Ibsen
Winkelstädtische Miseren
Norwegs treulich abzugipsen.

Gier nach raschen Lärmtriumphen
Schürt sein prickelndes Geschilder.
Seine Schüler übertrumpfen
Selbst Pariser Unzuchtsbilder.“

Das ist das Grundmotiv, und in dem Tone geht es weiter. Die Realisten sind „Unheilunken“, Ehebruch ist ihre „Grundschablone, mit frivolem Witz beflittert“. Die Bühne ist „Spital geworden“. Und das alles, wo doch „rings ein freudiges Erkühnen, Wohlstand, Glück und Heil zu schaffen.“ (!!) Darum:

„Junge Mannschaft, her zur Fahne!
Jahre zwei und zehnmal sieben
Zählend ficht der Veterane
Euch voran mit deutschen Hieben.

An allem aber Schuld soll sein: Schopenhauer. So wendet sich gegen ihn die zweite Hälfte des Büchleins. In einem vor kurzem erschienenen Prosabande „Episteln und Vorträge“, der neben monströsem Plunderkram übrigens auch ein paar recht gute Sachen enthält, findet sich ein Abschnitt über persönliche Begegnungen zwischen Schopenhauer und Jordan. Durch ihr Uebermaaß beinah wieder naive Sebstberäucherung dampft aus jeder Zeile. Schopenhauer verrät gleich, daß er in dem jungen Jordan einen ihm „annähernd Ebenbürtigen“ (!!!) gefunden zu haben glaubt. Er selbst redet wenig, Jordan viele Seiten lang, und Schopenhauer ruft dann Bravo. Dabei ist der Dialog offenbar als solcher freie Erfindung, und zwar unglückselige Erfindung eines undramatischen Kopfes, der nie in einer seiner Dichtungen zwei Menschen hat auch nur halbwegs naturgemäß reden lassen können. Zum Schluß wird das grob karrikierte Bild des Weisen dem Mitleid und Gelächter preisgegeben. Und dieses Urteil lebt nun hier in den Versen auf. Mit billigen Witzchen wird Schopenhauer als impotentes Männlein geschildert, das deshalb die Welt für schlecht erklärt habe, — zum Teil in Wendungen, wie sie der dumme Philister, der einmal von Schopenhauers Philosophie aus siebter Hand etwas erhascht, auch anzubringen pflegt und wie sie diesem denn auch aus der Seele gesprochen sein werden . . . bravo bravissimo, großer Meister Jordan!

Ich würde bei diesen läppischen und ernster Betrachtung unwürdigen Sachen nicht verweilen, wenn es nicht zwei Punkte bei dem kleinen Buche gäbe, die wirklich wert sind, tiefer gehängt zu werden.

Den modernen, und vor allem den deutschen Realismus auf Schopenhauer zurückführen, heißt von vorne herein das Eingeständnis vollständiger Unwissenheit in den wesentlichen Punkten, um die es sich handelt, machen. Gewiß hat Schopenhauer Einfluß gehabt auf unsere Litteratur. Aber die Epoche, da es der Fall war, liegt bereits hinter uns. Hamerling und Griesebach waren ihre Heiligen. Rascher, als zu erwarten stand, ging diese litterarische Epoche wie auch der Einfluß der abstrakt-pessimistischen Weltanschauung überhaupt zu Ende, verdrängt — nicht etwa von dem faulen und flachen Optimismus des Herrn Jordan, der das Christentum „erfüllt“, die Welt als Paradies glaubt — sondern von jenem unendlich fruchtbareren bedingten sozialen Pessimismus, von der Kritik am bestehenden sozialen Leben, die allerdings für jetzt auch hoffnungslos verneint, aber das große Ideal einer durch Kraft und Erkenntnis erreichbaren Besserung der wirtschaftlichen (und damit aller) Verhältnisse aufstellt. Mitten aus diesem sozialen Pessimismus heraus und mitten in ihn hinein ist nun allerdings der moderne Realismus geboren. Das



aber hat mit Schopenhauer direkt gar nichts mehr zu thun. Ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß Jordan auch gegen diesen Zusammenhang von sozialer Befreiungsidee und realistischer Kunst sein Anathema schleudern würde. Denn ein so oberflächlicher Schönfärber kann nicht wohl jemals sich zum Verständnis der sozial-ethischen Kernfragen durchgerungen haben. Aber verlangen könnte man — halte er es damit wie er will — daß er wenigstens wisse, wie jene Dinge liegen und nicht Schnitzer begehe, die seiner Polemik von Beginn an aus rein sachlichen Gründen einfach den Boden wegziehen, sie lächerlich machen. Der zweite Punkt, den ich erwähnen möchte, ist wahrscheinlich nicht allen Lesern vertraut. Wilhelm Jordan thut dem Wörtchen „Realisten" gegenüber nämlich so recht naiv wie der ganz unberührte Olympbewohner, — eine ungeheure Kluft scheint den Satiriker von dem wilden Gewimmel Jener zu trennen. Und wer nur an den „Dichter der Nibelungen" denkt, dem scheint das auch sehr plausibel. Wir aber haben hier gar keinen Grund zum Vertuschen. Jordan steht in Wahrheit grade bei dieser Frage keineswegs „jenseits von Gut und Böse". In zwei langen Romanen („Die Sebalds" und „Zwei Wiegen") hat er in neuerer Zeit den krampfhaftesten Versuch gemacht, innerhalb des modernen Realismus in des Wortes strengster Schulbedeutung mitzuthun. Wie giftig er auch jetzt in seinen deutschen Hieben auf den Franzosen Zola schimpfen mag, so hat er doch dort mit sklavischstem Anpassen alle wesentlichen Forderungen Zola's auszuführen versucht: die peinlich exakte Detailschilderung, das breite Mitspielen des Milieus, vor allem auch die naturwissenschaftliche Anschauungsweise, die allem ihren Prägestempel ausdrückt. Leider, leider kam in diesem Falle nur hinzu, daß der zusammenfassende Dichter als Prosaerzähler eine Kraft geschweige zweiten, nein siebenten oder achten Ranges war. So wurden die Detailschilderungen unermeßlich langweilig und trotz enormster Weisheitsauskramung unplastisch bis zum Aeußersten, so artete die Milieubehandlung aus in's Fratzenhafte, so ergoß sich die naturwissenschaftliche Weltanschauung, anstatt aus den Reichen des Gewerbes diskret durchzuleuchten, in einer selbst für viele unbefangene Laien einfach lachbaren Weise in zoologischen oder physikalischen Lehrbuchkapiteln wie einem Passus über die Seelöwen oder einem anderen über das Nordlicht, neben denen große Szenen, wie ein Schiffsunglück zur See, die selbst einen schwächeren Novellisten in Feuer gebracht hätten, sich so farblos abspielten wie eine Skatpartie, dürr referiert wie in einem Leitfaden der Geschichte für höhere Töchterschulen. Und so war es also nichts mehr und nichts minder, als ein ungeheures Fiasko, was der „realistische" Herr Jordan erlitt, — die künftige Geschichte des Realismus wird ihn ehrend erwähnen unter denen, die noch wollten, aber sie wird hinzufügen müssen, daß die Unfähigkeit eine leider vollkommene war. Nach der neuen Probe der „Deutschen Hiebe" wird sie nun allerdings auch noch in einer Note verzeichnen müssen, daß derselbe Mann, nachdem er das Werkzeug versucht und damit in die Brüche geraten war, sich nicht entblödet habe, böse Schimpfreden denen nachzurufen, die er zuerst so recht hatte mit Behagen nachahmen wollen.

Ich schließe mit einem Verse aus dem Buche selbst, der gegen Schopenhauer gerichtet ist und der zugleich noch als eine letzte Probe der gekünstelten, pedantisch mit dem Verstand erklügelten Form aller dieser Reimereien dienen mag:

„Was er nicht kann, was er nicht ist
Schmäht, besudelt er mit Flecken,
Um, worin er selbst ein Wicht ist,
Sich und Andern zu verstecken."

Wilhelm Bölsche.

La Princesse Maleine.

Maurice Maeterlinck: La Princesse Maleine. Quatrième édition. Bruxelles, Paul Lacomblez. 1891.

Seit mancher Zeit klingt die Forderung zu uns herüber, aus dem Westen und dem Norden: von der Ueberwindung des Naturalismus. Psychologisten heißen sie sich, Deca-

dents, Etatsd'ämisten, Symbolisten und Neuidealisten, die den Kampf mit dem Drachen wagen und vollbringen wollen. In die Mitte gestellt zwischen die Alten und diese Jüngsten, scheint den armen Naturalismus tödtlich Uebles zu bedrohen: geht er jenen „entschieden zu weit“, so geht er diesen „entschieden nicht weit genug“; und da sie, die Jüngsten, prinzipiell nur Zukunftsmusik blasen, da sie nur um die „künftige Phase der Litteratur“ zu sorgen wissen, so muß der Gegenwart gewordene Naturalismus, Eigentum der Philister, hinter ihren Fortschrittsbeinen trauernd zurückbleiben. Unreif und lärmend und gigerlhaft kokett, wie diese Forderung zu uns getragen wird, scheint doch ein Grund nicht gegeben, prinzipiell sie zu bekämpfen. Auch ich halte den Naturalismus nicht für das letzte Wort der Kunst: einmal, weil ich überhaupt an kein letztes Wort der modernen Kunst glaube, und sodann, weil in der selben fruchtbaren Einseitigkeit, in der selben tief aus den Bedürfnissen der Zeit geschöpften Modernität, welche den Naturalismus sieghaft gemacht hat, auch die Bedingungen liegen müssen zur Ueberwindung des Naturalismus durch ein Neues. Ob aber die Stunde dieses Neuen schon da ist, schon für uns Deutsche da ist — das allein kann hier die Frage sein.

Im Ausland ist die Gegenbewegung entstanden, bei den Franzosen und Schweden, nicht bei uns. Das gäbe keinen Anlaß, sie zu verneinen, denn auch der Naturalismus ist nicht auf deutschem Boden gewachsen. Allein wenn dieser eine gemeinsame europäische Erscheinung ist, die von den Russen und Norwegern hinunterläuft bis zu den südlichen Veristen, so antwortet jener neuesten Reaktion kein internationales Bedürfnis, kein deutsches Bedürfnis zumal. Wir blicken nicht auf ein halbes Jahrhundert naturalistischer Litteratur zurück, wie die Franzosen, die von Balzac über Flaubert zu Zola gelangt sind; wir stehen vielmehr erst im Beginn einer Entwicklung, die sich nach eigenen Gesetzen nur ausleben muß, und die sich die Stichworte fremder Zungen nicht holen will. Nicht neue Richtungen gilt es künstlich zu importiren, sondern daß die Individuen, die von gemeinsamen Ausgangspunkten abmarschirt sind im Beginn, jetzt frei und voll und rein sich entfalten. Keine Schulen, keine —ismen und —ianer brauchen wir, sondern dichterische Persönlichkeiten: nicht mehr, aber auch nicht minder.

Als eine reizvolle exotische Pflanze also, nicht als ein nützliches Produkt, das auch wir anbauen sollen, erscheint mir die Poesie fin de siècle, die von Bourget und Huysmans und den Andern ausgeht. Es ist viel künstliche Temperatur darin, und unser nordisches Klima, glaube ich, verträgt sie nicht: charakteristisch genug hat darum Maurice Maeterlinck seine lyrischen Gedichte „Serres chaudes“ genannt: Treibhausluft zog sie groß, und in Treibhausluft nur leben sie: ein gesunder germanischer Wind bläst ihnen den Athem aus.

In jener belgischen Decadence, die in der Zeitschrift „Die Plejade“ ihren Sammelpunkt hat, ist Maurice Maeterlinck der große Stern; Octave Mirbeau hat ihn letzten Sommer „entdeckt“ und zu einem neuen Shakespeare ausgerufen — eine Uebertreibung, die man selbst dem Shakespeare-Unverständnis der Franzosen nur schwer verzeiht. Zwei Kleinigkeiten fehlen ihm dazu: die Fähigkeit Gestalten zu schaffen, und die Fähigkeit, dramatisch zu wirken; und der Dichter selbst scheint es zu empfinden, wie wenig er auf die Bühne gehört, auf die gemeinen Bretter, die die Welt der Vor-Decadence bedeuten: darum will er nicht von lebendigen Menschen, sondern von Puppen sein Werk agirt sehen: dieses Schattenspiel, das lieber Stimmungen auffasst, als Handlungen und Individuen, das die Furcht, das Grauen, die Reue zu Vorgängen symbolisirt, doch nicht Personen vor uns entwickeln will.

Shakespearisch in der Dichtung kann nur das äußere Gerüst der Fabel anmuten, dieser Hamletisch-melancholische Prinz Hjalmar etwa, eines fabelhaften Königs Hjalmar von Holland Sohn, der die Prinzessin Maleine heimführen soll, die Tochter des Marcellus, „Königs eines andern Teiles von Holland.“ Doch ein Streit bei der Verlobung, durch Anna angefacht, die enttronte Königin von Jütland, die die Concubine des alten Hjalmar geworden, läßt die beiden Fürsten in Zorn auseinandergehen; die Königskinder aber, so lieb sie sich gewonnen haben in schnellem Sehen, können nicht zu einander: die Feindschaft ist gar zu tief. Maleine, um den Ungehorsam ihrer fünfzehn Jahre zu brechen, wird in den Thurm gesperrt, Prinz Hjalmar in seiner Willenlosigkeit läßt sich mit Ugn

lane verloben, der Tochter der bösen Königin Anna, die zugleich potipharisch nach ihm ausschaut. Krieg entbrennt, elementare Ereignisse, wilder Brand und ungeheure Katastrophen zerstören das Reich des Marcellus, Hjalmar ist Sieger; Maleine aber gilt für todt. Aus ihrem Thurme hervorgekrochen, gerät sie, von der treuen Amme begleitet, in dichten Wald, entgeht drohenden Gefahren unter Bettlern und Bauern und verdingt sich als Dienerin am Hofe Ugylanens; sie findet sich zu nächtiger Stunde an Stelle jener bei Hjalmar ein, im Garten beim plätscherndem, leuchtendem Wasser, läßt sich erkennen und wird zum zweiten Mal die Verlobte des Prinzen; die böse Anna aber, von dem schwachen König zögernd unterstützt, vergiftet sie, erwürgt sie, den König packt Reue, er verräth sich freiwillig, der Sohn ersticht zuerst die Concubine des Vaters, dann sich selber, und nur der Alte bleibt, krank im Hirn, von Gewissensqual geschüttelt, zurück.

Die Vorgänge, man sieht es, sind ohne Eigenart: bekannte Combinationen bekannter Motive. Nicht in ihnen liegt das Neue der Dichtung, und sie sind flüchtig entwickelt, schattenhaft, sprunghaft; in das Werden der Handlung, in die treibenden Ursachen der Entschlüsse blicken wir nirgends hinein, wir sehen weder deutlich was den ersten Streit entfacht, noch welche psychischen Motoren diese böse Frau aus Jütland denn bewegen. In schnell vorüberhuschenden Szenen intime Stimmungen abzuschildern mit allen Schattirungen, mit allen Tönen, treu und exact und pedantisch, das ist es, was dem Dichter glückt; er läßt die umgebende Natur, Sonne, Mond und alle entfesselten Elemente, teilnehmen an seinen Vorgängen, um ihre Schaurigkeit zu vermehren, und scheut sehr starke Mittel nicht, uns das Gruseln zu lehren. Ein eigenes Beispiel seiner Kunst mag, besser als alle fremde Charakteristik, Maeterlinck's Art anschauen lassen:

Zimmer der Prinzessin Maleine.

(Man gewahrt die Prinzessin Maleine auf ihrem Bett ausgestreckt. Ein großer schwarzer Hund birgt sich zitternd in einem Winkel.)

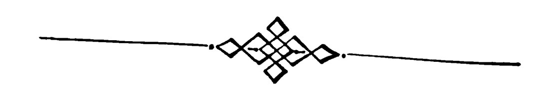
Maleine:

Hierher, Pluto! Hierher, Pluto! Sie haben mich ganz allein gelassen! In einer solchen Nacht haben sie mich ganz allein gelassen! Hjalmar ist heute nicht nach mir sehen gekommen, meine Amme ist nicht nach mir sehen gekommen, und wenn ich rufe, antwortet kein Mensch. Es ist was vorgefallen im Schloß . . . . nicht einen Ton hab' ich heute noch gehört — als wenn Tote darin wohnten. — Wo bist Du denn, mein armer schwarzer Hund? Willst Du mich am Ende auch verlassen? — Ich kann Dich in der Dunkelheit nicht erkennen; Du bist auch schwarz wie mein Zimmer. — Bist Du's, was ich da im Winkel sehe? — Aber Deine Augen, die leuchten ja im Winkel, um Gotteswillen, mach die Augen zu! Hierher Pluto! Hierher Pluto! (Der Sturm bricht los.) Bist Du's, was ich da im Winkel habe zittern sehen? Aber so etwas von Zittern habe ich noch nie gesehen! Er macht alle Möbel mitzittern! Hast Du was gesehen? — Gib Antwort, mein armer Pluto! Ist jemand im Zimmer? Komm her, Pluto, komm, hierher! Aber so komm doch zu mir in's Bett! Aber Du zitterst Dich ja tot da im Winkel. (Sie steht auf und geht auf den Hund los, der zurückweicht und sich unter ein Möbel versteckt) Wo bist Du, mein armer Pluto? O, Deine Augen stehen jetzt ganz im Feuer. Aber weshalb hast Du denn heut' Nacht Furcht vor mir? — Ich lege mich wieder in's Bett. (Sie legte sich wieder nieder). Wenn ich nur für einen Moment einschlafen könnte . . . . mein Gott, mein Gott, wie krank ich bin. Und ich weiß nicht, was mir fehlt; — kein Mensch weiß es, was mir fehlt; der Arzt weiß nicht, was mir fehlt; meine Amme weiß nicht, was mir fehlt; Hjalmar weiß nicht, was mir fehlt . . . . (Der Wind schaukelt die Bettvorhänge.) Ah, — es rührt wer an meine Bettvorhänge! Wer hat an meine Bettvorhänge gerührt? Ist jemand in meinem Zimmer? Es muß jemand in meinem Zimmer sein! — Oh, da scheint der Mond mir in mein Zimmer! — Aber was ist das für ein Schatten auf der Tapete? — Ich meine, das Kruzifix bewegt sich an der Wand! Wer stößt an das Kruzifix? Mein Gott, mein Gott, ich kann hier nicht mehr bleiben! (Sie erhebt sich und geht zur Thür, die sie zu öffnen versucht.) — Sie haben mich in meinem Zimmer eingeschlossen! — Ums Himmelswillen, macht auf! — Es ist was in meinem Zimmer! — Ich bin des Todes, wenn man mich hier läßt. Amme!

Amme! Wo bist Du? Hjalmar, Hjalmar! Hjalmar! Wo seid Ihr? (Sie kommt zum Bett
zurück.) Ich habe keinen Mut mehr aus dem Bett zu gehen. — Ich will mich auf die andere
Seite drehen. —— So seh' ich nicht, was an der Wand vor sich geht. (Weiße Bekleidungs-
stücke, die über einen Betstuhl hängen, werden langsam vom Winde bewegt.) — Ah — es ist
jemand über dem Betstuhl! (Sie dreht sich auf die andere Seite.) — Ah, der Schatten ist
noch an der Wand. (Sie dreht sich wieder um.) Ah, es ist noch über dem Betstuhl —
oh! oh! oh! oh! oh! — Ich will versuchen die Augen zu schließen. (Man hört die Möbel
krachen und den Wind seufzen.) Oh! Oh! Oh! Was gibt's jetzt? Es ist Geräusch in
meinem Zimmer! (Sie erhebt sich.) Ich will mich überzeugen, was es auf dem Betstuhl
gibt! — Ich habe mich vor meinem Hochzeitskleide gefürchtet! Aber woher kommt der
Schatten hier auf der Tapete? Ich will einen Schluck Wasser trinken! (Sie trinkt und
setzt das Glas auf ein Möbel.) Oh! Wie das in meinem Zimmer knarrt! Und bei jedem
Schritt hallt alles im Zimmer mit! Ich glaube, es ist der Schatten der Cypresse; es steht
eine Cypresse vor meinem Fenster. (Sie geht an's Fenster.) O dies traurige Zimmer, das
sie mir gegeben haben! (Es donnert.) Ich sehe beim Schein der Blitze bloß Kreuze; mir
bangt, die Toten kommen durch's Fenster. Was für ein Sturm auf dem Kirchhof! Wie
der Wind in den Trauerweiden wühlt! Ich gehe wieder in's Bett. (Sie legt sich in's Bett.)
Jetzt hör' ich nichts mehr; der Mondschein ist aus meinem Zimmer fort. Jetzt hör' ich
nichts mehr. Ich möchte lieber irgend ein Geräusch hören. (Sie horcht). Auf dem Corridor
tönen Schritte. Fremde Schritte, fremde Schritte, fremde Schritte . . . man flüstert rings
um mein Zimmer; ich höre Hände an der Thür. (Der Hund hebt an zu heulen.) Pluto!
Pluto! Es kommt jemand herein! — Pluto! Pluto! Pluto! Heul nicht so! Mein Gott,
mein Gott, ich glaube, mein Herz bricht!"

Trotz aller breiten Manier, trotz des an Ollendorf's Grammatik gemahnenden Frage-
und Antwortspiels solcher Szenen, sind hier ohne Zweifel starke Wirkungen auf die Nerven
vollbracht, denen sich kein moderner Leser ganz entzieht. Es spielen, neben dem alten Apparat
der Romantik, neben archaistischer Steifheit, viel neue Effekte mit, die die Ausdrucksmittel der
Kunst vermehren helfen — und das ist immer ein Gewinn, der nur den wirklichen Künstlern glückt.
Nicht umsonst ist diese Neuromantik der Symbolisten durch den Naturalismus hindurchge-
gangen: sie hat von ihm gelernt, reichere Wirklichkeitselemente aufzunehmen, wenn sie sie
gleich willkürlich auswählt aus der Region des Schreckhaften, sie hat gelernt, die Umwelt
besser zu erfassen und selbst in ein Schattenspiel wie diese „Prinzesse Maleine" etwas von
lokalem Colorit, das Meer, die Schiffe, die Sümpfe von Holland hineinzubeziehen. Sie
hat die Klarheit der Sprache gelernt, diese präcise Anschaulichkeit, die Natur giebt statt
romantischer Phrase; kurz ihre besten Resultate hat sie doch aus dem Modernen gezogen,
aus dem Naturalismus — nur daß sie ihn mit vielem Ueberlieferten, mit romantischem Spuk
verquickt hat. Darum hat es mit der Ueberwindung des Naturalismus einstweilen gute Wege;
wir wollen ihn nicht eher zum alten Eisen werfen, als bis wir das neue im Feuer, rötlich
glühend, sehen.

Otto Brahm.



Die Dekabristen.

Roman
von
Graf Leo Tolstoi.

(2. Fortsetzung.)

Im Empfangszimmer brodelte auf einem runden Tische der Samowar. Vor demselben saß Natalia Nikolajewna. Sonja zog ihre Stirn in krause Falten und lächelte unter der weichen Hand der Mutter, die sie aus dem Schlafe kitzelte, da Vater und Sohn bereits mit zusammengeschrumpften Fingerspitzen, in feuchten Büscheln abstehendem Haar und strahlenden Gesichtern aus dem Badehaus zurückgekehrt waren.

„Seht doch, wie weiß Ihr geworden seid — es ist förmlich heller geworden, seit Ihr ins Zimmer tratet", scherzte Natalia Nikolajewna.

Seit Jahrzehnten wiederholte sie an jedem Sonnabend diese Worte, und an jedem Sonnabend empfand Pierre bei denselben eine gewisse Verlegenheit und Zufriedenheit. Sie setzten sich an den Tisch, und bald duftete das Zimmer nach Thee und Tabaksqualm, und man vernahm die Stimmen der Eltern, der Kinder und der Dienerschaft, die in demselben Zimmer ihren Thee bekam. Man rief sich drollige Reiseerlebnisse ins Gedächtniß, fand Sonjas Frisur entzückend und lachte über alles. In geographischem Sinne waren diese Menschen fünftausend Werst weit in eine andere, ihnen fremdartige Mitte versetzt, innerlich jedoch waren sie an diesem Abend noch ganz bei sich „zu Hause", waren sie ganz dieselben, die sie im Laufe der Jahre durch ihr eigentümliches, einsames Familienleben geworden. Morgen aber, morgen sollte es anders werden.

Petr Iwanytsch nahm mit ernstem Gesichte vor dem Samowar Platz.

„Nun, da wären wir an Ort und Stelle," begann er, „und ich bin froh, daß wir heut noch einmal so ganz unter uns sind. Diesen letzten Abend wollen wir im engsten Familienkreise zubringen . . ." und er ließ diesen Worten einen großen Schluck Thee folgen.

„Warum den letzten Abend, Pierre?" fragte Natalia Nikolajewna.

„Warum? Weil die jungen Adler flügge geworden sind und nun ein jeder nach seiner Richtung fliegen wird, um sich selbst ein Nest zu bauen."

„Was für Einfälle, Papa," sagte Sonja lachend, indem sie sein Glas nahm und von neuem füllte — „das alte Nest gefällt mir ausgezeichnet."

„Das alte Nest ist ein trauriges Nest'" versetzte Pierre. „Der alte Adler hat nicht verstanden, es zu bauen, er ist in einen Käfig geraten, hat im Käfig seine Jungen aufgezogen, und nun, da man ihn hat fliegen lassen, sind seine Fittiche nicht mehr tauglich zum Fliegen. Nein, die jungen Adler müssen sich ihr Nest höher bauen, in glücklicheren Regionen, näher der Sonne. Sie sind seine Kinder, und sein Beispiel muß ihnen zur Warnung dienen; der Alte aber wird nach ihnen hinschauen, so lange er noch nicht blind ist, und ist er blind geworden, dann wird er wenigstens nach ihnen hinhorchen . . . Gieß mir etwas Rum zu — noch, noch . . genug!"

„Nun, wir werden ja sehen, wer davonfliegen wird," antwortete Sonja mit einem raschen Seitenblick nach der Mutter, deren Nähe ihr eine gewisse Zurückhaltung aufzuerlegen schien — „wir werden sehen, wer davonfliegt. Um mich hab' ich keine Angst, und um Sereschа auch nicht — wir bleiben da."

Sereschа hatte auf Sonja's Worte nicht geachtet; er ging im Zimmer auf und ab und überlegte, ob er sich zu dem Anzug, den er morgen bestellen wollte, beim Schneider selbst Maaß nehmen lassen sollte oder ob er den Schneider nach dem Hotel bestellen sollte. Der Alte dagegen hatte sein Gesicht in Falten gelegt und mit ernster Miene aufgehorcht.

„Was sagtest Du? Was?" fragte er Sonja.

„Du bist jünger als wir alle, Papa," versetzte Sonja lachend. „Wirklich, weit jünger!"

„Wieso denn?" fragte Pierre, indem sein Gesicht sich glättete und einen freundlich lächelnden, überlegenen Ausdruck annahm.

Natalia Nikolajewna beugte sich vor, um ihren Gatten, dessen Gesicht ihr der Samowar teilweise verbarg, besser sehen zu können.

„Sonja hat Recht", sagte sie, „Du bist immer noch der sechszehnjährige Jüngling, Pierre. Sereschа ist jünger an Gefühlen, Du aber bist Deiner ganzen Seele nach jünger. Was er thun wird, kann ich wohl voraussehen, Du aber wirst mich vielleicht noch in Erstaunen setzen."

Ob nun Petr Iwanytsch die Richtigkeit dieser Bemerkung zugab oder sich durch dieselbe so geschmeichelt fühlte, daß er nicht wußte, was er antworten sollte — genug, er blieb stumm und fuhr fort, seine Pfeife zu rauchen und seinen Thee zu trinken, indem er nur ab und zu mit den Augen blinzelte. Sereschа aber, der mit dem der Jugend eigenen Egoismus nur dasjenige mit Interesse erfaßt hatte, was von ihm selbst gesagt worden war, mischte sich nunmehr in die Unterhaltung und bestätigte, daß er sich in der That alt fühle, daß die Ankunft in Moskau und das neue Leben, welches sich ihm eröffne, ihm durchaus keine besondere Freude bereite, und daß er der Zukunft mit Ruhe und Ueberlegung entgegen sehe.

„Nun — und doch ist's der letzte Abend," wiederholte Petr Iwanytsch. „Morgen wird es nicht mehr so sein, wie heut . . ." und er goß sich noch etwas Rum in den Thee. Und lange noch saß er am Theetisch mit einer Miene, die besagen sollte, daß er noch gar vieles zu sagen hätte, jedoch niemand da wäre, dem er es anvertrauen könnte. Er hatte die Rumflasche immer näher an sein Glas herangerückt, bis es Sonja gelang, sie unbemerkt wegzunehmen und auf die Seite zu stellen.

Zweites Kapitel.

Mr. Chevalier war nach seinem Besuche bei den neuangelangten Gästen in das untere Stockwerk zurückgekehrt und hatte soeben seiner Lebensgefährtin, die nach Pariser Art in Spitzen und Seide hinter einem Schreibpult saß, seine Beobachtungen und sein Urteil über die Ankömmlinge mitgeteilt. Es war das Zimmer der Stammgäste, in welchem dieses Schreibpult sich befand — jenes Zimmer, welches der Besucher des Gasthauses, nachdem ihm der Lakai im Vorzimmer den Paletot abgenommen, gleichsam von ferne hinter einem mächtigen Tische erblickt, der mit rohen Hummern und noch in den Federn steckenden Fasanen, mit zierlichen Körbchen voll Pomadenstangen, Parfumfläschchen und sonstigen Schönheitsmitteln, mit Confektschachteln, Liquerfläschchen, kleinen Butterbrödchen und Sardinenbüchsen bedeckt ist.

Die letzteren sind natürlich ganz nach Pariser Mode zum Schutz gegen die Fliegen mit drahtgeflochtenen Kappen bedeckt, obwohl wir uns in Moskau befinden und die Fliegen im Monat Dezember ziemlich ausgestorben sind. Hinter diesem Tische also liegt in unseren russisch-französischen Hotels das Allerheiligste des Hauses, in welchem vor dem obligaten Schreibpult eine in der Regel sehr häßliche, doch dafür hochmodern gekleidete und mit äußerst sauberen Manschetten angethane Französin thront. Neben der Französin erblickt man gewöhnlich einen Offizier mit aufgeknöpfter Uniform, der einen Schnaps trinkt, ferner einen Civilbeamten, der die Zeitung liest, und endlich noch die Beine irgend eines Militärs oder Civilisten, die auf einem Sammetsessel ausgestreckt liegen. Die Unterhaltung wird in französischer Sprache geführt und häufig von mehr oder weniger aufrichtig klingendem, lautem Gelächter unterbrochen. Wer sich für das, was in diesem Zimmer vorgeht, interessiert, ohne daß er zu den Eingeweihten gehört, dem rate ich ganz entschieden, sich mit einem neugierigen Blick aus der Ferne zu begnügen, da er beim Eintritt in diesen Raum von den Stammgästen mit so eisigem Schweigen und so sonderbaren Blicken empfangen würde, daß er je eher je lieber den Rückzug antritt und sich an einem der vielen Tische im großen Saale oder im Wintergarten niederläßt, wo ihn niemand hindert, sich so viel Trüffelpasteten, als er nur will, zu bestellen. Das Zimmer mit der Französin existiert nur für die Auserwählten der Moskauer Jeunesse dorée, und unter diese Auserwählten aufgenommen zu werden, ist nicht so leicht, wie es scheinen könnte.

Ganz von dieser Art war auch das Zimmer, in welchem Herr Chevalier seiner Ehehälfte über die neuen Gäste Bericht erstattete. Er nannte den alten Herrn recht langweilig, den Sohn dagegen und die Tochter nannte er „ganz prächtige Menschen, wie sie nur in Sibirien wachsen."

„Sie sollten diese Tochter nur sehen", meinte er zu den Gästen — „der wahre Rosenstock."

„Ei, seht doch den alten Burschen — er liebt die frischen Weibchen," bemerkte einer der Gäste in französischer Sprache, die in diesem Zimmer die bevorzugte Unterhaltungssprache war.

„O, gewiß liebe ich sie", versetzte Herr Chevalier. „Weiber sind meine Leidenschaft. Sie wollen es nicht glauben?"

„Hören Sie doch den Sünder, Madame Chevalier," rief mit durchdringender Stimme ein dicker Kosakenoffizier, der bei Herrn Chevalier stark in der Kreide saß und den Gasthofsbesitzer durch seine Freundschaft zu entschädigen suchte.

„Aber Sie haben ja ganz denselben Geschmack wie ich", meinte Herr Chevalier lachend, indem er den Offizier auf die Epaulette klopfte.

„Ist sie wirklich so hübsch, diese Sibirierin?" fragte der Kosak.

Herr Chevalier führte, statt zu antworten, seine Fingerspitzen zum Munde und drückte einen Kuß auf dieselben. Gleich darauf nahm die Unterhaltung der Stammgäste einen vertraulichen und heiteren Ton an. Es handelte sich um den „Dicken": es wurde von ihm eine zotige Geschichte erzählt, die er selbst lächelnd anhörte.

Auch die Französin hinter dem Schreibpult ließ ihr silbernes Lachen erklingen, wobei sie sich bemühte, möglichst wenig von ihren schlechten Zähnen sehen zu lassen.

„Hat ihn die junge Sibirierin auf diesen Einfall gebracht?" warf sie ein, und alle begannen noch lauter zu lachen. Mr. Chevalier schüttelte sich nur so vor Lachen und klopfte den Kosakenoffizier vertraulich auf Kopf und Schulter, indem er ihn dabei einen „alten Spitzbuben" nannte.

„Aber wer sind sie denn eigentlich, diese Sibirier?“ fragte einer der Herren, als das Gelächter aufgehört hatte. „Bergwerksbesitzer, oder Kaufleute?“

„Heda, Nikita,“ befahl Mr. Chevalier in gebrochenem Russisch einem der Hotelbiener — „hol' doch den Reisepaß der Herrschaften, die oben angekommen sind.“

Der Diener brachte das verlangte Papier.

„Wir, Alexander, Selbstherrscher aller Reußen . . .“ begann Mr. Chevalier zu lesen, aber der Kosakenoffizier riß ihm das Schriftstück aus der Hand, und sein Gesicht nahm plötzlich den Ausdruck höchsten Erstaunens an.

„Nun raten Sie einmal, wer es ist,“ sagte er darauf — „Sie kennen ihn alle dem Namen nach.“

„Ach, was heißt rathen! Zeig 'mal her! Vielleicht Abd-el-Kader? Ha ha ha! . . Oder Cagliostro . . . oder Peter III. . . . ha ha ha!“

„Na, so lies doch vor!“

Der Kosakenoffizier faltete das Papier vollends auseinander und las: „Der ehemalige Fürst Petr Iwanowitsch“, und nun folgte einer jenen russichen Familiennamen, die allen bekannt sind, und die jeder mit einer gewissen Achtung und Befriedigung ausspricht, als ob er von einer ihm nahestehenden oder bekannten Persönlichkeit spräche. Sagen wir, derselbe laute Labasow. Der Kosakenoffizier erinnerte sich dunkel, daß dieser Petr Labasow im Aufstande des Jahres 1825 irgend eine hervorragende Rolle gespielt hatte, und daß er zur Zwangsarbeit in Sibirien verurteilt worden war; was es eigentlich war, wodurch er sich ausgezeichnet hatte, wußte er nicht genau zu sagen. Die übrigen Gäste wußten nicht einmal so viel wie er und sagten nur: „Ach ja, der bekannte“ — wie sie etwa von Shakespeare gesagt hätten: „Ach ja, der bekannte . . . der die Aeneïde geschrieben hat.“ Er rückte ihnen erst etwas näher, als der Dicke ihnen erklärte, daß er ein Bruder des Fürsten Iwan sei, und ein Oheim der Tschikins, der Gräfin Pruck . . . nun, mit einem Wort, der „bekannte“ . . .

„Aber dann muß er ja sehr reich sein, wenn er ein Bruder des Fürsten Iwan ist,“ bemerkte einer von den Jüngeren. „Das heißt, wenn man ihm sein Vermögen zurückgegeben hat. Einige haben es zurückbekommen.“

„Sie langen ja förmlich rudelweise an, diese Verbannten!“ meinte ein Zweiter. „Ich glaube, es sind weniger verbannt worden, als jetzt zurückkommen. Hör' 'mal, Schikinski, erzähl' doch deine Geschichte, vom 18ten“, wandte er sich an einen Offizier in der Uniform der Schützen, der als brillanter Erzähler galt.

„Ach ja, erzähle, erzähle“, baten auch die anderen.

„Na, meinetwegen“, begann Schikinski. „Aber ich muß vorausschicken, daß die Geschichte wahr ist — sie ist hier bei Chevalier, im großen Saale passirt. Sitzen da also an einem Tische drei heimgekehrte Dekabristen und essen und trinken und plaudern. Ihnen gegenüber hat ein Herr von höchst anständigem Aeußeren, etwa in gleichem Alter stehend, Platz genommen, und horcht mit gespannter Aufmerksamkeit auf ihre Gespräche, die sich natürlich um Sibirien drehen. Er warf eine Frage dazwischen, ein Wort gab das andere, und bald nahm er regen Antheil an ihrem Gespräche. Es stellte sich heraus, daß er gleichfalls in Sibirien gewesen war.

„Kennen Sie auch Nertschinsk?“

„Gewiß, ich habe da gelebt.“

„Kennen Sie auch Tatjana Iwanowna?“

„Natürlich — wie sollte ich Die nicht kennen!“

„Gestatten Sie die Frage: sind Sie gleichfalls verbannt gewesen?“

„Ja wohl, ich hatte das Unglück; und Sie?“

„Wir sind alle Verbannte vom 14ten Dezember. Sonderbar, daß wir Sie

nicht kennen, wenn Sie auch vom 14ten sind. Darf man nach Ihrem Namen fragen?"

„Ich heiße Fedorow."

„Sind Sie auch vom 14ten?"

„Nein, ich bin vom 18ten."

„Wieso vom 18ten?"

„Na, vom 18ten September, wegen einer goldenen Taschenuhr. Aber ich bin unschuldig verurtheilt worden, glauben Sie mir, meine Herren."

Alle wollten bersten vor Lachen, nur der Erzähler saß mit ernster Miene da, weidete sich im Innern an der Lustigkeit der Zuhörer und betheuerte von neuem, daß die Geschichte buchstäblich wahr sei. — —

Bald nach diesem Gespräche erhob sich einer der Stammgäste und fuhr in den Club. Er durchschritt die Säle, in denen verschiedene Gruppen von alten Herren ihre Partie Whist spielten, und das Schachzimmer, in welchem bereits der berühmte Putschin sein Blindspiel aufgenommen hatte; dann stand er ein Weilchen neben einem der Billards, an welchem ein vornehm aussehender alter Herr entlang trippelte und sich vergeblich bemühte, den dritten Ball zu treffen, warf noch einen Blick in die Bibliothek, in welcher ein alter General mit einer Brille in steifer Haltung die Zeitung las, und ein junger Student die Journale durchblätterte, und ließ sich endlich im Billardzimmer neben einer Gruppe von Domino spielenden jungen Leuten nieder, die wie er selbst der Jeunesse dorée von Moskau angehörten. Es war einer der Dinertage, und das Clublocal war ausnahmsweise gut besucht. Zu den ständigen Clubgästen gehörte auch Herr Iwan Wawilowitsch Pachtin, ein Mann von etwa vierzig Jahren, von mittlerem Wuchse und sehr weißem Teint, mit einem Embonpoint, breiten Schultern und Hüften, kahlem Kopfe und einem glattrasirten, strahlenden, glücklichen Gesichte. Er saß neben dem Fürsten D., mit dem er sich duzte, und der ihn zu einem Glase Champagner eingeladen hatte. Er befand sich in einer höchst behaglichen Stimmung, gab sich mit Muße der Arbeit des Verdauens hin, hatte sogar unbemerkt seinen Hosengurt gelockert und hätte so, bei seiner vortrefflichen Cigarre und seinem Glas Champagner, in Gesellschaft all dieser Fürsten und Grafen und Ministersöhne ein ganzes Jahrhundert zubringen können, als plötzlich die Nachricht von der Ankunft Labasows, welche der Stammgast von Chevalier mitgebracht hatte, an sein Ohr klang und ihn aus seiner Ruhe aufstörte.

„Wohin willst Du denn, Pachtin?" fragte einer der Ministersöhne, indem er vom Spiele aufsah und nach Pachtin blickte, der plötzlich aufgestanden war, mit einem großen Schluck sein Glas Champagner ausgetrunken hatte und seine Weste zurechtzog.

„Sjewernikow hat mich eingeladen — zu den Zigeunern", versetzte Pachtin, der bereits eine gewisse Unruhe in den Beinen fühlte. „Kommst Du nicht mit?"

Er brummte die Melodie eines gerade sehr im Schwange befindlichen Zigeunerliedes.

„Vielleicht. Und Du?" fragte der andere.

„Nicht doch — ich, ein alter Mann, und Familienvater dazu!' versetzte Pachtin. „Aber ich muß wenigstens einmal an ihn herantreten."

Es war natürlich erlogen, daß Sjewernikow ihn eingeladen hatte. Lächelnd trat Pachtin in den anstoßenden Saal, in welchem Sjewernikow beim Kartenspiel saß. Aus irgend einem Grunde vermuthete er, daß Sjewernikow ein ganz besonderes Interesse daran haben müsse, von der Ankunft der Labasow's zu erfahren. Derselbe war ein wenig in den Dezemberaufstand verwickelt und mit allen Dekabristen befreundet gewesen.

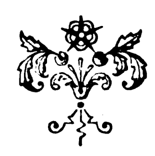
„Wie steht's mit dem Befinden der Frau Gräfin?" leitete Pachtin das Gespräch ein, indem er sich neben Sjewernikow niedersetzte. Es ergab sich, daß das Befinden der Gräfin sich wesentlich gebessert hatte, worüber Herr Pachtin eine ganz besondere Freude an den Tag legte.

„Sie haben wohl noch nicht gehört, daß Labasow heut angekommen ist?" fuhr Pachtin fort. „Er ist bei Chevalier abgestiegen."

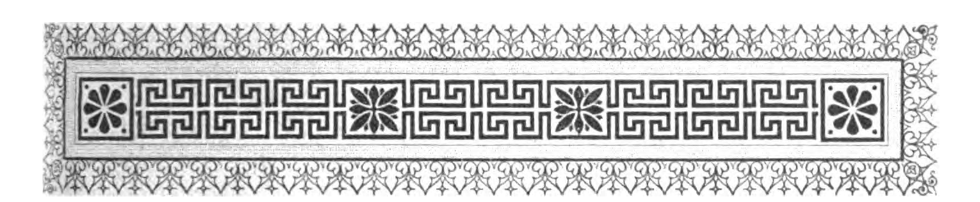
„Was Sie sagen! Wir sind ja Freunde von alter Zeit her. Wie mich das freut, wie mich das freut! Der arme Bursche ist wohl recht alt geworden, was? Seine Frau hat an die meinige geschrieben . . ."

Sjewernikow brach das Gespräch ab — sein Partner hatte einen Spielfehler gemacht, der seine Aufmerksamkeit ganz in Anspruch nahm. Er hatte nur mit halbem Ohre gehört, was Iwan Pawlowitsch erzählt hatte, und wandte sich jetzt wieder ganz dem Spiele zu, indem er nicht ohne Erregung die Stiche auseinanderlegte und nachwies, daß die Sache „ganz anders" gekommen wäre, wenn der Partner die Sieben ausgespielt hätte. Iwan Pawlowitsch erhob sich und trat zu einem zweiten Tische, um den an demselben sitzenden Herren seine Neuigkeit im Gespräche wie von ungefähr mitzuteilen und, nachdem das geschehen das gleiche Manöver an einem dritten Tische in's Werk zu setzen. Und alle diese ehrenhaften Herren waren wirklich sehr, sehr erfreut über Labasows Rückkehr, so daß Iwan Pawlowitsch, der anfangs in Zweifel darüber gewesen war, ob man sich über Labasows Ankunft zu freuen habe oder nicht, bei seiner Rückkehr ins Billardzimmer sich darüber vollkommen klar war, daß er bei der Unterbringung seiner Neuigkeit keiner besonderen Einleitung — etwa vom Wetter, vom letzten Ball, von dem fulminanten Aufsatz im „Boten" u. s. w. — mehr bedurfte, sondern ohne Umschweife einem jeden die freudige Mitteilung von der glücklichen Heimkehr des berühmten Dekabristen machen konnte.

(Fortsetzung folgt.)



Verantwortlich für die Redaction Wilhelm Bölsche, Friedrichshagen. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler. Druck: A. Seydel & Cie. Beide in Berlin.



Unser Zeichenunterricht.

Neue Randglossen zu bedenklichen Zuständen.

„Soll die Berufsfreudigkeit erhalten bleiben, sollen tüchtige Kräfte dem Zeichenlehrerstande ferner zugeführt werden, so gebe man dem Zeichenlehrer das, um was er vor vierzehn Jahren gebeten. Man lasse ihn nicht mehr als Dreizehnten an der Tafel sitzen, sondern räume ihm den Platz ein, den er auf Grund seiner Vorbildung und Beschäftigung einzunehmen berechtigt ist: man behandle ihn in Bezug auf Rang, Titel und Gehalt, auf Pflichten und Rechte gleich den übrigen Lehrern an höheren Unterrichtsanstalten.“

So zu lesen im „Offenen Sprechsaal“ des Berliner Tageblatts, mit vielen voraufgehenden Angaben, Klagen und Zahlen, aus denen klärlichst erhellt, wie jammervoll die materielle Lage des „höheren“ Zeichenlehrers ist, wie er durch kostspielige und aufreibende Examina gehetzt wird, um nachher bei kläglichstem Gehaltsminimum fünftes Rad am Wagen zu sein, das bei Versetzungsfragen gar nicht mit in Betracht kommt, wie ihm die Examina noch verschärft, aber der Gehalt beim Alten belassen wird und was der erbaulichen Dinge mehr sind.

Wie der arme Mann „aus Lehrerkreisen“ Recht hat, der diesen Notschrei erlassen! Und doch muß es gesagt sein, daß er, wie die meisten seiner Collegen in solchen Fällen, auch wieder nur die Oberfläche sieht, nicht die Tiefe. Daß ihm Unrecht geschieht innerhalb des bestehenden Lehrplans, daran kann kein Zweifel sein. Aber wenn das auch hundertmal gut gemacht würde, wenn er beispielsweise dem Natur- und Geschichtslehrer in Rang und Sold gleichgestellt würde: es bleibt ein schöner Traum, daß er dann mit diesem Lehrplan das erreichen könnte, was er ideell sich ausmalt. Professor Esmarch in Kiel sagt, viele der der auf Gelehrtenschulen gebildeten Studenten brächten höchst mangelhafte allgemeine Bildung mit und insbesondere sei dahin zu rechnen die mangelnde Fähigkeit, dem Gedanken durch den Zeichenstift Ausdruck zu geben. „Dem Gedanken durch den Zeichenstift Ausdruck zu geben“ .... goldenes Wort! Ich fürchte, ich fürchte nur, auch wenn der Zeichenlehrer ein Versetzungsgott wird, wenn seine Eins heilig sprechen und seine Fünf verdammen kann: Professor Esmarch wird dieselben Mängel bemerken. Denn, wie jetzt der Zeichenunterricht beschaffen zu sein pflegt, scheint mir auch die gewichtig gewordene Eins hoffnungslos unvermögend, die Erfüllung jenes Esmarch'schen Postulats zu garantieren: unser konventioneller Zeichenunterricht, fakultativ oder obligatorisch, fünftes Rad oder erstes, Versetzungsfach oder nicht, er gibt nie und

nimmer dem Gedanken Ausdruck durch den Stift, sondern er ist ein Universalmittel, um jegliche Brücke zwischen Gedanke und Stift abzubrechen, genau so, wie unser Unterricht in der Naturkunde systematisch diese Brücke zertrümmert zwischen Gedanke und Natur.

Hätte jener Mann „aus Lehrerkreisen" überhaupt tiefer, sachlicher seinen Stoff angesehen, so wäre ihm Eins zweifellos nicht verborgen geblieben. Für die ganze Wertschätzung des Zeichenunterrichts in unsern höheren Lehrplänen maßgebend ist die Auffassung: Zeichnen ist eine Kunst. Zeichnen fällt ihr unter die ästhetischen Fächer, genau wie Gesang. Gesang hat noch eine assoziative patriotische oder religiöse Bedeutung, steht also relativ noch höher als Zeichnen. Immerhin ist auch er ein ästhetisches Fach. Die ästhetischen Fächer aber zählen im Allgemeinen als Luxus. Man weiß, daß auf sehr viele Schülerköpfe höchstens einmal ein künstlerisches Genie kommt. Für die andern, denen man, wie es heißt, doch das Genie nicht eintrichtern kann, ist die ganze Zeichnerei ein dilettantischer Zeitvertreib, zu gestatten zur Not, aber niemals mit Rechten auszurüsten. „Ueberall, sagte mir einmal ein sehr vernünftiger Schulmann, kann man ein Durchschnittsmaß durch planmäßigen Unterricht erzielen: in Gesang und Zeichnen nicht; hier gibt es Genies oder Stümper, — es ist halt Kunst." Und auf diesem Grundgedanken fußt folgerichtig jene scheinbare Inkonsequenz in Rang und Bezahlung des Zeichenlehrers. Seine Stunde ist für die Mehrzahl, den Durchschnitt bloß eine müßige Beigabe, ein Refugium, das ein humanes Erziehungsinstitut für die ganz Wenigen offen hält, die etwa künstlerische Genies sind und das doch irgendwo bewähren müssen.

Es kommt aber ein Zweites noch hinzu, was selbst diesen hyperidealen Zweck fast zur Null erniedrigt. Die Vorschrift ist da — ich frage hier nicht, woher, wahrscheinlich direkt aus dem mittelalterlichen Kloster: Schulunterricht müsse auch im Sommer abgehalten werden in geschlossenen Räumen. Also muß auch der Zeichenunterricht im Zimmer vor sich gehen. Und der Begriff Zimmer erweitert sich hier wie überall in unserer Pädagogik dahin, daß auch die Lehrmittel aus dem Zimmer, aus dem Wandschrank stammen müssen. So wird in mehr oder minder schlecht beleuchtetem Raum an Klötzchen Perspektive gelernt, nach Gipsbüsten gezeichnet oder was ja das bequemste ist und bleibt — nach alten schmutzigen Vorlagen mit Blümchen, Bäumchen und Landschäftchen kopiert. In einzelnen oberen Klassen kommt auch wohl etwas abstrakte Kunstgeschichte: Rafael lebte von — bis — und malte 1.) 2.) 3.) u. s. w. — für morgen auswendig zu lernen. Daß dabei selbst jenes theoretische Genie leer ausgeht, ist klar, — um so mehr wird das Ganze in der Wertschätzung zur Spielerei und der ernsthafte Pädagoge hat in seiner Enge vollkommen recht, wenn er diese läppische ästhetisirende Arabeske zum Ernst zu nehmenden Realien-Unterricht nicht rechnen will und bei Versetzungsfragen ruhig links liegen läßt.

Es gibt kaum ein konsequenteres Beispiel, wie diesen unglücklichen Zeichenunterricht, um zu beweisen, auf was für drolligen Hyperidealen unser ganzes höheres Unterrichtswesen steht und wie notwendig stets, beim geringsten Anlaß, der Sturz von diesem tollen Kothurn in die tiefste Tiefe des hohl Schematischen, Banalen, ja direkt Kulturhemmenden und damit auch Idealhemmenden ist. Weil man den Zeichenunterricht als Schule zur Künstlerschaft fassen wollte — und weil man dann einsah, daß von Tausend nicht Einer zum Künstler das Zeug hat: deshalb degradierte man die ganze Zeichnerei zum Sonntagnachmittagsscherz, degradierte den Zeichenlehrer zum Zuschauer bei jeder ernsten Arbeit und degradierte die Note im Zeichnen zu einer Art Fingerzeig, der ganz aus der Wissenschaft hinauswies, mit ihr nichts zu thun hatte, etwa wie eine Angabe über Haarpigment oder Augenfarbe des Schüles.

[illegible] daß neben all' dieser Idealphrase und all' ihrem [illegible] realer Kern im Zeichenunterricht steckt. Wozu will [illegible] seinen Gedanken durch den Stift Ausdruck geben? Und [illegible] Künstler in ihnen haben, Meister künstlerischer Phantasie? [illegible] Menschen haben, die einfach, klar und nüchtern nach [illegible] können. Menschen, die sehen gelernt haben und ihr Gehirn [illegible] die Macht über die Nerven der Hand gewinnt, um in [illegible] natürlich fixieren zu können. Eine gewisse Rolle wird hier [illegible] spielen. Aber es ist dieselbe etwa, wie beim deutschen Aufsatz. [illegible] von Durchschnittsbegabung nach meiner Ansicht unbedingt [illegible] einen lesbaren Stil zu schreiben und eine erlebte Thatsache [illegible] prunklos zu referieren, so ist auch jene Schulung im einfachen [illegible] sollte grade eine angemessene Durchschnittssache. Seltsam genug [illegible] alle Schüler dahin brächte, daß sie **dies** eine könnten, so [illegible] jenen alten idealen Zweck des Zeichenunterrichts, jenes „wenn [illegible] Genie dabei wäre" vollwertig miterfüllen. Denn wenn [illegible] Zeichentalent da ist, so gibt es für dieses keine denkbar bessere [illegible] das Zeichnen nach der Natur.

[illegible]tieren des rohen Ziels ist nun allerdings der Schritt vom Zopf zum [illegible] Die Schwierigkeiten wachsen legionenweise an. Wie so [illegible] Lehrfächer, so setzt auch unser offizieller Zeichenunterricht bei den [illegible] zu **spät** ein. Das Erwachen eines ersten, fast enthusiastischen [illegible] nach der Natur ist mir bei zahlreichen Kindern oft ein [illegible]hänomen gewesen. Es kam sehr früh, meist vor der Elementar- [illegible] Mehrzahl der Fälle erlahmte es mit dem Schulunterricht und [illegible]unterricht, rettungslos, auf Niemehrwiederkommen. Zweifellos haben [illegible] bezeichnende Durchschnittserscheinung vor uns, eine Art künstlerischer [illegible] der wohlwollend anleitende Unterricht sofort bemächtigen müßte. [illegible] Hemmniß liegt in der Trennung des naturwissenschaftlichen Unter- [illegible]enstunden. Was man zur Not zuläßt, ist eine Brücke zur [illegible] doch hat das mathematische Zeichnen mit Zirkel und Lineal, [illegible] leugnen will, grade für das geforderte Zeichnen nach der [illegible]ner der Naturforscher braucht, der Mikroskopbeobachter wie der [illegible] gar keinen Wert; ich habe Architekten gekannt, bei denen das [illegible]nen auf dem Gipfel des Erreichbaren stand und die nicht im [illegible]ären, nur ihr eigenes Tintenfaß naturgemäß und charakteristisch [illegible] Der naturwissenschaftliche Unterricht dagegen könnte eine Unmasse [illegible] Die Ausflüge in's Freie, die ihm not thäten, könnten [illegible] Zeichnen zu Gute kommen. Freilich: diese Ausflüge, ein wunder [illegible] müßte der Schüler **sehen** lernen. Sehen können ist ganzes [illegible] halbes Zeichnen. Nur im Freien kann es erlernt werden. Und [illegible] im Kloster!

[illegible] des beliebten Kohlezeichnens, das für's praktische Leben stark zurück- [illegible]fangsgründe des Aquarellmalens treten. Auch der geographische [illegible] an das Zeichnen anzuschließen. Je freudiger, heller dieses [illegible]aber gestaltet, desto finsterer schieben gleich die Wolken sich [illegible]alle an unsere überpackten Schüler, mit ihren schlechten Lungen, [illegible] und man denke sich den bisher als wohlverdiente Schlaf- [illegible]unterricht jetzt auch noch auswachsend zum echten Examenfach [illegible] Zeichnen, wie es recht ist, Raum gewinnen, so muß der

Weg wieder über die Leiche eines anderen Faches gehen. Ich weiß nicht, über welches. Aber der Kampf um's Dasein wird und muß auch hier entbrennen. Er ist eine Rettung. Nicht aber Rettung ist es, mit einer solchen Kleinlichkeit, wie Gleichstellung des Zeichenlehrers und Gehaltsaufbesserung, den Knoten lösen zu wollen.

Das ist ja sicher, daß bei solcher oder ähnlicher Umwandlung des Unterrichts auch der Studierende des Lehrfachs ganz wesentlich entlastet werden könnte, entlastet, was eingepauktes Material anbetrifft. Die praktische pädagogische Fähigkeit müßte alles, das tote theoretische Wissen wenig oder nichts entscheiden. Bei dem Nachdruck, der für mich auf das Naturzeichnen fällt, und bei der Fassung des Zeichnens als eines realen Gegenstandes anstatt eines ästhetischen Luxusfachs wird beispielsweise das umfangreiche Vorstudium in der gesamten Kunstgeschichte fast illusorisch werden. Heute lastet es als schwerster Alp auf dem Examinanden. Was davon wirklich in die höheren Klassen kommt, ist trotzdem noch verschwindend gering. Vielleicht wäre es recht schön, wenn der Gymnasiast und Realschüler der oberen Klassen einen guten Umriß der Kunstgeschichte erhielte. Aber das gehört dann nicht in die Zeichenstunde, es müßte Anschluß finden an einen völlig reformierten, statt auf Blut- und Mord-daten auf Kulturgeschichte gebauten Geschichtsunterricht.

Man macht sich, um das zum Schlusse zu erwähnen, in der Regel keine genügend große Vorstellung von dem Werte einer gewissen Durchschnittsschulung im realistischen Zeichnen für die Menschheit überhaupt. Nicht nur den Studierenden der Naturwissenschaft oder Archäologie rüsten wir so mit einem unschätzbaren Werkzeug aus: eine ganze Generation helfen wir erziehen, die plastisch denkt statt abstrakt. Im Stil vor allem wird sich das offenbaren, aber selbst in der mündlichen Redeweise, ja schließlich in der ganzen Lebensauffassung. Schon jetzt ist der Unterschied zwischen dem plastischen und dem abstrakten Menschen sehr deutlich. Nur daß leider unsere höheren Lehranstalten grade das abstrakte Geschlecht systematisch verhätschelt und vermehrt haben, bis zur physischen Stumpfheit des Auges, bis zum völligen Denken des Geistes im Schema, bis zur Auflösung des Stils aus einer Bilderfolge in eine mathematische Figur, bis zur Versteinung lebendiger wie toter Sprachen in auswendig gelernte Vokabeln, die blos noch Note, aber kein Bild mehr sind. Schätzt man von hier aus ab, so dürfte der Zeichenlehrer allerdings nicht nur vollauf ebenbürtig sich neben alle Kollegen stellen, nein, er könnte sogar der Reformator des ganzen Schulzopfes werden, der wirkliche Erzieher zu einer besseren Zukunft, vor dem die andern alle sich beugen müßten.

Franz Stichling.

Freie Liebe.

Betrachtungen zu Bebel's „Die Frau und der Sozialismus".

Von **Julius Hart.**

II.

Die Behandlungsweise, welche gerade in Berlin die Prostitution erfährt, ist wol die seltsamste und eigentümlichste von der Welt. Sie spottet ihrer selbst und weiß nicht wie. In sich selbst trägt sie die schwerste Selbstkritik und Selbstverurteilung. Den bestehenden Vorschriften und Bestimmungen nach hat die Hetäre in der

Reichshauptstadt überhaupt keine „Bleibe“, wie sie in ihrer Sprache sagen würde, kein Dach, unter dem sie sich niederlegen darf, kein Haus, in dem sie sich ausruhen kann. Wer einer öffentlichen Dirne ein Zimmer vermietet, in dem sie ihrem Gewerbe nachgeht, macht sich der Kuppelei schuldig und sollte den Gesetzen nach mit Gefängnis bestraft werden. In Wahrheit aber, und das weiß Jeder, wohnen in Berlin Tausende solcher Mädchen, und Niemand weiß das besser als die Polizei selbst. Sie zieht den Kuppler trotzdem nicht zu Gericht, weil sie die Unausführbarkeit des Gesetzes sehr wohl einsieht. Mit offenen Augen sieht sie daher einer großen allgemeinen Gesetzverletzung ruhig und gelassen zu, und damit bleibt es immer ein Akt der Willkür, wenn sie hier und da Einen herausgreift, um ihn unter der ganzen Härte grausamer Bestimmungen leiden zu lassen. Zum Kuppler aber wird oft ein ganz unbescholtener, ehrlicher Mensch, der von bitterer Not getrieben, ein Zimmer an eine Prostituierte vermietet. Denn diese bezahlt für die elendeste Kammer und die schlechteste Kost einen Preis, wie er von einer unbescholtenen Frau in dem eleganteften Fremdenpensionat nicht gefordert wird. Die Dirne ist das Opfer einer allgemeinen Ausbeutung und bezahlt alles zwei und drei Mal so teuer, als jeder Andere. Denn Niemand würde ihr schon aus Furcht vor dem Kuppeleiparagraphen ein Zimmer vermieten, wenn sie nicht so viel mehr Geld gäbe. So ist die Hetäre ein Opfer, welches der Kuppler gründlich scheert; der Kuppler steht aber auch wieder in sklavischer Abhängigkeit von der Hetäre. Denn ist er nicht zu ihrem Willen, macht er Miene, sein Geld einzuziehen, wenn sie's ihm nicht geben will, so droht sie mit der Anzeige: man vernichtet und demoralisiert sich so gegenseitig, und der ganze Zustand ist Quelle und Ursache einer immer weiter um sich greifenden Verrohung und Entsittlichung.

Was sind das aber nun für Empfindungen und Gedanken welche unsere Gesellschaft dazu bewegen, daß sie die öffentlichen Dirnen verachtet und von sich ..., wie Parias mit Füßen tritt und hier und da, wie einst die Juden, in besonderen Gassen und Häusern absperrt? Die nächste und wesentlichste Ursache bilden die bei uns herrschenden moralischen und ethischen Anschauungen, welche nicht, wie die Marxistische Geschichtsauffassung meint, nur eine notwendige Folge unserer wirtschaftlichen Verhältnisse sind, sondern sich teilweise neben ihnen und im Gegensatze zu ihnen entwickelten. Eine gemeine, abschreckende und gefährliche Prostitution besteht eigentümlich nur in der christlichen Welt, nur bei uns hat sie die abscheuliche Gestalt angenommen, durch die sie uns so furchtbar geworden. Die gemeine Prostitution wenigstens ist nicht die Tochter der bürgerlichen Ehe, sondern ist Folge des Widerstreites zwischen dem natürlichsinnlichen Verlangen und der nazarenischen Weltanschauung. Nur die gemeine Prostitution aber, soweit sie eine Seelenmörderin ist, fordert zu ihrer Bekämpfung und Vernichtung heraus. Wo sie, wie in Japan, nicht unter der Verachtung steht, hat sie auch ihre eigentliche Schreckensgestalt abgelegt und ist einem ideelleren Zustande freier Liebe immerhin einige Schritte näher.

Wenn aber in den vom christlichen Geist unbeeinflußten Ländern die öffentliche Dirne der Geringschätzung nicht verfällt, trotzdem dort die kapitalistische Produktionsweise und die bürgerliche Ehe ungefähr in denselben Formen bestehen wie bei uns, so wird uns damit bewiesen, daß sittliche Anschauungen mehr als wirtschaftliche Verhältnisse die düsteren Zustände der Prostitution bei uns bedingen.

Das Christentum hat uns die Verachtung der fleischlichen Lüste gelehrt und uns dahin gebracht, daß wir in dem Geschlechtlichen etwas Rohes, Gemeines und Tierisches erblicken. Als unumstößlich bewiesen wird angenommen, daß das Körperliche und Geistige nicht nur getrennte Bezirke umspannen, sondern daß das Körperliche auch die Entwickelung des Geistigen hemmt. Damit dies in höchster Frei-

heit sich ausleben kann, muß jenes unterdrückt werden. Das Griechentum lehrte uns die Harmonie zwischen Geist und Leib, das Christentum die Disharmonie; dort forderte man den gesunden Geist im gesunden Körper, hier den gesunden Geist im asketisch verbildeten Leib. Mit höchster, festester Bestimmtheit kann unsere Erkenntnis die physiologisch-psychologischen Voraussetzungen der christlichen Weltanschauung weder zurückweisen noch annehmen. Hätten wir in diesem Punkte erst volle wissenschaftliche Klarheit gewonnen, so könnte unsere Entwickelung in gerader Linie mit vervierfachter Geschwindigkeit erfolgen; solange aber unsere Erkenntnis im Nebel tappt, wird die Menschheit ewig zwischen Asketismus und freiem Genuß hin und her kreuzen und bald den indischen Büßer bald Epikur als die höchste Weisheitsverkörperung feiern. Wir können, wie Bebel es thut, die christliche Enthaltsamkeitslehre verwerfen, aber Bebel irrt sich, wenn er glaubt, Christus und Tolstoi widerlegen zu können. Mag uns doch der Arzt beweisen, daß die Keuschheit und Ehelosigkeit schwere Krankheiten herbeiführen, so trifft dieser Einwand doch gar nicht die Lehren des Asketismus, die ja eben auf Zerstörung des Körperlichen hinausgehen, um das höchste Menschliche, das Geistige zu entfesseln.

Die christliche Verachtung geschlechtlichen Genußlebens, die doch mit vielen Wurzeln bei uns Grund gefaßt hat und aus einer idealen Weltanschauung hervorgegangen ist, welche wir daher auch nicht mit einem Fußtritt gelassen von uns stoßen können, sie fordert zu der Verachtung der öffentlichen Dirne geradezu heraus. Dazu kommt eine Verehrung der Keuschheit, die unserer Volksseele als eine Art Rasseempfindung innewohnt und auch ohne Christentum ihr eigen wäre. Ob diese Gefühle Ergebnisse eines nordischeren Klimas sind oder woher sie sonst stammen, ist für unsere Frage gleichgültig; genug, sie bestehen. Mag auch das Leben die Triumphe der Keuschheit uns so selten wie möglich gönnen, an dem Wert des Ideals hält man doch fest, als eine Gottheit bleibt sie bei uns bestehen. Wenn auch nicht volle Enthaltsamkeit, so doch mäßiger Genuß und Treue in der Liebe zu einem einzigen Wesen ist unserem Volksempfinden offenbar sympathischer, als umherirrende Lust und sich zerstreuende Sinnlichkeit. Man soll sich jenem Volksideal nicht blind unterwerfen und ihm nur folgen, wenn man von seinem höheren Menschlichkeitswert sich durchdrungen hat, aber es in kindisch renommistischem Geist verlachen, nur weil es besteht, es als philiströs verspotten, ohne sichere Erkenntnis eines Höheren und Besseren, das heißt selber wieder als ein Philister handeln. Da handelt man gerade so thierisch dumpf, als unterwürfe man sich ohne Nachdenken dem was besteht und was die Gewohnheit geheiligt hat. Wir verachten den geschlechtlichen Genuß und wir feiern ihn andererseits wieder mit einer übertrieben schwärmerischen Verehrung. Diese sich eigentlich widersprechenden Empfindungen wohnen doch ruhig in der Seele der Mehrheit bei einander. Mit allen Zaubern der Poesie suchen wir das Verhältnis der Geschlechter zueinander zu verklären, und wenn im Grunde nichts besonderes Herrliches ihm innewohnt, so tragen wir doch die Schönheit hinein. Unser Wille giebt dem Dinge seine Form und Gestalt. Hoch von der geschlechtlichen Liebe zu denken, gehört entschieden auch zu unseren Volksidealen. Und nicht minder gehört dazu die Geringschätzung des Geldes. Der Priester- und Kriegerstand begegnete immer einer höheren Achtung als der des Kaufmanns. Dies unser Rasseempfinden sollte man in seiner Bedeutung für die sozialistische Bewegung nicht unterschätzen. Es empört sich gegen die Vorherrschaft des Kapitalismus mehr als gegen jede andere.

Alle diese verschiedenen und sich kreuzenden Ideale kommen in der Volksstimmung und Gesetzgebung gegen die Prostitution zum Ausdruck. Die öffentliche Dirne ist verächtlich, weil sie ausschließlich dem doch gemeinen geschlechtlichen Genuß



sich hingiebt, verächtlich, weil sie den doch so edlen und erhabenen geschlechtlichen Genuß nicht aus innerer Zuneigung gewährt, sondern ihn für elendes Geld verkauft.

Und darum hat man wol ein Recht, die Prostituirte zu verfehmen und aus der Gemeinschaft auszustoßen? Nein, ich meine, dies Recht erwirbt man dadurch noch lange nicht.

Oder das ganze Volk müßte den Idealen, die es verherrlicht, selber auch wirklich nachleben. Aber das tut es nicht. Es begnügt sich mit der frommen Anerkennung, doch es setzt nicht seine Meinung in Taten um. Die Wirklichkeit sieht unsere Gesellschaft genau so handeln, wie die Prostitution handelt. Sie schleppt die öffentliche Dirne nur auf den Altar jener Gottheiten und schlachtet sie dort ...n, um sich dann selber den gleichen Sünden hinzugeben. Man kann nicht einen anderen für die Verletzung eines Ideals verurteilen, das man selber in jedem Augenblick besudelt. Die Anerkennung der Notwendigkeit geschlechtlichen Genußlebens durch die weit überwiegende Mehrheit der Menschen bedingt ein geschlechtliches Zusammenleben. Die herrschende Form dieses Zusammenlebens ...t die Ehe. Zu allen Zeiten und in allen Ländern bestand jedoch neben der Ehe die Prostitution. Darin liegt ein Thatsachenbeweis, daß die Ehe nicht im Stande ist, alle sinnlichen Bedürfnisse des Menschen zu befriedigen. Etwas muß in ihr liegen, was sie unfähig macht, diesen ihren Zweck zu erfüllen. Daß aber die Befriedigung der Sinnlichkeit eine ihrer wichtigsten Aufgaben ausmacht, wird von der Mehrheit nicht bestritten werden. Gewiß strebt sie, wie wir sehen werden, auch noch nach anderen Zielen hin, doch müssen wir zunächst diesen einen Zweck ausschließlich im Auge behalten.

Bebel hat in seinem vortrefflichen Buch einige Gründe zusammengestellt, um ...s zu erklären, warum die Ehe ohne die Prostitution nicht bestehen kann. In ihrem Grundwesen beruht sie auf Kauf und Verkauf, nicht anders wie die Prostitution. ...ch während das Weib hier ein wanderndes Besitztum ist und so die geschlechtliche Sehnsucht Vieler befriedigt, geht sie dort in Privateigentum über und erfüllt nur ...ch das Verlangen eines Einzigen. Bei jenem Kauf und Verkauf aber entscheiden ...em wie heute noch viele andere Absichten als nur die Absicht der sinnlichen Befriedigung. In dem vorigen und diesem Jahrhundert ist es eigentlich erst dem ...lke als ein Ideal aufgegangen, daß die geschlechtliche Zuneigung von Weib zu Mann und Mann zu Weib den Ausschlag bei der Bildung einer Ehe geben sollte. Die Ehe soll auf sinnlicher Sympathie begründet werden, auf dem Gefühl der gegenseitigen Liebe, — aber mit Vorsatz gebrauch ich für's Erste dieses Wort nicht, weil es zu verschwommen ist, zu viele ganz verschiedene Gefühle durcheinanderwirft. Gerade unsere Poesie ließ es sich angelegen sein, jenes Ideal zu befestigen und zu verherrlichen, und es ist thöricht, unsere Literatur anzuklagen, daß sie immer nur das ...nische zum Angelpunkt nimmt. Einer unserer eigenartigsten und wichtigsten Kulturfortschritte prägt sich in dieser Vorliebe aus. Doch weiß Jeder, daß auch ...te noch unsere Ehen vielfach, wie in den ältesten Zeiten, zu Stande kommen: ...ld- und Standesinteressen entscheiden mehr als geschlechtliche Zuneigung. Diese Sehnsucht findet daher nicht ihre höchste und feinste Befriedigung, wie sie nur dann eintritt, wenn das Beieinanderwohnen auch mit sinnlicher Sympathie verbunden ist, ...e nicht schlechthin zwischen jedem Mann und jedem Weib vorhanden. Die ungestillte Lust zerbricht bald die Schranken, und die Folge ist der beiderseitige Ehebruch, ... Begünstigung der Prostitution.

Letztere befriedigt freilich im Allgemeinen nur den rohesten Drang, der seine Befriedigung sucht, unbekümmert ob das Weib auch geschlechtliche Zuneigung erweckt oder nicht. Ihr eigentliches Wachstum begünstigt daher die durch unsere wirtschaft-

lichen Zustände bedingte Ehelosigkeit Vieler. Ich will nicht näher darauf eingehen, da gerade diese sozialen Ursachen in dem Bebel'schen Buche besonders scharf und ausführlich dargelegt sind.

Aber zwei wichtige Fragen sind dort mit Stillschweigen übergegangen, welche für die Entscheidung, ob wir die „freie Liebe“ in Zukunft anstreben oder die Ehe uns erhalten sollen, unmöglich unberücksichtigt bleiben können. Sie muß ich im Folgenden berühren.

Der erste Winter der Volksbühne.

Am letzten Sonntag ist draußen im Ostendtheater die dritte Abteilung der Freien Volksbühne eröffnet worden. Das heißt, die Mitgliederzahl des Riesenvereins marschirt munter auf das vierte Tausend zu, und sie hat somit eine von den Unternehmern selbst kaum erhoffte Ausdehnung gewonnen, welche die Gründung Bruno Wille's immer mehr als die bedeutendste künstlerisch-soziale That dieses Winters erscheinen läßt. Nicht oft genug, nicht allseitig genug kann darum das weitausschauende Unternehmen betrachtet werden; und hat vor einiger Zeit an dieser Stelle „ästhetischer Pessimismus“ sich über die Freie Volksbühne geäußert, so mag heute, vor einem so unbezweifelbaren Erfolge, füglich ästhetischer Optimismus zu Worte kommen, des Vollbrachten froh.

Franz Grillparzer, auch ein ästhetischer Pessimist, hat einmal in sein Epigrammenbuch den Spruch eingetragen:

> Trotz allem Bemühen eurer Bühnenberater
> Drei Dinge fehlen zum Deutschen Theater,
> Danach seht euch zum Schluß noch um:
> Schauspieler, Dichter und Publikum.

Was der altösterreichische „Raunzer“ in einer Zeit trostloser Reaction und bedrückten Epigonentums vermißte, haben auch wir Heutigen nicht im Ueberfluß; und Eines zumal fehlt unsern Luxustheatern empfindlich: das Publikum. Das unverbildete, empfängliche, naive Publikum. Auch die Freien Bühnen kommen aus dem Dilemma nur schwer heraus: daß sie zahlungsfähige Hörer brauchen, um zu existieren, daß aber die Zahlungsfähigen nicht ohne Weiteres die Empfangsfreudigen zu sein pflegen. „Für Geld kann man den Deubel tanzen sehen“, sagt ein Sprüchwort, das wohl ein Erzkapitalist gefunden haben muß; und aus diesem Empfinden heraus fordern zahlende Hörer auch, höflich oder ruppig je nach dem Temperament: daß ihnen die Bühne *ihre* Ideale verkörpere, keine andern. Sie kommandieren die Poesie, denn sie haben's ja bezahlt: daher die protzenhafte Ungebundenheit, die Radaulaune und die anmaßende Oberflächlichkeit, mit der ein nicht kleiner Teil unseres Publikums ernst wollende Kunstwerke lärmend ablehnt, ehe er sie noch begriffen. Nicht das Recht der Kritik, das selbstverständliche, ist es, das hier den Hörern bestritten wird; aber die Pflicht des Verstehens, die jenem Recht erst die Basis giebt — ihrer entschlägt sich der gewohnheitsmäßige, modische Theatergänger nur allzu leicht, und dann eben hört er auf, Publikum zu bilden, im Grillparzerschen Sinne.

Solches Publikum aber, unblasirte, empfangensfrohe Menschen sind es, die die Reihen der Freien Volksbühne füllen. Sie haben nicht „schrecklich viel gelesen“, seichte Theaterkritiken und Notizen über Bühnengrößen, sie kommen nicht „vom übertischten Mahle“, kurz, alle jene Gebrechen der Halbbildung und der Hyperkultur, die schon der Goethesche Theaterdirektor im „Faust“ aufzuzählen weiß, fehlen hier noch gänzlich. Die Pflicht des Verstehens übt man eifrig und voll: nicht nur daß einleitende Vorträge, klare, sachliche Erläuterungen, nicht pikant geformte Conférences nach Pariser Art, in den Geist des Stückes einzuführen suchen — auch im Theater selbst weiß man zu hören vor allem

still, andächtig, gespannten Sinnes. Hier brauchte kein Goethe zu rufen, selbst vor gewagten Experimenten: man lache nicht; hier liefe der Mann mit der Zange, der die Hörer der Freien Bühne brutalisirte, Gefahr gelyncht zu werden; daß aber diese lautlose Ruhe intensives Genießen ist, nicht künstlerische Stumpfheit, zeigt sich selbst für den, der das Fluidum der Stimmung nur am Groben zu messen weiß, bei den Aktschlüssen an: spontaner, herzlicher klingt nirgends der Applaus, als hier, und wessen Ohr an dem gewerbsmäßigen Lärm der Claque, an dem gewohnheitsmäßigen Beifall der Premierenbesucher müde geworden, der kann sich nun doppelt erfreuen an dieser naturfrischen Wärme, diesem anmütigen Zusammenklang der Hände und der Herzen.

Vielleicht muß ich hier einem Einwand begegnen, der für manchen Leser nahe liegt. Wenn die naive Empfänglichkeit dieses Publikums über alles gepriesen wird — soll denn die Urteilsfähigkeit der Hörer gar nichts mehr gelten? Ihr durch reicheres Genießen geschulter Geschmack, ihre Fähigkeit, zu vergleichen und zu differenzieren? Ist nicht ein Publikum erst, das alle Schattirungen des Kunstwerkes abzuwägen, das alle Nuancen des Darstellers zu fassen weiß, das echte Publikum, jenes ideale, das Grillparzer gefordert, und das Dichter wie Schauspieler so nötig brauchen, als den Dritten im schönen Bunde?

Folgendes ist meiner Meinung nach darauf zu erwiedern. Jedes kunstgesättigte Publikum wird stets das Nämliche sein: konservativ; aber nicht jede Zeit wird das Nämliche fordern. Wo es zu konservieren gilt: wo gute Traditionen gewesener Perioden, die verfeinerten Resultate einer reichen Entwicklung, die mäßig vorschreitenden Ausdrucksmittel einer bereits fixierten Kunstübung den Nachkommenden zu bewahren sind — überall dort ist die Stelle, wo das Publikum eingreifen kann, erhaltend und bildend. Revolutionen aber der Kunst können allein von den Produzierenden ausgehen, von den Dichtern und Schauspielern: und die neue Kunst fordert auch ein neues Publikum. Darum ist ihr der Unverbildete lieber, als der Ueberbildete, der in hergebrachten Formen Verfeinte, der das Maaß seines Urteils vom Gewesenen nur abzieht.

Grade die neue Kunst aber will man dem Publikum der Freien Volksbühne noch immer vorenthalten: „mit der Volksseele sollte man nicht experimentieren“, so erklärte erst jüngst ein wohlwollender Beurteiler der Freien Volksbühne, Fritz Mauthner, und er will darum, gleich manchem Andern, nicht Ibsen und Hauptmann hier sehen, sondern „all das Schöne, das wir Fachleute von Bourgeois haben hinter uns liegen lassen müssen.“ Wenn gewisse vom Glauben freigewordene Vertreter der oberen Stände erklären: dem Volke muß die Religion erhalten bleiben, so will er, selber Skeptiker, dem Volke doch seinen Schiller erhalten; und er möchte die Kunst so behandelt wissen, wie ein vorsorglicher Familienvater abgetragene Kleidungsstücke behandelt: ihm selbst genügen sie nicht mehr, aber die Jungens mögen sie immerhin auftragen. Oder, um mich gebildeter und höflicher auszudrücken: wie Ernst Häckel die Ontogenie als eine verkürzte Phylogenie definirt, so glaubt Fritz Mauthner, daß der „vierte Stand“ nun hintereinander das ganze Pensum abarbeiten müßte, welches die obern in vielen Generationen allmählich durchgemacht haben; wir andern aber wollen ihn gleich frischweg vor das Neue stellen, ohne historische Prüfungen und ohne bevormundende Bildungsdoktrin.

Daß dabei fanatische Intoleranz nicht gilt, zeigt am Besten der Spielplan der Freien Volksbühne, der von Ibsen über Hauptmann zu Sudermann, von Schiller über Pissemski zu Fulda geführt hat; und es fehlte nicht viel, daß dieselben Leute, welche uns zuerst unsere Einseitigkeit vorgeworfen haben, uns nun — der mangelnden Einseitigkeit anklagen. „Jetzt wird uns der Vater gleich erschlagen, weil wir uns nicht umgebracht haben“, sagt der lustige Poldl im „Doppelselbstmord“. Ein Theater exklusiver neuer Kunst ist die Freie Volksbühne nicht geworden, so wenig wie ein „sozialdemokratisches Theater“ — auch Mauthner wiederholt das oft zurückgewiesene Schlagwort —: ein sozialkritisches Theater sollte man es vielmehr nennen, nach Wille's Wort. Wenn nur die sozialistische Parteischablone hier entscheiden sollte, hätten weder die bürgerfreundlichen Schauspiele, „Die Stützen der Gesellschaft“ und „Das verlorene Paradies“, mit ihrem vermittelnden, „glücklichen“ Schluß Einlaß gefunden, noch der allen Parteien kriegerisch gesinnte „Volksfeind“. Aber sozialkritisch sind sie alle, von dem Schiller der „Kabale und Liebe“ bis zu dem

Dramatiker des russischen „Leibeignen“; und wenn einer in der Reihe kapitalistische Mienen zeigt, so scheint es der Dichter jenes Grafen Trast, der an den Platz det verlorenen Feudalehre die Ehre des Reichen stellt: säße er nicht so sicher auf seinen Kaffeesäcken, der Raisonneur Sudermanns dürfte weniger frei raisonniren. Der Bourgeois aber, der ihn wider die Ehre streiten hört, zieht sich daraus die Moral: was braucht man auch Ehre, wenn man nur brav Geld hat . . .

Weniger als vom Publikum und von den Dichtern der Freien Volksbühne ist von dem dritten Factor zu sagen: von den Schauspielern. Hier ist noch nichts Erfüllung und Erwartung alles: je reicher die junge Bühne sich entwickelt, desto stärker wird hoffentlich die Möglichkeit werden, ihr auch gute Darsteller zu schaffen. Und auch in den Hörern wird bis dahin, denke ich, der unterscheidende Sinn für Schauspielkunst erwacht sein, der jetzt in ihnen noch zu schlummern scheint — soll ich sagen, leider oder glücklicherweise? Die Begründer der Freien Volksbühne aber dürfen, am Ende ihres ersten Winters, auf das Vollendete froh zurückblicken; ein gut Stück Weges haben sie hinter sich — und vor sich ein noch besseres, das in seiner ganzen Weite Niemand von uns heut überschaut.

Otto Brahm.

Aus der Ruhmeshalle.

Nach langjähriger Arbeit ist kürzlich die Ruhmeshalle in allen ihren Teilen fertiggestellt der öffentlichen Betrachtung freigegeben worden. Das Werk ist die einzige Monumentalschöpfung des Staates, welche einem rein idealen Zwecke, der Verherrlichung seiner erfolgreichen Vergangenheit, gewidmet ist, zugleich Zeugnis fernerer kriegsgeschichtlicher und näherer künstlerischer Vergangenheit.

Daß es die breiten Massen packt, kann man im Gewühle mundaufsperrender und mit Behagen verschrobene Weisheit auskramender Beschauer bemerken.

Was bleibt aber für den, der sich mit blödem Staunen nicht zufrieden giebt, sondern der in eigensinnigem Kopfe sich ein Ideal von Kunstpflege zurechtgebaut hat, an dem er die Wirklichkeit mißt? —

Mehr jedenfalls, als bisher in Preußen an künstlerische — rein künstlerische — Aufgaben gewandt ist; nicht genug aber, um ein, der deutschen Nation ganz gleichwertiges Kunstzeugnis der Gegenwart abzugeben. Ich nannte es deshalb oben schon mit Absicht ein Zeugnis näherer künstlerischer Vergangenheit. Nicht als ob ich hoffte, daß die jüngste Gegenwart Monumentaleres leisten würde. Diese Hoffnungen kann man mit den Makulatur gewordenen Entwürfen zum „National“denkmal für Kaiser Wilhelm I. einstampfen lassen. Aber unter den Händen der schaffenden Künstler ist eine neue Auffassung emporgesproßt — noch nicht eine fertige Blüte, doch Neues versprechend und schon den freien Genuß der reifen Früchte des älteren Zweiges beeinträchtigend. Das erschwert bereits die richtige Schätzung der malerischen Leistungen, die im Allgemeinen doch von hohem Werte sind. Die architektonische Lösung der Aufgabe aber befriedigt überhaupt nicht mehr. Man kann in brennend heiß gefühltem Schönheitsdurste nicht mehr die Ruhe der Eklektiker wahren, die lieber einen Compromis als gar nichts wollten. Rechte, höchste Kunst muß denken: aut nihil, aut Caesar! Aus der Schöpfung Nehring's, Schlüters und de Bodt's war aber unter Wahrung der Pietät schlechterdings nichts Rechtes zu machen. Und selbst mit der Pietät wieder hat man Compromisse geschlossen. Außen hat man den Familienregenschirm der Kuppel über die reiche Umrißlinie des alten Baues gestülpt; innen hat man den berühmten Hof durch Glasdach und Freitreppe recht gründlich geschädigt. Die Treppe ist an sich nicht häßlich; sie läßt nur etwas innigere Beziehungen zur Architektur — namentlich in den ungegliederten und trotz der vereinsamten Begas'schen Reliefs totwirkenden Seitenwänden vermissen. Das Glasdach aber, vielfach als ein Meisterwerk ge-

...iesen, kann ich leider nur für eine ganz gefährliche Verunzierung halten. Wie ein aus ...lauter winzigen Flicken zusammengenähtes Taschentuch bläht es sich mit seinem Liniengewirr über dem Raume, der in seiner strengen Pfeiler- und Architravarchitektur durchaus keine Beziehung zu der Bogenlinie des Daches hergeben will. Es ist freilich, um Licht für die Sammlungen am Hofe übrig zu behalten, nicht möglich gewesen, eine doppelte Glasdecke auszuführen, von denen die sichtbare untere dann eine teppichartige Behandlung hätte erfahren können. Daraus hätte aber doch nur geschlossen werden können, daß eine monumentale Umgestaltung im beabsichtigten Sinne außer dem Bereich der Möglichkeit lag. Diese Ingenieurarbeit ist jedenfalls von keinem Schönheitsempfinden durchsäuert worden. Ein weiteres schwerwiegendstes Bedenken gegen den Umbau zu einer Ruhmeshalle hätte von vorn herein der Grundriß hergeben müssen. Im ursprünglichen Zustande zum Waffenmuseum so geeignet wie möglich, konnte er doch für eine wahrhaft monumentale Ruhmeshalle weder genügend große Verhältnisse noch eine befriedigende Aufreihung der Räume hergeben. Ueber die Verleugnung des Bauorganismus, die in der Zumauerung der Rückfrontfenster so kraß zur Erscheinung kommt, ist bereits an anderen Orten vielfach bedauernd gesprochen worden. Schlimmer erscheint mir noch die Behandlung des Lichtes in den neugeschaffenen Räumen. Da ist aller poetischen Wirkung, jeder psychologischen Erfahrung in's Gesicht geschlagen. Licht ist Freude und Erhebung; um uns in eine dem Idealen zugekehrte Stimmung zu versetzen, ist es nötig, uns aus dem Dunkel in's Licht zu leiten — im eigentlichen wie im übertragenen Sinne. Hier nun treten wir ohne Vermittlung aus dem, praktischen Zwanges wegen lichtdurchfluteten Hof plötzlich in die Ruhmeshalle. Es fehlt also jeder Vorbereitungsraum für die ästhetischen Eindrücke der eigentlichen Ruhmeshalle. Der erste Eindruck ist dadurch nicht mehr Befreiung, sondern Bedrücktheit. Aber selbst die mystische Kirchenstimmung fehlt; das düstere Rot der Pfeiler, das tiefe Graugrün der Wände, die stumpfe Bronze wirken lastend, finster prächtig, nicht heiter. Und es ist doch sicher nicht beabsichtigt, mit dieser roten Grundfärbung auf all die Ströme von Blut hinzudeuten, die unser Staatsgebäude erst zusammenkitten mußten! Freilich, den Bildern mußte in diesem Katakombenraum möglichste Leuchtkraft gesichert werden. Wenn sie nur auch erhalten wäre! Auch jetzt noch entbehren die unteren Bilder fast durchgängig warmen Lichtlebens. Ist der Kuppelraum nach dieser Richtung verfehlt — in Bezug auf die Architektur ist er sonst alles Lobes würdig — so sind die Feldherrnhallen an beiden Seiten vollständig verpfuscht. Das ist schon mehr eine Hochkellerbeleuchtung durch Glaslinsen als die eines Weiheraumes. Frech und kratzig glänzen die krallen Vierecke der weißen Oberlichter in den düsterbronzenen Kreuzgewölben. Ein Uebergang von der Licht- zur Wölbfläche wäre hier dringend nötig gewesen, und mehr Licht hätte sicher nicht geschadet. Blickt man jetzt aus der anschließenden Waffensammlung rückwärts, so sieht man nicht in lockende helle Räume wie in höhere Regionen, sondern in eine trübe rötliche Dämmerung stygischer Schatten. Die ganze Raumanlage muß daher als verfehlte angesprochen werden. Anders ist es mit den Einzelheiten. Hier ist alles von bestem Können zeugend. Die oberen Sammlungsräume sind ausgezeichnet in ihren Verhältnissen; der Schmuck ist auf's Feinsinnigste dem Geiste des Bauwerkes angepaßt; die Gitter namentlich sind hervorragendste Erzeugnisse des Kunsthandwerkes; alles Architektonische — soweit es nicht den Lichthof betrifft und gegen die Verkehrtheit des ganzen Umbaugedankens ankommen kann — ist wie aus einem Gusse.

Sehr ungleich im Werthe dagegen sind die Leistungen der übrigen bildenden Künste. In zwei Treffen rücken sie gegeneinander: die Realisten und die Allegoristen. Jene in den Herrscherstatuen, Feldherrnbüsten und Schlachtenbildern, diese im symbolischen Schmuck der Räume. Hier aber siegten die Symbolisten. Vielleicht, weil sie einiger sind. Allen voran Geselschap mit seiner Kuppelraumausmalung, die trotz der ungünstigen Raumverhältnisse einen vollen, gewaltigen Eindruck hinterläßt. Ich wüßte Keinen, der das besser machen könnte, und nirgends zeigt sich zwischen Absicht und Ausführung eine Lücke; überall, vor allem auch ganz vorzüglich in der Farbe, ist erreicht, was ein Cornelius gewollt hatte.

Ihr Bestes — und das ist nicht Geringes — haben Begas und Schaper bildhauerisch zur Schmückung der Räume beigetragen; jener von Hause aus michelangelesk, dieser nicht ohne Erfolg bemüht, einige Rokokosüßlichkeit abzustreifen und vom älteren

Genossen herbere Kraft sich anzueignen. Als höchst gelungen muß der Versuch bezeichnet werden, die Victoria im Kuppelsaal gelblich zu tönen. Gerade in dieser Gruftbeleuchtung wirken die übrigen Marmorbilder noch wie Gespenster. Eine gleiche Tönung wie bei der Victoria wird auch ihnen warmes Leben geben.

Ueber dem sonstigen Bildnerischen hat nicht der günstigste Stern gewaltet. Namentlich die Herrscherbilder sind nicht recht auf der Höhe der Kunst. Der Kampf zwischen monumentaler Pose und schlichter Naturwiedergabe mußte freilich auch an diesem Orte besonders herbe Konflicte herbeiführen. Günstiger stellten sich die Büsten der Feldherren von vorn herein, da die Pose mit den Gliedmaßen fortfiel; nur stehen sie nicht günstiger. Sie wollen mir für die durch die Pfeiler beengten Beschauungsplätze etwas zu hoch aufgestellt scheinen.

Daß die geschichtlichen Bilder nicht einheitlich wirken, wurde schon angedeutet. Dies war auch wohl bei der Auftragerteilung an verschiedene Künstler, die doch andererseits nicht bemängelt werden kann, ziemlich unvermeidlich. Dazu erwies sich, daß die Flächen für wirkliche Monumentaldarstellungen zu klein waren. Steffeck hat wohl derartiges gefühlt und ist dann in seiner Nüchternheit bis zur Lächerlichkeit an dem Wunsche nach schlichter Größe der Darstellung gescheitert; das Harmonischste ist in der Herrscherhalle von Anton v. Werner in seiner klugen, treffsicheren Meisterschaft im Bunde mit Camphausen und Bleibtreu geleistet. Die herrlichste Composition scheint mir Simmler's Uebergang über das kurische Haff. Ihm am nächsten P. Jansen's Schlachten bei Fehrbellin und Hohenfriedberg. Der Mangel von vorausgegebenen malerisch wirkenden bedeutsamen Geschichtsmomenten — im Sinne der alten Composition — macht sich bei den Darstellungen der Schlachten von Leuthen und Belle-Alliance etwas geltend.

Zieht man den Schluß, so wird die Freude am Geschaffenen durch das Bedauern verkümmert, daß so viel des sehr Vortrefflichen unter der verkehrten Grundidee des unseligen Umbaues verkümmert erscheint. Jetzt erst läßt sich voll ermessen, welch ein Kunstdenkmal aus dem Rettig und Pfann'schen Entwurf zum Nationaldenkmal Wilhelm I. uns erstanden wäre. Dort hätten wir alle die Monumentalmaaße gehabt, die hier fehlen!

Ein Trost aber bleibt: die Ruhmeshalle ist gefüllt. Ob es ein Zeichen ist, daß der blutige Ruhm der Zukunft nicht mehr beschieden ist, daß nun die deutsche Nation einen Ruhmesbau friedlicher Arbeit errichten werde? Der Kehrreim des alten Arndt'schen Lied „Sein Vaterland muß größer sein" braucht uns nicht mehr zu erregen; aber auch an dieser Erinnerungsstätte großer und nachdenkenswerthester Vergangenheit umtönt es uns: Nein, nein, die deutsche Kunst muß größer sein!

Hans Schliepmann.

Karen's Weihnachten.

Von **Amalie Skram.**

Aus dem Norwegischen von Marie Herzfeld.

An einem der Dampfschiffkaie in Kristiania lag vor mehreren Jahren ein graubemaltes Holzhaus mit flachem Dach, ohne Schornstein, etwa vier Ellen lang und ein wenig kürzer in der Breite. An beiden Querwänden befand sich je ein kleines Fenster, das eine gerade gegenüber dem anderen. Die Thür wendete sich der Seeseite zu und konnte von innen und von außen mittels eiserner Haken geschlossen werden, die man in Klammern von gleichem Metall einhängte.

Die Hütte war ursprünglich für Fergen errichtet, damit sie im Regenwetter und in der Winterkälte ein Dach über dem Kopfe hätten, wenn sie so da saßen oder herumschlenderten und darauf warteten, daß jemand ein Boot verlange. Späterhin, als die kleinen Dampfer mehr und mehr allen Verkehr an sich rissen, waren die Fährleute anders-

... nur gelegentlich und von jedem Beliebigen
... gemacht, waren einige Steinarbeiter, welche
... hielten, als sie eines Sommers eine Kaipartie in der

... der alten kleinen Banke Notiz genommen. Sie blieb
... niemand nicht daran dachte, sie wegzunehmen und weil
... sie irgend einer Person oder Sache im Wege sei.

... Winternacht im Dezember, gegen Weihnacht zu. Es flockte
... Schmelz, während er fiel und machte den klebrigen Brei auf
... dichter und fetter. Auf den Gaslaternen und Dampf-
... ein graulich-weißer, feingefranster Ueberzug, und trat man
... bemerkte man im Dunkel, daß er im Takelwerk zwischen den
... Ding. In der dunkelgrauen, nebeligen Luft bekamen die
... einen schmutzigen, brandgelben Glanz und schimmerten die
... Schein. So oft die Wache an Bord Glas zur Ablösung
... gellende Laut der Schiffsglocken mit brutalem Gegell die feuchte

... der auf dem Kai patrouillierte, blieb an der Gaslaterne vor
... stehen. Er zog die Uhr hervor, um nachzusehen, wie weit
... doch während er jene zum Licht emporhob, vernahm er etwas
... Er ließ die Hand sinken und lauschte. Nein, es war
... wieder. Der Laut war aufs neue da, diesmal vermischt mit
... ließ er die Hand sinken und wieder wurde es still. Was für
... zum Teufel hinein? Er witterte rings in der Nähe, konnte aber
... drittenmale kam die Uhr zum Gaslicht empor und diesmal durfte
... es gleich vier Uhr war.

... am Haus vorbei, wunderte sich ein wenig, dachte jedoch
... Einbildung gewesen sein ... Oder wie wäre es sonst möglich!
... Weile des gleichen Wegs zurückkam und sich dem Hause näherte,
... das? Sah er nicht drinnen sich etwas rühren? Die Gas-
... beiden Seiten ihren Schein durch die Fenster, so daß es war, als sei

... und schaute hinein. Ganz richtig. Da saß ein Wesen auf der Bank
... eine kleine, zusammengekauerte Gestalt, die sich vorbeugte und mit
... er nicht sehen konnte, herum hantierte. Ein Schritt um die Ecke und
... und wollte hinein. Die Thür war gesperrt.
... rief er und klopfte mit dem Knöchel an.
... mit einem Satz emporfahren; es kam ein schwacher, erschrockener
... alles völlig still.
... mit der geballten Faust und rief:
... da! Sofort aufgemacht!"
... Du mein Gott, es ist ja niemand da" — klang es entsetzt dicht

... auf! Es ist die Polizei!"
... — ach Du mein, i bin's ja nur; i thua ja nix; i sitz' nur

... daß S' die Thür aufmachen, sonst werd'n S' was andres zu hör'n

... denn in diesem Moment ging die Thür auf und im nächsten
... Oeffnung in den niedrigen Raum hinein, in dem er akkurat noch

... gehört? Der Polizei nicht aufsperren! An was denken Sie denn?"
... Herr Polizei, — schauen S', i sperr' jo eh auf."
... Recht g'habt," brummte er. „Was sind denn Sie für eine
... die Erlaubnis g'geben hier Logis z'nehmen?"

„[illegible]" flüsterte sie. „I sitz hier mit mein' Kind."

Der Kommissär [illegible] Sprechende näher in Augenschein. Es war ein kleines, [illegible] Frauenzimmer [illegible] schmalen, bleichen Gesicht und einer tiefen Skrophelnarbe [illegible] einen [illegible] und hinab, wie eine Stange, offenbar kaum ganz er[illegible]. Sie trug ein [illegible] Oberegewand, eine Art Joppe oder Jacke, deren Schnitt [illegible] dieselbe [illegible] und einen dunkleren Rock, der in Fetzen [illegible] und bis zu den [illegible]. Die Füße staken in ein paar durchlöcherten [illegible], deren [illegible] Schnürband war. In dem einen Arm trug [illegible]bündel, das [illegible] den Leib lag. Aus dem oberen Bündelende sah [illegible] es war der Kopf eines Kindes, das an ihrer mageren Brust saugte. Um [illegible] sie ein altes Tuch [illegible], das unter dem Kinn gebunden war; rück[illegible] hervor. Sie [illegible] vor Kälte von oben bis unten, und wenn [illegible] und knirschte es [illegible] den Zehen, als stünde und stampfte sie in [illegible]

„[illegible], daß dös [illegible] könnt'," fuhr sie in pfeifendem Tone [illegible], dö Baraken."

[illegible] beklemmt. In einen Augenblick hatte er im Sinn ge[illegible] hinauszutreiben und es dann mit einer Warnung be[illegible] elende Kind [illegible], das mit einem kleinen Wurm im [illegible] drückte und vor Angst und Demut sich nicht zu [illegible] von Rührung.

„[illegible] was machst Du da?"

[illegible] seiner Stimme auf. Die Furcht verflog [illegible]

[illegible] sie.

„[illegible] zu schwer zum [illegible] und halten."

[illegible] und setzte sich auf die gegenüber [illegible]

„[illegible] da," lispelte sie mitten im [illegible], — alles sauber halten, — [illegible] dös da, dös san nur Brod[illegible]. I geh' bei Tag betteln [illegible] mi da bei der [illegible]" — sie hielt [illegible]

[illegible] so gut g'habt, [illegible] kommen und da [illegible] die Madame [illegible] weil s' so ganz [illegible] kann. Jetzt [illegible]ss'n, weil s' a [illegible] sag'n, sie [illegible]

[illegible] herumschleppen [illegible] nicht!" Der [illegible]

[illegible] tot is', fragt [illegible]

[illegible] dem kann ma' [illegible]

[illegible] daß er für's [illegible]



„Ja, d' Leut' sag'n so," antwortete sie. „Was soll ma' aber thun, wann ma ihn nöt find't?"

„Sag' mir nur sein' Nam'," meinte der Konstabler, „so werd'n mer ihn schon herschaffen."

„Ja, wann ma's den wißt!" antwortete sie still.

„Was! Kennst Du nit amal den Nam' von Dein' Kind sein' Vater?"

Karen steckte den Finger in den Mund und sog daran. Der Kopf sank vor. Es glitt ein hilfloses, blödes Lächeln über ihr Gesicht. „Naa", flüsterte sie langgezogen und ohne den Finger zu entfernen.

„Ob i mein' Lebtog nho' so 'was g'hört' hab'!" rief der Konstabler aus. „Ja, wie bist denn da mit ihm z'samm' kommen?"

„I hab ihn 'troffen, abends, auf der Gass'n, wann's finster war", antwortete sie ohne Spur von Scham; „aber es hat nöt lang dauert, so is' er fort 'bliebn und i hab' seither nimmer mehr 'was von ihm g'hört."

„Hast d' ihm denn nachg'fragt?"

„Freili hab' i, aber kaner weiß, wo er hinkomma is. Er hat wol an Platz g'funden, auf'm Dorf, wahrscheinlich; er is bei die Pferd' oder die Küh', dös hab' i am G'ruch kennt, den er an sich g'habt hat."

„Mein Gott, is' dös a Wirtschaft!" murmelte der Konstabler. — „Du mußt halt mit mir und Dich beim Armenamt mölden", setzte er lauter fort, — „so kann Dir vielleicht geholfen werden."

„Nein; dös thua i nöt", antwortete sie plötzlich widerspänstig.

„'Sis doch wol besser, ins Armenhaus kommen und Obdach und Essen z'kriegen, als so weiter leben", sagte der Knostabler.

„Ja, wenn aber die Madame Olsen kommt, — 's is so viel guat, die Madame Olsen, — sie nimmt mi zur Bedienerin, ja, dös weiß i sin g'wiß, weil's mir's versprochen hat, — und da kenn' i a Frau, die uns für drei Kronen den Monat ins Quartier nimmt. Sie wird aufs Kind schauen, derweil i bei der Madame Olsen bin, und dann mach' i ihre Arbeit, wann i von der Madame heim komm.' Es wird alles guat, wann die Madame Olsen kommt, und sie kommt zu Weihnachten, sagen die Leut!"

„Ja, liebs Kind, Du bist schon groß genug, hast Dein' eigenen Willen; aber hier bleiben darfst Du nicht."

„Wann i bei Nacht da sitzen thu', — wem schad't denn das? A Du mein Gott, lassen S'mi da; 's Kind wird nöt schreien. Nur bis die Madame kommt, — oh, guater Herr Polizei, nur bis d' Madame kommt!"

„Aber ihr derfrierts ja, Du und s' Kind!" Er betrachtete ihre schlechte Kleidung.

„'S is ja do immer besser als auf der Gassen. Gengan S', i bitt' schöa, — nur bis d' Madame kommt!"

„Eigentlich solltest Du mit auf die Polizei," — sagte der Konstabler in nachsinnendem Ton und kratzte sich hinter dem Ohr.

Sie fuhr empor und gieng zu ihm hin. „Nur dös nöt, nur dös nöt", jammerte sie, indem sie mit ihren erfrorenen Fingern ihn beim Aermel ergriff. „I bitt' recht schön, — um Gottes willen, — nur bis d' Madame kommt!"

Der Konstabler bedachte sich. Drei Tage noch bis Weihnachten, rechnete er aus.

„Na also, meinetwegen", sagte er laut und stand auf. „Bis Weihnachten kannst Du hier bleiben, doch nicht einen Tag länger. Und merk' Dir: daß kein Mensch davon was hört!"

„Gott g'segn's Ihna, Gott g'segn's Ihna und vergelt's Gott tausendmal", rief sie aus.

„Paß aber auf, daß D' um Schlag sechs früh von da weg bist, eh' draußen die Arbeit anfangt", fügte er halb in der Thür noch bei.

Die folgende Nacht, als er vorbei kam, blieb er vor der Hütte stehen und sah hinein. Karen saß in schräger Stellung, gegen die Fensterbrüstung gelehnt, da; ihr Profil mit dem Kopftuch unter dem Kinn zeichnete sich schwach an den Glasscheiben ab. Das Kind lag an der Brust und trank. Sie rührte sich nicht und schien zu schlafen.

Gegen Morgen schlug das Wetter in Frost um. Im Lauf des nächsten Tages sank das Thermometer auf 12° herab. Es wurde eine knisternde Kälte, mit stiller, klarer Luft. Auf die Fenster des kleinen Fergenhauses legte sich eine dicke Lage von weißem Reif, der die Scheiben ganz undurchsichtig machte.

Am Weihnachtsabend wieder Wetterumschlag. Es thaute und tropfte überall. Man mußte fast mit offenem Schirm gehen, obgleich es gar nicht regnete. Unten am Kai waren alle Packhausfenster wieder eisfrei und die Wege schlimmer als je zuvor.

Am Nachmittag gegen zwei kam der Konstabler hinab. Er hatte die letzten paar Nächte frei gehabt wegen eines Schnupfenfiebers, für das der Arzt ihm ein Zeugnis ausgestellt. Nun wollte er zum Hafen und auf einem der Dampfschiffe jemanden sprechen.

Sein Weg führte am Fergenhaus vorbei. Obwol es schon zu dämmern anfing, so sah er es doch in der Entfernung einiger Schritte, — das, was ihn anhalten ließ und ihm ganz wunderlich zumute machte.

Dort saß sie, genau in derselben Stellung wie vor zwei Tagen. Dasselbe Stück Profil an der Scheibe. Er machte eigentlich keine Reflexionen darüber, er fühlte sich nur von Grauen ergriffen über dies versteinerte „ganz dasselbe". Es überrieselte ihn ein unwillkürlicher Schauder. Sollte etwas geschehen sein?

Er eilte zur Thür hin; sie war versperrt. So preßte er eine Scheibe entzwei, nahm eine Eisenstange, die er durch die Oeffnung steckte, und hob damit den Riegelhaken aus der Klammer. Trat dann ein, leise und mit Vorsicht.

Sie waren mausetot, alle beide. Das Kind lag an die Mutter gedrückt und hielt im Tode noch die Brust im Mund. Ueber seine Wangen waren aus der Brust ein paar Tropfen Bluts gerieselt und auf dem Kinn hernach gestockt. Die Mutter war entsetzlich abgezehrt, doch auf dem Antlitz lag es wie ein stilles Lächeln.

„Armes Mädel, was für Weihnachten hat sie", murmelte der Konstabler und wischte sich etwas vom Auge weg.

„Vielleicht aber is' am besten so. Der liebe Gott wird schon g'wußt hab'n, was er thut."

Er ging wieder hinaus, zog die Thür zu und machte den Riegel fest. Eilte dann zur Polizeistation, um die Meldung abzustatten.

Am ersten Arbeitstag nach den Weihnachtsferien ließ das Hafenamt das alte Fergenhaus niederreißen und die Theile wegführen. Es sollte nicht mehr da stehen und allerlei Vagabundenvolk als Zuflucht dienen.

Von neuer Kunst.

Ibsen's „Wildente", vor der eben das Wiener Publikum durchgefallen ist, wird am 27. und 28. April auf dem Pariser Théâtre libre aufgeführt werden; den Schluß der diesjährigen Spielzeit macht Rosny's „Nell-Horn", am 9. Mai.

Hans Schliepmann hat eine Anzahl seiner in verschiedenen Blättern abgedruckten ästhetischen Feuilletons unter dem Titel „Betrachtungen über Baukunst. Zum Verständniß moderner Architekturfragen" in der Polytechnischen Buchhandlung zu Berlin als Band erscheinen lassen. Das erste Kapitel des Buches ist s. Z. mit der Ueberschrift „Aesthetischer Pessimismus" in der „Freien Bühne" erschienen und mag als Probe des scharfen und energischen Tones gelten, der in dem Ganzen herrscht. Schliepmann ist auf seinem Fachgebiet ein geschworener Gegner aller blinden Convention, der seine lieben Collegen nicht grade mit Sammetpfötchen behandelt. „Unser Publikum", sagt er in der Einleitung,

... genugsam um gesunde Geistesnahrung auf
... so daß einige herzhaftere Bissen den verdorbenen
... herstellen können." Dabei ist das Buch aber im recht
... anregend, aufbauend, die gesunde Phantasie anstachelnd.
... grundsätzlich flieht, sei es aus Beschränktheit oder aus
... Horror vor Sprüchen der Urweisheit, die praktisch
... wissen, der findet sich angenehm enttäuscht: Schliepmann's
... stilistischer Feinheit behandelt, frei von jeglichen Längen
... Tagesfrage. Es ist immerhin ein Zeichen der Zeit,
... dieser Art ihren Bleistift als Schreibgriffel verwerten müssen,
... ihren Aerger kund zu geben über die Misere der eigenen
... deren man ihnen offenbar praktisch keine ausreichende Stimme

W. B.

... Scholz erhalten wir die folgende Erklärung:

... bezeichneten Briefkastennotiz des „Magazins für Litteratur",
... Tolstoi's „Dekabristen" bereits früher in deutscher Sprache er-
... als 17. Band der bei Greßner und Schramm in Leipzig heraus-
... bibliothek. Meine vielfachen Bemühungen, diese Ausgabe kennen
... Stunde vergeblich geblieben, so daß ich im Augenblick nicht beur-
... jene Mitteilung zutrifft, und ob sich die dort etwa benutzte Vor-
... übertragenen Tolstoischen Texte deckt. Der mir vorliegende
... bibliothek enthält jedenfalls die „Dekabristen" nicht. Es ist selbst-
... bevor ich die Uebersetzung des Werkes begann, sorgfältige Erkundi-
... ob es in deutscher Sprache vorliege; entscheidend war für mich der
... erteilte, freundschaftliche Rat des Herrn Dr. Raphael Löwenfeld,
... Berufung auf ihn, einem deutschen Blatte einzureichen. Ich glaubte
... Dr. Löwenfeld unbedingt folgen zu dürfen, da er durch die
... schen Gesammtwerkes in den Besitz der vielverstreuten, für einen
... baren bibliographischen Hilfsmittel gekommen ist, und da er mir
... bereits vorhandenen deutschen Uebersetzung Mitteilung gemacht hätte,
... bekannt gewesen wäre. Wenn mich demnach der Makel eines Wissens-
... ich mich über jene R. L.-Notiz mit dem Gedanken: im Unglück
... gehabt zu haben.

... April 1891. August Scholz.

... Erklärung erhellt zur Genüge, daß es perfide Insinuationen
... sind, wenn das „Magazin" unserer Redaktion die Verantwortung
... " unterschieben will, wo nur ein sehr menschlicher Irrtum vor-
... der Gesinnung, die aus jener Notiz spricht, verdient die Ehre einer
... der That, es scheint daß das „Magazin" sein neidgelbes Gewand
... so lange unter seinen „Herausgebern" noch der durch die vor-
... bekannte, schellenlaute Vielschreiber mit dem gespreizten



Die Dekabristen.

Roman

von

Graf Leo Tolstoi.

(3. Fortsetzung.)

Der Erste, bei dem Pachtin es in seiner neuen Manier versuchen wollte, war jener vornehme alte Herr am Billard, der immer noch seine Experimente mit der weißen Kugel fortsetzte und soeben sein Queue gegen die rothe Weste des Billardkellners hielt, indem er dadurch zu erkennen gab, daß er es frisch mit Kreide bestrichen wünschte.

„Nun, wie gelingt's Ew. Excellenz?" fragte Pachtin lächelnd. Er brachte dieses „Ew. Excellenz" ganz ohne alle Unterwürfigkeit heraus — die im Jahre 56 höchst abgeschmackt erschienen wäre — und bediente sich dieser Anrede vielmehr mit einer gewissen feinen Mischung von Spott über diejenigen, die sich ihrer im Ernst bedienen, und doch zugleich von respektvollem Zugeständniß, daß er wohl wußte, mit wem er es zu thun hatte, jedoch unter Umständen entschlossen war, auch die schlichte Anrede mit Namen und Vatersnamen zu gebrauchen. Es war mit einem Wort, äußerst fein geschickt gesagt, dieses „Ew. Excellenz."

„Soeben habe ich erfahren, daß Petr Labasow aus Sibirien zurück ist . . . sammt seiner ganzen Familie . . ." begann Pachtin mit einer gewissen frohen Erregung, während der alte Herr seine vergebliche Bemühung, den weißen Ball zu treffen, von neuem aufnahm.

„Wenn er als derselbe confuse Narr zurückgekommen ist, als der er hinging, dann brauchen wir uns über seine Rückkehr nicht sehr zu freuen," versetzte der Alte, der durch sein Pech mit der weißen Kugel gereizt war, in ärgerlichem Tone.

Diese Bemerkung versetzte Iwan Pawlowitsch in nicht geringe Verwirrung; er wußte nun wieder nicht, ob man sich über Labasows Ankunft freuen sollte oder nicht, und um seine Zweifel über diesen Punkt endgültig zu zerstreuen, begab er sich in jenes Zimmer, in welchem die „Weisen" des Clubs sich zu ihren interessanten Debatten zu versammeln pflegten. Die kannten die Bedeutung und die Tragweite aller Dinge und wußten, mit einem Wort, alles, was im Himmel und auf Erden vorging. Iwan Pawlowitsch stand zu den Besuchern dieses „Zimmers der Weisen" in ebenso freundschaftlichen Beziehungen, wie zu den jungen Leuten der Jeunesse dorée und den Excellenzen. Allerdings hatte er keinen ständigen Platz in jenem Zimmer, aber niemand wunderte sich darüber, wenn er einmal hereinkam und auf dem Diwan Platz nahm. Als er diesmal eintrat, wurde gerade darüber gestritten, in welchem Jahre und bei welcher Gelegenheit eine Fehde zwischen zwei bekannten russischen Journalisten entbrannt war. Iwan Pawlowitsch wartete, bis eine Pause im Gespräch eintrat, und brachte dann seine Neuigkeit so ganz beiläufig, ohne jede besondere Färbung im Ausdruck, als einen bloßen Beitrag zur Unterhaltung vor. Und kaum hatte er sich derselben entledigt, als er nach der Art und Weise, wie die „Weisen" seine Nachricht aufnahmen, auch sogleich begriff, daß hier, im Zimmer dieser Weisen, der einzige Ort war, an dem sie nach Gebühr gewürdigt und



in gehöriger Weise durchgehechelt werden würde, so daß er nunmehr ganz genau wußte, woran er sich in der Sache zu halten hatte, und wie er seine Kenntniß von der Ankunft Labasows weiterverwenden konnte.

„Nur Labasow fehlte noch," bemerkte einer von den „Weisen" — „jetzt sind alle lebenden Dekabristen nach Rußland zurückgekehrt."

„Er war einer von den ‚Häuptlingen' des 14ten", warf Pachtin halb fragend ein, indem er das Wort Häuptling so aussprach, daß man es sowohl im ernsten, als auch im scherzhaften Sinne, auffassen konnte.

„Ohne Zweifel", versetzte derselbe „Weise" — „er war einer der bemerkenswerthesten Männer jener Zeit. Er diente 1819 als Fähnrich im Semjonowskischen Regiment und wurde damals mit Depeschen zum Herzog von S. ins Ausland geschickt. Er kehrte dann zurück und wurde im Jahre 1824 in die erste Freimaurerloge aufgenommen. Bei ihm und bei D. pflegten alle Freimaurer jener Zeit ihre Zusammenkünfte abzuhalten. Er war sehr reich und stand im intimsten Verkehr mit dem Fürsten Sch., mit Fedor D. und Iwan P. Um nun den jungen Menschen aus dieser Gesellschaft zu entfernen, veranlaßte Fürst Wissarion Labasow, sein Oheim, die Versetzung des Neffen nach Moskau."

„Verzeihen Sie, Nikolaj Stepanowitsch", unterbrach ein zweiter „Weiser" den Sprecher — „ich glaube, daß das bereits im Jahre 23 war. Im Jahre 24 war Wissarion Labasow als Commandeur des 3ten Armee-Corps in Warschau. Er wollte seinen Neffen als Adjutanten bei sich in Moskau haben — das kann nur 23 gewesen sein. Petr Labasow wollte freiwillig nicht nach Moskau kommen, da setzte der Fürst seine Versetzung von oben herab durch. Entschuldigen Sie übrigens, daß ich Sie unterbrochen habe."

„O nicht doch, ich bitte sehr . . ."

„Nein, nein, verzeihen Sie . . ."

„Natürlich, natürlich, Sie müssen diese Verhältnisse besser kennen als ich. Ihre Vertrautheit mit denselben ist ja bekannt . . ."

„In Moskau nahm er gegen den Wunsch seines Oheims den Abschied", fuhr jener fort, dessen Vertrautheit mit den Verhältnissen bekannt war, „und dort sammelte sich um ihn eine neue Gesellschaft, deren Stammvater und Seele er war, wenn man so sagen darf. Er besaß Vermögen, Bildung, Verstand, war von stattlicher Gestalt und, wie man sagt, von ungewöhnlicher Liebenswürdigkeit. Ich weiß es noch von meiner Tante, die stets mit Begeisterung von ihm sprach und behauptete, daß sie nie einen reizenderen Menschen gesehen habe. Und da geschah es denn, daß er sich, ein paar Monate vor dem Aufstande, mit der Krinskaja vermählte."

„Ah, mit der Tochter von Nikolaus Krinskoj, der in der Schlacht bei Borodino . . . na ja, der bekannte Krinskoj . . ." warf irgend jemand ein.

„Ganz recht. Sie hatte ein ungeheures Vermögen, und das fiel ihm jetzt ganz zu. Sein eigenes Vermögen ging dann auf seinen jüngeren Bruder, den Fürsten Iwan über, der später Minister wurde.

„Ganz vortrefflich hatte er sich vor allem gegen diesen Bruder benommen", fuhr der Erzähler fort. „Die Briefschaften und Papiere desselben waren das Einzige, was er noch vor seiner Verhaftung bei Seite bringen konnte."

„War denn sein Bruder kompromittiert?" fragte einer der Zuhörer.

Der Erzähler antwortete nicht — er zog nur den Mund herab und blinzelte bedeutungsvoll mit den Augen.

„Bei allen Verhören leugnete Petr Labasow alles, was den Bruder betraf,

wofür er härter als alle andern büßen mußte. Das Beste aber ist, daß Fürst Iwan das ganze Vermögen erhielt und dem Bruder nicht einen Groschen zukommen ließ.“

„Aber es hieß doch, daß Petr Labasow freiwillig auf alles verzichtet hätte?“ bemerkte einer von den Anwesenden.

„Ganz recht, aber er that es nur deshalb, weil Fürst Iwan ihm kurz vor der Krönung einen Brief schickte, in dem er schrieb, daß das ganze Vermögen confisciert werden würde, wenn er es nicht nähme, daß er Kinder habe und in Schulden stecke u. s. w. u. s. w. Petr Labasow antwortete ihm darauf in zwei Zeilen: „Weder ich noch meine Erben haben irgend welche Rechtsansprüche auf das Ihnen zugesprochene Vermögen, noch wollen wir solche haben.“ Weiter nichts als diese Worte .... Und Fürst Iwan schluckte alles herunter und verschloß dieses Dokument sammt den bezahlten Wechseln höchst vergnügt in seine Schatulle.“

Es war eine der Eigenthümlichkeiten dieses „Zimmers der Weisen“, daß seine Besucher, wenn sie nur wollten, alles wußten, was in der Welt geschah, ob es auch noch so geheimnisvoll vor sich gehen mochte.

„Es ist übrigens noch die Frage“, bemerkte einer der Waisen, „ob es mit der Gerechtigkeit im Einklang steht, wenn man den Kindern des Fürsten Iwan das Vermögen wieder wegnimmt, in dessen Genuß sie aufgewachsen sind und erzogen wurden, und auf das sie ein Recht zu haben meinten.“

Das Gespräch ward nun auf ein Gebiet gelenkt, welches für Pachtin kein weiteres Interesse hatte. Er fühlte nach wie vor das Bedürfnis, seine Neuigkeit immer wieder frischen Leuten zu erzählen und erhob sich, um dieselbe durch alle Säle zu tragen, indem er bald links und bald rechts ein Gespräch begann und sich seines Geheimnisses entledigte. Da trat plötzlich einer seiner Amtskollegen auf ihn zu und teilte ihm nichts mehr und nichts weniger mit als — die Nachricht von Labasow's Heimkehr.

„Das weiß ja schon alle Welt,“ entgegnete Iwan Pawlowitsch lächelnd, indem er sich dem Ausgang zuwandte. Die Neuigkeit hatte ihren Rundgang vollendet und war glücklich wieder zu ihrem Ursprung zurückgekehrt.

Iwan Pawlowitsch verließ den Club und begab sich in einen jener stadtbekannten Salons, in denen allabendlich empfangen wurde. Er traf daselbst einen alten Obersten und an die sechs oder acht Damen, die sich alle ganz erschrecklich langweilten. Schon der sichere Gang und das lächelnde Gesicht Pachtins brachte auf diese jüngeren und älteren Damen einen erheiternden Eindruck hervor. Seine Neuigkeit kam um so mehr zurecht, als sich unter ihnen die alte Gräfin Fuchs mit ihrer Tochter befand. Nachdem Pachtin sonst Wort für Wort alles, was er im „Zimmer der Weisen“ vernommen, zum Besten gegeben hatte, begann die Gräfin Fuchs unter Kopfschütteln und Verwunderung über ihr eigenes Alter ihre Erinnerungen auszukramen und gedachte unter anderem, wie sie zusammen mit Natascha Krinskaja, der jetzigen Labasow, ausgefahren war.

„Ihre Heirat“, erzählte sie, „war eine höchst romantische Geschichte — sie ist gewissermaßen unter meinen Augen zu Stande gekommen. Natascha war mit Mjatlin, der später von Debras im Duell erschossen wurde, so gut wie verlobt. Da erscheint auf einmal Fürst Petr in Moskau, verliebt sich in sie und macht ihr einen Antrag. Ihr Vater aber hatte eine Vorliebe für Mjatlin und gab Labasow, den er als Freimaurer fürchtete, eine abschlägige Antwort. Der junge Mensch läßt sich dadurch jedoch nicht zurückschrecken — er sieht Natascha nach wie vor auf den Bällen, befreundet sich mit Mjatlin und bittet ihn, auf Natascha zu verzichten. Mjatlin läßt sich dazu bestimmen und da Natascha Labasow geneigt ist, so wird eine

Flucht verabredet. Alles ist zu derselben bereit, da geht Nataſcha noch einmal zum Vater und berichtet ihm alles — ſie hätte ihn verlaſſen können, ſagt ſie, aber ſie rechne auf ſeine Großmut. Und der Vater verzeiht ihr wirklich und giebt ſeine Einwilligung. Es gab eine luſtige Hochzeit — wer von uns hätte damals wohl gedacht, daß ſie ein Jahr ſpäter ihm nach Sibirien folgen würde! Sie war die einzige Tochter und das reichſte und ſchönſte Mädchen jener Tage. Kaiſer Alexander zeichnete ſie auf allen Bällen aus und tanzte mit Vorliebe mit ihr. Einſt fand bei der Gräfin S. ein Coſtümball ſtatt — ich habe die Sache noch ſo friſch im Gedächtnis, als ob's geſtern geſchehen wäre — und Nataſcha erſchien als Neapolitanerin — ſie war ganz wunderbar ſchön! Und ſo oft der Kaiſer nach Moskau kam, fragte er jedesmal nach der „ſchönen Neapolitanerin." Und dieſe Frau trug in ihrer Lage — ſie gebar unterwegs — nicht einen Augenblick Bedenken, ſo, wie ſie ſtand und ging, ohne irgend etwas vorzubereiten oder mitzunehmen, ihrem Gatten fünftauſend Werſt weit in die Verbannung zu folgen."

„O, welch ein bewundernswertes Geſchöpf!" rief die Dame des Hauſes aus.

„Beide, ſowohl ſie als auch er, waren Menſchen, wie man ſie ſelten findet," bemerkt eine andere Dame. „Man ſagte mir — ich weiß nicht, ob es wahr iſt — daß in Sibirien überall, wo ſie in den Erzgruben, oder wie man das nennt, arbeiteten, ſich die Sträflinge, die mit ihnen zuſammen waren, durch ihren Umgang beſſerten."

„Sie hat niemals in den Erzgruben gearbeitet", bemerkte Pachtin höflich.

Es war ein wunderbares Jahr, dieſes Jahr 56! Drei Jahre vorher hatte niemand an die Labaſow's gedacht, und wenn man ſich ihrer erinnerte, dann geſchah es mit jenem unwillkürlichen Angſtgefühl, mit welchem man von jüngſt Verſtorbenen ſpricht. Jetzt kamen allen die alten Beziehungen zu ihnen wieder lebendig zum Bewußtſein, man erinnerte ſich aller ihrer ausgezeichneten Eigenſchaften, und jede von den anweſenden Damen ſann bereits insgeheim über einen Plan nach, wie ſie ein Monopol auf die Labaſows erlangen und vor den andern mit ihnen renommieren könnte.

„Auch ein Sohn und eine Tochter ſind mit ihnen gekommen," berichtigte Pachtin.

„Ob die wohl eben ſo hübſch ſind, wie die Mutter war?" ſagte die Gräfin Fuchs in fragendem Tone. „Uebrigens war auch der Vater ein ungewöhnlich ſchöner Mann."

„Aber wie konnten ſie nur ihre Kinder dort erziehen?" fragte die Dame des Hauſes.

„Sie ſollen ausgezeichnet erzogen ſein. Der junge Menſch ſoll ſo angenehm, ſo liebenswürdig und gebildet ſein, als ob er in Paris erzogen wäre."

„Ich prophezeihe der jungen Perſon einen großen Erfolg," bemerkte eine der jungen Damen, die ſelbſt eine hübſche Erſcheinung war. „Alle dieſe ſibiriſchen Mädchen haben etwas Angenehm-Triviales an ſich, das indeſſen ſehr gefällt."

„Ganz recht", beſtätigte eine andere junge Dame.

„Wieder eine reiche Partie mehr," verſetzte eine Dritte.

Der alte Oberſt, ſeiner Abſtammung nach ein Deutſcher, der vor drei Jahren nach Moskau gekommen war, um ſich eine vermögende Braut zu ſuchen, faßte ſogleich den Entſchluß, ſo raſch als möglich die Bekanntſchaft der Labaſow's zu machen und einen Heiratsantrag zu riskieren, bevor noch die jungen Herren etwas von der reichen Sibirierin wüßten. Die Damen hatten faſt dieſelben Gedanken bezüglich des jungen Labaſow.

„Das muß der mir vom Schickſal Erkorene ſein", dachte eine der Jüngeren,

die bereits seit acht Jahren nach einem geeigneten Bräutigam Umschau hielt. „Wie gut, daß damals jener dumme Kavallerist mir keinen Antrag gemacht hat — ich wäre ganz sicherlich unglücklich geworden.“ Und die Hübschsete von der Gesellschaft frohlockte bereits im Stillen: „Wie werden alle gelb werden vor Neid, wenn auch der sich noch in mich verliebt!“

Man nennt die Leute in den Kleinstädten Provinzialen — es giebt jedoch keinen schlimmeren Provinzialismus, als den der sogenannten guten Gesellschaft. In der Kleinstadt giebt es keine neuen Gesichter, aber die Gesellschaft ist doch stets bereit, jede neue Erscheinung in ihrer Mitte aufzunehmen; in unserer aristokratischen Gesellschaft sperrt man sich gegen die Aufnahme jedes Neulings, hat man jedoch erst jemandem, wie hier den Labasows, den Zugang eröffnet, dann ist die Sensation, welche die neue Erscheinung hervorbringt, unvergleichlich größer, als in der Kleinstadt.

Drittes Kapitel.

„Ah, siehe da: Moskau, Moskau — das weißsteinerne Mütterchen!“ sagte Petr Iwanitsch, als er am Morgen sich den Schlaf aus den Augen rieb und auf das Glockengeläut horchte, das von der „Zeitungsgasse“ zu ihm herübertönte.

Nichts erweckt so deutlich die Erinnerung an die Vergangenheit, als bekannt klingende Töne, und dieses Moskauer Glockengetön, im Verein mit dem Anblick der weißen Wand vor dem Fenster und dem von der Straße herauftönenden Wagengeräusch rief ihm nicht nur jenes Moskau, welches er vor fünfunddreißig Jahren gekannt hatte, sondern auch jenes andere Moskau mit seinem Kreml, seinen Hallen, seiner großen Glocke, dem Iwan, u. s. w. so klar und lebhaft ins Gedächtnis, daß er eine wahrhaft kindliche Freude empfand in dem Bewußtsein, ein Russe zu sein und sich wieder in Moskau zu befinden.

Er zog seinen bucharischen Schlafrock über das Baumwollhemd, das seine breite Brust bedeckte, und steckte sich die Pfeife mit der Bernsteinspitze an. Der Diener machte sich mit leisen Bewegungen im Zimmer zu schaffen, der Duft des Morgentaus mischte sich mit dem Qualm des Tabaks, die hellen Stimmen der Kinder, welche den Vater mit dem üblichen Morgenkuß begrüßten, erschollen im Zimmer, und der Dekabrist fand sich in den Hotelzimmern des Herrn Chevalier ganz ebenso zu Hause, wie in Irkutsk, oder wie er sich in New-York oder Paris zu Hause befunden hätte. So sehr ich auch den Lesern meinen dekabristischen Helden als über alle menschlichen Schwächen erhaben darstellen möchte, so muß ich doch der Wahrheit zu Liebe berichten, daß Petr Iwanitsch sich an diesem Morgen mit ganz besonderer Sorgfalt rasierte, kämmte und im Spiegel besah. Mit seinem Anzug, der in Sibirien angefertigt war und sich nicht gerade durch die eleganteste Façon auszeichnete, war er gar nicht recht zufrieden, und wohl zwei- oder dreimal öffnete er das eben erst zugeknöpfte kurze Jacket. Natalia Nikolajewna trat in das Empfangszimmer, mit einem rauschenden schwarzen Moirékleide angethan, dessen Manschetten und Schleifen zwar durchaus nicht der neuesten Mode entsprachen, aber doch in ihrer geschmackvollen Anordnung einen recht distinguierten Eindruck machten. Auch Sonja's Toilette war, obschon sie an die zwei Jahre hinter der Mode zurück stand, durchaus untadelhaft. An der Mutter war alles dunkel und einfach, an der Tochter hell und heiter. Sereścha war soeben erst erwacht, und so fuhren sie ohne ihn zum Hochamt. Das Elternpaar nahm im Fond des Wagens Platz, Sonja setzte sich ihnen gegenüber, und der Diener Wassili stieg auf den Bock zu dem Kutscher der Mietsdroschke, die sie nach dem Kreml führte. Als sie ausgestiegen

waren und die Damen ihre Kleider glattgestrichen hatten, reichte Petr Iwanitsch feierlich seiner Gattin den Arm, warf den Kopf in den Nacken und schritt auf die Kirchthür zu. Kaufleute, Offiziere, Leute aller Art blickten sie neugierig an und wußten nicht, was sie aus ihnen machen sollten. Wer war dieser wettergebräunte Greis mit der straffen Haltung, den energischen Bewegungen, dem schneeweißen Haupthaar und Bart, dem gutmütigen und doch dabei stolzen Gesichtsausdruck und den großen, geraden, von harter Arbeit zeugenden Falten im Gesichte — Falten ganz besonderer Art, wie man sie bei den Besuchern des englischen Clubs niemals zu beobachten pflegt? Wer war diese hohe, würdig daherschreitende Dame mit den großen schönen Augen, die so müde und düster dreinblickten — wer dieses frische, wohlgestaltete, kräftige Mädchen in dem unmodernen Kleide, das so munter und zuversichtlich in die Welt schaute? Waren es Kaufleute, oder deutsche Adelige, oder Bürgerliche? Wer sie auch sein mochten, jedenfalls machten sie einen ungewöhnlichen, dabei unzweifelhaft vornehmen Eindruck. Diesen Eindruck empfingen alle, die sie in der Kirche sahen, und man machte ihnen schneller und bereitwilliger Platz, als all den hohen Herren mit den dicken Epauletten. Petr Iwanitsch bewahrte in der Kirche dieselbe feierliche Haltung wie beim Eintritt und verrichtete in stiller, würdiger Zurückhaltung sein Gebet. Natalia Nikolajewna lag andächtig auf den Knieen; sie hatte ihr Taschentuch herausgenommen und weinte sehr viel. Sonja machte redliche Anstrengungen, zu beten, doch wollte ihr die rechte Andacht nicht gelingen; so hielt sie wenigstens ihre Augen gesenkt und bekreuzte sich fleißig.

Als Petr Iwanitsch aus der Kirche in das Gasthaus zurückgekehrt war, befand er sich in einer freudigen, herzerhebenden Stimmung, wie sie nur mit der Stimmung des Kindes verglichen werden kann, das an seinem Namenstage angeputzt und in die Kirche geführt worden ist und nun bei seiner Heimkehr die gratulierenden Gäste und neues Spielzeug vorfindet. Es weiß, das es heut keine Lektionen hat, daß sogar die Erwachsenen um seinetwillen feiern und das ganze Haus diesen Tag als einen besonderen, als einen Tag der Lust und Freude begeht; es weiß, daß es ganz allein die Ursache dieser Freude ist, daß man ihm, welche Streiche es auch an diesem Tage begehen mag, alles von vornherein verzeiht, und es wundert sich, daß nicht alle Leute auf der Straße ebenso wie seine Hausgenossen diesen Tag feiern und alle Töne lieblicher, alle Blumen schöner finden, — mit einem Wort, das Leben in Namenstagsbeleuchtung sehen. Herr Pachtin hatte tags zuvor dafür gesorgt, daß auch Petr Iwanitsch nunmehr seine angenehme Ueberraschung, sein „Spielzeug" in Gestalt mehrerer Visitkarten von hervorragenden Moskauer Einwohnern vorfand, die es für ihre unerläßliche Pflicht hielten, dem berühmten Verbannten jetzt, im Jahre 56, alle nur erdenklichen Aufmerksamkeiten zu erweisen, während sie drei Jahre vorher mit diesem selben Verbannten um keinen Preis der Welt hätten in Berührung kommen wollen. In den Augen des Herrn Chevalier, des Portiers und der Gasthauskellner hatte das Erscheinen all' dieser Equipagen, die nach Petr Iwanitsch fragten, binnen einer Stunde den Respekt vor den neuen Gästen und die Zuvorkommenheit gegen dieselben um das Zehnfache vermehrt. Es waren das alles wahre Namenstagsgeschenke für Petr Iwanitsch. So lebenserfahren und verständig ein Mensch auch sein mag — die Achtungsbeweise von Leuten, die selbst wiederum bei Anderen in Achtung stehen, werden ihm stets schmeichelhaft und angenehm sein. Es mochte in der That auf Petr Iwanitsch einen gewissen Eindruck, als Herr Chevalier unter höflichen Bücklingen ihm den Vorschlag machte, sein Quartier mit einem besseren zu vertauschen, ihm bei dieser Gelegenheit seiner tiefsten Ergebenheit versicherte und ihm betheuerte, daß er seinen Besuch als ein ganz besonderes Glück schätze. Und nicht geringer war die Befriedigung des Deka-

bristen, als er die abgegebenen Visitkarten durchsah und auf denselben die Namen des Grafen S., des Fürsten D. u. s. w. las.

Natalia Nikolajewna äußerte, daß sie niemanden empfangen wolle und sogleich zu Maria Iwanowna fahren würde, wogegen Petr Iwanitsch nichts einzuwenden hatte, obschon er gar zu gern mit dem einen oder anderen der Besucher geplaudert hätte. Nur einem einzigen dieser letzteren gelang es, in das Allerheiligste einzudringen, bevor noch die Pforte desselben verriegelt ward: Herrn Iwan Pawlowitsch Pachtin, der einzig darum so früh aus seiner entlegenen Wohnung in Herrn Chevaliers Gasthaus gekommen war, weil er ein Freund alles Neuen und Interessanten war und sich eine Rarität wie Petr Iwanitsch nicht entgehen lassen wollte. Man sollte meinen, daß ein solcher Grund den Besucher ein wenig schüchtern machen könnte — es erwies sich jedoch, daß bei Herrn Pachtin das Gegenteil der Fall war. Petr Iwanitsch und die beiden Kinder konnten sich einer gewissen Verwirrung nicht erwehren, als ihnen so plötzlich und unvermuthet ein unbekannter Herr entgegentrat. Natalia Nikolajewna war allzusehr „grande dame“, als daß sie durch irgend etwas hätte verwirrt werden können. Sie ließ ihre schönen, dunklen Augen ruhig auf Herrn Pachtin ruhen, der sich den Herrschaften in seiner ganzen Frische, Selbstzufriedenheit und heitren Liebenswürdigkeit präsentirte.

Es stellte sich heraus, daß Iwan Pawlowitsch mit Maria Iwanowna, die man eben zu besuchen im Begriff stand, befreundet war.

„Ah!“ rief Natalia Nikolajewna aus, als sie davon hörte.

„Das heißt, nicht gerade befreundet . . . Sie verstehen, der Unterschied der Jahre . . aber sie ist stets gütig gegen mich gewesen.“

Pachtin war natürlich ein alter Verehrer von Petr Iwanitsch und hatte seine aus Sibirien zurückgekehrten Exilgenossen alle gesprochen. Er sprach die Hoffnung aus, daß er den Neuangelangten irgendwie würde nützlich sein können, entschuldigte sich, daß er nicht schon gestern vorgesprochen hätte, nahm Platz und begann des Langen und Breiten zu reden.

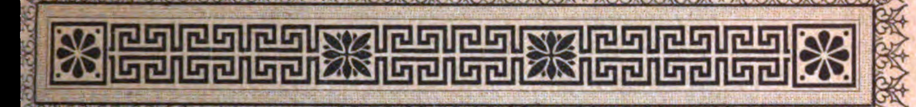
„Ach ja, ich kann Ihnen gestehen“, versetzte Petr Iwanitsch als Antwort auf irgend eine Frage des Gastes, „ich habe viele Veränderungen in Rußland vorgefunden.“

(Schluß folgt.)



Verantwortlich für die Redaction Wilhelm Bölsche, Friedrichshagen. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwed. Hofbuchhändler. Druck: A. Seydel & Cie. Beide in Berlin.





Der Schillerpreis.

... verliehen worden. Man hat öffentlich und offiziell anerkannt, ... gegenwärtigen Deutschland keinen der Auszeichnung würdigen Dra- ... ...gemäß mußte man also übergreifen ins weitere dichterische ... Lyrische. Und als Würdige sind hier erfunden worden: ... und Klaus Groth.

... die sich zu solcher Stunde in der Brust des Hörers kreuzen. ... Männern, deren Ruhm in alle Lande klingt, tritt zusammen, ... Sinne klingenden Preis zu vergeben. Ihre Wahl aber fällt ... im besten Sinne weithin tönende Namen, von denen der eine ... schon erhaben war über jeden Preis durch die volle, tiefe, ... der Meisten, der andere aber immerhin auch, wenn schon ... seit langen Jahrzehnten lieber und trauter war.

... im Innersten beschleicht mich das Gefühl, als sei kaum in Jahren ...gende, mit Erdenlast Beschwerende schroffer zusammengedrängt ... modernen Dichter und Kritiker bedrückt, als in dieser kleinen

... wenn ich das Gewicht, den Wert des Ganzen, negativ oder positiv, ... hat dieser pomphafte Preis ernstlich unsere Litteratur ge- ... er materiell wirklich Balsam in die offenen Wunden eines ... geträufelt, und ebenso wenig hat ihn je irgend einer in deutschen ... gehalten, für den großen Idealwert, der über allem Materiellen ... ist das Armutszeugnis denn doch noch nie hervorgetreten, das ..., litterarische Sachkenntnis in hervorragendsten Vertretern sich

... Karrikaturbild von Tolstoi, das einmal durch die Zeitungen lief: ... Philosoph läßt seine eigene Familie hungern und verlacht seine ... schreien; in's Haus der Nachbarn aber dringt er gewaltsam ... stürzten fast drohend eine größere Summe auf, nach Christi ... verschenken solle. So und nicht anders handelt unsere ... es ändert, wie mir scheint, durchaus nichts am Unwert,

wenn die Nachbarn selbst die allerbravsten, alleredelsten, allerverdientesten Leute sind. Klaus Groth wird sehr wahrscheinlicher Weise schon bei der nächsten Generation mehr wissenschaftliche als unmittelbar dichterische Wertschätzung erfahren: Lyriker, die es mit ihm aufnehmen, gibt es jedenfalls bei uns, unter den Aelteren, eine ganze Anzahl; hier ist also nicht einmal unzweideutig der beste Nachbar gewählt. Ueber Fontane's Vollwert brauche ich an dieser Stelle kein Wort zu verlieren. Wie in neuer Jugend schenkt er grade in letzter Zeit uns Frucht um Frucht, und diese Jugendkraft vor allem verdient jeden Preis. Aber nicht nur Poet ist Fontane, er war auch Kritiker, Kritiker grade auf dramatischem Gebiet; einer unserer besten, feinsinnigsten, frischesten Kritiker. Mit Mut wie mit Kraft ist er eingetreten für den Aufschwung des neueren deutschen Drama's, was wir ihm am wenigsten vergessen werden. Und diesem Kritiker Fontane, so erscheint es mir, thut man denn allerdings Unrecht, schweres Unrecht grade mit jenem Preis, der nur zu ihm kommen konnte unter der bestimmten Voraussetzung: eben jene auch von Fontane lebhaft begrüßte neue Richtung des deutschen Drama's sei wertloser Plunder, sei vollkommene Null, über die man zur Tagesordnung übergehen dürfte. Schön, daß die Stimmenmehrheit der Commission sich in der Anerkennung des Dichters Fontane geeinigt. Schöner, weit schöner wäre es gewesen, jeder Einzelne hätte, lange ehe die Entscheidung an ihn herantrat, seine Hochschätzung Fontane's durch emsiges, nachdenkliches Lesen der Fontane'schen Theaterkritiken bewährt. Dann hätten wir in dem Urteil Fontane'schen Geistes einen Hauch verspürt, statt daß wir jetzt mehr oder minder totem Kultus der Persönlichkeit begegnen in offenstem, erklärtem Widerspruch zu jenem Geist.

Allerdings: schön im Superlativ wäre noch etwas ganz Anderes gewesen.

Oder schon mehr gar nicht mehr schön, sondern einfach notwendig, selbstverständlich, einfach und klar.

Die Mitglieder der Commission hätten nicht bloß Fontane'sche Kritiken lesen sollen, sondern sie hätten die Stücke sehen sollen, die Fontane kritisiert hat. Nun befinden sich in der Liste aber Namen, bei denen auf den ersten Blick die teils örtlichen, teils beruflichen Gründe evident sind, die jene Forderung individuell unerfüllbar machen.

Ich spreche hier selbstverständlich nicht von einem Manne wie Erich Schmidt, der im Centrum modernsten, aufsteigenden Kunstlebens steht; der einzelne Pionier macht die Sache nicht, und der Erfolg war ja doch ein Gesammturteil, das sicherlich nicht sein Urteil ist. Aber gleich ein Name wie Treitschke zeigt auf's Klarste, wie weit man bei der Wahl — nicht erst der Stücke, sondern schon der Wähler selbst jene einem Kinde einleuchtende Fundamentalfrage in's Auge gefaßt hat. Mitten darin ist man hier in der verzweifelten, seit Alters immer wieder neu auflebenden Schwebelei und Nebelei, als wenn ein gewisse feine Allgemeinbildung, ein Mitreden in allerlei Tagesfragen über den engen Kreis der Fachwissenschaft hinaus, ein allgemeiner ästhetischer Anstrich, der bis zu gutem Prosastil und gelegentlich einem mehr oder minder treffenden litterarhistorischen Urteil reicht, von selbst schon ein Anrecht gäben auf wirklich bestimmende Urteilsabgabe in einer ästhetischen Spezialfrage. Daß die Kunst schon in jedem ihrer Spezialteile, also vor allem auch die dramatische Kunst, ein Fach sei, das nicht bloß „studiert", sondern immerzu mit neuem Eifer verfolgt werden will, das schwere Arbeit kostet für den Kritiker, der eben sein Fach ernst nimmt, und das keinem von selbst zwischen zwei Kollegstunden über himmelweit andere Gegenstände so nebenbei anfliegt, — das klingt vielen Leuten immer noch wie ein Märchen. In Wirklichkeit ist die Thatsache uralt, daß Competenz nicht willkürlich übertragen werden kann. Als Friedrich Zöllner in



...ipzig seine spiritistischen Studien veröffentlichte, war er gewiß eine Autorität in ...agen der Physik, als er aber für die seltsamen Spiritistenwunder auf dieser ...utorität pochte, wies man ihn mit Recht zurück: die Competenz des Physikers ...hte ganz und gar nicht aus für die des sachverständigen Beurteilers höherer ...chenspielerei. Es müßte entsprechend eine hübsche Kunstausstellung-Jury werden, ... der etwa Emil Dubois-Reymond Sitz und Stimme hätte: Böcklin sähen wir dann ... den Salon der Refüsierten beschränkt. Oder umgekehrt auch ein medizinischer Congreß, ...m Zola präsidierte.

Was aber von Treitschke in dem einen, das gilt wiederum von einem Com...ssionsmitglied wie Gustav Freytag in einem anderen Sinne. Ich habe von ...ytag dem Dichter eine so hohe, reine, aufrichtige Meinung, (die ich hier nicht ...m ersten Mal betone), daß ich um so unbefangener als mein Urteil aussprechen ...: auch dieser Mann gehört nicht in eine Commission, deren Gebiet das um...ige Verfolgen des Neuen und des Fortschritts ist. Sein Lebenswerk ist erfüllt, ...orleuchtendem, stolzem Sinne. Er hat als Dichter gewirkt, vor allem als Epiker. ...hat auch als Theoretiker wenigstens für seine Zeit, die Zeit, da er reif war und ...hte, gewirkt. Nun aber ist das dahin. Niemand kann aus seiner Haut fahren, ... allem grade der nicht, der sich schon einmal theoretisch krystallisiert hat. Dichter ... guter Wein, sie werden nicht im einfachen Zeitverhältnis schlechthin blumiger. ...r Wein hat seine Reife, aber auch seine Zeit, da er sauere Kuriosität, heilig gesprochener ...achronismus wird. Die Zeit, die Freytags Größe als lebendig wirkende Kraft ...chloß, haben wir begraben und mußten wir begraben. Wir aber schreiten ...ter, müssen weiter schreiten. So wenig uns der Goethe des Jahres Dreißig in ...r Commission dieser Art von Einundneunzig nützen könnte, so wenig vermag ... der Autor der „Technik des Drama's", und eine erste Forderung echter Pietät ... es sein, grade hochverdiente Männer seines Alters und seiner Richtung vor ...en zu bewahren, die entweder mitten im dröhnenden Kampf — oder offizielle ...nen für tönendes Erz und klingende Schellen sind.

Ich habe gesagt, alles Bittere, was dem modernen Schriftsteller, dem Dichter ... dem Kritiker, heutzutage geboten werde, dränge sich gleichsam typisch zusammen ... jener Entscheidung über den Schillerpreis. Aber nur ein Teil dieser Bitternis ...chst aus dem Ergebnis selbst und der eigentümlichen Zusammensetzung des kom...nten Rats. Anderes, Seltsameres noch kommt hinzu, das nicht minder von jedem ...haft Strebenden empfunden werden muß.

Ein entlastendes Moment ist es für die Commission, um das es sich hier ...delt. Und es wäre sehr ungerecht, nach so scharfem Wort ihm nun nicht auch ...ganzem Maße gerecht zu werden.

Die Schillerkommission hatte diesmal in der That nicht bloß eine allgemeine, ... Wahl allein betreffende Aufgabe, sondern sie hatte auch gegenüber direkten ...ichen von nicht litterarischer Seite her ganz im Speziellen Stellung zu nehmen. ... sie hat, dieses Verdienst soll ihr ungeschmälert zukommen, konsequent hier Stellung ...nmen — negativ. Zwei Männer kamen in Frage, Ernst von Wildenbruch und ...hart von Amyntor. Wildenbruch hat den Preis schon einmal bekommen ... der Paragraph schloß die Wiederholung aus. Daß er aber überhaupt grade ... nach dem „Neuen Herrn", in Vorschlag kam, das ist ästhetisch als ein sehr ...bliches Faktum zu verzeichnen. Nicht der dramatische Techniker und noch ...ger der Mensch Wildenbruch sind zu beanstanden, wohl aber, daß Wildenbruch's ... Thätigkeit grade im Augenblick das darstellt, was im allerböſesten Sinne ...denzdichtung genannt wird. Wollen wir dieser Tendenzspezies in der mo...nen Poesie den Preis geben, so vernichten wir überhaupt die Poesie, wir ver...

[illegible] Man [illegible] nicht [illegible]: jede Dichtung hat [illegible], denn [illegible] Weltanschauung [illegible] des prosaischsten [illegible] Tendenzschriften, [illegible] recht nicht, [illegible] ultramontaner oder [illegible] demselben Recht von [illegible], das alles eher verdient als einen ästhetischen Preis. Man hat der Schillerkommission seiner Zeit [illegible] Heinrich Kruse's [illegible]. Neben der Kunstart, die Wildenbruch jetzt bei uns einbürgern möchte, weiß ich nicht, wie hoch ich Heinrich Kruse stellen soll, der ein ehrlicher Nachahmer Shakespeares war und wenigstens den reinen ästhetischen Willen besaß.

Daß unsere Commission aber sich gar im Ernst mit Gerhart von Amyntor hat beschäftigen müssen, das ist vollends Wermut für den deutschen Poeten. Wildenbruch ist ein Dichter, — und wenn er mit seinem Pfunde jetzt in einer Weise wuchert, die ihn aus einem Hohenpriester der Kunst bald zum einfachen Trommler, der gar keine „Kunst“ mehr braucht, machen wird, so soll ihm doch das gute Recht an seinen früheren, ersten Preis sicher nicht bestritten werden. Aber Gerhart von Amyntor? Es mag hart klingen, es mag verletzen — einerlei, es ist die ästhetische Kritik, die sich hier auf Leben und Tod wehrt: aber Amyntor ist überhaupt kein Dichter.

Er ist einer der Typen, die unsere Zeit in Masse hat und die harmlos, vielleicht nützlich sind, so lange sie nicht der wirklichen Dichtung den Weg versperren — Typen, für die das Wort „Schriftsteller“ in einem engeren Sinne recht eigentlich erfunden scheint. Roman um Roman wandert von ihnen aus in die Welt, das Publikum gewöhnt sich an den Namen, im Litteraturkalender reicht schließlich die Spalte nicht mehr für der Titel Riesenstrauß. Aber man nehme ein einziges dieser Bücher zur Hand und versuche eine wirkliche ästhetische Analyse, — es ist unmöglich. Eine ganze Reihe solcher relativ harmlosen Menschenkinder hausen im Litteraturwald. Da sie der Inbegriff des Durchschnitts sind, hascht nach ihnen der Hohepriester des heiligen Durchschnittsmaßes, der gewöhnliche Feuilletonredakteur. Und so überschwemmen sie alle Zeitungen — heute aufgepäppelt durch die Zeitungsindustrie und morgen mit diesen Tagesblättchen versunken im Orkus der Litteratur, wo er am tiefsten ist. Und den Typus dieser Typen, Gerhart von Amyntor, sollen wir mit dem höchsten ästhetischen Preise Deutschlands krönen? Mag er öfter gefehlt haben, der Rat, der diesen Preis verliehen, mag manch unliebsamer Klang mit heraustönen, wenn der Name „Schillerpreis“ erklingt: wir wollen doch nicht vergessen, daß dieser Preis geheiligt ist durch das Andenken wirklich großer Märtyrer der höchsten Kunst, durch das Andenken an Friedrich Hebbel, an Ludwig Anzengruber .... zu diesen nicht zu gehören ist vielleicht, wenn man an das individuelle Wohl eines kurzen Menschenlebens denkt, kein Mißgeschick, aber aus ihrer Nähe sollte doch ein Wehen menschlicher, dichterischer Vollkraft kommen, das alle braven kleinen Philisterdichterlein hoffnungslos über den Haufen bläst.

Die deutsche Dichtung unserer Tage geht einen steilen Weg, einen einsamen. Nicht umsonst heißt eines ihrer bezeichnendsten Dramen „Einsame Menschen“. Die [illegible] Ehren, die ihr kommen können, sind durch allerlei Zuthaten vergällt. Einer unserer Mitarbeiter hat an dieser Stelle einmal gesagt, die Kunst wolle „von oben“ nichts, als daß man ihr wie weiland Alexander „aus der Sonne ginge“. [illegible] Standpunkt huldige ich nicht. Die Kunst „an sich“ ist mir ein

Unding. Volk und Kunst brauchen sich. Und ich denke mir „oben“ allerdings nicht irgend etwas Vereinzeltes, sondern eben — das Volk. Es kann mir nicht aus der Sonne gehen: es ist die Sonne. Aber das Schlimme ist, daß wir gleichzeitig der Sonne zu voller Klarheit helfen sollen — und uns an ihr wärmen. Und in so schwerem Dienste wird unser Weg steil und kalt. Wir hadern mit der Sonne und lechzen doch nach ihr Licht. Ein Strahl Wärme thäte uns so not. Kommt er aber, wie dieser, so müssen wir noch obenein bittere Worte an ihn knüpfen, die doppelt traurig stimmen.

Wilhelm Bölsche.

Skarbina.

Eine Studie von **Franz Hermann.**

— — — — Ich wanderte auf der Landstraße, die zwei Vororte der Großstadt mit einander verbindet, heimwärts. Die Pappeln, welche den frühlingsweichen Weg einsäumten, ragten geisterhaft in die schnell sinkende Nacht hinein, und ein Widerschein nur hing in den Fenstern der Villen vom Horizont her, — eine Oede war in all dem beschnittenen und blankgeputzten Zeug um mich, daß mir sterbenstraurig davon wurde. Ich kam diesen Weg oft, ich kenne jeden seiner Eigentümlichkeiten, — Eigentümlichkeiten, in denen sich halt ein Philister vom Anderen unterscheidet. Ich kenne auch einige der Villenbesitzer, welche hier wohnen, die braven Angesichter und genug von ihrem Charakter, um nicht eine Mißempfindung davon zu haben, daß das Gehäuse in seinem Stil, der Farbe, der Garten mit seinen Beeten, seinen dürren Stöcken, so absolut keinen Rückschluß auf den Herrn dieses Familienkomplexes giebt — — — —

Heut am Tage, als alle Körper feste Form im Licht hatten, war ich in einer Ausstellung gewesen, die vorherrschend die Berliner Kunstbethätigung in ihren Räumen birgt; — merkwürdig, — in der Mystik der Dämmerung hier habe ich dasselbe Unbehagen vor dem dilettantischen Mischmasch in der Umgebung wie im klaren Licht des Tages in jenen Räumen; auch dort aus den Bildern hauchte mich todesduftig Leichenstarre an. Fast alle Maler, die dort vertreten, habe ich in der Entwickelung seit langen Jahren studiert, bei manch Einem davon das Portrait mit dem Original vergleichen können und dabei lebendige Züge noch zu entdecken geglaubt, die nicht immer ganz klar aus der Arbeit herauskommen. Und doch, je länger je weniger finde ich Gemeinsames darin mit der Zeit; ich finde dürres, blattloses Wintergesträuch, ich finde wohl hier und da auch ein lauschiges Gebüsch, eine Baumpartie, eine vermummte Gestalt, die durch eine interessante Silhouette mein Interesse weckt, auch wohl eine verfrühte (oder verspätete) Knospe, in der ich mehr ahne als sehe, — die Blüte, welche ich suche, an deren Arom und an deren saftvollem Sprießen ich meine einsame Seele erquicke, — an dieser Stelle fand ich sie noch nicht — —

Und doch sind drei, die den ächten, mittelbaren Geist der Zeit in Kunst umsetzen, die große Künstler sind, nicht weil sie weithin sichtbare Marksteine unserer Kultur bisher geschaffen haben — sondern weil jeder ihrer Pulsschläge in der Zeit schlägt, weil er einen verständlichen, zum Mittanz im Reigen anreizenden Takt hat und eine frische, dem ganzen Menschen verständliche und ihn überzeugende Bedeu=

tung für den, der sich zum modernen Menschen durchzuringen sucht, aus Entwicklungsbedürfnis, aus der nervösen Erwartung eines kommenden Menschenfrühlings, aus Verstimmung gegen die unfruchtbaren Erziehungserrungenschaften oder sonst noch was.

Ich besitze nämlich die Naivetät: Rafael, Rubens, Dürer, Rembrandt nicht deswegen für große Künstler zu halten, weil sie schöne und große Bilder und Werke geschaffen haben, sondern weil ich in den Werken und durch dieselben hindurch in der starken Individualität den an gleichzeitigen schriftlichen Manifesten leicht zu erkennenden Geist ihrer Zeit in der Kristallisation sehe, — eine Formäußerung, die sich deckt mit Gedanken und Empfindung, und darum habe ich vor ihren großen Schöpfungen dasselbe Gefühl, — stehe ich in der Gallerie vor ihnen oder beuge ich mich einsam auf meiner Stube über ein Blatt, — als erzähle ein förmlich mir naher Mensch seine großen Gedanken und seine großen Schicksale. Die durch die Sitten und das Wissen einer Periode umgrenzte Individualität des einzelnen Künstlers in einem freien, fruchtbaren Spiel aller Fähigkeiten, — das ist das Wesentliche an diesen Menschenerscheinungen; und kommen sie zum prägnantesten Ausdruck eines solchen Verhältnisses, zu einer an Inhalt und Darstellung davon besonders reichen Spanne, so muß man sie schätzen als lebendige Zeugen eines geschichtlich wertvollen Prozesses: in der Entwicklung des Ganzen. Als Dokumente des Menschlichen nehmen sie nicht größeren Rang ein, als ein ebenso empfindlicher Künstler einer in engeren Grenzen sich bewegenden Periode. Logisch genommen, treten die großen sogar zurück, welche die eine Tradition krönende Arbeit verrichten — Rafael (!) —, weil diese der Ausfluß einer weit geringeren Intelligenz und Thatkraft ist, als es die Arbeit an einem starken Umschwung der herrschenden Anschauungen sein muß. Denn der Schaffende, welcher ausbaut, was seine Vorgänger angelegt haben, erkennt das Ziel leichter und bedarf mehr eines kombinirenden, als eines erfindenden Ingeniums, während der einen neuen Weg einschlagende Künstler, auch wenn der erste Anstoß dazu bereits vor ihm geschehen ist, nur notdürftig mit seinem Schaffensfundament vertraut ist und selten ermessen kann — aus Mangel an Erfahrungsmaterial, — wie weit die Folgerungen seines mehr instinktiven als bewußten Wollens gehen. Seit Kant wieder entdeckt hat, daß wir Individuen sind, ist zu wenig Zeit verronnen, als daß die Mehrzahl der Wissenden sich zu einer freieren Anschauung vom Wechselverhältnis zwischen Kunst und Erscheinungswelt gebildet haben könnte: alles Werden ist dilettantisch zu Anfang und wächst erst mit der erstarkenden Reife organisch, künstlerisch in das ausgegebene Zielwort ein. Darum dürfen wir im Anfang einer großen Zeit auch getrost davon träumen, daß man eines Tags auch in plebe scientium dahinter gekommen sein wird: die Aeußerung des Kunsttriebes habe ihren Wertmesser nicht in einer nur lose mit uns zusammenhängenden Vergangenheit, sondern in der lebendigen Gegenwart; die Schöpfungen hinter uns seien nur Dokumente von Constellationen der Zustände; und schließlich: die Erhöhung derselben zur thronenden und bestimmenden Gottheit sei ein Symptom vorhandener oder beginnender Unfruchtbarkeit.

Ich bin auf meiner Wanderung nun zu einer Stelle gekommen, die nach beiden Seiten durch keine Villa mehr entheiligt ist. Links steigt das Terrain hügelig an und über den leichten Konturen blitzen von dieser schon fast dunklen Seite her bläuliche, anscheinend im leuchtenden Glanz zitternde Sterne. Zur Rechten aber ziehen sich dunkle Furchen über das Feld, das ganz braun, ganz erdig, schier atmend soweit sich dehnt als mein geblendetes Auge schauen kann. Dann aber kommen Büsche und eine glänzende unklare Fläche — es ist ein Seespiegel, — und dann wieder ein Busch. Den feinsten Zweig erkennt man in dem purpurnen, glühenden Abend-

...cht, das nach unten ins Schwarze, nach oben ins Gelbe mählig übergeht, und jenen ...ensiven Laut in der Farbe hat, der so einfach, so rein und doch mit der All...walt des Orgelklangs einherbraust, daß du untertauchen möchtest in diese Welt von ...nen und Farben und Akkorden und da:: dein Verstand nicht Sammlung gewinnt, ...ch damit auseinanderzusetzen. Es ist aber auch nirgends eine Form in der Alles ...verwischenden Dunkelheit, an die er sich klammern könnte. Während der Gefühls...mensch solcher Erscheinung gegenüber den höchsten Genuß empfindet, geht der Ver...standesmensch leer aus, der seinerseits selig des Seins auf Kantischen Höhen wandelt, ... jenem unerreichbar sind.

Der schöpfungskräftige, urfrische, glühende Austausch des Naturvorgangs mit ...., — ich finde nichts in der Kunst hinter uns, in dem die Allseitigkeit der ...mpfindung bei solchem Schauspiel zum übertragenen Ausdruck käme. Darum muß ... anders sehen und anders empfinden als die Vergangenheit, und die Kunst, die ...tische Vorstellungen von der Welt in mir erweckt, muß ein anderes Gesicht haben ... die Vergangenheit.

Unter den Berliner Künstlern sind drei, bei denen ich den verwandten Or...nismus fühle und erkenne, soweit auch gewisse individuelle Neigungen auseinander...ten mögen: Skarbina, Liebermann, Ury. Man könnte sagen: Vater, Mutter ...d Sohn, ohne Schiefheit des Bildes fürchten zu müssen.

Die Drei aber haben ihren Vorläufer in Menzel. Dieser große — weil weit ...rausschauende — Künstler hat das Genie und den Mut gehabt, die Natur...hrheit in die Kunst zu bringen. Was lächerlich wenig erscheint, denn schon im ...llenismus begegnen wir bei den Portraits dem Ausdruck Naturwahrheit im ...unde der Kunstschreiber. Man vergegenwärtige sich aber, welch' ungeheurer ...erschied zwischen dem äußersten Punkt der Naturwahrheit z. B. bei Franz ...ls noch ist, in dem die Natur immer noch — in allerdings ähnlichsten ...men — übertragen erscheint, und bei Menzel, dem es nicht um Aehnlichkeit ... thun war, sondern um konstruktive Arbeit aus einem milieu, wovon seine ...höpfungen in sich ein edleres Leben haben als die Natur selbst. In einer Zeit, ... es schätzte, fertige malerische und poetische Begriffe eigenartig aufzufassen, die ...ng philiströs war in ihrem Gesamtcharakter, empfand er das echt moderne — ...n Spuren übrigens auch bei Chodowiecki vorhandene — Bedürfnis, unter dem ...chtspunkt einer unendlich gesteigerten Feinsinnigkeit der Erscheinung an sich einen ...rt, eine Selbständigkeit beizulegen, die die Quintessenz unserer sich entwickelnden ...ltanschauung bildet.

So war er echter Prophet und so befruchtete er Skarbina, in dem Menzels ...nderbare Fähigkeit, sich auszudrücken, in größerer Breite wieder auftauchte. Mit ...m scharfen Nachdruck des Revolutionärs zog er zu Beginn seiner Thätigkeit gleich ... letzten Folgerungen in Bezug auf die Darstellungsfähigkeit, indem er Bilder ... die „Spießbürger" und weiterhin ein „Erwachen" (das Aufleben eines Schein...ten in der Morgue) malte, zum Entsetzen aller malenden, rezensierenden oder ...auenden Philister. Es ist in diesen früheren Sachen weiter nichts als die strengste ...ziehung aus Menzel, als der radikalste Bruch mit den Ausläufern einer kraft...en Vergangenheit, die sich ausgelebt hatte. Die weitere Entwickelung des ...alers geht über eine von Fortuny und Meissonier inspirierte Romantik im ...ozostil, und läuft dann frisch in den Impressionismus hinein, in der reinen ...fassung desselben als atomistische Weltanschauung. In ihm spiegelt sich vor...nehmlich ein Grundzug, der sich mit frappanter Aehnlichkeit in der modernen deutschen ...teratur findet. Die bewußte Arbeit auf lediglicher Ausdrucksfähigkeit, auf das ...llenkönnen", auf unendlich reiche Möglichkeit, durch künstlerische Mittel

mechanische Gesetze zu analysieren. Bei Skarbina ist die technische Arbeit von einem meist glänzenden Können, wie er ja vielfach mit Raumkunststücken sonst unerhörte, wirklich künstlerische Wirkungen erzielt hat. Skarbinas Farbe, selbst in der neusten, daran reicheren Zeit, kommt erst in zweiter Linie; sie ist nicht angeboren, sondern ein Ergebnis des Studiums und hat deßhalb nicht die durch das Walten des angeborenen Instinkts bewirkte Wucht, die in Komposition, Konstruktion und Linienführung liegt. Dies Bild: „Erwachen“ und ein späteres: „Bei Sonnenuntergang“, in denen der Schwerpunkt der Wirkung in der Raumbehandlung liegt, zeugen davon. Dies Verstandestum ist das spezifische männliche Element des Künstlers, mit dem er nach einer neuen Weltanschauung malerisch hinkonstruiert. Die Gefühlsseite tritt aber durchaus nicht so zurück, daß man ihn für einen geschickten Techniker und nichts weiter halten könnte. Da ist er erst recht der homo novus des ersten Anfangs, der Mann des reicheren, aber schwächeren Affekts. Wie er den Raum von sich selbst aus als Mittelpunkt in vorzüglichster Plastik und Sinnfälligkeit sieht, so steht er auch zu diesen Formen- und Farbenreizen in objektiver, rührend zarter Empfänglichkeit. Er liebt den einfachsten, den nicht künstlerisch veranlagten Menschen, die am wenigsten interessierenden Tonflächen, und es stimmt mit seiner Atomistik scharf zusammen, daß die einfachsten Leute mit den geringsten Varianten durch seine Bilder und die ihn besser noch charakterisierenden Aquarelle gehn, mit einer Reinheit, die etwas von einer unberührten Jungfrau hat, etwas, was sich im Charakter in Zola's Traum wiederfindet. Das unbewußte, unberührte, in still zitteriger Bewegung gleitende Atomleben in aller Formerscheinung. Seine Menschen haben darum nie ein milieu; sie sind ein Gegenstand, ein organischer Teil des großen Alls. Wie die „lesenden Damen“ der letzten Akademischen. Eine Resonanzfläche ohne „Wille und Wahn“.

Das greift wieder auf den Künstler zurück. Die Vielgestaltigkeit seiner Gesichte ist fast individualitätslos, jedes Bild sieht himmelweit anders aus als das andere! Diese Fähigkeit, einem Stoff durch denkbar größte Objektivität die ihm fast völlig eigene Form zu geben, stempelt den Künstler zum echten Bahnbrecher, der keinen neuen Stil bringen konnte wegen der Größe des Umschwungs und der daraus sich folgenden Unklarheit allerseits, der aber den Weg ebnete. Den Begriff des Schönen zu brechen, um ein unermeßlich Weites, die malerisch darstellbare Welt überhaupt, an dessen Stelle zu setzen, dazu war vor allem der geeignet, dessen geniale Anlagen durch keine saftige Sinnlichkeit auf ein begrenztes Stoffgebiet gedrängt sind, sondern der, kraft derselben, den verlebten Begriffen der alten Knaben mit Klarheit des Denkens und des Empfindens, durch Harmonie zweischneidig gemacht, entgegentreten konnte.

Wer mit einsamem Auge hineinsieht in unsere Zeit, dem wird kaum entgehen, daß ihr Zurückgreifen auf das Individuelle und dessen Verhältnis zur Natur nichts zu thun hat mit den bloßen naturalistischen Perioden, wie sie die Kunstgeschichte mehrfach aufweist. Schon daß der Schwerpunkt ganz in die Persönlichkeit statt in die Idee gelegt ist, muß jeden der sehen will, davon überzeugen, daß der Umschwung von der tiefsten gegensätzlichen Auffassung ausgeht, und damit eine unendlich weite Bahn eröffnet ist. Daß große, gewaltige monumentale Werke lebensfähig in der sich wendenden Anschauung noch nicht sein können, das wird ferner jedem einleuchten, der die Zeit kennt, und der die Geschichte künstlerisch verfolgt hat. Denn nur dann ist ein monumentales Schaffen möglich, wenn der geniale Künstler getragen wird von der Reife des Volkes, dessen Verständnis nach einem ausbauenden Abschluß drängt. Darum ist ein Künstler wie Skarbina der echte Sohn der Zeit, weil er ihr ungesammeltes, unter technischen Leitpunkten vorwiegend



...hendes Treiben im Spiegel seines Schaffens mikrokosmisch zeigt. Daß er, ...ank einer handwerksmäßigen Kunstbetrachtung unserer Tage, weit im Ansehn unter ...ulissenreißern und Ellbogenleuten steht, ist eine Thatsache, die nachdenkliche Leute — — einsam macht.

Pariser Freie Bühne.

(Vierter Abend: Der Mühlstein. Stück in vier Akten von Georges Lecomte. — Der jugendliche Liebhaber. Stück in einem Akt von Paul Ginisty.)

Diesesmal hat sich mein Bericht verzögert, weil mir der Verdruß die Lust am Schreiben ... benahm. Nun aber dämmert der fünfte Abend des Théâtre libre herauf, und ... muß mich doch entschließen, Ihnen zu sagen, was der vierte und „La Meule“, das ...ück des Herrn Lecomte, verschuldet hat.

Wir sind in einer Provinzstadt, bei dem Rechtsanwalt Rousselot, einem grämlichen ...anne, der mit seinem Schicksal hadert. Ehedem ein hoher Gerichtsbeamter, war er bei ... berühmten „Reinigung der Magistratur“ mit vielen hundert Leidensgenossen verab...edet und dadurch genötigt worden, sich als Advokat eine neue Existenz zu gründen, ...s ihm jedoch nicht gelingen will. In seiner Clientennot lernte er beten. Jahr um ...r fuhr er nach Paris, um den Minister seiner republikanischen Gesinnungen zu ver...rn und die Wiedereinsetzung in sein Amt zu erwirken. Bisher hatte der Erfolg ver...t. Nun aber hatte der politische Wind wieder einmal umgeschlagen, ein Freund der ...milie war zu einigem Einfluß gekommen und darum soll der Versuch von neuem ge...t werden. — „Wie wenn diesesmal ich an Deiner statt nach Paris ginge?“ fragte Frau ...selot ihren Mann zögernd und lauernd . . . Warum zögernd und lauernd? Warum ...t sie sich erst auf Schleichwegen zu dieser Frage heran und warum erfaßt Herrn ...uselot eine unbändige Wut, da sie ausgesprochen ist? Weil in Paris Herr de Stellan...le lebt, in dessen Armen er seine Frau überraschte, als er, beim ersten Bitt- und Buß...e, mit ihr in Paris war. Er war schwach genug gewesen, zu vergeben, aber ist nicht ... genug, zu vergessen, und der stille Verdacht, daß seine Frau noch immer an ihren ...haber denke, daß sie den Wunsch hege, ihn wiederzusehen und nur deshalb die Haupt...t besuchen wolle, tobt sich bei diesem Vorschlage in lauten Verwünschungen aus. ...m die Frau manövriert so geschickt, daß Rousselot sich schließlich ihren Betheuerungen ... Vernunftgründen fügt, unter einer Bedingung allerdings: wenn ihre Tochter Jeanne ...egleitet. Das arme Kind versaure in der Provinz und bedürfe einer Auffrischung. ...au Rousselot kann sich diesem Wunsche nicht widersetzen, so unangenehm ihr auch diese ...el ist. Allein nach dem Sinne Rousselot's soll seine Tochter nicht nur eine Fessel der ...tter sein, sie soll ihm auch endlich die quälenden Zweifel von der Brust nehmen. ...u versprichst mir auch,“ sagt er ihr, „mich sofort zu benachrichtigen, wenn Deine Mutter ...n Mann sieht, welcher . . . einen Mann“. . . Jeanne schlägt die Hände vors Gesicht. ...u kennst ihn?“ fragt Rousselot verlegen. Jeanne nickt. „Herr v. Stellanville“, haucht ... — „Jawohl, Herr v. Stellanville; er hat mir eine tiefe Wunde beigebracht, hier im ...en, ich kann nicht sagen, welcher Art.“ Aber da Jeanne laut aufschluchzt, starrt er ...lange in schweigender Bestürzung an. Und endlich findet das Mädchen die Kraft zu ...hten, daß sie Alles wisse, daß sie das Gespenst kenne, welches die beiden gleich geliebten ...tern entfremdete und daß sie namenlos leide unter dem Geheimnis, das sie aus tausend ...bewußten Worten erraten habe. Tief erschüttert nimmt der Vater sein Kind in die ...rme, denn es ist das erste Mal, daß sein Schmerz sich in einem Widerhall des Mitge...hls auflösen kann.

Diese Exposition ist vom ersten bis zum letzten Worte schlankweg vorzüglich, zumal



die schwierige Szene zwischen Vater und Tochter, die mit überraschender Treffsicherheit des Ausdrucks, in rapiden Zügen und dabei mit so edler Keuschheit entwickelt ist, daß das seltsame und peinliche Seelenbild sich als etwas vollkommen Sittliches und Natürliches darstellt. Doch nun folgen auf diesen einen Akt voll Glanz, drei Akte voll des unglaublichsten Humbugs. In Paris angelangt, säumt Frau Rousselot nicht, ihren Stellanville wieder ins Schlepptau zu nehmen, und dieser reiche Wüstling säumt nicht, sich in Jeanne zu verlieben. Er möchte, wie er seiner Maitresse cynisch erklärt, in den jungen Reizen der Tochter eine Erinnerung an das Glück finden, das ihm die Mutter gewährte, und diese, die Vorteile einer solchen Verbindung sofort überschauend, verspricht, bei Jeanne für Stellanville werben zu wollen. Doch Jeanne sträubt sich erschreckt, trotz des Wohllebens, das ihr in Aussicht gestellt wird, trotz der Geschenke, mit denen sie von ihrem Freier überschüttet wird. Unterdeß hat aber den Rechtshörer Edmond Morin, einen Jugendgespielen Jeanne's, ein unbezähmbares Gelüste nach der herbstlichen Schönheit der Mama Rousselot angewandelt und er benutzt die erste beste Gelegenheit in dem Pariser Hotelzimmer, um auf die schwach vertheidigte Tugend der Dame Sturm zu laufen. Jeanne kommt grade in dem Momente dazu, da Edmond seine Eroberung vollenden will, und diese Entdeckung flößt ihr mit einem Male einen großen Entschluß ein: Ja, sie wird Herrn v. Stellanville heiraten. Warum? Woraus erhellt der Zusammenhang? Das ist dem Verfasser ganz gleichgültig, wenn nur sein Rechenexempel stimmt. Dieses Exempel lautet: Wieviel Niederträchtigkeiten und Schamlosigkeiten können in einer gegebenen Situation fünf Personen begehen? Und die Summe hat er dann kühnlich auf die Bühne gebracht, unbekümmert um alle künstlerische Notwendigkeit, um die Möglichkeit seiner Charaktere und ohne alle Einsicht in die Wahrheit der Dinge. Und damit die fünf wirklich voll werden, kehren wir im Schlußakt wieder in die Provinz zurück, wo der treffliche Vater Rousselot zur Heirat Jeannes mit Stellanville Ja und Amen sagt. Ohne Gepolter und große Worte geht das freilich nicht ab, allein schließlich schlägt er die Hände resignirt zusammen und ruft: „Sei's denn! Die Gesellschaft ist ein Mühlstein, der den Schwachen zermalmt, selbst wenn er die besten Grundsätze hat," wodurch wir endlich, gerade vor dem Fallen des Vorhangs, erfahren, woher das Stück seinen Titel hat.

Der Verfasser zählt erst zweiundzwanzig Jahre, und wäre blos seine Kraft erlahmt, so könnte man sein Drama immerhin annehmen und an den wohlgelungenen ersten Akt freundliche Hoffnungen für die Zukunft knüpfen. Allein er verrät bald, daß es ihm an Ehrlichkeit fehlt. Zum Henker auch: die Welt ist schlecht, aber um das zu begreifen und es andere begreifen zu lassen, muß man es vorerst angeschaut haben, nicht äußerlich mit kühler Beobachtung, sondern, wie Zola fordert, angeschaut durch ein Temperament, was ein inneres Erleben bedeutet. Der junge Herr Lecomte besitzt weder Temperament, noch Ueberzeugung. Er tritt auf den Plan mit einer angelesenen Meinung, als ein Fatzke des Pessimismus, der moralische Blasirtheit für sehr chic hält. Solche Leute kann die neue Kunst nicht gebrauchen. Man hat uns auf der Schaubühne fast ein Jahrhundert lang durch allerlei tragische Possenkniffe eine erlogene Erbauung abgeschwindelt; es wäre wenig gewonnen, wenn man uns nun eine künstliche Entrüstung abschwindeln wollte. Das eine wie das andere ist Falschmünzerei, und wahre Prinzen aus Genieland zahlen unter allen Umständen mit echtem Golde. Und daß der Verfasser im ersten Akt so verschwenderisch mit Goldstücken geklimpert hat, um mich hierauf mit Spielmarken hinters Licht zu führen, hat mir zum Verdrusse gereicht. Man liebt es nicht genarrt zu sein.

Der Einakter „Jeune Premier" von Paul Ginisty, der den Abend beschloß, ist ein hübsch gestimmtes und nachempfundenes Zustandsbild. Montgerol hat ein Menschenalter hindurch die jugendlichen Liebhaber gespielt und sich hierauf, an Geld und Ehren reich, auf sein Landhaus in Versailles zurückgezogen. Allein das Heimweh nach seinen Triumphen vergällt dem Manne die wohlverdiente Ruhe. Er sehnt sich weniger nach den Triumphen auf der Bühne, als nach denen, die er im Leben gefeiert hat, noch der Umbuhlung der schönen Frauen, die ihm Rosen auf den Weg und parfumierte Briefe in die Garderobe gestreut haben. Seine gute und kluge Frau erkennt seinen Kummer, und um ihn zu lindern, spinnt sie mit dem Delobelle höherer Ordnung einen anonymen Briefwechsel an. Der Comödiant geht in die Falle und tauscht mit seiner holden Unbekannten, die

ihres eifersüchtigen Gatten wegen ihren Namen noch nicht preisgeben darf, die begeistertsten und schwärmerischesten Billets-doux. Nun wiegt er sich wieder in der Illusion, angebetet zu werden, und das erfüllt ihn mit neuem Glücksgefühl. Die brave Alte, die das Trugspiel eingefädelt hat, freut sich über dessen Erfolg, aber es ist eine schmerzliche Freude, denn sie liebt ihren Gatten abgöttisch und empfindet die Demütigung, die es ihr bereitet: ein Zwiespalt von rührendem Humor und schöner Menschlichkeit. „Mir hast Du nie so zärtlich geschrieben wie diesem Phantom", wirft sie ihm wehmütig vor, als der Betrug durch das Geschwätz der Dienstmagd aufgedeckt ist. Montgerol wird nachdenklich und beschwichtigt die gute Seele: „Vergib mir, ich bin ein dummer Junge." Doch diese Einkehr hält nicht lange vor. Kaum hat seine Frau die Stube verlassen, als Montgerol zu raisonnieren beginnt. Der Traum war so schön:... Ja, war es wirklich nur ein Traum?... Ist es nicht möglich, daß ...? Und wenn ... und aber, und auf diese Art gelangt das Opfer seiner Vergangenheit schließlich dahin, sich vorzureden, seine Frau könnte, hinter das galante Abenteuer gekommen, sehr wohl das Märchen von dem Ursprung des Briefwechsels erfunden haben, um dessen Fortsetzung zu hintertreiben. Die Frauen sind so eifersüchtig! ... Wer weiß, wer weiß ... Ich werde auf jeden Fall doch die Antwort abschicken. Aber nach dem Essen erst.

Diese Plauderei, in der Ideal und Wirklichkeit so hübsch vermischt sind, enthält wenig dramatisches Blut, gewinnt aber durch den anmutigen Geist und den feinen Witz, den der Dichter darauf verwendet hat. Nach dem „Mühlstein", der uns im Magen lag, ein kleines Labsal.

Siegm. Feldmann.

Theater.

Residenz-Theater: Dr. Jojo. Schwank in drei Akten von Albert Carré. Deutsch von Carl Lindau.

Deutsche Bühne: Der Sumpf. Schauspiel in fünf Aufzügen von Julius Hart.

In dem Schauspiel „Der Sumpf" macht ein kleinstädtischer Philister, der sich gern im Festreden mit dem „Idealen" zu schaffen macht, die unschuldige Bemerkung: „Die Kunst ist ein schweres Stück Arbeit"; und es ist auch sonst in dem Schauspiel des Oefteren die Rede von dem Verhältnis von Genie und Fleiß, von der Arbeit des Künstlers und dem Versumpfen. Wie zwei Proben auf dies Theoretisiren stehen die beiden Neuheiten der Woche da: wie eine positive Probe der französische Schwank, wie eine negative das deutsche Schauspiel.

Es ist leicht, über die Unsittlichkeit und die Zoten des „Dr. Jojo" die Achseln zu zucken: wer gar nichts kann, kann sich doch mindestens noch germanisch-sittlich entrüsten, vor diesem Produkt der Dame Lutetia. Und leicht ist es auch, die Clownerien und die Cirkusspäße des Schwankes vornehm abzulehnen: diese starken Requisiten der Posse, die die kalte Douche so wenig verschmäht, wie den „Kängeruhsprung": „Uh, uh, Kängeruh!" Aber weder die Freiheit, oder meinetwegen Frechheit der Stoffwahl in diesen Pariser Schwänken, noch die Derbheit ihrer Mittel sollte uns Deutsche das Künstlerische ihrer Form übersehen lassen: diese klug aufgethürmte Architektonik, die mit so viel Ueberlegenheit wie Fleiß arbeitet, und die doch dasjenige was die Götter vor die Arbeit gesetzt haben: den Schweiß, so heiter zu verbergen weiß. Es ist so lustig als erstaunlich, wie in dem mittleren Akt des „Dr. Jojo" die Irrungen, Wirrungen, die die Exposition zwanglos eingeleitet, sich babylonisch aufeinanderthürmen: „eiffelesque", sagte man im Ausstellungsjahr. „Von ihnen sprechen, ist Verlegenheit"; und sie nacherzählen, hieße das Meer in die hohle Hand schöpfen: sehen muß man sie, diese durcheinander wirbelnden Figuren aus der Pantomime, wie sie in dunkle Mißverständnisse und dunkle Zimmer geraten, wie sie den Schlüssel, der die Lösung bringen könnte (keinen symbolischen, sondern einen wirklichen Schlüssel) in ungewissen Körpergegenden verlieren, und wie aus dem tollen Spiel, das

den Incest streift und ödipeische Schicksale, zuletzt doch die Tugend unverletzt, in strahlender Glorie hervorgeht. Und sehen muß man auch die Darstellung, dieses komischste und keckste Ensemble (mit Pansa, Pagan, Frl. Fischer an der Spitze) das so glücklich die hausbackene Schwerfälligkeit des deutschen Schwankstils überwunden hat, und das nun spielt, wie man auf den Boulevards zu spielen weiß: excentrisch, carrikirend, phantastisch. Grade in diesem über die Realität hinausleitenden Stil liegt das Befreiende solcher Werke, das Künstlerische, ja, das Wort sei erlaubt: das Poetische.

Interessant ist die Haltung des Publikums vor diesen Schwänken. Diejenigen, welche sie nach Form sowohl wie Gehalt zu würdigen wissen, die ästhetischen Feinschmecker, die die nationale Specialität verständnisvoll genießen, sind in der erdrückenden Minderzahl; die große Mehrheit scheidet sich in zwei Hälften: in die ehrlich Entrüsteten, und in die, welche mit dem geforderten Maaße äußeren Choquirtseins ein stillinneres Behagen an den stofflichen Frechheiten verbinden. Obgleich nun diese beide Gruppen die „compacte Majorität" haben, kommt es zu Lärm- und Greuelszenen, wie wir sie aus der Freien Bühne kennen, hier niemals: die Zuhörerinnen der „Angele" waren bitter entsetzt über den Deutschen Hartleben, der es versuchte, Ernst zu machen mit der Schilderung der Frivolität, und wir erfuhren mit vielen Vorwürfen: wie Unrecht es war, Damen hier ins Theater zu laden; die Zuhörerinnen des „Dr. Jojo" aber trugen wohl auch ihr Quantum Entrüstung über den Franzosen Carré zur Schau, aber von Vorwürfen über die Veranstalter, die sie zu dergleichen geladen, habe ich nicht gehört, und manchen Abend wird man nun weiterhin wißbegierige Männer und wißbegierige Frauen im Residenz-Theater danach forschen sehen: ob es denn wirklich so schlimm ist, so unmoralisch lustig beim Dr. Jojo.

Und interessant war die Haltung auch, die das Publikum vor Julius Hart's verunglücktem Schauspiel bewahrte: von Akt zu Akt sah man die Stimmung sinken, und zuletzt gingen im allgemeinen Höhnen selbst diejenigen Szenen und Worte unter, in denen ein poetisches Empfinden den stammelnd gesuchten dramatischen Ausdruck doch gefunden. Niemals habe ich das rettungslos Ansteckende der Radau-Stimmung so stark empfunden, wie hier: zwar der Bacillus ungewollter Heiterkeit schwänzelt immer durch diesen Saal, so oft sich noch das Thomas-Theater in eine „Deutsche Bühne" verwandelte; aber grade vor dem Werk eines so vielfach und mit Recht geschätzten Dichters hätte man jenen Epidemieerreger machtlos glauben sollen. Das Gegenteil geschah: nicht nur lärmfrohe Protzen und schadenfrohe „Collegen" kamen auf ihre Rechnung, auch die Unbefangenen und die Wohlwollenden mußten mit. Vor meinen eigenen Augen sah ich Applauslustige der ersten Akte in höhnend Zerstörungslustige sich verwandeln; und schwieg der Lärm einen Augenblick still, so lagerte sich eine aschgraue Beerdigungsstimmung über den Saal hin, schlimmer noch als jenes Ulken.

Woher nun ein so erbärmliches Resultat, bei einem Autor, den viele Hörer schätzen? Ich meine aus zwei Gründen. Deshalb zuerst, weil grade im Theater einzig das gegenwärtige gilt, nicht das auf andern Schlachtfeldern erworbene Verdienst: ob Julius Hart ein kraftvoller Lyriker ist, ein einsichtiger Beurteiler fremder Dramen, kommt nicht mehr in Frage in dem Augenblick, da er mit einem eigenen Drama gezogen kommt: tanze, hier ist Rhodus! Auch wenn man uns sagt, daß wir vor einem Jugendwerk nur stehen, vor einem sieben Jahre zuvor niedergeschriebenen Stück, so nützt uns solche Mitteilung im Theater gar nichts: hier empfinden wir das Vergangene als ein Gegenwärtiges, freudig oder schmerzlich, und als eine actuelle Kunstleistung, wie es sich uns angeboten hat, wirkt es auf uns, sei es nun im Guten oder im Schlimmen. Wenn aber Julius Hart's Drama schlimm wirkte, sehr schlimm, so war dafür eine zweite Ursache maaßgebend: daß nämlich im Theater nur die verwirklichte Absicht gilt, nicht bloße Intentionen. An feinen Absichten, an lyrisch gefühlten Stimmungen deutschen Kleinlebens fehlt es in dem Stücke gewiß nicht, so wenig wie an gedachten Contrasten zwischen dem „Sumpf" der Weltstadt und den Nestern der Provinz, zwischen Hetärentum und conventioneller Sittlichkeit: hie „freie Liebe", hie „Tanzstundenliebe". Und daß etwa das Grundthema des Stückes: der Mann zwischen zwei Frauen, der sanften und der starken, der blonden und der braunen, ein poetisch verbrauchtes sei, ein nicht modernes, wird Niemand glauben, eben nachdem Hauptmann die „Einsamen Menschen" geschrieben. Aber woran es dem Stück fehlt, ganz und

gar, bis zur dilettantischen Hilflosigkeit, das ist die Herrschaft über die Kunstmittel, die Technik, den theatralischen Ausdruck: und am Ende ist es doch nicht blos Philisterweisheit, die da meint: „Die Kunst ist ein schweres Stück Arbeit". Ein französischer Possenschriftsteller, wie M. Carré, der gewiß kein Wunder von Eigenart, kein führender Geist ist, zwingt uns nicht nur unwiederstehlich zu den heitern Effekten hin, welche er sich wünscht, er gewinnt auch freie und kunstmäßige Wirkungen, die fast ans Dichterische rühren; ein Poet von vielerlei Gaben aber, wie Julius Hart, erreicht das Gegenteil seiner Absichten und in die Sterbeszene seines braven Alten platzt grausames Lachen hinein. „O diese Mitleidslosen" möchte man da pathetisch rufen, mit seinem Helden; und muß doch zuletzt, jauchenfest wie man sich glaubte, der krankhaften Heiterkeit mit verfallen, die ein kunstverlassenes Werk zu Grabe läutet.

Otto Brahm.

Das Fäßchen.

Von **Guy de Maupassant.**

Chicot, der Wirt von Egreville, hielt mit seinem Gespann vor dem Hofe der alten Magloire. Er hatte seine 40 Jahre und war rot, rund und feist — ein rechter Schlingel, den Manche für falsch hielten.

An den Thorpfosten band er seinen Gaul und ging hinein. Das Gütchen der Frau, nach dem es Chicot schon lange gelüstete, stieß hart an sein stattliches Besitztum. Wohl zwanzigmal hatte er versucht, es an sich zu bringen, aber die Alte widersetzte sich hartnäckig. „Da bin ich geboren, da will ich sterben" — pflegte sie zu sagen.

Er fand sie vor der Thür — beim Kartoffelschälen. Mit ihren zweiundsiebzig Jahren war sie dürr, hager uud bucklig, doch rüstig wie ein junges Mädchen. Chicot klopfte sie freundlich auf den Rücken und setzte sich neben sie auf einen Schemel.

„Na Mutter, wie steht's? Immer gesund?"

„Geht so, geht so, — und Ihr, Herr Prosper?"

„Nun, nun, — man hat so seine Schmerzen. Sonst geht's ja leidlich."

„Um so besser." Weiter sprach sie nichts.

Chicot sah ihrer Hantierung zu. Die krummen, gichtigen Finger, die hart waren wie Krebsscheeren, krallten die braunen Knollen aus dem Korbe, hurtig drehte sie die Frucht herum und entfernte die Schale in langen Streifen mit der alten Messerklinge, die sie in der andern Hand hielt. Und wenn dann die Kartoffel hübsch gelb geworden war, wurde sie in ein Gefäß voll Wasser geworfen. Drei kecke Hühner kamen nach einander bis an ihre Schürze heran, pickten die Schalen auf und machten sich eilig wieder davon, mit der Beute im Schnabel.

Chicot schien verlegen, befangen, ängstlich; er hatte offenbar etwas auf der Zunge, das nicht heraus wollte. Endlich faßte er sich ein Herz: „Sagt mir, Mutter Magloire". . . .

„Was steht zu Diensten?"

„Wollt Ihr mir Euren Hof noch immer nicht verkaufen?"

„Bewahre. Denkt nicht mehr dran. Ich hab's gesagt, ich hab's gesagt und damit basta."

„Nun, — ich wüßte wohl einen Ausweg, der uns Beiden helfen könnte."

„Was denn?"

„Paßt auf. Ihr verkauft mir das Gut und behaltet es doch; Ihr versteht nicht? Hört meinen Vorschlag."

Die Alte hielt mit der Arbeit inne und heftete ihre Augen, die unter den faltigen Lidern gar lebhaft blickten, auf den Wirt. Er fuhr fort:

„Ich will deutlicher sein. Ich geb' Euch jeden Monat 150 Franken. Merkt auf: jeden Monat bringe ich Euch hier in meinem Wagen dreißig Fünffrankstücke zu 100 Sous und doch bleibt alles beim Alten, absolut alles. Ihr lebt in Eurem Häuschen, Ihr werdet nicht mehr von mir behelligt, Ihr seid mir nichts schuldig, Ihr nehmt nur mein Geld, versteht Ihr?"

Er sah ihr ins Gesicht mit einer fröhlichen Miene.

Die Alte blickte mißtrauisch darein, als ob sie eine Falle vermute. Dann fragte sie:

„So weit komm' ich in Betracht, und wo bleibt Ihr? Denn damit habt Ihr ja mein Anwesen noch nicht."

Er antwortete: „Stoßt Euch daran nicht, Ihr bleibt hier, solange Euch der liebe Gott das Leben schenkt. Ihr seid auf Eurem Eigentum. Nur stellt Ihr mir beim Notar ein Papierchen aus, daß nach Eurem Tode hier dieses mir zufällt, Ihr habt ja keine Kinder, nur Schwestersöhne, auf die Ihr nichts gebt. Seid Ihr's zufrieden? Ihr behaltet Euer Gut Euer Lebenlang und ich zahle. Es ist für Euch der reine Gewinn."

Die Alte schien überrascht, beunruhigt, aber doch nicht ganz abgeneigt. Sie entgegnete: „Ich sag' nicht nein. Ich will darüber nachdenken. Kommt andre Woche wieder, dann sollt Ihr meine Antwort haben."

Und Chicot ging, zufrieden wie ein König, der ein großes Reich erobert hat.

Mutter Magloire blieb sinnend zurück. Die folgende Nacht schlief sie nicht. Vier Tage lang war sie in fieberhafter Unentschlossenheit. Sie ahnte, daß etwas nicht ganz richtig an dem Handel war, doch der Gedanke an die dreißig Fünffrankstücke — jeden Monat — an dieses schöne, klingende Geld, das in ihre Schürze rollen würde, das ihr gewissermaßen vom Himmel herabfiele, ohne daß sie einen Finger rühre — dieser Gedanke verzehrte sie.

Schließlich ging sie zum Notar und erzählte ihm den Fall. Er riet ihr den Vorschlag Chicots anzunehmen. Nur sollte sie statt dreißig Fünffrankstücken fünfzig fordern, da ja ihr Anwesen zum mindesten sechzigtausend Franken wert sei. „Wenn Ihr noch fünfzehn Jahre lebt," sagte der Notar, „bezahlt er es auf diese Art immer erst mit 45000 Franken."

Die Alte zitterte bei der Aussicht auf die fünfzig Fünffrankstücke; aber sie traute immer noch nicht, denn sie fürchtete tausend Hinterlisten, tausend verborgene Kniffe.

Sie blieb bis zum Abend, stellte unzählige Fragen und konnte nicht fertig werden. Endlich ersuchte sie den Notar, das Schriftstück aufzusetzen. Dann kehrte sie heim, wie im Rausche.

Als Chicot wieder kam, um seine Antwort zu holen, ließ sie sich erst lange bitten. Sie erklärte, daß sie nicht wolle. Dabei aber hatte sie immer eine geheime Angst, er möchte die fünfzig Fünffrankstücke nicht geben. Endlich als er nicht nachließ in sie zu dringen, rückte sie mit ihrer Forderung heraus.

Er machte ein verdutztes Gesicht und lehnte ab. Um ihn zu gewinnen sprach sie dann von der voraussichtlichen Dauer ihres Lebens.

„Ich habe doch höchstens noch fünf bis sechs Jährchen vor mir. Jetzt stehe ich im dreiundsiebzigsten und bin doch nicht die Kräftigste. Neulich glaubte ich schon es wäre vorbei. Mir wars als ob man mir den Körper ausweide. Sie mußten mich zu Bette bringen."

Doch Chicot ließ sich nicht fangen: „Ach geht mir, alte Schlaubergerin, Ihr seid solide wie unser Kirchturm. Ihr werdet wenigstens hundert Jahre alt und könnt mich noch begraben. Glaubt mir's."

Den ganzen Tag brachte man mit Unterhandlungen zu. Doch als die Alte nicht nachgab, willigte der Wirt schließlich in die fünfzig Fünffrankstücke.

Sie unterzeichneten den Akt am nächsten Morgen. Und Mutter Magloire ließ sich zehn Fünffrankstücke Angeld geben. Drei Jahre verstrichen. Der wackeren Frau ging es prächtig. Nicht um einen Tag schien sie gealtert, und Chicot verzweifelte. Es kam ihm vor, als ob er diese Rente schon seit einem halben Jahrhundert bezahlen müsse, als ob er betrogen, ausgesogen, ruiniert sei. Von Zeit zu Zeit machte er auf dem Hofe seinen Besuch, wie



man so im Julimonat in die Felder geht und nachschaut, ob das Getreide für die Sichel reif ist. Sie empfing ihn mit malitiösen Blicken, — als ob sie sich gratuliere zu dem guten Streich, den sie ihm gespielt; und schnell bestieg er seinen Wagen wieder, murmelnd: „Du willst mir nicht krepieren, Du Gerippe!“

Er war ratlos. Am liebsten hätte er sie erwürgen mögen, so oft er ihrer ansichtig wurde. Er haßte sie mit einem wilden tückischen Ingrimm, mit dem Ingrimm des bestohlenen Bauern.

Er sann auf Mittel.

Eines Tages endlich kam er wieder uud rieb sich vergnügt die Hände, wie er damals gethan, als er ihr zum ersten Male den Handel vorgeschlagen hatte.

Nachdem er einige Minuten hin und her geredet, sprach er: „Sagt mal, Alte, warum speist Ihr niemals bei mir zu Mittag, wenn Ihr in Epreville seid? Man schwatzt darüber. Man sagt, daß es mit unserer Freundschaft aus sei, und das betrübt mich. Bei mir, da braucht Ihr nicht zu bezahlen, — wißt. Auf ein Mittagessen soll mir's nicht ankommen. Laßt Euch nur so oft sehen als Ihr Lust habt, — ohne Umstände; es soll mich freuen.“

Mutter Magloire ließ sich das nicht zweimal sagen, und als sie am übernächsten Tage, von einem Knechte begleitet, in ihrem Wägelchen auf den Markt fuhr, stellte sie gemütlich das Roß in Freund Chicot's Stall ein und forderte das versprochene Mittagessen.

Der Wirt strahlte; er behandelte sie wie eine Dame und tischte ihr Huhn, Wurst, Hammel und Speckkohl auf, doch sie aß fast nichts. Mäßig von Kindheit an, hatte sie immer nur von etwas Suppe und Butterbrot gelebt.

Chicot nötigte, verlegen. Sie trank auch nichts, sie lehnte den Kaffee ab. Er fragte: „Aber — ein Schnäpschen nehmt Ihr doch wohl?“

„Das ja, — da sage ich nicht nein.“

Und er schrie aus Leibeskräften durch die Wirtsstube:

„Rosalie, bringe den Feinen, den ganz Feinen — den Allerfeinsten!“

Die Magd erschien mit einer großen Flasche, die ein papierenes Weinblatt zierte. Er füllte zwei Gläschen. „Probiert den, Mutter, der ist famos.“

Und die gute Frau trank ganz sachte, in kleinen Zügen, um das Vergnügen recht lange zu genießen. Als sie ihr Glas geleert hatte, leckte sie noch nach dem letzten Tropfen und meinte:

„Jawohl, — ja, — der ist fein.“

Sie hatte noch nicht ausgeredet, als Chicot ihr ein zweites Glas einschenkte. Sie wollte danken, aber es war schon zu spät. Langsam schlürfte sie es aus, lansam wie das erste.

Als er ihr das dritte eingießen wollte, sträubte sie sich. Er drang in sie:

„Schaut, das ist ja die reine Milch, ich trinke zehn — zwölf solcher Dinger, ohn' Beschwerde; es geht 'runter wie Zucker. Thut nichts im Leib und thut nichts im Kopf. Man glaubt es verdampfe auf der Zunge. Nichts Besseres giebts für die Gesundheit.“

Da sie große Lust verspürte, gab sie nach; doch sie trank das Glas nur halb aus. Und Chicot in einer Wallung von Freigiebigkeit, rief:

„Wißt, wenn er Euch schmeckt, so will ich Euch ein Fäßchen davon schenken zum Beweis, daß wir noch immer ein paar gute Freunde sind.“

Die Frau sagte nicht nein und ging, ein wenig angeheitert, nach Hause.

Den nächsten Morgen sprach der Wirt bei Mutter Magloire vor. Aus der Tiefe des Wagens zog er ein mit eisernen Reifen beschlagenes Fäßchen. Er hieß sie davon kosten. Und siehe: es war derselbe „Feine“ von gestern.

Nachdem sie Beide ihre drei Gläser getrunken hatten, brach Chicot auf.

„Uebrigens, wenn der da alle ist, dann giebts neuen; geniert Euch nicht! Ich bin nicht knauserig. Je früher er ausgetrunken, desto besser.“ Dann fuhr er ab.

Nach vier Tagen kam er wieder. Vor ihrer Thür war die Alte damit beschäftigt, Brot in die Suppe zu schneiden. Er kam näher, bot ihr einen guten Tag und sprach ihr ins Gesicht, um nach ihrem Athem zu riechen. Er verspürte einen Hauch von Alkohol und sein Gesicht strahlte.



„Nun, wie wär's mit einem Gläschen?“ sagte er. Und sie stießen zweimal, dreimal an.

Bald hieß es in der Nachbarschaft, Mutter Magloire schnapse — ganz heimlich. Bald fand man sie in der Küche liegend, bald auf dem Hofe, bald auf der Straße. Man trug sie ins Haus zurück, starr und steif wie eine Leiche.

Chicot kam nicht mehr zu ihr. Und wenn man ihm von der alten Bäuerin erzählte, murmelte er mit einem traurigen Gesicht:

„'s ist schlimm in ihren Jahren, sich so 'was anzugewöhnen. Wenn man 'mal so alt ist giebt's dagegen kein Mittel mehr. Paßt auf, es wird ihr noch einen bösen Streich spielen.“

Und es spielte ihr wirklich einen bösen Streich. Sie starb im folgenden Winter, um die Weihnachtszeit. Betrunken war sie im Schnee liegen geblieben.

Und Herr Chicot bekam das Anwesen. Er pflegte zu sagen: „Wenn sie nicht getrunken hätte, die brave Alte, dann hätte sie noch zehn Jahre leben können.“

Von neuer Kunst.

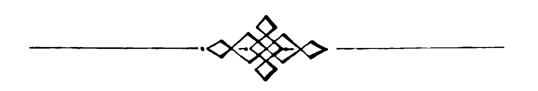
Otto Schröders angriffsfröhliche Schrift „Vom papiernen Stil“, die beim ersten Bekanntwerden die Aufmerksamkeit weitester Kreise auf sich gelenkt hat, ist in zweiter vermehrter Auflage erschienen (Berlin, Walther u. Apolant.) Daß das kleine Buch eine Masse wirksamer Anregungen enthält, daß es in wesentlichen Punkten wie beispielsweise seinem philologisch wie litterarhistorisch gleich fein ausgerüsteten Feldzuge gegen das Unglückswörtchen „Derselbe“ unzweifelhaft recht hat, darüber ist kaum noch ein Wort zu verlieren. Und daß es neben sehr geschickten Treffern gelegentlich einmal, besonders im Beispiel aus Dichtern, haarsträubend daneben schlägt — so haarsträubend, wie eben nur die Rede eines Mannes danebenschlagen schlagen kann, der den feinsten Extrakt geläuterten Schulmeistertums darstellen mag, nie und nimmer aber selbstschaffender Dichter gewesen sein kann —: auch das sei hier nicht nachträglich noch einmal im Detail aufgewühlt. Eins aber kann ich, nach solcher Zurückweisung kleinlichen Tadels und Lobes post festum, denn doch hier nicht unterdrücken. Durch Schröder's Buch geht eine, ich möchte sagen, typische Kurzsichtigkeit den Wurzeln der Mißstände gegenüber, die er zeigt. Und Hand in Hand damit eine völlige Unmöglichkeit, eine Abhülfe zu sehen, die sich ein höheres Ideal stellt als das Ausmerzen von ein paar zur Not aus einem Antibarbarus auswendig zu lernenden Stilungeheuerlichkeiten, und die anderen Mächten zur Erfüllung dieses ihres Ideals vertraut als schulmeisterlichen Klagen und blauen Censurstrichen in den klassischen Schulheften unserer Litteratur. Herr Schröder aus den „Preußischen Jahrbüchern“ redet kein Sterbenswörtchen von dem sozialen Hintergrunde des ganzen Problems vom „Papiernen Stil“. Wohl ist ihm der papierne Stil ein Ungetüm, das seine Pranken allerorten in die Litteratur schlägt, und kein grobes Scheltwort, kein Hohn, keine Satire bleibt diesem Papierenen erspart. Aber darin bezeugt er die echte Naivetät so zahlreicher wohlmeinendster Seelen auf seiner Seite, daß er keine Ahnung hat von der wirklich gigantischen Macht, die dieser sprachverderbende Teufel besitzt auf Grund der wirtschaftlichen Lage unseres ganzen Schriftstellerstandes. Otto Schröder schreibt: „Der Erlöser der deutschen Sprache, dessen ich harre, wird ein großer Dichter sein, der Gott und Welt in seiner Brust vereinigt, und wird mit dem Könige gehen und dem Arbeiter. Und wird in die Tiefen des Deutschen Volksgeistes und der Geschichte hinabsteigen und zu den Höhen reiner, ewiger Formen hinaufstreben. Er wird uns den Glauben an unsere Muttersprache, der uns im Jahrhundert nach Luther fast verloren ging, und der trotz Goethes und der Brüder Grimm noch nicht Gemeingut aller deutsch fühlenden ward, lebendig machen, wie nie zuvor. Seine Worte werden Thaten sein, und vor dem Atem seines Mundes wird der ganze papierne Schwarm entflattern.“ Das ist nun nichts als eine sehr schön ausgedrückte — Phrase. Dieser

Dichterheiland wird so wenig kommen, wie wir an die Heimkehr des anderen aus feurigen Wolken glauben. Nein, ich will dem Autor sagen, wer der „Erlöser der deutschen Sprache" in seinem Sinne sein würde — und wer es meiner Ueberzeugung auch, freilich nicht morgen schon, sein wird. Es wird nicht ein Individuum von unmöglicher Berge-Versetzungs-Kraft sein, sondern ein ganzer Stand: der Dichter und Schriftstellerstand, als Ganzes befreit vom wirtschaftlichen Joch. Ein Schriftstellerstand, der zwei Dinge wieder besitzt, die heute hoffnungslos entschwunden sind in neunundneunzig Fällen: Zeit und Ruhe für jedes Individuum, sich für sein Gebiet heranzubilden, zu lernen, sich auszureifen vor dem Gedrucktwerden; und Freiheit, nur da mitzuarbeiten, wo man sich innerlich berufen fühlt, anstatt unserer hohlen Streberei des Konkurrenzkampfes und der jammervollen Jagd nach Brot. Ein Schriftstellerstand, für den das ganze heute bestehende Zeitungs- und Verlagswesen verschwunden, ist wie ein schlechter Spuk. Ein Schriftstellerstand, der nicht erst durch die geschlossene Phalanx von Nichtschriftstellern, die aber dafür Geldmänner und seine Lohnherrn sind, zu seinem Publikum kommen kann. Ein Schriftstellerstand, in dem nicht die grünsten Kerlchen — ich mache ihnen bei Leibe keinen Vorwurf aus ihrer Grünheit, denn sie müssen einfach — schon aus Existenzsorge sich für voll aufspielen und aus eben derselben Sorge unfähige Mümmelgreise noch für voll gelten müssen. Ein Schriftstellerstand, der nicht seiner Lage nach systematisch darauf ausgehen muß, jedem Novizen die Stilunschuld zu rauben und die feine Kunstform zum Maschinengeknatter zu degradieren, damit er endlich so viel und entsprechend schlecht schreiben lerne, wie es nötig ist.

Und ein Schriftstellerstand schließlich auch, der eben nach Abwerfen aller jener Unwürdigkeiten eine Stellung in der Gesellschaft einnimmt, wie wir sie heute gar nicht kennen, eine Stellung, die, — um nur eins zu erwähnen, was Schröder auch gelegentlich streift, ohne dabei zu verweilen, — zum wenigsten so viel sittliche Macht hat, um unseren offiziellen Kanzleistil, diese Schande eines auch nur mäßiges Deutsch redenden Volkes, vor der jeder Dutzendskribent erröten muß, wenn er sie in amtlichen Aktenstücken zu Gesicht bekommt, aus der Welt zu schaffen.

Auf diese Gesichtspunkte mußte ein Buch vom „papierenen Stil" eingehen, das erhaben sein wollte über den Vorwurf der — bei aller guten Absicht doch letzten Endes fruchtlosen — Schulmeisterei. Allerdings wird man, so bald man einmal angefangen hat, von dieser Spindel zu spinnen, von selbst dann weiter kommen auf die ganz großen Probleme: man wird sich sagen müssen, daß jene fundamentale Umgestaltung des Schriftstellerstandes niemals eintreten könne, als Einzelerscheinung, daß sie nur Begleiterscheinung und Folge sein könne tiefer wirtschaftlicher Umgestaltung im Allgemeinen. Da wird nun unserem Herrn zweifellos bang und bänger werden, und in seinem Gelehrtenwinkel zwischen seinen schönen Klassikerexzerpten und langen Blaustiften wird er es in keiner Weise Wort haben wollen, daß sein braver Guerillakrieg gegen das infame „Derselbe" am Ende gar mit der bösen sozialen Frage verquickt werden könnte. Wir aber wollen uns freuen, daß in der That nichts, auch das Kleinste nicht mehr, aus unserm Tagesleben willkürlich isoliert werden kann, daß eben einfach alle Netzfäden in's Centrum laufen.

W. B.



Die Dekabristen.

Roman

von

Graf Leo Tolstoi.

(Schluß.)

Man mußte es sehen, mit welcher ehrfurchtsvollen Aufmerksamkeit Pachtin jedes Wort des würdvollen Greises gleichsam im Fluge zu erhaschen suchte, wie er bald mit einem Kopfnicken, bald mit einem Lächeln oder Augenzwinkern über jede ihm zugebilligte Phrase und jeden Satz quittirte. Sergiej Petrowitsch schien zu fürchten, daß die Worte des Vaters sich nicht immer auf genügender Höhe halten würden, um durch ihre Bedeutsamkeit der Aufmerksamkeit des Zuhörers das Gleichgewicht zu halten, während Sophia Petrowna ihrerseits Herrn Pachtin mit einem fast unmerklichen überlegenen Lächeln betrachtete, als ob sie wüßte, daß von „diesem da" nichts zu erwarten sei, daß er ein „Tannzapfen" sei, wie sie und ihr Bruder eine bestimmte Sorte von Menschen zu nennen pflegten. Petr Iwanitsch sprach sich mit Behagen über jene gewaltigen Veränderungen aus, die er auf seiner Reise nach Moskau bemerkt hätte, und über die er aufrichtig erfreut wäre. Das Bauernvolk stehe unvergleichlich höher, als einst — es habe ein „tieferes Bewußtsein seiner Würde", wie seine etwas veraltete Phrase lautete.

„Und ich muß bemerken, daß das Volk mich von jeher mehr als alles andere interessiert hat und noch interessiert", bemerkte Petr Iwanitsch. „Ich bin der Meinung, daß die Kraft Rußlands nicht in uns, den Adligen, sondern im Volke liegt" u. s. w.

Mit dem ihm eigenen Feuer entwickelte der Dekabrist vor Herrn Pachtin seine mehr oder weniger originellen Gedanken über eine ganze Reihe von wichtigen Gegenständen. Pachtin schmolz förmlich hin vor Entzücken und war mit allem vollkommen einverstanden.

„Sie müssen unbedingt die Bekanntschaft Aksakows machen", sprach er, „ich werde Sie mit ihm bekannt machen, Fürst, wenn Sie es gestatten. Sie haben wohl gehört, daß man ihm die Herausgabe eines Journals gestattet hat — morgen erscheint die erste Nummer desselben, wie man sich erzählt. Ich habe seinen letzten Aufsatz „über die Folgerichtigkeit der wissenschaftlichen Theorie in der Abstractität" gelesen — ausgezeichnet sag' ich Ihnen. Noch ein anderer Aufsatz stand in demselben Hefte — „Die Geschichte Serbiens im elften Jahrhundert und des berühmten Wojewoden Karbawonez" — gleichfalls höchst intereressant. O, wir sind überhaupt gar gewaltig vorgeschritten."

„Ah, gewiß", entgegnete Petr Iwanitsch.

Offenbar interessirten ihn alle diese Mitteilungen nicht besonders, er kannte nicht einmal die Namen und noch weniger die Verdienste jener Männer, die Pachtin als allgemein bekannt vorauszusetzen schien. Natalia Nikolajewna leugnete die Notwendigkeit der Bekanntschaft mit all' diesen Dingen nicht und bemerkte nur zur

Entschuldigung ihres Gatten, daß Pierre die Journale immer sehr spät bekommen habe, daß er jedoch sehr viel Lektüre treibe.

„Papa, wollen wir nicht zur Tante fahren?“ fragte Sonja, indem sie aus dem Nebenzimmer eintrat.

„Wir fahren sogleich, nur wollen wir vorher etwas frühstücken. Vielleicht machen Sie uns das Vergnügen, unser Gast zu sein?“

Pachtin schlug natürlich diese an ihn gerichtete Einladung aus, aber Petr Iwanitsch bestand mit der jedem Russen und ihm persönlich ganz besonders eigenen Gastfreundschaft darauf, daß Pachtin mit der Familie einen Imbiß nahm. Petr Iwanitsch trank selbst ein Gläschen Branntwein und ein Glas Bordeaux. Pachtin konnte bemerken, daß, als der Alte sich das letztere eingoß, Natalia Nikolajewna sich in auffälliger Weise abwandte und der Sohn mit einem eigentümlichen Blicke der Hand des Vaters folgte.

Während sie so vor der Flasche saßen, fragte Pachtin den Dekabristen um seine Meinung über die allerverschiedensten Dinge — über die neue Litteratur, die neue politische Richtung, über den Krieg, den Frieden und was sonst noch, und er wußte alle diese verschiedenartigen Materien in einer zwar sinnlosen, doch äußerlich glatten Form so geschickt vorzubringen, daß Petr Iwanitsch ihm jedesmal die intimsten Gedanken seines Herzens offenbarte und mit nichts hinterm Berge hielt. War es nun der Wein oder der aufregende Inhalt des Gespräches — kurzum, er gerieth so heftig in's Feuer, daß ihm Thränen in die Augen traten, was auch Herrn Pachtin's Augen feucht werden ließ und diesen begeisterungsfähigen Menschen zu dem Bekenntnis hinriß, daß nach seiner Meinung Petr Iwanitsch an der Spitze alles Fortschritts marschiere und das Haupt aller Parteien werden müsse. Und Petr Iwanitsch's Auge begannen zu leuchten, denn er glaubte dem, was Herr Pachtin ihm sagte, und er hätte noch lange so weitergesprochen, wenn nicht die kleine Intrigantin Sonja ihre Mutter veranlaßt hätte, sich die Mantille um die Schultern zu legen, und ihrem Vater den letzten Weinrest, den er sich aus der Flasche eingegossen hatte, vor der Nase ausgetrunken hätte.

„Aber was thust Du denn, Sonja?“ fragte Petr Iwanitsch mit einem gewissen Erstaunen.

„Ich habe noch nicht getrunken, Papa — verzeihe nur.“

Er lächelte.

„Nun, dann wollen wir also zu Maria Iwanowna fahren. Sie müssen uns entschuldigen, Herr Pachtin . . .“ und Petr Iwanitsch schritt stolz erhobenen Hauptes zur Thür hinaus. Im Hausflur begegnete ihm ein General, der ihm gleichfalls als alter Bekannter einen Besuch abstatten wollte. Sie hatten sich vor fünfunddreißig Jahren zum letzten Male gesehen — jetzt trat ihm der Jugendfreund als ein zahnloses, kahlköpfiges Männlein entgegen.

„Wie frisch Du noch aussiehst!“ staunte der General — „man sieht, daß Sibirien doch besser konserviert, als Petersburg. Das sind die Deinigen? So stelle mich doch vor! Dein Sohn ist ein prächtiger Junge . . . Na, also morgen bei Diner, nicht wahr?“

„Ja wohl, ja wohl — auf alle Fälle.“

Auf der Treppe kam ihnen noch der berühmte Tschichajew entgegen, gleichfalls ein Bekannter aus alter Zeit.

„Woher wissen Sie denn, daß ich angekommen bin?“ fragte Petr Iwanitsch.

„Das wäre doch eine Schande, wenn unser Moskau nicht wüßte, daß Sie in seinen Mauern weilen! Schlimm genug, daß man Sie nicht vor den Thoren

der Stadt bewillkommnet hat. Wo speisen Sie heut? Bei Ihrer Schwester Maria Iwanowna, nicht wahr? Nun, das trifft sich gut — auch ich werde hinkommen."

Petr Iwanitsch hatte stets für diejenigen, die durch sein Aeußeres hindurch nicht die unaussprechliche Güte und Weichheit seines Herzens erkannten, das Aussehen eines stolzen selbstbewußten Menschen; diesmal hatte sogar Natalia Nikolajewna ihr Wohlgefallen an seiner feierlichen Grandezza, und Sophia Petrowna's Augen lachten nur so bei seinem Anblick.

Man langte bei Maria Iwanowna an. Sie war die um zehn Jahre ältere Schwester Pierre's und hatte ihn aus der Taufe gehoben. Sie war unverheiratet und seit vierzig Jahren aus Moskan nicht herausgekommen. Sie zeichnete sich weder durch großen Verstand noch durch großen Reichtum aus, auch legte sie keinen besonderen Wert auf hohe Verbindungen. Dagegen wollte sie von allen geachtet sein, und sie war so fest davon überzeugt, daß alle hierzu verpflichtet waren, daß niemand daran dachte, ihr seine Achtung zu versagen. Zwar gab es gewisse junge den Universitätskreisen nahestehende Liberale, die ihren Einfluß bestritten, doch wagten diese Herren nur hinter ihrem Rückeu zu frondieren. Sie brauchte nur mit ihrem königlichen Gange unter sie zu treten und sie in ihrer ruhigen Sprechweise und mit ihrem milden Lächeln anzureden, um sie sogleich besiegt zur ihren Füßen zu sehen. Ihre Gesellschaft bestand aus „allen." Sie betrachtete und behandelte ganz Moskau als ihr Haus und die Moskauer als ihre Hausgenossen. Ihre Freunde suchte sie mit Vorliebe unter der Jugend und unter verständigen Männern; den Frauen war sie nicht besonders zugethan. Sie hatte mehrere Gnadenbrotesser männlichen und weiblichen Geschlechts in ihrem Hause und kehrte sich nicht daran, daß die neuere Litteratur diese Sorte von Menschen sammt den Generälen und dem Schnürrock in den Bann gethan hatte. Sie sah nicht ein, weshalb nicht ein Skopin, der sich im Spiel ruiniert hatte, oder eine Bjeschowa, die von ihrem Manne fortgejagt worden war, in ihrem geräumigen Hause wohnen sollten, statt im Elend zu Grunde zu gehen.

Die beiden stärksten Gefühle aber in Maria Iwanowna's Herzensleben galten ihren beiden Brüdern: Petr Iwanitsch war ihr Ideal, und Fürst Iwan der Gegenstand ihres Hasses. Sie wußte nicht, daß Petr Inwanitsch angekommen war, und trank eben erst, nachdem sie aus dem Hochamt gekommen war, ihren Morgenkaffee. Ein Moskauer Vicar, die Bjeschowa und Skopin leisteten ihr Gesellschaft. Maria Iwanowna erzählte ihnen von dem jungen Grafen W., der vor kurzem aus Sebastopol zurückgekehrt war, und in den sie sich sterblich verliebt hatte. (Sie war immer in irgend jemanden verliebt.) Der junge Graf sollte an diesem Tage bei ihr speisen. Der Vicar erhob sich, um zu gehen, und Maria Iwanowna hielt ihn nicht zurück — obwohl sie von Herzen fromm war, hielt sie doch die Mönche für eben solche Menschen wie die andern Sünder und spottete über jene Damen, die den Kutten nachliefen. Sie dachte in kirchlicher Hinsicht ziemlich frei und war der Meinung, daß man in dieser Welt sein Seelenheil leichter finden könne, als im Kloster.

„Ich kann jetzt keinen Besuch empfangen, meine Liebe", sagte sie, nachdem der Vicar gegangen war, zur Bjeschowa — „ich muß an Pierre schreiben. Ich begreife nicht, daß er nicht kommt — gewiß ist Natalia Nikolajewna krank geworden."

Maria Iwanowna war davon überzeugt, daß Natalia Nikolajewna sie nicht liebte und ihre Feindin war. Sie konnte ihr niemals verzeihen, daß nicht sie, die Schwester, dem Dekabristen ihr Vermögen geopfert hatte und nach Sibirien gefolgt war, sondern daß dieses Loos vielmehr der Gattin zu Teil geworden war, und

Petr Iwanitsch einen dahingehenden Vorschlag seiner Schwester sogar ganz entschieden abgelehnt hatte. Jetzt, nach fünfunddreißig Jahren, begann sie endlich dem Bruder ein wenig zu glauben, daß Natalia Nikolajewna die beste Frau auf der Welt und sein Schutzengel sei, doch konnte sie ihren Neid noch immer nicht verwinden, und sie hielt sie im Grunde — doch immer noch für ein böses Geschöpf.

Sie erhob sich, durchschritt den Saal und wollte eben in ihr Kabinet eintreten, als plötzlich die Thür aufging und in der Oeffnung das runzelige, alte Gesicht der Bjeschowa erschien, auf dem sich freudiger Schrecken malte.

„Maria Iwanowna, bereiten Sie sich vor", begann die Alte.

„Was giebt es? Ein Brief?"

„Nein, mehr als das . . ."

Sie hatte noch nicht ausgesprochen, als im Vorzimmer eine laute männliche Stimme erscholl:

„Aber wo ist sie denn? So komm doch, Nataſcha!"

„Er ist's" rief Maria Iwanowna aus, und mit großen sicheren Schritten ging sie dem Bruder entgegen. Sie empfing ihn, als ob sie erst gestern von ihm Abschied genommen hätte.

„Wann bist Du angekommen? Wo seid Ihr abgestiegen? Seid Ihr im Wagen gekommen?" Das waren die Fragen, die Maria Iwanowna stellte, indem sie die Gäste in's Empfangszimmer geleitete und, ohne auf die Antworten zu achten, abwechselnd alle Vier mit großen Augen betrachtete.

Die Bjeschowa war über diese Ruhe, ja nahezu Gleichgültigkeit verwundert und billigte sie nicht. Sie lächelten alle, und die eben erst begonnene Unterhaltung geriet sogleich wieder in's Stocken. Maria Iwanowna betrachtete ernst und schweigend den Bruder.

„Wie geht es Ihnen?" fragte Petr Iwanitsch, indem er lächelnd ihre Hand küßte.

Petr Iwanitsch redete sie mit „Sie" an, während die Schwester „Du" zu ihm sagte. Maria Iwanowna betrachtete noch einmal prüfend den schneeweißen Bart, den kahlen Kopf, die Zähne, die Gesichtsfalten, die Augen, den wettergebräunten Teint des Bruders und erkannte alle Züge des einstigen Jünglings wieder.

„Das ist meine Sonja", bemerkte Pierre, aber Maria Iwanowna hörte ihn nicht.

„Was für ein N . . . Narr . . ." — weiter kam sie nicht, sondern umfaßte mit ihren großen weißen Händen seinen Kopf, nnd indem ihre Brust und ihre Schultern erbebten und ihr ehrwürdiges Greisinnengesicht sich krampfhaft zusammenzog, begann sie heftig zu schluchzen und preßte immer wieder das kahle Haupt des Bruders an ihre Brust, wobei sie immer auf's Neue wiederholte: „Was für ein N . . . Narr Du doch bist . . . mich garnicht vorzubereiten!"

Und nun war es für Petr Iwanitsch vorbei mit all jener Grandezza und zierlichen Würde, mit der er sich noch auf der Treppe bei Chevalier präsentirt hatte. Er saß auf einem Stuhle, während sein Haupt in den Händen der Schwester lag, und in seiner Nase, die an ihr Korsett gedrückt war, ein eigentümliches Kitzeln sich fühlbar machte und seine Augen sich mit Thränen füllten. Aber es war ihm bei alledem recht wohl zu Mute. Sobald dieser freudige Gefühlsausdruck vorüber war, begann Maria Iwanowna endlich an das Geschehene zu glauben und die Ankömmlinge zu betrachten. Aber noch einige Male im Laufe des Tages, wenn sie sich jener fernen, fernen Tage mit ihren Freuden und Leiden und ihrer Liebe erinnerte, und wie sie selbst und ihr Petruscha damals gewesen, überkam es sie mit solcher

Heftigkeit, daß sie aufstehen mußte und immer auf's Neue wiederholte: „Was für ein Narr bist Du doch, Petruscha, was für ein Narr, daß Du mich garnicht vorbereitet hast!"

„Aber weshalb seid Ihr denn nicht zu mir gekommen — ich hätte Platz genug für Euch gehabt!" begann sie im Tone leichten Vorwurfs. „Nun, dann müßt Ihr wenigstens bei mir speisen. Du wirst Dich bei mir nicht langweilen, Sergiej — ein junger Sebastopoler ist bei mir zu Tisch — ein wahrer Held. Und den Sohn von Nikolaj Michajlowitsch kennst Du nicht? Er ist Schriftsteller, hat irgend ein vorzügliches Buch geschrieben. Ich selbst hab's nicht gelesen, doch wird es sehr gelobt. Ich will ihn gleichfalls einladen, er ist ein lieber Junge. Auch Tschichojew wollte kommen — doch der ist ein Schwätzer, ich mag ihn nicht. Er war gewiß schon bei Dir, nicht? Und hast Du Nikita gesehen? Doch das ist ja alles Unsinn. Was gedenkst Du denn anzufangen? Wie geht es Ihnen, Natascha? Was macht Ihre Gesundheit? Was soll mit diesem schmucken Jungen, diesem hübschen Mädchen geschehen?"

So ging die Unterhaltung sprungweise weiter, ohne recht in Fluß zu kommen. Natalia Nikolajewna begab sich mit den Kindern noch vor dem Mittagessen zu einer alten Tante, und Bruder und Schwester blieben zu Zweien allein. Petr Iwanowitsch begann nun seine Pläne zu entwickeln.

„Sonja ist ein erwachsenes Mädchen", sagte Maria Iwanowna, „Ihr werdet sie in die Gesellschaft einführen müssen. Ihr werdet doch in Moskau bleiben?

„Um keinen Preis."

„Serescha muß in Dienst treten."

„Um keinen Preis."

„Du bist immer noch derselbe verrückte Junge." Aber sie liebte ihn doch, diesen verrückten Jungen.

„Wir bleiben einige Zeit hier, dann fahren wir auf's Land. Ich muß den Kindern alles zeigen."

„Nun, es ist mein Grundsatz, mich nicht in fremde Familienangelegenheiten zu mischen", versetzte Maria Iwanowna, die allmälig ruhiger geworden war. „Auch Ratschläge erteile ich nicht gern. Ein junger Mensch muß dienen, das war immer meine Meinung und ist es auch jetzt noch. Ja, ich halte es jetzt für notwendiger als je. Du kennst diese Jugend von heute nicht, Petruscha. Ich habe alle diese Herren durchschaut — da ist z. B. der Sohn des Fürsten Dmitri, [illegible] vollkommen zu Grunde gegangen. Nun, sie sind sebst schuld daran. Ich bin eine alte Frau, und ich habe nichts zu fürchten. Aber diese neue Ordnung der Dinge . . ." und sie begann von der neuen Richtung innerhalb der Regierung zu [illegible]. Sie war unzufrieden mit derselben und tadelte es, daß man in allen Dingen [illegible] Freiheit ließ.

„Das einzige Gute war, daß sie Euch haben laufen lassen. Das war [illegible] von ihnen."

Petruscha begann die Regierung zu verteidigen, aber mit Maria Iwanowna hatte er nicht so leichtes Spiel wie mit Pachtin — er kam nicht auf gegen sie, und sie geriet [illegible] ins Feuer.

„Wie, Du willst sie verteidigen? Du? Ich sehe, Du bist immer noch derselbe Narr wie früher."

Petr Iwanitsch schwieg mit einem Lächeln, welches andeuten sollte, daß er sich nicht als besiegt ansah, jedoch mit Maria Iwanowna nicht weiter streiten wolle.

„Du lachst, mein Lieber das kennen wir schon! Du willst mit mir nicht streiten, weil ich ein Weib bin“, sagte sie mit einem freundlichen, feinen Ausdruck, wie man ihn von ihrem kräftig gezeichneten, etwas groben Gesichte nicht erwartet hätte. „Aber Du irrst Dich, wenn Du meinst, daß Du mit mir so leicht fertig wirst. Ich hab' doch auch bald meine Siebzig auf dem Rücken, hab' die Augen offen gehalten und so manches gesehen. Eure Bücher freilich hab' ich nicht gelesen, und ich mag sie auch nicht lesen. In denen steht nichts als Unsinn.“

„Ha ha ha!“ lachte Pierre munter. „Na, ich denke, wir lassen das. Wie gefallen Ihnen meine Kinder — was? Seréscha zum Beispiel?“

„Seht doch, jetzt fängt er von den Kindern an!“ versetzte Maria Iwanowna mit dem Finger drohend. „Als ob das nicht noch Zeit hätte! Nein, bleiben wir nur bei Dir, mein Lieber. Ich seh' es an Deinen Augen, daß Du immer noch derselbe Narr bist, der Du früher warst. Man wird dich jetzt auf Händen tragen — das ist ja jetzt so Mode, Ihr Sibirier seid an der Tagesordnung. Ach, ich bitte Dich um Gotteswillen, halte Dich fern von diesen Liberalen, Petruscha! Gott weiß, was diese Menschen wollen — das kann ganz gewiß kein gutes Ende nehmen. Die Regierung schweigt jetzt dazu, aber sie wird bald andere Saiten aufziehen müssen. Denk an mein Wort! Ich fürchte nur, daß auch Du wieder hineingezogen wirst. Halte Dich nur fern, Petruscha — das sind alles Dummheiten. Bedenke, daß Du Kinder hast.“

„Ich sehe, daß Sie mich sehr schlecht kennen, Maria Iwanowna“, sagte Petr Iwanitsch.

„Nun, schon gut, schon gut. Es wird sich ja zeigen, ob ich Dich nicht kenne, oder ob Du Dich nicht kennst. Ich habe nur gesagt, was ich auf dem Herzen hatte — hörst Du auf mich, dann wird's nicht dein Schade sein. So, und jetzt wollen wir von Seréscha sprechen.“ „Er gefällt mir nicht besonders“, wollte sie eigentlich sagen, doch sagte sie nur: „Er ist der Mutter so ähnlich, wie ein Wassertropfen dem andern. Deine Sonja hat mir ausgezeichnet gefallen, wirklich ausgezeichnet . . . sie hat etwas Anmutiges, Offenes in ihrem Wesen. Wo ist sie denn hin, die kleine Sonja? Ah, ganz recht, ich habe vergessen . . .“

„Sonja wird eine brave Gattin und Mutter sein, und was meinen Seréscha anlangt, so ist er ein ganz ausgezeichneter Kopf, das kann ihn niemand absprechen. Er hat sehr gut gelernt, nur etwas träg war er. Ganz besondere Neigung hatte er für die Naturwissenschaften. Wir waren so glücklich, einen ganz vortrefflichen Lehrer für ihn zu finden. Er will hier die Universität besuchen, will Chemie hören, und Naturwissenschaften . . .“

Maria Iwanowna wollte gar nicht weiterhören, als der Bruder von den Naturwissenschaften anfing. Es kam plötzlich wie eine Art Traurigkeit über sie, namentlich als er von der Chemie sprach, und sie seufzte tief auf.

„Wenn Du wüßtest, Petruscha“, begann sie dann mit aufrichtiger, sanfter Trauer — „wie sehr, sehr leid mir die Kinderchen thun! Ah, so leid, so leid! Ein ganzes Leben liegt noch vor ihnen — wie viel Leid und Kummer kann ihnen noch begegnen!“

„Nun, man muß hoffen, daß sie es besser treffen, als wir Alten.“

„Gott gebe es, Gott gebe es! Ach, das Leben ist so schwer, Petruscha! Höre mich wenigstens in diesem Einen, mein Lieber, Guter: begeh keine Thorheiten! Ach, was für ein Narr warst Du doch, Petruscha, was für Narr! . . Doch da sitz' ich und schwatze, und das Haus ist voll Mittagsgäste . . . und ich hab' noch gar nichts angeordnet . . .“

Sie schluchzte auf und wandte sich ab, um die Glocke zu ziehen.

„Rufen Sie doch einmal den Koch Taras“, sagte sie zur Bjeschowa, die in der Thür erschien.

„Haben Sie immer noch denselben Taras?“ fragte Pierre.

„Immer noch denselben. Nun, im Vergleich zu mir ist er doch nur ein Knabe.“

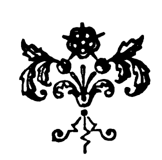
Taras war ärgerlich darüber, daß sie erst so spät ihre Aufträge gab, doch machte er sich sogleich an die Arbeit.

Es währte nicht lange, bis Natalia Nikolajewna und Sonja von ihrem Besuche zurückkehrten. Ihre von der Kälte geröthеten Gesichter strahlten von Glück und Freude. Seresсha war noch in der Stadt geblieben, um Einkäufe zu machen.

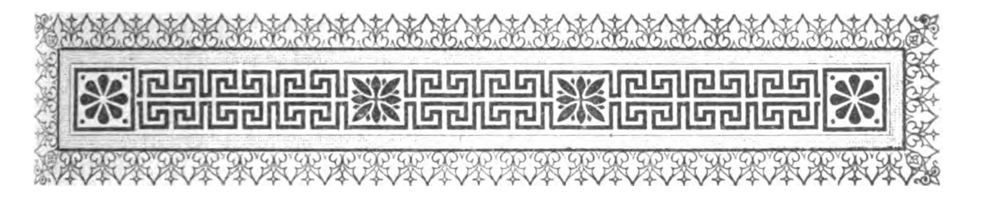
„So, nun laßt Euch einmal ordentlich ansehen“, sagte Maria Iwanowna, indem sie Sonja's frisches, lächelndes Gesicht zwischen ihre Hände nahm. Natalia Nikolajewna begann zu erzählen, was ihnen auf ihrem ersten Ausflug begegnet war.

. . . .

Ende des Fragments.



Verantwortlich für die Redaction Wilhelm Bölsche, Friedrichshagen. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler. Druck: A. Seydel & Cie. Beide in Berlin.



Träumereien zur Maifeier.

. . . . . Die alte Natur wollte noch einmal Frühling machen. Die Knospen brachen an allen Hecken auf, durch die Welt klang es wie Gemurmel junger Quellen. Aus der Tiefe aber tönte Schlag um Schlag, ein dumpfer Laut, der Axtschlag der armen Arbeiter im Bergwerk wider die harte Wand. Die Stunde kommt, da auch diese Saat die Scholle sprengen wird . . . . .

Mit solchen Bildern endet Zola's Germinal. Wer sie einmal gelesen, dem prägen sie sich unauslöschlich ein. Der Genius des Dichters geleitet ihn fortan hinaus in die rauhe Wirklichkeit. Der Fluch der Komik im Einzelnen wird machtlos . . . . . das Pochen in der Tiefe folgt ihm wie Herzschlag der eigenen Brust überall hin. Die Decke ist hart, manche Axt wird noch an ihr stumpf werden. Vielleicht ist es die Decke, die ihn selbst trägt, oder doch Liebstes, was er hat. Aber: „die Stunde kommt, da auch diese Saat die Scholle sprengen wird." Und dann wird die alte Natur in Wahrheit noch einmal Frühling machen: Völkerfrühling, Menschheitsfrühling.

* * *

Friedrichshagen am Müggelsee ist prädestiniert, ein Ort arbeiterfremder Eleganz zu sein. Seine Existenz gründet sich auf eine Marotte des alten Fritz, durch Maulbeerbaum-Pflanzung hier die Seidenproduktion zu heben . . . . Seide! Es hat zwei große Fabriken; von diesen verfertigt die eine — Handschuhe, die andere offizielle Denkmäler, Martin Luthers, Begasbrunnen mit Hummern und Schildkröten und dergleichen. Und trotz so konservativer Beschäftigung ist der arme Ort Wallfahrtsstätte pilgernder Sozialdemokraten, und auch die diesjährige Maifeier ist wie eine bedrohliche Bacillen-Epidemie über den armen Milchtopf frommer Denkungsart vollzählig hereingebrochen.

* * *

„Aus Drei mach Eins, das ist das Hexeneinmaleins." Die Führer der Berliner Arbeiterschaft hatten aus Eins Drei gemacht. Damit war der Charakter des Festes verschoben. Eins war eine Art Manifest des zukunftsgläubigen Optimismus, in Schmerzen ertrotzt, — einer Welt, die zum Pessimismus preßte, abgerungen trotz dieser Welt. Drei war ein christlicher Sonntag mit einer allgemeinen Volksbelustigung, rote Schleifen unter lichtgrünen Birkenreisern, ein großes Manifest der armen, treuen Lebenslust in dieser der leidenden Generation, das keiner ohne tiefe Rührung sehen konnte, das zu sehen aber allerdings auch sonst Gelegenheit ist.

Seit frühem Morgen kamen sie, Zug um Zug, in dumpfem Eisenbahnkoupé, das noch einen Kometenschweif ungesunder Kerkerluft der Großstadt hinter sich her zu ziehen schien, oder zu Fuß im weißen Staub der Fahrstaße, zwischen den roten Kiefernstämmen, schwarze Lawinen, aus denen nur wie hundert brennende Augen die roten Nelken im Knopfloch leuchteten. Vorbei an den alten Maulbeerstämmen des alten Fritz: der Frühling, der schon jeden Kirschbaum und jede alte Weide gefaßt, hat sie vergessen, wie runzlige Gespenster toter Vergangenheit ragen sie in den seltsamen Tag, vorbei an der blechern vergoldeten Büste des alten Fritzen selber: eine Welt zwischen dort und hier! Hinab zum See geht die endlose Völkerwanderung. Da ruht er, ein tiefblauer Schild. Schneeige Segel, schräg, scharf, wie die Sichelflügel weißer Meervögel. Fern der grauschwarze Kiefernrand, im fernsten Glast der Kirchthum von Rahnsdorf; näher zum Spiegel der Sand des Ufers gelb abstürzend. Die Berge wollig, mit einem bläulichen Schimmer wie Pflaumenreif. Und lose auf dem dunkeln Kieferngrund wie lichtgrüne Flöckchen die Birken, hier, dort, die jungen, eben erwachten Birken. Drüben, jenseits der Spree, soll der eigentliche ideale Mittelpunkt des Festes sein, — die Rede im Freien. Boot um Boot setzt über. Die einzige Stelle, wo Kontrolle für den Statistiker möglich ist. Und ein halbtoter Fährmann vertraut uns in der Dämmerstunde: fünftausend Billets! Ein paar elegante kleine Ruderboote der Berliner Sportwelt kreuzen vor der Landzunge, die smaragdene Weiden umhegen. Wie ein Keil schieben die langen, plumpen Fähren sich dazwischen. Musik von drüben! Alles drängt in nervöser Hast . . . . Die Stunde kommt, da der Reichstagsabgeordnete sprechen soll. Aber am Ufer dort sieht man sogleich, daß es ein Volksfest werden wird, ein Sonntagsfest, trotz des „Mai". Da sind Holzschienen den Abhang hinan gelegt und auf den Schienen rollt es bergauf, eins am andern, vertraute Gestalten: Bierfässer. Man schelte auf den Alkohol . . . . die Zeit braucht ihn noch. Arme Zeit, die ihren Optimismus damit erkaufen muß! Alfred Loth würde hier ein ernstes Gesicht machen. Aber Alfred Loth ist ein Zukunftsoptimist. Am 1. Mai wäre er auch mir ein willkommener Gast gewesen. Der 3. gehört der Generation von heute, die sich hilft wie sie kann . . . .

* * *

Am See unter Kiefern. Ein paar tausend Menschen geschaart um eine rot verhangene Tribüne. Grüne Birken steigen hinter dem Redner wie zarte Flammen auf, als grellroter Farbfleck dazwischen ein leise wallendes Banner. In diesem Moment siegt auf eine Viertelstunde der erste Mai. Wohl tönt der dritte drüben aus dem Geklingel des Caroussels, aus dem fernen Rollen der Kegelbahn. Aber das markige Wort des Redners hallt . . . . und die Gegenwart, der Sonntag, der Frühling, das Grün, der See versinken, vor dem gesenkten Blick der Tausende erscheinen das Elend, die Not, die Enge der Stadt, der Jammer des zerfallenden Familienlebens, die ungeheure Folterbank der Erwerbsjagd . . . . und darüber, vage, unbestimmt, aber mit einem Duft der Heiligkeit, der absoluten Jungfräulichkeit die soziale Erlösung, der große moderne Jenseitstraum, das Jenseits nicht nach dem Tode, sondern nach dem Ende dieser Gesellschaft, das Jenseits, das diese da alle nie sehen werden, das sie aber für ihre Enkel erhoffen . . . . Hier hebt ein alter Mann mit verwittertem Antlitz einen kleinen Knaben empor, der großäugig, dumm nach dem Redner hinstarrt. Ein anderer Bengel hat ein gräuliches Tuterohr — natürlich mit rotem Glanzpapier überzogen — geschenkt bekommen und versucht plötzlich die Marseillaise nachzublasen, die ihm vorhin sein Vater vorgespielt . . . . Und zum Schluß erklingt sie dann wirklich, nachdem obligate Hochrufe und Resolutionen

überstanden, aus ein paar tausend Kehlen, die Arbeitermelodie. Wen das kalt läßt, der ist nicht aus modernem Holz geschnitzt. Er mag hingehen in seine Stube und Doktrinen spinnen .... die große, herzaufrüttelnde Poesie der Weltgeschichte wird ihm nie offenbart werden. Nie wird er aus der Gegenwart heraus nachfühlend die größten Wendepunkte der Menschheitsentwickelung mitempfinden: die Gründung der ersten Moral, die Aufrichtung des ersten, unverfälschten Christentums, die Reaktion wider das päpstliche Joch, die Proklamierung der Menschenrechte in der französischen Revolution .... den Buchstaben wird er begreifen, den Geist nicht ....

* * *

Jene Holzschienen für die frommen Bierfäßlein führen zu einem grünen Waldidyll. Und kaum ist der politische Akt herum, so ist es zu Permanenz erklärt. Die Kegelkugeln rollen, überall Kaffeegruppen: Philisterfreude. Der Zukunftstraum ist aus: auch wir wollen leben. Die Köpfe werden rot, und das soziale Rot ist nun nicht mehr so auffällig. Das nette Mädchen dort in der feuerroten Taille, das bloß mit der Freiheit verlobt schien, ist auf einmal sehr dralle Erdenbraut geworden. Der kleine Bengel hat die Marseillaisentute fortgelegt und bringt eine Flasche voll selbstgesammelter Molche als frohe Beute — die braven Tiere haben wenigstens pflichtschuldigst rote Bäuche. Die Tribüne ragt verlassen, die rote Fahne lehnt an einem alten rissigen Kiefernstamm. Und durch die Kiefernzweige geht der Wind. Von tausend naturfrohen Blicken verfolgt hebt sich ein Dreieck grauer Wild-Gänse über dem See herauf und verliert sich in den Federwölkchen über den Bergen. Auf dem See Segel an Segel. Und am weiten grünen Ufersaum überall Lachen, Gläserklingen .... Weltfreude.

* * *

Es ist ein Scheinbild, eine Fata Morgana ohne realen Halt, dieses Maifest am dritten Mai. Und das ist der Wehrmutstropfen in den Frühlingstrank aus Veilchenduft und Birkensaft. Die große soziale Bewegung der Gegenwart ist kein Lenznachmittag mit eingestreuter Festrede über die Zukunft. Sie ist bitteres Ringen, mit geopferten Generationen, mit Gekreuzigten und Winkelrieden, die sich in der Stille verbluten. Wohl geht durch solches Fest ein gewisser Trosteshauch. Mitten aus all' seiner Misere rettet diese Menge sich von Vater zu Kind und Enkel ein warmes Naturgefühl, das die Galeere nicht ertöten, die Großstadt nicht vergiften kann. Aber letzten Endes ist das doch nur von Hunderten ein Gefühlsmotiv, das mitbaut an dem, was die Menge da eigentlich will, die lärmend unter den Kiefern Bier trinkt und Kegel schiebt. Eins, das gerettet ist. Wie viel andere sollen erst erweckt werden! Und dennoch, dennoch: auch wenn man das genügend betont hat: — dies arme Geschlecht hat Anrecht auf jedes karge Restchen Freude! Ob dritter, ob erster Mai: jedes Fest, und so auch dieses große sozialistische Schützenfest hat seine Berechtigung in so verzweifelt festloser, unfroher Welt. Man kommt aus dem Dilemma nicht heraus: über diese Generation wegschreiten zu Gunsten der Zukunft, sie selbst noch grauer, noch reicher an Märtyrern machen, — oder nach Kräften für ihr Glück sorgen und das Zukunftsideal nur so weit in ihr enges Dasein tragen, als es ihnen, als Hoffnung, unmittelbares intelektuelles Glück schafft ...

* * *

Wir wanderten langsam zurück vom Festplatz. Seitwärts, durch Feldwege, wo [illegible] und die Menge sich verlor. Am Kirchhof vorbei, der traumhaft [illegible] Birkenflaum und mannshohen, cypressenhaften Wachholderbüschen [illegible] lag. Eine alte Dame in Schwarz kam mit einer Gießkanne aus dem [illegible] Thor. Die Gitterthür fiel klirrend in's Schloß. Fern über dem Kiefernwald verschwand die Sonne in rötlichem Dunst, nach all' dem Tabak und Menschenathem zog der Odem der frischen Scholle hier draußen zu mir herauf wie ein Hauch der großen Natur selbst. Und war diese Natur nun nicht doch rätselhafter als alles? Wenn sie jetzt nun wirklich, ein dämmerndes Nebelbild der Zukunft, gelöst war, die ganze soziale Frage, — was wuchs hier alles an Rätseln auf? Pflanzen drängten aus der Scholle, — und drüben ruhten die Toten. Kam sie auch jemals, die ganze Lösung des Geheimnisses von Leben und Tod? Die alte Dame mit ihrer Gießkanne ging eine lange Weile vor mir her. Und mir war, als tauche hier eine neue, noch viel weitere Perspektive auf. Alle Menschen im Glück, alle Menschen plötzlich aufgerückt in den Glanz der Heiligkeit, Brüder untereinander, statt reißender Tiere . . . . und dann doch Krankheit, Siechtum, Tod. Stirbt sich besser im Zeichen der Menschenliebe als im Zeichen der Not? Die Frage bejahte sich zweifellos. Aber das Sterben blieb . . . .

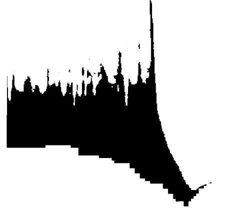
* * *

An mein Ohr schlugen noch einmal windverwehte Klänge der Arbeitermarseillaise. Und die allzufernen Bilder zerflossen. Das Nahe erschien wieder, und jetzt auf einmal war auch das nicht mehr so herb. Sei es drum, daß zweierlei herrsche. Solche, deren Glück für diese ihre eigene Generation in einem kleinen Lenzfeste erschöpft ist, — die den dritten Mai feiern. Und solche, denen die Opfer um der Zukunft willen das eigentliche Glück ausmachen, die echten, konsequenten Männer vom ersten Mai. Beide Richtungen sind überall. Auch in der Kunst haben wir Dritte und Erste, und auch, die Drei zu Eins machen wollen. Der Schnitt im ganzen aufstrebenden Leben der Zeit setzt bei diesem Unterschied ein.

* * *

„Die Stunde kommt, da auch diese Saat die Scholle sprengen wird." Auch der scheinbare Festklang eines solchen Waldtages ist im Grunde nichts anderes als ein Echo jenes Pochens im Erdenschlund. Die Art, die sich Bahn bricht, bekommt bisweilen einen hellen Klang wie ferne Musik. Und bleibt doch Art. Und bricht dermaleinst durch. Wenn zu uns längst die alten Tanten auf den Kirchhof wandern und unsere Gräber aus der großen Gießkanne besprengen. Große Gießkanne mit dem Weltengrab, die ihre Thränen zu neuen Blumen schafft . . . . . . Menschheitssymbol!

Ernst Seiffarth.





Freie Liebe.

Betrachtungen zu Bebel's „Die Frau und der Sozialismus".

Von **Julius Hart**.

III.

Es käme darauf an, zu untersuchen, ob die Zuneigung der Geschlechter zu einander überhaupt die Tendenz der Treue hat oder nicht? Ist es immer nur *ein* Weib, zu der immer nur ein Mann sich sinnlich leidenschaftlich hingezogen fühlt, — und umgekehrt? Ist die Hingabe an ein einziges Wesen eine dauernde, oder tritt nicht bei Jedem und bei Jeder einmal die Neigung hervor, wenn auch nur in Gedanken von dem einmal Erwählten abzuirren? Um einer falschen Sentimentalität willen darf man an solchen Fragen nicht blind vorübergehen. Der ja nicht seltene Selbstmord aus unglücklicher Liebe beweist noch durchaus nicht, daß die Leidenschaft für grade eine einzige Person in der Natur des Menschen begründet liegt. Aeußere gesellschaftliche Zustände und Anschauungen hindern freilich den Verkehr der Geschlechter so sehr, daß Mancher schon sehr froh sein muß, wenn er nur Einen oder Eine gefunden hat. Da ist es auch bemerkenswert, daß der Selbstmord aus Liebe weit mehr unter den Frauen als unter den Männern verbreitet ist. Der Glaube der Selbstmörderin, daß ihre Sehnsucht nur an der Seite des einen Geliebten gestillt werden darf und kann, — beruht er nicht auf einer Täuschung der Unerfahrenheit und der erregtesten Leidenschaft? Und wirken nicht in den meisten Fällen noch ganz andere Gründe mit, vor allem auch Not und Enttäuschung, die mit dem eigentlich sinnlichen Verlangen nichts mehr zu thun haben?

Ich fürchte, daß die geschlechtliche Leidenschaft des Menschen ihrem innersten Wesen nach zum Wandel und zum Wechsel sich hinneigt. Nicht zu Jedem fühlt sie sich mit stärkerer Gewalt hingezogen, doch zu Vielen. Die Wittwe tröstet sich rasch in den Armen eines Anderen, der getäuschte Bräutigam sucht leicht ein neues Verlöbnis, die Geliebte von heute ist oft eine andere als die Geliebte von vorgestern. Um wie viel aber ist wohl die Zahl der heimlichen Ehebrüche der der offenen überlegen? Und zu welch erschreckenden Ziffern würde man kommen, wenn man auch den Ehebruch in Gedanken, wie die Bibel es thut, dem der vollendeten Tat gleichstellen, jede verliebte Neigung eines Ehegatten oder einer Ehefrau schon als Ehebruch bezeichnen wollte? Und würde Treue bestehen, wenn nicht religiöse Gebote und gesellschaftliche Sitte so streng sie heischten?

Halten wir für's erste einmal wie an einer Wahrheit und an einer Thatsache fest, daß die Geschlechtsleidenschaften des Menschen ihrem Wesen und ihrem natürlichen Drange nach keine Neigung zur Treue und zur Dauer besitzen. Es sind durchaus rohe und tierische Triebe, wüst und blind, die nur befriedigt sein wollen, und denen sittliche Begriffe durchaus fern stehen, die man schön oder häßlich, nützlich oder schädlich, aber nicht gut oder böse nennen kann. Die geschlechtliche Leidenschaft an und für sich veredelt weder, noch verschlechtert sie den Menschen.

Vielleicht ist's die Quelle aller Mißverständnisse und alles Uebels, daß wir ein so hohes Wort, wie das Wort „Liebe" nicht nur im gewöhnlichen Leben für das blos geschlechtliche Bedürfnis des Menschen anwenden. Indem wir ein und dasselbe Wort für ganz verschiedene Empfindungen verwerten, kommen wir zu einer Verworrenheit unserer Gefühle und Anschauungen, die für unser ganzes Leben und Dasein zur höchsten Gefahr wird. Unter „Liebe" sollten wir nur die Platonische

Liebe verstehen, das höchste und erhabenste Fühlen der Menschheit, das geistig-seelische Zueinanderneigen der Menschen, jene höchste ethische Kraft, die alles in sich schließt, Brüderlichkeit, Gleichheit, Gerechtigkeit, Mitleid, Friedfertigkeit. Indem wir die Welt mit den Augen der Liebe ansehen, erkennen wir in jedem Menschen uns selber wieder. Jedes Du wird zum Ich. Sein Leid und sein Glück sind auch unser. Wir werden Niemanden mehr verurteilen, Niemanden mehr richten. Denn der vollen auf den Grund dringenden Erkenntnis enthüllt sich als sicherste Wahrheit, daß jede Schuld eines Einzelnen die Schuld Aller ist.

Was hat aber diese Liebe des ethischen Menschen mit den geschlechtlichen Leidenschaften des sinnlichen Menschen zu tun?

Als unsere Cultur und Literatur der reinen Kauf- und Geschäftsehe das Ideal der Liebesehe entgegenstellten, das Recht der Leidenschaft und die Emancipation des Fleisches verkündeten, da sah man fälschlich in den sinnlichen Neigungen ethische Keime ausgelegt und warf geschlechtliche und ethische Liebe durcheinander, glaubte an eine nahe Verwandtschaft Beider.

Das Ideal der Zukunft sieht daher nicht nur in der Kauf- und Geschäftsehe, sondern auch in der Liebes-, d. h. in der anfänglich auf starken geschlechtlichen Sympathieen begründeten Ehe niedrigere Formen und stellt als Forderung die sittliche Gemeinschaft von Mann und Weib, und Weib und Mann.

Wenn aber Sittlichkeit und Sinnlichkeit nichts miteinander zu tun haben, so verliert auch die Erkenntnis, daß der geschlechtlichen Leidenschaft von Natur aus die Treue nicht innewohnt, ihre Bitterkeit und ihren Stachel. Daß der Mensch nach dem Weibe begehrt, ist nichts Böses. Wie er ißt und trinkt, ohne daß er damit einer sittlichen Vollendung näher kommt oder sich von ihr entfernt, so muß er auch seine Sinnlichkeit befriedigen, ohne daß er dadurch an ethischem Wert verliert oder gewinnt. Man sollte dieses Bedürfnis der menschlichen Natur weder mit allem Zauber umkleiden, verherrlichen und vergöttern, noch sollte man es als ein gemeines verschreien. Man gebe der Natur, was der Natur zukommt.

Die Ehefrage, die Frage nach den bestmöglichen Beziehungen der Geschlechter zu einander, fällt aus einander in zwei Unterfragen.

Wie verhilft die menschliche Gesellschaft der Sinnlichkeit am besten zu dem ihr von der Natur gesteckten Ziel?

Wie weit ist es möglich, die geschlechtlichen Leidenschaften dienstbar zu machen der höchsten Aufgabe, der immer höheren sittlichen Vollendung der Menschheit?

Hat die Sinnlichkeit des Menschen die natürliche Neigung zum Wechsel, und ist der reinen Sinnlichkeit die Person, der sie sich hingiebt, im Wesentlichen gleichgültig, so ist die Form der Einehe nicht die beste von der Welt. Aller Zwang, alle gesellschaftliche Sitte versucht vergebens, dem natürlichen Verlangen Einhalt zu tun. Es durchbricht die Schranken und wird zu einer zerstörenden Kraft. Es wäre dann ein falsches Vorurteil, wenn wir die Untreue als ein Verbrechen ansehen wollten, den Don Juan als einen sittlich verworfenen Menschen. Wir zeihen ihn einer Schuld, die nicht in ihm, sondern in der Natur liegt, und wir könnten mit demselben Recht einen Kranken verachten und ausstoßen, weil er ein Kranker ist. Es liegt ja bei uns, ob wir etwas schlecht oder gut nennen wollen. Die Begriffe Laster und Verbrechen sind menschliche Begriffe, wandelbare Begriffe. Die Untreue in der Liebe und Ehe stiftet heute Entzweiungen, ist Ursache bitterer Thränen und vielfältigsten Unglücks. Immerhin könnten wir uns über die jetzt herrschenden Anschauungen erheben, den Wechsel in den sinnlichen Neigungen für berechtigt anerkennen, und würden damit eine Quelle schwerster Leiden versiegen machen. Geben doch auch unsere gesellschaftlichen Ueberzeugungen schon dem Manne fast das ganze und volle Recht

der Unkeuschheit und Untreue. Ständen wir nicht unter dem Banne uralter Vorurteile, so müßten wir dem Manne dieses Recht ebenso gut versagen, wie der Frau, oder es dem Weibe in gleichem Maße zuerkennen, wie dem Manne.

Bei der Getrenntheit von Sinnlichkeit und Sittlichkeit kann man von vornherein nicht behaupten, daß eine so freie Anschauung, welche die Untreue in der geschlechtlichen Neigung als etwas Natürliches und Gleichgültiges hinnimmt, die Menschheit von ihrem heute schon erklommenen sittlichen Niveau hinabziehen würde. Zunächst müßten wir doch wieder daran festhalten, daß durch eine derartige neugewonnene Ueberzeugung die Sittlichkeit weder etwas gewinnen noch etwas verlieren würde.

Daß die sinnliche Natur des Menschen unter der Herrschaft der „freien Liebe“ besser als unter der der Ehe zu ihrem Rechte kommt, geben auch ihre Gegner zu. Freilich die Meisten werden darin gerade einen Nachteil erblicken, daß man diesen seinen Leidenschaften keinen Zwang anthun soll. Sie fürchten deren Unmäßigkeit und Schrankenlosigkeit.

Dagegen aber kann man einwenden, daß gewisse Hemmnisse immer vorhanden sein werden, die ein Maß gebieten. Gerade die Lust, die normal befriedigt werden kann, pflegt auch über eine normale Befriedigung nicht hinauszugehen, besonders wenn der Mensch sonst noch einige Vernunft und Bildung besitzt. Was den Durchschnitt angeht, wird die Natur durch sich selbst schon das Richtige einhalten. Die erzwungene Entbehrung, die heute die Einrichtung der Ehe mit sich bringt, drängt die Leidenschaften, statt sie zu mildern und zu sänftigen, vielmehr zu einer gewaltsameren Aeußerung und treibt sie vielfach auf Abwege. Das liegt auch in der Natur der Dinge begründet. Leugnen wir, daß die Geschlechtsneigungen des Menschen ihrem Wesen nach der Untreue huldigen, — eine Frage, die man ruhig ganz offen lassen kann, — sagen wir vielmehr, daß im Allgemeinen für die Dauer ein Weib einem Manne und ein Mann einem Weibe genügt, so müssen wir die heute weit verbreitete Suche nach dem Wechsel auch wieder der Eheeinrichtung aufs Kerbholz schreiben: denn im Stande der Ehelosigkeit lernt der Mann bald hier, bald dort seine Lust stillen und vermag sich später einem Weibe nicht mehr ausschließlich hinzugeben.

Auch im Stande der „freien Liebe“ wird es selbst der gefährlichste Don Juan kaum zu Tausend und drei bringen. Denn nur ein naives Gemüt wird doch glauben, — trotzdem werden solche Anschauungen gedruckt — daß unter der Herrschaft der freien Liebe jede Frau sich dem Manne, auf dessen Verlangen, hingeben muß. Das Liebeswerben wird sein Recht so gut wie heute behaupten, und nicht Jede mit Jedem sich vermählen. Wie in den Ländern, wo heute die Polygamie herrscht, in der That die Einehe besteht, so wird auch die freie Liebe dem, was natürlich ist, nur zum Siege verhelfen. Wohnt der Sinnlichkeit von Natur her die Neigung zur Treue inne, so wird auch unter ihrem Zeichen die Treue bestehen, liebt sie den Wechsel, dann hat die Treulosigkeit ihre Gefahr verloren, weil Niemand dem oder der Ungetreuen noch eine Thräne nachweint.

Der baare Gewinn, welcher der Menschheit aus der „Einführung der freien Liebe“ zur Befriedigung seiner sinnlichen Begierden erwächst, liegt auf der Hand. Die Schranken für den Verkehr der Geschlechter sind gefallen. Die Auswahl wird immerhin eine reichere sein, als heute, so daß jeder Hans sein Gretel findet. Die Jungfrau darf sich dem Manne hingeben, ohne daß sie die Verachtung zu fürchten braucht, ohne daß sie für die Dauer ihres Lebens unglücklich wird, weil sie that, was doch nur das Natürliche ist. Vielfältige Schmerzen und Leiden, viele Verbrechen werden damit aus der Welt geschafft. Von den armen „Sitzengebliebenen“

wird man so gut wie nichts mehr hören, und auch die unglücklich Liebenden werden die seltenste Ausnahme bilden. Man wird das natürliche Verlangen nicht mehr zu unterdrücken brauchen, und überall wächst ein körperlich gesunderes Geschlecht heran.

Aber mit voller Wucht tritt uns da die neue, die wichtigste und entscheidende Frage entgegen. Wird der Sieg der freien Liebe nicht ein Sieg der Sinnlichkeit auf Kosten der Sittlichkeit werden? Wird nicht alles, was wir an ethischen Werten uns erworben, rasch verloren gehen? Wol mag die geschlechtliche Neigung der Menschen ihrem inneren eigenen Wesen nach jenseits von Gut und Böse liegen, aber sie kann trotzdem auf die Entwickelung des höheren, ethischen Liebesgefühles hemmend oder fördernd einwirken. Es mag richtig sein, daß die Prostitution verschwinden wird, und das wäre ja ein Sieg des Ethischen; aber hebt Ihr nicht eine beschränkte Prostitution auf, um eine allgemeine einzuführen? Die Gleichstellung der Prostitution mit der freien Liebe darf man sich denn doch nicht erlauben. Letztere beruht auf der freiwilligen Hingabe an eine geschlechtlich-sympathische Person, diese auf einer erkauften Hingabe an einen sonst gleichgültigen Mann. Gemütsvollere seelische Beziehungen können sich nur in den seltensten Fällen aus solcher erkauften Hingabe entwickeln, aber wol aus der freien Liebe. Sie können es wenigstens ebenso leicht, wie heute aus einem Verlöbnis, das mit der Aussicht auf baldige Ehe geschlossen wird. Auch das ist wol keine Frage, daß die sittlichen Beziehungen zweier Menschen zu einander unter der Herrschaft der freien Liebe nicht so sehr zerstört werden, wie durch eine unglückliche und mißratene Ehe. Der hohe Wert der geschlechtlichen Leidenschaften für die ethische Vervollkommnung besteht darin, daß sie sonst völlig sich fremde Menschen zusammenführt und sich aufs innigste einander kennen lernen läßt; zwei Wesen versuchen, die Interessengegensätze, den Kampf, den die Menschen sonst unter einander auskämpfen, zu überwinden, und miteinander zu wirken, indem Beide sich wie eine Person fühlen. Davon mehr in einem Schlußworte.

Modernes Drama in Wien.

Samstag den 11. April im Burgtheater zum ersten Male Die Kronprätendenten, Dienstag den 14. April im Burgtheater Die Kronprätendenten, Mittwoch den 15. April im Burgtheater Der Volksfeind, Donnerstag den 16. April im Volkstheater zum ersten Male Die Wildente, Freitag den 17. April im Burgtheater Die Kronprätendenten und gleichzeitig im Volkstheater Die Wildente — somit eine Ibsen-Woche im wahrsten Sinne des Wortes. Dazu noch die persönliche Anwesenheit des Dichters, Applaus und Hervorrufe, im Volkstheater bei der Wildente auch etwas Zischen und Opposition — zum Schlusse ein Ibsen-Bankett! Wahrlich, man sollte meinen, Wien wäre eine Stadt des modernen Dramas geworden, eine Ibsen-Stadt par excellence.

Wir wollen jedoch keine müßigen Schönfärber sein und nichts vom Siege des Naturalismus, Triumphe der neuen Zeit und dergl. daherschwärmen — weil dies einfach nicht wahr wäre. Dennoch hat aber die Ibsen-Woche ihre Bedeutung, und ihre Wirkung zu unterschätzen, wäre verfehlt.

Zweifellos ist es, daß es gährt, lebhaft gährt — bei uns geradeso, wie überall. Ein kurzer Rückblick auf die letzten Theaterjahre in Wien mag das beweisen.

„Im neuen Haus das alte Burgtheater“ lautete der Schlußsatz des Prologes bei Eröffnung des prachtvollen neuen Hauses. Dieses Wort ist heute schon nicht mehr ganz wahr. Leise, vorläufig noch ganz leise pocht auch die neue Zeit an die Pforte des neuen

hauses und es ist ein Verdienst des Direktors Burghard — des vielverschrieenen Dilettanten, daß dieses bescheidene Pochen nicht ganz überhört wurde.

Er ist eben ein Jünger, der, — unerschrocken, wie es das Zeichen der Jugend ist — in die neue Zeit hineingriff und das Beste herausholte, was zu holen war. Er brachte uns den Volksfeind, wirklich, den Förster nur versprochen, er brachte Fulda's Verlorenes Paradies, das „gefährliche", in Graz von der Polizei-Behörde verbotene Schauspiel, er brachte jetzt die Kronprätendenten, bereitet das Fest auf Solhang vor und hat Gerhard Hauptmann's Einsame Menschen zur Aufführung für nächsten Herbst bestimmt.

Welche Folgen dieses muthige Wagen für das Burgtheater haben wird, können wir heute noch nicht sagen — allein daß es gewagt wurde, ist schon ein Zeichen der Zeit.

Sehen wir nun hinüber nach dem Deutschen Volkstheater, wie es dort ausschaut.

In Wien war von jeher das Bedürfnis für ein zweites Schauspielhaus neben dem Burgtheater. Diesem Bedürfnis entsprang seinerzeit die Idee zur Gründung des Stadttheaters. Das Stadttheater war aber ein Kind der haute finance. Von Finanzmännern begründet, wurde es, nachdem Laubes Absicht, ein Concurrenz-Unternehmen gegen das Burgtheater in das Leben zu rufen, gar bald fallen gelassen worden war, nichts weiter, als eine Unterhaltungsstätte für die Börsen- und Geschäftswelt. Der possenartige Schwank stand an der Tagesordnung, die Herren Rosen, Moser und Schönthan waren die Männer der Situation. Die Finanzleute wollten lachen, nur lachen — und sie lachten.

Ganz andere Männer waren es, die das Volkstheater begründeten. Es waren Männer der besten Bürgerkreise, die nach dem Brande des Stadttheaters abermals den Versuch wagten, Wien ein zweites Schauspielhaus zu bieten. Als das Theater fertig war, übten sie keinen Einfluß auf die Leitung der Bühne. Sie hatten sie gebaut und überließen nun dem Direktor die Aufgabe, etwas daraus zu machen. Man hat es diesen Männern übel genommen, daß sie den Dingen gar zu sehr ihren freien Lauf ließen — allein es hat sich gezeigt, daß diese Taktik die richtige war.

Dies äußert sich unzweideutig in Folgendem.

Während im früheren Stadttheater der nach Laube'schen Zeit der possenartige Schwank die Stütze des Spielplanes war, ist es heute im deutschen Volkstheater in hervorragender Weise — neben Anzengrubers besten Werken — das Schauspiel.

Von den zahlreichen Stücken, die das Volkstheater gebracht hat, haben sich thatsächlich vor allem die ernsten Schauspiele dauernd am Spielplane erhalten. Die größten Erfolge wiesen im Vorjahre neben Anzengrubers Fleck auf der Ehr, Pfarrer von Kirchfeld und den Kreuzelschreibern — die Schauspiele Eva und Alexandra von Voß und die Hochzeit von Valeni von Ganghofer und Brociner auf — in diesem Spieljahre sind es neben Anzengrubers viertem Gebot, dessen Anziehungskraft gradezu unverwüstlich zu sein scheint, wieder das Schauspiel Sophie Dorothea von Friedrich Schütz und Schuldig von Voß, die eine starke Wirkung geübt haben.

Es ist somit schon ein Fortschritt, wenn dem sich selbst überkugelnden Blödsinn nicht alles und jedes Recht eingeräumt wird. Jedenfalls liegt aber dieser Weg dem modernen Realismus näher, als der, den einst das Stadttheater eingeschlagen hat.

Die neue Zeit ist aber noch viel ernster auch ins Deutsche Volkstheater eingezogen.

Das Vorjahr brachte uns Ibsens Stützen der Gesellschaft und Heibergs König Midas, die heurige Spielzeit eine geradezu erschütternde Aufführung der Gespenster und in der letzten, der Ibsen-Woche — die Wildente. Für die Zukunft endlich ist uns die Frau vom Meere versprochen.

Zwei Stücke von Ibsen an einem und demselben Tage in zwei Wiener Theatern, den einzigen Theatern, die auf eine ernste Berücksichtigung Anspruch erheben können — die Thatsache spricht laut genug. Wenn auch das Publikum der Wildente nur ein halbes Verständnis entgegenbrachte, wenn es auch, irregeleitet durch eine, jedes Verständnisses für die Sache bare Zeitungs-Kritik, das Stück nicht dauernd in den Spielplan aufzunehmen gestattete — schon der Umstand, daß Ibsen aufgeführt wird, daß seine Stücke in regelmäßiger Aufeinanderfolge auf dem Spielplane erscheinen, daß man ihn kennen lernt und

gezwungen ist, über ihn und seine Tendenzen nachzudenken, ist für uns Wiener ein Fortschritt.

Immer hat das Gute einen schweren Kampf bestehen müssen, um sich Geltung zu verschaffen — den schwersten Kampf aber das Beste. Die Wiener Ibsen-Gemeinde ist klein, sehr klein — nicht alle, die beim Ibsen-Bankette mitgetafelt und mitgeredet haben, sind wirklich ihrer Ueberzeugung nach Männer einer neuen Zeit — allein die neue Zeit ist da und ihr Pochen, Sausen und Brausen wird unser liebes Wien doch noch recht heftig aus seinem süßen Dämmerschlafe wecken.

Eugen Raaben.

Therese Raquin.

Mit Emil Zola's „Therese Raquin“ hat die Freie Bühne ihre sechs Vorstellungen hinter sich, zu denen sie im zweiten Vereinsjahr ihren Mitgliedern verpflichtet war. Ob es auch zu einer überzähligen Aufführung, einer bösen Sieben, kommen wird, hängt von äußeren Umständen ab, mit denen leider auch ein rein künstlerisches und ideelles Theaterunternehmen rechnen muß. Wieweit jetzt bereits ein Publikum vorhanden ist, das den Zwecken der Freien Bühne Verständnis entgegenbringt, lehrte am letzten Sonntag die Aufnahme der Therese Raquin. Zwar fehlte es nach den nervenerschütternden Vorgängen des letzten Acts nicht an Widerspruch, und ein lauter, unmittelbarer Applaus drang niemals vor. Aber wer möchte den auch wünschen und erwarten? Diese Tragödie der Gewissensqual greift zu hart in die Gewissen der Zuschauer hinein, um eine andere als dumpfe, stille, finstere Stimmung zu erzeugen. Wenn wir im Blättchen lesen, daß ein von seinen Nachbarn geachtetes Ehepaar plötzlich verhaftet worden sei, weil es vor Jahren nur durch einen Mord zu einander kommen konnte, so schüttelt der Durchschnittsmensch bedenklich den Kopf und fragt sich, wie das wohl möglich sei. Aber eine Antwort gibt er sich nicht. Er schüttelt sich noch einmal ob solchem Graus und geht dann an sein säuberliches Geschäft. Auch wenn er das Urteil des Richters liest, wird er nicht klüger, denn der Richter fahndet nur auf das Faktum, nicht auf die Motive. Es ist also etwas passirt, was Menschen „unmenschlich“ nennen, und die Zuchthauszelle ist das einzige deutliche Bild, das übrig bleibt. Nun kommt der Dichter und zeigt uns, wie dieses Unmenschliche doch im Grunde etwas sehr Menschliches, ach! Allzumenschliches ist. Er zeigt, wie sehr der Ermordete nicht bloß zwei leidenschaftlich Verliebten im Wege ihrer Sehnsucht stand, sondern auch sich zur Last und der Welt nichts nütze war, und wie eigentlich nur ein altes Mutterherz an ihm hing. Er zeigt uns, wie Zufall den kaum bedachten Plan begünstigte, und er zeigt uns vor Allem, wie jene beiden Eheleute, die bei ihren Nachbarn soviel äußere Achtung genossen, innerlich mit einander lebten, alle die Jahre hindurch, ein gemeinsames Verbrechen auf dem Gewissen. Wie sie des erhofften und so blutig erkauften Glücks keine Secunde froh werden können, wie sie einander nicht mehr trauen, wie jeder vom andern gefoltert die eigene Folter mehrt, wie im Weibe unheimliche Triebe des Weibes, im Mann unheimliche Triebe des Mannes erwachen, wie sie sich innerlich zu hassen beginnen, wie jeder ohne den andern kein Verbrecher wäre, wie sie im gleichen Augenblick Gleiches denkend bald auf Bekenntnis, bald auf Selbstmord sinnen, und doch gelähmt sind in ihrer Thatkraft durch die eine schreckliche That. Alles das zeigt uns der Dichter bis ins kleinste und feinste Aderwerk der beiden gequälten Gewissen, und der das mitansieht, mitanhört und mitfühlt, wer wollte es durch den gemeinen Theaterapplaus belästigen und entweihen! Eine so tiefe Erkenntnis, mit Künstlerschaft demonstriert, führt den Menschen in sich und bringt ihn nicht außer sich. Und wer seine Empfindung noch geflüstert hätte, verstummt vollends vor der stummen Kraft, mit der der Dichter das Gewissen der beiden Mordgefährten in altdramatischer Weise objektiviert hat durch die Gestalt der mitwissenden Mutter des Gemordeten, die aber vom Entsetzen gelähmt nicht anklagen und nicht verurteilen kann,

die das Brot der Sünder essen muß und nur durch eine stumme Handbewegung ihnen andeuten kann, daß sie das Messer, mit dem sie ihr Brot schneiden, lieber in die eigene Mörderbrust stoßen sollen.

Denen, die hierin nur eine äußerliche Schauergeschichte sehen und sich dabei langweilen, ist nicht zu helfen. Denen aber, die sich davor entsetzt abwenden, sei die Frage gestellt, wie anders denn ein solcher Stoff, eine Tragödie der Gewissensqual, dichterisch behandelt werden könnte und wenn sie antworten: er solle gar nicht behandelt werden, so sei erwidert: was hat denn Shakespeare im Macbeth anderes gethan? Ist dort nicht auch das Ehepaar mit dem Mord auf dem Gewissen? Und steigen aus den Dünsten ihrer Gewissen nicht auch leibhaftige Gespenster auf, bei deren Anblick uns mit dem Mörder das Blut erstarrt? Die dichterischen Wertunterschiede hier wie dort sollen nicht verkannt werden, aber das sind Unterschiede der Form; und hätte Shakespeare einen Stoff unseres Alltagslebens in seiner Weise dargestellt, wer weiß, vor welche ganz anderen Schrecken er unser Publikum gestellt hätte als Zola! Stoffliche Einwände aber sind hier so unberechtigt wie dort, und das ganze Geheimnis der sogenannten neuen Kunst besteht zum Teil darin, daß sie dieselbe Unerschrockenheit, mit der die größten Dramatiker der Vergangenheit Stoffe der Vergangenheit wählten, nun auf Stoffe unserer Zeit anwenden, die dann freilich desto schrecklicher wirken, je näher sie uns liegen. Die Kunst aber wird auch diesen Schrecken überwinden.

Und zur Kunst auf der Bühne gehört auch die Darstellung. Sie war unter Herrn Cord Hachmanns nun schon zum sechsten Mal außerordentlich bewährter Regie im Ganzen dem Drama entsprechend. Herr Nissen und Frl. Bertens brachten ein ganz natürliches Empfinden den Gestalten entgegen, und nirgends störte ein theatralischer Zug. Wenn beide Künstler noch ein stärkeres, unbewußt wirkendes Naturell aus sich herausbilden können, so wären sie fähig, eine neue Schauspielkunst heraufführen zu helfen, die allem Phrasen- und sonstigen Komödiantenthum gründlich absagt. Wir hoffen von beiden Darstellern noch viel. Frau Becker-Nelidoff ist in der Rede ganz alter Schlendrian; die Schlagberührung und die stumme Beredtsamkeit der Gewissenszeugin machte sie desto wahrscheinlicher, und zwar mit einem überraschenden Zuge von Genialität. Frl. Zipser war als unmodernes Plaudertäschchen sehr anmutig, aber etwas monoton. Die Spießbürgerinnen wurden von Herrn Schmidt-Häßler und Herrn Paulmüller, das weichliche Opfer von Herrn Georg gespielt.

Paul Schlenther.

Sonnenwanderer.

Von **Ferdinand Klar.**

Sie hatte plötzlich ein Ende gemacht mit Studieren. Sie war es müde. Das feine Sinnen über Welt und Schicksal hatte ihre schmalen Wangen noch schmäler und ihre zarten Farben noch blässer gemacht. Sie konnte es nicht mehr ertragen: die engen Hörsäle und die sengenden, staubigen Straßen der Stadt. Sie war müde der Last und mußte hinaus in die Berge, in die Freiheit.

* * *

Es war ein heißer Junitag, als sie von ihren Freunden Abschied nahm. In der weiten Bahnhofshalle vor einem Coupé III. Classe stand eine Schaar Männer und Frauen, junge, bleiche, geistige Gesichter alle. Sie reichten ihr wenige kleine Päckchen in den Wagen; dann standen sie davor — nur dann und wann ein paar flüchtige Worte wechselnd — nun ein letztes Händeschütteln — und dann fuhr sie aus dem Halbdunkel hinaus in die helle Sonne.

* * *



Ach — und alles um sie herum machte sie genesen: die Sonnenstrahlen, die an der Decke des Wagens spielten und die Gesichter der Mitreisenden streiften, draußen am Wegrand die bunten Blumen und frischen Birkenbüsche, die weitgedehnten leuchtenden Wiesen, und dann die sonnigdunstigen Seeen, in denen die Gebirge lagen, jeder Kahn, der über den blauverschleierten Zauberländern schwamm — mit frohen Menschen oder mit gleichgültigen, die ihrem Tagewerk nachgingen und der Schönheit um sie herum nicht achteten. Sie war glücklich. Wie einer Blinden fiel es ihr von den Augen; es war ihr, als ob die Welt wieder neu, weit, reich würde. Das Ferne kam ihr plötzlich so nahe, daß es sie fast streifte und berührte, und das Nahe rückte ferner und ferner und versank.

* * *

Sie hatte die Eisenbahn verlassen und zog auf einsamer Gebirgsstraße wandernd ins enger werdende Thal der Reuß hinein. Tosender, brausender Klang je tiefer sie kam. Die Reuß machte mächtige Krümmungen, brach sich an tausend Steinblöcken und schäumte im Geröll. Von den Thalwänden stürzten die Wasser in schneeigen Strähnen in's rauschende Bett. Es war still in ihr geworden. Die letzten Erinnerungen der Stadt verschlang dieses grenzenlose, unaufhörliche Rauschen und Brausen. Ihr war, als wenn die tosenden Wasser sie durchfluteten und die Sonnenstrahlen warm und licht mit tausend Farben in ihr Herz drängen. Achtlos war sie die Steinstufen zur Herberge hinan gestiegen. Achtlos hatte sie Quartier und Mahl genommen. Ihr Selbst war untergesunken in all der Herrlichkeit. Sie war zur großen Einsamkeit geworden, die sie umgab. In ihr lebten nur noch die Bergwasser, die donnerten, die sonndurchwirkten, glühenden Gipfel und die waldigen, nahen Vorberge, über die die ersten, noch warmen Schatten gingen.

* * *

Längst hatte das schrille Glöcklein der nahen Dorfkapelle den Abend über die kleine Gemeinde und hinein in die Berge geläutet. Die Farben an Himmel und Bergen verfärbten sich in Grau, und lose Nebel zogen über dem Strombett. Sie trat in den Speisesaal des Gasthauses — es war ihr kühl geworden — und nahm Platz am Fenster. Drei Frauen — eine Alte mit zwei kränklichen Töchtern, die in leisem, schleppendem Gespräch ihr Abendbrot an der Wirtstafel verzehrt, entfernten sich. So saß sie allein in dem niedrigen, spärlich beleuchteten Raume — lange — und sann. Dunkelheit draußen und Rauschen. Ein leises Rascheln an den Scheiben und auf dem Dache. Dann wurde das klingende Plätschern draußen auf den Steinen deutlich vernehmbar: es regnete leise und eintönig. Sie schritt unhörbar und in sich verloren an das alte Spinett in der dunklen Ecke des Saales. Draußen in der Thür stand der Wirt. Er hatte lange gemächlich dem Regen zugesehen. Jetzt lauschte er. Wild und weich — Jugend und Bewegung und unendliche Sehnsucht quellend klang es hinein in die Musik der Wasser. Wie fernes Schicksal strich es durch ihr Erinnern, und sie tönte es aus: Leben und Leid.

* * *

Es hatte die ganze Nacht hindurch geregnet. Die Wege waren aufgeweicht; auf der Fahrstraße standen breite Pfützen; es war schwül, wie im Treibhaus. Die Morgensonne war fahl hinter Wolken und Bergen aufgestiegen und kämpfte mit den Nebeln. Dann schob es sich über die Berge in weißen Ballen heran, rann langsam um die Gipfel und senkte sich tiefer und tiefer in's Thal. Es war Sonntag. Das Dorf lag noch still, nur ein Hund bellte in der Nähe. Auf der steinernen Brücke am Ausgang des Dorfes stand ein junger Mann, der aus der Stadt gekommen war, und starrte in die stäubenden Fluten der Reuß. Er war ihr nachgereist. Sie wußte nichts. Nur einmal war es ihr im Traume gewesen wie Sehnsucht, und als sie dann erwachte, war es ihr über die Lippen gegangen, wie eine Frage: ob er wohl kommen wird? Ja, er war gekommen — ihr nach in die Berge. Zu Füßen desselben großen Lehrers hatten sie sich begegnet. Und schon als sie das erste Mal ihre weiche Stimme ergoß und leise und schüchtern und doch so sonnig klar und voll tiefer Ahnung ihr Inneres ausbreitete, da war es ihm gewesen, als ob er nie ein geistigeres Menschenauge gesehen, als ob sein bestes Hoffen und reinstes

Fühlen in ihr ein schönres Leben angenommen hätte. Sie hatten sich dann berührt, wie Geister sich berühren, zart und kaum fühlbar. Wenn sie gingen und sprachen, war ihnen wohl. Sie hatten das Schönste für einander: einen wandellosen Glauben ohne Gründe, ohne daß sie mehr von einander wußten, als was sie sich waren. Nie war ihnen wohler gewesen, als in diesem grundlosen Vertrauen. So hatten sie sich gefunden. Aber sie hatten nie davon gesprochen, weil das Leben sie trennte. Sie wußten selbst kaum darum. Sie hatte ihm eine rote Rose gegeben und hatte gelacht, wie sie Abschied nahm, als ob sie nichts verließe, was sie begehren könnte. Aber er war ihr nachgereist. Es litt ihn nirgends mehr, als sie fort war. Es war über ihn gekommen — plötzlich und unaufhaltsam. Noch einmal mußte er sie wiedersehen, ehe es zu Ende war für immer; noch einen Tag mußte er mit ihr vereint leben, das neue, wunderbare, gläubige und strahlende Leben in ihrer Nähe. So war er gekommen und stand auf der Brücke und schaute in die Wogen der Reuß und von Zeit zu Zeit hinüber nach dem Gasthaus, ob sich die grünen Jalousien nicht endlich höben.

* * *

Drinnen im Gasthaus an der langen, weißgedeckten Tafel des Speisesaales frühstückte man. Die drei Frauen saßen am oberen Ende des Tisches, unten am andern Ende in der Nähe des Ausganges saßen sie beide. Man sprach im Flüsterton. Die Frauen warfen neugierige Blicke auf das Paar. Tage lang hatte sie allein da unten gesessen. Sie hatte sich ihnen nicht bekannt gemacht. Einsam und ernst schweifte sie, Blumen und Bücher in der Hand, in den Bergen. Ein lockend Leben schien in ihr. Aber man wußte nicht, was und wer sie war, und woher sie kam. Nun war er gekommen, und sie lachten heimlich miteinander. Da mochte man wohl argwöhnen. Man sah es ihren gelangweilten Gesichtern an, wie ihnen der süße Argwohn wohlthat. Aber die beiden unten am Tische sprachen eindringlich und innerlich. Sie merkten kaum, wie die andern sich entfernten. Nur waren sie bald nachher mechanisch auch aufgestanden und ohne ihr Gespräch zu unterbrechen, lässig an's Fenster getreten. Wolken hatten das Thal ganz erfüllt und beträufelten es leise mit Regen. In blasser Contour lag die nahe Brettmühle. Die Kapellenglocke setzte ein mit hellem Gebimmel und läutete Sonntag. In kleinen Trupps zogen Kirchgänger vorüber — unter großen, farbigen Schirmen, von denen es herabtroff. Sonntäglichen Ernst in ihren einfachen Gesichtern, schritten sie fürbaß: mit runden, niedrigen Filzhüten bedeckt, in schwarzen Röcken und weiten, grauen Hosen die Männer, gleichmäßig einer wie der andere. Die Weiber mit farbigen Kopftüchern oder mit Rosen auf ihren Strohhüten und mit mancherlei silbernem Zierrath. Sie kamen herab aus den Bergen zum Gottesdienst. Die beiden in der Wirtsstube hielten eine Weile inne und sahen hinaus. Aber bald tauchte es in ihrem Innern von Neuem auf und drängte sich über die Lippen; und Erinnerungen wurden wach; sie lachten über gemeinsam Erlebtes: über Menschen und Gedanken; und sie kamen an die Gegenwart und lachten über ihr plötzliches Wiedersehen, über ihre Umgebung, und was die Menschen wohl denken möchten. Und sie blätterten im Fremdenbuche der Herberge, und es kam über sie wie ein wildseliger Geniestreich, und sie schrieben ihre Namen hinein und setzten darunter: Ritter vom Geiste. So breitete sich das Wohlgefühl ihres Daseins wie eine feine Ungeberdigkeit über ihr Wesen aus, und sie lachten und fühlten sich wie Kinder.

* * *

Die Mittagssonne hatte Nebel und Regen verscheucht. Sie gingen das Thal aufwärts dem Flußbett entlang. Dann wandten sie sich am Thalrand auf schmalem Steig empor, der die zerstreutliegenden Hütten verband. Sie schritten langsam. Wolken zogen am Himmel hin und legten Schatten in's Thal und auf ihren Weg. Dann wieder schien die Sonne in klarem Lichte. Was sie umgab und was sie dachten, floß uferlos in einander und gleichsam aufgehoben schweiften sie darin. Sie schritten aufwärts. Die Wolken senkten sich und zogen müde und gelöst um die Berge und hingen in den Kronen der Nadelbäume, drunten im Thal schienen die Wasser noch lauter zu toben. Aber sie hafteten nirgends. Sie sprachen nicht. Es war ihnen frei. Es kam über sie wie ein unversagbarer Hang, und sie legte ihre Hand in die seine, und leise erröthend gingen sie rascher

vorwärts in die Höhen, in die Fernen. Vor der Thür einer Hütte unter einem niedrigen Nußbaum spielten Kinder. Ein kleiner, schwarzer Hund sprang heran und kläffte. An das Gatter gelehnt, stand eine junge Frau mit rotem Kopftuch, ein schmächtiges Kind im Arm und sah in's Thal — nicht froh und nicht traurig. „Eines jener Geschöpfe, die nichts fürchten und hoffen", sagte er, „auf dieser Erde." Und sie fühlten beide, wie Großes sie ersehnten. Und sie schritten emsiger, zwei Wanderer in's unbekannte Land, in's Unbekannte, Ferne. Und wie sie so strebten schüchtern und sieghaft, sprach sie: „Der Mensch liebt im Menschen nur den Gott." Die Sonne hob die Schatten vom Thal und ergoß von neuem ihr Licht in alle Schluchten — und sie wanderten unaufhörlich. Sich Eins fühlend und ganz erleuchtet im andern ohne Worte, kosten sie sich durch räumliche Fernen mit ihren Gedanken und wollten nicht müde werden. Sie dehnten die Stunde des Wahnes, „Unmögliches zu begehren", die heiligste Stunde. Immer noch schritten sie fort, bis die Sonne hinter den Bergen versank. Ein eisiger Hauch ging durch's Thal. Finsternis breitete sich aus. In kaltem, blauem Schatten ragten die Schneeberge und streckten sich gigantisch in's Sternenland.

* * *

Es war spät Abends; der Himmel voller Sterne. Hunde bellten drunten ununterbrochen im Thal, und die Reuß toste zwischen den Blöcken. Aus den Fenstern der Herberge klang es wie leise Musik. Sie saß im matterleuchteten Saale am Klavier und sang. Im Finstern in einer Sophaecke lehnte er und träumte. Mit den Schatten der Nacht war es in sie eingezogen — unwiderstehlich. Sie fühlten ein Leid.

* * *

Es war heut der vierte Tag seit seiner Ankunft. Die Morgensonne hatte alles Licht über das Thal und die Berge ausgegossen. Vor den steinernen Stufen des Gasthauses stand ein Wagen, der neue Fremde zugebracht. Der Kutscher war ausgestiegen und hielt seinen beiden Braunen einen Eimer voll Wasser unter ihre Mäuler. Ein barhäuptiger Junge, der eilig vorbeilief, verlangsamte seine Schritte und sah neugierig nach der Thür der Herberge. Im Hausflur uud in der Wirtsstube war reges Leben. Er war reisefertig aus der Thür getreten und erwartete sie. Er mußte heute fort. Bis zum Bahnhof am See wollte sie ihn begleiten. Aber sie waren mutig und dachten nicht an den Abschied. Sie wanderten mit der Reuß das Thal hinab. Und sie freuten sich des Sonnenscheins, sprachen hin und wider, lachten wie sonst, sahen hinauf nach den Bergen und zurück und sogen in vollen Zügen den Hauch der Gebirge. Doch nicht lange, da hatte sich der Weg gewandt. Und erschrocken merkten sie beide, wie hinter ihnen das kühle Bergversteck mit seinen tosenden Wassern wie ein Traum plötzlich verwehte. Das einsame Oertchen war verschwunden. Das Thal wurde breiter. Das Lärmen der Wasser war verstummt. Durch Wiesen wandelte die Reuß, ihr Rauschen klang leise und fern. Die blauen Berge zur Linken waren zurückgetreten und verflachten langsam. Sie waren stiller geworden. Ueber grasige Hügel hinab schreitend, achteten sie kaum noch der Landschaft. Mückenschwärme tanzten über den Wiesen; Hummeln erhoben sich von roten und gelben Blüten und flogen surrend auf; Menschen zogen vorüber: sie merkten es nicht. Sie lebten im Erinnern. Endlich brach er das Schweigen: „Sie waren mir wie eine Lösung meines Daseinsrätsels" sagte er. Am Wegrand niedergekniet, pflückte sie eine Hand voll Blumen. Sie wandte sich und sah sie ihn mit weichem Lächeln an, dann erwiderte sie leise: „Wir erlösen einander willenlos." Als sie weiter schritten, fuhr sie lebhafter fort: „Nicht wir Menschen allein — auch Berge und Einsamkeit! Was zurückwich, weckte das Beste und Tiefste in uns." Sie versanken von Neuem in Nachsinnen. Nach einer Weile, zögernd vor sich hinsprechend, als ob sie es noch einmal kostete, begann sie wieder: „Wie gute Geister — hüllenlos — waren wir uns nahe in der starken Luft der Berge: ein unausgesprochenes, lebenwirkendes Ineinander." Sie fühlten den Schmerz der Trennung, und sie rangen leise mit ihm. „Nicht besinnen im Leben!" hatte er dann gesagt: „Auch von den Bergen, der starken Luft und den rauschenden Wassern scheiden wir ohne Besinnen, wenn wir wo anders unsere Heimat haben." Wie ein ewiges Abschiednehmen von

Menschen, Orten, Gefühlen und Wünschen — so empfanden sie das ganze Leben. Sie waren am See angekommen. Es blieb ihnen noch Zeit. Noch mit dem Scheiden beschäftigt in Gedanken, betraten sie eine hölzerne Landungsbrücke in der Nähe des Bahnhofs, die sich weit hinaus in den See erstreckte. Sie war leer und klang unter ihren Tritten. Vor ihnen — weit — der tiefblaue Spiegel, in der Ferne darüber ein schmutziger Rauchstreif vom schwindenden Dampfer, zur Rechten und Linken unmittelbar aus dem See senkrecht aufragend die felsigen Gebirge, unten da und dort mit spärlichen, grünen Matten, und mit den Schneegipfeln in der Höhe. Ueber alles ein feiner Schleier schwankenden, heißen Sommerlichtes. Nur unter ihnen klare, glasiggrüne Flut, die leise an den Pfählen der Brücke gluckte. Sie ließen sich an dem äußersten Rand der Brücke nieder. So saßen sie lange, weit hinausgehalten über die Tiefe. Sie schienen sich klein: Zwei winzige Punkte, die müde im Luftraum schwebten. Wie unausgesprochen erstarben ihre Worte über den weiten Wassern.

* * *

Sie waren bleich geworden, aber sie hatten doch gelächelt, als sie einander Lebewohl sagten. Unmittelbar vor Zugesabgang war er noch einmal unversehens aus dem Wagen gesprungen — hastig — und hatte von neuem ihre Hand ergriffen, die er ungestüm drückte. Und er hatte reden wollen. Aber sie hatten einander nur noch einen Augenblick tief und schweigend angeblickt.

Dann war der Zug hinausgefahren, und er hatte am Fenster stehend unverwandt sie angesehen, bis sie fern und ferner weichend, seinen Blicken allmälig entschwand.

* * *

Der Zug brauste am Berghang hin. Sein rythmisches Stampfen war noch laut vernehmlich. Eine Weile versank es in den Tiefen der Berge. Dann begann es von Neuem. Es klang ferner. Sie stand am Bahnhof und hörte noch verloren sein letztes schwaches Rauschen. Dann ging sie in Gedanken versunken am See entlang. Sie war blaß. Eine Händlerin bot Früchte feil in einem Korbe. Fischer, die auf den steinernen Stufen am Landungsplatz lagen, nötigten zur Fahrt auf dem See. Ein junges Paar in heller Sommertracht bestieg einen Kahn, löste klingend die Kette und begann hinauszurudern. Ohne aufzublicken schritt sie langsam vorüber und in die Berge zurück.

Von neuer Kunst.

Die Wildente in Paris. Wie in Wien, so ist nun in Paris Ibsen's „Wildente" mit einem halben Erfolge gespielt worden; und das Publikum des Théatre-libre hat sich nicht urteilsfreier erwiesen, als das Publikum des Deutschen Volkstheaters. Mit einem wundersamen Gemisch aus scheuer Ehrfurcht und zweifelndem Unverständnis nehmen die Pariser Tagesblätter das Werk auf: die Größe Ibsen's wagen sie nicht anzutasten, aber die Unlust der Franzosen, sich in fremde Persönlichkeit einzudenken, führt zu mancherlei Mißverständnis hin. Weil der Symbolismus in Paris wieder aufleben will, glaubt man einem versteckten, symbolischen Sinn der „Wildente" eifrig nachspüren zu müssen, und alle Berichte sind voll von Vermutungen darüber, was das fabelhafte Tier denn „eigentlich" bedeute. Das Stück, sagt M. Vitu im Figaro, „beruht auf einer sehr ernsten, sehr starken und sehr dramatischen Fabel, vermehrt durch einen symbolischen Gehalt, der mit jener keinerlei Beziehung hat." Für die Gestalt des Wahrheitsapostels Gregers Werle hat er keinerlei Verständnis, er nennt ihn „une espèce d'halluciné"; dagegen weckt die kleine Hedwig seine volle Sympathie auf, und er meint: „Die Figur der Hedwig (welches Urteil man auch sonst über das Stück von Henrik Ibsen fällen mag) ist einfach entzückend und ihr hat der meiste Beifall gegolten." Daß das Werk aus ganz andern Kunstanschauungen

und aus andern Lebensanschauungen hervorgegangen, als die heimischen es sind, kommt Herrn Vitu deutlich zum Bewußtsein, und er sagt: „Es würde ebenso schwierig wie ungerecht sein, das neue (?) Werk des Herrn Ibsen nach französischen Begriffen zu beurteilen." Ueber die Haltung des Publikums aber berichtet er: „Das Publikum der Freien Bühne schien das Stück nicht sehr ernst zu nehmen; abgesehen vom ersten Akt, der sehr dramatisch ist, schien man öfter verblüfft als interessirt." Andere Blätter vervollständigen diesen Bericht durch eine etwas schärfere Tonart, die aber noch immer respektvoll genug klingt, wenn man sich an die Grobheiten und Plumpheiten deutscher Zeitungen erinnert, vor Ibsen'schen Premieren. Die Wildente, heißt es z. B. im Temps, „dramatisiert wie alle Stücke des nordischen Meisters die Psychologie der Extatischen, der erblich Neuropathischen und der Kranken. Alles das geht nicht ab ohne eine gewisse Dunkelheit, aber diese Dunkelheit selbst vermehrt die andächtige Inbrunst der Adepten der Ibsen'schen Kunst: keine Religion ohne Mysterium. — Daher sind die erprobtesten „Ibsenites" nicht einig über die wahre, die allegorische, mythische und symbolische Bedeutung der Wildente. Was bedeutet sie? wir entscheiden es nicht; aber die Lösung des Rätsels giebt am Ende nicht den Ausschlag, weil in dem Stück genug interessante, pittoreske Szenen bleiben von einem köstlichen Realismus, von einer ein wenig nebelhaften, aber fesselnden Philosophie. Diese Szenen sind applaudirt worden."

Die Maifeier, deren Stimmungswert wir an anderer Stelle eingehend berühren, hielt an drei aufeinander folgenden Abenden auch die verschiedenen Abteilungen der Freien Volksbühne versammelt. Mancherlei Hindernisse, die sich der lange geplanten Festvorstellung in den Weg gelegt, gestatteten leider nicht eine ausreichende künstlerische Fassung des Gebotenen. Immerhin errang ein kurzes Festspiel mit drei figurenreichen lebenden Bildern reichen Beifall, und längere Vorträge Herwegh'scher und Hart'scher Gedichte (durch Hermann Paris), sowie zahlreiche musikalische Einlagen hielten die Zuhörer bis in die späte Nachtstunde hinein in angeregter Stimmung. Ohne auf das für den Moment, und im Zwange des Moments, improvisierte Festspiel näher einzugehen, möchten wir wenigstens ein starkes Betonen des Individualismus und des „Selbstdenkens" im letzten Akt als beherzigenswerte Aeußerung hervorheben. Im Uebrigen war aus dem „sozialkritischen Hauch" der Volksbühne hier denn doch etwas viel handgreifliche Tendenz geworden.

Eine neue plastische Technik. Während die Kunstgelehrten über eine der wesentlichsten Fragen moderner Plastik, über die Färbung oder Nichtfärbung von Bildwerken, sich mit Worten trefflich streiten und aus vorgefaßten Meinungen oft ergötzliche Theorieen zurechtzimmern, in die sie wie in ein Prokrustesbette die Schöpfungen der Künstler hineinzwängen oder -zerren, verfolgen die Schaffenden unbekümmert um alle Schulweisheit den Weg, der ihrer Individualität und damit auch mehr oder minder dem Zeitgeiste entspricht. Sie suchen und schaffen — und die Echten finden auch.

Daß unsere Plastik nur noch Caviar für das Volk ist, wird allen Einsichtigen klar sein, und auch der echte Menschenfreund wird keinen Vorwurf darin erblicken, wenn man Häringslake, Sago und Stiefelwichse verbilligt, um auch dem „Minderbemittelten" einen Genuß zu verschaffen, oder, um ohne unappetitliches Bild zu reden, wenn man eine Scheinkunst dem Volke aufzwingen will. Das ist aber unsere am Griechenthum und etwa noch am Michelangelo klebengebliebene Idealplastik. Die Allegoristerei ist tot, sicher für unser Empfinden wenigstens tot. Und nur der Lebende hat recht! Und wir Lebenden fangen an, die Schleckermäuler gering zu achten und nach nahrhafterer Wahrheitskost in der Kunst zu verlangen.

Daß zu dieser Popularisirung — im besten Sinne — der Plastik neben der Betonung des realen Lebens vorzüglich die Wiederaufnahme der Farbe gehört, sollte eigentlich jedem gesunden und naiven Empfinden von vornherein einleuchten. Und daß es nicht länger angeht, a priori irgendwelche Gesetze dem Künstler vorzuschreiben, sollten die Kunstweisen bei einiger Bescheidenheit auch endlich einsehen. Aus dem, was das Genie

schafft, kann erst die Lehre abgezogen werden. Zunächst gilt es erfahrungsmäßig zu sammeln, was einen Eindruck macht, dann zu fragen, weshalb er den macht, und so, mit der ganzen Vorsicht des experimentellen Weges, weitere Gesichtspunkte aufzusuchen.

In Bezug auf farbige Plastik liegt aber bereits ein so reicher Stoff vor, daß es geradezu abgeschmackt erscheint, ihre Bedeutung zu leugnen. Am spaßigsten erscheinen mir dabei die Herren, die als eine Art Nationalliberale der Aesthetik zwar ein Stücklein Weges mitgehen und die aus der Benutzung verschiedener Werkstoffe sich ergebende Mehrfarbigkeit oder eine andeutende Tönung gelten lassen wollen, die aber sofort Zeter schreien, sobald der Bildhauer auch ganz Maler sein will. Dann heißt es gleich „Wachsfigurenhaftigkeit“. Ich bin weit entfernt davon, die absolute Naturtreue für unbedingtes Erfordernis aller Kunst zu halten; ich gebe sogar mit Vergnügen zu, daß der Mangel an Stilisirungsgefühl, da wo der Werkstoff des Kunstgebietes eine Stilisirung erfordert — und das ist fast in aller Kunst — ein Hauptfehler der zeitgenössischen Künstler ist. Aber, vermag man alle Technik vollkommen zu unterjochen, so ist durchaus nicht der geringste Grund vorhanden, weshalb ein naturkongruentes Werk nicht ästhetisch wirken soll. Daß Wachsfiguren so unheimlich wirken, wie sie noch thatsächlich thun, liegt, behaupte ich, nur daran, daß sie nicht künstlerisch genug ausgeführt sind und daß wir uns an den Eindruck vollkommen schöner Wachsfiguren — eben aus Mangel solcher Schöpfungen — nicht hinreichend gewöhnt haben. Denn der ästhetische Einfluß der Gewöhnung wird noch immer lange nicht hoch genug angeschlagen. Sind doch wegen der Stärke ihrer ästhetischen Autosuggestionen die Aesthetikpriester immer die ärgsten Feinde jeder Neuerung.

Wie aber durch bemalte Plastik Wirkungen erzielt werden können, die thatsächlich durch Malerei oder Plastik allein nicht zu erzeugen wären, das muß jedem Vorurtheilslosen vor allem das herrliche Medusenschild **Böcklins** auf der Ausstellung bemalter Skulpturen in der Nationalgallerie vor einigen Jahren und desselben Künstlers Froschkönig, der persönlich-engherzigen Empfindlichkeiten auf der Jubiläums-Ausstellung zum Opfer fiel, gesagt haben.

Diese Bildwerke **mußten** geradezu dämonisch die Kräfte enthüllen, welche in der Vereinigung von Malerei und Plastik verborgen liegen, wenn nicht schon das zielbewußte Vorgehen **von Uechtritz's** — ganz abgesehen von den Holzbildern und Fayencewerken des Mittelalters und der Renaissance — Sporn genug für weiteres Vorgehen auf diesem Gebiete war. Schulweisheit und Angst vor ihr haben das neue Feld fruchtversprechenden Schaffens aber bisher nur wenig weiterbebauen lassen. Da ist es denn um so bedeutsamer, wenn ein vom Urtheil der Menge nicht abhängiger Künstler es wagt, ein weiteres Gebiet der Plastik zu erobern. **Hermann Kokolsky**, einer unserer jüngeren Berliner Bildhauer, hat es unternommen, die alte Elfenbeintechnik der Griechen neu zu beleben. Aus verschwommenem Schullehrstoff sind uns allen noch die chryselephantinen Statuen der Athena Parthenos und des Zeus von Olympia erinnerlich. Aber schwerlich hat man sich einen klaren Begriff vom Aussehen eines Goldelfenbeinbildes gemacht. Unsere Schulmeister begnügten sich mit der Herzählung — und die Schulmeister der Kunstwissenschaft saßen auf Nesseln, wie sie das Rätsel lösen könnten. Daß das Elfenbein **farbig**, daß das Gold ebenfalls **gefärbt** — oxidirt oder emaillirt — gewesen, das paßte mit der „weißen Marmorschöne“ der Antike zu verzweifelt schlecht! Trotzdem ist es nur durch diese Annahme möglich, den Griechen ihre „Kunstreputation“ zu erhalten. Sie hätten sonst Protzen-, nicht Kunstwerke geschaffen.

Wie etwa die berühmten Werke des Pheidias gewirkt haben, davon mag man sich jetzt an einer Idealbüste im Atelier Kokolsky's (der Künstler gestattet auf vorherige Meldung den Anteilnehmenden gern die Besichtigung im Atelier Klosterstr. 76 II. Hof) überzeugen. Ueber einem Holzkern sind die Elfenbeinplatten der naturfarbig gebeizten Fleischteile kunstvoll zusammengefügt, so daß man die Fugen nur bei genauestem Zusehen unterscheidet. Haar und Gewand sind von farbig gebeiztem Holze, ein Diadem ist von mehrfarbig oxydierter Bronze. Die Augen sind von Perlmutter, das in der Iris bräunlich gebeizt ist und in das als Pupille ein Onyx eingesetzt ist. Trotz dieser technisch schwierigen Herstellung ist das Material als solches vollständig im Kunstwerk aufgegangen, das als ein

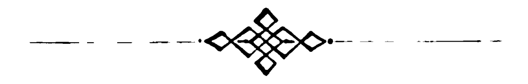
erster Versuch von hoher Vollendung ist. Gegenüber der Kostbarkeit der Herstellung ist aber die Frage berechtigt, welchen Vorzug denn nun das gefärbte Elfenbein vor bemaltem Holz, Marmor oder Gips hat, da es sich ohne solche nur um eine archäologische Spielerei handelte.

Diese Vorzüge sind aber vorhanden. Sie liegen in der herrlichen Textur des Elfenbeines, das ohne aufgetragene Farben sich ungleich besser als Marmor tönen läßt und das der Oberflächenwirkung menschlicher Haut mindestens so nahe kommt wie jener. Namentlich der Hals der Kokolsky'schen Büste wirkt ganz überraschend schön, und es ist noch gar nicht gesagt, daß eine weitere Verfolgung der neuen Technik nicht noch Vorzüglicheres hervorbrächte. Auch die befremdlich klingende Herstellung der Augen macht einen durchaus vortrefflichen Eindruck; das Ganze steht jedenfalls, im Hautlüstre namentlich, weit über allen bemalten Holzbüsten, die es überdies auch zeitlich überdauern würde.

Es ist danach kaum eine Frage, daß das bemalte oder besser farbiggebeizte Elfenbein in der Plastik — namentlich für jugendliche und weibliche Körper — noch eine Rolle zu spielen berufen ist und uns zugleich einer farbenfreudigeren Zukunft entgegenführt.

Hans Schliepmann.

Karl Henckell ist seit Ablauf des Sozialistengesetzes auch in seinen neueren, politisch gefärbten Dichtungen „Amselrufe" und „Diorama" wieder dem Deutschen zugänglich geworden. Wegen so mancher schönen lyrischen Perle in diesen Büchern freuen wir uns dessen von Herzen. Mit sehr viel geringerer Freude haben wir aber von der neuesten Arbeit des jungen Freiheitssängers, dem Festspiel „Trutznachtigall" (Stuttgart, Verlag von J. H. W. Dietz) Kenntnis genommen. Wohl verleugnet sich in einzelnen melodramatischen Stellen der geniale Lyriker nicht, den wir von früh kennen und schätzen. Aber es sind karge Frühlingsfleckchen in einer großen Oede, hier und da einmal ein einzelner, mit Blüten bestandener Block inmitten eines eisigen Gletscherspiegels, wie sie der Wandrer im Hochgebirg bisweilen findet. Ein fader, traurig witzarmer Mephisto schreitet als „Sorgensatan" durch das endlose, jeglicher Handlung baare Stück, endlos wird geredet, endlos geklagt, endlos belehrt .... und das Schlimmste ist, daß, wie ich fest glaube, weder der in der Idee Zustimmende, noch der Tendenzgegner zu ehrlicher Liebe oder ehrlichem Haß sich erwärmen werden. Ein Publikum von Arbeitern dürfte außer ein paar groben Späßen, die hart aus dem getragenen Verston herausfallen, fast nichts von diesen langen symbolisirenden Reden verstehen und erst durch die wirkungsvolleren Schlußlieder einen gewissen Operneffekt empfinden, der aber kaum für die Länge des Voraufgegangenen entschädigen kann. Und angenommen, es faßte von Beginn an den Nerv der Idee, so zweifle ich auch hier daran, daß es sein Innerstes, sein Herz wiederfände. Denn allzu pomphaft ist — der alte Poetenfehler! — die Rolle des Dichters im sozialen Erlösungskampfe ausgespielt, es scheint, als mache er die Weltgeschichte durch seine aufstachelnde Rede: ein hyperbolischer Traum, über den kaum noch ein Wort zu verlieren ist, so hoch man auch immer den Kulturwert und selbst den sozialen Wert der Dichtung stellen mag. Es thut uns leid, einem trefflichen Manne wie Henckell, dessen Mut wie dessen Kraft wir hochschätzen, bei einer Gelegenheit so harte Worte widmen zu müssen, wo er zweifellos mit derselben ehrlichen Ueberzeugung sein Bestes zu geben gedachte, die ihm sonst eigen ist. Tröste er sich damit, daß an der tauben Nuß bestellter Festspiele schon manch ehrwürdige Litteraturgröße sich einen gesunden Poetenzahn ausgebissen hat. **E. S.**





An offener See.

Roman
von
August Strindberg.
Autorisierte Übersetzung von M. von Borch.

Erstes Kapitel.

Draußen in der Gästensbucht lag an einem Maiabend eine Fischerschute vor dem Winde. „Rökarna"*) mit ihren in den ganzen Scheeren bekannten drei Pyramiden fingen an zu blauen, und am klaren Himmel bildeten sich Wolken, als die Sonne zu sinken begann; vor den Landspitzen hub das Wasser bereits an zu schlagen, und unangenehmes Stoßen im Raasegel deutete an, daß der Landwind sich bald gegen neu erwachenden Luftzug von oben, von draußen und von hinten brechen werde.

Am Steuer saß der Zollaufseher auf Österskären, ein Riese mit schwarzem, langen Vollbart; er schien dann und wann flüchtige Blicke mit den beiden Wächtern zu wechseln, die vorn im Schiff saßen, und von denen der eine auf die Vorstange achtete, die das große Raasegel im Winde hielt.

Hin und wieder warf der Steuermann einen prüfenden Blick auf den kleinen Herrn, der zusammengekrochen am Mast saß, ängstlich und erfroren schien und zuweilen den Plaid fester um Magen und Unterleib zog.

Der Zollaufseher mußte ihn komisch gefunden haben, denn er wandte sich oft nach der Leerseite, um zugleich mit dem Tabakspeichel ein drohendes Lachen auszuspucken.

Der kleine Herr trug einen biberfarbigen Frühlingsrock, unter dem ein Paar weite Beinkleider aus moosgrünem Trikot hervorsahen, die auf krokodillederne Halbstiefel mit schwarzen Knopfreihen an braunen Tuchschäften herabfielen. Von der übrigen Kleidung war beinahe nichts sichtbar, aber um den Hals hatte er einen kremefarbigen Foulard gewunden, und seine Hände, von denen die rechte von einem dicken, ciselierten Goldarmband in Form einer Schlange, die sich in den Schwanz biß, umschlungen war, schützten lachsfarbige, dreiknöpfige Glaceehandschuhe. Unter den Handschuhen an den Fingern waren Erhöhungen sichtbar, wie von Ringen herrührend. Das Gesicht war, so viel man sehen konnte, mager und leichenblaß, und ein kleiner, schwarzer, dünner Schnurrbart, dessen Enden nach oben gekräuselt waren, erhöhte die Bläße und gab dem Gesichtsausdruck etwas exotisches. Der Hut war zurückgeschoben und ließ das schwarze, gleichmäßig geschnittene Stirnhaar wie ein Stück von einer Plattmütze frei.

Was die Aufmerksamkeit des Steuermanns unermüdlich zu fesseln schien, waren das Armband, der Schnurrbart und das Stirnhaar.

Während der langen Fahrt von Dalarö hatte er, ein großer Spaßvogel, versucht, ein munteres Gespräch mit dem Fischereiinspektor einzuleiten, den er seinem

*) „Rökarna", eine Inselgruppe in den Stockholmer Scheeren.



Auftrag gemäß nach der Station auf Osterskären hinauszusegeln hatte. Aber der junge Doktor hatte eine verletzende Unempfänglichkeit für die dreisten Witze gezeigt, worauf der Zollbeamte seine Ansicht begründete, daß der „Instruktor" hochmütig sei.

Inzwischen frischte der Wind auf, als sie sich luvwärts von Hansten befanden, und das lebensgefährliche Segeln nahm seinen Anfang. Der Inspektor, der eine Marinekarte in der Hand hatte und nach Fragen, die er hie und da hingeworfen, Aufzeichnungen gemacht hatte, steckte die Karte jetzt in die Tasche und wandte sich mit einer Stimme, die mehr einer Frauen- als einer Männerstimme glich, an den Steuermann:

„Bitte, segeln Sie etwas vorsichtiger!"

„Haben Sie Angst, Herr Instruktor?" fragte der Steuermann höhnisch.

„Ja, ich habe Angst um mein Leben, denn darauf halte ich" — entgegnete der Inspektor.

„Auf anderer Leute Leben nicht?" verwies ihn der Steuermann.

„Wenigstens nicht so viel, wie auf mein eigenes. Und Segeln ist eine gefährliche Beschäftigung, besonders mit dem Raasegel."

„Sooo? Dann haben Sie wol schon viel mit Raasegel gesegelt?"

„Noch nie im Leben. Aber ich sehe ja, wo der Wind mit Kraft einsetzt, berechne, wieviel Widerstand die Schwere des Boots zu leisten im Stande ist und weiß zu beurteilen, wann das Segel zurückschlägt."

„Na, dann setzen Sie sich doch selbst an's Steuer", fuhr der Zollaufseher ihn an.

„Nein! Das ist Ihr Platz, ich sitze nicht auf dem Kutschbock, wenn ich in Kronangelegenheiten reise".

„Können wol nicht segeln, selbstverständlich!"

„Wenn ich es auch nicht kann, so ist es doch gewiß sehr leicht zu lernen, nachdem jeder zweite Schuljunge und jeder einzige Zollwachtmeister es kann; also gar keine Schande für **mich**, daß ich es **nicht** kann! Segeln Sie jetzt nur vorsichtig, denn ich will nicht naß werden und auch nicht gern meine Handschuhe ruinieren."

Der Bescheid war deutlich, und der Zollaufseher, der auf Österskär die erste Nummer war, fühlte sich einigermaßen abgesetzt. Nach einer Bewegung des Steuers füllte das Segel sich wieder, das Boot hatte gute Fahrt und hielt auf die Scheereninsel zu, deren weiße Zollbude grell im Licht der untergehenden Sonne flimmerte.

Die inneren Scheeren schwanden, und man fühlte, wie aller Schutz und alle Wehr zurückblieb, als es hinaus ging auf das große Wasser, das sich jetzt so grenzenlos öffnete, und im Osten obendrein noch finster drohte. Keine Aussicht, dort zwischen Scheeren oder Inselchen unterzulaufen, keine Möglichkeit, im Fall eines Sturmes anzulegen und zu reffen; hinaus, mitten in's Verderben hinein ging es, über den schwarzen Abgrund fort, hin nach der kleinen Scheereninsel, die nicht größer aussah, als eine in's Meer geworfene Boje. Den Inspektor überlief es kalt, denn wie bereits angedeutet, hielt er sehr auf sein eigenes Leben und war intelligent genug, um seine unbedeutende Widerstandskraft gegen die unermeßlichen Kräfte einer übermächtigen Natur berechnen zu können. Er war bei seinen sechsunddreißig Jahren zu klarsehend, um die Einsicht und den Mut des Steuermannes zu überschätzen, und er sah durchaus nicht mit Zuversicht auf das braune Gesicht und den Vollbart, er glaubte nicht, daß ein muskulöser Arm einem Wind gebieten konnte, der mit einem Druck von tausenden von Pfunden gegen eine unzuverlässige Segelfläche blies, und er durchschaute diese Art von Mut, der nur auf mangelhafter Urteilskraft basierte. Welche Dummheit, dachte er, sein Leben in einem kleinen



offenen Boote zu riskieren, wenn es gedeckte Fahrzeuge und Dampfboote giebt. Welch ein unglaublicher Einfall, ein so großes Segel an einem Tannenmast zu hissen, der sich bog wie ein Flitzbogen, wenn der Wind ordentlich einsetzte. Das Seetau hing schlaff, das Vorstagtau ebenfalls, und der ganze Winddruck lag auf dem Tau an der Luvseite, das obendrein noch verfault aussah. Er wollte sich keiner so ungewissen Sache wie der größeren oder geringeren Kohäsion einiger Hanfstricke überlassen, und wandte sich daher beim nächsten Windstoß zum Zollwächter, der am Tau saß, und befahl ihm mit kurzer aber durchdringender Stimme:

„Das Segel herunter!"

Der Zollwächter sah nach dem Achterteil des Schiffes, um die Ordre des Steuermanns abzuwarten, aber der Befehl des Inspektors wurde augenblicklich wiederholt, und zwar mit solchem Nachdruck, daß das Segel fiel.

Nun begann der Zollaufseher zu schreien:

„Wer zum Teufel hat denn das Kommando in meinem Boot?"

„Ich!" — antwortete der Verwalter.

Und damit wandte er sich mit einem neuen Befehl zum Zollwächter:

„Die Ruder auslegen!"

Die Ruder wurden ausgelegt, und das Boot trieb während ein paar Ruderschlägen ab, weil der Zollaufseher das Steuerruder im Zorn mit dem Bescheid hatte fahren lassen:

„Na, dann setz er sich doch selbst an's Steuer!"

Der Inspektor nahm augenblicklich den Platz im Achterteil ein, und bevor der Zollaufseher noch zu Ende geflucht hatte, lag die Ruderpinne bereits unter seinem Arm.

Der Glaceehandschuh riß sofort an den Daumennäten, aber das Boot ging seinen ebenen Gang, während der Zollaufseher sich in den Bart lachte und ein Ruder zum auslegen bereit hielt, um dem Boot den Kurs zu geben. Aber der Inspektor hatte keine Aufmerksamkeit für den zweifelnden Seemann übrig, er starrte nur aufmerksam nach der Windseite, konnte bald die lange Dünung und die kurz brechenden Windwellen unterscheiden, und hatte, nachdem er mit einem hastigen Blick über das Achterteil weg die Abtrift gemessen und im Kielwasser den Stromgang abgemerkt, den Kurs klar vor sich, den er einhalten mußte, um nicht an Osterskären vorüber zu treiben.

Der Aufseher, der schon lange eine Begegung mit den schwarzen, brennenden Blicken gesucht hatte, damit diese seine Lachlust gewahren sollten, wurde dessen bald müde, denn es sah aus, als ob diese Augen nichts von ihm annehmen, sich rein halten wollten von der Berührung mit etwas störendem oder beschmutzendem, und so ward der Zollaufseher nach kurzen Versuchen niedergeschlagen und zerstreut und begann wieder das Manövrieren zu beobachten.

Die Sonne war jetzt am Rande des Horizonts, und die Wellen brachen sich, purpurschwarz am Fuß, tief grün an den Spitzen; wenn der Kamm sich am höchsten hob, leuchtete es grasgrün, und der Schaum spritzte und brauste, in der Sonne rot, champagnerfarben, und das Boot mit der Mannschaft lag unten in Dämmerung, während einen Augenblick später auf dem Wellenrücken die vier Gesichter aufleuchteten, um gleich darauf wieder zu erlöschen.

Aber nicht alle Wellen brachen sich, sondern einige wogten nur und wiegten das Fahrzeug leise, hoben und schoben es vorwärts. Es schien aber, als ob der kleine Steuermann schon aus der Entfernung beurteilen konnte, wann eine Sturzwelle kam, dann hielt er mit einem leichten Druck auf die Ruderpinne Stand, fiel ab oder schlängelte sich zwischen der furchtbaren, grünen Wand durch, die drohend vorstürzte und sich über das Boot fortrollen wollte.

Die Sache war die, daß die Gefahr durch das Herabnehmen des Segels wirklich größer geworden, denn die treibende Kraft war jetzt geringer, weil man der Hebekraft des Segels entbehren mußte. Daher fing das Erstaunen des Zollaufsehers über das unglaublich feine Manövrieren an, sich in Bewunderung zu verwandeln.

An dem wechselnden Ausdruck des bleichen Gesichts und an den Bewegungen der Augen sah er, daß da drinnen Berechnungen der kombiniertesten Art vor sich gingen, und nachdem er, um nicht überflüssig zu erscheinen, sein Ruder ausgelegt hatte, hielt er die Zeit für gekommen, seine Anerkennung gutwillig zu geben, bevor sie ihm abgerungen wurde.

„Der ist früher schon auf See gewesen, ja!"

Der Inspektor, der teils sehr in Anspruch genommen war, teils in durchaus keinen Kontakt kommen wollte, um sich nicht in einem unvorhergesehenen Augenblick der Schwäche durch das scheinbar überlegene in der Aeußerung des Riesen täuschen zu lassen, antwortete nichts.

Aus seinem rechten Handschuh war der ganze Daumen herausgerissen, und das Armband war herabgeglitten. Als nun der Lichtschein auf den Wogenkämmen erloschen war, und die Dämmerung sich herabsenkte, holte er mit der linken Hand ein Monocle hervor, warf es in's rechte Auge, bewegte den Kopf hastig nach mehreren Richtungen, als ob er Landmarken wahrnehme, wo gar kein Land war, und warf dann eine Frage hin:

„Ihr habt keinen Leuchtturm auf Österskären?"

„Nein, leider Gottes nicht," erwiderte der Zollaufseher.

„Haben wir dort seichte Stellen?"

„Reines Wasser."

„Man gewahrt aber die Leuchtfeuer von Landsort und Sandhame?"

„Sandhame unbedeutend, von Landsort mehr," entgegnete der Zollaufseher.

„Bleibt jetzt still auf Euren Plätzen sitzen, dann gehen wir richtig," schloß der Inspektor, der nach den Köpfen der drei Männer etwas abgemessen und einige unbekannte feste Punkte in der Ferne wahrgenommen zu haben schien.

Die Wolken hatten sich zusammengeballt, und an Stelle der Maidämmerung trat ein Halbdunkel. Es war, als ob man in irgend einer dünnen und undurchdringlichen Materie ohne Licht vorwärts schaukelte; die Wellen hoben sich nur noch wie dunklere Schatten von dem Halbschatten der Luft ab, steckten die Köpfe unter das Boot, nahmen es auf den Rücken und tauchten auf der andern Seite wieder auf, wo sie sich flach ausrollten. Aber Freund von Feind zu unterscheiden wurde jetzt immer schwerer, und die Berechnungen immer unsicherer. Zwei Ruder waren an der Leeseite ausgelegt und eins auf der Windseite, und mit der Anwendung von größerer oder geringerer Kraft im rechten Augenblick mußte das Boot flott gehalten werden.

Der Inspektor, der bald nichts mehr sah als die beiden Leuchttürme im Norden und Süden, mußte jetzt das Auge durch das Ohr ersetzen, aber bevor er sich daran gewöhnen konnte, am Dröhnen, Aechzen und Zischen der Wogen eine Sturzwelle von einer Windwelle zu unterscheiden, war schon Wasser in's Boot gekommen, und er mußte seine feinen Halbstiefel retten, indem er sie auf das Sitzbrett setzte.

Bald jedoch hatte er die Harmonielehre der Wogen studiert und hörte sogar am Tempo des Schalls, wenn die Gefahr nahte; er spürte auf dem Trommelfell des rechten Ohrs, wenn der Wind stärker drückte und das Wasser höher aufzuwühlen drohte; es war, als ob er aus seinen fein empfindlichen Sinnen nautische

und meteorologische Instrumente improvisiert hätte, zu denen die Leitungen aus seiner großen Gehirnbatterie führten, die von dem kleinen, komischen Hut und dem schwarzen Stirnhaar verdeckt wurde.

Die Männer, die beim Eindringen des Wassers in's Boot einen Augenblick aufrührerische Worte gemurmelt hatten, schwiegen, als sie fühlten, wie das Boot vorwärts eilte, und bei jedem Komandowort: „Luvwärts oder leewärts" wußten sie, an welcher Seite sie einsetzen mußten.

Der Inspektor hatte auf die beiden Leuchttürme gepeilt und das viereckige Glas seines Monokles als Distanzmesser benützt, aber die Schwierigkeit, den Kurs innezuhalten, lag darin, daß aus den Fenstern der Hütten auf der Insel kein Licht schimmerte, weil die Häuser auf der Leeseite der Klippen lagen. Als die gefährliche Fahrt nun eine volle Stunde oder länger gedauert hatte, wurde vorn am Horizont eine Erhöhung sichtbar. Der Steuermann, der sich durch Einholen zweifelhafter Ratschläge nicht in seinen Intuitionen stören lassen wollte, auf die er sich mehr verließ, hielt schweigend auf das zu, was er für die Scheereninsel hielt und tröstete sich damit, daß das Erreichen irgend eines festen Punktes, welcher Art er auch sein mochte, immer noch besser wäre, als dies Schweben zwischen Luft und Wasser. Aber die dunkle Wand kam mit einer Schnelligkeit näher, die größer war als die Fahrt des Boots, so daß in dem Inspektor der Argwohn erwachte, es könne doch am Ende nicht seine Richtigkeit mit dem Kurs haben. Um Gewißheit zu erlangen, was es sein könne und zugleich ein Signal für den Fall zu geben, daß es ein Fahrzeug sei, das versäumt hatte, Laternen zu hissen, zog er seine Schachtel mit Windstreichhölzern hervor, zündete das ganze Bund an der Platte an und hielt es einen Augenblick empor, wobei er es so fortschleuderte, daß es einige Meter um das Boot herum erhellte. Das Licht hatte die Dunkelheit nur einen Augenblick durchdrungen, aber das Bild, das sich wie unter einer Wunderlampe offenbart, blieb dem Inspektor noch ein paar Sekunden vor Augen. Und er sah eine Treibeismasse, die sich an einer Untiefe gestaut hatte, gegen die sich jetzt die Wogen wie ein Grottengewölbe über eine Riesendruse von Kalkspath brachen; und er sah einen Schwarm von Pfeilschwänzen und Möven sich heben und untergehen in der Dunkelheit, aus der nur ein vielstimmiger Schrei ertönte. Der Anblick der Sturzwelle wirkte auf den Inspektor wie der Anblick des Sarges, der den geteilten Körper des zum Tode Verurteilten aufnehmen soll, und im Augenblick dieser Vorstellung erkannte er die doppelte Todesgefahr des Erfrierens und des Erstickens, aber die Angst, die seine Muskulatur lähmte, weckte hingegen alle verborgenen Kräfte seines Seelenlebens, so daß er im Bruchteil einer Sekunde eine sichere Abschätzung der Größe der Gefahr ausführen, die einzigen Mittel des Entkommens ausrechnen und darauf das Kommandowort: Stop! ausrufen konnte.

Die Männer, die der Sturzsee den Rücken zuwandten und sie nicht bemerkten, ließen die Ruder ruhen; das Boot wurde in die Welle, die eine Höhe von drei, vier Metern haben mochte, hineingezogen, die Woge brach sich hoch über dem Fahrzeug wie eine grüne Kugel aus Flaschenglas, ging mit ihrer ganzen Wassermasse auf der andern Seite nieder, der Nachen wurde auf der andern Seite gleichsam ausgespieen, allerdings halb voll Wasser, und die Passagiere waren durch den entsetzlichen Luftdruck halb erstickt. Drei Angstschreie, wie aus der Kehle von Schlafenden, die der Alp drückt, ertönten zu gleicher Zeit; vom vierten, vom Steuermann, vernahm man jedoch nichts. Er machte nur eine Bewegung mit der Hand nach der Insel hin, wo jetzt einige Kabellängen entfernt ein Licht aufzuflackern schien, und dann sank er gegen den Achtersteven zurück und blieb dort liegen.

Der Kahn hörte auf zu schaukeln, denn sie waren jetzt in ruhiges Wasser

gekommen, die Ruderer saßen noch wie im Taumel und tauchten die Ruder ein, die garnicht nötig waren, da das Boot vom Wind sachte in den Hafen getrieben wurde. —

„Was habt Ihr im Boot, Leute?“ grüßte ein alter Fischer, nachdem er schon einen vom Wind fortgetragenen Guten Abend hinausgerufen.

„Das soll ein Fischerei-Instruktor sein!“ flüsterte der Zollaufseher, als er den Nachen hinter einem Schuppen auffahren ließ.

„Ach so — so Einer, der hier herumschnüffeln soll! Na, wenn der auch noch obendrein krank ist,“ meinte Fischer Oman, welcher Präses der kleinen armen Bevölkerung der Scheereninsel zu sein schien.

Der Zollaufseher wartete, daß der Inspektor Anstalten machen sollte, an's Land zu steigen, als aber das kleine Bündel, das im Achtersteven lag, keine Bewegung machte, kletterte er beunruhigt wieder in's Boot herunten, umfaßte den zusammengefallenen Körper mit beiden Armen und trug ihn an's Land.

„Ist's aus mit ihm?“ fragte Oman nicht ganz ohne Anflug von Hoffnung im Ton.

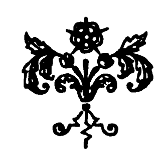
„Nicht viel los mit ihm,“ antwortete der Zollaufseher und trug seine nasse Bürde hinauf in die Hütte.

Es lag etwas vom Riesen und Däumling in diesem Anblick, als der hochgewachsene Zollaufseher in seines Bruders Küche trat, wo die Schwägerin am Herd stand. Als er den kleinen Körper auf ein Sofa legte, schimmerte ein Zug von Mitleid mit dem Schwächeren aus dem großen Bart unter der niedrigen Stirn.

„Sieh, hier bringe ich den Fischerei-Inspektor, Mari,“ begrüßte er darauf seine Schwägerin und faßte sie um die Taille. „Hilf uns, daß wir ihm was trockenes an, und was nasses hinein bringen, dann muß er auf sein Zimmer!“

Der Inspektor spielte eine jämmerliche und komische Figur, wie er so dalag auf der harten Holzbank. Der weiße Stehkragen schnürte sich ihm wie ein schmutziger Fetzen um den Hals; sämmtliche Finger der rechten Hand sahen aus dem zerrissenen Handschuh heraus, auf dem die aufgeweichte Manschette durch die gelöste Stärke festklebte; die kleinen Halbstiefel aus Krokodilleder hatten allen Glanz und alle Form verloren, und nur mit der größten Mühe konnten der Zollbeamte und seine Schwägerin sie von den Füßen herabbringen.

(Fortsetzung folgt.)



Verantwortlich für die Redaction Wilhelm Bölsche, Friedrichshagen. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler. Druck: A. Seydel & Cie. Beide in Berlin.



Tendenz in der Poesie.

Eine Einleitung zur Ergründung eines Zeitproblems.

Von **Bruno Wille**.

„Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört,
Es müsse sich dabei doch auch was denken lassen."

Vielfach denkt er sich auch wirklich etwas dabei. Doch je weniger ein Wort auf sinnliche Dinge hinweist, je mehr es feine und vielverzweigte Beziehungen der Dinge andeutet, desto mehr differiert der Sinn, welchen die verschiedenen Personen ihm unterlegen. Kommt nun auch durch den geistigen Verkehr der Leute, insbesondere durch die Wissenschaft, manche Einigung zu Stande, so bleibt doch des Vieldeutigen noch genug, um in abstrakten Disputen die Rolle des Konfusions- und Zwist-Koboldes mit vorzüglichem Erfolge auszufüllen.

Das Wort Tendenz gehört zu diesen Worten.

Zuweilen wird es gebraucht, um den Ideengehalt oder die Grundidee einer Dichtung zu bezeichnen. Ich brauche wohl nicht darzuthun, daß in diesem Sinne alle Dichtungen tendenziös sind, und daß man gut thut, diesen Wortsinn aufzugeben, weil er unfruchtbar, unpraktisch, überflüssig ist.

Versteht man unter Tendenz die Parteinahme, welche sich in der Dichtung ausprägt, so ist dieser Sinn allerdings weniger vage als der eben bezeichnete, doch in seinen Konsequenzen ziemlich unhaltbar. Denn jeder Dichter schafft aus einer bestimmten Weltanschauung heraus und giebt folglich seinen Werken, allerdings mehr oder minder deutlich, das Gepräge einer ethischen, religiösen, philosophischen, nationalen und sozialen Partei. Mit dieser Definition gelangt man dazu, nicht nur Schillers „Räuber" und „Kabale und Liebe", sondern auch die Stimmungsgedichte eines Eichendorff oder Körner als tendenziöse Werke zu bezeichnen.

Eine große Anzahl von Kunstkritikern gebraucht das Wort Tendenz in einem verächtlichen Sinne. Sie hängen es einem Werke an, ähnlich wie man hinter einer Person „Schuft!" ruft. Tendenz, sagen sie, bedeutet Entweihung der Kunst.

Diese Anschauung hat sich ganz besonders in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts verbreitet, damals, als der politikfeindliche Hellenismus und die gleichfalls politikfeindliche oder reaktionär gefärbte Romantik den liberalen Tendenzdichtern gegenüber standen. Der weltferne Träumersinn der Naturstimmungs-Poeten sowie der Schwärmer für das klassische Altertum oder das romantische Mittelalter fühlte sich gestört durch den politischen Streit des Tages. „Politisch Lied ein garstig Lied!" hieß es. Und diesen Standpunkt suchte man zu rechtfertigen durch die Theorie,

das „Rein-Menschliche", das „Ewig-Wahre" stehe höher als Parteidifferenzen, als vorübergehende Probleme und Interessen, der Dichter möge nicht für die Bedürfnisse des Tages arbeiten, nicht blos für seine Zeit schaffen, sondern gleich Homer, Vergil, Dante, Wolfram von Eschenbach und anderen poetischen Heroen den Willen haben, noch auf ferne Generationen zu wirken, die Kunst solle nicht Zwecken dienen, sondern als „Selbstzweck" betrachtet werden.

„Der Dichter steht auf einer höhern Warte,
Als auf den Zinnen der Partei"

war ein Schlagwort jener Tage. Doch — man gestatte mir diese Anmerkung — diejenigen, welche dies Schlagwort gebrauchten, thaten es wohl nur deswegen, weil sie eben nicht gelernt hatten, von den Zinnen der Partei zu sehen. Hätten sie einen lebhaften Sinn für die politischen Bedürfnisse des Volkes gehabt, so würden sie auch wohl der politischen Poesie Tribut gezollt haben. Wenigstens ging es so Freiligrath; sobald er politisches Verständnis erlangt hatte, stieg er von jener „höhern Warte" auf die „Zinnen der Partei", ohne sich minder als zuvor Poet zu fühlen.

Lassen wir es dahingestellt, inwiefern die Verehrer des Hellenismus und der Romantik berechtigt waren, das Wort Tendenz in einem vorwurfsvollen Sinne zu gebrauchen. Genug, dieser Sinn hat sich in den Sprachgebrauch derart eingebürgert, daß der Bestimmer des Begriffes Tendenz nicht umhin kann, damit zu rechnen.

Freilich sind mir auch Leute begegnet, welche keineswegs vorwurfsvoll von der Tendenz denken, vielmehr für gewisse Dichtungen gerade wegen ihrer Tendenz eine hohe Vorliebe hegten.

So spaltet sich die Bedeutung des Wortes Tendenz mannigfaltig. Und versöhnen lassen sich all diese Divergenzen nicht . . .

„O glücklich, wer noch hoffen kann
Aus diesem Meer des Irrtums aufzutauchen!"

Ich finde nur einen Ausweg: Der gordische Knoten läßt sich nicht lösen, also zerhauen wir ihn; eine allgemeingültige Definition von Tendenz ist nicht möglich, also lassen wir hier die Willkür schalten, obwohl mit möglichem Anschluß an die Hauptströmungen des Sprachgebrauches.

So stelle ich mich hier auf den Standpunkt derer, welche in der Tendenz eine Verletzung der Kunst erblicken. Ich thue das aber nicht etwa aus Sympathie für diese Partei, sondern weil ich mich mit dieser Partei auseinandersetzen möchte.

* * *

Zunächst möchte ich zwei Fälle besprechen, in denen von Seiten der Kritik der Vorwurf der Tendenz erhoben zu werden pflegt.

Trägt eine Dichtung das Gepräge einer Weltanschauung, welche der Kritiker nicht zu teilen vermag oder gar haßt, so erscheint die Dichtung leicht tendenziös im übeln Sinne, und mag sie auch künstlerisch tadellos sein. Schwerlich dürfte der Adelsstolze das „Trotz alledem" des Robert Burns lesen, ohne bei Versen wie:

„Heißt gnädiger Herr das Bürschchen dort —
Man sieht's am Stolz und alledem —
Doch lenkt auch Hunderte sein Wort,
's ist nur ein Tropf trotz alledem!"

und anderen Zeilen den Eindruck einer unangenehmen Tendenz zu erhalten, während wohl jeder einigermaaßen demokratisch Denkende dies Gedicht als einen naiven, vollkommen künstlerischen Ausdruck des schlicht-bäuerlichen und proletarischen Selbstbe



wußtseins betrachtet. Ich las das litterarkritische Werk eines Jesuiten, welches Goethes Faust wegen seines freigeistigen, pantheistischen und „unmoralischen“ Gehaltes als ein gefährliches tendenziöses Machwerk bezeichnete, das aus den katholischen Familien verbannt werden müsse. Solche Beispiele zeigen, wie der Ausdruck Tendenz, der doch einen Fehler des Künstlers bezeichnen will, zuweilen nur deswegen vom Kritiker gebraucht wird, weil ihm der Mensch, die Weltanschauung des Menschen mißfällt. Heine, Herwegh haben das reichlich erfahren, und Henckell, Mackay und andere Poeten von sozialistischen oder anarchistischen Anschauungen wissen auch davon zu erzählen.

Wer freilich Duldsamkeit und Kunstsinn genug besitzt, versteht auch das Werk eines Andersgläubigen zu schätzen, sofern dasselbe jene Weltanschauung künstlerisch gestaltet. Diese Bedingung muß freilich erfüllt werden. Bleibt sie unerfüllt, so kann der Vorwurf der Tendenz — wenn man so sagen will — nicht zurückgewiesen werden. Dies ist der zweite Fall von „Tendenz“, den ich vorläufig betrachten möchte. Zu diesem Zwecke vergleiche ich zwei Strophen miteinander. Die eine gehört dem Gedichte „Auf, auf“ Friedrich von Sallet's, an und lautet:

„Für Fürstenmacht, für Volkesrecht?
Für Geisteslicht, für Pfaffendunkel?
Republikaner, oder Knecht?
Ja oder nein! nur kein Gemunkel!
Entweder, oder!

Die andere Strophe ist einem bekannten Passionsliede der evangelischen Kirche entnommen:

„Wenn ich einmal soll scheiden,
So scheide nicht von mir!
Wenn ich den Tod soll leiden,
So tritt Du dann herfür!
Wenn mir am allerbängsten
Wird um das Herze sein,
So reiß mich aus den Aengsten
Kraft Deiner Angst und Pein!“

Obwohl man meiner Weltanschauung gemäß das Gegenteil erraten könnte, läßt mich die republikanische Strophe kalt, während mich die christliche ergreift. Wie kommt das? — Die christlichen Verse gestalten einen Gemütsvorgang, des todesbangen Gläubigen zitternde Sehnsucht nach dem Heiland, so getreu, so künstlerisch, daß dieser Vorgang unmittelbar in mein Gemüt übergeht. Anders die Zeilen von Sallet! Sie tragen Republikanismus vor, nicht wie er im Gemüte lebt und webt, sondern wie er sich dem abstrahierenden Verstande darstellt. Solche Schlagwort-Poesie vermag keinen Andersdenkenden zu bekehren oder auch nur zum zeitweiligen Verständnis zu bringen. Sie verlangt vom Leser einen Effekt, ohne die Voraussetzungen dazu zu bieten. Indem sie uns also etwas zumutet, was wir nicht zu leisten vermögen, macht sie den Eindruck der Aufdringlichkeit, der Unduldsamkeit. Solche Aufdringlichkeit der in einer Dichtung enthaltenen Anschauung ist es, was man zuweilen Tendenz nennt.

* * *

Da meine Bemerkungen über Tendenz stellenweise in das Gebiet der normativen Aesthetik fallen, so möchte ich ein knappes Wort über die Methode dieser Wissenschaft verlauten lassen.

Die Kunstwissenschaft, soweit sie nicht bloß beschreibend und geschichtlich, sondern gesetzgebend ist, zeigt dem Auge, welches mit einem Fechner betrachten ge-

lernt hat, ein Wust von Irrtum. Die Irrtümer sind großenteils der Methode des Forschens entsprungen. Besonders drei Methoden der normativen Aesthetik haben viel gesündigt: die postulierende, die metaphysische und die autoritäre Methode. Die postulierende Methode findet sich heutzutage wohl kaum noch bei wissenschaftlichen Aesthetikern, doch treibt sie im Publikum argen Spuk, sie ist es, welche zu sagen pflegt: „Ich verlange von der Kunst . . .“ Die metaphysische Methode besteht darin, daß der Aesthetiker die Kunstgesetze aus einer vorgefaßten Metaphysik folgert. Nach autoritativer Methode verfährt der Aesthetiker, welcher ein Gesetz aus dem Grunde vorschreibt, weil er es in den Werken eines Künstlers wirksam findet, der ihm eine Autorität ist. Diesen Methoden, deren Irrtümlichkeit ich nicht nachzuweisen brauche, tritt sieghaft entgegen eine vierte, nämlich die psychologische Methode.

Der psychologische Aesthetiker geht aus von den Regelmäßigkeiten (Gesetzen), welche er in den geistigen Vorgängen vorgefunden hat. Er beobachtet die Wirkungen, welche die Kunstwerke auf den Menschen ausüben, und löst diese Wirkungen in jene Regelmäßigkeiten auf. Hierbei ist er zuweilen in der Lage, feststellen zu können, daß innerhalb der psychologischen Wirkung Störungen stattfinden, Beeinträchtigungen des ästhetischen Eindruckes, den der Künstler erzielen wollte. Mit dem Rechte des Arztes, welcher die dem Lebensglücke feindlichen Körpervorgänge als krankhaft bezeichnet, verurteilt nun unser Aesthetiker jene störenden Eigenschaften des Kunstwerkes. Dies die Art, wie der psychologische Aesthetiker seine Namen begründet. Dies die Methode, aus der heraus ich mir einen ersprießlichen Beitrag erwachsend denke zur Beantwortung der Frage: Was heißt Tendenz in der Dichtung, und worin besteht das Unkünstlerische der Tendenz?

Freie Liebe.

Betrachtungen zu Bebel's „Die Frau und der Sozialismus“.

Von **Julius Hart**.

(Schlußwort.)

Erwächst aus der gegenseitigen geschlechtlichen Zuneigung zweier Wesen eine Liebe, die sich auf tiefer Uebereinstimmung des Gefühls und des gesamten Geisteslebens gründet, so daß Mann und Weib sich vollkommen Einsfühlen und als etwas vollkommen Organisches, Natürliches all die Tugenden aus sich heraus entwickeln, welche das Zusammenleben der Menschen veredeln, dann ist's überhaupt gleichgültig, ob solch ein Zusammenleben unter dem Zeichen der freien Liebe oder der Ehe besteht. Denn der Zwang der Ehe wird nicht als Zwang empfunden und die Freiheit der freien Liebe nicht gemißbraucht. Die freie Liebe würde nichts wesentlich und innerlich Neues bringen, sondern nur die Beseitigung einiger äußerer kirchlicher und staatlicher Gebräuche, die gerade für das feinere Empfinden oft etwas Verletzendes an sich haben. Vernichtend und zerstörend aber wirkt der Zwang der Ehe, wenn aus dem körperlichen Nebeneinanderwohnen zweier Menschen eine innere sittliche Gemeinschaft nicht erwächst. Auch die geschlechtliche Zuneigung führt nicht mit Notwendigkeit zu einer reinen Uebereinstimmung aller seelischen Kräfte. Der tiefere innere Widerstreit der Naturen würde, je schwerer diese den Zwang auf sich lasten fühlen, um so größer heranwachsen, und die Ehe drängt, statt

zu höherer sittlicher Vollkommenheit, umgekehrt zu gegenseitiger Verbitterung und zum Haß. Sie wirkt unsittlich, während die freie Liebe das Wachstum solcher Unsittlichkeit unmöglich machen würde.

Indem wir die Ehe mit besonderen Rechten ausstatten und dem geschlechtlichen Genußleben nur in der Ehe das Recht einräumen, da zu sein, während wir andererseits das geschlechtliche Genußleben außerhalb der Ehe verpehmen, indem wir es dort mit dem Schein der Heiligkeit, hier mit dem des Lasters und Sünde umkleiden, stellen wir einen Unterschied auf, der nicht in der Natur der Dinge begründet liegt, dessen Zweckmäßigkeit angefochten werden muß, und der mehr unsittliche als sittliche Folgen nach sich zieht. Wir fordern die Ehe, gewähren aber nicht die Möglichkeit der Ehe, und gegen die Verführung errichten wir keine Schutzwehr! Aber nicht nur daß wir die Opfer des geschlechtlichen Genußlebens außerhalb der Ehe mit Schande bedecken, und damit Unglückliche machen, die nicht unglücklich zu sein brauchten, nicht nur daß wir so an den Opfern selber zu Henkern und zu Mördern werden, wir verpehmen auch die Kinder und machen einen Unterschied zwischen ehelich und unehelich Gebornen. Das Recht, welche wir dem einen gewähren, verweigern wir dem andern. Bis in die Gesetzgebung hinein erstreckt sich die Geringschätzung des unehelichen Kindes.

So ist die Ehe jedenfalls nicht ein vollkommenes sittliches Ideal, und eine wirkliche Heiligkeit wohnt ihr nicht inne Als echte und rechte Menscheneinrichtung bewirkt sie Gutes und Schlechtes, verbreitet sie Nutzen und Schaden.

Die freie Liebe würde uns von vielen ihrer Uebel befreien und das mancherlei Giftkraut, das auf ihrem Boden wuchert, verdorren und zuletzt völlig eingehen lassen.

Aber wir dürfen nicht alles Licht auf die eine, allen Schatten auf die andere Seite fallen lassen. Die Ehe führt thatsächlich für die Menschheit einen mannigfachen ethischen Gewinn mit sich. Sie ist die Erzeugerin und Nährerin der Familientugenden und bildet sittliche Kräfte heran, welche in dem groben und rohen Kampf der Menschen gegeneinander augenblicklich wenigstens vielleicht die größte Bedeutung haben und läuternd und reinigend wirken. Auch die wirtschaftliche Unterdrückung des Weibes findet auf diesem Boden wenigstens eine Aussöhnung. Längst ist das Verhältnis des Mannes zum Weibe nicht mehr wie das Verhältnis des Herrn zur Dienerin. Bei einiger Kulturhöhe war es vorwiegend immer das zweier Bundesgenossen, welche die Arbeit unter sich geteilt, um auf verschiedenen Wegen zu demselben Ziele hinzugelangen. Ist das Weib die Dienerin des Mannes, so ist sie es doch mit ihrem freien Willen, und auch der Mann ist mit seinem freien Willen ein Diener des Weibes, dem er sich aufopfert, Wohnung, Speise und Kleidung verschafft. Und erfährt nicht der rohe Egoismus, die nur auf sich selbst gerichtete Daseinslust des Menschen eine wunderbare Milderung, wenn der Vater und die Mutter oft auf das Aeußerste für die Kinder entbehren? Lernen sich nicht Bruder und Schwester oft für das ganze Leben zusammenzuschließen, kommt nicht dazu auch vielfach ein inniges freundschaftliches Verhalten näherer Verwandter zu einander? Daß im Schooß der Familie vielfältige Freuden heranblühen, kann doch unmöglich einer leugnen, wenn er nicht wie der Blinde von der Farbe spricht, und wer in seiner Jugend die volle Herrlichkeit eines glücklichen Familienlebens kennen lernte und all die tiefen und edlen Gefühle in sich aufnahm, welche ihm entsprießen, wird die Erinnerung daran wie ein Heiligtum durch sein Leben tragen, eine Erinnerung von läuternder und reinigender Kraft.

Nun ist es ja allerdings denkbar, daß die Einführung der freien Liebe ein solches Familienleben in keiner Weise beeinträchtigen würde. Sie ließe nur ein Zu=

sammenleben, das bald zur Uneinigkeit führt, rasch wieder zerfallen, leicht und schnell sich auflösen, aber sie hindert in keiner Weise das dauernde Zusammenleben zweier Wesen, die sich miteinander glücklich und einig fühlen. Sie hindert gewiß auch nicht, daß diese ihre Kinder in derselben Weise erziehen, wie dies eine gute und glückliche Ehe erlaubt. Gewiß wird es auch unter der Herrschaft der freien Liebe niemals an einem solchen Zusammenleben fehlen, niemals an einer geschlechtlichen Treue, die nur einen Einzigen oder einer Einzigen sich einmal und für immer hingiebt. Die „wilde Ehe" von heute birgt heute vielfach ein Glück in sich, und nur der beschränkteste, in gesellschaftlichen Anschauungen rettungslos erstickte Geist kann sie von vornherein als unsittlich verschreien. Mancher aufgeklärte Mann und manche aufgeklärte Frau würden gern auf den Spruch des Priesters verzichten und auch auf den Segen des Standesbeamten, wenn sie nicht auf die gesellschaftlichen Vorurteile Rücksicht nehmen müßten. Doch will ich natürlich nicht jede wilde Ehe von heute als ein besonders erfreuliches Verhältnis hinstellen. Erfreulich ist's, vor allem in den gebildeten Ständen, kaum einmal, und vielfach nichts anderes als Prostitution. Eine fröhliche Unbekümmertheit um das Gerede der Leute, ein trotziges Auflehnen gegen Staat und Kirche sind's gewöhnlich wol nicht, welche dort die „wilden Ehen" aufkommen lassen.

Aber wenn es auch denkbar ist, daß die freie Liebe das Familienleben in keinerlei Weise zerstört und zur Auflösung bringt, so ist dieses „Denkbare" doch nicht gerade das Wahrscheinliche. Die Entwurzelung einer so uralten Einrichtung wie der Ehe würde vielleicht eher die außerordentlichsten Erschütterungen wachrufen, alle Fragen in Fluß bringen und eine Revolution unseres Innen- und Außenlebens bewirken, die den größten Revolutionen der Geschichte sich anreihen würde. Jedenfalls dürfen wir uns nicht verhehlen, daß so gewaltige Umwälzungen eine Folge sein können. Man kann sagen, daß an die Einführung der Ehe eine neue Kulturepoche der Menschheit sich anschloß, und eine neue eigengeartete Kulturepoche würde auch wieder mit ihrer Aufhebung beginnen. Eine Kulturepoche, die sich von der unsrigen wol mehr unterscheiden würde, als die Epoche des Christentums von der des Griechentums.

Treten heute unter der Herrschaft der Ehe Mann und Weib in Gemeinschaft miteinander, so thun sie's — von der Prostitution abgesehen! — gewöhnlich mit stillschweigender Voraussetzung, daß die Gemeinschaft eine dauernde werden kann und wird. Man macht den ernsthaften Versuch, miteinander in Liebe auszukommen und hält dabei auch einigen Enttäuschungen Stand. Der geschlechtliche Zweck wird vielen anderen untergeordnet, materielle und ethische Ziele werden dafür schärfer ins Auge gefaßt, das Familienglück in der ganzen Weite des Wortes als das Ideal erstrebt. Daß aus der geschlechtlichen Zuneigung sittliche Vorteile erwachsen, die sinnliche Liebe zur sittlichen sich erhebt, bringt die Ehe öfter mit sich.

Würde aber unter der Herrschaft der freien Liebe die Mehrheit der Menschen nicht nach der gerade entgegengesetzten Richtung hindrängen? Da jeder äußere Zwang gefallen, so suchen Mann und Weib eine Gemeinschaft, zunächst unter der stillschweigenden Voraussetzung, daß das Zusammenleben keine Dauer hat. Man findet sich leicht und geht leicht auseinander, in jedem Fall leichter als heute. Eine weitverbreitete Polygamie und Polyandrie wird sich durchringen. Der Gatte von heute wird morgen einem Anderen weichen. Nicht das gesellschaftlich Erworbene, sondern das Natürliche käme zur Geltung. Es drängt sich wieder die Frage auf, ob der Mensch seinen ursprünglichen Neigungen nach die Treue liebt oder den Wechsel, ob aus seiner rein sinnlichen Liebe als ein Organisches, Notwendiges, nicht als ein nur von der Sitte Erfordertes, auch eine innere seelische Zuneigung erwächst

Doch müssen wir die Möglichkeit ins Auge fassen, daß in sehr vielen Fällen eine dauernde Gemeinschaft nicht eintritt, daß der Mann nach Befriedigung seiner sinnlichen Lust einen weiteren Verkehr mit der Frau nicht sucht. Die freie Liebe würde daher gleichbedeutend sein mit der Aufhebung des Familienlebens. Das was jetzt die Grundform des Gemeinschaftslebens ausmacht, würde zerstört sein. Es gäbe kein Vaterrecht mehr, sondern das uralte Mutterrecht würde von neuem zur Herrschaft gelangen. Alles das bedeutet eine völlige Umformung der wirthschaftlichen Zustände, unseres Gemüts- und Geisteslebens.

Die Einführung der freien Liebe gewährt also zunächst nur der sinnlichen Natur des Menschen Freiheit der Bewegung. Aller Wahrscheinlichkeit nach aber führte diese Freiheit die Sinnlichkeit zurück von den Wegen der unnatürlichen Ausschweifungen. Der Mensch würde seine Lust normal befriedigen, und so ihren Ueberreizungen und Aufregungen entgehen, und diese Lust stände dann nicht mehr so im Vordergrunde alles Thun und Denkens wie heute. Die freie Liebe bringt die beste Lösung der Sinnlichkeitsfrage.

Aber man muß andererseits sagen, daß ihr ethische Zwecke ganz fern liegen. Sie wirkt nicht unsittlich, wie die Ehe, sie bringt aber auch nicht deren sittliche Folgen mit sich. Sittlich wirkt sie nur in Bezug auf die Ehe, indem sie unsittliche Anschauungen, welche die Herrschaft der Ehe erzeugt, in Nichts zerfallen und völlig verschwinden läßt, die üblen Wirkungen unglücklichen Ehelebens der Zukunft erspart, ... durch sich selbst aber trägt sie wesentlich nichts zur höheren ethischen Vollendung des Menschen bei. In der heutigen Ehe liegen Keime der Sittlichkeit ausgebreitet.

Die Ehe ist die Grundlage des Familienlebens, das Familienleben aber wirkt vielfach reinigend und läuternd auf den menschlichen Charakter ein. Zerstört die freie Liebe das Familienleben, so hebt sie auch seinen sittlichen Einfluß auf, und ein mannigfaches Schönes, das wir heute über alles andere hoch schätzen, das für uns eine unversiegbare Quelle der Lust und Freude ist und das uns mit jedem Zauber des Heiligen angethan, entschwindet aus unserem Dasein.

Nur schwer läßt sich ein Bild gewinnen von dem Zustand einer menschlichen Gesellschaft, die nicht mehr auf dieser Grundlage sich aufbaut. Denn das Bild, welches uns einige auf der untersten Stufe der Civilisation stehende Naturvölker da annähernd bieten können, reicht gewiß nicht aus. Ein anderes ist's, ob rohe Barbarenhorden oder höherstehende Culturvölker eine Gemeinschaft ohne strengere Familienverbände errichten.

Die Meisten werden, unter dem zwingenden Bann der heutigen Vorstellungen, der Gefühle, wie sie von den herrschenden Zuständen erzeugt werden, ein solches Dasein als ein grauenhaftes, trostloses und schreckliches Dasein empfinden. Sie sehen nur, was sie verlieren, aber das, was sie gewinnen können, entzieht sich ganz ihrer Schätzung. Daran halten sie fest, daß sie Empfindungen aufopfern, die für sie heute den größeren Wert ausmachen, aber daß an deren Stelle sittliche Werte eintreten, vielleicht viel höhere Werte, vermögen sie nicht zu erfassen.

Kann das menschliche Streben nach immer reinerer ethischer Vervollkommnung die Beihülfe und Unterstützung vermissen, die ihm heute aus einer gesunden Ehe erwächst? Wenn der Mensch heute den mächtigsten Trieb unserer Natur, den sinnlichen, dem sittlichen dienstbar macht, einzelne sittliche Gewinne ihm wenigstens entlockt — kann er das Sinnliche rein auf seine nächsten Zwecke sich einschränken lassen und verliert er nicht an allgemeiner Veredlung, wenn er den Versuch aufgiebt, das Sinnliche zu veredeln?

Es heißt zu gering von der menschlichen Natur denken, wenn man ihr eine Kraft des Fortschritts abstreitet, die in keinerlei Weise günstig oder ungünstig von

dem Geschlechtlich-Leidenschaftlichen beeinflußt wird. Vielleicht liegt sogar in allem Sinnlichen ein gewaltig Egoistisches, welches das höchste menschliche Fühlen, die Liebe nur um der Liebe willen, nicht zur Entfaltung kommen läßt. Auch in der Familienliebe steckt ein doch viel zu enger und beschränkter Egoismus, eine Liebe, die sich nur dem Nächsten zuwendet, aber ihre Kraft verliert, wenn sie über diesen enggezogenen Kreis hinaustritt.

Die Familienliebe giebt nur wenig mehr, als die Liebe, die sich ganz und allein auf die eigene Person beschränkt. Wie diese dumpfe Ichliebe, die feindlich jedem anderen Geschöpfe entgegensteht, die höhere Familienliebe nicht aufkommen läßt, so bildet auch die Familienliebe eine Schranke für die Ausbreitung jener viel reineren und edleren Liebe, welche sich auf die ganze Menschheit erstreckt und in welcher jeder den Anderen sich gleich erachtet, jeder dem Anderen als Freund und Bruder sich fühlt. Das höhere Gefühl der Allgemeinliebe war es, welches Christus das anscheinend so harte und doch so erhabene Wort in den Mund legte, das er der Mutter zurief: „Weib, was habe ich mit Dir zu schaffen?“, ein Wort, welches sich zu dem Paradoxe steigert: „Wer nicht hasset seinen Vater, Mutter, Weib, Kinder, Bruder, Schwester, auch dazu sein eigenes Leben, der kann nicht mein Jünger sein . . .“

Auch die Familienliebe ist so nur eine Stufe auf dem Wege, den die Menschheit gehen muß, um zu den Höhen des sittlichen Lebens zu gelangen. Sie auflösen, um sie zu erhöhen, heißt nicht Verbrechen, sondern Wohlthat. Die Zerstörung der Familie bedeutet noch nicht die Zerstörung aller edlen Triebe, — aber man muß auch daran festhalten: nur dann dürfen wir ihre Form zerschlagen, wenn wir uns eines höheren Ideals bewußt sind und die Kraft in uns fühlen, dieses Ideal als sicheren Besitz zu behaupten. Gewaltige äußere Umwälzungen, wirtschaftliche, soziale und politische Veränderungen, innere, geistige und moralische Bekehrungen, eine allgemeine sittliche Erhebung müssen vorangehen, bevor wir sagen dürfen, wir sind im Besitz dieser Kraft.

Der freien Liebe ist nur wert, wer der höchsten Menschenwürde sich rühmen darf. Sie beschränkt das Sinnliche auf seine rein natürlichen Zwecke. Sie sieht in ihm nichts Schlechtes und nichts Gutes. Keine andere Aufgabe erteilt sie ihm zu, als die Erhaltung der Gattung. Die geschlechtliche Lust ist eine rein materielle, eine notwendige, wie die des Essens und Trinkens. Niemand soll an seinem Körper hungern und entbehren, niemand im Ueberflusse schwelgen. Entbehrung und Ueberfluß sind beides Leiden, die den Menschen seiner leiblichen Notdurft unterthänig machen, ihn zum Sklaven dessen machen, was tierisch an ihm ist. Wenn aber das Tier gestillt ist, wenn die Sorge um die Erhaltung ihre Schrecken verloren hat, aus dem Gesichtskreis verschwunden ist, dann kann um so eifriger, um so leidenschaftlicher die Menschheit ihren geistigen und sittlichen Idealen nachstreben.

Egidi und sein „Einiges Christentum“.

Gebild um Gebild ruft der Zerbröckelungsprozeß, in dem die alte Ordnung der Dinge sich befindet, hervor — Zwittergebilde zumeist, auf dem alten Boden erwachsen und doch unverkennbar beeinflußt in ihrem Entstehen und Werden vom Geiste der neuen Zeit. Es ist, als ob die Dämme zwischen Alt und Neu und die



geworden wären, und als ob mehr und mehr von der neuen Strömung nach der anderen Seite hinüberginge und die Erscheinungen da drüben in ihrer Richtung beeinflußte. Das pomphafte „quieta non movere“ paßt vor allem darum ganz und gar nicht auf die Lage der Dinge, als diese Dinge bereits von selbst, durch innere, elementare Triebkräfte, in Bewegung geraten sind — eine Bewegung, die nicht mehr aus der Welt zu schaffen ist. Sie ist da und ihre allgemeine Bahn ist für jeden, der sehen will, deutlich erkennbar. Sie flutet immer weiter, in die Tiefe wie in die Breite, und wenn sie auch, je nach dem Untergrunde, äußerlich die Gestalt wechselt, so giebt sie doch dem allgemeinen Bilde bereits in wesentlichen Zügen sein charakteristisches Gepräge. Von ihrem sozialpolitischen Urgebiete ist sie hinübergeschweift in die Gefilde der Kunst, sie rüttelt am Gemäuer des Rechtsstaates wie an den Fundamenten der Schule, und sie hat in ihrem elementaren Drange auch vor den heiligen Hallen des Kirchentums sich nicht Halt gebieten lassen.

Und gerade bei dem letztgenannten Punkte zeigen sich besonders merkwürdige Erscheinungen. Der **moderne** Mensch hat sich, charakteristisch genug, nahezu entwöhnt, den Aeußerungen des kirchlichen Lebens überhaupt noch eine besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Die Wissenschaft, die Kunst, die weite und die enge Politik, einschließlich der sozialen Frage, bieten ihm so mannigfache Anregung für ein geistiges Dasein, daß er die fremdartige Weisheit des Kirchengelehrten vollkommen entbehren zu können meint. Und dennoch: Thatsachen, nicht wegzuleugnende Thatsachen lehren, daß diese Gleichgültigkeit gegenüber realen Vorgängen innerhalb der kirchlichen Gemeinschaften eine Unterlassungssünde ist, die sich an denen, die sie begangen, noch schwer rächen könnte. Zu fest wurzeln diese vom Alter und doch auch einem tiefinnerlichen Gemütsbedürfnis in ihrer Art geheiligten Lehren noch im Bewußtsein großer Massen, als daß man sie schlankweg ignoriren oder einer oft nur oberflächlichen Aufklärung leicht beruhigt anheimgeben könnte. Geistigem Kampfe, und gelte er auch grellen Extremen, wird Schweigen niemals gerecht und vollends nicht schwertumgürtete Unterdrückung. Unser preußischer Kulturkampf, abschließend mit einem unzweideutigen Siege der römischen Kirche, sollte genügend gezeigt haben, wohin Unterschätzung der Lebenskraft selbst bei einem für Unzählige rettungslos veralteten führt. Und wenn in diesem Moment protestantische Orthodoxie und Jesuitismus sich als Mitstreiter im Kampfe gegen den sozialen Umsturz darbieten, so wissen beide, daß sie noch Truppen und Festungen haben und daß man ihnen keinen größeren Gefallen thun kann, als ihre thatsächlich vorhandenen Minen vornehm zu leugnen und zu vergessen. Der Strauß des zoologischen Märchens, der sein Haupt im Sande versteckt, darf in solcher Stunde unser Ideal nicht sein. Fühlung nehmen gilt es, mit allem, was da drüben sich regt. Nur wer sachkundig prüft, ohne den Posten zu verlassen, erlebt keine Ueberraschungen. Und Höheres, Energischeres noch als ein Prüfen und Bereitsein gilt es: Eingreifen und aktives Ermuntern, wenn dort im Kampfe selbst ein Ringen isoliert noch und bedroht sich äußert, das wir als solches verstehen, in dem der große Wahrheitsdrang der Zeit in versprengter Einzelwelle sich Bahn bricht, das uns moralisch packt und sachlich, und in dem — sei das Ende wie es sei — jedenfalls Keime eines großen Umschwunges liegen, der notwendig auch uns unmittelbar berühren muß.

Es **scheint**, daß es sich bei dem außerordentlich merkwürdigen Begebnis, dem diese Zeilen gelten, um ein solches Ringen handelt.

Ein moderner Ritter Bayard tritt auf, ein Husaren-Oberstlieutenant, ein Aristokrat aus altadeligem Hause, mit hohen und höchsten Kreisen durch Blutsbande verknüpft, der mit kühn geschwungenem Säbel gegen die Papierberge theologischer Ketzerrichterei anstürmt, die die europäische Kultur-Menschheit bis ins Engste der

Familie hinein scheiden nach Sekten und Confessionen, nach Sakramentzahl und Abendmahlsgestalt, nach Andachtsform, Zeichen und Päffchen. Etwas Naiv-Romantisches lag, als sie kam, in dieser ungewohnten, in keinen Rahmen unserer nüchternen Zeit hineinpassenden Erscheinung, und ein jeder suchte sich so rasch und bequem wie möglich mit ihr abzufinden. Die Aristokratie verhehlte nicht ihr Befremden über das seltsame Beginnen ihres „im übrigen hochachtbaren" Standesgenossen. Die orthodoxen Kirchenleute ergingen sich in Hohn über den kecken Laien, der in göttlichen, das war in kirchlichen, Dingen mitreden wollte. Und nur der liberale Protestantismus klatschte dem adeligen Abtrünnigen einen seltsamen, doppeldeutigen Beifall. Inzwischen wurde der Name Egidi in immer weitere und weitere Kreise getragen. Fast in einem Dutzend Broschüren wurden bald die „Ernsten Gedanken" ausgebaut. Und in hunderttausend Exemplaren wandern sie heute durch die Welt, den Gedanken von dem „Einigen Christentum" zu den Christen aller Schattirung tragend bis zu den Nichtchristen.

Wo liegen nun die Wurzeln eines so ungewöhnlichen Erfolges in einer allem Theologischen scheinbar abholden Zeit? Der Grundgedanke Egidi's ist lediglich der eine: daß Christus ein Mensch war. Nun, das ist ein Gedanke, der seit Jahrhunderten so oft ausgesprochen worden ist, daß selbst der „sogenannte" wissenschaftlich Gebildete von heute ihn fast als Gemeinplatz nimmt. Nicht er kann es sein, der das Aufsehen rechtfertigt, das die Egidischen Schriften in den weitesten Kreisen erregt haben. Liegt die Lösung des Zaubers vielleicht in der Form wie bei dem Erzieher Rembrandt? Die Form Egidi's hat auf den ersten Blick etwas Naives, Unbeholfenes: man merkt es der mit frommen Sentenzen durchsetzten Sprache sogleich an, daß die Hand, welche hier die Feder führte, mit dieser Waffe noch nicht viel umgegangen ist. Aber hinter dem einfachen Gedanken und dem schlichten Wort steckt ein Etwas, das diesem Gedanken und diesem Wort erst den wahren Werth verleiht: eine Persönlichkeit. Eine Persönlichkeit lebt vor uns auf, die sich selbst ganz einsetzt, die es nicht bei Gedanke und Wort bewenden lassen will, sondern die fest entschlossen ist, beide der That zu weihen. Für jede Zeile, die da niedergeschrieben ist, will sie ohne Umschweife und Winkelzüge, ohne Wenn und Aber einstehen — einstehen, wie sie ist. Da ist kein Tüpfelchen unecht, kein Wort um der bloßen rhetorischen Wirkung willen hingesetzt. Den Leser faßt es mit Allgewalt, daß hier endlich einmal kein Broschürenfabrikant und kein spitzfindiger Studierstubengrübler zu ihm spricht, sondern ein ganzer Mann, der selbst nur das Bedürfnis empfindet, sich mit ganzen Männern über die Fragen, welche heut die Welt bewegen, auszusprechen.

Eine „That" nennt Egidi selbst seine Veröffentlichungen. Und diese That besteht allerdings nicht darin, daß er die Gottheit Christi und mit ihr die Erbsünde, die Sakramente, die Auferstehung des Fleisches, das jüngste Gericht, den Teufel und die Hölle negirt — diese kritische Arbeit ist bekanntlich schon längst von anderen ziemlich gründlich geübt worden. Mehr sittlichen Mut setzt es bei einem Offizier der deutschen Armee schon voraus, wenn er der Kirche, und zwar der Kirche in jederlei Gestalt, den Fehdehandschuh hinwirft, wenn er dem Begriff „Kirche" neben dem Begriff „Christentum", wie er ihn construirt, die Berechtigung abspricht, wenn er erklärt, daß „die Kirche in der Gegenwart nicht mehr nothwendig ist und in der Zukunft dem christlichen Gedanken nur gefährlich werden kann". Aber auch diese engere Kritik des bestehenden und künftigen Kirchentums kann noch nicht als die That bezeichnet werden, so sehr auch der liberale Protestantismus gerade in diesem Sinne das Auftreten des Herrn von Egidi bejubelt hat. Diese That des Mannes beginnt vielmehr erst da, wo das Verständnis unseres beschränkten Kirchenliberalis-

renden Theologen dieser Richtung ganz glücklich
ein Gott ist, und sich an dieser Erkenntnis vollauf
err von Egidi vielmehr seine Freude daran, daß er den
Menschheit als Gewinn zurückgeben darf. Daß er von
darf: „Dies alles that ein Mensch." Und in dem
wie ihn schlicht und naiv das Evangelium uns darstellt, in
Träger des Altruismus, der seine Selbstopferung durch den frei-
besiegelt, in ihm sieht er das Ideal, nach welchem er den inneren
und auf Grund dessen er sein „Einiges Christentum" be-
Er schreckt nicht zurück vor den Consequenzen, die sich aus
sittlichen Ideal ergeben. Er fordert die „reine, ungefälschte
Er will einen „neuen Mörtel" für das auseinanderfahrende soziale
Er will „jede Kluft, sei sie auch noch so tief, mit allumfassender,
überührender, alldurchdringender Liebe ausgefüllt" sehen. Er will
loslösen von der Meinung, er habe vor dem andern etwas vor-
„jeder Stein sich selbst schleife", daß „alle Welt Buße thue" und
sich schärfen". Von diesen allgemeineren Gesichtspunkten aus ver-
ein Bild des privaten und des öffentlichen Lebens zu construiren,
im Geiste seines „Einigen Christentums" sich gestalten könnte: Ur-
und Reinheit des Empfindens, Entwickelung der Anlagen, die in jedem
ein geläutertes Familienleben, ein auf Selbstlosigkeit gegründeter,
mit allen ohne Unterschied des Ranges und Standes, ein durch-
Staat, Beseitigung des Krieges u. s. w. Ein reichhaltiges Programm,
das so ziemlich alle Wünsche erschöpft, welche man für gedeihliche
der menschlichen Verhältnisse wohl hegen kann. Aber auch Vor-
Natur schließen sich an. „Es wird sich recht wohl bestimmen
es an einer Stelle, „wieviel ein Mensch haben muß, um ein des
würdiges Dasein führen zu können, und dies Notwendige muß er
erwerben können, oder es muß ihm von der Gemeinsamkeit gegeben
das nicht der Kern all der Bitten und Forderungen, welche die
Abermillionen von Enterbten, die schlesischen Weiber wie die
Bergleute und alle die andern, wie sie nun heißen mögen, immer
wieder bald zornknirschend und bald flehend aussprechen? Um die
dieses Problems ist allerdings Herr von Egidi nicht in Verlegenheit.
greifende Aenderung unserer Besteuerungsart" meint er ganz ruhig,
ein rasches Ende machen."

abzusehen, ist ihm das „Einige Christentum" nur eine Etappe auf
Entwicklung, welchen er unserem Geschlechte vorzeichnet. „Den Jahr-
vorbehalten, für das Wort Christenheit: Menschheit zu setzen —
sein die Krönung des Gebäudes." Dann werden die Begriffe
„Mensch" eins geworden sein, ein Jeglicher wird Liebe geben und
mit einem Wort: „Liebe leben"; und die Erde wird „kein irdisches
sein, sondern ein schönes, dem Frieden geweihtes Gefilde."

und Thatentschlossenheit in all diesen Sätzen ist es, die den Leser
die praktische Durchführbarkeit der Ideen glauben macht. Ohne
Verfasser mit allen seinen Dingen heiligster Ernst. Und scharf
ihn das von den liberalen Worthelden, wie wir sie dutzendfach
grade dieser Herren wird ihm auch am wenigsten nützen. Der
der trotz eines feinen mystischen Hauches aus seinen Schriften
überwindender Glaube an die Menschheit" werden ihn un-

[illegible] so hoffen wir, das Rechte bei Freund wie Feind schon finden lassen. Möge [illegible] Stimme laut erklingen „drüben, jenseits der Scheidewand", möge er Buße [illegible] und die harten Herzen zu erweichen suchen, damit endlich „das Gotteshaus" [illegible] werde, „das jedem das gewährt, dessen er bedarf", damit die Menschen [illegible] mehr als Lastträger herumseufzen, während sie doch fröhlich sich tummeln [illegible]", damit „äußerstes Rechts und äußerstes Links sich wieder die Hand reichen" und wir alle seien wahre „Söhne Gottes".

In den kommenden Pfingsttagen wird Egidi in Berlin eine große Versammlung leiten, die den praktischen Grundstein des „Einigen Christentums" legen soll. Manches Unklare wird sich dort lösen. Und auch zu diesem vorläufigen Bilde mag sich dann mancher Pinselstrich fügen, klärend, was heute nur anzudeuten war.

Paul Radde.

Pariser Freie Bühne.

(Fünfter Abend: Die Wildente, Stück in fünf Akten von Henrik Ibsen. Uebersetzt von Armand Ephraïm und Th. Lindenlaub.)

L'Homme qui rit ist diesesmal Francisque Sarcey gewesen. Er hat schon lang [illegible] gelacht, der Aristarch, und damit er Genossen in der Freude finde, erzählt er den Lesern des „Temps" in seinem letzten zur Durchbohrung der stärksten Panzergehirne [illegible] Zwölfspalter die ganze komische Geschichte von der Wildente. Es unterläuft ihm dabei, von Kleinigkeiten abgesehen, der Irrtum, daß Lieutenant Ekdal sich allen Ernstes einbilde, die Kaninchen, die er in der Scheune schieße, wären lebensgroße Bären, und was [illegible] ist: er verwechselt fortwährend Gregers Werle mit dem Doktor Relling. Sonst aber hat der alte dicke Herr das Stück vorzüglich erfaßt.

Undankbarkeit ist Sarcey's Fehler nicht. Da ihm die „Wildente" soviel Spaß bereitete, wünscht er, man möge schleunigst auch die andern Stücke Ibsen's aufführen. Er verfolgt damit allerdings eine tiefere Absicht: man werde schließlich nach so vielen erotischen [illegible] dahin gelangen, Scribe zu entdecken, welcher der wahre und erste Meister der [illegible] ist. Vater Sarcey mag ruhig sein: man wird die andern Werke Ibsens darstellen, wenn auch nicht zu Gunsten einer Renaissance Scribe's, sondern um der Renaissance des Theaters willen, dem in Ibsen zwar nicht das vollkommen einwandfreie Vorbild, aber ein [illegible] in die Zukunft, der Befruchter der Geister und Wecker der Gewissen erstanden ist. Man wird dies erst erkennen, wenn einmal seine Anregungen in hundert [illegible] geworden sind: aus der historischen Vogelperspective. Für heute dürfen wir [illegible] geben, daß Ibsen selbst in seiner ruhig zähen Art für seine Sache wirkt. [illegible] aus Norwegen hat bereits mit dem Kinnbacken aller jener Esel, die ihn noch [illegible] für verrückt erklärten, die Philister todtgeschlagen. Verrückt ist Ibsen nicht [illegible] „bizarr". Und Talent hat er auch schon, sogar viel Talent, weshalb man, [illegible] und Wiener „Federn" meinen, einige Nachsicht gegen seine schlechten [illegible] müsse – und so weiter.

[illegible] mir nicht bei, jene zu tadeln, die so denken. Unverkümmerte Freiheit ist [illegible] aller geistigen Bethätigung, und man erweist sich einen schlimmen Dienst [illegible] Angriffen, die den Wert des eigenen Glaubens herabdrücken, weil sie den [illegible] bezweifeln. Allein Goethe's: „Sehe jeder, wo er bleibe", läßt sich [illegible] kampf um Ibsen nicht mehr anwenden, da Ibsen allmälig eine „Frage" zu [illegible], wie seinerzeit Richard Wagner eine war. Und die Phase, in welche diese Frage getreten ist, erfordert Klarheit darüber, ob wir einen Ruhmestitel, den wir er[illegible] behalten oder ob wir ihn andern überlassen wollen. Uns Deutschen gebührt



das große Verdienst, Ibsen entnationalisirt zu haben, ihn aus der Enge seiner Heimat in das Sehfeld der ganzen Menschheit gerückt zu haben. Da mag sich nun für oder wider ihn erklären, wer es will; jedoch eine künstlerische Persönlichkeit von seinem Wuchse, die man nehmen muß, wie sie ist: voll und ganz, mit allen ihren „bizarren" Eigenheiten und seltsamen Visionen, immerzu mit gnädiger, durch wenn und aber eingeschränkter Nachsicht und mäkelnder Anerkennung behandeln zu wollen, setzt uns nicht nur dem Fluche der Lächerlichkeit, sondern auch der Gefahr aus, daß andere Völker sich diesen Fremdling längst assimilirt haben, während wir noch immer auf den großen Augenblick warten werden, wo der Genius Henrik Ibsens mit dem Genius Hugo Lubliners jenen Compromiß schließt, aus dem nach der Ansicht der „Duldsamen" das Heil der Kunst erblühen soll. Da ziehe ich den unduldsamen Sarcey noch tausendmal vor.

Uebrigens steht Sarcey auf der Höhe seiner Scherzhaftigkeit allein und würde uns verleiten, wollten wir ihn diesesmal als den Stimmführer irgend einer Menge ansehen. Denn selbst jene, die, sei es aus Vorurteil, sei es aus Harthörigkeit, sich gegen Ibsen sträuben, blieben von dessen Worten nicht ungestreift und verschonen den Dichter mit dem demütigenden Almosen des bedingten Beifalls, das man ihm in Deutschland zuwirft. Auch die Widerspenstigsten fühlen, daß der fremde Dichter ein heimischer im Dienste der Kunst ist, kein Monsieur, sondern ein Maître, mit dem man nicht feilschen dürfe. Sonst hätte er in Frankreich nicht so rasch den Weg zu den Geistern gefunden. Noch vor vier Jahren kannte man hierzulande seinen Namen nicht. Zum erstenmal erschien er gedruckt im Aprilheft von 1887 der „Revue d'art dramatique", in einem Ibsen gewidmeten Aufsatze Jaques Saint-Cères. Der Verfasser, ein Halb- oder Viertel-Deutscher, hatte ihn weniger aus seiner Ueberzeugung als aus persönlichen münchener Erinnerungen geschöpft, die über das Café Maximilian und den sonderbaren alten Herrn, der immer auf demselben Stuhle saß und dasselbe Schweigen beobachtete, nicht weit hinausreichten. Allein der Artikel genügte dennoch, die Neugierde jener jungen Köpfe zu erregen, die sich bei dem Hergebrachten nicht mehr beruhigen wollen. Bald darauf kamen die ersten Uebersetzungen Ibsen'scher Dramen: „Les Revenants" von Rodolphe Darzens, „Rosmersholm" und „Le canard sauvage" vom Grafen Prozor heraus, und die vier langen, ideenreichen, von heller Bewunderung durchzogenen Feuilletons, welche Jules Lemaitre, der unabhängigste und feinste, empfindlichste und gebildetste Kunstrichter des modernen Frankreich, über die „Gespenster" veröffentlichte, setzten den Dichter mit einemmale auf die Tagesordnung der litterarischen Debatte, welche durch die — später vor dem zahlenden Publikum wiederholte — Aufführung dieses Werkes auf der Freien Bühne einen neuen Anstoß erhielt. Den „Gespenstern" ist nun „die Wildente" gefolgt, denen sich im nächsten Winter „Rosmersholm" und die ebenfalls von Prozor übersetzte „Nora" (im Odeon) anschließen sollen. Erwägt man, daß die Franzosen erst jetzt und in kleinen Dosen an Shakespeare gewöhnt werden, dann erscheint in dieser Hast der Aneignung eine Huldigung für Ibsen, die um so höher anzuschlagen ist, als ihr keinerlei Spekulation des Eigennutzes und der Eitelkeit zur Triebfeder dient.

Wie alle Darbietungen des Théâtre-Libre wurde auch „Die Wildente" dreimal hintereinander gegeben und an jedem der drei Tage äußerte sich die Wirkung in verschiedener Weise. Am ersten, in der Generalprobe, der ausschließlich von der Direktion geladene Schriftsteller und Künstler beiwohnen, herrschte eine feierliche Andacht, in welcher die Teilnahme das Befremden und das Begreifen den Zweifel bald besiegt hatten. Am zweiten Abend, dessen Publikum sehr „mondain", das heißt zur Mehrzahl aus Börsenjobbern, Clubcretins und ästhetischen Salongigerln zusammengesetzt ist, fanden allerdings manche die ewige Wildente ebenso ergötzlich wie Herr Sarcey; aber schon die zweite Gruppe der Abonnenten verwies, vierundzwanzig Stunden später, diese Elemente in die Schranken, indem sie zwei sehr schüchterne, von sehr vereinzelten Radaubrüdern unternommene Anläufe zur Heiterkeit mit Entrüstung niederzischte, um mit sichtlich wachsender Vertiefung den Vorgängen auf der Bühne zu lauschen. Dieser Umschlag der Stimmung war gewiß nicht ohne den Einfluß der Tageskritik erfolgt, aber gerade das ist erfreulich, trotzdem das Verständnis des Werkes nicht gleichen Schritt hielt mit dem Ernst und der Sammlung, die das Publikum ihm entgegenbrachte. Doch was verschlägt das? Im Gegen-

teil! Wenn ich offen sein soll, so hätte mich ein so rasches Erfassen mißtrauisch gemacht und einige Zweifel an der Echtheit des Eindrucks geweckt. Dramen wie „Die Wildente" ergründet man nicht auf das erste Hinhören. Eine Handlung, die eine Welt umspannt: eine Welt, in der sich aus den noch mit Tiersymbolen gesättigten Nebeln des heidnischen Nordens die christliche Lehre von der Selbstopferung in so leuchtender Schönheit losringt, enthält der ins Gestein gesprenkelten goldhaltigen Gedankenadern so viele, daß man sich nur im langsamen Nachschürfen mit ihrem ganzen Reichtum erfüllen kann. Aber ich habe vor Jahren an mir selbst erfahren, daß schon die bloße Ahnung dieses Reichtums genügt, um in die Seele Staunen zu senken vor der großen Kunst, mit der sich hier das Erhabenste im schlichtesten Bilde vollzieht. Der Dichter hat auf das tiefsinnige Paradoxon von der Lebenslüge eine in Gestalten angeschaute Wahrheit von so realistischem Zuge gestellt, daß alle Allegorie sich in Empfindung löst und wir mit innerm Erbeben das Schluchzen des Menschentums vernehmen, das in qualvollem Irren ewig nach dem Rechten sucht.

Der Aufführung im Théâtre Libre ging ein Vorspiel in den Zeitungen voraus, worin Graf Prozor sein geistiges Eigentum gegen die Eingriffe der neuen Uebersetzer Ephraim und Lindenlaub wahrte. Ibsen hatte seinem unermüdlichen Vorkämpfer in Frankreich die alleinige Befugnis zur Uebersetzung erteilt, konnte es jedoch bei dem Mangel des gesetzlichen Schutzes nicht hindern, daß Herr Antoine, aus unbekannten Gründen, sich für die andere Uebertragung entschloß. Um der großen Verdienste des Grafen Prozor willen ist dies lebhaft zu bedauern — allein um der Sache willen vermögen wir gegen die beiden andern keinen Vorwurf zu erheben. Denn ihre Arbeit ist ebenso gelungen und dankenswert wie die Prozor's, einfach, natürlich, sprechbar und von sklavischer Treue. Aber wäre sie selbst minder vorzüglich gewesen, die glänzende Darstellung hätte die Schwächen gedeckt. Die kleine tapfere Truppe der Freien Bühne, in welche die andern Theater jedes Jahr Breschen legen, die sich aber wie durch ein Wunder fortwährend verjüngt, erneut und vervollkommt, zeigte sich auf der Höhe ihrer Aufgabe. Antoine darf den Ekdal zu seinen besten Rollen zählen, was besagen will, daß er sie mit vollendeter Meisterschaft wiedergegeben hat. Frau France als Gina und Herr Grand als Gregers waren ausgezeichnet, obwohl wir bei dem letztern jenen leisen Stich ins Groteske vermißten, der dem Charakter anhaftet. Er war etwas zu sehr Bergprediger. Ueber alles Lob erhaben ist aber, was Fräulein Meuris, ein erst sechzehnjähriges, eben von Antoine entdecktes Talent in der Rolle der Hedwig geboten hat. Es erscheint unmöglich, rührender, herzlicher, schlichter und beredter zu sein als dieses halbwüchsige Mädchen, das sich in dieser Leistung ersten Ranges eine große Zukunft erschlossen hat.

Siegm. Feldmann.

Auf den Newfoundland-Bänken.

Skizze von **Knut Hamsun.**

Autorisierte Uebersetzung von Marie Herzfeld.

Monat um Monat lagen wir auf den Bänken und fischten Kabeljau. Sommer und Winter kam und ging, und wir lagen immer auf dem gleichen Fleck, mitten im Meer, an der Grenze zwischen zwei Welten, Amerika und Europa. Vier-, fünfmal im Jahr gingen wir hinauf nach Miquelon, unseren Fang zu verkaufen und uns zu verproviantieren, dann segelten wir wieder auf's Meer hinaus, legten uns immer auf den gleichen Grund, fischten Kabeljau, — und steuerten aufs Neue nach Miquelon, um aufs Neue zu löschen. Ich war niemals auf dem Land in der Stadt; was hätte ich da suchen sollen? Man [illegible] ja nur wenig Leute, hier an diesem Außerweltsort, den nur Fischer und Fischhä[illegible] bewohnen.

Unser Schiff war ein Russe und trug den Namen „Kongo", — ein wirklicher Russe, eine alte Barke, welche von jüngeren Tagen her noch halbverwischte Stückpforten an den Seiten trug. Wir waren acht Mann an Bord: zwei Holländer und ein Franzose, zwei Russen und ich; der Rest waren Neger.

Der „Kongo" besaß vier Dories (kleine Boote). Wir fuhren des Morgens auf diesen Dories hinaus und zogen unsere Leinen herauf, im Sommer um drei Uhr, im Winter um Tagesgrauen, — und am Abend warfen wir sie wieder aus, immer am gleichen Platz, einförmig, genau am gleichen Platz, 7 — 800 Faden WSW vom „Kongo".

Der eine Tag ging und der andere kam, — immer lagen wir da. Es gab keine Abwechslung in unserem Leben; wir wußten oft nicht den Unterschied zwischen Sonntag und Montag. Das einzige, worin sich unser Los von dem der übrigen Newfoundländischer abhob, war das ungewöhnliche, daß unser Schiffer seine Frau mit an Bord hatte. Diese Frau war ein junges, sehr widerliches Geschöpf, mit Haufen von Warzen an beiden Händen und klapperdürrem Leib. Wir sahen sie fast jeden Morgen, wenn wir abstießen; sie war gerade aufgestanden und schläfrig und höchst unordentlich angekleidet . . . Aber trotzdem sie so unsauber war und fast nie ein Wort zu uns sprach, hatten wir Matrosen sie dennoch lieb, jeder in seiner Art, und es war nicht Einer unter uns, der sie hätte entbehren mögen. So genügsam waren wir geworden.

Wir waren keine Seeleute, wir waren bloß Fischer. Ein Seemann fährt immer weiter, kommt irgendwo hin und endigt schließlich seine Reise, wie lang sie auch sein mag; wir aber lagen still, immer und ewig still, mit all unseren Ankern in der Bank. So lang ging das nun auf diese Art her, daß wir uns nun kaum mehr erinnerten, wie es auf dem Festland aussah; wir hatten uns zu sehr verändert. Dies ewige Stillliegen hatte uns sonderbar stumpf gemacht, wirklich ungemein stumpf; wir sahen nichts als Nebel und Meer, und hörten nichts, als Wind und Wetter von oben und unten; wir kümmerten uns um nichts und dachten nicht ein Stümpfchen Gedanken. Wozu sollten wir auch denken? Unsere ewige Beschäftigung mit den Fischen hatte uns selbst zu Fischen gemacht, zu seltsamen, fleischartigen Seetieren, die in einem Schiff herumkrochen und unter einander eine eigene Sprache sprachen.

Wir lasen auch nicht, lasen gar nichts. Es konnten keine Briefe zu uns auf's Meer herausgelangen, und dann hatte das Einatmen des scharfen Nebels, unser tägliches Hantieren mit rohem Fisch, unser ganzer ununterbrochener Aufenthalt auf den Bänken unsere Leselust völlig abgethan. Wir aßen, arbeiteten und schliefen. Der einzige von uns, der noch nicht allen Kopf verloren und noch halbwegs etwas „verfolgte", war der Franzose. Er rief mich einmal monatlich auf dem Deck beiseite und sagte mit der ernstesten Stimme: „Glaubst Du, daß man jetzt zuhause Krieg führt?"

So gleichgiltig waren wir geworden, daß wir fast gar nicht mehr mit einander reden mochten. Wir wußten so allzu gut, was auf jedmögliche Frage würde geantwortet werden, und dazu kam noch, daß wir die größte Mühe hatten, uns gegenseitig zu verstehen. Was nützte es nämlich, daß die offizielle Sprache des Schiffes Englisch war? Sowol die Holländer als der Franzose waren zu begriffsstutzig und zu trotzig, um es zu erlernen, und die Russen selbst, — wenn sie etwas Längeres auf einmal zu sagen hatten, so kippten sie ganz verrückt in ihre eigene Sprache um und setzten uns andere für ganze Stunden in den Sand fest. Wir waren ziemlich hilflos und verlassen nach jeder Richtung hin.

Aber oft, wenn wir da saßen und die Leinen herauszogen, strich ein Auswandererschiff vorbei, ein schwerer, schattenhafter Koloß, der einen Stoß in die Pfeife that und im selben Nu im Nebel verschwand. Es war ein fast unheimlicher Anblick, solch ein gewaltiges Ungeheuer, das sich für einen Moment uns zeigte und dann plötzlich fort war. Geschah es im Dunkeln und stierten die Lichter des Schiffs auf uns mit runden, glühenden Kuhaugen am ganzen Rumpf entlang, so schrien wir oft leise auf vor Ueberraschung und Angst; in stillem Wetter spürten wir den Winddruck, den das gigantische Gespenst auf uns übte und unser Dorie schlug noch lange nachher in den schweren Wogen, welche es im Meer aufgerührt, als es an uns vorbeizog.

War es ein bischen klar, so geschah es auch, daß van Tatzel, mein Doriekamerad, der gute Augen hatte, weit in der Ferne ein Segelschiff entdeckte; aber es kam uns nie so nah, daß wir darauf einen Menschen hätten sehen können. Wir sahen niemals andere Leute als die unserigen: den Koch, acht Fischer, den gichtbrüchigen Schiffer und seine Frau.

Merkwürdige Gemütserregung konnte uns ergreifen, wenn wir so da saßen und mühselig an den Schnüren zogen und sie kaum heraufkriegen konnten: da war es uns, als griffen verborgene Hände in der Tiefe danach und drängten unser Dorie um. Wir riefen einander zu, zähneknirschend und halb toll vor Angst; wir vergaßen wo wir waren und was wir thaten, ganz zügellos erhitzt durch diesen Kampf mit den unsichtbaren Mächten auf dem Meeresgrund, die ihre Beute nicht loslassen wollten. Bekam einer von den Fischern einen Anfall dieser Gemütsstimmung, so sagte man auf den Banken, er „singe um klares Wetter,“ weil man meinte, der Nebel trage Schuld daran. Oft, wenn wir so da saßen und zogen, kam es uns vor, als nickten wunderliche phantastische Wesen uns aus dem Nebel draußen auf dem Meere zu, nickten immer unermüdlich mit großen, zottigen Häuptern und verschwanden wieder. Und weiche, federdartige Gestalten schritten in dem weißen Dunst herum, groß wie die Berge, hin und her fließend, je nachdem der Wind gerade blies, mit schwerem Tritt von West nach Osten schwebend, ihre daunenartigen Glieder durch die Lüfte rollend, die gewaltigen Mantel rückwärts nachflatternd. Van Tatzel und ich hatten einmal gleichzeitig ein Gesicht, das uns erstarren machte. Es war ein dunkler Abend; wir warfen unsere Leinen aus. Wir sahen einen Mann, der in der Luft auf und nieder schwebte; sein Kopf stand ganz in Flammen; er pustete wie ein Sturm; wir hörten es alle beide. Kurz darauf strich ein Dampfer vorbei; wir schrien laut auf, als er in die Pfeife stieß, dann verschwand er . . .

Wenn wir aber später am Vormittag unsere Angeln heraufgezogen hatten und dann mit vollgelasteten Dories am „Kongo“ anlegten, machte unser guter Fang und die Befriedigung, die schwerste Arbeit für diesen Tag gethan zu haben, uns oft dumm und auf andere Art wieder erregt: dann geschah es z. B. oft, daß wir eine unnatürliche Freude daran hatten, den Fisch zu mißhandeln, unseren eigenen Fisch zu mißhandeln. Die beiden Russen waren ganz krank vor Lust, so zu sündigen. Sie nahmen die großen Kabeljaus beim Kopf, drückten die Finger in die weichen Augen ein und hoben sie so in die Luft, wobei sie erregt vor sich hinlachten und zusahen. Einmal bemerkte ich, wie einer der Russen in einen rohen Fisch biß, die Zähne tief hineinbohrte und sie zwei Minuten lang drin ließ, während er ganz die Augen schloß. Diese fetten Fischleiber wirkten auch auf uns alle sehr; wir konnten in Aufregung geraten, wenn wir ihre glatten Magen öffneten; wir schnitten ihnen lebend die ganzen Bäuche auf; wir wühlten unnötig lang mit den Händen in ihren Eingeweiden herum und befleckten uns viel mehr mit Blut, als wir gebraucht hätten. Der Franzose behauptete sich immer frei von diesen tierischen Gelüsten; dagegen brannte er in wahnwitziger Neigung für die Frau des Schiffers und konnte das nicht einmal verhehlen. Er sagte es gerade heraus uns allen. „Ich liebe sie! Gott helfe mir, wie liebe ich sie!“ sprach er vielmals im Tag. Einer von den Negern, der, welchen wir den „Doktor“ nannten, weil er in seiner ersten Jugend ein wenig Medizin studiert hatte, war auch heftig verliebt in sie; ich hätte ihn auf der Stelle totschlagen können vor Eifersucht, als er mir es anvertraute. Mit mir stand es auch nicht besser.

Sie selbst aber ging mager und träge und schrecklich schmutzig herum und merkte von allem nichts. Nicht einen Blick gab sie uns. Einmal, eines Tags, — ich hatte achterwärts etwas zu thun, dort, wo sie auf ihrem Feldstuhl saß und vor sich hinstarrte, — da stolperte ich über eine Haspel Theergarn und wäre fast gefallen. Ich kam gleich so aus der Fassung, daß ich mich umdrehte und, anstatt weiter zu gehen, die Haspel Theergarn geistesabwesend und blöde mir betrachtete, und ich muß bestimmt dabei ganz lächerlich ausgesehen haben. Warum lachte sie da nicht? Und warum sah sie mich die ganze Zeit an, wenn nicht um zu lachen? Sie hatte keine Lust dazu; es verzog sich keine Miene in ihrem Gesicht. „Sie verfault!“ sagte van Tatzel in seiner krausen Sprache; „bei Gott, sie verfault ungemein!“

Und doch hätte keiner von uns sie um etwas in der Welt entbehren mögen . . .,

Waren die Fische „fertig gemacht" und die Leinen ausgeworfen, so war unsere Tagesarbeit gethan und wir vertrödelten eine Stunde oder zwei mit Essen und Rauchen. Und dann gingen wir in die Koje.

Nun konnten wir, wenn wir nicht zu müde waren, ein wenig miteinander reden und sogar eine oder die andere Geschichte erzählen, — all das in einer groben, unvollkommenen Sprache voll von Eiden und lüderlichen Worten. Der Franzose wußte ein Ende von einem Menschen, der „kein Weib sehen konnte, ohne es zu begehren", und dies Ende hatte er mehrere Mal stets mir gleichem Glück erzählt. Die Russen waren ganz entzückt darüber und lachten unaufhaltsam, wenn man es erzählte. Ihre Freude über die plumpe Geschichte war wie bei einem Kind; sie verzog ihnen den Mund und warf sie aufgeregt in ihrer Koje herum. „Nun — und dann?" fragten sie die ganze Zeit, — „wie erging es weiter?" Und doch wußten sie ja genau so gut wie wir anderen, was weiter geschehen war.

Van Tatzel dagegen war fast niemals so glücklich, wenn er seine Geschichte erzälte; wir mochten nur selten ihm zuhören. Wir verstanden ihn so schlecht, er konnte so wenig englisch, und in seinem Mund wurde auch das Wenige, das er konnte, ganz verkehrt. Wenn er im Begriffe war, etwas zu sagen und plötzlich nicht weiter konnte, sah er uns alle in der Runde mit seinem vergrämten Antlitz an und wußte nicht, wie sich herausretten. Er war wirklich sehr zu bedauern.

Van Tatzel war der ältere von den Holländern, schmutzig zum äußersten, etwas taub, sonst aber gutmütig und hilfreich. Er trug immer Baumwollpfröpfe in den Ohren, Sommer und Winter große Baumwollpfröpfe, vergilbt von Alter und Unreinlichkeit. Er war eine ungewöhnlich schwerfällige Gestalt; das Leben auf dem Meer hatte ihn förmlich zu einem Kind gemacht, das nicht über seine Nasenspitze hinaus zu denken vermochte. Wenn er in der Koje lag, seinen starken Tabak rauchte und unbekümmert wo immer hin spuckte, begann er seine Erzählung immer so:

„Es war einmal ein Abend in Amsterdam," sagte er; „es war ein Abend in Amsterdam. Ich hatte gerade meine Heuer genommen und es war mein letzter Abend auf dem Land. Ich erinnere mich nicht, wieviel Uhr es war, aber es war sehr spät," sagte van Tatzel. „Da ich aus einer Bierhalle kam und mich an Bord begeben wollte, stülpte ich erst meine Beinkleider auf; ich erinnere mich, daß ich zwei Büge in jedes Hosenbein machte; im Uebrigen war ich mehr als berauscht, und ich fiel ins Knie, als ich mich bückte. Nun schlenderte ich fort und war gerade in die Leopoldstraße gekommen. Da traf etwas ein . . . . . etwas, das mich einbetraf. Denn ich war nicht so betrunken, daß ich sie nicht sah; sie war ganz hinter mir, mitten in der Straße; — ihr mögt es mir glauben oder nicht, aber es war eine Dame."

Der alte Narr erhebt sich in der Koje und sieht uns an. „Eine feine Dame!" sagte er. Und dann hört er auf. Sein Englisch reicht nicht weiter; er kommt nicht vom Fleck.

„Es ging wirklich eine Dame in den Straßen von Amsterdam Dir nach?" fragt der „Doktor" neckend aus seiner Koje heraus.

„Ja, eine Dame!" antwortete er entzückt und mit lautem Lachen. Es ergreift ihn so, daß er sogar zwei Mal darauf schwört, und wir lachen alle über ihn. Er versucht weiter zu erzählen, bleibt aber wieder stecken; es ist ihm nicht möglich, fortzukommen. Er arbeitet mit seinem alten Gehirn, strengt sich heftig an, ein Wort zu finden, das uns die Sache erklären kann; jedoch er schweigt mäuschenstill. Es liegt ihm so viel daran, gerade an diesem Punkt sich mitzuteilen, und überwältigt von der Erinnerung an diese Dame, von der Verzweiflung, sich nicht ausdrücken zu können, getrieben, explodiert er plötzlich in seiner eigenen Sprache, poltert einen großen Schwarm wunderlicher Worte hervor, die nicht ein Einziger von uns versteht, ausgenommen sein Landsmann, der in einer anderen Koje liegt und schnarcht.

Dies war van Tatzel's Geschichte, die einzige, die er wußte, und sie endete immer so. Wir hatten sie so viele Male gehört; sie begann immer auf die gleiche Art mit jenem Abend zu Amsterdam. Es war eine glaubwürdige Geschichte und es war nicht Einer von uns, der an ihr zweifelte . . .

Dann lagen wir eine Weile und dachten an diese Erzählung, während draußen das Meer lärmte, die Lampe in ihren Messingringen schwankte und die Wache auf dem Deck über uns mit ihren Holzschuhen klapperte. So kam die Nacht . . . .

Doch manches Mal erwachte ich wieder gegen Mitternacht, halb erstickt durch den Dampf von all diesen athmenden Menschen, die in wilden Träumen sich wälzten. Die Lampe beschien die plumpen Körper in den grauen Wollhemden; die Russen mit ihren drei, vier Barthalmen auf der Schnauze sahen aus wie schlafende Seehunde. Aus jeder Koje hört man Stöhnen und halbe Worte; die Neger lagen und gleißten mit ihren weißen Zähnen und sprachen laut und nannten Namen und bliesen ihre schwarzen Backen auf. Aus des jüngeren Holländers Koje hörte man unter gluckenden Lachen denselben Namen und dazwischen Schnarchen, — den Namen der Schiffersfrau. Alle waren sie von ihr eingenommen; sie redeten sogar im Schlaf von ihr, jeder in seiner Sprache. Nur van Tatzel schlief ruhig, ruhig und gesund, wie ein stummes Thier.

Der scharfe Lukendunst, der Tabaksrauch, der Geruch der schwitzenden Menschen ringsum und der Fische in der Last mischten sich zu einem schweren, betäubenden Nebel, der mir die Augen schloß, so oft ich sie öffnen wollte. Und ich schlief wieder ein, alp-bedrückt von einer ungeheuer großen Blume, die sich über mich legte und mich in ihre feuchten Blätter saugte, mich hinunterwürgte, ruhig und sicher, stumm und still. Und die Welt verschwand vor mir . . .

Dann kam die Wache und trieb uns hinaus.

Von neuer Kunst.

Das am 9. Mai von der Freien Bühne veranstaltete Frühlingsfest, das sich trotz des feindlichen Frühlingsgewitters zu einer lebhaften, vergnüglichen Feier entfaltete, hat ein so günstiges finanzielles Ergebnis gehabt, daß eine namhafte Summe den künstlerischen Zwecken der Freien Bühne zu Gute kommen wird, als Reservefonds für das dritte Vereinsjahr.



An offener See.

Roman
von
August Strindberg.
Autorisierte Übersetzung von M. von Borch.

(1. Fortsetzung.)

Als die Wirtsleute den Verunglückten endlich der Mehrzahl seiner Kleidungsstücke entledigt und Decken über ihn geworfen hatten, brachten sie gekochte Milch und Branntwein herbei. Der Kranke wurde an beiden Armen gerüttelt, dann richtete der Zollaufseher den kleinen Körper auf und flößte ihm langsam die Milch in den trotz der geschlossenen Augen weit geöffneten Mund. Als dann aber die Schwägerin den Schnaps hinterhergießen wollte, schien der Geruch wie ein heftiges Gift auf den Inspektor zu wirken. Mit einer Handbewegung schlug er das Glas zurück, öffnete die Augen, und fragte, vollständig wach wie nach einem stärkenden Schlaf, nach seinem Zimmer.

Es sei natürlich nicht in Ordnung, aber wenn er hier liegen und warten wolle, könne es in einer Stunde fertig sein.

Und nun lag der Inspektor da und vertrieb sich eine unerträgliche Stunde, indem er die Augen über die Einrichtung und die Bewohner der langweiligen Hütte schweifen ließ. Es war die Kronwohnung des Aufsehers der kleinen Zollstation auf Österskär. Alles knapp bemessen, nur als Dach über dem Kopf gedacht. Die weißen untapezierten Wände abstrakt wie der Begriff „Krone", vier geweiße rechte Winkel umschlossen ein Zimmer, das von einem weißen Viereck deckt wurde. Unpersönlich, kalt wie ein Hotelzimmer, das nicht den Zweck hat, bewohnt zu werden, sondern in dem man nur logiert. Für seinen Nachfolger oder gar für die Krone Tapeten einzukleben, dazu hatten weder dieser Aufseher noch seine Vorgänger das Herz gehabt. Mitten in dieser toten Farblosigkeit standen dunkle Möbel aus schlechter Fabriksarbeit, aber von halbmodernen Formen. Ein runder Eßtisch aus ästigem Tannenholz, der mit Nußbeitze gestrichen und mit weißen Tellerrändern bedeckt war; Stühle von gleichem Material und Zuschnitt, mit hohen Lehnen, auf drei Beinen balancierend; ein Ausziehsopha, das wie fertige Herrenkleider aus dem möglichst schlechtesten Stoff für den billigsten Preis gemacht war. Alles war unzweckmäßig; nichts schien seine Bestimmung zu erfüllen, zur Ruhe oder zur Bequemlichkeit zu laden. Und unschön blieb alles trotz der angekleisterten Papiermachéornamente.

Wenn der Aufseher sich mit seinem breiten Hinterteil auf das Tangpolster des Stuhles setzte und den gewaltigen Rücken gegen die Lehne legte, so folgte diesem Manöver ein störendes Krachen im Möbel und eine zornige Ermahnung der Schwägerin, mit den Sachen anderer Leute vorsichtig umzugehen, worauf der Zollaufseher mit einem dreisten Streicheln und einem Blick antwortete, der gar keinen Zweifel an der Art ihres Verhältnisses aufkommen ließ.

Die Beklemmung, die der ganze Raum bei dem Inspektor hervorgerufen, wuchs durch die Entdeckung dieser Disharmonie. Als Naturforscher hatte er nicht die



herkömmlichen Begriffe von Erlaubtem und Unerlaubtem, dafür aber einen stark ausgeprägten Instinkt für das Zweckentsprechende gewisser gesetzmäßiger Ordnungen der Natur, und er litt innerlich, wenn er sah, daß die Gebote der Natur übertreten wurden. Für ihn war es, als wenn er in seinem Laboratorium eine Säure gefunden, die seit Erschaffung der Welt sich nur mit einer Basis zu verbinden pflegte und sich jetzt wider ihre Natur mit zweien verband.

Sein Vorstellungsvermögen beschäftigte sich mit der Entwickelung des Menschengeschlechts von der allgemeinen Vermischung bis zur Monogamie, und er versetzte sich in die Urzeit zwischen wilde Menschenhorden zurück, die ein Korallenleben lebten mit Massendasein, bevor noch Urwal und Abweichung die individuelle, persönliche Existenz und Abstammung festgestellt hatten.

Und als er ein zweijähriges Mädchen mit zu großem Kopf und Fischaugen auf Katzentritten im Zimmer umhergehen sah, als fürchte es gesehen zu werden, merkte er sofort, daß diese zweifelhafte Frucht Zwietracht gesäet, und auflösend, störend gewirkt hatte; er konnte leicht berechnen, daß die Stunde kommen würde, wo der lebende Zeuge all die unfreiwillige Schuld eines gefährlichen Zeugen werde entgelten müssen.

Während er so seinen Gedanken nachhing, wurde die Thür geöffnet, und der Herr des Hauses trat ein.

Er war des Zollaufsehers Bruder, der bis auf weiteres die untergeordnete Stellung eines Zollwächters hatte. Körperlich war er jedoch besser ausgestattet als der Aufseher; er hatte ein blondes, offenes, freundliches, vertrauenerweckendes Aussehen.

Nachdem er vergnügt „Guten Abend" gewünscht, setzte er sich an den Tisch neben den Bruder, nahm das Kind auf den Schoos und küßte es.

„Wir haben Fremde bekommen!" klärte der Zollaufseher ihn auf und zeigte nach dem Sofa, wo der Inspektor lag. „Der Fischerei-Instruktor, der hier über uns wohnen wird."

„So? Das ist er?" entgegnete Vestman und stand auf.

Mit dem Kinde auf dem Arme näherte er sich dem Sofa, und da er nun doch einmal der Wirt und der Bruder als Junggeselle nur bei ihm in Kost und Wohnung war, hielt er dafür, daß er seinen Gast willkommen heißen müsse.

„Wir haben es hier draußen nur einfach", fügte er nach ein paar Begrüßungsworten hinzu — „aber meine Alte versteht sich garnicht übel auf's Kochen, denn sie hat früher in besseren Häusern gedient, ehe sie sich vor drei Jahren mit mir verheiratet hat, aber seitdem wir diesen Balg hier haben, hat sie was anderes zu denken — ja, ja, Kinder kriegt man schon, wenn einem dabei geholfen wird — das heißt — nicht, das ich Hülfe brauchte, wie man sagt!"

Der Verwalter wunderte sich über die jähe Wendung, die der lange Satz nahm, und fragte sich, ob der Mann wohl etwas wisse, oder ob er bis jetzt nur fühle, daß irgend etwas nicht in Ordnung sei. Selbst hatte er ja in zehn Minuten gesehen, wie es hier stand — wie war es da möglich, daß der, den die Sache anging, in zwei Jahren nichts gesehen haben sollte?

Ekel erfaßte ihn vor alle dem. Er wandte sich der Wand zu, um zu schlummern und sich mit eigenen Bildern angenehmerer Art die übrige halbe Stunde zu vertreiben.

Aber taub konnte er sich noch nicht machen, und so hörte er gegen seinen Willen, wie ein Gespräch, das eben noch lebhaft gewesen, weiter holperte, als ob die Worte, bevor sie ausgesprochen, mit dem Zollstock abgemessen würden; und wenn eine Pause entstand, wurde sie von dem Manne ausgefüllt, der das Schweigen

verabscheute, etwas zu hören fürchtete, das er nicht hören wollte, und nicht ruhig wurde, bevor ihn nicht sein eigener Wortstrom berauschte.

Als die Stunde schließlich um war und noch immer kein Bescheid über das Zimmer kam, erhob der Inspektor sich und fragte, ob es noch nicht fertig sei.

„Doch“, meinte die Wirtin, „es sei wol gewissermaßen fertig, aber —“

Nun ersuchte er aber in befehlendem Ton, sofort auf sein Zimmer geführt zu werden. Erinnerte in gewählten Worten, daß er nicht gekommen sei, um Jemand zu besuchen, sondern in bestimmten Angelegenheiten der Krone reise, daß er nur verlange, wozu er ein Recht habe — aber das wolle er auch haben auf Grund des Memorials, das vom Zivildepartement durch die Generalzolldirektion an die königliche Zollkammer in Dalarö ergangen sei.

Damit war die Sache richtiggestellt. Mit einem Licht in der Faust brachte Vestman den gestrengen Herrn eine Treppe hoch in ein Giebelzimmer, in dessen Einrichtung nichts den verlangten einstündigen Aufschub zu erklären vermochte.

Es war ein sehr großer Raum, dieselben weißen Wänden wie unten, und das große Fenster mitten auf der Längswand wie ein schwarzes Loch, aus dem das Dunkel in's Zimmer strömte, ohne von Gardinen behindert zu sein.

Ein Bett stand aufgemacht, so einfach, als ob es nur eine Erhöhung über dem Fußboden sei, die Luftzug von unten verhindern sollte; ein Tisch, zwei Stühle, eine Kommode. Der Inspektor, gewöhnt, sein Auge von Eindrücken sättigen zu lassen, warf einen verzweifelten Blick um sich, als er nur diese wenigen unentbehrlichen Gegenstände sah, in einem Raum, wo das Talglicht einen Kampf mit der Dunkelheit kämpfte und das große Fenster jeden Lichtstrahl zu verzehren schien, den der brennende Talg erzeugte.

Er fühlte sich so verloren, als habe er ein halbes Menschenalter hindurch zur Verfeinerung, zu guter Stellung und Luxus emporgestrebt und sei nun wieder in Armut zurückgestürzt, in eine niedere Klasse zurück versetzt, in seinem Schönheit und Weisheit liebenden Sinn gefangen, seiner Nahrung beraubt und in eine Strafanstalt gebracht worden. Diese nackten Wände waren die Klosterzelle des Mittelalters, wo die Askese ohne Bild, wo die Leere des Milieu's und die hungernde Fantasie dazu trieben, sich selbst zu reizen, um lichtere oder dunklere Bilder hervorzurufen und dadurch aus dem Nichts herauszukommen. Das weiße, das formlose, das farblose Nichts im Kalkanstrich der Wände erzeugte einen Bildertrieb, den die Grotte oder die Laubhütte des Wilden nie geweckt, den der Wald mit seinen immer wechselnden Farben und beweglichen Konturen entbehrlich gemacht, einen Trieb, den nicht die Ebene, nicht die Haide mit dem reichen Farbenspiel der Luft noch das nimmer ermüdende Meer gezeitigt hatten.

Er empfand plötzlich eine gährende Lust, im Augenblick die Wände mit sonnigen Landschaften von Palmen und Papageien zu bedecken; eine persische Matte über die Zimmer-Decke zu spannen, Tierfelle über die wie ein Kontorbuch linierten Dielen zu legen; Ecksofa's mit kleinen Tischen davor in die Winkel zu stellen, eine Hängelampe über einem runden, mit Büchern und Zeitschriften bedeckten Tische aufzuhissen, ein Klavier an eine kurze Wand zu stellen und die Längswand mit Bücherbrettern zu bekleiden; und dann da hinten in die Sofaecke eine kleine Frauengestalt zu setzen, ganz gleich welche! — Wie das Licht auf dem Tische gegen das Dunkel kämpfte, so arbeitete seine Fantasie an der Einrichtung des Zimmers; dann aber ließ sie nach, alles verschwand, und die entsetzliche Umgebung jagte ihn in's Bett, er löschte das Licht und zog sich die Decke über den Kopf.

Der Wind erschütterte den ganzen Giebel, die Wasserflasche klirrte gegen das Trinkglas, der Luftzug ging durch's Zimmer vom Fenster nach der Thür und be-

rührte zuweilen seine Haarsträhnen, die vom Seewind ausgetrocknet waren, so daß ihm schien, als ob Jemand mit der Hand über seinen Kopf striche; und zwischen den Windstößen schlugen die großen Sturzwellen wie der Paukenschlag im Orchester dumpf gegen die ausgehöhlten Klippen an der Südspitze der Scheereninsel. Als er sich schließlich an die einförmigen Laute von Wind und Wellen gewöhnt hatte, hörte er kurz vor dem Einschlafen, wie unten in der Stube eine Männerstimme einem Kinde das Abendgebet vorsprach.

Zweites Kapitel.

Als der Fischerei-Inspektor am nächsten Morgen nach einem tiefen Totenschlaf, den die Anstrengungen des vorigen Tages und die scharfe Seeluft erzeugt, erwachte und über die Bettdecke fortsah, bemerkte er erst eine unbegreifliche Stille und gewahrte, daß das Ohr leise Laute auffing, die er sonst nicht zu beachten pflegte. Er hörte jede kleine Bewegung im Betttuch, wenn es sich bei seinen Atemzügen hob, er hörte das Reiben der Haarsträhnen auf dem Kopfkissen, den Pulsschlag in den Halsadern, er hörte wie das schwanke Bett ganz leise seinen Herzschlag zurücktönte. Er hörte die Stille, denn der Wind hatte sich ganz und gar gelegt, und nur das Brechen der Dünung gegen die zusammengepreßte Luft in den Hölungen des Strandes wiederholte sich jede halbe Minute einmal. Vom Bette aus, das dem Fenster grade gegenüber stand, sah er in der unteren Scheibe etwas wie eine Art blauer Jalousie, die noch etwas blauer war als die Luft, — sie kam ihm sachte entgegen, als wollte sie durch's Fenster kommen und das Zimmer überschwemmen. Er wußte, daß es das Meer sei, aber es sah so klein aus und erhob sich wie eine lotrechte Wand, anstatt sich wie eine wagerechte Fläche auszudehnen, denn die sonnenbeleuchteten Wogenreihen gaben keine Schatten, nach denen das Auge sich ein perspektivisches Bild hätte bilden können.

Er stand auf, legte einige Kleidungsstücke an und öffnete das Fenster. Die rauhe, feuchte Luft der Stube strömte hinaus; und von der See her kam eine laue Treibhausluft, die schon seit mehren Stunden von der strahlenden Maisonne erwärmt wurde. Unterhalb des Fensters sah man nur zerrissene Klippen, in deren Schroffen kleine staubige Schneehaufen lagen; daneben blühten kleine, weiße Hungerblümchen, von Moospolstern wolgeschützt; armselige Stiefmütterchen, die, bleichgelb wie vor Hunger und blauviolett wie vor Kälte, in der ersten Frühlingssonne die armen Farben ihres armen Landes hißten. Weiter hinab krochen Heidekraut und Felsenstrauch und sahen über den Abhang hinunter, an dessen Fuß eine Lage weißen Sandes lag, den das Meer pulverisiert hatte, und in dem hier und da die Halme des Sandhafers steckten. Darauf kam der Seetanggürtel, der wie eine dunkle Schärpe auf dem weißen Sande lag; ganz oben beinahe kohlschwarz, der Tang vom vorigen Jahr; Schnecken, Gräten, Tannennadeln und Reisig steckten darin; nach der Seeseite hin die letzten frischen seifenbraunen Tanghaufen, kraus und knotig, der Chenillebesatz an der Garnierung. Und innerhalb des Rings, auf dem Sandtrottoir, der Gipfel einer Tanne, ohne Rinde, abgeschält, vom Sande blankgescheuert, vom Wasser gewaschen und dem Winde poliert und der Sonne gebleicht, ähnlich dem Brustkorb eines Mammutskeletts. Und rund umher ein ganzes osteologisches Museum ähnlicher Skelette oder Fragmente. Ein angespülter Pfahl, der jahrelang das Fahrwasser angezeigt hatte, sah mit seinem dicken untern Ende aus wie der Hüftknochen einer Giraffe, ein ganzer Wachholderbusch wie das Gerippe einer ertränkten Katze, die weiße schmale Wurzel ausgestreckt wie die Schwanzspitze des Tiers.

Vor dem Strande lagen Riffe und Klippen, die einen Augenblick feucht und

Sonnenschein glänzten, um im nächsten Augenblick von der Brandung bedeckt zu werden. Sie ging mit einem Satz über sie fort, oder brach, wenn sie nicht hinreichend Kraft besaß, stieg auf und spritzte einen Wasserfall von Gischt in die Luft.

Draußen das glänzende Meer, das große Flach, wie der Fischer es nannte. Jetzt in den Morgenstunden breitete es sich aus wie ein blaues Tuch, ohne Falten, nur wogend wie eine Flagge. Sie würde ermüdet haben, die große, runde Fläche, wenn nicht eine rote Boje vor dem Riff verankert gelegen und ausgesehen hätte wie das Siegel auf einem Brief.

Das war das Meer, allerdings nichts neues für den Inspektor Borg, der etliche Gegenden der Welt gesehen hatte; aber dies war das öde Meer, das Meer gleichsam unter vier Augen. Es schreckte nicht wie der Wald mit seinem dunklen Dickicht, sondern es wirkte beruhigend wie ein offenes, großes, blaues, treues Auge. Man konnte alles mit einem Mal überblicken, kein Hinterhalt, keine Schlupfwinkel. Es that dem Beschauer wohl, diesen Kreis um sich zu sehen, in dem er selbst stets der Mittelpunkt blieb, welchen Platz er auch einnahm. Die große Wasserfläche war wie eine verkörperte Ausstrahlung des Betrachtenden; selbst auf dem festen Lande stehend, fühlte er sich ihren unermeßlichen Kraftmitteln überlegen, für die er jetzt unerreichbar war. Wenn er sich der Lebensgefahr erinnerte, der er Abends zuvor ausgesetzt gewesen, der Angst, der Wut, die er im Kampfe mit einem brutalen Feinde durchgemacht, den zu überlisten ihm dennoch geglückt war, dann lächelte er dem Besiegten, Geschlagenen edelmütig zu, der doch nur ein blindes Werkzeug im Dienst der Winde gewesen war und sich jetzt ausstreckte, um im Sonnenschein wiederum der Ruhe zu pflegen.

Dies war Österskär, das klassische, weil es seine alte Geschichte hatte, lange gelebt, geblüht hatte und verfallen war; das alte Österskär, das im Mittelalter ein großer Fischereiplatz gewesen, wo der wichtige Artikel, der Strömling, gefangen wurde. Eine eigene Zunftordnung war für ihn ausgefertigt worden, die noch heute aufbewahrt wird. Der Strömling hat im obern Schweden und Norrland dieselbe Aufgabe gehabt, wie der Häring für die Westküste und Norwegen, und ist nichts anderes als ein Häring, der sich den kleineren Verhältnissen der Ostsee angepaßt hat. Sehr gesucht in den Zeiten, wo der Häring selten und teuer war, und weniger gesucht, wenn es reichlich Häring gab, ist er lange Zeit hindurch die Winternahrung des mittleren Schwedens gewesen, und zwar so gründlich, daß man heute noch die Klagen der von der Königin Kristina in's Land gelockten Franzosen über das ewige Rundbrod und den endlosen „Stremling" in einem Liede aufbewahrt.

Vor einem Menschenalter noch zahlten die Großgrundbesitzer ihr Deputat in Häring; als aber der Häringsfang abnahm, verwandelte sich die Häringsnaturalabgabe in Strömling. Der Preis stieg, und der Fang, der bis dahin mäßig betrieben worden, nahm jetzt die heftigere Natur der Spekulation an. Die seichten Stellen um Österskär, die fischreichsten in Södermannlands Scheeren, wurden in großem Maaßstabe ausgebeutet; man beunruhigte den Fisch während seiner Laichzeit; die Maschen der Netze wurden immer enger, und die natürliche Folge davon war, daß der Fang abnahm, wahrscheinlich nicht, weil der Fisch ausgerottet wurde, sondern weil er seine gewohnten Laichplätze verlegte und sich hinaus nach der Tiefe zog, wohin den fliehenden Feind zu verfolgen noch keinem Fischer eingefallen war.

Lange zerbrachen sich die Gelehrten den Kopf bei ihren Untersuchungen über die Abnahme des Strömlingfangs, bis die landwirtschaftliche Akademie die Initiative ergriff und durch Einsetzung kundiger Fischereiinspektoren sowol die Ursachen des Uebelstandes wie die Hülfsmittel gegen ihn zu ergründen suchte.

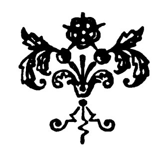
Das war nun Borg's eigentliche Bestimmung für den gegenwärtigen Sommer

auf Österskär. Der Ort gehörte nicht zu den lebhaftesten, denn die Insel liegt an keiner der Haupteinfahrten nach Stockholm. Von Süden her kamen die großen Schiffe gewöhnlich durch Landsort an Dalarö und Vaxholm vorüber; von Osten, und bei gewissen Winden auch von Süden, ging die Schiffahrt durch Sandhamn-Vaxholm; und von Norrland und Finnland her drang der Kauffarteifahrer durch Furusund-Vaxholm ein.

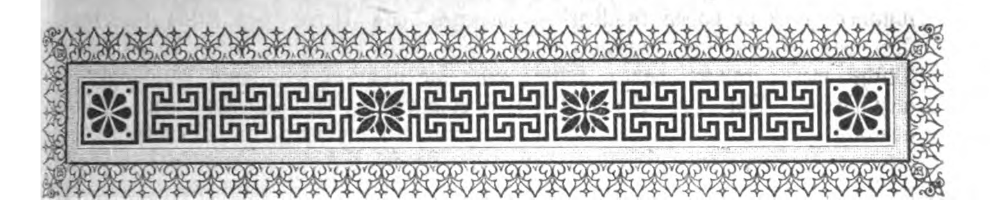
Der Weg an Osterskär vorüber ist ein Notweg, meist von Estländern aufgesucht, die in der Regel von Südost kommen; und von Andern, die durch Wind, Strömung oder Sturm gezwungen werden, über die bestimmte Zeit hinaus in Landsort und unter Sandhamn zu liegen. Deshalb ist der Platz nur mit einer Zollstation dritter Klasse unter einem Zollaufseher und einer kleinen Lotsenabteilung, die unter Dalarö steht, besetzt. Die Welt hat dort ein Ende; ruhig, still, verlassen, — ausgenommen während des Fischfangs im Herbst und Frühling; und kommt ja einmal im Hochsommer eine Vergnügungsjacht hinaus, so wird sie wie eine Offenbarung aus lichterer, glücklicherer Welt begrüßt.

Aber der Fischereiinspektor Borg erschien zu einem andern Zweck: um zu „schnüffeln“ wie die Leute es nannten. Und er wurde mit auffallender Kälte begrüßt. Hatte sie sich zuerst in der Gleichgültigkeit des vorhergehenden Abends geäußert, so kam sie jetzt in einem miserablen und kalten Kaffee, der ihm auf sein Zimmer gebracht wurde, zum Ausdruck.

(Fortsetzung folgt.)



Verantwortlich für die Redaction Wilhelm Bölsche, Friedrichshagen. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwed. Hofbuchhändler. Druck: A. Seydel & Cie. Beide in Berlin.



Richard Wagner als Dichter.

Von **Christian Ehrenfels.***)

Richard Wagner als Dichter! — Man sieht sich selbst heute noch vielfach einem ungläubigen, ja spöttischen Lächeln gegenübergestellt, sobald man diese Worte in vollstem Ernst ausgesprochen haben will. Wer nun trotz redlichsten Strebens nach Objektivität und ehrlichster Selbstkritik die Ueberzeugung nicht loszuwerden vermag, daß wir in Wagner nicht nur — wie heute schon ziemlich allgemein anerkannt — einen der größten Musiker, sondern auch einen der größten Dichter aller Zeiten besitzen — der wird sich vor allem nach den Ursachen zu fragen haben, welche diesem Urteil die allgemeine Zustimmung bis heute noch vorenthalten. Da begegnet ihm zunächst der trotz aller Aufklärungsversuche noch immer nicht behobene Irrtum, man könne sich von Richard Wagner als Dichter aus der alleinigen Beachtung jener von Musik und dramatischer Darstellung losgelösten Dichtungen, d. h. aus der einfachen Lectüre seiner Textbücher eine Vorstellung bilden. Der Gedankengang hierbei hat ja den Anschein einer so einleuchtenden Logik für sich! — „Aus häßlichen Teilen kann man unmöglich ein schönes Ganze zusammensetzen. Besitzt das Wagner'sche Gesamtkunstwerk jene Vollendung, welche man ihm nachrühmt, so muß somit auch jeder Teil für sich genommen, die Dichtung als Dichtung, die Musik als Musik schön und vollendet sein.“ — Nach diesem Recept vergleicht man nun ein Wagner'sches Textbuch mit irgend einem der mustergiltigen Dramen und kann nicht umhin, zu Ungunsten des ersteren zu entscheiden. Daß es nach solchen Principien auch möglich sein müßte, über Dürer und Tizian etwa als Form- (nicht Farben-) Geber durch Vergleichung der Holzschnitte des ersteren mit den Photographieen der Bilder des letzteren zu einer objektiven Wertschätzung zu gelangen — wobei natürlich dieser stets im Nachteil bleiben würde — das kommt jener höheren Logik nicht bei. — Es ist ein Glück, daß uns die Wagner'sche Musik nicht ohne die Dichtung zugänglich ist, wie umgekehrt diese ohne jene, — sonst würde das allgemeine Urteil hierüber wahrscheinlich noch ebenso in den Kinderschuhen stecken! Aber da auch der Musiker vom Fach genötigt war, um ein Wagner'sches Werk zu Gehör zu bekommen, in der Oper die leidige Dichtung mit in den Kauf zu nehmen, so wurde er doch allmälig auf den Gedanken geführt, daß diese beiden Dinge etwas mit-

*) In dem Artikel „Richard Wagner und der Naturalismus“ in Heft 14 und 15 haben sich verschiedene sinnstörende Druckfehler eingeschlichen, die der Verfasser zu verbessern bittet: Seite 338, Zeile 20 v. o. Schwind statt Schmid, 339 Z. 10 v. u. Schreie statt Schreien, 340 Z. 5 v. u. sich ihm die statt sich die, 373 Z 19 v u. theistischen statt tierischen, 374 Z. 15 v. o Losungswort statt Lösungswort, 374 Z. 1 v. u. Naturen statt Nationen.

sammen zu thun haben könnten — wogegen das Urteil des Litteraturverständigen über das Wagner'sche Textbuch schon lange feststand, selbst wenn er es einmal der Mühe wert erachtet haben sollte, auch die nicht in sein Fach einschlägige Musik anzuhören. Um zur Sache selbst überzugehen, sei folgendes in Erinnerung gebracht: man kann alle Dichtungen, und die schönsten am allermeisten, dadurch bis zur Lächerlichkeit entstellen, daß man sie in Schulbubenmanier mit schablonenmäßig gleicher Betonung aller Verslängen und -accente herableiert. Das Schema der Versmaße gibt nämlich nur das Skelett für die eigentliche Rhythmik der Verse, welche der Einförmigkeit jener gegenüber eine unerschöpfliche Mannigfaltigkeit aufweist. Die Musik der Sprache ist ein schrecklich langweiliges Getöne, wenn alle Accente des Versmaßes gleich stark, alle Längen gleich lang ausgesprochen werden. Jene Rhythmik der Verse nun — zum Unterschiede von dem meist wenig wechselnden Skelett der Versmaße — wurde von den Dichtern bisher nicht zu Papier gebracht; es mußte der Intuition des Recitators überlassen bleiben, dieselbe unter dem Einflusse des Sinnes und Stimmungsgehaltes der Dichtung zu reproducieren, bisweilen wol auch selbst zu schaffen. Dies war jedem mit Verständnis und Gefühl Begabten bis zu gewissem Grade möglich, weil die Rhythmik beim gesprochenen Wort durch das Versmaß, wenn auch keineswegs fixiert, so doch in gewisse Grenzen eingeschlossen wird. Es geht wol an, von zwei Silben, welche im Versmaß gleich viel wiegen, die eine etwa zweimal so lang zu dehnen und zwei oder dreimal so stark zu betonen, als die andern; es ist aber nicht, wie beim Gesangsvortrag in Verbindung mit dem Orchester, möglich, wenigen Silben durch Tonhöhe, -dauer und -stärke, unterstützt durch die Begleitung, eine solche Wucht zu erteilen, daß sie für das rhythmische Gefühl langen Wortreihen die Wage halten, oder gar rhythmisch verwendete Accente dort zu Gehör zu bringen, wo die Stimme des Sängers schweigt, und das Orchester für sich allein den intentionierten Vers vervollständigt, — was alles bei Wagner an zahllosen Stellen nachzuweisen ist. Fällt nun die begleitende Orchestermusik weg, und wird auch die gesangliche Betonung der Worte bei dem gewöhnlichen Abdruck im Textbuch in keiner Weise markiert, so vermag selbst die genialste Intuition sich die beabsichtigte Rhythmik der Verse nicht mehr zu reconstruieren. Vom Unkundigen gelesen, erscheint der Wagner'sche Versbau häufig genug wie toll gewordene Prosa; und nur wer etwa während des Recitierens die wohlbekannte Musik in Gedanken innerlich zum Abklingen bringt, vermag mit den Mitteln des gesprochenen Wortes — und auch dann nicht ohne Gewaltsamkeiten aller Art — eine ungefähre Vorstellung von dem freien und doch künstlerisch so zart gegliederten Tonfall jener in ihrer Ausdrucksfähigkeit auf das höchste gesteigerten Rede zu vermitteln. Hierzu kommt noch ein weiterer Umstand. — Es ist eine altbekannte Thatsache, daß viele Satzfügungen, welche für den Leser schwer verständlich sind, sich als vollkommen klar und durchsichtig erweisen, sobald man sie in richtiger Betonung vorträgt. Da nun Wagner sich bewußt war, die Betonung seiner Sätze durch die musikalische Ausführung bis in die feinsten Nuancen eindeutig fixieren zu können, so ist er der durch die längere Zeitdauer des musikalischen Vortrages hinwieder erhobenen Forderung nach möglichster Gedrängtheit des Satzbaues in weitem Maße entgegengekommen, — wie beispielsweise durch das beliebte Weglassen der Conjunktionen der Nebensätze und überhaupt aller unwesentlichen Bei- und Nebenwörter. Das gibt dem Stil ohne Musik leicht ein geheimnisthuerisches, orakelndes Gepräge und erschwert begreiflicher Weise ohne die erklärende gesangliche Phrasierung das Verständnis. In die gleiche Kategorie gehört auch die Wagner so häufig vorgeworfene Vorliebe für Superlative und superlativische Redewendungen, welche ohne Musik den Eindruck des Geschraubten, Gewaltsamen

hervorrufen, demjenigen aber, welcher sich auf den Wogen des musikalischen Stromes emportragen läßt, als natürlicher Ausfluß seiner Stimmung erscheinen. Endlich ist nicht zu vergessen, daß Regeln, welche allein mit Rücksicht auf die Klangschönheit der gesprochenen Rede aufgestellt wurden — wie etwa das Verbot des Hiatus, der Aufeinanderfolge ähnlich klingender Worte u. dgl. dort aller Begründung entbehren, wo der Wortklang als solcher nur ein geringes Element des ganzen Schallkomplexes ausmacht, welcher auf das Ohr einwirkt, — ein Umstand freilich, welchen unser modernes Alexandrinertum um so weniger zu beachten gewillt sein dürfte, als es ja kaum mehr den Klang des gesprochenen Wortes in Erwägung zieht, sondern seine Urteile über formale Schönheit der Sprache fast ausschließlich auf den Gesichtseindruck begründet, welchen der niedergeschriebene oder gedruckte Vers dem Auge darbietet; so daß beispielsweise unreine Reime, welche allerdings Goethe noch in ausgedehntem Maße „sich erlauben durfte“, als verpönt gelten, andrerseits aber Reime zwischen betonten und fast unbetonten Worten, welche man bei richtiger Phrasierung gar nicht heraushört, anstandslos gestattet, ja als witzig und piquant sogar aufgesucht werden. — In bewußtem Gegensatz zu diesem Treiben beachtet Wagner bei seiner Diktion nur den Klang — und zwar denjenigen, welcher bei ihm allein zur künstlerischen Verwertung gelangt, nämlich den Klang der Singstimme in Verbindung mit dem Orchester. Faßt man nun alle diese Umstände zusammen, so ist nichts leichter erklärlich, als daß die Wagner'schen Texte, selbst bei größter künstlerischer Vollendung in ihrer Art, von dem der Musik Unkundigen gesprochen, oder gar nur stumm gelesen, sich wie wüstes Gestammel ausnehmen müssen.

Erklärt sich hieraus das abfällige Urteil über die poetische Form, welche die schlichten Aufklärungsversuche der Wagnerkundigen noch immer nicht zu beseitigen vermochten, so tragen diese doch — und zum Teil auch Wagner selbst — die volle Verantwortung für ein ebenso allgemein verbreitetes Mißverständniß, welches den ethischen Gehalt seiner Dichtung bis heute verdunkelt: nämlich die Verquickung derselben mit der Schopenhauer'schen Philosophie. Der „Ring des Nibelungen“ gilt auch vielen Anhängern Wagners als eine Dramatisirung der „Welt als Wille und Vorstellung“. Das ist schon aus dem einfachen Grunde falsch, weil Wagner Schopenhauers Werk erst nach der Vollendung seiner Dichtung kennen gelernt hat — eine Thatsache, welche, trotz Nietzsche, der in seinem „Fall Wagner“ darüber ein artiges Märlein erzählt, unter anderm durch den Briefwechsel zwischen Wagner und Liszt bestätigt wird, welche aber Wagner mit dem ihm eigentümlichen vornehmen Selbstbewußtsein nie geltend gemacht hat. Denn wie er sich mit allem Großen von vorne herein Eins wußte, konnte ihn die auffällige Analogie seines Werkes mit dem System des von ihm so hochgehaltenen Philosophen nicht Wunder nehmen. Aus ähnlichen Motiven mochte er sich denn auch mit der virtuos betriebenen Ausbeutung seiner Dichtungen in Schopenhauer'schem Sinne einverstanden erklärt haben. Und diese Ausbeutung hatte in der That ihren guten Grund. Es besteht wirklich eine weitgehende Geistesverwandtschaft zwischen dem Bayreuther Meister und dem Frankfurter Philosophen, ja im Tristan und Parsifal, sogar an einer Stelle in den Meistersingern, macht sich direkt Schopenhauer'scher Einfluß bemerkbar. Nicht die Verkennung dieser Verhältnisse ist es, welche Mißverständnisse hervorruft, oder dem Künstler Wagner Abbruch thut. Es giebt keinen Dichter, der sich von dem Einfluß der Wissenschaft und mitunter auch der wissenschaftlichen Irrtümer seiner Zeit vollkommen frei gehalten hätte; und wenn der Philosoph einer bestimmten Epoche für deren Lebensgehalt die geeigneten begrifflichen Formeln findet, so ist es leicht erklärlich, daß er in diesen auch die Werkzeuge zur abstrakten Verständigung über ihre Dichter zurechtlegt. Irrtümlich und beirrend ist es nur, wenn man umgekehrt Wagner als

den Commentator Schopenhauers hinzustellen sucht und etwa meint, man könne Wagner unmöglich ohne Schopenhauer verstehen, — wie solches bisweilen nicht nur von Gegnern seiner Kunst behauptet wird. Dazu war Wagner doch viel zu sehr Künstler, wurzeln seine Probleme doch viel zu tief im selbst Erlebten und Erschauten, als daß er sich zu solcher Erbärmlichkeit hätte hingeben können. Es mag wahr sein: der Gegensatz von Ding an sich und Erscheinung in der Kantisch-Schopenhauer'schen Philosophie ist nicht ohne Einwirkung geblieben auf die Art, wie im „Tristan" die Liebesnacht dem feindlichen Tage entgegengestellt wird, — aber man braucht Kant und Schopenhauer nicht studirt zu haben, um jene Gegenüberstellung ganz und gar als das zu empfinden, als was sie intentionirt ist. Viel eher das Gegenteil: der Tristan wird verstanden werden, so lange es Liebende giebt; die mystischen Schauer aber, welche die Schaffung jener Begriffsgebilde in den zeitgenössischen Generationen wachzurufen vermochten, werden einer nicht allzufernen Zukunft ein „Thor mit sieben Siegeln" sein, wenn nicht die Harmonien der Tristanmusik sie ihr vermitteln. Trotzdem hat eine übereifrige Anhängerschaft Schopenhauers die Lehre verkündet, sie besitze ein Monopol zum Verständniß der Wagner'schen Dichtungen, und dadurch die wenigen Außenstehenden, welche sich nicht schon von der „Form" abgestoßen fühlten, von einem ernstlichen Eingehen auf deren Gehalt zurückgeschreckt.

Ein letzter Grund endlich, welcher der Würdigung Wagners als Dichter hinderlich gewesen ist, ruht in ihm selbst. — Wagner ist einer der rücksichtslosesten Tragiker, welche wir besitzen. Die innerlichste und letzte Wirkung ist ihm allein künstlerischer Zweck, alles andere nur Mittel. Stets setzt er die Energie des Ausdruckes den Forderungen der äußeren Schönheit und Glätte voran. Es liegt ihm wenig daran, die ästhetische Empfindlichkeit zu beleidigen, wenn er sich dadurch eines künstlerischen Eindruckes zu bemächtigen vermag. Dies zeigt sich in zahllosen Rauheiten seiner Musik ebenso wie seiner Diction. Während aber jene dafür des bestrickenden Klangzaubers seiner Instrumentation teilhaftig wird, bietet diese in ihrer gedrängten Kürze und gleichsam Nacktheit kein ähnliches, die Sinne gewinnendes Aequivalent und wirkt daher auf denjenigen, welcher nicht zugleich den ganzen Impetus der dramatischen Leidenschaft in sich zu erwecken vermag, mitunter direkt abstoßend. Das stärkste Beispiel dieser Art möge dies verdeutlichen. Als Brünnhilde an Gunthers Seite (im zweiten Akt Götterdämmerung) sich plötzlich dem treulosen Siegfried gegenübergestellt sieht, und, von Ohnmacht befallen, ihm in die Arme sinkt, ruft, oder vielmehr singt dieser die Worte: „Gunther, deinem Weib ist übel!" — zum Ueberflusse noch auf das wunderbare Brünnhildenmotiv, welches beim Sonnenaufgang im Vorspiel nach dem Verschwinden der Normen zum ersten Male erklungen. — Es fällt schwer, einem „Nichtwagnerianer" die Qual zu schildern, welche sich des mitfühlenden Zuschauers hier bemächtigen muß. Im Momente der höchsten dramatischen Spannung, des wildesten Schmerzes, welchen jene Tragödie zum Ausdruck bringt, diese den plattesten Banalitäten des Alltaglebens entnommene Wortfügung! Man möchte am liebsten hell auflachen, wenn das in dieser Situation und bei dieser Musik möglich wäre, und windet sich in hilfloser Pein, — bis man plötzlich gewahr wird, daß man eben erst jetzt und gerade dadurch die Gefühle der in den gemeinsten irdischen Schlamm herabgesunkenen Walküre zur vollen Wirklichkeit in sich selbst entwickelt — und durch all das Grauen und Grausen hindurch dem triumphirenden Blick des Tragikers zu begegnen vermeint, der auch solche Wirkungen noch in den Bannbereich seiner Kunst einzuordnen verstand! — Wer freilich sich im Drama nicht hinzugeben vermag, — wem in derlei Fällen sofort um Kopf und Busen bang wird, der wird auch Wagner niemals begreifen, ja nicht einmal zur Einsicht zu bringen sein, daß hier etwas anders,

als eine schreckliche Geschmacklosigkeit vorliege: — es sei denn, daß ihn die Frage, ob sich dergleichen dem Dichter von Sigmunds Lenzlied wol zumuten lasse, doch etwas nachdenklich stimmen möchte.

Wenn wir nun nach diesen apologetischen Excursen die Eigentümlichkeiten der Wagnerischen Dichtung zu erfassen trachten, — so weit sie nicht in dem Voran- gehenden schon berührt wurden, — so springt vor allem das Typische, Stilisirte seiner Gestaltungen in die Augen. Wagner begnügt sich nirgends damit, ein In- dividuum hinzustellen; er strebt immer nach dem allgemein Bedeutsamen, Um- fassenden. Daher die Ausscheidung des Kleinen und Zufälligen, die Vereinfachung der Charaktere und der Handlung, die Beschränkung auf wenige, markige Züge und stark heraustretende psychische Motive, welche sich in dem breit angelegten Umriß der dramatischen Entwicklung voll entfalten nnd ausleben. In diesem Sinne er- klärt Wagner das **Dichten** als ein **Verdichten** der Wirklichkeit. Er will stets mehr geben, als einen beliebigen Ausschnitt aus der Welt der Realitäten. Das Wunder, welches ihm bei seiner Vorliebe für mythische Stoffe schon an sich nahe lag, wird ihm in solchem Streben zum künstlerischen Mittel. **Alberichs Ring** hat die Zauberkraft, das Geschlecht der Zwerge zur rastlosen Förderung immer neuer Goldschätze zu zwingen. An Stelle all der complicirten, nach Ort und Zeit ver- schiedenen Verhältnisse und Machinationen, durch welche ein Mensch sich in die Lage versetzt, oder von dem Schicksal versetzt wird, die Arbeit anderer nach seinem Gut- dünken ausbeuten zu können, tritt der „Ring des Nibelungen" in den Entwicklungs- gang der großen Tragödie, und an Stelle all der mannigfachen Variationen, wie in der Welt aus diesen Verhältnissen Unheil erwächst, haftet ein todbringender Fluch an dem glänzenden Goldreif. In gleicher Weise steht die Wunderkraft von **Wo- tans Speer** für die vielen Mittel und Wege, welche dem weisen Gesetzgeber und Hüter der Verträge Macht und Herrschaft über seine Umgebung eröffnen. **Gu- trunens Liebestrank**, von Hagen gebraut, welcher dem Helden Siegfried das Gedächtnis an seine Brünnhilde raubt, steht für alle Künste der Verführung, zu denen das willenlose Weib von der berechnenden Schlauheit und Tücke miß- braucht wird, um den Arglosen zu Fall zu bringen. So ist es möglich, im Drama durch eine einzige klare Action darzustellen, was sich im Leben an tausend ver- worrenen Fäden abspielt. — Dennoch wäre es ein Irrtum, anzunehmen, daß sich der psychische Gehalt der Wagnerischen Dichtungen überall in Begriffen vollkommen aussprechen lasse. Wagner spricht fast durchaus allegorisch, nirgends bloß sym- bolisch. Der Unterschied zwischen diesen beiden Ausdrucksformen besteht darin, daß das Symbol eine abstrakte Bedeutung umhüllt, welche von dessen Erfinder voll- kommen klar erfaßt und mit Absicht nnd Bewußtsein in die Bildersprache übersetzt wurde, während die künstlerisch ungleich höher stehende Allegorie zwar mit dem Ge- fühle erfunden und aufgenommen wird, daß sie einem Höheren, Allgemeinen zur sinnlichen Erscheinung verhelfe, — jedoch in einer Weise, so daß selbst ihr Erfinder die abstrakte Formel nicht anzugeben weiß, welche ihren Gehalt erschöpfen würde. Allegorie ist eine eigentümliche Erkenntnisform, welche zwischen der einfachen Auf- fassung der concreten Wirklichkeit und ihrer Verarbeitung in abstrakten Begriffen die Mitte einhält. Allegorie ist Philosophie in statu nascendi, die Sprache eines Geistes, der zu energisch nach dem Allgemeinen strebt, um an dem Einzelnen ein Genüge zu finden, und doch zu voll ist der lebendigen Anschaulichkeit der Dinge, als daß er sich mit den bleichen begrifflichen Schemen befriedigen könnte. Darum kann auch die Allegorie niemals ganz ausgedeutet werden, geht in Abstraktion niemals voll auf, ist unerschöpflich und unergründlich wie ein Naturprodukt. Goethes Faust ist noch immer nicht endgiltig erklärt worden, — und auch die oben gegebenen Er-

läuterungen zum „Ring, Speer und Liebestrank“ beanspruchen ebensowenig eine vollkommene Rationalisirung jener Zaubergeräte zu bieten, als sie sicherlich eine Seite ihrer Bedeutung richtig darlegen.

Wagner ist Typiker und Allegoriker, selbst über die Grenzen des einzelnen Werkes hinaus. Es ist oft schon die Aehnlichkeit seiner Charaktere und Situationen bemerkt und gerügt worden. Was von einer Seite als Armut, erscheint von der andern als Reichtum. In der That sind alle Dichtungen Wagners — durch ein musikalisches Gleichnis bezeichnet — Variationen über ein Grundthema, dessen protëische Zeugungskraft uns in Staunen versetzen muß. Dieses Grundthema läßt sich freilich nur erschauen, und durch abstrakte Begriffe höchstens andeuten. Am breitesten ausgesponnen ist es in der Hauptdichtung, der Nibelungen-Tetralogie: der Hüter des Gesetzes, der herrische Gott, der Schlachtenlenker auf Walhall, das Sinnbild alles altehrwürdig in Macht Bestehenden, das wir mit dem Schimmer einer übernatürlichen Herkunft umgeben, — sein Kind, die fröhliche Walküre, welche in Mitleid für den stolz leidenden Erdensohn entbrennt, und zum liebenden Weibe wird, — endlich der junge Held, der nie erfuhr von Göttern und Väterweisheit, lachend das ewige Erbe erringt, das Götterkind wachküßt, endlich selbst der alten Schuld verfällt und ihr erliegt, — aber nur, damit von seinem Leichenfeuer der Brand aufsteige in die Himmelsburg und alle Göttlichen selbst dem erlösenden Untergang weihe; — in diesen Allegorien gestaltete sich der Lebensinhalt einer Zeit, deren tragisches Schicksal es ist, sich gegen das Alte auflehnen zu müssen, ohne des Neuen noch teilhaftig zu sein, das an dessen Stelle treten wird. Sucht man nun als Typus jenes Inhaltes die Dreiheit Wotan — Brünnhild — Siegfried zu erfassen, so erkennt man sie, umgestaltet und variiert, bald überall bei Wagner wieder. Zunächst im Tristan, wo statt des Gottes der König, statt des Götterkindes die jungfräuliche Königin dem Helden gegenüberstehen, — dann in den Meistersingern in den Gestalten: Hans Sachs — Evchen — Walther, welche in bürgerlicher Genügsamkeit und nicht ohne Selbstironie den tragischen Schritt des Schicksals zu holdem Stillstand verzögern, — endlich in Amfortas — Kundry — Parsifal, mit denen jene Künstlerseele, in den selbst heraufbeschworenen Schönheitsdüften verhauchend, die mystische Lösung des großen Zeiträtsels gefunden wähnte. Aber auch die vorangegangenen Werke sind in gewissem Sinn nur Ansätze zu jener Motivenbildung. Landgraf Hermann — Elisabeth — Tannhäuser, später mit vertauschten Rollen König Heinrich — Lohengrin — Elsa, ja selbst Daland — Senta — Holländer in jener „dramatisirten Ballade“, da die Eigenart Wagners zuerst zum Durchbruch kam — sind voll der Analogien zu jenen künftigen Gestaltungen. Und wie Wagner in seinem mächtigen Bedürfnis nach Anschaulichkeit und Plastik auch die Gegenstände der umgebenden leblosen Welt mit Sinn und Bedeutung erfüllt und zu Trägern der Idee erhebt, so kann man vollkommen bestimmt behaupten, daß im „Tannhäuser“ die Wartburg an derselben Stelle steht, wie im „Ring des Nibelungen“ Walhall, in den „Meistersingern“ die liebe Stadt Nürnberg, und die Gralsburg im „Parsifal“. — Der Entdeckungen und Forscherfreuden gäbe es in der That kein Ende, wenn man sich in jene Welt vertiefen wollte.

„Wie alles sich zum Ganzen hebt,
Eins in dem Andern wirkt und lebt“ —

diese Worte, welche Franz Lißt auf die intimste Schöpfung seines Freundes, das „Siegfriedidyll“, angewendet, lassen sich ebenso auf den ganzen weiten Kreis seiner Phantasiegebilde beziehen, denn noch niemals hat sich eine Künstlernatur so voll ausge-

[illegible] zu größter Klarheit, von allem Zufälligen und [illegible] überantwortet, als Richard Wagner auf dem Wege [illegible] zu Kundry, von Senta zu Parsifal. Dies die Eigen- [illegible]genius, dessen Nachwirkungen sich mit den Tendenzen der [illegible] auseinanderzusetzen haben werden.

[illegible] Tendenz in der Poesie.

[illegible] Gedanken zur Ergründung eines Zeitproblems

von Bruno Wille.

[illegible] schreibt der Kunst eine eigentümlich hohe Bedeutung zu. Nach seiner [illegible] besteht das All-Eins der Welt in dem Wollen. So sind auch wir [illegible] Bethätigung des Weltwillens. Und zwar bethätigt sich der Weltwille [illegible] allen Wesen, in einer auf das Leben gerichteten Weise, welche der [illegible]jahung des Willens zum Leben" nennt. Die Bejahung ist wesent- [illegible] Aus dieser Welt des Leidens giebt es nur einen Ausweg: die [illegible] Willens" zum Leben. Die Verneinung tritt ein, wenn wir unsere [illegible]winden, das Leidige des Daseins erkennen und unsere Mitwelt [illegible] umfassen. Angebahnt wird die Verneinung durch eine Thätigkeit [illegible] welche nicht im Dienste des selbstischen Wollens steht, sondern rein [illegible]zwecken ist — eine geistige Freiheit, welche aus dem Ueberschusse [illegible] über den Willen entspringt. Wissenschaft und Kunst, das sind die [illegible] freien Geistesthätigkeit. Die Kunst nun bewirkt durch ihre Werke [illegible]den einen geistigen Zustand, der frei ist von den Zwecken des [illegible] auch frei von der leidigen Unrast des Wollens. Der ästhetische [illegible] künstlerische Kontemplation, das reine Schauen, ist demnach him- [illegible] von unserer gewöhnlichen Geistesfassung, ist eine Entrückung aus [illegible] Wollens. Leistet aber ein angebliches Kunstwerk diese Entrückung [illegible]mehr das Wollen, so ist es unkünstlerisch, ist es ein Tendenzwerk. [illegible] Schopenhauer's Aesthetik wegen ihrer metaphysischen Grundlage [illegible], bin ich doch ein lebhafter Verehrer derselben. Denn wie über- [illegible]nhauersche Philosophie, enthält sie eine Fülle von feinen und tiefen [illegible] Und hierzu rechne ich auch Schopenhauer's Bemerkung, daß die [illegible]templation ein reines, von der Unrast des Wollens befreites [illegible]denz in der Kunst dagegen ein Zurücksinken in die niedrige Sphäre

[illegible] nicht bei der Betrachtung eines echten Kunstwerkes eine gewisse [illegible] empfunden, eine Abdämpfung der quälenden Unrast des Begeh- [illegible] des eigenen Selbst und seiner selbstischen Ziele, einen Zustand, [illegible] Faust sagen kann:

> „Entschlafen sind nun wilde Triebe
> Mit all dem ungestümen Thun . . ."

[illegible] empfunden, daß er aus diesem seligen Zustande mit einem un- [illegible]ausgerissen wird, sobald der Gegenstand der ästhetischen Kon- [illegible] den begehrenden, wollenden Menschen appellirt?

**

Ja, bei einer Anzahl von künstlerischen Werken, denen der Vorwurf der Tendenz gemacht wird, scheint mir die „Tendenz“ in einer bestimmten Beziehung zum Wollen zu bestehen.

Um diese Beziehung näher bezeichnen zu können, wende ich mich zu einer kurzen Betrachtung dessen, was man einen Willens-Akt nennt.

Doch zuvor werde ich einige „termini technici“ erläutern müssen. Wenn ich mit den Augen einen Baum sehe, so nenne ich diesen Inhalt meines Bewußtseins eine Wahrnehmung. Wenn ich aber mit geschlossenen Augen oder überhaupt ohne direkte Vermittelung der Seh-Organe einen Baum schaue, so ist dieser Bewußtseins-Inhalt eine Vorstellung. Wahrnehmungen sind also die vom Bewußtsein durch direkte Vermittelung der Sinne erfaßten Objekte, während Vorstellungen die im Subjekte nachwirkenden Spuren, Abbilder, Nachklänge, Schatten oder Schemen der Wahrnehmungen, oder — in begrifflich präciserer Sprache zu reden — diejenigen Bewußtseins-Inhalte sind, welche während der Zeit ihres Vorhandenseins nicht direkt durch Sinnesthätigkeit, sondern durch das sogenannte Innenleben des Subjektes bedingt werden. Habe ich die Wahrnehmung eines Baumes gemacht und stelle ich mir daraufhin diesen Baum vor, so nenne ich den letzteren Bewußtseins-Inhalt „die der Wahrnehmung entsprechende Vorstellung“, den ersteren Bewußtseins-Inhalt aber „die der Vorstellung entsprechende Wahrnehmung“. Ein Gefühl, welches von einer Wahrnehmung erzeugt wird, nenne ich „Wahrnehmungs-Gefühl“, ein Gefühl, das eine Vorstellung begleitet, nenne ich den „Gefühlsgehalt der Vorstellung“ oder „Vorstellungs-Gefühl“.

Betrachten wir nun das Beispiel eines Willens-Aktes! — Im Bewußtsein eines Städters, der die drückende Schwüle des Sommers empfindet, taucht die angenehme Vorstellung eines kühlen, waldumgebenen Sees auf. Dieser See ist durch eine Eisenbahnfahrt erreichbar, der Städter hat Zeit und Geld, keine wesentliche Schwierigkeit steht ihm entgegen. So macht er sich denn nach dem anmutigen Orte auf.

An diesem Willensakte lassen sich folgende Bewußtseins-Elemente unterscheiden:

1) Eine Vorstellung (der See) ist verbunden mit einem angenehmen Gefühle.

2) Dies Gefühl ist angenehmer als die gegenwärtigen Wahrnehmungs-Gefühle (die Schwüle 2c.).

3) Die der Vorstellung entsprechende Wahrnehmung (des Sees nämlich) ist erfahrungsgemäß verbunden mit einem Gefühl, welches noch angenehmer ist, als das Vorstellungs-Gefühl.

4) Das Subjekt ist sich einer Causalkette bewußt, deren erstes Glied es selber in seiner gegenwärtigen Lage, und deren Endglied die der Vorstellung entsprechende Wahrnehmung (des Sees) ist.

5) Das Subjekt ist sich keiner größeren Unannehmlichkeit bewußt, welche ihm beim Durchlaufen der Causalkette begegnen könnte.

Geht ein Willensakt von einer Vorstellung aus, so enthält er stets — der Leser möge selber an beliebigen Beispielen experimentieren — die aufgezählten Bewußtseins-Elemente. Nur ist zu bemerken, daß allenthalben, wo das Wort „angenehm“ gebraucht ist, streng genommen in Parantheſe „oder minder unangenehm“ hinzuzufügen ist.

Sind ferner die aufgezählten Bewußtseins-Elemente vorhanden, so entsteht mit Naturnotwendigkeit der entsprechende Willensakt, d. h. in der motorischen Organisation des Subjektes erfolgt ein derartiger Reiz, daß (mindestens) das erste Glied der vorgestellten Causalkette verwirklicht wird.



Stellen wir nunmehr dem Willensakte einen ästhetischen Gemütszustand gegenüber. Lesen wir beispielsweise das Gedicht von Heine:

„Ein Fichtenbaum steht einsam
Im Norden auf kahler Höh'.
Ihn schauert; mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.

Er träumt von einer Palme,
Die fern im Morgenland
Einsam und schweigend trauert
Auf brennender Felsenwand."

Auch hier haben wir

1) Vorstellungen, die sich unter die Rubrik „angenehm" bringen lassen,

2) Können wir auch sagen, daß dies ästhetische Fühlen angenehmer ist, als die gegenwärtigen Wahrnehmungs-Gefühle. Freilich ist hierbei zu bemerken, daß die gegenwärtigen Wahrnehmungsgefühle des ästhetisch Fühlenden kaum in Betracht kommen können, weil nämlich das ästhetische Schauen vermöge der künstlerischen Anschaulichkeit und des hohen Stärkegrades der ästhetischen Gefühle die Wahrnehmungen, und somit auch die Wahrnehmungsgefühle des Lesers zu verdunkeln pflegt.

Von jenem Bewußtseins-Elemente, das wir mit 3) bezeichnet haben, ist vollends nichts zu spüren. Der Leser des Heine'schen Gedichtes weiß genau, daß in der Wirklichkeit kein Fichtenbaum zu finden ist, welcher das angeregte ästhetische Gefühl noch intensiver erzeugt, als die künstlerische Vorstellung es thut. Ist es doch nicht der bloße Fichtenbaum, was die schöne Stimmung erregt, sondern die Art, wie uns der Dichter den Fichtenbaum innerlich schauen läßt. Das künstlerische Schauen genügt uns, — eben weil es ein echtes, deutliches Schauen und zugleich ein derart schönes Schauen ist, daß es von der entsprechenden Wahrnehmung nicht übertrumpft werden kann.

Schon aus diesem Grunde fehlen im Leser die Bewußtseins-Inhalte 4) und 5)

Nun aber kann es sich ereignen, daß ein poetisches Werk im Leser die Bewußtseins-Elemente 3), 4) und 5) erregt.

Dieser Fall tritt ein bei Werken, welche Lüsternheit hervorrufen.

Beginnen wir mit einem Beispiele aus dem Gebiete der Malerei. Nehmen wir an, ein Fruchtstück sei mit raffinirter Betonung des Derb-Sinnlichen gemalt, ohne von einem höheren, geistigen Gesichtspunkt beherrscht zu werden, derart also, daß dem Beschauer vor Appetit „das Wasser im Munde zusammenläuft", — nun, unstreitig ist dieses Gefühl zu trivial, um ästhetisch heißen zu dürfen, und führt außerdem zur Selbstzerstörung; denn der Beschauer wird einfach ins Speisehaus eilen, vorausgesetzt daß er das nötige Geld hat; andernfalls wird er etwas von den Qualen des Tantalus verspüren.

Die entsprechenden Betrachtungen lassen sich bei folgendem Beispiele aus dem Gebiete der Poesie anstellen. Der vom deutschen Lesepublikum der zwanziger Jahre gefeierte Erzähler H. Clauren erzählt in seiner süßlich-schlüpfrigen Art von seiner „Mimili", welche zu Pferde sitzt, während ihr Verehrer lüstern nebenherschreitet:

„Ich sog des Himmels Seligkeit von ihren Lippen. Schäkernde Lüftchen, in den Blütenkelchen der Matten geboren und vom leisen Westwinde zu uns herüber getragen, spielten mit ihren Locken, mit ihren Bändern, mit den Säumen des fest überspannten Battisthemdchens und mit den Zipfeln ihrer bunten Kniegürtel, und säuselten mir ganz vernehmlich ins Ohr, ein Gleiches zu thun. Mimili aber meinte, ich sei kein schäkerndes Lüftchen, schlug mir auf die Finger, und bestieg halb

schmollend ihr Saumroß . . . In dem Augenblicke, daß ich neben ihr herging, kam wieder ein so schäkerndes Lüftchen, das aber diesmal — wir befanden uns wieder auf der Höhe, zudringlicher ward und ihr das faltige Röckchen aufblähte. Ich hätte gern, in aller bestmöglichsten Geschwindigkeit des Knies rosiges Grübchen geküßt; aber ich erhaschte schnell des Röckchens flatternden Saum, und bedeckte mit weggewandtem Gesichte das blendend weiße Füßchen der Holdin."

Was durch diese Zeilen erregt wird, ist allerdings bei uns wohl ziemlich allgemein der Eindruck der Lächerlichkeit. Doch dürfte der weniger kritische und für das Stoffliche der Erzählung naiv empfängliche, unreife Leser eine sexuelle Lüsternheit erfahren, welche geeignet ist, den Willen zu bewegen, welche jedenfalls etwas Anderes ist, als ein „ästhetisches" Fühlen, als jene reine, edle und tiefgeistige Ergriffenheit, die wir Poesie nennen.

Mir scheint, hier darf die Bemerkung nicht unterlassen werden, daß keineswegs immer dem Dichter Schuld zu geben ist, wenn sein Werk grobsinnliche Tendenz-Wirkungen hervorruft. Sicherlich ist in zahlreichen derartigen Fällen die Schuld auf Seiten des **Lesers** zu suchen, oder noch richtiger auf Seiten der Erzieher und sozialen Zustände, welche die plumpe Sinnlichkeit im Leser angelegt haben. Oft habe ich erfahren, daß einem Zola der Vorwurf der sexuellen Tendenz gemacht wird von Lesern, welche diese Wirkung lediglich sich selber zuzuschreiben haben. Mag ein Künstler stofflich auch noch so kühn und rücksichtslos sein, — wenn er sein Werk derart anlegt, daß die Aufmerksamkeit nicht auf dem sinnlich Aufreizenden, sondern auf einem höhern Gesichtspunkte ruht, so ist er rein und tendenzlos so gut wie ein Anatom, welcher zu wissenschaftlichen Zwecken die Nacktheit demonstriert.

Zur Gattung der sinnlichen Tendenz sind nicht allein die mannigfachen Fälle von Erregung der Lüsternheit zu rechnen, sondern ebensowohl die Fälle, in denen Ekel, Entsetzen oder überhaupt motorische Gefühle erregt werden. Bulwer beschreibt in seinem Roman „Rienzi" die Gräber der Pestleichen in einer Weise, daß mancher Leser versucht ist, einen Schnaps zu begehren. Es ist bezeichnend, daß ein Uebersetzer dieses Romans die betreffende Stelle weggelassen und durch Punkte ersetzt hat. Ich betone bei dieser Gelegenheit nochmals, daß zuweilen die Subjektivität des Empfangenden die Tendenzwirkung verschuldet. So begann ein Kind, das ich ins Theater geführt hatte, zu weinen und heim zu verlangen, als auf der Bühne sich ein Kampf entwickelte.

Ein Analogon für die Art, wie die sinnliche Tendenz in der Kunst die ästhetische Wirkung zerstört, findet sich im Gebiete des Traumlebens. Zuweilen träumen wir so, daß in uns ein motorisches Gefühl, beispielsweise das der Angst entsteht; alsdann erwachen wir; — der Traum hat sich selber zerstört. So mordet sich ein Kunstwerk, das eine sinnlich motorische Tendenz enthält, selber.

Das dritte Testament.

Vor fünfzig Jahren etwa erfanden unsere Kritiker ein sehr unterhaltendes und geistreiches Gesellschaftspielchen, das auch heute noch einigen Kreisen viel Spaß bereitet, und von naiven Gemütern oft mit großer Ausdauer betrieben wird. Man stellt ein paar Poeten, — Dramatiker besonders bevorzugt — zerstreut auf eine grüne Wiese hin, verbindet den Kritikern und allen Leuten, die sonst am Spiel teilnehmen wollen, mit einem weißen Taschentuch die Augen und ruft dann: Wo ist der literarische, oder noch lieber der

dramatische, Messias? Darauf laufen die Leute, die aber durchaus nichts sehen dürfen, rathlos wie beim Blindekuhspiel umher, indem sie fortwährend mit langen Stöcken um sich schlagen; wer von den Poeten nun zuerst dabei mit dem Knüttel etwas auf den Kopf bekommt, der heißt „Messias" oder auch „Erbe Schillers", „Erbe Goethes" u. s. w. In den letzten Jahren jedoch hat das alte hübsche Spiel leider an Interesse eingebüßt; unter den Poeten selber riß die Unsitte ein, daß sie den blind umhertappenden Kritikern zu Hilfe kommen wollten, indem sie fortwährend riefen: „Hier!" „Hier, ich bin der Messias!" u. ähnl. Das ist natürlich gegen die Spielregeln und einige Kenner stehen nicht an, ein solches Verfahren mit dem harten Ausdruck „Mogelei und Schummelei" zu kennzeichnen.

[illegible] ist das Spiel allmählich bei vielen in Verruf gekommen, auch [illegible] zu großer Ueberfluß an dichtenden Messiassen, und Leute, die etwas [illegible] Gesinnung und Bildung halten, überlassen das Spiel schon längst den [illegible] ästhetischen Theegesellschaften. Dennoch ist die Unterhaltung zu hübsch, [illegible] durchaus nichts mehr zu denken hat, und neuerdings hat man deshalb [illegible] allgemeinen Geistesströmung zu Liebe, ein wenig umgeformt. Man fahndet [illegible] neuen Christus, Buddha, Muhammed, und in allen Gesellschaften herrscht [illegible] Nachfrage nach diesen Artikeln. Auch an Auswahl fehlt es nicht mehr: [illegible] zu den leider schon Verstorbenen, aber viele wandeln noch unter uns, [illegible] Tolstoi, Friedrich Nietzsche, Karl du Prel, Otto von Leixner, Eduard von [illegible] Wille u. s. w. Wem soll man sich da nun anschließen, damit man nicht [illegible] mit nichts dir nichts zu den verstockten und blinden Heiden geworfen [illegible] Weise hilft uns aus dieser Verlegenheit eine 2½ Bogen starke Broschüre, [illegible] „Das dritte Testament" nennt, direkt von Gott offenbart worden ist und endgültig [illegible] Zweifel und jedes weitere Schwanken beseitigt. Der eigentliche Verfasser des [illegible] gesagt, Gott, der, wie wir jetzt aus dem „dritten Testament" wissen, „auf [illegible] Astronomie unbekannten und von der Erde aus unsichtbaren Nebelfleck [illegible] annähernd so groß wie der Erdteil Europa ist". Aber, um sich zu offen- [illegible] er ein altes verfehltes Experiment: statt selbst zu kommen, schickt er einen [illegible] Erdenwurm als Propheten, der natürlich nichts im Vaterlande gilt. Diesmal [illegible] Gumppenberg aus München, einen wackeren jungen Mann, der sich bis jetzt [illegible] allerengsten literarischen Kreisen durch einen Cyklus parodistischer Gedichte auf [illegible] Martin Greif u. s. w. bekannt gemacht hat. Ich vermute daraus, daß [illegible] es zuerst nur auf einen ganz lumpigen Literatur-Messias abgesehen hatte, [illegible] Blick erkannte er gewiß bald, daß nach Karl Bleibtreu in dieser Richtung [illegible] zu machen ist und er warf sich daher auf die Revolution der Religionen, was [illegible] undankbar zu sein pflegt: er ist thatsächlich dazu bestimmt, wie er auf [illegible] „unsere Erdenmenschheit eine neue Stufe der Erkenntnis emporzuführen. [illegible] er weiter," beruft mich dazu, wie er Moses, Christus und Buddha be- [illegible] als ich meine physischen und moralischen Muskeln reckte, im Gefühl, [illegible] ertragen und durchführen zu können, und frug, ob ich meine Ver- [illegible] dritte Testament Gottes nennen dürfe, wurde mir bestätigt, es sei [illegible]."

[illegible] meine Person möchte um keinen Preis der Welt zu den Feinden unseres [illegible] gezählt werden und halte es lieber mit Christus, der da rief: „Laßt die [illegible] kommen". Er hat etwas unendlich Rührendes an sich, der heilige Hanns, [illegible] gefällt mir ausgezeichnet. Ein moderner Geist, der ihn vorteilhaft vor [illegible] Kollegen, wie Moses, Buddha, Muhammed auszeichnet, tritt hier und da [illegible] hervor. Die früheren pflegten gewöhnlich eine Zeit lang in die Wüste [illegible] sich mit allerhand ekstatischen Unannehmlichkeiten herumzuschlagen; sie [illegible] schlugen mit Händen und Beinen um sich und ließen Schaum und [illegible] Munde hervorgehen. Heute huldigt das echte Kind der Neuzeit auch [illegible] der Arbeitsteilung. Ohne Frage ist die Ekstase dem Körper nicht zu- [illegible] daher allen, die sich für die Prophetenlaufbahn vorbereiten, lieber [illegible] anzuwenden und sich mit einem Medium in Verbindung zu setzen. [illegible] Offenbarungen Gottes in aller Bequemlichkeit, im Großvaterstuhl zu-

rückgelehnt, entgegennehmen, ohne daß man sich selber ekstatisch erhitzt und sonstige Beschwerden auf sich ladet.

Gumppenberg wurde wie viele andere, gewöhnliche Menschenkinder auch eines Tages Spiritist und lernte gleich in der ersten Sitzung mit einem Medium, Fräulein D., einen weiblichen Geist kennen, der sich Geben nannte und sich als seinen Schutzgeist zu erkennen gab. Früher war Fräulein Geben einmal ein israelitisches Mädchen in Egypten, Tochter eines Tempeldieners, welches im Jahre 1687, zweiundzwanzig Jahr alt, auf einer Reise nach Kleinasien nach dreitägigem Krankenlager am Fieber starb. Jetzt in seinem jenseitigen Leben leidet es an einer stillen Schwärmerei für Hanns von Gumppenberg, und hat ihm auf seine Fragen alle Rätsel des Daseins gelöst, auch war es Geben, welche ihm den Befehl von Gott überbrachte, sofort die Stiefeln anzuziehen und als Prophet unter die Leute zu gehen. Aller Zweifel, ob nun Hanns von Gumppenberg wirklich auch von Gott berufen, ist allerdings damit noch nicht ausgeschlossen. Ich denke natürlich keinen Augenblick daran, als könne uns Hanns, einfach und roh gesagt, etwas vorlügen. Auch zweifle ich keinen Augenblick lang an der Wahrheit des Spiritismus. Die Methode, mit Hülfe der Klopfgeister hinter den Schleier des Saïsbildes zu kommen, scheint mir vielmehr die allerbeste zu sein, schon weil sie am wenigsten Anstrengung mit sich bringt. Aber seit den Tagen Allan Kardeks haben bereits so viele Spiritisten genau wie Gumppenberg erklärt, daß sie von Gott selber zu Propheten berufen seien und uns eine nach ihrer Behauptung unumstößlich richtige Auskunft über das Jenseits und Diesseits gegeben. Unter sich sind diese Offenbarungen aber leider außerordentlich verschieden, und unter den Geistern drüben herrschen allem Anscheine nach ob dieser Dinge ebensoviel Meinungsverschiedenheiten, wie unter uns Menschen auch. Wer giebt mir nun die Bürgschaft, ob Frl. Geben Recht hat mit dem, was sie Hanns von Gumppenberg offenbart oder nicht?

Freilich ein Religionssystem trägt ja seinen Wert in sich selbst, und die Frage, ob Christentum, Judentum oder Muhammedanismus wirklich von Gott eingegeben wird, ist gar nicht so wichtig, wie man gewöhnlich meint. Ueberhaupt bin ich bei meinen tiefdringenden Studien über die Entstehung der verschiedenen Religionen zu der Einsicht gekommen, daß es gerade so leicht ist, eine neue Religion zu stiften, wie man etwa ein Handelsgeschäft in Schwung bringt. Es kommt nur auf die richtige Ausnutzung aller Konjunkturen an. Man muß ein feines Gefühl haben für das, was die Menschen gerade gern wünschen und begehren, die verschiedenen Geistesströmungen genau kennen, und wenn man dann das, was die Philosophen und Denker mit schlichter Nüchternheit dem Verstande klar zu machen suchen, hinter allen möglichen Verrücktheiten und Narreteien versteckt, dann ist man der rechte Prophet für die große dumme Menschenmasse.

Da steckt nun in dem Gumppenberg'schen Testament vieles, was für seinen großen Wert und seine kulturelle Bedeutung lebhaft spricht. Es kommt so recht allgemein verbreiteten Wünschen entgegen, stützt sich auf den Spiritismus, und da es glücklicherweise auch von Widersprüchen nicht frei ist, so können sich gleich zwölf Sekten aufthun, die um die Deutung einzelner Worte einen grimmigen Streit anfangen. Natürlich wird keiner verlangen, daß ich ihm die ganze Offenbarung Gumppenbergs inhaltlich wiedergebe. Niemand darf um seines Seelenheiles willen versäumen, das Heftchen, das ja so billig ist, sich selber anzuschaffen und zu studieren. Aber einen Blick in das Paradies dürfen die Abonnenten der „Freien Bühne doch auch ohne das thun. Ja, solche Vorteile hat man eben nur, wenn man auf die „Freie Bühne" abonnirt ist.

Dürfen wir Gumppenberg rückhaltslos glauben, so hat „Gott vor unendlich langer Zeit in unbewußtem (?!) Liebesdrange aus einem nur geringen Teil seines Selbst Lucifer, einen männlichen Geist von hoher Kraft und Schönheit, erschaffen, außer diesem unzählige unter sich gleichstehende männliche und weibliche Geister von geringerem Stärkegrade als Lucifer, unzählige Kobolde und die Materie des Universums. Die geringeren Geister schufen immer wieder geringere und so durch zahllose Stufen herab bis zu den Menschengeistern; jeder der Menschen schuf Tiergeister, jeder Thiergeist Pflanzengeister. Aber all diese Geister, da sie nur Teile Gottes sind, können kein rein geistiges Dasein mehr führen und mußten daher die Fesseln der Materie annehmen. Doch glücklicher Weise können sie diese Fesseln wieder von sich abstreifen und sich jenseits des Lebens immer mehr stufen

weise vervollkommnen. So giebt es für die Menschengeister sieben Vervollkommnungsstufen; auf der untersten steht heute noch immer Judas Ischarioth, das war aber auch ein vollendeter Schurke, auf der zweiten z. B. Kaiser Wilhelm I., Robespierre, und die Mörderin Margarete Gottfried (?). Sollte hier vielleicht dem Geiste des Frl. Geben ein kleiner menschlicher Irrtum untergelaufen sein und nicht vielmehr die Bremer Mörderin Margarete G. Gesche gemeint sein? Auf der dritten Stufe befinden sich bereits u. a. Hugo Schenk, der bekannte Mörder, Jean Paul, Professor Nußbaum, Caligula, die weiße Frau und gleich darauf in der vierten Zone Jesus Christus, Goethe, Tschang Tsien Tschung, Herodes, Dschingis Khan. Höher als diese stehen dann wieder König Belsazar, Abraham, Thomas Münzer, der Räuberhauptmann Gänswürger, Gumppenbergs Schutzgeist Frl. Geben, Wieland, Schiller u. a. Am weitesten haben es aber neben anderen Homer, Heine, Lessing, Cesare Borgia, Ovid, Luther, Makart gebracht, denn die stehen schon auf der siebenten Vervollkommnungsstufe. Sehr gut haben es auch die Schauspieler heraus: Dessoir rückte mit Nero und Moses in die sechste Klasse hinauf, Eßlair, Garrick und Dawison in die fünfte. Sollte Gumppenberg vielleicht ein spiritistisches Drama aufführen lassen wollen?

Sehr hübsch ist, was uns unser neuer Buddha von den Geistern mitzuteilen weiß. Als echt moderner Dichter und Humorist liebt er nicht das schwülstige Pathos, wie es z. B. Muhammed bei derartigen Schilderungen anzuwenden pflegt. Eine neckische Heiterkeit steht ihm besser zu Gesicht und wie es bei unseren Naturalisten so Gebrauch ist, läßt er es sogar an derb volkstümlichen Wendungen nicht fehlen. „Ein Kobold, Namens Ignaz, mit dem ich mich oft unterhielt, sagte einmal spottend über Geben: „Das ist eine lange Latte!" Und das scheint allerdings der Fall zu sein. Denn hören wir nur folgende Beschreibung eines Geistes der zweiten Stufe: „Er ist mit einem gewandlosen Körper aus feinerer Substanz als unsere atmosphärische Luft umhüllt. Dieser Körper hat Arme und Füße und ist sehr lang gestreckt: für den Menschengeist ist er bei einer Höhe, welche annähernd dem Viertel der Höhe eines hohen Berges der Erde gleichkommt, etwas schmäler als der Körper eines Erdenmenschen und trägt ein Haupt, welches ebenso geformt, aber etwas kleiner ist als das Haupt eines solchen. Die Gesichtszüge ähneln den Zügen eines Erdenmenschen; Nase, Augen, Mund und Ohren sind vorhanden — dabei aber keine Haare, keine Zähne, keine Zunge. Von den fünf Sinnen besitzen die vorgeschrittenen Geister nur das Gesicht, das Gefühl und das Gehör. Die männlichen vorgeschrittenen Geister gleichen in ihren körperlichen Erscheinungen den weiblichen vollständig: nur sind sie bedeutend größer. Die Körperfarbe der zweiten Stufe ist schwarz oder schwarzgrau. Von der zweiten bis zur sechsten Stufe hellt sich das Grau — in dem Maße der fortschreitenden Verfeinerung der umhüllenden Materie — mehr und mehr, bis es schließlich auf der siebenten Stufe in reines Weiß übergeht. Auch innerhalb einer Vervollkommnungsstufe selbst sind verschiedene, hellere oder dunklere Schattirungen vorhanden, je nachdem ein Geist der weiteren Vervollkommnung schon näher oder noch ferner steht. Die Körpergröße wächst bis zur vierten Stufe auf das Doppelte (für den Menschengeist bis annähernd zur halben Höhe eines hohen Erdberges), in welcher körperlichen Ausdehnung sie dann bis zur siebenten Stufe einschließlich verharren. . . . . Die Geister der höheren Vervollkommnungsstufen wandern jeden Tag zu Gott, um dessen Anblick und seine Nähe zu genießen: seltener die noch tiefer in der Materie befangenen, am seltensten die bösen Geister; welchen aber sein Anblick ebenso wenig versagt ist. Nur finden sie im Anschauen und in der Nähe nicht jenes Glücksgefühl, wie die Guten und Vollkommenen. . . . Diejenigen, welche vor ihrem siebenten Geburtstag sterben, werden Engel. Die Körperhülle der Engel ist wie die der vorgeschrittenen Geister feiner als atmosphärische Luft, aber rosa und ganz von derselben Größe und Gestalt, wie ihr Kinderkörper im groben materiellen Dasein . . . . nur haben sie keine Fortentwicklung . . . . . Die ganze feiner materielle Geisterwelt verständigt sich durch eine und dieselbe Geberdensprache. Diese Sprache ist aber nicht etwa eine Geberdensprache im Sinne einer irdischen, das Wesen eines Gegenstandes malenden Mimik, sondern eine Sprache mit Alphabet, Worten und Sätzen. Gott selbst bedient sich ihrer, wenn er mit seinen erschaffenen Geistern spricht.

Auch unsere Sonne und deren übrige Planeten sowie der Erdenmond sind gegenwärtig von menschenähnlichen Geistern bewohnt: in jenem Stadium ihres Daseins, welches unserem Erden-

leben entspricht. Doch stehen diese Lebewesen, obwohl sie sämmtlich der Stärkeklasse des Menschengeistes angehören, an Haltungsstärke tiefer als wir. So wohnen auf der Sonne Riesen von doppelter Körpergröße, aber sonst ähnlicher Gestalt, wie der Erdenmensch: dabei von tierischer Dummheit. Eine namentlich der körperlichen Ausdehnung nach ähnliche Wesensgattung bewohnt den Planeten Mars. Unseren Mond bewohnen Zwerge, ungefähr halb so groß, wie wir, mit Verstand begabt, aber sonst von tierischer Roheit: sie hausen in wilden Horden auf der ganzen Oberfläche dieses Weltkörpers, auf den Bergen und in den Tiefebenen. Der Mond besitzt Wasser und Atmosphäre und wie die Erde eine ausgebildete Vegetation und Tierwelt: jedes organische Wesen auf ihm ist körperlich ungefähr halb so groß, wie ein etwa entsprechendes auf Erden. . . .“

Die erste Verkörperung des Menschengeistes auf unserer Erde ging folgendermaßen vor sich: „Ein Affenpaar war körperlich so hervorragend veranlagt, daß in ihm die Fähigkeit lag, eine grobmaterielle Hülle zu erzeugen, die einem Menschengeist zu seiner Verkörperung genügen konnte. Deshalb wirkten nun sofort mehrere neuerschaffene Menschengeister auf den Geschlechtstrieb dieses Affenpaares ein und wurden von demselben körperlich als die ersten Erdenmenschen erzeugt. Diese ersten Erdenmenschen gehörten — auch geistig — einer jetzt auf der Erde ausgestorbenen Tiermenschengattung an, welche aber höher stand als die Planetenbewohner und das einzige Zwischenglied zwischen den noch jetzt auf der Erde lebenden höchstentwickelten Affen und dem jetzigen Erdenmenschen bildete. Körperlich noch sehr affenähnlich waren diese Tiermenschen doch schon mit charakteristischen Fähigkeiten des Menschengeistes — wenn auch in primitivster Form — ausgestattet und naturgemäß sofort ihren physischen Tiereltern ungeheuer überlegen. . . . Die Menschenrassen der Erde rühren davon her, daß — gleichzeitig oder nacheinander — an verschiedenen Punkten der Erdoberfläche durch Affeneltern verschiedener Gattung selbständig ein Menschengeschlecht körperlich sich entwickeln konnte. . . .“

Doch ich muß mich leider an diesen wenigen Stellen genügen lassen. Etwas aber lassen sie wohl schon erraten, welch ungeheurer Wert in Gumppenbergs drittem Testament steckt. Wie erhebend ist es nicht zu ersehen, wie mit spielender Leichtigkeit die schwierigsten Fragen des Lebens und der Wissenschaft gelöst werden können, wenn man ihnen mutig nur recht nahe auf den Leib rückt. Und solche Lösungen haben dazu noch den Vorteil, daß sie garnicht bewiesen zu werden brauchen. Und daß sie Niemand bestreiten kann. Ich glaube, kein Anthropologe in der ganzen Welt wird es wagen, die Gumppenberg'sche Anschauung von der Entstehung der Menschenrassen zu widerlegen. Ja, diese erbärmlichen Gelehrten werden sich hüten, den Namen Gumppenbergs auch nur in einem ihrer Bücher zu erwähnen.

Nur Eins will mir nicht recht gefallen, um so weniger, da ich mit Begeisterung auf den echt modernen Charakter dieses neuen Propheten sonst zu wiederholten Malen hinweisen durfte. Aber in einem Punkt ist er noch nicht über Moses und andere ganz veraltete und vorsündflutliche Religionsstifter hinausgekommen. Zu jenen Zeiten durfte man ja noch Schöpfungsgeschichten schreiben, so viel man Lust hatte und sich über die Entstehung der Welt alles Mögliche offenbaren lassen. Da war für die Phantasie der weiteste Spielraum noch übrig. Aber schon Christus beschränkte sich vorwiegend auf das Ethische, und wenn man überhaupt einem „Meister“ etwas sagen darf, Einem, der von Gott selber auserwählt worden ist, so möchte ich unserem Helfer und Erretter Hans von Gumppenberg doch sagen, daß die Religion unter den heutigen Verhältnissen besser thut, alle naturwissenschaftlichen Probleme den Gelehrten zu überlassen. Sonst, ich weiß nicht, man fällt zu leicht herein, und daß die Geister des Spiritismus oft unter einem bedenklichen Mangel an Schulkenntnissen leiden, können wir leider nach vielfältigen Erfahrungen nicht mehr bezweifeln. Ein echt moderner Religionsstifter sollte, wie gesagt, mit Kosmogonieen und ähnlichen Dingen sich nicht mehr abgeben, sondern sich ganz auf das Ethische beschränken. Nun, auch die gottgesandten Propheten fallen nicht gleich als Meister vom Himmel herab und auch Muhammed ist nicht an einem Tag erbaut worden. So wird auch Hans von Gumppenberg noch an Weisheit, Alter und Verstand zunehmen, und dann das dritte Testament in einer neuen verbesserten und vermehrten Auflage herausgeben. Aber auch, wie es jetzt vorliegt, rufen wir ihm mit dem Verfasser zu:

Volkes. Wie die Völker des Erdballs.
Gegensätzen und tausend Irrtümern zerfleischte Zeit nach
klärung zu ruhigem ernstem Lichte auf. Wer Dir als Un-
gegensetzt und die Ehrlichkeit oder Zurechnungsfähigkeit
wird den Siegesschritt der gottgewollten Offenbarung nicht

Hermann Alzing.

„Zur Psychologie der Zukunft".

der tierischen Faustarbeiter, welche die Natur als bloßen Dünger
und ihr Loos kann sich überhaupt nur um wenige Grade
geistigen Arbeiter aber kann leicht gebessert werden und die
solcher Verhältnisse wird so oder so sich reformieren müssen."
„...", der uns mit solchem hohen Wort beglückt, ist Karl Bleibtreu
Bande (dem zweiundzwanzigsten des Friedrich'schen Verlages) „Zur
Zukunft". Das Buch ist, neben die früheren nicht dichterischen Sachen des
gehalten, immerhin im Vorteil, größere Partien verraten wenigstens
ernst und bei der Sache zu bleiben. Und dieser formale
macht mir überhaupt nur Lust, an dieser Stelle der Arbeit zu ge-
aber, um so nackter tritt grade hier, wo man sich einmal einen
dem Denker und nicht dem kleinlichen Fechter für die problema-
unterhalten kann, das innerlich Unfertige, Zusammengeleimte,
in seinem tieferen geistigen Fond hervor. In diesem ufer-
kaum eine größere Frage der Zeit ohne subjektive Randbemerkung.
für Bemerkungen! Ich habe die Eine schon vorweggenommen,
Art ließen sich massenhaft anreihen. Gleich das erste Kapitel nennt
der sozialen Umwälzung". Von der Verworrenheit der Gedanken,
Lesefrüchte in diesem Kapitel ein Bild zu geben, ist ein Kunst-
die Geschichte modelt und in einen possierlichen Roman nach seinem
wollen wir ihm — als dem Poeten — noch am ersten verzeihen. Die erste
war nach ihm bereits eine Erhöhung des „vierten Standes", so daß
muß, „wer denn eigentlich durch die bevorstehende Umwälzung der Zu-
Lage durch den „Sozialismus gebessert werden solle". Die Behandlung
und Römern „scheint sehr human" gewesen zu sein, denn es darf
werden, daß schon in den Schriften griechischer Philosophen über
der Sklaven geklagt wird, ein Beweis milder Behandlung und
Selbstgefühls der Dienenden"!! Citate gibt's gerade hier nicht, bloß
28 beginnt ein Citat „Carlyle, irren wir nicht, sagt ungefähr
einigen Dutzend solcher geschichtlichen Aperçus kommt dann der
materielle Not, sondern eine Geistesbewegung führt die Revolutionen
Zeit-Absätzen und nach mechanischen Gesetzen der Staatspsychologie".
„mechanische Gesetze der Staatspsychologie" lebt so recht der schöne
klingt so tief, diese naturwissenschaftlich angehauchte Redeweise.
dieses Buch in einer sehr schmerzlichen Weise über den Grad Bleib-
den Anfängen der Naturwissenschaft unterrichtet. „Das „Rücken-
mark" auf Seite 12 will ich ihm dabei noch nicht unter die Anfänge
unterscheiden sich die Gliedertiere wesentlich dadurch von den Wirbel-
Rückenmark, sondern ein Bauchmark haben!), bei dem allgemeinen
Unterrichts in der Naturwissenschaft haben schon größere Poeten
mit Butterbrod gefüttert und die Sonne im Westen aufgehen

lassen. Aber wenn ein Menschenkind, das sich anmaßt, über die tiefsten Weltanschauungsfragen unserer Zeit mitzureden, die folgenden Sätze schreibt, so hört jegliche Debatte doch wohl auf. „Alle Erscheinungen, geistige wie psychische, folgen einer wellenförmigen Bewegung. Alles ist Welle) vermutlich auch die Erdmasse wellig, man hätte das von Licht und Aether nicht erst beweisen brauchen; denn das einzige Element, das uns in Urform entgegentritt, das Wasser, zumal in seiner elementarsten Meeresgestalt, wirft ja Wellen, und warum sollte grade das Wasser ein besonderes Gesetz für sich haben. Nein, auch das Feuer zuckt wellig nach oben, in horizontaler Lage würde es Wellenform ergeben, wie das sogenannte Flamberg-Schwert es ausdrückt. Und dies Urgesetz der Welle lenkt auch klar alle historischen Erscheinungen auf und ab.“ Könnte nicht Herrn Bleibtreu aus der Schillerstiftung oder sonst irgend einem mildthätigen Institut gratis ein Leitfaden der Physik für höhere Töchterschulen zugestellt werden, aus dem er sich unterrichten kann, daß Wasser kein Element ist? Ueberzeugend in ihrer schlichten Unzweideutigkeit ist auch die Art, wie unser Held sich mit der für den naturwissenschaftlich denkenden Dichter so wichtigen Vererbungsfrage auseinandersetzt. Zuerst heißt es S. 249 mit großer wissenschaftlicher Würde: „Längst tauchten englische Forschungen auf, welche die Vererbung in dem heut beliebten Radikalsinn gänzlich in Abrede stellen. Die Mythe von der Empfängnis Maria“ hat ihre tiefe Bedeutung. Alles ist Geheimnis beim Zeugungsakt. „Der heilige Geist“ beschattet unversehens. Somit könnte man ja die Entstehung des Genies durch Vererbung erklären; allein, das wollte noch Keinem gelingen!“ Ist das schon an und für sich hohle Phrasendreherei in seiner Unbestimmtheit und Uebertreibung, so kommt die Krone dazu mit S. 281, wo ganz naiv zu lesen steht: „Gewiß gibt es eine Unfreiheit des Willens. Denn jedes Wesen ist der Sklave seiner Vererbung.“ Man sieht an solchen leicht zu vermeidenden Widersprüchen nur zu deutlich, wie die Begriffe in diesem unkritischen Kopfe taumeln, und wie das angeblich einheitliche Buch wüst zusammengestoppelt ist aus allerlei gelegentlichen Fetzen, bei denen die zwölfte Stunde schon nicht mehr wußte, was die elfte gethan. Bald ist diese, bald jene unverarbeitete Reminiszenz allmächtig. Unklare Fragmente flüchtigster Schopenhauer-Lektüre durchziehen das ganze Buch. Aber was bei Schopenhauer dämonisch ist, ist hier seicht und der Grenze der Komik nah. „Am Ende“ orakelt Bleibtreu (natürlich ohne den ausgeschriebenen Meister zu erwähnen) „sind Leben und Zeugung nur ein krankhafter Fieberprozeß, Keuschheit und Tod kehren in die gesunde Ruhe zurück. Allein wer dem sexuellen Trieb widerstrebt, wird geisteskrank — nicht aus physischen Gründen (denn die schädlichen Folgen der Keuschheit sind ärztlich widerlegt [von wem, weise Pythia?]), sondern aus intelektuellen, wegen des notwendig begleitenden Gefühls des Unbefriedigtseins. Gleichwohl ist der Fruchtbaum krank, sobald er Früchte und Blüten trägt; gesund, wenn er unfruchtbar bleibt.“

Wenn ein Werk an den dem Kritiker kontrollierbaren Stellen solchen Unsinn enthält, so entzieht man sich schwer dem Analogieschluß, daß auch die mehr oder minder fern liegenden Probleme, wie in diesem Falle die „Psychologie der Kriegskunst“, die einen größeren Teil des Buches füllt, in ähnlich unfähiger Weise behandelt sein möchten. Ich leugne nicht, daß dieser Schluß auch eine große Ungerechtigkeit enthalten kann. Bleibtreu, den ich für eine völlige Null in lyrischen Sachen und für eine jedenfalls höchst problematische Kraft im dramatischen Felde halte, ist mir in seinen poetischen Schlachtskizzen stets ein ernst zu nehmender Poet gewesen, zum Trotz seinen höchsteigenen Lobhudeleien auf diese seine einzige echte Poetenader, die allerdings geeignet waren, dem Leser auch das noch zu verekeln. Ob aber ein auf jedem für mich überschaubaren Wissensgebiete konfuser, unkritischer, leichtgläubiger und oft auch ernstlich im gröbsten Sinne unwissender Kopf als kritischer Beurteiler Moltke's (er spricht dem Toten jegliches „Blitzen des Genies“, jede „Inspiration“ ab), sich bewähren kann, ist mir denn doch — mit allen Reserven — etwas zweifelhaft. Und der Grundstandpunkt, das kann ich auch ohne Nachzählen der statistischen Angaben feststellen, ist überall ein sehr seichter. Man erinnere sich an die anfänglich citierte Stelle über den „tierischen Faustarbeiter“, um zu wissen, wie weit Bleibtreu in blinder Trommelbewunderung entfernt ist von dem Standpunkte, der nicht äußerlich partei-politisch, sondern (und das sollte dem wahren Dichter immer entscheidend sein) moralisch den innersten Nerv der Zukunft bilden muß: vom Standpunkte

des universalen Mitleids, von der großen Grundidee, die jene wertlosen Scheidungen von Tier und Mensch, von Handarbeiter und Geistarbeiter, von Dünger und Aussaat alle endgültig in jene Rumpelkammer wirft, wo längst dem zukunftskräftigen Gegenwartsmenschen jene Phrasen liegen, die Bleibtreu gegen Schlusse seines Buches alle noch einmal exemphaft ausspielt, und die nur zu klar zeigen, wie auch jede philosophische Schulung ihm abgeht; man lese die Seiten über Willensfreiheit: für den Mann ist die Müh' von zweitausend Jahren umsonst gewesen. „Wäre der Wille unfrei, so würde die Bethätigung desselben nicht selbst den Willensbegabtesten selbstüberwindende Mühe verursachen." Jedes Lebewesen sucht Lust und ein unfreier Wille könnte Unlusterregendes wollen?!" Gnade! Gnade!

Als Gesamtwerk komponiert, ist das Buch sehr schlecht. Es steht, stofflich, viel darin, aber alles unordentlich. Und Stücke, wie die breite Geschichte Cagliostro's gehören zweifellos nicht unter den Titel. Wie gern übersähe man solche Fehler, wenn der Inhalt in der Art Nietzsche's entschädigte. Aber es ist eine Versündigung, Nietzsche überhaupt in solcher Nachbarschaft zu erwähnen, — neben dem Manne, der Individualist wurde, als er die bekannte Welt umschloß in dem All seines Geistes, der polternde Confusionarius, der allerlei gelesen hat, als Poet seine Lesefrüchte in ganz hübsche Sätze zu kleiden weiß und nun gleich meint, allmächtig über der Welt zu schweben und die Psychologie der Zukunft zu ergründen. Eigentlich aperçuhaft geistreich auch nur im rein formalen Sinne schreibt Bleibtreu nicht einmal: sein Stil ist glatt, aber echter **Berliner** Stil, farblos in seinem orgelnden Tone dahinfließend, ohne packenden Schwung, und längst ermüdend, wo der alte Faselant etwa aus Schwaben noch munter hielte.

Daß es in dem ganzen Buche Ausfälle auf den Naturalismus regnet, ist bei Bleibtreu, wie er allmälich geworden, klar. Während Hauptmann und Aehnliche, anstatt in die große Broschüren-Lärmtute zu stoßen, still ihren **praktischen** Weg gingen, stellte sich bei den anfänglichen Verhimmlern der Sache, wie Bleibtreu, bald die Ernüchterung ein: praktisch mochten sie immerhin Poeten sein, — zum echt realistischen Poeten mangelte jede Fähigkeit; theoretisch ermüdete das ewig wiederholte leere Niederrennen der alten Autoritäten [illegible]lich die Spektakelhelden selbst, und der vernünftigere Teil des Publikums wurde ob so [illegible] Praxis der „Neuen" vollends der öden theoretischen Negation überdrüssig. So hört man jetzt ohne viel Lieb oder Leid Karl Bleibtreu auf Ibsen schimpfen, mit denselben ur[illegible]ten Philister- und Rückschrittlerargumenten, die er einst mit unter den Ersten lächerlich gemacht. Tempora mutantur . . . für diese Herren unheimlich schnell!

Einmal wird in dem Buche eine wütende Philippika gegen die Kritik geschleudert. [illegible] Bölte habe darauf hingewiesen „daß Gutzkow durch die bekannte ruchlose Ver[illegible]lung Julian Schmidt's ins Irrenhaus gedrängt wurde." Das heißt subjektive [illegible]sitätszustände ausspielen, die auf keinem ordentlichen Kampfplatz gelten. Wer Bücher veröffentlicht, verlangt die Kritik. Ob er sie liest, ist seine Sache. Die vorstehenden Worte [illegible] überhaupt nicht an Bleibtreu selbst gerichtet, so wenig wie ich sie schreibe, um nach [illegible]ungsusus über ein etwa von Herrn Friedrich gestelltes Rezensionsexemplar zu quittieren. Sie gelten den Lesern der „Freien Bühne", ihnen sollen sie sagen, wie es um Bleibtreu's [illegible]rische, soziale und naturwissenschaftliche Kenntnisse bestellt ist. Es ist sehr schlecht darum [illegible]stellt, so schlecht, daß er besser nicht solche Bücher schriebe und seine Kraft lieber seiner [illegible]tischen Produktion zuwendete, die es doch wahrhaftig noch recht nötig hat!

Wilhelm Bölsche.

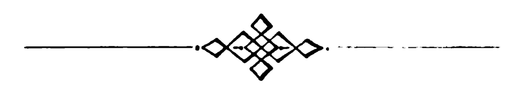
Von neuer Kunst.

Funken nennt sich ein Bändchen neuer Dichtungen von Ludwig Jakobowski [illegible]esden und Leipzig, E. Pierson.) Prometheusfunken sind es leider nicht. Nach vielen [illegible]n Anfängen hatten wir von einer neuen lyrischen Gabe grade dieses begabten jungen

Poeten ganz anderes erwartet. Die meisten der mühsam zu einem Ganzen aneinander gequälten Einzelsachen sind alles eher als modern, als neu . . . . Heine, Lenau, Byron, dasselbe brave Süppchen, das all' unsere friedlichen alten Herren in der Lyrik kochen und wofür sie grade von den Jungen, sobald diese Kritiker sein dürfen, so unbarmherzig zerzaust werden. Die Form ist im alten Rhythmus ungelenk, ein Beweis, daß der Dichter noch für kein bewußtes Schrankensprengen zu neuen Zwecken reif ist. („Nach bekanntem schämigen Zaudern Ward aus schüchtern' (sic!) Antwortspiel Bald ein frisches, fröhlich Plaudern.") Solchen Sächelchen gegenüber, die ein doch offenbar mit Ernst emporstrebender Kopf uns noch als Vollgut zu bieten wagt, begreift man mehr und mehr was der junge deutsche Realismus, trotz all' der gräulichen Schrullen, an dem Lyriker Conradi verloren hat! Immerhin: die fromme Rede, es gebe keine realistische Lyrik oder überhaupt keine gute Lyrik mehr in unserer Zeit hilft schon jetzt nichts mehr vor Thatsachen, die wir schwarz auf weiß haben. Jakobowski's Funken fügen leider dem dort Gewonnenen nichts hinzu. Möchte der Kritiker in ihm recht bald dahin gelangen, diese Sorte Reimerei und Heinerei, wie bei Andern, so auch bei sich selbst, nicht mehr zu dulden. Es steckt uns allen im Blut, noch so zu dichten, und gedruckt sieht sich zumal jeder Anfänger gern. Aber wir sollten eben bewußt ankämpfen gegen die romantisch-pessimistische Dudelei in unserm Ohr, wie wir in unserer wissenschaftlichen Erkenntnis ankämpfen gegen atavistische Gespensterseherei. Oder aber laßt uns ehrlich zu Julius Wolff als reuige Sünder wallfahrten und die Zukunft abschwören — dann ist wenigstens klares Feld. Das Buch schließt mit der Strophe:

„O Jugendträume, o Knabenzeit!
Verzweiflungsschreie und kein Ermannen?
Das alte Lied, das alte Leid . . .
Ich werd' es nicht durch Verse bannen!"

Das klingt wie Selbstkritik. Und doch ist grade ein Vers wie dieser ein rechtes Charakteristikum dafür, daß die Krankheit noch in ganzem Maße vorhanden ist, er kann gar nicht „echter" gemacht werden. Dem Dichter zum Heile wird das Bändchen schließlich wohl so wenig gelesen werden wie all diese individualitätslose Lyrik — und in ein paar Jahren hoffen wir ihn auf ganz anderem Boden wiederzusehen, vielleicht selbst mit einem Lächeln über den Mut, mit dem er die „Funken" drucken ließ.



An offener See.

Roman
von

August Strindberg.

Autorisierte Übersetzung von M. von Borch.

(2. Fortsetzung.)

Borg war mit einem äußerst empfindlichen Geschmackssinn begabt. Trotzdem hatte er durch strenge Schulung die Kraft erlangt, unangenehme Empfindungen zurückzudrängen. So verschluckte er seinen schlechten Kaffee ohne mit der Wimper zu zucken, und stieg dann hinunter, um sich die Gegend anzusehen und die Leute aufzusuchen.

Als er an der Küche des Zollaufsehers vorüberkam, wurde es still da drinnen; die Hausbewohner schienen sich unsichtbar machen zu wollen, schlossen die Thüren und brachen das Gespräch ab, um sich nicht zu verraten.

Mit der unbehaglichen Empfindung, kein Willkommener zu sein, setzte er seinen Weg über die Insel fort und kam hinunter nach dem Hafen. Dort lag eine Anzahl kleiner Hütten einfachster Konstruktion, wie aus zusammengesuchten Steinfliesen aufgestapelt, mit ein wenig Mörtel hier und da angekleckst; nur der Schornstein über dem Herd war aus Ziegeln aufgemauert; an einer Ecke war eine Bretterbude angeflickt; an einer andern ein Schuppen aus Reisig und Latten, um die Schweine zu beherbergen, die während der Fangzeit zur Mast herausgebracht wurden. Die Fenster schienen Schiffswracken entnommen, und das Dach war mit allem gedeckt, was irgendwie dehnbar war oder Regen aufsaugte und ablaufen ließ: Seetang, Moos, Torf, Erde. Das waren die Herbergen, die jetzt leer standen und von denen sonst jede einzelne gegen zwanzig Schlafgänger aufnahm, wenn der große Fischfang im Gange war.

Vor der ansehnlichsten dieser Spelunken stand der Obmann der Insel, Fischer Oeman, und kratzte das Flundernetz mit einem Holzspahn aus. Da er sich in keiner Beziehung als der Untergebene eines Fischereiinspektors betrachten konnte, dennoch aber ein drückendes Gefühl in dessen Nähe empfand, wurde er borstig und bereitete sich auf scharfe Antworten vor.

„Geht's gut mit dem Fang?" grüßte der Inspektor.

„Noch nicht, aber jetzt wird's wol kommen, wenn die Regierung sich hineinlegt," antwortete Oeman ziemlich unhöflich.

Der Inspektor überließ die Regierung ihrem Schicksal und fragte: „Wo liegt Euer Strömlingsgrund?"

„Ja, sehen Sie mal, Herr Instruktor, wir glaubten, Sie wüßten das besser als wir, da Sie doch dafür bezahlt werden, uns was zu lehren —"

„Nun, sieh, Ihr wißt nur, wo die Stellen sind. Ich weiß aber, wo der Strömling steht. Und das ist denn doch wohl noch ein bischen mehr."

„So—o," spottete Oeman, „wir sollen nur in's Wasser greifen, dann kriegen wir Fische! — Ja, man sollt's nicht glauben — zum Lernen ist man nie zu alt."

Die Frau kam aus der Hütte und begann ein lebhaftes Gespräch mit ihrem

Manne, so daß der Inspektor es nicht weiter für lohnend hielt, die Unterhandlungen mit dem feindlichen Fischer wieder anzuknüpfen. Er lenkte seine Schritte nach dem Hafen hinunter.

Dort saßen einige Lotsen an der Landungsbrücke; sie vertieften sich plötzlich mit Eifer in ihr noch eben sehr schleppendes Gespräch und schienen durchaus nicht geneigt, zu grüßen.

Er wollte nicht umkehren, sondern setzte den Weg nach dem Strande fort. Der bewohnte Teil hatte aber jetzt bald ein Ende, und die nackte Klippe lag öde da, ohne Baum, ohne Strauch: was Feuer zu verzehren vermag, war aufgebrannt. Er ging am Wasser entlang, zuweilen in feinem, weichem Sand, zuweilen auf Steinen, und als er, sich immer rechts haltend, eine Stunde gegangen war, befand er sich wieder auf der Stelle, von der er ausgegangen war . . . . . das Gefühl überkam ihn, als ob er eingesperrt sei. Die Berghöhe der kleinen Scheereninsel bedrückte ihn, und der kreisförmige Horizont des Meeres beengte ihn. Die alte Empfindung, nicht Raum genug zu haben, regte sich, und er kletterte an den Klippen empor, bis er auf das höchste Plateau kam, das ungefähr fünfzig Fuß höher liegen mochte als der Meeresspiegel. Dort legte er sich auf den Rücken und starrte hinein in den Raum. Jetzt, wo der Blick nichts auffangen konnte, weder vom Lande noch vom Meer, sondern nur die blaue Kuppel über sich sah, fühlte er sich frei, isoliert wie ein kosmisches Staubteilchen, das im Aeter schwebend, nur dem Gesetz der Gravitation gehorcht. Es kam ihm vor, als sei er vollkommen allein auf der Erdkugel, und die Erde nur ein Beförderungsmittel, auf dem er die Erdbahn durchfuhr. Jede Erinnerung an Mitmenschen, Gesellschaft, Gesetze, Sitten war verweht, als er so kein einziges faßbares Fragment jener Erde mehr sah, an die er gebunden war; er ließ seine Gedanken wie losgelassene Kälber über alle Hindernisse, alle Rücksichten fortspringen; und er berauschte sich damit bis zur Betäubung, wie die Nabelbeschauer Indiens, die über die Betrachtung eines ganz gleichgültigen, äußern Teiles ihres Selbst Himmel und Erde vergessen.

Borg war kein Naturanbeter, ebenso wenig wie der Inder den Nabel anbetet; im Gegenteil, als bewußte Spitze der tellurischen Schöpfungskette hegte er eine gewisse Geringschätzung für die niederen Existenzformen und begriff sehr wol, daß die Erzeugnisse bewußter Geister zum Teil viel feiner erdacht waren, als die der unbewußten Natur, und vor allen Dingen vorteilhafter für den Menschen, der seine Schöpfungen mit bestimmter Rücksicht auf den Nutzen und die Schönheit schafft, die diese für den Schöpfer besitzen können. Aber der Natur entnahm er das Rohmaterial für seine Werke. Konnte man auch Licht wie Luft durch Maschinen hervorbringen, er zog doch die unübertrefflichen Aetervibrationen der Sonne und die unerschöpfliche Sauerstoffquelle der Atmosphäre vor. Er liebte die Natur wie einen Helfer und einen Untergebenen, der ihm dienen sollte; und es belustigte ihn, daß er diesen mächtigen Feind dazu bringen konnte, ihm seine Kräfte zur Verfügung zu stellen.

Nachdem er eine unbestimmte Zeit so gelegen und die große Ruhe der absoluten Einsamkeit, die Befreiung von allen Einflüssen, allem Druck genossen hatte, erhob er sich und stieg hinunter, um sein Zimmer aufzusuchen.

Als er die halbleere Stube betrat, in der der Schall seiner Schritte widerhallte, fühlte er sich von neuem wie gefangen. Die weißen Quadrate und rechten Winkel, die das Zimmer, das er bewohnen sollte, umschlossen, erinnerten ihn an Menschenhände, aber an die niedrigststehender Menschen, die sich nur mit den einfachen Formen unorganischer Natur begnügten. Er war eingeschlossen in einen Krystall, in ein Hexaeder oder dergleichen, und die graden Linien, die gleichgroßen Flächen teilten



seine Gedanken gleichsam in Quadrate, liniierten seine Seele, vereinfachten sie aus der Freiheit des organischen Lebens zu unorganisch starren Formen, führten seines Hirns reiche Urwaldvegetation wechselnder Empfindungen zu den ersten kindlichen Versuchen der Natur, Ordnung zu machen, zurück.

Nachdem er die Magd gerufen, ließ er seine Kisten hereinbringen und schritt sofort an die Verwandlung des Zimmers.

Seine erste Sorge war das Regeln des Lichteintritts durch dicke, fleischfarbige, persische Gardinen, die das Zimmer sogleich auf einen weicheren Ton stimmten. Darauf schlug er zwei Platten eines öden Eßtisches auf, und augenblicklich war die Leere des großen, weißen Fußbodens ausgefüllt. Aber die weiße Fläche des Tisches störte noch. Er hüllte sie durch eine Wachstuchdecke in einen einheitlichen, warmen, moosgrünen Ton, der mit den Gardinen harmonierte und beruhigend wirkte. Dann stellte er seine Bücherregale gegen die häßlichste Wand, die dadurch allerdings nicht verbessert, sondern nur in Linien geteilt wurde; und der weiße Mörtel stach nur noch mehr gegen das wallnußfarbige Holzwerk ab; aber er wollte erst das Ganze skizzieren, bevor er sich auf Details einließ.

An einen Nagel in der Zimmerdecke hing er seine Bettvorhänge. Und dadurch entstand gewissermaßen ein Zimmer im Zimmer; der Schlafraum war wie unter einem Zelte aufgeschlagen, vom übrigen Arbeitszimmer getrennt.

Die langen, weißen Dielen mit ihren parallelen schwarzen Ritzen, in denen Stiefelschmutz, Möbel- und Kleiderstaub, Tabaksasche, Aufwaschwasser und Abfall vom Kehrwisch Treibbeete für Pilze und Nester für Holzwürmer bildeten, verdeckte er hier und da mit Teppichstücken von ungleichem Muster und Ton, die wie grünende, blühende Inseln auf der großen, weißen Fläche schwammen.

Sobald so Ton und Wärme in den leeren Raum gekommen, ging er zur feineren Ausarbeitung über. Hier mußte er vorerst einen Herd schaffen, einen Altar der Arbeit, der das Centrum werden sollte, von dem alles ausstrahlte, um den sich alles gruppierte. So stellte er als erstes seine große Lampe auf dem Schreibtisch. Sie war zwei Fuß hoch und erhob sich wie ein Leuchtturm über die grüne Tischdecke; der gemalte Porzellanfuß mit Arabesken, Blumen und Tieren, die keine Aehnlichkeit mit gewöhnlichen hatten, gab ein munteres Farbenspiel und erinnerte mit seiner Ornamentik an die Macht des Menschengeistes über das feststehende Einerlei der Naturformen.

Um die Lampe ordnete er das Mikroskop, den Diopter, die Waage, das Tieflot und den Peilkompaß: ein sonnengoldiges Licht ging von all dem polierten Messing aus.

Das Tintenfaß, eine große, zu Facetten geschliffene Glasstufe, gab den mattblauen Schein von Wasser oder Eis; die Federhalter von Stachelschweinborsten verliehen mit ihren unbestimmten, fetten Tönen einen Anstrich animalischen Lebens; der schreiende Zinnober des Siegellacks, die bunten Vignetten der Stahlfederschachteln, der kalte Stahlglanz der Scheere, das Gold und der Lack des Cigarrenbechers, die Bronze des Papiermessers: diese ganze Fülle von dem Nutzen und der Schönheit geweihten Kleinigkeiten bedeckte den großen Tisch bald mit einer Unzahl Flecken, auf denen das Auge einen Moment verweilten konnte, um einen Eindruck, eine Erinnerung, eine Inspirationin sich aufzunehmen, die es in Thätigkeit hielten und vor Ermüden schützten.

Jetzt galt es die Löcher in den Bücherregalen auszufüllen und dem leeren Raum zwischen den dunklen Brettern lebendigen Odem einzuhauchen. Und bald stand dort Reihe an Reihe, die bunteste Sammlung von Nachschlagewerken und Handbüchern, aus denen ihr Besitzer über alles Aufklärung schöpfen konnte, was in vergangener und gegenwärtiger Zeit geschehen war. Encyklopädieen, die wie ein

Lufttelegraph durch einen Druck auf den richtigen Buchstaben antworteten, Lehrbücher der Geschichte, der Philosophie, der Archäologie und Naturwissenschaften, Reisen durch alle Länder der Welt mit Karten, dazu sämtliche Bädekers, so daß ihr Eigentümer die kürzeste und billigste Fahrt nach dem und dem Orte planen, das Hotel bestimmen und sogar wissen konnte, wie viel Trinkgelder er zu geben habe. Da aber alle diese Werke den unvermeidlichen Keim des Veraltens in sich bargen, hatte er ein besonderes Regal mit einem Observationskorps von Fachzeitschriften bemannt, aus denen er sofort Bericht über jeden, selbst den geringsten Fortschritt, über jede wenn auch noch so unbedeutende Entdeckung erhielt. Und zuletzt noch eine ganze Sammlung alles Wissens der Zeit in bibliographischen Notizen, Verlagskatalogen und Buchhändlerzeitungen, so daß er in seinem Zimmer eingeschlossen ganz genau wußte, wie hoch oder tief der Barometer in allen Wissenschaften stand, die ihn angingen.

Als er die Wand mit dem Bücherbrett betrachtete, wollte es ihn bedünken, als ob das Zimmer jetzt erst von lebenden Wesen bewohnt sei. Diese Bücher machten den Eindruck von Individuen, denn es waren nicht zwei Werke von gleichem Aeußern darunter; eins kam als Bädeker in Rot und Gold wie Einer, der am Montagmorgen alle Sorgen hinter sich läßt und davon reist; Andere wieder feierlich, schwarz gekleidet, in langer Prozession wie die „Encyclopedia Britannica“ oder in hellen, freundlichen, leichten Sommerkleidern, die lachsrote Revue des deux mondes, die citronengelbe „Contemporaine“, die sattgrüne „Fortnightly“ und die grasgrüne Morgenländische. Und von den Rücken her grüßten die großen Namen wie Bekannte, die er bei sich im Zimmer hatte; hatte er doch hier ihr Bestes, mehr als sie einem Reisenden geben konnten, der auf Besuch kam und sie in ihrem Mittagsschlaf oder bei der Frühstücksmalzeit störte.

Durch die Einrichtung des Schreibtisches und des Bücherregals fühlte er sich nach dem störenden Einfluß der Reise wieder hergestellt; seine Seele gewann ihre Stärke wieder, nachdem seine Werkzeuge ihm wieder zugänglich geworden, diese Instrumente und Bücher, die auf seinem Dasein festgewachsen waren wie neue Sinne, wie andere Organe, stärker und feiner als jene, die die Natur ihm als Erbe gegeben.

Der Anfall von Furcht, den die Isolierung, die Einsamkeit und das Eingesperrtsein mit Feinden — denn als solche betrachtete er die Scheerenbewohner mit Recht — bei ihm hervorgerufen, wich der Ruhe, welche die Installierung mit sich bringen mußte, und jetzt, nachdem das Hauptquartier aufgeschlagen war, begann er wie ein wohlgerüsteter General den Plan für die Campagne auszuarbeiten.

Drittes Kapitel.

Der Wind war während der Nacht auf Nordost gegangen. Das Treibeis hatte sich von Aland herunter gezogen, als der Inspektor in den kiellosen Nachen stieg, um vorbereitende Untersuchungen über die Beschaffenheit des Meergrundes, die Tiefe des Wassers und die Flora und Fauna des Meeres anzustellen.

Der Lotse, der als Ruderer mitgenommen war, wurde bald müde, Aufklärungen zu geben, als er sah, daß der Inspektor durch Seekarte, Senkblei und verschiedene andere Instrumente Dinge ausfindig machte, an die er selbst noch nie gedacht hatte. Wo die Untiefen waren, das wußte er, und an welchen Untiefen man die Strömlingsnetze auswerfen mußte, das wußte er auch. Aber damit begnügte der Inspektor sich nicht; er zog das Netz in verschiedenen Tiefen

auf und brachte Getier und Gallerte herauf, von denen er glaubte, daß sie die Nahrung des Strömlings bildeten; er ließ das Senkblei bis auf den Grund gehen und holte Lehmarten, Sand, Schlamm, Kies und Stauberde herauf, die er sortierte und nummerierte und in kleine Gläser mit Aufschriften that.

Und zuletzt holte er ein großes Fernglas hervor, das aussah, wie ein Sprachrohr und sah hinunter ins Meer. Davon hatte der Lotse sich niemals träumen lassen, daß man in's Wasser sehen könne, und in seinem Erstaunen darüber bat er, das Auge ans Glas legen und ins Verborgene hinabsehen zu dürfen.

Der Inspektor, der nicht den Zauberer spielen wollte, aber auch nicht Lust hatte, durch verfrühte Erörterungen gerade dessen, was erörtert werden sollte, allzu hohe Hoffnungen auf das Resultat wachzurufen, beschränkte sich darauf, die Bitte des Lotsen zu erfüllen und einige populäre Erklärungen zu den lebenden Bildern zu geben, die sich dort unten in der Tiefe entrollen.

„Sehen Sie den Spinnenfisch da auf der Untiefe?" „Sehen Sie, daß er anfangs seifengelb ist, weiter unten leberbraun wird und schließlich auf dem Grunde rot ist? Daran ist das abnehmende Licht Schuld!"

Er entfernte sich ein paar Ruderschläge von der Untiefe, hielt sich aber immer unter dem Winde, sodaß er das Eis vermied.

„Was sehen Sie jetzt?" fragte er den auf dem Bauche liegenden Mann.

„O Jesses! Nein, ich glaube wirklich, da haben wir Strömling! Und so dicht, so dicht, wie Karten im Spiel."

„Sehen Sie jetzt, daß der Strömling sich nicht nur in den Untiefen hält? Und begreifen Sie nun, daß man ihn auch in der Tiefe fangen kann, und glauben Sie, wenn ich sage, daß man ihn nicht in den Untiefen fischen darf, wohin er nur geht, um den Rogen abzulegen, den die Sonnenstrahlen dort besser treffen, als im tiefen Wasser?"

Der Inspektor ruderte weiter, bis er sah, daß das Wasser infolge der lehmigen Beschaffenheit des Bodens blaugrün wurde.

„Was sehen Sie jetzt?" begann er wieder, während er die Ruder ruhen ließ.

„Meiner Seel', ich glaube, das sind Schlangen auf dem Grunde! Das sind ja geradezu Schlangenschwänze, die aus dem Schlamm herausstecken — und da sitzen die Köpfe!"

„Aal, mein Junge!" erklärte der Inspektor.

Der Lotse sah ungläubig aus, denn von Aal im Meer hatte er nie reden hören, aber der Inspektor wollte seine besten Karten nicht vorweg ausspielen und seine Kräfte auch nicht in langartigen Erklärungen über unklare Dinge verschwenden. Er gab die Ruder ab, nahm sein Fernglas wieder an sich und legte sich über den Bootsrand, um zu beobachten.

Er schien etwas mit ungewöhnlichem Eifer zu suchen, etwas zu suchen, das sich auf den und den Untiefen finden mußte, das er aber natürlich nicht zuvor gesehen, da er das Wasser nicht untersucht hatte.

Nach der Anweisung des Inspektors ruderten sie zwei Stunden umher. Zuweilen senkte er sein Schabeisen vorsichtig mit dem Senkblei hinab, und nach jedem Versuch legte er sich wieder mit seinem Fernglas vornüber. Sein bleiches Gesicht fiel durch die Anstrengung ganz zusammen und die Augen lagen tief in ihren Höhlen. Die Hand, die den Tubus hielt, zitterte, und der Arm schien erstarrt wie eine Eisenstange. Der kalte, feuchte Wind, der durch die dicke Jacke des Lotsen drang, schien die schwächliche Gestalt nicht anzugreifen, die nur in einen halbzugeknöpften Frühlingsrock gehüllt war. Seine Augen tränten von dem scharfen Seewind und dem Bemühen, scharf in das halb undurchdringliche Element hinabzu

sehen, jene drei Viertel der Erdoberfläche, von deren Leben das vierte Viertel so wenig wußte und so viel vermutete.

Durch sein Meerglas, das er nicht erfunden, sondern nach Angaben der Brückenbau und Arbeiterer bei submarinen Sprengungen sich selbst konstruiert hatte, sah er hinunter in die Welt der Tiefe, aus der die große Überwasserschöpfung sich entwickelt hatte. Der Seetangwald, der kaum die Grenze vom unorganischen zum organischen Leben überschritten, wogte in der kalten Grundströmung und glich dem eben geronnenen Eiweiß, das seine Gestalt vom Wellenschlag leiht und an die Gewächsformen des Wassers erinnert, das an Fensterscheiben gefriert. Wie große Parks mit goldigem Laub breitete er sich dort unten aus und die Bewohner des Meergrundes schleppten sich darin auf ihren Bäuchen, als suchten sie das Dunkel und die Kälte, um ihre Beschämung darüber zu verbergen, daß sie auf der langen Wanderung zur Sonne und zur Luft zurückgeblieben waren. Zu tiefst im Lehm ruhte die Scholle, halb im Sand vergraben, träge, unbeweglich, ohne auch nur soviel Erfindungsvermögen, daß sie eine Schwimmblase zu ihrer Hebung verwenden konnte: sie wartete auf einen glücklichen Zufall, der ihr den Raub am Maul vorüberführte, ohne Trieb, diesen Zufall zu ihrem Vorteil auszunützen; aus lauter Faulheit hatte sie sich gewunden, gestreckt, bis die Augen aus Bequemlichkeitsrücksichten auf der rechten Seite des verschrobenen Kopfes sitzen geblieben waren. Weiter oben folgte dann Fisch an Fisch, bis zum Adler des Meeres, dem Hecht.

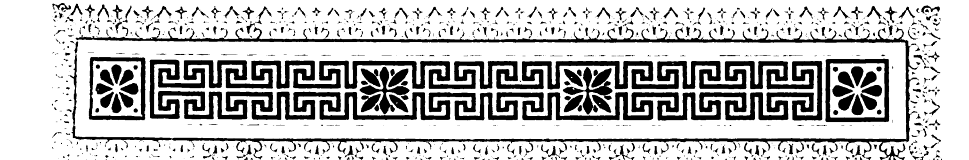
Das Boot war zwischen die Eisflotte geraten, und über die Tangwälder auf dem Grunde zogen die Schatten der Eisschollen wie Streuwolken. Der Inspektor, der stundenlang gesucht und doch nicht gefunden hatte, was er suchte, zog jetzt den Gucker aus dem Wasser, trocknete ihn ab und legte ihn bei Seite.

Dann sank er im Achter zurück, hielt die Hand vor die Augen, als wollte er sie von den erhaltenen Eindrücken ausruhen lassen, und schien ein paar Minuten in Schlaf versunken. Endlich gab er dem Lotsen ein Zeichen weiterzurudern.

(Fortsetzung folgt.)



Verantwortlich für die Redaction **Wilhelm Bölsche**, Friedrichshagen. Verlag von **S. Fischer**, Kgl. schwed. Hofbuchhändler. Druck: **A. Seydel & Cie.** Beide in Berlin.



Metaphysischer Darwinismus.

Ein Beitrag zur Fälschungsgeschichte des Fortschritts.

Die Sache ist nicht wahr.

Die Sache ist vielleicht wahr, darf aber nicht gelehrt werden, da sie gegen die Religion verstößt.

Die Sache ist so selbstverständlich, daß sie gar nicht als neu gelehrt werden kann, und die Religion hat seit uraltesten Zeiten mit ihr als etwas selbstverständlichem gerechnet.

Diese Skala in der Schätzung einer neuen Wahrheit, zu verschiedenen Zeiten von weisen Leuten ähnlich aufgestellt, findet nirgendwo eine bessere Bestätigung als in der kurzen Geschichte der Darwinistischen Weltanschauung. Nicht genau, aber annähernd über je zehn Jahre des jetzt dreißigjährigen Krieges um diese Darwinischen Ideen verteilt, offenbaren sich alle drei Phasen. In dieser Offenbarung der Praxis aber erscheint zugleich leuchtend hell eine gewisse Analyse jener Sätze. Zwischen Eins und Zwei liegt eine Bekehrung, wenn auch eine Bekehrung mit Schmerzen, mit Reserven der Aengstlichkeit; immerhin eine Bekehrung durch die Macht der Wahrheit. Zwischen Zwei und Drei dagegen liegt eine Bekehrung, die nur noch möglich war durch eine Fälschung der Wahrheit, ein unmerkliches Vertauschen der echten Sache mit einem zum unbehinderten Einordnen in das alte zurechtgestutzten, im Wesen total umgeformten zweiten Ding. Und im Moment jetzt, da der echte Darwinismus sich im berechtigsten Zwange mehr zurückzieht aus dem Tagesstreit, sich läutert und stärkt durch die harte Schule engster und gewissenhaftester Spezialarbeit, beginnt lustiger und lustiger der „selbstverständliche" Darwinismus seine Blasen zu treiben.

Der „selbstverständliche Darwinismus", die Idealblüte eines unblutigen Fortschritts, der keinem Bestehenden ein Härchen krümmt, lehrt etwa Folgendes.

Es ist klar, daß die Welt sich natürlich entwickelt hat; ein Kind nur kann die Kant-Laplace'sche Gastheorie u. s. w. leugnen. Da diese Entwickelung aber doch einmal einen Anfang genommen hat, bleibt der ursprüngliche Schöpfungsakt als solcher bestehen. Es ist ganz offenklar, daß auch die organischen Wesen sich stufenweise nach den von Darwin enträtselten Gesetzen entwickelt haben. Aber Du-Bois-Reymond hat ebenso unumstößlich dargethan, daß Materie niemals empfinden und denken könne, bei der Urzeugung war also ein Eingriff höherer, übernatürlicher Art neben dem Natürlichen unerläßlich. Es ist endlich ein höchst trauriges Igno-

ranzzeichen, nach so vielen Zeugnissen exakter Forschung nicht annehmen zu wollen, daß der Mensch dem höchsten Tierstamme entsprossen ist und daß die Kulturgeschichte sich nach natürlichen Gesetzen entwickelt hat. Aber Virchow hat uns belehrt, daß Zwischenstufen zwischen Tier und Affe nicht vorkommen; der Vorgang der Menschenwerdung des Tiers ist völlig dunkel und läßt sehr wohl einen metaphysischen Akt zu, bei dem ein Tiergehirn plötzlich eine höhere Seele bekam, wie das auch eine Autorität wie Wallace betont; und was die Kulturgeschichte angeht, so ist die sogenannte „materialistische Geschichtsauffassung", die alles auf wirtschaftliche Beweggründe zurückleiten will, lediglich eine Einseitigkeit zu Gunsten der Sozialdemokratie; das Agens der Menschheitsgeschichte war das Genie; Genie ist aber stets etwas spontan Erschaffenes, das aus dem Causalitätsgesetz herausfällt und in dem sich eine höhere Weltordnung, ein leitendes Etwas hinter der Welt Bahn bricht.

Es ist mir seit längerer Zeit eine liebe Beschäftigung, in unserer Tageslitteratur, besonders auch in unsern liberalen und nationalliberalen Zeitungen, diesen „selbstverständlichen" Darwinismus aufsprossen und groß werden zu sehen. An Compendien, die ihn in's schönste System bringen, fehlt es auch nicht, und wenn er nicht den Boden mit der nötigen Begriffsverwirrung düngte, so hätte Moritz Carriere's „Sittliche Weltordnung" sicherlich nicht eben die zweite Auflage erleben können. Das Schlimmste ist, daß Männer der Wissenschaft — der Begriff ist ja leider verzweifelt dehnbar — oft genug ruhig dem Mißbrauch Bahn schaffen. Ist doch der alte Darwin selbst mit dem mißverständlichen Schlußsatze seiner „Entstehung der Arten" Confusionsstifter geworden für so Manchen, der sich nicht die Muße nahm, aus anderen ganz unzweideutigen Aussprüchen des Meisters wahre Meinung zu ergründen. Und ist doch eine gewisse Nörgelschule in der neueren Anthropologie nach gerade zu solchen Resultaten emporgediehen wie der (leider schon weithin als Familienbuch eingebürgerten) Ergänzung zu Brehm „Der Mensch", von Johannes Ranke, die eigens konstruiert scheint, uns alle zu jungen Carrieres zu erziehen. Was man da noch von dem offiziellen deutschen Allesschreiber im Zeitungsfeuilleton erwarten darf, kann sich Jeder an den Fingern abzählen. Und doch ist dieser Zeitungsschreiber sehr mächtig. Ich gehöre nicht zu den Leuten, die an der Bezeichnung der Presse als Großmacht rütteln. Aus der Zeitung und nicht aus dem teuren Buch schöpfen Neunzehntel unserer geplagten Generation ihr Wissen, die Bausteine ihrer Weltanschauung. Und wo eine Sache aus den Fragen der Partei heraustritt, wo sie Debatten- und Lehrstoff in den verschiedenartigsten Blättern wird, da drückt sie als solcher nach überallhin auf den Gang der Dinge. Unsere Debatten im Reichstag und Landtag sind nur eine Variante der großen beständigen Zeitungsdebatte. Und es ist praktisch durchaus nicht gleichgültig, was so allmählich sich festsetzt und wieder und wieder gepredigt wird.

Daß die Logik des „selbstverständlichen" Darwinismus eine haltlose ist, brau kaum gesagt zu werden. Längst ist der Satz, daß die Schöpfung nötig sei, um de Anfang der Entwickelungsreihe festzustellen, als barer Nonsens nachgewiesen, u gerade dieser Beweis steht sogar auf wesentlich festeren Füßen, als die so friedl als absolut unantastbares Wissensmaterial vorgeführte Kant-Laplace'sche Gasballtheo Beim geringsten tieferen Eindringen erhellt nicht minder klar, daß Dubois-Re mond's pomphafte Rede von den Grenzen des Naturerkennens nach eigenster tention des Redners keinem metaphysischen Wunder bei der Urzeugung das W führt, — abgesehen ganz davon, daß sie weder eine grundlegend neue That da bietet, wie die Verhimmeler meinen, noch in ihrer Beweisführung korrekt Wallace des Weiteren ist gar keine Autorität, sein ursprünglich klarer Beobachter ist berauscht mit spiritistischem Alkohol und seitdem wertlos für echte Forschun

und Virchow hat niemals nachgewiesen, daß es keine Zwischenglieder zwischen Affe und Mensch gegeben hat. Die materialistische Geschichtsauffassung endlich mag immerhin manche auf Mißverständnis beruhende Einseitigkeit bei ihren bisherigen Vertretern aufweisen: niemals wird ihr Correktiv jene verrückte Genie-Theorie sein, die Kraft aus dem Nichts schafft und zwischen vererbte Anlage und Erziehung im Leben noch ein drittes in's Gehirn schmuggelt, einen mystischen Finger, der am Zeiger rückt und statt Zwölf Dreizehn schlagen läßt.

Aber der moderne Tagesjournalist, der in Naturwissenschaft dilettierende Traktätchen- und Flugschriftenfabrikant und der leichtfertige Salonphilosoph, — was brauchen sie bei den Dingen ihr Publikum zu fürchten! Grobe Thatsachen dürfen sie nicht antasten, — der Archäopteryx auf der Schieferplatte von Sohlenhofen steht mit seinem Eidechsenleib und Federkleid greifbar im königlichen Museum, also werden die Vögel wohl leider von den Eidechsen abstammen, das läßt sich nicht mehr vertuschen. Aber Logik wird in der Schule nicht gelernt, und den ältesten Begriffsschnitzer mit dem Anfang der Entwickelungsreihe kann man also getrost wiederholen, man kann auch ruhig die großen Naturforschernamen ausspielen vor einer Menge, deren höchste Logik die Autorität ist und die keine Ahnung davon besitzt, wie nah oft auch im besten Hirn die Weisheit und die Thorheit, das gewaltigste Spezialwissen und die seichteste Gesamtanschauung beieinander wohnen, wie das schöne Schlagwort einer Festrede den Sprecher berauscht bis zu unhaltbaren Behauptungen, wie aus der Vorsicht krittelnde Silbenstecherei wird, — und wie, was das Schlimmste, auch Autoritäten persönlich altern, verfallen und bei lebendigem Leibe zu geistigen Mumien einschrumpfen.

Die Darwinschen Ideen, im weitesten Sinne als natürliche Entwickelungslehre gefaßt, haben eine eng fachwissenschaftliche und eine allgemeine, unsere ganze Zeit beeinflussende Bedeutung. Läßt man jene Verfälschung zu, so schmilzt diese Allgemeinbedeutung fast zu nichts zusammen.

Verloren geht mit ihr die Bedeutung der Entwickelungslehre als stärkste Waffe in dem gewaltigen Umbildungsprozeß, dem die Menschheit seit einem Jahrhundert und mehr unaufhaltsam zustrebt. Metaphysischer Trost und sozial-ethischer Trost sind die Gegensätze bei dieser Umwandlung. Der erste verweist auf das Dunkle, aber angeblich Bessere hinter der Welt, auf das Jenseits nach der kurzen Pilgerschaft auf Erden. Der zweite schafft lediglich in dieser Welt, erkennt die Abhängigkeit des sogenannten Geistigen vom Materiellen, er ist der Todfeind aller Ekstase und der geborene Freund aller auf Verbesserung der materiellen Lage der Gesamtmenschheit hinzielenden sozialistischen Theorie. Nun hat man die Wahl: läßt man zu, daß (vor allem in die populären Darstellungen des Darwinismus) nach und nach alle jene metaphysischen Verstecke wieder eingeschmuggelt werden, so tritt er ohne Weiteres zu der metaphysischen Partei über. Er wird ein Geschoß in der Hand des Mittelalters, das dräuend auch heute noch hinter all' unserer Kultur steht. Und mit ihm wird die alte Metaphysik gefährlicher als je, weil sie innerlicher wird. Wie das Seelengespenst in der Gehirnlehre am gefährlichsten und verführerischsten gerade da wurde, als es eigentlich gar keine Wohnung mehr hatte und bloß noch im Immateriellen spitzfindigster Begriffsverwirrung an letzter Stelle fortdauerte, so die Schöpfungs- und Inspirationstheorie, die sich ins Innerste etwa der Vererbungslehre oder der Lehre von den ersten Ursachen der Abänderung verkriecht. Ich sehe eine Zeit kommen, und sie ist vielleicht gar nicht mehr so fern, da alle großen Religionsformen der Erde den Darwinismus, d. h. diesen für sie allein brauchbaren Darwinismus in sich aufgenommen haben werden. Der Schöpfungsmythus wird beginnen mit dem von Gott geschaffenen Urgasball und

der Urbewegung. Gott wird dann erst wieder eingreifen, um der Urzelle Empfindung zu verleihen, später, um den Ruck zwischen Tier und Mensch zu vollbringen und von da ab (durch inspirierte Menschen) an allen entscheidenden Stellen der Kulturgeschichte. Hat man die Dinge erst einmal wieder bis zu solcher Crystallisierung gedeihen lassen, so wird die Befreiung verzweifelt schwer sein. Bei Zeiten gilt es auf der Hut zu sein.

Friedlichen Gemütern erscheint allerdings grade jene problematische Versöhnung als das Ideal. Sie ahnen nicht, daß unhaltbare Conzessionen noch keinen Krieg der Welt beendigt und die meisten entfacht haben. Das Christentum der Inquisition kam zu seinen Scheiterhaufen nicht auf dem Wege konsequenter Durchführung der Ideen Christi, sondern es war grade das Produkt vielhundertjähriger Conzession. Es klingt so gut, wenn man uns einreden will, mit jenen kleinen Abänderungen, auch nur als Möglichkeit hingestellt, werde der Wissenschaft freie Bahn gelassen und dem Gemütsmenschen, für den die kalte Wissenschaft nicht ausreiche, ein Fleckchen Land gelassen für seine Ideale. Selbst in diesen Sätzen liegt aber eine große Unwahrheit. Jene Trennung von „Mann der kalten Wissenschaft" und „Gemütsmensch" ist eine abstrakte Formel, der keine Wirklichkeit entspricht. Kann das Gemüt nur mit Hülfe jener Conzessionen befriedigt werden, so wird stets auch der gemütstiefe Naturforscher (und ein echter Forscher ohne Gemütstiefe ist ein Unding danach greifen und seine eigenen Kreise sich verwirren; Wallace ist das beste Zeugnis. Unsere nicht metaphysische, auf dem Entwickelungsgedanken ohne Conzessionen aufgebaute andere Weltanschauung tritt aber eben mit der Behauptung auf, daß auch das Gemütsbedürfnis restlos in ihr aufgehe, sie bedarf grade hier ausgesprochener Maßen des metaphysischen Elements am wenigsten. Wehren wir uns also energisch gegen die systematische Fälschung des echten Fortschritts! Kommende Jahrhunderte werden eine neue Reformation von Darwin's Auftreten an datieren. Retten wir diese Reformation von dem Fluche der Unfruchtbarkeit, der aus der energielosen Halbheit erwächst. Oder wir werden binnen kurzem neue Katechismen haben, aus denen die alte Weisheit wie der Kobold des Märchens „hinten aus dem Faß" lacht. Und unter dem Hosianna-Ruf aller faulen Bäuche, Spiritisten und bankerotten Streber wird die befreiendste Lehre des zweiten Jahrtausends hinabsinken zu einem bunten Läppchen eben der Metaphysik selbst.

Otto Frauber.

Tendenz in der Poesie.

Schluß-Bemerkungen zur Ergründung eines Zeitproblems.

Von **Bruno Wille**.

Bei der letzten Betrachtung unseres Themas bemerkten wir, daß eine gewisse Art von „Tendenz", nämlich die Erregung von Lüsternheit, deswegen als unkünstlerisch angesehen werden muß, weil sie die Kunstwirkung zerstört. Wir dehnten alsdann diese Aussage auf jegliches Werk aus, das motorische Gefühle erregt. Als solche erwähnten wir außer der Lüsternheit besonders den Ekel und das Entsetzen. Ich fahre nun fort, die motorische Gefühlstendenz zu erörtern, indem ich die Aufmerksamkeit auf eine Gattung von Poesie lenke, die sich mit dem Ausdruck Agitations-Dichtung bezeichnen läßt.

Der Agitations-Dichter will sein Publikum überreden, zur Folgsamkeit hinreißen, zu einer bestimmten Handlung innerviren. Denselben Zweck verfolgt der Redner. Daher gehört die Agitations-Dichtung inhaltlich in das Gebiet der Rhetorik, nur formell zur Poesie.

Freilich kann nicht geleugnet werden, daß die Rhetorik zuweilen künstlerische Wirkungen erzielt. Ja, ein und dasselbe rhetorische Werk vermag zu einer Zeit rednerisch, zu einer andern Zeit künstlerisch zu wirken. Wenn wir heutzutage die Rede lesen, welche Camille Desmoulins am Geburtstage der großen französischen Revolution gehalten haben soll, so werden wir zu ästhetischer Begeisterung hingerissen. Vielleicht dieselben Worte aber waren es (oder können es gewesen sein), welche vor einem Jahrhundert nicht rein ästhetisch wirkten, sondern zur That, zur wilden Empörung aufreizten. Selbstverständlich beruht diese Verschiedenheit der Wirkung auf der Verschiedenheit der Zeitumstände, des Publikums — wie wir denn bereits gesehen haben, daß eine Tendenzwirkung durch das Publikum bedingt sein kann.

Als ein Beispiel von Agitations-Dichtung citiere ich die Schlußstrophe eines von A. Strodtmann im Jahre 1863 verfaßten Gedichtes „Für Polen“:

„Wach auf, mein Volk! — es ist die zwölfte Stunde;
Weh dir, wenn ungenützt die Zeit verstrich! —
Auch Deutschlands Zukunft schläft auf Polens Grunde,
Und Polens Helden bluten auch für dich!
Sei ihrer wert, zerreiß die Sklavenbande,
Dein Feind, dein Russe, steht am Rhein und Belt,
Er herrscht in Wien, Berlin, am Eiderstrande —
Wirf deinen Russen aus dem eignen Lande,
So machst du Polen frei, und frei die Welt.“

Ich bin weit entfernt, diesen und derartigen Versen, indem ich sie tendenziös nenne, ihre Berechtigung abzusprechen. Doch unzweifelhaft bewirkt das Strodtmannsche Gedicht nicht eine Stimmung, an der wir Genüge haben, sondern eine solche, die uns mit Unrast erfüllt, die einem Innervations-Gefühle ähnelt, die uns zu politischen Thaten oder wenigstens Vorsätzen anreizt. Die Stimmung stellt sich hier nur als das Mittel zu einem politischen Zwecke dar und wird von demselben überwuchert.

Für den Fall, daß die citierte Strophe meinen Gedanken nicht deutlich genug illustriert, fingiere ich ein grelles Beispiel von Agitations-Dichtung. Denken wir uns ein Gedicht, das mit prophetischer Begeisterung und visionärer Glut die Seligkeit einer zukünftigen, hochentwickelten Menschengesellschaft schildert und mit den Worten schließt:

„Als dieser goldnen Zukunft Hebel
Wählt Bebel!“

Wäre das Gedicht auch im übrigen zu einer starken ästhetischen Wirkung befähigt, so würde dieselbe doch unfehlbar durch die tendenziöse Pointe vereitelt werden. Stellt doch diese Pointe in plumper Weise die Poesie in den Dienst der Reichstagswahl-Agitation. Dem endgültigen Eindrucke nach würde das fingierte Tendenzgedicht etwa auf gleicher Stufe stehen, wie jene Berliner Anschlagssäulen-Poesie, welche die „Goldene Hundertzehn“ und ihre „3000 Sommer-Paletots“ anpreisen soll.

Indem ich die Ausdrücke „Motorisches Gefühl“, „Innervation“, „Anreizung“, „Agitation“ gebrauche, um eine unkünstlerische Tendenz zu kennzeichnen, bin ich mir doch bewußt, daß diese Ausdrücke keineswegs unzweideutig sind, vielmehr eine Dichtung als „unkünstlerisch“ anschwärzen können, die solche Geringschätzung nicht verdient. Streng genommen ist es einzig die Wirkung auf das ästhetische Gemüt,

nicht aber die Subsumirung unter kritische Begriffe, woran sich der künstlerische Wert erproben läßt. Begriffliche Schematisirung bringt den Künstler leicht auf Abwege.

So giebt es Dichtungen, die meinem Fühlen gemäß nicht unkünstlerisch verlaufen, obwohl sie eine agitatorische Pointe haben. Zu diesen gehört das Gedicht „Knecht und Magd" von K. Beck, welches schildert, wie ein Knecht und eine Magd sich lieben, doch im Banne elender socialer Umstände nicht zur Heirat gelangen können, wie sie Jahr auf Jahr in schwerster Frohnarbeit dahinbringen, wie ihre Jugend, doch nicht ihre Hoffnung auf Vereinigung schwindet, wie sie Kreuzer und Gulden mühsam zusammen sparen, — bis ihnen schließlich — den Gealterten — die Heirat gelingt. Wehmütig ist die Stimmung, die durch solche Vorstellungen erzeugt wird, bis am Schluß unsere Trauer infolge einer geschickten Wendung des Dichters sich zum Grolle, ja zur wilden Empörung zusammenkrampft, — ohne unkünstlerisch zu werden. Ich citiere die Schlußverse:

„Sich küssen? Sie thäten es schämig! Sich necken? Sie thäten es leise!
Ach, Blumen waren es wohl, doch waren es Blumen im Eise;
Ein Tanz auf Krücken, o Gott! ein armer verspäteter Falter,
Der halb ein verblühendes Kind und halb ein verwelkender Alter.

Es ist nicht die Wonne der Liebe, daß sie nun jauchzen und beben,
Nein, nur daß am eigenen Heerd die eigenen Pfühle sich heben;
Nur der ist ihr Herr, der die Sterne beruft, zu leuchten, wenn's nachtet,
Den Knecht, der die Kette zerbricht, mit seligem Auge betrachtet."

* * *

Goethes Wort

„Man merkt die Absicht, und man wird verstimmt"

kann auf manchen Fall von Tendenz angewendet werden. Häufig ist es nämlich gerade das Gefühl eines Zwanges, einer Aufdringlichkeit von Seiten des Verfassers, was den Leser einer Dichtung veranlaßt, über „Tendenz" zu klagen. Insbesondere da, wo er eine Entstellung der Wahrheit vermutet, entrüstet er sich über das „tendenziöse Machwerk".

Die Empfindung der Aufdringlichkeit kommt dadurch zustande, daß der Verfasser vom Leser einen Effekt verlangt, ohne daß die Bedingungen dieses Effektes gegeben werden oder schon vorhanden sind. Würde der Leser diesen Bedingungen ausgesetzt sein, so würde er sich „von selber" nach der gewünschten Richtung bewegen. Andernfalls aber muß es ihm vorkommen, als werde er gewaltsam dorthin gezerrt.

Die sogenannte didaktische Poesie hat oft den Fehler dieser Aufdringlichkeit. Solch lehrhafte Vergewaltigung kann man „Schulmeisterei" nennen und als den Gegensatz der „sokratischen Lehrmethode" definieren. Von Sokrates wird bekanntlich berichtet, er habe seine Schüler dahin zu bringen versucht, daß sie die von ihm beabsichtigte Lehre aus sich selber heraus entwickelten. Einzig diese Methode des Unterrichtes rechnet in vernünftiger Weise mit der Bedeutung, welche das Gesetz „Entwickelung" für den Menschengeist wie für alles Leben hat, während die „Schulmeisterei" sich an der Entwickelung plump versündigt. Als ein Beispiel der „sokratischen Lehrmethode" betrachte ich die bekannte Fabel:

„Tier und Menschen schliefen feste . . .",

welche nach einer ergötzlichen Schilderung des von sinnloser Wut angerichteten Unheils mit der knappen Abstraktion schließt:

„Blinder Eifer schadet nur."

Obwohl diese Bemerkung besser fortgelassen wäre, da sie den launigen Versen eine lehrhafte Tendenz gibt, ist sie doch — wegen ihrer sokratischen Vorbereitung — nicht so störend, wie die Didaktik A. G. Kästners, der in seinem „Philosophischen Gedicht von den Kometen" folgendermaßen schulmeistert:

„Der weiße Stagirit, der Wolf vergangner Zeiten,
Der oft, der Meßkunst treu, sich ließ zur Wahrheit leiten,
Doch der auch öfters fehlt, wenn den verwöhnten Geist
Die Metaphysik nur mit leeren Worten speist,
Glaub, daß ein Schwefeldampf, der aus der Erde steiget,
Und Blitz und Donner wirkt, auch den Kometen zeuget . . .
Nein, er ist etwas mehr, denn ird'scher Dämpfe Brunst,
Nein, Ordnung, Laufkreis, Zeit hält kein entflammter Dunst
Vom bunten Nordlicht ein" . . . u. s. w.

* * *

Der Gang meiner Gedanken hat auf eine Stelle geführt, die bereits in dem ersten Artikel über Tendenz berührt worden ist. Ich nannte damals eine Dichtung tendenziös, wenn sie vom Leser einen Effekt verlangt, ohne die Voraussetzungen dazu zu bieten, und deutete beispielsweise auf die „Schlagwort-Poesie" hin. Ueber diese Gattung möchte ich noch eine Bemerkung verlauten lassen.

Es gibt Dichtungen, welche auf einen Stimmungs-Effekt hinzielen, ohne denselben durch künstlerische Gestaltung, durch lebendige, konkrete Vorstellungen anzulegen. Anstatt der konkreten Gestaltung werden abstrakte Phrasen, Schlagworte geboten. Trotz dieses Verstoßes gegen die Kunst erzielen derartige Dichtungen zuweilen eine künstlerische Wirkung. Nämlich alsdann, wenn das Schlagwort durch die Phantasie des Lesers in ungezwungener Weise einen konkreten Inhalt erhält.

Ein derartiger Fall lag vor, als in den vierziger Jahren Herweghs „Gedichte eines Lebendigen" erschienen. Das Buch wimmelt von abstrakten Schlagworten. Doch unter „Tyrannen", „Volksrechten", „Fürstenknechten", „Freiheit", „Deutschen", „Philistern" stellte sich der Leser allerlei Bestimmtes und Stimmungsvolles vor. Er dichtete also die Hauptsache hinzu. Daher der starke und vermeintlich künstlerische Eindruck, den Herwegh bei seinen Zeitgenossen hervorrief. Doch heutzutage, wo der konkrete Inhalt jener Phrasen ausgestorben ist, wo die Schlagworte der vierziger Jahre nur noch gleich dürren Hülsen rascheln, heutzutage findet man wohl den einstigen Erfolg Herweghs unbegreiflich.

Zur Schlagwort-Poesie gehört auch die historische oder mythologische Anspielungs-Poesie. Wer mit den Namen „Apoll", „Styx", „Lethe", „Bacchus", „Proserpina", „Pygmalion", „Teut", „Tuisko" u. s. w. einen stimmungsvollen Sinn verbindet, ist für die Lyrik der Klopstock, Stolberg, Matthisson und Schiller genügend empfänglich. Und wer der hellenistischen Romantik huldigt, kann mit Hölderlin schwärmen: „Hätt' ich dich im Schatten der Platanen, wo durch Blumen der Ilissus rann, wo die Jünglinge sich Ruhm gewannen, wo mein Plato Paradiese schuf, wo Aspasia auf Myrthen wallte, wo . . . (usw.) . . . Hätt ich da, Geliebte, dich gefunden!"

Ein Zeitalter jedoch, dem der stimmungsvolle Sinn solcher historischen und mythologischen Schlagworte verloren gegangen ist, steht einer derartigen Poesie kühl oder gar gelangweilt gegenüber.

* * *

Zu den Zeiten der Opitz und Hoffmannswaldau, Haller und Zachariä, Lessing und Wieland erfreute sich das sogenannte Lehrgedicht der besondern Aufmerksam-

keit. Damals herrschte nämlich die Ansicht, die Poesie sei überhaupt nur ein Mittel, um nützliche Wahrheiten auf angenehme Weise vorzutragen. So trieb man denn Philosophie, Theologie, Naturwissenschaft und Litterarkritik in langatmigen und unerschöpflichen Versen. In unserm Jahrhundert jedoch, insbesondere durch die Wirksamkeit der romantischen Schule, ist das Interesse am Lehrgedicht nahezu völlig zerstört; was von der Didaktik übrig blieb, beschränkt sich fast auf sinnige Lyrik. Seit das Publikum eben eine gewaltige Stimmungspoesie kennen gelernt hat, empfindet es das Zwitterhafte des Lehrgedichtes, empfindet es den Widerstreit zwischen dem Aesthetisch-Schönen und dem Nützlichen — trotz der Phrase von der Vereinigung des Schönen mit dem Nützlichen.

Die Fabel von „Pegasus im Joche", dem feurigen Flügelrosse der Musen, das vor den Pflug gespannt, dem Ackermann dienen muß, ist ein treffendes Bild für die zu nützlicher Arbeit verwendete Poesie.

Warum aber fühlt sich Pegasus im Joche nicht wohl? Warum zerstört die bewußte Unterordnung eines poetischen Fühlens unter die Rubrik Nützlichkeit die Poesie? — Zur Beantwortung dieser Frage scheint mir eine Psychologie der Nützlichkeit nötig zu sein.

Ein Regenschirm ist nützlich. Das bedeutet: er schützt meine Kleider vor Durchnässung und Beschädigung, mich selber vor Erkältung und vielleicht Tod. Ein Stück Geld ist gleichfalls nützlich, d. h. es kann mir Speise, Trank, Vergnügen u. drgl. verschaffen. Keineswegs bedeutet die Nützlichkeit des Geldes und Regenschirms, daß deren Wahrnehmung, deren unmittelbar sinnliche Wirkung wohlgefällig ist. Wenn ich dagegen eine Apfelblüte betrachte, so sind mir deren Form, Farbe und Duft unmittelbar angenehm.

Nun kann freilich ein Gegenstand auch ohne unmittelbar sinnliche Annehmlichkeit wohlgefällig wirken, und doch die Bezeichnung „nützlich" nicht verdienen, — beispielsweise das Andenken, das ich von einer lieben Person erhalten habe. Auch das Futteral, welches dieses Andenken vor Beschädigung bewahren soll, kann wie das Andenken selbst wirken, wenn ich nämlich nicht die Zweckdienlichkeit des Futterals im Auge habe; sobald ich aber Letzteres thue, erscheint mir das Futteral als nützlich. Folglich kann ein Gegenstand schön sein durch die angenehmen Vorstellungen, welche er in mir weckt. In diesem Falle bilden die Vorstellungen einen Ersatz für die entsprechenden Wahrnehmungen, und solche Stellvertretung hat für eine fähige Phantasie nichts Störendes. Ich schaue die Vorstellungen in den Gegenstand hinein; dieselben sind mit der Wahrnehmung, der unmittelbar sinnlichen Wirkung des Gegenstandes, gewissermaßen in Eins verschmolzen. Und dies Ineinander von Wahrnehmung und Vorstellung wendet sich unmittelbar an mein Gemüt, erregt dasselbe durch die mit den Elementen der Wahrnehmung und Vorstellung direkt verknüpften Gefühle.

Anders der nützliche Gegenstand. Er ist allerdings angenehm, doch nicht in unmittelbarer Wirkung, sondern infolge einer Verstandesthätigkeit, die man „schätzen" nennt. Nützlich heißt ein Gegenstand, welcher geeignet ist, eine gewollte Wirkung hervorzubringen. Und so leuchten zwei bedeutsame Merkmale der Nützlichkeit hervor; sie ist 1) das Ergebnis einer begrifflichen Verstandesthätigkeit, 2) eine Beziehung zum Wollen.

Was thut nun der Poet, welcher die Gestaltungen seiner dichterischen Phantasie derart vorführt, daß sie als Mittel zu einem nützlichen Zwecke erscheinen? Er leitet die Aufmerksamkeit seines Publikums von stimmungsvollen Vorstellungen auf nüchterne Verstandesbeziehungen über, er setzt an die Stelle der reinen ästhetischen Kontemplation eine Tastung des Willens. Somit bewirkt er, daß die poetische

Stimmung im Sande verläuft wie der Rhein. Das Nützliche ist der Totengräber der Poesie.

Als ein treffendes Beispiel hierfür betrachte ich Hallers Dichtung „Die Alpen“. Das, was dieses beschreibende Gedicht an poetischer Stimmung enthält, wird vernichtet, indem der Dichter am Schlusse sein Werk auf seine Nützlichkeit hin betrachtet und daraus die vermeintlich heilsame Lehre zieht:

„O selig! . . . .
Der seinen Zustand liebt und niemals wünscht zu bessern.
Das Glück ist viel zu arm, sein Wohlsein zu vergrößern.“

* * *

Diese ziemlich zerstreuten und unvollkommen ausgeführten Aperçus versuchen einen Beitrag zu liefern zur Beantwortung der Frage: Was kann man unter „Tendenz“ in der Poesie verstehen? Sie scheinen mir zu ergeben, daß man mit diesem Ausdruck vielerlei Eigenschaften bezeichnet, die sich begrifflich nicht zwanglos zusammenfügen. Verlangt man aber durchaus eine Definition von Tendenz, welche alle die betrachteten Fälle umfaßt, so schlage ich folgende vor: Tendenz in der Poesie ist die Richtung eines poetischen Werkes auf eine Wirkung, welche nicht im Bereiche der rein künstlerischen, ästhetisch-kontemplativen Geistesverfassung liegt.

Ein holländisches Urteil über moderne deutsche Dramen.

Von **Lou Andreas-Salome.**

I.

Die holländische Monatsschrift: „De Gids“ (Amsterdam, P. N. Vamkampen und Sohn) bringt in ihrem Märzheft 1891 einen ausführlichen Aufsatz über einzelne deutsche Bühnenwerke, der wieder deutlich zeigt, mit wie warmem und verständnißvollem Interesse das Ausland der hiesigen modernen Litteraturbewegung gegenübersteht. Die Stimmen darüber, die aus Frankreich, Skandinavien und andern Ländern herüberschallen, werden von uns vernommen, weil wir mit jenen Ländern in beständiger litterarischer Wechselbeziehung stehen; es erscheint vielleicht von Nutzen, auch die Stimme des kleinen Holland einmal zu hören, und zu beobachten, wie sich im holländischen Geiste wiederspiegelt, was der deutsche Geist schafft. Hollands gegenwärtige Litteraturverhältnisse weisen mancherlei Verwandtschaft mit den unsern auf; gleich der unsern lag die dortige Litteratur bis vor Kurzem im Bann des Conventionellen und gleich der unsern unternahm sie ihre Versuche zur Selbstbefreiung und Selbstbelebung unter dem Einfluß skandinavischer und französischer Dichtungen. Eine Studie über das „junge Holland“ in Vergleich gezogen mit den Modernen des „jungen Deutschland“ würde ein interessantes Licht werfen sowohl auf diese Verwandtschaft, als auch auf die eigentümliche Sonderart und Verschiedenheit der beiden Nachbar-Litteraturen. Mit Recht hat die eine von ihnen bisher bescheiden zurückgestanden, indessen bleibt es höchst merkwürdig zu beobachten,



wie die allgemeinen geistigen Strömungen in Holland, die vielfach durchaus andere waren als bei uns, dennoch im litterarischen Leben zu den gleichen Ergebnissen geführt haben. Hierbei ist vor Allem ein Gegensatz charakteristisch: der Deutsche, welcher so oft als Träumer und abstrakter Denker gescholten, dessen Mangel an praktischem Wirklichkeitssinn getadelt wurde, ist in die moderne Bewegung hineingewachsen, als ihm endlich der Blick aufging für das wirkliche Leben um ihn in allen seinen, selbst nüchternsten oder abstoßenden Aeußerungen, und für den praktischen Zwang der socialen Verhältnisse. Ganz umgekehrt hierzu ist der moderne Geist über Holland gekommen auf Grund einer idealistischen, ja religiösen Bewegung. Denn es ist wesentlich das Auftreten des frei-religiösen Gedankens gewesen, das dabei kräftig mitgewirkt und seit einer Reihe von Jahren den Boden für die neue Saat aufgegraben hat. Aber das Correktiv, das für die deutsche Anlage zum Abstrakten und Verträumten im Eingehen in die Welt des Realismus lag, das lag für den holländischen angeborenen und schwerblütigen Realistensinn in dem Begeisternden und Zündenden der religiösen Befreiung: sie band den Geistern gewissermaßen erst die Flügel an die Schulter, mit denen sie sich aus dem Altgewohnten zu etwas Neuem, Eignen, ideell zu Erobernden erheben konnten. Es war der weitgehende, seltsame und spezifisch holländische Individualismus innerhalb der religiösen Freigemeinden, der eine Fülle von Elementen lebendigster, wenn auch noch halb formloser moderner Poesie in sich barg. Der freigeisterische Prediger, im holländischen Sinne, ist eine Gestalt, die wir nicht kennen; er wäre uns fast gleichbedeutend mit dem Heuchler, oder dem Mann des unehrlichen Compromisses. Dort ist er eine Hauptgestalt auch in der Litteratur, seit Langem schon der Vertreter des Neuen wider das Alte, Ausgediente, und eine der bedeutsamsten Erscheinungen des holländischen Lebens. Während aus unsern Theologen so oft gerade die einseitigsten Berufsleute, die wahren Scheuklappen-Menschen, hervorgehen, erinnert dort der junge, freigewordene Theologe vielfach an diejenigen Charaktere bei uns, die im Drang nach Vielseitigkeit und Geistesfreiheit die feste Amtslaufbahn scheuen und sich dem Schriftstellertum widmen. Es ist aber bezeichnend, daß in Holland, unter andern Verhältnissen und Menschen wie bei uns, der junge Prediger sich durchaus wohl fühlt in einer ganz festen und bindenden Amtsthätigkeit: denn er will vor Allem zugleich praktisch wirken, im wirklichen Leben stehen, und beugt sich noch lieber zu den Ungebildeten einer kleinen entlegenen Landgemeinde hinab, als daß er es mit einer vagen, ganz im Intellektuellen aufgehenden Bücher- und Feder-Existenz aufnähme. Fast immer jedoch tritt er daneben als Schriftsteller und Journalist auf, fast immer ist er genötigt, auf diesem Wege zu seinem meist sehr magern Amt etwas hinzuzuerwerben, und so steht er stets in engster Berührung mit allen litterarischen Beziehungen seiner Zeit. Aber der Hauptgrund dafür ist ein innerer: ihm, der als Geistlicher ohne die Dogmen der alten Religion auszukommen strebt, liegt in der dichterischen, der ästhetischen Betrachtung und Auffassung der Dinge oftmals eine Art Bindeglied zwischen dem Denker in ihm, der aufklären, und dem Prediger, der erheben will. Er repräsentiert häufig eine wundersame Mischung vom wissenschaftlichen Menschen, der durch die nivellierende Wissenschaft seiner Zeit geprägt ist, — vom Thatmenschen, dessen innerer Beruf ihn treibt, reformierend in das wirkliche Leben einzugreifen, — und vom Dichter: aus einer angestrebten Verschmelzung des Theoretischen und des Praktischen, des Ideellen und des Positiven heraus, wird er zum Dichter, und sein Predigertum kann gewöhnlich nur geboren werden aus der individuellsten Durchdringung aller dieser Elemente und Widersprüche. Man sieht leicht, wie in solchem intensiven Erleben, Denken und Fühlen einige der Hauptanforderungen erfüllt sind, die an den großen modernen Schriftsteller gestellt werden. Es sind

einige vortreffliche Lyriker und Novellisten aus ihnen hervorgegangen, aber nicht dies ist das Wesentliche: sie waren noch nicht die neue Litteratur, sondern sie leiteten sie ein und bereiteten den Geist für sie vor. In manchen ihrer geschriebenen oder auch nur gesprochenen litterarischen Versuche liegt eine eigenartige moderne Poesie selbst da schon angedeutet, wo wir vom rein ästhetischen Standpunkt aus erst ein bloßes Stammeln nach modernem Ausdruck erblicken würden. Die neue Technik, die künstlerisch realistische Form ist nicht von ihnen gebracht worden, sondern hat sich manchmal sogar in der Reaktion gegen sie und die äußerlich rhetorische Form durchsetzen müssen, — sie mußte den Subjektivismus überwinden, der sich in ihnen nirgends rein künstlerisch geklärt hatte. Der technische Künstler mit dem leidenschaftslosen Auge und der ruhig gestaltenden Hand folgte hier erst dem Menschen des voll erfaßten Lebens, der mit seinem Blick es ganz umspannen und begreifen, und dessen Hand schaffen und überall angreifen möchte. Bei uns hat die moderne Bewegung vielfach grade mit den Versuchen des Neuen im Technisch-Künstlerischen begonnen und ist hier und da darin stecken geblieben: es müssen aus ihr nun erst immer mehr die reifen, reichen Persönlichkeiten hervorwachsen, die ein großes Leben tief und stark in sich selbst durchlebt haben und die an nichts vorbeigegangen sind, was ihre Zeit geistig bewegte und erschütterte.

Ein ähnlicher Unterschied ist auch dieser, daß bei uns gerade die Jungen und Jüngsten der modernen Richtung zugleich die Vertreter der materialistischen und positivistischen Zeitgedanken in deren äußerster Zuspitzung sind und in dem Bemühen, dies zu zeigen, oft genug den alten abstrakten Zug mitten in ihr realistisches Gebilde hineinzeichnen. Dort jedoch wurden die letzten und äußersten Gedankenkonsequenzen nur spät und unvollkommen gezogen. Indem der neue Dichter vom modernen Prediger ausging, stand grade am Anfang der Bewegung jenes Streben, neue fruchtbare Ideale auch in der nüchternsten Weltanschauung noch aufzufinden und vom bloßen Negieren zum Schaffen vorzugehen: ein Streben das bei uns erst jetzt, ganz allmählich, sich hier und da, als Reaktion, geltend macht. In Holland ist man lange nicht so eifrig, dem ohnehin realistischen Geistessinn auch noch eine möglichst realistische Philosophie einzuverleiben, wie in Deutschland, wo man nach der langen Anhänglichkeit an die alten, überlebten, idealistischen Systeme etwas darin sucht, energisch mit ihnen zu brechen und sich keine philosophischen Träumereien mehr zu gestatten. Die Abkehr von äußersten Consequenzen würde daher hier auch etwas ganz anderes bedeuten, als sie dort bedeutet, und diese harmonische Durchdringung aller menschlichen Kräfte und Bedürfnisse, die sich dort ihre eigne, individuelle Philosophie erschafft, würde hier vielleicht nicht ein gleiches Zeichen von Gesundheit sein. In Holland ermöglicht sie es, daß, unter tausend verschiedenen Nüancen, doch eine mehr oder minder einheitliche Anschauungsweise alle diejenigen beherrscht, welche nicht in das Lager des starrrsten Dogmatismus gehören. Innerhalb dieser Einheitlichkeit sind die Gedanken eines Jeden wiederum viel individueller gewonnen und geartet, als es gemeinhin hier der Fall ist, wo weniger der ganze Mensch als der Verstand in der Wahl zwischen Weltanschauungen entscheidet. Es hebt sich Einer vom Andern ab, wie sich ein Haus vom andern abhebt, — in nichts einer allgemeinen Schablone gleichend, oder einer allgemeinen Convention gehorchend, sondern ganz und gar der Eigentümlichkeit seines Besitzers, der es allein bewohnt, entsprechend. Aber alle diese Einzel-Unterschiede umfaßt ein gleicher Gesamt-Geist, der darin wurzelt, daß die einzelnen Geistesströmungen sich wohl individualisieren, aber nicht so spezialisieren wie bei uns. Wie der moderne Prediger als ihre Verkörperung erscheint, so spiegeln sie sich auch in allen Beziehungen der einzelnen Geistes- und Berufskreise zu einander. Gelehrte, Künstler,

Geistliche, Leute des praktischen Berufs stehen nicht gesondert da, sondern ihre Interessen, Thätigkeit und Bildung greifen vollständig in einander über. Wie Stadt und Land dicht zusammen liegen und auf dem kleinen Fleck Erde Jeder Jeden rasch zu erreichen und mit ihm in Verkehr zu bleiben vermag, so charakterisiert eine solche Vermischung und Zusammengehörigkeit das ganze geistige Leben. Was ein Jeder Einzelne für sich verlangt und was ihm seine besondere Eigenart gibt: seine Anschauungsweise und Lebensweise zum Ausdruck nicht nur seines Verstandes oder nur seiner Kunstziele zu machen, sondern seiner Gesamtkräfte, der praktischen wie der theoretischen, — das grade nähert ihn der Deckungsart Aller: indem Alle dieses selbe suchen, fallen die Denkweisen viel weniger in schroff einander entgegengesetzte, abstrakte Richtungen auseinander.

Der „Gids", der seinen Namen verdient wie wenige Zeitschriften, spiegelt diese Verhältnisse gewissermaßen wieder, indem er ein Sammelplatz ist für alles Beste aus den verschiedensten Berufsklassen; nicht nur eine litterarische Monatsschrift, sondern zugleich eine, die strengwissenschaftliche Arbeiten angesehener Fachleute bringt und zugleich novellistische und lyrische Erzeugnisse in ihre Blätter aufnimmt. Es ist ein vornehmer Platz, auf welchem L. Simons Mz. demnach die moderne deutsche Dramatik besprochen hat und schon dadurch, daß er im „Gids" erscheint, verdient sein Aufsatz unsere Beachtung.

Egidy-Tag.

Egidy-Tag wurde eine Versammlung von Männern, die sich um die „Ernsten Gedanken" infolge der persönlichen Einladung des Verfassers geschaart hatten, von einem der Teilnehmer genannt, und dies insofern treffend, als die Persönlichkeit des „Ernsten Denkers" nicht nur die Ursache, sondern auch wohl den Kern und die Hauptwirkung dieser Pfingst-Konferenz bildete. Da Herr von Egidy unter Zustimmung seiner Gäste, zu denen auch ich gehörte, sich selber einen zusammenfassenden Bericht über die Verhandlungen vorbehalten hat, so lehne ich die Einladung der „Freien Bühne", den Verlauf der stundenlangen Debatten vom 19. und 20. Mai im „Architekten-Hause" zu Berlin zu schildern, dankend ab und beschränke mich auf eine Bemerkung über den Eindruck, den ich von der Egidy-Bewegung und ihrem Beweger erhielt.

Herr von Egidy hat viele Eigenschaften, die ihn zum „Führer" befähigen: Geist und feine Bildung, Geistesgegenwart und vorsichtige Zurückhaltung, herzgewinnende Ehrlichkeit und edlen Anstand, Selbstbewußtsein und Willenskraft, Kühnheit und Entschlossenheit, nicht zu vergessen die Stütze des Reichtums und die vielfach wirksame Autorität des Namens, Standes und der Leistung. Daher halte ich es für leicht möglich, daß sich unter seiner Führung eine Bewegung organisiert. Deren Boden ist mir unzweifelhaft. Die Werbung dieses Moritz von Egidy wird fast ausschließlich unter den „oberen Zehntausend" der Bildung gelingen.

Freilich macht Herr von Egidy bei aller Bestimmtheit zugleich den Eindruck einer werdenden Persönlichkeit. Und das verspricht viel; denn Werden heißt Lebendigsein. Egidy will sich offenbar dem Einflusse aller möglichen Ideen und Individuen aussetzen. Er fühlt die Kraft, etwas zu wirken, fühlt, daß er ein schneidiges Schwert ist. Und er hat den heiligen Vorsatz, sich in den Dienst der edelsten Sache zu stellen. So möchte er denn nicht vorschnell sich von einer Richtung engagieren lassen, ohne das

„Drum prüfe, wer sich ewig bindet"

voll beherzigt zu haben. In der That, als er in seiner höflichen, doch reservierten Art so zwischen Pietisten und Rationalisten, Orthodoxen und Atheisten, Ordnungsmännern und auch wohl Anarchisten stand, jedes Wort prüfend und jede Person mit Scharfblick messend, kam er mir vor, wie ein freiender Jüngling auf der Brautschau, ja zuweilen wie jener Märchenprinz, der unter hundert Damen sein angebetetes Aschenbrödel sucht und mit dem zierlichen Pantoffel, der vom seligsten Stündchen her in seinen Händen geblieben ist, jedweden Fuß mißt — wie mir schien, bisher vergeblich!

Vielleicht wird er dauernd vergeblich suchen. Vielleicht — das wünsche ich ihm — wohnt das holde Aschenbrödel in ihm. Möge er's dann merken und nicht vergebens draußen suchen.

Wenn er draußen sucht, wird seine Werbung in dem angedeuteten Kreise sicherlich mit tausend Freuden aufgenommen werden. Doch mag dieser Kreis oben oder unten liegen, gleichviel, Masse ist Masse. Die Massenhaftigkeit des Anhanges ist da erstrebenswert, wo es auf brutale Machtentfaltung ankommt. Die Hierarchen, die politischen Führer, die Männer von Blut und Eisen haben durch die Masse viel erreicht. Sobald sich aber um eine Idee, die ihrer Natur nach intim wirken will, eine Masse sammelt, ist die Masse der intimen Wirkung unzugänglich. Seltenheit und Einsamkeit, das ist die conditio sine qua non alles Hohen. Die Gipfel der Gebirge sind still, sie sind auch schmal, das Massive dagegen lagert stets — unten. Und wenn ein Gewässer sich ausbreitet, so wird es flach. Aus tiefer Lebenserfahrung heraus bemerkt der nordamerikanische „Sklavenbefreier" Garrison, ein Mann, der Beides kennen gelernt hat, ein individuelles Ideal und auch die Massenwirkung: „Ich möchte stets für eine Sache kämpfen, die gerecht, aber unpopulär ist." — Aus der Verbindung einer fein organisirten, aparten Persönlichkeit mit einer Menschenmasse kommt niemals rein dasjenige heraus, was die Persönlichkeit will. Deren Bestrebungen werden vielmehr vergröbert und abgelenkt. „Du glaubst zu schieben, und du wirst geschoben."

Herr von Egidy erstrebt ein reines Christentum. Nun wohl, möge er's für sich erstreben; da kann er's möglicherweise erreichen, doch in einer Masse — nimmermehr! Es sei denn im Zeitalter des „Reiches Gottes", der „Stadt des Lichtes"! Denn das reine Christentum bedeutet die Beseitigung des Zwanges jeder Art, die Ueberwindung des Gesetzes durch die Liebe und die Uebermacht, die Menschenverschwisterung durch allumfassendes Verständnis. Dies reine Christentum ist in einem Zeitraum von zwei Jahrtausenden nur wenigen Einsamen zugänglich gewesen und wird seine Unzugänglichkeit für das „profanum vulgus" wohl noch lange genug bewahren. Die Harmonie der Sphären, das Klingen der Memnonsäule und die Musik des Mondscheines, das sind Dinge, die nicht von den Ohren eines Konzert-Publikums vernommen werden.

Versteht freilich Herr von Egidy unter seinem Christentum nur gewisse Meinungen, gewisse Aufklärungen, nun so möge er, um zu wirken, immerhin die bewährte Methode der Parteimänner wählen.

Andernfalls wünsche ich ihm, daß er jener tiefinnerlichen Sehnsucht nach Schrankenlosigkeit folgt, die Menschen seiner Art im Geheimen verspüren, daß er die süße Lockung der Einsamkeit beachtet und es vorzieht, lieber ein Individuum, als ein Parteihäuptling zu sein.

— — —8

Zu spät gekommen.

Ein vergilbter Reisebrief von **Arne Garborg.**

Aus dem Norwegischen von Marie Herzfeld.

Victor Hugo war's, der eigentlich daran Schuld trug.

Er starb um 8 Tage zu spät. Und ich mußte den Leichenzug sehen. Auf welche Art ich nachher heim kommen sollte, wußte ich eigentlich nicht; allein ich dachte, wie ich zu denken pflege: „es wird schon gehen!" und ich that, was ich zu thun pflege: ich ließ den Dingen ihren Lauf.

Den Leichenzug sah ich und er war groß. Kein König hatte je einen solchen. Und auch kein Kaiser. Und das war bloß ein Dichter. Einer von denen, welchen der norwegische Storthing die 1600 Kronen Schriftstellerpension verweigert hätte. Jedoch in Frankreich dachten sie sich: „der Mann hat dem Lande Ehre gemacht, und da soll er von uns wieder Ehre haben." Und daranf nahmen sie ihn und setzten ihn im Pantheon bei.

— Nun sollte ich reisen. Diesen Abend, um 10 Uhr 45. Es galt jetzt weiter kommen. Daheim hatte ich die eine und die andere Arbeit ungethan, und Geld hatte ich mehr verbraucht, als meine Mittel erlaubten. Es war sogar fraglich, ob ich genug besaß, um nachhause zu gelangen; aber das machte sich schon; denn ging es nicht, so konnte ich telegraphiren. Ich hatte einen guten Mann in Kristiania, an den ich mich halten durfte. Er würde auf das erste Wort hin Geld senden, das wußte ich, und ich hatte ihm extra geschrieben und gesagt, wenn er ein Telegramm bekäme, möge er in rasendstem Galopp mir das Geld nach Antwerpen schicken. Denn dies war der Weg, den ich zu wählen gedachte.

Also handelte es sich nur drum, fortzukommen. Aber es hält schwer, mit Paris je fertig zu werden, und ich für mein Teil wurde es nicht. An diesem Tage nicht.

Am nächsten ging der Zug um 10 Uhr Vormittag; allein das war, wie ich ausrechnete, für mich zu früh. Dagegen ging ein anderer um 3 Uhr Nachmittag und dieser paßte mir. Diesen wollte ich nehmen.

Ich schlief tüchtig in den Morgen hinein und ließ mir hübsch Zeit. Ich hatte nicht viel zu thun, und nach meiner Ansicht war es noch lang bis um drei Uhr. Ich glaubte mich von meiner Heimat aus daran zu erinnern. Und wenn ich einen Wagen nahm, so war ich bald bei der Station. Auch das hatte ich noch von daheim.

Jedoch in Paris sind die Stunden kurz und die Wege lang. Ehe ich es merkte, war es über zwei Uhr. Und nun zeigte es sich, daß ich noch allerlei zu thun hatte. Ich bin nun so, daß ich niemals fertig werde, außer ein bischen zu spät. Aber dann kommt Fahrt in den Burschen, wie Du mir glauben kannst, und ich kriege solche Eile, daß ich alles schief gehen mache. Schief und verkehrt und krumm und dumm. Und dabei schwitze ich und bin zornig und ganz toll und wirr. Uf! Ich habe nie begreifen können, wieso das kommt; doch Eines tröstet mich: ich kenne jemand, der noch ärger ist. Und es ist was Großes, nicht der Aergste zu sein.

Als ich endlich erhitzt und keuchend, mit Koffer und Ueberzieher in der einen Faust und dem Regenschirm in der anderen, bei dem Thore stand, ganz fertig, alles gethan, — da fing es in mir erst zu dämmern an, daß es von der Avenue des Ternes zur Nordbahn in Paris wohl weiter ist, als von der Roldgasse zur Ostbahn in Kristiania. Als mir der Gedanke klar geworden, da kriegte ich Beine, versichere ich Dir. Hinab auf den Platz nach einem Wagen. „Kutscher! Zur Nordbahn!" Der Kutscher schüttelte den Kopf. Er war nicht frei. Nur ein einziger Wagen zu sehen und der gemietet! Merci!

Mit dem Atem im Halse stockend, die Augen zu den Haarwurzeln hinaufgezogen, arbeitete ich mich an dem heißen Nachmittag die Straße entlang; es mußten ja doch Wagen zu finden sein. Ja; es kam Wagen auf Wagen. Aber alle waren genommen. In dem einen saß ein Mosjö und las im „Figaro"; in dem anderen saß eine Madame

und zeigte ihren neuen Hut. Daß sie alle miteinander auf dem Blocksberg wären! Ich hastete weiter, schwitzend wie ein Ackergaul; böse war ich, müde war ich, und was sagte die Uhr! Da steht ein Wagen. „Cocher! Gare du Nord, s'il vous plaît!“ Ich hinein. „Non, non,“ schrie er, „je suis gardé“ — er war nicht frei, — dieser auch nicht! Warum stehst du dann hier, du Tagedieb, dachte ich mir, und schleppte mich, nicht gerade erfreut, wieder die Straße entlang. Wie sollte es nun gehen? Die Sonne brannte, als ob sie mich ganz verbraten wollte, und alle Wege schienen ohne Ende. Und die Uhr, die Uhr! Ich ging und schaute nach einem Wagen aus, als ob ich Löcher in die Häusermauer glotzen wollte. Jedoch vergebens war es und vergebens blieb es, bis ich zum Triumphbogen kam.

— Endlich saß ich in einer Droschke. Sie rollte über den Boulevard Haußmann hinab, so ruhig, als gäbe es keine Eile auf der Welt; ich aber sah auf die Uhr. Ich hatte noch fünf Minuten übrig. Von hier zur Nordbahn ist es eine halbstündige Tour, dachte ich mir. „Allez! allez!“ rief ich dem Kutscher, jedoch ich wußte, es nütze nichts. Meine einzige Hoffnuug war, meine Uhr könne zu schnell gehen; das thut es aber nie, dies Kulturprodukt. Eher bleibt die Uhr zurück. Sie ist faul, die Hexe, — denn wie der Herr, so der Knecht —; sie gönnt sich hie und da Ruhepausen, und fühlt sie sich dann ausgeruht, so macht sie sich wieder auf den Weg; damit hat sie mich schon manch hübsches Mal betrogen. Nein, nun begegnete ich bald einer Stadtuhr; diese sagte mir dann die Wahrheit. Die Zeit war um. In dieser Minute ging der Zug nach Antwerpen. Ich kam also etwa um 10 Minuten zu spät zur Station. Und so war es auch.

Da ließ sich nichts anderes thun, als bis Abend warten. Ich legte mein Gepäck in einem Bierhaus, dicht neben dem Bahnhof, ab, goß etwas deutsches Bier in mich, das mir nach all der Plage ungeheuer schmeckte, und schlenderte dann die Straßen hinab, um noch einmal Paris zu betrachten und mir etwas zu „Mittag“ zu schaffen.

Und wie ich so herumtrieb, frei und leichten Muts, ein reiner Müßiggänger, kam ich wieder zu guter Laune. Ich war fertig mit Paris. Alles war fertig nnd abgethan, das Gepäck auf dem Bahnhof. Nun konnte ich mir es bequem machen. So machte ich mir es denn auch bequem, zündete mir eine Pfeife an and fand, daß die Welt doch nicht so übel sei.

Alle meine Bekannten glaubten mich nun weit von Paris; niemand ahnte, wo ich mich befand. Und wenn man sich es recht besah, so war ich abgereist. Ich hatte nichts mehr mit Paris zu thun; nur darauf zu passen, wann der Hahn krähte . . . und dann hinauszufahren, mit sausender Eile über alle Weiten, dem Norden zu, dem Norden zu, durch Busch und Hag, in der lauen Sommernacht.

Nur eines stand mir vor Augen: ich wollte keinem begegnen, den ich kannte. Was ging es sie an, daß ich zweimal zu spät gekommen? Sie würden mich nur auslachen. Ich roch die Lunte.

Alles ging gut. Zum letzten mal spazierte ich den großen Boulevard hinab, und schön war er, wie er mir niemals schöner erschienen. Es ist merkwürdig mit dem, was man so gewissermaßen drauf bekommt; man ist viel dankbarer dafür. Uebrigens sah der Boulevard wohl aus wie immer. Da waren die gleichen endlosen breiten Ströme von Menschen unter den gleichen endlosen breiten Laubgängen, und der gleiche Flußlauf von Wagen und Pferden in der breiten Straße, welcher zufloß, zufloß über das glatte Asphaltpflaster, mit dumpfem, gleichmäßigem Rollen, ohne Ursprung, ohne Mündung; und dann die großen Triumphbögen mit all dem Glanz und geschmackvollen Reichtum, und die Kaffeehäuser mit Spiegeln und Gold und hundert Gästen unter grünem Laubwerk, und dann die Zeitungsjungen, die herumgingen und ausriefen, und ausriefen, wohin du dich auch wendetest und wohin du kamst: „Le funérailles de Victor Hugo! Voilà le portrait de Victor Hugo! Le testament de Victor Hugo!“ und die Zeitungskioske, die bedeckt waren mit Bildern von Victor Hugo, Victor Hugo als junger Mann, Victor Hugo als alter Mann, Victor Hugo lebend und Victor Hugo tot; die Stadt war voll von Victor Hugo, — für diese Woche wenigstens.

Gegen sechs Uhr spazierte ich in die Richelieustraße, da fand man ein so gutes Essen. Sechs Gerichte und eine halbe Flasche Wein für zwei Francs 50, das ist nicht

übel. Da saß ich in einem Garten und aß, und dann zerschlug ich eine Tasse, die ich bezahlen mußte. Hierauf in ein Boulevardkaffeehaus und trank Kaffee; dann eine Cigarre, und dann aufs Dach eines Omnibus. Da schien mir fast, ich habe es so gut auf der Welt, als man es auf dieser Welt nur haben könne.

— Um 10 Uhr 45 ging der Zug. Und ich war mit.

Wenn der Norweger auf Reisen ist, denkt er sich: „ach, du findest ja allzeit ein Boot, das nach Kristiania geht.“ Der Haken dabei ist aber der, daß er es nicht allzeit findet.

Von Hâvre aus kannst du alle 14 Tage einmal nach Kristiania kommen. Von Antwerpen aus ebenfalls einmal jede zweite Woche. Nun ist es aber so gut eingerichtet, und so schlau ausgedacht, daß die beiden Boote ziemlich gleichzeitig gehen. Die eine Woche gehen also zwei Boote zwischen Kristiania und diesem Teil des Festlandes, die andere Woche geht keines. Und du kannst dich nicht einmal darauf verlassen, daß die Boote sich an den Fahrplan halten.

Ich kam Mittwoch den 3. Juni nach Antwerpen. Jedoch es war kein Boot da. Eines, das hätte am 28. Mai absegeln sollen; es war aber, wie ich wußte, damals noch nicht eingetroffen; dieses, dachte ich bei mir, könnte nun hier sein. Aber nein. Es ging von hier nach Kristiania kein Boot vor dem 11. Juni. So lang zu warten durfte bei mir nicht die Rede sein; ich mußte nach Amsterdam, und zwar sogleich. Mit der Ausstellung mochte es sein, wie es wollte; ich würde mir halt ein wenig die „Kunst“ anschauen und damit mußte ich mich zufrieden geben. Ich hatte einen Tag in Paris verloren und diesen galt es nun einzubringen.

Da erfuhr ich, daß vor Samstag in Amsterdam kein Boot die Anker lichte. Samstag abends, den 6. Juni. Wozu nützte es da, sich zu beeilen? Ich konnte gerade so gut hier liegen, wie in Amsterdam.

Das that ich auch. Sie mochten daheim sagen, was sie wollten; ich mußte mich doch nach der Decke strecken. Den Landweg über Dänemark einzuschlagen, hatte ich nicht die Mittel, und ich wollte es auch nicht, bei der Wärme, die nun herrschte.

Ja, du darfst mir glauben, es war warm. Kam man auf die Straße, so lag einem die Sonne auf Nacken und Achsel mit einer Brathitze und einer Glut, daß man es fühlte, als trüge man an einer bösen Last, die einen ins Knie drücken wollte. Ich schnappte nach Luft wie ein Fisch auf dem Land, trank Eiswasser von aller Art und wunderte mich nur, daß ich keinen Sonnenstich kriegte.

Am ärgsten war es in der Ausstellung. Ich schwitzte wie ein Häring im Salz und konnte kaum die Augen offen halten.

Norwegen hatte in der Kunstabteilung einen sehr guten Platz, und die sich drauf verstanden, sagten, es fülle diesen Platz nicht übel aus. Ich für mein Teil fand fast alles mit einander prächtig und fein. Sobald man eintrat, saß Einem gerade gegenüber Amund Helland da, wie er leibte und lebte, mit seinem abscheulichen Hut und dem geheimnisvollen Lächeln, so daß man ihn beinahe gegrüßt hätte und man sich sofort zuhause fühlte. Und Bild an Bild, mit norwegischer Natur und norwegischem Leben, ehrlich dargestellt, und frisch und mutig. Allein wenn man in den anderen Abteilungen gewesen war und dann wieder in die heimische zurück kam, da bemerkte man, daß Norwegen ein armes Land sei. Alle Bilder waren so klein, so knapp zugeschnitten, so verkniffen. Unsere Maler haben wol nicht das Geld, auf großer Leinwand zu malen. Sie müssen ihre Gedanken in kleine Räume zwängen, denn die Leinwand ist theuer und der Rahmen ist theuer, und es giebt keinen Menschen zuhause, der Bilder kauft, wenn sie theuer sind.

Man muß schon damit vorlieb nehmen, daß die Leute kaufen, wenn alles billig ist. Die meisten gehen wohl nur in „Gemälde-Auktionen“ und nehmen ein Stück Wald oder See für 20 Kronen oder so. Ob es nun gut oder schlecht, das ist für die norwegische Intelligenz wohl gehupft wie gesprungen. Der Mehrzahl gefällt ein Bild vielleicht am allerbesten, wenn es einem Oeldruck gleicht. Der große vergoldete Rahmen ist jedenfalls die Hauptsache; er füllt so gut an der Wand.

Und dann kann man ja zu Vollmann gehen und eine Athene in Gips für den

Schreibtisch erstehen und den Kronprinzen und die Kronprinzessin in Terrakotta, à fünf Kronen das Stück, für die Console oder das Eckpult. Damit hat der aufgeklärte Teil der Nation so viel Kunst, als er nur braucht.

Und „das Volk" . . . . . ?

Von Skulpturarbeiten waren zwei in der norwegischen Abteilung. Und diese waren auch nicht groß. Sie waren so groß, daß man gerade noch hoffen durfte, die Nationalgallerie oder der Kunstverein werde die Mittel haben, dieselben zu kaufen. Und da kann man sich schon denken . . . Das eine dieser Werke war Skeibrok's „Müde." Wenn man sich dies arme Mädel ansieht, wie es dasitzt und auf der harten Stuhllehne schläft, so erschöpft und herabgekommen, daß es die Augen nimmer offen halten kann, so sieht man, wie es dem Volke geht. Es ist die ewige schwere Plage, nur um zu leben und sich durch zu schlagen; zu einem „viel mehr" bringt das Volk es nicht. Mutige Ameisen alle, die in diesem Land für die Kunst sich opfern! Denn großen Dank dürfen sie sich nicht erwarten, und großen Dank empfangen sie nicht. Es bedeutet Schulden und langsamen Hungertod für die Mehrzahl, und dabei giebt es etwa 100 Personen im Reich, die sich um das kümmern, was jene schaffen, und vielleicht zehn, die es auch verstehen.

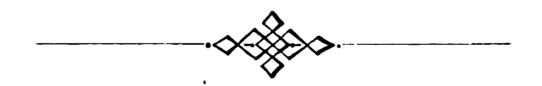
(Fortsetzung folgt.)

Von neuer Kunst.

„Kein Hüsung" auf der Freien Volksbühne. Eine drollige kleine Preßfehde, die diesmal der Aufführung der Volksbühne lärmtrompetend vorauslief, hat dem in unverwüstlicher Vollkraft prangenden Unternehmen keinerlei Schaden thun können: die Vorstellung am letzten Sonntag verlief glänzender als irgend eine. Zu der Fehde, deren Geringfügigkeit eigentlich bloß durch den angehängten Weisheitsbombast in ein Paar Blättern zu irgendwelcher Wichtigkeit aufgebauscht wurde, hier bloß drei Worte. Es liegt eine dramatisierte Bearbeitung der ergreifenden Reuter'schen Dichtung vor, von den Herren Jahnke und Schirmer besorgt. Angehängt ist ein ästhetisch nicht nur wertloser, sondern die Reuter'sche Idee grob zertrümmernder, „rührselig-patriotischer" vierter Akt, von dichterisch recht unfähigen Leuten zusammengestoppelt, die von dem glühenden Menschheitspatriotismus in der tiefen Weltanschauung unseres Fritz Reuter so wenig eine Ahnung hatten wie von dem vollkräftigen Realismus dieses eminenten Gestalters. Für die Volksbühne, die „Reuter" wollte und nicht „Schirmer-Jahnke", lag nicht der geringste ästhetische Grund vor, dieses wertlose, völlig für sich zu fassende Anhängsel mit aufzuführen. Immerhin hielt der Vorstand es für angemessen, in Unterhandlung mit den Verfassern zu treten, und als Schlußresultat dieser äußerst friedlichen Verhandlungen ergab sich, daß sogar einer der Autoren, der Schauspieler Schirmer, die Hauptrolle des Stückes auf eigenen Wunsch selbst übernahm, — er hat sie am Sonntag mit Glück gespielt. Bedenken politischer Art (wegen Weglassung grade des „patriotischen" Aktes), die sich bei dem andern Autor, Jahnke, geregt, wurden mit dem persönlichen Hinweis beseitigt, daß ihm ja jederzeit das Recht bleibe, öffentlich die Existenz des weggelassenen Aktes in den Blättern zu betonen — genau so wie bei den öffentlichen Aufführungen der „Einsamen Menschen" in Berlin sämtliche Kritiker das Auslassen eines Aktes scharf betont und berücksichtigt hatten. Da, in zwölfter Stunde, am Tage der letzten Probe, kommt in den Zeitungen eine wütende „Erklärung" beider Herren: sie protestierten gegen tendenziöse Eingriffe, man habe ihren Einspruch unberücksichtigt gelassen u. s. w. Unterzeichnet auch von Schirmer, der mitspielte und also aus genauester Quelle wußte, daß alles fertig sei und die Aufführung jetzt unmöglich noch sistiert werden könne — sie ist denn auch nicht sistiert worden und Herr Schirmer hat, wie gesagt, trotz des Protestes fröhlich mitgespielt. Ich denke, das bedarf keiner weiteren Worte, die Sache liegt zu deutlich. In einer Versammlung am Sonnabend legte Bruno Wille den Sachverhalt öffentlich dar und bat Herrn Jahnke, der anwesend war, ihm zu wider-

sprechen, wenn er könne: Jahnke verließ ohne zu antworten den Saal. Natürlich hat die Volksbühne von Blättern, deren Leser nie die geringste Fühlung mit ihr gehabt, hübsche Grobheiten einstecken müssen, die dann allerdings Tags drauf, als die Kehrseite denn doch zu handgreiflich wurde, kleinlaut wieder zurückgenommen wurden .... das gewöhnliche Spiel; erst schelten, dann post festum sich unterrichten und dann zurücknehmen; aber gescholten muß werden! Leider bedarf die Volksbühne der gütigen Reklame nicht mehr: sie blüht auch so!

Bei der Aufführung hat „Kein Hüsung" neben „Kabale und Liebe" den größten Erfolg der „Freien Volksbühne" errungen. Besonders der zweite und dritte Akt waren durchschlagend. Interessant für die Psychologie des Publikums war wieder die Art, wie es hingerissen war vom Stoff, und seine Sympathieen für den Helden auf alle Weise zu erkennen zu geben suchte. Als im zweiten Akt der Held zu der brennenden Mühle stürzte, um ein Kind zu retten, der teuflische Gutsherr ihn aus Bosheit daran zu hindern suchte, und der Held ihn nun am Kragen hochhob und bei Seite warf, da erhob sich mitten in die Szene hinein heißester Beifall, und noch wilder rauschte der Beifall, auch mitten in die Szene, da der Held den tyrannischen Gutsbesitzer mit der Mistgabel ersticht. Das Stück, vom künstlerischen Standpunkt aus betrachtet, ist zusammengesetzt aus blutigen Naivetäten, stammelnden dilettantischen Versuchen, aus allem, was man „Volksstück" im schlechten Sinne des Wortes nennen kann, Ostend-Theatergeschmack; daneben aber vielen wundervollen Szenen von feinster Charakteristik, die dem Allerbesten an der Seite stehen, was die naturalistische Literatur auf der Freien Bühne und „Freien Volksbühne" geboten hat. Ergreifende Wahrheit, tiefste Empfindung, köstliche Darstellung der Menschen und des Menschenlebens. Der Zwiespalt ist erklärlich. Wo die Verfasser sich an Reuter eng angelehnt, — und sie haben nicht nur „Kein Hüsing", sondern auch andere Reuter'sche Dichtungen benutzt, sind sie groß; wo sie auf eigenen Füßen stehen, stehen sie sehr schwach. Naiv-roh, gröbste Holzaxtarbeit sind die Figuren des Gutsherrn, des Pastors, der Gutsherrin u. a.; ausgezeichnet hingegen die Figuren des Helden Johann Schutt, seiner Verlobten Marie Brand und des alten Daniel. Rein theatralisch ist die Jahnke-Schirmersche Arbeit in den gebotenen drei Akten immerhin brauchbar, von Längen abgesehen. Die Aufführung war die beste, die bis jetzt die Volksbühne erlebt. Sehr gut, wie immer, die Regie. Herr Schirmer als Johann war sehr tüchtig, wenn auch etwas zu weich, gut auch Frl. Rosen als Marie. Wirth bewährte sich in der Rolle des Daniel als vortrefflicher Schauspieler, wenn er auch nicht grade den Reuter'schen Daniel im innersten Wesen getroffen hatte; das Ernste, Fromme kam nicht recht zum Ausdruck.



An offener See.

Roman
von
August Strindberg.

Autorisierte Übersetzung von M. von Borch.

(3. Fortsetzung.)

Erst jetzt, nachdem die Aufmerksamkeit des Inspektors so lange auf die Tiefe gerichtet gewesen, schien er das großartige Bild zu gewahren, das sich auf dem Meeresspiegel entrollte. Ultramarinblau breitete sich die Wasserfläche um das Boot her aus, bis das Treibeis anfing und eine vollkommen arktische Landschaft erzeugte. Inseln, Buchten, Meerengen zeichneten sich ab wie auf einer Karte, und wo das Eis auf Riffe geraten, hatten sich Bergeshöhen gebildet, indem ein Block den andern niedergedrückt und der folgende den vorhergehenden erklommen hatte. Und über den Gipfeln hatte das Eis sich gleichfalls aufgestapelt, hatte Gewölbe und Grotten gebildet, Türme gebaut, Kirchenruinen, Kasematten, Bastionen. Das Bezaubernde dieser Formen lag darin, daß sie von einer ungeheuren Menschenhand gebildet schienen. Denn sie hatten nicht die zufälligen Formen der unbewußten Natur, sondern sie weckten die Erinnerung an den menschlichen Erfindungsgeist in vergangenen, historischen Perioden. Dort hatten die Blöcke sich wie Cyklopenmauern auf einander gehäuft, hatten sich terrassenförmig wie der griechisch-assyrische Tempel geordnet; dort hatten die Wellen sich durch unaufhörlichen Anprall eine romanische Wölbung gegraben, einen Rundbogen gebohrt, der in einen arabischen Hufeisenbogen ausging, in den Sonnenstrahlen und Wellenschaum Stalaktiten gehackt hatten; hier hatte die ganze Wogenreihe aus einer bereits aufgeschichteten Mauer eine Linie mit die Wölbung zu einer römischen Wasserleitung ausgehöhlt. Dort endlich standen die Grundmauern eines mittelalterlichen Schlosses, das die Spuren niedergestürzter Spitzbogen, Zinnen und Türme trug.

Dieses Wogen zwischen Gedankenverbindungen arktischer Landschaft und historischer Architektur versetzte den Betrachter in eine eigentümlich verschwommene Stimmung. Das lärmende Leben weckte ihn erst, das rund umher auf den treibenden Eisinseln und dem reinen, blauen Wasser die kreisenden Vogelschaaren führten.

In Schwärmen von hunderten und abermals hunderten trieben die Eidervögel dahin, die hier Station machten und auf offenes Wasser nach Nordland hin warteten; die unscheinbaren, rostbraunen Weibchen von den prachtvollen Männchen umringt, die hoch schwammen und sich mit ihren schneeweißen Rücken zuweilen zu kurzem Flug erhoben, wobei sie dann die kohlschwarzen Bäuche zeigten; die Polarenten in kleineren Schaaren mit ihren Grauwerkbäuchen, ihren Reptilienhälsen, und wenn sie sich senkten, ihren gewürfelten Schwungfedern; die Legionen munterer Pfeilschwänze in schwarz und weiß, schwimmend, tauchend, sich streckend; Taucher und Meerpapageien in kleinen Zügen; Streifkorps der düsteren, rabenschwarzen Meerenten, die von dem glänzenden Gefolge der Sägetaucher und Tauchergänse abstachen, und über dem ganzen tauchenden, flatternden Vogelheer, das ein Amphibienleben lebte, schwebend die Möven, die schon

die Luft zu ihrem Element erwählt hatten und das Wasser nurmehr als Fischplatz und Badestelle benutzten.

In diese strebsame Arbeitswelt hatte sich eine einsame Krähe eingeschlichen; halb versteckt auf der Klippe, saß sie da mit ihrer niederen Stirn, ihrer bedenklichen Farbe, ihren Diebsallüren, ihrem Verbrechertypus, ihrem ganzen wasserscheuen, schmutzigen Anstrich: ein Gegenstand des Hasses für jene andern, die den Nestplünderer, den Eieraussauger wol kannten.

Und aus dieser ganzen geflügelten Welt, deren Kehlen die Luft über den Köpfen der Stummen im Wasser in Schwingung setzen konnten, stieg ein Zusammenklang von Tönen auf: vom ersten schwachen Versuch des Reptils, seinen Zorn durch Zischen zu äußern, bis zu den harmonischen Tonwerkzeugen des Menschen. Dort zischte die Eidergans wie eine Natter, wenn der Eidervogel sie in den Nacken beißen und unter Wasser treten wollte, dort quakte der Taucher wie ein Frosch, die Meerschwalben schrieen, die Möven krächzten, die Polarenten erhoben ein Kindergeschrei, die Sägetaucher girrten wie Hähne in der Brunstzeit, über allen aber, am höchsten und deshalb am schönsten klang der Pfeilschwänze wunderbare Musik; denn Gesang war es noch nicht; ein unreiner Dreiklang in Dur, der tönte wie das Horn des Hirten, der allemal wenn er einfiel, mit den drei Tönen der Anderen einen unvollständigen Akkord bildete, ein Kanon für Jagdhörner ohne Anfang und Ende, Reminiscenzen aus den Kinderjahren der Menschheit, aus den ersten Jahren der Hirten und Jäger.

Nicht mit der Traumphantasie, den dunklen und daher beunruhigenden Gefühlen und verworrenen Empfindungen des Dichters, genoß der Beschauer das große Schauspiel, sondern er übersah den Zusammenhang in dieser scheinbaren Verworrenheit mit dem ruhigen Blick des Forschers, des wachen Denkers, und nur durch das gewaltige angehäufte Material von Erinnerungen konnte er diese geschauten Gegenstände mit einander in Verbindung bringen. Und wenn er die Ursache für den mächtigen Eindruck suchte, den ganz besonders *diese* Natur ausübte, und wenn er die Antwort fand, so erfuhr er die unermeßliche Freude, die der Höchstentwickelte in der Schöpfungskette erfahren muß, wenn die Schleier von dem Verborgenen gelüftet werden, jene Seligkeit, die allem Erschaffenen auf dem unendlichen Wege zur Klarheit gefolgt ist, und die vielleicht die treibende Kraft vom Träumenden zum Wissenden gewesen ist, eine Seligkeit, die jener eines bewußten, überlegenden Schöpfers gleichen müßte, der da weiß, was er geschaffen.

Diese Landschaft führte ihn in die Urzeit zurück, wo die Erde unter Wasser stand und die höchsten Bergspitzen sich über der Oberfläche zu heben begannen; die Scheereninseln behielten ja noch den Charakter der Urformation mit dem Grundberg, der direkt hinauf in's Licht führte.

Aber unten im Wasser, wo sich bereits die Algen der Abkühlungsperiode eingefunden hatten, schwammen die Fische der Primärzeit, und unter ihnen der älteste Abkömmling, der Häring, während auf der Scheereninsel noch die Farren der Steinkohlenzeit wuchsen. Weiter nach dem Festlande zu, erst auf den größeren Inseln traf man die Tanne und die Reptilien aus der Sekundärzeit, und noch weiter hinein das Laubholz und die Säugetiere der Tertiärzeit. Aber hier draußen in der Urformation schien die Launen der Natur die Lagerzeiten übersprungen zu haben: die Seehunde warf sie in die Urzeit, für einen Morgen die Eiszeit mitten in die Quartärperiode, und Gartenerde auf den Urberg. — Er aber, der Beobachter selbst saß als Repräsentant der historischen Zeit ungestört durch den scheinbaren Wirrwarr, und ergötzte sich an diesen lebenden Bildern der Schöpfung, den Genuß erhöht das Bewußtsein, sich doch im ganzen genommen als der höchste in dieser Kette fühlen zu dürfen.

Das war das Geheimnis der Zauberkraft dieser Landschaft, daß sie uns nur die eine längst zu Geschichte gewordene Schöpfung mit Auslassungen und Abkürzungen wiedergab, so daß man während weniger Stunden die Bildungsserien der Erde durchmachen und doch bei seinem eigenen Ich bleiben konnte, daß man sich durch eine Wiederholung von Empfindungen erfrischen konnte, die den Gedanken auf den Ursprung zurückleiteten, — sich in vergangenen Stadien ausruhen, die ermüdende Spannung, höhere Grade auf der Kulturskala zu gewinnen, erschlaffen lassen und gleichsam in einen heilsamen Schlummer verfallen und sich eins mit der Natur fühlen konnte. Das waren seine Momente, die ihm Ersatz boten für die verlorenen, religiösen Freuden, wo der Gedanke an den Himmel nur eine veränderte Form des Fortschrittsdranges, und das Unsterblichkeitsgefühl nur eine verkappte Aeußerung der Ahnung von der Unzerstörbarkeit der Materie waren.

Wie beruhigend, sich heimisch zu fühlen hier auf dieser Erde, die ihm in seiner Kindheit wie das Jammerthal geschildert wurde, das man nur auf dem Wege zu dem Unbekannten durchwandern mußte; wie sicher und trostreich, Wissenschaft von dem früher Unbekannten zu haben, einen Einblick gethan zu haben in „Gottes unbekannte Ratschlüsse", wie sie bisher genannt wurden, all diese Vorkommnisse, die für unerforschlich gegolten hatten, weil sie bis dahin noch nicht erforscht werden konnten. Jetzt war man zur Klarheit über den Ursprung und Zweck des Menschen gelangt. Aber anstatt nun deßhalb sich zur Ruhe zu setzen wie eine Kulturnation wenn sie sich zu Schanden gedacht, hatte das jetzt lebende Geschlecht sich darein gefunden, das höchste der Tiere zu sein, und hatte sich angestrengt, auf vernünftige Art und Weise hinieden den Himmelsgedanken zu verwirklichen. So war die Jetztzeit die erste und größte aller Zeiten, die den Menschen weiter gebracht hatte, als ganze frühere Jahrhunderte es zu thun vermocht.

Nach diesen Augenblicken der Andachtsübung im Umgang mit den Gedanken über seinen Ursprung und seine Bestimmung, ließ der Inspektor seine Erinnerung durch seine persönliche Entwickelungsgeschichte laufen, so weit zurück, wie er ihre Spur kannte, um gleichsam zu seinem eigenen Selbst hinzufinden und aus den vergangenen Stadien sein wahrscheinliches Ich herauszulesen.

Er sah seinen Vater, den verstorbenen Fortifikationsmajor mit dem unentschiedenen Typus des Jahrhundertanfangs, ein Conglomerat, aus Fragmenten zusammengekittet, der Abfall früherer Perioden, der nach der großen Eruption des vorigen Jahrhundertendes auf's Geratewol zusammengesucht war. Ohne Glauben an etwas, weil er **alles** hatte vergehen, **alles** wieder aufnehmen, **alle** Staatsformen versuchen, bei der Annahme mit Jubel begrüßen, nach wenig Jahren kassieren, abermals als neue hervorholen und auf's neue als Universalentdeckungen hatte begrüßen sehen, — war er zuletzt bei dem Bestehenden als dem einzig Annehmbaren stehen geblieben, ob es nun einem leitenden Willen entsprungen, was unwahrscheinlich war, oder einem Zufallskomplex, was ziemlich sicher aber gefährlich auszusprechen war. Durch Universitätsstudium war der Vater zum Pantheismus der Junghegelianer gelangt, der eine kluge Wendung der Sache war, die damals auf die Spitze gestellt wurde. Das Individuum war hier das einzig Wirkliche und Gott der Inbegriff des Persönlichen in der Menschheit. Diese lebendige Vorstellung vom intimen Zusammenhang des Menschen mit der Natur, in der er selbst als das höchste Glied in der Kette des Weltprocesses stand, schuf ein Elitekorps von Persönlichkeiten, die schweigend die wiederholten Versuche der politischen Schwärmer verachteten, sich außerhalb der dauernden Naturgesetze zu stellen und auf künstlichem Wege durch philosophische Systeme und Reichtagsbeschlüsse neue Weltenordnungen zu schaffen. Unbemerkt gingen sie ihres Weges, unverwendbar für Hoch und Niedrig. Nach oben zu sahen

sie die Mittelmäßigen sich durch natürliche Urwal um den mittelmäßigen Monarchen sammeln, nach unten zu trafen sie auf Unwissenheit, Leichtgläubigkeit, Verblendung, und mitten dazwischen, in der Bürgerklasse, derartig entschiedene Handelsinteressen, daß sie, die selbst keine Handelstreibenden waren, nicht mit ihnen zusammen arbeiten konnten. Da sie taugliche, kluge, ehrenhafte Männer waren, wurden sie bei Gelegenheit befördert. Da sie sich aber keiner Partei anschließen konnten und auch nicht Lust hatten, bloß nutzlose Opposition zu machen, da sie nicht zahlreich genug waren, eine Heerde zu bilden, und zugleich als starke Individualitäten keiner Leitkuh nachgehen wollten, so verhielten sie sich ziemlich ruhig, trugen ihr Misvergnügen unter Großkreuz und Ordensstern verborgen, lächelten wie Auguren, wenn man sie am Ratstisch oder im Ritterhaussaal traf, . . . und ließen die Welt ihren Gang gehen.

Der Vater gehörte einem, allerdings nicht uralten, Adelsgeschlecht an, das durch bürgerliche Verdienste um die Aufhülfe des Bergbaus und nicht durch zweifelhaftes Kriegsglück, das durch Zufall oder Fehler des Feindes errungen, mit dem Adelsschild und ziemlich mäßigen Privilegien belohnt worden war, als da sind: die Adelsuniform tragen und unbesoldet mit einem Viertel an der schweren Besorgung der Regierung teilnehmen zu dürfen. Er zählte sich daher zum Verdienstadel, und das Bewußtsein, von talentvollen Vorfahren abzustammen, wirkte wie ein Sporn auf den jetzt lebenden Repräsentanten. Rechtmäßiges, durch Arbeit und Begabung der Vorfahren erworbenes Vermögen setzte ihn in den Stand, sich in seinem Berufe ausbilden zu können Er wurde ein hervorragender Topograph, hatte am Bau des Göta-Kanals und an den ersten Eisenbahnanlagen teilgenommen. Diese Beschäftigung mit einem ganzen Königreich, das er gewöhnt war als Karte auf einen Schreibtisch zu breiten, von oben zu betrachten, in einem Augenblick zu übersehen, verlieh seinem Sinn die Gewohnheit, die Dinge im Großen anzusehen. Da saß er und öffnete mit einem Lineal einen Kommunikationsweg, der die ganze Physiognomie der Landschaft verändern, alte Städte niederlegen, neue gründen, Waarenpreise verändern, neue Produktionsquellen aufdecken sollte. Die Karte mußte umgestaltet, die alten Wasserwege vergessen, und die schwarzen, graden Linien, die die neuen Fahrwege bezeichneten, die bestimmenden werden; die Höhen sollten so fruchtbar werden wie die Thäler und der Kampf um die Flüsse aufhören; die Grenzen zwischen den Reichen und Ländern nicht mehr wahrnehmbar sein.

Dies Hantieren mit dem Schicksal von Land und Volk brachte ein starkes Machtbewußtsein mit sich, und es blieb nicht aus, daß der Vater nach und nach von der die Macht begleitenden Neigung, sich selbst zu überschätzen, erfaßt wurde. Alles begann sich aus der Vogelperspektive zu zeigen; die Länder wurden Karten und die Menschen Zinnsoldaten; wenn der Topograph in wenigen Wochen die Nivellierung einer Höhe bewerkstelligen ließ, die zu denudieren es e iniger Jahrtausende bedurft hätte, dann fühlte er etwas vom Schöpfer in sich; ließ er Tunnels aussprengen, Sandhügel in Seen versetzen, Moore austrocknen, so konnte er sich des Bewußtseins nicht erwehren, die Neubildung der Erdkugel in die Hand genommen zu haben, indem er die gesetzlichen geologischen Formationen durch einander warf; dadurch wuchs sein Persönlichkeitsgefühl unglaublich.

Dazu kam seine Stellung als Offizier mit einer Schaar von Subordinierten, denen er sich nur befehlenderweise mitteilte, und die daher als die dienstthuenden Muskeln seines wollenden großen Gehirns betrachtet wurden.

Mit dem physischen Mut und der Entschlossenheit des Soldaten, der Gründlichkeit des Gelehrten, der Besonnenheit des Denkers, der Ruhe des ökonomisch Unabhängigen und der Würde und Selbstachtung des ehrenhaften Mannes, bildete

er einen Typus erster Ordnung, in dem Schönheit und Klugheit eine Verbindung eingegangen, deren Resultat eine maßvolle, harmonische Persönlichkeit war.

Dieser Vater war dem Sohne zugleich ein Vorbild und ein Lehrer, da die Mutter früh gestorben war. Um dem Sohne all die bitteren Stunden der Enttäuschung zu ersparen, und da er die ganze gebräuchliche Erziehungsmethode mißbilligte, die mit Märchenbüchern und Spukgeschichten die Kinder zu Kindern und nicht zu Männern erzog, öffnete er sofort den ganzen Vorhang zum Tempel des Lebens und weihte den Sohn in die schwere Kunst des Lebens ein, lehrte ihn den intimen Zusammenhang zwischen dem Menschen und der übrigen Schöpfung, in der der Mensch auf seinem Planeten allerdings als höchster stand, aber trotzdem fortfuhr in der Mitte zu stehen, selbst in gewissem Grade befähigt, die Wirkung der Naturkräfte zu modifizieren, und dennoch von ihnen regiert — also eine vernünftige Naturanbetung, wenn unter Natur alles existierende, und unter Anbetung eine Erkenntnis der Abhängigkeit von waltenden Naturgesetzen verstanden wird. Dadurch nahm er ihm die Überschätzungen im Christentum, die Furcht vor dem Unbekannten, vor dem Tode und Gott, und bildete so einen klugen, über seine Handlungen wachenden Mann und eine für die Folgen ihrer Handlungen verantwortliche Persönlichkeit. Den Regulator für die niederen Triebe des Menschen fand er in dem Organ, das grade durch seine vollkommene Ausbildung den Menschen vom Tier unterschied, — im großen Gehirn. Die auf allseitiges Wissen gegründete Urteilskraft sollte den niederen Trieben steuern, und wenn es nötig war, sie unterdrücken, um den Typus hoch oben zu halten. Ernährung und Fortpflanzung seien die niedersten Triebe, weil der Mensch sie gemeinsam mit den Pflanzen hatte; die Gefühle, wie die niederen Gedankenrudimente des Tiers genannt wurden, müßten, weil sie in den Blutgefäßen, dem Rückenmark und anderen niederen Organen lokalisiert waren, bei einem Menschen von höherem Typus unerbittlich dem großen Gehirn untergeordnet werden; und die Individuen, die ihre niederen Triebe nicht meistern konnten, sondern mit dem Rückenmark dächten, seien niedere Formen. Deshalb warnte der Alte vor dem Glauben an jugendlichen Enthusiasmus, der ebenso leicht zum Verbrechen wie zur Tugend führen könne. Aber dies schloß große, allgemein nützliche Passionen nicht aus, die nicht zu den Gefühlen gehörten, sondern zu den gewaltigen Willensäußerungen zum Guten. Alles, was die Jugend leisten könne, sei komplet wertlos, da es in der Regel der Ursprünglichkeit entbehre und nur die Gedanken älterer Vorgänger sei, den die folgende Jugend als den ihren aufgenommen habe und mit großem Aufhebens kolportieren wolle. Originalität könne nämlich nur entstehen, wenn das Gehirn reif, ebenso wie wirkliche Fortpflanzung mit nachfolgender Erziehung der Abkömmlinge nur dann stattfinden dürfe, wenn der Mann mannbar und im Stande sei, die Existenzmittel für die Erziehung des Kindes zu beschaffen. Und ein sicheres Zeichen für das Urteilsvermögen des unreifen Gehirns sei der konstante Größenwahn, in dem die Jugend und die Frauen lebten. Die Jugend habe die Zukunft vor sich, pflege man zu sagen, aber sie sei so hinfällig, diese Behauptung, weil das Mannesalter einen geringeren Sterblichkeitsprozentsatz aufweise als die Jugend; und die unkluge Antwort, daß die Jugend, wenn ein Fehler, doch mit den Jahren vergehe, werfe ja nicht die Regel über den Haufen, daß die Jugend zur Zeit ein Gebrechen, ein Mangel, also ein Fehler sei, dessen Vorhandensein durch die Erkenntnis zugestanden wurde, daß er sich verlieren könne. Alle Angriffe der Jugend auf das Bestehende seien hysterische Ausbrüche des Unvermögens der Schwachen, einen Druck zu ertragen, der von ebenso wenig Klugheit zeugte, wie der Angriff der Wespe auf die Menschen, da sie dadurch dem sichern Untergang entgegen ging. Ein guter Beweis für den Mangel an Urteilskraft und

Schlußfolgerung bei der Jugend hielt er im Robinson vor, der mit der deutlichen Absicht geschrieben war, den Naturzustand und isoliertes Leben zu verkleinern, und dennoch seit einem Jahrhundert von der Jugend regelmäßig fälschlich als Lobgesang auf das Leben in Wildheit aufgefaßt wurde, ein Leben, das doch grade in diesem Buche als eine Strafe für den vorwitzigen Jüngling, der die Schätze der Kultur wie ein Wilder mißbraucht hatte, hingestellt wurde. Und dieser kleine Zug zeige zugleich, wie der Jüngling eine niedere ontologische Form sei, die sich in seiner Sympathie für Indianer und andere rudimentäre Ueberbleibsel verriet, die Gefühle, die auch einmal außer Gebrauch kommen würden wie die Schilddrüse, die beim Menschen außer Gebrauch gekommen war und doch noch immer auf ihrem alten Platze saß.

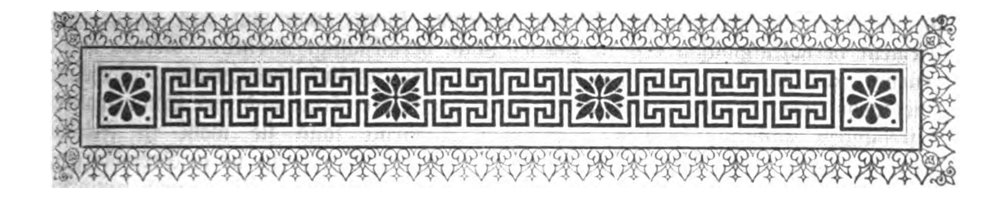
Wenn der Sohn diese bitteren Wahrheiten nicht mit Vernunftgründen widerlegen konnte, und erklärte, daß seine Gefühle, ja, seine heiligsten Gefühle sich gegen diese trockene Lehre empörten, dann erklärte der Vater ihn für eine Wespe, die noch mit Ganglien denke. Und er warnte ihn vor den Ausschweifungen der Phantasie und vor Schlußfolgerungen auf unzureichendem Grunde aus Mangel an großem Material, nicht zu verwechseln mit wissenschaftlichen Schnellschlüssen, die aus scheinbar wenigen Prämissen — die wenig schienen, weil die Zwischenglieder vergessen worden, — neue Resultate zu ziehen vermochten, wo gleichsam durch eine heimliche Verbindung zwei ältere Vorstellungen in einander aufgingen und einen neuen Gedanken bildeten. Die Ontogenie hatte ja gezeigt, wie die Menschenfrucht alle älteren Stadien von der Amoebe durch den Frosch bis zum Antropomorphen durchlebte; wie konnte die Jugend da noch zweifeln, daß der Menschengeist beim Kinde die Geschichte des Menschen vom Tier über den Wilden aufwärts durchmachen müsse, so lange der Körper wuchs, und daß daher der Mann höher stand als der Jüngling! Besonders warnte er ihn, das Urteil nicht durch den niedrigsten aller Triebe, den Geschlechtstrieb trüben zu lassen, der durch seine Stärke die gesunde Vernunft so lange verblendet habe, daß aufgeklärte Männer noch in dem Aberglauben lebten, daß das Weib, das doch nur eine Uebergangsform zwischen Mann und Kind sei (was aus der Schöpfungskunde hervorging, wo der Mann in einem Stadium Weib, das Weib aber niemals Mann war), — daß das Weib ein eben so hoher Typus sei wie der Mann, ja, nach der Ansicht einiger Leute sogar ein höherer. Den Sohn vor der Uebermacht des Geschlechtsimpulses warnen, bedeutete dasselbe wie einen Schatten auf das Weib werfen, und bald fing der Sohn an, Ganglienschlußfolgerungen zu ziehen, wie der Vater es nannte, indem er davon ausging, daß der Oberstlieutenant ein Weiberfeind sei. Und wie konnte er auch anders, wenn er fortwährend Geschichten hörte, wie Dieser und Jener seine Zukunft durch Weibergeschichten ruiniert; wie hochbegabte Menschen ihr Talent durch Arbeit zerstört, ihr Glück und ihre Thätigkeit für eine Frau geopfert, die untreu gewesen, und für Kinder, die früh gestorben. Die Fortpflanzung sei nur für kleine Geister, die größeren müßten in ihren Werken und so weiter fortleben.

(Fortsetzung folgt.)



Verantwortlich für die Redaction Wilhelm Bölsche, Friedrichshagen. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler. Druck: A. Seydel & Cie. Beide in Berlin.





Stuart Mill's Psychologie der Frau.

Trotz aller von verschiedensten Seiten ausgehenden Versuche, sie als eine Modethorheit hinzustellen, sie durch Spott, Hohn, wohl auch göttliche Grobheit von der Tagesordnung abzusetzen, existiert mit Ausnahme der ihr engstens verbundenen sozialen, kaum eine Frage, welche in solchem Maße das allgemeine Interesse auf sich zu lenken vermöchte, wie die Frauenfrage. Wer da geglaubt hatte, in der Frauenbewegung eine durch ein paar überspannte Frauenzimmer und ein paar gutmütig dumme, modetolle Männer künstlich aufgebauschte Tagesangelegenheit erblicken zu dürfen, befand sich, wie sich nachgerade ausgewiesen, gründlich auf dem Holzwege. Man hat mehr und mehr einsehen gelernt, daß derartige Bewegungen doch nicht so ganz ausschließlich den Hirngespinnsten vereinzelter Individuen ihr Dasein verdanken können, daß vielmehr die sozialen Bedingungen dafür vorhanden sein müssen. Hat eine Wandlung, eine Umgestaltung wirtschaftlicher Verhältnisse aber einmal sozialrevolutionäre Strömungen hervorgerufen, so liegt auf der Hand, daß diese weder durch Dekrete noch auch durch das spöttische Achselzucken vorgeblicher Autoritäten gebannt und beschworen werden können. Die Frauenemancipation ist solch eine soziale Bewegung, deren eigentlichste Wurzeln in den veränderten Wirtschaftsverhältnissen zu suchen sind. Die wirtschaftliche Selbstständigkeit, die Zulassung zu den männlichen Berufen, welche man als Basis der Frauenbefreiung in den höheren Kreisen noch vergeblich fordert, ist bei dem ständig wachsenden Proletariate längst zur Thatsache geworden. Wenn die Vorteile dieser größeren Selbstständigkeit des weiblichen Geschlechtes vorläufig noch durch mannigfache Nachteile wieder aufgewogen werden, so ist doch gerade der schlimmste dieser Nachteile, der Umstand, daß beim Proletariate von eigentlichem Familienleben, vom häuslichen Berufe der Frau nur in immer selteneren Fällen die Rede sein kann, ein schmerzender Splitter im Fleische der bürgerlichen Weltanschauung. Was sich ohne große Schwierigkeiten auch am Familienleben der oberen Klassen nachweisen ließe, wahrscheinlich aber rundweg abgeläugnet werden würde, springt beim Proletaliate allzugrell und beweisunmittelbar ins Auge: die Redensart von dem natürlichen Berufe der Frau ist eben nichts, als eine völlig inhaltslose Phrase, der die unhöfliche Wirklichkeit schlankweg Hohn spricht. Wie unendlich weit Theorie und Praxis im bürgerlichen Leben auseinandergehn, das nachzuweisen war die verdienstliche Arbeit Bebels in dessen bekanntem Werke. Das von Bebel zusammengetragene Beweismaterial ist als geradezu erdrückend selbst von gegnerischen Blättern anerkannt worden. Indem Bebel seinem Standpunkt entsprechend aber den Schwerpunkt auf das

sozialökonomische Element des Stoffes verlegte, konnte von ihm das psychologische Element verhältnißmäßig erst in zweiter Linie berücksichtigt werden. Gerade nun in neuester Zeit wiederum ist von Seiten zum Teil wirklich bedeutender Psychologen eine mehr oder minder grimmige Polemik gegen die Frau und ihre Emancipationsbestrebungen entbrannt. Den wuchtigsten Ausdruck fand sie wohl in Friedrich Nietzsche, unter dessen Beeinflussung die meisten der Späteren, u. a. Strindberg und letzthin auch Ibsen zu stehen scheinen. Gegen die künstlerische Fixierung bestimmter moderner Frauentypen läßt sich kaum etwas einwenden, wenngleich gegen die Verallgemeinerung dieser ganz besonderen, nur unter ganz eigenartigen Verhältnissen möglichen Typen zum einzig echten, wahrhaften, zum absoluten Frauencharakter ganz energisch protestiert werden muß. Auch Nietzsches spätere, krankhaft scheue Abneigung gegen jede Form des Femininismus — sogar gegen die Kunst — mag uns immerhin pathologisch begreiflich erscheinen; komisch geradezu muß uns hingegen die pessimistische Affektion vorkommen, mit welcher sich die harmlosesten Kindesseelen als die unergründlichsten Psychologen auszugeben versuchen. Gar so leicht sollten es sich diese Herren Psychologen denn doch nicht machen. Eine rein physiologische Kenntnis der hauptsächlichsten Geschlechtsinstinkte berechtigt doch wahrhaftig noch Niemand, sich Psychologe zu nennen. Die Weisheit der erwähnten Herren besteht aber meist nur darin, dem Weibe glücklich die gröbsten Instinkte und deren primitivste Aeußerungen abgelauscht zu haben.

Das Bedeutendste, was theoretisch über Naturell und Befähigung der Frau bislang vorgebracht worden ist, ist von Stuart Mill in seiner „Hörigkeit der Frau"*) gesagt worden. Nicht als ob sich Mill als Frauenkenner à la mode aufgespielt hätte, im Gegenteil, er bekennt ganz bescheidentlich, daß eine Psychologie der Frau im höheren Sinne wohl überhaupt nicht geschrieben werden könne. Denn dazu bedürfe es neben höchster natürlicher Befähigung noch der weitreichendsten physiologischen Kenntnisse, Erfordernisse, welche so leicht Niemand in sich vereinigen dürfte. Mancher glaube die Frauennatur zu kennen, weil er zu mehreren Frauen in einem zärtlichen Verhältnisse gestanden habe. Selbst vorausgesetzt, daß diese Frauen geeignete Studienobjekte gewesen sind, so werden dem Manne in seiner Eigenschaft als Liebhaber doch gerade sehr wesentliche Eigentümlichkeiten verborgen geblieben sein, welche zu verbergen den Frauen ihr Interesse gebietet. Die günstigste Gelegenheit zum Studium des Frauencharakters gewährt unzweifelhaft die Ehe. Jedoch nur dann, wenn Frau sowohl wie Mann zu den Intelligenteren ihres Geschlechtes gehören und zwischen Beiden eine tiefgehende seelische Sympathie waltet, welche nicht nur alles geflissentliche, sondern auch alles unwillkürliche, unbewußte Geheimhalten intimer Angelegenheiten ausschließt. Denn nur zu leicht gewöhnt sich die Frau dem Manne, als dem Herrn und Gebieter gegenüber, an eine unbewußte Verschlossenheit.

Alles in Allem genommen wird es dem Manne mindestens ebenso schwer, seine Frau richtig zu beurteilen, als dies dem Vater seinen Kindern gegenüber der Fall ist, und Jedermann weiß ja aus Erfahrung, wie selten die väterliche, die elterliche Beurteilung eine gerechtfertigte ist. Denn so innig das Verhältnis der Kinder zu den Eltern auch sein mag: oftmals kennt, ja ahnt der Vater nicht einmal die Charakterseiten an seinem Sohne, die dessen Gefährten etwas ganz Alltägliches sind. Die Furcht, in den Augen der Person, deren Meinung uns viel gilt, etwas zu verlieren, legt uns stets eine gewisse Zurückhaltung auf. Der Frau vollends muß nicht nur alles daran gelegen sein, sich ihrem Gemahl und Ernährer von der ihm

*) Berlin, F. Berggold.

zusagendsten Seite zu präsentieren, sondern man hat es ihr obendrein als ersten Pflicht- und Glaubenssatz eingeprägt, sich in allen Dingen den Wünschen und Ansprüchen des Mannes schweigend unterzuordnen. An diesem Umstand, den er des Weiteren ausführt, macht dann Stuart Mill zugleich klar, wie außerordentlich die Verhältnisse, die Gesellschaft auf die ursprünglich vielleicht ganz anders geartete Frauennatur erzieherisch d. i. verkrüppelnd eingewirkt haben mögen. Die Unarten und Charakterschwächen, welche man so gern dem angeborenen Naturell der Frau zur Last legt, um daraus auf ihre intellektuelle Inferiorität zu schließen, sind höchst wahrscheinlich nur die Folgen einer verkehrten Moraldressur. Die öconomischen Verhältnisse verdammten die Frau zur Sklaverei. Die Sklaverei der Frauen unterscheidet sich jedoch von der anderer unterdrückter Klassen dadurch, daß ihre Herren mehr verlangen als bloße Dienstbarkeit. Die Männer beanspruchen von den Frauen nicht nur Gehorsam, sondern auch Zuneigung, man will keine gezwungene, sondern eine freiwillige Sklavin. Man erzieht daher die Frau von frühester Jugend an in dem Glauben, das Ideal des weiblichen Charakters sei im Gegensatz zu dem männlichen völliger Verzicht auf Eigenwillen, völlige Fügsamkeit in die Bestimmuug anderer. Die Pflicht der Frau sei es, für andere zu leben, sich selbst völlig aufzugeben und kein anderes Dasein als in der Liebe und durch die Liebe zu haben. Denn, behauptet man, dies Dasein sei das der Natur der Frau entsprechende. Wie nun kommt es, daß sich die wirkliche Natur der Frau hiergegen nicht auflehnt? Nun, sagt Stuart Mill, zieht man drei Dinge in Erwägung, die natürliche Anziehungskraft der Geschlechter, die vollständige ökonomische Abhängigkeit der Frau vom Manne, endlich, daß die wesentlichsten Ziele menschlichen Strebens, Rang, Stellung, Ansehen, für die Frau im Allgemeinen nur durch den Mann erreicht werden können, so müßte es wirklich mit einem Wunder zugehen, wenn die Erlangung der größtmöglichsten Anziehungskraft für die Männer nicht der Polarstern für die weibliche Erziehung und Charakterbildung geworden wäre. Man könnte die wohlfeile Einwendung machen, dergleichen laufe ja nur auf theoretische Erörterungen hinaus und stütze sich auf nichts als Hypothesen. Als ob die Verfechter der gegenteiligen Ansicht thatsächlichere Argumente vorzubringen hätten! Die Geschichte lehrt, daß die Stellung der Frau sich im Laufe der Zeit fortwährend verändert, was den Schluß gestattet, daß ihre gegenwärtige Stellung ebenfalls nur eine interimistische sein dürfte. Mit der wechselnden Stellung der Frau erlitt aber unzweifelhaft auch ihr Charakter die bedeutsamsten Modifikationen. Man vergleiche doch nur den Frauencharakter verschiedener Zeitalter, verschiedener Gesellschaftsklassen, verschiedener Nationen. Welche Abweichungen beispielsweise schon in der Auffassung des Frauencharakters im Goetheschen Zeitalter und in der Jetztzeit! Sollte die moderne Auffassung lediglich die Folge eines unbefangeneren, geschärfteren Blickes sein oder sollte sie nicht etwa in den veränderten Thatsachen ihre Grundlage haben? Aber selbst in unserem Zeitalter des krassen Egoismus und der Hysterie fehlen die hingebenden, aufopferungsfähigen Naturen wahrlich noch nicht. Oder ist die Toni in der „Familie Selicke“ etwa unzeitgemäßer als die Laura in Strindbergs' „Vater“ oder Ibsen's Hedda Gabler? Ferner: der Orientale hält die Frau von Natur für ganz besonders wollüstig, der Engländer für geschlechtlich unempfindlich und kalt. Der Franzose hält die Frau für ein in seinen Neigungen flüchtiges, flatterhaftes Geschöpf; nach des Engländers Urteil ist sie beständiger als der Mann. Worin haben wir da wohl die eigentliche „Natur“ der Frau zu suchen?! Wenn Stuart Mill gleichwohl die Grundzüge des gegenwärtigen Frauencharakters zusammenzustellen versucht, so weiß er sehr wohl, daß er damit nur einen mehr oder minder verbreiteten Typus kennzeichnet, Schlüsse auf die Natur der Frau, ihre ursprüng-

liche Veranlagung erlaubt er sich nur mit großer Vorsicht. Die Frau der Gegenwart ist nach Mill die schon im Vorigen charakterisierte Sklavin des Mannes, der Familie, welche ihr Anrecht auf individuelle Glückseligkeit ihren Angehörigen geopfert hat. Bis zu welchem Grade dieser unsern männlichen Begriffen unnatürliche Zustand in der weiblichen Natur begründet ist, bleibt zweifelhaft. Daß die Frau sich an ihren Zustand gewöhnt hat und sich in tausend Fällen nicht aus demselben heraussehnt, beweist so gut wie garnichts. Daß auch Sklaven männlichen Geschlechts gegen das Gefühl der Freiheit sich oftmals äußerst unempfindlich bewiesen, ist bekannt. Auch schießen persönliche Gefühle nirgends zu solcher Ueppigkeit empor als unter dem Drucke der abscheulichsten Einrichtungen. Außerordentliche Anhänglichkeit der Sklaven war bei Griechen und Römern durchaus nichts Ungewöhnliches. Dieser Sklaveninstinkt, dieses Bedürfnis der Unterordnung ist im Durchschnitt bei allen heutigen Frauen vorhanden; das rebellische Weib (Strindbergs Laura) ist nur ein Spezialtypus des in seinem Sklaveninstinkt unbefriedigten Weibes.

Dieser anerzogene Sklavenistinkt darf keineswegs ohne Weiteres mit dem Geschlechtsinstinkt zusammengeworfen werden. Der Knechtssinn des Weibes versteigt sich oft zu einer krankhaft übertriebenen Selbstverleugnung, wohingegen es dem Manne sehr gut anstehen würde, seine Selbstvergötzung auf ein richtiges Maß zurückzuführen. Indem der Frau einerseits das individuelle Bewußtsein fast vollständig abgeht, indem sie ganz in dem Wohl oder Wehe ihrer Angehörigen aufgeht, mangelt ihr andrerseits das Gefühl sittlicher Verpflichtung dem weiteren Kreise Nichtangehöriger gegenüber. Die Frau kennt selten ein Pflichtgefühl im höheren Sinne. Ihr geistiger und darum sittlicher Horizont ist ein sehr beschränkter. Die Erziehung hält die Frau ja fern, selbst von den einfachsten Vernunftbegriffen, auf welchen sich einsichtsvolle Rücksichten für größere Ziele und höhere sittliche Zwecke entwickeln könnten. Es darf uns daher nicht wundern und wir dürfen uns darüber nicht beklagen, daß die Liebe des Weibes in vielen Fällen eine gutgemeinte — Affenliebe ist. Der Einfluß des Weibes dient fast lediglich dazu, dem Manne, den Angehörigen ihre geachtete gesellschaftliche Stellung zu bewahren. Die öffentliche Meinung ist der Frau der Maßstab des Glückszustandes eines Menschen. Für ungewöhnliche Menschen ist daher die Sorglichkeit weiblicher Angehöriger meist ein beständiger Ballast, ein Hemmschuh bei jeder Regung, besser zu sein, als es die öffentliche Meinung verlangt oder zugiebt. All das sind aber keineswegs spezifisch weibliche Züge, es sind Eigenschaften, wie sie jedem noch auf niederer Kulturstufe stehenden Menschen, gleichviel welchen Geschlechtes, anhaften. Diese häßlichen, schädlichen Züge des Frauencharakters zu verwischen, die Frau auf eine höhere Stufe emporzuheben, giebt es nur ein Mittel: die Emancipation der Frau. Staatsöconomische sowohl als rein individuelle Erwägungen reden derselben dringend das Wort. Fast sämtliche staatliche Verwaltungszweige würden durch Verwendung geeigneten Frauenmaterials treffliche Kräfte, die Männer als Individuen ebenbürtige Genossinnen und Mitarbeiterinnen an ihren Lebensaufgaben gewinnen. Denn warum sollte die Frau als Trägerin höherer und höchster Kultur dem Manne nicht ebenbürtig sein können? Man sagt, die größere nervöse Reizbarkeit lasse die Frau dafür ungeeignet erscheinen. Daß aber ein wesentlicher Teil der weiblichen Reizbarkeit den unbenutzt bleibenden Ueberschüssen intellektueller Expansionskraft, ein anderer Teil lediglich einer verkünstelten physischen Erziehung entspringt, beweisen die Beobachtungen, die man täglich bei Frauen verschiedener Klassen, verschiedener Erziehung und Thätigkeit anstellen kann. Und wenn die Frau durchschnittlich wirklich ein nervöseres Temperament besitzen sollte, was verschlägt das groß? Haben Griechen, Italiener und Franzosen, Völker von höchst sanguinischem Naturell, in Kunst oder Wissenschaft, Kriegs- oder Staats-

kunst Geringeres geleistet als die phlegmatischeren Deutschen und Engländer? Und nehmen wir auch als ausgemacht an, daß die Frau von Natur beweglicheren Geistes sei als der Mann, weniger geeignet, lange dieselben, fortgesetzten Anstrengungen zu machen, wer sagt denn, daß das gänzliche Hingeben an eine Idee und eine Beschäftigung, mit anderen Worten, daß die männliche Pedanterie und fachmännische Verknöcherung dem gesunden Normalcharakter am meisten entspreche?!

Giebt es doch gar viele, welche der Ansicht sind, daß das Idol der Jetztzeit, der „Mann" nur eine Karrikatur des „Menschen" sei! H. Ströbel.

Ein holländisches Urteil über moderne deutsche Dramen.

Von **Lou Andreas-Salome.**

II.

Sudermann und Holz.

Der Aufsatz unseres Holländers gestaltet sich unwillkürlich zu einer Art Huldigung für die „Freie Bühne" und ihre Bestrebungen in Berlin, und so erscheint er eben jetzt, nach Ablauf ihres zweiten Vereinsjahres, als ein Zeichen der Anerkennung, als ein Kranz gleichsam, der ihr zugeworfen wird. „Die freie Bühne", sagt L. Simons Mz., „an deren Spitze der bekannte Kritiker Otto Brahm steht, wollte, ohne grade Partei zu nehmen für die eine oder andere Kunst-Nüance, und ohne die Freiheit der Bühnenschriftsteller nach einer bestimmten Richtung hin zu beeinträchtigen, doch vor Allem einer neuen Wirklichkeitskunst Bahn brechen helfen. Einer deutschen Wirklichkeitskunst, so weit eine solche bereits zu finden war, — einer ausländischen, so weit deren Werke in Deutschland noch nicht eingeführt worden. Denn in Berlin, wie überall, waren die gewöhnlichen Bühnen zum allerschlechtesten Geschmack des Publikums herabgesunken; ernste, moderne und vielleicht gewagtere Kunst wurde von der Censur ebensowenig geduldet, als sie vom sogenannten „gebildeten" Publikum gewünscht wurden. Es mußte deshalb ein ganz anderer Weg beschritten werden, wollte man dem modernen Autor ein Publikum verschaffen und in diesem das Bedüfnis erwecken für etwas Anderes als das Gewohnte."

Im Gegensatz zu seinem Lobe der „Freien Bühne" sieht L. Simons Mz. in jenen Jungdeutschen, die sich unter der Leitung von Karl Bleibtreu und Conrad Alberti eine eigne moderne Bühne einrichteten, Schriftsteller, die sich nur in Folge eines Mißverständnisses zu den Realisten zählen. Was er ihnen vorwirft, ist die rhetorische Phrase und die Richtung nach dem Effektvollen; er giebt zu, daß oft echte Leidenschaft und dichterische Glut in ihren Werken zu finden sei, daß es ihnen aber fast nirgends gelinge, diese Eigenschaften in den Dienst realistischer Lebensbeobachtung, Wirklichkeitsnachbildung zu stellen. In dem gleichen Sinne spricht er sich über Ernst von Wildenbruch und Richard Voß aus, die er Beide ganz zu jenen zählt. Ausführlicher geht er aber nur auf Conrad Alberti's Drama „Brot!" ein und berührt sonst keine der Aufführungen der „Deutschen Bühne." Seine Auslassungen über das Drama „Brot!" möchte ich hier bei Seite lassen, nur er-

wähnen, daß er wiederholt Conrad Alberti mit dem verstorbenen Herrmann Conradi verwechselt und ein paar Mal den Letztern zum Autor des genannten Dramas macht. Der Tadel, den er gegen sie Alle ausspricht, schließt zugleich seinen Argwohn hinsichtlich der ganzen Art der deutschen Kunstbegabung ein: die Deutschen haben selten — „mit eignen Augen etwas Neues in der Natur entdeckt", sagt er. „Zu denken und zu grübeln über die Räthsel des Lebens und des eigenen Selbst, die Freude und den Schmerz des Innern umzusetzen in Kunst, das ist ihre Sache. Philosophen und subjektive Künstler: — Musiker und Lyriker — werden sie bleiben. Aber die Wirklichkeit wahrzunehmen und objektiv wiederzugeben in dem Kunstwerk, das wird ihnen immer Mühe machen, auch nach jahrelanger Uebung in den empirischen Wissenschaften." Doch wenn nicht durch unmittelbare Naturanlage, so doch eben durch den mächtigen Einfluß dieser Wissenschaften, die den Zeitgeist völlig beherrschen, hat die deutsche Litteratur begonnen, den Realismus in sich aufzunehmen. Und einige Dichtergestalten sind in ihr aufgetreten, die ganz neue Hoffnungen für die Zukunft wecken und deren Werken der Schreiber des Aufsatzes mit ungeteiltem anerkennendem Interesse bis in das Einzelnste nachgeht. Er nennt Sudermann, Holz und Schlaf und endlich, als den Größten, Hauptmann. Ehe er die Autoren der freien Bühne bespricht, wendet er sich Sudermann zu, weil ihm dieser einen Uebergang darzustellen scheint von der konventionellen Dichtung zur Wirklichkeitsdichtung.

Was Sudermann aus der Macht der konventionellen Rhetorik gerettet hat, ist nach L. Simons Mz. Meinung der freie Blick, mit welchem er wagte, das wirkliche Leben rings um sich zu beobachten. Dies half ihm ein Werk zu schaffen, welches um zweier Akte willen, die es enthält, zu den besten Dramen der letzten Jahre gezählt werden müsse. Aber nicht nur um der beiden andern, schwächern Akte willen betrachtet der Verfasser des Aufsatzes Sudermanns „Ehre" als eine bloße Uebergangsform zu echt realistischem Kunstwerk. Er thut es namentlich wegen der Abhängigkeit von der französischen und skandinavischen Litteratur, vor Allem vom jüngeren Dumas und Ibsen, deren Einfluß auf das Werk er nachzuweisen sucht. Dem Franzosen giebt er die Schuld daran, daß die „Ehre" ein Tendenzdrama geworden ist, Ibsens Einwirkung erkennt er an dem Aeußerlichen der von diesem gebrauchten dramatischen Methode und an seiner Auffassung des Menschen. „Was er sieht, ist der „sociologische" Mensch; das Individuum als ein Produkt der Gesellschaft, in welcher es lebt, seines Vermögens und seines Standes, seiner Erziehung und Lebensweise. Und so stark erscheint ihm dieser sociale Einfluß, daß die Eigenart des Individuums sich ihm dabei nahezu verflüchtigt." Die Anwendung des Begriffes „Ehre" in dessen verschiedenen und wechselnden Bedeutungen entsprach nur insofern seiner tendenziösen sowohl wie seiner sociologischen Auffassung, als grade an diesem Begriff sich besonders treffend zeigen ließ, wie die intimsten moralischen Werturteile in uns, je nach dem Stande, dem wir angehören, ein anderes Gepräge tragen und andere Empfindungswelten in uns wecken. So demonstrierte er an seinen Menschen und ihren Konflikten sowohl die durchgehende Relativität des Ehrbegriffs, als auch die Ausschließlichkeit, mit welcher dem jedesmaligen Begriff von Seiten jedes Standes, jeder Kaste absolute Alleingültigkeit zugesprochen wird. Das Gute, das Sudermann damit in diesem Werke geleistet hat, besteht nach der Meinung seines Rezensenten, in der Schilderung der Insassen des Hinterhauses. Er sagt darüber: „Sudermann thut damit, was noch bis jetzt kein deutscher Autor — ausgenommen der Verfasser volkstümlicher Dialektdramen — vor ihm gethan hat: er verläßt den Kreis der Bourgeoisie, um sich mit dem Arbeiter zu beschäftigen und diesen zu studieren. Daß er es thut, ist eine deutliche Folge von zweierlei Ursachen: die gegenwärtige stets

zunehmende Bedeutung des vierten Standes; und die Voraussetzung, daß dort neue, noch wenig beobachtete und eigenartige Lebensäußerungen zu finden sein müssen. Im Allgemeinen ist es aber trotzdem ein übles Kennzeichen der neuern, realistischen Litteratur, daß sie sich mit Vorliebe mit der Beobachtung des kleinen Bürgers in den Großstädten beschäftigt, oder mit der Bevölkerung irgend einer abgelegenen Provinz. Denn hier behielten die Menschen noch etwas Charakteristischeres und es fällt ihr darum leichter, sie plastisch dem Leben nachzubilden." Wird in diesen Worten der große Vorzug des Dramas vor vielen Andern nach der einen Seite hin vollauf betont, so wird dann nicht minder eine Schwäche desselben erwähnt, die vom Tendenzstück und von der „sociologischen" Auffassung des Menschlichen unabtrennbar erscheine: „Mit all dem bietet das Schauspiel die volle Wirklichkeit noch nicht. Der Verfasser hat mehr allgemeine Typen gezeichnet, als daß es ihm gelungen wäre, das Innerste seiner Personen von Grund aus in ein Aeußeres, Wahrnehmbares umzusetzen." Diese Ansicht wird allen einzelnen Personen gegenüber durchgeführt, besonders fein und richtig in der Analyse Alma's, indem die Frage aufgeworfen wird, ob Roberts Resignation und Abkehr bei der Erkenntnis ihres Charakters wohl ganz gerechtfertigt erscheinen würde, wenn wir sie tiefer kennen lernten? Nur weil Alma so ganz äußerlich in denjenigen Zügen uns vorgeführt wird, die als Produkt ihrer Umgebung und Erziehung gelten müssen, beruhigen wir uns dabei. Fassen wir sie aber nicht nur als Typus einer bestimmten Gattung von Dirne auf, sondern verlangen wir erst noch ihre ganz individuelle Eigenart zu schauen, so tritt gleich die Frage an uns heran: wieviel würde wohl, in veränderten Verhältnissen und unter edlerem Einfluß, in ihr wach werden, das uns Roberts Schwester zeigt? Diese Ausstellung gegenüber Sudermann als Psychologen ist nicht nur im Einzelnen gut motiviert, sondern sie ist auch charakteristisch für den Schreiber der Besprechung selbst. Was ihm als der Hauptmangel erscheint an der Auffassung des Menschlichen unter dem Gesichtspunkt des Socialen ist nicht so sehr die notwendig etwas typisch-grobe, allgemeine Zeichnung, sondern es ist die mangelnde Betonung einer natürlichen Güte, eines ursprünglich Edlen im Menschen, — dessen, was unter dem Walten einer rechten Seelsorger-Hand stets wieder zum Vorschein kommen müsse. Die Relativität des Ehrbegriffs und mit ihm des Moralbegriffs überhaupt wird zugegeben, aber nur unter Vorbehalt eines tiefer liegenden, vielleicht halb-unbewußten, aber allen Ständen als solchen gemeinsamen Zuges nach dem Bessern. Es ist der Holländer, der daraus redet, der zwar freidenkende Holländer, der aber die Seelsorge im weitesten Sinne für den höchsten menschlichen Beruf ansieht: kein Pessimismus liegt ihm ferner, erscheint ihm vernichtender als der, welcher den rettenden Eingriff unterläßt, weil er nicht an Rettungsmöglichkeiten und Willens-Aenderungen mehr glaubt. Deshalb tröstet ihn hierbei nicht der ziemlich inkonsequente und unklare „Pflichtbegriff", den Sudermann seinem Ehrbegriff als höher und edler entgegensetzt. Er will keinen höhern Begriff, sondern eine höhere Natur. Es ist im Grunde der Denker, den er dem Dichter Sudermann vorwirft.

„Das Schönste, was uns vorbehalten sein kann, ist dies, eine Seele stützen zu dürfen," — hat ein anderer Holländer, A. Pierson, gesagt, und dieses Wort, indem es die Gesinnung des Rezensenten ausdrückt, weist uns sogleich auf dasjenige hin, was ihm als der hauptsächliche Fortschritt des nächstfolgenden Dramas über Sudermanns „Ehre" hinaus erscheint. Denn von diesem Punkt geht seine Betrachtung der Holz-Schlaf'schen „Familie Selicke" aus. Man könnte sagen: was ihn an den männlichen Gestalten Sudermanns, an Robert Heinecke und Graf Trast am meisten verdrießt, ist ihre Unfähigkeit, die Menschen in all' ihren Gebrechen und Mängeln so aufzufassen, wie im Holz-Schlaf'schen Drama die weibliche Hauptgestalt

Toni die Schwächen und Fehler ihrer Familienangehörigen auffaßt. Robert ringt sich allmälig zu einer Verstandeserkenntnis der natürlich-menschlichen Beschränktheit durch, die sein Pflichtgefühl den Seinen gegenüber beschwichtigt und ihm seinen eigenen Glücksgenuß, fern von ihnen, erlaubt; — Toni hat sich durchgerungen zu einer tiefen, warmen Gemütserkenntniß, der sie ihr eigenes Glück stumm aufopfert, um ihrem Pflichtgefühl den Ihrigen gegenüber genug thun zu können. Robert bringt die Bitterkeit seiner Lebenserfahrungen zur Resignation hinsichtlich aller Weltverbesserungsversuche, Toni bringt sie zum geduldigen Ausharren und zur selbstlosen Hingebung. Sie glaubt im Grunde ihrer Seele an die edlere Natur in ihnen Allen, die scheinbar so schlecht an einander handeln und sich so wenig über sich selbst und ihre Schwächen zu erheben vermögen, — sie ist in der That schon in einem rührenden Sinne eine Seelsorgerin, — die „Fru Pastern", als welche Wendt sie so gern an seiner Seite haben möchte. Und es sind um sie her auch alle Personen von den beiden Autoren so gezeichnet worden, daß wir nicht umhin können, ihr Recht zu geben: daß uns in ihnen eine Allen gemeinsame, unveräußerliche und natürliche Gutherzigkeit deutlich wird, anstatt der in Sudermanns Personen herausgekehrten Gemeinheit, die Hoch und Niedrig regiert und die sich hinter jedem Ehrbegriff noch zu verstecken weiß.

„Nicht die Schlechtigkeit der Menschen macht das Leben so traurig, — wir verspüren selbst keine Andeutung von der Lasterhaftigkeit, die so viele Naturalisten mit Vorliebe in das Licht setzen, — sondern das Unvermögen, einander zu verstehen, der Einfluß der gesellschaftlichen Zustände auf die Art und das Temperament der Menschen. Das sociologische Moment, das wir in Sudermanns Stück so stark ausgesprochen fanden, ist auch hier vorhanden. Aber es spricht nicht in seiner Wirkung auf das moralische Denken und Fühlen der Menschen: sittlich steht Toni in ihrer Selbstaufopferung höher als Robert Heinecke, obgleich sie niemals aus ihrer Umgebung herausgekommen ist und ihre Eltern — — — geben uns keinen Augenblick den Eindruck moralischer Verworfenheit." Und erst aus solcher veränderten Menschenauffassung heraus, wie sie uns in Toni's Wesen aufgeht, ist ihre eigne Gestalt in ihrer Idealität gerechtfertigt und erklärt: es liegt etwas in der Menschennatur, das eine Toni möglich erscheinen läßt und daher läßt es das Leben lebenswerth erscheinen. „Das Leben ist ernst! bitter ernst," sagt Wendt, „aber jetzt seh' ich, es ist doch schön! — — Und weißt Du auch warum? meine liebe Toni? Weil solche Menschen wie Du möglich sind!" Und damit geht er hin und wird hoffend und vertrauend auf solches Ideal, — er der Ungläubige — zum Seelsorger. Da haben wir den holländischen Geistlichen, wie er nicht besser gezeichnet sein kann.

Wollen wir vorausschauen in diese Zukunft Wendts und in das geistige Leben das ihn bewegen, aus dem er seine Predigten sich schaffen wird, so klingt es uns entgegen, wie ein Ton aus Arno Holz' lyrischen Gedichten — aus dem Buch der „Zeit" das er schrieb, ehe er sich mit dem „Drama der Zeit" befaßte. Wendt wird innerhalb seines Berufes sich wieder das auflehnen, wogegen der Dichter sich auflehnt, Angesichts der starren und blinden Indifferenz der Andern:

„Und keiner rief das Wörtchen: Rette!
Sie blökten allsammt um die Wette,
Wie eine Heerde Hammelvieh!"

Auf diese Weise kommen wir an das Drama auf einem Wege heran, der uns viel direkter Holz dem Lyriker als Holz-Schlaf den Naturalisten zu nähern scheint. Aber unzweifelhaft steht der Lyriker noch mitten im naturalistischen Drama nicht nur,

sondern es erscheint als das weitaus Eigentümlichste und Interessanteste an diesem die Art, wie Poesie und Prosa sich darin mischen. Im vorher besprochenen Bühnenwerk ist weder Poesie noch Prosa in solcher Schärfe und Betonung vertreten. In der „Familie Selicke“ ist nicht blos Sudermanns abstrakt-tendenziöse Auffassung durch eine gemütswarme ersetzt, — es ist auch nach der andern Seite hin viel mehr gethan: der Versuch, ganz realistisch zu wirken, ist gelungen; die allgemein gehaltenen sozialen Schilderungen haben einer genauen Detail-Kopie des Wirklichen Raum gemacht

L. Simons geht ausführlich auf die Entwicklung ein, welche Holz durchgemacht hat, als er vom Lyriker zum Naturalisten wurde, und betont den großen und fruchtbaren Gegensatz, den der Künstler mit dichterischer Kraft damit in sich aufnahm. Aber wahrhaft fruchtbar erweist dieser Gegensatz sich erst da, wo es gelungen ist, die beiden verschiedenen Strömungen derartig zu verschmelzen, daß sie uns in ihrer einheitlichen Wahrheit ergreifen. Wo dies noch nicht erreicht ist, da tritt die Gefahr ein, der die zwei Dramatiker keineswegs entronnen sind: zu gleicher Zeit allzunüchtern und allzu sentimental aufzutreten, das Langweilige und Emfindsame anstatt des Wirklichen und Empfundenen zu geben. Der Rezensent ist nicht blind dafür, daß selbst in der ihm so ungemein sympathischen Gestalt der Toni etwas zu viel vom Lyriker stecken geblieben ist und nicht ganz natürlich absticht von den grell-naturalistischen Farben des Familienrahmens, in welchem sie steht Er giebt zu, daß in gewissem Sinne Toni vom streng realistischen Bilde durch das schlechthin Edle und Gefühlsmäßige fast ebenso stark abweicht, wie Robert oder Graf Trast durch das Verstandesmäßige und abstrakt Tendenziöse. „Es entgeht uns nicht“, sagt er, „daß doch nur in einer höchst sensitiven Natur das Pflichtverlangen der Familie gegenüber so laut zur Sprache kommen kann und daß Toni am allerwenigsten für den Typus des durchschnittlichen Bürgermädchens gelten kann. Es ist sicherlich zu viel von einer „Heldin“ in ihr, — und die Schilderung ihres Innenkampfs ist viel mehr das Werk eines gefühlvollen, beinah sentimentalen Dichters, als eines kühlen, nüchternen, realistischen Beobachters. — — Auch hierin ist Hauptmann der Größere.“

Aber die Ueberwindung des Zwiespalts zwischen dem Lyriker und Beobachter erscheint um so möglicher, um so wahrscheinlicher, je mehr beide Richtungen, genau besehen, der nämlichen seelischen Grundrichtung entstammen. Denn psychologisch betrachtet, kann man es sich sehr wohl denken, wie grade der Lyriker zum Naturalisten wurde, und wie ein verständlicher, notwendiger Weg seiner Entwicklung ihn dahin führte. Das tiefe Gefühl für alles Menschliche und Wirkliche in seinem Bestehen und seinem Leiden mußte dazu gelangen, jeder Schilderung der Wirklichkeit, auch der armseligsten und kleinsten, eine selbständige Bedeutung, einen vollen Eigenwert beizulegen. Er mußte in solcher warmen Umarmung all' dieser Armseligkeit zur Ueberzeugung kommen, daß auch schon eine blos getreue und genaue Kopie oder Photographie in sich ein Gemälde des Allgemein-Menschlichen enthalte, vor dem der Künstler sich lernend und schweigend zu beugen habe. So aufgefaßt, kann dieses Kunstprinzip ohne Frage im Kern wahr und tief sein und grade die große, im Innersten bewegte Dichterkraft verraten. Wer noch Tendenzzwecke, persönliche Grundsätze, Gedanken und Abstraktionen allgemeiner Art in seine realistischen Schilderungen mischt, der gelangt weniger leicht zur Wiedergabe der kleinlichsten und nüchternsten Züge als ein so gestimmter lyrischer Dichter, — so paradox es klingt: weil weniger leidenschaftliche Liebe in ihm ist, — weil Raum bleibt für etwas Anderes. Mit Recht sieht daher L. Simons in diesem Drama nicht mehr eine bloße Uebergangsform zum echten Realismus des zukünftigen Kunstwerks, sondern,

nach manchen Seiten hin, bereits ein Vorbild desselben. Denn es besitzt schon etwas von der wahrhaft schöpferischen Kraft und Innigkeit, auf das nüchtern Wirkliche mit den Worten hinzuweisen:

„Schau her, auch dies ist Poesie!“

und ist daher schon bestimmt, uns etwas vom Lied der Zukunft zu sagen, —

— „soll sagen, was Ihr nie gewollt:
Der Singsang hat sich ausgetutet —
Auch durch das junge Lied noch flutet
Das alte Nibelungengold!“

Ibsen's Kronprätendenten auf der Berliner Hofbühne.

Von einem offiziellen Vertreter der Litteraturgeschichte, einem Schillerbiographen, der kein „Ibsenianer“ ist, von Professor Minor in Wien, wurde jüngst Henrik Ibsen für den bedeutendsten Dramatiker der Gegenwart ausgerufen. Mit einer Renitenz gegen diesen bedeutendsten lebenden Dramatiker begann vor etwa einem halben Jahre die gegenwärtige artistische Leitung unseres königl. Schauspiels. Genau zu derselben Zeit, wo Ibsen seine Hedda Gabler im Handel erscheinen ließ, übernahm Herr Max Grube aus den Händen des kaltgestellten Herrn Devrient die Oberregie im Hoftheater. Wenn seine erste That die Annahme des neusten Ibsenwerks gewesen wäre, so hätte von vornherein das neue Regime seine Signatur erhalten. Aber Herr Grube zögerte, schüttelte den Kopf, überlegte, und bei der üppigen Bühnenconcurrenz in Berlin kam ihm ein Privatdirector zuvor. Das ist aus mancherlei Gründen zu bedauern. Bei der stofflichen Eigenart der Dichtung und dem schweren Verständniß des Publikums, hat Hedda Gabler kein Talent zum Zug- und Kassenstück, wie es eine bedrängte Privatbühne braucht. Sie kann nur von Zeit zu Zeit ein durch Freunde großer, strenger Poesie gefülltes Haus erzielen; schon darum gehört sie an die Hofbühne, die sich allein Derartiges leisten darf. Auch hätte keine andere Berliner Bühne dem Stück so geeignete] schauspielerische Kräfte bieten können, wie gerade das Hoftheater, das seine schöne, verheißungsvolle Jugend, namentlich Frl. Poppe, hier durch große, sonderbare Aufgaben kräftig fördern konnte. Vor allem aber ist die Unterlassung deshalb zu bedauern, weil hier willkürlich und eigenmächtig ein Schauspielverstand sich gegen einen Dichtergeist einwarf. Herr Grube, obwohl er gewiß selber Ibsen für den bedeutendsten Dramatiker der Gegenwart hält, legte seine individuelle Ansicht über das Einzelwerk zu entscheidend in die Wagschale. Und dies ist eine That, deren Prinzip auf die Länge einem Director gefährlich werden muß. Ein Hoftheater darf nicht nach der subjectiven Empfindung seines Leiters das Repertoir sich bilden, sondern sein Repertoir muß der möglichst erschöpfende Ausdruck dessen sein, was in der dramatischen Litteratur von alter Dauer ist oder zu neuem Leben erwacht. Darum war es eine Unterlassungssünde, daß in diesem Winter, dem ersten Grubewinter, nicht zwischen dem „Neuen Herrn“ und dem „Kaufmann von Venedig“ auch „Hedda Gabler“ im Schauspielhause erschienen ist.

Daß bei Herrn Grube, dem klugen Gefolgsmann der Meininger, keine grundsätzliche Abneigung gegen das Moderne und seinen Altmeister mitwirkte, ist uns nicht zweifelhaft. Unter dem thörichten Entschlusse seines Vorgängers, den von der Generalintendantur bereits angenommenen „Volksfeind“ für nichts und wieder nichts einer Privatbühne abzutreten, hat der eifrige und gescheite Schauspieler Grube persönlich gelitten. Daß der Dirigent Grube die Spuren des nordischen Genius im neuen deutschen Dichtergeschlecht redlich sucht, bewies seine höchst verdienstliche Entdeckung des begabten jungen Wilhelm Meyer, die ihm

von den Abonnenten leider so wenig gedankt wurde. Ausgleichs- und Uebergangsautoren, wie Fulda, Sudermann, Wolzogen, Philippi, denen sich bisher die Pforten des Hoftheaters verschlossen, fänden an Herrn Grube jetzt gewiß einen eifrigen und wahrscheinlich auch erfolgreichen Befürworter. Sogar Wildenbruch, den ein witziger Confrater die Pickelhaubenlerche getauft hat, fände jetzt wohl auch ohne Pickel Zutritt zur Stätte seiner hundertfältigen Quitzowerfolge.

Also auch ohne Hedda Gabler — wir erhoffen neues Leben aus den Ruinen am Schillerplatz. Und in dieser Zuversicht bestärkt uns der Umstand, daß Herr Grube doch nicht so ganz ibsenlos sein erstes Regiejahr abschließen mochte. Leider recht sehr verspätet, zu einer Zeit, wo jeder Theatereindruck zur körperlichen Qual wird und man zwei Schweißtücher braucht, sind am 30. Mai „Die Kronprätendenten" zur Aufführung gelangt. Sie bedeuten einen künstlerischen Erfolg des Schauspielhauses, zunächst in Rücksicht auf die Darstellung. Einen schönern, edlern, ernsteren und kraftvolleren Vertreter des „Königsgedankens" wie den Hakon des Herrn Matkowsky wollen wir uns nicht wünschen. Dieser erfreuliche Schauspieler, der dem Kleist'schen Wetter von Strahl und dem Grillparzer'schen Jason gleicherweise auf den Seelengrund dringt, beherrscht auch Ibsens Prosastil, in dem jedes fest und ganz geprägte Wort durch ihn Gestalt gewinnt. Um einiger Aeußerlichkeiten willen, die allerdings leicht zur Manier entarten, verhält sich ein Teil unserer Theaterbesucher noch immer ablehnend gegen Herrn Matkowsky. An eine ältere Manier gewöhnt, will man der jüngeren nicht recht vertrauen. Herr Matkowsky wird dieses Vertrauen dadurch gewinnen, daß er seine Kunst von allen Manieren befreit und seine glänzende Persönlichkeit überall so frisch und rein sich entfalten läßt, wie dort wo eine Dichterstelle seine Leidenschaft, seine männliche Energie oder seinen Humor ganz besonders anfeuert. Herr Matkowsky gehört zu den wenigen Schauspielern, bei denen das gesprochene Wort wie im Moment geboren und nur als zufällig gefundener Ausdruck eines seelischen Vorgangs erscheint. Bei Zeiten sollte man ihn in den Dienst der modernen Kunst stellen. Mit Eilert Lövborg hätt' er sich bestens vertragen.

Den Gegenprätendenten Skule gab ebenfalls ein homo novus des Schauspielhauses, Herr Arndt. Ein charakterloser Langbart, in den ein Teil der Rede verbrümmelte, beeinträchtigte zunächst eine schärfere Ausprägung der Physiognomie. Bald aber zeigte sich, daß dieser Mann ein starkes Herz hat, und man konnte allen Fieberschlägen dieses Herzens gut folgen. Skule war, nach dem erhabenen Grabwort seines hochgesinnten Gegners, „Gottes Stiefkind auf Erden", und vielleicht könnte Herr Arndt diese Unbeglücktheit tiefer heraufholen, aber wenn er auch nicht ganz handgreiflich die Gestalt gab, so wußte er doch für die Gestalt bis ans tragische Ende hin zu interessieren, und das ist schon viel. Die ausgeprägteste Gestalt im Drama, den impotenten Baglerbischof Nikolas, den bösen Geist Norwegens, mit dem aller Unfriede sterben sollte und der doch als sterbender Feigling durch einen Teufelsschabernack Zwietracht und Zweifel durch die Jahrhunderte streut, diesen sonderbarsten Schuft, der nicht wie Richard III. gewillt ist ein Bösewicht zu sein, sondern der bei der Unfreiheit des menschlichen Willens oder vielmehr seiner persönlichen Willenskraft ein Missethäter von Natur aus werden mußte, diesen Bischof, der Männer erschlagen und Weiber umarmen wollte, aber weder Eins noch das Andre vermochte — ihn hatte Herr Grube sich selbst vorbehalten. Mit sehr glücklichem Schlagwort hat Ludwig Speidel, der im Ibsenverständnis überraschende Fortschritte macht, diesen Bischof „die Tragik der Burleske" genannt. Herr Grube gab die Tragik des Intriganten, blieb aber die Burleske des Humoristen schuldig. Dadurch verlor die Figur viel von ihrer unvergleichlichen Individualität und rückte in das bühnenübliche Fach des Bösewichttypus ein. Schon die lange, hagere, seinem Krummstab ähnliche Erscheinung des Bischofs sträubte sich gegen das dichterische Bild dieses fleischgewordnen „perpetuum mobile". Lewinsky in Wien soll seine Maske zwischen Voltaire und Liszt stellen und ein grausig-possierliches, äußerlich wie innerlich ewig bewegliches Männchen vorführen, eine Art „Perle" von Opslo: so schlau wie närrisch, so umgänglich wie giftig. Der Art wenigstens denk' ich mir dies Höllengreischen, das groß ist im kleinlichen, und eben darum hienieden seine Macht übt. Herr Grube faßt den „Halbmenschen" ausschließlich als unglücklichen Finsterling und mißvergnügten Ränkeschmied: mehr Schiller als Ibsen. Unter den übrigen Darstellern zeichnete

sich Herr Oberländer als Kaplan Iwar Bodde durch seine Art des Sprechens sehr vorteilhaft aus. Unter den Frauencharakteren war etwas Verwirrung gestiftet. Das strenge, herbe, hoheitsvolle Wesen des Frl. Poppe hätten wir nicht für die weiche Wehmut und den stillen Vorwurf der verlassenen Jugendgeliebten Skules, sondern lieber für seine kassandraartige Schwester Sigrid gewünscht, der Frl. Lindner nicht genügt. Diese hätte der sanften Frau des Hakon stärkeres Rückgrat als Frau v. Hochenburger gegeben, und für jene Ingeborg wäre die Lyrik der Frau Seebach noch sehr passend gewesen. Den Skalden Jatgeir kann uns Herr Ludwig nicht zu Dank spielen. Wenn der Skalde beispielsweise von seiner treulosen Geliebten spricht, so spricht er von einem durch das Lied verwundenen Leid, während Herr Ludwig die Grimassen des momentanen Kummers markiert. Als in dieser herrlichen Szene die Herren Ludwig und Arndt neben einander wirkten, glaubte man alte und neue Zeit sich mit einander messen zu sehen. Schon hierunter litt die Stimmung der Scene, und sie fiel aus dem Ganzen, das von der umsichtigen und feinfühligen Regie nach Meiningischem Muster sonst stilgemäß festgehalten wurde; und soviel erhebliche Kürzungen, den Sinn und Zusammenhang trübend, auch nöthig wurden, so schälte sich doch das Drama so heraus, wie Ibsen es gedichtet hat; wer aufmerkte, konnte es bei einigem Verstande begreifen.

Allerdings schließt dieses Drama nicht umsonst mit dem Worte Rätsel. In seinen historischen Vorgängen uns Deutschen völlig entlegen, mit seinen schwer zu behaltenden und noch schwerer zu unterscheidenden Personen und Ortsnamen, seinen schwierigen politischen Wirren, ist es nicht leicht zu durchdringen, und man hält sich daher mehr oder weniger an die Poesie im Einzelnen. Aber auch im Gedanken liegt etwas Chaotisches. Es schwirrt und rauscht hier durcheinander wie in einer großen Symphonie, und diese Symphonie ist nichts anders als die Ouvertüre zu Henrik Ibsens moderner Produktion. Schon hier klingen alle Leitmotive vor. Als Bischof Nicolas den verhängnisvollen Brief des Pfarrers Trond in Händen hält, sagt er: „Hier hinter diesem dünnen Siegel liegt Norweg's Geschichte für hundert Jahre. Sie liegt und träumt, wie der junge Vogel im Ei!“ So liegt und träumt in den Kronprätendenten Ibsens moderne Dichterseele. Schon hier opfert sich ein Mann für einen Gedanken und verhilft diesem dadurch zum Siege: Skule für Hakons Königsgedanken, den er selbst nicht verwirklichen konnte, weil er nicht sein eigen war. Und weil er sich eine zeitlang in dieses fremde Geisteseigentum hineinlog, weil er in seinem Sohne den falschen Glauben an diesen Besitz nährte, darum nimmt dieser Sohn Schaden an seiner Seele und geht mit dem Vater zugleich unter. Aber sie sühnen ihr Leben, indem sie freiwillig den Tod suchen. Schon hier haben die Frauen die hohe Mission, durch ihre opferwillige Hingebung, durch treues Leiden die Kraft und Zuversicht der Männer zu stärken.

Ibsens ethische Weltanschauung steht schon hier in Umrissen da. Weniger ist dies mit seinem künstlerischen Formgefühl der Fall. Es fehlt noch die Geschlossenheit der Handlung, die Schärfe der Charakteristik, die Natürlichkeit der Composition. Der Dichter mußte sich erst durch diesen mächtigen historischen Stoff durchringen, um zur freien Beherrschung seiner Kunst zu gelangen, und es ist spaßhaft zu hören, wie krittlige Klugredner, die sich einer dichterischen Persönlichkeit nicht zu ergeben wissen, nun bei den Kronprätendenten über Mängel spötteln, deren Fehlerhaftigkeit ihnen erst Ibsen selber durch sein späteres, reiferes Schaffen nachgewiesen hat. Ein Riese hob mit starken Armen etliche Zwerglein hoch empor, und nun lachen diese plötzlich weitsichtig gewordenen Jüngelchen von ihrem erhabenen Standpunkt aus nicht blos auf ihre eigenen Niederungen herab, sondern auch auf das Haupt dessen, der sie hochhält. Das freilich war immer Zwergenart.

Wenn wir uns dem historischen Stoffgebiet so sehr entfremdet haben, daß trotz ihren rein menschlichen Consequenzen auch die Kronprätendenten etwas erkältend Haupt- und Staatsactionsmäßiges haben, so sind Hauptursache daran Ibsen's „Wildente“, Ibsen's „Gespenster“, Ibsen's „Nora“. Gerade naturalistischerseits wird häufig betont, daß das Stoffliche für die Kunst völlig außer Betracht käme. Aber dem ist doch nicht ganz so. Es giebt auch in der Kunst eine Art Stoffwechsel, und wie Formen veralten und entstehen, so entstehen und veralten auch Stoffe. Das historische Drama entspricht nicht dem Geiste unserer Zeit, diese Stoffe sträuben sich gegen die werbende Dichterkraft, sie sind ausgebeutet

und ausgebeutelt. Das spürt man auch am Eindruck der Kronprätendenten. Lärmende Leerheiten wie Wildenbruch's „Neuer Herr" zeigen das Ende einer Entwicklung. Es kommen nun neue Wege, und erst eine fernere, wiederum veränderte Zeit wird zurückkehren zu echt dichterischer Anschauung historischer Vergangenheiten. Trotzdem sollten unsere Theaterdirectoren und Dramatiker sich durch solche Erwägungen nicht von dem Gedanken abbringen lassen, auch Ibsen's größtes Werk, sein Weltdrama „Kaiser und Galiläer" auf Bühnenfähigkeit hin zu prüfen. Denn dieses Werk umfaßt keine in sich abgeschlossene Zeit, es umfaßt, wie Goethe's Faust, die Welt.

Paul Schlenther.

Zu spät gekommen.

Ein vergilbter Reisebrief von Arne Garborg.

Aus dem Norwegischen von Marie Herzfeld.

(Fortsetzung.)

Ich ging in der Bruthitze drinnen herum, bis alles sich um mich zu drehen begann, dann mußte ich hinaus. Abends war ich in der „Scala", im „Eden", im „Palais Indien" und in ähnlichen Lokalen, sah Akrobaten und Sänger von beiderlei Geschlecht und trank deutsches Bier, von dem man nicht betrunken wird, sondern nur schwer. Ich war allein und fühlte mich so mitten im Getümmel wohl. Norweger bemerkte ich da und dort, aber keinen, den ich kannte.

Am nächsten Tag nahm ich die Industrieausstellung. Es war dort ebenso warm oder noch wärmer. Man mußte Schatten aufsuchen, wenn man nicht verbrennen wollte. Und es war hier wie überall; je heißer es ist, desto weniger Schatten zu finden. Umgekehrt müßte es sein! In der Ausstellung war's wie in einem Dampfbad.

Ich ging durch viele Länder, ehe ich „Norvège" fand. Es waren Norwegen, Schweden und Dänemark in einem Raum beisammen, nur durch schmale Gänge und Flaggen von einander getrennt; Norwegen war zuvorderst. Ich fühlte mich ein wenig beklemmt auf der Brust, als ich eintrat: was konnte das kleine Norwegen vorzuweisen haben in solch einem Größen-Rendezvous?

O, wir hatten Branntwein. Keine Not mit Norwegen, so lang es Branntwein hat! Und dann Bier. Branntwein und Bier, Schrank um Schrank mit Flaschen und dann natürlich der Bursche mit der Zipfelmütze, er, der auf einem Anker reitet und rechts und links unter dem Arm ein Fäßchen trägt; er war bestimmt auf allen Ausstellungen, die man zu nennen weiß. Aus Holz ist er geschnitzt und sieht auch hölzern aus. „Sie müssen hübsch lustig leben da droben im Eisland Norwegen," denkt sich wohl der Ausländer, wenn er sie sieht, all diese Kasten und Gesimse voll schwerer schwarzer Flaschen, mit wunderlichen Etiketten in kalten Farben und geschmückt mit seltsamen Figuren und allerlei Schnörkelwerk. Aber wir hatten noch anderes. Wir hatten Hufeisennägel. Sie waren nicht schlecht. Und wir hatten Cellulose. Cellulose in Gläsern, in Flaschen, das sah ungemein merkwürdig aus. Ob ich auch Kariole sah, weiß ich nicht. Aber ich sah nicht üble Schmiedearbeit. Sie verschwand, wenn man sie mit belgischer, englischer oder amerikanischer Schmiedearbeit verglich; aber sie durfte sich doch sehen lassen. Dann waren gehobelte Tische ausgestellt; sie rochen so frisch und gut nach Föhrenholz. Und Pelzwerk! Es erschien ziemlich ärmlich und glanzlos neben z. B. dem russischen; wir verstehen eben nicht, es so fein zuzubereiten; aber das müßten wir doch wohl erlernen können. Nein, nein, daß wir nicht ein paar hundert der tüchtigsten Arbeiter zu jeder derartigen Ausstellung schicken, damit sie sehen, wie viel und vielerlei sie zu lernen haben! Solchen Völkern wie uns sollten Veranstaltungen wie diese ja doch am meisten Nutzen bringen.

So lang ging ich herum und betrachtete die norwegischen Ausstellungsschränke,

bis ich fast den Athem verlor. Sie waren so niedrig! Niedrig und schwerfällig und gedrückt und klumpig; es war keine Haltung in ihnen. Es war ganz, als käme man von einer ausländischen Stadt nach Kristiania zurück; es dünkt Einem, daß alle Häuser auf den Knien liegen. Es mangelte ihnen noch ein Stockwerk. Sie stehen so gekrümmt und mutlos da, wagen gleichsam nicht, den Rücken aufzurichten; man bekommt Lust, sie emporzuheben, sie gerade zu biegen. Es schaut aus, als hätte man den Plan gehabt, sie groß zu bauen; als der Baumeister zum zweiten, dritten oder vierten Stockwerk gekommen, sei aber kein Geld mehr vorhanden gewesen, und da habe er das Dach auf das unfertige Haus legen müssen. So ungefähr war es auch mit diesen Schränken. Sie standen und krümmten sich und machten sich klein, wagten nicht, den Rücken aufzurichten; solid waren sie, daß sie einer Kanonenkugel hätten widerstehen können; aber sich frei und gerade halten, das konnten sie nicht. Es war, als wüßten sie nicht recht, ob sie unter den vielen feinen Montren anderer Länder auch weilen durften. Ich ging beklommener hinaus, als ich hereingekommen. „Wie weit, wie weit noch vom Ziel," sagte ich zu mir selbst; „Alt-Norwegen ist groß, unsere Kultur aber ist klein." —

Es war nicht mehr auszuhalten im Gebäude; ich mußte hinaus und etwas von Eis zu mir nehmen. Allein vorher ging ich zu einem Türken hin und kaufte mir ein Cigaretten-Mundstück; es sollte das gleichsam ein Andenken sein. Und noch habe ich es nicht fortgeworfen. Es ist ungemein schön: das Mundstück aus (falschem) Bernstein, der Rest aus vergoldetem Metall mit vielen Verzierungen; unten hing ein kleines Kettlein und ein Halbmond herab. Als ich mit dem Handel fertig war, kam ein katholischer Priester daher. „Nun gilt es fein sein!" dachte der Türke wol; er zog aus seinem Schrank ein großes Kruzifix heraus, das er dem Geistlichen zum Kauf anbieten wollte. Es war ein prächtig Ding: das Kreuz aus polirtem schwarzen Holz, das Christusbild aus Elfenbein. „Jetzt schau einmal!" dachte ich mir; „da kriegen wir ein großes Toleranztableau; ein christlicher Priester, der ein Kruzifix von einem Türken kauft!" Allein der Priester sah nicht gerade aus, als wolle er in Toleranz Unterweisung erteilen. Er sah aus, als ob er erschrocken sei. Ich weiß nicht, ob er auch ein Kreuz schlug; aber gewiß ist's, er war nicht weit davon und „apage Satanas!" stand deutlich in seinem ganzen Gesicht zu lesen. Jedoch der Türke gab nicht nach; er verstand offenbar nicht, daß ein Priester ein Kruzifix sehen könne, ohne es zu kaufen. Endlich fragte der Geistliche, was es koste. „Sechzig Francs", glaubte der Türke antworten zu müssen. Da ging der Priester. Dasselbe that ich. Es wurde ja diesmal ohnehin nichts aus dem Toleranztableau.

So kam der Freitag und da sollte ich fort.

Es kostete mich einen halben Franc Extra-Trinkgeld, daß ich auf den Bahnhof gelangte, ehe der Zug abging; so spät war ich daran. Und als ich zur Station kam, zeigte es sich, daß ich nur mehr eine Minute zur Verfügung hatte. Weder mehr noch minder.

Ich hinein. Zum Schalter hin: „Amsterdam; dritte Klasse!" Nein; es war nicht hier; die dritte Klasse befand sich auf der anderen Seite. „L'aut' coté, l'aut' coté!" Ich davon, mit Koffer und Ueberzieher und Regenschirm und allem Möglichen, hinüber auf die andere Seite. Nein, da war kein Schalter. Rund um die Halle herum, den Hut im Nacken, in größter Hast —: nein. Es war hier nicht mehr von einem Billetschalter zu sehen als von Gold. Also zurück zum ersten Schalter. „Zweite Klasse denn! Ich finde die dritte nicht!" Der Billetverkäufer beugte sich mit dem ganzen Oberkörper aus der Luke heraus und deutete und schrie: „par-là! da! durch diese Thür! und dann l'aut' coté!" Ich stolperte vorwärts, halbtoll vor Eile, durch die Thür hinaus, quer durch den Wartesal; nein, kein Schalter; durch noch eine Thür; durch einen Gepäckraum; ja, hier war ein Schalter. „Amsterdam! dritte!" ich war heiser wie ein junger Hahn, vor lauter Aufregung; das Billet bekam ich, zahlte, erhielt Geld zurück; dann zurück den gleichen Weg, hinein in den Wartesal, hinaus auf den Perron; da stand ein Train, lang wie die Karl-Johann-Straße. „Der Zug nach Amsterdam?" „Nein", versetzte ein Kondukteur; „der Zug nach Amsterdam steht auf der anderen Seite." „L'aut' coté!" und er deutete quer über den Train. Ich auf die Beine, erst nach der einen Kante, — da war kein

Ausweg, — dann nach der anderen, verwirrt, kopflos; — „hui — i!“ heulte es auf „l'aut' coté.“ „Der Zug nach Amsterdam?“ schrie ich ganz von Sinnen einen Kondukteur an; „da geht er“, antwortete er ruhig und deutete hin.

Ich starrte den Menschen an, lang und so recht von Herzen. Wenn die Macht so groß gewesen, wie der Wille gut war, — der Sünder wäre auf der Stelle zu Asche geworden.

Kummervoll und ärgerlich schwankte ich hinein zum Schalter. „Darf ich bitten“, sagte ich und legte mein Billet hin, „ich bin zu spät gekommen.“ Und wollte mein Geld zurück haben. Nein, das konnte ich nicht. Dagegen konnte ich die Karte an demselben Tag noch benutzen, sagte der Billeteur. „Ce soir“, um 8 Uhr 14, „uvett—örr—katt—orss!“ wie der Mensch in seinem Belgisch-Französisch sagte, ging der nächste Zug nach Amsterdam. Na ja, das beste muß da gut genug sein, dachte ich mir, trocknete meine feuchte Stirn und begab mich in den Wartesal.

Es war doch nicht das allerschlimmste, dünkte mir. Auf diese Art konnte ich noch morgen abend mit dem Amsterdamer Boote fort. Etwas unangenehm war es wol, so spät bei Nacht in Amsterdam einzutreffen. Um ein Uhr, zwischen eins und zwei würde ich in eine Stadt kommen, in welcher ich keine einzige Seele kannte, nicht den Namen eines einzigen Gasthofs wußte, nicht ein einziges Wort der Sprache verstand, und Geld hatte ich auch nicht mehr viel; es verminderte sich nun auf einmal so gräulich schnell. Aber das mochte nun sein wie es wollte; es würde schon gehen. Und dann fiel mir ein, ich könne ja nach der Ankunft mich gleich an Bord verfügen. Von der Eisenbahn direkt in's Boot. So war ich rasch geborgen! Nun schien mir, alle Sorgen seien zerstreut. Ein Seidel Bier darauf! — Ich war fröhlich wie ein Vogel.

Wenn man auf diesen Abendtrain sich nur verlassen durfte! Es stand nicht in den Blättern, und auch anderwärts hatte ich seiner nicht erwähnen hören. Am besten, man ging sicher. Ich begab mich auf den Perron und fand da zwei Bahnbeamte. „Pardon, messieurs . . . est-ce que . . . va-t-il . . . hm!“ Nein, das ging nicht. „Geht's . . . geht's . . . ein Zug à Amsterdam . . . heute, ce soir . . . huit heures quatorze, acht Uhr vierzehn?“ Ich stand und radebrechte, und radebrechte deutsch und französisch ganz sinnlos unter einander; wenig konnte ich von beiden, und heute war ich rein blöde. Die Beamten fragten, wohin ich wolle. „Amsterdam“ sagte ich und zeigte das Billet vor. Ja, da war es mit dem Zug in Ordnung. Er sollte um 8 Uhr 14 abgehen. Der eine sagte es auf französisch, der andere sagte es auf deutsch; da war es doch sicher genug. Aber dann wollten sie ein bischen mehr Auskunft über diese Karte. Wie konnte ich jetzt eine Karte bekommen haben für einen Zug, der nicht vor 8 Uhr 14 ging? Das vermochte ich nicht zu erklären. Ich probierte es erst auf französisch, blieb aber stecken, machte dann einen Versuch auf deutsch und kam auch nicht weiter. „Ja, was für eine Sprache können Sie denn eigentlich?“ fragte der Eine. „Nor-nor-wegisch,“ sagte ich. — „Ah so, norwegisch! Können Sie keine andere?“ fragte der Eisenbahnbeamte. — O doch, „un peu allemande“, meinte ich. Sie standen und schauten einander so seltsam an; — „nein, nein, nein, — ein wenig allemande“, besserte ich mich aus. Die Beamten hatten die ganze Zeit über ihren Ernst bewahrt; nun aber hielten sie sich nicht länger. Sie lachten, krümmten sich vor Lachen. Es war ziemlich unangenehm für mich; schließlich kam ich aber selbst ins Lachen. Und so wurden wir gute Freunde. Ich kriegte eine Anmerkung auf das Billet, daß es auch für den Nachttrain gelten sollte, und dann begab ich mich hinaus und trank mein „demi.“ Es kühlte gut. Um 8 Uhr 14 ging der Zug. Ich war mit.

Wir waren ein Stück nach Holland hineingekommen. Als ich da meine Fahrkarte vorwies, begann der Kondukteur etwas auf holländisch zu reden. Was es war, davon hatte ich keine Ahnung; aber daß irgend etwas nicht in Ordnung sei, das konnte ich wol verstehen. Er schloß mit einem Worte, das „Laye“ hieß. Ich schüttelte den Kopf und sagte „comprend pas“, verstehe nicht. Darauf ging er.

Ein großer Holländer, der in einer Ecke mir gerade gegenüber saß, begann gleichfalls davon zu reden, daß nicht alles war, wie es sein sollte. Und er sagte gleichfalls „Laye.“ „Laye, qu'est-ce-que c'est?“ fragte ich. Der große Holländer begann aufs neue zu schwatzen und hörte nicht auf, ehe ich sagte: „comprend pas.“ „Ah, han sprekker

frensch", sagten die Holländer zu einander. Als sie darüber ins Klare gekommen, ließen sie mich sein. So saß ich denn und grübelte. Was in aller Welt konnte dies „Laye" bedeuten? Und was war denn eigentlich nicht so wie es sollte? Die holländische Sprache war eine barbarische Sprache. „Laye??"

Na, imgrunde ging mich die Geschichte nichts an. Ich hatte mein Billet. Der Kondukteur in Antwerpen hatte mich selbst in den Zug gewiesen, und nun mochten sie die Güte haben, mich an Ort und Stelle zu schaffen. Ein Anderes beunruhigte mich mehr. Sie hatten gehört, daß ich französisch rede. Gesetzt, es fiel ihnen ein, mir einen Kondukteur oder einen Stationschef oder sonst einen Menschen hereinzuschicken, der französisch konnte? Wie sollte ich mir da helfen?

Zum Glück fand sich wol niemand auf dieser Route, der den Mut besaß, sich mit einem Franzmann einzulassen. Ich wurde ruhiger und ruhiger, je länger es währte. Und dies andere, das nicht war, wie es sollte, — wenn es dazu kam, handelte es sich höchstens darum, umzusteigen.

Richtig, so war es auch. In Rotterdam, glaube ich, kam der Kondukteur und rief mich hinaus, führte mich dann zu einem anderen Train, und damit hielt ich den Hund für geborgen.

Wir fuhren und fuhren; das Land war zum Kugeln flach, und manchesmal war es nichts als klares Wasser. Jedoch die Nacht war dunkel und ich konnte zu wenig unterscheiden.

Es mochte etwa halb ein Uhr sein. Da hält der Zug. Alle Mann heraus. „Laye!" schrie der Kondukteur. „Laye?" dachte ich mir und wurde wieder ängstlich. Nahm mein Gepäck und stieg aus. Da traf ich den Stationschef. „Amsterdam" sagte ich. — „Nein, das ist Leyden," versetzte er. — „Geht der Zug nicht nach Amsterdam?" fragte ich. — „Nein, er geht nicht weiter," antwortete der Mann.

Nun verstand ich, was Laye für ein Ding sei. Die Leute hatten recht gehabt. O, diese Schelmenkerle in Antwerpen!

Aber nun mußte ich bleiben, wo ich war. Der Stationschef war ein guter Geselle; er gab mir einen Mann mit, um mich unter Dach zu bringen. Es war ungefähr 1 Uhr; ganz Leyden schlief. Nicht eine Seele auf der Straße, kaum ein Licht in irgend einem Fenster. Lange, lange wanderten wir umher, über Brücken und an Kanälen entlang, läuteten da und dort an, bekamen aber nicht aufgethan, hörten das Glockenspiel der Kirchtürme, begegneten endlich einem Wächter und fanden ganz zum Schluß ein Hotel, in dem die Leute wach waren. Da gab man mir Obdach. Und da schlief ich, als sei ich daheim.

Wer da glaubt, ich könne des Morgens nie aufstehen, ist dumm wie ein Pferd oder ein Kamel. Um halb sechs Uhr war ich auf den Beinen und um sieben Uhr ging der Zug, mit mir anbord. Und nun hatte ich eine so hübsche Reise in Morgenluft und Morgensonne durch das fette flache Holland, daß es mich förmlich freute, wie alles krumm gegangen.

Und in einer guten Stunde konnte ich schon anbord des norwegischen Bootes sein.

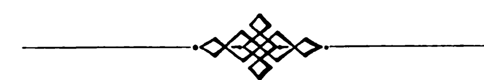
Als wir ankamen, hielt ich einen Träger an und sagte, ich wolle „zum norwegischen Dampfschiff." — „All right", antwortete er.

Wir schlenderten fort, mitten durch Amsterdam. Eine wunderliche Stadt. So altväterisch und holländisch und wohlbestellt und bürgerlich. Und so seltsam gebaut. Alle Häuser in dem gleichen alten soliden holländischen Stil. Und Haus an Haus, so dicht sie stehen konnten, die schmale Brust der Straße zu, zugesperrt und ernsthaft, und ganz zu oberst rundliche Giebel, gleichsam Kronen. Die Kanäle gingen in Kreuzungen und Krümmungen, wohin man auch blickte, durch die Stadt, mit langen Reihen Laubbäume zu beiden Seiten. Die Straßen waren fast überall eng. Aber es war Leben in diesen Straßen. Ein beständiges Wimmeln von ruhigen, großgewachsenen, stätigen Menschen, die ihre Geschäfte hatten, die aber aussahen, als hätten sie es gut. Manchesmal fand ich, sie glichen Engländern und manchesmal wieder Norwegern. Mir gefiel die Stadt besser und immer besser, bei jedem neuen Schritt, den ich that; es war eine Stadt für sich, dünkte mir, und nicht wie Antwerpen, das eigentlich fast nur eine flache und wenig interessante Nachahmung von Paris ist.

(Fortsetzung folgt.)

Von neuer Kunst.

Das Wallner-Theater war am Sonnabend Schauplatz eines Experiments, das um seiner Komik willen Erwähnung verdient. „Musikalisches Schauspiel ohne Worte“ nannte sich ein ästhetischer Rattenkönig: „Der verlorene Sohn“ von Michel Carré Sohn. Gottlob, unserer bedrängten Bühne schlägt die Erlösungsstunde! Immer enger ist seit langem der Kreis geworden, in den ihr größter Störenfried, der Dichter, gesperrt war. Schon der „neue Herr“ setzte den Poeten beinah auf den mathematischen Punkt fest: im „verlorenen Sohn“ ist aber erst das eigentlich Entscheidende gethan, nämlich das Wort, dieser lästigste Ballast, der immer nach Tinte riecht, endgültig über Bord geworfen. Keine Textbücher mehr, sondern nur noch drei Seiten Szenarium, die man beim Eintritt zugesteckt bekommt. Dieses Zustecken hatte übrigens etwas wunderbar Beruhigendes, den Faden der Handlung konnte man so wenigstens nicht mehr verlieren, was sonst trotz des Textbuches so leicht geschieht. Und ein stilles Grausen faßte den Leser nur vor dem unheimlichen Nonsens dieses „Fadens.“ Mit nüchternstem Wort bannte er jede Möglichkeit, in das Rätselspiel, das in der Folge vorüberzog, wenigstens irrtümlich einen geistreichen Sinn hineinzudeuten. Umgekehrt verschwieg er aber, daß Helene Odilon in einer Männerrolle als junger Pierrot so viel entzückende künstlerische Kraft besitzen sollte, um selbst aus dieser unmöglichsten aller Handlungen etwas Wunderbares herauszuarbeiten und dem Ganzen einen Erfolg zu retten, der stofflich unmöglich war. Auch diese beste Darstellerin muß es aber doch im Innersten gefühlt haben, daß solches Puppenspiel eigentlich ernsthafter Schauspieler unwürdig ist. Die Pantomime gehört in den Cirkus und zwar zerfällt sie dort in zwei Stücke: ein ernstes, bei dem dressierte Pferde, und ein burleskes, bei dem Clowns vorkommen. Die guten Kräfte des Wallner-Theaters wußten in der Mehrzahl nicht, ob sie ein ernsthaftes Gesicht machen sollten, wie die Kunstreiterin, die auf Leben und Tod durch den Reifen springt, oder ob sie als Clowns sich überkugeln und an den Nasen ziehen dürften. Herr Guthery als Vater Pierrot hatte sich als Clown gepudert, spielte aber mit dem Ernst des König Lear. Die Mutter Pierrot spielte bloß ernst, ein Neger bloß als Clown. Das gab denn ein Zusammenspiel, das einzig war. Dem Verfasser hatte offenbar jeglicher Gedanke an Humor fern gelegen. Sein Stück enthält bitterernste Geschichten, Diebstahl, Entführung, Elternfluch, ungeheure Rührversöhnung und ein patriotisches Schlußtableau, das an ungewollter Lächerlichkeit fast bis zum Genie vordrang. Die Musik, stellenweise sehr hübsch, that im Grunde auch nur grobe Handlangerdienste, läutete, pfiff, brummte, quickte und nieste, so daß man bei aller Stimmung des Karthäuserklosters wenigstens die tierisch-menschlichen Naturlaute alle vollzählig bekam, mit Abzug allein der Sprache. Eine Spezialstudie wert war der, offenbar vorschriftsmäßig, offene Mund der stummen Menschenkinder auf der Bühne: nie wurde die Behauptung sicherer bewiesen, daß bei Statuen und Wachsfiguren ein offener Mund bloß ein „Loch“ ist. Und diese zu schwarzen Löchern erniedrigten Menschenmunde haben mich vom Ganzen als lebhaftestes Bild hinausbegleitet — als Symbol der Kunst, die sich hier bot! E. S.



An offener See.

Roman
von
August Strindberg.
Autorisierte Übersetzung von M. von Borch.

(4. Fortsetzung.)

Unter einer solchen Leitung wuchs der Sohn heran. Bei seiner Geburt war er ein ungewöhnlich zartes Kind mit harmonisch entwickeltem Körper gewesen; er hatte feine Sinne, schnelle und sichere Auffassungsgabe, scharfen Verstand und einen Adel der Gesinnung, der sich in Nachsicht und Zugänglichkeit für die Menschen äußerte. Er verstand es früh, sein Leben zu ordnen, seine Wachstums- und tierischen Triebe zu unterdrücken, und nachdem er ein großes Material von Beobachtungen und Wissen gesammelt, begann er, es zu bearbeiten. Es zeigte sich bald, daß sein Gehirn das Vermögen besaß, aus zwei bekannten Dingen das gesuchte unbekannte herauszufinden, aus alten Gedanken neue hervorbringen zu können, mit einem Worte, daß es die Fähigkeit dessen besaß, was man Originalität nennt. Er war ein werdender Neubildner und besaß die Eigenschaft, den Zusammenhang im Ungeordneten zu sehen, die unsichtbare Kraft hinter den Ereignissen und sogar die geheimen, so äußerst komplizierten Motive zu den Handlungen der Menschen zu entdecken. Deshalb wurde er von seinen Kameraden in der Schule mit Mißtrauen betrachtet, und die Lehrer fühlten seine stumme Kritik über das, was sie als unerschütterlichen Sachverhalt hinstellten.

Borg's Ankunft auf der Universität fiel mit den großen Volksbewegungen zusammen, die sich um die Parlamentsreformen drehten. Und er, der sehr wohl das Mangelhafte der Repräsentation der vier Stände einsah, (da der Staat aus mindestens zwanzig Ständen und ungleichen Interessen und ebenso ungleicher Fähigkeit, ein so verwickeltes Problem, wie die Volksleitung, beurteilen zu können, bestand konnte auf der andern Seite nicht beistimmen, daß man zur Organisation der Horden oder Stämme zurückging, wo alle gleich viel oder gleich wenig zu sagen hatten; er sah sofort ein, daß diese Vereinfachung der Regierungsform, wo „die Menge es machen sollte“, keine der Zeit angepaßte Reform sei, besonders da er soeben das allgemeine Stimmrecht in Frankreich einen Kaiser und eine Scheinrepräsentation von Advokaten, Kaufleuten und Militärs hatte hervorbringen sehen, von der folglich Arbeiter, Bauern, Gelehrte und Männer der Wissenschaft ausgeschlossen waren, also nur drei nach Gutdünken vom Kaiser gewählte Stände repräsentiert waren. Hingegen hatte er berechnet, daß eine entwickelte Standesrepräsentation mit proportionellem Repräsentationsrecht, genau nach Klasseninteressen abgewogen, und mit Berücksichtigung der höchsten Interessen oder einem Recht für die gebildeten, das Uebergewicht zu gaben, weil sie den Fortschritt mehr beförderten als die Thoren, — die richtigere sein würde. Das hatten ja schon die Verfasser des Kammernsystems geahnt, als sie die Notwendigkeit einer Behandlung der Fragen durch zufälligen Ausschuß, ja durch Comité's von Fachmännern, eingesehen. Um die Volksversammlung

nun vollständig zu machen, so daß alle Interessen bewacht, alle Gesichtspunkte in Betracht gezogen und alle Aufklärungen über den Zustand des Reichs zugänglich wurden, sollte jede Volksklasse von der höchsten bis zur niedrigsten, Delegirte im Verhältnis teils zu ihrer Menge, teils zu ihrer Bedeutung für die Verbesserung des Landes wählen. Mit dem Streichen des Hofstaats, der sammt dem Monarchen dem Departement des Auswärtigen, wohin sie gehören, zugewiesen werden müßte, da der Monarch die Nation nur den ausländischen Mächten gegenüber zu repräsentieren hatte, baute er seinen rat-, jedoch nicht gesetzgebenden Fach-Reichstag folgendermaßen auf. Erste Klasse: Grundbesitzer und Pächter, Inspektoren, Verwalter u. s. w. Zweite Klasse: Bergwerksbesitzer, Fabrikanten und Arbeiter. Dritte Klasse: Handelsleute, Seeleute und Hotelwirte, Träger, Fuhrleute sammt Bank-, Zoll-, Post-, Eisenbahn-, Telegraphen- und Lotsenpersonal. Vierte Klasse: Civil- und Militärbeamte, Prediger mit ihren Angestellten, Wächter. Fünfte Klasse: Gelehrte, Lehrer, Literaten und Künstler. Sechste Klasse; Aerzte, Apoteker, Armenverpflegungsbeamte. Siebente Klasse: Hausbesitzer, Kapitalisten, Rentiers.

In welcher Proportion aus jeder Klasse gewählt werden solle, sei eine Frage, die nicht aus freier Hand gelöst werden könne; daran mußten sich gescheidte und in der Staatskunst erfahrene Männer versuchen, und daher die Repräsentationsverordnung einzig und immer provisorisch bleiben. Ueber dieser ratgebenden Versammlung sollte ein Conseil von Fachmännern in Staatswissenschaften sitzen, eigens für diesen schweren Beruf ausgebildet, so daß die schwerste aller Künste nicht von Pfuschern und anmaßenden Dilettanten geübt wurde, wie es bis jetzt geschehen; dem Amtsantritt der Staatsmänner sollte eine genaue Untersuchung über ihr Vorleben, ihre ökonomischen und sozialen Verhältnisse voraufgehen. Letzteres sollte die Jugend zur Selbsterziehung und Aufmerksamkeit auf ihr Thun und Lassen antreiben und einen Stamm ausgezeichneter Männer bilden, ohne daß auf der andern Seite wie bisher nur ein sogenannter fleckenloser Lebenswandel oder negative Tugenden ohne Begabung ein Richtweg zur Beförderung würden. Dies sollte der neue Adel werden, der auf den alten Verdienst-, Militär- und Hofadel folgte, und dadurch, daß dieser sich einzig und allein selbst durch natürliche Urwahl aus den Besten zusammensetzte, sollte er auch eine Garantie dafür sein, daß das Land aufs beste regiert wurde. Der Reichstag wurde dadurch, daß er nur einer Meinung Stimme gab, und nicht einem Beschluß, ein großes Untersuchungsmaterial und keine Armee von Legionären, die dazu getrieben oder bestochen wurde, ihr Stimmrecht auszuüben.

Der junge Mann war aber doch schon zu klug, um diese seine Ansichten zu äußern. In Zeiten, wo Edelmann gleichbedeutend mit ausgeartet und verlebt war, und die Massen so blind vorwärts stürmten, daß die Industriearbeiter diejenigen waren, die ihren Klassenfeinden, den Bauern, am meisten in die Hände arbeiteten, konnte ein kluger Mann nur lächeln und abwarten. Und er wartete, bis er auf die Vierständevertretung eine Einstandrepräsentation folgen sah, durch welche das Reich allein vom früheren Bauernstande vertreten wurde. Inzwischen hatte dieses historische Begebnis einen sehr großen Einfluß auf die Gedankenrichtung und die ganze Entwickelung des Sohnes gehabt. Er hatte dadurch eingesehen, in welch entsetzliche Unordnung der Gedankenmechanismus sich bei der Mehrzahl befand, und wenn er das Protokoll durchlas und die Ausführungen der glänzendsten und einflußreichsten Redner prüfte, bemerkte er, wie das, was er Ganglienräsonnement nannte, nämlich das Hervorrufen von Blutgefäßkontraktionen und Herzkongestionen, — den größten Einfluß auf die allgemeine Meinung ausübte. Es kam ihm zuweilen vor, als gelte es durchaus nicht dem Vaterlande oder dem Fortschritt, sondern dem Triumpf der Antragsteller, ihren Willen mittels Fehlschüssen, der gröbsten Verstöße

gegen die Logik, der grausamsten Entstellung von Thatsachen durchzusetzen. Durch Beobachtung erwachte in ihm das große Mißtrauen, daß alles dem Kampf um die Macht, um den Genuß gelte, sein eigenes Gehirn mit dem Gehirn Anderer in Einklang zu bringen, seine Gedankenkeime in die Hirnrinde zu bringen, wo sie parasitisch wie Misteln wachsen sollten, während der Mutterstamm sich stolz mit dem Gedanken brüsten würde, daß die Schmarotzer da oben in der Krone doch nur Schmarotzer seien. Das war die Unterlage des Ehrgeizes, und um diesen zu befriedigen, schuf er sich Wissen und Erfahrung durch Studien, Reisen und Umgang mit kundigen, mutigen Männern. Und mitten in diesem ewig beweglichen Chaos streitbarer Kräfte und Interessen suchte er den Ankerplatz seines Daseins, den Mittelpunkt in dem Kreise, den die Wirklichkeit um ihn zog, in sich selbst. Anstatt wie die schwachen Christen einen Stützpunkt außerhalb, in Gott suchen, nahm er das, was greifbar war, in sich selbst auf, und versuchte, seine Person zu einem vollkommenen Menschentypus zu machen, dessen Wandel und Thaten keines Menschen Recht schmälern sollten, fest überzeugt, daß die Früchte eines gut gepflegten Baumes nicht umhin konnten. Andern zu Nutz und Frommen zu sein. Alles Verwirrte, Verdrehte, das er in dem Streben Derer sah, die behaupteten, sie lebten für Andere, im Grunde genommen aber nur von Anderen lebten, von Anderer Dankbarkeit, Anderer Meinung, Anderer Erkenntnis, vermied er, indem er seinen Weg geradeaus ging, überzeugt, daß ein einziges großes und starkes Individuum unfreiwillig größeren Nutzen stiften werde, als diese Massen Gedankenloser, deren Anzahl im umgekehrten Verhältniß zu ihrem Nutzen stand.

Und mit dieser Richtung, die er sich selbst gab, erzwang er eine Norm für seine Lebensweise, die ihn zu einem hohen Grad von Sittlichkeit führte, weil er anstatt die Abrechnung einem ungewissen Keimenden zu überlassen, selbst seinen Wandel so einrichtete, daß nichts unabgeschlossen blieb, nicht die Schuld von sich auf einen unschuldig leidenden Christus schob, sondern in selbstbewußten Verantwortlichkeitsgefühl keine Handlungen beging, die sein Bedürfnis nach einem Sündenbock wecken konnten.

Damit lehrte er sich, nur auf sich selbst zu bauen, niemals Rat anzunehmen, stets die wahrscheinlichen Folgen einer Handlung zu erwägen. Dies aber hinderte nicht, daß er ebenso wie seine ganze Generation, die unter dem Zeichen des Dampfes und der Elektrizität geboren und erzogen wurde, an Nervosität zu leiden begann. Und wie wäre es anders möglich gewesen, wenn er Millionen alter Gehirnzellen, veraltete, vorrätige Eindrücke zerstören, jeden Augenblick, wenn er sich ein Urteil bilden wollte, verlogene Axiome, die sich als Prämissen vordrängen wollten, sorgsam ausscheiden mußte.

Es war eine ganze Neubauarbeit, die tiefe Unordnung im Nervensystem verursachte, obgleich man sie einfach dem Alkoholismus und sexuellen Ausschweifungen der Vorfahren zuschreiben wollte, deren krankhafte Symptome aber eine Aeußerung erhöhter Vitalität in Begleitung von äußerster Empfindlichkeit war, wie die des Krebses, wenn er die Schaale wechselt, oder des Vogels, wenn er mausert. Es war die Neubildung eines Geschlechts oder wenigstens einer Menschenabart, die den Alten daher kränklich oder ungesund erschien, weil sie in der Ausbildung stand; etwas das sie sich sträubten anzuerkennen, weil sie selbst die Norm sein wollten und sich gesund nannten, obgleich sie in der Auflösung begriffen waren.

Diese Nervenempfindlichkeit bei dem heranwachsenden Jüngling wuchs durch die Enthaltsamkeit in Speise und Trank, und durch die strenge Disziplinierung des Geschlechtslebens, denn er fand es erniedrigend, sich durch gährende Getränke in den zügellosen Zustand des Wahnsinnigen und des Wilden zu versetzen, und seine Seele

war viel zu vornehm, um eine Augenblicksverbindung mit einer Prostituierten eingehen zu wollen. Das hatte zunehmende Verschärfung der Sinne zur Folge und eine Empfindlichkeit gegen unangenehme Eindrücke, die ihn zuweilen unlustig machten, wo Andere mit roheren Sinnen geschwelgt haben würden.

So konnte er stundenlang verstimmt sein, wenn sein Morgenkaffe nicht stark genug war; eine schlechtgemalte Billardkugel, oder ein unsauberer Billardstock in einem Restaurant vermochten ihn zum Aufsuchen eines andern Lokals zu bringen; ein mangelhaft ausgetrocknetes Glas weckte seinen Ekel, und er erkannte den Geruch von Menschen an einer Zeitung, die ein Anderer gelesen hatte; an einem fremden Möbel war er im Stande Menschenfett auf der Politur zu sehen, und stets öffnete er das Fenster, wenn die Magd im Zimmer gewesen und aufgeräumt hatte. Wenn er aber auf der Reise war, und die Not ihn zwang, dann vermochte er gleichsam alle Leitungen der Sinnenwerkzeuge zur Empfindung abzuschließen, und er stählte sich gegen alle unlustigen Eindrücke.

Als er inzwischen an der Universität sein Studium der Naturwissenschaften vollendet, das am wenigsten demütigende Studium von allen, weil Ansichten darin eine geringere Rolle spielen als Sammlung von Material, erhielt er eine Assistentenstelle an der Akademie der Wissenschaften.

Er hatte diese Anstellung gesucht in der Absicht, einen Ueberblick über alle auf einer Stelle gesammelten und geordneten Naturreiche zu erlangen, und daraus möglicherweise den großen Zusammenhang, wenn es einen solchen gab, oder die universelle Unordnung, die aller Wahrscheinlichkeit noch vorhanden, zu finden. Seine Absichten wurden aber bald entdeckt, besonders da er die Gefahr nicht vermied, sich einen Vorschlag zur Umordnung der Vögel nach ganz anderen Prinzipien als den geltenden, entlocken zu lassen. Die Vorgesetzten, die natürlich nicht zu Materialsammlern für einen jungen Mann herabsinken wollten, und auch nicht gern sahen, daß sie mit ihren Werken veralteten, faßten eine instinktive Abneigung gegen den jungen Durchschauer.

Die erste Abwehr gegen den Eindringling übte man dadurch, daß man ihm Detailarbeiten von untergeordneter Bedeutung übertrug, die seinem Schönheitsinn widerstrebten. So mußte er während eines halben Jahrs den Spiritus in der Fischsammlung wechseln. Anfangs verursachte der widerliche Geruch ihm Uebelkeit, als er aber die unbehaglichen Empfindungen überwunden hatte, wandte er sich mit Raserei dem Studium der Fische zu, und da er schnell arbeitete, hatte er nach Ablauf des halben Jahrs das ganze große Material gründlich inne. Er hatte den Winter hindurch in einer kalten, schmutzigen, halbdunklen Küche gestanden, schlechten Spiritus gerochen, an den Händen gefroren und sich einen schwer heilbaren Blasenkatarrh zugezogen.

Darauf mußte er Etiquettes für die Algen schreiben. Da er auf der Universität keinen Unterricht im Schönschreiben genossen und von Natur eine schwache, unsichere Hand hatte, wurden die Papierlappen kassiert, und er bekam dadurch einen Anschein von Unbrauchbarkeit. Er konnte ja nicht einmal schreiben! In zwei Monaten aber, während welcher Zeit er ein Schreibinstitut besuchte und Abends zu Hause über Schreibheft und Vorschrift saß, erwarb er sich eine hübsche, leserliche Handschrift und eine vollständigere Kenntnis der Algen als er zuvor gehabt; dazu hatte er obendrein noch die unschätzbare Kunst des Schreibens erlernt. Die Vorgesetzten, die glaubten, daß er die untergeordnete Arbeit hassen werde, sahen bald ein, was für eine Haut er hatte, daß er alle Widerwärtigkeiten zu seinem Vorteil auszunützen verstand, sein Wissen vermehrte, dem Schlag geschmeidig auswich und die Streiche abschüttelte.



Aber seine zunehmende Schreibkundigkeit sollte eine neue Quelle von Demütigungen für ihn werden, denn jetzt mußte er amtliche Abhandlungen und Briefe in's Reine schreiben und sank dadurch, wie man glaubte, so nach und nach zu der armseligen Rolle eines Abschreibers herab. Aber ohne zu klagen, übernahm er die Arbeit, und indem er gleichzeitig fremde Sprachen lernte, kam er in die Lage, einen Einblick in die Geheimnisse sämmtlicher großen Männer zu thun, die man in seiner Hand für wertlos hielt. So geschah es, daß er die wissenschaftlichen Streitfragen der Zeit korrespondenzweise behandeln sah, die Wege zu den geheimen Zusammenkünften der gelehrten Gesellschaften entdeckte, die unterirdischen Gänge kennen lernte, die zu Auszeichnung und zur Gelegenheit führten, seine Forschungen fruchttragend zu machen. Ihm war also nicht beizukommen, und wenn man ihn niedergetreten zu haben glaubte, erhob er erst recht den Kopf von neuem.

In seiner doppelten Eigenschaft als Edelmann und Selbstdenker geriet er in Vereinsamung. Sein Name klang nicht wissenschaftlich; seine Art, sich fein und modern zu kleiden, sahen Jene, die sich noch an Berzelii zerrissene Hosen erinnerten, als einen Beweis für seinen unwissenschaftlichen Sinn an; seine duldsame scheinbare Ergebung hielt man für Unterwürfigkeit, und all sein Sinnen über Naturwissenschaft für poetische Ergüsse. Um ihn jetzt, nachdem man bereute, ihn hinter den Vorhang gelassen zu haben, wieder niederzudrücken, verfiel man darauf, ihm eine neue Arbeit zu übertragen, die von jedem Neuankömmling gehaßt worden und deshalb sogar der Prüfstein oder der Stein des Anstoßes genannt wurde. Auf dem Boden hatte sich nämlich ein Haufen von Bergarten und Mineralien angesammelt, die teils von Testamenten, teils von Weltumseglungen und Expeditionen herrührten; und da die meisten als Doubletten zu einer Zeit ausrangiert worden, wo die Geologie noch in den Windeln lag, mußten sie mit dem steigenden Wissen auf's neue durchsucht und sortiert werden. Sie hatten ihren Platz in einer Bodenkammer unter den Dachplatten bekommen und lagen dort in einem einzigen großen Haufen stark mit Staub und Spinnweben untermengt. Borg, der nun gebückt unter den erhitzten Dachplatten stehen und den Staub einatmen mußte, kam in's Schwanken; als er aber am folgenden Tage auf ein Mineral stieß, das er für unbekannt hielt, griff er die Arbeit sofort an und begann zu ordnen. Hierbei kam er jedoch zu Erfahrungen, die seinen bereits schwachen Glauben an das Lehrgebäude erschütterten; vorbereitend sah er ein, daß nicht die Steine von der Natur geordnet wurden, sondern daß es das Gehirn war, welches ordnete, was da vorkam. Und übrigens, geordnet konnte alles werden, wenn man sich nur einen Einteilungsgrund schuf; daß hier oben nicht der vernünftigste Einteilungsgrund gefunden war, sah er bald ein; und wenn sogar der Grund selbst eine unentschiedene Hypotese war, wie die, daß das Urgebirge durch Schmelzen im Feuer entstanden sein sollte, im Gegensatz zu den abgelagerten Bergarten, von denen man bestimmt annahm, daß sie durch Wasser abgesetzt waren, wenn auch zugleich das Urgebirge abgelagert war, wie die jüngeren sedimentären Formationen, so fand er das ganze geschraubt, zusammen geraten und das ganze System auf Vermutungen gegründet. Inzwischen hatte er sein Mineral analysiert und gefunden, daß es ein bisher unbekanntes sei, worauf er es dem Professor übergab, der es der Berliner Akademie einsandte und dadurch dem neuen Mineral seinen Namen beigelegt sah. Borg erhielt keinen Dank, keine lobende Erwähnung, sondern nur einige hingeworfene Worte vom Vorgesetzten. Empört darüber, nahm er selbst das nächste Mineral unbekannter Art, das er fand, schickte es an Lyell, erreichte, daß seine Abhandlung in der Geological Society vorgelesen wurde, und ward als Mitglied in diese Gesellschaft aufgenommen. Kameraden und Vorgesetzte schienen keine Kenntnis von seinem Erfolg zu haben, da dieser gewissermaßen eine Chikane für den Professor



war, der das unbekannte Mineral als Doublette bei Seite geworfen; jetzt wuchs die Abneigung zum Haß an, um in Verfolgung überzugehen. Er aber machte sich unsichtbar und arbeitete. Da diese gesammelten Minerale aus allen Ländern Europa's geholt worden, und Borg es verstand, jeder Entdeckung einen Anstrich direkten Gewinns für die Bergwissenschaft der verschiedenen Länder zu geben, hatte er es im Verlauf einiger Jahre so einzurichten verstanden, daß er in die Mehrzahl der gelehrten Gesellschaften Europa's aufgenommen und Inhaber des italienischen Kronenordens, der französischen „Instruction publique“, des österreichischen Leopoldordens und des russischen St. Annenordens zweiter Klasse geworden. Aber nichts half bei der Umgebung, deren Spott nur bei jeder Auszeichnung wuchs, die doch auf Verdienst gegründet war. Wenn man das Faktum nicht leugnen konnte, verringerte man den Wert oder stellte sich, als ob man von dem Geschehenen nichts wisse, was garnicht daran hinderte, daß man die von ihm betretene Spur zur eigenen Jagd benützte.

Als er schließlich nach siebenjährigem, qualvollem Dienst seinen Vater beerbte, der um diese Zeit starb, und den Dienst quittierte, um als Privatmann in's Ausland zu gehen, bekam er abwechselnd zu hören, daß er seinen Beruf verfehlt habe und das es schade sei, daß nichts aus ihm geworden, und daß er des Dienstes entlassen worden. Mit grenzenloser Verachtung für die Menschen verließ er also sein Vaterland, um seine Studien in fremden Ländern fortzusetzen. In den Hotels und Pensionen Europa's sah er allerhand Menschen und leitete Verbindungen ein, die bald durch unfreiwillige Trennung wieder abgebrochen wurden. Aber überall sah er, wie die Menschen derselben Periode dieselben Ansichten über dieselben Sachen aussprachen, die Ansicht der Mehrzahl als ihre eigene aufstellten, Phrasen anstatt Gedanken aussprachen, und entdeckte dabei, daß es eigentlich die Gedanken einiger Weniger waren, die von den Massen wiedergekäut wurden. So fand er, daß alle Geologen Agassiz' und Lyell's Ansichten von 1830 und 40 aussprachen; alle religiösen Freidenker Renan und Strauß von sich gaben; alle rührigen Politiker von Mill oder Buckle lebten; alle die von neuer Literatur sprachen, Taine aufwarfen. Es waren also nur einige Hauptbatterien, die Stromwecker besaßen und durch die Leitungsdrähte der Talente all diese Glocken zum klingen brachten. Von hier kam er bald auf das Gebiet der Psychologie, besuchte Spiritisten, Hypnotiseure und Gedankenleser, sah hinter diesen Schwindelbewegungen eine Menge neuer Entdeckungen, die sicherlich die viehische Art der Menschheit, gedankenlos zu leben, ändern mußten, und vielleicht zur Justierung des Gedankenapparats und zu der Erkenntnis beitragen würden, daß das ganze Kampfleben, das man um Ansichten führte, nur der Kampf um die Fähigkeit war, das Gehirn Anderer in Bewegung zu bringen und den Haufen zu zwingen, daß er denke wie man selbst. Daher war er auch Zeuge bei wissenschaftlichen Streitigkeiten, die mit dem Sieg der falschen Ansicht abliefen, wenn der Siegende nur hinlänglich Autorität und Majorität gehabt hatte. Er hatte politische Fehden gesehen; religiöse, die mit Gesetzgründung wider alle Vernunft und Gerechtigkeit endigten, und damit den Grund zu anerkannten Irrtümern legten, die von der nächstkommenden Generation als klare Wahrheiten übernommen wurden.

Nein, es galt nur, seinen Willen durchzusetzen; die ganze Triebkraft, die hinter den Meinungsverfechtern stand, waren Interesse und Leidenschaft. Das Interesse, das war nichts anderes als das Bedürfnis, das Bedürfnis nach Speise und Liebe, und um diese zu erlangen, bedurfte es eines gewissen Quantums Macht. Und wer nicht nach Macht strebte, war ein Schwächling, dessen Wille zum Leben verdünnt worden, und deshalb hörte man immer die Schwachen auf Recht pochen, auf das

Recht des Schwächeren, während es nur eine einzige mathematische Gerechtigkeit gab, eine arithmetische Wahrheit, zu deren Ausrechnung es eines starken Gedankenapparates bedurfte, der sich von den fälschlichen Ansichten des Interesses und der Leidenschaften loszumachen vermochte. Wenn er sein Inneres prüfte und sich mit einer großen Anzahl Anderer verglich, so fand er, daß er durch strenge Selbstzucht sein Urteil in hohem Grade emanzipiert hatte, und daß sich bei ihm ein besonders ausgebildeter Trieb fand, die abstrakte Gerechtigkeit zu suchen, die Wahrheit, die in dem wirklichen Verhältnis besteht, — den Kern der Sache; daher nannte er sich auch Freund der Wahrheit in der höchsten Bedeutung, ohne daß er deshalb umherzugehen und alles auszusprechen brauchte, was er dachte, oder daß es nötig gewesen, eine dreiste Frage mit einer Unwahrheit zu beantworten.

Um der Organisation des Menschentiers näher auf die Spur zu kommen, begann er verschiedene Studien über alle Seelenkräfte des niederen Tiers und tastete sich auf diese Weise bis zum Menschen durch. Dann legte er ein Hauptbuch über all die Individuen an, die er auf seinem Wege getroffen, von seinen Angehörigen, Wärierinnen, Mägden an bis zu Schulkameraden, Universitätsfreunden, Umgangsfreunden und Vorgesetzten, mit einem Worte allen, die in seinen Observationskreis geraten waren; dies Register vervollständigte er durch Einholung von Personalien, Konfirmationsscheinen, Zeugenaussagen von deren Bekannten; setzte ihre Equation auf und suchte die Lösung ihres Lebensproblems. Dies war ein unglaublich großes Arbeitsmaterial; als er den Wirrwarr gelöst, sah er, daß man die Menschen als Tiere und Gewächse in große Klassen, Ordnungen und Familien teilen konnte, je nachdem man den Einteilungsgrund bestimmte. Aber dadurch, daß er mehr Einteilungsgründe nahm, kam er der Wahrheit ziemlich nahe und erhielt die vielseitige Beleuchtung seines Observationsobjekts.

So stellte er unter anderen ein Schema für Menschen mit drei Unterabteilungen auf: Bewußte, Selbstbetrüger und Unbewußte. Die Bewußten oder Eingeweihten standen obenan, hatten den Betrug durchschaut, glaubten nichts und niemandem, wurden gemeiniglich Skeptiker genannt und von den Selbstbetrügern gefürchtet und gehaßt; unter einander erkannten sie sich sofort und trennten sich gewöhnlich mit der Titulatur Schurke und der gegenseitigen Beschuldigung, von niederen Motiven geleitet zu werden. Zu den Selbstbetrügern zählte er alle religiös Glaubenden, hypnotische Medien, Profeten, Parteihäupter, Politiker, Wohlthätigkeitsgeister, und den ganzen Schwarm schwacher Ehrgeiziger, die vorgaben, für Andere zu leben. Zu den Unbewußten gehörten Kinder, die meisten Verbrecher, die meisten Frauen und eine Anzahl Thoren, die alle noch auf einem halben Säugetierstandpunkt standen, ohne die Fähigkeit, Subjekt vom Objekt zu unterscheiden.

(Fortsetzung folgt.)



Verantwortlich für die Redaction Wilhelm Bölsche, Friedrichshagen. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler. Druck: A. Seydel & Cie. Bethe in Berlin.



Christlicher Anarchismus?

Betrachtungen über den Egidy-Tag.

Von **Bruno Wille**.

Ueber die Versammlung, welche auf Veranlassung und unter Leitung des Herrn M. von Egidy zu Pfingsten im Berliner Architektenhaus tagte, um über die „Ernsten Gedanken", ihren Ausbau und die durch sie hervorgerufene Bewegung sich zu beraten, — über diesen „Egidy-Tag" liegt nunmehr ein Bericht vor, welchen Herr von Egidy selber schrieb.

Somit ist die Schweige-Zeit, zu welcher sich die Teilnehmer der Versammlung bisher verpflichtet fühlten, abgelaufen und der Kritik in unbeschränkter Weise das Wort gestattet. Wenn ich nun diese Pfingstverhandlungen betrachte, so hebt sich für mein Interesse am meisten eine Gruppe von Anschauungen heraus, welche Herr von Egidy geäußert hat, und die nach meiner Meinung treffend bezeichnet werden durch das halb fragende, halb behauptende Wort: „Christlicher Anarchismus?"

Der ernste Denker geht von der Erfahrung aus, daß das moderne religiöse Leben korrumpirt ist, folglich einer sanitären Wiedergeburt bedarf, und spricht sich über die Notwendigkeit und die Methode der Heilung folgendermaßen aus:

„Gemeinsam ist uns die Ueberzeugung, daß wir auf falschem Wege sind. Sie Alle kennen die laut und überzeugend redenden Thatsachen so gut, Viele von Ihnen kennen sie besser als ich. Jeder ehrliche Blick in das Weltgetriebe sagt uns: wir gehen falsch; jede Frage an unser Gewissen ruft uns ein kräftiges „Halt" und „Umkehr" zu.

Was aber thut der ernst entschlossene Mann, der fehl gegangen? Er stürmt nicht mit benommenem Kopfe auf gut Glück weiter; er setzt sich nicht mit geschlossenen Augen an den Straßenrand und erwartet ein Wunder; er läßt sich nicht von Anderen auf neue unbekannte Bahnen drängen oder folgt zögernd bis zu einem der früheren Abwege — — der entschlossene Mann geht graden Wegs dahin zurück, von wo er sicher weiß, daß der rechte Weg abführt.

Er sagt sich: habe ich mich erst zurückgearbeitet bis zu der ersten Ausgangs-Stelle, so bin ich von Neuem Herr meiner Zukunft; und da ich den falschen Weg nun kenne und weiß, welche Widerwärtigkeiten er birgt und in welch unschönes Gelände er führt, so will ich beim Betreten des nunmehrigen rechten Weges zuvörderst Gott danken, daß Er mich noch ein Mal vor diesen Weg stellte, und will ihn nun auch sicher halten — als Wegweiser soll mir fortan einzig der christliche Gedanke dienen."

Nun wohl, das ist ziemlich selbstverständlich, daß das thatsächliche Christentum reformirt werden kann. Was aber ist das ideale Christentum, worin besteht „die erste Ausgangs-Stelle", wie lautet „der christliche Gedanke"? Das ist die entscheidende Frage.

Nicht eine Antwort erfolgt auf diese Frage, nein viele und recht verschiedene Antworten können erteilt — und auch begründet werden, falls bloße Berufungen auf einzelne Stellen des Neuen Testamentes als Begründungen gelten dürfen. Ich freilich erkenne diese Art von „Begründung" nicht an. Ich meine vielmehr, wer Jesus für ein einzig tiefes, höchst liebenswürdiges Gemüt hält, muß konsequenterweise den christlichen Gedanken gerade in den am meisten gemütstiefen, liebenswürdigen und einzigen Tendenzen der Jesus-Gestalt erblicken und alles, was sich mit diesem „Wesen" des Christentums psychologisch nicht vereinigen läßt, als „unecht" verwerfen: — „Der Buchstabe tötet, der Geist macht lebendig!" Freilich entfesselt diese Methode, das Christentum zu erfassen, einen beträchtlichen Subjektivismus oder Individualismus: — „Wie einer ist, so ist sein Gott!" Doch mir scheint, dem ernsten Christen bleibt nichts anderes übrig als Individualismus, und dieser Individualismus hat das Gute, daß er jene freie Konkurrenz im Reiche der Gedanken und Gefühle entfesselt, welche zur natürlichen Auslese des Wertvollen führt.

Ich erblicke den eigentlich christlichen Gedanken in der Ueberwindung der Selbstsucht, der Gehässigkeit, des Zwanges, des Gesetzes durch die Liebe. Als Nachfolger des Propheten Jesaias und des Täufers Johannes lebt Jesus dem Ideal einer sündenreinen, seligen Menschheit; und demgemäß lautet seine Lebensfrage: Wodurch wird dies Ideal verwirklicht? Die Antwort aber findet Jesus in dem Gedanken: Das Böse läßt sich nicht durch Böses, der Teufel nicht durch Beelzebub vertreiben; denn in diesem Falle bliebe ja nichts anderes Sieger, als eben das Böse. Und nun folgert Jesus: Da alle Sünden nur Formen der Selbstsucht und Gehässigkeit sind, so lassen sie sich keineswegs dadurch überwinden, daß man an die Selbstsucht appellirt oder gehässig ist; folglich befördern Bedrohung und Lohnverheißung, Zwang und Gesetz durchaus nicht das Gute. Der einzige Heiland ist vielmehr die Liebe! Wer die Liebe hat, der wirket das, was das bloße Gesetz zu wirken sich vergeblich bemüht, der „erfüllet das Gesetz". Der christliche Gedanke besteht also in jenem Hohenliede von der Liebe 1. Corinther Cap. 13: Ohne Liebe ist alle Predigt hohl, alle Ueberzeugung nichtig, alle Werkthätigkeit nutzlos; die Liebe ist nicht selbstsüchtig, nicht herrschsüchtig, nicht gehässig, nicht zornig, sie ist vielmehr allduldsam, unerschütterlich, sanftmütig und friedfertig; sie ist das Höchste und hat die Bestimmung, über Alles zu triumphieren. Der christliche Gedanke liegt in den Worten der Bergpredigt: „Ihr habt gehört, daß da gesagt ist: Aug' um Auge, Zahn um Zahn. Ich aber sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Uebel; sondern so dir jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar; und so jemand mit Dir rechten will und deinen Rock nehmen, den laß auch den Mantel, (d. h. gehe in der Widerstandslosigkeit so weit, daß du selbst ein noch größeres Leid erduldest). Ihr habt gehört, daß da gesagt ist: Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen. Ich aber sage euch: Liebet eure Feinde, segnet die euch fluchen, thut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen. Die Konsequenzen dieses Christentums sind klar für denjenigen, welcher schlicht, kräftig, ehrlich denkt, ohne seinen Blick, sein Herz korrumpiren zu lassen durch konventionelles Banausentum und Selbstsucht: wer im Sinne Jesu liebt, der kann nicht hassen, unter keinerlei Vorwand, auch nicht unter Berufung auf das Heilige; wer so liebt, der kann nicht

töten, mag auch von Sittlichkeit, von Volk, von Vaterland und Fürst die Phrase klingen; wer so liebt, der kann nicht prozessieren, auch nicht im Namen des Rechtes, der Gerechtigkeit, auch nicht zum Schutze des Guten; wer so liebt, der kann niemand vergewaltigen, weder als Herrscher noch als delegirter Gesetzgeber, weder als Befehlshaber noch als Richter, der kann niemand ausbeuten oder auch nur zurücksetzen, kann also nicht reich sein vor Armen, nicht vornehm vor Geringen; wer so liebt, der wird endlich niemals irgend etwas, was ihn in den Dienst der Lieblosigkeit und Gewaltthätigkeit stellen könnte, freiwillig thun, also keinem Menschen sich versklaven, Niemand den Eid des Gehorsams leisten. — Diese Konsequenzen vermag keine Heuchelei der „Pharisäer und Schriftgelehrten" aus der Welt zu bringen, zumal sie sämtlich von Jesu wörtlich bestätigt sind, — was freilich wenige sehen, die meisten nicht sehen wollen! Der ehrliche Leser möge, falls er es nicht schon that, Leo Tolstois Schrift „Mein Glaube" zur Hand nehmen, um die Bestätigungen kennen zu lernen.

Das ist, nach Tolstoi's Ueberzeugung, „der „christliche Gedanke"! Freilich ein „ernster Gedanke", — ein sehr ernster; denn ist er wirklich echt christlich, so bedeutet er die totale Unchristlichkeit jeden Gesetzes, jeder Regierung, des Staates, des Rechtes und Gerichtes, des Krieges und Heeres, des Reichtums und Ranges, bedeutet also die Unchristlichkeit vieler wichtiger Fundamente unserer Gesellschaft. Diese Auffassung der Jesuslehre ist es, die ich mit dem Ausdruck „christlicher Anarchismus" meine.

Anarchismus sage ich deswegen, weil Anarchismus Herrschaftslosigkeit, Beseitigung jeglichen Zwanges bedeutet; ja dieser Ausdruck paßt ausgezeichnet für das Christentum im Sinne Tolstois, weil die streng dogmatische Durchführung des anarchistischen Bekenntnisses in jenes Christentum mündet. Diejenigen freilich, welche man „Anarchisten" zu nennen pflegt, sind keineswegs Anhänger Tolstois, vielmehr meistens Terroristen, Revolutionäre, Propagandisten der Gewaltthat, — eben deswegen, weil sie nicht dogmatisch sind. Wären sie dogmatisch, so folgerten sie: Wer Herrschaftslosigkeit erstrebt, darf selber keine Herrschaft, keinen Zwang, keine Gewalt ausüben, denn Gewaltthat ist der gröbste Zwang.

Falls nun „die Ausgangs-Stelle", welche Herr von Egidy zu gewinnen sucht, in jenem christlichen Anarchismus besteht, so stellt sich die Frage ein: Hat der „Ernste Denker" sich durch den Wust der pfäffischen, erzieherischen, konventionellen Mißverständnisse in der Schriftauslegung dorthin gearbeitet?

Daß Herr von Egidy eine Tendenz dorthin hat, habe ich vermutet, als ich seiner von Duldsamkeit zeugenden Einladung zur Pfingst-Versammlung folgte; und diese Vermutung ist bestätigt worden durch Verschiedenes, was er in der Versammlung äußerte. Ich muß aber betonen, daß er nur eine unbestimmte und keineswegs konsequent wirkende Tendenz zum christlichen Anarchismus hat. Die Gründe für meine Auffassung sind folgende.

M. von Egidy sagt (Bericht Seite 9): „Jeder, auch der geringste Zwang ist des Christen unwürdig." Hiermit berührt er den christlichen Anarchismus, — freilich ohne ihn voll zu erfassen, denn er dehnt ihn nur auf den Glauben aus. Doch die brave Entschiedenheit, die feurige Dringlichkeit, womit er gegen den geringsten Ansatz zum Dogmentum, zur Hierarchie protestiert, ist anarchistisch. In Bezug auf den Gott-Glauben sagt er (Seite 9):

„Jedes, auch noch so umfassende Bekennen ist ein Irrtum, den wir erkennen werden, so oft wir mit klaren Sinnen zu bekennen versuchen — — — wer will Ihn nennen, wer Ihn bekennen!"

Und entsprechend meint er: „Jede Erörterung über die Person Christi kann

also ausscheiden aus unserem Religionsleben. Es muß dem Einzelnen durchaus und unter allen Umständen überlassen bleiben, sich darüber eine Vorstellung zu bilden, wie er es will; wie seinem Empfinden, seiner Denkkraft, seinem Fassungsvermögen, wie sogar seinem Wunsche sie entspricht."

M. von Egidy's echt anarchistische Liebe zum Schrankenlosen, Individuellen, Selbstständigen tritt wohl am deutlichsten hervor in seinem kräftigen Wörtlein über Organisation, Resolution (Seite 18):

„Bin ich zunächst gegen jede größere Vereinigung und die damit verbundene schwierige Vereins-Gestaltung, so erscheint mir doch der sich natürlich ergebende Zusammenschluß in kleinen Kreisen, lediglich zum Wirken, um so notwendiger. Nur keinen neuen vielgliedrigen Aufbau, und — — wenn irgend möglich: keine Beiträge. Wer da hat, mag aus eigener Entschließung geben und mag reichlich geben, um das zu bestreiten, was notwendig ist.

Ich bin auch — jedenfalls für jetzt noch — gegen die Fassung von Beschlüssen. Wir haben nichts zu beschließen, grade nur über uns selber und auch das nur in beschränkter Weise. — Beschlüsse sind nur zu leicht tönende Worte; der kräftige Entschluß des Einzelnen ist eine That, trägt wenigstens deren Keim in sich. Also: zu Entschließungen wollen wir innerlich gelangen. Dazu sollen uns auch die Worte und Vorschläge Anderer verhelfen.

Für die Aufstellung sogenannter Sätze — thesen — als Ausdruck einer übereinstimmenden Meinung bin ich dabei aber nicht. Die Aneinanderreihung von zwei Worten erheischt schon Meinungs-Verschiedenheiten, und wir wissen gar nicht, ob Andere sich nach unsern Sätzen richten wollen — für uns selbst aber bedürfen wir keiner.

Vereinigungen und Beschlüsse, Verbände und Sätze teilen, trennen, können den herrlichen Strom . . . nur beengen. Nicht teilen, nicht beengen, sondern Alles an sich heranziehen, Alles in sich aufnehmen, was demselben Stromgebiet . . . angehört, will dieser Strom."

Und (Seite 33):

„Jedenfalls keine großartige Gliederung und keine groß klingenden Beschlüsse, bei denen außerdem gewöhnlich ein Teil, der zufällig schwächere, vergewaltigt wird — — Entschluß des Einzelnen!" — So, genau so könnten auch die politischen Anarchisten sprechen, die Vertreter des freien „Gruppen"-Wesens gegenüber einer stramm organisierten und disciplinierten Partei, der selbstständigen That des Einzelnen gegenüber der Massen-Ballung und massiven Wirkung des parlamentarischen Demagogentums, der Dogmenlosigkeit gegenüber dem Gedanken einer allein seligmachenden Partei, der individuellen Ueberzeugung gegenüber dem mittels des „demokratischen Princips" hervorgebrachten Partei-Programm.

Doch — zur Beruhigung aller Anarchisten-Feinde und -Fürchter, sowie zur Steuer der Wahrheit sei's betont — der Anarchismus des Herrn von Egidy ist nur ein halber; er bleibt trotz seiner Tendenz zum reinen Urchristentum doch im Zeitalter der Gewaltsamkeit stecken. Hören wir ihn (Seite 11, 12): „Das Kreuz sollte fortan überall da nicht fehlen, wo es von kennzeichnender Bedeutung ist: nicht im Reichs-, nicht im Landes-Wappen, nicht auf der Schule, nicht auf dem Gerichtsgebäude, nicht in den Fahnen, nicht auf dem Stadthaus." (Seite 12, 13 und 21): „Nicht darf man glauben, durch Gesetze, Anordnungen, Einrichtungen und Maaßregeln, so lange sie nicht vom rein Göttlichen Geiste eingegeben sind, ihnen vielmehr noch eine gewisse — bewußte oder unbewußte — Selbstsucht

innewohnt, der Menschheit das Christentum anerziehen zu können. Dieser Versuch ist eben der bis heut' verfolgte falsche Weg. — Umgekehrt: die Gesetze, Anordnungen, Einrichtungen und Maaßregeln müssen von einer Christus gleichen Gesinnung ausgehen — müssen also selbst nichts Anderes sein, als reinste, hingebende, selbstlose Liebe; dann könnten die Menschen, denen solche Gesetze gelten, gar nicht anders als gut sein, und werden sehr gern gut sein. -

Wir müssen also einen Staat schaffen nach Christi Lehrsätzen — das ist: nach Gottes Willen. Dann bildet der Staat das Christentum. Dann haben wir Alles in einem Begriff: Religion, Christentum, Kirche; Vaterland, Staat, Leben. Dann auch ist der Fürst des Landes nicht mehr oberster Bischof nur der Kirche, zu der Er Sich bekannt, noch weniger weisen die Vorschriften Seiner Religion Ihn an vaterlandsfremde Gewalten; dann vielmehr vereinigen sich Krummstab und Szepter im Kreuz. Unter diesem Zeichen wird der Fürst dann Seinem Lande der Stellvertreter Gottes auf Erden, wie es der Vater seiner Familie ist. In des Wortes Göttlichster Bedeutung heißt Fürst dann: Landesvater. Ob Er herrscht oder nicht herrscht, ob Er regiert, oder nicht regiert — das bestimmt sich nach den Gesetzen des Landes und nach Seiner Persönlichkeit — Eines überstrahlt all Sein Thun: Er waltet mit Liebe in dem Lande, das Gott Seiner Pflichttreue anvertraut. —

Jeder Bürger ist dann Christ — wahrer Christ. Wer es heut' noch nicht ist, wird es in kurzer Zeit sein; wer sich heut' noch nicht Christ nennt, wird es bald thun. Thut er es nicht, so erklärt er sich als Fremdling. In einem wirklich christlichen Staat, in einem Stück Christenheit, können nur Christen, können nur gleichartige Teile der Gemeinsamkeit Bürger sein. Die jetzigen, dem Gesetzes Wortlaut nach weitherzigen, der thatsächlichen Gestaltung aber nach unduldsamen, lieblosen Zustände sind unhaltbar. Sie werden aufhören, sobald wir unser Deutschland in Wahrheit verchristlichen, sobald für uns der Begriff: „Deutscher" „Christ" „Bürger" in einem Bewußtsein zusammenfällt, wie für den Franzosen: „Franzose" „Christ" „Bürger" zusammenfallen wird. —

Bei dieser Neugestaltung unseres Bürgertums darf man selbstverständlich vom freien Mann nicht verlangen, daß er durch einen Bekenntniszwang in eine Religions-Gemeinschaft eintrete, die ihm in ihrer bisherigen Bethätigung um nichts besser erscheint, als die seine. Vom Deutschen Bürger aber kann und wird das Deutsche Volk in Zukunft verlangen, daß er christlich denkt, christlich fühlt, christlich zu handeln wenigstens den ernsten Vorsatz hat. Wer das verweigert, fühlt nicht Deutsch, ist also nicht Deutscher, hat keinen Anspruch auf Deutsches Bürgerrecht. Er mag als Fremdling unter uns weilen, so lange es ihm gefällt, — er ist unseres Schutzes und unsererseits auch der ganzen christlichen Liebe gewiß; aber er darf nicht mitreden, wenn wir über des Landes oder der Gemeinde Wohl zu Rathe sitzen.

Vor Allem werden wir unser Wahlrecht auf das Entschlossenste zum Heil des Vaterlandes, das ist zur Schaffung eines wahren christlichen Staates einsetzen. In welche Vertretung es auch sei: wir entsenden nur noch Christen — reine, wahre, ganze Christen, das sind dann auch vollwertige, rechtschaffene Deutsche Männer."

Ich citiere diese umfangreichen Worte, weil sie außerordentlich charakterisieren. Man bedenke: ein christliches Reich, ein christliches (kriegerisches) Wappen, eine christliche Gesetzgebung, ein christliches Gericht, ein christliches Kriegsheer, ein christlicher Fürst, christliche Bürger, die ihre Nächsten, falls diese so ehrlich sind, kein Christentum zu heucheln, als „Fremdling" von der Beteiligung an der Ge-

setzgebung ausschließen . . . fürwahr, das ist nicht die böse anarchistische Gesinnung eines Tolstoi!

Das klingt vielmehr fast wie Feldprediger-, ja Hofpredigers-Echo, wie Deutschtümelei und Chauvinismus, wie verkappter Antisemitismus, Antisocialismus und Kreuzzeitungs-Ton.

Oder ist es umgekehrt verkappter christlicher Anarchismus, verkappt durch die Phrase der Kreuzzeitungs-Kreise? Fast könnte man auf diesen Gedanken geraten, wenn man bedenkt, daß Herr von Egidy von „Gesetzen" redet, die nichts anderes als reinste, hingebende, selbstlose Liebe, d. h. keine Gesetze sind, von einem „Fürsten", der so ziemlich entfürstet ist, von „Deutschen Männern", die eben nur „reine, wahre, ganze Christen" sind, ebenso wie die „Franzosen" dies sind.

Daß Herr von Egidy sich unklar über das Wesen des Staates ist, beweisen mir seine Worte (Seite 26, 27):

„Nur gegen die Kirche als Einrichtung, als Gewalt, als Herrschaft im Staate richten sich meine Bestrebungen, weil ich jede mit Macht ausgestattete Einrichtung neben der natürlichen Familie, Gemeinde, Staat für unnöthig — also: falsch — halte. Was den verschiedenen Kirchen als „Behörde" bisher oblag, übernimmt der Staat, das ist unsere natürliche Gesamtverbindung."

Der Staat eine „natürliche" Macht-Einrichtung, eine „natürliche" Gesamtverbindung — im Gegensatz zur Kirche! Was heißt da „natürlich?" Und warum ist das „Natürliche" berechtigt? Eigensucht, Sünde sind auch „natürlich?

Sollte endlich Herr von Egidy deswegen ein Anhänger der Archie sein, weil er dieselbe für ein vorläufig notwendiges Uebel hält, das aber im „Reiche Gottes" überwunden ist, — so wäre er ein Kompromißler aus Kleinmut, aus Mangel an Glauben an die Kraft des „Heilands"; und dann wäre nicht zu begreifen, wie er sagen kann:

„Wie ganz anders es in wenigen Jahren auf der Welt aussehen kann, davon macht sich nur Derjenige einen Begriff, der sich den Glauben an die Göttliche Bestimmung des Menschen erhalten hat. Meint aber Jemand, es müsse mit Wundern zugehen, daß solch Wandel sich vollzöge, so sage ich: wohlan, ich lasse es gelten. — Der da die Herzen der Menschen lenket wie Wasserbäche, warum sollte Der jetzt nicht die Menschen zum Erkenntnis führen? Nennt man das Wunder, so glaube ich an solche Wunder, glaube sogar mit der ganzen Kraft meiner Seele daran."

Die Hinneigung des Herrn von Egidy zu anarchistischen Gedanken kann übrigens schließlich denjenigen nicht Wunder nehmen, welcher bemerkt hat, daß unsere politischen Parteien zwar in Form eines Hufeisens gruppiert sind, aber die Tendenz haben, einen Kreis zu bilden. In manchen Bestrebungen berühren sich Kreuzzeitungspartei und Socialismus. Wenn nun auch Herr von Egidy sich zu keiner „Partei" bekennt, so steht er doch wohl in manchen Beziehungen auf der äußersten Rechten; und diese reicht der äußersten Linken, dem anarchistischen Flügel, die Hand.



Die Kulturmission der Poesie.

Von Alexander Lauenstein.

Es ist gewiß ein merkwürdiger Umstand, daß bei der ziemlich bedeutenden Anzahl von größeren Litteraturgeschichten, die es in Deutschland giebt, auch nicht zwei genau in der Art und Weise zusammenstimmen, wie sie ihre Aufgabe fassen. Das gilt selbst, wenn man absieht von der Streitfrage: Nationallitteratur oder Litteratur überhaupt?

Ein Blick in die Eingangskapitel von Gervinus und Wilhelm Wackernagel, Koberstein und Gödeke, Scherer und Vilmar wird diese Beobachtung zur Genüge bestätigen. Jeder dieser Männer und ebenso die Wolfgang Menzel, Kurz, Franz Hirsch, Robert König, Otto Roquette haben sich genötigt gefühlt, sich kurz und bestimmt über die Fassung ihres Themas auszusprechen. Aber keiner faßt seine Aufgabe wie der andere, und natürlich geht Hermann Paul in seiner Methodenlehre der germanischen Philologie wieder seine eigenen Wege. Er greift tiefer, als man bisher im Allgemeinen zu greifen gewohnt war, und will nicht die litterarischen Denkmäler selbst, sondern das ihnen Zugrundeliegende, dessen Manifestationen sie sind, in den Mittelpunkt der litterarhistorischen Darstellung gerückt wissen. Dieses ist es nach ihm eigentlich, dessen Entwickelung man zu untersuchen hat.

Eins haben diese Männer aber gleichwohl gemein. Ihr Blick reicht immer nur von einer sogenannten Blütezeit bis zur anderen; sie alle sehen in der Litteraturgeschichte im besonderen wie in der Geschichte im allgemeinen nur ein regelmäßig wechselndes Auf- und Abwogen, ein Blühen und Verfallen, abermaliges Blühen und neues Verfallen, einen ewigen Kreislauf vom Guten zum Schlechten und vom Schlechten zum Guten, eine Schlange, die sich selbst in den Schwanz beißt.

Das, was am Ende jeder Strebensepoche steht, ist die Erreichung „ewiger Schönheit", die „reine Darstellung" des „allgemein Menschlichen." Man glaubt seiner großen Aufgabe gerecht zu werden, wenn man seine eigenen ästhetischen Urteile, die immer innerhalb gewisser Grenzen zugleich diejenigen der eigenen Zeit sind, auf die Kunstwerke vergangener Epochen anwendet und über deren Wert oder Unwert Urteile abgiebt, die mit dem Anspruch auftreten, bindend zu sein. Zugleich setzt man voraus, daß eben diese Werturteile bisher zu allen Zeiten gleich gewesen seien und daher auch notwendig auf alle Zukunftskunstwerke sich anwendbar erweisen müßten.

Wo sich so viele Anschauungen gegenüber stehen und keine die andere zu verdrängen vermag, kann man darauf wetten, daß der springende Punkt noch nicht gefunden ist. Andrerseits könnte man daraus, daß alle verschiedenen Anschauungen doch einen Punkt gemeinsam haben, schließen wollen, daß dieser den richtigen Kern verständiger Dichtungsgeschichte bilde.

Aber diesem zweiten Schlusse steht doch etwas entgegen.

Diese Betrachtungsweise reicht immer nur aus für eine Periode; über sie hinaus reicht sie nicht. Hat ein Volk seine „litterarische Blütezeit" erreicht, so beginnt etwas vollkommen Neues.

Daß ein Jahrhundert Werke schafft, die uns besser gefallen als die Leistungen anderer Jahrhunderte, das kann keinem Zweifel unterliegen. Und daß dieser Gesichtspunkt für die Auswahl der Lektüre des einzelnen genügend ist, leuchtet ohne Weiteres ein.

Aber es fragt sich, ob diese Erwägung auch den fruchtbarsten Weg für eine

geschichtliche Betrachtung bildet, ob die Annäherung der Litteratur an unsere ästhetischen Werte zu beobachten und zu loben, und ihre Entfernung von denselben tadelnd zu verzeichnen, nicht vielmehr ein für die Erweiterung geschichtlicher Kenntnis ganz nutzloser subjektiver Sport ist.

Für den, der in der geistigen Etwickelung der Menschheit eine aus der Unendlichkeit kommende und nach der Unendlichkeit gehende Linie sieht, wird es sich vielmehr darum handeln, nach einem konstanten Faktor in dem litterarischen Schaffen zu suchen, der nicht mit dem Eintreten eines jener bekannten Feiertage der Poesie eliminiert wird, sondern dauernd in der Rechnung bleibt, und wie er zu der Blüte geführt hat, auch wieder über sie hinausleitet. Dieser wird dann den roten Faden bilden müssen, der, selbst von ungemessener Ausdehnung, ein Aufreihen sämtlicher sogenannter Blüte- und Verfallzeiten an sich gestattet und so geeignet ist zum Leitfaden auf dem vielverschlungenen Pfade der Entwickelung.

Wie in jeder Litteraturgeschichte verzeichnet steht, besitzt die deutsche Litteratur bislang zwei Blütezeiten, eine um 1200 und eine um 1800. Nehmen wir zwei Werke in die Hand, die außerhalb beider Zahlen liegen, also z. B. den Heliand und Freytags Soll und Haben.

Zwischen beiden Büchern liegt eine weite Kluft: — dort der Dichter, der in der Erde eine Scheibe sieht, auf die ein „Gott", ein „höheres Wesen", das er als selbstverständlich vorhanden hypostasiert und dem er alle guten menschlichen Eigenschaften zudiktiert, Menschlein gesetzt hat, die er aus Lehm gebildet, von denen er seinen Sohn kreuzigen läßt, und deren Ziel es ist, durch Ausübung jeder Art von Dienertugend, von Gehorsam, Demut, Entsagung sich einen Sitz in einem fröhlichen Jenseits zu verdienen, das er annimmt, weil ihm die Annahme eben so überliefert ist. — Hier der Schriftsteller, dem längst der Erdball um die Sonne fliegt, der da weiß, wie die Menschheit sich entwickelte, der keine Paradiesesfabel mehr kennt, und nicht mehr in der Erfüllung willkürlicher asketischer Gebote die Aufgabe des Erdbeherrschers sieht, dessen Sehnsucht nicht mehr danach steht, sich im Lande der Träume anzusiedeln, sondern der in tüchtiger, redlicher Arbeit, in der Ausfüllung eines bestimmten Platzes in der großen Kette der menschlichen Gesellschaft, die einzig würdige Aufgabe des gesunden Menschen sieht.

Zwischen beiden Büchern liegen zwei „Blütezeiten", aber weder mit der einen noch mit der anderen läßt sich hier etwas machen. Keine liefert einen Schlüssel zum Verständnis dieser fundamentalen Unterschiede der beiden Dichtungen, auf denen sich alle anderen Abweichungen in Anschauung, in Kenntnis wie in Werturteil aufbauen.

Dieser fundamentale Abstand aber, auf dem alles andere fußt, ist gar nichts, womit sich die Ästhetik beschäftigt, ist etwas durchaus nicht Künstlerisch-Technisches, sondern er ist ein Abstand der Weltanschauung. Zwischen beiden Werken liegt fast genau ein Jahrtausend, und dieses hat genügt, um diesen gewaltigen Umschwung [illegible]nde zu bringen. Nicht mit einem Schlage ist er gekommen, sondern langsam, [illegible]. In der gedanklichen Spekulation mögen sich viele Brücken über diese [illegible]en lassen. Aber nur eine führt wirklich hinüber. Und das ist die [illegible]hevolle Bahn der Entwickelung, welche zwischen jener Zeit und heute [illegible] ist man zwei Schritte vorwärts, bald einen rücklings gegangen, bald [illegible] bald gerade. Die Kunstwerke aber, welche zwischen beiden Dichtungen [illegible]es einen ganz bestimmten Punkt auf dieser Linie, und der rote [illegible] sie alle hinzieht, ist die Entwickelung der Weltan-

[illegible]te der Litteratur mehr sein will, als eine Aufzeichnung ver-



schienener Dichtungen und eine Sammlung von Lebensbeschreibungen größerer und kleinerer Dichter, so muß sie sich auferbauen auf der Geschichte der Weltanschauung. Dem modernen Litterarhistoriker muß es darauf ankommen, zu zeigen, wer zuerst in der Kette der Entwickelung eine Idee, die später weltgestaltend wurde, in poetischer Form vorgetragen und damit auf seine Zeitgenossen gewirkt hat. Derjenige, der eine Idee zuerst gestaltet, und derjenige, der sie schließlich zur höchsten Gestaltung bringt, das sind seine Helden.

Wir mögen soweit zurückgehen in der Litteraturgeschichte, wie wir wollen, zu den ältesten religiösen Gesängen der Inder: überall steht eine Weltanschauung im Hintergrunde, und allenthalben, wo uns überhaupt eine reichlichere litterarische Ueberlieferung erhalten ist, können wir die Entwickelung dieser Anschauungen verfolgen. Sie ist für alle Völker, welche an der großen Kulturarbeit, deren große Ergebnisse heute der Westen von Europa genießt, mitgearbeitet haben, in groben Umrissen dieselbe. Sie geht von abenteuerlichen, anthropomorphischen Vorstellungen aus, nach und nach fällt eine nach der anderen vor dem kritischen Verstande, und an ihre Stelle tritt immer mehr das Weltbild, das die gelehrte Arbeit der Naturwissenschaft schafft. Schon denken sich nur noch kleine Kreise Gott als einen alten Mann mit weißem Barte, der über den Sternen sitzt und auf all den Unfug acht giebt, den die Menschlein vornehmen. Und für den modernen Menschen kann kein Zweifel daran erstehen, daß die Entwickelung der Weltanschauung sich auch in der Zukunft in derselben Richtung bewegen wird.

Für die Zeiten, aus denen wir noch keine philosophischen und anderen wissenschaftlichen Denkmäler haben, ist die Dichtung für uns das einzige Mittel, diese Fortschritte in der geistigen Entwickelung der Völker zu verfolgen. In den Zeiten, aber, wo uns Dokumente beider Arten zur Verfügung stehen, sehen wir, daß der Anstoß zu neuen litterarischen Richtungen ausnahmslos auf nicht litterarischem Gebiete liegt. Für das achtzehnte Jahrhundert hat das Hettner in unwiderleglicher Weise dargethan.

Der Gelehrte mag tiefe Gedanken haben und große Entdeckungen machen, der populäre Schriftsteller mag sie verwässern und dadurch der großen Menge mundgerecht machen. Ihre Folgerungen für die Aenderung des geistigen Gesamtbewußtseins ziehen, und dieses selbst nach vorwärts treiben, das Volk seine Umgebung im Lichte neuer Ideen auffassen lehren, seine ästhetischen Werte, hohe und niedere, d. h. das Schön und Häßlich in seinem Geiste fortbilden, umdenken, ihm neue ästhetische Werte fürs Leben geben, das wird immer nur der Künstler, der Dichter.

Und der rechte Dichter seiner Zeit ist immer nur der, der ihr Leben von der höchsten Höhe ihrer eigenen Anschauungen, im Lichte ihrer neuesten geistigen Errungenschaften sieht, und die Bilder, die sich ihm innerlich auf diesem Wege ergeben, anschaulich und lebendig der Menge zu gestalten weiß. Ein Schimmer dieses Gedankens von dem erzieherischen Wert der Kunst hat auch dem wüstesten und unreifsten aller Bücher, dem edlen Rembrandt als Erzieher, einen Schimmer von Glanz geliehen. Nur daß an der Spitze der Künste in dieser Hinsicht immer die Dichtung gestanden hat; und stehen wird. Sie allein beschäftigt sich mit den geistigen Werten des Menschen, sie allein greift darum unmittelbar in sein Leben und seine Entwickelung ein. Ein Gemälde wirkt immer nur mittels der Gedanken, die es der Geisteswelt des Beschauers weckt. Aber wenn er diese nicht bereits in sich trägt, bleibt doch sein Genuß ein Bruchstück. Die Dichtung aber giebt sie ihm.

Den Kulturwert der Musik hat in diesen Blättern Heinrich Hart zutreffend gezeichnet, als daß darüber noch ein Wort zu sagen wäre.

Man hat oft gesagt, daß Schillers Wort vom Mimen, dem die Nachwelt keine

Kränze flicht, heute nicht mehr gelte. Aber man sollte sich lieber damit beschäftigen, das, was Schiller zum Preise des Schauspielers sagt, auch auf den Dichter anzuwenden:

„Denn wer den Besten seiner Zeit genug
Gethan, der hat gelebt für alle Zeiten."

oder genauer, „für die Litteraturgeschichte aller Zeiten;" denn auch er hat seinen Baustein beigetragen zu dem großen Bau der geistigen Entwickelung. „Klassiker in des Wortes eigenster Bedeutung", sagt Paul de Lagarde, „sind diejenigen Schriftsteller, die dem Gedanken- und Gefühlsinhalte einer bestimmten Epoche einen in der Form vollendeten Ausdruck geben." Das ist richtig. Aber die Bedeutung dieser Klassiker ist wieder abhängig von der Bedeutung ihrer eigenen Zeit für die Zukunft. Hat die eigene Zeit keine entwickelungsfähigen Ideen, dann haben auch „Klassiker" nicht viel zum Ausdruck zu bringen. Ein noch so hochbegabter Dichter des fünfzehnten Jahrhunderts hätte z. B. schwerlich in Deutschland viel darzustellen gehabt, was dem siebzehnten Jahrhundert noch hätte anziehend erscheinen können. Denn dazwischen war der Mitte Europas eine ganz neue geistige Welt aufgegangen. Je rascher geistige Umwälzungen sich in einem Volke vollziehen, desto rascher veraltet auch die Poesie, die ihm vorher als das denkbar Höchste und Heiligste galt.

Es zeugt von wenig geschichtlichem Sinn, aus den Kunstwerken aller Zeiten und Völker ein Dutzend oder auch ein Hundert auszusondern und für ewig zu erklären.

Kein solcher Richterspruch wird den Spruch aufheben, den die alles verschlingende Zeit darüber gefällt hat und fällt. Nicht dadurch ist ja eine fortlaufende geistige Entwickelung zu stande gekommen, daß die Besten des Volkes einmal gedachte Gedanken in allen möglichen Tonarten wiederholten und ihre Volksgenossen damit langweilten, sondern dadurch, daß sie mit gegebenen Gedanken, mit der gesicherten Erkenntnis, als dem geistigen Baustoff, neue Bogen wölbten und neue Säulen schufen, die künftigen Hallen wieder als Grundfeste dienen konnten. So gilt es auch nicht, den Gedankeninhalt von Goethes und Schillers Werken bald mehr und bald weniger klar wiederzugeben, oder auch zu behaupten, daß nur bei ihnen Poesie zu finden sei, sondern die Aufgabe der heutigen Litteratur ist es, den Geist ihrer Zeit in klare Gedanken zu fassen, diese mit deutlichen Worten zum Ausdruck zu bringen, und die Formen zu suchen, die sich für sie zur Gestaltung eignen. Aber nicht in abstrakten Gedankengängen hat der Dichter das zu leisten, sondern indem er inhaltvolle Bilder zeichnet, und Gestalten schafft, die würdige Träger der neuen Errungenschaften darstellen. Das Maß, nach welchem ihm das gelingt, wird zugleich das Maß des Ruhmes sein, der sich um seinen Scheitel flicht.

Daß bei der Lösung dieser Aufgabe die dichterischen Denkmale der Vergangenheit in gewissem Sinne als Grundlage dienen müssen, ist ebenso selbstverständlich, wie daß für die neu auftretende Gedankenwelt keine völlig neue Sprache zu schaffen ist. Aber an der Spitze der Zeit soll die Poesie marschieren und sich nicht faul von ihr nachschleppen lassen. Sobald sie die wirkliche Führerin im Kampf der Zeit ist und mahnend vorwärts in die Zukunft weist, wird es ihr auch nicht an der Teilnahme der Besten des Volkes fehlen.



Ein holländisches Urteil über moderne deutsche Dramen.

Von **Lou Andreas-Salome.**

III.

Von Holz zu Hauptmann.

Am vollkommensten scheint Simons die Verschmelzung von lyrischer und naturalistischer Betrachtungsweise da gelungen zu sein, wo im Holz-Schlaf'schen Drama eine humorvolle Auffassung vorwaltet. Dies ist ganz besonders in der Zeichnung einer Nebenperson, des Onkel Kopelke, der Fall und deshalb geht er dieser Gestalt bis in die kleinsten Züge hinein nach, wobei er seine holländischen Leser an ganz verwandte Figuren in der niederländischen Litteratur, namentlich in der „Camera obscura“ erinnert. Er bedauert es, daß nicht auch die übrigen Personen des Werkes auf einem großen humorvollen Hintergrunde gemalt sind, da er meint, daß grade dann die Eigenart der beiden Verfasser zu ihrem vollen Recht gekommen wäre und sie die Gefahr, sentimental oder nüchtern zu wirken, umgangen haben würden. „Menschen mit solch einem Zwiespalt in der Seele, Träumer eines schönen Lebens, die tiefes Mitempfinden haben gegenüber dem Schmerzlichen alles wirklich Bestehenden, — Menschen von solcher Art pflegen wir Humoristen zu nennen. Holz und Schlaf sind es in der That. Nur wer kein Auge besitzt für den Reiz aller Dinge hier auf Erden, kann sich befriedigt fühlen in einem einseitigen Denken und Empfinden. Deshalb giebt es keinen ganz großen Künstler ohne diesen Humor und daher kommt es, daß wir seine Größe nach dem Maße dieser Eigenschaft in ihm bestimmen können. Niemals wären die Deutschen solche Jambenreiter und conventionellen Pathetiker geworden, wenn sie — — mehr Humoristen gewesen wären; und Holz und Schlaf würden noch bessere und mehr künstlerische Realisten sein, wenn ihr Humor noch gemütstiefer und feiner wäre.“ Er selbst findet, daß das Gemütvolle der Auffassung, aus welcher das Versöhnende des poetischen Humors hervorgeht, nicht überall im Werk ausreiche und oft genug einer zugleich groben und doch kleinlichen Copie Raum mache. Wie es Teile darin giebt, in denen die Lyrik vom Realismus nicht künstlerisch bezwungen worden ist, so giebt es auch Teile darin, deren rein realistische Wiedergabe von keiner Empfindung gestreift zu werden scheinen, — hervorgebracht, reproduciert nach genauen Vorlagen, nicht von der Seele des Dichters, sondern irgend einem mechanischen Apparat. Was uns da entgegentritt, ist eine gewisse erkünstelte Anteillosigkeit und Absichtslosigkeit der Verfasser, die außerordentlich absichtlich wirkt und verstimmt: sie entspringt nicht so sehr dem Bedürfniß, nur das Wirkliche zu sehen, als vielmehr dem, es nur stückweise zu sehen und zu geben, — nicht aus jener Totalwirkung auf den eignen Geist heraus, aus der doch erst die Stimmung geboren werden kann, in welcher ein Künstler schafft. Das Erkünstelte und mit der Technik Spielende, das darin liegt, erinnert vielfach unangenehm an den „Papa Hamlet“, denn das Charakteristische dieses Buches ist, daß wir keine möglichst naturgetreue Physiognomie als solche zu schauen bekommen, sondern alle möglichen Gesichtsteile nebeneinander, deren Zusammenhang uns nirgends überzeugt. Simons bespricht die Grundsätze, denen Holz in seinem Schaffen folgt, nach den Ausführungen in dem letzten Buch des Dichters: „Die Kunst, ihr Wesen und ihre Gesetze“; er überschätzt es aber ein wenig, indem er es so ernst und wichtig nimmt und thut auch dem „neuen Gesetz“ zu viel Ehre an, wenn er meint, daß es blos in einem etwas „sonderbaren und nicht sehr klaren Deutsch ausdrückt“ sei: in Wahrheit verbirgt die etwas schwierig scheinende Formulierung nur eine Allzudeutlichkeit des Sinnes! Seinen eignen Standpunkt dem Holz'schen gegenüber setzt aber Simons in folgenden Worten auseinander: „Wohl kann der Bühnenschriftsteller der Realität genau nachfolgen und sie bis in die kleinsten Details wiedergeben, aber dann wird er nicht nur als einziges Resultat erreichen, sich selbst

und seine Zuhörer zu langweilen, sondern er wird auch einen ganz andern als den gewünschten Eindruck der Wirklichkeit hervorrufen. — — An das Persönliche hat Holz in seinem „Gesetz" nicht gedacht und doch beherrscht es die ganze Frage, wie weit die Kunst der Natur sich zu nähern vermag. Jeder Künstler sieht in die Wirklichkeit etwas anders hinein, abhängig von seinem physischen Wahrnehmungsvermögen und seiner physischen Anlage; er kann nur dieses Selbstgeschaute wiedergeben und sein Streben wird darauf gerichtet sein, zu erreichen, daß sein eigner Eindruck aus seiner Nachbildung desselben kraftvoll zu uns spreche. Bewußt oder unbewußt haben nun auch Holz und Schlaf nicht die Wirklichkeit selbst, sondern ihren Eindruck von ihr reproduciert, — — — und sie haben sogar eine Empfindsamkeit dabei gezeigt, die das „Unpersönliche" ihrer Schilderung zu einem Märchen macht." Der Grund also, warum das Warme und Persönliche, das in den besten Partieen des Werkes uns ergreift, sich doch nicht mit dem Realismus der genauen Schilderung zum einheitlichen Ganzen eines großen Kunstwerks hat verschmelzen können, hängt eng mit den technischen und allgemein künstlerischen Prinzipien der Verfasser zusammen. Aber es erscheint noch eins dabei besonders charakteristisch und zwar erklärt sich daraus die Bedeutung eines Hauptmann neben einem Holz-Schlaf: nämlich der „Eindruck von der Wirklichkeit" den mit L. Simons Worten zu reden, das Drama uns statt der Wirklichkeit selbst giebt, ist der Eindruck, den ein Stück Wirklichkeitsleben auf den Epiker macht und nicht auf den geborenen Dramatiker. Daher auch der Glaube, die Wiedergabe könne ganz unpersönlich — entsprechend dem ruhigen Fluß des Geschehens — gehalten sein und daher der Durchbruch der Empfindung in vorwiegend lyrischer Weise, wie eine Gefühls-Begleitung dieses Geschehens: es ist der Blick auf eine episch verlaufende, nicht der Blick auf eine dramatisch sich entwickelnde Episode. Ganz gewiß ist es an jenem Vormittag der Darstellung der „Familie Selicke" vielen Zuschauern aufgefallen, wie viel unmittelbar und dramatisch Ergreifendes im Stoffe selber lag und wie man fast unwillkürlich diese nämliche realistische Kleinmalerei nicht als Novelle, sondern als bewegte Tragödie sich im Geiste aufbaute. Man denke sich nun den gleichen Stoff und zwar unverändert in der Hand eines Hauptmann, — wo würde, bei völlig gleichbleibendem innern und äußern Vorgang, die ungeheure Veränderung einsetzen? Sie würde aus den drei Akten drei Stufen einer innern dramatischen Steigerung gestaltet haben und diese käme vor Allem an drei Personen zum Ausdruck: an dem Vater Selicke, an Toni und am kranken Linchen. Wir würden das Kind in seiner Wirkung auf die Eltern und auf das Familienleben zu sehen bekommen, wir würden es also gesund und etwa während einer ersten Trunksuchtsscene sehen. Erst dann fiele das Rein-Sentimentale des Krankheits- und Todesjammers fort, und es bedürfte nicht erst der vielen Worte und Thränen, um uns zu überzeugen, daß sich hier im Stillen eine Tragödie abspielt, weil ein guter kleiner Hausgeist die Seinen verläßt. Vom alten Selicke aber wäre damit ein umfassenderes und menschlich vertieftes Bild gewonnen, daß uns sein Zusammenbrechen am Bett der Kleinen erst gezeigt wird, nachdem uns seine Besänftigung und Zähmung durch sie im ersten Akt gezeigt worden ist. Wie ganz anders deutlich und naturwahr jedoch stände Toni's Gestalt in diesem Familienrahmen, wenn der Verfasser der „Helene" sie hineingestellt hätte! Die Aufopferung für die Ihrigen, überhaupt der ganze Adel ihres Wesens könnte demungeachtet unangetastet bleiben, aber sicherlich hätten wir ihr eignes Sichemporringen zu dieser Seelengröße dabei beobachten dürfen. Sie wäre uns zuerst nur vorgeführt worden in der Tüchtigkeit und Bravheit ihres selbstlosen Fleißes einerseits, in der Kraft ihrer Liebe zu Wendt, und ihrer heißen Sehnsucht nach Glück und Frieden andererseits. Erst die Erkrankung der kleinen Schwester hätte sie zur vollen Erkenntnis geführt, wie absolut unentbehrlich sie selbst im Fall des Todes plötzlich werden würde, und in diesem Bestreben, das Kind im Hause zu ersetzen, wäre der furchtbare Kampf in ihrem Innern eingeleitet. Wenn sie schließlich Alles preisgiebt und, von Mitleid erschüttert, sich selbst opfert, so wirkt sie nicht mehr sentimental, sondern erschüttert auch uns zum tiefsten Mitleiden: wir glauben an die Hoheit in ihr, da wir zuvor den Menschen und das Weib in ihr sehen. Und wir begreifen auch Wendt dann erst ganz: sein Seelenzustand ist zugleich der unsere, wenn er ihn begeistert sagen läßt, das Leben sei trotz Allem schön, weil solche Menschen möglich seien, — denn mit ihm haben wir erlebt, wie Not und Druck hier das Große gebären. Dies ist nicht





unwichtig, weil durch den Contrast, den Toni im Holz-Schlaf'schen Drama zu ihrer Umgebung bildet, es uns schwer gemacht wird, an sie zu glauben. Wer Helenens Gestalt aus: „Vor Sonnenaufgang" in Gedanken nachschafft, der fühlt sofort, wodurch sich hier alles Lyrische in's dramatisch Wirksame umgewandelt hat, und warum selbst die lange Liebesscene im vierten Akt eher jeden andern Eindruck macht, als den der Rührseligkeit. Es ist die Kraft des im höchsten Grade Individualisierten, des Charakteristischen eines gegebenen Einzelfalles, was in diesem Liebesgeflüster so unmittelbar gefangen nimmt, wie es nur der Zauber der vollen Wirklichkeit vermag: es ist der nicht blos die Natur abschreibende, sondern mit ganzer Glut an sie hingegebene Dichter, der daraus zu uns redet, — nicht der danebenstehende, in seinem subjektiven Empfinden bewegte Lyriker, sondern der gleichsam mithandelnde, mitbeteiligte Dramatiker, der völlig in seiner Gestalt aufgegangen ist, sie rastlos durchdrungen hat. Helene ist am empfindungsvollsten gezeichnet, in ihr und an ihr wird das Schauspiel zur Tragödie, aber nirgends klafft eine Lücke oder ein Widerspruch zwischen den kraßrealistischen, breit-idyllisch gehaltenen Schilderungen des Kleinlebens und dem Tiefsten und Höchsten, das diese Mädchenseele bewegt. Was sie aus dem Kreise der Ihrigen innerlich aussondert, dient nur dazu, sie uns doppelt verständlich, doppelt wahrscheinlich zu machen; weder die Prosa aus der sie erwuchs, noch die Poesie zu der sie erwuchs, dürfen oder wollen wir in irgend einem Zuge missen, denn sie selbst ist Poesie und Prosa in einer einzigen, plastischen, unendlich glaubwürdigen Gestalt.. Mit Recht sagt Simons von ihr: „— diese Helene steht vor uns als ein lebendiges Geschöpf aus unserer eigenen Zeit, — Kind ihres Vaters, auferzogen und großgeworden in einer bestimmten Umgebung, leidend unter der bitteren Unvollkommenheit des Lebens, die sich uns modernen Menschen fortdauernd allen aufdrängt mit niederdrückender Macht. Ihr inniges Verlangen nach einer reinern, sonnigern Atmosphäre sehen wir vermischt mit der linkischen, ein wenig derben Art der Bauerntochter, mit einem kleinen Stich in's Wesen des „Pensionsmädchens" und der Pensionsnaivetät; wir sehen zugleich in ihr etwas durchbrechen von der nervösen Reizbarkeit eines Temperaments, wie es einer Potatorentochter zukommt. — — Sie, mit ihrer Sehnsucht nach einem bessern, höhern Leben, steht mitten in dem grausigen Dunst des Alkoholismus und der Vertierung, gleich einer Blume, deren Farbe nicht mehr ihre ganze Zartheit behalten hat, die aber noch ihren frischen Duft bewahrte". Nicht wie Toni erhebt sie sich zu der seelsorgerischen Größe einer Retterin und eines Schutzengels Anderer: das Große, das Menschlich-Große an ihr ist, sich selbst retten zu wollen, inmitten aller Versuchungen und niedrigen Einflüsse um sie her, den Schutzgeist in sich selbst noch nicht verloren zu haben, sondern allen Anfechtungen die Widerstandskraft und Unzerstörbarkeit einer wahrhaft reinen, vornehm fühlenden Natur entgegenzusetzen. Anstatt der passiven Selbstlosigkeit Toni's zeigt sie uns die Energie, welche an ihrem Selbst und dessen heiligen Rechten unverrückt festhält und ihrem eigenen Selbst nachzufolgen, nachzutasten bemüht ist: sie zeigt uns jenen idealisierten, auf ein edles Ziel und Wollen gerichteten Egoïmus, der uns so viel verwandter berührt als eine übermenschliche Aufopferungsfähigkeit, weil er uns an Alles erinnert, was in unserem eigenen Wesen Kraft, Gluth und Jugend ist. Nicht den Andern opfert sich Helene auf, sondern sie *wird* geopfert, — aber sobald ihr dies klar geworden ist, schleudert sie mit einer königlichen Geberde das Leben von sich, das ihr entwertet und entadelt wurde. Es wirkt grade besonders erschütternd, daß hier so wenig Raum, so wenig Zeit geblieben ist für Thränen und Trauer, — daß die Gewißheit, preisgegeben zu sein, auch sofort, wie mit zwingender Naturnotwendigkeit, zur Preisgebung des Lebens führt: in diesem stahlkräftigen Geschöpf ist Denken, Fühlen und Handeln noch eins, sie ist recht die Gestalt für einen Dramatiker, durch und durch so dramatisch ersonnen und erdichtet, daß sie sich unbeschadet der Bühnenwirkung mit epischer Kleinmalerei umgeben ließ. Echt dramatisch, das heißt immer: die Pose, die Thräne, selbst das Wort werden fast überflüssig, — es erhöht deshalb den rein künstlerischen Eindruck, daß wir nur die Geberde des Entschlusses sehen und nicht mehr die des Sterbens, — nicht mehr den Tod. Das Wortkarge der Leidenschaft, das Sich selbst nur halb bewußt Verstehende, spricht darin noch einmal stumm und beredt zu uns, — und mit mächtiger Wirkung stimmt dazu der wertlose, besinnungslose Schreck der Magd, als sie die Sterbende im Nebengemach findet. Sieger bleibt scheinbar das Alltagsleben, sein

Schmutz, seine Trostlosigkeit, — Sieger bleibt das, was im schauerlichen Stammeln des Trunkenbolds, als letztes Wort gewissermaßen, in das feierliche Schweigen des Todes hineinklingt, — und worin die Dichtung ausklingt. Aber welch' ein versöhnender und packender Gegensatz ist es, der in der freiwilligen Selbstvernichtung Helenens liegt, inmitten dieser Gesinnung der Gemeinheit und der Habsucht, — inmitten dieser entsetzlichen Genügsamkeit bezüglich aller echten Lebenswerthe, und dem gierigen Ansichreißen des Genusses, wie unsauber und ekelhaft er auch sein mag. Ungenügsam und unüberwunden, proklamirt Helene durch ihren Tod ihr Recht an Höheres und Edleres als ihr das Dasein darbot und hinterläßt in uns damit einen Eindruck des Rein-tragischen, in welchem das Peinliche aufgehoben und zum dienenden Mittel geworden ist. Denn Helene ist es nun, die, innerlich betrachtet, über ihre Umgebung siegt, wenn sie ihren kraftvollen und leidenschaftlichen Lebenstrieb lieber erstickt, als daß sie ihn um sein edelstes Streben und Sehnen betrügen läßt. Und sie siegt darin nicht nur über ihre Umgebung, — sie beschämt auch und straft Lügen den Cynismus eines Schimmelpfennings, der Loth gegenüber das Wort gewagt hat: „Soll ich dir was raten? Nimm ihr nicht das — das Wenige, was Du ihr noch übrig läßt." Ja, Loth selbst in seinem Zweifel, ob er Helene emporreißen dürfe aus dem Schlamm zu einem neuen Leben, erscheint damit tief — tief beschämt, und wenn wir eine Szene früher noch glauben konnten, Loth und seine Ueberzeugungshärte stellten den idealen Gipfelpunkt des Ganzen dar, so verwandelt sich in dem erschütternden Schluß Loths Gestalt aus einem tendenziös gemeinten Helden augenblicklich in eine Figur, über deren Tendenzheldentum der Verfasser selbst gestanden hat. Gleichviel ob und wie Loth es in Einklang zu bringen vermocht hätte, Helene zu seinem Weibe zu machen, — in jedem Fall hatte er sie zu seinem Genossen zu machen. In jedem Fall war die Richtung seines Handelns ihm nicht allein in seinen Grundsätzen und Prinzipien vorgeschrieben, sondern in dem einfachen, rührenden Wort Helenens: „Nicht fort, — geht nicht fort!" Er, der den Menschen helfen und für die Menschen leben wollte, durfte nicht damit beginnen, an einem in ihm gesetzten Hoffen und Vertrauen wortbrüchig zu werden, — wenn er es wurde, so lag der Grund nicht in seiner Ueberzeugungstreue, sondern in einer egoistischen Verwechslung seiner persönlichen Glückswünsche mit der Mannespflicht, die er grade innerhalb seiner Ueberzeugung auf sich genommen hatte. Es ist Loths Schuld, daß er von Helene geht, wie es ihre Größe ist, daß sie aus dem Leben geht.

Nicht Loth sondern Helene ist denn auch die für Hauptmanns ganze Dichtungsweise meist charakteristische Gestalt des Werkes; sie ist es, der seine volle Liebe und seine volle Selbstständigkeit des Schaffens gilt, während in Loth grade der Einfluß anderer Dichter auf ihn sichtbar wird. Aber es ist bezeichnend, daß ein solcher Einfluß nicht in Bezug auf die Hauptperson möglich war, sondern nur den Rahmen gestalten half, in dem sie steht, und daß im Grunde Alles Uebrige schon zu diesem bloßen Rahmen und Helenens Bild gehört. Simons meint gewiß richtig: „Die Trunksucht des alten Krause, der traurige physische Zustand seiner ältesten Tochter, die Liederlichkeit seiner zweiten Frau, die sittliche Verkommenheit seines Schwiegersohnes sind eigentlich sämtlich nur benutzt als Hintergrund für die Zeichnung der Gestalt Helenens." Und er nimmt sie deshalb ausdrücklich aus, wenn er von dem Drama Hauptmanns sagt: „Sein Erstlingswerk erscheint nach mancher Seite als ein gemeinschaftliches Produkt verschiedenartiger Einflüsse. Es ist, als habe der Autor darin in Eins zusammenfassen wollen, was ihn unter der Wirkung vieler litterarischer Eindrücke bewegte. Er war sich selbst noch kein Meister und sein Werk verräth dies deutlich. Seine plastische und drastische Schilderung des äußern Lebens, die Detailmalerei, die Contrastwirkungen, das Behandeln der Erblichkeitstheorie und der Trunksucht, das Auftreten eines socialistischen Idealisten und eines abtrünnig gewordenen alten Kameraden desselben; das Eingehen auf das Sinnenleben des Menschen — alles dies läßt gleich den Schüler Zola's und Ibsen's erkennen. Mit dem einen Unterschied, daß er sich nicht um die Probleme selbst bekümmern, daß er nichts beweisen will, — sondern nur beschreiben. Er will objektiv schildern und steht noch zwischen Realismus und Naturalismus in der Mitte."

Zu spät gekommen.

Ein vergilbter Reisebrief von **Arne Garborg**.

Aus dem Norwegischen von Marie Herzfeld.

(Fortsetzung.)

Mein Träger war ein freundlicher Junge, der gern plaudern wollte. Als er erfuhr, daß ich aus Norwegen sei, begann er gleich norwegisch zu reden. Er sei zur See gewesen und viel auf norwegischen Schuten gefahren, sagte er. Er wußte über alles Mögliche Auskunft zu geben; besonders guten Bescheid wußte er um das norwegische Boot, das, wie er sagte, heute nachmittags von hier abging. Es war klar: ich war geborgen.

Ich konnte Europa Lebewohl sagen. Dazu hatte ich Lust, und wieder nicht; ich wäre gern noch eine Weile länger dageblieben. Aber es war schon an der Zeit, daß ich endlich nach Hause kam. Die Stunden, die mir bis zum Nachmittag blieben, konnte ich benützen, um mich in Amsterdam umzusehen; so hatte ich noch etwas, worauf mich freuen. Es war nur ärgerlich, daß ich so wenig Geld besaß. Allein die Preise an Bord wollte ich bezahlen, sobald ich nach Kristiania kam.

Das Boot lag nicht am Landungsplatz. Es hatte wohl im Hafen angelegt. So gingen wir denn zur Expedition. Ein altes solides holländisches Haus, Brust nach der Straße, der hohe Giebel zu oberst wie eine Krone, altväterische Fenster zum Hinaufschieben, leuchtend weiße Gardinen. Wohlstand, Wohlstand von den Grundmauern bis zum Dach hinauf. Der Eingang wie zu einem Keller. Dann über eine breite, steile, finstere Treppe und wir waren im Kontor. Ein großes, seltsames, dunkles Kontor, niedrige Decke, dürftige Möbel, solider alter Reichtum. Ich fragte, wo es liege, das norwegische Boot. Darauf antworteten sie, das norwegische Boot sei abgegangen. Abgegangen?! Ja. Heute Nacht. Gegen den Fahrplan; einen Tag zu früh. Ging sonst immer am Samstag; es war nur dies eine Mal; ein reiner Zufall; sollte aufs Trockendock, mußte vor der Zeit fort. Nächstes Boot am kommenden Samstag, heute über acht Tage.

Vielen Dank.

Da stand ich nun. —

Na, so mußte man halt trachten, nach Hamburg zu kommen. Von dort ging morgen ein Schiff ab. Aber das Geld? Ich rechnete aus, daß ich in holländischer Münze zwischen 22 und 23 Gulden besaß. Mehr hatte ich nicht. Und damit kam ich sicherlich nicht weit.

„Wann geht der Zug nach Hamburg?“ fragte ich meinen Träger, als wir auf der Straße waren.

„Wieviel Uhr ist es?“ fragte er. — „Gleich halb neun“, versetzte ich.

„Dann geht er jetzt“, antwortete er. Wir kamen gerade an eine Stelle, wo die Straße sich bog, so daß man den Bahnhof sah. „All right“, sprach der Mann und nickte, „dort geht er eben“.

Ich sah es wohl. Er rollte recht fröhlich davon.

Hübsche Aussichten! — „Wann geht der nächste Zug?“ — „Heute nachmittag um 5 Uhr 40.“ — „Nicht früher?“ — „Nein.“ — „Sind Sie dessen sicher?“ Ja, er war dessen sicher.

Ich glaubte es dennoch nicht. Ich bewog ihn, mir in ein „skandinavisches Hotel“ zu folgen und da griff ich nach der Zeitung. Ja, der Mensch hatte wirklich recht. Es ging kein Zug vor Nachmittag.

Und das war ein Expreß-Zug. Das bedeutete, daß ich kein Billet für die dritte Klasse bekommen konnte, sondern eine Karte für die zweite nehmen mußte. Ich fragte, wieviel solch eine Karte koste. O, etwa 17—18 Gulden.

Das wollte ich nicht glauben. Ich ging zum Bahnhof und erkundigte mich. Und da erfuhr ich, daß die Fahrt nach Hamburg mich 22½ Gulden kosten würde.

Das war ja alles, was ich besaß und hatte. Nach Hamburg würde ich rein als Bettler kommen, — ohne einen Schilling in der Tasche.

Und ich war hungrig. In Leyden hatte ich Kaffee mit Cakes oder Aehnlichem genommen, und das war nun lange her; nun mußte ich etwas zu beißen haben.

Ich würde telegraphieren. Nach einer telegraphischen Anweisung an eine hiesige Bank telegraphieren. Es war aber mehr als ungewiß, ob ich bis zwei Uhr eine Antwort bekäme. Und nach zwei Uhr waren die Banken gesperrt.

Na, so ging ich halt zu unserem Konsul.

Es war unangenehm, aber es war nichts anderes zu thun. Beim Konsul konnte man Geld geliehen kriegen, wenn man in Not war und seine Briefschaften in Ordnung hatte; das hatte ich von Vielen gehört. Und nun war ich in Not. Und ich hatte meine Briefschaften in Ordnung.

So suchte ich denn das norwegische Konsulat auf. Ich fand es endlich; — „Svenska och norska Konsulatet“ stand auf dem Thürschild.

Das Kontor war nicht so groß, als ich mir es gedacht. Sobald man bei der Thür herein kam, fand man sich vor einem Tisch, der quer durch's Zimmer ging; an demselben stand ein schwarzgekleideter bleicher Mann und expedierte ein paar Schiffskapitäns. Ein bischen weiter drinnen eine halbe Wand mit einem Fensterschalter; durch diese Fenster sah ich einen Mann, der an einem Pulte saß und schrieb.

Der Schwarzgekleidete am Zahltisch ließ sich Zeit. Er stand und unterstrich und schrieb in einer Schiffsrolle oder was es war, und plauderte dazwischen und schien seine Arbeit gründlich thun zu wollen. Na, der Konsul ist wohl der drinnen am Pult, dachte ich mir und wollte hineingehen. Da sagte der Schwarzgekleidete mit hoher Ruhe: „Darf ich bitten — bleiben Sie hier. Sonst helfe ich Ihnen.“ — Hm! Also das war der Konsul? Das hätte ich mir nicht vorgestellt. Na, aber ein wenig höflich hätte er darum denn doch sein dürfen! Mir gefiel der Bursche nicht.

Er ließ mich eine Weile stehen; dann lud er mich zum sitzen ein. Ich sah mich um. Dort neben dem Fenster stand ein kleiner Stuhl und verkroch sich in der Ecke; er fand gewiß, es sei hier ungemütlich. Ich ging hin und setzte mich. Nach einer Weile hatte auch ich herausgefunden, daß es hier ungemütlich sei.

Ich war hungrig und schläfrig und ärgerlich nnd verstimmt, nervös wie an einem „Tag darauf“. Sobald als ich Geld hatte, wollte ich mir etwas zu essen schaffen. Und dann vielleicht ins Hotel und schlafen.

So also schaute der „svenska och norska“ Konsul aus! Ein würdiger Mann. So würdig, daß die Hälfte schon zu viel sein konnte. Schrecklich anders als alle französischen Beamten, die ich getroffen hatte. Ein breites, etwas schiefes Gesicht, so bleich, daß es ins Blaue stach. Ein weiter, magerer Mund, der Bart in Kaiser Wilhelm's Manier, aber kohlschwarz und kleingekräuselt und gleichsam dicht angeklebt an die Haut. Ein langes, schiefes Riechorgan. Er sah imgrunde aus wie ein deutscher Handelsjude.

Na, er mochte aussehen, wie er wollte; wenn es dazu kam, war er gewiß ein liebenswürdiger Mann. Er bemühte sich ganz ungemein um diese beiden Kapitäns. Liniierte und liniierte, und schrieb und schrieb, plauderte dazwischen, freundlich und gemütlich, würdig wie ein Vater, mit endloser Geduld. Mitten drin trat ein kleines Mädchen herein. Zwölf bis dreizehn Jahre alt war sie wohl, arm, aber reinlich gekleidet, hübsch und scheu; ihr gab er Geld. Sie war die Tochter einer dürftigen Witwe, deren er sich angenommen, sagte er; sie hatten es so karg, die Armen, sie hatten nichts zu leben. Ich wurde fast gerührt. Und solch einem Mann konnte ich zürnen! — Nun, gegen mich war er nicht eben höflich gewesen. Ich sah aber auch nicht gerade elegant aus. Ja, ja! Allein ich hatte doch einen reinen Halskragen an! Und frisch rasiert war ich und meine alte Joppe hatte ich aufs Beste gebürstet, und die Manschetten hatte ich nicht mehr als einmal vorher angehabt, und die Stiefeln glänzten so, daß man sich drin spiegeln konnte. Es hatte gewiß so mancher Mann ärger ausgesehen, wenn er aufs Konsulat kam, um Geld herauszuschlagen.

O ja; nach einer halben Stunde verabschiedete er sich von den Kapitäns. Er sprach mit ihnen von vielerlei Dingen, ehe er sie gehen ließ. Nahm sie warm und herzlich bei der Hand, den Einen nach dem Anderen. Und er schaute sie an mit seinen kleinen, kalten Augen, die vor Freundschaft leuchteten, — grün leuchteten.

Und dann kam ich an die Reihe.

Ich sagte, was ich wollte. Erklärte das vom Boot, das mich genarrt hatte, und

erzählte, wie schlecht es bestellt war. Hierauf gab ich ihm meine Visitkarte und schließlich meinen Paß. In diesem stand, wer ich war und was ich war, und darin stand, daß ich frei und ungehindert passieren dürfe und gute Behandlung finden solle, wohin ich auch komme, in Dänemark, Deutschland, Frankreich, England, Belgien und Holland.

Nun war ich in Holland. Und nun war ich in der Klemme. Hier in der Stadt kannte ich keine Seele; nach Hause mußte ich noch am heutigen Tag, weil ich überhaupt schon zu spät nach Hause kam; und nun werde das Konsulat doch so gefällig sein, mir 100 Reichsmark zu leihen, — ich glaubte, es gehe nicht an, sich von einem Konsulate weniger auszuleihen, — auf daß ich recht und gut über Hamburg nach Kristiania heimkehren könne.

Der Schwarzgekleidete sah in meinen Paß hinein; dann hob er seine Rüsselnase und hielt eine Rede.

Wenn ein Mann im Ausland reise, erklärte er, so müsse er es so einrichten, daß er nicht in die Klemme gerate.

Er erklärte weiter, wenn ein Mann im Ausland reise, so müsse er auf eigene Kosten reisen, und nicht auf Konsulatskosten.

Ich stand und starrte und dachte mir, ob der Mann nicht ein Witzbold sei, der seinen Scherz trieb.

(Schluß folgt.)

Von neuer Kunst.

„Die moderne Litteratur in biographischen Einzeldarstellungen“.... klingt das nicht noch weit pompöser als Brandes' „Hauptströmungen 2c.“? Nach den beiden vorliegenden ersten Heften zu schließen, scheint es sich bei dieser im Verlage von Wilhelm Friedrich in Leipzig erscheinenden „modernen Litteratur“ allerdings zunächst um die moderne Litteratur im Wilhelm Friedrich'schen Verlage zu handeln — aber die ganze moderne Litteratur ist eben etwas groß, man muß irgendwo einen Anfang machen ..... weshalb also nicht zuerst die eigene Sammlung verwerten! Nicht um des Verlegers und seiner gleichgültigen litterarischen Intentionen willen habe ich Lust hier zu reden und Platz in der diesen Dingen völlig fern stehenden „Freien Bühne“ in Anspruch zu nehmen. Was ich ästhetisch festnageln möchte, ist die unglaubliche kritische Impotenz vor dem Positiven, die das eben erschienene zweite jener fliegenden Heftchen, „Hermann Heiberg, von Hans Merian“, bekundet. Herr Merian der Junge hatte sich seine ersten Sporen durch „kritisches“ Niedersäbeln von allerhand „älteren“ litterarischen Herrn verdient. Parodieen auf Ebers wechselten mit solchen auf Julius Wolff, alles im Zeichen der absolutesten „Moderne“, im Namen der Freiheit und der wahren Kunst, im Namen auch vor allem des Realismus. Das klang so gut und sauste so scharf, daß gar Mancher sich täuschen ließ. Möchten doch diese Letzteren alle jetzt den kleinen Panegyrikus auf Heiberg durchstudieren, um bei Zeiten sich darüber klar zu werden, daß diese Art grimmiger Negationshelden im Innersten kein Haar breit besser ist und unsere echte Kritik zu besseren im Stande ist, als die öde Rezensentenschaar, die eben Julius Wolff's Singsang der Dummheit des kaufenden Publikums zu Liebe emporgelobt haben. Daß grade Heiberg das Exempel ist, thut dabei am Wenigsten zur Sache. Ich bin der letzte, der Heibergs wahre Verdienste (in seinen älteren Arbeiten) verkennt. Die Art des Lobens, diese echteste Familienblatt-Art aus dem Begleitartikel zum schmachtenden Portrait des weiblichen Lieblingsautors, das ist das charakteristische. Die ganze poetische Welt wird in eine stockfinstere Nacht gehüllt, damit als einziger Stern der einzige Heiberg herauskomme. Die älteren Dichter waren lächerliche Kerle in gespreizter Toga: der große Dichter unserer Zeit ist vor allem Kenner des Geschäftslebens (des Kapitals sagen wir wohl lieber) .... und dieser Mann ist, bum! bum! Heiberg. Die andern Realisten der Zeit leiden an „krankhaften

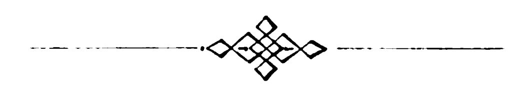


Spitzfindigkeiten" oder sind Pariser „Lumpenkehricht", der echte Realist schreibt immer anständig (familienblattmäßig sagen wir wohl lieber) . . . . und dieser Mann ist, bum! bum! bum! Heiberg. Hindernisse gibt es für unsern Panegyriker niemals. Zwei Beispiele! Eine der letzten, flüchtigen und wirklich im offenbaren Zwange hingeworfenen Arbeiten des Dichters, „Dunst aus der Tiefe", hatte selbst die offizielle Familienblattkritik nicht mehr verdauen können. Nun, meint Herr Merian, es gibt da wohl romantische Luftsprünge mit bösen Räubern und „tugendhaft-sentimentalen Romanhelden. „Und doch" fährt er fort, „habe ich bei der Lektürr des „Dunstes aus der Tiefe" einen gewissen Reiz empfunden, weil es ungemein interessant ist zu beobachten, wie sich die Sache ausnimmt, wenn sich einmal ein wirkliches Talent dieser Schreibart bemächtigt; denn Heiberg weiß sogar solche Figuren mit packender Lebenswahrheit zu schildern." „Tugendhaft-sentimentale Romanhelden" mit „packender Lebenswahrheit" geschildert . . . . das ist denn Gott sei Dank endlich das Refugium für *jede* Kritik, die loben *will*! Hinterher läuft noch das Sätzchen: „Daß bei alledem Heiberg jede Unschönheit vermeidet, versteht sich von selbst." Nach Obigem versteht sich allerdings alles von selbst — oder gar nicht. Eine zweite kritische Probe ist noch viel belustigender. In Heiberg's „Spinne" findet sich eine über endlosen Raum ausgedehnte Schilderung der Speisen eines Gastmahls, nüchtern bis zum Aeußersten, ein Füllmittel, da der *Dichter* nichts mehr zu sagen hatte, eine unbegreifliche Geschmacklosigkeit, der der ernste Freund Heiberg'scher Begabung nur mit stillem Bedauern begegnen kann und die man besser gar nicht ans Licht zöge. Hörenwir aber gerade darüber Herrn Merian: „Welch raffinirten Geschmack entfaltet der Erzähler selbst da, wo er seiner Einbildungskraft ganz die Zügel schießen läßt. Beschreibungen die bei jedem anderen durch die allzugroße Fülle des Gebotenen in Ueberladenheit ausarten würden, wirken bei Heiberg einfach prächtig, weil sie eben Ausflüsse eines nicht nur höchst originellen, sondern auch eines sehr geläuterten Geschmackes sind. Man lese nur einmal die Beschreibung dieses zauberhaften Diners bei Tassilo. Wahrlich ein Lucullus könnte den Autor um seine bei der Zusammensetzung des einzigen Menus bewiesene Erfindungsgabe beneiden. Und dann die raffinirten Details: z. B. der Pfeffer zu den Natives! Man fühlt sich unwillkürlich dazu getrieben, die Sache einmal zu versuchen, und wenn man sie erprobt, möchte man beantragen, daß Heiberg für diese Erfindung von den Feinschmeckern der ganzen Welt ein Denkmal gesetzt würde. Bei solch eingehender und fein durchdachter Schilderung aller Einzelheiten fällt einem unwillkürlich Bleibtreus klassischer Ausspruch über Heibergs Kleinmalerei ein: „Ein Caviarbrödchen und die Venus von Medicis werden von ihm mit gleich liebevoller Sorgfalt genossen."

Das heißt *moderne* Kritik!

In Wahrheit sind es genau die kritische Stimmung und der ästhetische Bildungsstandpunkt, aus denen voreinst die trunkene Begeisterung für *Clauren* erwuchs. Der wäre in der That ein würdigerer Held für Merian gewesen. Um Heiberg's willen thut es mir leid, daß das Büchlein erschienen ist. Härter ist er nie getadelt worden als durch solches Lob.

W. B.





An offener See.

Roman

von

August Strindberg.

Autorisierte Übersetzung von M. von Borch.

(5. Fortsetzung.)

Nach einem andern Einteilungsgrund, einem ontogenetischen, bei dem sich der Keim bis zum höchst stehenden Stamme entwickelte, erhielt der Beobachter Kinder, Jugend, Frauen und Männer.

Zugleich suchte er bei Landsleuten stets nach ancestralen Racezeichen; unterschied die Mittelschweden von den Südschweden, sah den Normannen beim Vermländer und Bohnsläner, fand den Finnen bei vielen Norrländern, gewahrte eingewanderte Deutsche, Wallonen, Semiten und Zigeuner, und fand so den Schlüssel zu manchem Zuge eines unerklärlichen Charakters.

Weiter hatte er noch eine andere Einteilung von Charakteren nach der Dominante, und bekam auf diese Weise Schlemmer, Trinker und Gefräßige in eine niederste Gruppe; die Sexuellen oder geschlechtlich Genießenden; die affektiven oder Gefühlsmenschen und die Intellektuellen oder die Denkenden, die am höchsten standen.

Diese Wissenschaft entwickelte er zu einem hohen Grade und erlangte daher nach hinlänglicher Zeit die Fähigkeit, einen Menschen zu beurteilen. Um die Richtigkeit seiner Beobachtungen zu verifizieren, benutzte er sich selbst als psychologisches Präparat, schnitt sich bei lebendigem Leibe auf, legte Fisteln und Fontanelle an, unterwarf sich einer unnatürlichen, oft niedrigen geistigen Diät, achtete dabei aber genau auf den persönlichen Observationsfehler, indem er es vermied, aus sich selbst und seinem Wandel eine Norm für Andere zu machen.

Als er der ausländischen Reisen endlich müde wurde, und sein Körper sich nach seinem Milieu sehnte, kehrte er heim, um sich einen Wirkungskreis zu suchen. Da es ihm gleichgültig war, womit er sich beschäftigte, bewarb er sich um eine Fischerei-Inspektorenstelle, und da den Leuten nichts daran lag, ihn allzu nahe zu haben, wurde er als Erster in Stockholms Scheeren angestellt.

* * *

Hier erwachte er aus dem Repetitionskursus seines Werdens, aus welchem er auf's neue geboren zu werden pflegte, indem er in Eile sein Leben noch einmal durchlebte und sich dadurch gleichsam nach seinem jetzigen Standpunkt durchsuchte und sich nach der Berechnung seiner Mittel den weiteren Kurs, sein wahrscheinliches Ziel und die Aussicht auf Glück in seinen Unternehmungen klar machte.

Der Lootse hatte inzwischen das Boot um die Eisschollen herum gerudert und war bereits im klaren darüber, daß der Doktor ein bischen „wurmig“ sei, als er so einer Bildsäule gleich, mit ausdruckslosen, nach innen gekehrten Augen dasaß; jetzt benützte er die Gelegenheit, um zu fragen, ob sie in den Hafen wenden wollten, wozu der Inspektor nickend seine Zustimmung gab.



Noch einmal warf er einen Blick auf das prachtvolle Schauspiel da draußen, wo das Treibeis angebraust kam, barst, gepackt wurde, sich zusammendrängte, sich übereinander schob, auf die hohe Kante gestellt wurde, seine wagerechte Lage zu Massen von Verschiebungen änderte, Berge, Thäler und Hügel bildete. Es kam ihm vor, als sähe er die Erdrinde geboren werden, da auf dem glühenden Meer die erste fest gewordene Scholle zerbrach, vorwärts getrieben, auf die Kante gestellt wurde, sich zum Urgebirge auftürmte, zu Scheeren, zu Klippen, zu Inseln, die nichts waren, als ungeheuerliches Packeis, Eisberge, obgleich aus einem andern Mineral, als das Wasser. Und über dieser auf's neue wiederholten Schöpfungsgeschichte zitterte das primitive, ungeteilte, weiße Licht des Eises neben dem Urblau der Luft und des Wassers — das erste Schwinden der Finsternis; hier schwebte der Gott der Schöpfungssage, der das Licht vom Dunkel schied, wie ein sinnlicher Erklärungsgrund vor seinem forschenden Gedanken. Und noch einmal klang der Vogelgewordenen Reptile erster Versuch zu musikalisch geordneten Lauten über dem Wasserkreis, der Begrenzung seines Ich's, das der Mittelpunkt sein mußte, welchen Platz er auch einnahm . . . . .

Im selben Augenblick trieb das Boot in den Hafen, und aus den Schornsteinen stieg der Rauch vom Mittagsmal auf.

Viertes Kapitel.

Eines Sonntags Vormittags, als der Frühsommer mit lichtblauer Farbe auf dem Wasser und schwachem Grün auf den Überresten von Moosen und Flechten in den Bergritzen gekommen war, saß der Inspektor am geöffneten Fenster seines Zimmers. Die Vogelscharen waren nach Norden gezogen, und nur einzelne Eidergansspaare schwammen zu Zweien in den Buchten. Die große Einsamkeit, wie er die Ostsee nannte, packte ihn heute, als er hier und da ein Fahrzeug nach Süden steuern sah, unter den lebhafteren Farben fremder Flaggen, die vielleicht zufällig, vielleicht folgerichtig, alle lichtstärker waren, als das arme Blau und das fahle Gelb, das so leicht schmutzig wird. Er sah die Trikolore auf einer Brigg gehißt, die Bretter von Norrland führte, vorher mit Weinen und Apfelsinen gekommen war, und jetzt nach goldigen, volkreichen Küsten hinunterging; der verweichlichte Dannebrog auf einem Butterschoner ging im Kielwasser hinter eines gewaltigen deutschen Postdampfers weißer Flagge mit Trauerrändern und dem Kronenzeichen wie ein Piqueaß oberhalb der roten Farbe; die englische Blutfahne, die spanische Markisenleinwand, des amerikanischen King Cotton's Polsterwaaren — es waren ebensoviel Grüße von fremden Völkern, mit denen er sich enger verknüpft fühlte als mit den Fremdlingen, die er Landsleute zu nennen verurteilt war; er hatte ja das Recht, auf seinem Festrock alle jene Farben zu tragen, nur nicht die seines eigenen Vaterlandes. Und heute dünkte ihn diese Erinnerung an seine Weltbürgerschaft stärkender denn je, denn seit einigen Tagen lebte er in seinem Verbannungsort von offen ausgebrochener Feindschaft umgeben. Er war nämlich kürzlich an die Nutzanwendung des seit mehreren Jahren geltenden aber nicht beachteten Gesetzes in Bezug auf ein bestimmtes Maschenmaß bei großen und kleinen Netzen gegangen, und hatte dabei einen Widerstand gespürt, der damit endete, daß er bei offen gezeigtem Trotz den Distriktsexekutor hatte zu Hülfe rufen und die großen Netze beschlagnahmen müssen. Er hatte den Leuten zuerst gründlich bewiesen, wie das Eingreifen des Staats nur durch die Fürsorge um das Volkswohl veranlaßt werde; hatte ihnen vorgehalten, wie sie, die nicht einen Hof teilen wollten,

um lieber einen Sohn im Wohlstand als Aufrechthalter des Geschlechts zu besitzen, es mit ihrer unvernünftigen Fischerei doch dahin bringen würden, daß ihre übrigen Kinder Almosenempfänger wurden. Nichts half; alle Maßnahmen wurden für boshafte Einfälle einer Anzahl müßiger Beamten gehalten, die eigens mit dem Gelde des Volkes bezahlt würden, um es zu peinigen. Vergebens wandte er ein, daß die Bauern im Reichstage es gewesen, die dies Gesetz zurechtgestimmt hätten, worauf die Fischer ihren Haß auf Bauern und Regierung warfen.

Dabei hatte er bemerkt, daß diese fischfangtreibende Bevölkerung wirklich noch ein Ueberbleibsel des Urstandes der menschlichen Gesellschaft war, sorglos und unbedacht, ohne des Bauern Sorge für den morgenden Tag und das nächste Jahr. Das war der Wilde, der zwei Tage jagte und acht Tage schlief. Und wie der Wilde, besaß dies Volk eine gewisse negative Fähigkeit des Duldens und Ertragens, ohne die positive Kraft, seine Stellung durch Erfindungen zu verbessern; dazu der entschiedene, instinktive Widerwille gegen Neuerungen, wodurch er sein Unvermögen bekundete, sich einem höheren Kulturstadium anzupassen. Alle diese Fischer waren der Bodensatz vom Urstamm des Landes, der während des Kampfes um die fruchtbaren Flußtäler und Binnenseeufer sich im Streit nicht aufrecht erhalten konnte, sondern auf die Klippen hinausgezogen oder gestoßen worden war, wo die Fruchterde ein Ende hatte, und das unsichere Wasser allein seinen Spiel-Gewinnst hergab. Und als Spieler waren sie unzuverlässig wie das Glück, nicht wählerisch in ihren Mitteln; sie nahmen kleine Vorschüsse auf den stets in Rechnung gezogenen großen Fischzug, den ein glücklicher Schiffbruch ihnen bringen konnte. Deshalb war ihr Haß sofort gegen den Ankömmling entbrannt, und in ihrer Verblendung hatten sie nicht einsehen können, wie er nur aus Ehrgeiz gestrebt, ihre Stellung zu verbessern und sie von Arbeit zu befreien. So hatte er dem Oberlootsen, der meteorologische Rapporte erstatten sollte, einen sich selbstkontrolierenden Windmesser aus einem alten Holzbohrer und zerschnittenen Sardinenbüchsen gemacht; er war aber nicht angenommen, sondern auf den Boden gestellt worden. Bei Krankenlagern hatte er Beistand leisten wollen, ward aber zurückgewiesen; er hatte die Hausfrauen lehren wollen, das Hineinschlagen des Rauchs in den Herd zu verhindern, indem sie eine Strömlingstonne als Rauchkappe auf dem Schornstein anbrachten, aber sie hatten ihn ausgelacht und fuhren fort, über den nicht abzuhelfenden Rauch zu jammern; er hatte einen Fischer, der vergebens den Kartoffelbau versucht hatte, lehren wollen, den Strandsand mit Tang und Fischabfällen zu düngen, wie er es die Leute in England an Küstenstrichen mit großem Erfolg hatte thun sehen, aber vergeblich. Und als er sah, wie die Rückstände der großen Strömlingsfischerei im Frühling aus Mangel an Salz verfaulten, wollte er die Methode der Faröerbewohner weiterlehren, im Notfall für den Hausbedarf mit Tangasche einzusalzen, eine Aufbewahrungsart, die besagte Inselbewohner regelmäßig bei ihrer Käsebereitung anwandten.

Die Folge all' seiner Bemühungen, Nützlichkeiten zu lehren, war die, daß er den Spottnamen Doktor Allwissend bekam, für einen Narren gehalten und zum allgemeinen Belustigungsgegenstand bei Kaffeeklatsch und Schnapsgelage wurde, und daß sogar die Kinder Grimassen machten, wenn er vorüber ging.

Das Misverhältnis zwischen dem, was er war, und wofür man ihn hielt, wirkte anfangs nur komisch, aber nach und nach, als auf die Kälte Feindseligkeit folgte, merkte er einen ungünstigen Einfluß auf sein seelisches Befinden. Es war, als läge eine Gewitterwolke von ungleichmäßiger Elektrizität über ihm, die sein Nervenfluidum irritierte und es vernichten wollte, indem sie es neutralisierte. Er hatte die Empfindung, als ob der Umstand, daß die Gedanken dieser Vielen auf ihn gerichtet waren, die Macht besäße, ihn herabzuziehen, seine Meinung von seinem

eigenen Wert herabzudrücken, so daß der Augenblick kommen würde, wo er nicht mehr an sich selbst und seine geistige Ueberlegenheit glauben könne, und schließliche ihre Ansicht, — daß er der Idiot, und sie die Gesunden seien — sein Gehirn angreifen und ihn zu ihrer Ansicht zwingen müßte.

Während dieser Gedanken war ein neuer Gegenstand in den Raum der 45 Grade Horizont geraten, den er mit den Blicken von seinem Fenster aus bestreichen konnte. Ein Kanonenboot der Flotte ging mit halber Kraft vor der Insel unter den Wind, strich die Segel und ließ die Anker herab. Durch das Fernglas sah er die Bootsleute sich in scheinbarem Wirrwarr rühren, aber ohne sich zu drängen; jeder einzelne eilte an seine Knapen, sein Tau, sein Fallreep, sobald die Pfeife des zweiten Offiziers ertönte. Die scharf zum Steven auslaufenden Seitenplanken des Fahrzeugs schienen die ganze Kraft ihrer Spannung mit dem Bugspriet vereinen zu wollen, der Dampfröhre und des Schornsteins energische Formen, die aufstrebenden Masten mit Stag und Wanten, die zirkelrunde Mündung der Kanone — alles deutete auf eine Ansammlung von Kräften, die sich unter einander ordneten, zügelten, sich entgegenarbeiteten, zusammenarbeiteten und deren Betrachtung ihn in eine harmonische Stimmung versetzte. Es war ihm, als ob Kraft und Ordnung von der keilförmigen Eisenschraube ausströmten, in welcher Zweckmäßigkeit, Begrenzung und Maaß sich zu einem schönen Ganzen vereinigt hatten und durch Reflexion einen größeren Genuß gewährten, als ihn ein hübsches Kunstwerk dem äußerlichen Beschauer durch Einwirkung auf seine Sinne zu schenken vermag.

Aber durch Reflexion ging auch noch etwas anderes von dem kleinen, schwimmenden, umspülten Gemeinwesen auf ihn über. Er fühlte sich gestärkt, als hätte er eine Stütze an diesem Bild der Macht, das durch Volksversammlung und Regierung bevollmächtigt, mit allen Hülfsmitteln der Kultur und Wissenschaft ausgestattet, die höher Entwickelten gegen das Andrängen der Barbarei von unten her schützte; mit Befriedigung sah er, wie ein paar der Unterrichtetsten mit einer Pfeife diese hundert Halbwilden lenkten, die nicht zu begreifen wagten, was sie nicht verstanden. Er hatte sich nie zu dem modernen, persönlichen Observationsfehler verleiten lassen, zu glauben, daß die niederen Klassen unter ihrer untergeordneten Stellung und ihren gröberen Lebensmitteln litten. Er wußte nämlich sehr wohl, daß sie genau auf dem Punkte standen, auf dem sie stehen konnten, daß sie eben so wenig unter ihrem Standpunkt litten wie die Fische in der Tiefe darunter litten, daß sie nicht Amphibien geworden waren; und was die grobe Kost betraf, so wußte er aus Erfahrung, als er ein paar Fischer zum Mittagessen geladen hatte, daß sie alles verschmähten, was nicht ausschließlich den Bauch füllte, ja, er hatte sie sogar das schlechtere Roggenbrot aus dem Brotkorb wählen sehen statt des feineren Weizens. Er hatte an die Geschichte vom Hunger nur da geglaubt, wo grade ein Unglück war, und auch dort nur durch Zufall, da es Armenpflege gab, die so oft von Müßiggängern und Arbeitsscheuen mißbraucht wurde, welche durch angebliche Krankheit sich ihren Unterhalt erzwingen wollten. Er hatte die Kleinen nie verehrt, nie das Knie vor den Unbedeutenden gebeugt, obgleich er von obenher aus einem Lager ausgestoßen war, das sich während der Periode eines allgemeinen Verfalls durch gestohlene Reputation hinauf gewunden hatte und nun drückend auf dem lag, was emporwachsen sollte. Er ließ sich aber jetzt ebenso wenig verleiten, dieses Ungefährbild des obern Lagers zu überschätzen, das ihm in der Gestalt eines Kriegsschiffs von einem gewissen Gesichtspunkt aus Bewunderung einflößte, auf der andern Seite aber ein Ueberbleibsel des Staatssystems war, das mit komprimiertem Gas und Bessemer-Cylindern Gewalt über den Geist ausübte.

Unten bei den Wirtsleuten wurde die Thür zugeworfen, und der Eintretende,

Oman, der sein Netz eingebüßt hatte, setzte alle Zungen in Bewegung. Die Branntweingläser klangen und der Lärm stieg mit dem wieder geweckten Rausch von gestern.

„Solche Idioten und Volksverderber, die mehr wissen wollen als verständige Fischer; auf dem Sopha liegen und Bücher lesen, die 2000 Kronen kosten; Rotzbuben, die 'n Alten was lehren wollen; Diebsgesindel, die Sauschwänze unter der Schnauze tragen . . . .“

Und dann eine Sturzsee, die sich gegen Vestman's faktische Aufklärungen brach, die er an Bord des „Jakob Bagge“ eingeholt, über das Herkommen des Inspektors, die unregelmäßigen geschlechtlichen Verhältnisse des Vaters, die niedere Herkunft der Mutter, Andeutungen darüber, daß der Inspektor aus seiner früheren Stellung fortgejagt sei u. s. w.

Der Zuhörer versuchte taub und gleichgültig wie sonst zu sein, aber die Worte bissen, beschmutzten, verletzten ihn gegen seinen Willen. Alte Zweifel an des Vaters gerechter Denkungsart erwachten wieder, Zweifel am eigenen Wert, Furcht vor der Unmöglichkeit, sich in diesem Schlammregen rein zu halten, die Besorgnis, einen Kampf nicht vermeiden zu können, in dem er vielleicht untergehen würde aus Zartgefühl bei der Wahl der Mittel.

Jetzt ertönte die Glocke vom Kriegsschiff, ein Trommelwirbel erschallte, und der Sommerwind trug die ernsten, rhythmisch geordneten frommen Psalmentöne über das Wasser, während der Lärm und die Drohreden brummend von unten wie aus den Käfigen einer Menagerie zu ihm heraufdrangen und in den Pausen der Psalmen zum Gekreisch anwuchsen; jetzt waren die Parteien nämlich unter einander uneinig geworden, weil die Frage aufgeworfen, ob man das Netz nicht mit Gewalt zurücknehmen wolle.

Der Inspektor, der Kirchen als archäologische Sammlungen oder interessante Pagodenbauten aus vergangenen Zeiten betrachtete, erinnerte sich jetzt unwillkürlich einer Aeußerung, die ein junger Geistlicher eines Nachts, als man den christlichen Kultus diskutiert, gethan hatte:

„Ich glaube nicht an die Gottheit Christi und all den Kram, aber glaubt mir, das Pack muß in Angst gehalten werden!“

Das Pack muß in Angst gehalten werden! wiederholte er in Gedanken, verlor aber sofort den Faden, als er unten die Prügelei sich entspinnen hörte. Stühle wurden umgeworfen, Stiefelabsätze schlugen und kratzten gegen Möbel und viehisches Brüllen mischte sich wie in das Zischen von Reptilien, und in das alles hinein zeterte eine Frauenstimme, die viele hundert Worte in der Minute hervorbrachte.

Im selben Augenblick pfiff der Dampfer, der Anker wurde aufgewunden, das Segel gehißt, und der Schornstein stieß eine kohlschwarze Wolke gegen den blauen Sommerhimmel aus. Mit einem Gefühl des Bedauerns und der Unruhe sah er den Dampfer und die hübsche Kanone im Süden verschwinden; ihm war, als hätte er eine Stütze verloren, als zöge der Haß sich wie ein Sack um ihn zusammen, und als sollte er fliehen, wohin es auch sei.

Jetzt schrie ein Kind; ob aus Furcht oder Schmerz, konnte er nicht hören, denn während des Tumults war er die Treppe hinunter geschlichen, nach dem Hafen gekommen und hatte sein Boot losgemacht, mit dem er so schnell wie möglich vom Lande abstieß.

Die Insel, die er verließ, war die östlichste eines ganzen kleinen Archipels, den er bis jetzt nicht bemerkt hatte, und den er nun in seinem Verlangen nach Einsamkeit aufsuchen wollte. Da er starke Körperbewegungen haßte, weil er sie zum Teil überflüssig fand, so lange es Fortschaffungsmittel und Maschinen gab — zum Teil

für sein Nerven- und Gedankenleben für schädlich hielt, da die feinen Werkzeuge, welche die Gehirnkapsel umschloß, ebenso wenig Erschütterungen vertrugen wie das Haus, in dem das Präzisionsinstrument des Astronomen verwahrt wurde, so hatte er niemals rudern gelernt; sein Taktsinn jedoch und sein wohl abgewogenes Bewegungscentrum machten ihn zu einem geschickten Ruderer, und sein physikalisches Wissen lehrte ihn die uralte Wissenschaft verbessern, so daß er durch das Erhöhen der Ruderbank Armkraft sparte.

Als er jetzt die Scheereninsel hinter dem Boote zurückbleiben sah, fing er an leichter zu atmen, und als er bei der ersten Klippe anlegte, bemächtigte sich seiner ein unbeschreibliches Gefühl von Glück. Es war eine lichte, langgestreckte, niedere Insel, deren Strandklippen von grauem Gneiß einen kleinen Hafen bildeten, in den das Boot einlief. Das Wasser am Rande war so durchsichtig wie verdichtete, fließende Luft, und die weichen Farben des Tangs leuchteten auf dem Grunde wie geschmolzene Glasmasse.

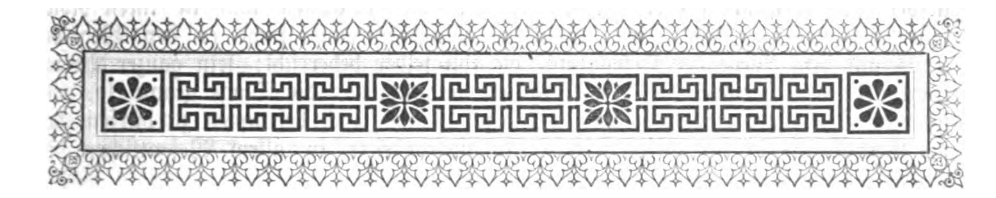
Die Steine am Strande lagen gewaschen und getrocknet und geschliffen da, und boten eine Farbenabwechselung, die niemals ermüdete, denn es waren nicht zwei gleiche unter ihnen. Zwischen diesen hatten Schmielen und Riedgras Stütze für ihre kleinen Erdhäufchen gesucht. Sanft ansteigend hob sich die Bergklippe; in den Vertiefungen im Moose lagen Möweneier, drei und drei, kaffeebraun mit schwarzen Flecken, während ihre Eigentümerinnen über seinem Kopfe krächzten und schrieen. Er stieg höher; oben bei einem Steinhaufen, den Landmesser als Wahrzeichen aufgeschichtet und Möwen und Meerschwalben angeweißt hatten, wuchsen ein paar Wachholderbüsche, flach ausgebreitet wie Matten, und unter ihnen hatten Schaaren des weißen, zarten Weidenröschen sich einen Platz gesucht, eine Verbindung zwischen Mitteleuropa's Berggegenden und dem Schatten der nordischen Wälder.

Kein Baum, kein Strauch erhob sich über den halbnackten Felsen, und diese Schattenlosigkeit, dieses gänzliche Fehlen von Schlupfwinkeln versetzte den Besucher in eine frohe, helle Gemütsstimmung. Alles lag offen, überschaulich, sonnenbeglänzt auf dieser Klippe, und das Wasser, das ihn von dem eben verlassenen Heim bei den Wilden trennte, schien ihn mit einer unübersteiglichen Grenze reiner Durchsichtigkeit zu umgeben. Die halb arktische, halb alpine Landschaft mit ihrer Urzeitbildung erfrischte und beruhigte ihn. Und als er ausgeruht hatte, bestieg er das Boot und ruderte weiter. Er kam an drei blankgeschliffenen Bergklippen vorüber, die drei versteinerten Wogen glichen, nackt wie eine Hand, ohne Spur von organischem Leben, sie erregten ihm nur ein wissenschaftliches, geologisches Interesse in Hinsicht ihrer Entstehung; dann glitt er an einer platten Insel aus rötlichem Gneis vorüber; auf der Seeseite stand einsam, moosbewachsen, knorrig ein hundertjähriger Vogelbeerbaum, in dessen zerrissenem Stamm eine Bachstelze in Ermangelung von Dachziegeln oder einer Steinmauer nistete. Der kleine gefallsüchtige Vogel ließ sich auf den Strandsteinen nieder und wollte dem Feinde weiß machen, daß hier nirgends ein Nest mit grauweißen Eiern sei.

(Fortsetzung folgt.)



Verantwortlich für die Redaction Wilhelm Bölsche, Friedrichshagen. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler. Druck: A. Seydel & Cie. Beide in Berlin.



Der Kampf des Christentums wider den Sozialismus.

Streiflichter zum evangelisch-sozialen Congreß.

Von **Julius Hart.**

I.

Ein Theologe als Fabrikarbeiter.

An einem Junimorgen des Jahres 1890 wandert in struppigem Haar und Bart, angethan mit schäbigem Rock und Beinkleid, ein Handwerksbursche in Chemnitz ein, um sich dort in irgend einer Fabrik Beschäftigung zu suchen. Aber es ist ihm dabei nicht um die Arbeit selbst und noch viel weniger um Lohn zu thun, sondern er kommt des „Studierens" halber; er will die sozialen Verhältnisse der Fabrikarbeiter mit eigenen Augen kennen lernen, ihre materielle Lage, ihre geistigen und sittlichen Zustände und Bedürfnisse, und er will auch den sittlichen Wert der Fabrikarbeit selber untersuchen, ob und inwieweit diese durch ihre Eigenart die moralischen Vorstellungen und Empfindungen umgestaltet, günstig oder ungünstig beeinflußt. Er glaubt weder den Elendschilderungen sozialdemokratischer Schriftsteller, noch den fröhlichen Berichten gewisser Vorkämpfer der herrschenden Gesellschaftsordnung, die jeden Notstand leugnen und nur von einer künstlich gemachten Erbitterung der Arbeitsklassen etwas wissen wollen: ganz ohne Voreingenommenheit möchte er sich die Sache einmal ansehen und ein peinlich „objektives" Urteil zu bilden suchen. Unter dem Handwerksburschenkittel aber schlägt ein wackeres junges Theologenherz, und die Hand, welche den derben Knotenstock hält, hat sonst mit Vorliebe die Feder geführt. Paul Göhre nennt sich der verkappte Fabrikarbeiter und Handwerksbursche, und heute ist er der Generalsekretär des „evangelisch-sozialen Congresses", von dessen Bestrebungen auf diesen Blättern in der Folge noch ausführlicher gesprochen werden soll. In den dumpfen Räumen der Fabrik, bei elfstündiger schwerer Arbeit, hat es Paul Göhre drei Monate ausgehalten, dann war seine Kraft erschöpft und brach unter den Anstrengungen zusammen. Ueber seine Erlebnisse und Studien aber hat er uns in einem Buche „Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche" eingehend unterrichtet.

Wer unbefangen, durch Parteimeinungen unbeirrt, an dieses Buch herantritt, kann von dem Verfasser nur einen durchaus angenehmen Eindruck empfangen. Es steckt eine ideale Natur in ihm, eine gehaltvolle Begeisterung, ein ernster Wille, in

ursprünglich christlichem Geist seinen Mitmenschen zu dienen und in ihren Nöten ihnen beizustehen. Wie jeder aufrichtige Menschenfreund, sucht er den Weg des Heils auf dem Wege der Erkenntnis, die ihn selber beherrscht; sein ganzer Bericht trägt aber den Stempel der Wahrheitsliebe und schildert die Dinge genau so, wie sie dem Beobachter erschienen sind. Und ich glaube auch behaupten zu dürfen, daß die Verhältnisse in der Welt unserer Industriearbeiter in allem Wesentlichen, im großen Ganzen, mit voller Richtigkeit dargestellt sind.

Der Gestalt, wie sie uns da aus der Pastorenwelt entgegentritt, fehlt es nicht an typischer Bedeutung. Auf dem evangelisch-sozialen Congreß konnten wir einigen ähnlichen Männern begegnen, in denen sich das Bewußtsein von den idealen Aufgaben des geistlichen Berufes wieder stärker regte, und offenbar die Ahnung aufgetaucht war, daß unsere Diener der Kirche durchgängig den Geist des Christentums nicht in der größten und würdigsten Weise verkörpern. Man will uns beweisen, daß dem Körper des Christentums noch nicht alles wahre Leben entflohen ist und daß noch immer einige Theologen vorhanden sind, welche ein Herz für die Not der Armen besitzen und ihnen treue Berater und Helfer sein wollen. Heut verkündet man es uns in allen Parlamenten, daß nur das Christentum die Kraft hat, die soziale Frage zu lösen, daß es allein das Gespenst der Sozialdemokratie zu verscheuchen vermag. Schauen doch selbst jene Liberalen und Halbliberalen, die längst für sich all den frommen unschuldigen Kinderglauben überwunden hatten und lächeln würden, wollte man ihnen einen Besuch der Kirchen zumuten, heute ängstlich nach den sonst Bemitleideten um, nach einem Bündnis mit den Gläubigen; auch sie möchten das Christentum, nicht um des Christentums willen, sondern damit es ein guter Soldat sei in ihren Diensten, ein Bollwerk gegen ihre wirtschaftlichen Gegner. Warum sollten sich nicht auch heute wieder durch theologische Zaubergewalten die erhabenen Worte der Bergpredigt in Bomben verwandeln lassen, die Fluch und Verwüstung und Untergang bringen? Unser offizielles Christentum wird vielfach bereit sein, in die Schlachttrompete zu stoßen; lesen wir doch in den meisten Kirchenzeitungen seine wütenden und oft so rohen Ausfälle gegen die Sozialdemokratie, nicht etwa, weil diese einer materialistisch-atheistischen Weltanschauung huldigt, sondern weil sie unsere Gesellschaftsordnung bedroht. Da muß es allerdings merkwürdig und befremdend berühren, wenn, schüchtern zwar, doch immerhin vernehmlich, hier und da Einer unter den Männern des evangelisch-sozialen Congresses die Frage aufwirft: Ja, haben wir denn eigentlich deswegen den Pastorenrock angezogen, um die Throne zu schützen? Sind wir zu Hütern der Gesellschaftsordnung oder zu Hütern der Altäre bestellt? Ist es wohl im Geiste des Christentums gehandelt, wenn wir aus unserem Kreuz ein Schwert machen, das im Dienste einer politischen Partei kämpft, aus den Worten Christi eine Kette, mit der wir einen wirtschaftlichen Gegner umschnüren und an den Boden fesseln?

Liest man das Göhre'sche Buch, die blauen Hefte des evangelisch-sozialen Kongresses, dann glaubt man die ersten Bildungen einer neuen, eigenartigen religiösen Partei zu erkennen. Eine scharfe Ausprägung der Ansichten vermißt man noch, noch stößt man auf sehr durcheinanderwogende, sich oft widerstreitende Empfindungen: aber ein idealistisches Ringen ist unverkennbar. Wird diese Partei sich ausdehnen und zur Entfaltung kommen? Ja, eine ähnliche Partei hat schon in den siebziger Jahren einmal bestanden und Jünger um sich geschaart. Sie war wie weggeblasen, als das Sozialistengesetz in Kraft trat, der konservative Hauch durchs Land ging und man sich einige Zeit lang mit dem Gedanken einwiegte, die Sozialdemokratie habe für immer den Todesstoß empfangen. Muß man nicht daraus schließen, daß sie Leben und Kraft nur durch die Sozialdemokratie empfängt? Je mehr diese sich



ausbreitet, desto größere Bedeutung wird auch sie gewinnen, wenn diese verliert, geht auch sie zurück. Erklärlich ist's, weil es ein Stück des Weges giebt, welches beide Parteien gemeinsam gehen können, gehen müssen. Für den reinen Idealismus der älteren Partei legt es aber gerade kein gutes Zeugnis ab, daß sie ihre Arbeit, die Teilnahme an der Linderung der vielfachen Notstände des Volkes, die Verbreitung echt christlichen Geistes unter die Arbeiter so rasch einstellte, als die sozialdemokratische Gefahr verschwunden schien. Danach muß man fast annehmen, daß mehr die Furcht vor dieser, als die reine unbeeinflußte Liebe, der aufrichtig ernste christliche Geist damals die Pastoren unter das Volk trieb.

Doch heute sind es vielfach neue Männer, welche das „Für und wider die Sozialdemokratie" auf ihre Schilder geschrieben haben. Und an ihrem ehrlichen Idealismus darf deshalb von vornherein Niemand zweifeln, nicht an ihrer ernsthaften Begeisterung für die Befreiung der Armen und die Linderung ihrer Zustände. Sie sagen uns, daß sie nicht um der Politik, sondern um des Christentums willen kommen, auch sie erklären, daß nur das Christentum der Welt den wahren Frieden bringen kann. Sehen wir daher einmal zu, über was für Waffen denn der christliche Sozialismus in dem Kampfe für und wider die Sozialdemokratie verfügt, ob das Christentum überhaupt stark genug ist, den Geist, der heute in der Arbeiterbevölkerung lebt, zu überwinden.

Paul Goehre hat in seinem Buche das „Missionsfeld" mit aller Treue und Wahrheit beschrieben und geschildert, und täuscht seine Mitarbeiter nicht über die Schwierigkeiten hinweg, die sich ihnen entgegenstellen werden. Die Lohnverhältnisse erlauben nach seiner Darlegung dem Fabrikarbeiter im Allgemeinen ein sehr dürftiges und beschränktes Auskommen, doch immer ein Auskommen. Das jährliche Durchschnittseinkommen, das bei den Besserbezahlten 800—900 Mark beträgt, gestattet wohl einem Arbeiter mit nicht zu zahlreicher Familie ein Leben ohne schwere Nahrungssorgen; „die Sache liegt aber sofort ungünstiger, wenn Krankheiten, Todes- und andere Unglücksfälle, längere Reserve- und Landwehrübungen oder ein häufig mit einer Arbeitspause verbundener Wechsel der Arbeit einen beträchtlichen Teil auch des höheren Einkommens verschlingt." Einige leben in geordneter und guter kleinbürgerlicher Weise, andere wieder in größerer Not. Entscheidend ist da, ob der Arbeiter ledig ist oder verheiratet, die Größe der Familie und natürlich auch der Charakter des Mannes und der Frau. Daß den Fabrik-, den Gewerbe- und Industriearbeitern, den Aristokraten der Arbeiterwelt, noch immer eine etwas höhere Lebensführung erlaubt ist, liegt auf der Hand. Sonst wären diese überhaupt unfähig, eine Bewegung wie die sozialdemokratische, durchzuführen. Wo die äußere Not so furchtbar lastet, wie auf der Hausindustrie, da liegt es auch auf dem Geiste so erstickend, daß nicht einmal der Wunsch nach einer Befreiung sich regeln kann. Im Allgemeinen giebt Göhre zu, daß die Not auch unter den Fabrikarbeitern groß genug ist, daß es thöricht ist anzunehmen, als wären die Agitatoren und nicht die Zustände die aufreizenden und treibenden Kräfte. Von der Gesittung der Arbeiterwelt giebt er uns ein viel freundlicheres Bild, als ein Ernst Flössel, der in ganz verständnisloser Weise über die Zuchtlosigkeit und Rohheit der Arbeiterjugend neulich in einem Buche sich empört hat. Die Wohnungs- und Arbeitsverhältnisse sind Schuld daran, daß allerdings das altbürgerliche Ideal der Ehe nicht gewahrt werden kann. Es ist für den Arbeiter einfach unmöglich, den frommen Wünschen, die an seine „Zucht und Sitte" gestellt werden, nachzukommen. Die Auflösung der alten ehelichen Einrichtung vollzieht sich ganz natürlich und als eine Naturnotwendigkeit, und ebenso natürlich entwickeln sich die ersten Keime einer Allgemeinsamkeitsfamilie, welche Fremde und Blutsverwandte in eine einzige Haushaltung einschließt. Dabei

betont Göhre aber nachdrücklich die große Liebe, welche in den Arbeiterkreisen durchgängig die Eltern zu den Kindern hegen. Wer nur einigermaßen mit diesen Kreisen in Berührung gekommen ist, hat auch die Erfahrung gemacht, daß hier vielfach ein großer und leidenschaftlicher Bildungsdrang vorhanden ist, eine Sehnsucht nach den Schätzen der Kunst und des Wissens, wie sie heute vielleicht in keiner anderen Klasse so stark mehr vorhanden ist. Man darf nicht vergessen, unter welchen Opfern nur dieser Drang gestillt werden kann: daß der Arbeiter gewöhnlich elf Stunden lang körperliche Arbeiten gethan hat, bevor er ein Buch in die Hand nimmt oder zu seinen Bildungsstätten eilt. Die Aufmerksamkeit aber, die Hingabe, die Freude, die er dabei an den Tag legt, ist auch Göhre nicht entgangen. Man darf es nicht wagen, einen Vergleich hier mit unseren bürgerlichen Kreisen zu ziehen. Er würde zu beschämend für diese ausfallen. Ich habe einer Arbeiterversammlung beigewohnt, in der eine sehr schwierige neuere epische Dichtung vorgelesen wurde, deren Vortrag sich bis ein Uhr Nachts hinzog. Da war auch nicht Einer, der sich über die zu große Länge beklagte. Wohl ging Mancher fort, doch, wenn er ging, so leise und behutsam, daß die Andern nicht gestört werden konnten. Und da denke man an die wüsten Radauszenen, die in unseren Theatern an der Ordnung sind, man denke an die Wehrufe unserer Kritiker über die allzugroße Länge einer Vorstellung, wenn einmal ein klassisches Werk ungekürzt in Szene geht, man denke an den wüsten Tumult, der im letzten Winter in der „Freien litterarischen Gesellschaft“ ausbrach, als einmal das Programm „zu viel“ vorsetzen wollte. Die Arbeiterbildung, die Bildung der sozialdemokratischen Massen ist freilich von einer *besonderen* Art.

(Weitere Aufsätze folgen.)

Mythen der Geologie.

„Die philosophische Naturkunde“ sagt Alexander von Humboldt, „erhebt sich über die Bedürfnisse einer bloßen Naturbeschreibung. Sie besteht nicht in einer sterilen Anhäufung isolierter Thatsachen. Dem neugierig regsamen Geiste des Menschen sei es erlaubt, bisweilen aus der Gegenwart in das Dunkel der Vorzeit hinüberzuschweifen; zu ahnen, was noch nicht klar erkannt werden kann, und sich so an den alten, unter vielerlei Form wiederkehrenden *Mythen der Geognosie* zu ergötzen.“

Schärfer und doch liebenswürdiger läßt sich das eigentümliche Mitschaffen eines *phantastischen Elements* in der bisherigen *Wissenschaft der Geologie* nicht wohl ausdrücken. Humboldt ist aber hier, wie in so vielen Punkten, wo es sich um die nur dem ganz großen Geiste offene *Psychologie* der menschlichen Forschungsgeschichte handelt, beinahe Unikum mit seiner Definition geblieben: fast allenthalben sonst herrscht eine an's Unglaubliche grenzende Begriffsverwirrung. Und man muß die Kehrseite Humboldt'scher Tagesklarheit sich vergegenwärtigen etwa bei der Weisheit unseres großen Dubois-Reymond, der eins der anregendsten Bücher der Gegenwart, in dem jenes phantastische Element allerdings ungewöhnlich stark hervorsprang: Häckel's „Schöpfungsgeschichte,“ gehässig als „Roman“ bezeichnete und die vorläufigen Schemata der Stammbäume darin mit den Ahnentafeln homerischer Helden verglich.

Die Geschichte der Geologie, von ihren grauesten Anfängen bis [illegible]





hellste Licht dieser Stunde, sie ist in der That zugleich eine Geschichte wechselnder Mythen, von denen eine immer an die Stelle der andern tritt, der Wahrheit näher, doch nicht die Wahrheit — die aber alle den großen Reiz eines plastischen Bildes haben und als solche ihre berechtigte Stelle haben müssen in der Geschichte der kombinierenden, der erfindenden, der dichtenden Menschheit. In den geologischen Systemen, von den naiven Strophen des Mosaischen Schöpfungsberichts an, die doch schon nicht mehr bloß Phantasiedichtung waren, sondern in der Sündflutsage und anderem zweifellos an reale Beobachtung (sei es auch nur von Muscheln im Gebirge) anknüpften, bis zu den Spekulationen Cuviers und weiter den zahlreichen „Entwickelungsgeschichten“ der Gegenwart: welche Fülle aufgewendeter Dichtergabe, die in Bildern sah, welche Riesenleistung grade der Vereinigung aller menschlichen Gehirnkräfte mit Einschluß auch jenes schaffenden Elements, das man getrennt meist nur dem Poeten zugestehen will.

Man versetze sich in ein geologisches Museum, um zu verstehen, wie sehr diese Wissenschaft auch im besten Falle der Phantasie bedarf, die ergänzt. Mit dem Sesam der Sprachkenntniß löst sich dem Geschichtsforscher der Ziegelhaufen assyrischer Kulturreste, der hieroglyphenbunte ägyptische Königssarg, die Grabkammer des Etruskers, die Katakombe der ersten Christen mit ihren Wandkritzeleien in ein beredtes Orakel voll gegebener Bilder auf, die schon durch den bilderreichen Sinn älterer Menschengenerationen durchgegangen sind; der Geschichtsforscher der Erde steht vor fragmentarischen Versteinerungen, Bruchstücken einer Welt, für die er im Vorhandenen nur spärliche, oft gar keine Analogie hat, eingebettet in Gestein, das als solches das Auge kaum zu irgend einem festen Bilde belebt und das meist erst eben durch jene Bruchstücke des Organischen einen Platz in der chronologischen Stufenleiter erhalten soll. Und aus diesen Fragmenten soll nun eine neue Erde konstruiert werden, räumlich von der Größe der unsern, aber mit gänzlich veränderten Conturen. Tier- und Pflanzenwelt, Meer und Gebirge, Urwald und Eisöde des Vorhandenen soll abgewischt werden vom Erdball, die isolierte Seemuschel des Gebirges soll sich öffnen und regen in einer neuen ozeanischen Tiefe, die einzeln im Schiefer abgedruckte Feder Vogel werden, der Backenzahn ein riesiger Pachyderm, der versteinte Stamm im Kohlenschacht ein in die Lüfte ragender Schachtelhalm.

Es ist klar, daß eine Wissenschaft, die in solcher Weise die kombinierende, ja die frei hinzuerfindende Phantasie zu Hülfe ruft, nicht leicht die Geister wieder los wird, die sie gerufen. Daß die Feder auf den Vogel, die Muschel auf Wasserbedeckung gedeutet wird, wäre nur in der Ordnung. Aber die wilde Phantastik, gewohnt ohne Schranke sich zu ergehen, erfindet die Gestalt des Vogels im ganzen Umriß, ohne den möglichen weiteren Fund abzuwarten, dem unrealistischen Dichter gleich, der seinen Helden auch Dinge treiben läßt, die zu beobachten das Leben dem Poeten noch keine Gelegenheit gegeben. Und aus der Muschel auf der meerfernen Höhe wird der Sündflutmythus. Der Mythus! In der That wird der berechtigte Versuch, plastisch zu denken, nur zu bald eben zum Mythuserfinden. Im ersten Augenblick wird dieser Mythus wohl immer für volle Wahrheit gehalten, im Rausch der Erfindung, innerhalb deren alles scheinbar logisch bleibt und also wenigstens eine allgemeine begriffliche Parallele zu jeder Wahrheit bietet. Vielfach wird der Mythus Dogma einer Zeit, aber die Thatsachen müssen ihn schließlich umwerfen, sie decken seine Unlogik auf, genau so, wie der Realismus in der Dichtung ältere, beobachtungsarme Schulen umstößt. Ein entscheidender Schritt, der erst ziemlich spät in der Kulturentwicklung überhaupt und vor allem der Geologie eintritt, ist das bewußte Durchschauen des Unsicheren, des möglicherweise durch kommende Thatsachen Bedrohten der phantastischen Combination. Man durchschaut es: die Besten der Wissen-

schaft aber sehen zugleich, daß es nicht zu entbehren ist. Aber um ihm die dogmatische Gefahr des Mythus zu nehmen, bannen sie es in den Begriff der Hypothese — selten mit ganzem Erfolg, da diese Art Hypothesen wegen ihrer plastischen Macht durchweg leichter sich als geglaubtes Dogma für den Laien einbürgern als die fragmentarischen Thatsachen, an die sie anknüpfen; notorisch falsche Idealrekonstruktionen ausgestorbener Tier- und Pflanzenarten, echteste „geologische Mythen", die aber eine gute Künstlerhand geschaffen, gehen noch jetzt durch Lehrbücher und populäre Bücher aller Art mit einer Zähigkeit, die deutlich genug zeigt, wie ein psychologisches Gesetz immer noch nach dem in sich — künstlerisch — glaubhaften Bilde greifen heißt, auch wenn es längst nicht mehr als wissenschaftlich richtig gilt, — bloß weil man ein Ganzes dem Bruchstück vorzieht.

Betrachtungen solcher Art über das mythische Element in der Geologie sind im Augenblick grade wieder aktueller als je. Es gewinnt in schneller Folge immer mehr den Anschein, als stehe wiederum ein Umschwung vor der Thür, der von Neuem eine große Fülle schwankender, aber doch bisher noch stark geglaubter Bilder der modernen Geologie als echte Mythen erkennen läßt. Das Jahrhundert scheint nicht zu Ende zu gehen, ohne noch einmal gründlich hier aufgeräumt zu haben. Und doppelt ist es Pflicht, in solcher Stunde nicht bloß das immer erneute Aufwachsen und Sicheinnisten des Mythus zu betonen, sondern auch das in seiner Art Berechtigte an dieser Art Mythus klar zu stellen. Die Sündfluthsage war wahrlich ein Fortschritt über das einfache Constatieren der Gebirgsmuschel hinaus, sie war der erste (und vielleicht von allen späteren schwerste) Schritt zu einem generalisierenden Anschauen der Oberflächenverhältnisse der Erde in ihrem Wechsel, in den dann allerdings dem naiven Völkerstandpunkte entsprechend eine moralische Bedeutung verquickt wurde, die den modernen Forscher kalt läßt. Ebenso kann nur der sehr nüchtern Beanlagte sich in der Folge der Großartigkeit einer Reihe dieser geologischen Mythen entziehen. Der letzte große Mythenkreis, der schon der jüngeren jetzt arbeitenden Generation im Banne Darwin-Lyell'scher Anschauungen als solcher entgegen getreten ist, war die Cuvier'sche Theorie periodischer naturverheerender Erdrevolutionen zu Ende jeder geologischen Epoche. Beides: wissenschaftliche Kenntniß und dichterisch-kombinatorische Anschauungsgabe steckten in allerhöchstem Maaße in diesem gigantischen Naturgemälde. Und es fiel nach Verlauf eines einzigen halben Jahrhunderts, ohne ärgere Kämpfe als solche, wie sie jeder Wissenschaft gut thun, ein deutlicher Beweis, daß die Gefahren des Mythus — losgelöst von der Religion, wie er hier ist — schließlich doch kaum noch aufkommen können gegen den hohen Wert, den er als vorläufiges Gesammtpanorama, das im Hinschauen auf's Ganze beständig in Uebung hält, durchweg besitzt.

Wenn ich sagte, wir ständen in dieser Stunde wieder vor einem Moment, da sich höchst plausibele, von der Gewohnheit oft bereits zu Thatsachen gestempelte Hypothesen auch der Zeit nach Cuvier abermals wieder als echter Mythus entpuppten, so ziele ich damit selbstverständlich nicht auf die Grundlagen der Lyellisch-Darwinistischen Betrachtungsweise in der Geologie.

Es giebt gewisse Grundanschauungen in unserm allgemeinen Naturbilde, die wohl kaum jemals wieder verrückt werden können. Uebertreiben darf man ihre Zahl nicht: man bedenke, wie nah beispielsweise schon das Newton'sche Gravitationsgesetz dem Mythus gewesen ist (als Fernwirkung durch den leeren Raum!) Aber der grundlegende Gedanke allmälicher, von Stufe zu Stufe schreitender und über gewaltige Zeiträume ausgedehnter Entwickelung gehört wohl sicher zum eisernen Bestand. Eine mehr oder minder spiritistische Inspirationstheorie müßte zum Siege kommen, um auch ihn wieder in Mythus aufzulösen, — es liegt aber nicht

der Schatten einer Wahrscheinlichkeit vor. So wie man aber vom Weiten in's Enge geht, zeigt sich doch der Transformismus der Erkenntniß ungemein stark; und die überwundene Stufe wird bei ihm Mythus. Die Hochflut großartigster paläontologischer Funde aus dem letzten Jahrzehnt hat die natürliche Entwickelung überall bestätigt, dafür aber die ersten systematischen Schemata allenthalben teils umgestürzt, teils zu riesenhafter Erweiterung genötigt. Neben massenhaften Verbindungsformen zu bekannten Stämmen der Säugetier- und Reptilienwelt haben sich fast eben so viel neue, völlig unerwartete Spitzen von Stämmen, zum Teil solche extremster Art, gefunden. Nachdem die alte, oft wiederholte Behauptung, die Tierformen der Vorwelt seien zumeist Kolosse gewesen, glücklich eben als Mythus festgenagelt worden war, droht im Angesicht der nordamerikanischen Funde mit ihrem 36 Meter langen, hausgroßen Atlantosaurus und ihren Flugechsen von 7 Meter Spannweite wiederum diese Kritik zum Mythus zu werden.

Aber das seltsamste aller Beispiele, das, wovon ich besonders reden wollte, verspricht denn doch, wenn nicht alle Anzeichen trügen, die Steinkohlenformation zu gewähren. Fester als irgendwo hatte sich das phantasiegeschwellte Bild, die ideale Landschaft, hier eingebürgert: wer je ein neueres, geologisches Buch auch nur den Abbildungen nach durchblättert, kennt sie. Und jetzt droht uns allen Ernstes die Erkenntniß, daß gerade dieses Bild echter und rechter Mythus war. Die bisher von uns ausgebeuteten Steinkohlenlager erweisen sich bekanntlich als Reste einer höchst eigenartigen Cryptogamenflora, die vor Entstehung höherer Pflanzenordnungen in großer Höhenentfaltung waldartig Erdteile bedeckte. Die gangbare Hypothese, in zahlreichen Büchern, besonders den populären, schon ruhig als Thatsache vorgetragen, malte nun das Bild der Erde in der Zeit dieser Steinkohlenflora aus. Der Erdball war seinem glühenden Urzustand noch näher, die Erkaltungsrinde dünn: so sollte eine glühende, schwüle Tropenhitze über der ganzen Erde brüten, bis zum Pol hinauf, in dessen Nähe in der That noch Kohlenflötze liegen. Die Atmosphäre sollte verdunkelt sein durch ungeheure Massen von Kohlensäure, die dann erst die Riesenwälder athmend absorbiert hätten. Keine Zonenunterschiede, keine Höhenstufen mit wechselnden Vegetationskreisen, — überall derselbe Sumpfwald mit höchster Gleichförmigkeit der Arten.

Diesem, von manchem Rhetor geschilderten und manchem Maler gemalten Zauberbilde scheint nun neueste Forschung unerbittlich den Garaus zu machen. Ueberſättigung der Luft mit verfinsternder Kohlensäure erweist sich physikalisch als problematische Sache. Die gleichmäßige Tropenwärme durch Erhitzung von Innen stößt auf plausible Bedenken. Aber das Aergste, wie immer, bringt neben solcher theoretischen Kritik, die Praxis neuer Funde. Wie so oft, hatte man bloß geprüft, was in der Nähe unserer zufälligen Kulturzentren lag und danach die Welt bevölkert. Jetzt öffnet sich in Afrika, in Südasien und Australien bis zu den noch unbenutzten, kolossalen Kohlenschätzen Chinas hinüber eine Bildung aus derselben Epoche, die ein völlig verändertes Gemälde entrollt. Eine sehr verschiedene Vegetation, wenn schon auch kryptogamischer Natur, wuchs dort (benannt nach der charakteristischen Farngattung Glossopteris die Glossoteris-Flora) unter klimatischen Verhältnissen, die die Hypothese der gleichmäßigen Tropentemperatur völlig über den Haufen werfen, wenn sie sich voll bestätigen — am Fuße nämlich und zwischen Gletschern, deren Schrammen sich nachweisen lassen und von denen genau wie bei der viel späteren „Eiszeit" Eisberge, mit Steinfragmenten belastet, sich ablösten, um später ihre Fracht als erratischen Schutt irgendwo abzulagern. In der nächstfolgenden permischen Formation wandert dann anscheinend diese alte, zunächst auf der südlichen Halbkugel fast in Aequatornähe entstandene Eiszeit über den Aequator weg, nach Norden hinüber, um viel später erst wieder

ganz zu verschwinden, — seltsamste Phänomene, die im Grunde alles verschieben, was wir bisher über den Allgemeintypus der primären und sekundären Erdepochen zu wissen glaubten.

Ich breche hier ab, da diese Zeilen nicht in die Thatsachen näher einführen, sondern bloß ein eklatantes neues Beispiel geologischer Mythenbildung geben sollten. Wenn das gangbare Bild grade der Kohlenformation, aus der wir so reiche Reste besitzen, sich als echtester Mythus darstellt, so darf man den Schluß wagen, wie viel in unserer Geologie überhaupt noch Mythus sei. Sei es aber so. Nicht im ernsten durch plastische Bilder wirkenden und wohlgemerkt — vom dogmatischen Kirchenzwang vorsichtig bewahrten Mythus liegt die Gefahr für den Fortschritt der Wissenschaft, sondern viel mehr bei der sich brüstenden Armut des bequemen „Ignorabimus“, das noch dazu, in all' seiner Skepsis und Vorsicht, vor der Kritik später, fortgeschrittener Zeiten selbst auch nur wieder als Mythus sich herausstellen dürfte.

Fritz Küster.

Ein holländisches Urteil über moderne deutsche Dramen.

Von **Lou Andreas-Salome.**

IV.

„Vor Sonnenaufgang“ und „Das Friedensfest“.

Interessanter als der Nachweis, wie weit Gerhart Hauptmann in seinem Erstlingswerk unter dem litterarischen Einflusse Zola's und Ibsen's gestanden haben muß, wäre eine Analyse derjenigen Züge in ihm, die darauf hinweisen, inwiefern sich in seiner Eigenart selbst etwas den beiden großen Vertretern moderner Litteratur Verwandtes findet. In seinen folgenden Werken tritt es in freierer Selbständigkeit hervor, aber der Reiz, den sie auf uns ausüben, liegt zum Theil in diesem glücklichen Doppelzuge seiner Begabung, der ihn vor Einseitigkeit beschützt und sie für die Zukunft so verheißungsvoll erscheinen läßt. Im Bestreben, die Wirklichkeit frei von Konvention und Schablone so wiederzugeben, wie sie sich vom modernen Erkenntnißstandpunkt aus anschaut, wird er seinen großen Vorgängern zunächst nur in Dem gerecht, was ihnen Beiden gemeinsam ist, denn Beide sind sie Realisten der Form nach und Wahrheitsfanatiker, Wahrheitsapostel der Gesinnung nach. Aber zugleich nimmt er theil an dem, worauf eines Jeden besondere geistige Individualität, und worauf also der eigentliche Gegensatz zwischen Zola und Ibsen beruht. Welches ist dieser Gegensatz? Er besteht in der verschiedenen Benutzung des modernen Erkenntnißstandpunktes. Zola stellt sich auf denselben so, daß er von ihm aus das Leben in seiner ganzen Breite und Deutlichkeit überblickt und bringt ihn zum Ausdruck in der Art, wie er es abzeichnet: das Leben unter der Lupe eines materialistischen Denkers. Ibsen verlegt diesen Standpunkt moderner Erkenntnis in den Kopf und das Herz seiner handelnden Personen und läßt uns von ihnen aus und mit ihnen diesen Blick thun. Dadurch wird notwendig das Neue, Ueberraschende, das Zola zu Tage fördert, in einer Fülle von epischen Einzelzügen liegen, von peinlichen, [illegible] wahrheitsgetreuen Schilderungen, die wir ehemals umgingen oder überfärbten, [illegible]



aus Ibsen's Dichtungen aber überzeugend hervorspringt, das ist das Drama der Wahrheitserkenntnis seiner Personen selbst im Conflikt mit eben diesem entgötterten Leben. Um seiner materialistischen Auffassung willen, vermeidet Zola zu complizierte und seltene Menschennaturen und reduziert sie in ihrem Innenleben auf das Unumgänglichste, — wenn er alsdann nicht umhin kann, in der Schilderung des Leblosen das Versäumte nachzuholen, es zu beseelen und daran zum Symbolisten zu werden, so ist dies nichts als eine schöne Rache, die sich der Dichter in ihm dafür nimmt. Dadurch grade verschwimmen die Linien der äußern Welt und des Menschentums so wundersam ineinander, daß man an ihre Zusammengehörigkeit glaubt, und machen das Ganze zum Musterstück jenes interessanten Widerspruchs einer materialistischen Dichtung: einer Schöpfung, in welcher der Materialismus gedichtet wird. Indem Ibsen im Gegensatz hierzu die moderne Lebensauffassung da betont, wo der Gedanke der Wahrheit lebendige Wirklichkeit wird, im Geist seiner Menschen selbst, liegt bei ihm der ganze Nachdruck auf dem Psychologischen, und wie Zola's Personen allzueinfach erscheinen, einen allzu-groben Seelenmechanismus besitzen, so erscheinen seine Gestalten leicht allzu-compliziert, zu fein gegliedert, und selbst wo er sie aus dem Alltag herauszugreifen sucht, gewinnen sie eine individuelle Besonderheit, die sie erst für seine Zwecke brauchbar macht. Auch bei ihm ist die Welt in der sie stehen, mit äußerstem und konsequentem Realismus wiedergegeben, aber bis in die kleinsten Züge hinein symbolisiert und reflektiert sie das Geisteserlebnis der Menschen, wie sie bei Zola die Geistesauffassung des Verfassers reflektiert; nur ist es nicht der Dichter, der sich darin poetisch, sondern der Denker, der sich darin abstrakt ausspricht. Aus diesen Gründen nähert sich in Zola's Schilderungen alles, selbst das Gräßliche mit welchem er ja nicht spart, einem gewissen untragischen Naturvorgang, es bleibt ein Grundzug des Idyllischen noch im Sensationellsten, während sich in Ibsen's Werken alles in Tragödien und Dramen austobt, so daß selbst die strenge Einfachheit einer Alltagshandlung genügt, um die höchste Bühnenwirkung zu erzielen. In „Vor Sonnenaufgang" von Hauptmann liegt nun das Bedeutsame nicht darin, daß sich eine Schilderungsweise à la Zola oder daß sich ein Wahrheitsdrama à la Ibsen darin befindet, sondern es besteht in der Art, wie hier beide miteinander verbunden sind: die ganz tendenzlose realistische Wiedergabe eines Wirklichkeitsbildes, in welchem sich dennoch, in engstem Zusammenhange mit allen innerlich und äußerlich gegebenen Bedingungen, die Ueberzeugungstragödie: Helene—Loth abspielt. Was hier noch so deutlich nebeneinander liegt, daß wir es voneinander abheben und untersuchen können, verschmilzt im folgenden Werke Hauptmann's, dem „Friedensfest" schon zu einem neuen eigenartigen Ganzen, aber wir werden sehen, wie sich die beiden Züge, in gelungenster Verknüpfung, auch dort nachweisen lassen, und wie sie den Grundzug der Hauptmann'schen Dichtung überhaupt charakterisieren. Man kann sich des Gefühls nicht erwehren, daß hier, wie so oft, die volle Hingebung an die großen Vertreter des Zeitgedankens grade den originellen und kraftvollen Geistern am meisten eignet: grade sie spüren das Verwandte, zu dessen Weiterentwicklung sie berufen sind. In Hauptmann fehlt das Pochen auf jenes „Nagelneue", das Holz-Schlaf ihren Werken gerne zusprechen und das doch weiter nichts Allerneuestes enthält, als ein Experiment mit der Technik. Und weil Hauptmann nicht das Leben in Formeln zu bringen, sondern das Leben zu erleben sucht, — weil diese volle Innerlichkeit bei seinem Schaffen den Ausschlag giebt, daher gemahnt sein Erstlingsdrama uns viel weniger an „Neuland" wie das Holz-Schlaf'sche, — es gemahnt uns an den besten, reichsten, fruchtbarsten Boden, den wir wohl schon kannten und betraten, auf dem wir aber bisher immer nur ausländische Früchte ernten durften. Simons betont daher mit vollkommenem Recht die Bedeutung der litterarischen Persönlichkeit Hauptmann's,

die wir in ihrer Kraft und Fülle vor unsern Augen wachsen und reifen sehen, und in der eine ganz andere Gewähr und Verheißung für die Zukunft liegt, als in einem einzelnen gelungenen Kunst-Experiment an sich liegen kann, — selbst wenn dasselbe der Kunsttechnik neue Wege wiese. „Dies ist eine Thatsache," sagt unser Holländer von ihm, „das moderne Deutschland hat in Gerhart Hauptmann seinen Bühnendichter gefunden, — — einen genauen Beobachter, plastischen Bildner, einen feinfühligen Künstler. Inmitten einer werdenden Welt von Menschen steht er da als einer der Wiedergeborenen, und die Geschichte seiner Entwicklung als Künstler ist, in all ihrer Kürze, das überraschendste Schauspiel der modernen Litteratur." Im Anschluß an seine Worte schildert Simons kurz den Uebergang von „Vor Sonnenaufgang" auf „Das Friedensfest", — er schildert ihn an dieser Stelle in einer bestimmten Einseitigkeit der Auffassung, welche jedoch richtige Ausgangspunkte für eine weitere Charakteristik des „Friedensfestes" giebt. Hatte er gesagt, daß Hauptmann in seinem Erstlingsdrama noch zwischen Realismus und Naturalismus, in der Mitte stehe, so folgt er hier seiner Entwicklung zum naturalistischen Künstler:

„Drei Dramen hat er vollendet in der Zeit von anderthalb Jahren und in jedem von diesen Dramen sehen wir ihn als einen Anderen. Er beginnt, in „Vor Sonnenaufgang", mit der Nachfolge jener Eigenheiten, in denen oberflächliche Beobachter den Kern des sogenannten „Naturalismus" zu finden meinen: mit dem in's Licht setzen menschlicher Verkommenheit, mit dem Schildern physischer und moralischer Verkümmerung, mit dem Andeuten des Lasterhaften und Widernatürlichen im Sexuellen. — Die eigne Empfindungsfülle des Dichters, die ihn Freude und Leid der Menschen aufsuchen hieß, kommt erst teilweise zum vollen Ausdruck; und bei seiner Beschreibung der Menschen scheint er zunächst bemüht, das mehr Aeußere ihres Wesens charakteristisch wiederzugeben: Art, Manieren, sprachliche Besonderheiten. Die ganze Entwicklung seelischen Lebens finden wir nur in einer einzigen Gestalt und in der Zeichnung dieses einen Menschenbildes ist der Verfasser möglichst modern-wissenschaftlich zu Werke gegangen. Er sieht das Wollen und Handeln in unmittelbarem Verband mit den Reizen und dem Zustand der Nerven, mit der physischen und psychischen Vererbung.

In seinem zweiten Stück „Das Friedensfest" geht er dann mit seinem Studium des Menschen noch weiter und tiefer. Seine Charakteristik und sein Aufbau der Personen wird nahezu systematisch; es erhält das Ansehen eines wissenschaftlichen Versuchs im Laboratorium des Psycho-Physiologen. Die Familie Scholz, die in seinem Drama, als Hauptperson gewissermaßen, vorkommt, ist ein augenscheinlich mit Absicht gewählter Familientypus stark nervös überreizter Naturen. In diesem Experimental-Drama, wie wir es gegenüber dem „roman-expérimental" nennen können, fällt uns die Abwesenheit jeglichen Einflusses moderner Ideen — ausgenommen derjenigen psycho-physiologischer Art — auf die Menschen auf: die Erblichkeit ist nicht nur eine Thatsache, an die der Dichter in seiner ganzen Conception der Personen sichtlich fest geglaubt hat, ein Schicksal also, das ihr Wesen beherrscht, — sondern sie selbst sprechen unaufhörlich darüber mit einem überzeugten Fatalismus —. In diesem Drama ist also Hauptmann als Menschenschilderer ein vollkommener und seiner selbst bewußter Naturalist."

Ich habe die Worte des holländischen Rezensenten in ihrer ganzen Ausführlichkeit hierher gesetzt, da sie dieser Meinung bezüglich beider Stücke vollen Ausdruck geben, aber die Einseitigkeit seiner Meinung ist unverkennbar, wenn er in dem Fortschritt des „Friedensfestes" über das Erstlingsdrama hinaus lediglich einen Fortschritt zum Extrem-Naturalistischen sehen will. Er hat darin Recht, daß der Vorwurf des Dichters hier ein ausschließlich naturalistischer zu sein scheint, während

in „Vor Sonnenaufgang“ sich mitten im Naturalistischen der Einzelszenen und Situationen ein Conflikt aus dem modernen Gedankenleben abspielte und, sozusagen, Ibsen korrigierend neben Zola stand. Aber er übersieht ganz, daß anstatt eines solchen Nebeneinander, in dem „Friedensfest“ ein neues und echt realistisches Ineinander des Physiologischen und des Psychologischen, des Denkers und des Dichters, des Schilderers und des Dramatikers stattfindet. Es ist darin eben Hauptmann gelungen, was Zola noch stets mißlungen ist: seinen Vorwurf so zu vertiefen, daß sich das Naturalistische desselben unmittelbar in sich selbst bis in alle Feinheiten und Zartheiten, bis in alle Innerlichkeiten und Schauder des menschlichen Seelenlebens vergeistigt. Hier ist nirgends eine gewaltsame Reduktion des Psychischen auf einige grobe Züge vorgenommen, die nun verwandt werden sollen, um eine materialistische Auffassung plausibel zu machen, — hier ist im Gegenteil ein Jedes mit so leidenschaftlicher Hingebung in seiner Eigenart erschöpft und berücksichtigt, daß man deutlich sieht, wie der Dichter sogar mit Hintenansetzung der gröberen Bühnenwirkung immer wieder bei den intimsten Geisteszügen seiner Personen verweilte. Die Beurteilung von Simons ist diesem Werk gegenüber im Rein-Stofflichen stecken geblieben und es ist deshalb geschehen, weil er sich eingeredet hat, aus demselben heraus sich den Zola-Schüler konstruieren zu müssen, während es grade ungemein interessant ist, hier Hauptmann's Befreiung von fremdem Einfluß zu studieren und es zu verfolgen, wie ganz er als sein eigener Meister auftritt. Diese irrtümliche Auffassung des Holländers erhellt auch aus folgenden Zusätzen: „— ein rein naturalistisches Menschendrama — weil das sociale Element, das wir noch in „Vor Sonnenaufgang“ sehr wirksam fanden, hier ganz fehlt. Nichts anderes hat der Dichter geben wollen als eine Schilderung nervenkranker Menschen und deren Temperamente in ihrer gegenseitigen Wechselwirkung. — Wir erhalten die genaue Zeichnung eines Mannes, einer Frau und ihrer drei Kinder, in denen sich die erbliche Belastung nervöser Ueberreizung in gänzlich verschiedenen Aeußerungen offenbart. Wie man es für die Personen des Zola'schen Romancyklus gethan hat, so können wir auch hier einen Stammbaum der Neuropathischen entwerfen. Gebrauch machend von derselben Methode der Komposition, die Ibsen (?) in seinen spätern Dramen anwendet: die Personen sich selbst und Andern ihr eignes Innere entblößend, hat der Verfasser uns zu diesem Zweck das Notwendigste mitzuteilen gewußt und das Uebrige in kleinen Zügen gezeichnet, deren Absicht unverkennbar ist.“

Zu spät gekommen.

Ein vergilbter Reisebrief von **Arne Garborg.**

Aus dem Norwegischen von Marie Herzfeld.

(Schluß.)

Mein Mann stand und nahm wieder und wieder mit wachsendem Ernst seine Worte der Weisheit vor, und zum Schluß geriet er in solchen Eifer, daß er deutsch zu radebrechen begann. Er war offenbar schon lang von der Heimat fern.

Jedermann genne dahergommen und sagen: ich bin in der Glemme, aber das gieng das Gonsulat nichts an! Das Gonsulat habe genug gehabt von solchen Leuten! Hierher gäme der und gäme jener; hierher gämen die Leute in großen Massen, und alle wollten sie Geld haben, und alle seien sie in solcher Glemme; aber wenn ich glaube, das Gonsulat sei da, um Leuten Geld zu schaffen, welche . . . Leuten, welche . . . Leuten, welche ihre Reiseausgaben nicht selbst bestreiten gennten, so irre ich groß.

Er starrte mich mit seinen kleinen, stechenden Augen an und ich bemerkte wohl, daß er meinte, er habe ausgezeichnet gesprochen.

Aber ich meinte das nicht.

Ich sagte, ich wolle vom Konsulate nicht Geld haben, sondern ich wolle Geld borgen, welches das Konsulat zurückerhalten würde, sobald ich nach Kristiania käme.

Der Schwarzgekleidete zuckte die Achseln.

Tja, — das sagten sie alle, meinte er. Alle kämen sie her und wollten „borgen", — das Gonsulat werde sein Geld sofort wiederbekommen, — in acht Tagen, in zwei Tagen, und dann reisten sie und das Gonsulat sähe niemals weder sie noch das Geld. Das Gonsulat habe genug von solchen Leuten. Das Gonsulat habe so viel Geld an solche Leute verloren, daß es nicht noch mehr verlieren genne. Er habe kein Mißtrauen gegen mich, sagte er. Allein ich mege mir helfen, wie ich genne. Das Gonsulat sei keine Bank; das Gonsulat genne nichts zu thun haben mit Leuten, welche . . . mit Leuten welche . . . welche so daher gämen, das misse ich doch selbst begreifen.

Das begriff ich aber keineswegs. Ich fühlte Lust, diesem Mann die Augen auszukratzen. Hm! meinte diese Vogelscheuche etwa, ich sei von Kristiania nach Paris, und von Paris nach Antwerpen, und von Antwerpen nach Leyden, und von Leyden nach Amsterdam gereist, nur um „Svenska och norska Konsulatel" um 100 Reichsmark zu prellen?!

Ich bebte vor Zorn. Ich kriegte kaum ein Wort hervor. Ich sagte etwas wie, daß ich — ich doch auch im Staatspferch sei; ich sei doch nicht ein einfacher Vagabund; aber wie böse ich auch wurde und welche Titel ich mir auch gab, so nützte mir das gleichviel.

Das Gonsulat habe Geld zu Tausenden verloren, sagte der Bleiche. Er habe nicht gerade specielles Mißtrauen gegen mich; allein das Gonsulat habe bei vielen Leuten Geld verloren, bei Leuten, welche . . . von welchen man Besseres erwarten konnte. Die besten Leute oftmals, Leute mit den besten Verpindungen. Wenn ein Mann in der Fremde reiste, mußte er sich es so einrichten, daß —

Ja, aber ich konnte denn doch, zum . . . doch nichts dafür, daß die Boote hier in Amsterdam um einen Tag vor der Zeit in See stachen! meinte ich.

Nein, aber ich hätte frieher abreisen kennen! meinte er. So war's: die Leute blieben im Ausland, bis sie kein Geld mehr hätten, und dann gämen sie zum Gonsul; dann solle der Gonsul ihnen helfen. Ich hätte heimreisen kennen, als mein Geld abzunehmen begann; da wäre ich nicht in die Glemme geraten!

Ich bemerkte hierauf, ich habe meinen Reiseplan selbst gemacht und zwar so, daß ich geborgen war, wenn dies Mistboot von Antwerpen planmäßig abging, wie ein anderes ordentliches Boot. Und wenn Jemand derartig in die Klemme geriet und keinen Ausweg fand, und er dann zum Konsul kam und Briefschaften vorlegte, welche bewiesen, daß er ein anständiger Mensch sei, und ein Mensch, der für so viel Geld gut war, als er nur brauchte, so werde der Konsul gefälligst Beistand leisten, bemerkte ich.

Nein, damit hatte der Gonsul nichts zu thun. Das Gonsulat war keine Bank. — Wenn Jemand im Ausland reiste, so mußte er sich es so einrichten, daß —

Ach, daß unser Herrgott es mit Dir so schlecht gemeint und Dir so wenig Verstand gegeben hat! dachte ich, halbtoll vor Wut und Ratlosigkeit; dann sagte ich;

„Nun, kurz und gut: ich muß Geld haben. Ich habe den Grund erklärt. Ich habe meinen Paß vorgewiesen, welcher zeigt, wer ich bin und was ich bin. Heim muß ich; ohne Geld komme ich nirgends hin; in dieser Stadt kenne ich Niemand. Ich muß Geld haben; nun wissen Sie es."

Der Bleiche sagte:

„Sie missen Geld haben; das glaube ich schon; das ist aber nicht Sache des Gonsulates. Wir gennen damit nichts zu thun haben. Ich glaube, der Herr Generalgonsul werde auch damit nichts zu thun haben wollen. Sie missen sich selber helfen." Er machte eine Handbewegung; die Audienz war zu Ende.

Ich stand und schaute. Dann sagte ich ein wenig verdutzt: ich hätte geglaubt, ich spreche mit dem Generalkonsul.

„Nein," antwortete der Bleiche und schlug die Augen nieder, „ich bin nicht der Generalgonsul; er ist derzeitig nicht zu treffen."

Na, was du nicht bist, kannst du werden! dachte ich mir und erinnerte mich zugleich, wie gut er die Kapitäne behandelt hatte.

Damit aber kam ich nicht weiter. Ich stand da, wie der Wolf in der Falle, und wußte weder vor noch zurück. Endlich hatte ich einen Einfall. Das Konsulat konnte ja an's Finanzministerium nach Hause telegraphieren! Dieses konnte mir auf mein Gehalt einen Vorschuß gewähren! Ich konnte eine Anweisung geben! Hier auf dem Fleck konnte ich eine Anweisung geben . . . mit Tinte und Feder her . . .

„Was fier ein Gehalt ist es denn, auf welchen Sie mir eine Anweisung geben?“ fragte der Bleiche ruhig und hob seinen langen Rüssel auf.

„Das habe ich Ihnen ja gesagt! Es steht hier überdies in meinem Paß! In dem Papier, welches Sie in der Hand halten!“ Ich knirschte mit den Zähnen.

Zum zweiten Mal machte er sich über das Papier. Und da stand es, auf französisch und ungemein ausführlich, was für ein Mann ich im norwegischen Staate war. Der Bleiche las und las; als er ein bischen tiefer in den Text kam, sank der Rüssel um ein paar Grade mehr der Horizontalen zu.

„ . . . élu . . . pour la revision des comptes de l'Etat . . . hm.“ Ja, das Gonsulat konnte sich nicht einlassen . . . nun . . . das Gonsulat konnte nicht . . . „des comptes de l'Etat“ . . . Wieviel wolle ich haben?

Hundert Reichsmark.

Wann ich reise?

Um fünf Uhr.

„Tja — tja. Sie gennen wieder hersehen . . . wieder hersehen . . . um 3 Uhr. Gommen Sie um 3 Uhr wieder her. Wir werden schauen, ob sich etwas thun läßt.“

Das hättest Du früher herausfinden können, Du Quadrates — hm, dachte ich mir, froh und zornig zu gleicher Zeit.

Allein man sollte sich niemals über Geld freuen, ehe man es in Händen hat.

Es war noch ein anderer Mensch hier im Kontor, ein großer, starker, hübscher Junge. Er saß im Zimmer hinter dem Pulte und hörte, daß der Rüssel nachgeben wollte. Das gefiel ihm nicht, und so kam er zum Zahltisch vor und fragte, ob ich denn nicht telegraphieren könne.

Ich hatte doch wohl ein oder den anderen Bekannten in Kristiania, der Mannes genug war, um im Notfall mir so viel wie hundert Reichsmark zu schaffen?

Der mit dem Rüssel fand dies ungemein billig.

Ich wünschte den hübschen Jungen dorthin, wo die Leute nicht an den Füßen frieren, und dann sagte ich, ich habe wohl Bekannte, die im Notfall mir mehr als hundert Reichsmark schaffen könnten. Und telegraphieren wollte ich genau so gern wie leben, wenn ich nur hoffen durfte, daß ich vor fünf Uhr Antwort habe.

Na, das gehe wohl, meinte der Hübsche. Na, das gehe wohl, meinte die Rüsselnase. Mein Telegramm komme vor zwei Uhr daheim an. Dann könne mein Bekannter in die Creditbank gehen und diese veranlassen, die Auszahlungsordre an das Konsulat hieher zu telegraphieren, und diese Ordre gelange wohl vor fünf Uhr hier an. Dann könne ich herkommen und dann könne ich so viel Geld erhalten, als die Ordre wünsche, und wenn es 5000 Reichsmark wären. — Hm! dachte ich.

So ließ ich mich denn verleiten zu telegraphieren. Ich hätte alles gewagt, um nur nicht „Svenska och norska Konsulatel“ plagen zu müssen, das in solcher Todesangst war, hundert Reichsmark an einen norwegischen Staatsrevisor zu verlieren.

Mein Bekannter in Kristiania erhielt das Telegramm am Samstag lang nach Mittag. Da war es zu spät; alle Banken waren gesperrt und kein Finanzmann aufzufinden.

Ich war ein wenig vor fünf Uhr wieder auf dem Konsulate. Keine Antwort. So hieß es also bis Montag hier liegen bleiben. Vorher konnte ich kein Telegramm erwarten, und ich wollte lieber in den Kanal springen, als noch einmal „Svenska och norska Konsulatel“ um eine Geldanleihe bitten.

* * *

Ich trieb mich den größten Teil des Sonntags im Tiergarten herum. Es ist ein großer Tiergarten, der Amsterdamer, groß und gut eingerichtet. Es giebt drinnen Vögel und Tiere von jeglicher Art, fast wie in der Arche Noah's, — am meisten betrachtete ich mir die Raubtiere vom Katzengeschlecht. Da waren alte Löwen mit jungen Löwlein, welche da lagen und an einem Fleischknochen nagten und wie Hündchen sanft und freundlich thaten. Und dann wieder schmiegten sie sich schmeichelnd an ihre Mutter an; sie hatten sie lieb, wie es schien. Und die Löwin lag auf der Wache für sie; sammelten sich einmal allzu viele Leute vor dem Käfig, wurde sie böse, erhob sich und brüllte. Sie meinte, die armen süßen kleinen Jungen müßten doch ihr Essen in Ruhe verzehren dürfen.

Und dann die Tiger. Groß, aber fein, katzenfein, katzenweich, — entsetzlich. Der Löwe ist gewaltig. Jedoch es durchschüttert dich stärkere Furcht, wenn du den Tiger siehst, elegant wie er ist, mit Augen gleich grünem Feuer, so wild, daß du Wahnwitz dir durchs Blut rieseln fühlst, wenn du hineinstierst.

Vor den Affen saß ich lange und guckte sie an; sie sind so komisch und leicht und vagabundenhaft, das beweglichste, was du dir denken kannst. Zum Schluß war ich im großen Aquarium. Du kommst in einen weiten Raum, ungeheuer lang, dunkel wie ein Keller; in den Wänden sind Behälter für die Fische eingelassen, welche da in kleinen, künstlichen, mit Wasser gefüllten Löchern oder Gruben leben, die durch dicke Glasscheiben von dem großen Raum abgeschlossen sind. Durch diese Scheiben kannst du die Fische und all ihr Leben und Treiben ganz in der Nähe sehen. Wie viele Arten von Fischen da sind, weiß ich nicht; und dann befinden sich dort noch alle möglichen anderen Meerestiere, Seesterne und Korallen und allerlei Rares, und dann jene Tiere, die auf dem Meeresgrund wie schöne Blumen mit hellen, weichen, feinen Farben wachsen.

Während ich mir dies Fischleben in kaltem Wasser und Kellerlicht betrachtete, überkamen mich ganz seltsame Erinnerungen an das Leben daheim in Norwegen. Da standen die Fische, kühl und allein, glotzten gedankenlos mit starren Augen, und schluckten und schluckten mit breiten Mäulern das Wasser hinab, ganz wie alte Männer, welche kauen, und sie sahen dabei so von Herzen appetitlos und gleichgiltig drein, daß ich an meine Landsleute denken mußte. Es war da ein Lippenfisch, der mir vorkam wie ein leibhaftiger Redakteur des konservativen „Morgenbladet“, und allerlei Muschelgetier, daß mich an norwegische Bureaukraten mahnte, und Fische, die nichts waren, als ein Rachen und ein Sack . . . an wen sie mich erinnerten, ist einerlei. —

Ach ja, man glaubt gar oft Bekannte zu treffen, wenn man im Tiergarten von Amsterdam herumspaziert.

* * *

Der Montag kam und mit ihm ein Telegramm aus Kristiania.

Da stand: „200 Kronen vorgestern nach Antwerpen abgesandt.“

Nach Antwerpen! Ich danke! — Nun war ich aber in Amsterdam und hatte nicht einmal so viel, um meine Hotelrechnung zu bezahlen, geschweige durch zwei Königreiche nach Antwerpen zu gelangen.

Es existiert etwas, das man „konsequent sein“ nennt. Das möge man nie.

Ich that, was ich vielleicht von Anfang an hätte thun sollen: ging zum Konsul selbst, in seine Wohnung.

Der Konsul war ein Norweger. Und ich dachte bei mir: wenn der Mann erst meinen Ministerpaß sieht mit dem „Johann Sverdrup“ und dem Siegel darunter, und wenn ich ihm nachher das Telegramm zeige, dem zufolge ich 200 Kronen in Antwerpen liegen habe, so wäre er ein wahrer Filzkragen, wenn er nein sagte.

Der Konsul wohnte in der elegantesten Gegend der Stadt, endlos weit. Ich fuhr mit der Pferdebahn eine Weile, ging eine Weile, nahm eine neue Pferdebahn, ging aufs Neue ein Stück; endlich war ich da und traf den Konsul gerade im Begriffe, auszugehen.

Er war ein feiner Mann mit geräuschlosen, angenehmen Manieren; wir gingen im Thorweg auf und ab und sprachen lang.

Ich wies ihm Paß und Telegramm. Er konnte nichts dawider sagen; die Papiere, sie schienen in Ordnung zu sein.



Wenn ich mir aber nur denken könnte, wieviel Geld das Konsulat an reisende Skandinaver verloren hat —! Der Konsul nannte die Summe am Schluß; sie war so groß, daß ich sie nicht wieder zu nennen wage — ob ich mich nicht etwa verhörte? „Und ich versichere Ihnen, es sind nicht bloß kleine Leute, die uns prellten," sagte er; „nein, es sind Leute aus allen Stellungen. Sie würden mir nicht glauben, wenn ich Ihnen Namen nennte. Ich hege nicht Mißtrauen gegen Sie persönlich," sagte der Konsul, „aber Sie begreifen . . . bei den Erfahrungen, die wir gemacht, giebt es keinen anderen Ausweg: — wir waren gezwungen, es uns zum Prinzip zu machen, niemals zu borgen; es geht eben nicht, wie Sie wohl verstehen. Unsere lieben Landsleute droben sind vortreffliche Menschen; aber ich muß sagen, sie sind nicht immer ganz verläßlich. Sie haben gleichsam nicht das rechte Gefühl dafür, daß ein Versprechen einen Mann bindet; sie denken wohl: was sind hundert oder zweihundert Kronen für das Konsulat! — Ein Wort ist ein Wort; aber nicht jeder Mann ist ein Mann."

Die Rüsselnase hatte also recht. Ich verstummte ganz. Ah, — es ist manches Mal schlimm, zu einem Volk zu gehören, das nicht ganz verläßlich ist.

Ohne Hoffnung und Aussicht fing ich an, vom Pfandverleiher zu reden . . . ob der Herr Konsul in Amsterdam keinen anständigen Pfandverleiher kenne . . . Ich hätte doch immerhin eine Uhr . . . einen Ueberrock, einen feinen Handkoffer . . .

Ich glaube nicht, daß der Konsul darauf viel antwortete.

Aber nach einer Weile wurde es doch ausgemacht, daß ich für die Hotelrechnung und für das Antwerpener Billet hinreichend geliehen erhielte; ich „könne ja das Geld, wenn auch nur mittelst Postanweisung, zurücksenden, so bald als ich in Antwerpen sei." . . . „Viel Dank, Herr Konsul!" . . . Ich nahm das Geld und lief.

Niemals habe ich so schmerzlich ersehnt, eine Stadt zu erreichen . . . nie ist ein Eisenbahnzug so jämmerlich langsam gegangen, . . . nie, nie, nie war ich so froh, als ich ankam, wie diesmal. Ich rannte vom Wagen direkt zur Post, erhielt mein Geld, schickte mit gleicher Hast die entlehnten Gulden zurück nach Amsterdam . . .

Ah, es ist manches Mal entsetzlich, ein Norweger zu sein. — —

Theater.

Adolph-Ernst-Theater: Der ledige Hof. Volksschauspiel mit Gesang in fünf Aufzügen von Ludwig Anzengruber.

Die Münchener vom Gärtnerplatz, die zu Anzengruber's Lebzeiten ihre populäre Darstellungskunst zumeist den gröberen „oberbairischen" Werken zugewendet haben, griffen jetzt in Spielplannöten auf ein noch kaum gekanntes Drama des Meisters zurück; ihre Aufführung schöpft nicht das Letzte des Schauspiels aus, aber sie bietet willkommenen Anlaß, dem Stücke und seinen Problemen näher zu treten. Zwar zu den vollendeten Dichtungen Anzengrubers zählt es nicht, es reicht weder zu den sozialen Tiefen des „vierten Gebots" hinab, noch bezwingt es durch genialen Humor und reichste Charaktere, wie „Kreuzelschreiber" und „Pfarrer"; aber in der herben Eigenart seiner Gestalten, in der dramatischen Wucht der Entwicklung und manchem nachdenklichen Zuge offenbart es sich doch als ein echter Anzengruber, lebenbringend und lebenbezwingend.

Widerspruch gegen die kirchlichen Forderungen, wie er in Anzengrubers Schaffen allseitig redet, ist auch für diese Dichtung der Ausgangspunkt. Auf dem „ledigen Hof" schaltet die reiche Jungfrau Agnes Bernhofer, vom frommen alten Großknecht und seiner gottesfürchtigen Freundin, der alten Oberdirn, beraten; sie haben die elternlose Erbin ledig erhalten, weil sie der Kirche den fetten Bissen ihres Hofen gönnen, und diese bereitet sich denn auch, nach alter Gewohnheit, mit gutem Appetit das gesegnete Gut zu verzehren. Da fügt es sich, daß der Großknecht stirbt; und statt des alten häßlichen Burschen, der sich mit seines Gleichen fürsichtig umgeben hatte, kommt ein junger, hübscher ins Haus, ein bäurischer

Don Juan, der schon seine Elvira, nebst einem kleinen Liebespfand, drüben im andern Dorfe hat sitzen lassen. Schnell gewinnt er das Herz der Bäurin, und Liebe scheint über die Frömmigkeit, Natur über die Ascese triumphieren zu sollen; da deckt der würdige Herr Pfarrer die verschwiegene Vergangenheit des Großknechts auf, und die Herrin vom ledigen Hof empfindet, — fast wie Björnson's Svava: „Ich vertrau Dir, Leonhardt", so hatte sie gerufen. „Du bist der Erste und der Einzige, aber gelt, dies bin ich auch Dir, ich betrüg mich nicht in Dir? Ich bin vielleicht kindisch, aber ich verlang Dich, wie ich mich Dir geb', und nicht wahr, wie ich mich der Welt fern gehalten hab', so hast Du als Mann sie von Dir abgewehrt? Den Tag, wo ich es zu bereuen hätt', daß ich Dich für besser gehalten hab' als die Andern alle — hüt Dich Leonhardt, daß ich den erlebe." Und nun erlebt sie ihn doch, den Tag, kaum daß sie ihrer Neigung inne geworden, greift mit rauher Wirklichkeit das Leben in ihre Träume ein, und das Kind des Liebsten und sein verlassenes Mädchen sieht sie vor sich stehen. Da erfaßt sie, die in erster Leidenschaft getäuscht worden, eine wilde Rachsucht, sie schickt Leonhardt mit listigem Wort hinaus auf den See, ob sie gleich eine Sturmnacht ahnt ohne Gleichen, und in einem jähen Durcheinander der Gefühle erwartet sie den Ausgang. Der Kahn zerschellt im Unwetter; wider Verhoffen aber kehrt Leonhardt zurück, aus Todesgefahr. Doch die Schrecken dieser Nacht haben ihren Zorn gebrochen, nicht ihren Willen; die verlorene Neigung läßt sich nicht mehr wecken, und die Beiden gehen auseinander, mit gefaßtem Sinn. Hier, im Engen der Heimat, kann Leonhardt ein Anderer nicht sein, aber drüben vielleicht, weit über dem Wasser gewinnt er den neuen Menschen: „Ich hab aber Lust", ruft er, „mich einmal selber in die Händ zu kriegen und ein Stück Welt dazu, an das noch Niemand gerührt hat und zu schau'n, was ich damit fertig bring. Vergelt's Gott dafür, daß Du mich von da austreibst." Als Erbe aber des auch künftig „ledigen" Hofes bleibt Leonhardt's Knabe zurück, der einzig Unschuldige in dem Handel voll schwerer Schuld; denn, sagt Agnes mit Anzengruber'schem Witzwort: „Weil's mir ein großer Bauer verleidet hat, nehm' ich mir jetzt einen kleinen auf'n Hof. Komm, kleiner Schneck!"

Die Resignation, in welche das Drama so ausläuft, ist nicht nach dem Sinn des Theaterpublikums; und auch ein strengerer Geschmack wird dem Ende leicht widerstreiten, weil die volle Ueberzeugungskraft ihm dennoch fehlt. Sie fehlt ihm, weil die Charaktere nicht reich genug sich ausleben, und weil Agnes' Gestalt zumal, in der feinen Mischung von Jungfräulichkeit und Herbheit, von Mut und Hochmut, nicht ganz plastisch heraustritt vor dieser bunten Fülle dramatischer und auch wohl theatralischer Geschehnisse. Weil der Dichter eine instinktive Scheu hatte vor den trivialen „glücklichen" Schlüssen, ist er überherb geworden, und somit unrealistisch. Aber dennoch — in dieser straffen, knapp geführten und hochgegipfelten Fabel, wieviel Kraft und dramatische Prägung! In den Szenen zwischen den Liebenden und zwischen den beiden Frauen, der verlassenen und der verlassenden — welche Stärke in der Einfachheit, welche schlichten Naturlaute verhaltener Empfindung! Anzengruber's Schwächen zu erkennen, seine naive Technik, sein bequemes Exponiren und Monologisiren, ist leicht, zumal vor den Werken zweiten Ranges, wie dieses; aber seine Größe bewundere ich auch hier willig, und so vorgeschritten bin ich nicht, um über Mängeln im Aeußerlichen das innerlich Bezwingende seiner Kunst je zu verkennen.

Die Münchener haben wohl die lebhaften Vorgänge des Stückes gut getroffen, aber doch nicht seinen besten Gehalt herausgehoben. Sie machen in ihrer bekannten tüchtigen Art das Fleisch lebendig, aber sie töten den Geist. Ganz anders müssen der See von Preleuten und diese Sturmnacht mitspielen, als durch ein Paar fahrige Donnertöne und stimmungslose Hofplätze. Nur die Außenseite des Realismus haben die Münchener erfaßt; und es rächt sich an ihnen, nun, da wir nicht die Geberde der Wahrheit nur, da wir ihre Seele fordern, daß sie Künste an Stelle der Kunst stets betrieben haben, Schuhplattler und Ganghofer an Stelle Anzengrubers.

Otto Brahm.



Lessing-Theater. Cavalleria rusticana (Sizilianische Bauernehre). Oper in einem Aufzug nach dem gleichnamigen Volksstück von G. Verga, von G. Targioni-Tozetti und G. Menasci. Nach der deutschen Bearbeitung von Oskar Berggruen. Musik von Pietro Mascagni.

Wohl selten ist einem Bühnenwerk größeres Reklamegetöse vorausgegangen als Mascagni's Cavalleria rusticana. Seit Monaten schon konnte man keine Zeitung in die Hand nehmen, ohne auf irgend eine Notiz über diese Oper zu stoßen. Bald hatte sie hier bald dort eine enthusiastische Aufnahme gefunden, war bald von diesem, bald von jenem Theater zur Aufführung angenommen, Details über die Besetzung der für Berlin geplanten Vorstellungen, über Proben, Orchester, Dirigenten und was weiß ich noch, jagten einander in ruheloser Folge, und als endlich der große Tag anbrach, wo Angelo Neumann das Stück dem Publikum darbot, da mag mancher bangen Herzens und mit starken Vorurteilen zum Lessingtheater gewandert sein: würde die Oper halten, was die Unternehmer durch den Mund der Presse versprochen hatten, würde sie sich als ein wirklich bedeutendes Werk erweisen, oder als ein von der Spekulation aufgeführtes Kartenhaus vor dem scharfen Wind unparteiischer Kritik zusammenbrechen? Und daß die hoch geschraubten Erwartungen nicht enttäuscht, daß die Zuhörer von der ersten Note der stimmungsvollen Ouverture bis zum Schluß, bis zu dem Weheschrei „Turiddu ist todt!" gepackt und festgehalten, ja in atemlose Spannung gebannt wurden, das ist ein sehr großer Erfolg, und scheint anzudeuten, daß wir in Mascagni endlich wieder ein starkes musikalisch-dramatisches Talent haben, dem bei größerer Abklärung noch manch hoher Wurf gelingen dürfte.

In dem Textbuch hat der Komponist einen äußerst glücklichen Griff gethan. Gedrängt und klar wie eine Heysesche Novelle, bringt es ohne Abschweife und mit einfachsten Mitteln die knappe Handlung in immerwährender Steigerung zum tragischen Abschluß. Turidan hat mit der schönen Sola Treuschwüre gewechselt. Er muß Soldat werden, und findet zurückkehrend die Treulose einem andern, Alfio, vermählt. In den Armen der jungen, liebedurftigen Santuzza sucht er Vergessen für seinen Schmerz. Aber Lola weiß den früheren Liebhaber wieder an sich zu locken, die Abwesenheit Alfio's ist ihren Gelüsten günstig, und die arme Santuzza kann nichts thun, als ihrem verlorenen Glück nachweinen. Meisterhaft kurz, nur mit wenigen zurückdeutenden Worten Santuzza's, ist in einer der ersten Szenen diese Exposition hingestellt. Es ist Ostermorgen, Alfio kommt heim, und Santuzza, von Turridu mit ihrem Liebeswerben zurückgewiesen, kündet ihm seine Schande. Was geschehen muß, geschieht. Die Nebenbuhler treffen sich in der Schänke, eine Herausforderung erfolgt, und Turiddu wird von Alfio im Zweikampf getödtet. Das ist der Stoff, den Mascagni musikalisch ausgestaltet hat. Mächtig strömt die Musik dahin, ganz aus einem Guß, von heißem Blut durchpulst, und schlägt die Sinne des Hörers in Fesseln.

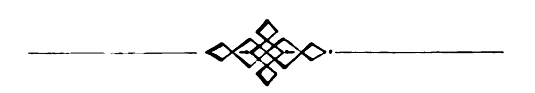
Der analysierende Musikästhetiker, welcher es liebt, Beziehungen zu suchen und die feinen Fäden nachzuweisen, die einen Künstler mit dem andern verknüpfen, würde hier scheinbar kein allzuschweres Spiel haben. Wie die Chöre aufgebaut, wie sie nach dem Schluß hin gesteigert und mit dem Orchester verwoben sind — alles ist Verdi's Art. Meyerbeer hat bei der Instrumentirung Pathe gestanden, und auf Wagner deutet das Verwischen der Konturen zu den einzelnen, in sich zum Teil durchaus geschlossenen Nummern, die Uebergänge von einer Szene zur andern. Aber wie ist das Alles doch wieder selbständig behandelt. Mascagni hat nicht die Erbschaft seiner Väter angetreten, um sich des überkommenen Reichtums in mühelosem Genuß zu freuen, er hat die kostbaren Güter „erworben um sie zu besitzen". Mit völligem Beherrschen handhabt er alle Mittel des musikalischen Effekts, auch wohl manchmal so, daß ihre Verwendung vom rein künstlerischen Standpunkt aus kaum zu rechtfertigen ist. Die starke, oft wilde Modulation bei inhaltlich ziemlich harmlosen Stellen, das harte, nicht immer genügend motivierte Nebeneinanderrücken der stärksten dynamischen Kontraste, und dergleichen, bieten leichte Angriffspunkte für nörgelnde Kritik. Und doch wird sich kaum Jemand der hinreißenden Gesamtwirkung entziehen können. Vor allem entzückt die frische Jugendlichkeit der Musik, diese köstliche, unbekümmerte Jugendlichkeit, die kühn zupackt ohne viel zu wägen, ohne ängstliches Be-

denken, ob's auch alles wohl ganz packend und schicklich ist. Dabei passirt es Mascagni denn auch wirklich bisweilen, daß er ganz gehörig trivial wird, wie in dem Osterchor mit dem abgebrauchten Orgeleffekt hinter der Szene. Aber mit der naiven Sicherheit eines Kindes schreitet er über solche Stellen hinweg, um uns gleich danach die größten Schönheiten zu bieten. Hier greift er mit fröhlicher Hand tief in den Farbentopf des Orchesters, es kann ihm gar nicht glühend genug kolorirt sein — das Trinklied und das Duett Santuzza's mit Turiddu sind so behandelt — dort ist es so zart und anschmiegend, daß das Herz des Hörers vor seinen Tönen schmilzt, wie in Santuzza's wunderschöner Romanze. Niemals verleugnet er seine Jugend, malt sich keine künstlichen Runzeln, sondern giebt sich, wie er eben ist: stürmisch, übertosend, aber auch weich und gemütvoll. Eine scharf ausgeprägte Individualität, eine bedeutende musikalische Begabung sind vorhanden, und damit die Hauptsache; künstlerische Selbstbeherrschung wird ihn die Zeit lehren.

Die Aufführung war ausgezeichnet; der Chor lebendig, aufgehend in der Handlung, das Orchester, bei welchem der prächtig klingende Streicherchor besonders auffiel, von Kapellmeister Dr. Muck auf das Feinsinnigste geleitet, die Solisten in sicherstem Zusammenspiel mit Orchester und Chor. Werner Alberti (Turiddu) ist von Kroll her bekannt. Er hat Fortschritte gemacht seit den zwei Jahren, wo wir ihn nicht gehört. Zwar detonierte er etwas, auch ist die Stimme nicht besonders stark, aber er sang mit Hingebung und recht musikalisch. Demeter Popovici (Alfio) verfügt über einen sympathischen Baryton, Katharina Rosen (Santuzza) spielte und sang leidenschaftlich, mit etwas harter Stimme, doch fein schattiert, stark, brachte aber die kokette Lola zu bester Wirkung. Das Ensemble war mustergültig, man vergaß über dem Werk ganz die einzelnen Darsteller.

Am Schluß des Stückes brauste der Beifall ungebändigt durch den Saal. Unendlich oft mußte sich der Vorhang heben, und neben den darstellenden Künstlern wurden Direktor Angelo Neumann, Regisseur Elmblad und Kapellmeister Muck gerufen. Das Intermezzo, ein Orchesterstück von mäßigem Umfang, wurde da capo verlangt. Merkwürdigerweise denn es ist eine der wenigst bedeutenden Nummern, in Erfindung wie in Ausführung. Aber in den Zeitungen stand, daß gerade dies Intermezzo wo anders großen Erfolg gehabt hätte, und darum glaubte wohl das brave Publikum, es könnte für unmusikalisch gehalten werden, wenn es dies Stück nicht auch durch besonderen Beifall auszeichnete. Und so geschah's.

Carl Krebs.



An offener See.

Roman
von
August Strindberg.
Autorisierte Übersetzung von M. von Borch.

(6. Fortsetzung.)

Der einsame Vogelbeerbaum stand auf einer Grasfläche von einigen Quadratellen und sah so einsam aus, aber so außergewöhnlich stark aus Mangel an Nebenbuhlern; er trotzte Sturm, Salz und Kälte besser als dem abgünstigen Hader seines Gleichen um die Erdbrocken.

Der Inspektor fühlte sich zu dem einsamen Greise hingezogen und sehnte sich während eines vorübergehenden Augenblicks danach, eine Hütte an seinem Stamme aufschlagen zu dürfen; gleich darauf aber zog er weiter, und der Eindruck schwand.

Jetzt kam eine dunkle Klippe um die Spitze der letzten Kuppe. Sie war kohlschwarz, von der vulkanischen Bergart Diorit, und als er sich ihr näherte, fühlte er sich beklommen. Die schwarze krystallisierte Masse schien vom Meeresgrund ausgespieen und nachdem sie ganz erkaltet, in einen furchtbaren Streit mit dem Wasser oder einer Gewitterwolke geraten zu sein, denn sie war in acht Teile gespalten, und diese waren dann vom Meer und vom Eise fortgeschwemmt oder in die Tiefe gezogen. Abschüssig, lotrecht standen die schwarzen, funkelnden Wände am kleinen Hafen entlang, und als der Nachen unter ihnen anlegte, war ihm, als befände er sich in einer Kohlengrube oder einer rußigen Schmiede. Das bedrückte und beklemmte ihn, und als er die Kluft erstiegen hatte, erhob sich oben eine Stange mit einem Tonnenzeichen drauf. Diese Spur von Menschenhänden hier draußen, wo kein Mensch zu sehen war, diese Mischerinnerung an Galgen, Schiffbruch, Steinkohlen, dieser rohe Kontrast zwischen den ungemischten, farblosen Farben schwarz und weiß, von furchtbarer, gewaltsamer Natur ohne organisches Leben, — denn auf der ganzen Klippenmasse war kein Moos, keine Flechte, — und dann diese Tischlerarbeit ohne die Uebergänge der Vegetation zwischen Urnatur und menschlicher Handarbeit, wirkten erschütternd, beunruhigend, brutal. Und in dem großen Sonntagsschweigen hörte er unter seinen Füßen, wo zusammengefallene Blöcke ein Dach über eine Spalte bildeten, wie die lange Dünung sich unter die halbe Klippe sog, die Luft vor sich herpreßte, und sich dann mit zischendem hohlen Seufzen zurückzog.

Er stand einen Augenblick und ließ die Beklemmung auf sich wirken, ließ sich zu früheren Empfindungen zurückführen, die ihm stets Unlust verursachten, roch Steinkohlendunst, sah Fabriken, rußige, unzufriedene Menschen, hörte Dampfmaschinen, Menschenstimmen, welche Worte aussprachen, die sich durch sein Ohr einen Weg in sein Gehirn freßen, die keimen, und dann als Unkraut seine eigene Saat ersticken und seinen mit so vieler Mühe bebauten Acker zu einer natürlichen Wiese wie die der andern umwandeln wollten.

Als er in's Boot kam und der düstern Scene den Rücken wandte, war es ihm wiederum ein Genuß, die unendliche Reinheit des Wassers zu sehen, das leere

Meer, das wie eine unbeschriebene Tafel ruhig vor ihm lag, weil es keine Erinnerungen wecken, keine Eingebungen hervorrufen, keine starken Empfindungen aus ihm herauspressen konnte; und als er sich jetzt einer etwas größeren Insel näherte, begrüßte er sie wie eine neue Bekanntschaft, die von etwas anderem reden und die soeben empfangenen Eindrücke auslöschen würde. Neue Inseln und Klippen zogen vorüber, jede bot eine andere Ueberraschung, hatte ihre eigene Physiognomie, oft nur mit so feinen Unterschieden, daß es eines scharfen, geübten Auges bedurfte, um sie zu sehen. Und diese kleinen Felswände, die von einem vorübersegelnden Boote aus gesehen, so nackt, so ermüdend einförmig schienen, boten bei näherer Betrachtung das abwechselungsreichste Schauspiel, grade wie die Varianten ein und derselben Münze auch nur einem Numismatiker ihre Geheimnisse verraten können.

Er landete jetzt an einer etwas größeren Insel, deren unregelmäßiges, zerrissenes Aussehen ihn anlockte, besonders da er schattige Baumkronen über die Felsen fortragen sah. Als er die nördliche Bergspitze erklettert, deren schwarze Sockel die Wellen blankpoliert hatten, sah er, daß die Insel aus mindestens vier anderen zusammengewachsen, die von ungleichen Winden zusammengetrieben waren, und durch Anhäufung ungleicher geologischer Bildungen ein aus allen Zonen geholtes Konglomerat von Landschaftsbildern bot. Der nördliche Teil bestand in einem Kegel aus Hornblendschiefer, der unten am Strande in unerhörte Blöcke geklüftet war, die von der Bergwand herabgestürzt und noch nicht vom Wasser abgeschliffen waren; zwischen schwarzem Geröll steckten, eigentümlich genug wie durch heimliche Sympatie dahingelockt, eine unglaubliche Menge schwarzer Johannesbeerbüsche, düster in der Farbe, und im Ton mit den schwarzfunkelnden Steinen zusammenstimmend. Es war etwas so unerwartetes, diese beschnittenen Gartenflüchtlinge hier draußen in der Wildnis zu finden, daß sie fast wie ein Scherz der Natur erschienen, der einem angeschossenen Birkhahn in den Mund gelegt worden, als er hier heraus kam, um zu sterben und dabei den Keim einer künftigen Kultur im Schnabel trug. Weiter hinauf im Steingeröll stand ein Hain von Laubbäumen mit lichtem Grün, aber mit beschnittenen Kronen und weißen Stämmen, als wären sie von einer pflegenden Menschenhand weiß bestrichen. Er versuchte, die Baumart aus der Entfernung zu erkennen, aber sie war allen anderen, die er unter diesem Breitengrad gesehen, so unähnlich, daß seine Gedanken zwischen den im südlichen Europa so häufigen Akazien, Buchen und dem japanischen Firnisbaum hin und her schwankten. Schließlich traute er seinen Ohren nicht, als er das wohlbekannte Rascheln der gewöhnlichen Pappel hörte, und gleich darauf, nachdem er einer Natter aus dem Wege gegangen, die wie ein Wasserstrahl zwischen zwei Steine schoß, näher kam und sah, daß er recht gehört. Es war die schlanke, saubere Pappel des Hains und der Koppeln, die der Norden, Steinboden, Treibeis und Salz zu einer unkenntlichen Abart gezogen, welche, im Kampf mit Unwetter und Kälte bis obenhin ergraut, die Krone verloren hatte und daher nur aus erfrorenen Schößlingen bestand, die unaufhörlich wieder ausschossen, unermüdlich sich erneuerten, während Ziegen die schützende Borke abgeschält und den Saft hatten herausrinnen lassen. Eine ewige Jugend lag in diesen zarten, hellgrünen Schüssen des bärtigen, zweiglosen Stammes, ein Greisentum ohne Mannesalter, eine Abnormität, die erfrischend wirkte, weil sie neu war und sich vom Banalen fern hielt.

Als er zwischen den spitzen Steinen emporgeklettert und auf der Höhe angelangt war, schien es ihm, als hätte er eine Felsenbesteigung von zehn Minuten gemacht. Die Laubholzregion lag unter ihm, und auf dem Plateau des Berges lag die ganze alpine Flora vor ihm, des Wachholders Bergform neben der echt nordischen M[illegible]re im Moose der feuchten Rinnen, und dazwischen der kleine, so civilisierte

Hornstrauch, vielleicht die einzige schwedische und einzige Scheerenpflanze. Dann stieg er durch Preißelbeer- und Bärenpflanzenkraut, Schmielen und Riedgras, Wiesenflachs und schwellendes Moos den südlichen Abhang hinunter, bis er plötzlich vor einer Schlucht stand, wo die Insel sich gespalten und einen Kanal zwischen den schwarzen Bergwänden gebildet hatte.

Mit wildem Geschrei flogen die naseweisen Scheerschnäbel auf, während er auf einer natürlichen Steinbrücke über den seichten Kanal schritt, an eine neue Bergwand von leichterer Formation gelangte und sich in einer neuen Abteilung der wunderbaren Insel befand.

Der helle, elegante Eurit, wo zarter, rosenroter Feldspath sich mit blaugrünem Quarz abgelagert hatte, und der Glimmer sich nur durch einen Schimmer, wie von mikroskopischem Reif, zu erkennen gab, verlieh der ganzen kleinen Landschaft einen freundlichen Ton, und bot, bis in die Unendlichkeit zerklüftet, bei jedem Schritt natürliche Armstühle und Sophas. Ein starker Strich von körnigem, weißem Kalkstein ging wie ein Gürtel grade durch die Bergmasse, und der fruchtbare Gries, den Regen und Frost von dieser losgelöst, hatte sich unten neben den mäßig hohen Bergwänden angesammelt. Und von hier lief nun ein Thalzauber aus, welcher einen so berückenden Anblick bot, daß er erstaunt stehen blieb und sich auf einen Bergschemel niederließ, um das unerwartete, herrliche Schauspiel zu genießen.

Vor ihm rollte sich zwischen den lotrechten in der Wiese verlaufenden Bergwänden eine Rasenmatte auf, die mit eitel Blumen, viel ausgesuchter und üppiger als die des Festlandes, durchwebt war. Das blutrote Geranium war von den Bergen herabgestiegen und hatte hier unten Feuchtigkeit und Wärme gesucht, das honigweiße Sumpfeinblatt der feuchten Wiese hatte sich hier mit der blaugelben Convallaria des Waldes getroffen, die südländischen Orchideen, vielleicht vom Weinland Gotland durch den Wind hierher getrieben, hatten sich hier angesiedelt, die hyazintenartige Fliederdolde, die prachtvolle Militärorchis, die stattliche Knotenblume, eine Art verschönerten Maiglöckchens, hatten im treibenden Kalk und in der feuchten Seeluft zwischen schützenden Wänden hier im üppigsten grünen Grase ihr Treibhaus gesucht.

Und weit fort im Hintergrunde wurden die Bergwände von Birken und Ellern verdeckt, die sich allerdings nur scheu emporzuheben wagten; hier und da auf der Matte zerstreut, standen Hollunderbüsche, deren weiße Schneeballen auf die weinlaubähnlichen Blätter herabhingen; gegen den Bergsturz gelehnt, wie am Spalier gezogen, wuchs der glänzend dunkelgrüne Wegedorn, der mit seinem blanken Laub schwach an das vielbesungene der Orange erinnerte; nur mit mehr Saft, mannichfaltigeren Tönen, feinerer Zeichnung und gleichsam empfindlicherer Struktur.

Es war ein Park, eine Binnenlandnatur, die hieher versetzt war; aber erst als er durch eine Spalte oder ein Gesenke im Berge die blaue, wagerechte Meeresfläche erblickte, da fiel ihm durch den Kontrast das Wunderbare dieses Anblicks auf.

Nachdem er eine Weile gesessen und dem Frühlingszwitschern eines Buchfinken, den das Krächzen und Schreien der Möwen und Taucher unterbrach, gelauscht hatte, fühlte er, wie die Einsamkeit sich als eine Art Müdigkeit auf ihn legte; als die Vögel einen Augenblick verstummten und nur die schwache Meeresbrise in den Birkenwipfeln rauschte, ohne tiefer hinunter zu gelangen, vernahm er unvermutet ein Husten. Er schrak zusammen, blickte umher, gewahrte aber keines Menschen Spur.

Der leidende, hohle Ton aus einer Menschenbrust mitten in der stillen Natur weckte ihn plötzlich unangenehm und führte eine ganze Wolke unlustiger Empfindungen mit. War es ein Vereinsamter wie er, oder ein Wiesenplünderer? Auf jeden Fall wollte er sich von der Unruhe befreien und erfahren, wer ihn störte. Deshalb

kletterte er auf einer natürlichen Treppe im Kalksteingeklüfte über die Bergwand, und gewahrte jetzt die dritte Abteilung der polypenartigen Insel. Ueber eine niedere Steinmauer, die scheinbar angelegt, um die Blumenwiese vor weidendem Rindvieh zu schützen, gelangte er in eine Nadelholzregion auf Gneisgrund, ging unter Zweigen, bewegte sich zwischen ellenhohen Farrenkräutern, die ein Unterholz unter dem Nadelwald bildeten und aussahen wie Zwergpalmen, nur mit frischerem Grün und eleganterem Blätterwerk, während unter ihnen die roten Erdbeeren reiften.

Als er aus der Schlucht heraufgekommen, sah er eine Bucht mit Binsen, in die einige Stangen im sumpfigen Boden eingetrieben waren. Er blieb stehen, um zu horchen, und jetzt vernahm er eine Stimme, die an der andern Seite des Bergrückens sprach. Sie klang hoch und weich wie eine Kinderstimme, verklang dann aber ein wenig, so daß er glaubte, ein segelnder Jüngling habe sich hier heraus gewagt. Die Worte fielen aber so passiv, so anziehend, so gewinnend, einladend, daß er erstaunt war, einen jungen Burschen sich so sorgfältig ausdrücken zu hören. Das Wortrepertoire war nicht groß, es waren die gewöhnlichsten Redensarten der gebildeten Umgangssprache, ohne alle konkreten, farbenreichen Ausdrücke, und wo etwas bestimmtes angegeben, war es unkorrekt. Sie sprach vom Laub des Baums, ohne den Namen des Baums anzugeben, nannte die Taucher Möwen, den Buchfink einen Vogel, Gneis Granit, und die Binsen Rohr.

Es konnte allerdings ein Jüngling sein, der mit solcher Sicherheit und dem Anspruch, angehört zu werden, so lange sprach, ohne sich durch die leise brummende Stimme eines älteren Mannes unterbrechen zu lassen, die dann und wann einen Einwand oder eine Aufklärung knurrte. Jetzt lachte die jugendliche Stimme, ein nach dem Gespräch zu urteilen unmotiviertes Lachen, ein Lachen, um ihre hübsche Stimme zu hören oder ihre weißen Zähne zu zeigen, ein Lachen ohne komische Veranlassung, eine Reihenfolge klingender Töne ohne andere Absicht, als die Aufmerksamkeit eifersüchtig von etwas Wirklichem abzuleiten, das sich dazwischen drängen wollte, — ein „Gebt Achtung!“ ein Lockton! Ohne Zweifel ein junges Weib!

Unwiderstehlich erklomm er die letzte Höhe, nachdem er nach seiner Kravatte und seinen Hut gefühlt hatte, und sah nun unter sich ein Bild, das seitdem mit all seinen Details in seiner Erinnerung haften geblieben. Auf einem kleinen hochliegenden Rasenfleck unter einer Gruppe alter Mehlbäume saßen um eine weiße Drellserviette, auf der in der Mitte eines ausgepackten Eßkorbs eine Butterdose aus Kolmorden-Marmor stand, eine ältere Dame mit schönem grauen Haar und gutsitzender, feiner Toilette, und neben ihr ein Scheerenbewohner in Hemdsärmeln mit einem Butterbrod in der Hand. Und vor diesen beiden stand ein junges Frauenzimmer, das ein gefülltes Bierglas in der Hand hielt, welches sie mit scherzhafter Verbeugung und den letzten Lauten des verhallenden Lachens auf den Lippen dem verlegenen Bootsmann anbot.

Das Aussehen der jungen Dame fesselte ihn augenblicklich, und obgleich seine Reflexion ihm sofort die Bemerkung zuflüsterte, daß sie mit dem Burschen kokettiere, fühlte er sich unwederstehlich zu der dunklen, olivfarbigen Haut, den schwarzen Augen und der stattlichen Figur hingezogen. Es war allerdings nicht das erste Weib, das einen sofortigen Eindruck auf ihn machte, aber sie gehörte zu jener Gruppe von Frauen, die niemals verfehlten, ihn anzuziehen. Der Einsamkeit und der Ermanglung Anderer konnte er diese schnelle Urwahl nicht zuschreiben, denn er empfand genau dasselbe, wie wenn er eine bestimmte Kravatte suchte und, nachdem er verstimmt von Laden zu Laden gegangen ohne das Behagen zu finden, welches die gesuchte ihm verursacht haben würde, dann plötzlich vor einem Ladenfenster stehen

blieb, in dem die rechte lag, und er sich im selben Augenblick von einem Druck befreit fühlte, da seine Gedanken leise in ihm sprachen: das ist die!

Nachdem er einen Augenblick unschlüssig gewesen, ob er vortreten und sich vorstellen oder umkehren solle, machte er eine Bewegung, die ihn verriet. Das Mädchen, das ihn zuerst bemerkt, ließ im selben Augenblick den Arm sinken und betrachtete den so unerwartet Auftretenden mit dem Blick eines erschrockenen Kindes, der dem Friedensstörer sofort Mut gab, vorzukommen und die Gesellschaft mit einer Erklärung zu beruhigen.

Und mit gelüftetem Hut ging er vor und grüßte.

Fünftes Kapitel.

Eine halbe Stunde später saß der Inspektor mit der kleinen Gesellschaft in ihrem Segelboot; sein eigenes Boot hatte er im Schlepptau; er hatte seine Stellung als Begleiter der beiden Damen, deren Nachbar er war, da sie aus Gesundheitsrücksichten für den Sommer auf der Fischerinsel Wohnung genommen hatten, bereits angetreten.

Das Gespräch bewegte sich zwischen den drei neuen Bekannten mit jenem überstürzten Eifer, den das Bemühen, seine Fertigkeiten und sich selbst von der besten Seite zu zeigen, bei denen hervorruft, die sich zum erften Mal begegnen. Die geringste Mühe gab sich jedoch die alte Dame, die sich als die Mutter der jungen Schönheit vorgestellt hatte. Sie schien nämlich zur vollständigen Resignation und Harmonie gelangt zu sein, alle Ecken abgeschliffen zu haben, und, in der Erinnerung lebend, mit halber Gleichgültigkeit das zu betrachten, was um sie her vorging; sie erwartete nichts mehr von außen, war vorbereitet auf alles, was das Leben gutes oder widriges bringen konnte, und nahm durch ihr gleichmäßiges, mildes Wesen ein.

Der junge Mann und die junge Dame waren bereits in Kontakt mit einander; sie schien Freude am Nehmen zu finden, und er, der so lange darauf gewartet hatte, geben zu dürfen, fühlte seine Kräfte wachsen, als der so lange angesammelte Ueberschuß einen Abzug fand. Und er gab während einer halben Stunde mit vollen Händen von allem, was er an Aufklärungen gesammelt, was Interesse für Jene haben konnte, die mit den Verhältnissen unbekannt waren, in die sie sich für eine Zeit lang begeben hatten; er schilderte ihnen alle Vorteile und Mängel der Scheereninsel, malte das Leben so verlockend, wie es ihm in diesem Augenblick, seitdem er nicht mehr allein war, sich gestalten zu wollen schien. Und das junge Mädchen, das die Insel nie gesehen, empfing ihre ersten bestimmten Eindrücke durch seine Schilderungen; sie sah die rote Hütte, in der sie mit ihrer Mutter wohnen würde, so sauber und freundlich, wie er wollte, daß sie sie sehen sollte, um dort weilen und sich wolig fühlen zu können. Und indem er sprach, war es ihm, als ob er etwas gutes und starkes zurückbekäme, als ob er neue Gedanken, neue Gesichtspunkte von diesen Lippen höre, die halb geöffnet waren, nicht als ob sie verschluckten, was er ihnen bot, sondern als ob sie selber sprächen; und wenn diese beiden großen, unschuldigen Augen erstaunt und bewundernd zu ihm aufblickten, hielt er alles, was er gesprochen hatte, für wahr und empfand mit einer steigenden Achtung vor sich selbst, wie neue Kräfte in ihm geweckt wurden und alte zur Stärke und Ausdauer heran wuchsen. Er fühlte sich so wahrhaft dankbar, als das Boot anlegte, — wie nach empfangenen Wohlthaten in harter Zeit, daß er unwillkürlich ein herzliches „Danke“ aussprach, als er den Damen aus dem Boote half und ihre schweren Reisekoffer an's Land trug.

Das junge Mädchen beantwortete seine Artigkeit mit „keine Ursache“, aber wie wenn sie wirklich aus ihren reichen Schätzen etwas gegeben, das nur eine Lappalie war im Vergleich zu dem, was sie noch besaß.

Als der Verwalter die Damen in ihre neue Behausung geleitet, die sich als Öman's Hütte herausstellte, brach die junge Dame, die noch unter dem Einfluß von Borg's verlockender Beschreibung stand, in einen Strom von Entzücken aus. Das verfallene Häuschen hatte etwas ungewöhnlich pittoreskes in seinem Aeußern, denn es war nicht eine einzige gerade Linie vorhanden. Sturm, Salzwasser, Frost und Regen hatten jede gradlinige Kontur zerstört, und seitdem sich der Mörtel vom Schornstein gelöst hatte, sah dieser aus wie ein großer Tuffstein. Und noch angenehmer war die Ueberraschung über das wirklich gemütliche, altmodisch komfortable Innere. Die beiden Zimmer lagen zu beiden Seiten des Vorplatzes, und dazwischen die Küche. Das Hauptzimmer bestand in einem großen Raum mit braunen Tapeten, die vom Rauch und Alter einen einzigen milden, wohlthuenden Ton bekommen hatten, zu dem alle Farben stimmten. Die niedere Decke, die keinen großen Platz für die Phantasie übrig ließ, zeigte die Balken, die den Bodenraum stützten. Zwei kleine Fenster mit angelaufenen, alten Scheiben, die eine viertel Elle im Viereck maßen, gewährten den Ausblick auf Meer und Hafen; die große Lichtmasse draußen wurde angenehm durch weiße Tüllgardinen gedämpft, die die Blicke von außen abhielten, ohne das Tageslicht auszuschließen, und wie lichte Sommerwolken herabfielen über Balsaminen und Geranien in englischen Fayencetöpfen mit Königin Viktoria und Lord Nelson in grün und gelb darauf gemalt. Die Möbel bestanden aus einem großen, weißen Klapptisch, einem gustavianischen Bette mit mehren Lagen schwellender Eiderdaunenpolster, einem weiß angestrichenen Holzsopha, einer Schlaguhr aus Mora-Fabrikat, einer birkenen Komode mit einer Toilette aus Erlwurzelholz, die mit einem Brautschleier drapiert und einer Menge von Porzellangegenständen belastet war. Auf der Komode stand ein ausgestopfter Papagei unter einer Glasglocke, und an den Wänden hingen kolorierte Photographien aus dem alten Testament, unter denen zwei, die über dem Bette hingen, in minder schöner Absicht entstanden zu sein schienen, da die eine Simson und Dalila in ziemlich unverhüllter Stellung, die andere Josef und Potiphar's Weib darstellte. In einer Ecke nahm ein offener Herd einen recht großen Raum ein, der einen unheimlichen Eindruck gemacht haben würde, wenn der schwarze Schlund nicht durch eine weiße Zuggardine verdeckt worden wäre.

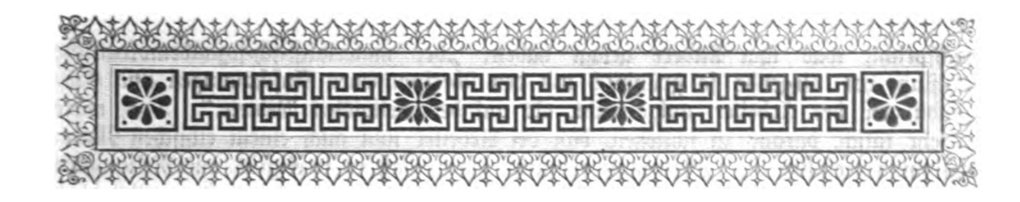
Das war Gemütlichkeit, Idyll und Reinlichkeit.

(Fortsetzung folgt.)



Verantwortlich für die Redaction Wilhelm Bölsche, Friedrichshagen. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler. Druck: A. Seydel & Cie. Beide in Berlin.





Der Kampf des Christentums wider den Sozialismus.

Streiflichter zum evangelisch-sozialen Congreß.

Von **Julius Hart.**

II.

Christentum und politische Parteistellung.

Die Bildung des modernen Arbeiters besteht mehr oder minder nur aus Stückwerken. Von der Schule her bringt er nur ein sehr geringes Maß des Wissens mit, und mit diesem A. B. C.-Schützenwissen verbindet er unvermittelbar die neuesten Ergebnisse; die vorgeschrittensten Denker und Gelehrten sind ihm die liebsten. Ohne Ordnung liegen seine Kenntnisse durcheinander, und die meisten Kenntnisse sind verschwommen und unklar und ohne Zusammenhang. Den Wert, die Richtigkeit und Wahrheit irgend einer Hypothese kann er selbstständig nicht beurteilen, und er bringt daher einen rührenden Glauben allem entgegen, was er liest und was ihm gesagt wird. Er kann nicht anders als auf das Wort des Lehrers schwören. Die allgemeine Sehnsucht des Menschen, feste, sichere, unumstößliche Wahrheiten zu besitzen, erfüllt ihn und dieser Sehnsucht kommen seine Bücher und Lehrer vielfach nur allzuleichtherzig entgegen, indem sie auch das noch Umstrittene als unbestreitbar ausgeben. Eine allzugroße Hinneigung zum Dogmatismus ist ein Fehler, der auch bei den sozialdemokratischen Führern hervortritt, eine Starre und Einseitigkeit wissenschaftlicher Anschauungen, die sich später vielleicht einmal rächen wird. Die Bildung unserer Arbeiterautodidakten hängt gewissermaßen in der Luft; sie kennt keine Verbindung mit der Geschichte. Das ist ein Nachteil, aber auch ein Vorteil. Der Samen der Bildung fällt auf ein ganz frisches Neuland und die Freude an den neuen Göttern wird durch keinerlei Furcht vor den alten Göttern getrübt. Die neuen Ergebnisse unserer Naturwissenschaften u. s. w. sind für den Gebildeten, der alle Schulen durchlaufen, nur ein Wissen, dem er immer kritisch gegenübersteht: für den Arbeiter werden sie zu einem Glauben, den er hinnimmt, ohne nach Beweisen zu fragen, weil er die entgegenstehenden Anschauungen überhaupt nicht kennt. Natürlich aber ist der Bildungsgrad wieder sehr verschieden; von den Einzelnen, sehr Befähigten, die durch den außerordentlichsten Fleiß gelehrte Kenntnisse sich erworben, nicht geringer als die manches „Studierten“, bis zu den Verworrenen, die hier und da ein Wort aufgegriffen und Phrasen nachplappern, giebt es selbverständlich alle möglichen Abstufungen. Das trifft aber völlig zu, was auch Paul Göhre als Ergebnis seiner Erfahrungen mitteilt: der großstädtische sozialdemokratische Arbeiter ist dem Christentum vollkommen entfrembet und entschiedener Anhänger des Materialismus und Atheismus, ob er sich nun durch eigenes Nachdenken, durch seine geistige Arbeit zu dieser Anschauung durchgerungen oder ob er verständnislos

nachspricht, was ihm Andere gesagt haben; „der materialistisch-sozialdemokratische Einfluß hat nirgends so gründlich mit den überkommenen Anschauungen und Empfindungen der Arbeiter aufgeräumt, als auf dem religiösen Gebiete.“ Doch wäre es sehr falsch, daraus zu schließen, daß der Arbeiter nun auch einem ethischen Materialismus verfallen ist. Man muß vielmehr sagen, daß er irreligiös aus Religiosität ist. Die freireligiösen und ethischen Gesellschaften in Berlin, die fast ausschließlich sozialdemokratische Arbeiter zu Mitgliedern zählen, beweisen, daß diesen mit der christlichen Religion noch nicht das religiöse Gefühl überhaupt entschwunden. „Ein einziges“, hebt auch Paul Göhre hervor, „ist allen geblieben: die Achtung und Ehrfurcht vor Jesus Christus. Auch der ausgesprochenste Sozialdemokrat und Glaubenshasser hat sie, ja grade er mehr als mancher sozialdemokratisch Nichtverpflichtete. Wohl macht man sich ein ganz anderes Bild von diesem Jesus von Nazareth als bisher; es fehlt ihm in ihren Augen der Glorienschein, den die Kirche ihm um die hohe Stirn gewoben hat; man lächelt über seine von den Theologen ihm „zugemutete“ Göttlichkeit; für sie ist er meist nur noch der große soziale Reformator, der mit religiösen Mitteln, aber vergeblich das goldene Weltalter heraufführen wollte, das auch sie erstreben und, glücklicher als jener, schaffen werden. Aber sie alle halten doch sinnend still vor seiner großen Persönlichkeit.“

Daß die sozialdemokratische Bewegung heute viel mehr ist, als die Bewegung einer nur politischen und wirtschaftlichen Partei, fangen neuerdings auch Fernerstehende an einzusehen. Mehr und weniger als nur ein Klassenkampf bereitet sich da vor. Sicherlich sind, wie auch Göhre hervorhebt, viele Arbeiter unter der großen Masse der sozialdemokratisch Stimmenden, welche den eigentlichen Grundgedanken des Sozialismus überhaupt nicht aufgefaßt haben und zufrieden sein werden, wenn sie nur einige Erleichterung ihrer Lage, vielleicht höhere Löhne und den Achtstundenarbeitstag, erlangen, was sich ja auch wohl ohne Umformung der heutigen Gesellschaftsordnung erreichen läßt. Viele andere verstehen aber auch, daß damit eigentlich nicht so viel gethan ist; daß in unserer Gesellschaftsordnung selber das Uebel liegt und daß, wenn diese nicht umgeändert ist, wenn nicht der Privatbetrieb durch den sozialistischen abgelöst wird, morgen die Frage des vierten Standes zu der des fünften wird, und mit diesem Glauben erst, — mit dem Glauben, daß die heutige Gesellschaftsordnung unhaltbar ist, weil sie fortwährend neues wirtschaftliches Elend erzeugen muß, daß aber der Sozialismus endgültig die klaffenden Unterschiede zwischen Arm und Reich beseitigen wird, beginnt überhaupt erst der Sozialismus. Hier beginnt auch das, was die Gegner das „Utopistische“ nennen. Aber gerade in diesem „Utopistischen“ liegt eine besondere Kraft der sozialdemokratischen Bewegung. Sie wird damit aus einer wirtschaftlichen zu einer religiösen, die sich der urchristlichen Bewegung an die Seite stellt. Zu dem Arbeiter, der nichts will als einen höheren Lohn, gesellt sich der Idealist, der das Reich des Glücks heraufführen möchte, der uns mit herrlichen Farben das kommende Sion ausmalt, wie die Bebel, die Bellamy, Hertzka. Und damit wird der Kampf um den Sozialismus zum Kampf um eine neue Welt und neue Weltanschauung. Vergangenheit und Zukunft stehen sich gegenüber und allerdings ist der Kampf um den Sozialismus ein Kampf um das Christentum. Wie weit Paul Göhre Recht hat, daß beide sich sehr gut mit einander vertragen, daß ein Sozialdemokrat sehr wohl auch ein Christ, ein Christ sehr wohl ein Sozialdemokrat sein kann, müssen wir des Näheren noch untersuchen.

Jedenfalls muß die christliche Kirche eine klare und runde Antwort jedem Arbeiter geben, sei es nun, daß dieser nichts als eine kleine Erleichterung seiner jetzigen Notlage verlangt, sei es, daß er nur von Erfüllung des ganzen wirtschaftlichen und politischen Programms der sozialdemokratischen Partei eine Erlösung hofft,

— und schließlich auch eine Antwort auf die Fragen der Anhänger des Materialismus und Atheismus. Die Beantwortung der zweiten Frage ist jedenfalls die wichtigste, die, welche im Grunde eigentlich allein in Betracht kommen kann. Denn gerade die besonderen wirtschaftlichen Theorien sind der sozialistischen Partei ausschließlich und nur ihr eigentümlich und machen daher ihr Wesen aus. In dem Kampf gegen den Materialismus und Atheismus und die aus beiden angeblich erwachsene Unsittlichkeit kann sich doch die Kirche unmöglich allein gegen den sozialdemokratischen Materialismus richten. Er ist in den bürgerlichen Parteien ebenso zu Hause. Die Behauptung, daß die Sozialdemokratie die Abschaffung der Ehe anstrebt, gehört einstweilen noch zu den großen Lügen solcher Gegner, welche sich vergifteter Waffen bedienen. Das Bebel'sche Buch kann hier nicht maßgebend sein, da seine Anschauungen nie in das Programm der Partei aufgenommen sind. Für die „freie Liebe", die „Emancipation des Fleisches" traten bürgerliche Schriftsteller ein, als man von einer Sozialdemokratie noch keine Ahnung hatte; man kann daher diesen Gedanken wohl in Verbindung mit dem sozialdemokratischen bekämpfen, aber ihn keinen sozialdemokratischen nennen. Als unerheblich aber erscheint es mir, wenn die Kirche nichts will, als die sogenannten „berechtigten Forderungen" der Arbeiter befriedigen; solche Forderungen erkennt ja unser Staat, der größere Teil der Gesellschaft bereits an, von ihnen sprechen alle Zeitungen und überall ist man damit beschäftigt, allerhand kleine Erleichterungen zu schaffen. Ob die Kirche dazu Ja und Amen sagt, macht nicht viel aus; predigt der Pfarrer den Arbeitgebern und Arbeitnehmern Versöhnlichkeit und Friedfertigkeit, so ist das sehr hübsch von ihm, aber er thut nichts Anderes, als was unsere Zeitungsschreiber und Andere thun, nichts mehr vor allem. Er läuft, ohne Auszeichnung, mit allen mit. Ja, er muß bekennen, daß der Staat sogar den Anfang machte, und daß das Christentum einige Schritte hinterdrein hinkte, einige Pastoren aber verhehlen sich auch nicht, daß es im Grunde Niemand anders als die Sozialdemokratie war, welche die Gewissen Aller weckte.

Wie steht aber nun die Kirche zu den wirtschaftlichen Theorieen des Sozialismus? Hier müssen wir zu allernächst um eine „Antwort mit Hörnern und Zähnen" bitten, um ein „Hier stehe ich, ich kann nicht anders; Gott helfe mir! Amen." Fehlt den Männern des „evangelischen Congresses" dazu der Mut oder die Klarheit, so wird auch ihr Thun und Treiben plan- und ziellos umhergreifen. Phrasen ersticken ihre Entschlüsse und eine schellenlaute Posse werden sie uns dichten, nicht aber eine ergreifende Reformation des Christentums und der Kirche heraufführen. Ich wende mich an die Ernsten unter ihnen, an die wirklich Ehrlichmeinenden, nicht als ein Feind des Christentums, ihrer Bewegung, sondern erfüllt von alten tiefen Empfindungen für die Größe und Kraft eines echten Christen, der in Wahrheit eine Erlösung sein nennen darf, und weil ich glaube, daß jeder feurige Idealismus, jeder begeisterte Menschheitsdienst in ein Gemeinsames endet, das zuletzt über den Gegensatz der Erkenntnisse und des Glaubens hinwegführt. Jene Ernsten möchte ich auf ihr Gewissen fragen: Haben sie wirklich den Mut zu einer klaren und offenen Antwort? Wird Einer von ihnen auch nur seine Stellung aufs Spiel setzen? Bis heute wenigstens muß man die ernstesten Zweifel daran hegen. Denn die Schriften der Männer des evangelisch-sozialen Congresses stecken so voll von Verworrenheiten und Widersprüchen, daß man zuletzt die Empfindung nicht los wird, ein Jeder denkt: Ich sag' nicht so und sag' nicht so, denn wenn ich so sagt' oder so, dann packte mich, Gott sei's geklagt, die Polizei beim Kragen.

Beim ersten Zusehen nimmt es freilich sehr für sie ein, daß sie mit der Buße zunächst bei sich einkehren, und die Sünden der Kirche und der Geistlichen offen vor der Gemeinde bekennen. Das furchtbarste Gericht über das herabgewürdigte

Christentum hat in unseren Tagen Leo Tolstoi abgehalten, zunächst freilich über die griechische Kirche, aber die Peitschenschläge, welche er dem Popentum versetzte, treffen mit gleicher Wucht unser westliches Priestertum. Wenn unter unseren Geistlichen Einer von echt religiösem Geiste erfüllt ist, von der Feuerkraft, der Inbrunst und dem Wahrheitssinn eines Luthers, so kann er sich nicht verhehlen, daß die evangelische Kirche unserer Zeit vielfach der gleichen Simonie verfallen ist, welche die Tetzel und die Ablaßkrämer hervorbrachte. Je nach dem Temperament sieht man im Volke auf die Christlichkeit des Pastors mit gleichem skeptischen Lächeln herab, mit Spott oder mit Hohn, wie man damals auf die Mönche blickte. Dieser Erkenntnis entzieht sich ein Teil der Geistlichkeit heute nicht mehr.

„Wir haben die meiste Schuld!“ klingt es uns in allen Tonarten heute aus Vieler Munde entgegen. „Wenn die Kirche eine Jammergestalt erhalten,“ erklärt der Pastor Quistorp, „daß sie ein Gespött der Gottlosen geworden ist, so ist ohne Zweifel in erster Linie die Kirche, d. h. die Geistlichen sind daran Schuld, und es fällt die Verantwortung für die sozialen Wirren der Gegenwart zu einem großen Teil auf sie, die in tausend Fällen, zu gleichgiltig nach unten und zu feige nach oben, sich mit der abstrakten Predigt begnügt und die Augen gegen die sich immer deutlicher zeigende und immer unchristlicher sich gestaltende Kluft zwischen reich und arm geschlossen haben.“

„Die Pfaffen essen mit den Reichen und predigen den Armen.“ Man rechnet es sich offen zur Schuld an, daß man die Armen und Unterdrückten den Reichen und Mächtigen, den christlichen Gedanken dem Staate und den herrschenden Parteien geopfert hat. Mehr Opposition nach oben, mehr Teilnahme nach unten hin, giebt man als Parole aus.

Bei ihrer Beurteilung der politischen und wirtschaftlichen Lehren der Sozialdemokratie können unsere christlich-sozialen Pfarrer von einem festen Grunde ausgehen, und dieser feste Grund ist die Lehre Christi. Sie können aber nicht nur von ihm ausgehen, sondern sie müssen es auch. Die Lehre Christi ist der *einzige* Grund, auf dem sie aufbauen können. Nur als Christen, nicht als Mitglieder einer Gesellschaftsklasse, als Boten des Nazareners, nicht als Diener des Königs von Preußen dürfen sie Partei ergreifen. *Eine durchaus korrekte christliche Auffassung aber ist es, welche die Enthaltsamkeit von jeder politischen oder wirtschaftlichen Parteinahme verlangt.* Denn nicht ein irdisches Reich, sondern ein Reich Gottes ist das Ideal Christi, nicht um das Diesseits, sondern um das Jenseits handelt sich das Thun des Christen. Nun ist es ja gewiß für den Durchschnittsmenschen sehr schwer, fast unmöglich, die klare Luft, die ideale Höhe zu gewinnen, wo alle aus nackten Lebensinteressen entfließende Parteilichkeit aufhört. Man ist Bürger, man ist Beamter oder sonst irgendwie Beschäftigter, Familienvater, man ist Mitglied einer Nation 2c. und nebenbei auch Christ. Zwei Jahrtausende aber haben uns gelehrt, daß, wenn in der Seele eines Menschen der Bürger, der Beamte, der Familienvater, der Patriot mit dem Christen in Streit geriet, fast immer der Christ den Kürzeren zog. Die irdischen Interessen waren stets stärker als die Sorge um das Jenseits. Aber für den wahren Christen, den Christen, der seinen Heiland mit wahrer Glaubensinbrunst umschließt, ist eine solche Enthaltsamkeit von den Kämpfen der Politik leicht. Ihm, den das Irdische nicht kümmert, den nicht Geld noch Gut verlocken kann, ist es etwas Selbstverständliches, daß er um den Streit der Völker und Könige sich nicht kümmert. Doch wo ist dieser wahre Christ? So ist es denn, wie gesagt, gewiß sehr schwer, im praktischen Leben auf jede Parteinahme in den Kämpfen des irdischen Daseins zu verzichten, ... aber daß die volle Unparteilichkeit die richtigste und beste *christliche* Auffassung ist,

kann keinem Zweifel unterliegen. Diese Auffassung kommt denn auch in den Schriften und Reden unserer Theologen vielfach zum Ausdruck. Immer wieder hören wir, daß sie weder für die Reichen noch für die Armen Partei ergreifen wollen, daß sie um die politischen und wirtschaftlichen Meinungsstreitigkeiten sich nicht kümmern dürfen. Sehr richtig sagt Paul Göhre: „Für die Kirche gilt es allein die Auseinandersetzung mit der widerchristlichen Anschauung des sozialdemokratischen Materialismus. Die politischen Ziele, die sozialen Träume und Wünsche jener Partei sollten sie ebensowenig beunruhigen, wie die Sorge um die Erhaltung der heutigen Zustände, um den Bestand der herrschenden Staatsform. Diese, ihre Träger und Interessenten, mögen und müssen sie und sich selber schützen. Die Kirche hat kein Interesse daran; sie kann sie ruhigen Herzens selbst untergehen sehen, wenn sich im Ringen der Geister ihre Kraftlosigkeit und Lebensunfähigkeit herausgestellt hat. Der Kirche und ihren Dienern ist es gleichgiltig, ob sie in einem Feudal-, Manchester- oder Sozialstaate wirken. Sie sind nicht um dieses, sondern um der Menschen willen da, die in ihnen leben. Und darum, wenn in ferner oder naher Zukunft selbst der radikalste sozialistische Staat heraufziehen, wenn die Mobilisierung aller Staatsbürger im Arbeiterbataillone Wirklichkeit und Wahrheit werden würde — was thut das uns? So treten auch wir „evangelische Pfaffen" in ihre Reihen, so arbeiten auch wir unsere vier oder sechs Stunden in der Fabrik, im Bergwerk, auf dem Acker: und die übrigen zwanzig Stunden des Tages verkündigen wir, den Aposteln gleich, frei und stark vor allen, die es hören wollen, das Evangelium unsers Herrn . . . . Es muß der Grundsatz durch uns zur Thatsache gemacht werden, daß auch ein Sozialdemokrat Christ und ein Christ Sozialdemokrat sein kann."

Diese Worte haben guten Klang. Schade nur, daß es nichts als Worte bleiben. Sobald unsere Theologen dieser Auffassung nachleben und nachhandeln sollen, zeigt es sich, daß sie dazu unfähig sind. Sagen sie im Vordersatze, daß sie als Christen nicht Partei ergreifen können und dürfen, mit dem Nachsatze springen sie schon oben auf die Zinnen der Partei. Mit erschreckender Deutlichkeit enthüllen sie immer von Neuem, wie wenig der wahre Geist ihrer Religion in ihnen wohnt, wie leichtfertig sie mit ihren Bußworten sind und wie immer das christliche Interesse schmählich ihren wirtschaftlichen und politischen Interessen unterliegt. Selbst bei Paul Göhre läßt sich nicht verkennen, daß dem richtigen Gedanken das richtige Empfinden sich noch nicht vermählt hat. Die Meisten aber nehmen's mit dem Gedanken so ernst, wie der Professor Freiherr von der Goltz, welcher der Verworrenheit der Anschauungen den klarsten und wundervollsten Ausdruck geliehen hat. Auch er sagt, daß die Kirche sich nicht in die wirtschaftlichen Gegensätze zwischen den Vertretern des Kapitals und der Arbeit, zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern sich mischen oder gar für die letzteren (warum sagt hier Herr von der Goltz wohl nicht: „oder gar für die ersteren?!") Partei ergreifen solle; damit würden sie das Gebiet, in welchem sie zu einem Urteil befähigt und zum Handeln berechtigt ist, überschreiten. Es gilt auch heute noch für die Kirche das Wort ihres Herrn und Meisters: „Mensch, wer hat mich zum Richter oder Erbschlichter über Euch gesetzt?" Gerade dadurch und nur dadurch, daß die Kirche sich auf das ihr eigentümlich gehörende Gebiet beschränkt, daß sie sich im wirtschaftlichen Interessenkampfe die Neutralität bewahrt, kann sie erfolgreich ihre soziale Mission erfüllen." Aber der Verfasser findet aus diesem so beschränkten Christentum sehr bald einen goldenen Ausweg: „Durch das Betreten des ihr fremden Gebietes der Wirtschaftspolitik," sagt er bald darauf noch einmal, „stärkt die Kirche nicht ihre Stellung gegenüber der Sozialdemokratie, sondern sie schwächt dieselbe." In demselben Satze aber heißt

es — die beiden Satzglieder sind nur durch ein Semikolon getrennt — ohne Weiteres stehen sie nebeneinander: „In dem Kampfe der Kirche gegen die sittlichen Voraussetzungen der Sozialdemokratie ist der Kampf gegen deren wirtschaftliche Tendenzen mit eingeschlossen.“ Sollte man es für möglich halten, daß ein gebildeter Mann in einem Atemzuge solche Widersprüche aussprechen kann?! Er erklärt, daß die Kirche sich kein Urteil über die wirtschaftlichen Tendenzen der Sozialdemokratie erlauben darf und auf derselben Seite nennt er diese Tendenzen unsittliche, weil sie eben von Sozialdemokraten ausgehen und weil die Sozialdemokraten notwendiger Weise unsittliche Menschen sind!! Natürlich sind dann auch wohl die ihnen gegenüberstehenden wirtschaftlichen Tendenzen notwendig sittliche, die Menschen, die ihnen anhängen, Herr von der Goltz u. a., von vornherein sittliche Menschen. Und das nennt man dann Versöhnungspolitik. Ich glaube, man kann nicht hochmütiger und selbstgerechter den „Kampf der Reichen und der Armen“ auffassen: dort die Sittlichkeit, hier die Unsittlichkeit, die Manchesterleute die Kämpfer Gottes, die Sozialisten die Vorkämpfer Satans. Diese Anschauungen aber wiederholen sich dem innersten Wesen nach immer wieder, wenn auch die Meisten ihnen keinen so gehässigen Ausdruck geben, wie der Professor von der Goltz. All diesen Pastoren ist das Verständnis für das parteilose, wahre, dem Ewigen zugewandte Christentum so sehr verloren gegangen, daß sie nicht einmal ein Bewußtsein davon haben, wie sehr sie ihre politischen und wirtschaftlichen Ideale mit den christlichen verquicken, durcheinander werfen und für vollkommen Eins halten. Fast immer ist man sich sehr bald über ihre politische Stellung klar. Sie sind konservativ oder nationalliberal, warmherzige Patrioten, die ihr deutsches Vaterland lieben und voller Königstreue. Vielfach halten sie auch an den bestehenden wirtschaftlichen Verhältnissen fest und wollen von einem Ersatz des Privateigentums durch das Gemeineigentum nichts wissen, andere schwingen sich dafür zu einem sozialmonarchischen Ideal auf. Ihre Anklagen gegen die Sozialdemokratie beschränken sich nicht auf eine Verurteilung des Atheismus, wozu sie von ihrem Standpunkte, ihrer Lebensaufgabe, von ihrer christlichen Weltauffassung aus ein volles Recht haben, sondern in ihre Anklage mischt sich fast immer der Wehruf über die Vaterlandslosigkeit der Sozialdemokraten, über deren republikanische und demokratische Gesinnungen, deren Absicht, die Fürsten von den Thronen zu stürzen, die Gesellschaftsordnungen zu ändern. Die Mildesten nennen dann noch die sozialdemokratischen Ideale Utopieen und phantastische Schwärmereien, mit denen ein vernünftiger Mensch sich nicht abgeben darf.

Ob man ihnen in diesen Anschauungen zustimmt oder nicht, bleibt sich für unsere Untersuchung gleich. Zunächst aber sehen wir, wie schwierig es ist, im praktischen Leben mit dem Grundsatz der völligen Parteilosigkeit auszukommen, wie leichtsinnig es von unseren Pastoren ist, wenn sie diesen Grundsatz für die Richtschnur ihrer Thätigkeit ausgeben, um ihn immer wieder gelassen bei Seite zu schieben.

Doch ziehen wir die menschliche Schwäche in Betracht. Mag er Partei ergreifen! Stets aber wird die eine Forderung bestehen bleiben: die Lehre Christi ist der einzige Prüfstein für die einzelnen Anschauungen, denen der christliche Pastor in seinem bürgerlichen Leben anhängen will. Ob er eine politische Meinung verurteilen oder als eine richtige anerkennen darf, darüber kann er nur in den Worten des Evangeliums die Entscheidung finden. Sein politisches Bekenntniß muß er als ein in der Christuslehre begründetes nachweisen. Wie lösen sich aber all die Anklagen unserer Pastoren gegen die sozialdemokratischen Arbeiter in ein Nichts auf, wenn man das helle Licht des biblischen Wortes darauf fallen läßt! Das soll im folgenden Aufsatz auf's Unzweideutigste dargethan werden — sine ira et studio — mit dem einzigen Hülfsmittel eines neuen Testamentes.

Anton Springer.

Persönliche Erinnerungen von **Franz Servaes.**

Herbst 1881 kam ich nach Leipzig, als Student im zweiten Semester. Ich hatte soeben Schopenhauer gelesen und blickte verächtlich auf alle Gelehrten. Ich saß im Colleg, mit verschränkten Armen, hörte die Herren reden und dachte: Das ist ja alles gar nicht wissenswert. Was ich vermißte, waren die „selbsteigenen Gedanken". Somit erschien mir die Universität wie eine große Weidentrift und die Professorenwelt wie eine Heerde wiederkäuender Kühe.

Bald steckte ich daher auch den meiner Ansicht nach überflüssigen Collegienbesuch auf und suchte in Kneipen mit Damenbedienung Geheimnisse anderer Art zu ergründen. Nur eine einzige Ausnahme machte ich: ich versäumte höchst ungern und stets unter Gewissensbissen die Vorlesungen von Anton Springer.

In diesem Manne wirkte eine Anziehungskraft von ganz eigener Art. Aus allem, was er sagte und that, sprach die Wucht einer entschiedenen Persönlichkeit. Er steckte gewiß voll von Irrtümern, aber in all seinen Irrtümern steckte Leben. Er wog nicht ängstlich ab, er war nicht peinlich gerecht, sondern er stürmte fest und mutig drauf los. Manche riß er mit sich um, fast alle riß er mit sich fort.

Trotzdem war sein Subjektivismus nicht von der gefährlichen Art. Er war bei ihm lediglich Sache des Temperaments und nicht, wie bei Andern, Sache der Ueberlegung und des Verstandes. Als Gelehrter und Forscher war Springer sogar höchst objektiv, er war besonnen, zurückhaltend und zuverlässig. Aber was er einmal erfaßte, das durchglühte er sofort mit dem Feuer seiner Individualität, und er trug es vor, wie etwas soeben Entdecktes, wie etwas ganz Neues und Zukunftverheißendes, und dadurch that er jene überaus große Wirkung auf eine größtenteils der Zukunft harrende, jugendlich hoffnungsfähige Zuhörerschaft.

In jenem Winter las Springer über „Cultur der Renaissance". Selbstverständlich hatte er von Burckhardt viel herübergenommen, aber ich muß noch jetzt seine hervorragend selbständige Haltung bewundern. Für mich persönlich wurde damit, nach der Dürre der Gymnasialjahre, zum ersten Male die Welt der lebendigen Geschichte erschlossen. Bis dahin hatte ich eigentlich nicht geglaubt, daß die Helden der vergangenen Jahrhunderte Menschen von unserem Bein und Fleisch gewesen seien. Sie besaßen für mich eine abstrakte Größe, berührten nur ausnahmsweise den Erdboden und hatten vor allem ihr Heldentum als fertiges Geschenk von oben mit in diese Welt gebracht. Hier aber sah ich plötzlich die Kräfte sich regen, sich herausarbeiten aus dem Schutt der Ueberlieferungen und einer schweranhaftenden Vergangenheit, neue Luft aus frischen Lungen atmen und etwas schaffen, was bisher niemals dagewesen war. Was Burckhardt „Die Entdeckung der Welt und des Menschen" genannt hat, gerade das kam als der entscheidende Zug der italienischen wie deutschen Renaissance in den Springer'schen Vorträgen zu durchschlagendem Ausdruck. Es sprang daraus etwas über, wie ein elektrischer Funke, in die Gemüter der Zuhörer: daß in jedem Zeitalter, also auch in dem unsrigen — dessen pflichtmäßige Verachtung uns von der Schule als Danaergeschenk mit auf den Weg gegeben war — die Welt und der Mensch neu entdeckt werden können, und daß sie von Jedem neu entdeckt werden würden, der, wie jene Menschen der Renaissance und wie ihr begeisterter Verkünder vor uns auf dem Katheder, die Kraft der Persönlichkeit aus sich heraus zu entwickeln verstehe.

Der Schopenhauerianer in mir legte sich die Frage vor: War dieser entschiedene Wille zum Leben nicht eine Thorheit jener Leute? War er nicht eine

Verblendung, die sich hinterher, durch das verheerende Urteil der Geschichte, bitter und blutig rächte? Endete dieser rauschende und schwelgerische Traum nicht in einem höchst unfreiwilligen und darum tief niederbeugenden Nirwana? Warum also anstreben, was nicht erreichbar ist, und dafür eintauschen, was unvermeidlich ist? Ich muß bekennen, daß ich lange über diese Frage nachgrübelte, ohne zu einer befriedigenden und klaren Antwort zu kommen. Ich saß auf den Hörerbänken und schaute mistrauisch zu Springer empor. Warum zweifelte dieser Mann nicht im allermindesten an der Herrlichkeit dessen, was er uns schilderte? Warum pries er Thaten, die man wohl heute als unsittlich und frevelhaft bezeichnen müßte, als schöpferische, bahnbrechende Leistungen, oder doch als kraftvollen Ausdruck eines entschiedenen Zeitbewußtseins? Und dieser Ueberschwung und Rausch in allem — wo blieb da die Penetration und tiefe Betrachtung, wo die weltabgeschiedene Klause des einsamen Weisen? Wo blieben, in diesem Lebensüberfluß, vor allem die so wertvollen „selbsteigenen Gedanken"?

Ich kam zu einer Lösung, die wohl als merkwürdig bezeichnet werden muß. Ich setzte den selbsteigenen Gedanken das selbsteigene Leben gegenüber, und ich sprach von Lebensplagiaten, wie man sonst von Gedankenplagiaten spricht. Damit war für mich der mir über alles teure Begriff der Originalität — das Wesentlichste im letzten Grunde, was ich aus dem Schopenhauer gezogen hatte — gerettet. Und ich dachte an Goethe. Auch er war seinem Naturell nach ein Mensch der Renaissance; denn er führte ein selbsteigenes Leben, ganz aus seinem ureigenen Vermögen und ungebrochenem Triebe heraus, ohne Nachäfferei und Anempfindelei. Er that mit leichtem Herzen, was ihm bei der ganzen Welt Tadel erwecken konnte, aber in diesem leichten Herzen steckte die Ueberfülle der Kraft und die Reinheit der Gesinnung, und damit das Tadelfreie — wie wir Nachgeborenen wenigstens erkennen müssen. Damit war ich beruhigt, denn ich hatte von den neuen auf mich einstürmenden Eindrücken und Anschauungen die Brücke zu demjenigen gefunden, was ich als altgesicherten Gemütsbesitz in meiner Brust wußte.

Nicht um von mir zu sprechen, habe ich dieses erzählt. Ich wollte nichts anderes darlegen, als wie der starke und bestimmende Eindruck einer ausgebildeten, sturmerprobten Persönlichkeit im Stande ist, neue Fragen und neue Antworten in einer jugendlichen Seele zu erwecken. Denn darin besteht meiner Ansicht nach das Wertvollste, was ein Lehrer seinem Schüler vermachen kann, nicht in der Übermittelung von Kenntnissen, die sich auch an hundert andern Orten und auf tausend andern Wegen erreichen lassen. Springer war eine solche samenausstreuende Persönlichkeit, und darum war er im großen Sinne ein geborener Lehrer, wie außer mir noch viele andere empfunden haben.

Im nächsten Semester trat ich Springer persönlich nahe. Bis dahin in meiner Berufswahl schwankend, hatte ich mich jetzt zum Studium der Kunstgeschichte entschlossen, das i · freilich seitdem wieder aufgegeben habe. Ich machte Springer einen Besuch und wurde wohlwollend und freundlich empfangen, obgleich ich sehr verlegen war. Vor allem freute er sich, einen Rheinländer in mir zu sehen, und erzählte mit Wärme und dankbarer Erinnerung von Bonn und seinem dortigen Wirken als von der schönsten Zeit seines Lebens. Er entließ mich mit der Aufforderung, nur ja immer offen und vertrauensvoll gegen ihn zu sein.

Ich besuchte jetzt bei Springer die kunsthistorischen Übungen, genoß an vier Wochentagen, je eine Stunde lang nach der Vorlesung, seine Anleitung zum Studium Albrecht Dürers. Auf diesen Meister hatten wir uns geeinigt, was ich als einen besonderen Glücksfall bezeichnen muß, da sicherlich kein anderer Maler und kaum der eine oder andere Dichter so tiefe Einblicke in das deutsche Wesen eröffnet wie





Dürer. Übrigens war die spezielle Lehrergabe Springers nicht sehr bedeutend. Er setzte bei seinen Schülern zu viel voraus und stellte sie von vornherein zu sehr auf eigene Füße. Infolgedessen wußte ich zunächst gar nicht, was ich mit dem mir plötzlich erschlossenen, weitschichtigen Photographienapparate eigentlich anfangen sollte, und ich schrieb und experimentierte viel und nutzlos herum. Springer hatte mir die Weisung gegeben, ich solle auf die Entwicklung des Künstlers achten, herauszufinden trachten, welche Stoffkreise ihn in den verschiedenen Lebensphasen vorwiegend beherrschten, und welche Wandlungen seine Hand durchgemacht habe. Diese Aufgabe war für einen Anfänger, der noch kein festes Charakterbild Dürers aus sich heraus gewonnen hatte, noch auch die Zeitbewegung genügend überschaute, um eine einzelne Erscheinung darin fixieren zu können, viel zu hoch gestellt. Doch sagte ich nichts und studierte, fast ganz für mich allein, tapfer drauf los, so gut es ging. Dies dauerte etwa anderthalb Semester, und dann überreichte ich Springer eine ziemlich umfangreiche Arbeit über Dürers Entwicklungsgang, die er eingehend mit mir besprach. Darauf regte er mich zu Raffael-Studien an, womit ich seinen eigenen innersten Interessenkreis betrat.

Wenn man das Springer'sche Buch „Raffael und Michelangelo“ mit anderen Monographieen, sei es über Künstler oder über Dichter, vergleicht, so tritt als unterscheidendes Merkmal das stark überwiegende Vorwalten der historischen Betrachtungsweise hervor. Weniger die Persönlichkeit als solche, sondern die Persönlichkeit innerhalb einer Entwicklung, und als Entwicklung kommt zum Ausdruck. Man glaubt den Strom der Geschichte an sich vorbeirauschen zu hören, und man erblickt die beiden Helden der Erzählung als zwei gewaltige, benachbarte Wellen, wie sie heranbrausen, anschwellen, enthusiastisch aufspritzen und dann langsam verlaufen, lange Kreise hinter sich zurücklassend. Es kommt dadurch etwas Unruhiges, Rastloses, ewig Bewegtes in die Darstellung, etwas, das sich keine Zeit nimmt, bei dem Einzelnen als solchem mit innerster Gemütsversenkung zu verweilen, sondern das jede Erscheinung fast ausschließlich auf ihren Entwicklungswert prüft und dabei schon nach der nächsten hinüberschielt, zu der sie überleitet. Daher auch die sonderbare Zusammenstellung zweier grundverschiedener Künstler zu einer gemeinsamen Monographie. Sie stellen in ihrer Addition für Springer die Höhe der italienischen Renaissancekunst dar, und auf diese Darstellung einer Höhenentwicklung kam es dem Schriftsteller in erster Linie an, nicht auf die allseitige Beleuchtung zweier eigenartiger Künstlerindividualitäten. Es war dies ein Rest von Hegeltum, den Springer nicht zu überwinden vermochte, eine Art von historischer Konstruktionswut, bei einem freilich hochentwickelten Konstruktions- und Kompositionstalent. Aber nur wer, wie Carl Justi in seinem „Velazquez“, neben diesem Blick für die Bewegung auch einen ausgeprägten Sinn für das Beharrende, Unveränderliche, Granitene hat, vermag Individualitäten in ihrer feinen Faserung und zarten seelischen Struktur zu erfassen und darzustellen. Hier war in Springers Geistesvermögen eine Lücke, die der abwägende Betrachter nicht umhin kann, zu vermerken.

Für Springer war jede historische Erscheinung ein Resultat irgend welcher Art, und es war Aufgabe der Wissenschaft, der Entstehung dieses Resultates nachzuspüren. Wie man weiß, hat die Litteraturgeschichte ähnliche Ansichten, und unsere Goethephilologie beweist, wie guten Mutes man dabei ist und an die mögliche Entschleierung der tiefsten Geheimnisse glaubt. Man übersieht dabei den mystischen Kern, der in jeder Künstlerseele schlummert, und der, genau erwogen, ihr Wesentlichstes ist: hier ist von irgend welchem „Resultat“ nicht mehr die Rede, hier ist das Phänomen schlechthin, vor dem der rechnende Verstand Halt zu machen hat. Resultat bleibt darum noch vieles, und es soll und muß der Wissenschaft unbenom-

men sein, dieses Resultat zu entziffern — wobei ihr ein bischen Bescheidenheit und Selbsterkenntnis freilich zur Zierde gereichen würde. Springer war in der Erkenntnis und Konstruktion der Resultate Meister, dabei auch als Persönlichkeit von einem so hohen und umfassenden Geiste beseelt, das er das Unantastbare im Künstler eher übersah, als mit rohen Händen angriff. Wenn er die verschiedensten Einwirkungen bei Raffael gelten ließ und betonte, so machte er ihn darum doch nicht zu einem Sammelsurium aller möglichen Einflüsse, sondern er betonte die individuelle Gabe Raffaels, das Resultat einer ganzen voraufgegangenen Entwicklung zu vollziehen; gerade deshalb war er eben ein geschichtlicher Höhepunkt. Diese Anschauung ist gewiß beschränkt; aber sie ist darum keineswegs banausisch und falsch. Zudem betonte Springer stets die Herkunft und Abstammung eines Künstlers und schilderte ausführlich den landschaftlichen Charakter seiner Heimat. Insbesondere erinnere ich mich, wie Springer bei der italienischen Kunstgeschichte, die verschiedenen Lokalschulen stets in Zusammenhang mit den klimatischen und geologischen Verhältnissen brachte, wie er den einzelnen Künstler als das Resultat eines Stammescharakters und den Stammescharakter als Resultat des landschaftlichen Charakters faßte. Er verfuhr dabei als impressionistischer Künstler und erzählte von sich selbst, wie er in's Land gekommen sei und dabei diese und jene Einwirkungen an sich selbst erfahren habe — das immer mit jenem ihm eigenen Feuer und in den lebhaftesten Farben.

Als ich Leipzig verließ, trug Springer mir Grüße nach Bonn auf und bat mich, auch „die gute alte Meyer“, die Aufseherin des archäologischen Museums, nicht zu übergehen. Als ich dieser Frau die Grüße überbrachte, that sie vor Freude fast einen Sprung und griff nach meinen beiden Händen, sie kräftigst zu schütteln. Alsdann wurde sie äußerst redselig. Ja, das sei ein Mensch gewesen — ich glaube, sie sagte gar Kerl — „gar nicht klein zu kriegen, sage ich Ihnen.“ Im Hörsaal habe er immer geschrieen und spektakuliert, daß man es bis hinten in die Küche gehört habe. Da sei sie dann nach der Thüre hingegangen und habe geklopft, damit der Herr Professor es höre und sich nicht zu sehr anstrenge. Aber es habe nicht viel geholfen. Schließlich habe sie mit Fäusten gehämmert und er hat doch immer noch fortgeschrieen, weil er ganz außer sich geraten war. Gott, wie oft habe sie ihm gesagt, er werde sich noch schaden mit dem heftigen Wesen, und nun hat er ja wohl mehrfach einen Blutsturz bekommen. Ich mußte dies leider bestätigen, und erzählte, wie dies einmal plötzlich während der Übungen passiert sei, so daß wir nach Hause gehen mußten; nach acht Tagen ist er aber wieder wohlauf gewesen und hat bald seine ganze Lebhaftigkeit zurückgehabt. Dies hörte die Meyer mit Interesse an. Dagegen wollte es ihr gar nicht in den Kopf gehen, daß Springer jetzt weiße Haare habe. „Nein, der war ja kohlschwarz, und anders kann ich ihn mir gar nicht denken, und ein paar Augen hatte er im Kopf, die funkelten — gar nicht wie bei einem Professor.“

Vom Professor war allerdings bei Springer kaum etwas zu merken, und seine gewaltige Überlegenheit an Geist und Wissen benutzte er niemals, um sich vor den Studenten aufzuspielen und sie niederzudrücken. Durch treffenden Witz und menschenfreundliches Wesen wußte er den Einzelnen an sich zu fesseln. Ich hatte auch, nachdem ich Leipzig verlassen hatte, noch mehrfach die Freude, ihn zu sehen und zu sprechen, und doch hätte ich damals, wegen seiner stark zerrütteten Gesundheit, keinen Pfifferling auf sein Leben gegeben. Das erste Mal traf ich ihn — es mag etwa 1885 gewesen sein — auf dem Drachenfels, ganz zufällig, und das Wiedersehen war ein sehr herzliches, obwohl ich damals bereits abtrünnig geworden war von der Kunstgeschichte. Er erkundigte sich nach meinen neuen Plänen und gab mir beherzigenswerte Ratschläge. Dann faßte er mich beim Arm, zog mich an die Mauerbrüstung und wies in's Rheinthal

hinab: es sei doch hübsch, das wir uns gerade in meiner Heimat wiedergetroffen hätten, die er so manchesmal von mir habe grüßen lassen. Zuletzt sah ich ihn vor wenigen Jahren in Leipzig, in seiner Wohnung. Er war auffallend frisch und munter, und ich dachte, das könne wohl noch zehn und mehr Jahre so fort gehen. Nun hat der Tod, der schon so oft und so hartnäckig nach ihm ausgegriffen hatte, ohne ihm etwas anhaben zu können, ihn plötzlich und unversehens niedergestreckt. Aber sein Leben hat Springer ausgelebt, in fünfundsechzig thatenreichen Jahren, nicht blos als ein tüchtiger Gelehrter und anregender Lehrer, sondern auch als ein ganzer Mann und Charakter.

Bolette.*)

Von **Gabriel Finne.**

Autorisierte Uebersetzung von Rosa Blumenreich.

Die Bekanntschaft war neu. Beide waren jung, Beide hübsch, und wie sie des Nachmittags um die fünfte Stunde die Karl-Johannstraße hinunter wandelten, ging die Unterhaltung so ungezwungen leicht, fast ausgelassen, als ob sie keine andere Sorge hätten, als die, eine warme und glückliche Stimmung aufrechtzuerhalten. Gute Einfälle und geistreiche Komplimente sprühten und flogen hin und her, diesen folgten halb verstohlene Blicke und mitunter ein zärtlicher Tonfall in der Stimme. Beide waren über ihre seltne Liebenswürdigkeit selbst heimlich verwundert — immer mehr und mehr gute Eigenschaften schienen sie an einander zu entdecken.

Es war ein scharfer Apriltag und der Südwind fegte in wilder Jagd über alle Querstraßen nach „Karl-Johann".

„Aber Gott erbarme sich!" rief Bolette in ihrem munteren Stavangerdialekt — eben da sie im Begriff stand, um die Ecke der Kirchstraße zu biegen, erfaßte sie ein Windstoß, der ihr Boa und Mantelschöße hoch aufwirbelte und sie selbst über den Haufen zu werfen drohte. Ihr Kavalier hielt sie mit einer Hand fest, während die andre nach dem Hute griff, und so arbeiteten sie sich schweigend tapfer vorwärts. Sie hatten nämlich besprochen, heut eine Tour nach der Festung zu machen — allerdings hatten sie dies gestern beschlossen, wo sie doch vom Südwind noch keine Ahnung hatten.

Seine Rockschöße und die Enden ihrer Boa rissen und zerrten und peitschten nach ihnen, und unten auf dem Exercierplatz bei Akershus, wo die Straße mündete, tanzten die Staubwirbel in wilder Ungenirtheit.

Noch hatte Keiner irgend welchen Zweifel an der Zweckmäßigkeit einer Festungspromenade unter solchen erschwerenden Umständen ausgesprochen. Er — Hans Christian Bommen — wartete, daß sie widerstreben sollte. Und da nichts derartiges erfolgte,

---

*) „Bolette" ist eine Probe aus dem Inhalt der neuen Novellensammlung Gabriel Finne's „Junge Sünder." Das Buch ist kurz nach seinem Erscheinen Gegenstand eines wunderlichen litterarischen Skandals geworden, der, obwohl diesmal in Norwegen passiert, doch ein hübsches Licht auf internationalste Schäden unseres ganzen Kapitalismus-Buchhandels wirft. Die Firma Cammermeyer in Christiania hatte die Novellen in Verlag genommen. Ohne sich weiter mit dem Autor auch nur zu verständigen. erließ sie dann eines schönen Tages ein Cirkular, daß sie das Buch „zurücknehme" (!!), — es sei „durch ein Versehen" herausgekommen und müsse zurückgezogen werden „da es wenig mit den Forderungen der Litteratur übereinstimmend sei." Da die Firma auch kirchliche Litteratur verlegt und diese Quelle ihr mit Versiegen gedroht haben soll, so liegt es nahe, sich den Geschäftshintergrund der „Forderungen der Litteratur" auszumalen. Die wirkliche Litteratur hat sich inzwischen durch die Stimmen von Georg Brandes und Hermann Bang in lebhaftester Weise für den Wert der Finne'schen Arbeit ausgesprochen.



wurde er noch mehr in seiner früheren Ueberzeugung bestärkt, daß seine Bewunderung für Fräulein Bolette Ström ganz am Platze sei.

Oben an der Ecke der Kirchstraße und Karl-Johann, eben als sie nach dem Windstoß wieder zu sich kam, hatte Fräulein Ström einen Bekannten getroffen, der sie grüßte. Und sie war rot geworden und hatte nicht wieder gegrüßt. Alles dies war aber ihres Begleiters Aufmerksamkeit entgangen. — — —

Bolette freute sich, nach der Festung hinauszukommen; sie hoffte, daß ihr Partner keinen Einspruch erheben würde; denn sie hatte einen Drang, sich den Wind durch Mantel und Kleid hindurch um den warmen Körper jagen zu lassen.

Mittlerweile wurde es immer ärger und ärger, je näher sie der Festung und dem Exercierplatze kamen, wo die Staubwolken unablässig sich im Rundtanz schwangen. Und da Bommen eine Konditorei entdeckte und sich ausmalte, welch' ungleich größere Annehmlichkeit eine dadrinnen fortgesetzte Unterhaltung bieten würde — hier draußen mußte man ja jedes Wort förmlich herausschreien und die halbe Aufmerksamkeit auf den Hut verwenden — so wagte er eine demütige Frage. Sich nur ein wenig stärken! Natürlich würden sie nachher auf die Festung gehen, wenn sie es noch wünschte!

„Ich sehe gewiß wie eine Pfingstrose aus?" fragte sie, sich umwendend, damit er sie betrachten konnte. Die eine Hand mit dem Muff hielt sie nieder, damit der Wind nicht etwa durch ihre neue Stellung ermuntert würde, sein Spiel mit ihren Mantelschößen zu erneuern.

Er sah ihren bläulichen Schleier und darunter die funkelnden Augen, sie bildeten nur etwas weißes, glänzendes unter dem Schleier, der stramm, ja allzustramm um den Kopf gebunden war; die Nasenspitze sah wie gegen eine Fensterscheibe gedrückt aus. Uebrigens hatte das Wetter wirklich dem hübschen Gesichte eine recht frische Farbe gegeben. — Bommen betrachtete sie mit einem Blicke, der jedes Kompliment überflüssig machen sollte. Sie mußte hell auflachen und beschloß, ihm zu folgen.

„Du lieber Gott! Für Sie, der Sie nicht meine Gedanken haben, hat es freilich keinen Zweck, sich vom Winde durchblasen zu lassen!"

Mit ihrem heitersten Lachen, so froh und herzlich, daß Bommen die Gedanken ihrer Worte ganz überhörte — sprang sie vor ihm in die Konditorei. — Im ersten Zimmer saßen ein Paar Kadetten; im zweiten ebenfalls. Mißvergnügt spähte sie durch die Portiére in das dritte, einen nach dem Hofe gelegenen halbdunklen Raum, mit Gardinen und Möbeln von derselben dunklen Farbe wie die Portièren. Hier lootste sie ihn herein; hier war es leer.

Es war furchtbar warm in diesem Hofzimmer, deshalb nahmen sie ab und richteten es sich gemütlich an einem kleinen Tisch mit Marmorplatte ein. Bommen zündete sich eine Cigarre an und lehnte sich in halb ruhender Stellung auf das Sopha zurück. Mit der einen Hand strich er seinen Bart; die andre spielte mit seiner Uhrkette, die an der Weste herabhing. Bolette meinte, daß sie eine Cigarette nach dem Kaffee wagen könnte; sie rückte nur etwas näher zum Tisch, von der Portièrenöffnung fort. Bommen war, das entging ihr nicht, trotz seiner nachlässigen Stellung, ein angenehmes Bild keimender Verliebtheit. Sie traf nie seine Augen, ohne in denselben einen Ausdruck demütiger Begeisterung zu finden. Ja, er war süß, der liebe Junge!

Bommen war der Sohn eines reichen Hauses in Drontheim; er war nun schon im dritten Jahre in Kristiania, um Bergwirtschaft zu studieren. Sein Gesicht war voll und weiß wie Elfenbein. Für gewöhnlich träge und schwermütig, machten die wie Kohlenstriche schwarzen Augenbrauen und der schwarze Bart den Ernst so hübsch auf diesem Gesichte. Er hatte schwerfällige, kräftige Züge, und dann kam eine komische Naivetät hinein, wenn er schmachtend sein wollte — eine Naivetät, weil man fühlte, daß hier eine Seele an die alten Familienzüge gebunden war; es glückte ihm nicht, die alte Physiognomie nach seinem erotischen Tone umzustimmen.

Das tête-à-tête wurde ein wenig durch ein junges Paar gestört, das in's Zimmer kam und sich an den Tisch an der gegenüberliegenden Wand niedersetzte. Sie liebten sich augenscheinlich, diese Zwei; er sah wie ein Steuermann oder Steuermannsanwärter aus, und sie geberdete sich wie seine Braut. Während sie ihre Portion Kuchen vertilgten, flüsterten sie miteinander und lachten herzlich.



Nein, wie schön war es doch, diese Menschen zu sehen! hauchte Bommen, als der Seemann mit seiner Braut, nachdem sie mit dem Essen fertig, hinter dem Thürvorhang verschwunden waren.

Aber Bolette antwortete mit einer Betonung, die Bommen ganz stutzig machte:

„Ich kann das eben nicht grade finden."

Die Art und Weise, wie sie dies sagte und die Pause, die darauf folgte, schob Bommens gemütlicher Stimmung einen Riegel vor.

Er wurde teils neugierig, teils verlegen . . . . .

Gleich beim ersten Male hatte er sich in sie verliebt, und dieser Eindruck hatte neue Nahrung gefunden die drei, vier Male, die sie seitdem zusammen gewesen waren. Sie hatte ihn geblendet, wie etwas glänzendes Neues, eine Offenbarung von frischeren Regionen; es ging eine unsichtbare magnetische Strömung von ihrem Körper aus. Sie war unerschrocken, ohne Rücksicht, schlagfertig, und der 23jährige Bommen fand, daß über ihr ein Meeresduft schwebte.

Und nun das „Ich kann es nicht grade finden" — mit dieser eigentümlichen Betonung! Das war kaltes Wasser in's Blut! Jedenfalls ging das Meeresfrische verloren.

Und während nun Bommen mit dem weichen Herzen und dem alten Charaktergesicht sie verstohlen betrachtete, wie sie so da saß, mit abwesendem Blicke, in Gedanken versunken — kam er dazu, der Vermutung Raum zu geben, ob hier nicht irgendwo ein Sumpf, ein Morast vorhanden wäre.

Und vielleicht war der Seevogel — was er ja nicht wissen konnte, über lange, öde Haidestrecken geflogen, ehe er an dieses Sumpfland kam.

Die Federn waren wohl noch wie damals an der Meeresküste, aber inwendig, im Allerinnersten hatten vielleicht die weiten Abhänge, die Strecken Moorland, über die der Vogel dahingeflogen war, ihre Spuren hinterlassen.

Es fiel ihm ein, daß er doch eigentlich gar nichts von ihr wüßte — nichts, als daß sie aus dem Stavangerschen war, und sich hier zum Abiturientenexamen vorbereitete.

Da — ohne daß sich Bommen der Veranlassung dazu erinnern konnte — fing sie an, von sich selbst zu sprechen, und das war etwas ganz, ganz anderes, als er noch eine Weile vorher gedacht hatte.

Oft sei sie so grenzenlos unglücklich, verstand er, so unglücklich, kein Ziel, keinen Lebenszweck zu haben, daß sie manchmal der Verzweiflung nahe und nicht weit vom Selbstmord. Niemand hatte sie lieb — so recht aufrichtig; überall fühlte sie sich heimatlos, überflüssig; ihre Gedanken gingen andere Wege, als diejenigen Aller, die sie kannte. Andre Menschen vertrugen es, ohne Religion zu sein, aber sie konnte es nicht ertragen! Oh, da war außerdem noch so Vieles, was sie nicht ertrug. Und dabei fühlte sie, wie es ihr unter den Füßen brannte, wo sie stand und ging; sie mußte wie der Bär auf dem Jahrmarkt tanzen und tanzen, und die Leute glaubten, daß es ihre Natur war, zu tanzen.

Bommen hatte vorher blind bewundert, nun empfand er Mitleid und ein Gefühl von ein wenig, ganz klein wenig Ueberlegenheit.

Dazu fiel es ihm plötzlich störend ein, daß sie ein paar Jahre älter war als er. Und er wollte doch so gerne dieses Weib lieben! Warum mußte sie auch von diesem Weltschmerz erzählen! So etwas war ja ganz schön und gut für Dichter und Professoren, aber nicht für Menschen, welche gern glücklich werden mochten. Bommen wurde mehr und mehr von Schwermut erfüllt. Es war so unangenehm, aus dem Schlosse herausgejagt zu werden, in das er sich so gemütlich und behaglich einlogirt hatte. —

Im Hintergrunde nach dem Hofe zu war es dunkel geworden, und sie erblickten ihre Gesichter nur halb, wie etwas unbestimmtes, graues. Aber sie wollten es so haben. Eines der Mädchen, welches hineingesandt war, um die Lampen anzuzünden, war von ihnen zurückgewiesen worden.

Bolette hatte so viel zu erzählen, und Bommen fand heraus, daß ihre Stellung der



einer betenden Nonne glich, welche er einmal an einem offnen Klosterfenster gesehen hatte. Das Gesicht war, soweit er es in der Dämmerung unterscheiden konnte, nicht ihm zugewandt, sondern gegen die Decke gerichtet, das Kinn auf die gefalteten Hände gestützt.

Haben Sie nie etwas Aehnliches empfunden? fragte sie oft, und Bommen antwortete bekräftigend. Er begann eine Art Stimmung in der Situation zu empfinden, welche er nicht verscheuchen wollte. Außerdem sagte sie, wobei er sich recht geschmeichelt fühlte: „Ja, Ihnen sind solche unheimliche Gedanken gewiß schon vor längst entschwundener Zeit gekommen! Aber ich begann erst spät zu lesen und zu denken, sehen Sie, ich habe noch nicht die alten Höllensagen von mir abgeschüttelt!"

Bommen fuhr fort „ja" und „hm" zu sagen, und wußte nicht wie ihm geschah, als sie begann, die Theorie „von der menschlichen Unverantwortlichkeit" zu entwickeln. Man begegnete überall dieser Lehre und glaubte sie mit der Behauptung zu schlagen, daß die Menschen einen Willen hätten. Aber das sei alles Lüge; es gäbe keinen freien Willen! Der Wille sei im Ganzen genommen ein Produkt von mitgeborner Anlage, von Erziehung, von Lebensumständen; das Individuum könne daher nicht für seines eigenen Willens Schwachheit und Sündhaftigkeit verantwortlich gemacht werden. Die Konsequenz davon sei, daß man Niemanden verdammen dürfe — nicht den verstocktesten Dieb, den rohesten Mörder.

„Aber sehen Sie," sagte sie weiter, „es ist so traurig, über solche Dinge nachzudenken, und ich wünschte, ich könnte es sein lassen. Niemandem kann man sich mit so etwas anvertrauen — „radikale Damen" wollen die Herren nicht vor Augen sehn! Sollte ich z. B. anfangen den Studenten oben in meiner Pension die Lehre von der „Unfreiheit des Willens" auszulegen, so würden sie hinter meinem Rücken darüber einig sein, daß ich „überspannt" sei!

Bommen war wohl früher bei ähnlichen Auseinandersetzungen zugegen gewesen, aber erst heute, wo das wunderliche Weib dies vorbrachte, und er den Schlüssen mit einer größeren Aufmerksamkeit lauschte, bekam er eine Art Begriff von der neuen Lebensanschauung und deren unendlicher Tragweite. — Sie sprach ganz leise, ohne jede Bewegung, beständig das Kinn auf ihre Hände gestützt, aber es zitterte ein Strom durch ihre Worte — ein Strom warmen Herzbluts, und mit heiliger Ueberzeugung verteidigte sie die ärgsten Verbrecher und sprach sie von jeder Verantwortlichkeit frei. Sie saß, wie es Bommen vorkam, in einer milden Extase, aber er fand es herrlich, ihr so zuzuhören. Denn er war mittlerweile in eine Stimmung gekommen, wo er jede Opposition als die Zerstörung eines Heiligtums angesehen hätte. — —

Die Gasflammen waren bereits angezündet, und alle Läden erleuchtet, als sie endlich von der Konditorei aufbrachen und auf die Straße hinaustraten. Sie hatten jetzt auf dem Heimwege den Wind im Rücken.

Es wurde kein Versuch mehr gemacht, das muntere Geplauder von früher wieder in Gang zu bringen. Ab und zu, wie das Nachgrollen eines Gewitters, kamen von Bolette vereinzelte Aeußerungen über „die hohe Frage." Das einzige Mittel gegen die Verzweiflung, brachte sie einmal hervor — und da fand Bommen sie gradezu groß — sei „Liebe". Aber, fragte er, haben Sie denn nie Liebe empfunden?

Ach ja — und darauf schnell — ja zu Hause. Da war sie einmal auf dem Sprunge gewesen, sich aus unglücklicher Liebe das Leben zu nehmen. Sie hatte auf ihrem Zimmer gesessen, wahnsinnig, verzweifelt und ihr Handgelenk mit einem stumpfen Messer bearbeitet. Das Blut floß — — Da kam er herein — er war eben zufällig im Hause zu Besuch und redete „ein ernstes Wort" mit ihr, worauf sie sich an seine Brust warf und weinte. — Ob er sie wiederliebte? — Nein, natürlicherweise; nun war er außerdem in Amerika.

Als sie, beim Pensionat angelangt, von einander Abschied nahmen, dankte sie ihm für das gemütliche Zusammensein. Es wäre doch so schön, mit Jemandem zu sprechen, der ein wenig über das Leben nachgedacht hatte!

Bommen ging, in schwermütige Gedanken versunken, nach Haus.

Ja, der Vogel war über manche Abhänge und Sümpfe geflogen, seit er sein Nest verließ . . . . . .

(Fortsetzung folgt.)



Theater.

Lessing-Theater. Der Barbier von Bagdad. Komische Oper in zwei Aufzügen von **Peter Cornelius.**

Mascagni's Cavalleria und Cornelius' Barbier — es lassen sich kaum zwei größere Gegensätze denken. Der Italiener, leidenschaftlich, impulsiv, komponiert über Stock und Stein, daß die Funken sprühen und einem der Atem vergeht; der nachdenkliche, mit vielseitiger Bildung gesättigte Deutsche baut sorgsam abwägend sein feingliedriges Werk auf, mehr auf musikalische Schönheit als auf packende Wirkung bedacht. Dort eine Musik, die dem Hörer wie loderndes Feuer in die Seele brennt, nur in großen Umrissen breit hingemalt, hier ein engmaschiges Tongewebe von anmutigster Empfindung und geistvollster Arbeit. Das größere Temperament, die größere dramatische Begabung ist wohl auf Seite Mascagni's, dafür wird an Cornelius' Oper der Musiker mehr Freude haben.

Sie ist ein älteres Stück, und ging zum ersten Mal am 16. Dezember 1858 in Weimar über die Bretter. Zum ersten und einzigen Mal, denn sie hatte einen vollständigen Mißerfolg und wurde ausgezischt, nicht ihrer musikalischen Qualitäten wegen, sondern aus Parteikabalen. Cornelius, ein Neffe des großen Malers, war mit Liszt eng befreundet, und ein lebhafter Verfechter der sogenannten neudeutschen Richtung. Gegen diese ganze Richtung machte sich damals gerade eine starke Gegenströmung bemerkbar, deren Anhänger nur auf eine Gelegenheit und ein geeignetes Objekt warteten, um ihrem Protest Ausdruck zu geben. Der Barbier von Bagdad war das Opfer. Erst in neuerer Zeit hat man ihn wieder hervorgezogen und an mehreren Bühnen, namentlich in Weimar und München, mit großem Beifall aufgeführt.

Aus dem Werk selbst ist seine Ablehnung auch absolut nicht zu erklären. Liebenswürdigkeit und Grazie sind die hervorragendsten Eigenschaften der Musik und des Textes, den Cornelius selbst gedichtet hat. Es ist ein Stoff aus „Tausend und eine Nacht". Krank vor Liebessehnen liegt Nureddin entschlummert auf weichen Polstern. Seine Diener umstehen ihn und beklagen in einem elegischen Chor den nahen Tod ihres Herrn. Er erwacht. Margiana, die Tochter des Kadi, hat es ihm angethan, wie er durch ein zart empfundenes Lied ausspricht. Da tritt Bostana ein und bringt Nachricht von dem Gegenstand seines Verlangens: Margiana will ihn erhören. „Wenn zum Gebet vom Minaret um Mittag ladet der Muezzin Rufen" und der fromme Kadi zur Moschee geht, dann soll er zu ihr eilen. Nureddin ist in allen Himmeln, er will die Zeit benutzen, um seinem äußern Menschen einige Verschönerung angedeihen zu lassen, und Bostana schickt einen Barbier, ihm sein Haupt zu scheeren. Ueber die Rolle dieses Barbiers nun hat Cornelius die ganze Fülle seines Witzes und seiner Laune ausgegossen. Wenn man überhaupt von witziger Musik sprechen kann, so darf man es hier thun, und ich entsinne mich kaum, irgendwo so geradezu zwerchfellerschütternde Orchesterwendungen gehört zu haben, wie in den Gesängen des edeln Abul Hassan Ali Ebe Bekar, ausgenommen vielleicht einzelne Partieen der Meistersinger, wo die komische Wirkung allerdings noch intensiver ist. Gleich das Auftrittslied des Barbiers ist köstlich:

> Heil dir, du krankgewesener,
> Du glücklich nun Genesener,
> Du Uebelüberwindender,
> Dich wiederwohlbefindender ꝛc.

In diesem Stil geht es noch zehn Verse lang weiter, und bei jedem der [illegible] ertönt eine ganz kurze, punktirte Figur, mit der die einzelnen Instrumente Fangball [illegible] die Flöte wirft sie der Klarinette zu, diese wieder dem Fagott, von dem [illegible] Oboë, und so fort. Es läßt sich nicht beschreiben, einen wie unglaublich [illegible] dieser Einfall hervorbringt. Mit ungeheurer Umständlichkeit macht sich [illegible] Werk, schildert erst des Längeren seine hervorragenden Eigenschaften — [illegible] innert ein wenig an Rossini's „Jo son' il barbiere della città", [illegible] aber in der Art der Mache — und bringt den ungeduldigen Nureddin [illegible]

zweiflung, denn statt zu rasieren erzählt er ihm alles Mögliche und antwortet entrüstet auf seine Vorwürfe:

O wie du mich verkennest,
Daß du mich Schwätzer nennest!
Ja meine Brüder selig,
Die schwatzten unausstehlich

Die nun folgende Aufzählung der verstorbenen sieben Brüder ist wieder so ein Meisterstück musikalischer Komik. Jeder der Braven, Bakbak, der Einäugige, Bakbarah, der Dickbäuchige 2c., wird durch eine andere Orchesterphrase charakterisiert, der Hörer fragt sich schließlich: ja, was kann jetzt wohl noch Neues kommen? Und immer wieder bringt der Komponist etwas Ueberraschendes, Frappierendes. Endlich geht die Prozedur des Kopfscheerens doch vor sich, Abul singt zu seiner Arbeit ein Liebesliedchen, ein entzückendes Stückchen im Tripeltakt, und entlockt Nureddin dadurch das Geständnis seiner Neigung und seines Stelldicheins. Der greise Meister des Scheermessers wird so enthusiasmiert, daß er seinen Klienten begleiten will, und der geängstigte Liebhaber entgeht nur durch eine List dieser drohenden Fährnis. Ein turbulenter, äußerst drolliger Chor aller Diener schließt den Akt.

Der zweite Aufzug wird mit einem sehr schönen Terzett eröffnet. Margiana erwartet ihren Geliebten, Bostana verkündet sein Kommen, und gleichzeitig redet der Kadi von dem würdigen Selim, der um die Hand seiner Tochter angehalten und eine große Truhe voll kostbarer Geschenke gesendet hat, welche Diener eben hereinbringen. Es ist inzwischen Mittag geworden, und hinter der Szene beginnen drei Muezzin ihren stimmungsvollen Gesang. Wie diesen stark orientalisch gefärbten Melodiephrasen sich die Stimmen Marianas, Bostana's und des Kadi zugesellen, wie sich alle zu einem kunstvollen Sextett verschlingen, das ist ganz wundervoll, nicht nur im formalen Aufbau, sondern auch in der rein sinnlichen Klangwirkung, und nach meinem Gefühl der schönste Teil des Stückes. Cornelius zeigt sich hier als ganz verschmitzten Kontrapunktiker, der nicht vergebens durch die strenge Schule des alten Dahn gegangen ist. Aber sein reiches Können, welches auch in den übrigen mehrstimmigen Sätzen und in der ganzen polyphonen Orchesterbegleitung zu Tage tritt, erscheint nie aufdringlich, sondern immer so selbstverständlich und ungesucht, daß meist nur der Musikkenner die Kunst des Satzes heraushört.

Jetzt tritt Nureddin auf und gesteht Margiana seine Liebe. Das folgende Duett ist zwar sehr innig, aber nicht leidenschaftlich, und gar nicht bühnenwirksam, und hier scheint es, stoßen wir an die Grenze von Cornelius' Begabung. Wo es sich um den Ausdruck starken Affekt's, großer Leidenschaftlichkeit handelt, da versagt seine Erfindung, während er im Anmutigen Meister ist. In das Liebesduett hinein singt der treue Barbier, der vor dem Fenster Wache hält, die Verse jenes Liedchens aus dem ersten Akt — ein überaus reizvolles Ensemble. Nun geht es rasch zu Ende. Der Kadi kehrt zurück und bastonniert eigenhändig einen Sklaven wegen eines Vergehens. Der Barbier hört das Geschrei des Geprügelten, glaubt es geht seinem Freund an den Kragen und alarmiert die Nachbarschaft. Bürger dringen in das Haus des Kadi und suchen Nureddin, den die Mädchen in ihrer Angst in Selims Geschenktruhe gesteckt haben, und den Abul für ermordet hält. Es entsteht ungeheure Verwirrung, und schließlich erscheint der übliche Sultan ex machina und fordert Aufklärung über den Vorfall. Die Kiste wird geöffnet, der ohnmächtige Nureddin herausgezogen und von dem Barbier — durch Anstimmen des Liebesliedchens — zum Bewußtsein gebracht. Höchlich erstaunt über diese Wendung, vereinigt der Kadi die Liebenden. Wie der erste Akt, läuft auch dieser in einen wirkungsvoll sich steigernden Schlußchor aus. Alles in allem ist der Barbier von Bagdad eine der besten modernen komischen Opern, und es ist unbegreiflich, warum dies liebenswürdige Werk an unserer Hofoper nicht aufgeführt wird, um so weniger, als Stücke dieser Gattung so äußerst dünn gesät sind.

Die Oper steht und fällt mit dem Vertreter des Barbiers. Eugen Gura sang ihn, und zwar ausgezeichnet, behäbig und humorvoll, schauspielerisch wie gesanglich vollendet. Um eines Hauptes Länge, und noch um Einiges mehr, überragte er seine singende Um-

gebung. Adolf Perlus (Nureddin) verdirbt seinen an sich nicht schlechten Tenor durch eine sehr starke Beimischung von Kehlton, spricht auch zu undeutlich aus; etwas besser war Adolf Wallnöfer in der kleinen Partie des Nureddin. Die Frauenrollen lagen in den Händen von Anna Hofmann und Betty Frank, und wurden recht hübsch durchgeführt. Das Spiel aller der zuletzt genannten läßt an Lebendigkeit noch manches zu wünschen übrig; sie könnten da sehr viel von Eugen Gura lernen. Recht gut waren Chor und Orchester, und besonders zu loben ist das Ensemble aller Betheiligten, so daß trotz mancher Mängel im Einzelnen die Vorstellung als Ganzes doch einen recht günstigen Eindruck hinterließ.

Carl Krebs.

Von neuer Kunst.

Der Naturalismus und Herr Liebknecht noch einmal. Verspätet fällt mir ein Heft der „Neuen Zeit" in die Hände, in dem Wilhelm Liebknecht von Neuem über den deutschen Naturalismus und Sozialismus sich äußert; ein Wort aus solchem Munde mag immer gehört werden, darum werden die Leser dieser Blätter es lieber spät, als gar nicht vernehmen. Ich lobe den Mund, doch ich lobe das Wort nicht, das er spricht: die Zeit zwischen seinem ersten und seinem zweiten Hirtenbrief hat Herr Liebknecht gewiß nützlich, aber sicher nicht mit dem Studium unserer literarischen Bewegung ausgefüllt. Er ist so unschuldsweiß, jetzt wie damals, und vergeblich beruft er sich, seine Kenntnis zu erhärten, auf eigenen heimlichen Reimfrevel in der Jugend: daß man einmal schlechte Verse machte — und Herr Liebknecht versichert es auf Genossenehre, die seinigen waren schlecht — ist als Zeugnis literarischer Einsicht doch am Ende nicht ganz ausreichend. Viele Dichter, so versichert der Mitarbeiter der „Neuen Zeit", kennt er, — Dichter „die Tüchtiges geschaffen haben, und von denen ich noch Tüchtiges erwarte"; aber in seinem Eifer, nur ja recht viele Namen zu nennen, passirt ihm das Ergötzliche, unter denjenigen, welche noch in Zukunft Tüchtiges leisten werden, auch — August Geib aufzurufen, der doch längst aus dem himmlischen Sozialstaat, selig lächelnd, herabblickt auf das Gewimmel irdischer Genossen. Viel macht Herrn Liebknecht ein sicherer Hn. zu schaffen, der ihm im Braunschweiger Volksfreund, aus genauer Kenntniß der Thatsachen, entgegengetreten; allein auf dessen gute Gründe weiß er nur mit apodiktischen Sprüchlein doktrinär zu erwidern, jeden Beweis erläßt er sich. Hatte der Braunschweiger, unseren Ausführungen zur Seite (in Heft 10), mit gerechtem Erstaunen gefragt, ob Alfred Loth, Hauptmann's Held im „Sonnenaufgang", denn kein Sozialist sei, so antwortet Liebknecht nur ganz einfach, eiskalt lächelnd: „Nein, mein lieber Herr Anonymus, Loth ist kein Sozialist, er hat von Sozialismus nicht die blasse Idee; der Sozialismus ist nur Puder, der über Haar und Haut gestäubt ist, nicht aber in Fleisch und Blut steckt." Ich gehe an dem schönen Bilde vorüber, von dem Puder, der dem armen Loth nicht in Fleisch und Blut steckt (Gott sei dank, denn das gäbe Blutvergiftung!) und frage nur: wen in aller Welt soll solches öde Dekretieren denn überzeugen? Will Herr Liebknecht auch in ästhetischen Dingen den Gehorsam setzen an Stelle der Einsicht: „statt Grundes diene der Wille"? So lange er die Motive seines Urteils nicht einmal ausspricht, sind wir niederen Sterblichen beschränkt, sie zu erraten; aber sehr schwer ist das Rätsel freilich nicht: er erkennt in Loth keinen Sozialisten — weil Hauptmann einen fehlbaren Menschen, nicht eine Idealgestalt geschildert hat. Es ist immer dieselbe Geschichte: bringt einen Professor leibhaftig auf die Bühne, in der Geberde gelehrten Berufs, so werden die Professoren ringsum entrüstet staunen: der soll ein Gelehrter sein? Schildert einen Journalisten, real und ohne Schminke, und die ganze Presse ruft: nicht die blasse Idee hat der Mann vom Journalismus; wir sind besser, viel, viel besser! Und wie nun gar der Agitator nach Liebknechts Herzen aussehen müßte, der, den er als sozial gepudert „in Fleisch und Blut" erkennen sollte, das stellt sich jeder selber leichtlich vor: sehr edel, sehr beredt, sehr doktrinär

und (ich fürchte) sehr langweilig. Und sein ästhetischer Geschmack? Vom Naturalismus dürfte er nichts verstehen, und er müßte urteilen, wie Loth: Zola und Ibsen würde er als „krank“ ablehnen, und etwa Dahns idealistische Puppen preisen: „Er malt die Menschen nicht wie sie sind, sondern wie sie einmal werden sollen. Das wirkt vorbildlich.“ In der That, ich fürchte in diesem Punkte sind Alfred Loth und Wilhelm Liebknecht einander nicht gar so fern; und vielleicht fände ein besserer Kenner als ich, noch manch andere Vergleichungspunkte auf, zwischen Hauptmann's Don Quixote und Prinzipienreiter und dem sehr verehrten Herrn Chefredakteur des „Vorwärts“.

Otto Brahm.

Der Naturalismus und Herr Nolte. Nach dem feierlichen Gegner der lustige: nach Herrn Liebknecht Herr Nolte. Sie kennen Nolte nicht? Nolte, den Dichter? Nolte, die Leuchte der Frankfurter „Laterne“? Gleich werden Sie ihn hören, in der Fülle seines Zornes, wie er donnert gegen die neue Schule, wie er sie als Anhänger von — Dumas unnachsichtig entlarvt, und ihr Motto mit den ehernen Worten zeichnet:

Hohn dem verblaßten Ideal,
Hohn jeder Tugend und Moral!
Nur der unbänd'gen Sinnlichkeit
Sei unsere Thätigkeit geweiht!

Aber die Rache schläft nicht; schon kommen „die Alten“ herangeschritten, Nolte mitten unter ihnen, und so belehrt er „die Jungen“ eines Bessern:

Ein Drama ohne Poesie
Und ohne Reiz und Zierd', ist wie
Ein Frühling ohne Blumenkranz,
Ein Sommer ohne Sonnenglanz . . .
Wählt Euch zu Mustern große Dichter,
Nicht Sitten- und Moralvernichter!

Aber das thut ihr ja nicht, ihr, ihr . . . .!

Ihr borgt aus Ibsens Vorratskammer
Gebilde voll von Elend, Jammer,

ja, ihr geht noch einen Schritt weiter und gründet eine Freie Bühne:

Führt einen Unzuchtzweigverein
Auf unsern deutschen Bühnen ein.

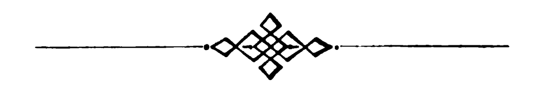
Und so treibt ihr's denn fort, bis alle Guten im Lande euch, sagen wir die Rückenpartie, zukehren:

Und Euch verwünschen und verfluchen
Mit Eu'ren teuflischen Versuchen.

W. Nolte.

So der Aesthetiker von Frankfurt; und er mag in den Kämpfen dieser Tage, neben den würdevollen Erscheinungen der Frenzel und Liebknecht, als die lustige Person fortleben, mit den Verschen (Verschen müssen es sein) frei nach Busch:

Dieses war der Herr W. Nolte
Der das auch nicht gerne wollte.



An offener See.

Roman
von
August Strindberg.
Autorisierte Übersetzung von M. von Borch.

(7. Fortsetzung.)

Die andere Stube war der ersten ähnlich, hatte aber zwei Betten, eine Komode und war mit Teppich aus Sahlleisten belegt, die in ihrem bunten Farbenspiel ein Album voll Erinnerungen an Großvaters Jacke, Großmutters Kamisol, Mutters Baumwollenkleid und Vaters Uniform aus der Lootsenzeit bildeten. Die roten Strumpfbänder der Töchter waren vertreten, die gelben Galons der Soldatensöhne, die blauen Schwimmhosen der Sommergäste, Düffel und Parchent, Baumwolle und Leinewand, Wolle und Jute, alle Moden und alle Garderoben, die des reichen und die des armen Mannes.

Hier stand auch ein großer weißer Schenkschrank, mit Malereien in den Thürfeldern. Wunderbare kleine Landschaften von Epheuranken aus massiver Bronze eingerahmt, mit kornblauen Meerbuchten, Schilfrohr und Segelbooten, Bäumen unbekannter Art aus dem Paradies oder aus der Steinkohlenzeit; bewegte Meere mit Wellen so gradlinig wie Furchen im Kartoffelacker, ein Leuchtturm wie ein Pfeiler auf einer Klippe von Treppenstein, alles so naiv wie eines Kindes vereinfachte Auffassung der unendlichen Mannichfaltigkeit in Tönen und Farben der reichen Natur, die nur das hoch ausgebildete Auge zu sehen vermag.

Aber all dies Altmodische, Einfältige war gerade ein Hauptbestandteil der Kur für das müde Gehirn, das Ruhe in dem Vergangenen suchen sollte. Das abgenützte Uhrwerk sollte eine Zeit lang unaufgezogen liegen und die Feder ihre Spannung entbehren lassen, um ihre erschlaffte Kraft wieder zu erlangen. Der Umgang mit den niederen Klassen, die nicht zum Wettbewerb im Kampf um die Macht reizten, sondern täglich und stündlich die höher Stehenden unfreiwillig an ihren teuer erkauften Standpunkt mahnten, sollte die Erregung mindern, die Machtlüsternen in den Gedanken einlullen, daß es bereits zurückgelegte Stadien gab.

Der Inspektor hatte die Sinne der Fremden schon vorbereitet, dies alles sehen und empfinden zu können, und die beiden Frauen wurden nicht müde, ihre Zufriedenheit mit der neuen Wohnung auszudrücken; sie waren so ganz in die Untersuchung der Oertlichkeit vertieft, daß sie nicht merkten, wie ihr Begleiter sich entfernte, um sie ungestört zu lassen.

* * *

Am Sonntagnachmittag saß der Inspektor an seinem Fenster und sah zu, wie die beiden Damen in ihrer Hütte räumten. Als er ihren weichen, aber unregelmäßigen Bewegungen mit den Blicken folgte, war es ihm, als höre er Musik. Dieselben Modulationen, die eine Serie zusammenklingender Töne auf dem Trommelfell hervorriefen und ins Nervensystem fortpflanzten — dieselben milden Vibrationen

entstanden jetzt durch das Auge und klangen durch die weißen Fäden, die von der Gehirnbasis über den Resonanzboden des Brustkorbs gespannt waren und die zitternde Bewegung durch die Unterlage der ganzen Seele fortpflanzten. Ein Gefühl allgemeinen Wohlbehagens durchströmte seinen Körper, als er die Wellenlinien dieser Frauenhände beobachtete, wie sie Kleinigkeiten aus den Reisetaschen nahmen und sie auf Tisch und Stühlen ausbreiteten, — als er das dem groben Auge nicht wahrnehmbare und doch so klassische Heben und Senken der Hüften und Schultern gewahrte. Und wenn das junge Mädchen durch's Zimmer ging, entstand keine grade Linie; keine Ecken und Kanten, wenn sie sich umwandte, keine rechten Winkel, wenn sie sich bückte!

Er war so vollständig in Betrachtung versunken, so daß es einen Augenblick seiner Aufmerksamkeit entging, daß draußen auf dem Boden gepoltert wurde, die Treppenstufen knarrten und Thüren geöffnet wurden.

Er war vertieft in das Studium der jungen Dame, deren Aeußeres ihm so vollendet schön vorkam, mit Ausnahme eines einzigen Punkts, und an diesen Mangel suchte er das Auge zu gewöhnen, um ihn nicht mehr zu sehen. Ihr Kinn war nämlich um einige Linien zu groß und deutete den Unterkiefer an, der zu stark ausgebildet war für Einen, der aufgehört hatte, rohes Fleisch zu packen, zu halten und zu zerreißen; wenn er es im Profil sah, konnte er sich die werdende Hexenphysiognomie herauskonstruieren, wenn die Zähne einmal ausfallen, der Mund einfallen und einen eingedrückten Winkel bilden und die Nase über das hervortretende Kinn sinken würde. Aber er mußte diese Erinnerung an ein Raubtier überwinden, und daher verfolgte er das Gesicht mit den Blicken, zeichnete es um in der Phantasie und zwang das Auge, wenn es sich auf das Gesicht heftete, es in seiner Ganzheit zu sehen.

Jetzt vernahm er unten am Abhang Schritte und Rufe, und in fliegender Wut zeigte sich Öman's Weib mit einer Schaar Frauen, die das wiedergewonnene Netz im Triumph hinunter auf die Trockenstange trugen.

Er sah dadurch seine Autorität verletzt, setzte sich eilig den Hut auf, ging hinunter zum Zollaufseher und verlangte von diesem Hülfe, da er sich im Dienst der Krone befände und zu dieser Hülfsleistung verpflichtet sei.

Der Zollaufseher saß unten am Kaffeetisch und hatte wie gewöhnlich, da Vestman auf den Fischfang aus war, die Arme um die Taille der Schwägerin gelegt. Beim Eintritt des Inspektors ließ er sie los und aus Furcht, verraten zu werden, zeigte er mehr Hülfsbereitschaft, als er sonst an den Tag gelegt haben würde. Nachdem er seine Dienstmütze aufgesetzt, ging er hinaus; in dem Verlangen, sich als gerechter Mann zu zeigen, stürmte auf den Weiberhaufen los, packte das Netz und schrie:

„Ihr verdammten, alten Frauenzimmer, wißt Ihr denn nicht, daß Strafarbeit darauf steht, wenn man des Königs Siegel bricht!“

Die Weiber antworteten in einem Chor von Beschuldigungen, die sich über den Inspektor und den Aufseher gemeinsam ergossen, des Hauptinhalts, daß sie sich den Teufel um des Königs Siegel scheerten, und beide Herren von solcher Beschaffenheit seien, daß man sie jeder Zeit nach Langholmen bringen könne.

Darauf fing der Zollaufseher Feuer und rief einem Wachtmeister zu, er solle den Distriktsexekutor holen.

Beim Worte „Distriktsexekutor“ liefen die Leute zusammen und krochen aus Löchern und Winkeln hervor wie Ameisen, wenn man im Ameisenhaufen rührt.

Die Leute schienen sofort bereit, Partei für die Weiber zu ergreifen; drohende Worte fielen. Aber der Inspektor hielt es jetzt an der Zeit, persönlich einzugreifen,

um nicht unter den Schutz eines Untergebenen zu kommen. Er ging daher auf den Volkshaufen zu und fragte, was sie wünschten.

Als er hierauf keine Antwort erhielt, wandte er sich zu den Frauen und redete sie in höflichem aber bestimmtem Tone an.

„Da ich Euch zuvor darüber aufgeklärt habe, daß der Reichstag oder die von Euch selbst gewählten Abgeordneten Eurer Kinder und Nachkommen wegen beschlossen haben, daß der Fischfang durch Verbot solcher Gerätschaften, die die Fischerei vernichten, ohne Euch irgend einen Vorteil zu bringen, geschützt werden müsse, und da Ihr drei Jahre Zeit gehabt habt, die alten Netze zu verbrauchen und dennoch neue gegen die gesetzlichen Vorschriften angefertigt habt, so war ich im Namen der Krone gezwungen, die gesetzwidrigen Gerätschaften mit Beschlag zu belegen. Nichtsdestoweniger und in Zuwiderhandlung des geltenden Verbots, habt Ihr das Siegel der Krone verletzt, wofür Ihr zur Strafarbeit verurteilt werden könnt. Ich will jedoch Gnade für Recht ergehen lassen, wenn Ihr Euch fügt und gehorcht, und frage Euch daher zum letzten Mal: wollt Ihr das Netz gutwillig ausliefern?"

Darauf antwortete die Frau mit abermaligem Geschrei und einem neuen Schwall von Beschuldigungen.

„Nun, schloß der Inspektor, „da ich kein Polizist bin und Ihr in der Mehrzahl seid, ersuche ich den Zollaufseher, den Distriktsexekutor sammt Hülfe holen zu lassen und zugleich vom Kronvogt den Verhaftbefehl gegen die Ehefrau Öman zu verlangen."

Als er das letzte Wort gesprochen, fühlte er zwei weiche, warme Hände um seine rechte Hand, zwei große Kinderaugen blickten in die seinen, und eine Stimme mit einem Tonfall, wie wenn eine Mutter für das Leben ihres Kindes fleht, sagte:

„Um des Himmelswillen, haben Sie Erbarmen mit einer unglücklichen, armen Frau und thun Sie ihr nichts zu Leide", flehte das junge Mädchen, das bei Beginn des Auftritts aus der Hütte getreten war.

Der Inspektor wollte sich losmachen und sich abwenden von den großen Augen, deren Blick er nicht ertragen konnte; aber er fühlte seine Hand immer fester umklammern und schließlich gegen einen weichen Busen drücken, hörte die schmelzenden Laute und flüsterte der Schönen vollständig besiegt zu: „Lassen Sie mich los, und ich werde die Sache gehen lassen."

Das Mädchen ließ ihn los, und der Inspektor, der seinen Plan in einem halben Augenblick gemacht hatte, nahm den Zollaufseher beim Arm und führte ihn mit sich hinauf nach der Zollbude, als wolle er ihm irgend welche Befehle erteilen. Als sie die Thür erreicht hatten, sagte der Inspektor kurz und entschieden, wie wenn er einen neuen Entschluß gefaßt hätte:

„Ich werde mich mit dem Kronvogt schriftlich in Verbindung setzen. Danke inzwischen für die Hülfe".

Und damit ging er auf sein Zimmer.

Als er allein war und seine Gedanken gesammelt hatte, mußte er einsehen, daß diese seine letzte Handlung von niederen Motiven bestimmt war; sein Geschlechtsimpuls hatte ihn in so hohem Grade beherrscht, daß er sich zu einem gesetzwidrigen Verfahren hatte verleiten lassen, denn es konnte nicht die Rede von Mitleid sein mit verhältnismäßig wohlhabenden Leuten, die Haus und Fischwasser, Boote und Gerätschaften im Wert von vielen hundert Kronen, Robbeninsel und Vogelklippen besaßen, und außerdem Steuern von einem Kapital und ein paar kleinen Grundstücken zahlten, die sie verpachtet hatten. Die falsche Vorstellung, daß ein Weib ihn besiegt habe, fand jedoch keinen Eingang bei ihm, denn bewußt, wie er sich in allen Punkten war, sah er sehr wohl ein, daß er durch seine eigenen Triebe oder das

Interesse gefallen war, irgend etwas von diesem Mädchen zu erlangen. Vor dem Volkshaufen aber war es mit seiner Autorität aus, sein Ansehen war erschüttert, und fortan würde es kein altes Weib, keinen Jungen mehr geben, die sich ihm nicht überlegen dünken würden. Das konnte ihm allerdings gleichgültig sein, denn ob er über diese Memmen Macht besaß oder nicht, ließ ihn ziemlich kalt. Schlimmer dünkte es ihn, daß dieses Mädchen, an das er sich binden mußte, wie er wohl fühlte, um glücklich sein zu können, sich vom ersten Augenblick an in dem Glauben leben würde, daß sie eine Schlacht gegen ihn gewonnen habe, und das Gleichgewicht in einer künftigen Vereinigung daher gestört sein müßte.

Er hatte schon viele Neigungen und viele Verbindungen mit Frauen gehabt, aber das entschiedene Bewußtsein von der Überlegenheit des Mannes über die Zwischenform zwischen Mann und Kind, das man Weib nennt, hatte es ihm stets unmöglich gemacht, dieses längere Zeit verbergen zu können, und daher waren seine Verbindungen nur von kurzer Dauer gewesen. Er wollte von einem Weibe geliebt sein, das zu ihm als zu dem stärkeren [illegible] sollte; er wollte angebetet sein und nicht anbeten, er wollte der Stammbaum sein, dem der [illegible] Sprößling aufgepfropft wurde, aber er war in einer Zeit [illegible] Krankheiten geboren, in der das weibliche Geschlecht durch einen [illegible] verheert wurde, durch ausgeartete, kranke Männer und politische [illegible] worden, die der Massen für die Abstimmungen bedurften. Deshalb war er [illegible] geblieben. Wohl wußte er, daß in der Liebe der Mann [illegible] mußte, und daß die einzige Art, sich einem Weibe zu nähern, [illegible]. Und er war oft gekrochen, und so lange er kroch, war Alles [illegible]; wenn er sich aber aufgerichtet hatte, war die Sache zu Ende gewesen; [illegible] einer Menge von Vorwürfen, daß er falsch gewesen sei, [illegible] habe — und so weiter.

Außerdem hatte er, [illegible] intellektuellen Genüsse zu eigen waren, — der sich als einer unter den [illegible] fühlte, niemals ein lebhaftes Verlangen [illegible] niemals [illegible] die Grundlage für einen Paradies [illegible] zu finden, [illegible] zeugen zu dürfen, und sein starkes [illegible], für das Weib ein Mittel zur Fortpflanzung ihres [illegible] zu werden — eine Rolle, die er fast all' seinen Altersgenossen zuerteilt sah.

Aber jetzt stand er trotzdem wieder vor dem Dilemma, sich einer Frau zu assimilieren, indem er sie sich assimilieren ließ. Sich verstellen oder sein Äußeres ausdrücken lassen, was er nicht fühlte, — das konnte er nicht; aber er vermochte sich dem Umgang anzupassen, sich in die Art Anderer, wie sie denken und leiden, zu versetzen, denn bei Andern fand er nie etwas anderes, als verflossene Stadien, die er selbst durchgemacht und folglich nur seiner Erinnerung und Erfahrung zu entnehmen brauchte. Und er hatte stets Gefallen an der Gesellschaft der Frauen gefunden, als einer Ruhe und Zerstreuung, aus demselben Grunde und sogar aus derselben Ursache, wie der Verkehr mit Kindern Verjüngung und stärkende Zerstreuung mit sich bringt, wenn er nicht zu lange andauert und nicht in Anstrengung ausartet.

Jetzt fühlte er den Entschluß in sich reifen, dieses Weib zu besitzen, aber obgleich er Forscher war und wußte, daß der Mensch ein Säugetier ist, war er vollständig im klaren darüber, daß die menschliche Liebe sich entwickelt hatte wie alles Andere, und Bestandteile einer höheren seelischen Art in sich aufgenommen hatte, ohne die sinnliche Grundlage zu verlassen. Er strebte eine intime, vollständige Vereinigung von Leib und Seele an, in der er, als die stärkere Säure die passive Base neutralisieren wollte, aber ohne in der Chemie einen neuen indifferenten

Körper zu bilden, sondern im Gegenteil um einen Überschuß von freier Säure zu geben, die der Vereinigung stets ihren Charakter verleihen und in Bereitschaft liegen sollte, um jeden Befreiungsversuch der Basis zu neutralisieren; denn die menschliche Liebe war keine chemische Vereinigung, sondern eine physische, organische, die der andern in gewissen Beziehungen ähnlich war, ohne die selbe zu sein. Er erwartete daher keinen Zuwachs seines Ichs, keinen Zuschuß zu seiner Stärke, sondern nur eine Steigerung seiner Lebenslust, und anstatt eine Stütze zu suchen, erbot er sich als Stütze, um seine Stärke kennen zu lernen und den Genuß zu empfinden, seine Kraft zu messen, seine Seele mit vollen Händen auszustreuen, ohne dadurch schwächer zu werden oder entblößter.

Während dieser Gedanken ließ er seine Blicke wieder durch's Fenster schweifen; sie fanden sofort, was sie suchten, denn das junge Mädchen stand unter dem Vorbau und nahm Händedrücke von Frauen und Männern entgegen, streichelte die Kinder und schien überwältigt von den Gefühlen, die von so großer und so öffentlicher Sympathie hervorgerufen wurden.

Welch' eigentümliche Sympathie für Verbrecher — dachte der Verwalter — welche Liebe zu den geistig Armen! Und wie gut sie ihre gegenseitigen Neigungen verstanden, mit denen sie prahlten wie mit Gefühlen, und die sie für mehr als klare, reife Gedanken hielten.

Die ganze Szene war ein solches Gewebe von Absurdität, daß man sie nicht entwirren konnte; ein Abbild des Chaotischen in den ersten schwachen Versuchen dieser Gehirne und Rückenmarke zum Räsonnement.

Da stand die, die ihn zu einer Gesetzwidrigkeit verleitet hatte, und nahm die Anbetung entgegen wie ein Engel. Wenn die Gesetzwidrigkeit seinerseits nun in ihren Augen eine schöne, edle Handlung war, so hätte doch er, der Gnade vor Recht ergehen ließ, den Dank dafür ernten müssen. Aber das sollte er nicht, meinte der Haufe wohl, der sehr gut wußte, daß das Motiv seiner Handlung nicht das Wohlwollen für sie, sondern vielleicht ein zartes Gefühl für ein junges Mädchen, Galanterie oder die Hoffnung, Jene zu gewinnen, gewesen sei. Ja, aber das Motiv für ihr Auftreten konnte in diesem Falle der Wunsch gewesen sein, die Sympathie des Volkshaufens zu gewinnen, sich beliebt, populär zu machen und Händedruck entgegen zu nehmen; der gemeine Haufe spielte hier dann dieselbe Rolle wie das Publikum im Ballsaal und die Spaziergänger auf Markt und Gassen. Ihn hatte sie durch eine körperliche Berührung verleitet, — vielleicht unschuldig, möglicherweise berechnend, wahrscheinlich etwas von beiden — eine niedere Handlung zu begehen, für die sie verehrt wurde.

Aber jetzt mußte er sie gewinnen und daher alle Reflektionen in die Tasche stecken; im Augenblick sah er ein, daß er durch dieses Medium seine Ideen, Pläne auf den Volkshaufen verpflanzen, durch diese Leitung die Massen rühren, ihnen seine Wohlthaten aufzwingen, sie zu seinen Vasallen machen könne; daß er dann sitzen und wie ein Gott über ihre Dummheit lachen würde, wenn sie glaubten, sich selbst ihr Glück geschaffen zu haben, und doch nur mit seinen Gedanken, seinen Plänen trächtig gingen; wenn sie die Träber seines Gebräues äßen, und den starken Malztrank nie an ihre Lippen führen würden. Denn was kümmerte es ihn, ob diese öde Scheereninsel einen halbverhungerten, unbeholfenen Volksstamm unterhielt oder nicht; welches Mitleid konnte er für seine natürlichen Feinde hegen, die die unbewegliche Masse repräsentierten, welche erdrückend auf seinem Leben gelegen, sein Wachstum gehindert hatte und selbst jeden Mitleids unter einander entbehrte; die mit Raubtierhaß ihre Wohlthäter verfolgte, welche sich einzig und allein durch neue Wohlthaten rächten.

Das sollte sein großer, starker Genuß sein, — unbemerkt da zu sitzen, für einen Narren gehalten zu werden und die Schicksale dieser Menschen zu lenken, während sie glaubten, ihn unterjocht, seine Verbindungen abgeschnitten und ihm die Hände gebunden zu haben. Mit Blindheit wollte er sie schlagen, den Narren den Blick verblenden, daß sie sich für seinen Herrn und ihn für ihren Diener halten sollten.

Während diese Gedanken sich sammelten und zum starken Beschluß reiften, klopfte es an die Thür, und auf des Inspektors „herein!" erschien der Zollaufseher, der die Einladung der Damen zu einer Tasse Thee überbringen sollte.

Der Inspektor dankte und versprach zu kommen.

Nachdem er seine Toilette geordnet und überlegt hatte, was er sagen und nicht sagen wolle, ging er hinunter.

Im Vorbau kam ihm Fräulein Marie entgegen, die ihm mit übertriebener Wärme die Hände drückte und voll Rührung sagte:

„Dank für das, was Sie an der armen Frau gethan! Das war edel! Das war groß!"

„Nein, mein Fräulein, es war keins von beiden," engegnete der Inspektor schnell, „denn es war meinerseits eine schlechte Handlung, die ich bereue, und welche nur die Artigkeit gegen Sie mir diktiert hat."

„Sie verleumden sich selbst aus lauter Artigkeit, und ich würde ein bischen mehr Aufrichtigkeit besser zu schätzen wissen," erwiderte das Fräulein, während im selben Augenblick auch die Mutter dazu kam.

„Ach! Sie sind ein gutes Kind," fiel die Mutter mit unerschütterlicher Ueberzeugung ein und ersuchte den Inspektor, in das große Zimmer zu treten, wo der Thee serviert war.

Ohne sich weiter auf grundlose Fragen einzulassen, trat er ein. Und jetzt gewahrte er mit einem Blick, wie die einfache Ausstattung der Fischerhütte mit Splittern des abgenutzten Luxus einer Stadtwohnung durchsetzt war. Auf die Kommode waren vergilbte Alabastervasen gekommen, in das Fenster zwischen die Blumen Photographien, in eine Ecke neben den Herd ein Lehnstuhl mit geblümtem Cretonne und Messingnägeln; um eine Moderateurlampe auf einem Sofatisch mehrere Bücher.

Es war sauber angeordnet, aber mit einer ängstlischen matematischen Genauigkeit, alles symmetrisch, aber dennoch ein wenig schief und krumm, wo es gerade sein sollte. Das Theeservice aus altem Meißnerporzellan mit Goldrand und kirschrotem Namenszug war hier und da gesprungen, und der Deckel der Kanne war an einigen Stellen ausgeschlagen. Nachdem er das Portrait des verstorbenen Familienoberhaupts betrachtet, ohne daß er gewagt hätte zu fragen, was er gewesen, und dann gesehen hatte, daß er Beamter gewesen, war es ihm klar, daß er hier verschämten Armen gegenüberstand.

(Fortsetzung folgt.)





Verantwortlich für die Redaction Wilhelm Bölsche, Friedrichshagen. Verlag von S. Fischer, [illegible] Hofbuchhändler. Druck: A. Seydel & Cie. Beide in Berlin.





Wilhelm Weber.

Wir haben wenig Zeit zu Totenreden. Eine Weltepoche, die so auf Leben und Tod kämpft wie wir — in Gesellschaftsform und Moral, in Glauben und Wissen — sie sieht zu viele Kugeln treffen, um noch Neigung zu fühlen, aus jedem Begräbnis, wie Keller sagt, „eine öffentliche Lustbarkeit“ zu machen. Akademieen, in denen die Stagnation herrscht, mögen es sich noch erlauben, ihre abgelebten Greise zu beräuchern. Der lebendige, der im heißen Ringen aufwärts strebende Teil der Gegenwart aber kennt nur gleiches, kraftweckendes Leben — oder Staub; und den Staub schüttelt er sich vom Fuße, so rasch er kann.

Und doch sind, bei allem Fehlen der Worte, niemals vielleicht in aller Vergangenheit die Werte des früher Geleisteten, auf denen unser Streben fußt, so intensiv empfunden worden wie grade bei uns, die Werte, die sich lösen von der Person und das im freien Sinne Unsterbliche des Einzelnen sind.

„Geheimrat Weber, der Erfinder des elektrischen Telegraphen, ist gestorben.“ Dieses Telegramm durchzuckt von Göttingen aus die Erdenwelt, es saust unter den Alpen, unter dem Ozean durch von Land zu Land . . . und daß es das kann, ist der gewaltigste Triumph eben jener Anerkennung der Werte, ein besserer Panegyrikus, als salbungsvolle Leichenreden von konventioneller Art. Ein Feldherr des Geistes stirbt hier auf seiner Fahne, die er zum Sieg geführt.

Es ist aber in doppelter Hinsicht bemerkenswert, das kurze Telegramme, — eine Biographie in nuce mit allen ihren ideellen Folgerungen für den, der zu lesen versteht.

Auf der einen Seite, wie eine Säule aus dem Meer des Vergänglichen ragend, das monumentale „Erfinder des Telegraphen.“

Und daneben der „Geheimrat.“ Nicht daß ich etwa dem Verdienst und dem ehrwürdigen Alter des Mannes diesen Titel mißgönnte, den genug Menschenkinder tragen, die ihn nicht halbwegs so verdient haben. Aber grade in diesem Falle ist mir doch, als erscheine der Schalk des Jahrhunderts hinter dem Titelschwänzchen. Er blättert das Buch der Geschichte auf und weist auf die Vergänglichkeit aller kleinen politischen Tragikomödie. Es gab eine Zeit, da Wilhelm Webers Namen in aller Munde war, und das nicht wegen des Telegraphen, um den sich die große Welt noch nicht kümmerte. Der junge Professor von Göttingen gehörte zu den bösen „Sieben“ von 1837, die gegen ihren „gerechten und gnädigen König“, wie er sich selbst nannte, protestierten, folglich des Amtes entsetzt und noch folglicher zum Teil gar des Landes verwiesen wurde. Eine gewisse Moral hat der Hergang auch heute noch. Im Ganzen aber macht es doch klein, wenn man heute, mit den

Augen der Generation, die den alten Weber begräbt, ließ, worum es sich im schönen Staat Hannover damals handelte. Die Weltgeschichte ist in diesen politischen Dingen eine verzweifelte Verschwenderin, die Mut, Individualitätsstolz, Entsagungskraft, Güter, die in ihrer Höhe fast nicht gemessen werden können, für vergänglich Winziges verbraucht. In Hannover sind die Dinge trotz des Protestes ihren Weg gegangen, bis das „Ende der Tage", zu dem dieser Staat bekanntlich ragen sollte, kam und die nöthige Coulissenänderung vornahm. Inzwischen war aber Weber längst im selben Göttingen, von wo er ausgewandert, doch wieder Professor geworden, und in Göttingen ist er schließlich auch als Geheimrat gestorben. In solchen Zickzacklinien läuft die politische Welt. Auch unsere Zeit ist Zeit der Proteste. Aber der alte hannöver'sche Fall liegt doch wie ein Märchen hinter uns. Ein verblaßter Stern im Nebel politischen Wirrsals, würde Weber's Name heute ohne jede höhere Leuchtkraft hinschwinden, wenn er bloß aus jener Affaire bekannt wäre.

Und nun halte man daneben das Siegende der wissenschaftlichen That, des wissenschaftlichen Ereignisses, die an diesen Namen in anderem Zusammenhange sich knüpft!

Wohl ist auch hier die Kenntnis des Publikums für das Engere gering. Gestalten wie Gauß und Weber konnten, obwohl ihre Größe dunkel über das Jahrhundert ragte, nie in der Weise populär werden wie etwa Alexander von Humboldt, dessen Studierstube kaum durch eine Portiere vom Salon getrennt war. Humboldt selbst, wenn er von Gauß sprach, sprach wie von einem Gast aus fremder Welt, den man wohl auf's höchste verehren müsse, aber nie ganz durchdringen könne. Dem Laien liegt in der Thätigkeit des Mathematikers und des auf Mathematik bauenden Physikers seit Alters etwas Mystisches. Ein großer Teil des Gebietes straft dann beim näheren Eindringen diesen Glauben allerdings grimmig Lügen. Der Geist unsäglicher Trockenheit scheint Allherrscher, und der Halbgebildete schreckt vollends zurück. Aber auch das ist nur Bildungsphase. Im Grunde steht vielleicht kein Teil der ganzen modernen Naturwissenschaft dem innersten Kern grade des zeugenden Elements für allumfassende Weltanschauung so nah, wie dieser mathematische. Jene Göttinger und Leipziger Mathematiker, Gauß, Weber, Fechner, auch Zöllner in seinen guten Jahren, — sie haben ein mächtiges Stück mitgethan zum Unterbau der kommenden großen Weltanschauung, — Wissende werden es ihnen dereinst noch danken. Und gerade sie haben nicht an der nüchternen Seite mitgeschaffen, sondern an der sogenannten mystischen — besser gesagt, der Seite, die dem menschlichen Gefühlsleben in seiner Thatsächlichkeit und Ganzheit Rechnung trägt, anstatt Schablonen und tote Worte ewig zu wiederholen. In manchem Zuge der Persönlichkeiten spiegelt sich das deutlich auch nach außen. Gauß war eine tief innerlich religiöse Natur, obwohl der Umfang mechanischer Berechnungsmethode wohl bisher keinem zweiten Gehirn in ähnlicher Weise bekannt gewesen ist. Fechner hat vor allem in seiner „Vorschule der Aesthetik" originale Kraft auf Gebieten bewährt, die man von allen am wenigsten dem Naturforscher als Domäne zu überlassen geneigt war. Endlich an Zöllner ist wohl nicht blos der Segen tiefsten Grübelns über den Kern des Daseins, sondern auch der faustische Fluch in Erfüllung gegangen, der an solchen Dingen zu haften pflegt.. In der Oeffentlichkeit — zu der ich nicht streng wissenschaftliche Fachpolemik, wie die gegen Helmholtz, rechne — ist von dieser ganzen Schule Wilhelm Weber ziemlich am wenigsten hervorgetreten. Und doch ist gerade er an die größte Erfindung eng geknüpft, die der Welt aus diesen stillen Gelehrtenstuben geworden. Wenige Jahre, ehe sein bornierter Regent ihm zeitweilig das mündliche Wort abschnitt, hatte Weber im Verein mit Gauß den Weg gefunden, wie Menschen-

gedanke zu fremdem Gehirn kommen kann über beliebige Raumstrecke weg. Noch war die erste Strecke kurz genug: von der Sternwarte zum physikalischen Kabinet, etwa 8000 Fuß. Aber an jeder Endstation saß ein Genius der Menschheit, — und jede weitere Meile war nur noch ein simples Additionsexempel. Es ist das Große großer Menschen, daß ihr kleinstes Thun unabänderlich im Banne ihres mächtigen Gehirnes steht: der Geistesherrscher, der ein Mittel sucht, seine Schnupftabaksdose rascher öffnen zu können, findet damit vielleicht ein Gesetz, das den Erdball aufschließt wie eine Schnupftabaksdose. So ist es gewesen seit Archimedes bis auf den legendären Apfel Newtons und bis auf die elektromagnetische Telegraphenleitung, mit der die zwei Göttinger Mathematiker sich auf eine Tasse Kaffee verabredeten und die ein paar Jahrzehnte später Melbourne mit Berlin verband, Kriegserklärungen überbrachte und am 24. Juni 1891 den Tod Wilhelm Webers in alle Zonen trug, nachdem Gauß schon sechsunddreißig Jahre früher dort hinab gestiegen, wo nach seiner eigenen phantasievollen Hoffnung, „höhere Geheimnisse der Zahlenwelt", die hier immer nur wie ein Traum an ihm vorbeigeschritten, sich ihm völlig offenbaren würden.

Der elektrische Telegraph mit seinem ganzen weiteren Anhang elektrischer Verbindungen ist recht eigentlich Symbol unseres Jahrhunderts. Seine Erfindung macht Station in der Kulturgeschichte für jeden, der mit Humboldt gelernt hat, die Wendepunkte der Geschichte zu erlösen von dem künstlichen Zwange mehr oder minder wertloser Blut- und Morddaten und — wenigstens bei unserer vorläufigen Unkenntnis der innersten Triebkräfte, in Verbindung zu bringen mit gewissen großen Ereignissen, die das menschliche Wissen positiv erweiterten und damit jene langsam anwachsende freiere Weltanschauung schaffen halfen, die schließlich als sicherstes Resultat der Gesammtentwickelung sich zeigt.

Ein Loblied auf den elektrischen Telegraphen zu singen, wäre heutzutage schon nahezu eine Trivialität. Jeder kleinste Zeitungsschreiber fühlt sich dazu berufen. Teilnahmlos wandeln wir Großstädter unter einem linierten Himmel, dessen Rauchgrau zahllose Notenzeilen zertrennen. Telephongeklingel ist bereits eine notwendige Begleitmusik unserer ganzen wirtschaftlichen Tragikomödie geworden, und dem freieren Standpunkt mischt sich assoziativ der Ekel an unserm gesamten Geschäftstreiben in diesen grellen Laut. In einer Zeit, die im Großen wie Kleinen so offenkundig eine Zeit des raffinierten Schwindels und der Lüge ist, verschließt man sich schwer der niederdrückenden Erinnerung an das Millionenfache, das nun auch mit Hülfe des Drahtes gelogen und geschwindelt wird: und leicht eröffnet sich so eine sozialkritisch beeinflußte Ansicht der Dinge, die sogar das Gegenteil des konventionellen Lobliedes enthalten könnte. Das wäre weniger trivial, aber es teilte mit dem Trivialen doch die fast regelmäßige Begleiterscheinung des Kurzsichtigen.

Verworren, wie die Gegenwart in ihrer Kenntniß des von der still fortschreitenden Naturwissenschaft Gebotenen ist, müssen wir schließlich doch bei der Wertschätzung dieser Dinge einen Bellamyartigen Zukunftsstandpunkt wählen. Die Entdeckung des Nitroglycerins dürfen wir nicht einseitig fassen als ein Mittel bloß zur Vernichtung einiger braver Soldaten oder auch eines Czaren, in dessen Persönlichkeit ein anarchistischer Kopf die Sünden eines uralten Systems verkörpert sieht; es gibt auch einen rein wissenschaftlichen Standpunkt, von dem aus sie eine menschliche Ruhmesstation bedeutet. Und so liegt einer wirklich vertieften, den Fortschritt unentwegt heiligenden Auffassung auch die Bedeutung des Telegraphen auf einem Gebiet jenseits von Gut und Böse, wo jene kleinliche Verhimmelung wie jene kleinliche Verdammnung notwendig ersterben müssen.

Für mich besteht kein Zweifel, daß grade mit der Ueberwindung der Raumschranke für Gedanke und selbst Rede des Menschen einer der entscheidendsten

Schritte gethan war für Züchtung einer **neuen Art Lebewesen** aus der bestehenden zoologischen Spezies Mensch. Durch die ganze organische Welt, von der primitivsten Amöbengemeinschaft bis zum komplizierten Bau eines höheren Zellwesens, gehen eigentümlichste, durch die Darwin'schen Gesetze aus Nützlichkeitsgründen herangezüchtete Schwankungen von der Einheit zur Differenzierung und wiederum von der weitgehendsten Differenzierung und Funktionsteilung zum Zusammenschluß in einer Schutzgemeinschaft höherer Art. Der zoologische Mensch als Individuum, wie wir ihn kennen, ist der irdische Gipfelpunkt dieses durch Jahrmillionen fortgeführten Prozesses: ein wundervolles Gefüge ursprünglicher Individuen niedrigster Art, der tierischen Zellen, die sich aber zusammengefügt zu einem gigantischen Mechanismus mit Arbeitsteilung im Einzelnen und einer dadurch gewonnenen Solidarität des Ganzen, die den Zellenstaat zum Neu-Individuum zeitweilig höchster Ordnung werden läßt. Mit der Begründung des menschlichen Individuums ist aber der Prozeß der Fortzüchtung keineswegs erschöpft. Der nächst höhere Begriff ist der Zusammenschluß all' dieser Individuen zu einer neuen Schutzgemeinschaft „Menschheit", in der kein Glied, in normalem Zustand, das andere befehdet, wohl aber eine höchste **Arbeitsteilung** herrscht verbunden mit höchstem **Einheitsbewußtsein**. In Phrasen klingelt dieser Gedanke bei uns wohl allenthalben. Aber die Meisten, die ihn durchdenken, denken sich in schlechte, d. h. aus bereits Ueberwundenem hergeleitete Analogieen hinein. Niemals wird diese höchste Menschheit ein Abbild werden etwa des Siphonophoren- oder des Bienen-Staates im Tierreich, und noch weniger dürfen wir ihn uns ausmalen als Copie unseres eigenen Zellenkörpers. Man muß dem enormen, gar nicht groß genug zu denkenden Fortschritt eben über all die früheren Versuche Rechnung tragen. Nicht umsonst ist der **in Millionen widerstrebender Individuen zersplitterte Mensch bereits „Herr der Erde"** geworden! Schließt er sich in seiner Totalität bewußt zu neuer Schutzgemeinschaft zusammen, so entsteht eben niemals wieder das Alte in etwas problematisch vermenschlichter Form, — sondern es entsteht ein neues. Schwerlich oder sogar wohl sicher niemals wird wieder eine solche Trennung denkend-handelnden Gehirnapparats und daneben rein athmender oder verdauender Organe des Ganzen entstehen wie im Zellenstaate des menschlichen Individuums. Sehr wahrscheinlich ist es grade der enorme Fortschritt, daß hier jeder **denkt**, — aber **denkt zum Gemeinwohl.**

Ich glaube, es ist sehr leicht, von dieser angeregten Gedankenlinie aus sich zu einer universelleren Ansicht von der Bedeutung nun des Telegraphen zu erheben. Das ungeheure, über die ganze Erde sich hinschiebende Netz der Telegraphen- und Telephondrähte ist buchstäblich das neue Nervensystem des werdenden Riesentieres „Gesamtmenschheit". Einst war es eine Riesenleistung der Natur, vom Auge zum Gehirn, vom Gehirn zum bewegenden Muskel eine Leitung zu schaffen. Die neuen Nervenleitungen gehen über Erdteile hinweg. Noch haben sie nicht allen Sinnen sich gefügt: aber vorhanden ist schon das Wichtigste, die unbehinderte Verknüpfung der Denkzellen zweier Individuen über größte Räume weg. Vorhanden ist seit Erfindung des Telephons die vollkommene Ueberwindung der bisherigen Raumschranke des Ohrs. Mechanische Leistung gewaltigster Art, wie sie nie ein Nerv im Muskel selbst des stärksten Riesensauriers oder des Gorilla auslösen konnte, erregt bei jeder Sprengung der neue metallene Nerv, und auch das über Meilenferne hin. Und wer vermag mit voreiliger Kühnheit der Zukunft hemmende Gesetze zu schreiben in der Eroberung noch weiterer Sinne, des Auge's vor [illegible]?

Die Betrachtung über diese Dinge ließe sich weit ausdehnen und [illegible] großen Vorzug, nicht in hohle Analogieen zu verfallen. Man könnte bis [illegible] Consequenz auf dem Boden des Realen bleiben mit dem Ausbau des [illegible]





die Säugetierspecies Mensch grade im Gefolge dieser und ähnlicher Erfindungen im Begriffe steht, den seltsamen organischen Bildungen der Erde ein vielleicht letztes Entwickelungswunder hinzufügen, ein gigantisches Collektivtier, dessen Organismus die ganze Erde unterschiedslos umspannt. In dieser aphoristischen Skizze mag die Andeutung genügen, die vielleicht wenigstens auf die Weite der Perspektive weist. Man muß den Kreis so weit spannen, will man der wahren Leistung eines solchen anspruchslosen Gelehrtenlebens, wie das Wilhelm Webers war, gerecht werden. Hätte ich hier auf die Einzelheiten seiner Arbeit eingehen wollen, so wäre nicht nur das Meiste auch dem Gebildeten des Tages (gebildet heißt ja bei uns leider nicht naturwissenschaftlich gebildet!) fremdartig geblieben, sondern es hätte sich auch ein Gewirre offener Controversen enthüllt, in denen nur allzu sehr das ewig Schwankende menschlicher Wissenschaft offenbar wird. Jene großen Werte schwanken nicht. Und in sonst allenthalben schwankender Zeit mag sich an ihnen das Gemüt besonders aufrichten.

Wilhelm Bölsche.

Der Kampf des Christentums wider den Sozialismus.

Streiflichter zum evangelisch-sozialen Congreß.

Von **Julius Hart.**

III.

Man mag die Vaterlandsliebe für ein Gutes oder für ein Uebles ansehen, starre nationale Gesinnung einen Vorzug oder eine Schwachheit nennen: dieses Eine ist jedenfalls sicher, daß der evangelische Pfarrer als Christ zu einer Verurteilung der angeblich vaterlandslosen Gesinnung der Sozialdemokratie auch nicht einen Schatten von Recht besitzt. Feierlich fordere ich Herrn Professor von der Goltz auf, mir ein Wort aus dem Munde Christi zu nennen, welches auch nur irgendwie zu seinen Gunsten gedeutet werden könnte, eine Stelle zu bezeichnen, wo denn überhaupt von unserem Begriffe „Vaterland“ die Rede ist. Wir hören wohl von einer christlichen, alle Völker in sich schließenden Gemeinde, genau wie unsere Sozialdemokraten von einer sozialen, über die Schranken der Nationen hinausreichenden Gemeinde reden, aber von einer Liebe zur Heimat, von einer national-patriotischen Gesinnung weiß die Christuslehre nichts. Und sie darf davon nichts wissen. Das ist selbstverständlich für Jeden, der auch nur einigermaßen ihr Wesen begriffen hat; der ganz innerliche, ganz geistige Mensch, welcher alle seine Empfindungen und Gedanken dem Gottesreiche zugewandt, hat damit auch alle Brücken abgebrochen, die zu irdischen Bestrebungen hinüberführen. Das Wort „Liebe deine Feinde“ ist ein unerschütterlicher Felsen, an dem sich alle Wogen eines nationalen, kriegsbereiten Patriotismus brechen müssen. Nicht die unnationale Gesinnung der Sozialdemokratie ist eine Inkonsequenz, sondern jener Entrüstungsschrei, in den fast all unsere evangelischen Theologen ausbrachen, als man den Gedanken aussprach, sie vom Soldaten- und Kriegsdienst zu befreien; jener Schrei brach aus der vollsten unchristlichen Gesinnung hervor. Er bewies, daß in den Herzen dieser Männer der Geist Christi für diese Dinge bis auf die letzte Spur ausgetilgt war, daß die evangelische Kirche hier jede Berührung mit dem Worte Christi verloren hat. In feurigem Patriotismus

gaben sie dem Kaiser, was des Kaisers ist und verspotteten das, was Gottes ist. Es liegt bei Jedem, was er als sein höchstes Ideal bezeichnen will, dem er alle anderen unterordnet. Vielfach widerstreiten und durchkreuzen sich diese Ideale, und wer das Eine erreichen will, muß oft ein Anderes opfern und zerstören. Der Patriot, dessen ganzes Empfinden in Nation und Vaterland aufgeht, hat das Ich-Recht, nichts so bitter zu verurteilen, wie eine vaterlandslose Gesinnung, und das Recht sich zu freuen, daß die nationale Idee des neunzehnten Jahrhunderts, die so viel Bewegung und Erregung, Revolutionen und Kriege heraufführte, viel Gesundes und Tüchtiges auch, selbst die christliche, die religiöse Idee bei jenen Theologen völlig in ein Nichts auflösen konnte. **Aber auch nur der Patriot hat dieses Recht.** Wer aber andere, für sich höhere Ideale weiß, wird und muß in gegebenem Fall mit demselben Rechte seinem Ideal das ihm minderhohe nationale zum Opfer bringen, wie der Patriot z. B. vom „Frieden" nichts wissen will, wenn er den Krieg der Ehre seines Volkes schuldig zu sein glaubt. So ist es zu allen Zeiten gewesen. Die Sozialdemokratie thut da nichts Anderes, als was jede politische und religiöse Partei stets für ihr gutes Recht hielt. Die Männer der evangelischen Kirche, welche so wehmütig über die vaterlandslose Gesinnung ihrer politischen Gegner klagen, sollten zunächst vor ihrer eigenen Thür kehren. Sie selber stellten und stellen vielfach den Glaubensgenossen über den Landesgenossen. „Thut Gutes Jedermann, zu allermeist aber den Glaubensgenossen," nicht etwa den „Volksgenossen" heißt das Motto des „Gustav Adolfs-Vereins;" und der spanische Protestant ist dem Pastor Fliedner gewiß ein teurerer Freund, als der ultramontane Caplan in Westfalen. Ohne Zweifel bringt die confessionelle Trennung viele Gefahren für unser Volk. Nun, wenn unsere Pfarrer so sehr patriotisch sind, warum kehren sie nicht aus eitel Patriotismus in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurück? Unbekümmert um die Leiden und Nöten eines Bürgerkriegs griff die evangelische Kirche die Waffen auf, als es den Glauben zu verteidigen galt, und das Andenken eines fremden Krieges steht noch heute bei ihr in höchsten Ehren, der Sieg bei Lützen über das deutsche Reich gilt als Ruhmestag der deutschen evangelischen Kirche. Nun, Herr von der Goltz, so vergessen Sie doch nicht über dem Splitter in des Bruders Auge den Balken im eigenen.

Das Christentum hat nicht nur nicht die Pflicht, sondern auch nicht das Recht, irgend eine Form der Monarchie vor den Angriffen der Demokratie zu schützen, staatliche Einrichtungen zu erhalten, Gesellschaftsordnungen zu schützen. Jedes Recht geht ihm ab, Communismus oder Anarchismus zu verurteilen. In seinem Glauben an einen überall eingreifenden, über alles waltenden, auch das Geringste bestimmenden Gott kann es wohl in einer augenblicklich bestehenden Regierungsform eine von „Gott gewollte Ordnung" erblicken; aber es wäre absurd, zu behaupten, daß diese augenblicklich gewollte Ordnung auch eine dauernd gewollte sei, da ja thatsächlich diese Ordnungen sich ewig ändern, die Sklaverei einst auch zu den göttlichen Ordnungen gehört hat und ebenso die uns heute unsittlich dünkenden Eheverhältnisse der Patriarchen. Wo steht das Christuswort, welches uns bedeutet, daß die heute bestehende äußere Ungleichheit, der Unterschied der Stände und Kasten, von Herren und Knechten, Fürsten und Unterthanen, zwischen Reich und Arm etwas Notwendiges ist und ewig währen soll? Freilich, „den Fürsten ist der Herrgott der Knecht Ruprecht", sagt Schopenhauer, „mit dem sie die großen Kinder zu Bette jagen, wenn nichts Anderes mehr helfen will, daher sie auch viel auf ihn halten." Und nichts zu sein, als solch ein Knecht Ruprecht, war in vielen Zeiten [illegible] Ehrgeiz der Kirche. Sie möchte nur gar zu gern beweisen, daß man ihrer im Staate nicht entbehren kann, doch findet sie da weiter nichts als [illegible]

Wort „Seid unterthan der Obrigkeit," und das Christuswort „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist." Aber das Indifferente, was diesen Worten inneliegt, verwischt sie, und sie wiederholt sie so oft und immer mit solchem Nachdruck, daß es den Anschein gewinnt, als läge darin Anfang und Ende des Christentums, gewissermaßen das No. I-Gebot. Aber indem sie diese Worte wiederholt, trägt die Kirche nicht die Züge Christi, sondern grade die des Pharisäers, der den Zinsgroschen in der Hand wägt und lauernd ausspionirt: Bist Du kaisertreuer Monarchist oder nicht, Patriot oder nicht? Groß klingt das Wort im Munde Christi und seines Apostels, indem diese mit fester Gewalt darauf hinweisen, daß der Gott völlig zugewandte Christ für die Bedürfnisse eines irdischen Staats- und Reichslebens gar kein Empfinden hat. Wendet es die Kirche aber, den Geist des Wortes völlig verkehrend, im staatlichen Leben selber an, dann schmiedet sie aus dem Wort eine Fessel, die jede natürliche Bewegung unmöglich macht, sie predigt eine starre Unabänderlichkeit, eine tote Unterwerfung unter jede Willkür und schiebt dem Worte keinen anderen und besseren, vernünftigeren Sinn unter, als: Ruhe ist die erste Bürgerpflicht. Wie denn auch freiheitlich-humanitäre Errungenschaften, wie Aufhebung der Sklaverei u. s. w. ganz ohne Mithülfe der Kirche zu Stande gekommen sind. Wohl hätte das Christentum wiederum das Recht, eine gewaltsame Revolution als etwas ihrem Empfinden und ihren Geistesanschauungen Widriges zu verwerfen. Aber man kann Sozialdemokrat und Nichtchrist sein, und doch gleichfalls eine gewaltsame Erhebung als das schlimmste aller Mittel ansehen. Wie denn auch thatsächlich die Sozialdemokratie von heute sich vielfach entschieden dagegen verwahrt hat, daß sie mit revolutiären Plänen sich trage. Der Kirche aber muß man leider durchaus das Recht verweigern, hier pharisäische Klagerufe auszustoßen, da sie niemals ihre Stimme gegen den Mord der Kriege laut werden ließ. Mögen unsere Pastoren in diesem Punkt zunächst vor den Fürsten ihre Stimme ebenso laut und nachdrücklich erheben, wie vor den Arbeitern, dann wollen wir weiter mit ihnen verhandeln.

Wer aber im neuen Testamente selber mit unbefangenem Auge zu lesen gewohnt ist, der kann gar keinen Zweifel mehr daran hegen, daß die auf das Leben angewandte Christuslehre nicht mit den herrschenden politischen Gedanken, sondern mit denen der Sozialdemokratie die allernächsten Berührungspunkte hat. „Es sollte der evangelischen Christenheit die Schamröte ins Gesicht treiben", sagte der Pastor Quistorp, „daß die gottfeindlichen Sozialdemokraten eine ganze Reihe Forderungen aufgestellt haben, die sich durchaus mit den Anschauungen der Bibel decken, während eine große Masse Christen darüber im Zweifel sind, ob diese Forderungen auch erfüllt werden können und müssen." Möchte aber Herr Pastor Quistorp sich da auch einmal überlegen, ob Leute mit solchen Forderungen denn wirklich so verworfene Menschen sind; ob er und die anderen christlichen Pfarrer, die von den Utopieen des Sozialismus reden, nicht ähnlich handeln, wie die, welche immer überlegen, ob die christlichen Forderungen denn auch durchführbar sind? Die sozialistische Utopie — die christliche Utopie: sie stehen auf einer und derselben Linie. Unausführbar nennt die Trägheit und Gewohnheit alles, was sie zwingt, die gewohnten Geleise zu verlassen. Zeigen uns die Utopieen das Schönere, Bessere, so bleibt uns nur Eins zu thun übrig: arbeiten wir, um es zu erreichen, suchen wir wenigstens und vor allem — zu wollen.

Die unter den sozialdemokratischen Arbeitern allerdings häufiger verbreitete Meinung, als sei auch Christus ein sozialpolitischer Agitator gewesen, kann man nicht gut ernst nehmen. Aber sicherlich ergeben sich aus seiner Lehre notwendige Forderungen für das diesseitige Leben, die durchaus den letzten Zielen der Arbeiter-

bewegung entsprechen. Der biblische Sozialismus und dieser neuere Sozialismus gehen von verschiedenen Anfangspunkten aus, aber sie treffen sich, was das staatliche und gesellschaftliche Leben angeht, in den Endergebnissen. Unsere Kirche geht ja stillschweigend in weitem Bogen um das Wichtigste und Höchste herum. Aber Niemand besteht so fest wie Christus darauf: Wer nicht sein Alles giebt, giebt Nichts. Es ist kein Paradox, keine Uebertriebenheit, wenn Christus fordert, allen Besitz von sich zu werfen und mit den Armen zu teilen. Gerade diese Forderung kehrt in immer neuen Formen wieder. „Ihr sollt nicht Schätze sammeln auf Erden.“ „Ihr sollt nicht Gold, noch Silber, noch Erz in Euren Gürteln haben. Auch keine Tasche zur Wegfahrt, auch nicht zween Röcke, keine Schuhe, keine Stecken.“ „Willst Du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe, was Du hast und gieb's den Armen.“ „Verkaufet was Ihr habt und gebt Almosen.“ „Ihr könnt nicht Gott und dem Mammon dienen.“ Ganz natürlich und selbstverständlich erwächst aus der Christuslehre die Anschauung, daß allerdings „leichter ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher ins Reich Gottes komme.“ Es heißt, sie nicht verstehen wollen, wenn man nicht klar und kalt zugiebt, daß Herr und Christ, Kapitalist und Christ sein, zu den Unmöglichkeiten gehört. Ein christlicher Herr — das ist ein Widerspruch in sich selbst. Ein christlicher „Herr“ müßte wie Buddha von dem Throne steigen, sein Scepter zerbrechen und unter die Armen gehen. Es heißt Christus verspotten, wenn man von der Gleichheit der Menschen vor Gott redet und zugleich die gröbste Ungleichheit auf Erden verlangt und fördert. In der Erhebung eines Herrn über Millionen „Unterthanen“ liegt die Quelle aller Ungleichheit. Mit voller Deutlichkeit spricht sich daher auch Christus gegen die Monarchie aus: „Ihr wisset, daß die weltlichen Fürsten herrschen und die Oberherren haben Gewalt. So soll es nicht sein unter Euch; sondern so jemand will unter Euch gewaltig sein, der sei nur Diener.“ Und die Umwandlung des Privateigentums in Gemeineigentum, die wirtschaftlichen Forderungen der Sozialdemokratie, nein, noch weit mehr, die des Communismus, werden sie nicht geradezu im neuen Testament aufgestellt? „Alle aber, die gläubig geworden waren, waren beieinander und hielten alle Dinge gemein. Ihre Güter und Habe verkauften sie und teilten sie aus unter alle, nachdem jedermann not war. Keiner sagte von seinen Gütern, daß sie sein wären, sondern es war ihnen alles gemein. Es war auch keiner unter ihnen, der Mangel hatte, denn wie viel ihrer waren, die da Äcker und Häuser hatten, verkauften sie dieselben und brachten das Geld des verkauften Guts und legten's zu der Apostel Füßen; und man gab einem jeglichen, was ihm not war.“ Und diese von den Aposteln, den ersten Christen eingesetzte Ordnung des Communismus soll eine „ungöttliche Ordnung“ sein, eine dem göttlichen Willen widersprechende? Solches oberflächliches Christentum treibt wahrlich Gotteslästerung im Dienste der herrschenden irdischen Gewalten und, wenn es von „Utopieen“ spricht, verspottet es zugleich das „Neue Testament“. Die Lehre Christi führt notwendig zu jenem idealen Anarchismus, der Staat, Gesetz und Zwang verwirft, und den vernünftigen, den ethisch vollkommenen Menschen heranzüchten will, für den jedes Gesetz eine Ueberflüssigkeit ist, da es ihm zur Natur geworden, das Gute zu thun, das Schlechte zu meiden, gerade wie der Baum aus seinem Organismus heraus Blüten treibt.

Aus diesem Anarchismus heraus hat Christus auch mit aller Deutlichkeit gegen die Familie gepredigt. Wenn unsere Christlich-Sozialen mit so viel Zorn den Sozialdemokraten vorwerfen, daß sie die Familie, die Ehe angreifen, — ja, wie wollen sie gegen Christus sich verteidigen, der ja selber die Ehe zerstört? Die Ehe ist eine kirchliche Einrichtung, nicht eine von Christus gewollte. Der Kampf gegen diese Einrichtung richtet sich in keiner Weise gegen die Lehre Christi. „So jemand zu

mir kommt," heißt es vielmehr in dieser, „und hasset nicht seinen Vater, Mutter, Weiber, Kinder, Bruder, Schwester, auch dazu sein eigenes Leben, der kann nicht mein Jünger sein." Und an anderen Stellen: „Und wer verläßt Häuser oder Bruder oder Schwestern, oder Vater oder Mutter oder Weib oder Kinder oder Aecker um meines Namens willen, der wirds hundertfältig nehmen und das ewige Leben ererben." „Ich bin gekommen, den Menschen zu erregen wider seinen Vater, und die Tochter wider ihre Mutter und die Schnur wider ihre Schwieger." Das ist gewiß kein leichtsinniger Angriff auf Ehe und Familie, sondern der tiefen Erkenntnis entflossen, daß jene völligen Hingabe an Gott, wie sie Christus fordert, oft gerade die irdische Liebe zur Familie, zu Weib und Kind am meisten verhindert. Ein hohes Ideal widerstreitet einem höheren, das Gute unterdrückt das Bessere. Christus erkennt bereits die Beschränktheit und Engherzigkeit einer nur auf Blutsverwandtschaft begründeten Liebe gegenüber der allgemeinen, alle Menschen umfassenden Liebe. So sollten auch unsere christlichen Pfarrer vorsichtig sein, und wenigstens darüber nachdenken, ob es nicht etwa eine viel höhere Sittlichkeit ist, welche die Ehe verwirft, als die, welche sich zu ihrer Vorkämpferin aufwirft vor allem nur, weil diese im Besitz und im Recht ist.

Mag dem aber auch sein, wie ihm wolle. Jedenfalls muß die Kirche, welche sich als die berufene Vertreterin des Christentums ausgiebt, und als Sendbotin Christi parteilich in die politischen und wirtschaftlichen Kämpfe der Gegner eingreift, ganz anders gründlich als bisher untersuchen, ob und wieweit denn überhaupt die rein sozialen Bestrebungen der Arbeiter dem Geist, gewissermaßen dem „Staatsideal", der reinen und echten christlichen Lehre zuwiderlaufen. Eine solche ruhige und unparteiische Untersuchung ist das Erste und Allerwichtigste, was wir zunächst von ihr einmal verlangen müssen. Bis heute ging man daran oberflächlich vorüber. Daß die herrschenden Ideen und Gewalten die besten sind, der heutige Staat ein christlicher ist, weil er sich so nennt, daß die Sozialdemokratie, wenn auch nur um ihrer Utopieen willen, bekämpft werden muß um jeden Preis, nimmt man von vornherein als selbstverständlich an. Man glaubt unbesehen, wie Luther, gegen die Bauern und für die Fürsten reden zu dürfen. Man schwört auf unsere Verfassungen, auf alle herrschenden Ueberzeugungen, unbekümmert ob die Lehre Christi Ja oder Nein dazu sagt.

Auf sicherstem Grunde stände man freilich, wenn man, wie gesagt, volle Unparteilichkeit walten ließe. Das wäre aber nur möglich, wenn die evangelische Kirche den Mut und die Kraft hätte, all ihre tausendfachen Beziehungen zum Staate zu lösen. Und diesen Mut wird ihr wohl Niemand zumuten, da unsere Pfarrer zunächst einmal ihre ganze materielle Existenz auf's Spiel setzen müßten.

Aber nehmen wir selbst den äußersten Fall! Es bilde sich in der evangelischen Geistlichkeit eine rein demokratische Partei, die, wie früher der englische Puritanismus, revolutionären Charakter trägt, und rückhaltslos die sozialdemokratischen Bestrebungen zu den ihren macht. Gewiß wären dann die Aussichten einer Verbreitung des Christentums unter der Arbeiterwelt verhältnismäßig am günstigsten. Doch kann wohl die christliche Weltanschauung der modernen gegenüber den Sieg behalten, wird nicht das Christentum zuletzt auch in seinen religiösen Ideen und Anschauungen überwunden werden? Alle, welche heute, oft etwas sentimental, vom Christentum schwärmen, weil es die Liebe und das Mitleid verkündet, sollen allerdings nicht vergessen, daß gerade die Lehre „Liebet Euch untereinander" nicht eine ausschließlich christliche ist, daß sie dem materialistischen Positivismus ebenso

gut angehört, wie fast allen Religionen und Ethiken der Kulturvölker. An die Zukunft tritt aber die Aufforderung heran, endlich einmal das schöne Wort zur That werden zu lassen. Die hergebrachte Wohlthätigkeit ist jedenfalls dazu nicht im Stande.

Impressionistische Glossen zur Berliner Kunstausstellung.

Von **Hans Schliepmann.**

I.

Die große Kunstbude ist wieder von Jahrmarktstreiben erfüllt, und seit Monatsfrist ist es nöthig, schon „dagewesen" zu sein. Man hat diesmal wieder alle Register spielen lassen wollen. Auf der Partitur stand „international"; es mußte daher die ganze große Orgel blasen und pfeifen. Leider gab ein Hauptregisterzug statt der Friedenstöne einen bösen Wind: die Franzosen hatten wieder einen Anfall von Amoklaufen bekommen. Als Ersatz dafür hat man uns dann die große Trommel aufgespielt und auch das Militär endlich mit künstlerischen Bestrebungen bekannt gemacht, indem Infanterie und Kavallerie bei der Eröffnung in geschlossenen Gliedern und bei klingendem Spiele die Ausstellung betreten durften — diesmal freilich nur die Vorhöfe der Herrlichkeiten; aber wer will in unserer Zeit sagen, was das nächste Mal kommt? Jedenfalls war dieser Paukenschlag das einzige Niedagewesene der ganzen Ausstellungssymphonie; international war er freilich nicht; dafür aber um so preußischer und verheißungsvoller für unsere Kunst. Denn nicht eher kann von Staatswegen eine Förderung für jene erwartet werden, als bis eine Verschmelzung mit dem Militarismus gelungen ist. Wenn erst Warthmüller und Röchling Generale der Malerei sind, wird endlich das Tohuwabohu unserer Kunstrichtungen in einen ästhetischen Parademarsch ausexerziert sein.

Es wäre ein Segen, wenn „Richtung" in die Kolonnen käme, ernsthaft gesprochen! Denn es ist ein verwirrendes Treiben in unserer Kunst, bei dem dem braven deutschen Einschachtelungs- und Etikettierfanatiker längst die Pfeife ausgegangen ist. Und gar der Mensch von „Bildung" hat seine liebe Noth. Das Mitreden wird immer schwerer gemacht, besonders da einige der jüngeren Herren Kunstkritiker neuerdings auch anfangen, „in Zungen zu reden", statt säuberlich Prädikate zur gefälligen Verdauung zu tranchiren. Es ist freilich erst vollends das Gegenteil von Genuß, über diesen Bilderschwall urteilen zu sollen. Möglichst kurz, möglichst allumfassend und möglichst schnell, wie es eine flotte Tageszeitung dem ungeduldigen Abonnenten gegenüber für nöthig hält. Wer nur eine Spur von Verantwortlichkeitsgefühl hat, dem wird als Kritiker der Ausstellungsbesuch zur Höllenpein. Hier ist die Arbeit von Jahrhunderten — 4702 Nummern, deren jede Monate zur Herstellung bedurft hat, — und man soll sie mit kurzen Phrasen abmachen, das Talent aufstöbern, den Käufern das Gute warm ans Herz legen, die Verirrungen geißeln — und schließlich doch das alles nur, weil's einmal mitgemacht werden muß!

Denn man fragt immer häufiger nach dem eigentlichen Wert dieses Kunstjahrmarkts. Ist es nicht trotz alles äußerlich großartigen Apparates ein innerliches Banausenthum? Weit über menschliche Aufnahmefähigkeit ist der Stoff hier zusammen-

gehäuft, ein Gegenstand den anderen beeinträchtigend, vernichtend. Dazu diese plappernde schurfende Menge, die die Kunst im Vorbeigehen wie eine Haselnuß vom Strauche knackt, alle jene Veranstaltungen, die solche Kunstgenußauffassung beinahe, heitlig sprechen, das Gedudel und Geschmetter der Doppelkapellen, die Lästerallee die Wurst- und Kaffeemassentilgung, die Dämchen: — es ist mehr Farce geworden, als Kunstübung geblieben!

Freilich, wir haben noch nichts Besseres, um Angebot und Nachfrage in Kunstsachen in Szene zu setzen, was ja doch, wenn wir die Illusionen von Kunstliebe und Verständnis beim Publikum einmal ernstlich beiseitethun, der letzte Grund der Ausstellungen ist. Deshalb regt sich auch gerade dort, wo Kunstliebe noch wirklich zu Hause ist, am lebendigsten der Widerwillen gegen die Ausstellungen mit ihrem Thorentreiben und ihrer kunstwidrigen Massenanhäufung. Auch den Künstlern muß allgemach der Wunsch kommen: Besen, Besen, sei's gewesen! Nur wird keiner den Mut haben, das Zauberwort zuerst auszusprechen, und vorziehen, des idealen Daseinskampfes halber lieber einige Quadratmeter Leinwand mehr zu bemalen oder eine noch ganz unerhörte MoritHat in Szene zu setzen, in welch' letzterer sinniger Schöpferthätigkeit die romanische Rasse der unseren entschieden „über" ist. Wenn unsere Maler ihr aber doch nur solchen Vorzug ruhig gönnen wollten! Aber auch bei uns ist die große Hatz eröffnet, der „fröhliche Daseinskampf", in dem ja wohl alles Edle emporkommen soll, — so auch die Reklame in der Kunst.

Dieser Ausstellungsüberdruß ist nicht nur eine spezifisch persönliche Erfahrung. Er tönt aus der fast stehenden Gesprächswendung: „Ausstellung gewesen? — Gott la! Is ja nüscht!" die aus der Sphäre berliner Blasiertheit mit sprachlicher Verfeinerung bereits in geistig durchaus hochstehende Kreise gedrungen ist.

Das ist doch ein schlimmes Zeichen!

Wenn nur der Kunstbummler noch die Gewohnheitspflicht des Dagewesenseins pflegt und wenn nur der Bummelkünstler noch rechte Freude an den Ausstellungen hat — um deswillen, was drum und dran ist — so liegt doch ein tiefinnerlicher organischer Fehler in dem Neuzeitkinde Ausstellung.

Ich habe mich redlich bemüht, ohne Parteilichkeit zu entdecken, ob denn wirklich mit der Ausstellung oder mit der Empfänglichkeit des Publikums „nichts los" sei. Ich konnte es um so eher, als ich mit dem fröhlichen Bewußtsein durch die Bildersäle gegangen bin: Gottlob, daß du das alles nicht zu beschreiben brauchst! (Diese Glossen hier sind nämlich ganz gegen die Abrede mit mir selbst und der verehrten Redaktion erst entstanden, nachdem den ersten Unglücklichen, der das Kreuz auf sich genommen, ein guter Zufallstern in letzter Stunde noch vor der Passion bewahrt!) Und erst als ich allmählich heimisch geworden, und mich lediglich als Kunstfreund fühlte, lernte ich erkennen: an den Kunstwerken liegt's nicht so sehr! Rundum verstreut ist doch eine ganze Menge von Liebenswürdigkeit, Feinheit, Ursprünglichkeit und Größe künstlerischen Empfindens und Vermögens. Es liegt mehr an der Inszenierung, an uns selbst. Uebersättigt vom guten Mittelmäßigen, das uns seit Jahren reichlich aufgetischt wird, in einer Zeit ästhetischen Theorienfanatismus, mit so und soviel Forderungen vollgepfropft: Die Kunst soll und soll und soll nochmals, und doch ohne ein klarumrissenes Zukunftsbild vor Augen; von widerstrebendsten Richtungen aus einer Stimmung in die andere geschleudert: wie können wir da noch naiv aufnehmen, was ein Künstler schafft? Und ist's gewiß ein verzeihliches Hoffen von unserer Zeit, das Kunstwerk des neunzehnten Jahrhunderts nun endlich zu fordern, das weder Rauch noch Begas, weder Cornelius noch Uhde, weder Menzel noch Lenbach uns so recht all- und einleuchtend gebracht haben, so haben wir doch

von ihnen und manchem Anderen ein Kunstwerk, das würdig Zeugnis ablegen wird von dem, was unsere Zeit erfüllte. Monumentale Leistungen allerersten Ranges hat die Weltgeschichte in jedem Jahrhundert nur verzweifelt wenig gebracht. Monumentales wird auch unsere Zeit am wenigsten schaffen können. Was wir aber doch allmälich als neuen Besitz erringen, davon zeugt doch auch mannigfach diese Ausstellung.

Journalistische Fälle.

Kein Sommer ohne Preßskandal. Die aus den Bädern Heimkehrenden empfing der Fall Lindau voriges Jahr, heute entläßt die glücklichen Ferienreisenden der Fall Klausner und der Fall Marx. Beide haben wir nicht in der Maienblüte ihres Daseins greifen mögen, so lange das Persönliche und Sensationelle noch vorschlug, aber der Betrachter des modernen öffentlichen Lebens darf ihnen auch nicht ganz vorübergehen: alles was konventionelle Mißbräuche der Presse aufdeckt, was die Bedingungen klarlegt, unter denen öffentliche Meinung gezeugt wird, ist seiner Aufmerksamkeit willkommenes Objekt.

Um die Beziehungen von Zeitung und Theater handelt es sich im ersten Falle. Zwischen einem Berichterstatter und einem Direktor sind zuerst wörtliche und dann thätliche Injurien ausgetauscht worden, und das Blatt hat die Bühne geboykottet: für den Berliner Courier ist das Berliner Theater todt. Die tiefere Quelle der Irrungen sprudelt verborgen; was aber zu Tage liegt, ist der Mißbrauch der Freibillets. Ich bitte um Entschuldigung für die Tautologie: Freibillet ist ja an sich ein Mißbrauch. Aber Herr Klausner hat gewußt, ihn zu potenzieren; und nach Angaben des Herrn Barnay, denen er nicht widersprochen hat, empfing der Berichterstatter des Berliner Courier im Laufe einer nicht zu langen Zeit mehrere hundert Freikarten. Da eine Liebe der andern wert ist, glaubte der Direktor nun auch auf kritisches Wohlwollen rechnen zu können: er sah mehr auf gute Behandlung, als auf hohen Lohn an der Kasse; als aber das Wohlwollen abnahm und die Gesuche um Freibillets stiegen, nannte Herr Barnay, in seiner scherzhaften Weise, Herrn Klausner einen Ehrenfreiberger, hing ihm den Kartenkorb höher, und es erfolgte die Katastrophe.

Bemoralisieren wollt ich nicht im Falle Lindau und bemoralisieren möchte ich auch hier nicht; darum lasse ich die ethischen Persönlichkeiten der beiden Herren gern außer Acht und spreche nur ganz sachlich-kurz von diesem unglückseligen Freibillet, das schon mehr Unglück gestiftet hat, als mißlungene Schiedsmannssprüche und schallende Ohrfeigen. Um so unbefangener darf ich davon sprechen, als ich an jenem Mißbrauch keinen Teil habe und vor dem Zauber des Freibillets mich gefeit weiß. Ja, ein Zauber! Es ist nicht zu sagen, wie paradiesisch reizvoll den Sterblichen, Tertianern und Ausgewachsenen, Dienstmädchen und Cavalieren, das Danaergeschenk der Theaterdirektoren erscheint. Seit kein römischer Kaiser ihr mehr panem et circenses stiftet, hat die liebe Menge auf die Imperatoren der Kritik ihr Hoffen gesetzt; und auf keine Weise kann der kunstrichtende Mann seinen Portier und seine Wäscherin dankbarer stimmen, durch kein Mittel gewinnt er die Gunst sparsamer Hausfrauen sicherer, als durch das Billet mit dem verräterisch-blauen Strich. In Paris, ich will es nur gestehen, hab ich in jungen Tagen einmal eine Karte erstanden, auf dem ich den kompromittierenden Stempel: Service de la claque zu spät erst erblickte; aber selbst auf diesem Sitz habe ich mich so unbehaglich nicht gefühlt, als auf den geschenkten Referentenplätzen unserer Theater: denn der Applaus dort war im stillen Pakt dennoch nicht einbegriffen, hier aber schwebt über jedem Freibillet leuchtend das ungeschriebene Wort: Geschenktem Gaul sieht man nicht ins Maul.

Schon der Referentenplatz für die erste Vorstellung, in der Doppelzahl zumeist für „Herrn und Frau Doktor“ geleistet, dünkt mich ein Mißbrauch; denn welche Gefälligkeit hat der [illegible] bieten, der Gefälligkeit des Theaterdirektors zum Entgelt? Aber auf

keine Weise zu rechtfertigen, scheint mir, ist die Forderung von Freiplätzen in zahlreichen Wiederholungen, wie sie der Berichterstatter des „Courier“ erhoben — Plätze zum Gebrauch für Hinz und Kunzin, deren sehr reellen Tauschwert man nicht verkennen wird. Ein fleißiger Kartophil, der im eigenen Namen, im Namen der Redaktion und befreundeter Kollegen alle Chancen zu nutzen versteht, systematisch und unentwegt, kann es so bei der Unzahl unserer Theater und Zeitungen, zu einer, ich hätte beinah gesagt schwindelhaften Höhe bringen; es ließe sich eine hübsche hypothetische Statistik darüber aufmachen, mit Wahrscheinlichkeitsrechnung und Permutationen. Und der dem geheiligten Brauch also ehrfürchtig Opfer gebracht, geht dann hin, mit der Miene des Aristarch, und befördert, sachlich und gerecht, seine Rezensionen zum Druck. Nur ein völliger Verzicht auf alle Referentenplätze, in jeglicher Gestalt, kann von so verhärtetem Unfug uns befreien; lieber ein Uebermaß von Vorsicht als diese Connivenz, die der Fall Klausner offenbart. Von den großen Berliner Blättern ist meines Wissens nur die Vossische Zeitung vorangegangen, den Mißbrauch abzustellen; möchten ihr recht viele folgen — auf diesem Wege, nicht auf jenem andern, den der Fall Marx bezeichnet.

Herr Paul Marx, den wir das Vergnügen haben unsern Mitarbeiter zu nennen, ist aus der Vossischen Zeitung nach dreijähriger Thätigkeit als Redakteur entlassen worden, weil er von einem Kollegen als Jude „denunziert“ wurde — diese Thatsache scheint trotz einiger Pro und Contra festzustehen. Ob es der Besitzer der Zeitung, Herr Geheimer Justizrat Lessing war, oder der Chefredakteur, Herr Stephany, der dem Juden kündigen zu müssen glaubte, ist uns eine Personenfrage von minderem Belang; das Wesentliche bleibt, daß die Vossische Zeitung, welche theoretisch den Antisemitismus bekämpft, ihm praktisch anhängt bis in seine äußersten Consequenzen.

Bis in die Consequenzen! Kauft bei keinem Juden, raten die Antisemiten; die Vossische Zeitung aber geht noch einen Schritt weiter: sie macht einen bereits geschehenen Kauf rückgängig, und verzichtet auf eine Waare, die sie schätzte, so lange sie ihren jüdischen Ursprung nicht kannte. Drei Jahre hat Herr Marx in der Redaktion gesessen, und man hat von seinem Semitentum nichts bemerkt, weder äußerlich noch innerlich, weder in seinen Manieren noch in seinem Denken. Seine Nase hatte Niemand krumm genommen und sein Geruch war lieblich vor dem Herrn. Seine Abstammung stand so wenig in Frage, wie man sich darum kümmerte, ob er etwa eine Vorliebe für kalte Bäder hätte oder ob er Mitglied der Freien Bühne sei; auf seine Leistung übte jene so wenig, wie dieses, irgend einen Einfluß. Man muß sich das recht deutlich machen, um die ganze Brutalität zu erkennen, welche der Inverruferklärung eines eben noch Geschätzten anhing: gestern geachtet, heute geächtet.

Es konnte nicht fehlen, daß man den Namen Lessing lächelnd unterstrich in solchem Falle; und daß man gegen den schiebenden oder geschobenen Großneffen Gotthold Ephraims die Manen des „Nathan“-Dichters aufrief. Nun ist es ohne Zweifel ein arger Unfug, den Lebenden mit edlen Todten schrecken zu wollen: Niemand kann von mir verlangen, daß ich die Meinung des Vorfahren meine, selbst wenn er groß war, und ich bin klein; denn gegen den Zwang der Ueberlieferung empört sich jede Generation von Neuem und ganz natürlich trennt eine Kluft der Anschauungen „Väter und Söhne“. Im Namen der Pietät den Heutigen in gewesene Normen zu bannen, kann darum nur die Sache unfreier Geister sein; anders aber stellt sich freilich die Frage, wenn der Lebende selbst zu den Idealen des Todten sich freudig bekennt, und ihm Denkmale errichtet in Marmor und auf Druckpapier. Wer den „Nathan“ herausgiebt und es geschehen läßt, daß der Jude Marx entlassen wird, dem wohnen allerdings zwei recht verschiedene Seelen in der breiten Brust; und weniger an den Nathan läßt er uns denken, als an den Patriarchen, wenn auf alle Einwände, von der Tüchtigkeit und Bravheit des Inkulpaten, doch nur die eine Antwort gehört wird: „Thut nichts! der Jude wird — entlassen.“

Entlassen — das Wort klingt uns allen hart ins Ohr, weil es die Vorstellung wirtschaftlicher Abhängigkeit mit sich herauf führt. Derjenige, der die öffentliche Meinung mit starken Worten Tag für Tag ausspricht, ist oft nur ein Arbeitnehmer, der kurzer Hand entlassen werden kann: es ist ganz gut, wenn die Zeitungsleser sich diesen Umstand recht deutlich einprägen wollen. Nicht er leitet das Blatt in so vielen Fällen, aber auch

nicht der Arbeitgeber leitet es: „das thun die Abonnenten, das aufgeklärte Publikum, die Hausbesitzer und all die andern" sagt Ibsen im Volksfeind treffend, und seiner Aufzählung wäre nur ein wichtiger Faktor noch nachzutragen: die Inserenten. Diesen wirklichen Großmächten thut die sogenannte Großmacht Presse gar manches zu Liebe; und vielleicht erklärt es sich auch daraus, wenn im Falle Marx der zuerst offen zugestandene Grund der Entlassung nun sanft verschleiert wird mit Kunst und Künsten.

In Augiers „Fourchambaults" giebt es einen Aktschluß, der, theatralisch zugespitzt wie er ist, doch niemals seines Eindrucks verfehlt. Madame Fourchambault will mit vorsichtigen Worten ihren Gast, Marie Letellier, aus dem Hause hinauspersuadieren; die aber bäumt sich auf und ihre ehrliche Entrüstung verkehrt die Lage ins grade Gegenteil: „ich jage Sie hinaus!" ruft sie der reichen Dame zu, mit drohender Geberde. So hatte man auch den jüdischen Journalisten noch eine Weile in der Breiten Straße belassen wollen, und den Eklat suchte man zu meiden; doch der verlangte so barmherzige Schonung nicht und er, der Arbeitnehmer war es nun, der den Arbeitgeber entließ. Wenn die Vossische Zeitung den Juden noch einige Monate hatte dulden wollen, so wollte er nicht einen Tag länger die Vossische Zeitung dulden. Wir aber drücken dem Genossen die Hand, der dem Unternehmerhochmut mit männlicher Entschiedenheit entgegentrat, zur Ehre des Standes.

Otto Brahm.

Bolette.

Von **Gabriel Finne.**

Autorisierte Uebersetzung von Rosa Blumenreich

(Forsetzung.)

Bommen, schwerfälliger Natur und ungeschliffen, reich an bon sens, aber ohne Respekt für irgend welche Excentricitäten, war von des Mädchens schelmischer Teufelsnatur gefesselt worden. Da sie ihm nun diesen Abend jenes Andre offenbarte — den Weltschmerz — war es ihm, als ob sie ihre Brust entblößte, und er diese von Wunden zerfressen sähe. Aber nur einen Augenblick schmerzte ihn dies. Denn in seiner Oberflächlichkeit betrachtete er das Phänomen nur wie es sich eben zeigte, ohne darauf zu verfallen, nach seinen Wurzeln zu suchen. Und wie in den Sagen der kühne Jüngling den Fischschwanz der Nixe über ihr schönes Haupt vergißt, sah er nicht die Fäulnis der Brust, solange sie mit Linnen bedeckt war.

Er fuhr fort, Bolette zu besuchen und ihr den Hof zu machen; denn er war wieder ganz der Alte. Jenen Ausbruch von Weltschmerz überging er, wenn er in einsamen Stunden die Entwicklung der Bekanntschaft Revue passieren ließ: Gott! das war eben nur eine Augenblickslaune, eine vorübergehende, wahnwitzige Stimmung gewesen.

Für Bommen war es eine wahre Verjüngung, in der Pension zu verkehren, wo eine Gesellschaft von jugendlichen Akademikern und jungen Damen einen Ton munter strömenden Lebens schufen. Er war ein honetter, wohl erzogener Bursche, „schicklich" aus Prinzip. Aber nun ging ihm das Verständnis auf, daß man anständig, jung und fröhlich zu gleicher Zeit sein könne, daß Schicklichkeit nicht gleich Steifheit zu sein brauchte.

Er wohnte bei einer gemütlichen, altfränkischen Dame in einem stattlichen Hause hoch oben in Homansby, und seinen täglichen Umgang bildeten ein paar ebenso brave wie langweilige Theologen von Studentenheim. Wenn nun diese Herren nach alter Gewohnheit Mittags zur Wittwe Blytt schlenderten, um sich eine Pfeife bei Bommen zu „leisten", mußten sie regelmäßig unverrichteter Sache wieder abziehen. Denn zu dieser Zeit saß der gute Bommen gewöhnlich in der Pferdebahn auf dem Wege nach dem Pensionat.

Da kam er so ungefähr nach dem Kaffee an, und wenn er Bolettes Zimmer betrat, fand er gewöhnlich die halbe Pension versammelt. Es schmeichelte ihm, daß er, der fremde Vogel in diesem Neste, schon von Anfang an in jeder Weise wohlwollend aufgenommen

wurde. Er schloß daraus, daß Bolette zu ihren Freunden von ihm mit Achtung gesprochen haben mußte. Bommen war in diesen Nachmittagsstunden ziemlich schweigsam, er fürchtete, von den Dingen nicht in derselben Tonart sprechen zu können, und so lange er schwieg, konnte ja sein Ansehn auf keinen Fall Schaden leiden. Aber desto mehr sprach er mit den Augen, mit seinen braunen, treuen Augen; sie suchten Bolette und immer wieder sie, mit rührender Innigkeit. Und die Studenten kamen trotz dieses günstigen Anlasses nicht mit Stichelreden. Sie hatten das Mädchen wie einen guten Freund lieb, und da dieser Bursche nach Bolette's Beschreibung eine tiefe, intelligente Natur war, mochte er nur immerzu in Frieden seufzen und schmachten — es war ja doch vergebens. Denn ob sie auch mit Bommen noch so sehr kokettierte, sollte dieser sich nur ja nie einbilden, daß die Geschichte mit Lieutnant Simonsen etwa vorbei sei. Und wenn sie auch schwören würde, daß dem so sei, wollten sie es doch nicht glauben. Sie hatten zu viele Beweise dafür gesehen, daß sie bis zum Wahnsinn in diesen Erzbummler verliebt war. Deshalb hatte die ganze Pension Mitleid mit dem stillen, gutmütigen Menschen, wie man etwa Mitleid mit einer Schildkröte auf dem Trocknen hat.

Bommen empfand zuletzt Wohlwollen für jeden einzelnen des munteren Kreises, der nach Tisch sich etwa eine Stunde in Bolette's Zimmer versammelte. Sie waren so ungefährlich, diese Burschen, nur gute Freunde von Bolette, und so gemütlich leichtsinnig alle zusammen; es gab wohl kein Ding zwischen Himmel und Erde, das sie nicht mit der liebenswürdigsten Frechheit diskutierten. Und Bolette war die Seele der Versammlung. Sie saß in ihrem Schaukelstuhl, über sich eine Schlafdecke gebreitet und kommandierte der Reihe nach ihre „Jungen", sie zu schaukeln. Dabei rauchte sie Cigaretten, und Bommen wunderte sich selbst darüber, daß er dies nicht häßlicher fand. Es paßte eben für sie, paßte für diesen Kreis. Im Ganzen bekam er Eigentümliches genug zu sehen. Da war z. B. „Kay", eine rotwangige Landpommeranze, welche ihren festen Platz auf dem Sopha hatte, den Kopf an die Schulter eines vierschrötigen humoristischen Mediziners gelehnt. Er hieß Gubben und hatte immer eine lange schnurbesetzte Pfeife im Munde. Diese zwei hielten stets im Disput zusammen, d. h. Kay flüsterte ihm zu: Was meinst Du, Gubben? und die Antwort, die sie darauf erhielt, warf sie in's Gespräch hinein. Wurde diese nicht mit gebührendem Respekt aufgenommen, so bekam Gubben sein Teil Dann war da des Hauses Tochter, Ingeborg, ein siebzehnjähriges Ding mit südländischem Gesichtstypus. Sie hatte die liebliche Angewohnheit, zur Strafe für jeden Widerspruch ihrem Widersacher mit Spucke ein Kreuz auf's Kinn zu malen. War der Betreffende auch dann noch nicht bekehrt, so riß sie ihn an den Haaren, bis er um Gnade bat. Bommen fürchtete, daß Ingeborg ihn nicht mochte, weil er der Einzige war, der dieser sonderbaren Auszeichnung noch nicht teilhaftig geworden war. Dabei hatte auch er ihr schon einige Male zu widersprechen gewagt.

Nach und nach zog sich ein Student nach dem Andern auf sein Zimmer zurück, um zu arbeiten. Nur Gubben und seine schmachtende Dorfrose blieben noch, bis Bolette sich erhob, die Schlafdecke von sich warf und auf die Uhr sehend, den Andern zurief: „Jetzt müßt Ihr verschwinden, Kinder, mein Mathematiklehrer muß jeden Augenblick erscheinen!"

Unter dem Einflusse des leichtsinnigen Geistes, der in der Pension herrschte, fing Bommens Moral so tief zu sinken an, daß er die Liebenden in der Sophaecke beneidete Wann würde wohl endlich die Zeit kommen, wo Bolette sich so zärtlich an ihn lehnen würde? Eine solche Situation war vorläufig noch das höchste Ziel für seine Liebessehnsucht. Daß auch sie mehr als Freundschaft für ihn empfand, schien er bei mehreren Gelegenheiten wahrgenommen zu haben.

Eines Abends war er mit Bolette, Gubben und Kay im Theater. Sie saßen in einer Loge, den Blicken Aller ausgesetzt. In den Zwischenakten übertraf Bommen sich selbst in geistreicher Conversation nnd war in dem Grade glücklich animiert, daß er es ganz natürlich fand, Bolette mehr als gewöhnlich gefesselt zu haben. Und er glaubte sicher, daß dies der Fall war.

Nach stillschweigender Uebereinkunft gingen die beiden Paare auf dem Heimwege jedes für sich.

„Sie müssen noch ein wenig verweilen und mir Gesellschaft leisten, bis Kay kommt", sagte Bolette, als sie an der Hausthür angelangt waren.

„Wir müssen zur selben Zeit herauskommen, verstehen Sie! Aber wir wollen nicht hier draußen stehen bleiben; es gehen so viele Leute vorbei."

Auf dem ganzen Heimwege hatte Bommen das beseeligende Gefühl, daß sie diesen Abend einander unendlich näher gekommen waren. Sie war wieder die ganze Zeit so mannesfrisch, so sprühend vor Lebenslust gewesen, nicht eine ernste Miene! Und ihr krauses, goldenes Gelock! Wie eine Göttin erschien sie ihm. Als sie nun in dem halbdunklen Hausflur gegen die Mauer gelehnt stand, war sie schweigsam und ihre Züge, soweit er es in dem von der Straße hereinfallenden Lichtschein wahrnehmen konnte, hatten einen wehmütigen Ausdruck bekommen. Bommen fand dies ganz gerechtfertigt; es war eben eine glückliche Wehmut, die sich von der Erinnerung an den so herrlichen Abend herschrieb. Und als er sie so müde hingesunken dastehen sah, fühlte er die Zärtlichkeit des Mannes für das schwache Weib in sich aufquellen. Einige Liebesworte würden für die Stimmung gepaßt haben, aber er fand keine, und plötzlich, ehe er selbst wußte, wie es kam, faßte er sie um den Leib und küßte sie innig.

Sie entzog sich ihm nicht und stieß ihn auch nicht von sich. Nur schwermütig kam es von ihren Lippen: „Warum thun Sie das? Ist es nur, weil ich ein Weib bin?"

Bommen sah zu Boden. Er wollte antworten: Nein — weil Sie so schön, so reizend sind! — aber da kamen gerade die Andern und er sagte nur: „Gute Nacht!"

Draußen war es mondhell und er fühlte sich zu hochgestimmt, um jetzt den prosaischen Pferdebahnwagen zu besteigen. Nein, er ging lieber nach Haus, durch den Schloßpark, wo des Mondes bleiches Licht durch die dunklen Tannen mit den keimenden grünen Knospen schimmerte.

Ja — er liebte sie, liebte sie unsäglich! — — Und sie hatte sich von ihm küssen lassen! — — —

Aber gleichsam wie der Aal an der Lockspeise leckt und leckt, bis er sich zuletzt an der Angel aufgespießt findet — so genoß Bommen auf seinem langen Marsch durch Homansby die Erinnerung an jene Szene im Hausflur wieder und immer wieder, bis zuletzt nach und nach all' das Schöne durch einen wachsenden Zweifel verzehrt wurde, der sich auf keine Weise verscheuchen ließ — ja bis er nur noch ihre traurige Miene sah, und den schwermütigen Ton ihrer Worte: „Aber Bommen, warum thun Sie das?" heraus hörte. Ja, warum? Weil er sie liebte, sie unsäglich liebte. Aber sie — — — woher kam es, daß sie kalt blieb? Woher, woher? — — Er wußte darauf keine Antwort, und das packte ihn so schwer, daß er die lockeren Cotelettes verschmähte, womit ihm die gute Frau Blytt eine große Freude zu bereiten gedacht hatte.

Er wußte, daß er ein hübscher Kerl war, dazu reich, und glaubte auch durch seinen Verstand und sein Benehmen keinen schlechten Eindruck zu machen. Unter der Bande in der Pension da unten erschien er doch gewiß ganz aristokratisch. Und was Bolette betraf? Gott, sie war ja aus einer unbedeutenden halb Bauern-, halb Krämerfamilie aus dem Westlande! Also was wollte sie da eigentlich? Warum diese Kälte, die er gar nicht für möglich gehalten hätte? Und wie es so geht, erschien ihm plötzlich ihr Bild als jene pessimistische Nihilistin damals in der Conditorei. Nein, nein und tausendmal nein! dachte er, fort damit! Aber trotz all' der Mühe, die er sich gab, um wieder in das meeresfrische Fahrwasser zu gelangen, versank sein Kopf immer tiefer im Schlamm. In seiner Erinnerung tauchte etwas auf, was ihm wie der schwache Schein einer echten Trauer vordämmerte. Ganz plötzlich, eine Minute nur, einen einzigen Augenblick hatte er sie ganz in Traurigkeit versunken ertappen können. Aber er hatte sich früher nie etwas bei derlei Dingen gedacht, da diese Augenblicke sofort von ihrer derben Munterkeit abgelöst und in ihrem herzlichen Lachen ertränkt wurden. Ob diese Heiterkeit vielleicht nicht so ganz echt war? — — —

Und nun krochen diese halbvergessenen und begrabenen Eindrücke wie Fliegen nach dem Winterschlaf hervor, immer mehr und mehr, ganze Schwärme, bis sie zuletzt das Bild seiner herrlichen, glänzenden Bolette vollständig verdunkelten. Nur der Weltschmerz blieb zurück. Die Meeresfrische verschwand: sie war nur ein falscher verlockender Schaum auf dem Kelche des Schmerzes gewesen.

Beide Male — sowohl damals in der Konditorei, wie diesen Abend waren es ja Liebesaffairen gewesen, die den Meeresschaum wegbliesen; ja, es war etwas faul hier, kein Zweifel!

Und Bommen legte sich mit dem festen Vorsatz zur Ruhe, den Erdgrund erst gründlich zu untersuchen, ehe er sein Glücksschloß weiter darauf baute.

Am nächsten Morgen wachte er gut ausgeschlafen auf und sagte zu sich selbst: Ja, zum Teufel, etwas muß dahinter stecken!

Es würde ja sonst ganz unbegreiflich sein, daß sie — ihn verschmähte. Denn, die Sache nüchtern betrachtet — mußte man doch einräumen, daß es Fräulein Ström war, welche die gute Partie machte! Sie hatte nur ihre Liebe zu geben, jawohl, nichts weiter! Und diese sank doch tief im Vergleich zu den Vorteilen, die er von seiner Seite in die Wagschaale warf! Er konnte sie in die alten, vornehmen Häuser einführen, in die sie sonst nimmer ihren Fuß setzen würde. Bommen konnte sie einfach nicht begreifen. Er wagte nicht, einer Annahme den Vorzug vor der andern zu geben, bis zuletzt ein Gedanke, unerträglicher, qualvoller als alle die andern in ihm aufstieg: Wenn sie zu der Art Frauen gehörte, die mit der Liebe nur ihr Spiel trieben? Wenn sie ihn vielleicht nur vor der Bande unten hatte lächerlich machen wollen?

Ja, er sah bereits die rotwangige Landpommeranze an ihres „Gubben" Schulter sich vor Lachen krümmen. Nein, heute wollte er Nichts mit diesen losen Vögeln zu thun haben; er beschloß, sich erst in der Pension einzufinden, wenn Bolette mit ihrer Mathematikstunde fertig war. Und nachdem er also gegessen und getrunken und sich zwei volle Stunden mit Anstand gelangweilt hatte, begab er sich hinunter und bestieg eine Pferdebahn.

Sie weiß es, kein Zweifel! dachte er bei sich, als ihm Ingeborg, die 17jährige wilde Hummel, die Entreethür öffnete, ich sehe es ganz deutlich an ihrer pfiffigen Miene.

„Ist Fräulein Ström zu Hause?" fragte er, sich den Anschein gebend, ihre Schelmerei gar nicht zu bemerken.

„Sie hat noch Stunde, aber wollen Sie nicht einstweilen hier eintreten? — Sehen Sie, Gubben ist ausgegangen, also können wir seine Bude in Beschlag nehmen."

„Wir", das ist frech, dachte Bommen; inzwischen fand er aber aus, daß hier eine gute Gelegenheit wäre, so über dies und das etwas Näheres zu erfahren. Außerdem war das junge Ding so süß, trotz ihres impertinenten Lächelns oder vielleicht gerade darum. Er trat also ein und ließ sich in einer Sophaecke nieder.

„Ach ja!" sagte das Mädchen, welches sich in einen Schaukelstuhl geworfen hatte und denselben mit solcher Gewalt in Bewegung setzte, als ob es sich darum handelte, rücklings einen Salto mortale auszuführen. Das pfiffige Lächeln war verschwunden, und ihre Augen hatten einen treuherzigen Ausdruck bekommen.

„Ach ja!" seufzte sie noch einmal.

Trotzdem glaubte Bommen sicher zu sein, daß sie mit Lachen geladen war; er wagte kaum den Mund zu öffnen, aus Furcht, damit die Explosion der Lachsalve zu bewirken. Er zerrte an seinem Barte und bemühte sich, würdig auszusehen. Und wie sie ihn so betrachtete, mußte sie doch etwas Komisches herausgefunden haben, denn plötzlich:

„Hi—hi—hi—hi ha—ha—ha—ha," sprudelte es heraus.

Also eine Zielscheibe des Spottes gewesen! Lug und Trug! Weiberlist! — Gut! dachte er und rollte seine braunen, gutmütigen Augen so „wallensteinisch" als möglich. Hier gab es für einen Mann von Ehrgefühl nur einen Ausweg — eine giftige Bemerkung machen und dann für immer aus dieser leichtfertigen Höhle verschwinden! Aber diesem kleinen Lachteufel hier, der ihm verführerischer als sämtliche Theaterbackfische erschien, hatte er noch Lust, etwas am Zeuge zu flicken. Er hatte nicht übel Lust, ihr einen Kuß zu stehlen und sie tüchtig zappeln und krappeln zu lassen, bis sie los kam. Doch es kam weder zu einer giftigen Bemerkung, noch zu einem Kusse — sie hielt plötzlich ihren Schaukelstuhl an und sagte ernst:

„Ich weiß es wohl, guter Bommen, daß es häßlich von mir ist, so zu lachen; aber Kay hat mit Bolette gewettet, daß Sie heute noch kommen würden und nun — — —

denn ich bin dessen ganz sicher, aber Sie müssen mir versprechen, es nicht wieder zu sagen — ja ich weiß es ganz gewiß, daß Bolette schrecklich traurig wurde, als Sie heut nach Tisch wegblieben — — —"

Ein großer Stein fiel von Bommen's Herz, ja der größte von allen: die Furcht, in der Pension die Rolle eines Ritters von der traurigen Gestalt gespielt zu haben. Aber um den Übergang von dem drohenden Sturmgewitter zum lachenden Sonnenschein nicht gar so auffallend zu machen, ließ er nur ein gleichgültiges, trockenes „Ach so" hören.

„Ach so," neckte das Mädchen.

„Sie wußten wohl am Ende gar nicht, daß Bolette Sie liebt?"

„Nein, ich muß gestehen, davon hatte ich keine Ahnung."

„Wir haben es bis heut auch noch nicht gewußt, wir glaubten — aber Sie müssen mir versprechen, es bei sich zu behalten — daß sie noch immer in diesen ekelhaften Lieutenant Simonsen vergafft ist. Sehen Sie, Bolette ist eine von denen, die immer Jemanden lieb haben müssen, sonst ist sie ganz unglücklich, und so hat sie nun schon ein ganzes Jahr diesen Kerl vergöttert und angebetet. Er war aber nie nett zu ihr, und ich bin sicher, daß er sie überhaupt gar nicht geliebt hat. Sie hat es selbst gesagt, aber sie konnte doch nicht von ihm lassen. Hätte er sie wirklich geliebt, würde er sich auch natürlich mit ihr verlobt haben. Gott! war das ein ungemütliches Verhältniß! Bei jeder Kleinigkeit, wegen nichts und wieder nichts, entzweiten sie sich, und immer war es Bolette, die zu Kreuze kroch! So ist er, sehen Sie! — Seit Sie aber herkommen, ist sie auch nicht ein einziges Mal mehr bei ihm gewesen, und sie hat hoch und heilig geschworen, daß es vorbei sei. Aber wir hatten doch immer Angst, daß es wieder einmal die alte Geschichte würde, und das wäre schrecklich, denn sie ist viel zu schade für ihn — den widerlichen faden Fisch! — Aber Bolette wäre dessen fähig, so leichtsinnig ist sie! Heut äußerte sie, daß Niemand nach Tisch zu ihr hereinkommen sollte, sie wolle schlafen; zu Kay dagegen hatte sie gesagt, sie wolle mit Ihnen allein sein. Sie kamen aber nicht, und als so Kay zu ihr ging, fand sie sie auf dem Sopha liegend, ganz in Thränen. Kay versuchte nun, sie zu trösten und wettete um eine halbe Flasche Portwein, daß Sie doch noch kämen. — Ach, wir freuten uns Alle so darüber! Wir hatten immer geglaubt, Sie liebten unerwidert. Denken Sie nur, sie hat uns nie ein Sterbenswörtchen davon gesagt, daß sie Ihnen gut sei! Nein — aber Bommen! Sie sind ja das größte Original, das ich mein Lebtag gesehen! Sind Sie denn geistesabwesend? Hören Sie nicht: Bolette liebt Sie!"

Bommen saß mit gerunzelten Brauen da, er hatte sein Federmesser hervorgeholt und bearbeitete emsig seine Nägel damit.

Also da lag der Hund begraben — — —

Hier lag der Sumpf, den der Vogel berührt, seit er die Meeresküste verlassen — — Ha—ha! Er lachte bitter auf.

Wie sich nun aber jetzt verhalten, was thun?

Selbstverständlich war er nun der Überlegne, es konnte natürlich keine Rede mehr davon sein, vor Bolette auf den Knien zu liegen! Wie jetzt die Sachen standen, war an ihm die Reihe, sich gnädig zu ihr herabzuneigen, und das mit Recht, wenn es sich überhaupt noch lohnte, die Komödie fortzusetzen.

Doch wie gesagt, hatte Bommen ein gutes Herz, er konnte nicht lange zürnen, und alle Empörung schmolz bei dem einen Gedanken: Während unserer ganzen Bekanntschaft hat mich das gute schöne Weib geliebt und diese Liebe verborgen. Ich glaube, ich muß es ihr ganz selbstverständlich vergeben, daß sie mir ihre Vorzeit verheimlicht hat! Wenn nur nicht diese Vergangenheit — —

Sie war ja oft zu diesem Burschen gegangen, hatte ihn in seinem Zimmer besucht; also — — nein, nein und tausendmal nein! Natürlich war sie unschuldig! Aber es war ein [illegible] Leichtsinn von diesem Mädchen, sich so allen möglichen schlechten Deutungen [illegible]! Er würde garnichts gesagt haben, wenn es sich z. B. um einen honetten und [illegible] Mann handelte, einen Mann, der ihre Liebe erwiderte! Im Gegenteil! Er würde es sogar ebenso pikant wie moralisch gefunden haben, daß sie zu ihm [illegible] einen Menschen wie Lieutenant Simonsen?

Doch es war ja nun vorbei, es nützte nichts mehr, darüber zu reden, [illegible]

jetzt all' ihre warme, reiche Liebe auf ein würdigeres Objekt, übertragen hatte, war ja ein deutlicher Beweis dafür, daß ihre Begriffe von Moral noch nicht ganz so verwirrt waren, wie es vielleicht den Anschein hatte!

Ingeborg wurde von der Mutter abgerufen, die ihrer im Haushalt bedurfte. Kaum hatte das Mädchen das Zimmer verlassen, als auch Bommen's Antlitz seinen alten, selbstzufriedenen Ausdruck wiederbekam. Die arme, arme, süße Bolette! Das herrliche Geschöpf, welches ihm so warme Liebe entgegenbrachte! Die ideale Situation auf dem Sopha tauchte in seinem Gedankengange auf: Bolette, ihr Haupt an seine Schulter lehnend, glücklich und voll seliger Wehmut — denn Wehmut gehörte vorläufig noch dazu, war ein notwendiger Ton in der Farbenmischung des ihm vorgaukelnden Bildes. Aber nicht für lange Zeit! Er wollte es ihr bald klar machen, daß die Vergangenheit begraben und vergessen sein sollte — und da würde auch wieder das Meeresfrische hervortauchen mit seinem reizvollen, erquickenden Zauber.

Er erhob sich, und wie er einige Schritte vorwärts that, fielen seine Blicke auf einen Schädel und Teile eines Todtengerippes, welche sich auf einem Regale befanden. Ach ja, sterben müssen wir ja Alle! seufzte er auf, aber dieser Gubben war doch ein taktloser Kerl, solche Sachen zum täglichen Anblick aufzustellen.

(Schluß folgt.)

Der Freien Bühne drittes Jahr.

Der Verein Freie Bühne giebt seinen Mitgliedern in einem Rundschreiben, das demnächst versandt werden soll, einen Rückblick auf die abgelaufene Spielzeit und macht Mitteilung über veränderte Absichten für das kommende Jahr. Das Schreiben lautet:

Für das zweite, nunmehr abgeschlossene Vereinsjahr 1890/91 hatten wir unsern Mitgliedern mindestens sechs Aufführungen versprochen; demgemäß gelangten, an sechs Vormittagen, die folgenden sieben Werke zur Darstellung:

Der Vater,	am 12. Oktober.
Angele und	
Ohne Liebe,	am 30. November.
Einsame Menschen,	am 11. Januar.
Die Raben,	am 15. Februar.
Doppelselbstmord,	am 15. März.
Therese Raquin,	am 3. Mai.

Unserm Vertrage mit Herrn Direktor Lautenburg entsprechend, sind die Aufführungen dieser Spielzeit zumeist durch Mitglieder des Residenz-Theaters getragen worden; doch wurden, Dank dem Entgegenkommen der Herren Direktoren Ernst, Fritzsche, Hasemann, L'Arronge und Thomas, sowie ihrer Mitglieder, insgesamt 16 Rollen von Künstlern des Deutschen Theaters, Adolf Ernst-Theaters, Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters, Thomas-Theaters und Wallner-Theaters dargestellt. Besonderen Dank schulden wir Herrn Direktor L'Arronge, sowohl für die Ueberlassung des Deutschen Theaters zu einer Sonder-Vorstellung am Ostermontag, als auch für seine allzeit erwiesene, thätige Unterstützung unserer künstlerischen Absichten in beiden Vereinsjahren.

Eine Uebersicht der Einnahmen und Ausgaben im abgelaufenen Jahre geben wir umstehend; sie schließt mit einem Kassenbestand von Mk. 1674.70 ab.

Für das bevorstehende dritte Vereinsjahr beabsichtigen wir, unsern Mitgliedern eine [illegible] Zahl von Vorstellungen nicht zu gewährleisten; denn einerseits sind dem modernen [illegible]lismus, soweit er von ersten dramatischen Talenten vertreten wird, die ständigen Theater [illegible] viel zugänglicher geworden, als es vor Begründung der Freien Bühne der Fall war, andrerseits glauben wir durch unsre bisherigen fünfzehn Vorstellungen der deutschen Neu-



schöpfung genügend Anregung geboten zu haben, um nun selbständig und ihrer eigenen Art nach weiter fortzuschreiten. Wenn wir bisher chauvinistisch beschränkten Vorwürfen zum Trotz auch die ausländischen Führer der modernen Kunst zu Wort und Wirkung brachten, so glauben wir nunmehr mit der Vorführung Ibsens, Björnsons und Strindbergs, Tolstois, Zolas und Becque's zur Neubelebung deutscher Bühnenkunst das Unsrige gethan zu haben. Auch die lang vernachlässigte Dichterkraft unsres Anzengruber ist, nicht ohne Zuthun der Freien Bühne, nun allmählich zur verdienten Anerkennung gelangt, und dem bedeutendsten unsrer jüngern Talente, Gerhart Hauptmann, öffnen sich schon die vornehmsten Theater.

In der Natur des Experimentes liegt es, daß sein größter Sieg zugleich sein Ende ist; und somit könnte die Freie Bühne nunmehr vom Kampfplatz treten, wenn ihr nicht doch die Aufgabe fernerhin verbliebe: Möglichkeiten freier Kunstbethätigung schaffen zu helfen. Noch immer ist der Wagemut unsrer jungen Dichter stärker als das Entgegenkommen vorsichtiger Theaterdirektoren, die naturgemäß mit ihren geschäftlichen Grundsätzen zu rechnen haben; und wenn unversehens und unverhofft ein aufstrebender Dramatiker wieder einmal eine kühne That vollführen sollte, für die ein größeres Publikum sich nicht sofort gewinnen läßt, dem möchten wir in der Lage bleiben, zu helfen. Für solche sehr wohl mögliche Fälle glauben wir nach wie vor auf den künstlerischen Beistand der Bühnenleiter und Schauspieler rechnen zu dürfen, da es auch unsern Theatern von orientierendem Werth sein muß, die dramatische Bewegung bis in ihre freisten Consequenzen zu verfolgen.

Daher bitten wir unsere Mitglieder, uns ihr Vertrauen auch für die Zukunft zu schenken und im Verein zusammenzuhalten. Wir werden bestrebt sein, durch litterarische Publikationen und gelegentliche Zusammenkünfte das Vereinsband fester zu knüpfen und Gleichgesinnte an einander zu schließen; vor allem aber werden wir unsere Mitglieder vor die Bühne selber rufen, so oft ein entwicklungsfähiges Talent ihrer bedürfen sollte.

Mit Rücksicht auf die veränderte Lage haben wir den Jahresbeitrag auf 3 Mark herabgesetzt, behalten uns aber vor, für jede Theater-Aufführung einen Zuschlag zu erheben, dergestalt, daß der Preis der Vorstellung den üblichen Berliner Kassenpreisen entspricht.

Den Termin für Austrittserklärungen aus dem Verein verlängern wir hiermit bis zum 1. August.

Der Vorstand der Freien Bühne.
Otto Brahm. Paul Jonas. S. Fischer.

Von neuer Kunst.

Die Freie Volksbühne stellte am Sonntag, den 28. Juni den Mitgliedern ihrer zweiten Abteilung Schillers „Räuber" vor. Diese Aufführung zeigte, wie ziemlich verfehlt es von großen kritischen Stimmen war, damals, als die Idee der Freien Volksbühne sich Geltung zu verschaffen begann, Stücke wie „Die Räuber" in erster Linie zu empfehlen. Obwohl die Freie Volksbühne sich von der dramatischen Gewalt Schillers nicht minder, als bei der Vorstellung von „Kabale und Liebe", packen und die Autorität unseres großen Klassikers sichtlich auf sich wirken ließ, verhielt es sich dennoch etwas skeptisch gerade denjenigen Stellen gegenüber, wo Schillers jugendlich überschwängliche Phantasie über die Grenzen der Naturwahrheit hinausschießt. Es zeigte sich also — so scheint mir wenigstens — bei diesem Publikum bereits etwas von der Erziehung des Kunstgeschmackes zu einem stärkeren Wirklichkeitssinn, wie sie der Ausschuß der Freien Volksbühne mit Entschiedenheit seinen sonstigen Bestrebungen beigesellt. Obwohl das Arbeiterpublikum auch bei dieser Vorstellung durch vielfach stürmischen Beifall sein ungemein lebhaftes Interesse bekundete, verschaffte sich doch allmählich die Meinung Geltung, daß von allen bisherigen Aufführungen des Vereins die vorliegende am mindesten gelungen zu nennen sei. Freilich dürfte diese Meinung zum Teil auf Kosten der Darstellung zu rechnen sein, welche bei vielen großen und feinen Zügen doch keine einzige Hauptrolle zu voller Wirkung brachte.

Im Allgemeinen dürften die Räuber-Szenen am meisten gelungen sein, wozu sichtlich die bewährte Regie des Herrn Cord Hachmann viel beigetragen hat. Herr Hachmann hatte die Freundlichkeit, außer seiner Last als Regisseur noch die schwierige Rolle des Franz Moor auf sich zu nehmen. Wie mir schien, verriet sich diese Ueberbürdung an einzelnen Stellen, besonders im letzten Akte, wo das Tempo etwas schleppend war. Jedenfalls aber zeigte Herr Hachmann durch viele feine Züge, daß er ein denkender Schauspieler ist, ja daß hierin seine Hauptstärke liegt. Das Publikum erkannte auch seine Verdienste durch rauschenden Beifall und wiederholte Hervorrufe an. Herr Molenar, der bereits als „Leibeigener" in Pissemskis Drama die Herzen gewonnen hatte, enthusiasmirte auch diesmal das Publikum, und zwar als Karl Moor. Seine imponierende Gestalt, sein kraftvolles und ehrliches Wesen sowie seine gewaltige Stimme eigneten ihn sehr für diese Rolle. Allerdings richtet die vielfache Ungeheuerlichkeit an Leidenschaft und Sprache, wie sie ganz besonders der Rolle des Karl eigen ist, hohe Anforderungen an die psychisch-physische Kraft des Darstellers; Herr Molenar verstand es vermöge seines starken Temperamentes, diese Last in einer Weise zu tragen, die dem Publikum imponierte. Recht anerkennenswert war auch die Leistung des Fräuleins Gavra als Amalie.

Die Vorstellung der „Räuber" wird nicht für die erste und dritte Abteilung wiederholt werden, sondern gilt als Ersatz für die Vorstellung des „Verlorenen Paradieses", welche ihrerzeit vom Lessing-Theater leider der zweiten Abteilung nicht geboten werden konnte.

Br. W.

Die Münchener „Freie Bühne" rüstet sich: im Oktober will sie die erste Vorstellung geben, der im Laufe der Wintersaison noch drei folgen sollen. Eine kleine Bühne, deren Zuschauerraum etwa 600 Personen faßt, ist bereits gewählt. Der Vorstand hat sich auf die bestimmte Zahl von Fünfzehn ergänzt und nach vollkommen befriedigender Aufklärung des Mißverständnisses, welches zwischen ihm und Henrik Ibsen stattfand, hat der Dichter den Ehrenvorsitz angenommen. Er hat hierbei die Bedingung gestellt, daß die „Gespenster", welche eine der vier Vorstellungen bilden sollen, nicht die erste derselben sein dürften, damit man nicht glaube, er fördere den Verein aus eigensüchtigen Gründen. Die „Freie Bühne" wird einen schweren Kampf gegen die Gleichgültigkeit des Publikums zu bestehen haben, und sie wird dazu nicht nur Mut und Ausdauer, sonder auch Geschicklichkeit brauchen. Sehr viel Vorsicht und sehr viel Rücksichten — das ist nun einmal nicht anders in „Isar-Athen".

M. B.

An offener See.

Roman

von

August Strindberg.

Autorisierte Übersetzung von M. von Borch.

(8. Fortsetzung.)

Das Gespräch drehte sich zuerst um all das äußere, woran das Auge haften konnte, ging dann zu den Begebenheiten des Tages über und kam zuletzt auf die Bevölkerung. Der Inspektor hörte sofort heraus, daß die Damen sich für die Angelegenheiten Anderer interessierten und in krankhafter Besorgnis für das Wol der niederen Klassen lebten. Da er gesehen, daß seine Aufrichtigkeit die Damen vor den Kopf gestoßen, und er nicht dazu berufen war, sie zu verletzen, indem er seine Ansichten aussprach, legte er augenblicklich bei und ließ sich treiben. Zuweilen empörte sich sein Inneres, und er wollte eine kleine Gegenbemerkung oder Aufklärung wagen, aber sofort war es, als ob sich weiche Hände auf seinen Mund und runde Arme um seinen Hals legten, so daß das Wort erstickte. Und überdies waren die Ansichten hier so felsenfest, alles war so fertig, alle Fragen so erörtert, daß sie nur freundlich lächelten, wenn sie bei ihm einen Zweifel an ihren Axiomen bemerkten. Dann aber ging das Gespräch auf den moralischen und geistigen Zustand der Bevölkerung über, und da war der Inspektor ganz dabei. Mit Wärme schilderte er die Rohheiten des Vormittags mit Völlerei und Prügelei, beklagte den Mangel an Aufklärung und berichtete schließlich von Szenen, die vollkommenes Heidentum verrieten. Er erzählte, wie die Fischer auf Steinen opferten, die Büchsen mit Blei aus Kirchenfenstern luden, von den Böcken des Donnergotts sprachen, wenn es gewitterte, und von Odin's wilder Jagd, wenn die wilden Gänse im Frühling kommen; wie die Leute im Innern der Insel die jungen Hühner von den Elstern vernichten ließen, da sie die Nester aus Furcht vor ungekannten Rächern nicht herunter zu reißen wagten.

„Ja," fiel die Kammerrätin ein — so wurde sie auf einem Koffer tituliert, der noch unter einem Tische stand, „das ist nicht ihre Schuld, und wenn sie nicht so weit nach der Kirche hätten, würden sie anders aussehen."

Dorthin waren die Gedanken des Inspektors nicht gerichtet gewesen, aber in einem Augenblick hatte er gesehen, welche Großmacht er hier als Bundesgenossen haben würde; er entwickelte also den Gedankenkeim, den er am Morgen beim Anblick des Gottesdienstes auf dem Krondampfer empfangen und rief förmlich hingerissen aus:

„Na, aber man kann ja ein Missionshaus für billigen Preis bekommen. Denken Sie nur, wenn ich an die Verwaltung schriebe!"

Die Damen erfaßten die Sache mit größtem Eifer, übernahmen es selbst, an die Stiftung und einige Vereine zu schreiben, schlugen einen Bazar vor, erinnerten sich aber noch bei Zeiten, daß es hier kein tanzendes Publikum gäbe.

Der Inspektor räumte alle Schwierigkeiten hinweg, indem er sich erbot, die

Summe vorzuschießen und das Gebäude zu besorgen, das in der Tischlerfabrik fertiggestellt werden könne, wenn nur die Damen einen Laienprediger besorgen wollten. Doch fügte er hinzu, wäre es am besten, wenn man hier und für den Anfang einen von der scharfen Sorte wählen würde, der die Leute ordentlich packen und eine weckende Regung der ernstesten Art bewerkstelligen könnte, denn hier sei Halbheit nicht am Platze.

Die Damen erhoben gelinde Einwände und empfahlen liebevollere Mittel, der Inspektor bewies jedoch, daß Furcht das Grundelement sei, auf das man eine ernste Erziehung bauen müsse, später könne man mit Liebe kommen.

Ein großes, gemeinsames Interesse hatte ihre Seelen zusammen geschweißt, während sie sich an der großen Glut der Liebe erwärmten; sie redeten sich in eine überschwängliche Allbarmherzigkeit mit allem Erschaffenen hinein, drückten sich gegenseitig die Hände und trennten sich unter Segnungen und Glückwünschungen dazu, daß das Schicksal drei gute Menschen zusammengeführt habe, die in Eintracht für das Wol der Menschheit arbeiten würden.

Als der Inspektor draußen war, schüttelte er sich, als ob er sich von irgend welchem Staub befreien müsse; er empfand dasselbe wie bei dem Besuch einer Mühle, ein gewisses Wolbehagen darüber, alle Gegenstände mit einem weichen, halbweißen Mehlton überzogen zu sehen, der Eisen, Holz, Leinewand und Glas auf einen Akkord stimmte; er hatte dieselbe Empfindung unklarer Wollust, mit der er die mit glattem Mehlstaub bepuderten Schlösser, Leitstangen und Säcke berührt; aber zugleich wurde es ihm auch schwer zu atmen, er mußte husten und das Taschentuch hervorziehen.

Und dennoch war es ein angenehmer Abend gewesen. Die kaum merkbare Wärme, die von der Mutter ausstralte und die Dürre der Gedanken auffrischte — dieser Dunstkreis von Innigkeit und Kindlichkeit bei dem jungen Mädchen, die ihn verjüngten — dieser Kinderglaube an das, was in seiner Jugend das naive Ideal des Tages gewesen: das emporzuheben, was danieder lag, das verkommene, krankhafte, schwache zu beschützen, an alles, wovon er wußte, daß es das Gegenteil von dem sei, was das Glück und die Aufbesserung der Menschheit befördern könne, was er aus Instinkt haßte, weil er sah, wie alles starke, wie jeder Ausbruch von Ursprünglichkeit von den Verwahrlosten verfolgt wurde. Und nun sollte er mit diesen ein Bündnis gegen sich selbst schließen, an seinem eigenen Untergang arbeiten, sich auf das Niveau herabdrücken, Teilnahme für den Erbfeind heucheln und den Gegnern die Kriegskosten zahlen. Der Gedanke an die Genüsse, welche diese Kraftproben gewähren würden, berauschte ihn, und er lenkte seine Schritte nach dem Meeresstrande hinunter, um sich in der Einsamkeit selbst wiederzufinden. Wie er nun so in der stillen, lauen Sommernacht im Sande dahinwanderte, wo er seine Fußspuren vom Tage vorher wiederfand, wo er jeden Stein kannte und wußte, wo jede Pflanze stand, da merkte er, daß alles ein anderes Aussehen bekommen, eine neue Gestalt angenommen hatte, einen ganz anderen Eindruck machte, als da er am gestrigen Tage hier gegangen. Eine Veränderung war eingetreten, etwas neues war dazwischen gekommen. Er konnte dies große Einsamkeitsgefühl nicht mehr heraufbeschwören, wo er sich allein fühlte der Natur und der Menschheit gegenüber, denn es stand etwas neben ihm, hinter ihm. Die Isolierung war aufgehoben, er war festgelötet an dies kleine, banale Leben, Fäden hatten sich um seine Seele gesponnen, Rücksichten fingen an, seine Gedanken zu binden, und die Furcht und die Feigheit davor, andere Anschauungen zu hegen als seine Freunde, schlugen ihre Krallen in ihn. Und ein Glück auf falschen Grund zu bauen, wagte er nicht; denn wenn er den Dachfirst aufgezimmert, konnte alles mit einem Mal zu-

sammenstürzen, und dann würde der Fall größer sein, und der Schmerz tiefer; aber dennoch mußte es geschehen, wenn er sie besitzen wollte; und das wollte er mit der ganzen bahnbrechenden Kraft des Mannesalters. Sie zu sich emporheben? Wie sollte das geschehen? Er konnte sie doch nicht zum Manne machen, sie nicht freimachen von den unbezwinglichen Begierden, die ihr Geschlecht in sie gelegt; er konnte ihr nicht seine eigene Erziehung geben, die dreißig Jahre gedauert hatte; er konnte ihr nicht die Entwickelung schenken, die er durchgemacht, nicht die Erfahrungen, die Studien, die er sich erkämpft. Er mußte sich also zu ihr herablassen; aber dieses Herablassen quälte ihn wie das denkbar größte Uebel, wie wenn er sinke, abwärts ginge, wieder von vorn anfangen müßte, was übrigens unmöglich war. Es blieb ihm also nur übrig, seine Person zu verdoppeln, zu spalten, eine Persönlichkeit zu schaffen, die ihr faßlich und zugänglich sein würde; einen getäuschten Liebhaber zu spielen, ihre Unterlegenheit bewundern zu lernen, sich an eine Rolle zu gewöhnen, wie sie sie haben wollte, und dann schweigend sein anderes halbes Leben im Verborgenen und für sich allein zu leben, mit dem einen Auge zu schlafen und das andere offen zu halten.

Er war auf der Insel emporgestiegen ohne es zu merken. Und jetzt sah er es unten im Fischerdorf hell werden und hörte wildes Geschrei, Jubelgeschrei über den geschlagenen Feind, der ihre Kinder und Kindeskinder aus der Arbeit hatte emporheben, ihnen Arbeit ersparen und neue Genüsse verschaffen wollen. Und plötzlich erwachte das Verlangen wieder in ihm, diese Wilden zahm, diese Thoranbeter vor dem weißen Christus sich beugend, die Riesen durch die lichten Asen untergehen zu sehen. Der Barbar mußte durch das Christentum wie durch das Fegefeuer gehen, mußte seine schwachen Muskelbündel Achtung vor der Macht des Geistes lehren; die Ueberbleibsel der Völkerwanderung mußten ihr Mittelalter haben, bevor sie zur Renaissance des Denkergeistes und der Revolution der Handlung gelangen konnten.

Hier sollte die Kapelle auf der höchsten Spitze der Scheereninsel erbaut werden; ihr kleiner Thurm sollte über Flaggenstange und Ausguck fortragen und die Seefahrer in weiter Ferne grüßen als eine Erinnerung daran, daß . . . hier hielt er inne und sann. Ein spöttisches Lächeln flog über sein bleiches Gesicht, indem er sich bückte und vier Gneisplatten sammelte, die er im Rechteck von Osten nach Westen auslegte, nachdem er dreißig Schritte in der Länge und zwanzig in der Breite ausgemessen hatte.

Welch eine prächtige Landkennung für die Seefahrer! dachte er, als er den Berg hinunterstieg und auf sein Zimmer ging, um sich schlafen zu legen.

Sechstes Kapitel.

Der Inspektor war, um arbeiten zu können, zwei Tage lang nicht aus dem Hause gewesen, und als er am Morgen des dritten Tages ausging, um eine Wanderung am Strande zu machen, traf er zufällig die Kammerrätin. Sie sah bekümmert aus; und als der Inspektor sie nach dem Befinden der Tochter fragte, erfuhr er, daß diese unpäßlich sei.

„Das kommt vom Mangel an Zerstreuung,“ sagte er auf's Geratewohl.

„Ja, aber was soll man in der Einsamkeit machen?“ entgegnete die bekümmerte Mutter.

„Das Fräulein muß hinaus auf's Meer, fischen, segeln und sich Bewegung machen,“ verordnete er, ohne weiter über das nachzudenken, was er sagte.

„Ach ja," fuhr die Mutter fort, „aber meine arme Maria kann doch nicht allein fahren."

Da es hierauf nur eine Antwort gab, antwortete er:

„Wenn die Damen mit meiner Gesellschaft vorlieb nehmen wollen, so stehe ich gern zu Diensten."

Die Mutter meinte, er sei allzu liebenswürdig, und nahm das Anerbieten an, indem sie erklärte, sie wolle Maria sofort sagen, daß sie sich ankleiden solle.

Der Inspektor ging hinunter nach dem Hafen, um das Boot klar zu machen; unterwegs auf dem Steg begann er langsamer zu gehen, als ob es bergab ginge, wo die eigene Schwere schneller schob, als er selbst wollte. Es widerstrebte ihm, daß er durch eine Kraft von außen her so schnell, bevor er sich noch besinnen konnte, in Bewegung gesetzt worden, und nun wollte er Widerstand leisten ohne es zu können. Aber es war zu spät, und er ließ sich treiben, denn er war sich wohl bewußt, daß er doch immer wieder das Steuer fassen und den Kurs bestimmen könne.

Er hatte das Focksegel gehißt, das Steuer eingehängt, und die Fangleine los gemacht um sie fliegen zu lassen, als das Fräulein mit ihrer Mutter am Strande erschien. Das Mädchen trug ein ultramarinblaues Kleid mit weißem Besatz und eine blaue schottische Wollmütze, die sie ausgezeichnet kleidete und ihr einen etwas knabenhaften, kecken Ausdruck verlieh, der ganz verschieden war von dem engelhaften, den sie vor ein paar Tagen zur Schau getragen.

Nachdem der Inspektor sie begrüßt und nach dem Befinden gefragt hatte, bot er den Damen die Hand, um sie an Bord zu führen. Das Mädchen nahm die dargebotene Hand und war mit einem leichten Sprung im Boote, worauf sie an's Steuer placirt wurde; als er dann aber auch der Mutter die Hand reichen wollte, erklärte diese, sie könne sie nicht begleiten, da sie das Mittagessen bereiten müsse. Der Inspektor, dem diese Ueberraschung zu heftig gekommen, spürte auf's neue Lust, dieser weichen Kraft, die ihn führte, wohin er nicht wollte, Widerstand zu leisten; aus Furcht, unartig zu erscheinen, beherrschte er sich jedoch, und nachdem er kurz und bündig bedauert, daß er die angenehme Gesellschaft der Kammerrätin entbehren müsse, ließ er die Fangleine fliegen, befahl Fräulein Maria das Steuer umzulegen, steckte ihr die große Schote in die Hand und hißte die Segel.

„Aber ich kann ja nicht segeln," schrie das Mädchen; „ich habe noch nie ein Steuer in der Hand gehabt!"

„Das ist keine Kunst! Thun Sie nur, was ich Ihnen sage, und Sie können mit einem Mal segeln," antwortete der Inspektor, setzte sich vor das Mädchen und half ihr mit dem Manöver.

Es wehte eine schwache Brise, und das Boot glitt mit dem Winde aus dem Hafen.

Der Inspektor hielt die Fockschote und instruierte anfangs die schöne Bootsführerin, umfaßte dann und wann ihr Handgelenk und preßte die Ruderpinne gegen den Wind, bis sie draußen in Fart gekommen, so wenden konnten, daß sie mit einem Mal von der Scheereninsel abkamen.

Die Verantwortung, die Anstrengung, das Bewußtsein, das Fahrzeug, welches diese Beiden Leben trug, zu beherrschen, erweckte erlahmte Kräfte in der weichen Frauengestalt; ihr Auge, das aufmerksam die Stellung des Segels verfolgte, sprühte vor Mut und Zuversicht, als sie sah, wie das Boot dem leisesten Druck ihrer Hand gehorchte. Wenn sie einen Fehler machte, verbesserte er ihn mit einem freundlichen Worte, sprach ihr Mut ein, indem er ihre Aufmerksamkeit rühmte, und räumte



Schwierigkeiten aus dem Wege, indem er den ganzen Verlauf als etwas selbstverständliches erklärte.

Sie strahlte vor Glück, sprach von der Vergangenheit, ihren vierunddreißig Jahren; wie sie geglaubt, daß Leben und Lebensmut vorüber seien; wie sie sich wieder jung fühle, wie sie stets von einem Leben in Thätigkeit geträumt, in männlicher Thätigkeit vor allen Dingen, um ihre Kräfte der Menschheit, Anderen zu widmen. Sie wisse, daß sie als Frau eine Paria sei . . .

Der Inspektor hörte alles mit an wie wolbekannte Geheimnisse, Formeln für ein unvernünftiges Streben, das gleich zu machen, was die Natur absichtlich so ungleich wie möglich gemacht hatte, um der Menschheit Arbeit zu ersparen; er hielt es aber für zwecklos, darauf zu antworten und blieb daher in seiner Rolle eines dankbaren Zuhörers, ließ sie ihre krankhaften Einbildungen aussprechen, die der frische Wind bald fortwehen würde. Anstatt das Messer hervorzuziehen und die verwirrten Garnlagen durchzuschneiden, die ihre ungeordneten Gedanken ihm zeigten, wollte er einfach thun, als ob er sie nicht sähe; sie unterdrücken, indem er Eindrücke sammelte, die er absichtlich hervorrief, auf dem alten Wirrwarr weiter wickelte, und ihn als Garnspulen benützte, die nur als Unterlage für ein neues Garn dienen sollten, das seine eigene reiche Spindel gesponnen.

In aller Eile improvisierte er einen Plan, wie er, indem er das Anschauungsmittel benutzte, welches die Scheeren boten, sie in wenigen Stunden, ohne daß sie es merkte, in lebenden Bildern Empfindungen durchmachen ließ, die sie als von außen kommend betrachten sollte; auf diese Weise würde er heimlich das Netz seiner Seele über das ihre werfen, ihre Saiten zum Zusammenklang mit seinem Instrument stimmen. Mit einer Kopfbewegung deutete er an, daß das Boot abfallen solle, und nachdem er die Schote ein wenig nachgelassen, verlor der Nachen die Landkennung und schoß in die offene See hinein. Der weite Horizont, das unendliche Lichtmeer, auf dem kein Gegenstand sichtbar war, warfen einen hellen Schein auf das schöne Gesicht; die kleinen Züge wurden gleichsam vergrößert, halbmerkliche Runzeln glätteten sich, der ganze Ausdruck nahm den Charakter der Befreiung von Alltagssorgen und kleinlichen Gedanken an; das Auge, das in einem Moment einen so großen Teil des Erdkörpers zu überschauen vermochte, schien im Großen zu sehen, so daß die kleine Gestalt sich dehnte und ihre relative Macht erkannte; und als nun die langen Meerwellen das Boot in gewaltigen Rhythmen leise hoben und senkten, sah er, wie das Entzücken sich mit einem Atom von Furcht mischte, welches niederdrücken zu wollen schien.

Der Inspektor, welcher merkte, daß der großartige Anblick seine Wirkung nicht verfehlte, beschloß nun, der schwachen Musik der Gefühlswallungen einen Text zu unterlegen und ihre dämmernden Gedanken auf die große Straße zu führen; er wollte die Hülle vom schwellenden Samenkorn lösen, so daß die Keime hervorkamen.

„Die Erde, die banale, langweilige, lockere, wird zum Himmelskörper," improvisierte er. „Fühlt man sich nicht schon des Himmels teilhaftig, wenn man den Gegensatz auflöst, den falschen Gegensatz zwischen Himmel und Erde, die eins sind, [illegible] der Teil und das Ganze? Merken Sie nicht, wie Sie wachsen anstatt zusammenschrumpfen, wenn Sie den Wind überlisten und ihn zwingen, Sie nach rechts zu [illegible]hren, wenn er nach links will; empfinden Sie nicht, welche Großmacht Ihnen [illegible]newoh[illegible] Sie die Welle hinaufsteigen, obgleich er Sie mit einem Druck von tause[illegible] die Tiefe hinabdrücken will? Der, der die Flügel des Vogels [illegible] fünfzigtausend Jahre brauchte, um einen Flieger aus einem [illegible], war weniger schlau als Jener, der zuerst ein Tuch [illegible] und in einem Augenblick die Navigation erfand. . [illegible]

„Ist es da wunderlich, daß der Mensch Gott nach seinem Ebenbilde schuf und von seinem eigenen Scharfsinn auf einen noch scharfsinnigeren schloß?“

Das Mädchen, das seinem Erguß aufmerksam gelauscht hatte, betrachtete sein Gesicht ununterbrochen, als ob sie das eigene einem Feuer zugewandt hätte, um es zu erwärmen; die ungewohnten Worte, die sie vernommen, schienen in ihren Sinn eingedrungen und wie Gährstoff zu wirken. Betäubt, von dem weichen, überredenden Tonfall eingeschläfert, nahm sie ohne Besinnen die neuen Gesichtspunkte an, die er ihr über die bis jetzt für sie so leblose, eintönige Landschaft, über Zweck und Bedeutung des Lebens anwies; und ohne zu begreifen, daß ihre eigene religiöse Ueberzeugung untergraben wurde, bevor sie aufgelöst, nahm sie die neue an und stapelte sie auf die alte.

„Sie sprechen wie ich noch nie Jemand sprechen gehört,“ sagte sie träumerisch; „sprechen Sie weiter!“

Er schwieg und gab dem Boot durch ein neues Zeichen einen neuen Kurs.

Sie näherten sich Soartbådans unheimlicher Vulkanbildung. Der schwarzfunkelnde Diorit mit dem leichenweißen Seezeichen, die weiße Mähre genannt, sah im Sonnenschein, der vergebens versuchte, die beiden äußersten Farben, schwarz und weiß, abzustimmen, noch schreiender und düsterer aus.

Ueber das Gesicht des Mädchens zog eine Wolke, die Züge schrumpften ein, die Augenbrauen legten sich in Falten, als ob sie sich senken und das drückende Bild verbergen wollten. Eine merkbare Bewegung am Steuerruder verriet, daß sie von den Felsen abhalten wollte, aber er gab dem Boot die Richtung vorwärts, und mit den zusammengepreßten Kräften des Windes schoß das Boot in den Abgrund zwischen den schwarzen Klippen, wo die seufzenden Wellen es vorwärts hoben.

Es wurde still im Kahn, und der Inspektor wollte nicht versuchen, die düstern Erinnerungen zu erraten, die in seiner Begleiterin geweckt wurden; er beschränkte sich darauf, auf das gebleichte Skelett eines Pfeilschwanzes zu deuten, das auf der schwarzen Klippe lag.

Und dann faßte der Wind das Segel wieder, füllte es, und schleppte das Fahrzeug in's offene Wasser hinaus.

Sie kamen an der Vogelbeerbaumklippe mit ihrem einzigen Baum und ihrer Bachstelze vorüber und näherten sich Soärdsholmen, wo er sie zum ersten Mal gesehen hatte. Hier landeten sie, und er führte sie denselben Weg, den er am Sonntagvormittag gekommen, ließ sie denselben Eindruck empfangen, den er gehabt, führte sie hinunter auf die Blumenwiese und zeigte ihr wo er sie zwischen den wilden Aepfelbäumen zuerst erblickt hatte.

Sie geriet jetzt in ausgelassene Laune, denn daß sich all diese kleinen Nebenumstände seinem Gedächtnis eingeprägt hatten, mußte bedeuten, daß er verliebt sei. Sie lachte, als er erzählte, wie er sie zuerst hatte husten gehört, und in einem Anfall von Munterkeit bat sie ihn, nach derselben Stelle hinunter zu gehen und zu sprechen, sie wolle erraten, wer dort spräche.

Er gehorchte und sprang die Anhöhe herunter, stellte sich hinter die Mehlbäume und ahmte das Brüllen eines Stiers nach.

„Nein, wie hübsch er singen kann,“ scherzte das Mädchen. „Das ist gewiß ein Hottentottenschauspieler.“

Der Inspektor, dem dies kindische Treiben behagte, da er seit vielen Jahren nicht mehr mit Kindern gespielt hatte, blieb in der Rolle und trat auf die grüne Fläche hinaus; er hatte das Innere des Rocks nach außen gekehrt, die Lorgnette über das eine Ohr gehängt, und führte so einen improvisierten Tanz der Wilden

auf, den er mit einem Gesang begleitete, welchen er die Hottentotten im Jardin d'Acclimatation hatte singen gehört.

Das junge Mädchen schien erstaunt und belustigt.

„Wissen Sie was?" sagte sie, „so mag ich Sie viel lieber, wenn ich sehe, daß Sie einen Augenblick Mensch sein und die philosophische Miene ablegen können."

„Sind die Hottentotten in Ihren Augen denn mehr Mensch als der Philosoph?" entfuhr es dem Inspektor; gleich darauf bereute er, sie zum Bewußtsein geweckt zu haben, brach einen Zweig vom Mehlbaum, flocht einen Kranz daraus und gab ihn dem Mädchen, das ein wenig finster bei der Erkenntnis geworden, eine kolossale Dummheit gesagt und sich verraten zu haben.

„Jetzt müssen Sie das Opfertier bekränzen, Fräulein Maria!" warf der Inspektor leichthin ein. „Ich wollte, ich wäre Hundert und dürfte wie eine Hekatombe für Sie zur Schlachtbank gehen."

Er fiel auf die Kniee und nahm den Kranz aus den Händen der besänftigten Schönen, worauf er dem Strande zulief, und das Mädchen hinter ihm her.

Unten an der Sandkante blieben sie stehen.

„Wollen wir Butterbrod werfen?" schlug sie vor.

„Gern," antwortete er und wählte einen flachen Stein.

Sie schleuderten eine Weile Steine auf's Wasser, bis sie warm geworden.

„Lassen Sie uns baden!" rief sie plötzlich, als hätte sie lange über diesem Gedanken gebrütet, der zum Durchbruch kommen mußte.

Der Inspektor wußte nicht, wie er dran war; ob es ein Scherz sei, oder ob der Vorschlag ernst gemeint, mit Reserve, wie zum Beispiel dem Anbehalten mehrerer Kleidungsstücke, oder der Entfernung der einen Partei.

„Wenn Sie baden, gehe ich so lange fort," hielt er es endlich zu sagen für gut.

„Baden Sie denn nicht?" fragte das Mädchen.

„Nein, ich habe kein Badezeug mit," entgegnete der Inspektor, „und außerdem bade ich nicht kalt."

„Hahahaha!" erschallte ein kaltes unangenehm höhnisches Lachen aus dem Kehlkopf des Mädchens.

„Haben Sie Angst vor dem kalten Wasser?" höhnte sie, „Und können Sie vielleicht auch nicht schwimmen?"

„Das kalte Wasser ist zu rauh für meine feinen Nerven. Wenn Sie aber hier ein kaltes Bad nehmen, gehe ich nach der nördlichen Spitze und nehme dort ein warmes."

Das Mädchen hatte die Stiefel schon abgestreift und sagte mit einem Blick der Verachtung und beleidigten Eitelkeit:

„Sie können mich von dort aus doch wol nicht sehen?"

„Wenn Sie nicht allzu weit hinaus schwimmen," entgegnete der Inspektor und ging.

Als er die nördlichen Abhänge der Insel erreicht, suchte er sich eine Kluft in dem Berge auf, die durch eine fünfzig Fuß hohe Bergmauer gegen den Nordwind geschützt war. Der schwarze Hornblendegneis war vom Wogenschwall blank wie Achat poliert und warf sich in leichten, sanften Wellen, die der Muskulatur des Menschenkörpers glichen und sich wie Federpolster unter die Aushöhlungen des bloßen Fußes schmiegten. Kein Windhauch kam hierher, und die Sonne hatte seit sechs Stunden auf die dunkle Fläche gebrannt, so daß hier eine erwärmte Luft entstanden,

die um mehrere Grade höher war als die Temperatur des Körpers, während die Steine unter den Füßen fast brannten. Er ging hinunter nach dem Boot und holte eine Axt, womit er das trockenste Heidekraut und dürren Strandhafer abschlug und auf dem Berge ein flammendes Feuer anzündete, an dem er sich entkleidete. Nachdem es schnell abgebrannt, kehrte er die Klippe aus wie einen Backofen, goß mit der Schöpfkelle das krystallklare Meerwasser auf die erhitzten Steine und ließ seinen nackten Körper vom Dampf einhüllen. Dann setzte er sich in einen der Lehnstühle, die das Meer in den Felsen gehöhlt, zog seine Decke um sich, kroch zusammen, indem er die Kniee unter's Kinn hinaufzog, schloß die Augen und schien in Schlaf zu sinken. Aber er schlief nicht, sondern wandte diese Methode an, um sein Uhrwerk aufzuziehen, wie er es nannte, sein Gehirn ein paar Minuten ruhen zu lassen und seine Elastizität wiederzugewinnen. Denn es strengte ihn an, sich im Umgang den verworrenen Gedanken Anderer anzupassen. Sein Gedankenmechanismus litt unter der Berührung mit dem Anderer, so daß er unruhig wurde, unzuverlässig wie die Kompasnadel in der Nähe von Eisen. Und jedes Mal, wenn er klar über etwas nachdenken oder einen Beschluß fassen wollte, versetzte er seine Seele durch ein warmes Bad in harmonische Betäubung, und versenkte das Bewußtsein für einen kurzen Augenblick in Halbschlummer, indem er an garnichts dachte, wodurch das ganze aufgenommene Observationsmaterial zum schmelzen gebracht zu werden schien und die Legierung hervorquoll, sobald er die Feuer ablöschte und sich zum Bewußtsein weckte.

Nachdem er eine Weile gesessen und die Sonne ihn durchwärmt hatte, erhob er sich plötzlich und stand wach da, wie nach einer durchschlafenen Nacht. Seine Gedanken arbeiteten von neuem, und er sah so glücklich aus, als ob er ein Problem gelöst hätte.

Sie ist vierunddreißig Jahr alt, — dachte er. — Das hatte ich unter dem Eindruck ihrer jugendlichen Schönheit vergessen. Daher dieses Chaos von zurückgelegten Stadien, diese Bruchstücke von Rollen, die sie successive im Leben gespielt hat, diese Masse wechselnder Reflexe von Männern, die sie zu gewinnen gesucht, und denen sie sich angepaßt hat. Und jetzt kürzlich mußte sie bei irgend einer Liebesgeschichte Bankrott gemacht haben. Das, Band das all diese Fetzen einer Seele zusammengehalten, war entwichen, der Sack war geplatzt, und nun lag das Ganze da, wie der Plunder eines Lumpensammlers. Sie hatte Proben von Pfarrhofromantik von 1850 mit Menschenrettungsaufwallungen aus dem Anfang des Jahrhunderts gezeigt; Glaubenssatzungen aus den Kulturströmungen der Pietisten, Cynismen von George Sand und der Androgynperiode. Den Boden in diesem Sieb zu suchen, durch das so viele Suppen passiert waren, ein Rätsel lösen zu wollen, das keines war — daran Zeit zu verschwenden, war er zu klug. Hier blieb nur übrig, aus dem Knochenhaufen das hervorzusuchen, was geeignet war, um ein Skelett daraus zusammenzusetzen, das er später mit lebendigem Fleisch füllen und dem er seinen Geist einblasen würde. Das aber durfte sie nicht merken, sonst würde sie es nicht zulassen. Sie durfte nie sehen, wie er sie in sich aufnahm, denn das würde nur Haß und Widerstand wecken. Unterirdisch wollte er emporwachsen, wie der Wurzelstock, sie sich aufpfropfen, daß sie emporschoß, sichtbar wurde und Blumen trug, die die Menschen bewundern sollten.

Jetzt hörte er die Möven schreien und schloß daraus, daß sie hinausgeschwommen war. Er kleidete sich daher eilig an, und nachdem er seine Sachen zusammengesucht, holte er aus dem Boot ein kleines Frühstück hervor, das er auf dem Moose unter einer halbstämmigen, piniengleichen Tanne aufstellte.

Es waren nur wenige Gerichte, aber alles kostspielig, ausgesucht, und auf den

Ueberbleibseln einer Porzellansammlung serviert, die er einmal angefangen hatte sich anzulegen. Die Butter leuchtete eigelb in einer Serpentindose mit Schraubdeckel und stand in einem Fragment von Henri II.-Fayence voll Eis; die Cakes lagen auf einer durchbrochenen Marieberger Schüssel, und die Sardellen auf einer Theetasse von blauschneckigem Nevers. Die Furcht vor der überall hereinbrechenden Banalität in der Kunst, der Industrie und dem täglichen Leben hatte den Eigentümer auf die moderne Suche nach dem ungewöhnlichen getrieben; die fürchterliche Trivialität der Gegenwart und der Haß gegen das Originelle hatten ihn wie so viele Andere, um seine Persönlichkeit davor zu bewahren, daß sie in die große Rollsteinflut hinabglitt, in das Raffinirte hineingejagt. Seine fein entwickelten Sinne suchten nicht die dürftige Schönheit in Form und Farbe, die so leicht altert, sondern er wollte in dem, was ihn umgab, Geschichte sehen, Erinnerungen an Weltbegebenheiten. Diese Scherbe aus Henri II.-Fayence mit ihrem milchweißen, rot, schwarz und gelb inkrustierten Pfeifenthon, weckte daher Erinnerungen an die schöne Loire-Landschaft mit ihrem Renaissanceschloß; ihr Ornament im Bucheinbandstyl erinnerte an die Burgfrau Hélène de Genlis und ihre Bibliotekare, die im Verein mit einem Topfmacher einen Styl schufen, — rein persönlich allerdings, — der aber trotzdem im Zeitalter der Ritterlichkeit koloriert wurde, wo man die Schönheit im Leben schätzte, und das Handwerk sich der Kunst und Wissenschaft unterordnete, weil es das Vorteilhafte einer geistigen Rangordnung einsah.

Nachdem er gedeckt hatte und sein Werk besah, war ihm, als hätte er ein Stück Kultur in diese halbarktische Wildnis getragen. Sardellen aus der Bretagne, Kastanien aus Andalusien, Kaviar von der Wolga, Käse aus den Gruyèrealpen, Wurst aus Thüringen, Cakes aus Großbritannien und Apfelsinen aus Kleinasien. Dazu eine bastumwundene Flasche Chiantiwein aus Toscana, der in einem Fußglas mit Friedrich des Ersten Namenszug in Gold serviert wurde, dies alles bildete ein Durcheinander, ohne nach dem Sammler oder nach dem Museum zu schmecken, — kleine Farbentöne hier und da aufgelegt, Blumen, die als Andenken zwischen den Blättern eines Reisehandbuchs getrocknet worden und nicht in einem Herbarium.

Jetzt ertönte ein „Hallo“ des Mädchens von der Badestelle her; er antwortete darauf; und nach einigen Minuten trat sie aus dem Gebüsch hervor, schlank, frisch und strahlend vor Gesundheit und Lebenslust. Als sie das aufgetragene Frühstück erblickte, lüftete sie die Mütze, verneigte sich scherzend, ließ sich aber dennoch wider Willen durch das Vornehme des Arrangements imponieren.

„Sie sind ein Zauberer, — sagte sie —, gestatten Sie mir, mich vor Ihnen zu beugen.“

„Um solcher Kleinigkeit willen“, — antwortete der Inspektor.

„Ja, Sie deuten an, daß Sie noch mehr können; aber die Natur beherrschen, wie Sie vorhin scherzten, darin bleiben Sie doch zurück“, — wandte das Mädchen in überlegen-mütterlichem Ton ein.

„Mein Fräulein! So kategorisch habe ich mich nicht ausgedrückt; ich erinnerte nur daran, daß wir teilweise gelernt haben, die Naturkräfte zu zähmen, denen wir teilweise selbst gehorchen — achten Sie auf das kleine, wichtige Wort „teilweise“ — und daß es in unserer Macht steht, sowohl den Charakter einer Landschaft wie das ganze Seelenleben ihrer Bewohner zu verändern.“

„Gut! So zaubern Sie eine italienische Landschaft mit Marmorvillen und Pinien aus dieser entsetzlichen Granitscenerie!“

„Ich bin allerdings kein Taschenspieler; wenn Sie mich aber herausfordern, so verspreche ich Ihnen in drei Wochen zu Ihrem Geburtstage, dieses frische Natur-

stück, desgleichen Sie in ganz Europa vergeblich suchen werden, in eine baumlose, versengte Blumenkohllandschaft nach Ihrem Geschmack umgewandelt zu haben."

„Topp! Wir wetten! In drei Wochen also; und wenn ich verliere?"

„Dann gewinne ich — was?"

„Das werden wir dann sehen!"

„Das werden wir sehen! Aber wollen Sie inzwischen meinen Dienst versehen?"

„Ihren Dienst? Worin besteht der? Auf dem Sofa liegen und Cigaretten rauchen?"

„Ja, wenn Sie wie ich meinen Dienst vom Sofa aus versehen können — gern. Aber das können Sie nicht, und jetzt sollen Sie hören, weshalb nicht, und welchen Zweck mein Aufenthalt auf der Insel hat! Trinken Sie aber erst ein Glas Wein zur Wurst!"

Er schenkte ein Glas von dem dunkelroten Chiantiwein ein und reichte ihn der Dame, die es auf einen Zug leerte.

„Sie wissen" begann der Inspektor, „daß meine offizielle Aufgabe darin besteht, die Bevölkerung des Fischerorts fischen zu lehren."

„Das muß hübsch werden. Sie, der Sie sich rühmen, nie eine Angelrute in in der Hand gehabt zu haben."

„Unterbrechen Sie mich nicht — ich soll sie ja auch nicht lehren, mit der Rute zu angeln. Sehen Sie, die Sache verhält sich so, daß diese Uebriggebliebenen, konservativ wie alles Pack" . . .

„Was für eine Sprache!" — unterbrach das Mädchen abermals.

„Offene Sprache! Indessen! Aus Unverstand und Konservatismus halten diese Ureinwohnner darauf, ihre Stellung als fischfressende Säugetiere zu untergraben, und daher muß der Staat sie unter Vormundschaft stellen. Der Strömling — Gott segne den Fisch! — der die bedeutendste Erwerbsquelle dieser Autochtonen ausmacht, droht zu versiegen. Das kümmert mich allerdings nicht, denn ob man einen überflüssigen Volksstamm um einige hundert Ichthyophagen vermehrt oder vermindert, ist für das große Ganze vollständig gleichgültig. Aber sie sollen nun einmal leben, da die landwirtschaftliche Akademie es wünscht, und deshalb soll ich verhindern, daß sie so viel fischen, um ihren Hunger zu stillen. Verstehen Sie die Logik?"

„Das ist unmenschlich; aber Sie sind auch ein Henkersknecht!"

„Deshalb habe ich auch aus eigenem Antriebe, ohne dafür den Wasaorden oder irgend einen Dank zu verlangen, eine neue Erwerbsquelle gefunden, die die alte ersetzen soll, denn wenn auch der Strömling nach einem halben Mannesalter, wenn die Inselbewohner ausgewandert sind, sich wieder herandrängen sollte, so wird dieser Nahrungszweig doch von einem Konkurrenten bedroht, der nach hundertjähriger Ruhe fürchterlicher denn je wieder aufgetaucht ist. Wissen Sie, daß der Häring im Herbst wieder nach Bohuslan kommt?"

„Nein, ich habe lange keinen Brief von ihm gehabt!"

„Jedenfalls kommt er. Daher müssen wir mit dem Strömling aufhören und statt dessen Lachs fangen."

„Lachs? Auf dem Meeresgrund?"

„Ja. Er muß da sein, obgleich ich ihn noch nicht gesehen habe! Sie werden sich davon überzeugen!"

„Aber wenn er nun nicht da ist!"

„Ich erkläre Ihnen ja, daß er da ist! Sie brauchen nur die ersten zu fangen, und der Lachsfang ist eröffnet."

„Wie können Sie aber wissen, daß Lachs da ist, wenn Sie ihn nicht gesehen haben?“

„Durch eine Menge Untersuchungen, die zu weitläuftig sind, um sie konversationsweise zu wiederholen; teils draußen auf der See vorgenommen . . .“

„Ein Mal!“

„Ich arbeite so schnell wie zwanzig, Dank meiner ungewöhnlichen Intelligenz — teils auf meinem Sofa, und meistens aus Büchern. Genug, wollen Sie helfen, die Bevölkerung aufzustören, erstens mit Lachs und dann mit dem Missionshaus, das Sie wieder vergessen haben?“

„Sie sind, ein Dämon, ein Teufel!“ rief das Mädchen zwischen Scherz und Ernst aus.

Der Inspektor, der nur in einem Anfall von Laune in's Skeptische geraten war, jetzt aber merkte, daß das den größten Eindruck machte, befand es für gut, die Rolle beizubehalten.

„Sie glauben bestimmt nicht an Gott?“ — fragte sie mit einer Miene, als ob sie ihn für ewig verabscheuen würde, wenn er bejahte.

„Nein, ich glaube nicht.“

„Und Sie wollen ein Ansgarius werden und das Christentum auf der Insel einführen?“

„Und den Lachs! Ja, ich will ein dämonischer Ansgarius werden, aber wollen Sie auch die Lachsleinen legen und von den Revisoren des Reichstags gesegnet werden?“

„Ja, ich will arbeiten für dieses Volk, an das ich glaube; ich will meine schwachen Kräfte den Unterdrückten weihen, und ich will Ihnen beweisen, daß Sie ein Blasierter, ein Verlebter sind, ein Spötter . . Nein, das sind Sie nicht, obgleich Sie sich schlechter zeigen, als Sie sind, denn Sie sind trotz alledem ein gutes Kind, das habe ich Sonntag gesehen . . .“

Das von dem Kinde sagte sie, wie es schien, mit der sicheren Berechnung, daß er anbeißen und sich ihr wie ein Kind unterstellen werde, gleichgültig ob als gutes oder böses. Jetzt hatte er aber schon Geschmack am Dämon gefunden, als überlegener und interessanter, daher blieb er bei der dankbareren Aufgabe. Allerdings wußte er aus Erfahrung, daß es die leichteste Art und Weise war, sich bei einer Frau zu insinuieren, wenn man sie Mutter mit allen Freiheiten der Intimität spielen ließ; aber das war ein so abgenütztes Spiel und konnte zu leicht zu unausrottbarer Ueberlegenheit ihrerseits führen. Lieber ihr die dankbarere Rolle der Erlöserin zuerteilen, die nichts absolut überlegenes, sondern nur die Zwischenhandaufgabe der Gottesmutter enthielt, durch welche sie als Vermittlerin zwischen zwei gleich starke Mächte gestellt wurde.

(Fortsetzung folgt.)



Verantwortlich für die Redaction Wilhelm Bölsche, Friedrichshagen. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler. Druck: A. Seydel & Cie. Beide in Berlin.



Unsere Plastik.

Betrachtungen zur Berliner Kunstausstellung.

Von **Richard Dehmel.**

Wer in dieser Ausstellung unter den Bild-hauer, -gießer und -kneter-Arbeiten nach gleichermaßen augenfälligen Volkseigentümlichkeiten suchen wollte, wie sie den Beschauer in den Malersälen einzelner Nationen ansprechen, würde kaum seine Rechnung dabei finden. Allerdings begegnet man hier und da einem Werke, das seinem Sinn und Vorwurf nach nur der historischen oder sozialen Sonderart des betreffenden Staates seine Entstehung verdankt, von dem man also sagen könnte, in einem andern Lande wäre grade dieser künstlerische Gedanke nicht möglich gewesen. Aber was die künstlerische Behandlung, das eigentlich darstellerische Gepräge anlangt, das eben den Farbenwerken der heuer vertretenen Kunstnationen jene erstaunliche Verschiedenheit aufdrückt, so wird man für die bildnerischen Erzeugnisse daraus keine Schlüsse auf die Volkszugehörigkeit ziehen können. Man kann wohl Schulen verfolgen, aber sie reichen ihre Technik von Einem Staat zum andern hin und her; und grade wo Neues, gediegen und wesentlich Neues, mit Modellirstab und Meißel versucht ist, da wird man Berlin und Brüssel und Rom und Wien nicht von einander trennen dürfen. Leider hat uns Frankreichs alberner Rassendünkel ein tieferes Urteil darüber verlegt, in wie weit sich die jungen Kräfte auch auf plastischem Felde der Pariser Stilmacherei zu entledigen beginnen. Aber ein Streben danach ist allenthalben fühlbar; noch bewußter freilich vor der Hand — und zwar auch unter den bejahrten Künstlern — das Streben, endgiltig mit dem guten alten Trödel der blos gefälligen Gliederlagen aufzuräumen. Zuweilen coute que coute; im Ganzen indeß ohne die verwirrende Aufdringlichkeit, mit der mancher Jünger der Schwesterkünste heutzutage sein allerneustes Evangelium verkündet.

Wenn nun dies Streben nach selbsteigenster Naturauffassung und -verwertung nicht in dem Maße wie bei den Malern auch als völkerpsychologische Eigenart zum Ausdruck gelangt ist, sondern in der That mehr zu internationalen Betrachtungen reizt, so sagt dies doch durchaus Nichts — eben in unsrer rassestolzen Zeit ist solch ein Doch vielleicht nicht überflüssig — Nichts gegen den Wert der Leistungen. Im Gegenteil! und manche Künstler, auch Maler, behaupten sogar, daß der Hauptreiz dieser Ausstellung grade von den plastischen Werken ausgehe.

Die Erklärung liegt nahe. Seine höchsten und feinsten Gedanken, Gefühle oder Stimmungen kann der Bildhauer, sofern er der abendländischen Kulturwelt an-

gehört, nur an der Leibesform des abendländischen Kulturmenschen zur Erscheinung bringen. Infolge der mannigfachen Rassenmischungen weisen die Kulturvölker aber durchaus nicht derartige Verschiedenheiten in Bau und Form des Körpers auf, daß die Künstler der einzelnen Nationen dadurch zu besondersten Formen der Technik gedrängt würden. Jedenfalls nicht in dem Maße, wie Licht, Luft und Farbe der Erdoberfläche schon nach wenigen Längen- oder gar Breitengraden ihren typischen Charakter wechseln. So tiefeigene Äußerungen heimatlichen Geistes, wie sie uns etwa aus den Apenninenbildern eines Segantini oder aus den Teich- und Feldlandschaften des Polen Chelmonski und ihrer ganz unübertragbaren Pinselführung bezaubernd anschaun, wird die formende Hand des Bildhauers garnicht erst erstreben können. Die Gestalt des Kulturmenschen empfängt ihre natürliche Besonderheit eben viel mehr aus der sozialen Berufsart oder den allerpersönlichsten Eigenschaften als aus klimatischen und Rasseneinflüssen.

Zu dieser physischen Ursache des internationalen Austausches der plastischen Stilversuche tritt nun weiter noch ein geistiges, der Plastik vor allen andern Künsten eigentümliches Moment, — zunächst als Folge, zugleich aber auch als Steigerung jener Ursache: die Concentration der dargestellten Bewegung auf ihr einfachstes Motiv. Das ist es, was man gemeinhin die plastische Ruhe oder besser Bändigung nennt; und daher wirken tiefsinnige Bildhauer durch solche Verwurzelung allgemeinster Körpermechanik in Eine seelische Urstimmung leicht mystisch, während sie einzig und allein jene physische Gleichartigkeit des menschlichen Gliederbaues und seiner Bewegungen auch psychisch begreiflich machen wollen — „begreiflich“ im sinnlichsten Sinne. Die porträtirende Plastik bildet nur scheinbar eine Ausnahme; der Portraitkopf wirkt sofort flach, maskenhaft, wenn das Individuelle der Gesichtszüge als Zweck gefühlt wird, nicht als fesselndes Mittel zur Enthüllung eines typisch menschlichen Grundzuges. Andrerseits ist diejenige Flachheit selbverständlich noch schlimmer, die den typischen Eindruck durch die formale Schablone zu ersetzen hofft. Das Typische ist eben nicht das Conventionelle, sondern das höchst Eigentümliche in seiner Beziehung zum ganz Allgemeinen. Neue Beziehungen dieser Art zu finden, darum handelt es sich; Finden ist hier Schaffen, im weitesten und im persönlichsten Sinne. Der eigenartig ganz aufs Wesen zielende Gedanke wird notwendig auch die eigenartige Form erzeugen. Die Individualität des Künstlers wird ihre Sprache reden auch ohne „nationalen Stil“, ohne augenfällige Verschiedenheit der großen und kleinen Kunstgriffe. Und Das muß doch immer den Ausschlag geben: wirkliche Eigenart, die Jeder genießen kann! Verbohrte Originalsucht und gefällige Ebenmäßigkeit liegen gleich weit davon entfernt, blos nach verschiedenen Richtungen; und in der Regel — das ist merkwürdig — sind sie wohl gar die gleichzeitigen Ausflüsse irgend eines nationalen Stiles. Denn dieser hat seine Gefahren. Sobald er fühlbar wird, beginnt die Nachahmung im Lande; und das bedeutet die Herrschaft der geschickten Mittelmäßigkeit oder der Extravaganz um jeden Preis. Ob nun Schablone und Manier nach irgend einem Wahrheitsmillimeter oder nach der Schönheitselle zugeschnitten werden, ist im Grunde dabei gleichgiltig: Niedergang ist Beides. Dann kommt der Falstaffiaden dickste: man importirt nationale Stile. Ob aus Paris oder Altathen, allermodernste Modeartikel oder „hochechteste“ Antiquitäten, ist für die Hauptsache abermals gleichgiltig.

Derlei Ausflüsse lassen sich auch unter den Bildwerken dieser Ausstellung noch verfolgen; aber an den hervorragendsten Arbeiten erfreut die kräftige Sicherheit, mit der die plastische Kunst in gegenseitiger Durchdringung und individueller Verwertung aller Schulergebnisse heute wieder jenem ihr eigensten Ziel zuschreitet, vielleicht sogar in wesentlichen Punkten schon auf neuen Gipfeln steht.



Jene Concentration auf den letzten Bewegungsimpuls hat nun auch, wie mir däucht, und zwar in Folge der zielklaren Thätigkeit der Künstler, über eine technische Spezialfrage entschieden, welche vor Jahren die ästhetischen Schwatzfederkiele jüngsten und ältesten Fahrwassers in heftige Bewegung setzte: die Frage nach der Verwendung der Farbe am plastischen Kunstwerk. Die Erscheinung, daß die einzelnen Künste ihre Wirkungsmittel auseinander zu ergänzen oder zu bereichern suchen, ist allen Künsten gemeinsam. Jeder Schaffende hat Augenblicke, in denen er fühlt, daß die volle Ausgestaltung seiner Absicht eigentlich nur erreichbar wäre, wenn er in dieser oder jener Einzelheit die Darstellungsmittel einer andern Kunst zuhilfe nehmen könnte. Richard Wagner's Schwärmereien über das „Gesamtkunstwerk“ finden darin ihre natürlichste Erklärung. Die Plattheit des Theorems liegt auf der Hand; denn dies Gesamtkunstwerk wäre die Natur selbst verdoppelt oder ihre Vernichtung durch Schöpfung einer neuen, je nach den realen oder idealen Neigungen des Schaffenden. Der bedeutende Künstler wird jene Beschränkung als eine Steigerung auszubeuten wissen, indem er vertieft und entwickelt, was seine Kunst vor allen andern zum höchsten Ausdruck bringen kann. Dies wird er unter Umständen dadurch fördern können, daß er sich Ausdrucksmittel einer Schwesterkunst durch Umbildung aneignet, wie das ja dem Künstler Wagner inderthat gelungen ist, aber nicht durch oberflächliche Uebertragung. Ein Bedürfnis danach macht sich besonders dann geltend, wenn eine bestimmte Kunstrichtung fühlbar ihr Aeußerstes geleistet hat; der Kampf um die neue Form leiht dann auch von der Verwandtschaft Kräfte. Derartiges erlebten und erleben wir nun in Deutschland nach Goethe, Beethoven, Schinkel und Rauch; und für die internationale Plastik des Jahrhunderts tritt noch der Däne Thorwaldsen hinzu.

Es ist sehr ergötzlich, wie grade in dieser Frage der schulmeisterliche Eifer die feindlichsten Brüder auf Einmal in Eine Schlachtreihe jagte. Doctrinärer Naturalismus und philologischer Archaismus bemühten sich gleichermaßen, den Künstlern über die Verwertung der Farbe zu plastischen Zwecken ihre einzig richtige Meinung zu sagen. Auf dem linken Flügel der Linie wollte man den Bildhauer zu derselben Farbencharakteristik individuellster Natürlichkeit drängen, wie sie der Pinsel des Malers auf der flachen Leinewand anstrebt, und vergaß, daß man bei Castan oder im Nationalpanorama solche Curiositäten und Gesamtkunstwursteleien mit und ohne Musik in Hülle und Fülle bestaunen kann. Und der klassische Philologe zog aus dem Wesen der althellenischen Sculpturbemalung an der Hand der allerneuesten Ausgrabungen seine logisch unfehlbarsten Schlüsse für die Gegenwart; nur bedachte er nicht, daß die griechische Plastik, zumal die ältere, auf ganz andre Culturmenschen wirken wollte und völlig überhaupt nur aus ihrem Zusammenhange mit der religiösen Architektur und den öffentlichen Festen jener Zeit begriffen werden kann. Blaue Bärte, grüne Augen und rote Haare, der ganze Rhythmus der Gewandung, die wundervolle Einfalt und Würde „klassischen“ Gliederspiels: was können Wir denn davon noch genießen und lebendig ausempfinden, die wir all Das nicht mehr in berauschender Verknüpfung sehen mit der Symbolik der Farbenornamente, mit dem Zauber der Säulenharmonieen, mit dem feierlichen Pomp der Volksaufzüge! —

Die Bildhauer haben inzwischen gearbeitet, — — ungestörter vom grünen Witz der Laien und Zeilenschreiber, als es andern Künstlern heut beschieden ist, weil der Zeitungsmensch im Großen und Ganzen vor dieser Kunst noch nicht die Ehrfurcht des Unverständnisses verloren hat. Es will mir scheinen, daß Federkriege über das Thema nicht mehr nöthig sind. Soweit es sich nicht um die bloße Belebung ornamentaler oder decorativer Zuthaten handelt, spricht aus den Werken der Künstler deutlich der gemeinsame Wille, die Färbung lediglich als eines all der neuen Mittel

zu betrachten, durch welche jene einheitliche Vertiefung des psychomechanischen Grundmotives gefördert werden kann. Und nur dieser dem innersten Wesen der Plastik entflossene Erfahrungssatz entscheidet über Art und Maß der Benutzung; nur danach hat sich auch gegebenen Falles das Urteil zu richten. Ob schwere, ob matte Tönung zu wählen ist, ob auf Einen Grundton hin oder in Contrasten, nur mit einfachen Lokaltönen oder auch in Übergängen gefärbt werden soll, ob die Farbe aufzutragen ist oder besser im natürlichen Rohstoff liegt, ob überhaupt chromoplastisch zu verfahren ist: das sind reine Zweckmäßigkeitsfragen, in denen der einzelne Vorwurf des einzelnen Künstlers den Ausschlag gibt, nicht aber theoretische Nußknackerweisheit.

Also die dargestellte Bewegung auf ihren tiefeinfachsten Grund hin anzuschauen — andächtig anzuschauen, denn die Geheimnisse der Einfachheit erfordern tiefe Augen — darum handelt es sich beim Genuß plastischer Bildwerke. Die Verfeinerung oder Neufindung solcher typischen Motive und ihr Ausdruck durch entsprechende Entwickelung der Darstellungsmittel bedeutet die Fortschritte dieser Kunst. Das wird auch bestimmend sein für das Urteil, d. h. die Einsicht in die Ursachen der jeweilig empfundenen Wirkung; jedes andre Urteil ist vom Uebel, weil erfahrungslose, ungefühlte Tendenzphrase. Zu diesen Ursachen gehört natürlich aber auch der persönliche Geschmack des Genießenden, der sich aus allerlei Temperamentsqualitäten zusammensetzt, die mit der Kunst der Darstellung nichts oder wenig zu thun haben. In so fern allerdings wird kein Kunsturteil seinen subjektiv laienhaften Charakter verleugnen können; selbst der Künstler bleibt dem Kunstgenossen gegenüber hierin befangen. Aber diese natürliche Befangenheit giebt dem Menschen grade das Gefühl der Unbefangenheit. Wer sich ganz dagegen sperren wollte, würde überhaupt nicht zum Genuß gelangen; und das hieße dem Künstler der Dienste schlechtesten erweisen. Es steht mir fraglos fest, daß grade das Geschmacksurteil — sobald es nur offen als solches bekannt wird — dem Künstler mindestens ebenso wertvoll ist wie das sogenannte rein kritische, das eben unmöglich rein sein kann. Denn es wird ihn am besten aufklären über die Wirkung seiner persönlichsten Eigentümlichkeiten auf fremde Naturen, sei es durch Zustimmung, sei es durch Widerspruch, — wird also seine psychische Eigenart stärken oder schärfen. Und diese schafft ja erst den Reiz der Form, an der kein Kritiker auch nur ein Deutchen ändern kann. Reine Objektivität des Urteils ist doch Nichts als Bewußtsein der Grenzen zwischen den Eindrücken von Außen her und ihrer Verarbeitung von Uns aus, also ein idealer Begriff wie Schönheit, Wahrheit und Natürlichkeit, ebenso relativ und — — ebenso erstrebenswert, je nach der Beschaffenheit des einzelnen Objektes nämlich Denn erkennen und begründen läßt sich diese Grenze erst, wenn und nachdem wir den Eindruck unbefangen in uns aufgenommen haben.

Das typische Motiv in dem einzelnen Bildwerk kann nun mehr geistiger oder mehr sinnlicher Art sein, die dargestellte Bewegung mehr aktiven oder mehr passiven Inhalt haben. Die unendliche Fülle der möglichen Combinationen bietet jeder Kraft und Eigenart das weiteste Feld. Der physischen Bewegung einen gleichfalls blos physischen Impuls zu geben, wie das vielfach von den spätgriechisch-römischen Bildhauern und denen der Barockzeit zur Erzeugung äußerlicher Stileffekte oder naturalistischer Gesuchtheiten ausgenutzt worden ist, lernt die Plastik mehr und mehr verschmähen. Zum mindesten sucht sie eine irgendwie bedeutsame Stimmung in den Vorgang zu legen, um über den nichtssagenden Akt-Abklatsch oder die schönliche Gliederpuppen-Pose hinwegzukommen. Ihre höchste Aufgabe wird indeß wohl immer darin gipfeln, eine starke Empfindung durch einen mächtigen Gedanken im Gleichgewicht zu halten; denn nur die Impotenz kann leugnen, daß auch die [illegible]



des Vorwurfs über die Bedeutung eines Kunstwerks ihre stille Sprache redet. Daß erst die individuelle Formbehandlung über das eigentliche „Können" des Künstlers entscheidet, ist ein selbverständlicher Gemeinplatz; sie ist eben die naturnotwendige Begleiterscheinung künstlerischen Schaffens überhaupt, soweit dasselbe Beachtung verdient, blos daß sie für die Plastik weit mehr fesselndes Mittel zum Zweck bleibt als für irgend eine der andern Gattungen. Uebrigens glaube ich, daß aus diesem Grunde grade diese Kunst von den Erkenntnissen der Naturwissenschaft, soweit sie still ins öffentliche Geistesleben durchsickern, entschieden besseren Gewinn davontragen wird als all die andern, trotzdem sie nicht so doktrinär danach auf die Suche geht; das Bemühen des Physiologen, die scheinbar individuellsten Erscheinungen der psychischen Welt in generell mechanische Vorgänge aufzulösen, wird der Plastik — ihrem besonderen Wesen gemäß — manches neue echte Motiv in den Schooß werfen und hat es schon gethan. Hier bedeutet das seelische Vertiefung und Geschlossenheit, was z. B. für die Poesie Verflachung und Zersplitterung der Wirkung ist.

Jene höchste Aufgabe, die organische Verflechtung und Entfaltung geistiger und sinnlicher Triebe im Bildwerk, auf neue Motive gerichtet, wird auch allmählich Das zu Wege bringen, was vorerst noch allenthalben blos als heißer Wunsch gefühlt wird: das Wachstum einer neuen „monumentalen" Kunstblüte. Das plastisch Monumentale, unabhängig von der hebenden Macht irgendwelcher architektonischen Umgebung, ist erst in und seit der Renaissance zum klaren Strebeziel, zum spezifischen Begriff geworden. Freilich wird das einzelne Monument architektonische Ausdrucksmittel zu Hilfe nehmen können, wie ja auch die Ueberlebensgröße der Gestalten hauptsächlich auf solche Einflüsse zurückzuführen ist; daß sie nicht notwendig ist zur Erzeugung des „monumentalen" Eindrucks, zeigt z. B. Michelangelo's Pietà. Aber im Wesen handelt es sich nicht mehr um die gleichwertige Ergänzung beider Künste zu Einer großen Gesamtwirkung, wie das an den Colossalsculpturen der Hellenen zur Bewunderung zwang, sondern um die Schöpfung „monumentaler" Bewegtheit, die mehr oder minder ausschließlich durch das plastische Motiv ergreifend wirkt. Die Künste differenziren sich eben mehr und mehr wie jedes organische Erzeugnis der Natur; und der darstellerische Trieb des Menschen ist ja auch Natur. Also Nichts von atavistischen Gesamtkunstfaseleien! —

Es wird nun freilich, wie mit allen Stichwörtern, recht viel Mißbrauch mit dem Begriff des plastisch Monumentalen getrieben. Man wird ihn erst deuten müssen, um das gegenseitige Verständnis zu sichern. Das Wesentliche scheint mir dies zu sein: Darstellung einer urnatürlichen Empfindung in höchster Spannung, deren Ausbruch durch einen Culturgedanken verwandter Art gebändigt wird. Dadurch verliert auch die scheinbar unbegründete Erstarrung, die zunächst an jeder plastischen Bewegung auffällt, für das Gefühl ihre widernatürliche Plötzlichkeit. Für den Stimmungsplastiker liegt die Sache einfacher; das Selbstbeschauliche, das jede Stimmung in sich trägt, motiviert an und für sich schon in hohem Grade jenen peinlichen Augenblick des gebannten Glieder- oder Minenspiels. Selbstverständlich können sich im einzelnen Bildwerk beide hier getrennte Gattungen, monumentale und Stimmungs-Motive, die Hand reichen. Der darstellerische Trieb — weil Natur — kehrt sich eben an Begriffe nicht. Aber zum Verständnis sind solche Scheidungen nötig; und die höchste, reiffte Leistung — weil zugleich vernünftiges Menschenwerk — wird auch mit den reinsten und geklärtesten Begriffen in Einklang stehen.

Das hat natürlich Nichts gemein mit irgendwelcher Vorschrift für die Wahl des Stoffes, und so kann die bezeichnete Eigentümlichkeit der monumentalen Bändigungsmotive ohne Frage nicht minder in symbolischen Figuren als in denkwürdigen

Persönlichkeiten oder Vorgängen zum Ausdruck kommen. Wie etwa in jener Pietà die unendliche Milde der Madonnengestalt gleichsam vor dem Zerfließen geschützt wird durch den sittlichen Gemeinschaftsgedanken des christlichen Erlösermitleids, wo also eine kirchliche Gläubigkeit voll frommster Ergebung zum Gemüte sprechen soll. Oder wie das Grundwesen religiöser Genialität an dem Mose desselben Künstlers sich aus dem Wir elsturm von Glut und Kälte offenbart, in welchem die ekstatische Wut gedämpft wird durch den zweckbegeistert starken dogmatischen Verstand. Oder wie an Schlüter's Kurfürstendenkmal die Heftigkeit herrischer Willkür von der läuternden Wucht des hohen Staatsgedankens übermannt wird . . . Der monumentale Eindruck wird sich ferner heben lassen durch Contrastwirkungen irgendwelcher Art: durch Hilfsgestalten, deren jede ein besonderes Motiv zum Ausdruck bringt. Aber immer werden sich auch diese Sondermotive dahin zusammenschließen wollen oder müssen, daß sie als Trabanten zu der Krönung ihres einheitlichen Grundmotives führen. Wie man das an Michelangelo's Mediceergräbern und noch sieghafter aus seinen riesenkühnen, von der päpstlichen Camarilla hintertriebenen Entwürfen fühlen kann. Oder am Sockel des Schlüter'schen Monuments und — nur nüchterner in der Auffassung — auch an Rauch's Friedrichsdenkmal.

Was uns an Arbeiten dieser Gattung auf unsrer Ausstellung entgegenschaut, steckt freilich vielfach noch in bewußter Abhängigkeit von den alten Motiven und daher auch den alten Formen. Eine bewußte Sicherheit des Könnens geht aber damit Hand in Hand und giebt ein Pfand für die nächste Zukunft; denn sonst ringsum an den „kleineren" Werken regt es sich von neuen, fruchtbaren Impulsen in fertiger Vollendung. Was will es denn auch besagen, daß man die Vorbilder spürt am einzelnen Kunstwerk, wenn es nur als Ganzes seine unabweisliche, unbeschreibliche Wirkung übt: die Wirkung des organischen Naturgebildes, die Nichts zu schaffen hat mit irgendwelcher Ueberzeugung und Erkenntnis von menschlicher Nachahmung oder Verwertung oder Zielentwicklung der Natur, sondern einzig ganz und gar für Sich als Lebens-Schein- und Wesens-Rätsel eben hingenommen werden muß. Freilich: Viele fühlen sich berufen, und das Unbeschreibliche ist schwer gethan, wo allzu leicht das Unzulängliche — Ereignis wird.

Ein holländisches Urteil über moderne deutsche Dramen.*)

Von **Lou Andreas-Salome.**

Friedensfest und Einsame Menschen.

Eines hätte sich Simons aufdrängen müssen, was Hauptmann von Zola scheidet und unterscheidet: ist das Pathologische im Seelenproblem auch vorherrschend und conzentriert sich im Drama alles auf den Ausdruck des krankhaft Ueberreizten, so ist es doch ein gesunder Geist gewesen, der dieses Problem aufgriff und zu gestalten versuchte. Das ist es, worauf die große Wirkung des „Friedensfestes", ganz als Dichtung gefaßt, beruht: die Poesie, welche dem Unpoetischen abgezwungen worden ist und uns ganz in Bann schlägt, so daß wir selbst dem Peinlichsten lauschen müssen,

*) Vergl. Heft 24 Seite 592 ff.



ohne aus der künstlerischen Empfindung und Illusion herausgerissen zu werden. Darauf kommt es ja nicht an, ob der Realismus der zukünftigen Litteratur sich mit mehr oder mit minder naturalistischen Vorwürfen befaßt, denn das wird immer von einer Wahl des Künstlers abhängen, über die nicht einmal er selbst Herr ist, — nur darauf kommt es an, wieweit er im Stande sein wird, durch seine Prosa poetisch gefangen zu nehmen. Je bedenklicher sein Gegenstand ist, desto gesunder und sicherer muß die Hand sein, die ihn anfaßt, je kleinlicher er ist, desto größer muß der Dichter sein, der ihn zu gestalten wagt. Der Naturalismus wird nur dann eine Mission zu erfüllen haben innerhalb der modernen Litteratur, wenn er, weit davon entfernt, dem Künstler seine Aufgaben und sein Schaffen bequem erleichtern zu wollen, einen solchen Appell an dessen eigne Gesundheit und Größe enthält. Man vergleiche zur Orientirung über die Wirkung pathologischer Vorwürfe im Drama, etwa Hauptmann mit Bahr, — und man könnte den Unterschied im Eindruck so charakterisieren: dem Einen gestattet die frische Kraftfülle seiner Natur, sich mit dem Naturalismus dichterisch zu befassen, — den Andern nöthigt sie dazu. Ein Grund, warum selbst noch die Talentlosigkeit heutzutage leicht dem Naturalismus verfallen könnte, liegt im Materialismus der Denkweise: denn die Motivirung des Geistigen durch das Körperliche, die Ableitung des Ersteren von dem Letzteren — der Hauptsatz des vulgären, unwissenschaftlichen Materialismus — ist im Pathogischen am leichtesten auszuprägen. Ein Grund, warum der nämliche Naturalismus den großen Dichter verführen kann, ist der entgegengesetzte: zu zeigen, daß sich trotz der Gebundenheit des Geistigen an das Körperliche und Krankhafte dennoch die ganze Feinheit und Tiefe desselben offenbaren läßt, die der vollen, unendlich complizierten und wunderlich verschlungenen Seelen-Wirklichkeit entspricht. Es wirkt sonderbar in Simons Besprechung, daß er doch nicht umhin kann, diese feine Individualisierung anzuerkennen und dann behauptet, sie erschwere es dem Verfasser, uns eine allgemeine rein-wissenschaftliche These zu beweisen — was doch Er erst Hauptmann untergeschoben hat! „Wohl trifft mich die durchdringende Schärfe und Tiefe seiner Analyse, die unbefangene, malerische Genauigkeit seiner Schilderung. — Nicht ganz verschwiegen darf dabei werden, daß die allgemeine Wahrheit seiner Aufstellung etwas leidet unter den Besondern des gewählten Einzelfalles. — Die Frage, ob solch eine ausführliche Kranken-Studie in einem Kunstwerk erwünscht sein kann, habe ich nicht zu beantworten, — doch mit alleinigem Hinblick auf die Ausführung, meine ich, daß Hauptmann auch darin Meisterschaft bewiesen hat.“

Nun, eben dieser Meisterschaft in der Art der Ausführung, diesem Sieg über einen im Grunde der poetischen Behandlung widerstrebenden Stoff, verdankt „Das Friedensfest“ seinen hohen Kunstwert und jenes unvergleichlich Stimmungsvolle in der Wirkung, wie ich es mich kaum erinnere, einem Bühnenwerk gegenüber so rein und mächtig empfunden zu haben. Die Feinheit und Verinnerlichung alles Einzelnen, die zarte Hand, die der Dichter bewiesen, verbunden mit dem großen, sichern Griff, mit welchem er das Ganze zu höchster Einfachheit und Geschlossenheit zusammenzudrängen wußte, macht darin seine Meisterschaft aus. Die Einheit von Raum und Zeit, die wenigen Grundzüge des ganzen, so überaus natürlichen Konflikts, sind der richtig gewählte Untergrund für die lebensvolle Ausarbeitung der aufeinanderfolgenden, wechselnden Seelenzustände in ihrer subtilen Malerei. Von daher dieser feine lyrische Stimmungszauber, der darüber schwebt und so garnicht verglichen werden kann mit den eingestreuten lyrischen Stellen der „Familie Selicke“ oder anderer Werke, in denen das Lyrische das Dramatische oder Epische zeitweilig ablösen soll. Nein, er entsteigt dem Dramatischen selbst, wie einer Blume ihr Duft entsteigt: als ihr eigenster Wesensgehalt, der sie von allen künstlichen und gefärbten Blumen unter-

**

scheidet, — von Allem, was nicht fest und wahrhaftig in der schwarzen Erde wurzelt und von ihrem Saft sich nährt. Er breitet sich deshalb auch nicht, wie die Zola'sche Lyrik mitten in seinen naturalistischen Romanen es so gern thut, gleich moderner Romantik darüber aus, uns einen Augenblick lang zu einer Welt überredend, die wir nur symbolisch nehmen können: vielmehr verstärkt in diesem Drama nichts so sehr den vollen Wirklichkeitseindruck wie dieser Stimmungszauber über seinen Szenen und Gestalten. Hat Gerhart Hauptmann es verstanden, als echter Dichter, der Prosa seines Stoffes Poesie und Seele abzugewinnen, so verstand er es zu gleicher Zeit nicht minder, als echter Realist diese Poesie so dramatisch zu verleiblichen und sie so auf die Wirklichkeit des Lebens zu gründen, daß sich die greifbare Wahrheit des Ganzen wie des Einzelnen erst in ihr zu vollenden scheint. L. Simons kann denn auch dem seine Bewunderung nicht versagen, daß diese dichterisch individualisierende, das Innerste verdeutlichende Kraft Hauptmann in den Stand gesetzt hat, trotz der Einfachheit der Vorgänge: „mindestens in zweien von den drei Akten eine starke dramatische Wirkung ohne jeglichen Kunstgriff hervorzurufen, — einzig und allein durch die Zeichnung seelischer Zustände. Für die Widergeburt unseres Dramas eine zu wichtige Thatsache, um sie nicht zu betonen." Der letzte dramatische Effekt ist aber für ihn der Schluß des zweiten Aktes: „Mit dieser Katastrophe ist für mich das Bühnenwerk thatsächlich zu Ende. Was noch folgt, ist zum größten Teil Zeichnung und Charakteristik der Personen; dramatisches Motiv allein der zunehmende Zweifel in Wilhelm und auch Frau Büchner, ob er, nun wissend, was es war, das in seinem Vater gesteckt hat, noch irgend welches Recht habe, Ida an sich zu fesseln." Mir scheint aber, hier ist L. Simons noch einmal mit seinem Urteil im Stofflichen stecken geblieben, indem er das eigentlich Dramatische des Dramas zu stark in der Fabel desselben gesucht hat und demgemäß einen sich effektvoller steigernden Schluß erwartete. Freilich sind auch noch Andere unter den Zuschauern nach und während der Aufführung seiner Meinung gewesen, und ich gab bereits zu, daß Hauptmann in diesem Fall Grund, aber auch Recht hatte, die gröbere Bühnenwirkung hintenanzusetzen. Nun ist es sicher, daß wir Alle uns schon gewöhnt haben, bei Beurteilung des eigentlich dramatischen Effekts, mehr als es bisher geschah, vom Stofflichen abzusehen und die Vornehmheit eines Werkes sogar ein wenig darauf zu prüfen, wieviel des reinstofflichen Effekts sich ohne Schaden davon abziehen lasse. Aber es ist uns immer noch nicht klar genug geworden, wie vorwiegend doch in unserem, der modernen Menschen Leben, die eigentlichen und ergreifendsten Dramen, sich in der Stille der Stimmungen und Gedanken, des bewegten Innenlebens, abspielen, und wie meistens ein Alltag die Coulissen dazu bildet. Große Dramatiker wie Ibsen stellen schon längst Anforderungen an eine solche Einsicht und ein solches Entgegenkommen des Publikums und sie thun Recht daran: denn sie bedürfen doppelter dramatischer Kraft, diese Welt des Innern zu veräußerlichen, die sich nicht mehr in lauten Ausbrüchen, in lärmenden Handlungen, in Konflikten und Kämpfen des äußern Lebens, sichtbar entlädt. Sie müssen deshalb an eine mitthätige, in ihrem entgegenkommenden Verständnis mitschöpferische Phantasie appellieren, der ein Wink genügt, um sich die Bühne im Innern des Menschen, auf welcher stumm gespielt wird und welche einen letzten aufgerollten Vorhang nicht duldet, auch in sich selbst zu verlebendigen. Andere Zeiten, andere Anforderungen: zu Shakespeares Zeiten begnügten sich die Zuschauer mit ein paar nackten Wänden, auf welchen zu ihrer Orientierung die Szenerie, um die es sich handelte, angeschrieben war, — heute handelt es sich um eine andere Szenerie, und wie jene Zuschauer müssen wir in ihr heimisch sein, um sie aus eigner Einbildungskraft heraufzubeschwören: wollen wir wissen, was die modernen Menschen in ihrer Tiefe bewegt, so

müssen wir Tiefe haben und in sie hinabsteigen können, — sonst wird auch der größte Dichter nur stammelnd zu uns sprechen können. Weil L. Simons es verkennt, wieviel das Friedenfest leistet in der feinsten Dramatisierung des Rein-Innerlichen, erscheint nach seiner Auffassung Hauptmanns Entwicklungsgang fast wunderlich und sprunghaft: der Dichter von „Vor Sonnenaufgang" scheint dem letzten Werk: Einsame Menschen" beinahe näherzustehen als dem dazwischenliegenden „Friedensfest". Ja, nach L. Simons Meinung ist Hauptmann erst in „Einsame Menschen" wirklich zum Dichter geworden: „Sein drittes Drama zeigt es uns, daß er sich befreit hat; daß er das absichtsvolle Demonstrieren dessen, was er als Künstler doch nicht beweisen kann, gelassen hat; daß er die Menschen nicht mehr allein betrachtet in ihrem äußern Thun (!) und nicht mehr sie darstellt als bloße Nervenmaschinen, sondern daß nunmehr das geistige Leben unserer Zeit sich ihm in seiner ganzen Fülle geoffenbart hat als der nicht eben geringste Faktor, der das Wesen und Handeln der Menschen bestimmt. Und er selbst ist ein Anderer geworden. Nun, da er das „Laboratorium" verlassen und aufgehört hat, methodisch zu experimentieren, ist seine eigne Empfindungsfülle, die er zu Gunsten seiner Beobachtungen geflissentlich zurückgedrängt hatte, wieder frei geworden. Ein sanftes, Alles umfassendes Zartgefühl hat begonnen seine Seele zu durchströmen und mit ihm hat er die Personen, welche in seiner Phantasie Leben empfingen, ausgestattet. Steht er auch jetzt noch außerhalb des Streites, gleichsam über den Parteien, — so verhält er sich doch nicht mehr wie ein Fremder den Menschen gegenüber, denen er Leben verlieh, sondern ruft sie zu sich mit weicher Stimme, damit sie in seinen Armen ausruhen und dort ausweinen möchten all' ihre Trauer und all' ihren Schmerz, den seine Zärtlichkeit ihnen nachfühlt . . . So finden wir in „Einsame Menschen" erst völlig den Dichter Gerhart Hauptmann, den uns seine frühere Arbeit hinter dem geschickten Künstler nur vermuten ließ."

(Schluß folgt.)

Die Freie Volksbühne und der Polizei-Präsident.

„Ein sozialdemokratisches Theater!" so tönten viele Stimmen aus der Presse, als die Aufforderung zur Gründung einer Freien Volksbühne bei der Arbeiterklasse Anklang gefunden hatte. Bereits in der konstituierenden Volksversammlung und darauf wiederholt, mündlich wie schriftlich, verwahrte ich den von mir vertretenen Verein gegen diese Auffassung. Allerdings seien seine Mitglieder sowie seine Leiter größtenteils Sozialisten, und die Grundgedanken (Dem Volke die Kunst! Befreit die Bühne vom Kapitalismus! Wartet nicht auf eine Hülfe von oben, sondern gebraucht die eigene Macht! Nicht die Höhe des Geldbeitrages, sondern das Loos bestimme die Theaterplätze! Wählet in erster Linie wahrheitsgemäße Dramen, in denen sich der Entwicklungsdrang der modernen Zeit offenbart! 2c.) befänden sich im Einklang mit dem Sozialismus; indessen läge es dem Ausschusse durchaus fern, sozialdemokratische Dramen, Gedichte und Vorträge zu kultivieren. Trotz solcher Verwahrung, die doch durch das Repertoire und die sonstige Thätigkeit der Freien Volksbühne nur bestätigt wurde, hielt sich der unklare Gedanke vom sozialdemokratischen Theater ziemlich aufrecht, ja er gestaltete sich im dritten Viertel der Vereinsthätigkeit zu einer Vernichtung drohenden Waffe in der Hand eines mächtigen Gegners.

Der Polizei-Präsident von Berlin gebot nämlich dem Vorstande, ein Mitgliederverzeichnis einzureichen und über Statuten-Änderungen, sowie den Zugang und Abgang von Mitgliedern stets binnen drei Tagen zu berichten: — die Freie Volksbühne wurde also von der Polizei als ein Verein betrachtet, der „eine Einwirkung auf öffentliche Ange-

legenheiten bezweckt". Nun aber sagte sich der Vorstand, dem Herr Rechtsanwalt Heine als warmer Freund der Sache ratend zur Seite stand, diese Charakteristik der Freien Volksbühne bedrohe ihre Existenz; denn von der Erklärung, der Verein wirke auf öffentliche Angelegenheiten ein, zur weitern Erklärung, er sei politisch und dürfe daher keine Frauen enthalten 2c., sei nur ein kleiner Schritt. Demnach beschlossen wir, den kleinen Finger durchaus nicht zu reichen, damit uns nicht schließlich die ganze Hand genommen werde, und klagten beim Bezirks-Ausschuß, der ersten Instanz des Verwaltungsgerichts, auf Aufhebung jener polizeilichen Verfügung, — ohne freilich optimistisch in die Zukunft zu blicken.

Ungewöhnlich bald, nämlich am 30. Juni, sollte der Richterspruch erfolgen. Der Polizei-Präsident, als Beklagter, wurde durch einen Assessor, die Freie Volksbühne durch Herrn Rechtsanwalt Heine und mich, den Vorsitzenden und Kläger, vertreten. Die Sitzung begann mit der Verlesung eines sehr umfangreichen Schriftstückes, in welchem der Polizei-Präsident darzuthun suchte, die Freie Volksbühne bezwecke in der That eine Einwirkung auf öffentliche Angelegenheiten; sie wolle nämlich durch Kunstwerke einer ganz bestimmten Richtung das Volk erziehen, ferner durch Vorträge die Notwendigkeit einer wirtschaftlichen Umwälzung darthun. Den Beweis für diese Behauptungen sollte eine Mosaik von Versammlungsrede-Blüten und Zeitungsstellen bringen.

So wurde uns zur Last gelegt, daß ich in meinem Aufruf zur Gründung der Freien Volksbühne gesagt habe: „Vorstellungen von Stücken, in denen ein revolutionärer Geist lebt, scheitern gewöhnlich am Kapitalismus und an der Theatercensur; diese Hindernisse bestehen nicht für einen geschlossenen Verein." Als ob der „revolutionäre" Geist gleich mit Dynamitbomben werfen müsse und nicht vielmehr einfach die Seele der Entwickelung, die treibende Jugendkraft auf allen Lebensgebieten sei, und als ob ein Bleibtreu, der ja von der „Revolution in der Litteratur" spricht, sowie ein Ibsen, dem es auf die „Revolutionierung des Menschengeistes" ankommt, sich der politischen Revolution schuldig machten!

Ferner wurde der Freien Volksbühne vorgeworfen, daß ich in einem Vortrage gesagt habe: „Wir leben in einer Zeit vor Sonnenaufgang, in einem Übergangszeitalter; noch erblicken wir nicht die kommende Sonne, doch wir sehen, wie es am Horizonte dämmert und rot erglüht . . ." 2c. Ich vermochte selbstverständlich in diesen Anschauungen keinerlei Einwirkung auf öffentliche Angelegenheiten zu erblicken und gab zum Überflusse dem Gerichte zu bedenken, daß der Gegenstand meines inkriminierten Vortrages das Hauptmann'sche Drama „Vor Sonnenaufgang" gewesen sei, und ich daher natürlich nun die Aufgabe gehabt habe, den Titel des Stückes zu erläutern; wenn ich hierbei mit einer gewissen Wärme verfahren sei, so komme das einfach daher, daß ich mit dem Dichter in der Gegenwart eine Zeit vor Sonnenaufgang erblicke.

Gelegentlich einer Vorlesung aus Chamisso's Werken sollte ich — nach Angabe des überwachenden Polizeibeamten — meiner besondern Freude Ausdruck gegeben haben, daß Chamisso das Spitzelwesen gegeißelt habe, und daß derartige Gedichte zum Vortrag gelangen würden. Ich konstatierte dagegen, ich habe in meinem Vortrage über Chamisso diesen Dichter auch als einen politischen bezeichnet und als eine Probe seiner politischen Poesie das Gedicht „Die goldene Zeit" erwähnt, in welchem er die „Demagogenriecherei" der Reaktionszeit geißele; übrigens sei dieses Gedicht das einzige politische gewesen unter den zahlreichen Deklamationen jenes Chamisso-Abends.

Als ein sehr belastender Umstand wurde von der Polizei hervorgehoben, ich habe — wiederum nach Angabe des überwachenden Beamten — in einer Versammlung, welche Ibsen's „Ein Volksfeind" diskutierte, die bestehende Gesellschaftsordnung abfällig kritisiert, insbesondere als ein System von allerlei Knechtschaft bezeichnet, in dem kein Raum für unabhängige Charaktere sei; ich habe mich ferner über Stockmann's „rebellisches Benehmen" in einer Weise geäußert, welche den Eindruck hervorrufe, als sei die Freie Volksbühne ein verkappter politischer Verein; ich habe endlich . . . die Tugend der politischen Duldsamkeit empfohlen. — Dem entgegen machte ich geltend, daß ich, um das Verständnis des Ibsen'schen Dramas zu fördern, dessen soziale Voraussetzungen, die jenes Gefüge von Abhängigkeitsverhältnissen, das einem nach Freiheit und Wahrheit strebenden Menschen unmöglich zu machen sucht, aus dem Sinne des Dichters heraus geschildert habe. Wenn diese Schilderung [illegible] ausgefallen sei, so erkläre sich das aus meiner Überzeu-

stimmung mit den sozialkritischen Anschauungen des Dichters. Der Polizei-Lieutenant werde wohl das Drama nicht gelesen und daher meine Ausführungen falsch bezogen haben. —

Herr Rechtsanwalt Heine machte noch darauf aufmerksam, daß gerade die Aufführung des Volksfeindes beweise, wie fern dem Ausschusse der Freien Volksbühne ein Cultus sozialdemokratischer Tendenzen liege; denn die herben Wahrheiten, welche Stockmann der Volksversammlung über Demokratie, Partei, Führertum und Presse sage, ließen sich auch auf die sozialdemokratische Partei beziehen. Übrigens könne das Gericht gerade aus dem Umstande, daß der Polizei-Präsident die Sentiments eines seines Untergebenen über die Freie Volksbühne ausführlich mitteile, ersehen, worauf der Polizei-Präsident eigentlich hinziele: er wolle den Verein zu einem politischen stempeln! Um diese Stempelung zu begründen, werde er zweifellos in gleicher Weise, wie zu dem vorliegenden Falle „Material“ finden; denn die zur Überwachung der Versammlungen kommandierten Polizei-Beamten achteten — das ergebe sich aus ihrem Beruf — peinlich auf jedes Wort, das irgendwie politisch aufgefaßt werden könne; ferner sei es einer Berliner Versammlung, zumal wenn der Arbeiterstand vertreten sei, nahezu unmöglich, politische Anzüglichkeiten zu vermeiden.

In der „Motivierung“ des Polizei-Präsidenten bestand das „belastende“ Material keineswegs lediglich aus Äußerungen des Vorsitzenden. Nur weil diese — was sich aus meiner Anwesenheit bei der Gerichtsverhandlung erklärt — vor dem Bezirks-Ausschusse erörtert wurden, verbreite ich mich darüber. Es dürften wenige Redner in der Freien Volksbühne gesprochen haben, deren Rede nicht einen Ring hergeben mußte an der Kette, die uns angelegt werden sollte.

Da hatte Dr. Conrad Schmidt geäußert, der Naturalismus sei in der Kunst gerade diejenige Form, welche der sozialen Arbeiterbewegung entspreche, und gehöre daher auf die Freie Volksbühne.

Julius Türk hatte Zola, Ibsen und Tolstoi als dichterische Vertreter der sozialistischen Arbeiterbewegung und als Leute bezeichnet, welche „die Arbeiterklasse an Stelle der Bourgeoisie setzen“ wollten — eine Hyperbel, gegen welche jedes Ausschuß-Mitglied protestiert.

Der Stadtverordnete Vogtherr sollte als Zweck der Freien Volksbühne die „Erziehung der herrschenden Klassen zum Naturalismus“ statt irgendwelcher Erziehung des arbeitenden Volkes bezeichnet haben. Selbstverständlich aber kann für diese Äußerung eines nicht zum Ausschusse gehörigen Vereins-Mitgliedes, falls sie überhaupt richtig wiedergegeben ist, der Verein nicht verantwortlich gemacht werden, zumal dessen Ausschuß erklärtermaßen anderer Meinung ist.

Von komischer Wirkung war der Umstand, daß Äußerungen des Herrn Conrad Alberti (!) zur Belastung der Freien Volksbühne gerechnet waren. Dagegen brachte Herr Rechtsanwalt Heine in Erinnerung, Alberti habe sich allerdings um die Gunst der konstituirenden Volksversammlung beworben, indem er „im Namen der Litteratur“ die Freie Volksbühne bewillkommt, der Arbeiterschaft sowie dem Vorsitzenden Schmeicheleien gesagt und das (künstlerisch unzulängliche) Lassalle'sche Drama „Franz von Sickingen“ zur Aufführung in erster Linie empfohlen habe; hierbei möge Alberti die von der Polizei angeführten Äußerungen gethan haben; diese könnten aber unmöglich der Freien Volksbühne zur Last gelegt werden, — wie denn Alberti von einem Ausschuß-Mitgliede empfindlich heruntergekanzelt und von der Versammlung durchschaut und verlacht worden sei, auch nicht einmal die Mitgliedschaft nachgesucht, vielmehr eine eigene Freie Bühne gegründet habe.

Es wird die Leser der „Freien Bühne“ interessieren, zu hören, daß auch Herr Dr. Otto Brahm (Mitglied des Ausschusses) vom Polizei-Präsidenten der Freien Volksbühne übel genommen wurde. Nach dem Bruchstück freilich, welches der überwachende Beamte von Brahms Vortrag über „Kabale und Liebe“ angegeben hatte, konnte man wähnen, ein Revolutionär à la Marat habe gesprochen. Und doch sollte Brahms Äußerung, „wie im Zeitalter von „Kabale und Liebe“ der dritte Stand nach Emanzipation rang, so erstrebt dies Ziel jetzt der vierte Stand,“ offenbar nur eine objektiv völlig zutreffende Beziehung des Schillerschen Dramas zum Arbeiterpublikum der Freien Volksbühne andeuten.

Derart aus dem Zusammenhang gerissene, vielfach auch unrichtig wiedergegebene Äußerungen mußten beweisen helfen, daß die Freie Volksbühne auf öffentliche Angelegenheiten einwirken, insbesondere die Notwendigkeit einer wirtschaftlichen Umwälzung darthun wolle.

Zur Blütenlese der Belastungen wurden aber auch Harmlosigkeiten gerechnet, wie: „Die Kunst soll das Volk veredeln", „das Theater sei eine Erziehungsanstalt", „die Dichtung kann zu großen Thaten begeistern".

Belastend sollte endlich der Umstand sein, daß die Freie Volksbühne — gleich allerlei für unpolitisch geltenden Gesangvereinen, Lese=, Diskutier= und Rauchklubs — eine Maifeier veranstaltet hat, daß in einer ihrer Versammlungen sozialdemokratische Sammelbons vertrieben seien und daß die Mehrheit des Ausschusses und der Redner aus sozialdemokratischen Agitatoren bestehe.

Herr Rechtsanwalt Heine bemerkte im Namen des Klägers, daß der Verkauf von Bons stets heimlich vorgenommen werde und daher vom Vorstande nicht zu verhindern sei, übrigens in Arbeiterversammlungen alltäglich vorkomme; jedenfalls seien die Bons nicht unter Zustimmung des Vorstandes verkauft worden. Allerdings bestehe die Leitung der Freien Volksbühne fast völlig aus Sozialdemokraten, und auch unter den Mitgliedern sei die sozialdemokratische Überzeugung vorherrschend; das erkläre sich aber aus dem Umstande, daß dieser Verein überwiegend aus Angehörigen des arbeitenden Volkes zusammengesetzt sei.

Im Übrigen machte Herr Rechtsanwalt Heine etwa folgende Ausführung. Der Polizei=Präsident deduciert: Die Freie Volksbühne erstrebt mit den Mitteln der Poesie und Bühnenkunst eine Erziehung des Volkes in bestimmter Richtung; die Volkserziehung ist aber eine öffentliche Angelegenheit; folglich bezweckt der Verein eine Einwirkung auf öffentliche Angelegenheiten. Vermöge solcher Erweiterung des Begriffes „öffentliche Angelegenheiten" kann man alle möglichen Vereine zu dem stempeln, was die Polizei aus der Freien Volksbühne machen will. Auch kann man sehr wohl die Juristen finden, welche — bei der Dehnbarkeit der einschlägigen Begriffe — den Nachweis fertig bringen, die Freie Volksbühne sei ein politischer Verein. Jedenfalls wird der Polizei=Präsident, falls er hier Recht bekommt, in der Lage sein, auch diesen Nachweis durchzusetzen. Es kommt wesentlich darauf an, ob das Gericht den Untergang des schönen und erfolgreichen Vereins will, oder aber nicht will. Wenn der Polizei=Präsident in der Freien Volksbühne Socialismus wittert, so irrt er allerdings nicht. Man muß aber bedenken, daß der Socialismus keineswegs lediglich eine politische Partei, sondern eine Weltanschauung ist, die sich auf allen geistigen Gebieten, und nicht zum mindesten in der Kunst, bethätigt. Die Freie Volksbühne kultivirt die socialistische Weltanschauung auf dem Gebiete der Dichtung, Bühnenkunst und literarischen Kritik, ist aber deswegen durchaus kein politischer Verein. Wenn der Polizei=Präsident sagt, in diesem Verein seien socialpolitische Vorträge gehalten, so versäumt er zu unterscheiden zwischen einem Vortrage, der ein socialpolitisches Thema behandelt, und einem solchen, der ein künstlerisches Thema von einem socialpolitischen Standpunkte aus behandelt. Vorträge der letztern, nicht der erstern Art sind in der Freien Volksbühne gehalten worden, und das kann nicht übel genommen werden, weil eben jeder Mensch vom Standpunkte seiner wichtigsten Ueberzeugungen aus urteilt.

Bevor sich die Richter zur Entscheidung zurückzogen, teilte der Vertreter der Polizei, für den Fall, daß das angeführte Belastungsmaterial nicht genügen solle, noch eine politische Redeblüte der Freien Volksbühne mit. Herr Schriftsteller Gesenius Lange habe seinen Vortrag über „Kein Hüsung" mit der Bemerkung geschlossen, diese Dichtung sei eine soziale und richte sich keineswegs bloß gegen die ländliche Knechtschaft, sondern gegen die Knechtschaft überhaupt, also auch gegen die unwürdige Lage und Behandlung, die der industrielle Arbeiter zu erleiden habe. — Gefragt, wie ich mich zu dieser Angabe stelle, räumte ich die Richtigkeit derselben ein, hob aber hervor, daß Fritz Reuter selber in einem Briefe seinem Epos eine allgemein anarchistische Tendenz zuschreibe, daß der Vortragende diesen Brief citiert habe, und daß demnach die „politische" Äußerung des Herrn Lange durchaus keine willkürliche Deutung und tendenziöse Entstellung, vielmehr eine Interpretation Reuters sei.

Nach zweistündiger Beratung erfolgte der Richterspruch des Bezirks=Ausschusses: Die Klage des Vorsitzenden der Freien Volksbühne ist berechtigt, die Verfügung des Polizei=Präsidenten daher aufzuheben!

Wahrscheinlich wird nun der Polizei=Präsident an die zweite Instanz des Verwaltungsgerichts appellieren. Sollte er hier mehr Glück haben, als bei der ersten Instanz,

so scheint es mir unzweifelhaft zu sein, daß die Freie Volksbühne für politisch erklärt werden und demgemäß die weiblichen Mitglieder verlieren würde.

Die Folgen liegen auf der Hand. Die „Freie Volksbühne“ als politischer Verein wäre nicht bloß äußerlich, sondern auch innerlich ein neuer Verein. Zum Schaden, ja zum Untergang der Kunst und sicherlich nicht zur Freude der Polizei würden an die Stelle seiner bisherigen einheitlichen Zwecke unruhige und unklare Produkte eines wirklichen Zwitterwesens von Kunst und Politik treten. Nicht an uns läge die Coursänderung, sondern sie wüchse uns selbst über den Kopf, aufgedrägt von außen, niemals aber erwachsen aus unseren Intentionen. Hoffen wir auf Grund jenes ersten verständigen Richterspruchs, daß es dahin nicht kommt.

Bruno Wille.

Bolette.

Von **Gabriel Finne.**

Autorisierte Uebersetzung von Rosa Blumenreich.

(Schluß.)

Im Entrée ertönten die Stimmen Bolette's und des Mathematiklehrers. Sie begleitete ihn hinaus und rief ihm noch ein munteres Lebewohl nach.

Bommen öffnete die Thür, so daß ein langer Lichtstreif vom Fenster aus über den Corridor fiel. Dadurch stutzte Bolette, welche eben im Begriff war, in ihr Zimmer zurückzukehren.

Und plötzlich in diesem Augenblicke schoß es wie ein heißer Strom durch den Körper dieses Mannes mit der erotischen Seele. Sie war schön, schöner als je. In der Ueberraschung machte sie eine Bewegung nach vorwärts, als ob sie diesen Augenblick ersehnt hätte, um sich in seine Arme zu werfen. Sie reichte ihm aber nur die Hand. Und da sie seinen warmen, kräftigen Druck empfand, sah sie so selig, so kindlich froh zu ihm auf, daß der Mann mit dem braven Familiengesichte kaum eine Thräne unterdrücken konnte.

Wie schön sie ist! Welch herrliches Weib! sagte er zu sich selbst, als sie in Bolette's Zimmer traten. Der Flicken mitten in dem verblichenen Sophabezuge, wo sonst Gubben zu sitzen pflegte, schien eine besondere Anziehungskraft auf ihn auszuüben; er ließ sich darauf nieder, während Bolette sich am Tische zu schaffen machte. Sie warf ihre Mathematikbücher und Schreibhefte drunter und drüber in eine Schublade, sodaß nur noch etwa ein Regal mit Büchern an den weiblichen Studenten erinnerte.

Ja, sie war schön, so frisch, so weich und warm! Und wie licht, wie funkelnd hell sah die ganze Person aus! Dasselbe Kleid wie am vorgestrigen Abend, hellblau mit dunkelblauen Bändern garniert. Leuchtende blaue Augen, gelocktes goldnes Haar — — sämtliche Raisonnements und Vernunftgründe verkrochen sich scheu und schrumpften in ein Nichts vor dieser Lichtgestalt zusammen. Alle dunklen Gedanken kamen ihm gänzlich unmotiviert und höchst kindisch vor, in der Nähe und im Zauberbanne dieser Schönheit.

Bolette ließ sich auf ihren Schaukelstuhl zurücksinken. Eine ihr von Bommen angebotene Cigarette lehnte sie ab.

Anfangs schleppte sich die Unterhaltung nur mühsam vorwärts, sie sprachen von der gestrigen Vorstellung u. s. w. — jeder seinen Gedanken nachhängend. Die seinen waren mit der immer lebhafter werdenden Vorstellung beschäftigt, wie berauschend schön es wäre, wenn Bolette jetzt käme, ihn umfaßte oder sich an ihn lehnte! Der glücklichste Augenblick seines Lebens, fürwahr! Alles sollte begraben und vergeben sein! Alles! Er wollte vergessen, nie Rechenschaft fordern; die Liebe sollte die Brücke zerstören, welche von Bolette Ström am 1. Mai dieses Jahres zu der des vorigen Jahres führte. Ja, heut war der 1. Mai. Wie war sie doch das Sinnbild jenes Monats, der die letzte Erinnerung des Winters von sich wirft. Er nahm es für ein gutes Omen, daß gerade heut der Anfang des Wonnemonats war.

Heute sich Theater und Schauspieler zum Thema nehmen, war ebenso unsinnig, wie etwa Kieselsteine in einer Goldgrube zu sammeln oder sich über Hafergrütze herzumachen,

wenn man Hochzeitsessen bekommen konnte. Das sah auch Bommen ein und brannte darauf, die Steine los zuwerden und sich der Goldklumpen zu bemächtigen; er war überzeugt, daß es Bolette ebenso erging und bemühte sich deshalb, das Gespräch in eine andre Bahn zu leiten, vielleicht war es auf diese Weise möglich, in das ersehnte Fahrwasser — ihre gegenseitige Liebe — zu gelangen.

„Apropos, Fräulein Ström, wieso haben Sie sich eigentlich auf die Wissenschaft geworfen? Ist es ein besonderes Interesse, was — — — —“

„Ach leider nein, ich habe kein Interesse für das, was ich lerne, und der Himmel mag wissen, ob es mir je gelingt, das Abiturientenexamen zu machen. Aber ich mußte heraus, sehen Sie, und da brauchte ich doch einen Vorwand, um hierherzukommen. Ich hielt es zu Haus nicht länger aus! O Gott! Sie ahnen nicht, welch' entsetzliche Hölle Stavanger in der letzten Zeit geworden ist; ich fand, daß die dortigen Verhältnisse nur noch eine Carricatur der menschlichen Gesellschaft geworden waren. Im Anfange unsres dortigen Aufenthaltes — wir waren aus einem kleinen Neste dahingezogen — war die Stadt voller Leben und Freude, wie es sich intelligente junge Menschen nur wünschen können. Der Vater verdiente hübsches Geld, mir wurde eine gute Erziehung zu Teil und ich genoß das anregende Leben wie die Andern. Aber da plötzlich brach das Unglück über die alten prächtigen Familien herein. Die großen Firmen fallierten und der Plebs stieg in die Höhe. Wir selbst gehörten zum Plebs und stiegen mit. — Von dieser Zeit fing mein Unglück an. Ich wurde zu Hause als des Teufels sichre Beute betrachtet und der Vater geriet in Wut, wenn er mich nur auf der Straße mit einem meiner alten Freunde, Söhne der falliten einstigen Reichen sah. — Unter diesen Verhältnissen schwangen sich namentlich die Krämer und Höker auf, weil sich diese von Bankiers und Wechseln ferngehalten hatten; wie wuchernde Pilze auf stolzen Ruinen breiteten sie sich aus und in unsern Kreisen entstand eine Selbstvergötterung und eine Engherzigkeit, die mich zuletzt ganz krank machte. So manches Mal kam es zu den gewaltsamsten Scenen zwischen den Eltern und mir. Meine Mutter, welche roh und gewöhnlicher Natur ist, mißhandelte mich, wenn sie wütend wurde, und was den Vater anbetrifft — — — — na, genug davon. Es endete also damit, daß sie mich nicht länger im Hause haben wollten. So habe ich es zuletzt durchgesetzt, daß ich nach Christiania durfte, und — — —“

„Ja aber“ — unterbrach sie Bommen — die Schwermut kam wieder über ihn und riß ihn aus der Hochzeitsstimmung — die Bilder, welche sie von ihrem Heim entrollt hatte, waren aber auch wirklich unsagbar ungemütlich! Die wenigen Augenblicke hatten hingereicht, sie aus einer glückstrahlenden Braut in eine kummervolle trauernde Wittwe zu verwandeln. Bommen empfand die Veränderung, als ob Gewitterwolken ihre schwarzen Schlagschatten über die Sonnenscheibe werfen.

„Ja aber“, sagte er also, „ist es nicht merkwürdig, daß Sie so lustig sein können, wenn Sie in einem so verzweifelten Verhältnisse zu Ihren Eltern stehen?“

Er begegnete einem aufmerksamen besorgten Blicke, als ob eins oder das andre ihr Unruhe eingeflößt hatte.

„Ja gewiß bin ich lustig, aber dabei ist doch nichts so Wunderbares. O, Sie können glauben, es hat etwas so herrlich ermüdendes „lustig“ zu sein; ich schlafe dabei so gut des Nachts, als ob ich mich den ganzen Tag mit einer Logarithmentafel abquälte. Aber mitunter kommt mir Alles so hoffnungslos vor, daß ich selbst mit der größten Willensanstrengung mich nicht zwingen kann, zu glauben: Herrgott, auch Dir muß noch einmal die Sonne scheinen, auch für Dich wird das Glück noch kommen — tanze nur immer, tanze, tanze, so kommt es früher. Und es erleichtert ja das Tanzen, wenn der Boden unter den Füßen zuckt und brennt. — — Und wenn das „Hoffnungslose“ über mich kommt, wenn das Gespenst der Verzweiflung mich mit seinen Krallen packt — schließe ich die Thür ab und lege mich zu Bett.“

Bommen war von tiefer Traurigkeit ergriffen. Trotzdem dankte er Gott, daß ihm endlich einmal Klarheit geworden war, der Schleier sich von dem Rätsel lüftete, doch ging seine Erotik wieder mit ihrer Heiterkeit flöten. Gott ja! er meinte doch ein guter Kerl zu sein, der mit dem Unglück Mitleid hatte; er wollte jenes nicht verdoppeln, indem er gleich die wahre Flagge aufhißte.

Du lieber Gott! Er wollte ja so gerne, so unendlich gerne dieses Weib lieben!



War es etwa seine Schuld, daß die Sache diese Wendung nahm? Er hatte den guten Willen gehabt, konnte man ihm also etwa diesen Ausgang zur Last legen?

Mittlerweile legte er sein Gesicht in tiefe Falten, wie es der Situation entsprach.

„Ja, es ist wunderlich", sagte Bolette, bewegt zu ihm aufschauend — — „und Ihnen, Ihnen allein will ich es erklären, denn Sie — das wußte ich gleich, als ich Sie zum ersten Male sah — sind tiefer angelegt als die Andern im Allgemeinen. Sie haben über das Leben nachgedacht, und dann ist ein gewisses Etwas in Ihrem Wesen, so etwas Besonnenes, welches unbedingt Vertrauen einflößt.

„Ich versichere Ihnen, daß ich schon früher die Absicht hatte, mich vor Ihnen auszusprechen — — — aber ich begann Sie zu lieben, und da bekam ich Angst — — eine ganz tötliche Angst, daß unser Verhältnis dadurch einen Bruch erleiden könnte, daß Sie mich verachten und Ihre Besuche abbrechen würden! — — — Aber nun kann es nicht mehr länger so weiter gehn — — — nein, nein, ich ertrage es nicht länger: ich will nicht anders vor Ihnen stehn, als ich in Wirklichkeit bin — — — —"

Und nun kam das Entsetzliche, das Unglaubliche, was er so lange gefürchtet hatte.

Sie hatte sich erniedrigt, des Lieutnants Geliebte zu werden. — —

Darum also die Entwicklung der Theorie „von der Unfreiheit des menschlichen Willens", darum diese Ideen von der Unverantwortlichkeit, welche sie ihm damals in der Conditorei zum Besten gegeben hatte! Sie hatte eben, von ihrem Gewissen gepeinigt, nach Entschuldigungen für ihren Fehltritt gesucht, bis sie diese in der deterministischen Lehre fand!

Bommen konnte sich nicht helfen, er fand es dumm von ihr, daß sie sich nun so in diesem Punke durchschauen ließ. Er war so lange der Bewundernde gewesen, daß nun, wo sich das Schlechte in seiner Nacktheit zeigte, der Gegenstand seiner Bewunderung wie ein zertrümmertes Götterbild vor seine Füße stürzte.

Sie fuhr inzwischen zu erzählen fort; mit dem Oberkörper über den Arm des Schaukelstuhles gebeugt, die Tischplatte mechanisch mit einer Stecknadel bearbeitend. Sie sah ihn nicht an, nicht ein einziges Mal, die Stimme war schwach, fast flüsternd, mitunter versagte sie auf Augenblicke ganz, von unterdrücktem Schluchzen erstickt.

Nein, nie, nie hatte Jens — so war des Lieutenants Vorname — sie geliebt. Aber sie hatte ihn angebetet, vergöttert, sich in all' seine Launen gefügt, wie eine Sklavin, die demütig die Schläge und Fußtritte ihres Herrn und Gebieters hinnimmt und dafür noch seine Füße küßt.

Denn sie mußte, mußte ihn lieben, es war stärker als sie selbst, dabei gab sie nie die Hoffnung auf Gegenliebe auf. Und so kam der Tag, wo er von „Garantien" zu reden anfing. Er müßte eine Garantie für ihre Liebe haben! Wenn er wirklich daran glauben sollte, müßte sie sich ihm hingeben, erst das wäre Beweis. Nun — es ahnte ihr, wenn sie auch hier nachgäbe, könnte sie ruhig einen Strich unter ihre Lebenshoffnung machen. Aber sie war verzweifelt, von Sinnen, vollständig berauscht — — und so wurde sie sein — —

Nachher kam es freilich ganz, wie sie es vorausgesehen hatte. Nach Verlauf einiger Zeit gab er sich überhaupt nicht ein Mal mehr die Mühe, Komödie zu spielen und zeigte ihr seine volle Verachtung.

Die Folge davon war, daß ihre Liebe in Haß umschlug. Und dieser Haß war es auch, der sie verhinderte, ihrem Leben ein Ende zu machen. Sie gönnte seiner Eitelkeit den Triumph nicht, sagen zu können: „Unglückliche Liebe zu mir trieb sie in den Tod!" Sie gab sich Mühe, in jenen fürchterlichen Tagen noch mehr zu „tanzen" als gewöhnlich und so — — traf sie Bommen.

Dieser, ihr zweiter Held, hatte sich inzwischen eine Cigarre angezündet und rauchte in bedächtigen Zügen. Er sah zur Seite, nach der Thürschwelle und hatte die Miene eines Advokaten, der, wenn es nur auf ihn ankäme, so herzlich gerne seinem Klienten aus der Klemme helfen wollte! Aber das hier war eine verwickelte Sache, so verwickelt, daß er nahe daran war, sich den Kopf zu kratzen. Er blinzelte und zwinkerte mit den Augen, gespannt nach einem Ausweg für den vertrauensvollen Klienten spähend.

Das Schweigen fing an drückend zu werden; er wünschte, unter den Tisch kriechen zu können, um ihrem auf ihm ruhenden Blicke zu entgehen.

„N — ja," sagte er endlich, die Augen auf die Decke geheftet, „dieser Lieutenant war wirklich ein gemeiner Kerl."

Mittlerweile stürzte sie auf ihr Bett zu, warf sich mit Heftigkeit darauf, so lang sie war und schluchzte herzbrechend, ihren Kopf in die Kissen vergrabend. Dies hatte Bommen nicht berechnet. Tiefes Mitleid ergriff ihn und eine innige Zärtlichkeit für das arme, schwache Weib; er ging zu ihr hin und warf sich vor dem Bette auf die Knie.

„Aber liebes, teures Fräulein Ström, was soll denn das bedeuten? Sie wissen gar nicht, wie weh es mir thut, Sie so zu sehen — —“ er ergriff ihre Hand und küßte sie.

„Niemand kann mich lieben, wenigstens nicht wirklich tief,“ schluchzte sie stoßweise, ohne den Kopf zu heben, „Niemand — — — man wird eine Weile angezogen, weil ich hübsch bin — — — weil ich eine gute Figur habe — — — weil ich lebhaft und munter bin — — — aber nie — — — — O Gott, o Gott! und nun bin ich sechsundzwanzig Jahr — — —“

Sie jammerte, daß es einen Stein hätte erbarmen können, und durch ihre prächtige Gestalt, wie sie da auf die Kissen hingesunken lag, ging ein convulsivisches Zucken. Ihre weiße volle Hand ruhte noch immer in der Bommens, und in seiner Ratlosigkeit küßte er diese mit steigender Begeisterung.

„Ach liebes, liebes Fräulein Ström, beruhigen Sie sich doch, was thut denn das; auf mich können Sie jedenfalls zählen!“

Auf diese Weise fuhr er fort, sich immer wärmer und wärmer zu reden, bis er zuletzt wirklich selbst glaubte, daß „es nichts that“.

Er ließ in seinen Küssen eine Pause eintreten, um einen kleinen Teppich an's Bett zu ziehen — er hatte nicht Lust, Wasser in die Knie zu bekommen. Zuletzt ging er in seiner Rolle so auf, daß er die Hand in wilder Sinnlichkeit küßte.

Plötzlich richtete sie sich in ihrem Bette auf — schön in ihrer Trauer.

Der gute Bommen hatte nie versucht, sein Haupt in den Schooß eines Weibes zu betten, nun benützte er die günstige Gelegenheit.

Bolette ergriff seinen Kopf mit beiden Händen und beugte sich nieder, ihn zu küssen.

Da plötzlich — wurde er ihr unbeschreiblich glückliches Antlitz gewahr — und erschrak. Er fing zu begreifen an, die Consequenzen wurden ihm klar, und — — er zog sich aus der Schußweite. Traurig, langsam erhob er sich, ihren Blick vermeidend, dem er um seines Seelenfriedens willen nimmer begegnen durfte.

Die Dämmerung hatte sich leise in alle Winkel gelagert — beinahe hatte er die Welt in den Armen dieser Circe vergessen.

Da wurde an die Thür geklopft.

Ingeborg trat ein. Ob Bommen ihnen das Vergnügen machen würde, an ihrem einfachen Abendbrote teilzunehmen?

„Nein, danke — sehr beschäftigt.“

„Mein Gott! Was fehlt Dir, Bolette! — — —“

Ehe er wußte, wie, befand sich Bommen auf der Straße. Er hatte nur eine dunkle Erinnerung zurückbehalten, daß sich das junge Ding voll leidenschaftlichen Mitleids an den Hals des sechsundzwanzigjährigen Weibes geworfen und daß Beide weinten.

Wochenchronik.

Armer Ferdinand, arme Helene! Wieder klingt in den prosaischen Lärm des Tages hinein das alte romantische Lied von den beiden Königskindern, die beisammen nicht kommen können, weil das Wasser zu tief ist. Streng genommen ist nur eins der beiden liebenden Kinder ein Königskind, der Erbe der römischen Königskrone Prinz Ferdinand. Auf der andern Seite des Wassers steht Helene, des Bojaren Vacarescu Tochter, deren Mitgift hauptsächlich in ihrer Schönheit besteht. Die Staatsraison trennt sie, die unergründlich tiefe See. An sich ist nach rumänischen Begriffen die Heirat eines Königssohnes mit einer Bojarentochter keine Mesalliance, aber die Großen des Landes widersetzen sich dieser Ver-



bindung, und zwar aus einem Grunde, der jedes zart empfindende Herz aufs Tiefste empören muß. Man beschuldigt nämlich die Erwählte des Kronprinzen, daß sie auch dichtet, und die Rumänen haben mit einer dichtenden Königin genug, man sagt, die unter dem Namen Carmen Sylva bekannte Dichterkönigin Rumäniens habe seit langer Zeit mit Fräulein Helene Vacarescu ein literarisches Kompagniegeschäft betrieben und aus diesem Grunde die Neigung ihres Sohnes begünstigt oder gar künstlich erweckt, und das barbarische Volk der Rumänen empfindet nicht, was bei uns jeder Backfisch empfinden würde, daß das Verhältnis zwischen Ferdinand und Helenen dadurch nur doppelt poetisch wird. Ferdinand steht nun vor der schweren Frage, ob er auf seine Liebe oder auf die Krone verzichten soll; wir hoffen, daß er sich für das Letztere entscheidet und damit bestätigt, was einst Carmen Sylva's und Helene Vacarescu's Mitschwester in Apoll, Fräulein Friederike Kempner prophetisch verkündet hat: Die Poesie, die Poesie, die Poesie hat immer Recht.

Für den Chronisten ist es eine Wohlthat, mit solch poetischem Herzenskonflikt seine Umschau beginnen zu dürfen. Er hätte sonst mit der Hitze und dem Wetter anfangen müssen, da aber doch einmal davon gesprochen werden muß, so sei kurz erwähnt, daß die Hundstagsferien begonnen haben und alles in die Bäder geht und auf schönes Wetter hofft. Es ist daher endlich Aussicht auf andauernden Regen vorhanden.

Schaden könnte es nicht, wenn die Hitze nachließe. Sie hat viel Unheil angerichtet und dabei ihren Beruf verfehlt. Während es ihre naturgemäße Aufgabe war, zu erschlaffen und zu männlicher That unfähig zu machen, hat sie die Leidenschaften der Menschen nur noch mehr aufgewühlt und zu einer Prügelmanie Veranlassung gegeben, die wie zur Zeit der Lenzestriebe entschuldbar wäre. Je heißer es war, um so mehr wurde geprügelt. In Italien ist es heißer als bei uns und es war gewiß im wahrsten Sinne des Wortes ein heißer Tag, als der grimme Cavalloti sich mutig über die Bänke schwang und dem edlen de Martino in die Haare fuhr, als unter klatschenden Maulschellen und schallenden Stockschlägen, unter dem Klange zerbrochener Tintenfässer die Erneuerung des Dreibundes in der italienischen Kammer feierlich eingeläutet wurde; die Presse hat sich bei diesem schönen Vorfall ihrer schweren aber lohnenden Aufgabe wenig gewachsen gezeigt; die meisten Blätter brachten lange Leitartikel und kurze Schilderungen, während die Leser in diesem Falle das Recht hatten, recht ausführliche Schilderungen und recht kurze Betrachtungen zu verlangen. Im Ganzen empfängt man aus den Berichten den Eindruck, daß unsere Bundesgenossen sämtlich brav im Feuer gestanden haben, und daß wir daher mit vollem Vertrauen in die Zukunft blicken dürfen. Es giebt überall Pharisäer und man hat daher bei uns schnöde Vergleiche zwischen dem italienischen Parlamente und unserm Reichstage angestellt und behauptet, bei uns wären solche Vorgänge nicht möglich. Das ist gewiß richtig, aber die guten Bundesgenossen brauchen wir deswegen doch nicht zu verachten.

Die italienischen Parlamentarier sind Kinder, auch wenn sie graue Haare haben, sie sind von der Wahrheit dessen, was sie sagen, so überzeugt, daß sie jeden, der andrer Meinung ist, für einen Schurken halten, und weil sie ihn für einen Schurken halten, wollen sie ihn prügeln. Unsere Parlamentarier sind keine Kinder und sind von der Wahrheit dessen, was sie sagen, keineswegs überzeugt, sie gleichen vielmehr alten erfahrenen Auguren, die mit feierlichem Ernst täglich Worte voll alten Zaubers verkünden. Auguren prügeln einander nicht, sondern lächeln, wenn sie sich außerhalb ihrer Priesterthätigkeit begegnen.

Doch ich gerathe in die innere Politik und wollte vom Prügeln sprechen. Machtvoller und dichter als bei uns fielen in Italien die Ohrfeigen; aber sowie ihr Klang im Ohre verrauscht war, war auch ihre Wirkung vorüber. Wir aber haben eine Spezialität erfunden, die von dauernder Wirkung bleiben und vielleicht zu einem Umschwung der gesamten Prügelkunde Veranlassung geben wird. Die Affaire Klausner, wie sie Herr Barnay, oder die Affaire Barnay, wie sie Herr Klausner nennt, gebar die Cirkusohrfeige. Herr Barnay versicherte, er habe Herrn Klausner ein paar Ohrfeigen gegeben, Herr Klausner verweigerte die Empfangsbescheinigung, weil er die angeblich gelieferte Waare nicht erhalten habe, der wackere Schiedsmann Tromm suchte die Parteien zu versöhnen, indem er amtlich bescheinigte, Herr Klausner habe zwei schallende Ohrfeigen erhalten. Wenn kein Wunder geschehen war, mußte mindestens einer die Unwahrheit gesagt haben. Aber schon die

Jungfrau von Orleans hat versichert, daß noch Wunder geschehen. In unserm Falle gelang es Herrn Klausner das Wunder zu entdecken. Er versicherte, daß Herr Barnay nach der auf der Bühne und im Cirkus üblichen Art die falsche Vorstellung bei dem Zeugen hervorgerufen habe. Herr Barnay hat, so viel wir wissen, hierauf nichts erwidert. Im öffentlichen Interesse muß aber verlangt werden, daß die Auseinandersetzung zwischen den Herren Barnay und Klausner gerade über diesen Punkt weiter fortgeführt werde, eventuell auf gerichtlichem Wege, denn die Welt hat ein Recht zu erfahren, durch welche Mittel bei der Bühnen- und Cirkusohrfeige der klatschende Maulschellenton zu Wege gebracht wird, ohne daß die Hand mit der Wange in Berührung kommt. Bringt man diesen Ton mit der Zunge hervor oder hält man in der linken Hand ein kleines Instrument verborgen, oder es ist möglich, daß die Finger der ohrfeigenden Hand selbst das Geräusch verursachen? Schon ist Gefahr vorhanden, daß die bisherige Prügelmanier in eine Cirkusohrfeigenmanier ausartet; schon zuckt es Jedem in den Fingern, auch ohne kunstgerechte Anleitung zu versuchen, wie eine solche Ohrfeige gegeben wird, und wenn Herr Barnay nicht bald mit einer Erklärung hervortritt und die Bewegung in reguläre Bahnen leitet, dann wird die Kehrseite der Affaire Barnay-Klausner zu Tage treten, die Leute werden einander nach Herzenslust ohrfeigen, und der die Ohrfeige gegeben hat, wird nachträglich behaupten, es sei nur eine Cirkusohrfeige gewesen. Auch der Rechtswissenschaft werden neue Aufgaben gestellt. Ist die Cirkusohrfeige eine Beleidigung? Ist diese mittels einer Thätlichkeit begangen? Herr Klausner scheint beide Fragen verneinen zu wollen, das Reichsgericht dürfte anderer Meinung sein, da es prinzipiell mehr Gewicht auf den guten Willen legt als auf den Erfolg.

Wem der Erfolg alles ist und der gute Wille nichts, der mag auch über eine Bewegung spotten, die während der vergangenen Woche in Berlin zu Tage getreten ist, und zunächst wenig Erfolg verheißt. Wohlmeinende Männer und Frauen haben sich zusammengethan, um über die Lage der Kellnerinnen zu beraten und eine mächtige Koalition sämtlicher Bierheben gegen ihre pantschenden Sklavinnenhalter zu Stande zu bringen. Sie haben zu diesem Zwecke eine Versammlung zusammenberufen, in der manches kräftige Wort gesprochen und viel Elend enthüllt wurde. An sich ist kein Grund vorhanden, warum es nicht ebenso wie einen Fachverein der Maurer auch einen Fachverein der Kellnerinnen geben soll, in welchem über Lohn und Streik und über die Frage debattiert wird, ob man lieber den ersten Mai oder den Sonntag nach dem ersten Mai als Arbeiterfeiertag begehen soll. Indessen giebt es Punkte, in denen sich Kellnerinnen wesentlich von Maurern unterscheiden. Kellnerinnen sind Schmetterlingsnaturen, sie fliegen von Tisch zu Tisch, nippen von jeder Blume, trinken manchmal aus Versehen den unter der Blume befindlichen Rest mit aus, lassen sich gern haschen, aber wenn man glaubt, daß man sie gefangen hat, dann sind sie fortgeflogen. Sie sind unbeständig in ihrer Neigung und vernachlässigen oft den ältesten treuesten Stammgast, wenn eine Erscheinung sie reizt. Ich glaube die Leiter des Kellnerinnenvereins, dem ich Blüte und Gedeihen wünsche, werden mit dieser Unbeständigkeit zu rechnen haben. Wenn z. B. Gretchen aus dem Café New-York freiwillig für den nächsten Vereinsabend das Referat über den gegenwärtigen Stand der Kellnerinnenbewegung in Amsterdam übernommen hat, dann würde ich als Vereinsvorstand mich nicht allzufest darauf verlassen, sondern gleichzeitig noch Klärchen und Emmi mit demselben Vortrag betrauen und würde trotzdem nicht erstaunt sein, wenn von allen Dreien am betreffenden Abend keine einzige erschiene. Es wird lange dauern, bis diese leichtsinnige Gemütsart dem ernsten Nachdenken über das eigene Interesse und die Ideen der Menschheit Platz macht. Hoffentlich giebt aber Fräulein Wabnitz trotzdem den Mut nicht auf. Es handelt sich zunächst darum, Agitatoren zu finden, die unermüdlich von Lokal zu Lokal ziehen, um die Lehren des neuen Kellnerinnenbundes zu kennen. Es müssen männliche Agitatoren sein, weil diese erfahrungsmäßig besser wirken. Wenn es an solchen Agitatoren fehlt, stelle ich mich gern zur Verfügung.

Hopslabär.



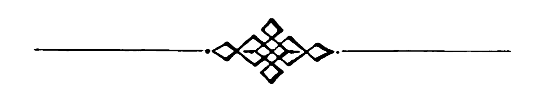
Theater.

Lessing-Theater. Die drei Pintos. Komische Oper in drei Aufzügen von C. M. von Weber. Unter Zugrundelegung des gleichnamigen Textbuches von Th. Hell, der hinterlassenen Entwürfe und ausgewählter Manuskripte des Komponisten ausgeführt. Der dramatische Teil von Carl von Weber, der musikalische von Gustav Mahler.

Es ist in neuerer Zeit öfter der heikle Versuch gemacht worden, unvollendete Werke verstorbener Komponisten aufführungsfähig zu gestalten oder vollendete zu modernisieren. Wüllner hat zum Oberon Recitative mit leitmotivelnder Orchesterbegleitung geschrieben, Lassen dem Korneliusschen Gunlödtorso die fehlenden Glieder angefügt, und Pasqué und Langer haben, unter Zuhülfenahme von Liedern und Klavierstücken Webers, die Silvana zu einer völlig neuen Oper umgegossen. Aber alle diese Experimente haben nur dargethan, daß es ungeheuer schwer, wenn nicht unmöglich ist, sich in das Empfinden eines fremden Tonkünstlers so vollständig hineinzufühlen, daß bei einer derartigen a posterioristischen Kompagniearbeit ein organisches Kunstwerk entsteht. Auch die Mahlersche Bearbeitung der drei Pintos ist nicht geeignet, das Gegenteil zu beweisen. Den Inhalt des Textbuches auch nur in seinen wesentlichsten Momenten wiederzugeben, würde bei der vielverschlungenen Handlung zu weit führen. Es gipfelt darin, daß ein landjunkerlicher Dümmling um seine Braut geprellt wird, und enthält eine Menge lustiger Scenen und Situationen. Weber hat nur sieben Nummern dazu fertig komponiert, und zwar in den Jahren 1820—21, der Zeit seines höchsten künstlerischen Könnens. Manche derselben, wie das entzückende komische Terzett des ersten Akts „Also frisch das Werk begonnen“ und das Finale „Auf das Wohlergehn der Gäste“ mit seiner erschütternden Komik und dem stimmungsvoll ausklingenden Schluß gehören zum Besten, was Weber geschaffen, und zum Besten der Opernlitteratur überhaupt. Aber sieben Nummern sind etwas wenig für eine dreiaktige komische Oper, und der Rest — ist Mahler. Herr Mahler ist gewiß ein sehr tüchtiger und geschickter Musiker, und es muß ihm nachgerühmt werden, daß er mit recht viel Geschmack die heterogenen Elemente seiner eigenen Erfindung und der in Melodiefülle schwelgenden Genialität Webers zu verschweißen gesucht hat, aber die Weberschen Diamanten überstrahlen doch gar zu hell den Mahlerschen Straß. Als besonders reizend möchte ich das kanzonische Terzettino „Mädchen ich leide heiße Liebespein“ und Ambrosios Lied „Ein Mädchen verloren“ hervorheben; sie ragen soweit über die anderen Anfügsel hervor, daß man bei ihnen wohl die Benutzung Weberscher Entwürfe annehmen darf.

Die Darsteller zeigten sich diesmal in nicht wesentlich anderem Licht wie bei den früher besprochenen Vorstellungen, nur machte Betty Frank einen besseren und Sarolta von Rettich-Pirk einen unerfreulicheren Eindruck. Die Stimme der Ersteren klang stetiger und weicher als sonst, und bei der letzteren trat das Operettenhafte ihrer Gesangweise, das häufige, sich bis zum Unerträglichen steigernde Zutiefsingen und Tremolieren noch störender hervor. Im Detonieren leisteten auch Adolf Wallnöfer und Georg Stieglitz recht Erkleckliches, obwohl sie im Uebrigen frisch und musikalisch sangen. Wie gewöhnlich waren Chor und Orchester, unter der feinfühligen Direktion Dr. Mucks, vortrefflich, ebenso wie das ganze Drum und Dran der Bühnendarstellung, das mitwirkende stumme Spiel der an der Handlung nicht unmittelbar beteiligten Personen und dergleichen. Augenscheinlich hat Angelo Neumann in Johannes Elmblad einen ausgezeichneten Regisseur.

Carl Krebs.



An offener See.

Roman

von

August Strindberg.

Autorisierte Übersetzung von M. von Borch.

(9. Fortsetzung.)

Der Uebergang fand sich nicht so leicht; und in einem Anfall von Ueberdruß an diesem ganzen Spiel, das indessen notwendig war, wenn er sein Ziel erreichen wollte — und das wollte er — that er, als müsse er hinuntergehen und nachsehen, ob das Boot auch ordentlich verankert sei, denn jetzt erhob sich der Wind.

Am Strande angekommen, atmete er auf wie nach einer Anstrengung über seine Kräfte. Er knöpfte die Weste auf, als ob er einen Panzer trüge, kühlte sich den Kopf und warf einen sehnsüchtigen Blick hinaus auf die freie Flut. Jetzt hätte er viel darum gegeben, wenn er allein hätte sein und die Spreu hätte abschütteln können, die bei der Berührung mit einem niederen Geist auf seine Seele gefallen war. Er haßte sie in diesem Augenblick, wollte von ihr befreit sein, sich selbst wieder besitzen, aber es war zu spät! Die Spinnweben hatten sich auf sein Gesicht gelegt, seidenweich, klebrig, unsichtbar, unmöglich zu entfernen. Als er sich umdrehte und sie mit ihren langen Fingern und scharfen Zähnen eine Kastanie schälen sah, und dadurch an einen Mandrill erinnert wurde, den er in einer Menagerie gesehen — wurde er zugleich von einem so unendlichen Mitleid erfaßt, einem Hauch jenes Weltschmerzes, den der Glücklichere empfindet, wenn er den von der Natur Vernachlässigten sieht, dachte sofort an ihr Vergnügen, da sie ihn als Hottentotten erblickt, wurde wieder verstimmt, legte sich Zwang auf, näherte sich ihr mit der ganzen Selbstbeherrschung eines Mannes, und erinnerte sie, um das erste bemäntelnde Wort zu finden, daran, daß sie segeln müßten, weil der Wind stärker wurde. Sie hatte jedoch den Zug von Müdigkeit und Geistesabwesenheit bemerkt, der noch auf seinem Gesicht lag, und entgegnete mit einer Schärfe, die seine Gefühle für den Augenblick gänzlich abkühlte:

„Sie sind der Gesellschaft müde! Brechen wir auf!“

Da er aber nicht mit einer höflichen Redensart antworte, fuhr sie mit einer Bewegung fort, von der es schwer zu bestimmen, ob sie echt oder gemacht sei:

„Verzeihen Sie mir, wenn ich boshaft bin! Aber so bin ich geworden, und ich bin undankbar! Nun denn!“

Sie trocknete sich die Augen und begann mit der geübten Fürsorge einer Hausfrau die Teller zusammen zu suchen.

Und als sie sich jetzt, mit der Serviette als Schürze um die Taille geknotet, über die unreinen Teller und Ueberbleibsel beugte und das Service zum Abspülen nach dem Strande hinunter trug, da eilte er hinzu, um sie von der Bürde zu befreien, von dem unwiderstehlichen Verlangen getrieben, sie nicht in dienender Gestalt sehen zu müssen, denn er fühlte einen Stich, als er sich von der bedient sah, die

er hoch über sich empor heben wollte, während sie zugleich zu ihm als zu dem aufblicken sollte, der ihr die Macht über sich verliehen hatte.

Bei dem Scheinstreit, der sich jetzt darüber erhob, wer von ihnen dem andern dienen solle, ließ sie das Service fallen. Sie stieß einen Schrei aus; als sie aber das Zerbrochene gemustert, erklärte sie:

„Zum Glück waren es nur die alten Sachen! Gott, wie habe ich mich erschreckt!"

Er unterdrückte seinen kleinlichen Gedanken an den Verlust sofort, indem er sich auf ihre Seite als die vom Unglück Betroffene stellte, und froh über einen so lärmenden Abschluß für die wechselnden Stimmungen, die ihn zerrissen, warf er Butterbrod und Scherben in die Bucht, und spitzte die Situation zu mit einem scherzhaften:

„Jetzt brauchen wir nicht abzuwaschen, Fräulein Maria!"

Darauf reichte er ihr die Hand und führte sie hinunter zum Boot, das bereits auf den immer höher werdenden Wellen an dem Ankertau riß.

Siebentes Kapitel.

An einem vollsonnigen Sommermorgen sitzt der Inspektor mit seinem Lehrjungen oben im Holzpavillon, den er auf dem höchsten Kamm der Insel dicht neben dem kürzlich gelegten Grundstein des Missionshauses hatte aufführen lassen. Unten im Hafen liegt ein Schooner, der das abgepaßte Material zu dem Gebäude löscht, das dann an seinen Platz getragen und von dem Werkmeister und seinen Arbeitern zusammengefügt wird. Es geht daher seit einiger Zeit ungewöhnlich lebhaft auf der Insel zu, und kleinere Scharmützel haben bereits zwischen den Fischern und Stadtarbeitern stattgefunden, da letztere die ersteren sehr überlegen behandelt hatten; dies hatte wiederum Veranlassung zu einer Reihe von Versöhnungsfesten mit Trunkenheit und neuen Prügeleien, Attentaten auf die Sittlichkeit und das Eigentumsrecht gegeben. Der Inspektor und die Kammerrätin hatten es daher auch einen Augenblick bereut, daß sie sich mit der Civilisation der Bevölkerung befaßt hatten, da schon die ersten Schritte traurige Resultate gehabt, ganz abgesehen davon, daß nächtlicher Lärm, Gesang, Geschrei und Klagen sie in ihrer Arbeit und in ihrer Nachtruhe gestört hatten, während sie doch eigens herausgekommen waren, um Ruhe zu finden. Der Inspektor, der sein ganzes Ansehen eingebüßt, seitdem er ein einziges Mal nachgegeben hatte, vermochte die Ruhe nicht wieder herzustellen; Fräulein Maria hingegen war es besser geglückt; durch entschiedenes Auftreten und dann und wann ein gutes Wort, verstand sie es, den Sturm abzuschwächen, und da sie dies nicht ihrer Schönheit und ihrer angenehmen Art und Weise zuschreiben wollte, maß sie sich einen höheren Grad von Stärke und Verstand bei, als sie besaß, lebte sich dergestalt in die Vorstellung von ihren ungewöhnlichen seelischen Eigenschaften hinein, daß sie selbst jetzt, wo sie als Schülerin neben ihrem Lehrer saß, seine Lehren unter der Form bekannter Thatsachen entgegennahm, die sie mit mehr spitzfindigen als scharfsinnigen Anmerkungen zu korrigieren und auszulegen, anstatt anzunehmen schien.

Die Mutter, welche daneben saß und an einem Altartuch für die Kanzel des neuen Missionshauses stickte, schien dann und wann vor Verwunderung erstarrt über die großen Kenntnisse und den durchdringenden Verstand ihrer Tochter, wenn diese ihren Lehrer durch eine einfältige Frage verstummen machte.

„Sehen Sie, Fräulein Maria," dozierte der Inspektor, der sich immer noch

mit der Hoffnung täuschte, sie erziehen zu können, „das ungebildete Auge hat die Neigung, alles einfach zu sehen, das unentwickelte Ohr, alles einfach zu hören. Sie sehen hier um sich her nur Granit, und der Maler und der Poet thun dasselbe. Daher malen und schildern sie alles so monoton, daher finden sie die Scheeren so monoton, und trotzdem, sehen Sie diese geologische Karte der Gegend an und werfen Sie dann einen Blick auf die Landschaft. Wir sitzen auf der Region des roten Gneis! Sehen Sie diesen Stein an, den Sie Granit nennen, wie reich abwechselnd er aus schwarzem Glimmer, weißem Quarz und rosenrotem Feldspat zusammengesetzt ist."

Er hatte eine Probe von dem Steinhaufen genommen, den die Grundsteinleger aus der Klippe gesprengt und am Fuße des Gebäudes zusammengelegt hatten.

„Und sehen Sie hier noch einen. Das ist, was man Eurith nennt! Sehen Sie, wie fein der Farbenübergang von lachsrot zu kieselblau. Und hier ist weißer Marmor oder Urkalk."

„Giebt es hier Marmor?" fragte das Mädchen, das bei der Vorstellung von dieser Luxussteinart aufhorchte.

„Ja, es giebt hier Marmor, obgleich er auf der Oberfläche grau ist, ohne jedoch grau zu sein. Denn wenn Sie genauer hinsehen, werden Sie finden, welchen unendlichen Reichtum an Farben diese Moose besitzen. Welche Skala der feinsten Farben vom Tuschschwarz des deustus durch das Aschgrau des Steinmooses, das Lederbraun des Schildmooses, das Schüttgrün des Ringelmooses, das fleckige Kupfergrün der Lungenflechte bis zum Eigelb des Astmooses. Sehen Sie genauer hin nach den Scheeren, die jetzt von der Sonne beleuchtet werden, und Sie nehmen wahr, daß die Klippen von ungleicher Farbe sind, und daß das Volk, das gewöhnt ist zu beobachten, ihnen ihre Namen nach der Farbenskala gegeben, die es kannte, ohne es zu wissen. Sehen Sie, daß die Schwarzklippe schwärzer ist als die andern, weil sie aus der dunklen Hornblende besteht; daß die Rotklippe rot ist, weil sie aus rotem Gneis gebildet, die Weißklippe aus reingespültem Eurith. Ist es nicht mehr, zu wissen, weshalb, als daß es so ist, und ist es nicht noch weniger, nichts anderes als ein gleichmäßiges Grau zu sehen, wie die Maler, die alle Scheeren mit einer Mischung von schwarz und weiß malen? Horchen Sie jetzt auf das Brausen der Wellen, wie die Poeten diese Symphonie von Tönen summarisch bezeichnen. Schließen Sie einen Augenblick die Augen, dann hören Sie besser, während ich diese Harmonie in einzelnen Tönen analysiere. Sie hören zuerst ein Brausen ähnlich dem, das man in einem Maschinenraum oder in einer großen Stadt vernimmt. Das ist der Anprall der Wassermassen gegen sich selbst; darauf hören Sie ein Zischen, das sind die leichteren kleinen Wasserteile, die zu Schaum gepeitscht werden; und nun ein Kratzen, wie das des Wassers auf dem Schleifstein, das ist das Reiben der Wogen auf dem Sande; und nun ein Rasseln, wie wenn man eine Karre mit Kies leert; das sind die kleinen Steine, die die See aufwirft, und dann ein Sausen, dumpf, wie wenn man die hohle Hand an's Ohr legt: das ist die Welle, die die Luft vor sich her in den hohlen Raum preßt; und zuletzt das Rollen wie von fernem Donner, das sind die großen Steinblöcke, die auf dem Steingrunde rollen."

„Aber das heißt ja, sich die Natur ruinieren!" rief das Mädchen aus.

„Das heißt, mit der Natur intim werden! Es beruhigt mich zu wissen, daß ich dadurch befreit werde von des Poeten halbversteckter Furcht vor dem Unbekannten, die nichts anderes ist, als Erinnerungen aus der Dichterzeit der Wilden, wo man nach Erklärungen suchte, sie in der Eile jedoch nicht finden konnte und daher in der Not zu Fabeln von Seejungfern und Riesen griff. Jetzt gehen wir aber zum Fischfang über, dem aufgeholfen werden sollte, und lassen den Lachs inzwischen, um es

zuvor mit neuen Strömlingsmetoden zu versuchen. In zwei Monaten beginnt der große Fischfang, und wenn ich mich nicht verrechnet habe, schlägt er in diesem Herbst fehl."

„Wie können Sie das von Ihrem Sopha aus prophezeihen?" fragte das Mädchen mehr spitzfindig als neugierig.

„Ich prophezeihe es auf Grund davon, daß ich gesehen habe — von meinem Sopha aus — wie das Treibeis im Frühling den Grund von Tang und anderen Algen, in denen der Strömling laicht, rein gekratzt hat; ich weiß, sage es auf den wissenschaftlichen Grund gestützt, daß das kleine Getier — ganz gleich wie es heißt — von dem der Strömling lebt, von den Bänken fortgeblieben ist, seitdem der Tang weggekratzt worden. Was soll man also thun? Nun, man muß versuchen, in der Tiefe zu fischen! Wenn der Fisch nicht zu mir kommt, muß ich zum Fisch gehen. Und deshalb müssen wir es mit Treibnetzen versuchen, die hinter einem treibenden Boot herschleppen. Das ist einfach!"

„Das ist großartig!" rief Fräulein Maria aus.

„Es ist alt," wendete der Inspektor ein, „und nicht meine Erfindung! Jetzt aber müssen wir als kluge Menschen an den Rückzug denken, denn selbst wenn wir den Strömling bekommen, aber keinen Preis dafür, da die Westküste wieder Häring fängt, so müssen wir etwas anderes in Bereitschaft haben."

„Das ist der Lachs!"

„Das ist der Lachs, der hier sein muß, obgleich ich ihn nicht gesehen habe."

„So weit waren wir neulich schon, jetzt will ich aber wissen, woher Sie das wissen können."

„Ich will es kurz machen und in wenig Worten die Ursache für meine Gewißheit nennen. Der Lachs wandert wie die übrigen Zugvögel."

„Der Lachs ist ein Vogel?"

„Ja, ein förmlicher Zugvogel. Man findet ihn vor den Flüssen im Moorland; ein paar Mal ist er sogar in den nördlichen Scheeren gesehen worden, er wird vor Holland gefangen und auf dem ganzen Wege südwärts, folglich muß er hier vorüberkommen. Nun ist es Ihre Sache, ihn mit treibenden Angelschnüren zu fangen. Haben Sie Lust dazu, in der Eigenschaft meines Assistenten und gegen den Genuß eines Gehalts?"

Dies letzte kam plötzlich, wenn auch berechnet, und verfehlte seine Wirkung nicht.

„Ich soll Geld verdienen, Mama," rief Fräulein Maria in aufgeräumten Ton, der die wirkliche Freude verdecken sollte, die sie darüber empfand. „Aber," fügte sie hinzu, „was werden Sie dann thun?"

„Ich werde auf meinem Sopha liegen, und außerdem Ihnen die Natur ruinieren."

„Was wollen Sie thun?" fragte die Mutter, die nicht recht gehört zu haben glaubte.

„Ich werde Fräulein Maria eine italienische Landschaft machen," antwortete der Inspektor, „und jetzt verlasse ich Sie, meine Damen, um die Skizze zu entwerfen."

Damit erhob er sich und ging mit einer höflichen Verbeugung hinunter an den Strand.

„Ein wunderlicher Mensch," sagte die Mutter, als der Inspektor sich entfernt hatte.

„Ein ungewöhnlicher Mensch wenigstens," entgegnete die Tochter, „aber ich glaube nimmermehr, daß er ganz richtig ist. Grundsätze scheint er jedoch zu haben und ist im ganzen ein wohlwollender Mensch. Was sagst Du zu ihm?"

„Gieb mir mein Garnknäuel, Kind,“ erwiderte die Kammerrätin.

„Nein, so sag' doch etwas . . . sag', ob Du ihn magst oder nicht,“ wiederholte das Mädchen.

Die Mutter antwortete nur mit einem halb traurigen, halb resignierten Blick, der sagte: ich weiß garnichts.

* * *

Inzwischen war der Inspektor nach dem Hafen hinunter gegangen und hatte sein Boot genommen, um nach der Insel hinaus zu rudern. Die Sommerwärme hatte während eines Monats hier draußen geherrscht, so daß die Luft heiß war; aber von Norden her, wo ein ungewöhnlich strenger Winter Grundeis hervorgerufen hatte, kam jetzt das Treibeis und kühlte, nach Süden treibend, das Wasser ab, so daß die unteren Luftschichten eine größere Dichtigkeit bewahrten als die oberen und die Strahlenbrechung dadurch das Aeußere der Insel veränderte, was während der letzten Tage die prachtvollsten Luftspiegelungen bewirkt hatte. Dieses Schauspiel hatte zu langwierigen Zwistigkeiten zwischen dem Inspektor und den Damen Anlaß gegeben, und zu diesen Streitigkeiten wurden die Fischer als Schiedsrichter herbeigerufen, da sie dieses Naturphänomen von Kindheit an gesehen hatten und daher am kompetentesten waren. Und als sich eines Morgens die hellroten Gneisscheeren durch Strahlenbrechung in die Höhe streckten und durch die ungleiche Dichtigkeit der Luftschichten wie die steilen Abhänge der Normandie erschienen, verfocht Fräulein Maria die Ansicht, daß es wirklich diese Kalksteinklippen seien, die durch ein für die Wissenschaft noch nicht erklärtes Naturgesetz bis hierher nach der Ostsee reflektiert wurden. Zugleich war der weiße Schwall der Brandung in den Strandsteinen durch die Refraktion vergrößert und vervielfacht, so daß es wirklich aussah, als ob eine Flotille normannischer Fischerboote unter den steilen Abhängen lavierte. Der Inspektor, der vergeblich versucht hatte, die einzig richtige Erklärung abzugeben und dadurch das Uebernatürliche zu nehmen, besonders da das Volk aus dem Phänomen natürlicherweise Prophezeihungen von bevorstehendem Unglück ableiten wollte, und dieser Glaube an Unheil lähmend auf ihren Unternehmungsgeist wirken konnte, sah sich in die Lage versetzt, zuvor als Zauberer auftreten zu müssen, um das Ohr der Leute zu gewinnen, und hatte dann beschlossen, das Wunderbare auszuscheiden, nachdem er ihnen erklärt, wie er seine Zauberkünste gemacht.

Deshalb hatte er die Gläubigen gefragt, ob sie es auch für eine Luftspiegelung von Italien halten würden, wenn sie eine italienische Landschaft zu sehen bekämen; und als die Antwort bejahend lautete, beschloß er, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, und durch einige kleine Veränderungen seine für Fräulein Maria's Geburtstag versprochene Landschaft herzustellen, so daß diese in der nächsten Luftspiegelung in großem Maßstabe am Horizont aufsteigen sollte, wenn man sie durch das kolossale Vergrößerungsglas sah, das die ungleich dichten Luftschichten boten. —

(Fortsetzung folgt.)



Verantwortlich für die Redaction Wilhelm Bölsche, Friedrichshagen. Verlag von S. Fischer, Kgl. [illegible] Hofbuchhändler. Druck: A. Seydel & Cie. Babe in Berlin.



Das wissenschaftliche Experiment am lebenden Menschen.

Kritische Aphorismen zu einem medizinischen Fall.

Der größte Fluch der Gegenwart ist die Konfusion. Auf dem ethischen und zum Teil auch dem künstlerischen Gebiet hat er zur Folge gehabt, daß an Stelle von zwei sich klar und fundamental befehdenden Neigungen einige Dutzend Zwitterschulen erwachsen sind, die zum Teil die heterogensten Elemente vereinigen und von denen mehrere fast grundsätzlich gerade ihre innersten natürlichen Bundesgenossen bekämpfen, weil sie die Abzeichen der Regimenter mit einander verwechseln wie zwei Schildbürgerarmeen. In unserem sozialen Parteileben verdanken wir ihr vor allem die unerschütterliche Indifferenz großer Kreise, die ihrem Bildungsgrade nach längst für gewisse Ideen eintreten müßten, aus Angst vor Mißverständnissen aber beharrliches Stillschweigen vorziehen. Nie aber wird das Chaos evidenter als dann, wenn eine naturwissenschaftliche Frage sich in das Ethische und Soziale verwebt. Zu der Verworrenheit tritt die gröbliche Unwissenheit. Und bald meint man mit einer imaginären Moral die Realität feststehender Dinge der Forschung, bald mit einer einzelnen spitzfindigen Entdeckung den Strom geschichtlich gewordener und mit Riesenmassen vorwärts arbeitender Ideale meistern zu können.

Wieder tritt gerade die letztgenannte Erscheinung in diesen Tagen mit greller Deutlichkeit hervor. Französische Aerzte verwerfen mit leicht geweckter gallischer Leidenschaft die That von Kollegen, die an vorläufig lebendigen, aber durch eine bestimmte Diagnose für Todeskandidaten erklärten Menschen lebensgefährliche Experimente gemacht haben sollen zum Nutzen wissenschaftlicher Erkenntnis. Und im Anschluß daran erhebt ein deutscher Assessor die direkte öffentliche Anklage gegen angesehene Vertreter der Berliner medizinischen Wissenschaft, wegen des gleichen Vergehens in bestimmtem Falle. Unsere Zeitungen aber schwanken ratlos zwischen Moralphrasen und dilettantischen Aeußerungen über das Recht der Naturforschung und werden sich dem Anschein nach mit größtem Entgegenkommen einer nahe liegenden Lösung dieses einen, mäßig inszenierten Falles in die Arme werfen: daß, was im vorliegenden Spezialfall allerdings die Sache juristisch erledigen darf, die betreffenden Kranken ihre Zustimmung zu dem Experiment gegeben hätten. Daß es sich aber hier um ein weit tieferes Problem der Zeit handelt, will man nicht sehen oder sieht man eben auf Grund der Unkenntnis wirklich nicht.

Der Assessor Dr. Leidig hat in seiner besonders auch an das moralische Urteil

des Hörers appellierenden Anklage gegen die Professoren Hahn und Bergmann (wegen Verpflanzung unheilbarer Krebsgeschwüre von einer Körperstelle auf die andere zwecks experimentalen Beweises der Ansteckungsmöglichkeit) sich energisch dagegen verwahrt, Anhänger abstruser Antivivisektions-Bestrebungen zu sein. Alberner als dieser von blutigen Dilettanten mit kindlichen Waffen geführte Windmühlenkrieg kann in der That nicht leicht etwas sein; aber man darf nicht vergessen, daß ein kleiner Teil jener wunderlichen Bewegung, wenigstens in England, auf einem rationelleren Boden stand — aus Gründen, die auch uns hier beschäftigen sollen, — und daß der beste Vertreter echt wissenschaftlichen Geistes aus der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, Charles Darwin, diesem bedingten Kampfe gegen das überflüssige Wiederholungsexperiment seitens Studierender gelegentlich mit voller Namensunterzeichnung zustimmte. Ein Mann wie Darwin war durchdrungen vom Werte und der Notwendigkeit des Experiments am lebenden Tier zum Zweck entscheidender wissenschaftlicher Problemlösung im höheren Sinne. Aber im Moment, da er sein Urteil in so zweifelhafter Sache beherzt in die Wagschale warf, muß fraglos vor seinem wundervoll klaren Auge ein Bild erschienen sein des verzweifelten Konfliktes zwischen Theorie und Praxis, der unsere Zeit — vorläufig — bewegt. In das Bereich dieses Konfliktes gehört mit jeder Fiber die Frage des auf den Menschen erstreckten Vivisektionsexperiments, die uns hier bewegt, — ist sie doch lediglich eine in der Art identische Konsequenz jener andern.

Der moderne Student und Praktikant der Medizin, der moderne Mediziner schlechthin, ist theoretisch ein Mann, dessen Thun sich im reinen Aether der Wissenschaft bewegt. Was ein Mensch für die Wissenschaft in selbstloser Hingabe thut, ist an sich geheiligt. Schlägt er sein Leben in die Schanze, so ist das die That eines Heiligen. Bewegt er einen Menschen dazu, selbst ein Opfer der Idee zu bringen, so ist er ein Apostel. Und ich will die Frage wenigstens offen lassen, ob es in einem klaren Moment, da er einen Fortschritt der Wissenschaft, der Millionen nützt, abhängig sieht von einem verschwindenden Leidensmoment mehr im Martyrium eines Einzelnen, nicht eine immer noch sittlich zu nennende Erwägung in ihm geben kann, die zum Experiment zwingt; in allgemeiner Formulierung wird man allerdings wohl immer darauf bestehen müssen, daß der Arzt den Kranken über seinen Willen befragt; aber selbst hier wird das Labyrinth jener Einzelfälle sich aufthun, die unter keine Regel gebracht werden können: das Gebiet der berechtigten ärztlichen Notlüge zum Nutzen des Kranken grenzt nahe heran, und auf diesem schweren Boden kommt man, wie jeder echte Arzt weiß, niemals mit allgemeinen Forderungen durch.

Ich sage: ich lasse die letzte Möglichkeit offen. Jedenfalls aber möchte ich, so lange man bei dieser theoretischen, ganz heiligen Wissenschaft verweilt, vorkommenden Falles lieber aus dem Verhalten eines ernsten, geistig und gemütlich normal gebildeten Arztes das Rechte lernen, als daß ich ihm vorschreiben möchte, was er thun oder lassen soll. Wem die Moral kein mystisches Postulat ist, sondern ein Ding, das sich entwickelt: dem muß auch sein Moralgebiet weit genug sein, um eventuell für gewisse, schwer berechenbare Vorkommnisse einen unberechneten Paragraphen zu ermöglichen.

Leider ist aber nun, alle diese guten Dinge zugegeben, der Absturz von der medizinischen Wissenschaft der Theorie zum Medizinertum der konventionellen Praxis ein ungeheurer. Und da liegt der wahre Schwerpunkt des Ganzen.

Zunächst ist das Verhältnis von Arzt und Patient im öffentlichen Leben sehr verschieden von dem, was jener reinen, vorhin berührten Welt entspricht. Wenn der Patient sich dem Arzt überliefert, so begiebt er sich thatsächlich nicht, in den

freien Tempel der Wissenschaft und der Menschenfreundlichkeit, sondern er zahlt Geld und der Arzt schreibt dafür Rezepte. Sobald Münze klingt, hat der Arzt jegliches Recht verloren zu sagen: Du vertraust Dich der Wissenschaft und der Menschenfreundlichkeit an, sie helfen Dir, — sie haben aber nun auch ein gewisses Anrecht auf Dich, bis zu gewissen Grenzen dürfen sie mit Dir schalten, in seltensten Fällen sogar bis zum Experiment. Sowie die ärztliche Hilfe bezahlt wird, fällt jenes Anrecht in einer Weise fort, daß jeder Schatten auch nur eines harmlosesten Experimentes entweder (wie man es bei Transfusionen gemacht hat, wo ein Gesunder Blut herleiht) auf Heller und Pfennig verrechnet werden und von der Doktorrechnung abgezogen werden muß — oder ein runder grober Betrug ist, gegen den der Käufer protestieren muß, wie gegen jede beliebige Uebervorteilung; die Sachlage ist ungefähr dieselbe, wie wenn ich mir eine Hose kaufe und der Verkäufer schneidet mir ohne Entgelt ein Stück aus meinem Rock „für einen idealen Zweck," etwa eine Mustersammlung im Kostumsaal eines Museums; entnehme ich die Hose gratis dem Museum, so ließe sich über das Weiterere wenigstens disputieren; im Kleiderladen hört diese Gemütlichkeit auf; unsere Praxis der Medizin steht aber in nichts über der des Kleiderladens. Vielleicht wirft Einer ein, daß nicht alle Leute Geld für den Arzt haben, daß es Armenkliniken giebt, die frei sind und also den idealen Urzustand restituieren. Ich hoffe, daß kein Mensch, der auch nur einen schwachen Rest sittlicher Gefühle besitzt, dieses niederträchtigste aller Argumente verteidigen wird — ein Argument, nach dem die Poliklinik, deren arme Besucher trotz bestem Willen zufällig nicht zahlen können, in derselben Weise Vivisektionssaal würde, wie die Anatomie Sektionslokal für die Leichen der armen Unbekannten, die am Wege sterben, geworden ist; man zwänge die Kranken hier thatsächlich nicht, weil die Wissenschaft und Menschlichkeit Forderungen an Alle stellen, sondern weil unsere Gesellschaft die Menschheit in Arme und Reiche zerspalten hat und diese arm sind.

Mit diesen an's Materielle anknüpfenden Dingen, die alles verschieben müssen, hängt eng zusammen ein zweiter Punkt. Der Arzt der Praxis wird nicht nur bezahlt, sondern er steht auch im Konkurrenzkampfe mit seinen Kollegen, er empfängt die Bezahlung nicht bloß, sondern er muß danach streben. In diesem offiziell notwendig gewordenen und in unserer Zeit der Hochflut schwindelhaft emporgesteigerten Strebertum des Arztes liegt eine neue Gefahr für die Reinheit jener Probleme. Die wahre Wissenschaft in ihren großen Vertretern geht bedächtig. Der Streber, der sich Ruf und Praxis verschaffen will, muß so schnell wie möglich vorwärtsrasen, er ringt nicht für die Wissenschaft, sondern für sich. Im günstigen Falle findet er noch wirklich etwas und nützt wenigstens sachlich der Forschung, wenn auch seine Methode aller echten Art Hohn spricht, also vorbildlich verrohend wirkt. Aber Neunzehntel unserer jungen Mediziner, die der Lebenskampf zur wüst egoistischen Streberei zwingt, erzwingen noch nicht einmal irgend eine „Entdeckung", sie verpuffen Pulver umsonst. Bestandteile dieses nutzlos abbrennenden Pulvers waren es, die Darwin selbst von einem Mißbrauch der Vivisektion bei Tieren sprechen ließ. Da werden Dissertationen, die einen jedes Maß übergipfelnden Blödsinn zu Tage befördern, gestützt durch vielleicht Hunderte völlig nichtiger Experimente an lebenden Tieren. Vom Tier zum Menschen ist aber nur ein sehr kleiner Schritt. Eine Masse junger Aerzte experimentiert allerdings rein aus Dummheit an den Patienten ihrer Lehrjahre herum, in viel weiterem Maße als man gewöhnlich denkt; aber bei nur zu vielen erwächst aus dem kalten Egoismus jener ganzen Streberei, auf die sie eingedrillt wurden, eine wirkliche Gleichgiltigkeit in diesen Dingen, die dann von hochweisen Idealtanten für die berühmte „Verrohung durch die Wissenschaft" gehalten wird. Ach, die Wissenschaft ist so unschuldig!

Es ist trivial: aber im Ganzen läuft diese aphoristische Betrachtung auf das uralte „Quod licet Jovi“ hinaus. Man kann mit Jupiter wenigstens über das licet debattieren, das ist das Zugeständnis. Jupiter ist eine ideale Wissenschaft, die es heute wohl als eine Art unsichtbaren Königreichs giebt, ebenso wie es eine ideale Ethik giebt. Aber Bos ist die Medizin, die innerhalb unserer Gesellschaft steht, auf Kauf und Verkauf im Einzelbetrieb und auf den härtesten Kampf um die materielle Existenz gebaut ist. Wer die Weltanschauung des Herrschend-Bestehenden bewußt verteidigt, muß diese letztere Medizin als die rechte und notwendige ansehen. Thue er's von seinem Standpunkt, aber sei er nun auch konsequent. Verwerfe er mit voller Unerbittlichkeit jede Andeutung eines Vivisektionsexperiments am Menschen: es muß für ihn bedeuten — eine unbefugte Uebervorteilung des zahlenden Kranken. Und mit Schärfe muß ihm nur entgegengetreten werden, wenn er plötzlich versucht, jene ideale, vom Materiellen des Einzelnen abgelöste, der Menschheit angehörende Wissenschaft taschenspielerisch schlau an die Stelle seiner andern zu setzen, wo es ihm einmal wirksamer für die Debatte erscheint.

Ernst Seiffarth.

Impressionistische Glossen zur Berliner Kunstausstellung.

Von **Hans Schliepmann.**

II.

Alle Ausstellungen bleiben hinter ihrem Ideal-Zweck, das Bild irgend einer Entwickelung wie mit einem Hohlspiegel in einem Brennpunkte aufzufangen, erheblich zurück. Es kann vorkommen, daß dieser Hohlspiegel verzweifelte Ähnlichkeit mit den Spiegeln in einem Lachkabinett erhält. Auch die heurige Berliner Ausstellung ist nicht ganz ohne Beulen. Mit der Internationalität darf man's nicht allzugenau nehmen, wenn Deutschland mehr als zwei Fünftel zu den ausgestellten Gegenständen beigesteuert und, mit Ausnahme ganz weniger bekannter „Perlen“, z. B. Menzel's Ballsouper, seine tägliche Marktwaare aufgebaut hat, während das Ausland fast nur seine besten Werke, auch wenn sie nicht gerade den letzten zwanzig Jahren angehören, einsandte. Man muß daher das Allgemeinbild moderner Kunstauffassung erst durch so und so viele Abzüge und Zuthaten gewinnen; und damit ist denn gleich dem Individuellen im Urteil breitester Raum geschaffen. Die Zeiten apodictischer Kunsturteile sind ja überhaupt glücklich vorbei; man kann sich höchstens um Näherungswerte mühen, die durch Weiterverfolgung oder Widerspruch erst zu thatsächlichen Werten ausgeschaffen werden. Mehr als Persönlichempfundenes soll, kann denn auch hier nicht gegeben werden.

Bei all den Gegensätzen, die, nur durch kreischende Goldrahmen von einander getrennt, sich hart aneinander drängen, will mir doch soviel wenigstens aus der internationalen Kunstausstellung als überraschendes Ergebnis hervorzugehen scheinen, daß thatsächlich in der Kunst schon alle Kulturvölker Schulter an Schulter in gleichem Schritt marschieren. Nicht nach einem und demselben Ziele; aber die Ziele sind nicht nach den Nationalitäten verschieden; wir finden vielmehr bei allen Nationen dieselben verschiedenen Richtungen. Das Nationalbesondere tritt zurück im Verhältnis





nis zu der Schärfe der Gegensätze innerhalb der künstlerischen Glaubensbekenntnisse. Nationale Unterschiede sind da; gewiß. Aber sie liegen nicht so sehr in der Auffassungsweise als in den ethnographischen Verschiedenheiten der malerischen Vorwürfe. Das Nationale tritt nicht als eine Besonderheit höherer Ordnung gegenüber dem Individuellen auf. Von Volz und Firle zu Trübner und Spangenberg ist, ganz abgesehen vom Grade specifischer Begabung, ein weiterer Schritt als von Wladimir Makowski zu Ehrentraut oder von Julius Tebbers (Fischer, von untergehender Sonne halb beleuchtet) zu Francesco Lojacono (Rückkehr der Reservisten).

Hätten die französischen Künstler sich an der Ausstellung beteiligt, so wäre freilich übersehbarer geworden, wieviel des Wesensähnlichen auf Pariser Einfluß, auf die neuen Evangelien des Impressionismus und der Freilichtmalerei zu schieben ist. Aber auch außerhalb dieser Interessenkreise, die der Parteigegner vielleicht Moderichtungen nennen darf, findet sich Abstoßung innerhalb und Anziehung außerhalb der Nationen so mannigfach, daß dieselben Grundzüge für alle Kulturnationen gelten können. Nur England zeigt die Mehrzahl seiner Künstler, außer von persönlicher Eigenart erfüllt, noch in einen eigenen nationalen Nebel gehüllt, der so leicht keine Brücke des Verständnisses finden läßt. Es wäre vielleicht einmal wert, in eingehenderer Weise zu untersuchen, wie weit hierbei die einzelnen Faktoren: starke Eigenart, mangelnder Formen und Farbensinn, reiches, doch barockes Gemüthsleben und nüchterner Verstand im Verein mit Klima und Landschaft zu dieser eigentümlichen Geschmacksrichtung beigetragen haben. In diesem Rahmen kann ich nur die persönliche Empfindung aussprechen, daß mir jeder Sinn für die spezifisch englische Kunst abgeht. Von Bouguereau zu Israels, von Aiwasowski zu van Hove kann ich mich zurechtfinden. Vor Walter Crane's „Eilende Stunden", W. B. Richmond's Venus und Anchises, Sir John Gilbert's Balladenphantasie, Sir Frederik Leighton's Idylle und gar erst Sibylle, vor G. F. Watt's Genius des Christentums fühle ich's wie körperlichen Schmerz in meinem Hirn. Und wende ich mich dann etwa der göttlichen Natürlichkeit Michetti's zu, dann finde ich Dreistigkeit genug, all jene luftlosen Tafeln mit ihren mehligen und teigigen Fleisch- und Faltenmassen frischweg für spleenig zu erklären. Und es ist etwas klimatisch Krankhaftes daran, denn auch Alma Tadema und Herkomer sind angesteckt. Des ersteren Hadrian ist noch weit, weit schrulliger als seine luftlose Fredegonde schrecklichen Angedenkens und branstig in der Farbe dazu; und Herkomer, im Porträt seines Vaters ganz der große Meister, bleibt in „Unser Dorf" wirklich auf einer trostlosen Stufe unbeholfener Nüchternheit.

Sobald es sich indeß nur um kluge und liebevolle Erfassung der Wirklichkeit handelt, fällt auch für England das Spleenige in der Phantasie heraus, und dieselben Meister, die ins Absurde gerieten, sobald sie sich dithyrambisch oder pathetisch bewegen sollten, zeigen sich im Porträt ganz auf der Allgemeinhöhe moderner Kunst. Neben W. W. Ouleß, J. J. Shannon und Sir J. E. Millais gehören Herkomer und Richmond auch diesmal zu den feinsinnigsten Porträtisten der ganzen Ausstellung, nicht nur Englands.

Das Gemeinsame aber, was der ganzen modernen Kunst zweifellos das Gepräge giebt und was doch auch in England bereits — Stanhope Forbes' Versteigerung zeigt es am besten — in Erscheinung tritt, ist das brünstige Ringen um unmittelbare Wiedergabe der realen Natur. Man wird einwenden, das sei überhaupt das Ziel aller Malerei. Aber in der Betonung der Worte brünstig, unmittelbar und real liegt das Unterscheidende. Ersteres bezeichnet freilich nur den Grad leidenschaftlichen Erfassens. Aber mir scheint gerade in dieser Richtung ein gar gewaltiger Fortschritt gegen die Kunst vor zwanzig Jahren zu liegen. Ganz

ähnlich der modernen Literaturbewegung brandet und wogt es auch in den Seelen der Maler. Kein ruhiges Uebernehmen irgend einer bewährten Schulweise, sondern ein leidenschaftliches Ergreifen des bis dahin Unerhörten, das wie dort zu Schlagworten, hier zur Manier verführt. Und ein Ringen, jedem Zuge der unendlichen Natur gerecht zu werden, ihr von Seiten nahe zu kommen, die früher unbetretbares Gebiet gewesen sind. Vor allem ein Verlassen des Alten, Hergebrachten. Und darin liegt entschieden etwas Großes, Zukunftgebärendes. Erst diesmal wird es ganz klar, wie auf allen Linien das Neue vordringt, aus einer jungen ringenden Begeisterung heraus, die zwar vielfach ihr Ziel noch nicht voll vor Augen hat, aber doch überall nach Unmittelbarkeit strebt. Nirgend wird das klarer als bei den Russen, die uns in ihren Perlen aus 27 Jahren (Aiwasowski's Sintfluth ist von 1864) eine Kunstentwickelung dieser Zeit in nuce gesandt haben. Welch ein Unterschied von dem genannten Bilde, von Kowalewski's Schlacht bei Leipzig (1872) und Swertschkow's Jagd Iwan's des Grausamen (1873) zu Constantin Sawitzki's Absendung von Reservisten und Elias Regin's Abschied von den Rekruten! Ein Meer von Luft und Licht hat uns inzwischen überflutet und läßt uns die alte Kunst plötzlich flach und konventionell erscheinen. Es ist wirklich wie eine Erleuchtung über fast alle modernen Bilder gekommen, eine neue Offenbarung der Töne und Klänge, aus denen der Maler seine Symphonie zu bilden hat. Nur wird noch unendlich viel gestimmt und präludiert, und Wenige haben schon die Melodie gefunden, die das neue Instrument würdig in Bewegung setzt. Uebergang allüberall, und darum wenig Fertiges. Es kommt für die Gültigkeit dieses Grundzuges moderner Kunstentwickelung wenig in Betracht, daß die alte Richtung noch immer neue Triebe zeitigt. In allen Nationen giebt es noch Leute, die lieber mit der historischen Brille als mit bäuerlich gesunden eigenen Augen sehen wollen, die einen feinsinnigen Liebhabergeschmack offenbaren und pflegen oder für die Conventikelchen der Ruheliebenden und den Geschmack der Damen arbeiten.

So schafft, um nur wenige auffälligere Erscheinungen zu nennen, Ernst von Liphardt ganz nach Tiepolo, ja nach Mengs in seiner empirehaften Süßlichkeit; Julius Benczúr eine Rubenssche Bacchantin; Barrabino wie Bouguereau geben ein verklärtes, Theodor Grosse ein striktes Präraфaelitentum, F. Libaert und Albrecht de Vriendt und Edmond van Hofe gehen auf die van Eicks zurück. Von den Modemalern der Damen will ich lieber gar nicht erst reden. Fritz Zuber-Bulers Prometheus bildet so ziemlich die Krone verschwommener Süßlichkeit.

Daß bei diesem Ringen nach der Schönheit in jeder Art Natur das Landschaftliche zunächst eine große Rolle spielt, ist natürlich. In Luft und Licht allein zu dichten, ist der erste Antrieb der Jünger des neuen Evangeliums; später erst entwickelt sich aus der reinen Lyrik der Landschaft das Dramatische menschlicher Vorgänge. So ist denn die Landschaft auch die stärkste Seite dieser Ausstellung wie bei vieler früheren. Keine aber hat soviel neue Motive gebracht. Nicht die große oder idyllische Natur reizt; auch sie ist vertreten; jeder beliebige Ausschnitt wird auf seine Lichtreize seziert und, geht's nicht mit dem Pinsel, so mit dem Spachtel auf die Leinwand gebannt. Daran ist ebensoviel Krankes, Einseitiges wie am [illegible] literarischen Naturalismus. Daß aber jenseit dieses Durchgangsstadiums ein neues gesundes Leben kommt, ist jetzt schon ganz unbestreitbar. Jedenfalls ist von denen, die unter den Malern nicht Schriftsteller- sondern Dichterrang einnehmen, die Stimmung trotz aller neuen Licht- und Farbenprobleme vollkommen erreicht. Ich müßte Seiten statt Zeilen zur Verfügung haben, um hier ins Einzelne zu gehen. Ich verweise daher nur auf einige der besten Werke, vor allem Paul Höcker's Nonne. Wie hier der große schwarze Fleck durch das Spinnen der Morgensonne in Poesie ganz aufgelöst wird, ist bewunderungswürdig und ganz vollendet.

Hier ist freilich die Wirkung bereits durch die Einfügung der menschlichen Figur mit ihrem lebendigen Stimmungskontrast verstärkt; aber auch das rein Landschaftliche in Park, Wiese, Haag, Moor und Meer wird innerhalb aller Nationen mit gleicher Energie auf seine intimsten Stimmungsreize angesehen. Viele sind dabei noch bloße Naturwissenschaftler; aber als echte moderne Lyriker treten doch z. B. Anding, v. Gleichen-Rußwurm, Bracht, Berlepsch, Flickel, Eschka, Saltzmann, Emile Claus, Hendrik William Mesday, Giuseppe Ferrarini, Felipe Masó, Jan Vrolyk, Béla v. Spányi, Jos. Coosemanns, Gunnar Berg, Jörgen Sörensen, Jozef Rysziewitz, Berndt Lindholm, Alexis Gobulow, Joh. Endogurow — um nur doch wenigstens einiger Namen dankbar und genußfroh zu gedenken — mehr oder minder stark und ursprünglich hervor.

Weit kürzer als bisher ist jetzt der Schritt vom Landschaftlichen zum Figürlichen. Der Mensch ist für die Modernen unter einen kleinen Gesichtswinkel gerückt. Das Ebenbild Gottes ist zum Beobachtungsobjekt geworden, so gut wie ein Truthahn oder ein Kohlkopf. Nicht nur das, was wir uns gewöhnt haben das *Geistige* zu nennen; *jeder* Zug wird festgehalten. Was Sonne oder Nebel oder Reflexe auf einem stumpfsinnigen Bauernantlitz hervorbringen, ist so viel, ja, mehr wert als die Ruhe „klassischer" Züge. Auch hier ist das Ueberschlagen des Waagezüngleins künstlerischen Strebens unverkennbar, die allgemeinmenschliche Ueberschätzung alles Neugewonnenen. Man legt Herbarien an, statt Sträuße zu winden. Aber auch letzteres ist doch schon geschehen. Auch dort, wo der Vorgang noch gar nicht mitspricht, ist dem Lichte zuweilen unmittelbarste Poesie entrungen, mit Mitteln, die uns nur im ersten Augenblick aus mangelnder Gewöhnung befremdlich erscheinen können. Grigori Miasojedow's Ernte in seiner gemäßigten Richtung, Orrin Peck und Hugo Vogel in ihrer kecken Durchführung der neuen Auffassung à outrance scheinen mir hier die ersten Stellen einzunehmen. Letztere im Verein mit Giacomo Favretto, Angelo dall' Oca Bianca, Jozef Pankiewitz und Ch. Spreague-Pearce haben jedenfalls dem Impressionismus in Berlin eine Stellung verschafft, an der sich mit Spott, Achselzucken oder Gelächter nicht mehr rütteln läßt.

Und doch giebt es noch ein Höheres: das Hinzutreten der *Beseelung*, des *Vorganges*. Jener Lyrik des Lichtes fehlt nichts daran, volle Kunst zu sein — sein zu *können*; und doch ist's ein einfaches Additionsexempel, daß ein neu auftretender bedeutender Reiz auch den ästhetischen Wert erhöht — vorausgesetzt nur, daß dieser neue Reiz nicht frühere paralysiert. Auch das *darf* sein. Dann aber wird der Wert — Ansichtsache. Daher die verschiedenartige Einschätzung der Phantasten, die weiterhin noch berührt werden sollen.

Hier reiht sich das Porträt an, aufsteigend von der Momentwiedergabe des gleichgültigen Gesichtes bis zur Erfassung einer ganzen Persönlichkeit in *einem* günstigsten Augenblick. Es liegt ganz im Charakter unserer Zeit mit ihrer scharf secirenden Anschauungsweise, daß auf diesem Gebiete das Bedeutendste geleistet wird. Nicht überall freilich stehen die klangreichsten Namen auch diesmal an der Spitze. Selbst Lenbach, der geistgewaltigste aller Bildnißmaler, scheint mir diesmal mit seiner Phantasie über das Antlitz unseres Kaisers — anders kann man's kaum nennen — über das Ziel hinausgegriffen haben. Ueber dem „Ehrensaal" waltet überhaupt ein Unstern. Nicht erst seit sich Frau „v." Parlaghi mit ihrem Moltke räumlich nahe, künstlerisch so gar weit von ihrem Meister Lenbach aufpflanzen durfte. Es ist doch mehr ein Geblütssaal geworden, und es ist hier mehr *die* Freude zu suchen, mit Ferdinand Kellers bunten Apotheosen-Phantomen zugleich die höchsten und allerhöchsten Herrschaften umschweben zu dürfen, als die, sie so geleckt von Angeli oder

etwas reporterhaft trocken von Werner gemalt zu sehen. — — Wauters! Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein! Und diesem Gewaltigen, der gleich neben Lenbach steht, und der nur in Henrig Luyten einen Ebenbürtigen findet, reihen sich nicht Wenige an. Nächst den schon erwähnten Engländern Hubert Vos, Fritz Aug. Kaulbach, Gussow, der vielgeschmähte, der diesmal in zwei Bildern ganz auf der Höhe seines Besten steht; dann Uhde, der ein poesievolles Lichtproblem mit persönlicher Charakteristik zugleich zu geben weiß, Anna Bilinska, die größte Malerin der Ausstellung, Willem Martens, Bokelmann, Smith, Achen José Villegas und andere.

(Ein Schlußaufsatz folgt.)

Ein holländisches Urteil über moderne deutsche Dramen.

Von **Lou Andreas-Salome.**

VI.

Einsame Menschen.

„Einsame Menschen" ist das Werk, welches den rezensierenden Kritiker Simons zum mitfühlenden Dichter umgewandelt hat, indem er sich ihm gegenüber in demselben Maße zu mitdichtend und nachdichtend verhält, als er sich dem „Friedensfest" gegenüber zu kritisch und unempfänglich analysierend verhielt. In Wahrheit ist es eine viel fließendere Linie, die von dem zweiten Drama zum dritten hinüberführt und fehlt hier jegliches Sprunghafte in der künstlerischen Entwicklung des Verfassers. Man kann unmöglich die beiden Dramen in scharfen Gegensatz zu einander bringen, indem man in dem Einen den ganz naturalistisch motivierten „Nerven-Konflikt", in dem Andern den rein geistig behandelten „Seelen-Konflikt" betont. Allerdings ist das, was das Leben des Johannes, des „einsamen Menschen" in tragischem Kampfe vernichtet, nicht der Familienfluch einer ererbten Ueberreizung und Krankhaftigkeit, es ist vielmehr der Kampf um die moderne, vom Geist der Zeit geprägte Persönlichkeit, — ein Kampf zwischen Kopf und Herz: zwischen dem, was der Geist seiner selbst von Johannes fordert und dem, was die zarte Güte seines Wesens ihm verbietet; zwischen dem Trotz des Neuen und der Anhänglichkeit an das Alte. Aber in der Art der Ausführung bemerken wir leicht die Spuren dessen, worin Simons den Naturalismus Hauptmanns im „Friedensfest" so ausgesprochen fand: das Bestreben, die rein psychologische Motivierung noch zu ergänzen oder zu begründen durch eine mehr oder weniger physiologische. Johannes tritt uns von vornherein entgegen als ein Mann, den häufiges Kranksein, eine gewisse körperliche Schwäche, stark prädisponiert zu jener Reizbarkeit, Ungeduld, Unschlüssigkeit, die wir doch andrerseits betrachten sollen als das Resultat des täglich sich erneuernden stillen inneren Kampfes, des Zwiespalts, in dem er sich mit sich selbst befindet. Diese physiologische Seite der Motivierung bildet im „Friedensfest", im Wesen Wilhelms und der Seinen, allerdings die Grundlage des Ganzen und es kann dann erst auf ihr das ganze Seelendrama als solches aufgeführt werden; — hier bildet sie nur eine Zuthat gewissermaßen, die auch entbehrt werden könnte, sie tritt viel bescheidner in den Hintergrund.

Aber grade hierdurch kommt es mir vor, wie wenn dieser kleine naturalistische Zug in „Einsame Menschen“ störender wirke, als der breite naturalistische Grundzug im vorgehenden Werk: denn er ist nicht im gleichen Maße notwendig und künstlerisch bedingt. Während dort ein jedes psychologische Detail eng mit ihm zusammenhängt und erst durch ihn überzeugend und lebendig wirkt, verschmilzt hier Psychologisches und Physiologisches nicht untrennbar ineinander, sondern verführt uns dazu, den ganzen Conflikt uns doppelt motiviert zu denken. Die Tragik desselben wird dadurch nur geschwächt, daß wir uns im Stillen sagen müssen: „Der da mußte freilich unterliegen, aber selbst ein ganz anderer Mann könnte wohl in solchem Kampf unterliegen und gebrochen werden.“ Während im „Friedensfest“ eine Vertiefung und Vergeistigung des Pathologischen in's Seelenproblem vorlag, findet hier eine nebenhergehende Begründung des Seelenproblems auf pathologischer Basis statt, und erscheint viel eher als es dort der Fall ist, als eine bloße Konzession, die dem Naturalismus gemacht wird. — L. Simons sieht ebenfalls einen der Gründe, die Johannes den Sieg unmöglich machen, in einer in ihm liegenden Schwäche und Wankelmütigkeit, wie sie durch den Conflikt selbst noch nicht notwendig erklärt wird, aber er führt sie nicht auf körperliche Ursachen zurück, sondern auf einen vom Verfasser beabsichtigten Mangel an festem Charakter. Erst dieser soll es uns nämlich verständlich machen, wie es kommt, daß Johannes, der Sohn strenger, rechtgläubiger Eltern, überhaupt zum Freigeist und modernen Menschen wurde: widerstandslos erlag er sowohl ihrem Einfluß als demjenigen seiner spätern Freunde und Lehrer. Es wird ihm durch diese Auffassung aber vollständig die eigentümliche Größe abgesprochen, die ihn doch allein zum Repräsentanten einer erschütternden allgemeinmenschlichen Tragik macht: zum Typus des modernen Menschen selbst, in dessen Gemüt noch alle Vorstellungen und theuren Erinnerungen einer überwundenen Weltanschauung lebendig sind, während er doch in der ganzen Entwicklung seines eigenen Wesens einer neuen Welt angehört. Je kraftvoller Gemüt und Geist in ihm miteinander ringen, je mehr Herzensgröße mit Verstandesschärfe, Güte mit Entschlossenheit vereint ist, desto heißer und gefahrvoller muß der Kampf entbrennen, dem Johannes erliegt. Ist aber grade sein Persönlichkeitsgefühl ein geschwächtes, ist er nur durch seine Beeinflußbarkeit mit hineingerissen in den Streit des Alten mit dem Neuen, dann ist plötzlich die ganze Problemstellung eine veränderte und seine innere Vereinsamung nicht länger eine tragische noch typische für uns. Simon vertritt trotzdem die oben erwähnte Ansicht, wenn er sagt: „Es kommt in dem ersten Akt des Dramas eine Szene vor, in welcher Johannes, von seiner Mutter über seinen Unglauben befragt, ihr antwortet mit einem Citat aus Göthes Worten über: „den Gott in der Natur“. Irre ich mich nicht über die Absicht des Dichters, so wollte derselbe hier, indem er Johannes gewissermaßen sich stützen ließ auf die Schultern eines Andern, andeuten, daß dessen Unglaube mehr äußerlich angenommen als innerlich durchlebt sei. An diesbezüglichen kleinen Hinweisen ist seine Zeichnung des Wesens und der Stimmungen des Johannes reich, für ein Drama selbst überreich.“ — — — — „So kommt Johannes dahin, wo wir ihn finden: mitten zwischen die alte Welt und die neue; an die erstere gefesselt durch seine Pietät, ihr entfremdet durch seine Weltanschauung; wohl geneigt, weiter vorwärts zu gehen, aber aus dem Vordertreffen zurückgeschoben durch seine Ohnmacht, sich ganz dem zu entreißen, was hinter ihm liegt. — — — Ein Einsamer, dem doch die Kraft gebricht, allein zu stehen und der sich nicht selbst eingestehen will, daß ihm der Mut und die Selbständigkeit fehlen, welche seine Lage erheischt. So lebt er in fortwährender Unruhe, unzufrieden mit sich selbst, unzufrieden mit dem Leben; sich groß brüstend mit seiner Selbständigkeit gegen Jeden, der ihn am Alten festbinden will; gereizt durch seine

eigne Wankelmütigkeit, der er sich entziehen möchte, aber deren er nicht umhin kann sich beständig bewußt zu bleiben. Ein moderner Hamlet, der seine Nerven nicht zu stählen vermag zur That und der nicht zu richten wagt aus Unsicherheit. Ein Schwächling von Natur und durch die philosophische Durchbildung seines Geistes." Diese Auffassung hat aus alledem die Schwäche Johannes herausgelesen, woraus seine innere Größe herausgelesen werden sollte: seine Unfähigkeit, es an Rücksichtslosigkeit den Freunden gleich zu thun, die im „Vordertreffen" kämpfen, weil sie in ihrer Einseitigkeit sich als „Gesinnungsprotzen" aufzuspielen vermögen, weil sie der reichen und reifen Persönlichkeit entbehren, in der Raum bleibt für Herz und Geist; seine poetische Umkleidung des Atheismus, weil es seine Mutter ist, der er denselben in diesem Augenblick bekennt; seine Einsamkeit selbst, die für ihn etwas viel Grauenvolleres bedeutet, als für alle die schroffen Verstandesmenschen, welche auf die ganze alte Welt herabblicken, — denn grade er muß aus dem Reichtum seiner Natur heraus Vermittlung und Freundschaft wünschen und verlangen und grade er, in dem die tiefsten menschlichen Grundtriebe sich befehden müssen, bedarf wie kein Anderer einer heilenden, beschwichtigenden, verständnisvollen Liebe.

Der Irrtum aber, daß es sich um einen Schwächling handle anstatt um einen Menschen, in dem die Natur sich so voll und vielseitig auszuleben strebte, wie sie angelegt ist, konnte nur entstehen, weil das Reizbare und körperlich Geschwächte, eben jene physiologische Nebenmotivierung, verwirrend wirkt. Es ist seine physiologische Aehnlichkeit mit dem Wilhelm aus dem „Friedensfest", es ist der Umstand, daß auch er den Nervenkranken eingereiht werden muß. Sogar im Conflikt selbst läßt sich eine solche Aehnlichkeit zwischen Johannes und Wilhelm durchführen: indem Beider Unglück in ihrer eigentümlichen Stellung der Familie gegenüber beruht, — darin, daß sie gleichzeitig von ihr angezogen und abgestoßen werden, und darüber zu keinem Eigenleben kommen. Nur scheinbar wird Wilhelm unglücklich gemacht und hinausgestoßen in die Fremde durch den **Liebesmangel** der Seinen, während Johannes durch eine allzugroße **Liebesfülle** immer mehr in ihren Kreis eingeengt, in demselben förmlich erstickt wird. In Wahrheit ist es beiderseits der Mangel an Liebesverständnis, unter dem sie leiden, an feiner Einsicht in das Wesen des Andern und in das, was ihm not thut und wohl thut. Am vollkommensten vereinsamt darin Johannes, etwas erfolgreicher versucht Wilhelm sich eine Existenz ohne Rücksicht auf die natürlichen Bande, die ihn fesseln, zu schaffen, aber auch ihm gelingt es nicht recht: man könnte sagen, der Schlag, den er gegen die Seinen führt, würde von ihm empfunden wie der Schlag, mit dem er seinen Vater strafte, er fällt immer wieder auf ihn selbst zurück und fesselt ihn an die alten Erinnerungen mit neuen Schmerzen. Wenn zum Schluß eine hellere Zukunftsperspektive sich trotz alledem für ihn öffnet und eine selbständige Lebenserneuerung für ihn doch vielleicht noch möglich scheint, so geschieht es nur, weil Ida's Liebe und Verständnis aus der inneren Einsamkeit ihn herauszureißen weiß und sie an seine Seite tritt. Obgleich alles Vorhergegangene ihrer Zuversicht zu spotten scheint, so liegt doch in der Thatsache selbst, daß sie einer solchen fähig bleibt, in dem glücklichen, gesunden Mut, Wilhelm Alles zu erstatten was ihm das Schicksal vorenthalten hat, eine Gewähr für die Zukunft, eine Umbildungsmöglichkeit auch für ihn. Sie nimmt vertrauend und naiv den ungeheuren Kampf gegen dasjenige auf, was in „Vor Sonnenaufgang" Loth zurückschreckte: gegen den Fluch einer nervösen Familienbelastung; es wagt hier das Herz, was dort der Verstand verloren giebt. Loth ist der Einzige unter diesen drei Männern, bei welchem ein wirklicher Kampf zwischen Herz und Kopf kaum [illegible] wird, der Einzige daher, der, wenn sein Idealismus ihn zur Vereinsamung [illegible]teilt und er das Liebste preisgeben muß, einsamer Mensch zu sein **vermag**, [illegible]

Grunde zu gehen. Von ihm bis zu Johannes, durch Wilhelm hindurch, führt eine lange Linie, aber wenn wir sie überblicken, wird es uns bewußt, wie einheitlich und in sich abgeschlossen dennoch die Grundgedanken waren, die den Dichter bewegten und ihm seine dichterischen Vorwürfe zuführten. L. Simons schildert richtig und ausführlich den künstlerischen Fortschritt, den diese drei Männergestalten nach einander aufweisen, beginnend mit dem: „petrefaktischen Sozialisten", wie er Loth nennt, der noch eine „Flächenfigur ohne perspektivische Rundung und psychologische Tiefe" darstellt, deren Grundsätze und Ueberzeugungen dermaßen ihre menschliche Beweglichkeit lähmen und behindern, daß wir: „manchmal beinahe eine Versteinerung vor uns zu haben glauben". Wilhelms Gestalt ist bereits rund und fein ausgemeißelt, aber der Ueberzeugungskonflikt, der es dem Dichter erschwerte, in Loth das Reinmenschliche hervortreten zu lassen, fehlt hier und es konnte daher die wirkliche Ueberwindung der Schwierigkeit erst in der Zeichnung des Johannes sichtbar werden. An dem Kampf und Untergang von Johannes, so meint Simons, versöhnen wir uns auch erst mit der Ueberzeugungshärte und scheinbaren Empfindungskälte eines Loth, indem wir einsehen, daß nur Seinesgleichen berufen sein können, dem Neuen den Weg zu bereiten und das zu vollbringen, woran die feineren und reichern Menschen vielleicht scheitern müssen. Von großer Kraft zeugt es nach seiner Meinung, daß es Hauptmann gelang, in Anna Maar eine Frau als Vertreterin des Neuen gegenüber dem Alten hinzustellen und sie in ihrer Festigkeit und Selbständigkeit Johannes überlegen erscheinen zu lassen, ohne doch den Menschen und das Weib in ihr dagegen zurückzusetzen: „Hauptmann hatte dafür zu sorgen, daß wir sie bei all' der Unabhängigkeit des Handelns und Urteils, — die wir bei einem selbständig lebenden und studierenden weiblichen Wesen erwarten — nicht unweiblich und nicht pedantisch finden sollten. Es ist ihm geglückt, nicht nur indem er die beiden andern Frauen mit ihr sympathisieren läßt und sie zuweilen kindlich lebhaft darstellt, sondern auch, indem er sie als eine ebenfalls Vereinsamte schildert, die viel gelitten hat und die nun auflebt im intimen Umgang mit den Vockerat's, unter der anfänglichen Zuneigung der Mutter von Johannes, der mitleidigen Freundschaft Käthes und dem besonderen Zutrauen, des Johannes selbst ihr schenkt." Dafür vermißt man an ihr etwas diejenigen Züge, die sie in ihrer geistigen Ungewöhnlichkeit und in ihrem intellektuellen Einfluß auf Johannes uns verdeutlichen müßten; als die „Studentin von Zürich" wird sie für uns fast nur lebendig, weil sie unter dieser Bezeichnung eingeführt und uns vorgestellt wird. Simons entschuldigt es mit den Worten: „Nichts ist im Allgemeinen so schwer — — — als die Schilderung eines Menschen mit besondern intellektuellen Gaben: denn man kann ihn seine Kenntnisse und Gelehrsamkeit ja nicht zeigen lassen, ohne ihn an die Grenze des Schulmeisterlichen zu bringen. Und wenn es schon schwer ist, wo es gilt einen Mann zu zeichnen, — eine derartig entwickelte Frau zu charakterisieren ist das Mühevollste von Allem, namentlich seitdem oberflächliche Lustspieldichter sich beeifert haben, diesen heutigen Typus des weiblichen Geschlechtes zur Karrikatur zu machen." Man muß zugeben, daß Hauptmann in der Darstellung Käthe's eine größere Meisterschaft bewiesen und sie aus einer größern Innigkeit heraus gestaltet hat, — so sehr, daß wir oftmals in Versuchung kommen, Partei für sie gegen Johannes zu nehmen. Durch nichts wohl wird uns aber dessen Anhänglichkeit und zaudernde Unschlüssigkeit dem Alten und dessen Zauber gegenüber so begreiflich, wie durch die wundervolle Zeichnung der Vertreter des Alten, sowohl Käthe's als der Eltern. Wir fühlen es ganz unmittelbar, daß nicht Diejenigen die Größten sind, die den schmerzlichen Abschiedskampf nicht schmerzlich fanden und verwundert auf den Zögernden zurückblicken: wir fühlen es, wie Johannes an einer Größe und nicht nur an einer Schwäche zu Grunde geht.

Die innere Ebenbürtigkeit der beiden Frauen, Anna's und Käthen's, zwischen denen er steht, trägt sehr viel zu dem vornehmen Reiz dieses Werkes bei, das auf Alles verzichtet hat, was durch schablonenhaft grelle Gegenüberstellung der Charaktere den Konflikt ins Sensationelle erheben könnte. „Von diesen beiden Frauen“, sagt Simons, „— — — entrollt uns der Dichter — — — ein feinstes Seelengemälde voll von Uebergängen und Andeutungen; sie werden nicht von einander abgehoben nach der Methode der älteren Schriftsteller, die nur starke Kontraste kennen; diese Zwei fühlen sich von einander angezogen und können nicht umhin, sich mehr zu bemitleiden als zu hassen.“ — — — „Das Peinliche einer Analyse solch' eines Werkes wie dieses liegt in der Unmöglichkeit, das Bouquet desselben dabei zu bewahren. Der zarte Duft verflüchtigt sich dabei; die entwirrten Fäden erscheinen grob gegen das feine Gespinnst, das sie bildeten. Ein solch' feines Gespinnst wie das Hauptmann'sche Werk kenne ich nur wenige. Nur notdürftig vermag man, nach wiederholter Lektüre, den Windungen des Fadens noch zu folgen; da giebt es so kleine Wendungen, so subtile Charakteristiken, so zarte Nüancen des Stimmungsvollen, die das Seelenleben des Johannes erst eigentlich ausmachen und sämtlich auslaufen in seinen Tod.“ — — — „Alle zusammen aber, selbst Johannes Mutter, deren psychisches Leben noch am wenigsten kompliziert ist und die eine gewisse Widerstandskraft besitzt, — Alle erleiden sie das Leben; sie werden gestoßen durch ihre Natur und den Umständen; selbst zu schreiten vermögen sie kaum. Deshalb sehen wir nirgends eine plötzlich eintretende Veränderung der Zustände; alles geschieht nach langer Vorbereitung; der Strom des Lebens fließt langsam dahin und die Kleinigkeiten des Alltagsdaseins können gemächlich auf ihm mittreiben Der zögernde Gang, die Menge der charakterisierenden Züge, die Feinheit der Zeichnung, dieser Mangel an Geschlossenheit, an kräftig hervortretenden Farben und starken Effekten giebt diesem Drama seine besondere, völlig moderne Eigenart.“

Simons vergleicht „Einsame Menschen“ schließlich noch mit Ibsens letzten Werken, namentlich mit „Rosmersholm“, wobei er den Fehler begeht, Rosmer in höherem Maße als Johannes für einen: „innerlich Freigewordenen“ zu halten, während es gerade von Rosmer gilt, was er Johannes zuschreibt: daß die Umwandlung zum modernen Menschen und freien Denker ihm nur von außen her, durch fremden Einfluß, aufgedrungen wurde. Nachdem Simons dann noch den Unterschied bespricht zwischen den bisherigen großen Vertretern der Moderne in der Dichtkunst, die noch von der Romantik ihren ersten Ausgang nahmen und den Jungen, Hauptmann voran, die ihnen folgen, schließt er seinen Aufsatz mit folgender Betrachtung: „Diese Männer sind noch von anderer Art als die Jungen, die nach ihnen kommen; nicht völlig modern vermögen sie zu werden, aber auch nicht völlig im Modernen unterzugehen. Das Geschlecht, das jetzt jung ist, beginnt mit dem Realismus, Naturalismus, Determinismus: es wird genauer, feiner, nervöser beobachten und schildern, — die Frage ist nur, ob es in sich selbst und dem Leben trotzdem jene Widerstandskraft erobert, die allein große Thaten und — große Kunst ermöglicht. Die Frage läßt sich noch nicht beantworten. Aber es sind Vorzeichen da, — — — daß nach dunklem Winter die Lenzessonne wieder scheinen will. Die Dichter selbst fühlen ihr Nahen. Nicht nur Ibsen, wenn er von einem „Dritten Reich“ träumt, in welchem Wahrheit und Schönheit sich vereinen und Lebensfreude den Menschen erfüllen soll. Auch Hauptmann thut es, wenn er Anna Maar die Ueberzeugung in den Mund legt, daß ihr zu Mute ist, wie wenn die dumpfdrückende Schwere von uns weichen wolle. Schwüle Angst und finsterer Fanatismus beherrschen uns nicht mehr. Die allzustarke Spannung ist vorüber. Ein frischer Lufthauch weht über uns hin, ankündigend das 20. Jahrhundert.

Dichter sind allzeit gute Propheten gewesen, — — — — — und wer das letzte Werk Hauptmanns mit den früheren vergleicht, der fühlt, daß etwas Wahres dieser Vorstellung innewohnt. Die Innigkeit, die uns daraus entgegenströmt, ist der Beginn eines Humors, der das Gleichgewicht herstellen wird zwischen ihm und dem Leben. Und nun, da er den Mann der Halbheit und Wankelmütigkeit (?) hat untergehen lassen, wird nun die Reihe kommen an Menschen der selbstbewußten, kräftigen, freudigen That.

Doch wie dem auch sei, — er kann dessen versichert sein, daß sein folgendes Werk empfangen wird mit herzlicher Anerkennung, die wir gerne weihen wollen der Arbeit eines echten Dichters unserer Zeit."

Die Auferstehung.

Novelle von **Leonor Goldschmied.**

„Man kann viel mehr haben an der Kunst als seine Freude."
Gerhart Hauptmann.

I.

Er kam die Stufen der Volksküche wieder langsam herauf, mit einem leichtschiefen Lächeln in seinem breiten, gelbbraun überstäubten Gesicht.

Er kam sich nicht mehr so leicht vor; er fühlte sich schwerer: das schmerzende Drücken und Stechen in ihm war verschwunden. Seit einer halben Woche wieder zum ersten Mal — war er satt.

Oben, vor der Thür hielt er kurz an. Auf dem emsigen Straßengewimmel lag frostiger Sonnenschein. Kalte Winde spielten und warfen das zitternde Licht hoch, in blaßgoldigen, weiten Wellenschleiern.

Sein alter Sack . . . der wollte nich sitzen . . .

Er hatte ihn mit der Rechten, die sein leeres Ende zusammengedreht auf der Brust umspannt hielt, etwas fester über die Schulter gezogen, den rostigen, runden Wühldraht einhakend um die Achsel geschlagen — dann war er eilig hineingewankt in den schmalen Seitenschatten der schrägen Häuserreihe, an der die Fenster zuletzt nebeneinander glänzten wie dünne Stäbe von Gold. Hohe, dunkle, winklige Höfe, die vor ihm aufgetaucht, schienen zu warten. Und wenn er nicht kam — kamen die andern.

Scheu und vorsichtig, über Kellerstäbe, an Stufen und Schaufenstern vorbei, schob er sich hin, und dicht am Rande der Massen entlang, die sich herunterwanden, eine gleißende, schillernde Schlange. Bald füllte nur wieder der Lärm auf dem Damm, das Trappeln an seiner Seite, die bläulichen Schatten neben ihm, auf dem hellen Granitgrund, sein dunkles Bewußtsein — Empfindungen und Gedanken, ohne Kraft mehr, zu Worten sich zu verdichten, durchschlichen ihn nur noch wie ein traumhaftes Nebenher.

An der Ecke des lebendigen, kleinen Platzes, um dessen erhöhtes Dreieck es unablässig rollte und klingelte, hielt er wieder ganz. Als hätte die volle Sonne ihn festgebannt, die sich rasch um ihn her warf. Der stumpfe, braune Ascheстaub, der seine ganze Gestalt in Flecken bedeckt hielt, war flimmernd leichtaufgestäubt. Er sah warm und gesund aus.

In dem unruhigen Hinundher der Menge hatten sich seine Blicke verloren. Dann bekamen sie Ziel und Richtung: eine alte Achsel mit einem grauen Kranze von Draht. De Toppflechter Kraus'n . . Und ein schiefer Rücken, mit einem alten, grobleinenen Sack: un' de olle Lehmann . . . Na, die hatten heite . . ooch jejess'n . . . schon mehr jefressen hatten die . . wie de Scheindrescher . . . .

Er hatte sich an das schwarze Schaufenstergitter des Eckhauses gelehnt. Ein Husten begrub das verlorene, schiefe Lächeln, das seine schlaffen, wulstigen Lippen umtaumelte. „Warum . . hielt er den Mund . . . ooch immer so uff . . un bei die Kälte noch dazu

... de Lipp'n zukneif'n .. janz als ob man wiehlte. Und ein paar graue Fransen seines melirten Bartes senkten sich tiefer über seine Unterlippe. Er grübelte stier vor sich hin. Sein Mund bewegte sich wieder leise. T'half je ooch nich viel .. der olle Millstoob ... noch jed'n hat der de Kehle verkleistert ... Und er sah deutlich die heisere Lene, über den Stiefeln der Vorüberhastenden. De .. ol—le .. Le—ne ... schon beinah stumm .. wa die je jeword'n .. keen Wort konnte die mehr ... deitlich sprechen.

Als er wieder aufsah, war sein Auge beweglicher, glänzender. Ein leises Behagen strich seine Züge. Ein warmes Gefühl, daß er Inhalt habe, stellte sich ein. Aber in der kühlen Helle fing ihn an zu frieren. Er raffte sich auf. Er schleppte sich wieder weiter.

An der nächsten Ecke stand er von Neuem still. Von dem breiten Sockelfuß der großen Anschlagsäule war es ihm gerade entgegen gesprungen, aus feurigem Grunde, starr, bannend und groß. Er war näher gewankt. Die .. wollt'n ... zusamm'n komm'n? — Sein Blick hängte sich, ungläubig, tief ein. Die oll'n Brieder? .. Is de Meechlichkeit ... Wat se nich .. allens ... machen. Und sinnend und kopfschüttelnd hatte er in die nächste, enge Querstraße eingelenkt.

Er war nahe am Ziel. Unwillkürlich blöder und stumpfer war sein Aussehn geworden — trotz aller Gewöhnung. Und verschwommener die Umrisse seiner inneren Bilder und Ereignisse. Zerlumpte Gestalten, in zerschlissenen Röcken und grobgestickten Wämsern. Mit wüsten Geberden, gestikulierend, drohend, sich rottend. Und rings in Gruppen um den freien Platz, auf dem die Soldaten ruhig weiter gruben — wo die neue Kirche hin sollte. Also die .. wollten zusamm'nkomm'n ... T' mußte ja .. 'ne scheene Vasammlung jeb'n ... Ne sche—ne .. Va—sammlung .. Na! — Er mußte beinahe lachen.

Unterdessen hatte er endlich den ersten Hausflur betreten. Doch wieder nachdenklich und still. An die Zeit, da er selbst überall nach Arbeit herum lief, hatte er plötzlich zurückdenken müssen. Und er wurde ganz in sich gekehrt. Doch noch einmal bezwang er sich. Arbeetslos ... T'wa er ja eijentlich nich mehr .. er hatte ja nu .. seine Arbeetjeeber uff de Hefe — de Milljrub'n ...

Und er lächelte, setzte den Sack ab und griff zum Haken.

II.

Durch das helle Licht der Laternen und Läden sanken die Flocken ihm zu, dicht, sacht, behutsam. Er ging, nach vorn sich zusammenkrümmend und die tief in den Taschen vergrabenen Hände eng an den Leib geschmiegt.

Aber seine Rechte hielt Geld. Eine schüchterne, stille Freude,, nicht hilflos und ohne Besitz zu sein, überkam ihn. Zuletzt war es bergab mit ihm gegangen. Heute hatte er mal wieder .. n'ordentlichen Sack voll .. zu Vater Dreherten jeschleppt ... Dafür konnte er sich .. zwe 'ne Herberje leist'n ... aber .. er wollte't .. doch mal erst vasuch'n ... die vier Wochen, die man wechbleiben mußte ... wenn man dreimal da wa ... die mußten um sind.

Er bog wieder in eine dunkle Seitenstraße ab, wo nur wenige Laternen brannten. Triebe .. un neblig ... wie olle Thranlamp'n. Sein Gesicht traf es naßkalt. Er trabte rascher, mit vorgesenktem Kopfe. Ein Wind hatte sich jäh erhoben und der Schnee stob mit fliegender Kraft. Dann ließ er von neuem nach.

Seine Blicke schlichen wieder langsam und schneckenträge über das Pflaster stierend voraus. Aller Uebung zum Trotz, die er mit der Zeit im Unterdrücken alter Erinnerungen bekommen, stieg es wieder und wieder heiß in ihm auf; brach durch, wie er sich wehrte und sträubte, und begann mit ihm einen hartnäckigen, schweren Kampf.

Er griff in seine Brusttasche. N'Deibelooch .. wa denn det jetzt .. ooch noch Arbeet zu nenn'n .. wat er hatte? ... Olle Mistdreckerei wat ... N'Deibelooch .. Aber nanu man vorwärts .. N'krestijen Schluck .. un denn ist jut! Und er versuchte noch rascher zu gehen. Aber die Gedanken ließen nicht nach. Die Augen waren ihm heißer und feuchter geworden. Warum hatte' se ihn denn damals .. mit wechjejacht? .. in de Fabrik ... wie die neie Maschine kam? ... Nu' Jrothen hatt'n se behalt'n ...



Warum denn ihn nich ooch? . . Na, t'wa ihm mit een' Mal sonnenkla! — Weil er damals noch nich . . son' ollet jeduldijet Schaf wa . . wie deer . . . der sich wie'n Vieh abquelte.

Dabei hatte die ungewohnte Anstrengung, schneller vorwärts zu kommen, sein Blut belebt. Und das Dunkel der alten Quergassen drängte überdies die Blicke nach innen. Was er längst vergessen geglaubt, hob die Schwellen seines Bewußtseins. Was er in sich erstickt zu haben schon froh war, trat lebendig und grauenhaft vor ihn hin. Wie er die lange Zeit dann, alle Abend, unter den schwarzen Massen der Arbeitslosen, überall auf die Blätter gelauert, in denen die Stellen standen. — Wie er herumgelaufen war — und sich angeboten hatte — — Wie'n oller Hausierer seine Sachen . . Dann kleine Arbeiten zur Aushilfe. Und dazwischen — als ob die Bilder in seinem Innern ihn jagten, ging er noch schneller — — Landstreichereien, Bestrafungen wegen Bettelns, Steinträger, Sandkarrer, Ausstaker. Un' nu: Na—tur—forsch'r . . . Und er klagte sich selber schwer an. Einen Augenblick hielt er erschöpft inne. Obgleich das Wetter ihn schlug, seine Augen trieften und seine Stirne fast Schweiß trieb. Er stöhnte. Und lallend wiederholte er immer wieder vor sich hin, als ob er es selbst nicht glauben könnte, mit leeren, zur Erde stierenden Blicken: Naturforsch'r . . . Naturforsch'r . . .

„Na Lange — wo wist Du denn noch hin?" Eine heisere, tiefe Stimme hatte ihn aus seiner Verlorenheit aufgescheucht. Ein paar alte Bekannte von ihm. Sie wollten auch wieder hin. Er raffte sich auf und ging mit.

Von weitem kam ihnen schon eine dunkle Masse vom Asyl her entgegen. T'sei schon allens dick voll. Dem hohen, trübgelben Gebäude gegenüber aber gab's noch einen Auflauf. Ein Betrunkener, der schwer herüber gestikulierte, unter Kindern und allerlei Volk. „Fir Kenich un' Vaterland . . hab mer rumjeschlag'n . . . un wat haik nu . . . von Kenich un' Vaterland?! — Keene Arbeet . . un' nich mal'n Obdach! — — Det haik . . ." Er wollte die Weste von seiner Brust reißen und seine Wundennarbe zeigen. Aber einer der Schutzleute hatte Miene gemacht, herüber zu kommen. Noch immer lallend und plump vorgebeugt, seine Faust zurückwerfend, war der Betrunkene abgezogen.

Mit einem halben Lächeln wankte Lange mit seinen Bekannten der dunklen Menge nach. Wie er die Abgewiesenen vor sich sah, war es plötzlich noch einmal vor ihm erschienen. Er erinnerte sich deutlich, was an der Säule stand. Voll Neugier blickte er auf. Ob die woll . . wat davon wußten? . . De Arbeets—losen . . . un ieber de wirtschaftliche Not will eener sprechen . . ieber . . de wirtschaftliche . . Not . . .

Doch, als hätte sich ihm der Gedanke aalgleich entwunden, war er in seine alte, stille, stiere Apathie wieder jäh versunken. Abwärts von seinen Bekannten schob er sich wieder in eine dunkle Gasse. Er liebte die dunklen Gassen. Die plumpen Beine noch krummer wie sonst, und noch mehr kopfhängerisch vornüber geneigt, fast ohne Bewußtsein, verlor er sich ganz.

Auf eine belebtere Straße stoßend, bemerkte er erst, wo er hingeraten: in's Viertel der alten Lene. De wolltest dir ja . . in de Herberje schlängeln . . . uff deine Spazierhelzer . . aber, ne . . . . In der Nähe des Frauenasyls mußte er sie ja treffen. Und wieder scheu und in sich zusammengebückt, mit einer greisenhaft kindlichen Aengstlichkeit tappte er über den lebhaften Damm.

In kurzem hatte er sie bereits bemerkt. In der Halbhelle eines weitoffenen Hausflurs stand sie und sah verloren dem hellen Treiben der Straße zu. Sie versuchte zu lachen. Sie hatte ihn gesehen. Ihr schwammig dickes, blaurötliches Gesicht, ihre stieren Augen glänzten. Er stand neben ihr.

Etwas tiefer hineingetreten waren sie: er schüttete ihr sein Herz aus. Se sprech'n ja jetzt . . schon efter dwon . . . meinte sie mühsam. Dann hörte sie ihm, mit ihren sattglänzenden Augen, die verwundert wuchsen, zu. Man braucht nischt zu verzehr'n . . . un' . . mit'n Teller . . wird ooch nich . , jesammelt, setzte er ihr auseinander. T'jing'n also gewiß . . viel arme Schluckers hin . . die ooch nischt mehr zu beiß'n un' zu brech'n hatt'n . . . . die heisere Lene nickte. Am Ende . . konnt'n se't ooch mal vasuch'n . . . un' ooch mal . . in sone Versammlung jehn . . . Da sahen se vielleicht . . nich so . . . uff ihre oll'n, scheebijen Recke . . mit de Fetzen daran . . .

Und sie hatte ihm eifrig zugestimmt und er ging zu ihr mit herauf.

(Fortsetzung folgt.)

Von neuer Kunst.

Wien, 8. Juli.

Unter dem Doppelnamen „Wiener freie Bühne, Verein für moderne Litteratur“ konstituierte sich heute Abend im Souterrain-Lokal des „Hôtel de France“ ein Verein junger Schriftsteller und Litteraturfreunde, welche, der modernen realistischen Richtung zuneigend, nach bekanntem Berliner Muster die Förderung ihrer geistigen, litterarischen und geselligen Interessen anstreben. Diesen Zweck soll der Verein nach dem Wortlaute seiner Statuten erreichen: „Durch Abhaltung von Vorträgen aus dem Gebiete der Litteratur und Wissenschaften, sowie durch Veranstaltuug von dramatischen Aufführungen, durch Herausgabe nnd Subvention von Werken und Zeitschriften, durch Anlegung einer für die Mitglieder unentgeltlich benützbaren Bibliothek und eines Lesezimmers, durch Preisausschreibungen und durch Gewährung eines Rechtsbeistandes zur Vertretung der verletzten Interessen der Mitglieder.“ Die Konstituierung dieses Vereins vollzog sich, indem von den 49 anwesenden Herren Dr. Friedrich M. Fels zum Obmanne, Dr. Edmund Wengraf und Hermann Fürst zu Obmann-Stellvertretern, E. M. Kafka und Dr. Robert Fischer zu Schriftführern, Dr. J. Joachim zum Kassier, Dr. Julius Kulka zum Bibliothekar und die Herren Reichsrats-Abgeordneter Engelbert Pernerstorfer, Dr. Arthur Schnitzler, Dr. H. v. Hoffmannsthal, Ernst Lohwag, Wilhelm V. Vita, Heinrich Osten, Felix Salten und Dr. Emil Mark zu Ausschußmitgliedern gewählt wurden. Der Jahresbeitrag wurde auf 12 fl. (für 1891 auf 6 fl.) festgesetzt. Zum ersten Ehrenmitgliede dieser „Wiener freien Bühne“ wurde auf Antrag des Dr. Kulka der Dichter Henrik Ibsen durch Akklamation ernannt. Ferner wurde auf Antrag des Herrn Hermann Fürst der Beschluß gefaßt, dem Theater-Kritiker Rudolph Valdek den Dank und die Anerkennung des Vereins für seine Förderung der modernen Kunstbestrebungen auszusprechen.

Eine „nationale“ Utopie. Die „Deutschen Schriften für nationales Leben“ widmen bedeutsam nationalen Fragen der Gegenwart oder in der Gegenwart brennend gewordenen Fragen der Vergangenheit sachliche und sachkundige Betrachtung auf geschichtlicher Grundlage, um die Entwicklung des deutschen nationalen Lebens zu fördern, und wirken ohne jede parteiische Einseitigkeit, vielmehr im Streben nach Klärung und Annäherung, für ein nationales Leben, welches auf der Höhe der Kultur alle in unserem Volke ruhenden Kräfte in Wirksamkeit setzt, ausbildet und vor Verkümmerung bewahrt.“

So prunkt die bekannte Phrase des Herausgebers Dr. Eugen Wolff auf dem Umschlage der vorliegenden Schrift, die sich „Deutschland im Jahre 2000“ betitelt und anscheinend von einem Pseudonymos (G. Erman) verfaßt ist, welcher dem Herausgeber nicht fern stehen dürfte. Wir haben es demnach mit einer von der „Deutsch akademischen Vereinigung“ geaichten „nationalen“ Utopie zu thun. In der „Besprechung“, welche die Verlagsbuchhandlung (Lipsius und Fischer) unter gütiger Zusicherung von „2 Annoncen nach erfolgter Recension“ den verschiedenen Blättern zur „Benutzung“ in Ermangelung eines eigenen Recensenten zusendet, heißt es:

„In Satire sowohl gegen Bellamy wie gegen die deutschen Zustände der Gegenwart entwickelt der Verfasser die Zukunftsziele des deutschen politischen und gesellschaftlichen Lebens. Fern jeder einseitigen spitzfindigen Utopie giebt er ein umfassendes Zeitbild Deutschlands, das im einzelnen wohl lebhafte Diskussion hervorrufen mag, in den Grundzügen aber zu dem Geständnis nötigt: So könnte Deutschland wohl in hundert Jahren aussehen.“

Als ich das so herausgestrichene Buch auf Wunsch unserer Redaktion zur Hand nahm, erwartete ich zwar — dafür bürgte mir der Herausgeber — mancherlei Flachheit und Beschränktheit, wähnte aber, immerhin einige interessante und amüsante Einfälle zu finden. Nachdem ich indessen die Lektüre soeben beendet habe, muß ich mit katzenjämmerlichen Empfindungen gestehen: ich kann mir nicht vorstellen, daß unter den Dutzenden von Imitationen Bellamys ein zweites derart miserables Machwerk zu finden ist! Das Machwerk von „G. Erman“ bekundet, daß des Verfasser Blick nur wenige Geistesgebiete der Gegenwart berührt und selbst bei dieser Beschränktheit höchst

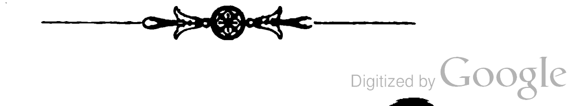
oberflächlich ist, daß er von „sachkundiger Betrachtung auf geschichtlicher Grundlage" keine Ahnung hat und ganz unfähig ist, das Werden der Zukunft zu beurteilen, daß es ihm an Phantasie durchaus mangelt, und daß sich seine „Satire" nur zu einer öden Witzelei nach Art der impotentesten „Bierzeitungen" aufzuschwingen vermag. Zum Beweise und zugleich den litterarischen Käufern oder Lesern zur Warnungstafel gestatte ich mir, einige teils „ernsthafte", teils „satirische" Stellen aus dieser (in Form einer Zeitung des Jahres 2000 verfaßten Utopie mitzuteilen:

— „Am heutigen Tage sind beiläufig fünfzig Jahre verflossen, seit die ruhmreiche Regierung Kaiser Wilhelms III., welche uns nach außen den Frieden erkämpfte, ihn auch im Innern befestigte. Unsere Leser wissen aus der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts, wie verhängnißvoll und aufreibend sich die parlamentarischen Kämpfe zwischen den christlichen Konfessionen andauernd erwiesen; ja es gab damals eine besondere politisch-kirchliche Partei des katholischen Abwehr- und Angriffskampfes. Müde des ewigen Klagens und Anklagens, Drängens und Drückens seitens dieser sogenannten Centrumspartei (denn sie nahm in der Mitte des Reichstags ihre Sitze ein), erschloß sich das evangelische Kaisertum der Erkenntniß, daß echte Religiosität durch Trennung von Kirche und Staat mindestens ebenso gefördert wie etwa beeinträchtigt wird. Ja, um die katholischen Bürger für ihre jahrzehntelangen Kämpfe angemessen zu entschädigen, entschloß sich die preußische Regierung hochherzig, den damals sogenannten Welfenfonds unter der katholischen Bevölkerung von Rheinland und Westfalen zu vertheilen! Die jahrzehntelange Erfahrung hat seitdem bewiesen, daß hierdurch dem Reiche Millionen zufriedener Bürger und Bürgerinnen zurückgegeben wurden. Die Klärung der Parteiverhältnisse that damit den letzten entscheidenden Schritt; nachdem schon durch Einrichtung des Arbeiter-Parlamentes zur Regelung der gleitenden Lohnstufen die sozialistische Partei auf den Boden der Staatsordnung zurückgeführt war, schwand nun auch das ultramontane Centrum als solches gänzlich aus dem Parteileben, und wir hatten uns damit den klaren Zuständen Englands genähert; in Wirklichkeit haben denn auch unsere konservative und liberale Partei sich in der Regierung heilsam abgewechselt, nachdem die letztgenannte Partei über geschulte Staatsmänner in ausreichender Zahl verfügte, was von einzelnen Geschichtsschreibern für das Ende des vorigen Jahrhunderts bestritten wird. Heute treffen wir angesehene strenggläubige Katholiken bei beiden Parteien in großer Zahl; sogar ein hervorragender konservativer Führer, der mehrfach im Ministerium saß, ist der Enkel eines Leiters der einstigen katholischen Fronde, und man sagt, daß er das Andenken seines Ahnen heilig hält. Wir wir übrigens erfahren, beabsichtigt die „Allgemeine religiöse Vereinigung", den heutigen Gedenktag nicht ohne besondere Feier verstreichen zu lassen."

„. . . Abg. Großkopf: Meine Herren! Ich habe das Wort erbeten, um Ihnen eine Trauernachricht zu übermitteln. Unser Kollege, der Abgeordnete Feldstetten (von der Linken) ist gestern nach kurzer Krankheit aus dem Leben geschieden. Unsere langjährige gute Sitte, einen politischen Gegner an dieser Stelle den Nachruf sprechen zu lassen, beruft mich zu der Ehre, den Patriotismus und die aufopferungsvolle Hingebung des Verewigten für des Vaterlandes Wohlfahrt zu preisen. Er hat an dieser Stelle nie gefehlt, seit ihn das Vertrauen seines Wahlkreises (Colmar i. E.) in dieses Haus entsandte. Wenn auch bescheiden zurücktretend, hat er im Stillen viel gewirkt, und namentlich dem Volksbildungsausschuß hat er seine unermüdliche Arbeitskraft gewidmet. Ich bitte Sie, sein Andenken durch Erheben von den Sitzen zu ehren. (Geschieht. Die Parteiführer umarmen sich unter schallendem Bruderkuß.) . . ."

„. . . Anläßlich des freudigen Ereignisses möchten wir daran errinnern, daß am Anfang des Jahrhunderts zwischen Nord und Süd noch mancherlei Gegensätze und Vorurteile herrschten, bis sich eines Tages, ermuntert durch Münchener Bier, fünfhundert patriotische Berliner Jünglinge gelobten, eine gemeinsame Brautfahrt nach Süddeutschland zu unternehmen, — ein Beispiel, das alsbald eifrige Nachahmung fand und begreiflicher Weise die Herzen der süddeutschen Töchter wie Mütter und Väter zum Schmelzen brachte."

Mehr ist wohl nicht nötig!? **Bruno Wille.**



An offener See.

Roman

von

August Strindberg.

Autorisierte Übersetzung von M. von Borch.

(10. Fortsetzung.)

In seinem Boote sitzend, nahm er jetzt mit dem Diopter, dessen Linsen er bedeutend verstärkt, Svärdsholmen auf's Korn. Es galt vor allen Dingen, das meist Charakteristische in der Formation oder den Bergarten hervortreten zu lassen, und das hatte die Natur zum Teil besorgt. Dann brauchte er eine Pinie, eine Cypresse, einen Marmorpalast und eine Terasse mit Orangenspalier.

Nachdem er also die Kontur der Insel beobachtet und gezeichnet hatte, war ihm der Plan klar; er landete bald mit seinem Boote, in das er einen Eisenspaten, ein Schiffsscharreisen, eine Rolle Zinkdraht, eine Büchse Ockergelb, eine große Theerbürste sammt Axt, Säge, Nägeln und einen Vorrat Dynamitpatronen gestaut hatte.

Als er gelandet war und seine Sachen ausgepackt hatte, kam er sich vor wie ein Robinson, der der Natur auf den Leib rücken und einen Kampf mit ihr aufnehmen wollte, jedoch nur um so viel schärfer und siegesgewisser, als er alle Hülfsmittel der Kultur mit sich führte. Nachdem er einen Maßtisch aufgestellt und auf diesen den Diopter, ging er an die Arbeit.

Den Bergrücken, dessen vorüberliegende Form sehr glücklich das sedimentäre Gestein des Südens wiedergab, brauchte er nur von Moosen reinzukratzen, wo sich solche fanden, und einige horizontale Linien dunkler zu lassen, als die Steinschicht. Das war keine schwere Arbeit; das Scharreisen fuhr über die glatte Fläche wie ein Retouchierpinsel über die große Leinewand eines Dekorationsmalers.

Zuweilen überkam ihn ein Ekel, weil er Zeit und Kraft an Kindereien verschwendete; aber die körperliche Anstrengung trieb das Blut gegen den Kopf, so daß er alle Kleinigkeiten größer sah, etwas vom Titanen in sich spürte, der die Schöpfung stürmte, die Krähenfüße des Urhebers verbesserte, und an der Erdachse hin und her drehte, so daß Süd ein ganz klein wenig nach Nord kam.

Nachdem er auf diese Weise die Bergwand gerandet, deren Fläche nicht mehr als einige Meter lang zu sein brauchte, da sie von der Luftschicht vervielfältigt werden sollte, ging er an die Herstellung der Pinie. Auf dem Kamm der Klippe stand eine Gruppe halbstämmiger Kiefern, welche zusammen durch die Spiegelung nur wie eine Waldanhöhe zu wirken pflegte. Es galt, ein halbes Dutzend zu fällen, um die beste, die sich gegen die Luft abzeichnete, zu isolieren.

Die überzähligen niederzusägen, war die Arbeit einer halben Stunde. Die übrig gelassene war ein schlanker Baum, dessen ganzer Wachstum sich in der Krone gesammelt hatte, weil die andern, die dicht umherstanden, die Zweigbildung am Stamme gehindert hatten. Jetzt mußte er mit der Axt die Krone lichten, so daß er die charakteristische Schirmform herausbrachte. Das war leicht geschehen, als er

aber später seine Schöpfung durch den Diopter visierte, gewahrte er, daß der Stil noch nicht vollkommen war, sondern daß die oberen Zweige mit Zinkdraht aufwärts, die Seitenzweige ein wenig nach unten und nach außen gezogen werden mußten. Als die Pinie fertig war, trank er ein Glas Wein und suchte sich dann das Rohmaterial für die Cypressen aus. Dieses fand sich bald in ein paar Wachholderbüschen mit Kronen, die er nur so zu wählen brauchte, daß sie sich gegen die Luft abhoben, worauf Axt und Messer dann das Weitere herausputzten. Da sie aber sehr hell aussahen, nahm er einen Eimer Wasser, in dem er Kienruß aufgelöst hatte, und bespritzte sie mit dieser Lösung, bis sie die richtige Kirchhofsfarbe hatten.

Als er sein Werk betrachtete, wurde ihm unheimlich zu Mute; er erinnerte sich einer düsteren Geschichte von dem Mädchen, das auf das Brot getreten; und als dann die weißen Möven ein fürchterliches Geschrei über seinem Kopfe erhoben, dachte er an die zwei schwarzen Raben, die vom Himmel kamen, um die Seele in die Hölle zu bringen.

Nachdem er eine Weile gesessen, so daß das Blut wieder in's Gehirn zurückgekehrt war, lächelte er über sein Werk und seine kindische Furcht. Wenn die Natur bei der Entstehung der Arten nicht ganz so schnell zu Werke gegangen war, so lag es nicht am Mangel an Willen, sondern nur am Können.

Nun galt es den Marmorpalast schaffen; da er jedoch von diesem ausgegangen war und zu Hause auf seinem Sopha alles ausgetüftelt hatte, war diese Arbeit nicht viel schwerer als die andere.

Die Kalkschicht lag vollständig fertig für die Facade da, allerdings nur einige Quadratmeter, aber mehr war nicht nötig, und es war nur erforderlich, von dem Kalk die Euritplatten zu lösen, die durch Verwitterung spaltig geworden waren. Der Eisenspaten erwies sich für den Anfang als genügend, am Fuße aber mußte er eine Dynamitpatrone in die Spalte legen.

Als der Schuß losging und die Steine herabregneten, empfand er etwas von der Sehnsucht des Dichters, die Munitionswagen der stehenden Armeen alle auf einmal in einen Krater hinunterzuwerfen und die Menschheit von dem Schmerz des Daseins und den Mühen der Entwickelung zu befreien.

Nun war die Marmorplatte inzwischen blosgelegt, und die Krystalle des körnigen Kalksteins glitzerten wie Streuzucker im Sonnenschein. Mit seinen Farbenbüchsen führte er jetzt einen unbehauenen Sockel und zwei kleine quadratische Fenster aus. Oberhalb auf dem Bergrücken schlug er zwei Pfähle ein, legte einen dritten drüber und band diesen fest, so daß das Ganze eine Pergola bildete. Darauf brauchte er nur die klafterlangen Ranken der Bärenpflanze aufzunehmen und um die Stangen zu flechten, so war die Weinranke an ihrem Platz und hing in Bogen herab.

Schließlich retouchierte er das Terrain mit einer Kanne in Wasser verdünnter Salzsäure, wodurch eine leuchtende Schattierung im Rasen entstand, welche Flecken von Bellis oder Galanthus vorstellen sollte, die er die römische Campagna hatte charakterisieren sehen, wenn der „zweite Frühling“ sich im Oktober nach Schluß der Weinlese einstellte.

Und damit war seine Arbeit fertig.

Es war aber inzwischen Abend geworden. Damit das Wunder den gehörigen Eindruck mache, blieb nun noch übrig, daß er im Voraus das Eintreten desselben und womöglich den bestimmten Tag vorher sagte. Nun wußte er, daß im südlichen Europa große Wärme geherrscht hatte, und ein nördlicher Wind daher nicht mehr lange ausbleiben könne. Eine Zeit lang war er jetzt von Osten gekommen, während über der Nordsee ein niedriger Barometerdruck lag. Das Treibeis lag den Be-

richten nach bei Arholma, und sobald der Wind um ein paar Striche nach Norden herum ging, mußte es der Strombahn folgen, die westlich von Aland geht, wo das Bottnische Bassin sich in die Ostsee ergießt. Wenn er am Abend des einen Tages nur nördlichen Wind bekam, so war er sicher, daß er mehrere Tage anhalten würde; und da mit ihm auch immer klare Luft kam, würde er wenigstens Tags zuvor das Auftreten des Phänomens prophezeien können; war er so weit gekommen, dann war die Stunde nur Nebensache, denn Luftspiegelungen traten nur einige Stunden nach Sonnenaufgang ein, gewöhnlich zwischen zehn und zwölf.

Als er jetzt sein Zimmer betrat, schloß er die Thür, um sich an seine Arbeit setzen zu können, seine große Arbeit, die er seit zehn Jahren plante und im fünfzigsten zu vollenden beabsichtigte; das Ziel, das sein Leben aufrecht hielt, und das er als sein Geheimnis mit sich herumtrug. Er schwelgte in dem Gedanken, sich selbst ein paar Stunden angehören zu können, denn während der Wochen, welche seit der Ankunft der beiden Frauen verflossen, war er jeden Abend in Anspruch genommen gewesen, ihnen Gesellschaft zu leisten; und was Ausruhen und Vergnügen hätte sein sollen, war Zwang und Arbeit geworden. Das junge Mädchen liebte er, und er wollte mit ihm in der Ehe leben, in vollständiger Vereinigung, wo die freie Stunde zu Vertrauen und Ruhe improvisiert wurde, aber dieser Halbheitszustand, wo er sich zu bestimmten Stunden einfinden und Konversation machen mußte, ob er nun Lust dazu hatte oder nicht, quälte ihn wie eine Dienstleistung. Sie hatte ihn mit Beschlag belegt und wurde nie müde, zu empfangen, besonders, da er die Eigenschaft besaß, stets neu und unterhaltend zu sein; er aber, der niemals etwas empfing, empfand auf die Dauer das Bedürfnis, sich zu erneuern. Wenn er sich jedoch zurückzog, wurde sie unruhig, nervös, und quälte ihn mit Fragen, ob sie zu aufdringlich sei, worauf er als wohlerzogener Mensch nicht gut Ja antworten konnte.

Jetzt öffnete er seinen Manuskriptschrank, wo die Kartons mit Anzeichnungen geordnet lagen, kleine Papierfetzen mit improvisierten Gedanken über Observationen, wie ein Herbarium auf halbe Bogen geklebt, die nach neuen Einteilungsmotiven zu ordnen und wieder zu ordnen ihm Freude machte; denn er wollte ergründen, ob das, was geschah, wirklich auf so viel verschiedene Arten geordnet werden könne, wie das Gehirn wollte, oder ob es sich thatsächlich nur nach einem einzigen Einteilungsmotiv ordnen ließ, wie die Natur es geschichtet, wenn die Natur wirklich nach einer gesetzlichen Ordnung zu Wege gegangen war. Diese Beschäftigung weckte in ihm die Vorstellung, daß er der Ordner des Chaos sei, der das Licht von der Finsternis schied, und daß das Chaos mit der Entstehung des Unterscheidungsvermögens aufgehört hatte, als Licht und Finsternis in Wirklichkeit noch nicht geschieden waren. Er berauschte sich an diesem Gedanken, fühlte, wie sein Ich wuchs, wie die Gehirnzellen Keime trieben, ihre Schale sprengten, sich vermehrten und neue Arten von Vorstellungen bildeten, die eines Tages als Gedanken hinausgehen, in die Gehirnmassen Anderer wie Gährpilze fallen, und wenn nicht früher, so nach seinem Tode Millionen zu Treibbeeten seiner Gedankenkeime machen würden . . . .

Es klopfte an die Thür, und mit aufgeregter Stimme, wie wenn er bei einem heimlichen Stelldichein betroffen worden, fragte er, wer dort sei.

Ein Gruß von den Damen und die Anfrage, ob der Inspektor noch hinüber käme.

Darauf erwiderte er mit Gegengruß, daß er heute Abend keine Zeit habe, weil er arbeiten müsse, es sei denn, daß zwingende Umstände seine Gegenwart verlangten.

Dann war es eine Weile still. Da er bestimmt zu wissen glaubte, was jetzt

folgen würde, gab er die unterbrochene Arbeit auf und räumte seine Manuskripte bei Seite; mit dieser Beschäftigung war er gerade fertig, als er den Schritt der Kammerrätin auf der Treppe vernahm. Anstatt das Klopfen abzuwarten, öffnete er die Thür und grüßte mit der Frage: „Fräulein Maria ist krank?“

Die Mutter stutzte, faßte sich aber schnell und bat, der Doktor möge kommen und sie ansehen, da es unmöglich sei, einen Arzt zu bekommen.

Der Inspektor war nicht Mediziner, aber er hatte sich durch die Elemente der Pathologie und Therapie durchgelesen, sich selbst und alle Kranken beobachtet, die in seinen Kreis gekommen, er hatte über die Natur der Krankheiten und Arzneimittel philosophiert und sich schließlich eine Therapie gebildet, die er für sich und Andere gebrauchte. Er versprach daher, in einer halben Stunde zu kommen und Arzneimittel mitzubringen, nachdem er gehört, daß das Mädchen in Krämpfen liege.

Es war ihm nämlich nicht schwer geworden, die Natur der Krankheit zu erraten. Da die erste Botschaft nichts von einem Krankheitsfall gemeldet hatte, mußte dieser zwischen den beiden Sendungen eingetreten und die Folge seiner Weigerung, zu kommen, gewesen sein, also ein psychisches Unwohlsein, das er wohl erkannte und das unter dem noch schwankenden Namen Hysterie ging. Eine kleine Pression auf den Willen, ein unerfüllter Wunsch, ein durchkreuzter Plan — und sofort erfolgte eine allgemeine Verstimmung, während welcher die Seele die Schmerzen in den Körper zu verlegen suchte, ohne sie lokalisieren zu können. Er hatte in der Pharmakodynamik so oft neben dem Namen des Arzneimittels und dessen Wirkungen kleine vorsichtige Zusätze gesehen, wie „auf noch nicht bekannte Weise“ oder „dessen Art der Wirkung ist nur unvollkommen bekannt“, und er hatte durch Beobachtung und Forschung herauszufinden geglaubt, daß grade auf Grund der Einheit des Geistes und der Materie das Arzneimittel zugleich chemisch-dynamisch und psychisch wirke. Die Medizin der neueren Zeit hatte das Arzneimittel oder die materielle Unterlage gestrichen und im Hypnotismus eine rein psychische, oder in Diät und Körperbewegungen eine vulgäre, oft schädliche, mechanische Methode gefunden. Diese Uebertreibungen hielt er für notwendige und wohlthätige Uebergangsformen, obgleich der Versuch seine Opfer gefordert hatte, z. B., wenn man durch kaltes Wasser nervöse Personen aufregte, anstatt sie durch warme Bäder zu beruhigen, oder wenn man schwächliche Menschen durch gewaltsame Promenaden in rauher Luft müde trieb.

Er hatte ausfindig zu machen geglaubt, daß die alten Arzneimittel, populär gesprochen, noch als Anschauungsmaterial dienen konnten, um Stimmungen zu wecken und zu ändern; und wie die Gruppe der Abstringentia in der That ein Zusammenziehen des Magensacks bewirkte, so riefen die meisten gewissermaßen eine Konzentrierung der zerstreuten Kräfte der Seele hervor, was der erschlaffte Trinker aus Erfahrung wußte, wenn er des Morgens sein abgelaufenes Uhrwerk mit einem Magenbittern wieder aufzog.

Dieses Weib fühlte sich körperlich unwohl, ohne es direkt zu sein. Deshalb setzte er jetzt eine Serie Arzneimittel zusammen, von denen das erste ein physisches Unbehagen hervorrufen sollte, durch das der Patient gezwungen würde, den krankhaften Seelenzustand aufzugeben und ihn einzig im Körper zu lokalisieren. Zu diesem Zweck entnahm er seiner Hausapotheke die widerlichste aller Droguen, Teufelsdreck, der am besten den Zustand allgemeinen Uebelbefindens hervorzurufen vermochte, und zwar in einer so großen Dosis, daß wirkliche Konvulsionen entstehen mußten, das heißt: der Geruchssinn und der Geschmack sollten gegen diesen dem Körper fremden Stoff revoltieren und alle Funktionen der Seele ihre Aufmerksamkeit darauf richten, ihn zu entfernen. Damit waren dann die eingebildeten Schmerzen vergessen, und es galt nachher nur, Uebergänge hervorzurufen von der wider-

lichen Empfindung durch immer schwächere, bis schließlich die Befreiung vom letzten Stadium durch eine aufsteigende Skala kühlender, angenehmer, erweichender, mildernder Mittel ein vollkommenes Lustgefühl weckte, wie nach überstandenen Mühen und Gefahren, an die sich zu erinnern angenehm ist.

Nachdem er ein weißes Cachemirjaquet angezogen und ein crêmefarbenes Halstuch mit matten ametystfarbenen Streifen umgebunden hatte, streifte er zum ersten Mal seit der Ankunft der Damen sein Armband über. Weshalb dies alles, vermochte er nicht zu sagen; aber er that es unter dem Einfluß einer Stimmung, die von dem Krankenbett, das er besuchen sollte, herstammte, und die er in sich wachgerufen hatte. Als er sich nun im Spiegel sah, ohne sein Gesicht zu beobachten, merkte er, daß sein Aeußeres mild, sympatisch, zugleich aber ungewöhnlich wirkte und die Aufmerksamkeit auf sich zog, ohne eine nervöse Person aufzuregen.

Darauf sammelte er seine Requisiten wie ein Magiker, der ausgeht, um seine Künste zu machen, und begab sich auf den Weg an's Krankenbett.

Als er in die Schlafkammer eingelassen worden, sah er das Mädchen in einem persischen Morgenrock mit aufgelöstem Haar auf dem Sofa liegen. Die Augen waren unnatürlich groß und stierten verächtlich auf den Eintretenden.

Der Inspektor fühlte sich einen Augenblick verlegen, aber nur einen Augenblick; darauf trat er zu ihr und faßte ihre Hand.

„Wie steht es mit Ihnen, Fräulein Maria?" fragte er teilnehmend.

Sie schärfte den Blick noch, wie wenn sie durch ihn durchsehen wollte, erwiderte jedoch nichts.

Er zog die Uhr heraus, zählte die Pulsschläge und sagte:

„Sie haben Fieber."

Das log er, aber er mußte ihr Vertrauen gewinnen; das gehörte mit zur Kur.

Das Gesicht des Mädchens veränderte auch sofort den Ausdruck.

„Ob ich Fieber habe! O ich glaube, ich verbrenne!"

Sie hatte sich beklagen dürfen, und nun war die feindliche Stimmung gegen den Eintretenden gewichen, so daß der Leitungskontakt hergestellt werden konnte.

„Wollen Sie versprechen, meiner Verordnung zu gehorchen, so will ich Sie heilen," nahm der Inspektor das Gespräch wieder auf, indem er seine Hand auf ihre Stirn legte.

Beim Worte „gehorchen" fühlte er, wie die Patientin zusammenzuckte, als ob sie durchaus nicht gehorchen wolle, aber im selben Augenblick glitt das Armband unter der Manschette hervor, und der Widerstand der eingebildeten Kranken hörte auf.

„Machen Sie mit mir, was Sie wollen," antwortete sie unvernünftig, während ihr Blick auf der goldenen Schlange haftete, die sie faszinierte und ihre Furcht vor etwas Unbekanntem weckte.

„Ich bin nicht Arzt von Beruf, wie Sie wissen, aber ich habe die Kunst studiert und weiß so viel, wie für diesen Fall nötig ist. Hier habe ich ein Medikament, das sehr schwer zu nehmen ist, es pflegt aber unfehlbar zu sein. Ich bin kein Heimlichkeitskrämer und will Ihnen sagen, was ich Ihnen eingebe. Es ist Gummi-resina, (Asa foetida), das aus der Wurzel eines Krauts bereitet wird, welches im steinigen Arabien wächst."

Beim Worte Arabien horchte das Mädchen auf; vermutlich weckte es Vorstellungen von den Wohlgerüchen, die das „stinkende Verbrechen Lady Macbeth's" nicht zu übertäuben vermochten.

Sie nahm deshalb den Löffel und roch an seinem Inhalt. Aber im selben Augenblick warf sie den Kopf zurück und rief:

„Ich kann nicht!“

Er legte seinen Arm um ihren Nacken, kräftig und mild, reichte ihr den Löffel noch einmal und scherzte.

„Zeigen Sie jetzt, daß Sie ein gutes Kind sind!“

Dann goß er ihr den Trank ein, ohne daß sie Widerstand leisten konnte.

Sie sank gegen die Sofapolster zurück, und ihr Körper wand sich unter den Schmerzen des widerlichen Eindrucks, den das nach Knoblauch riechende Harz hervorrief; ihr Gesicht drückte ein Entsetzen aus, als ob alles Böse und alle Widerwärtigkeiten dieser Welt sich über ihr auftürmten. Und mit flehender Stimme bat sie um Wasser, um sich von der Qual zu befreien.

Sie bekam es nicht, sondern mußte sich niederlegen und sich auf Gnade und Ungnade den unangenehmen Gefühlen überlassen, die das Heilmittel geweckt.

Als er sie dann von Ekel aufgelöst sah, holte er sein Mittel Nummer zwei hervor.

„Jetzt, Fräulein Maria, ist die Wüstenwanderung durch das steinige Arabien zu Ende, und jetzt sollen Sie hinauf in die Alpen und Bergluft trinken, die sich gelb wie der Sonnenschein in der bittern Wurzel der kräftigen Gentiana konzentriert“ — sagte der Inspektor mit ermunternder, mannhafter Stimme.

Willenlos nahm das Mädchen das bittere Mittel und fuhr zusammen, wie wenn man ihr ein Messer in den Körper gestoßen hätte. Aber gleich darauf erhob sie sich, als ob ihre Kräfte sich ermannten und die Energie wiederkehrte. Das gewaltsame Mittel hatte den widerlichen Geschmack des vorigen genommen, reizte jedoch die Magenhäute durch seine Schärfe und beschleunigte den Puls.

„Jetzt werden wir das Feuer mit den Decken löschen“ — fuhr der Inspektor fort. „Und nun gehen wir an den Meeresstrand der Bretagne, um in dem wilden Caraghienmoos Balsam zu holen. Fühlen Sie, wie weich der Schleim sich schützend über die angegriffenen Magenwände legt; und merken Sie den Duft des Meersalzes.“

Eine stille Ruhe breitete sich über das erhitzte Gesicht der Patientin, und da der Arzt sie jetzt für kräftig genug hielt, um auf seine Rede zu hören, begann er mit seinen Reminiscenzen an die Küste der Bretagne, die Segelfahrten auf dem atlantischen Ozean, das Leben bei den Fischern in Quimper und die Seevogeljagden bei Sarceau.

Sie folgte seiner Erzählung, schien aber noch etwas ermüdet; deshalb brach er ab und brachte ihr bei, was er eine Symphonie nannte, die im Text die klassische Raute wiedergab, die den Brautleuten des Mittelalters als Weinwürze bekannte, die himmlische Engelwurz, die familienduftende Krausemünz mit einem kleinen Hauch von Karbobenediktenkraut, um die Frische aufrecht zu erhalten, und ein Atom Wachholderöl, das vom Wald erzählte.

Er massierte sie gleichsam mit Stimmungen, riß sie aus krankhaften Gedanken, indem er sie in der Phantasie von Ort zu Ort schweifen, die alte und die neue Welt bereisen, Visionen aller Arten von Landschaften, Völkerschaften und aller Klimate haben ließ. Wenn sie müde schien, gab er ihr einen Löffel Citronensaft mit etwas Zucker, der kühlte und milderte, so daß sie nach einer schrecklich verbrachten halben Stunde die einfache Erfrischung wie einen großen Genuß hinnahm, der sie lächeln machte.

„Wenden Sie sich jetzt nach der Wand,“ — bat der Inspektor — „und thun Sie, als ob Sie fünf Minuten schliefen, während ich hinausgehe und mit der Kammerrätin rede.“

Der Inspektor, der seine Kräfte schwinden fühlte, mußte hinaus in die frische Luft, um sich zu erholen. Und er brauchte nur einen Blick auf den halbhellen Nachthimmel, auf das stahlblaue Meer zu werfen, die Augen zu schließen und zu versuchen, an nichts zu denken, um zu fühlen, wie das in Unordnung geratene Gehirn sich gleichsam wieder zurechtlegte und sich vorwärts bewegte, nachdem es ein Stück rückwärts gezogen worden war.

Während er aber nun so halbschlafend mit auf der Brust gekreuzten Armen dastand, vernahm er doch, wie ihm ein Gedanke in das eine Ohr summte: Ein Kind von vierunddreißig Jahren!

Da erwachte er und trat wieder in die Hütte.

Fräulein Maria saß auf dem Sofa und hatte das aufgelöste Haar kokett um die Schultern hängen, sah aber sonst frisch und munter aus.

Der Inspektor entnahm seinem Korbe jetzt eine Flasche Syrakuser und ein Paket russischer Cigarretten.

„Nun müssen Sie thun, als ob Sie gesund wären“ — sagte er — „und wir uns nach einer langen Reise wiederträfen. Dann müssen Sie ein Glas süßen sicilianischen Weins trinken und eine Cigarrette rauchen, denn das gehört zur Kur.“

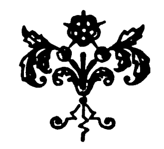
Das Mädchen schien eine Anstrengung zu machen, wie um geheime Schmerzen zu verbergen, trank jedoch, während sie den Blick auf das Armband heftete.

„Sie sehen mein Armband an“ — unterbrach der Inspektor das Schweigen.

„Nein, das habe ich nicht gethan,“ leugnete das Mädchen.

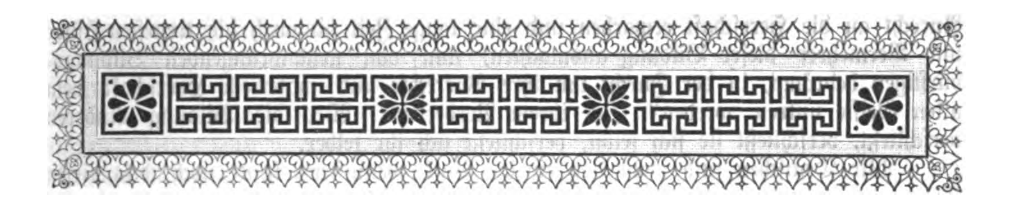
„Ich bekam es von einer Frau, die natürlich tot ist, da ich es nicht zurückgegeben habe.“

(Fortsetzung folgt.)



Verantwortlich für die Redaction Wilhelm Bölsche, Friedrichshagen. Verlag von S. Fischer, [illegible] Hofbuchhändler. Druck: A. Seydel & Cie. Beide in Berlin.





Die Furcht vor der Bildung.

Der alte Spukgeist der Menschheit ist in unseren Tagen wieder besonders unruhig geworden. In allen verfallenen Hütten hört man das Rasseln seiner Ketten, sieht man seinen Schatten plötzlich an den Wänden düster sich abmalen. Nur in dem Einsturz nahen Häusern fühlt er sich behaglich, wie jedes guterzogene und brave Gespenst; in den öden und dumpfigen Kirchen von Religionen, welche keine frommen Gläubigen mehr um sich zu schaaren vermögen, in den Parlamentsgebäuden von Gesellschaften, deren Schranken und Werte in Fluß gekommen, in den Stuben einer Gelehrsamkeit und einer Kunst, denen die Bildung auch nur soviel wie eine gute Pfründe gilt, wie ein Acker, aus dem sich rotes Geld ziehen läßt.

Das Gespenst der Bildungsfurcht kommt in tausend Formen, und mit seinen rasselnden Ketten weiß es immer neue Melodieen zu erfinden. Eine der lustigsten dieser Weisen läutet seit Jahren durch unsere Zeitungen und hallt von allen Ecken und Enden wieder, wie ein rechter Operettengassenhauer, der auf die Drehorgeln gekommen ist: „Der Herr General haben auf dem Rücken ein Loch . . . Loch . . . Loch." Der General Bum-Bum aber aus der Operette unserer Bildungsfurcht mit dem großen Loch auf dem Rücken, — das ist die Kultur unserer Zeit, diese große herrliche Kultur des barbarisch rohen wirtschaftlichen Kampfes Eines gegen Alle; der Unterdrückung, des weißen Sklaventums. Und das Loch auf dem Rücken, — das Lied hat ihm verschiedene Namen gegeben. Bald heißt's „die Ueberfüllung der gelehrten Berufsarten," bald „das gebildete — das gelehrte Proletariat," oder ähnlich. Mit den „Hungerleidern" und „Berufsverfehlern," ob diese nun unter den Journalisten sitzen oder unter den Juristen, Medizinern und Philologen, ist eine besondere Gefahr für unsere Gesellschaft herangewachsen, so versichert man uns, und wer etwas darauf hält, ein guter Staatsbürger zu heißen, wer in Amt und Würden sitzt und mit Ruhe das Schaf seiner Bildung scheert, seufzt, ein getreues Echo irgend welcher Stimmen von oben: „Wir haben zu viel gebildete Leute unter uns, . . . wir sind auch ein gar zu gebildetes Volk, . . . wir, wir Deutsche, das Volk der Dichter und Denker."

Ja, es wird bei uns zu viel studiert, allzuviel sind der Elenden, die sich auf Gymnasium, Realschule und Universität verirren. Das hört man bei uns wie etwas Selbstverständliches auch an Stellen aussprechen, wo man sonst in der Bildung das höchste und edelste Gut der Menschheit erblickt, wo man sonst streitet gegen dumpfbeschränkende Orthodoxie, gegen alle Kräfte und gegen alle Stände, die ein altes geheiligtes Vorrecht auf den Kampf gegen die Bildung besitzen. Ist das Dummheit, die unbesehen ein Schlagwort nachspricht, — oder ist's, weil große Gesellschaftsschichten, welche einst gerade durch ihre Bildung und Intelligenz sich ein

Anrecht an die Herrschaft erwarben und eine lange Zeit hindurch die treuesten Hüter und Vermehrer dieser Bildung ausmachten, nun von neuandrängenden Bildungsdurstigen bedrängt, in der Furcht um ihre Vorrechte und materielle Herrschaft dem alten Geiste untreu werden? Zu ihrem Verderben! Wer die Bildung Anderen verschließt, verschließt sie sich selbst, verschließt sich ihr selber.

Wir Deutschen sind wohl das einzige Volk, wenigstens heute noch, das diesen Jeremiasrufen mit gespannter Aufmerksamkeit Gehör leistet und sich von ihnen verwirren läßt. Denn bei uns hat ja der „unnatürliche," der „krankhafte," der „boshafte" Bildungsdrang auch am weitesten um sich gegriffen. So nahmen wir wenigstens an. Professor Conrad aber wies in seinen „Jahrbüchern" vor einiger Zeit das Unhaltbare dieser Ansicht nach. Statistische Tafeln in der Hand zeigte er uns, daß diese Epidemie über das ganze westliche und mittlere Europa verbreitet ist, — und — welch ein Ruhm, welch ein Glück! in unserem Vaterland hat sie noch nicht einmal ihre höchste Höhe erreicht und ihre schrecklichste Gestalt angenommen. Bei anderen Kulturnationen, vor allem bei den Norwegern, auch bei den Franzosen ist der Prozentsatz der studierten Leute noch ein viel höherer als bei uns.

Und dennoch klagen diese Völker nicht? Sie wissen wohl gar nichts von der Gefahr, die ihnen auf dem Nacken liegt. Sie sehen wohl gar nicht ein, wie unwürdig es für eine Nation ist, wenn sie so viel an ihre Bildung setzt. Die Verblendeten! Für uns kam glücklicher Weise das Licht und die Erkenntnis aus dem Osten, . . . aus dem Osten Europas, aus Rußland herüber.

Oder wer sieht nicht hinter jenen Cassandragestalten, die uns unablässig das „Wehe-Wehe! Zu viel studierte Leute!" ins Ohr rufen, den Schatten des Czars Nikolaus aufsteigen, der schon vor Jahrzehnten die Gefahr einer Ueberfüllung der gelehrten Berufsarten erkannt hatte und jenen so erhabenen und erleuchteten Ukas erließ, wonach immer nur gerade achtzehnhundert Studenten auf die Universitäten des weiten russischen Reiches zugelassen werden durften.

Großer Czar Nikolaus! Wie herrlich weit haben wir es doch gebracht, daß wir den Mut und die Kraft gefunden, zu Deinen weisheitsvollen Regierungsgrundsätzen zurückzukehren.

Wer aber noch ein Herz hat für unser Volk, wer nicht wünscht, daß es das Gespött und der Verachtung der Umwohnenden wird, der frage sich in ernster Stunde und mit ernstem Gewissen: wo sind die schlimmsten Feinde des Vaterlandes? In jenen Kreisen, in welchen man über den „übertriebenen" Bildungsdrang klagt, in denen man um die Bildung chinesische Mauern ziehen möchte, die nur von goldbeladenen Eseln erstiegen werden können — oder bei Jenen, von denen Professor Conrad spricht, den so undemütigen, unbescheidenen Leuten, die für ihre Kinder sich abmühen und abplagen, daß diese zu freien Höhen des Geistes emporsteigen, zu Ständen von besserer, glücklicher Lebenshaltung?

Denn Professor Conrad hat uns den eigentlichen Nährboden unserer Bildungskrankheit nachgewiesen; und natürlich, was kann das anders sein, als der teuflische Hochmut, mit dem so viele über ihren Stand hinauswollen, die Unzufriedenheit, der erbärmliche, nicht genug zu verdammende Neid armer Kerle, die, während sie selber mit leerem Magen umherlaufen, andere ein saftiges Roastbeef verzehren sehen? Pfui über diese neidischen Menschen, die statt sich am Appetit der Anderen zu erfreuen, mehr an ihren eigenen Hunger denken, und durch ihre saure Miene hier und da Einem die Lust an einem besonders guten Bissen gar noch vergällen möchten. Aber das ist ja die ewige, alte Sprache: die edelste, die tüchtigste Kraft der Natur, den Excelsior-Drang der Menschenseele, das Streben, immer mehr mit Erkenntnis und Gefühl zu umspannen, die Sehnsucht nach einer immer höheren Entwickelung, . . .

sie nennen es Hochmut, Unzufriedenheit und Neid. Vielfach ist eben die Klage über die Ueberfüllung der gelehrten Berufsarten und das gebildete Proletariat im innersten Grunde nichts, als der Weheschrei eines engsten Kreises, welcher ausschließlich für sich die Bildung monopolisieren möchte und die von unten heraufdrängenden Volksmassen, in welchen eine Unsumme neuer Intelligenzen vorhanden, in der alten Geistesdumpfheit zu erhalten sucht. Man ist sich oft selber über diese innerste Absicht nicht deutlich bewußt und klar, scheut sich vor der eigenen Erkenntnis und vermeidet am liebsten eine kritische Untersuchung jenes Gefühls der Unzufriedenheit, welches so viele Reichere befällt, wenn sie hören, daß auch der Sohn ihres Schusters die Universität besuchen will. Denn wenn man über die Zunahme des geistigen Proletariats klagt, dann richtet sich diese Klage naturgemäß vor allem gegen jene Studierten, die aus den Häusern der Armut hervorgegangen und aus Mangel an Geldmitteln mitten im Studium abbrechen mußten oder in der langen Wartezeit zwischen Examen und Anstellung aus gleichem Grunde Schiffbruch litten. Was können wir dagegen thun? Oh, es giebt ja nichts Bequemeres: wir machen, wie den Offiziersstand, so auch den Stand der Gelehrten allein den Begüterten zugängig, verlangen von jedem, der sich den Wissenschaften und Künsten zuwendet, den Vermögensnachweis und daß er mit einer Couponscheere geboren ist, wir fragen nicht nach den Fähigkeiten des Einzelnen, nach seinem Drang und seiner Begeisterung, sondern nach seinem Geld. Das geistige Proletariat schaffen wir damit leicht aus der Welt, — — damit wir dem geistigen Proletariat Raum und Boden zu üppigster Entwicklung verschaffen. Wir schließen von vornherein die weitesten Massen des Volkes von der höheren Bildung aus und lassen alle die Tausende von reichen Geistern, die in diesen Massen vorhanden, zu Grunde gehen. Oder meint man, es giebt diese „reichen", aber unterdrückten und verkümmerten Geister nicht, diese Caesaren hinter dem Trommelfell? Wie erklärt man sich dann wohl die Thatsache, daß z. B. in unserer poetischen Literatur zu bestimmten Zeiten einmal nur Mönche und Geistliche, dann wieder vorwiegend nur Leute ritterlichen Standes, und in anderen Jahrhunderten fast nur Männer von bürgerlicher Herkunft Träger der Dichtkunst sind. Die Fähigkeit zur Wissenschaft liegt überall verbreitet: aber es bedarf günstiger äußerer Umstände, daß sie zur Entfaltung gelangt.

Die Klage über die Ueberfüllung der gelehrten Berufsarten ist eine Klage der der Bildungsgegner aller Art.

Aber laßt uns daraus eine Klage der Bildungsfreunde machen.

Es wird bei uns zu viel studiert. In zu vielen deutschen Herzen ist die Sehnsucht nach einer umfassenden Bildung rege. Doch in Deutschland ist kein Platz für so viel gebildete Leute. Wir können ihnen kein Brod und keine Nahrung geben. Wir müssen Viele dem Hunger ausliefern, der großen „Reservearmee" der Elenden und Brotlosen. Und den Unglücklichen rufen wir noch mit Hohn und Spott das Wort „Hungerleider" zu.

Das ist ja allerdings wohl Grund genug zu bitterer Klage, — aber vielleicht noch mehr zu bitterster Anklage.

Wir haben in Deutschland keinen Raum für Männer von Bildung! Um alles in der Welt möchte ich nicht der Erste gewesen sein, der dieses Schmähwort über das eigene Land ausstieß. Wir sollten's doch nicht so in alle Lüfte hinausschreien, damit man es überall im Auslande hört. Wir sollten es uns als Geheimnis im engsten Kämmerlein anvertrauen, die purpurne Röte der Scham im Gesicht. Aber leider, wir stehen da vor einer Thatsache!

Wir leiden an einer geistigen Ueberproduktion! Nun, so stärken und erweitern wir doch unsere Consumtionskraft! Das ist das einzige Mittel, eines civilisierten,

eines vorwärtsstrebenden Volkes' würdig. Daß wir schon an einem Uebermaß der Bildung leiden, das kann doch nur einer behaupten, der sehr gering denkt von dem, was eine Kultur ausmacht. Nur mit Verwunderung kann uns solch ein Wort erfüllen. Wir hätten zu viel Lehrer, weil zu wenig Schüler vorhanden sind. Warum will man denn nicht die Schüler vermehren? Und je weniger Schüler auf einen Lehrer kommen, desto besser für ihre Ausbildung; also wiederum Vermehrung der Lehrer. Giebt es bereits zu viele Aerzte in Deutschland? Ja, vielleicht für die Kreise, die sich überhaupt den Luxus gönnen können, einen Arzt zu bezahlen. Aber wie große Volksmassen stehen hinter ihnen, die sich einen solchen „Uebermut" nicht gestatten dürfen, denen der Arzt ein Wesen ist und bleiben muß, das nur in anderen Welten lebt. Während man uns hier zuruft, daß der Gelehrten zu viele sind, erklärt z. B. die Berliner Sternwarte zu gleicher Zeit, daß sie wegen Mangels an Kräften ihre fortlaufenden Berechnungen über die täglichen Stellungen der Planetoiden einstellen müsse. Und doch machten gerade diese Berechnungen den in die Welt verbreiteten Hauptruf des von ihr herausgegebenen „Berliner astronomischen Jahrbuches" aus und der wissenschaftliche Wert dieser Berechnungen steht außer Frage. Hätten im vorigen oder im siebzehnten Jahrhundert so viele Volksschullehrer wie heute in Deutschland nach Stellungen gesucht, so hätte man von der gewaltigsten Ueberproduktion sprechen müssen. Heute finden sie ruhig ihren Platz, weil die Konsumtion von Bildung außerordentlich gesteigert ist, und offenbar nicht zum Schaden des deutschen Volkes.

Fehlen uns die Mittel, die gesteigerten Bildungsbedürfnisse zu befriedigen, haben wir nicht Platz und Raum für die Intelligenz, so liegt darin eine Anklage für unsere Zustände und Einrichtungen. Die „Hungerleider", die geistigen Proletarier haben nur allzusehr Recht zu ingrimmiger Beschwerde gegen unsere Civilisation. Tasten wir nicht die Bildung an, das höchste Gut der Menschheit, dessen Schätze nie genug bereichert werden können, lassen wir nicht die Sehnsucht und den Drang nach einer immer höheren geistigen Entwicklung verkümmern, sondern greifen wir die Zustände an, welche diese Bildungssehnsucht des Menschen zu einem Schreckgespenst der Welt machen.

Nun ist's ja gewiß recht, daß der Andrang zu den gelehrten Berufsarten vielfach nicht aus nur idealen Beweggründen hervorgeht. Die Klage von der Ueberfüllung erschallt gleichmäßig von allen Seiten; jeder Stand möchte neuen Zuzug von sich abschließen. Der Kaufmann, der Handwerker läßt ebenso, wie der Gelehrte seinen Warnruf ertönen. Die Konkurrenzfurcht in der Welt der Kunst und Wissenschaft ist auch vorwiegend nur eine Furcht um eine Verkürzung der Geldeinnahmen. Man hütet sich davor, die ideellen Ziele geistigen Schaffens ins Auge zu fassen, sondern weiß nur davon, daß auch Wissenschaft und Kunst ergiebige Quellen des Geldverdienstes sein können. Wenn einer allzu leidenschaftlich uns die Gefahren einer Ueberfüllung der gelehrten Berufsarten schildert, Gefahren, die immer nur den Gelderwerb bedrohen, macht er sich dringend verdächtig, daß er in der Wissenschaft nichts anderes als die bekannte milchende Kuh sieht. Gewiß wenden sich vielleicht die Meisten der Universität zu, nur um einen Broderwerb zu finden, um eine höhere gesellschaftliche Stellung beanspruchen zu können. Aber der reichere Bürgerstand soll nicht glauben, daß er ein Monopol auf die gelehrten Berufsarten und die damit verbundene soziale Wertschätzung besitzt. Es ist lächerlich, wenn Einer von Hochmut, Ueberhebung und Unbescheidenheit spricht, und selber nicht so bescheiden war, Tischler und Fabrikarbeiter zu werden, sondern zum Universitätsprofessor sich ausbildete. Wenn heute so Viele zur Universität hindrängen, nicht aus Begeisterung für die Wissenschaft, nicht, weil ihre Begabung sie dazu hindrängt, sondern um des Standesansehens

wollen, . . nun, wo liegt denn anders die Schuld als in der Civilisation selbst, die solche Standesunterschiede macht, die in tausend Einrichtungen, mit ihrem ganzen Empfinden erklärt: es giebt höhere und niedere Berufsarten, dem Einen mit tausend Verbeugungen die Thür des Salons öffnet und sie dem Anderen ängstlich verschlossen hält. Ihre Thorheit ist's, wenn sie den „gelehrten Brodberufsarten" eine ganz andere Achtung entgegenbringt, als denen der Handwerker und Arbeiter, während der „Gelehrte" doch auch keinen anderen Zweck kennt, wie den des Arbeiters: zu leben und Geld zu verdienen. Und es ist auch kein Unterschied zwischen dieser und jener Thätigkeit: was man so im Durchschnitt für die Juristerei, Medizin, Theologie und Philosophie gebraucht, wird ebenso mechanisch erworben, und das Erworbene ebenso mechanisch angewandt, wie das Technische eines Handwerks. Eine Civilisation, die aber trotzdem den Einen für höher ansieht, als den Anderen, hat kein Recht sich zu beklagen, daß so viele lieber zur Universität hinstreben, als in die Tischlerwerkstatt. Würde alle Arbeit gleich wert geschätzt, dann besäße man nicht einen so falschen Ehrgeiz, dann folgte man nur seiner inneren Neigung und Begabung und manch schlechter Gelehrter von heute wird morgen ein guter Schuster sein, ohne daß er deshalb eine Reihe von Stufen in der Achtung herabsteigt.

Nur für unsere streng die Berufe sondernde Welt des Tages kann in der Ueberfüllung der gelehrten Berufsarten eine Gefahr liegen, nur für sie, welche da glaubt, daß gelehrte Bildung unfähig macht, produktiv thätig zu sein. Nun, vor einigen Jahrhunderten war ein des Lesens, Schreibens und Rechnens kundiger Mann schon ein hoher Gelehrter, heute geht man hinter dem Pflug und steht hinter der Hobelbank, trotz des Besitzes so hoher Kenntnisse. Zu viel Bildung kann nie der Menschheit zu Teil werden, und um so besser, wenn Einer, der den Kant liest, auch fröhlich die Schafe hüten kann.

Wehe uns, wenn die Klagerufe über die Ueberfüllung der gelehrten Stände zur Bildungsfurcht uns verführen und die schon weit verbreitete Furcht noch wachsen lassen. Das erbärmliche Geschrei über den menschlichen Hochmut muß endlich verstummen. Zwei Wege liegen vor uns: der kurze und bequeme Weg der Unterdrückung des geistigen Lebens und Strebens, der in den Abgrund führt, oder der lange, endlose Weg der fortwährenden Reformen, der inneren und äußeren Umgestaltungen. Aber er enthüllt uns immer neue herrliche Ausblicke und Schönheiten und bringt uns den Frieden und die Freiheit. **Hermann Ulzig.**

Impressionistische Glossen zur Berliner Kunstausstellung.

Von **Hans Schliepmann.**

III.

Endlich ist ja nun der neue Katalog erschienen, den man ohne Gefahr, sich totzuschleppen und doch nichts zu finden, in eine übliche Rocktasche zwängen kann und der alle Sünden der Hängecommission deutlich verewigt. Das liebe Publikum ist besonders entzückt, daß es nicht vierzig Seiten zu blättern braucht, um zu finden: „Porträt der Frau F." Es ist schon immer auf der richtigen Seite, sobald

[illegible] Zeit betreten hat. Und es ahnt gar nicht, wie deutlich es seinen Kunstsinn [illegible], wenn es zu allem Anfang erst immer nachblättert, wer das eigentlich ist. Beim Vorgangsbild — Genre, Sittenstück, Historie. — ist das schon eher verzeihlich. Man kann doch auch noch neben dem Kunstverständnis den Drang haben zu wissen, welchen bedeutenden Augenblick der Maler festhalten wollte. Bei den Neueren ist das „bedeutend" freilich meist im Sinne des spezifisch Malerischen zu verstehen, als ein Licht- und Farbenproblem. So lyrisch dramatisch wirkt z. B. Kuehl's [illegible] Ave Maria, Walter Gay, Seelsorger, Salvatore Viniégra y Lasso und José Gellegos und vor allem Jozef Malczewski's Künstlers Zukunftstraum. — Zunächst noch mehr als sie dem Interessanten als dem Innerlichen zugekehrt, als ein Zwischenglied des Landschaftlichen und des Vorgänglichen, erscheint die ethnographische Schilderei, teils ganz noch beim Landschaftlichen verbleibend — wie Adelsteen Normann's Sommernacht in den Lofoten —, teils schon Sittenbild — wie Hans Hermann's prächtige Marktszenen, teils auch schon ganz zur Seelenstudie geworden — wie Eisenhut's Tod Gül Baba's —, teils schon gar Massenvorgang — wie Jozef v. Brandt's prächtiges „Siegeslied". Hier mag nochmals Michetti eingereiht werden, dessen lachendes Alleskönnen die genußreichsten Bilder der ganzen Ausstellung geschaffen hat. Bei dieser Gruppe, namentlich bei den Orientmalern, vermag man übrigens besonders zu vergleichen, wie gering die nationalen Unterschiede gegenüber den individuellen in der Auffassung wirken. Abgesehen etwa von Humphrey Moore, der sich ganz in national-japanische Barockheiten hineingesehen hat, bilden sie alle eine große Familie, als deren Haupt diesmal Meckel erscheint. Constantin Makowski steht ihm ganz nahe, ebenso Edward Lord Weeks und Hamdi Bey, wogegen wieder der Deutsche Possart auf den Bahnen der älteren französischen Orientmaler fortschreitet.

Innerhalb des Vorgänglichen ist eine weite Bahn vom angenehm Beiläufigen, Genrehaften, zum Bedeutsamen, Tendenziösen, Ergreifenden, zur Ideenmalerei. Sie ist nicht überall durchlaufen; der Schluß fehlt — soweit wirklich bedeutsame Werke in Frage kommen, ganz. Das liegt ganz in der augenblicklichen Entwickelung. Das malerische Problem ist die Hauptsache, nicht das Gedankliche. Und — zunächst wenigstens — mit gutem Rechte. Mit der cornelianischen Impotenz im Sehen und Darstellen mußte erst ganz gebrochen werden. Und mit den weltbewegenden Gedanken — — da hapert's ja augenblicklich in aller Kunst! In diesem Umstürzen des Alten, Drängen nach noch nicht ausgereiftem Neuen kann das Weltbewegende noch nicht aus dem Chaos hervortreten. Ja, nicht einmal das Harmlos-Kleine, das Genre mit echtem Humor, will unter den Stürmen gedeihen. Als nennenswert kann nur Grützner, der diesmal ein Erhebliches über seine bereits eingerissene Fabrikationsweise hinausging, und Schnitzler, der den Ausdruck komischer Vergeßlichkeit wirklich in ganz intensiver Weise und in prächtiger Technik festgehalten hat, in Frage kommen.

Die Zeit ist ernst und sucht wenigstens das ganze moderne Leben zu umfassen; und während die einen, der naturwissenschaftlichen Strömung folgend, in jedem Vorgang als in einem Document humain Darstellenswertes finden — oder einen Haubenstock, auf den sie das Farbengebäude ihrer Phantasie hängen können, suchen die anderen ihren Ueberzeugungen und Empfindungen Ausdruck zu verleihen. An der Spitze der ersteren, diesmal mit seiner mehr als zehn Jahre zurückliegenden „Ballpause" recht deutlich als Vater der ganzen Bewegung erkennbar, steht Adolf Menzel. Die Magie reichen künstlichen Lichtes weiß noch immer keiner wie er wiederzugeben. Im Experiment nach dieser Richtung aber kommt ihm Uri und M. Severin Kröyer sehr nahe; in der scharfen Beobachtung und mit dem gleichen

Beigeschmack von feinem Sarkasmus übertreffen ihn beinahe Liebermann und Skarbina. Und doch scheint mir hier — mit Ausnahme von Kröyers Konzert — das früher angedeutete Gegenspiel verschiedener ästhetischer Eindrücke aufzutreten. Gerade der einschneidende Realismus in der Darstellung des Vorganges läßt den Mangel tieferer Beseelung fühlbar werden. Nicht so einen Mangel der Charakteristik als der Auslese, der Idee und der persönlichen Empfindung. Sobald der Vorgang so schlagend in die Erscheinung tritt, werden sämmtliche ästhetischen Triebe des Beschauers derart rege gemacht, daß auch das Gemüt seine Befriedigung verlangt.

Der eine — und hier tritt nun doch der Rassenunterschied einigermaßen zu Tage — sucht sie, wie der Romane, in der Sensation, der andere im Absonderlichen, der dritte im Gemütvollen, der vierte im unabweisbaren, fühllos handelnden Schicksal. Der letzteren, ursprünglich slawischen Gemütsrichtung folgen aus Gründen modern naturalistischer Anschauung die Anhänger der jüngsten Richtung, mit dem bedeutenden Jimenez an der Spitze.

Wo aber liegen dem modernen Empfinden sonst die Stoffe, die auch seelische Faktoren in die Gesamtwirkung des Bildes hineintragen? Im Religiösen wird entschieden nicht mehr das Höchste gefunden. Außer etwa Prell, Volz und Gari Melchers, die wenigstens religiöses Empfinden in neuer Eigenart wundervoll zu fassen wußten, ist diesmal nichts als willkürliches Experiment vertreten. Noch Gebhardt rechne ich trotz der Tiefe seiner mittelalterlichen Auffassung hierher. Auch das Geschichtliche ist meist eben nur Haubenstock, um den die Requisiten gehängt werden. Nicht jeder zwar möchte wünschen, auch noch eine tote Maus hinter sein Bild zu nageln, um auch der Nase die Illusion des Gräßlichen wie Martinez Cubells oder Juan Luna y Novicio zu vermitteln. Aber wenige doch erheben sich über die Art Karl Beckers, der Maskenaufzüge inscenirt oder A. v. Werner's, der Staatsactionen archivalisch richtig registriert. Übrigens steckt diesmal in Werner's „Vor der Leiche General Douay's“ doch mehr Tiefe — das Können ist ja stets virtuos — als in seinen sonstigen Werken, mehr sogar als in Vaclav Brozik's Prager Fenstersturz und in aller sonstigen gemalten Meiningerei.

Lebendiger doch wirkt aller Kampf; nicht der der Waffen allein. Erst mit der dramatisch echten Handlung tritt das Sujet als gleichberechtigter Faktor neben die Vollendung in Form und Farbe. Die Schlachtenmalerei ist freilich in unseren äußerlich friedlichen Zeiten in den Hintergrund getreten; auch von den geschichtlichen Soldatenbildern ist, außer etwa Arthur Kampff und Karl Marr wegen der inneren Beseelung, Muños y Cuesta wegen der Lebensfülle der Darstellung, nicht viel Hervorragendes vorhanden.

Aber vom Kampf mit dem Leben ward doch manch' tieferes Lied gesungen. Zuweilen wird es zur sozialen Tendenz, die bei Leon Frédéric im „Gang zur Arbeit“ übertrieben und trocken wird, im „Mittagsmahl“ aber wenigstens in der Zeichnung erschütternd wahr ist. Auch Herings ernst zu nehmender Romanschluß „Gefunden“ gehört hierher, z. Th. auch noch Elias Repin's trefflicher „Abschied von den Rekruten“, Schwabe's Arbeiter-Ausschuß und Planella y Rodriguez' „Weberin“.

Ohne Bezugnahme auf die Schwären modernen Lebens erscheinen eine Anzahl anderer Dramen, von denen William Pape wegen der Innigkeit des Ausdrucks wenigstens der beiden Helden, Alvarez' Trauervisite, Claus Meyers „Spion“, Brütts' „Verurtheilt“ und — trotz des Historischen wegen des echt dramatischen Lebens — Matejko's „Predigt Skarga's vor König Sigismund“ genannt sein mögen. Nicht ohne Grund ist Tod und Sterben ein Lieblingsvorwurf der modernen Künstler geworden. Sobald es innerlichst seelischen Ausdruck gilt, ist der

Tod die letzte große Majestät, die noch überall Ehrfurcht weckt. So wirken denn auch Firle's „Begräbnis" und Payer's „Tod Franklin's" am allertiefften, zumal da in beiden Bildern die Tiefe des seelischen mit der des malerischen Gefühls auf gleicher Höhe steht. Von dem Payerschen Bilde ist dies zwar nicht mit voller Sicherheit zu sagen. Zum zweiten Male ist ein echtes Monumentalbild dieses Künstlers durch die Hängekommission um jeden Erfolg betrogen worden, so daß die Lichtentziehung hier schon fast wie Absicht scheint. Ließ man Frau Parlaghi durch die Ablehnung Gnade vor Recht ergehen, so hat man hier entschieden das beste Recht mit Füßen getreten. Trotz des geringen Raumes mag diese Glosse nicht unterdrückt werden. Man stelle lieber den Tod Franklin's vor die Apotheose Kaiser Wilhelms. Jenes ist das einzige Monumentalbild — auch die Spanier und Italiener lieferten keine, trotz mancher Riesenleinwand. Die große Idee fehlt oder kommt nicht zum Ausdruck.

Hier aber liegt doch der Grund, weshalb das Endurteil über die Ausstellung so häufig geringschätzig ist. Bei der Ueberschüttung mit spezifisch malerischen Reizen, die sich noch dazu in starken Kontrasten bewegen, erlahmt die Aufnahmefähigkeit und man sucht nach andersgearteten Einzeleindrücken, die besser haften bleiben. Darum auch das Haftenbleiben am Stoffe selbst unter den Genußverständigeren. Aber wie schon angedeutet: der Vorgang ist auch ein Plus im künstlerischen Werthe.

Er braucht jedoch gar nicht real zu sein; er darf sich auch an eine erhöhte Phantasie wenden, um nachhaltiger zu wirken. Aber es ist eine kleine Schaar, die die innere Stimmung direkt in Gestalten umzusetzen vermag. Alle Geistverwandte Böcklin's — Bodenmüller, Kunz Meyer, Marius de Maria — sind weit unter seiner Kraft. Hendrich ist diesmal mit seinem Golgatha zu absichtlich, um ganz rein zu wirken; nur J. E. Schindlers „Pax" ist als Komposition bedeutend; Heyser's „Peri" und Schultheiß' „Friedensgeläute" sind zu süßlich, um neben Böcklin in Frage kommen zu können. Mit seiner „Susanna" hat er diesmal wieder Haß und Wonne wie kein anderer erregt. Es ist geradezu eine neue Gattung, fern davon, nur Tendenz oder Satire zu sein. Es ist konzentrierter, farbiger, in's riesige gesteigerter Wilhelm Busch. Mehr freilich ist das Bacchusfest. Aber Böcklin wird immer ein umstrittener Wert bleiben. Sehen kann jeder — meint wenigstens jeder zu können. Individuellstes nachzufühlen gelingt immer nur Wenigen.

Bei Franz Stuck vermag ich's auch nicht recht. Leider war ich verhindert, seine Gesammtausstellung zu sehen; der „Jupiter" allein aber ist für mich mehr gesuchte Bizarrerie als tiefste Innerlichkeit. Vielleicht aber bin auch ich hier der Irrende. Denn wer vermag noch allen Individualitäten gleich gerecht zu werden? Nur wer selbst keine hätte, könnte es Und darum wage ich auch nicht mit irgend einer Zukunftsprophezeihung zu schließen. Mir scheint das Suchen des Plus nach der geistigen Seite das Nöthigste. Dabei müßte dann freilich erst unser ganzes Gegenwartsleben neue Ideale liefernd mitwirken!



In vino veritas?

Interview eines Enthaltsamen.

Von Dr. med. **Thomas Stockmann.**

Schwerlich ist irgend ein anderes Zeitalter sich seines eigenen Elends derart bewußt geworden, wie die zweite Hälfte unseres Jahrhunderts. Unter dem Haupte aber, das erfüllt ist von solchem Bewußtsein, pocht ein Herz in heißem Verlangen nach Erlösung. Und so späht das Auge bald nach dieser bald nach jener Richtung, ob nicht hier oder dort ein Weg aus dem modernen Jammerthal ins gelobte Land der Zukunft führe. Ziemlich groß ist die Zahl derer, die sich zum Messias ihres leidenden Volkes berufen glauben, ziemlich bunt die Fülle der Rezepte zur gesellschaftlichen Erlösung. Da werden im Reichstag auf der ganzen Linie von der Sozialdemokratie bis zur reaktionären Junkergruppe Parteiprogramme geschwungen; der Anarchist wiederum studiert im einsamen Stübchen die Rezepte eines Krapotkin, eines Most; Tolstoi aber, der Graf im Bauernkittel, kreuzt die arbeitsamen Arme: „Widerstrebe nicht dem Uebel!"; Guttzeit zieht im Apostelgewande predigend und kolportierend umher; die „vegetarische Speiseanstalt" traktiert ihre schmächtigen Besucher mit Schrotbrod, Gemüsen, Apfelmost und dem „Vegetarischen Kalender"; der „Seelenriecher" murmelt: „Wer weise, wählt Wolle!"; und der Temperenzler betrachtet Bierglas und Schnapsflasche als Quellen eines breiten Stromes physischen, geistigen, moralischen und wirtschaftlichen Elends.

Die Menge, mag sie ungebildet sein oder sich gebildet nennen, pflegt grade des Temperenzlers Agitation mit Lachen, Spott oder gar Entrüstung zu erwidern. Ich muß indessen gestehen, daß mich dieser Umstand eher für als gegen die Temperenz einnimmt. Aus tiefer Ueberzeugung rufe ich dem Einsamen, welchen der Menge Hohn umbraust, zu: „Ursprünglich eignen Sinn laß dir nicht rauben! Woran die Menge glaubt, ist leicht zu glauben."

Und ganz besonders leicht ist solcher Glaube, wenn er dem alten Schlendrian süßer Gewohnheiten, eingewurzelter Neigungen schmeichelt, — zu denen die Liebe zum Alkohol zweifellos gehört!

Und so nenne ich keineswegs mit Spott, sondern mit Achtung den Namen des Enthaltsamen, auf dessen Anschauungen ich hier aufmerksam machen möchte: Maurice Reinhold von Stern, — zumal dieser Mann nach Allem, was ich von ihm kenne, ein edler Charakter und ein hochstehender Dichter ist. M. von Stern verficht die Enthaltsamkeit in einigen Schriften, von denen die eine „Alkohol und Sozialismus" heißt, eine andere die Frage: „Verkürzt der Genuß von Alkohol das Leben?" (Zürich bei Schabelitz) nach dem Englischen des James Whyte behandelt, und eine dritte, betitelt „Tagebuch eines Enthaltsamen" (Dresden bei Pierson), Aphorismen über die Alkoholfrage enthält. Die letztgenannte Schrift ist kein tiefwissenschaftliches, systematisches Werk, sondern beschränkt sich darauf, Anregungen in eindringlicher Form zu geben; es fordert zum Plaudern heraus. Geben wir uns also einer Plauderei mit R. von Stern hin, zumal er eine unterhaltende Art zu plaudern hat und sein Thema zweifellos auf die „Freie Bühne für modernes Leben" gehört.

* * *

Herr von Stern donnerte mich plötzlich an:

„Es kann nicht stark genug betont werden, daß die Alkoholfrage eine allgemeinmenschheitliche Frage ist. Sie ist es, weil der Alkoholgenuß die Entwickelung der

ganzen Race gefährdet. . . . Ihr, die Ihr alkoholische Getränke genießt, laßt es Euch sagen, Ihr seid, bewußt oder unbewußt, schuldbeladene Frevler! Schuldig an Euch selbst, schuldig an der Gesamtheit; schuldig an der Gegenwart; schuldig an der Zukunft; schuldig an der Natur, schuldig am sittlichen Weltzweck. Es ist hohe Zeit, daß die Gewissen wach gerüttelt werden."

Das klingt allerdings wie eine Kapuzinade! Könnten Sie nicht etwas weniger hitzig vorgehen, Herr von Stern?

„Diesen Einwand bin ich gewohnt, und lasse ihn auch gelten. Gut, wir Abstinenzler sind Fanatiker. Aber der Fanatismus einer guten Sache ist besser, als der Indifferentismus der Gemeinheit im Bunde mit der Unparteilichkeit der Dummheit!"

Sie sind noch immer etwas aufgeregt! Doch wir wollen uns nicht abschrecken lassen, sondern in aller Ruhe fragen: Inwiefern ist der Alkohol so entsetzlich schädlich?

„Inwiefern? Nun, wenn durch einen Zauberspruch mit einem Male alles Elend, das schon durch Alkohol verursacht wurde, in allen Wirthshäusern der Welt dioramaartig an den Wänden könnte dargestellt werden, sämmtliche Wirthshausbesucher würden vor Schrecken ohnmächtig dahinsinken . . . Täglich werden unter dem Einfluß des Alkohols die scheußlichsten Verbrechen verübt (beiläufig 70 bis 80 Prozent aller Verbrechen überhaupt); täglich wächst die Zahl Derjenigen, die durch den Alkohol um Hab und Gut, um Ehre und Gewissen, um Gesundheit und Verstand gebracht werden . . ."

Entschuldigen Sie die Unterbrechung. Doch ich muß mir die dringliche Frage erlauben: Sehen Sie nicht zu schwarz? Uebertreiben Ihre Gewährsmänner nicht? Und verwechseln Sie nicht Ursache und Begleiterscheinung? Ich schlage Ihnen den Aufsatz von K. Kautsky: „Der Alkoholismus und seine Bekämpfung" in der „Neuen Zeit" auf und gebe Ihnen folgende Stelle zu bedenken: „Die — oder sagen wir richtiger: viele — Abstinenzler schieben dem Alkoholgenuß nicht blos die Erscheinungen des Alkoholismus, sondern auch den größten Teil des heutigen Elends und Lasters in die Schuhe. Die Hauptschuld am Pauperismus, am Verbrechen, am Wahnsinn und Selbstmord trägt den Abstinenzlern zu Folge der Alkohol. In welcher Weise sie diese kühne Behauptung begründen, mögen einige Beispiele zeigen. Ansichten gelten ihnen als Thatsachen, die Polizei und der Strafrichter sind für sie wissenschaftliche Autoritäten. Wenn ein englischer Richter die Ansicht ausspricht, in Irland würde, wenn der Alkohol fehlte, überhaupt kein Verbrechen vorkommen, so erklärt daraufhin selbst der keineswegs fanatische Bär ohne Weiteres ganz bestimmt: „In Irland ist fast jedes Verbrechen (mit Ausnahme der agrarischen) durch die Trunksucht bedingt". Ein paar englische Richter und Polizisten haben angenommen, daß 70—80 Prozent aller Verbrechen der Trunksucht zuzuschreiben seien. Bunge verwandelt diese Annahme etwas ungenirt dahin, daß „die Kriminalrichter, Polizeibeamten und Gefängnißdirektoren in fast allen zivilisirten Staaten darin einig sind, daß 70—80 Prozent aller Verbrechen eine Folge des Alkoholmißbrauches sind". Wie damit die Thatsache stimmen soll, daß unter den in England 1858—64 abgeurtheilten Personen sechs Prozent Gewohnheitssäufer waren, ist uns unerfindlich. Professor Bunge fährt fort: „Nach einer an 32 837 Gefangenen in 120 Anstalten aus allen Theilen des deutschen Reiches angestellten statistischen Ermittlung wurden von allen Morden 46 Prozent im Zustand der Trunkenheit verübt." Er bezieht sich hier auf Bär, der sich ebenso ausdrückt. In Wirklichkeit geht aus der fraglichen Statistik nicht hervor, ob auch nur ein einziger Mord im Zustande der [Trunk]enheit verübt wurde. Sie berichtet blos, daß von 514 Mördern 237 [...]



darunter 139 Gelegenheitstrinker und 98 Gewohnheitstrinker waren. Ueber den Zusammenhang zwischen Trunkenheit und Verbrechen sagen uns diese Zahlen gar nichts. Daß dieselben sozialen Verhältnisse, die das Verbrechen erzeugen, auch zum Saufen treiben, ist naheliegend, und es ist daher leicht erklärlich, daß eine große Zahl der Verbrecher dem Trunk ergeben ist. Aber man muß Abstinenzler sein, um zu behaupten, ein jeder trinkende Verbrecher könne sein Verbrechen nur im Rausch und nur in Folge des Rausches begangen haben, und der Mann wäre kein Verbrecher geworden, wenn er sich nicht betrunken hätte."

„Das sagt Kautsky! Natürlich! Wissen Sie auch, daß dieser Mann geradezu typisch ist für die gehässige geistige Impotenz gewisser leitender Wortführer der sozialdemokratischen Partei? Wird irgend wo ein wirkliches Talent, eine Individualität, oder gar ein Charakter gewittert, so stürzt sich die ganze Meute der von sich selbst berauschten Mittelmäßigkeit kläffend und heulend auf das bedauernswerte Opfer. . . . Es ist charakteristisch für die Sozialdemokratie, daß sie allen Reformbestrebungen feindlich gegenübersteht, welche vom Individuum ausgehen und an die Verantwortlichkeit desselben anknüpfen. Es hängt das mit der von Marx kreierten sog. materialistischen Geschichtsauffassung zusammen, jenem Lotterbett für alle persönliche Gemeinheit. Die vandalische Verachtung alles Künstlerischen, wie sie in sozialdemokratischen Kreisen üblich ist, und wie sie sich u. A. in der rohesten Niedertrampelung aller internen Künstler-Talente von jeher geäußert hat, ist auch ein Symptom dieser aller Individualität und Geistesfreiheit feindlichen Welt- und Geschichtsanschauung. In der That, nenne man mir doch einen einzigen modernen sozialistischen Künstler, Dichter, Schriftsteller von Bedeutung, der von den maßgebenden Organen seiner Partei aufgemuntert, oder vielmehr nicht niedergetrampelt worden wäre! Nur die hoffnungsloseste Mittelmäßigkeit, welche von dem Sieg der sozialistischen Sache ihre Apotheose erwartet, darf heute bei den Machthabern der Partei, welche selbst die pure Mittelmäßigkeit sind, auf joviale Unterstützung rechnen."

Zanken hilft nichts, Herr von Stern! Uebrigens kann ich Ihrer Polemik gegen die einseitige „materialistische Geschichtsauffassung" des heiligen Marx nur beistimmen. Diese Auffassung ist unter unseren Sozialdemokraten leider zum Dogma geworden, — wie denn die sozialdemokratische Partei gegenwärtig sich echt dogmatisch geberdet und gleich der „einigen, alleinigen, allein seligmachenden Kirche" wider das Weltgesetz der Entwicklung sündigt, indem sie das Anathema ausspricht über neue Ideen, die ihren eingewurzelten Meinungen entgegenlaufen, und selbst ehrliche Kritiker des Alten und Bestehenden mit dem Mißtrauen der Grämlichkeit verketzert.

„Trotzdem ich vielfach die Sozialdemokratie bekämpfe, bin ich Sozialist aus voller Ueberzeugung; aber ich setze mich heute in offenen Widerspruch zu jener sozialistischen Moral, welche die persönliche Unverantwortlichkeit predigt. Ich gehe von dem Grundsatz aus, daß s o w o h l d i e I n d i v i d u e n, a l s d i e I n s t i t u t i o n e n e i n e r R e f o r m b e d ü r f e n, die ersteren einer Reform der Lebensweise und des Charakters, die letzteren einer Reform ihrer ökonomischen und gesetzlichen Grundlagen. Bei einem Versuch der Lösung des sozialen Problems müßte also nach meiner Voraussetzung der Hebel s o w o h l bei dem I n d i v i d u u m, a l s bei den Institutionen angelegt werden; denn es ist klar, daß eine Veränderung, oder gar eine Verbesserung der letzteren auch eine Aenderung und Verbesserung der Individuen nicht nur zur Folge hat, sondern bis zu einem gewissen Grade auch als gegeben v o r a u s s e t z t. Natürlich müßte mit der Reform der Individuen begonnen werden, weil das Individuum nicht nur das nächstliegendste Reformobjekt ist, sondern auch als Urzelle der Gesellschaft, gewissermaßen als Ausgangspunkt derselben, bei jeder Aenderung der Institutionen in erster Linie in Betracht zu ziehen ist. Das Erste ist nicht die Ge-

sellschaft, sondern das Individuum. Darum hat auch alle Reform mit diesem zu beginnen. Die Abschaffung des Alkohols ist aber nächst der Lösung des sexuellen Problems die allerelementarste Voraussetzung aller sittlichen und materiellen Sanirung."

Sie sind also der Meinung, daß die sozialistische Bewegung die Abstinenz unter ihre Forderungen aufnehmen sollte? Da denken Sie doch allzu ideal von den Führern dieser Bewegung. Diese vermeiden in ihrer Praktik und Taktik behutsam alles, was breite Massen abstoßen könnte; ihnen liegt wesentlich daran, den Strom in die Breite zu treiben, ungeachtet der Konsequenz, daß er dadurch flacher wird. Das eben ist ein Fluch des Wahlführertums, daß ein Führer, um gewählt zu werden, sich auf die breite Masse stützen muß! So schleudert denn dieses Führertum jeden Alfred Loth von seinen Rockschößen ab: „Ich kenne den Menschen nicht!"

„So ist es! Doch die sozialistische Sache wird nie siegen, so lange nicht der Kampf gegen den Alkohol in das sozialdemokratische Programm aufgenommen und die Arbeiterbewegung dadurch sittlich vertieft worden ist. Die einseitige materialistische Geschichtsauffassung eines Karl Marx ist das Haupthindernis der Verwirklichung der sozialistischen Ideale. Indem sie den Einzelnen als passives Objekt des wirtschaftlichen Prozesses darstellt, überhebt sie ihn der Verantwortlichkeit und beraubt ihn dadurch seiner sittlichen Kraft. Diese Geschichtsauffassung ist cynisch und falsch. Der Einzelne ist nicht ein passives Objekt, oder gar nur ein Erzeugnis des wirtschaftlichen Prozesses, sondern er bringt etwas in diesen Prozeß mit: seine ererbte individuelle Anlage, welche für ihn nicht nur nebensächlich, sondern für sein Geschick sogar absolut ausschlaggebend ist. Kraft dieser seiner Anlage, ich möchte sagen, vermöge seiner Persönlichkeit, greift der Einzelne seinerseits in den wirtschaftlichen Prozeß ein und gestaltet ihn wirklich."

Ich versicherte Ihnen bereits, daß ich die Materialisten mit den Händen in der Hosentasche gleich Ihnen für betrogene Betrüger halte. Die „materialistische Geschichtsauffassung" ist keineswegs das Ergebnis einer umfassenden historischen Erfahrung, sondern ein bloßes Aperçu, das allerdings den großen Wert einer Antithese gegen den einseitigen Idealismus hat, doch leider gleichfalls in den Fehler der einseitigen Uebertreibung verfallen ist. — — — Doch wir befassen uns eingehend mit den Konsequenzen des Anti-Alkoholismus, ohne daß wir uns zuvor genügend über diesen Standpunkt selbst auseinandergesetzt hätten. Meiner Meinung nach ist die Gemeingefährlichkeit des Alkoholgenusses nicht überzeugend erwiesen. Die Meinungen der Sozial-Statistiker, Physiologen und Aerzte sind mindestens geteilt . . ."

„Ja die Aerzte! Bleiben Sie mir mit diesen Autoritäten vom Leibe. Kläglich ist ihre Haltung bezüglich der Alkohol-Frage, die englischen Aerzte ausgenommen. Auf dem letzten internationalen Kongreß der Aerzte in Berlin tranken diese 4000 Personen, wie Professor Forel berichtet, 5088 Flaschen Champagner, 4721 Flaschen Bordeaux, 3853 Flaschen Rheinwein und 1500 Flaschen Moselwein. Außerdem 22 Hektoliter Bier und 300 Portionen Cognak. Wahrlich, ein erhebendes Beispiel! Haben die Aerzte, welche dieses Beispiel gaben, daran gedacht, daß allein in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, wie der Minister Everett berichtet, in den Jahren 1860 bis 1870 der Consum von Spirituosen eine direkte Ausgabe von drei Milliarden und eine indirekte von 600 Millionen Dollars der Nation auferlegt, 300000 Menschenleben vernichtet, 100000 Kinder in die Armenhäuser geschickt und wenigstens 150000 Leute in Gefängnisse und Arbeitshäuser, wenigstens 2000 Selbstmorde, den Verlust von wenigstens 10 Millionen Dollars durch Feuer oder Gewalt verursacht und 20000 Witwen und eine Million Waisen gemacht hat? Und Angesichts solcher Thatsachen wagte es ein internationaler Aerztekongreß der Welt das Schauspiel allgemeiner Trunkenheit zu geben!"





Nun ja, die Aerzte waren eben einst Studenten, und Trinken, unmäßig Trinken heischt alte Studentensitte; dorthin tendirt auch die Reaktion der jugendlichen Sinnlichkeit auf die spiritualistische Schultyrannei; den Trunk empfiehlt die studentische Poesie; ihn findet der junge Mann geistig anregend und „gemütlich."

„‚Geistige Getränke!' — Welch' ein Hohn, dasjenige Getränk „geistig" zu nennen, unter dessen Einwirkung das spezifisch Geistige am Menschen am sichersten zerstört wird! Man wendet mir ein: „Trinkt man eins, so ist man gleich ein anderer Mensch. Und der andere Mensch muß doch auch was haben." — Aus diesem naiv-gemeinen Wort spricht die ganze kretinistische Witzlosigkeit des Säufertums, für welches das Zweideutigste, Gemeinste und Albernste Nektar und Ambrosia ist . . . Der Alkohol ist geradezu ein Feind der feinen Lebensart und des Tactes. Wir verdanken ihm den Begriff der „schmierigen Gemütlichkeit." Die Wirtshaushockerei ist mit guten Manieren absolut unvereinbar. Wie die Atmosphäre, so sind auch Diejenigen, die in ihr atmen. Wenn doch endlich ein reinigender Sturmwind in diese Pesthöhlen und Lasterpaläste fahren wollte! . . . Es ist allerdings nicht zu leugnen, daß durch den Genuß von Alkohol eine gewisse wohlwollende Zufriedenheit mit der Welt bei den Trinkern erzeugt wird. Aber gerade diese Zufriedenheit ist eine furchtbare Gefahr. Denn sie schwächt den Willen, die bestehenden Uebelstände zu beseitigen . . . „Aber ich kann nicht helfen, der Alkohol regt doch gesellschaftlich an" — **O vanitas, vanitatum vanitas!** Es mag ja sein, daß völlig geistlose Individuen unter der Wirkung von geistigen Getränken sich die Illusion des Geistes verschaffen können. Wirklich geistvolle Menschen verschmähen solche Stimulanzen, wenn sie sich durch dieselben nicht absichtlich zerstören wollen, wie Grabbe und Edgar Allen Poe. Das gesellige Trinken ist also entweder ein Zeichen von geistiger Armut oder von Verzweiflung. — Und was das gedankenlos nachgeplapperte Wort „Im Wein ist Wahrheit" betrifft, so meine ich, daß sich im Rausch vielmehr die **bestia triumphans** in ihrer wahren Gestalt zeigt. Wie mit einem Zauberschlag wird sie durch den Alkohol aus dem geheimnisvollen Dunkel ihres Ursprungs hervorgescheucht."

Nun, mag auch das Wort „**In vino veritas**" keine absolute Wahrheit sein, so ist es ebenso wenig das Gegenteil „**In abstinentia veritas**". Ich scheue alle Hyperbeln, alle Dogmen, alle gemeingültigen Satzungen und bin ein Verehrer des Spruches:

„Eines schickt sich nicht für alle,
Sehe jeder, wo er bleibe,
Sehe jeder, wie er's treibe,
Und wer steht, daß er nicht falle!"

„Ja wohl!" schloß Herr von Stern, indem er mich durchbohrend ansah. „Wer steht, daß er nicht falle! Amen!"

* * *

„Da stand ich nun, ich armer Thor,
Und war so klug, als wie zuvor!"

Herr von Stern hatte die Frage nicht gelöst. Ich auch nicht. Und der geehrte Leser? Zuweilen mag es ihm, als er uns belauschte, so ergangen sein, wie das Sprichwort sagt:

„Der Lauscher an der Wand
Hört seine eigne Schand."

Vielleicht ist er darob in Stimmung geraten, wie sie das Gros des Publikums bei der Première des Dramas „Vor Sonnenaufgang" empfand. . . . .

Vielleicht war er sogar geneigt, um seinen heißen Zorn zu löschen, den Ärzten gleich, die der Menschheit Heil beraten sollten, bis „Vor Sonnenaufgang" „in vino veritas" zu suchen, — ohne zu ahnen, daß ein Forscher von schalkhafter Gewissenhaftigkeit ihm Seidel für Seidel und Cognac für Cognac nachrechnen könnte . . .

Um nun aber endlich nach allen Schwankungen einen ruhenden Punkt, ein „δός μοι ποῦ στῶ" zu finden, empfehle ich dem Leser, von den beiden zweifelhaften Wahrheiten „Im Wein ist Wahrheit" und „In der Abstinenz ist Wahrheit" sich zu der gewissen Wahrheit „Im Streit ist Wahrheit" zu wenden.

Die Auferstehung.

Novelle von **Leonor Goldschmied.**

III.

Eine drängende Menge hob und trug ihn fast mit hinein.

Zuerst irrte haltloses Staunen, als ob er die dunklen Massen im Saal nicht umspannen, nicht fassen könnte, aus seinen Augen. Dann aber wand es sich in ihm los. Aus ruckhaftem Schluchzen, wie Trost und Erleichterung. Das hätte er doch nich jedacht . . n' paa Dausend Leidensjenossen . . . die ooch nischt mehr hatten . .

Hinter der alten Lene, der großen Tribüne fast gegenüber, war er in eine dunkle Nischenecke gedrängt. Sie traten so tief als möglich zurück. Sie hatten sich zwar sauber gemacht. Aber die andern hatten doch meistens noch ganze Röcke an.

In einem schmutzigweißen Drillkittel neben ihm der stämmige Bierkutscher schüttelte den großen wüsten, vergrimmten und vergrollten Stierkopf. T'sei voller wie in de Kirch'n . . lachte er. Un' allens vatret'n . . . Maurer un' Zimmerleite, lauter Sommerarbeeter . . Hausknechte, Schreiber's . . . Steensetzer un' Dagelehner . . . Toppflechter, Lumpensammler, Sonn'brieder . . . Un' Zuhälter, mit ihre weite Hos'n . . . un' bunte Lappens . . .

Lange kam die Versammlung nicht mehr so lächerlich vor: er sah rings hin bleiche, erwartungsvolle, ernstgespannte Gesichter. Er vernahm ein wogendes, dumpfes Massengeflüster. Seine Sinne fingen an zu erwachen.

Eine helle Glocke ward über die Balustrade geschwenkt. Rasch war alles verstummt. Helmspitzen funkelten. Auf die weitherausspringende Redekanzel vor dem gewaltigen Orchester, mit dem sternigen, blauen Hintergrund, war einer getreten. N' Buchdrucker, hörte er neben sich flüstern.

„Ich kann Euch heute" — traf es ihn ernst und dunkel — „nur Worte geben — kein Brod — —"

Lange war etwas zusammengeschauert. Ueberrascht und ergriffen hatte ihn der tiefe Klang in der Stimme des Redners. Er gab sich Mühe, nichts zu verlieren. Aber seine Kraft zu folgen war zu schwach. Er starrte den Redner an. Nur Einzelnes, Abgebrochenes fing er noch auf, aus dem ihm erst langsam ein Sinn stieg. Er hörte noch, daß es Hunderttausende wären, eine ganze Armee. Seine alte, fixe Idee tauchte auf: T'jiebt zu viel Menschen . . dann war er brütend in sich versunken.

Nach einer Weile, wie er von Neuem aufstarrte, gewahrte er nur noch verschwommen das Bild: ein Meer von Köpfen, wie von Dämmerungsnebeln umgraut und umrauscht. An den hohen Fenstern herunter von grauen Schneewolken dunkle Verhänge, durch welche die Sonne wie erblindet hindurchsah — und hoch gegenüber, von fahlen Streifen schrägen Lichtes durch die hohen Seitengallerien unheimlich umhellt — — die schwarze Gestalt des Redners. Aber wie neu belebend strömte es in ihn über. Eine feierliche Ergriffenheit, eine inbrünstige Erlösungshoffnung.

„Was braucht die Gesellschaft auch noch —" vernahm er wieder — „Eurer aller Hände? — — die Maschinen arbeiten ja statt Eurer — und Eure Brüder — — so lange — bis sie zu—sammen—brechen . . ."

Was aus diesen Worten herausklang: die Wucht einer starken Ueberzeugung, der machtvolle Ton der Wahrheit – traf ihn erschütternd und aufrüttelnd. Blinde, taube Gesellschaft, furchtbare Mahnung, Ende der Not, die Worte griffen wie Pflugsicheln in ihn hinein. Einem gewaltsam aufgewühlten Acker glich seine Seele. Aber ihr Boden, zu dürr und entkräftet, hielt sich nicht lange. Er sank bald zusammen. Ja, wenn die andern . . . nich mehr . . . so lange . . arbeet'n würd'n . . . murmelte er, nur mehr wie entrückt vor sich hin.

Doch wie der Redner zuletzt noch verglich, wie viele von ihnen davon leben könnten, was etwa ein einziger hoher Bankbeamter erhielte – ein grelles, höhnisches Lachen aufbrach — die heisere Lene, die mit gleichen, stieren Augen immer auf die Tribüne gestarrt hatte, ihm den Ellenbogen leicht in die Seite stieß und rauh mithineinlachte — da, mit dem ganzen Rest seiner Kraft schlug er mit ein in den wuchtigen, raschen Beifall.

Eine Pause war eingetreten. Immer neue Gestalten drängten sich vor, meldeten sich zum Wort. Die alte Lene atmete auf. Sie lachte Lange an. Sie sei ja man blos so paff . . . meinte sie. Und von ihrer verwunderten Freude, ihrem Staunen über eine so gewaltige Versammlung teilte sie ihm mit. Ihre Augen glitten in dem großen Conzertsaal umher. Nur zuweilen heiser tuschelnd, ohne die Worte dafür zu finden, deutete sie mit der Hand auf die prangenden Wunder ringsum. Auf die Sockelfüße der halbvorspringenden, hellen Säulen zu beiden Seiten des Riesenorchesters, mit den reich verschlungenen, verliebten Palmenarabesken. In riesiger Höhe, mit dem verkreuzten, tiefbraunen Gebälk, die schwere, kostbare Decke, welche tief die blanken, elektrischen Glockenkugeln herunterhielt. Und zwischen Wand und Decke, auf den leicht eingewölbten, blauen Feldern die verschlungenen, rosigen Engelchenschwärme, bunte, blumenüberladene Kränze mit kindlichem Ernste schleppend oder früchtetriefende, goldene Riesenfüllhörner eifrig herabschüttend über alles Darunter . . . . Und unwillkürlich, sahen sie nieder: eine vieltausendköpfige Masse, verschossene und zerlumpte Röcke, bleiche, leidende, tiefe Gesichter.

Da fuhren sie etwas zusammen. Die heisere Lene, die Topfflechter Krause, der alte Lehmann und Lange — sie stießen sich an, sie drängten sich vor. Wie über felsige Blöcke ein Hochbach, mit wuchtigem, raschen Rollen und in kaum gedämpftem Ingrimm brach es heraus aus dem Munde des untersetzten, starren Mannes da oben.

„Warum missen wir, die wir kreftige Menner sind, die wir Verrstand und Muskäln hab'n, herumlungern? — Des Nachts, im Asyl oder auf den Straßen? — Werrend die feinenn Herrenn, denen die Liebe den Verstand und die Knochen ausgemerr—jelt hat, wenn sie in Biberrpellzen vom Sekt kommenn, in seidenenn Spitzenbetten schlafen? — Warum? —"

„Wa—rumm?" lallte es dumpf und schwer ihm nach. Wüster Lärm toste auf. Dicht unter der Tribüne, aus einem zurückfliegenden, blauen Faltenmantel war ein plumper Arm schlagend emporgetaucht. Der Hut eines Droschkenkutschers, ein schweres Gesicht, ein halbglückseliges Hoffnungslächeln um die Lippen, taumelte nach. Aber der Redner überdröhnte den Lärm. Der Droschkenkutscher schlug noch ein paar Mal empor. Lange's Gesicht hatte sich gerötet. Heiß und kühler rollte es fort.

„Missen wir stillhalten? — Wie die Hammel zum Schlachtstahl? — Die nur bei ihrem Morde die Straßen herunterbrillen? — Sind wir ganz wehrlos? Kennen wir dem

kleinen Haufen, der uns den Fuß auf den Nacken hält, nicht einmal unser Elend vorfieren? Vor dem sie sich die Augenn zuhalten. Wo sie tagtäglich, in Sammt und Seide geputzt, spazieren gehn — da mißten sie einmal unns sehenn — unns — unserre Lumpen und Fetzen — — unserre hohlen und ausgehungerten Gesichter — — — Einenn Umzug missen wir machen — durch die ganze Stadt — — und unterr den Linden."

„Unn—ta—de Lind'n!" Es kam wieder trunken dazwischen gebrüllt, während dumpf ein Tisch wie unter schwerem Faustschlag krachte.

„Denn sie haben uns nur", fuhr der junge Arbeitslose, mit dunklen, bohrenden Augen, und starr wie ein Wall, fort, „nur noch ein Recht gelassen: das Recht — zum — Verrhungern . . . Mancherr Hund eines vornehmen Herren — bekommt mehr zu fressen wie wir . . . Aberr — lieber eine Kugel durch den Kopf — — als noch acht Tage hungern . . ."

Aus dem grimmigen Beifallsorkan, der ihm lohnte, schwirrte ein rascher Zuwurf „Spitzel". Doch er versank, kaum gehört, in den Lärm. Die alte Lene und Lange waren erwacht. In staunendem Freudeschreck steht sie vor ihm. Nach seiner Hand, die im Gedränge die ihre berührt, versucht sie unbeholfen zu greifen. Da fühlt sie schon seinen raschen und warmen Gegendruck. Seine Augen sind feucht. Wie durch sinkende, dunkle Abendrauchmassen ein glühendes Sonnenstück sind sie noch einmal in ihm empor gebrannt: die stolzen Traumhoffnungen seiner Jugend.

Unterdessen hat eine gezwungene Ergebung, eine schwüle, peinliche Ruhe sich über den Saal gelegt. Doch erst, wie aus der Stimme des neuen Redners eine ernste Warnung eindringlich ihn trifft — erst da merkt er von neuem ganz auf. Wenn er auch alles nicht wörtlich versteht — der Sinn der Worte wird ihm schon mühelos klar.

Hundert Hände würden verlangt — tausend — zehntausend bieten sich an. Wie Elend und Arbeitslosigkeit gewachsen seien — könnten sie — schon daraus am Besten erkenn'n — daß sogar die Besitzenden schon — es energischer jlaub'n bekempfen zu müssen — — Freilich — auf ihre Weise: mit Bettelsuppen - mit Almosen — — Wir dagej'n — wir jlaub'n allmählich — auch alles Elend — bezwing'n zu könn'n. Denn auch wir — — objleich wir könichlichen Verstand nich jrade erblich hab'n — auch wir hab'n jesund'n — was in der Welt wahr und wirklich vorhand'n — was in der Welt möchlich is. Aber wir wissen, daß noch janz andere Dinge — in der Welt wahr und wirklich vorhanden sind — — als manche Leute — sehen woll'n. Und vor allem: was in der Welt möchlich ist. Wenn sich die jejenwertige Macht blos allein für möchlich helt — wir halt'n mehr für möchlich. — — Aber solange noch ein Soldat — — dazu im Stande ist — auf seine Brüder zu schießen — — so lange sei es Wahnsinn, sich in Bayonette zu stürzen.

Und es gelingt dem Redner, den Funken noch einmal zu fangen, zu löschen. Die drohende Haltung der Versammlung läßt nach. Lange's Gesicht wird wieder traurig. In ihm breitet sich wieder Verwirrung aus, wie Schlinggewächs in zerfressenem Erdreich. Warum sollten sie nicht unter die Linden? — Er tritt wieder ganz in seine Nische zurück. Die alte Stumpfheit bedroht ihn von neuem. Doch es klingt wieder tröstlicher, zuversichtlicher herab:

Aber vielleicht — ist die Zeit nicht mehr fern — wo man euch nicht mehr — die Hefe des Volkes — den Abschaum der menschlichen Gesellschaft — zu nennen waacht — wo der Sebel — nich mehr auf Euch haut — — und die Flinte nich mehr auf Euch schießt! Ein Mass'nzusamm'nschluß der janzen Welt vollzieht sich. Und die Aufklärung verbreitet sich — immer mehr — — freilich noch nicht jenug. Aber dennoch — wir werd'n — unser Ziel erreichen. Ob auch die alten Mechte — aus Notwehr — um ihren stillen Abjang zu verhindern — — es frieher zu Blut und Leichen treib'n — — wir werd'n unser Ziel erreich'n — — wie es auf unserer Fahne steht: die große, humane Revolution!"

Der erhöhte Ton der letzten Worte hatte Lange wieder etwas aufgerichtet. Aber dann sagte er sich, daß es alles nur Trostworte seien. Se kenn'n ja nischt mach'n . . . Sein Interesse erlischt wieder. Und vieles ist ihm auch nicht mehr verständlich. T'wa also

allens . . . allens umsonst . . . Nu jeh Du man wieder . . in Zickzack ieber de Straßen . . . nach Lumpen . . . Knoch'n . . . Papier . . . . Und er wird wieder stumpf und gleichgiltig.

Die Menge vor ihm, die ihm zuerst wie ein verkörperter Leidenstrost entgegentrat — er achtet kaum noch auf sie. Seine Empfindungen werden wieder trübe und dumpf. Bis heute hatte er die Schwere seines Schicksals nie so furchtbar empfunden. An sein tierisches Leben hatte er sich gewöhnt. Und nun erfuhr er wieder, wie eine ferne Verlockung, was Leben heißt. — Doch warum hatte man ihn herausgerissen? . . . Wenn man ihm doch nich helfen konnte? . . . Warum machte man ihm unnötig das Herz schwer? . . . Die alte Lene blickte ihn verstohlen an. Sie sah, daß ihm die Thränen nahe waren.

Doch noch einmal, mit rascher Gewaltsamkeit, daß es ihm heiß in die Schläfen stieg, hatte er sich ermannt. Ein letzter Redner hatte die Tribüne bestiegen. Aber — jäh zusammengezuckt war er, bis in's Mark. Hoch auf reckte sich alles, vor ihm und um ihn. Blaßmachend, und unter Schauern ergreifend klang es, wie eine gewaltige Predigt, halbheiser, aus mühsam verhaltenem Schluchzen:

„Käme ein Wesen — von einem anderen Stern — auf die Erde herab — — und sähe Euch — die Ihr in Lumpen und hungrig herumlauft — — — und sähe — die glänzenden Läden — — voll von Kleidern — von Fleisch und Brot — — die Er—de ist ja — ein — Nar—ren—haus —" würde es ausrufen.

Tiefer, dunkler Beifall hatte die Worte des Redners auf Minuten verschüttet. Lange jammerte und stöhnte. Die Erschütterung schwang in ihm aus: seine Seelenatome erzitterten. Wie von Schmerz und Unglück zermartert, mit erblaßtem Gesicht und zuckenden, dunklen Fanatikerblicken, stand der ehemalige Kandidat der Theologie vor ihm da. Lange fühlte die ersten Tropfen über seine heißen Backen niederschleichen, langsam und brennend, wie durch den wieder totenstillen Saal die Stimme des Redners weiterbrauste, nur von einem starken Räuspern und erregtem Sichbewegen Einzelner unterbrochen. Auch die alte Lene neben ihm strich sich mit ihren dicken Fäusten die Augen . . .

„Woher — ist Euer ganzes — furchtbares Elend —" fuhr der Redner jetzt, mit vibrierender, überschlagender Stimme, noch rauher und heiserer fort, „über die Welt gekommen? — Woher — ist es gekommen — daß einige Wenige — mitten unter Blumen wohnen — in weißmarmornen Palästen — — und andere nich mal — in 'ner dunklen Kiste?! Hat Kraft und Schwäche — hat Fleiß und Faulheit — hat die Verschiedenheit der Menschen allein die Schuld? — Nein — und — tausendmal Nein! Haben die Maschinen die Schuld? — die soviel Hände überflüssig machen? Nein — und nochmals Nein! Wir zerstören nicht mehr — wie früher der blinde Unverstand — die Maschine. Denn wir wissen: Erlöser — und Heiland — wird uns die Maschine werden! Schon liegt es zu Bergen — hochaufgetürmt — in den Läden — — die Reichen können es nicht mehr allein — verbrauchen! Und das ist — das ganze Unglück! Sie lassen Schätze verkommen — die Euch alle — satt machen würden — — — es kommt darauf an — für Alle — — daß auch die Arbeiter — endlich anfangen: Mitzuessen — Mitzugenießen — Mitzuleben — —"

Er hielt erschöpft einen Augenblick inne. Und wieder brach es aus, mit elementarer Gewalt. Was noch saß, stand auf — und wilde, rauhe Jubelschreie flogen in die stickige Luft. Aber plötzlich — die alte Lene denkt, na den is woll 'ne Schraube los — plötzlich steht Lange — — dicht an der Wand — hoch über der Menge — — auf einem Tisch:

„Unn — taaa de — Linnd'n — Unn — taa — de Linnd'n — — —" schreit er mit rotem Gesicht und schwenkt in schweren Kreisen seine Mütze über seinen Kopf. Aber der Lärm überbraust ihn. Der Redner hat sich noch einmal aufgerafft:

„Schon erobert sich die Maschine — die ganze Welt — Stadt und Land. Die schwere, tierische Arbeit — will sie vernichten. — Und bringen will sie den Menschen — die freie — spielende — lachende Lustarbeit — — Eure armen und plumpen Hände — so fein und weiß — sollen sie werden, wie die Hände des Reichtums. Ihr alle — sollt frei werden! Denn so lange — nur einer noch — unfrei herumläuft — ist auch — kein — anderer frei — und hätte er — diamantene Schätze. Was war denn das ganze Leben



— bisher? Einige wenige lebten. Und das nannten sie dann — Geschichte der Menschheit! — — Die großen Massen — haben noch nie gelebt — es sei denn — wie Vieh im Staube. — Jetzt endlich will es auch — in den Ärmsten und Niedrigsten. Alle — Alle — werden zum Leben — gerufen! — — Die Sonne will aufgehen! — Die Weltgeschichte — beginnt erst! — —“

Wie schweres, befreites und ergrimmtes Hagelgeprassel im Wolkenbruch schlug es los — brach nicht ab. Die alte Lene, samt ihren Bekannten, zuerst sprachlos, erschüttert — wie im Taumel sprechen und lachen sie plötzlich durcheinander. Wenn se schon so sprech'n . . . denn mußtet bald losjehn . . . denn konntet nich mehr . . lange dauern . . mit die alte . . . Herrlichkeit . . . Und sie lärmen und schlagen aus allen Kräften noch nach, wie schon die Massen unter brausenden Hochs sich herausbewegen aus dem rauchigen dunstigen Saal.

Lange ist abseits von seinen Bekannten noch mit heraus. Den Blick zur Erde, überwältigt, benommen, leer. Auf der grauen, breitstufigen Steintreppe, zwischen grünen, üppig sich ausfächernden Palmenspalieren, dunkel, inbrünstig schwillt es herauf aus schweren Gesängen: ein mächtiges Hoffen, eine glaubensgewaltige Zuversicht.

Unten, an der Ecke des roten, prunkvollen Bierpalastes, war er noch einmal stehen geblieben, halb unbewußt. Wie viele es eigentlich waren — hatte er doch noch einmal sehen müssen. Gebückt, in sich zusammengekauert, fröstelnd blickte er nach. Durch den lichtüberfluteten, weißen Hain wand es in langen, schwarzen, schier endlosen Schlangen, dumpfbrausend sich herunter . . .

Er besinnt sich. Zuweilen kurz ruckweise, wie von Fieberfrostschauern geworfen, setzt er sich in Bewegung. Für die Schutzleute, Geheimpolizisten und Leutnants, die plötzlich das große Gebäude aus einigen Thüren förmlich auszuspeien scheint, hat er nur einen flüchtigen Blick. Aber ihm fällt doch auf, wie ernst, bleich und ergriffen auch einige von ihnen schon aussehen.

Und er wankt hinterher. Langsam. Allein.

(Schluß folgt.)

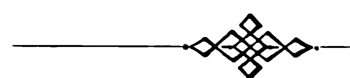
Von neuer Kunst.

Über die Freie Volksbühne ging Sonntag den 19. Juli Anzengrubers Bauernposse „Doppelselbstmord“, und zwar als der ersten Abteilung letzte (zehnte) Vorstellung für dieses Vereinsjahr. Die Wahl dieses Stückes war in erster Linie eine Folge der Erwägung, daß dem vielseitigen Verlangen der Mitgliedschaft nach einem Lustspiel Rechnung getragen werden müsse. Dieser Grundsatz brachte allerdings den Ausschuß — begreiflicherweise — in einige Verlegenheit, da ja gerade auf dem Gebiete der heitern Dramatik die Litteratur, zumal die deutsche, außerordentlich wenig aufzuweisen hat, was die Freie Volksbühne für ihre Zwecke verwenden könnte. Der „Doppelselbstmord“ wurde deswegen besonders gewählt, weil Herr Hachmann als Regisseur bereits auf der „Freien Bühne“ mit dieser Posse einen Erfolg errungen hatte. Freilich verhehlte sich der Ausschuß nicht, daß die beschränkten pekuniären Mittel der Freien Volksbühne nicht gerade bewährte Darsteller eines österreichischen Dialektstückes versammeln würden. Mangelhafte Beherrschung des Dialekts war denn auch eine der wesentlichsten Schwächen der Aufführung. Am gewandtesten schienen mir die Herren Dir. Samst (als Hauderer) und Hagemann (als Wirt) die Mundart anzuwenden. Dagegen war der Darstellerin des Agerl Frl. Rosen zuweilen stark anzumerken, daß ihre Wiege nicht in Oesterreich, sondern etwa in Mecklenburg gestanden hat. Was das Charakterspiel betrifft, so hatte Herr Dir. Samst als Hauderer wohl unbestrittenen Erfolg, während die übrigen Darsteller sich allzu oft auf das Gebiet der Karrikatur verirrten. Die Tüchtigkeit der Regie leuchtete, wie stets bisher, so auch bei dieser Vorstellung hervor und trug viel dazu bei, daß die Vorstellung als ein Erfolg be-

zeichnet werden kann. Die Haltung des Publikums war auch diesmal interessant und lehrreich. Sie offenbarte die beträchtliche Kluft, durch welche das österreichische Wesen von dem norddeutschen geschieden.

Dieser Satz soll nicht nur auf die dialektischen Schwierigkeiten hindeuten, welche Anzengruber der Berliner Arbeiterwelt bereitet. Auch die Fremdartigkeit des Milieus erstrebte das Verständnis gar häufig. Beispielsweise büßte die Komik des alten Bartl viel von ihrer Wirkung ein, weil ihre Pointe ganz und gar nicht verstanden wurde. Diese schwerhörige Alte schließt sich den Bauern, welche nach den vermeintlichen Doppelselbstmördern suchen, in der Meinung an, sie thäten einen „Buß- oder Bittgang“. Dieser Begriff aber fehlte den Berliner Arbeitern. Auch die ganze harmlose, naive Ausgelassenheit der Anzengruberschen Bauernposse, welche von Oesterreichern zweifellos voll verstanden und gewürdigt wird, berührte hier vielfach recht fremd, erstens, weil des Norddeutschen tiefsinniger, schwerfälliger Ernst gar zu leicht etwas für flach und läppisch nimmt, was den Oesterreicher zum herzlichsten Lachen bringt; zweitens, weil das Publikum der Freien Volksbühne wegen seiner überwiegenden Zugehörigkeit zu einer sozialen Klasse, welche die Freie Volksbühne ihren, ich möchte sagen, verzweifelt ernsten Zielen unterordnet, und zugleich beeinflußt durch die bisherigen sozialtragischen oder satirischen Dramen, an diese Aufführung mit allzuviel heiliger Ernsthaftigkeit und sozialkritischem Eifer herantrat. Immerhin bietet ja der „Doppelselbstmord“ eine Idee von ernster Schönheit dar; und dieser Triumph der gesunden Natur über romantisch-sentimentale Verschrobenheit und kleinbäuerliche Engherzigkeit übte doch eine sichtliche Wirkung aus, die sich noch vertiefen dürfte, wenn nachträgliche Überlegung das Stück mehr kritisch durchdringt und ein Facit zu gewinnen sucht.

B. W.



An offener See.

Roman
von
August Strindberg.

Autorisierte Übersetzung von M. von Borch.

(11. Fortsetzung.)

„Haben Sie sie geliebt?" fragte das Mädchen stark zweifelnd.

„Ja, aber mit offenen Augen! Wenn man es sonst für rühmenswert hält, seine Vernunft zu brauchen, weshalb sollte man sie gerade dann betäuben, wenn man den wichtigsten Schritt im Leben zu thun gedenkt?"

„So — man soll iu seiner Liebe also berechnend sein?"

„Sehr, unglaublich berechnend, wenn es gilt, einen der wildesten Triebe loszulassen!"

„Triebe?"

„Ja, Triebe!"

„Sie glauben nicht an Liebe?"

„Sie werfen Fragen auf, für die es keine Antwort giebt! An die Liebe im Allgemeinen glauben? Was meinen Sie damit? Es giebt eine Menge Arten von Liebe, die einander so entgegengesetzt sind wie schwarz und weiß! Ich kann doch nicht an beide zugleich, an alle zugleich glauben."

„Und die höchste Art?"

„Die intellektuelle; in drei Etagen wie das englische Wohnhaus. Oben das Arbeitszimmer, unten das Schlafgemach, und die Küche im Erdgeschoß."

„Wie praktisch! Aber die Liebe, die große, ist nicht berechnend; die habe ich mir als das höchste vorgestellt, wie ein Sturm, ein Donnerschlag, ein Wasserfall!"

„Wie eine rohe, ungezähmte Naturkraft? So offenbart sie sich beim Tier und den niederen Menschenarten . . ."

„Niederen? Sind sich nicht alle Menschen gleich?"

„Doch, doch! Alle Menschen sind sich gleich wie zwei Beeren; Jünglinge und Greise, Männer und Weiber, Hottentotten und Franzosen. Gewiß sind sie sich gleich! Sehen Sie nur uns Beide an! Vollständig gleich; nur der Bart unterscheidet uns! Verzeihen Sie, mein Fräulein, jetzt sehe ich, daß Sie gesund sind, und jetzt verlasse ich Sie. Schlafen Sie wohl!"

Er war aufgestanden und hatte seinen Hut genommen, im nächsten Augenblick aber stand das Mädchen an seiner Seite, umschloß seine beiden Hände mit den ihren, und mit demselben Blick, mit dem sie ihn zum ersten Mal besiegt, bat sie: „Bleiben Sie!"

Unter diesen brennenden Blicken und diesem Händedrucke empfand er etwas, wovon er geglaubt, daß ein junges Mädchen es empfinden müsse, wenn es unter dem Einfluß der feurigen Angriffe eines Verführers stand. Er wurde verwirrt, und [illegible]te sich in ihm ein Gefühl beleidigter Schamhaftigkeit, verletzter Männlichkeit.



Er machte seine Hände los, zog sich zurück und sagte mit ruhiger, vor erkünstelter Kälte schneidender Stimme:

„Besinnen Sie sich!“

„Bleiben Sie, oder ich suche Sie in Ihrem Zimmer auf!“ lautete des Mädchens exaltierte Antwort, die eine Drohung ohne Appell zu enthalten schien.

„Dann verschließe ich meine Thür!“

„Sind Sie ein Mann, Sie!“ klang die Herausforderung in einem harten Lachen.

„Ja! In so hohem Grade, daß ich sowohl der Wählende wie der Angreifende sein will; ich mag nicht der Verführte sein!“

Damit ging er und hörte hinter sich ein Gepolter, wie wenn ein menschlicher Körper umfällt und sich an Möbeln stößt.

Als er hinauskam, war er im Begriff umzukehren, denn durch die Seelenanstrengung war er in einen Schwächezustand geraten, der ihn sehr empfänglich für die Leiden Anderer machte. Als er aber ein paar Sekunden allein gewesen war und sich gesammelt hatte, so daß seine Kraft zurückgekehrt war, fühlte er sich fest entschlossen, dies Verhältnis zu brechen, das drohte, sein ganzes Seelenleben unter seine Gewalt zu bringen; und bei Zeiten die Verbindung mit einer Frau zu lösen, die so deutlich gezeigt, daß sie nur seinen Körper begehrte, während sie seine Seele ausspie, die er diesem leblosen Fleischklumpen einflößen wollte. Ihr gefiel der Klang seiner Stimme, aber seine Gedanken nahm sie nur in dem Falle auf, wo sie von direktem Nutzen waren; er hatte sie oft dabei überrascht, daß sie die Linien seiner Figur betrachtete, und zuweilen pflegte sie gedankenlos seinen Oberarm zu umspannen, dessen schwellende Muskeln einen Wulst unter dem weichen Tuche bildeten. Er erinnerte sich jetzt der vielen Herausforderungen beim Bade, bei Segelfahrten, beim Hinaufsteigen auf den Lugaus, den er nie besuchte, weil es seine Nerven beunruhigte, auf einer Höhe ohne hinlängliche Stütze zu stehen. Und nun heute Abend, wo er diesen Ausbruch ungezähmter Mutterpassion gesehen, sah er voll Angst ein, daß dieses Weib nicht von jener entwickelten Rasse war, die ihre Liebe zu einem Bestimmten zu individualisieren vermochte; daß er für sie nur die Rolle des unentbehrlichen Geschlechtsgegensatzes im Allgemeinen bildete.

Er war nach dem Strande hinuntergegangen, um sich abzukühlen, aber die Nacht war lau. Der Seegang hatte sich gelegt, im Nordwesten lag der Himmel schwach melonenfarbig, aber weit im Osten lagerte Nacht auf der Flut. Die Strandklippen waren noch warm, und er setzte sich in einen jener vielen Ruhestühle, die die Kälte gesprengt und die Wogen glatt geschliffen hatten.

Das eben Erlebte zog an ihm vorüber, und jetzt, wo sich die Sinne beruhigt hatten, sah er die Begebenheit in einem anderen Lichte. Es war ja immer sein Traum gewesen, die Liebe einer Frau in solchem Grade zu erregen, daß sie bettelnd, kriechend zu ihm kommen würde und sagen: ich liebe Dich; würdige mich Deiner Liebe! So war ja die Ordnung der Natur, daß der Schwache dem Starken demütigen Sinnes nahte, und nicht umgekehrt, obgleich letzteres noch der Fall bei Denen war, die in den Überbleibseln abergläubischer Vorstellungen von etwas mystisch überhohen beim Weibe lebten, trotzdem die Forschung ergeben hatte, daß das mystische nur Unordnung und das überhohe nur eine Gedichtsammlung der zusammengedrängten Begierden der männlichen Triebe war.

Nun war sie so gekommen, wie er es geträumt hatte; die von Vorurteilen befreite Frau einer neuen Zeit hatte die glühende Natur ihres Innern gezeigt, und er hatte sich zurückgezogen. Weshalb? Vielleicht, daß das Gebot der Gewohnheit und des Herkommens ihn noch beherrschte! Denn es lag ja nichts Schamloses in ihrem



Ausbrüche, nichts von der Herausforderung der Dirne, keine unpassende Geberde oder freche Miene! Sie liebte ihn auf ihre Weise! Was konnte er mehr begehren; und mit einer solchen Liebe durfte er sich getrost an sie binden, denn es konnten sich vielleicht nicht viele Männer rühmen, eine solche Flamme entfacht zu haben. Aber er empfand keinen Stolz darüber, sie gewonnen zu haben, denn er kannte seinen Wert; er fühlte eher eine drückende Verantwortung, von der er sich befreien wollte. Und deshalb mußte er reisen.

In Gedanken saß er jetzt und packte seine Sachen. Er sammelte alles vom Schreibtisch zusammen und sah das leere, grüne Tuch; er nahm die Lampe fort, die am Abend Licht, und funkelnde Farben bei Tage verbreitet hatte. Und nun entstand ein leerer Raum. Die Wände entkleidete er ihrer Bilder und Stoffe, und die weißen, trübseligen, mathematischen Figuren kamen hervor; von den Brettern nahm er die Bücher herunter, und die fürchterliche Öde grinste ihn an, die Einförmigkeit, die Nacktheit, die Armut!

Und nun kam die Ermüdung nach der Körperanstrengung, die Reisefurcht mit ihrer lähmenden Wirkung; die Angst vor dem Unbekannten, dahin er nun geworfen werden würde; das Vermissen des Gewohnten und ihrer Gesellschaft. Und er sah das junge Mädchen in seiner kindlichen und doch majestätischen Schönheit; hörte ihre Klage, sah seine gebleichten Wangen, die ein Anderer nach Verlauf einiger Zeit wieder erröten machen würde.

So hatte er alle Qualen der Trennung während einer Viertelstunde durchlebt, die ihm lang wie Stunden vorgekommen war, als er in der Halbdämmerung der Sommernacht sich oben auf dem Berge eine Frauengestalt von dem lichten Himmel abheben sah. Die herrlichen Konturen, die er so wohl kannte, nahmen noch edlere Proportionen gegen den nunmehr bleichgelben Himmel an, der ebenso gut das Ende eines Sonnenuntergangs, wie der Anfang eines Sonnenaufgangs sein konnte. Sie schien von der Zollhütte herzukommen und Jemand oder etwas zu suchen. Barhäuptig, das Haar noch über die Schultern herabfallend, den Kopf spähend hin und her werfend, schien sie plötzlich entdeckt zu haben, was sie suchte; mit eiligen Schritten stürzte sie hinunter an den Strand, wo der Wiedergefundene saß, unbeweglich, ohne Macht zu fliehen, ohne Willen, sich erkennen zu geben. Und bei ihm angelangt, fiel sie nieder, legte den Kopf auf seine Kniee und redete wild, scheu, flehend, als wollte sie vergehen vor Scham, ohne ihrer Zunge Zügel anlegen zu können.

„Gehen Sie nicht von mir,“ schluchzte sie. „Verachten Sie mich, aber haben Sie Erbarmen! Lieben Sie mich, lieben Sie mich, oder ich gehe dorthin, von wo ich nicht zurückkehre!“

Jetzt erwachte die ganze unerhörte Liebessehnsucht des Mannesalters in ihm. Als er aber das Weib zu seinen Füßen sah, erwachte auch die ererbte Ritterlichkeit des Mannes in ihm, der in seiner Gattin die Herrscherin und nicht die Sklavin sehen will; er stand auf, hob sie empor, legte den Arm um ihre Taille und drückte sie an sich.

„An meine Seite, Maria, nicht zu meinen Füßen,“ sagte er. „Du liebst mich, denn Du wußtest, daß ich Dich liebte, und nun bist Du mein für's Leben. Und Du kommst nimmermehr lebend aus meinen Händen, hörst Du! Für's ganze lange Leben. Und jetzt setze ich Dich auf meinen Thron und gebe Dir die Macht über mich und das, was mein ist, meinen Namen und mein Eigentum, meine Ehre und meine Werke; vergißt Du aber, daß ich es bin, der Dir diese Macht verliehen, und misbrauchst Du sie oder giebst sie auf, so stürze ich Dich wie ein Tyrann so tief, daß Du die Sonne nie mehr leuchten sehen wirst! Aber das kannst Du nicht, denn Du liebst mich, nicht wahr, Du liebst mich?“

Er hatte sie auf den Bergstuhl gesetzt, das Knie gebeugt und den Kopf in ihren Schoos gelegt.

„Ich lege mein Haupt auf Deine Knie,“ fuhr er fort, „aber schneide mein Haar nicht ab, während ich an Deiner Brust schlafe; laß mich Dich emporheben, aber zieh' mich nicht hinab; werde besser als ich, denn das kannst Du, weil ich Dich schütze vor der Berührung mit dem Schmutz und dem Elend der Welt, in die ich hinaus muß; adle Dich durch große Eigenschaften, die mir fehlen, dann werden wir zusammen ein vollkommenes Ganzes.“

Seine Gefühle begannen die kühle Färbung der Gedanken anzunehmen und schienen ihre Exaltion ersticken zu wollen, so daß sie ihn unterbrach, indem sie ihr glühendes Antlitz an das seine drückte; und als er ihre Liebkosung nicht erwiderte, drückte sie einen brennenden Kuß auf seinen Mund.

„Du, Kind,“ sagte sie, „hast Du nicht den Mut zu küssen, wenn Niemand es sieht!“

Da sprang er auf, faßte sie um den Nacken und küßte sie wiederholte Male auf die Kehle, bis sie sich losmachte und sich lachend aufrecht vor ihn stellte.

„Du bist ja ein richtiger kleiner Wilder!“ schalt sie.

„Der Wilde ist vorhanden, nimm Dich in Acht!“ antwortete er und faßte sie dann um die Taille; so gingen sie durch den warmen Sand, der zu ihren Füßen flüsterte.

Und nun blitzte der Leuchtturm aus der Ferne, nachdem die Luft sich abgekühlt hatte und der Thau gefallen war. Von draußen her hörte man den Ruf der Seehunde wie von Schiffbrüchigen.

Sie gingen eine Stunde und mehr, und sie sprachen von ihrer ersten Begegnung, von heimlichen Gedanken dann und dann, von der Zukunft, dem bevorstehenden Winter, von ausländischen Reisen; und zuweilen kamen sie hinaus auf die Landspitze, wo der Steinhaufen mit dem Kreuz zur Erinnerung an einen Schiffbruch mit Ertrunkenen errichtet war.

Plötzlich sahen sie zwei Schatten auftauchen, fortschleichen und verschwinden.

„Das waren Vestman und die Schwägerin,“ sagte Borg. „Pfui! Wenn ich der Mann wäre, würfe ich sie in's Wasser! —“

„Ihn nicht?“ warf das Mädchen hin, und errötete dabei ohne es zu wollen.

„Er ist nicht verheiratet!“ antwortete Borg kurz: „das ist ein Unterschied!“

Es wurde still, unbehaglich, so daß man nach Gesprächsstoffen zu suchen begann, und inzwischen flüsterten die Gedanken, die sich aus dem Zauber befreit hatten; er sehnte sich bereits nach dem Zauber zurück, nach dem Rausch, der blind machte, der grau zu rosenrot machte, der Piedestale baute, und Goldränder auf geborstenem Porzellan malte.

Im selben Augenblick machten sie an der Bergwand Kehrt, um den Rückweg anzutreten. Der Wind, der geruht, wehte ihnen jetzt entgegen, und in seiner Beklemmung empfand der erwachte Liebhaber den lieblich kühlenden Luftzug. Es war der Nordwind, den er erwartet und den er jetzt wie den Retter begrüßte. Denn in einer Sekunde, wo der Widerspruch des Mädchens in einer Lebenssache gleichsam etwas in ihm geknickt hatte, so daß er empfand, wie ihr Wesen dem seinen nur angelötet, niemals mit demselben verschmolzen werden könne, wenn er nicht zuvor den Widerstand aufgab und sich ganz auslieferte — da erfaßte er den Augenblick, um sich wieder zu erheben, ohne sie niederzutreten.

„Weshalb hassen die Leute mich?“ fragte er ganz plötzlich.

„Weil Du ihnen überlegen bist,“ entfuhr es dem Mädchen, ohne daß er merkte, welche Beichte es ablegte.

„[illegible] ich nicht," entgegnete er, „denn ihr Verstand reicht nicht zu, um [illegible] zu schätzen."

„[illegible] kann ihren Blick blenden!"

„[illegible] geantwortet! Wenn sie aber das Wunder sähen, würden ihnen [illegible] aufgehen?"

„[illegible]! Wenn das Wunder Furcht weckte."

„[illegible] dann sollen sie ihr Wunder haben! Morgen um zehn Uhr soll das [illegible]!"

„[illegible]?"

„[illegible], welches ich Dir versprochen!"

Das Mädchen sah ihm bestürzt in's Gesicht, als ob sie nicht glaube, was er [illegible]. [illegible] wandte sie lachend ein:

„Und wenn es trübes Wetter wird?"

„Das wird es nicht," entgegnete der Inspektor bestimmt. „Da wir jedoch [illegible] gekommen sind, daß wir vom guten Wetter reden, so können wir auch [illegible], was Deine Frau Mutter hierzu sagen wird."

„[illegible] das mischt sie sich nicht," antwortete das Mädchen sofort.

[illegible], daß eine Mutter kein Gewicht darauf legt, mit welchem Manne [illegible] eine Verbindung eingeht, und wessen Namen sie tragen wird! Kann [illegible] gleichgültig sein?

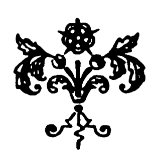
„[illegible] gute Nacht!" unterbrach ihn Fräulein Maria und hielt den Mund [illegible] küssen zu lassen. „Morgen früh besuchst Du uns! Nicht wahr?"

„[illegible] gewiß," antwortete er, „ganz gewiß!"

Und sie ging.

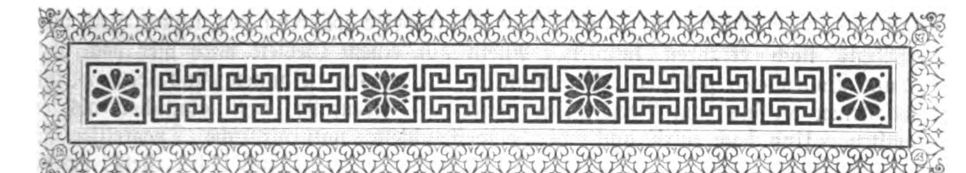
Aber er blieb am Platz stehen und sah ihre hohe Gestalt sich von dem jetzt [illegible] Himmel abheben, wie sie an der Klippe emporstieg; als sie die höchste Spitze erreicht hatte, drehte sie sich um, warf ihm eine Kußhand zu und schien dann hinter dem Abhang zu versinken, bis er nur noch ihren Kopf mit dem aufgelösten Haar sah, das im Nordwind flatterte.

(Fortsetzung folgt.)



Verantwortlich für die Redaction Wilhelm Bölsche, Friedrichshagen. Verlag von S. Fischer, [illegible] Hofbuchhändler. Druck: A. Seydel & Cie. [illegible] in Berlin.



Wahrheit und Irrtum im Naturalismus.

Von **Christian Ehrenfels.**

Bei jedem Versuche, das Wesen des Naturalismus zu erfassen, stößt man vor allem auf jenes vielumstrittene Prinzip, welches an die Kunst die Forderung erhebt, daß sie wieder Natur werde, und Nachahmung der Wirklichkeit als alleiniges Ziel anstrebe. Da ist es denn zunächst auffällig, daß ein solches Verlangen bei zwei Kunstarten gar keinen Sinn zu haben scheint. Wie sollten Musik und Architektur (außer in den unwesentlichen Beimengungen von Klangmalerei und Skulptur) die Wirklichkeit nachahmen? — Zwar hat man versucht, durch eine seltsame Ausdeutung des Begriffes der Wirklichkeit dies und Verwandtes als immerhin möglich hinzustellen. Auch unsere Gedanken und Phantasien sind ja ein Teil der Wirklichkeit, und der Künstler geht daher von dem naturalistischen Prinzip nicht ab, wenn er statt Dingen der Außenwelt die Gestaltungen seiner Einbildungskraft nachahmt. Das ist nun zweifellos richtig; ebenso richtig ist es aber auch, daß es dann überhaupt gar keine Kunst giebt, welche nicht Naturalismus wäre; denn etwas anderes als die Gestaltungen ihrer Einbildungskraft haben auch Rafael und Michelangelo, Dante und Tasso nicht zur Darstellung oder zum Ausdruck gebracht. Soll daher das Prinzip der Nachahmung der Wirklichkeit mehr sein, als eine nichtssagende Tautologie, und eine bestimmte Forderung an die Kunst stellen, so ist es notwendig, daß man die Wirklichkeit auf die Welt außer uns beschränke, und folgerichtig Musik und Architektur, welche gar keine Außendinge zur Darstellung bringen, von vorn herein als einem ganz anderen Gebiete zugehörige ausschließe. Bei der Malerei und Bildhauerei, ebenso wie bei der erzählenden und dramatischen Dichtung dagegen hat jene Forderung mit gewisser Modifikation des Begriffes der Nachahmung ihren guten Sinn. Einem Bild, welches ein Stück Natur möglichst täuschend nachahmt, ist seit jeher künstlerische Wertschätzung zu Teil geworden. Allerdings steht der Maler hier vor einer Aufgabe, deren vollkommene Erfüllung eine physikalische Unmöglichkeit in sich schließt. Es ist bekannt, daß die Skala der Lichtintensitäten, über welche der Maler verfügt, auch nicht zum hundertsten Teil an die Kontraste heranreicht, welche bei einem Blick in eine sonnige Landschaft auf unser Auge einwirken. Zudem gehen bei der Malerei die Effekte des binokularen Sehens in die Tiefe notwendig verloren. Günstiger steht in dieser Beziehung eine Verbindung von Plastik mit Farbengebung, wie sie etwa in den Wachsfigurenkabinetten und im Vordergrund der modernen Aussichts-Panoramen versucht wird. Seltsam nur, daß wir solche Werke künstlerisch der Malerei weit hintansetzen! Man könnte meinen, es begründe sich dies in der

relativ geringen Ausbildung, welche jene Kunstzweige während der kurzen Zeit ihres Bestehens noch erfahren konnten. Allein auf einem Gebiete wird hier doch schon beinahe Vollendetes geleistet. Die künstlich verfertigten Blumen sind den wirklich gewachsenen oft bis zum Verwechseln ähnlich — jedenfalls weit ähnlicher als die gemalten. Und doch wird auch der eingefleischteste naturalistische Theoretiker sich nicht einzureden vermögen, daß die Blumenmacherin künstlerisch höher stehe, als die Blumenmalerin. Wie das wohl kommen mag? Vor ähnlichen, nur noch größeren Schwierigkeiten, wie der Maler, steht der Erzähler, wenn es sich darum handelt, die Wirklichkeit zur Darstellung zu bringen. Eine eigentliche Nachahmung ist ihm ja nur bezüglich der menschlichen Rede möglich; im übrigen ist er darauf beschränkt, durch die an das Wort sich knüpfenden Assoziationen in dem Leser oder Zuhörer eine möglichst adäquate Phantasievorstellung des darzustellenden Ereignisses zu erwecken. Und doch gilt uns derjenige, welcher das allerdings bescheiden gesteckte Ziel erreicht, Selbsterlebtes durch Erzählung zur anschaulichen Vorstellung zu bringen, in gewissem Sinne immerhin als Künstler. Die vollkommenste Nachahmung wirklicher Ereignisse vermöchte dagegen unstreitig die dramatische Darstellung zu bieten. Eigentümlich nur, daß noch niemand darauf verfallen ist, dieses Ideal der Nachahmungstheorie zu verwirklichen! Kein Drama unter allen bisher vorgeführten bietet schlechthin einen Abklatsch von wirklich Geschehenem. Ist es wohl darum, weil da der Dichter keiner anderen Potenz mehr bedurfte, als des Gedächtnisses, und auch dieses in neuester Zeit durch einen Edison'schen Phonographen ersetzt werden könnte, welcher, in irgend einem Winkel eines Familienzimmers verborgen, die allervollkommensten Dramen zu Tage fördern müßte? Thatsächlich entfernen sich auch unsere extremst naturalistischen Dramen viel weiter von dem in Wirklichkeit Gegebenen oder Möglichen, als die Erzählungen der gleichen Richtung. Die Ereignisse, welche etwa Arne Garborg in seinen Romanen erzählt, hätten sich, wenn sie auch verdichtet sind, in Wirklichkeit doch genau so zutragen können, wie sie berichtet werden. Ein Gleiches kann auch selbst von den Geschehnissen in der „Familie Selicke“ nicht entfernt behauptet werden. Das leuchtet bald ein. Wir belauschen hier sieben oder acht Personen in ihrem häuslichen Leben in drei Zeitabschnitten von der Gesamtdauer kaum zweier Stunden — und sind über ihren Charakter, über die Hauptschicksale ihres Lebens informiert, an dessen verhängnisvollstem Wendepunkt wir sie selbst haben sprechen hören und handeln sehen. Wo in aller Welt wird uns dergleichen zum zweiten Male gelingen? Oder der erste Akt von Gerhart Hauptmann's „Einsame Menschen“. Da blicken wir durch etwa eine halbe Stunde nach der Kindstaufe in ein Zimmer der von Johannes Vockerat bewohnten Villa und sind nach Verlauf dieser Zeit mit den intimsten Beziehungen in der Familie, mit dem Verhältnis des jungen Ehemanns nicht nur zu seiner Gattin, sondern auch zu seinem Freunde und der eben angekommenen Anna Mahr, und noch mit vielem anderen vertraut, so gut, ja besser, als wenn wir Monate lang mit jenen Menschen an einem Tische gesessen hätten. Wahrlich, wem es Jemandem auch gelingen sollte, sich tagtäglich bei einer derweilen in Berlin und Umgebung gefeierten Kindstaufe als unbemerkbarer Zuseher einzuschleichen, er könnte Methusalems Alter erreichen, ohne je ähnliches erlebt zu haben! Es ist klar, daß der Dichter diese Wirkung nur dadurch erzielen kann, daß er vollkommen frei über das Spiel des Zufalles disponiert, und die Situationen in einer für den Einblick des Zuschauers zweckmäßigen Weise an einander reiht, wie sie in Wirklichkeit sich niemals finden werden. Schon die ganz äußerlichen Umstände, daß bei einem so mannigfachen [illegible] und Eingehen der Personen das Zimmer niemals durch längere Zeit leer [illegible], daß niemals mehrere Gruppen von Sprechenden sich bilden und so das Zu-

hören erschweren oder vereiteln, schließen weitgehende Unwahrscheinlichkeiten in sich; um wie viel mehr die Fügung, daß jede der Personen im Laufe des Gespräches sich veranlaßt findet, gerade das und nicht mehr zu sagen, als für ihre zutreffende Charakterisierung hinreicht! Größere Unwahrscheinlichkeiten haben auch die alten Dramatiker nicht auf die Bühne gebracht, wenn sie etwa sämtliche Personen ihrer Handlung sich zufällig in der Wildnis des Waldes begegnen ließen; der einzige, allerdings nicht zu unterschätzende Unterschied besteht darin, das uns diese alten Unwahrscheinlichkeiten sofort als solche auffallen und daher abgeschmackt erscheinen, während sich jene andern für unsere nach dieser Seite hin noch weniger geschärfte Beobachtungsgabe fast unmerklich einschleichen und erst nachträglich durch die Reflexion entdeckt werden. Wie aber verhält es sich dem gegenüber mit jenem Prinzip der Nachahmung? Wir stehen vor dem seltsamen Paradoxon, daß möglichst genaue Nachahmung der Wirklichkeit nur dort als Kunst gilt, wo sie — wie in der Malerei und erzählenden Dichtung — mit Mitteln angestrebt wird, welche wegen ihrer Beschränktheit eine vollkommene Erreichung des Zieles von vorneherein ausschließen, während die in diesem Punkte viel besser gestaltete Verbindung von Farbengebung und Plastik kaum als Kunst betrachtet wird, und das Drama, welchem zur Nachahmung der Wirklichkeit alles zu Gebote steht, bisher von dieser stets am weitesten abgewichen ist. — Beachtet man nun noch hierzu den von allem Anfang her nötigen Ausschluß der Architektur und Musik, so ersieht man wohl mit Evidenz, daß das Nachahmungsprinzip nie und nimmer das Wesen der Kunst ausdrücken könne; es wird nicht einmal von der extremsten naturalistischen Kunstübung unserer Tage wirklich eingehalten. Es kann und kommt eben in der Kunst viel mehr auf ein phantasievolles Erfassen und Ordnen der Wirklichkeits-Eindrücke an, als auf deren genaue Widergabe. Die Blumenmalerin, welche mit einer relativ geringen Reihe von Licht- und Farbennüancen in uns den Gesammteindruck einer Blume zu erwecken vermag, steht uns höher als die Blumenmacherin, welche das Naturprodukt in seiner ganzen Farbenpracht und Farbenfeinheit nachbildet, weil, jene, um ihrer Aufgabe gewachsen zu sein, einer viel lebhafteren Farben- und Formenphantasie, eines viel innigeren Zusammenschauens der Eindrücke bedarf und diese erhöhten Potenzen durch das verfertigte Gemälde suggestiv auf den Betrachter überträgt, während diese nur Teil an Teil mit peinlicher Genauigkeit nachzubilden und zusammenzufügen braucht, damit der Gesamteindruck des Ganzen sich dann ohne ihr Zuthun von selbst ergebe. Ein analoges Verhältnis bestände auch zwischen dem Erzähler und dem Dramatiker, wenn dieser sich jemals damit begnügen würde, die Wirklichkeit schlechthin zu kopieren.

So wichtig auch gewissenhafte Beobachtung für manche Zweige der Kunst sein mag — ihr Lebenselement ist die gestaltende und ordnende Phantasie.

Indessen — die lebendige Kunst bekümmert sich gar wenig um ästhetische Reflexionen, auch wenn diese einmal Wahrheiten zu Tage fördern sollten. Der Zug der modernen Dramatik ist darum doch unverkennbar auf das Naturwahre, Wirkliche gerichtet, und in gewisser Beziehung läßt sich hierin auch ein unterscheidendes Merkmal gegenüber der alten Stilart erkennen; der Dramatiker kann nämlich nicht nur in den Situationen, sondern — was noch wichtiger ist — auch in der Ausgestaltung seiner Charaktere, in der psychologischen Motivierung ihrer Handlungen und Wandlungen sich dem in Wirklichkeit Gegebenen oder Möglichen annähern, oder davon abweichen; und es ist unleugbar, daß die naturalistische Dramatik hier einen entschiedenen Schritt im ersteren Sinne gethan hat. Psychologische Unmöglichkeiten oder doch Unwahrscheinlichkeiten (welche darum doch ihre typische Bedeutung und allegorische Richtigkeit haben können) finden sich selbst bei Shakespeare in Fülle;

[illegible] zu suchen; manche neueren
[illegible] Einklang mit der Natur.
[illegible] Trauerspiel keinen
[illegible] oder auch nur im
[illegible] läßt sich ein Gleiches
[illegible] Romanschriftstellern
[illegible] von phantastischen
[illegible] psychologischen
[illegible] eines letzten Werkes, da
[illegible] dem Sterbebette glaubt,
[illegible] Vertraulichkeit schon
[illegible] Manuskriptes aus
[illegible] auch Richard Wagner nicht
[illegible] daß er an einer solchen Stelle, —
[illegible] Siegfried's an seine jüngst
[illegible] äußeres Zeichen, hier durch
[illegible] während Ibsen die ebenso
[illegible] Uebertreibung unvermittelt in
[illegible] eine gewisse Entfremdung und
[illegible] man fragen, warum denn gerade die
[illegible] verpont werden solle, wo von
[illegible] Gebrauch gemacht werden
[illegible] — Indessen handelt es sich hier
[illegible] als um eine theoretische Neigung
[illegible] der künstlerischen Intention
[illegible] Dramatiker einfach zu
[illegible] über das Prinzip der
[illegible] So kommen wir somit zu dem Ergeb-
[illegible] eingehalten wurde und niemals
[illegible] und insbesondere die natura-
[illegible] in der Mehrzahl wohl
[illegible] das Bestreben, die Unwahrscheinlichkeit
[illegible] unauffällig zu gestalten,
[illegible] zu vermeiden. Hiermit sind
[illegible] des Naturalismus noch keineswegs erschöpft.
[illegible] ist das Zurücktreten des formalen
[illegible] Die Schönheit von Klang und Rhythmus
[illegible] oder auch nur beachtet, Vers und Reim
[illegible] Mittel des Ausdrucks psychischer
[illegible] der Redeweise des Alltags-
[illegible] werden bühnenfähig, der Dialekt tritt
[illegible] Forderungen der Naturwahrheit
[illegible] auf dem Bedürfnis nach Charak-
[illegible] weckt nämlich eine Fülle von
[illegible] und im Tonfall der Verse
[illegible] individuellen Züge, auf welche der
[illegible] an gewissen Redewendungen,
[illegible] Indessen sind uns auch schon
[illegible] Innere durch diese Verschiebung
[illegible] werden — denn eine gewisse Ausdrucks-

fähigkeit in anderer Richtung geht der Sprache unstreitig mit ihrer Musik wieder verloren.

Was die moderne Kunstübung sonst noch an Eigentümlichkeiten aufweisen mag, ergiebt sich entweder als Konsequenz aus den betrachteten zwei Grundtendenzen, oder haftet ihr weniger wegen ihrer naturalistischen Richtung, als vielmehr in ihrer Eigenschaft als Kulturbethätigung des neunzehnten Jahrhunderts an. So ist beispielsweise der Umstand, daß die Handlung der Dramen vieler Erzählungen fast ausnahmslos in der Gegenwart spielt, auch wenn er sich anders noch tiefer begründen ließe — jedenfalls schon eine Folge des Bedürfnisses nach Naturwahrheit im strengsten Sinne des Wortes. Denn der Dichter, welcher, über eine rein wissenschaftliche Darstellung des Historischen hinausgehend, es in der Sprache einer fortgeschritteneren Zeit zum Ausdruck bringt, kann sich unmöglich davon freihalten, auch die Denkungs- und Empfindungsweise seiner Tage in die Vergangenheit zurückzutragen, und so den Bedürfnissen nach absoluter Naturtreue zu widerstreiten. Eine durchaus konkret anschauliche und doch vollkommen naturgetreue Reproduktion des Lebensinhaltes vergangener Zeiten ist uns überhaupt ein Ding der Unmöglichkeit. Dessen ist sich der kritische Geist unserer Generation wohl bewußt und läßt darum angesichts des historischen Stoffes eine ächt künstlerische Stimmung garnicht aufkommen; stets mischt sich störend die Frage ein, ob das alles sich denn wirklich so zugetragen haben kann. Darum sehen sich auch diejenigen, welche trotzdem das historische Drama noch immer nicht aufgeben wollen, genötigt, an nicht künstlerische Hilfsmittel zu appellieren, die patriotischen Gefühle gewisser Stände in Beschlag zu nehmen, und hierbei Himmel und Hölle in Bewegung zu setzen, um jene vorlaute Frage nach dem, was in Wirklichkeit gewesen ist, auch nur für die Dauer eines Theaterabends zum Schweigen zu bringen. Als ein Merkmal des Naturalismus wird außerdem die vorwiegende Behandlung „sozialer Probleme" betrachtet. Es ist leicht abzusehn, daß dies mit seinen Bestrebungen nach Naturwahrheit und Innerlichkeit nichts zu schaffen hat. Das soziale Problem steht im Mittelpunkte der Interessen unseres Geisteslebens und wirkt daher bestimmend auf die Wahl der dichterischen Stoffe, sowie bisher stets der Lebensinhalt einer Zeit in ihrer Kunst zum Ausdruck gekommen ist — mag sich diese nun in einer realistischen oder idealistischen Stilgattung bethätigt haben. Ein Gleiches gilt von dem Einfluß der modernen Wissenschaft, insbesondere der Entwicklungslehre auf die Kunst der Gegenwart.

Überblickt man nun das Gesagte, so gelangt man leicht zur Erkenntnis, daß der Naturalismus keineswegs als ein so vollkommen neues und fremdartiges Gewächs in dem menschlichen Kunstgarten zu betrachten ist, wie dieß Viele Wort haben wollen. Es scheint sich hiermit nicht anders zu verhalten, als überhaupt bei fortschrittlichen Entwicklungsprozessen. Der Unterschied des Neuen von dem Alten lenkt zuerst die Aufmerksamkeit auf sich, so daß man etwas von Grund aus verschieden Geartetes vor sich zu sehen meint, wo thatsächlich nur einige neue Züge das Gesamtbild verändern. Das allgemeine Urteil verhielt sich beispielsweise noch vor einem Decennium der Wagner'schen Musik gegenüber nicht anders: es möge das etwas höchst Interessantes, Beachtenswertes sein, was ein Wagner'sches Orchester zu Gehör bringe, — Musik sei auf keinen Fall zu nennen, was mit allen bisherigen Traditionen breche und die ganze Geschichte der Kunst auf den Kopf zu stellen suche. Näher besehen zeigten sich in dem Alten zahlreiche Keimtriebe und Entwicklungsansätze für das Neue, und die vermeintliche Heterogenität der Wagnerschen Musik erwies sich lediglich als ein Ausdruck dafür, daß die Geschichte der Musik einen andern Fortgang, oder überhaupt einen Fortgang genommen hatte gegenüber den Voraussetzungen einer anspruchsvollen Gelehrsamkeit, deren gesamte Weis-

heit sich in dem einen Satze zusammenfassen läßt: Weil es bisher so war, muß es auch so bleiben. — Dieselben Mißverständnisse begegnen gegenwärtig dem Naturalismus. Es ist unrichtig, daß er vollkommen neue Prinzipien in die Kunst einführen will. Wenn einige übel beratene Theoretiker der neuesten Richtung solches anstreben, so werden sie durch die rein künstlerische Praxis ihrer Zeitgenossen, und — sofern sie eine besitzen — auch durch die eigene widerlegt. Der Naturalismus bedeutet nicht Identification der Kunst mit der Natur, sondern nur — nach einer Periode der Entfremdung und Schablonisierung — Annäherung jener an diese, Wiederaufsuchen des verloren gegangenen Contactes, Aufgreifen von neuen, bisher unbeachteten oder mindestens künstlerisch nicht verwerteten Elementen der Realität und Erweiterung des künstlerischen Horizontes, und hiermit zusammenhängend Vorwiegen der Schönheit des Gedankens über die Schönheit des sinnlichen Eindruckes. Naturalistische Strömungen sind in der Geschichte der Kunst an zahlreichen Epochen zu erkennen. Die griechische Plastik ist naturalistisch gegenüber der ägyptischen, ihrer Lehrmeisterin; das gleiche Verhältnis findet sich zwischen der byzantinischen und italienischen Malerei; Shakespeare ist Naturalist allem gegenüber, was vor ihm in der Dramatik geleistet wurde. Es scheint, daß sich das Leben der nachahmenden Künste in zwei Entwicklungsphasen abspielt. In der einen ist es das Hauptbestreben der Künstler, Wirklichkeitselemente zu sammeln — „aufzufassen“ — wie die treffende Bezeichnung lautet; in der andern das „Aufgefaßte“ in immer klareren und reineren Schönheitsgebilden zu verarbeiten. Die Maler unterscheiden jene doppelte Thätigkeit recht wohl in ihren „Naturstudien“ und „Kompositionen“. — Es mag hier der Vermutung Ausdruck gegeben sein, daß der gesamte Naturalismus sich dereinst vom Standpunkt einer erhöhten kunstgeschichtlichen Betrachtung als „Naturstudie“ großartigsten Stiles darstellen werde. Dem einzelnen Künstler, welcher alle auffassenden sowohl wie bildenden Potenzen seiner Individualität an die eine große Aufgabe der Naturstudie dransetzt, kann man es freilich nicht verübeln, daß er hierüber den Blick auf das Ziel der Entwicklung verliert und sein relativ vollendetes Werk für die Erfüllung alles künstlerischen Strebens überhaupt ansieht; — wer aber, bei jener Arbeit selbst nicht werkthätig beteiligt, über ihre Bedeutung sich Klarheit zu erringen trachtet, der sollte sich davor in Acht nehmen, das wohlberechtigte Meinungsbedürfnis seiner Zeit mit dem Wesen des künstlerischen Schaffungstriebes überhaupt zu verwechseln.

Die Münchener Kunstausstellung.

I.

In den Tagebüchern der Goncourt wird mitgeteilt, Zola hätte einst geäußert, Naturalismus, Realismus und was sonst für ähnliche Begriffe, Alles sei Unsinn, leere Phrase ohne jeden absoluten Wert, Schlagwort für den großen Haufen ersonnen; im Grunde gäbe es nur eine wahre Kunst. Dieser Satz wurde begierig aufgegriffen. Seht da, den Heuchler, sagten die Böswilligen, der an sein Werk selbst nicht glaubt. Und die es gut meinten, suchten ihn zu entschuldigen, im Zorn und Unmut sei ihm das so entfahren. Aber Zola ist weder ein Heuchler, noch hat ihn der Zorn fortgerissen, er sprach vielmehr seine tiefste Ueberzeugung aus. Er erkannte sehr gut, daß die große Heerde mißtrauisch und feindlich allem Neuen und Ungewohnten gegenüber steht, daß sie immer zu spät kommt mit ihrem Verständnis und ihrer




Anerkennung, oft um Generationen zu spät, daß sie nicht im Stande ist durch das Werk selbst sich überzeugen zu lassen, daß man ihr mit den rohen und brutalen Mitteln entgegentreten müsse, die sie gewohnt ist. Darum wirft er ihr ein paar Brocken hin, daran sie zerren und beißen kann bis sie müde und mürbe ist, bis ihr, ehe sie es merkt, das Fremde zu eigen geworden.

Das Völkchen spürt es wahrhaftig nicht. Wie schimpften und wetterten sie, als vor ein paar Jahren zum ersten Male in deutschen Ausstellungen die neuen Bilder auftauchten, wie schrieen sie und bekreuzigten sich, wenn sie lasen von Impressionismus und Pleinairismus. Und heute? Sie ahnen es gar nicht, daß ihre alten Lieblinge, die sie für den Hort der deutschen Kunst halten, ganz energisch beeinflußt sind von den jungen Stürmern und Drängern, sie sehen und genießen eine Unmenge von Kunstwerken, ohne zu erkennen, daß diese jener verdammten und verlästerten Richtung angehören. Das ist die wohlthätige Folge der Schlagwörter, die Folge jenes heftigen Wortgezänks. Freilich einige Propheten und Weise, Kritiker und Aesthetiker sind der alten Fahne treu geblieben und schwingen nach wie vor den durchlöcherten Fetzen, bis ihnen nichts als der Schaft in der Hand bleiben wird. Das sind die fertigen Leute, die immer das „Schöne" im Munde führen und einen kauderwelschen Wortschwall von sich geben, wenn sie erklären wollen, was „das Schöne" sei. Das sind die abgeklärten Geister, die nur mit Dogmen arbeiten, denen das „Soll" ganz genau bekannt ist. Das sind die Gesetzgeber, die Kunst machen können nach Paragraphen. Ihnen ist nicht zu helfen; sie müssen verbraucht werden, wie sie sind; das Unheil, das sie anrichten, muß getragen sein. Wir andern aber wollen der Kunst keine Vorschriften geben, über Nacht kommt ja doch Einer, der den ganzen Plunder über den Haufen wirft. Wir wollen uns mühen ihr nachzufühlen, uns ihr hingeben mit gesunden Sinnen und den künstlichen Zaubertrank kräftig einsaugen. Wir wollen genießen, ohne zu grübeln und Systeme zu konstruiren, wir wollen genießen und seelische Erfahrungen sammeln, wollen unsere Erfahrungen prüfen und sichten, vielleicht daß einmal in weiter Ferne ein Richtpunkt aufdämmert. Vorsichtig und bescheiden, mit dem Auge des Naturforschers wird es dann vielleicht möglich sein, eine Kunstlehre für die Malerei aufzubauen, wie Scherer sie für die Dichtkunst versucht hat ohne „Soll" und ohne „Darf."

Also hat Zola Recht, wenn er für sich selbst den Begriff des Naturalismus verwirft, denn er verwirft damit die Möglichkeit, ein ästhetisches Gesetz aufzustellen. Zugleich verneint er den Gegensatz zwischen seiner Kunst und der Kunst vor ihm. Denn was er und seine Mitstrebenden neu geschaffen haben, der Anschluß an die aufdämmernde Weltanschauung und die eigenartige Technik sind doch nur Mittel zum Zweck derselben Erschütterung, derselben Machtentfaltung über die Geister, die von jeher der Kunst zu eigen war. Es giebt keine neue Kunst, es giebt nur neue Wege zum alten Ziel. Und doch hat der Dichter weit eher auch ein Recht von neuer Kunst zu reden, als der Maler, denn des Dichters Werkzeug ist das Wort, mit dem die neue Lehre verkündet wird, des Dichters Werkzeug ist der Schluß, die logische Folge, dieselbe Folge, mit der die neue Wahrheit gefunden wird. Der Dichter kann überall hin folgen, kann das abstrakteste künstlerisch gestalten. Nicht so der Maler; er kann keine Gedanken reicher darstellen, kann keine Idee entwickeln, er kann nur eine Stimmung geben; darum nimmt er bedeutend weniger an dem Umschwung der Dinge teil, als der Poet. Aber die eine malerische Anschauung hat freilich in unseren Jahrhundert große Wandlungen erfahren. Die Rückkehr zur Natur, die Abwendung von der Schablone führte zu einer ganz neuen Art des farbigen Sehens, die allerdings bald nach ihrem Auftauchen vielfach mißver-

standen wurde von Künstlern und von Laien. Sehr oft konnte mit Recht der Vorwurf der Grau- und Kreidemalerei erhoben werden. Besonders in München machte sich diese tendenziöse Richtung stark bemerkbar. Da wurde ein Bild gepriesen, weil es in einem bestimmten Sinne gemalt war, weil es so ungefähr den rechten Ton hatte. Das allein schon galt für talentvoll, galt für das höchste Ziel. Nun, das war ein entschuldbarer Irrtum, er war vielleicht sogar nötig, damit durch starke Uebertreibung die neuen Ideen um so schneller durchdrängen. Aber wir können jetzt getrost sagen, diese Zeit und diesen Irrtum hat die Münchener Kunst überwunden Die Farbe kommt zu ihrem Recht, ja sie wird recht eigentlich jetzt erst der Malerei erobert. Auch hierin wieder ist uns das Ausland vorangegangen, Frankreich und England. Dort hat man den Ausdruck des Farbigen bis aufs Aeußerste gesteigert. Auch die Schotter gehören zu den extremen und der vorgeschobenste Posten ist Whistler und seine Schule. Er bezeichnet seine Gemälde ohne Zögern nach den Farbengedanken, die sie ihm eingegeben, Phantasie in Grün und Gold, oder in Blau und Silber oder was ihm sonst vorschwebt und grenzt mit seiner Malerei mitunter schon an das Gebiet des persischen Teppichs. Da ist nun die Reaktion gegen die Nüchternheit von früher, gegen die kühle Temperamentlosigkeit, gegen die Unterdrückung der Individualitäten. Jetzt brechen alle die Quellen hervor, die man künstlich verstopfte, und siehe da, es zeigt sich, daß auch innerhalb der neuen Farbenanschauung ein unendlicher Reichtum von Variationen möglich ist, ein weiter und freier Spielraum für den persönlichen Geschmack, ein Feld zum Austoben für Alles, was Kraft hat sich zu regen. Jetzt verstummen allmählig die Unverständigen, die als höchstes Gebot Objektivität verlangten, denen die gute Studie das einzig Erstrebenswerte war und die der Phantasie auch nicht das kleinste Zugeständnis machten. Vielleicht war das bis zu einem gewissen Grade Selbstsucht, vielleicht wollten sie, was ihnen nicht zu Gebote stand, überhaupt nicht gelten lassen. Aber es hat nichts genützt; die Entwickelung ist über sie hinweggeschritten. Wir sind jetzt wieder auf dem einzig möglichen Standpunkt angelangt, daß ein Kunstwerk nicht nach der Tendenz, nach der Ueberzeugung seines Schöpfers, sondern nach dessen künstlerischer Potenz, nach dessen Talent beurteilt wird und das ist ein Zeichen dafür, daß der Sturm aufgehört, daß der neue Kurs gefunden wurde.

Ein ähnlicher Umschwung hat sich in der Wahl der Motive vollzogen. Es gilt nicht mehr für verpönt, einen Stoff zu wählen, der außerhalb des Bereiches der nächsten Wirklichkeit liegt. So ziemlich der ganze Stoffkreis, der ehedem dargestellt wurde, ist nach und nach wiedergewonnen worden. Das freilich bleibt nach wie vor Bedingung, daß nicht der anekdotische, sondern der malerische Gedanke für die Wahl ausschlaggebend und für die Ausführung bestimmend sein soll. Aber jene Tendenzmalerei hat aufgehört. Das Unglück zu malen, blos weil es unglücklich ist, fällt niemandem mehr ein, wenn es malerisch ist, dann malt man es. Und die Langeweile ist in Acht und Bann gethan; sie hat ein paar Jahre hindurch einen großen Raum in den Ausstellungen eingenommen. Wohin man blickte, saßen und lagen und gingen etliche Männer, Weiber oder Kinder, die ganz gut gemalt waren, aber die uns nichts angingen, die nichts zu sagen hatten, zu denen wir keine Beziehungen finden konnten, die uns ganz und gar gleichgültig ließen. Das Handwerk ist überwunden worden, es ist an den ihm gebührenden Platz gerückt, und die Kunst beherrscht den Plan. Das Temperament bricht siegreich hervor, die Nervosität spielt eine Rolle. Und doch wäre es thöricht zu bestreiten, daß diese paar Jahre der Öde nutzlos vergeudet wurden, daß sie spurlos vorübergegangen. Sie haben die falsche Stimmung todtgeschlagen, haben der süßlichen Sentimentalität den Garaus gemacht. Die heutigen Bilder sprechen nicht

mehr zu uns: seht her und seid gerührt, weint über unser Unglück, trauert mit uns, denn wir weinen, unsere Augen sind geröthet; oder laßt mit uns Eure Herzen höher schlagen, denn wir haben hohe, edle Gefühle, Vaterlandsliebe, Frömmigkeit drücken wir aus, das seht ihr den geschwungenen Armen an, den heroischen Stellungen, den hochgezogenen Augenbrauen, oder lacht mit uns, denn seht, wir bersten vor Vergnügen, wir zeigen Euch alle Zähne und halten uns den Bauch vor Lachen. Nun, dergleichen ist nicht mehr viel zu sehen; wohl wird die ganze Skala der Gemüthsbewegungen durchlaufen, aber man deutet nicht mehr mit Fingern auf die Thränendrüsen und auf die Lachmuskeln. Man schlägt einen Ton an, läßt ihn leise und diskret erklingen und nimmt keine Rücksicht auf den Pöbel, ob er die Harmonie vernimmt oder nicht.

Das ungefähr scheint die Wandlung zu sein, die die Malerei in den letzten Jahren durchgemacht hat. In Paris hat es begonnen und die Münchener Kunst hat es wiedergespiegelt. Das ist der Einfluß des regen Verkehrs zwischen Paris und München, das der Einfluß der Münchener internationalen Ausstellungen. Hier kommt man mit feinstem Verständnis dem Fremdartigen entgegen, ob es aus Paris oder aus Glasgow, aus Madrid oder aus Kopenhagen. Hier läßt man sich gern und freudig anregen, ist nicht zufrieden mit dem erworbenen Besitz, macht kühne Experimente und zeigt dadurch einen Ueberschuß von Kraft. Das unterscheidet die Münchener Schule von der Berliner und allen übrigen deutschen Schulen; das verleiht ihr das große Übergewicht innerhalb des deutschen Kunstschaffens. In Berlin macht man keine Fortschritte, denn man hat nicht den Mut auch einmal herzhaft vorbeizuschießen. Man bleibt ruhig und selbstgefällig beim alten, das nie gut war, und immer schlechter wird. Man kümmert sich nicht um neues, denn man hat das angenehme Bewußtsein seiner eigenen, hohen Vollkommenheit, das hat sich gerächt. Man ist eingeschlafen, selig und feierlich und es hat beinahe den Anschein, als ob man nie mehr erwachen will. Aber in München hat man keine Zeit zum Schlafen; jedes Jahr und jeden Tag stürmen kräftige, unwiderstehliche Eindrücke herein und rütteln den Saumseligen auf, spannen ihn an und lassen ihn nicht näher, bis er sich selbst versucht und seine Kräfte erprobt hat. Das stählt die Kraft, diese ewige Bewegung, und wenn auch hier und da Unverstandenes und Mißglücktes zu Tage tritt, wenn auch Einer oder der Andere, zu schwach das vielfach sich Kreuzende aufzunehmen, den Richtpfad verliert und in den Sumpf gerät, dem Allgemeinen schadet das nichts, die Gesammtheit schreitet unentwegt vorwärts, sind doch genug Fähige und Talentvolle darunter, die das Ziel nie aus dem Auge verlieren, die inmitten der verwirrenden Vielheit den klaren Blick sich erhalten und die Wegunkundigen zurechtweisen. Und Wenige können es ja doch nur sein, die schließlich zum Ziele gelangen. Wenige waren es ja nur zu allen Zeiten. Wer die Mitgliederlisten der mittelalterlichen Malerinnerungen aufschlägt, die hunderte und aber hunderte von Namen liest, die dort verzeichnet stehen, und dann der wenigen gedenkt, denen es gelungen ist, ihr Andenken bis in die fernere Zeit herüberzuretten, der wird sich nicht darüber wundern, daß auch heute nur es so wenige sind, die ihr eigenes Gepräge haben. Aber daß sich auch das Gros auf einer so anständigen Höhe erhält, wie es in München der Fall ist, das spricht für das ernste Streben und ehrliche Wollen einer Kunstgenossenschaft. Und darin steht München einzig in Deutschland da. Das hat es die letzten Jahre hindurch bewiesen und noch niemals so augenfällig, als in dieser Ausstellung. Noch niemals war das allgemeine Niveau so hoch, noch nie hat Münchener Kunst so ehrenvoll ihren Platz neben anderen Nationen behauptet. Nicht, daß nun schon das Höchste erreicht wäre. Daran hindert die Kürze der Zeit; denn es ist noch nicht allzulange

der, daß die Kunst bei uns als etwas exotisches galt, daß sie treibhausartig getrieben und genährt wurde. Wir Deutsche müssen uns erst wieder daran gewöhnen, künstlerischen Bestrebungen überall im gesellschaftlichen Leben zu begegnen, sie als etwas selbstverständliches anzuschauen und nicht als das Mädchen aus der Fremde, das nur einmal im Jahr erscheint. Aber in Anbetracht der kurzen Spanne Zeit ist Erstaunliches geleistet worden, das zeigt auf's Erfreulichste diese Ausstellung.

Benno Becker.

Tönnies' Kritik des Strafrechts.

Eine „neue Kunst" bahnt sich seit einer Reihe von Jahren auf dem Gebiete des kriminalistischen Strafwesens an. Die moderne Soziologie und Anthropologie suchen sich hier nach Gebühr zu bethätigen und rütteln an den alten dogmatischen Satzungen, die sich „wie eine ew'ge Krankheit forterben". Ein beredtes Symptom ist die Begründung einer internationalen kriminalistischen Vereinigung, deren Veröffentlichungen deutsch uud französisch erscheinen, und welche bereits einen zahlreichen Anhang in etwa 20 Ländern Europas und Amerikas gefunden hat. Ihre Mitgliedschaft involviert Uebereinstimmung mit einer Reihe von Sätzen, von welchen die drei ersten hier angeführt werden mögen.

1. Aufgabe der Strafe ist die Bekämpfung des Verbrechens als sozialer Erscheinung.

2. Die Ergebnisse der anthropologischen und soziologischen Forschungen sind daher von der Strafrechtswissenschaft wie von der Strafgesetzgebung zu berücksichtigen.

3. Die Strafe ist eines der wirksamsten Mittel zur Bekämpfung des Verbrechens. Sie ist aber nicht das einzige Mittel. Sie darf daher nicht aus dem Zusammenhange mit den übrigen Mitteln zur Bekämpfung, insbesondere mit den übrigen Mitteln zur Verhütung des Verbrechens gerissen werden.

In gleicher Richtung mit diesen Tendenzen bewegt sich auch ein recht beachtenswerter Artikel des scharfsinnigen Dr. Ferdinand Tönnies in Pernerstorffers „Deutschen Worten". Er zeigt in überzeugender Weise die Unhaltbarkeit der verschiedenen Strafphilosophien und erhebt sich noch über jene deterministische Rechtfertigung der Strafe als einer wirksamen Abschreckung, die vielfach schon als der Höhepunkt moderner Wissenschaftlichkeit und Humanität in der Kriminalistik betrachtet wird. Die Thatsachen der Vererbung, meint er unter Anderm, treten aus dem Nebel volkstümlicher Kunde ans wissenschaftliche Tageslicht. Sie bezeichnen eine viel deutlichere, man möchte sagen gröbere Kausalität des Willens, [illegible] Macht der Vorstellungen und Gedanken, und sind doch so viel tiefer und geheimnisvoller. Auch das Vermögen der Selbstbeherrschung, der klaren und deutlichen Ueber[illegible] der Folgen unserer Entschlüsse, ist eine vererbte Begabung und in seiner Entwicke[illegible] seiner jedesmaligen Stärke bedingt durch Erziehung und Umstände, durch Glücks- [illegible] Unglücksfälle, durch Gesundheit und Krankheit. Für den Mangel daran kann nicht [illegible] selber verantwortlich gemacht werden, denn es ist der Mensch selber. Aus [illegible] Betrachtungen folgert nun Tönnies: Allerdings kann die Strafe nicht im juri[illegible] Sinn unrecht genannt werden. Wir verstehen heute schärfer als je, wie etwas [illegible] unanfechtbar sein kann — und zwar ob anerkannt oder nicht im pos[illegible] — und doch für **moralische** Empfindung und Erkenntnis im höchsten Grade [illegible] böse sich darstellt. So wird auch die moralische Gerechtigkeit der Strafe [illegible] naturrechtliche Begründung nicht gerettet. Jene Frage muß im Angesichte der [illegible] Bedingtheit, in der wir den Menschen nach seinen Neigungen und Fähigkeiten [illegible] unerbittlich und immer auf's neue sich erheben: ob es gerecht und gut sei, [illegible] der, etwa mit schwachem Verstande, mit rohem Gemüte geboren, [illegible] in einer Umgebung von Roth, Elend, Lastern und durch seine [illegible]



nossen noch mehr verdorben, Leben oder Eigentum glücklicherer Mitmenschen angetastet hat — gerecht und gut, wenn man deutlich erkennt, daß die böse That notwendige Folge aus allen seinen Antecedentien war: ihm seine Schlechtigkeit, die man ganz und gar als sein Unglück begreift, mit Schmerzen und Leiden zu vergelten? — Je mehr der Strafende durch Erkenntnis der Ursachen sich erhebt, je mehr er überlegen auf das Thun und Treiben hinabsieht, durch welches er — der Vertreter einer Gesamtheit — sich beleidigt und gereizt fühlen soll, desto weniger wird er das Bedürfnis nach Genugthuung oder Vergeltung empfinden, desto mehr als ein Zuschauer dem Gefühl des Mitleids Raum geben, daher auch dem Antriebe, dem Verirrten zu helfen und seine Leidenschaft zu heilen. Solcher Tendenz entspricht nun, auch unabhängig vom strikten Determinismus, die Besserungstheorie, welche schon von Platon ausgebildet ist, bei Grotius, Montesquieu, Beccaria und anderen berühmten Autoren auftritt und ebenso dem Sinne der christlichen als der heutigen philosophischen Sittenlehre gemäß ist. Man könnte nun meinen, daß die Freiheitsstrafen, wie sie von der modernen Kriminalistik angewendet werden, unter allen Umständen den Verbrecher bessern müßten. Die Erfahrungen jedoch, welche die kriminalistische Praxis geschaffen hat, beweisen dies **nicht**. Allerdings wird ein großer Teil derer, die wegen leichterer Vergehen mit Gefängnis bestraft werden, nicht rückfällig. Aber kein Kundiger wähnt, daß dies Erfolg von Besserung sei. Es herrscht vielmehr eine fast allgemeine Uebereinstimmung, daß die wahre Wirkung der kurzen Freiheitsstrafen eher eine Verschlechterung sei. Der bedeutendste deutsche Reformator des Strafrechts und Mitbegründer jener internationalen Vereinigung, Franz von Liszt, hat aus vielen Ländern eine Reihe von Zeugnissen gebracht, welche auf den Satz hinauslaufen: „**Eine Strafe, die das Verbrechen fördert**, das ist die letzte und reifste Frucht der ‚vergeltenden Gerechtigkeit'." Ziemlich dieselben übeln Erfahrungen hat man mit den langen und schweren Freiheitsstrafen gemacht. Wenn also die Strafe als Besserung beinahe völlig ihren Zweck verfehlt, so wirkt sie als Übel, selbst unter der Voraussetzung, daß die lindernde Humanität Allen gleichmäßig zu gute käme, auf eine Weise, die weder zum Vergeltungs- noch zum Abschreckungszweck in leidlich richtigem Verhältnisse steht. Einmal ist, wie die Schande, so die Sache selbst, und insbesondere die gleiche Dauer, für verschiedene Individuen in sehr verschiedener Weise empfindlich. Was auf den Vagabunden als eine physische Wohlthat wirken kann, ist für den Menschen, der ein behagliches Heim verläßt (wie es unter den Spezial-Kategorien nicht wenige gibt) beinahe vernichtend: dies tritt am deutlichsten hinsichtlich der Qualität der Nahrung zu Tage, gilt aber von der gesamten Lebensweise. Die Untergrabung einer Berufsthätigkeit, die Zerstörung eines Geschäftes u. s. f. sind Nebenerfolge, welche Gesetzgeber und Richter nicht beabsichtigt haben. Der professionelle Dieb aber oder Betrüger rechnet mit der Unannehmlichkeit einer Einsperrung von mehreren Jahren, als mit einer Gefahr, die seinem sonst lustigen Gewerbe anhängt; er läßt sich die Abwechslung zwischen zwei Jahren freien und oft üppigen Lebens und zwei Jahren Zuchthauses als eine Gestaltung des Lebens gefallen, die ihn besser dünkt als die Einförmigkeit eines arbeitsamen und tugendhaften Wandels. Was aber die Dauer betrifft, so ist nicht nur die Wirkung einer langen Gefangenschaft sehr verschieden nach Gesundheit, Temperament und äußeren Lebensumständen des Individuums; sondern es gilt allgemein, daß die Härte des Strafübels außer allem Verhältnis zur Verlängerung der Dauer sich steigert; und zwar sowohl für die Empfindung: ein Druck, der zuerst kaum fühlbar ist, wird allmählich lästig und endlich ein Schmerz von unerträglicher Heftigkeit; wie auch in der objektiven Wirkung: Kraft und Lebensmut, die nach 1—2jähriger, ja etwa noch nach 5—6jähriger Haft sich bald wieder herstellen, werden durch 8—10 Jahre solcher Lebensweise zerbrochen. Eine Gefangenschaft, die über 10 Jahre hinausgeht, ist wohl für die meisten ihr Unterworfenen einer nicht blos moralischen, sondern auch physischen langsamen Tötung gleich zu achten. **Daß diese Vernichtung des Menschen menschlicher sei, als ein ehemaliges Abhauen der Hand, Abschneiden von Nase und Ohren, wird man nicht behaupten dürfen.** Der Effekt ist oft nicht einmal ästhetisch ein besserer.

„Wir haben doch aber ein Recht, uns vor gefährlichen Menschen zu **schützen**, Verbrecher unschädlich zu machen!" wendet man ein. Tönnies läßt diesen Einwurf auch

gelten, meint aber, daß die Unschädlichmachung keine Strafübel zu enthalten brauche, ja daß sie sogar beeinträchtigt werde durch die Absicht auf Leidzufügung. „Wenn wir bereit sind, den Gedanken an die Strafe als Äquivalent der Schuld oder der That fallen zu lassen, so ist nicht erkennbar, warum wir den an einer verbrecherischen Natur Leidenden eher leiden lassen sollen, als den an einer wahnsinnigen Natur Leidenden."

Bis zu diesem Gedanken vermochte ich den Ausführungen des Dr. Tönnies ohne erheblichen Widerspruch, ja mit vorwiegender Zustimmung zu folgen. Wenn er jedoch die Heilung der Gesellschaft vom Verbrechen einseitig als eine Heilung des Verbrechers betrachtet, so möchte ich diesem Individualismus zur besseren Beherzigung den Sozialismus entgegenhalten. In allen Verbrechern Kranke zu sehen, ist die Konsequenz eines Determinismus, welcher das Individuum in übertriebener Weise als dauerndes Gepräge der Umstände betrachtet. Mir scheint, daß eine Menge der heutigen „Verbrecher" keine Verbrechernaturen, sondern nur durch gewisse äußere Anlässe zu ihrer That motiviert sind. Reich an Verkehrtheiten wie die Gesellschaft nun einmal ist, dürfte sie es fertig bringen, nicht bloß erbliche und pädagogische Belastete, sondern auch leiblich gesunde Naturen unter besonderen Umständen zum „Verbrechen" zu treiben. Ich möchte also als unentbehrliches Pendant zu der von Tönnies vorgeschlagenen Besserungsanstalt für Verbrecher eine solche für die Gesellschaft in Anregung bringen. Eine derartige Anstalt könnte schon darin bestehen, daß die „verbrecherischen" Fälle mit wissenschaftlicher Ruhe und Objektivität untersucht, insbesondere ihre sozialen Wurzeln bloßgelegt, sodann die Forschungsergebnisse veröffentlicht würden, um der Gesellschaft als abschreckender Spiegel für ihre Häßlichkeit und Heilungsbedürftigkeit zu dienen. — Das erst wäre eine „Berücksichtigung der soziologischen Forschungen", — die ja Tönnies mit der kriminalistischen Vereinigung fordert. So aber bleibt Tönnies in der Anthropologie stecken.

Bruno Wille.

Eine etymologische Lösung der sozialen Frage.

„ . . . . O wie ist es hoch erfreulich
Solchen Jüngling noch zu finden,
Jetzt in unsrer Zeit, wo täglich
Mehr und mehr die Bessern schwinden."

Sie sind wirklich hoch erfreulich, diese „liebenswürd'gen Jünglinge" (es sind auch welche mit grauen Haaren darunter), die uns den Ernst der sozialen Frage versüßen wollen mit den zierlichsten Scherzen und Sprüchlein, mit Spaß machen, so viel sie Spaß haben. Aber es werden mir doch ihrer zu viele! Bisweilen einmal einer . . . . aber nun, da jeden Tag bald ein halbes Dutzend ihrer liebenswürd'gen Broschüren erscheinen, fühle ich doch ein stilles Grausen. Das normale mathematische Verhältnis zwischen Makulatur und Wertlitteratur verschiebt sich. Die Statistik wird bedroht. Und wenn die Statistik in's Wanken kommt, geht die ganze soziale Bewegung in die Brüche. Da hört die Liebenswürdigkeit auf.

Und auch das scheint mir ein bedenkliches Zeichen in dieser Hochflut unserer Broschürenlitteratur: die Grenzen von Parodie und Ernst verschwimmen immer mehr. Ehemals war es ein recht feiner Federstich, wenn man schrieb: Das Buch ist am Ende gar eine Parodie. Heute weiß man nie, ob das nicht das Rechte trifft. Noch ist nicht mit Sicherheit nachgewiesen, ob nicht die Tausende, die vor „Rembrandt als Erzieher" tanzten, einen Schalk in der Bundeslade hatten. Unserm geschätzten Mitarbeiter, der unlängst das Evangelium Gumppenberg bespöttelte, hat man von gewichtigster Seite (wiewohl mit Unrecht) den Vorwurf eigenen Hereinfalls auf eine spiritistische Bierzeitung gemacht. Und so verwandelt sich seine Aufgabe dem geplagten Kritiker nachgerade in eine Art Rätsellösung, obwohl doch noch lange nicht alle Leute für solche Dinge Talent haben, so wenig wie für's Skatspielen und Schreiben politischer Leitartikel.



Die Schrift, auf die hin ich mich hier langsam stoßseufzere, nennt sich „Nur durch die Muttersprache führt der Weg zum sozialen Frieden," von A. Fiebig (Breslau, bei Preuß und Jünger). Nach der Kreuzzeitung ist der Autor ein „dilettierender Etymologe, der sich im Pantheismus einen Rausch getrunken hat." Nach dem „Litterarischen Merkur" ist er „grundgelehrt" und „anonym". Die Flasche, aus der er in Wirklichkeit seinen Rausch wie seine Grundgelehrtheit bezogen, ist aber eben der brave „Rembrandt als Erzieher". Und es ist bezeichnend, daß ein Mann, der ehrlich mit der „Muttersprache" das soziale Problem lösen will, sich selbst dazu hergibt, jenen närrischen Akrobatenstil nachzuschreiben, der, wenn irgendwo, seine Mutter (es ist eine alte Tante!) einzig und allein bei dem undeutschesten Franzosen, Viktor Hugo in seiner faselnden Greisenzeit, hat. Manche Partie ist nicht nur Rembrandtisch-schlecht, sondern überhaupt schlecht geschrieben, verworren und ungelenk bis zum Aeußersten. Und nur acht Seiten von den vierzig bilden eine Ausnahme, — sie sind nämlich Citat aus Schopenhauer. Von den echten Rembrandtstellen citiere ich die folgende — vielleicht streift doch den einen oder andern Gläubigen dieser Confusionsbibel vor diesem „Erzogenen" eine Ahnung, weß Geistes Kind der „Erzieher" sei.

„Der Untergang der Utopia ist .... ein Weltereignis. Warum mußte dieses Schiff gerade „Utopia" heißen? Ist damit die Hoffnung der Welt auf das Jahrtausende ersehnte Utopien untergegangen, die Hoffnung auf die Verbrüderung aller Völker? Wird am Ausgang des Jahrhunderts das Schwert und nicht das Wort herrschen? Fast will es so scheinen. Es brennt an allen Ecken und Enden des Weltkörpers. In der Nacht, welche auf den Tag folgte, an welchem ich den Untergang der „Utopia" erfuhr, träumte mir, ich sähe einen ungeheuer großen Mann, der von einem häßlich gestalteten Zwerge hinterrücks einen Schlag erhielt, sodaß er nach langem und heftigen Schwanken zusammenstürzte: nomen est omen. Die Zwerge an Geist dominieren heute in der Oeffentlichkeit, das Verdienst schweigt. Die ganze Welt ist Sprache, und wer sie verstände, wäre weiser als Salomo; nicht alle Träume sind Schäume."

Machen wir guten Deutschen nur so weiter! Unlängst ist ein Album deutscher Dichter für England herausgegeben worden; bald können wir mit einer besonderen Festschrift dem Ausland aufwarten: „Blütenlese aus dem Rembrandtischen Deutschland" — in dem andern Prachtband steht schon so manches fröhliche Erzeugnis, aber dieses Rembrandtalbum wird ganz zweifellos endgültig genügen, die Welterlösung durch den deutschen Stil und die deutsche Weltanschauung allen skeptischen Welschen zur völligsten Evidenz zu bringen.

Auf der ersten Seite seines gewiß brav gemeinten, aber jammervoll verunglückten Heftchens gesteht Fiebig: „Der kommt am weitesten, der nicht weiß wohin er geht." Nun, wohin er geht, weiß heute im Grunde keiner unserer Apostel. Aber unser Mann scheint leider auch nicht zu wissen, von wo er ausgeht. „Soziale Frage" ist ihm etwas ganz dunkles. Sie ist ihm „ein Riß zwischen dem Gelehrten- und Laienstande." „Sie verstehen einander nicht, denn sie reden zweierlei Sprache." Ist die Spracheinheit erreicht, so haben wir den sozialen Frieden. Vernünftige Erklärung der sprachlichen Ausdrücke zur Vermeidung aller Mißverständnisse wäre der erste Schritt. Es wäre zu wünschen, „daß sich in jeder Nation eine Zentralstelle aufthue, ein Orakel, aus den weisesten und besten Männern des Volks zusammengesetzt, an welche jede derartige Erklärung eines Wortes gesandt würde, sie sei selbst erdacht oder gefunden in den Werken eines früheren Sinners: jene erlauchte Versammlung wird das Echte von dem Falschen zu scheiden wissen. Es würde auf diese Weise ein logisches Wörterbuch der Wahrheit entstehen, eine lebenschaffende logische Etymologie zum Unterschiede von der grammatischen, die nur den Laut, nicht den Geist der Sprache kennt: „Der Buchstabe tötet, der Geist macht lebendig." Und warum sollte unser erhabener Kaiser nicht die Leitung dieser Ratsversammlung im wahren Sinne des Wortes übernehmen, trifft er doch immer das Richtige und würde dann auch solcher Männer nicht entbehren, welche seinen Willen richtig auszusprechen im Stande sind. An einem deutschen Kaiserwort soll man nicht drehen noch deuteln können und an demjenigen des deutschen summus episcopus noch weit weniger; denn dieses ist göttlich, jenes nur menschlich. In deutschen Landen laßt uns deutsch reden, fremdes Kauderwelsch versteh'n wir nicht: das Wort entscheidet." Diese in ihrer Liebenswürdigkeit wirklich



nährenden Worte wagte ich den Lesern der „Freien Bühne" nicht zu unterschlagen. Unmaßgeblich möchte ich nur beifügen, daß es vielleicht doch nicht so ganz rätlich wäre, den Kaiser mit dieser zwar wertvollen und interessanten Aufgabe zu belasten. Sollte nicht der Verfasser von „Rembrandt als Erzieher" berechtigtere Ansprüche haben, als Oberster des Orakels zu orakeln? Da man seine Adresse nicht kennt, würde nicht, wie bei dem trefflichen Egidy, der Parteien Gunst sich allzu stürmisch um ihn bewerben, ganz in der Stille verrichtete er sein Werk und eines schönen Morgens stürzten sich Bebel und Bismarck in die Arme, erlöst von ihrem Groll durch jähe etymologische Enträtselung des Wörtchens Sozial. Es lebe der Sprachforscher.

Wilhelm Bölsche.

Die Auferstehung.

Novelle von **Leonor Goldschmied.**

IV. (Schluß.)

Gegen Abend trieb es ihn unter die Linden.

In das rötliche Dunstgrau des Himmels über dem verschwommenen Brandenburger Thore, aus blanken Glockenkugeln, in sinkender Reihe, dämmern die Lichtfunken auf, wie Hyacinthen. Darunter hinschleichend verliert er sich fast in den Anblick.

Von der leeren Nordseite, auf der er hintappt, wirft er zuweilen einen spähenden Blick auf den Mittelgang, der eben beginnt. Etwas taumlig zu Mute ist ihm noch. Nach der Versammlung — war ihm so zerschlagen gewesen, als hätte er wieder in einem leeren Müllkasten die Nacht gelegen. Un denn . . denn hatte er sich . . n' Bis'ken zu viel . . . hinter de Binde . . . jejoff'n . . . un war z—u lange jeblieb'n . . . bei de olle Lene.

Bis dicht an die Große Friedrichstraße war er gelangt. Etwas nüchterner steht er still und blickt genauer herüber. Am Ende . . sind doch 'n pa da . . Aber der breite, dunkelsandige Mittelweg zwischen den schneebehängten Lindenreihen — ist leer. Nur drüben, im Zwielicht ein rauschendes dichtes Gewimmel.

Eine ganze Weile hält es sein Auge gebannt. Er sieht herauf und herunter. Er schüttelt den Kopf. Nur feine Leute. Wenn jeder einzeln . . vor sich . . keeme . . . hatte er doch jeheert . . konnten se't . . nich vabieten . . .

Zorn und Aerger wollen in ihm empor. Aber sie kommen nicht hoch. Mit dumpfer Gleichgiltigkeit wankt er durch den schwellenden Strom von Menschen, der sich drängend und brandend hineinzwängt in das enge, hohe Häuserbett der Friedrichstraße.

Drüben begegnen ihm nur noch wenige. Er erholt sich von seiner Verstörung. Und die frische Luft macht ihn klarer. Nur daß er seiner Arbeit, an die er sich kaum gemacht, wieder davon gelaufen, fiel ihm noch etwas auf's Herz. Aber mitten unter den qualmigen Dämpfen und Dünsten, die ihn beim Wühlen umbrodelten — wieder; die ollen . . . doten Jeschicht'n . . . un denn . . deer Millstoob . . . Er hatte ihn zuletzt nicht mehr riechen können.

Da hielt er sich plötzlich wieder in der großen Versammlung. Mit gewaltiger Wucht bricht sie, geschlossen, in ihm herauf. Er wirft schärfere Blicke auf die wimmelnde Menge herüber. Er steht still. Dann faßt er sich ein Herz und wagt sich behutsam bis auf den Mittelgang. Besehen . . wollte er sich . . die Herrschaften . . doch ma wieder . . die er . . die janze Zeit . . . aus'n Wege jejang'n wa . . . Er wollte se sich . . doch ma wieder besehen . . .

Wie etwas Fremdes bestaunt er, ganz dicht an dem eisernen Geländern, auf den schweren granitnen Säulen, hinschleichend, das summende, schlurfende, drängende Durcheinander von Hüten und Toiletten, Gestalten und Köpfen. Dann verdüstert sich tief sein

Gesicht. Mit eins steht der furchtbare, starre Arbeitslose vor ihm, seine harten, grimmigen Worte rollend. Lange wendet sich ab, mit gespaltener Seele. Er kann die feinen, geputzten Leute nicht mehr sehen. Ihm fehlt die Kraft zum Haß. Elend hat seine Schicksalswaffen zerbrochen . . .

In einer Seitenstraße, wo keine Menschen sind, geht er wieder hin. Den Begegnenden biegt er förmlich aus. Er kann keinen mehr sehen, der gut gekleidet ist. Er vergißt seine kranken Beine. Er will wieder wandern, wandern . . Tiefe, dunkle Wälder umschatten ihn lautlos. Die Kiefern, die Mooskräuter duften. Von fern nur der Ruf eines Kukuks — und kei—ne Menschen . . .

Der flüchtige Truamblick hat ihn erquickt. Ein leises Licht hebt sich in ihm und breitet sich aus. Er denkt gefaßter und ruhiger. Die Versammlung mit ihren stürmischen Bildern, schwebt wie in naher Ferne, gedämpft ihm vor. Er faßt zusammen. Eine tiefe Hoffnung geht doch von ihr aus. Und wärmer und heißer, von Neuem durchströmt es ihn. Reene blind jewesen . . man se doch alle . . . die janze Zeit ieber . . .

An einem Bäckerladen kommt er vorüber, voll von Kuchen und Brot. Sein Blick fällt darauf. Ihn hungert. Aber er hat ja kein Geld. Und wieder fällt es ihm ein. Ganz resigniert geht er weiter. Man durfte nicht daran denken. Nich' dran denken . .

Ein Fleischerladen, hell, bunt und glänzend umkachelt. Bis zur Decke herauf Wurst und Fleisch, das ihn anlacht. Doch wie Hohn will es ihn treffen. Aber er giebt sich einen kräftigen Ruck. D' half ja allens nischt . . Und ein stützender Trost, eine belebende Hoffnung steht die Versammlung überdies wieder vor ihm. Un' stantet denn . . mit ihm selber . . . schon so schlimm? . . Bei seine Fuffzig . . konnte er sich denn nich noch mal . . uffraffen? — Womit hatte er denn det ieberhaupt vadient? . . . Wat hatte er denn vabroch'n? . . Und er fing an zu zweifeln, daß er Schuld habe an seinem Elend.

Allmählig wird ihm klarer. Die innere Erhellung will ihn gleichmäßiger durchstrahlen. Er geht fester. Er sucht sich Haltung zu geben, er reckt sich auf. Das Ermannen belebt ihn. Ihm wird leichter und besser. Sein Leben, seine Zukunft gehört ja noch ihm. Is er denn . . der alte Lange nich mehr? . . der frieher so ville Kraft jehabt? . . un der zuerst so jut vorwärts kam? . . . Wa er denn der Alte nich mehr? . . N' Deibelooch . . er wolltet ihn'n schon zeijen . . det er der Alte noch wa! . . . Und er fühlt wieder Boden unter den Füßen. Er tritt sicherer auf, er versucht ernsthafte Schritte zu nehmen.

Ein fein gekleideter Herr schlendert daher, im linken Auge ein Glas. Sein Gesicht fahl, welk, verdorrt. Wie vertrocknende Teiche die Augen. Sein breites Gesicht, seine noch immer kräftigen Knochen — sich selbst gewahrt er plötzlich dagegen. Und es steigt heiß in ihm auf. Warum, warum?! — Den Grund kann er nicht fassen. Doch wie er, den Kopf mit Gewalt zur Seite werfend, rasch weiter wankt — springt eine schwere Verwünschung von seinen Lippen.

Worauf er sich noch besinnen kann von allem, was er gethan — darin vergräbt er sich, dringt er bohrend hinein. Dabei zuckt leuchtend aus seinen Augen etwas wie eine verhaltene, dämonische Lust auf. Er hatte sich blos nich aussaug'n lassen woll'n . . bis uff's Blut . . . un' det nannten se denn Faulheit . . . Nich jenuch geduckt hatte er sich . . det wa't janze . . Und es züngelt und lodert aus ihm heraus.

Da fällt sein Blick noch auf hohe, spiegelnde Schaufenster. Erst will er wegsehn. Dann aber wendet er sich heran. Eine kostbare Einrichtung darin: geschliffene Spiegel, geschnitzte Möbel. Bunte, schwellende Polster. Twa rich—tich . . al—lens in Ie—berfluß . . . allens . . in Ie—ber—fluß. Und er tritt näher und weidet sein erregtes Auge förmlich an aller Pracht. Dann aber wird es plötzlich stier und glasig. Vergleiche kommen. Sein . . ol—let . . . va—fluch— —tet . . Schlafstellenloch . . . . Und wankend am ganzen Leibe, während eine schäumende Wut seine Züge herauf treibt, ballt er die Faust, hebt sie zielend und krampfend gegen die Scheibe — da hört er hinter sich Trappeln — — — gebrochen läßt er den Arm sinken und schleppt sich weiter.

V.

Im Spreearm schlängelten sich die hellblauen Schlangen des elektrischen Lichtwiederscheins leise hin und her, wie er die alten, düsteren, gewundenen Uferstraßen entlang geht. Gedämpftes Wagengerassel und Menschengetrappel, von den Uferdämmen, hört er deutlich herüber. Aber es war kalt. Er schlich wieder wie abwesend hin. Das Asyl schwebte ihm undeutlich vor. Wenn't ihn nich wieder . . wie jestern . . . jehn sollte . . . mußte er machen . . . det er hinkam. Oder sollte er wieder . . zu die olle — Lene? . . Na, zu d i e zog'n ihn keene zehn Pferde mehr hin . . . Seit gestern hatte er beinahe einen Abscheu vor seiner alten Bekannten.

Immer verworrener klingt der Uferdammlärm in die enge Kanalstraße. Aber bei trübselig flackerndem Seitenlicht sieht er sie vor sich, in dem großen, grauen Steinsaal des Asyls. Wie winterhungrige Tiere gierig die semige Mehlsuppe schlürfend, oder auf den harten Drahtgestellen liegend, totähnlich müde. Er schüttelte sich. Un' wenn se zuerst . . uf'n Hof antret'n mußten . . . un die bei Seite jingen . . . von die . . . wat abspring'n konnte . . . Er fühlte heute grell ihr ganzes Elend. Und heute, da er wieder auf andre geachtet, fiel es ihm auf: stumpf und blöde und verloren sahen doch alle aus.

Und da sollte auch er wieder hin.

Er stockte und stand an dem alten, schwarzverwitterten Holzgeländer des Kanals still. In ihm war es wieder still und dunkel geworden. Er starrte in die Flut. Ein rührend Verlorenes, Hilfloses kam über seine Züge . .

Wie die grauen dunklen Wellen, hie und da lichtüberzittert, gespensterhaft hingurgelten . . Als ob sie wimmerten. . . . als ob sie im Sterben lägen . . und schwer verröchelten! Sein oller . . armer . . Freind . . Bennecke . . . In't Wasser . . wo er jejang'n . . . noch janich so lange her wat . . .

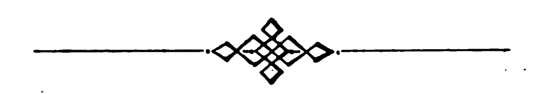
Er hörte es deutlicher gurgeln und röcheln.

Ein Grausen schlug ihn. Oller Freind . . bist Du't? . . Nee . . Du . . Du bist et nich . . . Du hast . . Deine Ruhe! . . . Herjott det half ihm ja aber allens nich soviel . . . Und er wandte sich aufraffend weiter. In't Asil mußte er! Er mußte mach'n det er hinkam, in't Asil . . . . Aber er vermochte sich nicht zu rühren, nicht zu bewegen. Neee . . . eer . . . jing hei—te . . n i c h hin. Eer . . kon—nte heite nich hinjehn . . in't Asil . . . heite nich . . . Und leer, verzweifelt, sich förmlich windend, lehnt er an das Geländer.

Aber er hatte ja nichts. Wo sollte er . . denn bleib'n? . . .

Links, auf die hölzerne Schiffstreppe, die er sah, ist er wie abwesend herabgetastet, zusammengehockt. Seine Mütze fällt ihm vom Kopf, er sinkt an die Ufermauer. Er nickt ein. Dann hat leiser Friede noch einmal seine Züge gedehnt: die glänzenden Schaufenster — — sanken. Aus den offenen Läden — kommen alle heraus — — die noch darbten und hungerten. Geschmückt und gespeist. Und er selbst — er geht unter den Linden spazieren . . .

Ein rauher Windstoß erweckt ihn und wirft ihm den Müllgeruch seiner Kleider in's Gesicht. Auf allen Vieren, wie auf der Flucht, kriecht und schleppt er sich plötzlich gewaltsam zum Rand. Und jäh herüber. Sein Reich war nicht von dieser Welt.



An offener See.

Roman

von

August Strindberg.

Autorisierte Übersetzung von M. von Borch.

(12. Fortsetzung.)

Achtes Kapitel.

Als der Inspektor am folgenden Morgen bei seiner Verlobten am Kaffeetisch saß, nachdem er ohne weiteres als Schwiegersohn angenommen worden, hatte er auf's Neue die komplizierte Empfindung einer großen Ruhe, weil er in einen kleinen Kreis aufgenommen worden, in dem gemeinsame Interessen zu unbeschränktem Vertrauen zusammenhielten, und zugleich die der Angst, weil er sich selbst vor den mannigfachen Rücksichten, die Sympathie und Verwandtschaft im Gefolge haben, aufgeben mußte. Der vorhergehende Abend war in sein Leben gestürmt, und hatte großes und kleines durch einander gemischt, wie das Leben es bietet; seine ganze Liebesgeschichte, die er mit offenen Augen geträumt hatte, war dennoch mit absichtlich verbundenen vor sich gegangen. Er hatte sie geschlossen vor der geheuchelten oder eingebildeten Krankheit des Mädchens; so fest geschlossen, daß er sich selbst dahin gebracht, sie ernst zu nehmen, denn wenn er es nicht gethan, sondern vom ersten Augenblick an offen gesagt hätte: „stehen Sie auf und sein Sie gesund, Sie sind nur eingebildet krank," so hätte sie ihn für's ganze Leben gehaßt, und seine Absicht war doch, ihre Liebe zu gewinnen. Jetzt hatte er ihre Liebe gewonnen, vielleicht weil sie glaubte, ihn hintergangen zu haben; also stand seine Liebe im direkten Verhältniß zu seiner Leichtgläubigkeit; und als er sich nun am Morgen immer und immer wieder die Frage wiederholte: glaubst Du an Deine Maria? so übersetzte sein ausgeschlafener Verstand es folgendermaßen: bin ich sicher, daß ich Dich hintergehen kann? Nein, es gab keine Liebe mit offenen Augen, und ein Weib durch Offenheit zu gewinnen, war unmöglich, ihm mit erhobenem Haupte nahen und mit klaren Worten, hieß es von sich stoßen. Er hatte mit Lügen angefangen und mußte in der Verstellung fortfahren. Indessen, während das Gespräch jetzt zwischen Kleinigkeiten und Gefühlsausbrüchen weiter spielte, war keine Zeit zum Grübeln; das Wohlbehagen, in einem Heim zwischen zwei Frauen zu weilen, machte alles glatt und weich, so daß er sich dem Genuß überließ, der Gefeierte, das Kind, der Kleine, der Sohn der Schwiegermutter zu sein, und dabei nicht merkte, wie die Tochter, die der Mutter bereits über den Kopf gewachsen war und sie wie ihr Kind behandelte, durch eine leichte Reduktion nach und nach auch ihm gegenüber, welcher Eine, die ihres Gleichen war, Schwiegermutter nannte, einen überlegenen Ton anschlug. Aber diese Verdrehung der Naturordnung belustigte ihn, und er hatte immer das Bild des Riesen vor sich, der sich von dem Kinde drei Haare aus dem Bart zupfen ließ, aber nur drei. Als sie bei den Kaffeetassen saßen und plauderten, hörten sie vom Strande her das Gemurmel der Leute.

Vom Fenster aus sahen sie das Volk auf den Hafenspitzen versammelt; zuweilen standen sie unbeweglich und beschatteten die Augen mit der Hand; zuweilen wiegten sie sich auf beiden Füßen, als brenne der Boden unter ihnen, oder als könnten sie vor Unruhe nicht still stehen.

„Das ist das Wunder!" rief das Mädchen und eilte hinaus, hinter ihr ihre Mutter und ihr Verlobter.

Auf der Anhöhe angelangt, blieben die Frauen gleichsam wie von Schreck gelähmt stehen, als sie mitten am sonnenklaren Morgen einen leichenweißen, kolossalen Mond über einem Friedhof mit schwarzen Cypressen auf der Meeresfläche schwimmen sahen.

Der Inspektor, der den Effekt nicht von diesem Standpunkt aus berechnet hatte, faßte den Zusammenhang nicht schnell genug, und wurde selbst leichenblaß durch die Erschütterung, die auf etwas Monströses, etwas Unerwartetes in der sonst so streng an Gesetze gebundenen Natur folgt. Er eilte an den Frauen vorbei, die versteinert und regungslos dastanden, und gelangte hinunter an den Strand, wo das Volk versammelt war. Im Augenblick fand er die Lösung des Rätsels. Sein beabsichtigter Marmorpalast war nämlich unfreiwillig von einer vorspringenden buchtigen Klippenwand auf der einen Seite und von einer Tannenkrone auf der andern Seite eingefaßt, so daß die Kalkplatte sich zirkelrund zeigte und mit den allzu schwach gemalten Fenstern die Karte der Mondscheibe nachahmte.

Das Volk, das auf das Eintreten des Wunders zur festgesetzten Stunde vorbereitet gewesen, da der Inspektor es versprochen hatte, betrachtete den hervortretenden Mond mit erschrockenen aber ehrfurchtsvollen Blicken, und gegen ihre Gewohnheit lüfteten die Männer ihre Hüte und Mützen.

„Nun, was sagt Ihr jetzt zu meiner Luftspiegelung?" fragte er scherzend.

Niemand antwortete; der Oberlotse jedoch, der der Mutigste war, deutete nach der nordwestlichen Himmelsgegend, wo der wirkliche Mond bleich im ersten Viertel schwamm.

Das Wunder war daher niederschmetternd, und der starke Eindruck, den die beiden Monde bereits hervorgerufen, war zu tief, um durch eine Erklärung verlöscht werden zu können. Und als der Inspektor einen Versuch gemacht hatte, dessen Anfang nicht einmal angehört wurde, und das Volk noch immer wie verzaubert, gleichsam wie verliebt in sein Entsetzen über das Unerklärliche dastand, gab er jeden Versuch auf, es in seinem Glauben zu erschüttern. Er hatte den Leuten einen Beweis geben wollen, daß weder er noch die Natur Gesetze durchbrechen könne, und nun hatte der Zufall ihn trotzdem zum Zauberer gemacht.

Als er sich umwandte, fand er seine Verlobte in einem extatischen Zustand, während die Mutter sie zurückhielt; als er aber näher kam, riß sie sich los, fiel auf die Knie und rief mit halb wahnsinnigen Geberden und Worten, die irgend einem spiritistischen Cirkel entlehnt schienen:

„Mächtiger Geist, wir fürchten Dich! Nimm die Furcht von uns, auf daß wir Dich lieben können!"

Die Sache hatte bereits eine bedenkliche Wendung genommen, und der Inspektor nahm all seine Kunst zu Hülfe, um das unfreiwillige Wunder zu erklären; aber vergebens. Das Wonnegefühl, so getäuscht zu sein, der lähmende Schrecken und das dahinter lauernde Bestreben, die Sinnestäuschung nicht eingestehen zu wollen, hatten sich der Sinne des jungen Mädchens derartig bemächtigt, daß weder Vorstellungen noch Beteuerungen halfen. Die Mutter mit ihrem unerschütterlichen, ruhigen Gleichmut schien nicht zu wissen, wie sie dran war und hatte über das beunruhigende Benehmen ihrer Tochter das ganze Naturphänomen vergessen.

Jetzt aber war die Aufmerksamkeit der Leute am Strande durch Fräulein Maria's Schreien und Geberden vom Schauspiel auf der See abgezogen; als sie das junge Mädchen vor dem weißgekleideten Manne mit dem tiefen, dunklen Blicke barhäuptig hier draußen auf der Anhöhe kniend sahen, mußte ihnen irgend eine biblische Geschichte von einem jungen Manne, der Wunder that, vorgeschwebt haben, denn in aller Hast drängten sie sich zusammen und begannen zu flüstern, und auf die Aufforderung des Oberlotsen eilte eins der Weiber in die zunächst liegende Hütte und kam mit einem dreijährigen Kinde zurück, das eine offene eiternde Wunde auf der Backe hatte.

Mit der Fähigkeit, eine Luftspiegelung hervorrufen zu können, sollte also auch eine übernatürliche Kenntnis im Heilen von Krankheiten verbunden sein.

Die Rolle, die dem Inspektor aufgezwungen worden, fing jetzt an, diesen über Gebühr zu quälen; als er nun sah, wie die Fischer, Lotsen und Zollbeamte ihre Arbeit hinlegten, Zimmerleute und Tischler den Bau der Kapelle verließen, um seinen Worten wie Prophezeihungen mit wunderthätiger Kraft zu lauschen, wurde ihm Angst wie vor einer Naturkraft, die er heraufbeschworen hatte, ohne sie zügeln zu können. Der Augenblick war indessen gekommen, wo er sich aussprechen mußte, bestimmt und deutlich.

„Ihr guten Leute," begann er. Dann stellte sich aber leise die Reflexion ein: wie anfangen, welche Worte anwenden, da jeder Ausdruck eine Erklärung forderte, die wiederum Verständnisse voraussetzte, welche hier fehlten. Und während der Sekunden, wo er bedachte, welch eine Kluft zwischen Jenen und ihm lag, vernahm er Schritte; er wandte sich um und erblickte einen Menschen, der aussah wie ein älterer Seemann auf Urlaub.

Der Mann lüftete einen runden Filzhut und sah anfangs ein wenig verzagt aus; als er aber näher kam, richtete er sich auf und wollte grade etwas sagen, als der Inspektor ihm aus der Verlegenheit half durch die Frage:

„Sind Sie vielleicht der erwartete Prediger aus dem Stift?"

„Der bin ich!" entgegnete der Ankömmling.

„Wollen Sie nicht ein paar Worte zu diesen Leuten sprechen, die sich in Aufregung befinden einem Naturphänomen gegenüber, das sie nicht erklärt haben wollen, und das ich in diesem Augenblick nicht deuten kann," begann der Inspektor in seinem Eifer, aus dieser falschen Situation zu kommen.

Der Prediger erklärte sich sofort bereit. Er strich sich den langen Kinnbart und zog eine Bibel aus der Tasche.

Als die Leute das schwarze Buch sahen, bemächtigte sich ihrer eine lebhafte Bewegung und einige unter den Männern entblößten das Haupt.

Der Prediger hatte einen Augenblick geblättert und hielt schließlich inne, dann räusperte er sich und begann zu lesen:

„Und ich sahe, daß es das sechste Siegel aufthat; und siehe, da ward ein großes Erdbeben, und die Sonne ward schwarz wie ein härener Sack, und der Mond ward wie Blut. — Und die Sterne des Himmels fielen auf die Erde, gleich wie ein Feigenbaum seine Feigen abwirft, wenn er von großem Wind bewegt wird. — Und der Himmel entwich, wie ein eingewickelt Buch; und alle Berge und Inseln wurden bewegt aus ihren Örtern. — Und die Könige auf Erden und die Obersten und die Reichen und die Hauptleute und die Gewaltigen und alle Knechte und alle Freien verbargen sich in den Klüften und Felsen an den Bergen; und sprachen zu den Bergen und Felsen: Fallet auf uns, und verberget uns vor dem Angesicht deß, der auf dem Stuhl sitzt, und vor dem Zorn des Lammes. — Denn es ist gekommen der große Tag seines Zorns, und wer kann bestehen?"

Der Inspektor, der sofort gemerkt, welche gefährliche Wendung die Sache genommen, hatte seine Verlobte halb mit Gewalt aus dieser gefährlichen Nachbarschaft gerückt, sie nach dem Strande hinunter geführt und wollte ihr nun, indem er ihr den richtigen Standpunkt anwies, zeigen, daß es kein Mond sei, der vom Himmel gefallen, sondern einzig die italienische Landschaft, die er für ihren Geburtstag herzustellen versprochen hatte.

Jetzt aber war es zu spät. Das innere Auge des Mädchens hatte die Erscheinung bereits in ihrer ersten Gestalt gesehen, und die anfeuernde Auslegung des Predigers vertiefte nur noch die erste Gesichtstäuschung. Er hatte mit den Naturgeistern gespielt, hatte, wie er glaubte, einen Feind zu seiner Hülfe heraufbeschworen, und nun waren Alle zum Feinde übergegangen, so daß er ganz allein stand. —

Während Maria's Blicke noch an dem Prediger auf dem Berge hingen, wandte er sich versuchsweise zur Mutter und flüsterte:

„Helfen Sie uns aus dieser Sache heraus. Kommen Sie mit hinaus nach der Scheereninsel und sehen Sie, daß es nur Spielereien sind, ein Geburtstagsscherz.“

„Ich kann über solche Dinge nicht urteilen,“ entgegnete die Kammerrätin, „und ich will auch nicht urteilen. Aber ich meine — Ihr solltet Euch bald verheiraten.“

Das war ein Ratschlag, ein nüchterner, prosaischer, aber aus dem Munde dieser alten Frau, die selbst Mutter war, klang er so klug; umsomehr als er seinem eigenen scharfen Verstande zusagte, obgleich er die Erklärung ziemlich vereinfacht fand. Nach dem Wink jedoch, den er von der Mutter bekommen, ging er direkt auf das Mädchen zu, legte den Arm um ihre Taille, sah ihr in die Augen mit einem Lächeln, das sie verstehen mußte, und küßte sie dann auf den Mund.

Im selben Augenblick schien auch das Mädchen von dem Zauber oben am Berge befreit, hing sich ohne Widerstreben an den Arm des Freundes und ging tanzenden Schrittes mit ihm nach der Hütte ihrer Mutter.

„Danke,“ flüsterte sie und versenkte ihren Blick in den seinen, „ich danke Dir dafür, daß Du — wie soll ich sagen?“

„Daß ich Dich von dem Berggeist befreit habe,“ ergänzte Borg.

„Ja, von dem Geist!“

Und sie wandte sich um und blickte auf die überstandene Gefahr zurück.

„Nicht umsehen!“ warnte der Bräutigam und zog Maria in die Thür der Hütte, während der Wind noch einen abgerissenen Wortschwall des Bergpredigers zu ihnen herunter führte.

Neuntes Kapitel.

Als der Inspektor acht Tage später eines Morgens nach einer gut durchschlafenen Nacht erwachte, war sein erster klarer Gedanke der, daß er fort müsse von der Insel, fort, gleichgültig wohin, um allein sein, sich sammeln, sich wiederfinden zu können. Die Ankunft des Predigers hatte nämlich die beabsichtigte Wirkung nach der einen Seite gehabt: das „Pack zu schrecken“, so daß der Spektakel und die Rohheiten aufhörten; auf der andern Seite hatte aber der Inspektor sich des neu erworbenen Friedens nicht freuen können, denn der exaltierte Zustand, in dem seine Braut sich befand, zwang ihn, sie stets im Auge zu behalten. Auf diese Weise hatte er ihr Gesellschaft geleistet, sie förmlich gehütet von früh bis spät, und durch

endlose Gespräche in Religionsfragen versucht, sie von den verführerischen Reden des Priesters fern zu halten. Alles, was er in seiner Jugend durchkämpft hatte, mußte er jetzt wiederholen, und da seit jener Zeit neue Gegenbeweise erfunden worden, mußte er seine ganze Apologie umredigieren. Er improvisierte psychologische Erklärungen von Gott, vom Glauben, vom Wunder, von der Ewigkeit, vom Gebet, und bildete sich ein, daß das Mädchen dies verstehe. Als er aber nach drei Tagen merkte, daß sie noch auf dem alten Punkt stand, und daß diese Gefühlssache außerhalb des Raisonnements lag, warf er alles über den Haufen und versuchte, indem er das erotische weckte, durch eine neue Gefühlssphäre die andere auszutreiben. Aber auch dies mußte er bald aufgeben, denn das Gespräch hierüber steigerte das Gefühlsleben des Mädchens noch höher, und er merkte bald, daß es heimliche Brücken zwischen der religiösen Extase und der sinnlichen gab. Von der Liebe zu Christus sprang sie auf der breiten Zugbrücke Nächstenliebe gar leicht zur Liebe zum Manne über; von der Enthaltsamkeit trippelte sie über den Steg Entsagung zur Nachbarin Kasteiung; ein kleiner Wortwechsel erzeugte das unangenehme Gefühl der Schuld, die in die Lustempfindung Versöhnung aufgelöst werden mußte.

In seiner Not mußte er zuerst die Brücke abreißen, sie von Angesicht zu Angesicht der rohen Lust gegenüber stellen, ihr Verlangen nach dem Irdischen wecken, das er in glühenden Farben schilderte. Wenn ihm dies aber geglückt war, und er sich im letzten Augenblick zurückzog, trat bei ihr Kälte ein, weil sie sich verrechnet hatte, und wenn er dann versuchte, ihre Gefühle zu veredeln, sie auf den Gedanken an Nachkommen und Familie zu führen, so wandte sie ihm den Rücken und erklärte bestimmt, sie wolle keine Kinder haben. Sie war sogar im Stande, Redensarten zu gebrauchen, die bei einer gewissen Gruppe von Frauen hoch im Kurs standen: sie wollte nicht zur Maschine werden, um ihm unter Gefahr ihres Lebens Erben zu schenken.

Dann fühlte er, daß die Natur etwas zwischen sie gestellt habe, was er noch nicht kannte: zum Trost bildete er sich ein, dies sei nur die Furcht des Schmetterlings, das Ei legen und sterben zu müssen, — die Angst der Blume, daß ihre natürliche Pracht mit der Samenbildung schwinden müsse.

Aber er hatte sich während dieser acht Tage abgenützt; das feine Räderwerk seiner Gedanken fing an zu stocken, und die Feder im Werk war schlaff geworden.

Wenn er am Tage nach einer solchen Überanstrengung ein paar Stunden arbeiten wollte, war sein Kopf voll von Gerümpel. Fast hörbar wiederholten sich kleine Worte in seinen Ohren; Geberden und Mienen, die sie während des Gesprächs gemacht, tauchten auf; und eine ihm geglückte Replik gewährte ihm noch in der Erinnerung einen Augenblick der Befriedigung. Mit einem Wort, sein Kopf war voll von Kleinigkeiten, und jetzt merkte er, daß er versucht hatte, ein Chaos zu entwirren; daß er zu einem Schulknaben gesprochen, anstatt Gedanken mit einem gereiften Weibe auszutauschen; daß er Massen von Kraft abgegeben, ohne etwas dafür wieder zu bekommen; daß er einen trockenen Schwamm in seine Seele gelegt, und daß der Schwamm sich vollgesogen hatte, während er selbst trocken geworden war.

Er war der ganzen Sache überdrüssig, müde, und sehnte sich hinaus, hinaus für eine Weile, denn auf immer fliehen, das konnte er nicht.

Als er jetzt gegen fünf Uhr Morgens zum Fenster hinausblickte, sah er nur einen dichten Nebel, der trotz schwachen südlichen Windes unbeweglich war. Aber anstatt ihn abzuschrecken, lockte ihn diese lichte, glänzend weiße Finsternis, die ihn verbergen, ihn absondern sollte von dem kleinen Fragment des Erdballs, an das er sich nunmehr gebunden fühlte.

Barometer und Wetterfahne sagten ihm, daß die Sonne später am Tage hervorkommen werde, und deshalb stieg er ohne lange Zurüstungen in's Boot, nur mit Seekarte und Kompaß versehen; er gedachte jedoch nicht, sich auf diese zu verlassen, denn er hörte die Glockenboje eine halbe Meile seewärts läuten, gerade in der Richtung, die er einschlagen wollte.

Er zog also stark an und war bald mitten im Nebel. Hier, wo das Auge von allen Eindrücken der Farbe und Form frei war, empfand er erst das Behagen, das die Isolierung von der bunten Außenwelt ihm bereitete. Er hatte gleichsam seine eigene Atmosphäre um sich; wie wenn er einsam auf einem andern Himmelskörper in einem Medium schwebte, das nicht Luft, sondern Wasserdampf war, der angenehmer und labender einzuatmen war, als die austrocknende Luft mit ihren 79 pCt. Stickstoff, die ohne ersichtlichen Zweck übriggeblieben waren, als die Erdmaterie sich aus dem Chaos der Gase ordnete.

Dies war kein dunkler, rauchfarbiger Nebel, sondern ein helles, gleichsam frisch geschmolzenes Silber, durch das das Sonnenlicht fiel. Weich und warm wie Watte legte er sich heilend um sein müdes Ich und schützte es gegen Stoß und Druck. Eine Weile erfrischte er sich an dieser wachen Ruhe der Sinne, ohne Ton, ohne Farbe, ohne Geruch; er fühlte, wie sein gequälter Kopf sich kühlte in dem sichern Bewußtsein, daß er hier nicht mit anderen in Berührung kam. Er hatte die Sicherheit, nicht gefragt zu werden; er brauchte nicht zu antworten, nicht zu sprechen. Der Apparat stand einen Augenblick still, da alle Leitungen unterbrochen waren; dann aber begann er wieder klar und geordnet über alles nachzudenken, was er erlebt hatte. Aber das kürzlich Erlebte war so untergeordnet, so klein, daß er zuvor das Grundwasser der letzten Tage ablaufen lassen mußte, bevor frisches Wasser kam.

In der Ferne hörte er in Zwischenräumen von mehreren Minuten, die Glockenboje rufen, und diesem Ton nach steuerte er den Kurs direkt in den Nebel hinein. —

Dann wurde es wieder still. Nur das Plätschern des Bootes vorn, und das Sprudeln des Kielwassers am Achter, gab ihm die Empfindung, daß er sich vorwärts bewege. Gleich darauf aber hörte er eine Möwe im Nebel schreien, und im selben Augenblick glaubte er ein Schlagen der Wellen und ein Sausen zu hören, wie wenn ein Boot hinter ihm her komme. Als er es aber anrief, um die Gefahr zu vermeiden, erhielt er keine Antwort, sondern fühlte nur ein Schlagen im Wasser, wie wenn ein Boot abfällt.

Nachdem er wieder eine Weile gesegelt, bemerkte er luvwärts eine Mastspitze, mit großem Segel und Focksegel; vom Rumpf oder vom Bootsmann war jedoch nichts zu sehen; die hohe Dünung verbarg sie.

Dieser Vorfall würde seine Gedanken unter anderen Verhältnissen nicht gestört haben, jetzt aber machte er einen Eindruck, wie das in der Eile Unerklärliche, das Furcht einjagt, von wo nur noch ein Schritt bis zum Gedanken an Verfolgung ist. Das neu erwachte Mißtrauen bekam frische Nahrung, als er gleich darauf das Gespensterboot wie in den Nebel hineingemalt, luvwärts an sich vorüber schießen sah, ohne jedoch den Bootsmann gewahren zu können, den das Sprietsegel verdeckte.

Jetzt rief er wieder an, aber anstatt einer Antwort sah er nur das Boot so viel abfallen, daß er sehen konnte, wie die Ruderbank leer war; dann verschwand die Erscheinung wieder in dem alles verschlingenden Nebel.

Gewöhnt, sich von der Furcht vor dem Unbekannten loszumachen, warf er sofort Erklärungen auf, hielt schließlich aber vor der Frage inne, weshalb der Ruderer sich verberge; denn daß in einem segelnden Boote, das nicht trieb, ein Bootsmann sein müsse, daran zweifelte er garnicht. Weshalb wollte er ungesehen

bleiben? In gewöhnlichen Fällen wollte man doch nur ungesehen sein, wenn man auf unerlaubten Wegen war, Ruhe haben, oder Jemand erschrecken wollte. Daß der unbekannte Segler nicht die Einsamkeit suchte, war wohl anzunehmen, da er denselben Kurs inne hielt, und wenn er einen Furchtlosen erschrecken wollte, der für Aberglauben nicht empfänglich war, hätte er es auf bessere Art thun können. Inzwischen hielt er seinen Kurs auf die Boje zu, auf der Leeseite fortwährend eigensinnig von dem Gespensterschiff verfolgt, jedoch in einer solchen Entfernung, daß es sich nur abzeichnete wie verdichteter Nebel.

Weiter hinaus, wo der Wind auffrischte, schien der dicke Nebel etwas dünner zu werden; wie ein langer Silberkuchen lag der vom Nebel versilberte Sonnenschein auf dem Rücken der Wellen. Mit dem Zunehmen des Windes nahm das Rufen der Boje zu, und jetzt steuerte er mitten in's Sonnenlicht hinein, wo der Nebel zerriß, und lief in stärkster Fahrt auf die Boje zu. Sie lag da und schaukelte sich auf den Wellen, zinnoberrot und glänzend feucht, wie eine ausgenommene Lunge, deren große schwarze Luftröhre schräge emporragte. Als die Welle das nächste Mal die Luft zusammenpreßte, stieß sie einen Ruf aus, als ob das Meer zur Sonne emporschrie; die Grundverkettung rasselte, bis sie abgelaufen war; und wenn dann die Welle fiel und die Luft wieder an sich sog, stieg ein Brüllen aus der Tiefe auf wie aus dem Riesenmaul eines Mastodons.

Dies war der erste mächtige Eindruck, den er nach den Kleinlichkeiten und dem Getändel eines ganzen Monats empfing.

Er bewunderte das menschliche Genie, das diese Glocke auf den heimtückischen Wolf, das Meer, gestellt hatte, damit er selbst seine wehrlosen Opfer warne. Er beneidete diesen Einsiedler, der gefesselt an einer Grundklippe mitten im Meer liegen und Tag und Nacht um die Wette mit Wind und Wetter heulen durfte, so daß man es meilenweit in der Runde hörte; der der erste sein durfte, welcher den Fremdling in seinem Lande willkommen hieß; der seinen Schmerz ausstöhnen durfte und gehört wurde.

Die Erscheinung zog hastig vorüber, und Halbdunkel umschloß wieder das Boot, das jetzt auf die Scheereninsel zuhielt, wo er sich auszuruhen gedachte. Eine halbe Stunde segelte er mit gleichem Winde, bis er die Strandbrandung donnern hörte; dann legte er bei und schoß bald in eine Bucht hinein, wo er landen konnte.

Es war die zu äußerst liegende Insel außerhalb der Einfahrt und bestand aus ein paar Morgen rotem Gneis, ohne andere Vegetation als einige Moose an jenen Stellen, wo das Treibeis die Klippen nicht ganz rein gekratzt hatte. Nur Möven hatten hier ihren Ruheplatz und schrieen Alarm, als der Inspektor sein Boot vertaute und auf den Kamm der Insel stieg. Dort wickelte er sich in seine Decke und setzte sich in eine blankpolierte Spalte, die ihm einen bequemen Ruhesitz gewährte. Hier, ohne Zeugen, ohne Zuhörer, ließ er seinen Gedanken ihren freien Lauf; legte sich selbst die Beichte ab, prüfte sein Inneres und horchte auf seine eigene innere Stimme. Nur eine zwei Monate lange Reibung gegen andere Menschen, und schon hatte er durch das Anpassungsgesetz den besten Teil seines Selbst verloren, hatte sich daran gewöhnt, mit Andern zu halten, um Zwistigkeiten zu vermeiden, hatte sich geübt nachzugeben, um es nicht zum Bruch kommen zu lassen, hatte sich zum charakterlosen, geschmeidigen Gesellschaftsmenschen entwickelt. Den Kopf voll kleinlicher Dinge, gezwungen in abgekürzter, vereinfachter Sprache zu reden, fühlte er, wie seine Sprechskala ihre halben Töne verloren hatte, wie seine Gedanken auf ein altes, ausgefahrenes Geleise geraten waren, das zurück auf den Ballastplatz führte. Alte schlappe Sophismen, wie man den Glauben Anderer respektieren müße, wie Jeder auf seine

eigene Façon glücklich werde, waren wieder in ihn gekrochen; aus lauter Artigkeit war er zum Zauberer geworden und hatte sich einen gefährlichen Konkurrenten auf den Hals geschaffen, der jeden Augenblick drohte, die einzige Menschenseele loszureißen, die er mit der seinen vereinen wollte.

Ein Lächeln umspielte seine Lippen, wenn er bedachte, wie er Jene hintergangen, die da glaubten, daß sie ihn hintergangen hätten; aber ein halblaut unfreiwillig ausgesprochenes „Esel“ ließ ihn erschrocken bei dem Gedanken zusammenfahren, daß Jemand ihn hören könnte.

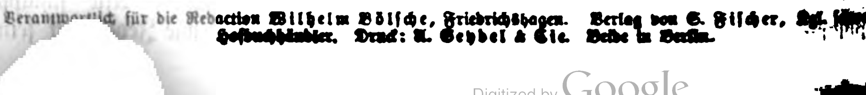
Dann fuhren die stillen Gedanken fort. Sie glaubten, seine Seele gefangen zu haben, und er hatte sie gefangen! Sie hatten sich eingebildet, daß er ihre Angelegenheiten verrichte, und sie wußten nicht, daß er sie brauchte für die Gymnastik seiner Seele und um den Genuß der Macht zu empfinden.

Doch diese Gedanken, die er vorher nicht als die seinen anzuerkennen gewagt, erwiesen sich jetzt als Kinder seiner Seele; große, gesunde Kinder, die er als die seinen anerkannte. Und was hatte er anderes gethan als sie gewollt, und nicht gekonnt! Und dieses junge Weib, das da glaubte, eine Drehorgel für sich gestimmt zu haben, ahnte nicht, daß sie auserſehen war, der Resonnanzboden seiner Seele zu werden . . .

Im selben Augenblick sprang er auf und unterbrach seinen gefährlichen Gedankenlauf, denn durch den Nebel hörte er deutliche Schritte auf dem Felsen; wenn er auch momentan auf eine Gehörstäuschung schloß, die durch die Einsamkeit und Furcht vor Ueberraschung hervorgerufen war, lenkte er den Schritt hinunter nach seinem Boot. Als er dieses aber in guter Ordnung fand, beschloß er, um die Insel herumzugehen, um das andere zu suchen; denn ein zweites mußte da sein, nachdem noch ein Mensch hergekommen war. Er kletterte über die Strandsteine fort und fand bald hinter der nächsten Landspitze einen Kahn mit demselben Sprietsegel, das er draußen auf See bemerkt hatte. Es war also klar, daß der Segler auf der Insel war, und nun begann der Inspektor eine Razzia im Nebel, wobei er sich jedoch immer in der Nähe der Boote hielt, so daß er den Rückzug abschneiden konnte. Als er endlich, nachdem er mehre Mal angerufen hatte, einsah, daß er die Boote verlassen müsse, um den Geheimnisvollen einzufangen, stieg er hinunter nach den Fahrzeugen, nahm die Ruderpinnen fort, um jede Flucht unmöglich zu machen, und ging dann wieder hinein in den Nebel. Er hörte Schritte vor sich, folgte der Spur nach dem Gehör, vernahm aber bald das Geräusch aus einer ganz anderen Richtung. Der Jagd müde und ärgerlich über das Vergebliche seiner Anstrengungen, beschloß er, diesem Auftritt ein schnelles Ende zu machen, da er nicht Lust hatte, das Nachlassen des Nebels abzuwarten.

(Fortsetzung folgt.)





Verantwortlich für die Redaction Wilhelm Bölsche, Friedrichshagen. Verlag von S. Fischer, Kgl. [illegible] Hofbuchhändler. Druck: A. Seydel & Cie. Beide in Berlin.



Kunst und Leben.

Von **Alexander Tauenstein.**

Unsere Zeit mit ihrer rückwärts schauenden Bildung pflegt oft genug Kunst und Wissenschaft nebeneinander zu nennen; nicht nur im Munde des Emporkömmlings, der es für seine Pflicht hält, gelegentlich auch das geistige Leben seiner Zeit mit seinem Beutel zu fördern; auch nicht bloß in den Rechnungen des Staatshaushaltes und der Feuilletonecke der Tageszeitungen: Zola selbst hat geradezu die Forderung ausgesprochen, die Kunst zur Wissenschaft zu „erheben“.

Aber näher als Kunst und Wissenschaft stehen Kunst und Leben einander. Das Leben und nicht die stille Träumerei des einzelnen am Schreibtisch ist es, was den Werken der Litteratur Leben und Farbe giebt. Nicht als Objekte des Forschers sind sie zunächst zu betrachten, sondern als bestimmt fürs Leben, bestimmt dafür, dem Volke ans Herz zu greifen, es in seinen Tiefen zu packen, es zu führen und zu erfreuen, es ernst zu stimmen und ihm doch auch über den Ernst des Lebens hinauszuhelfen, es in die Regionen der Einbildungskraft zu erheben, in denen die unmittelbaren Interessen des ungeschminkten Selbsttriebes zurücktreten und der schöpferische Wunsch, das leuchtende Ideal und das ethische Volksbewußtsein ihren Raum haben.

Die Sprache der Dichtung fußt auf der Sprache des Lebens. Beiden ist es gemein, daß sie alle Dinge im Lichte der uns beherrschenden Ideen betrachten. Beide besitzen, solange die Kunst gesund ist, dieselben Werturteile, und die Kunst bildet die Werturteile des Lebens unablässig weiter.

Kunst und Leben stehen zu einander und sind mit einander verwachsen und ohne einander nicht zu verstehen, so lange die Kunst gesund ist, d. h. ihre Wurzel im Leben hat. Aber es giebt Zeiten in der Litteraturgeschichte jeden Volkes, in denen sich Kunst und Leben fremd werden, in denen die Kunst aufhört, im Leben zu wurzeln, und das Leben sich von ihr abwendet, weil sie erstorben ist zur Stubenpoesie, zu einer trockenen Gelehrtenmache. Das siebzehnte Jahrhundert ist der beste Beleg für Deutschland. Kunst und Leben gingen jedes ihre eigenen Wege, zum Nachteil für die Kunst, zum Nachteil für das Leben.

Allerdings ist der Schaden nicht immer so zutage liegend. Selbst Festzeiten in der Litteraturentwickelung können durch solche Entfremdung hervorgerufen werden. Die klassische Periode der französischen Litteratur ist ein klassischer Beleg dafür. Aber Racine hat sicher nicht so auf Frankreich gewirkt wie Shakespeare auf England oder Goethe auf Deutschland.

Es ist nicht so selten, daß sich die Kunst dem Leben der eigenen Zeit entfremdet. Was im Geiste des Menschen lebt, das stellt er als Künstler dar. Ein Volk braucht nur mehrere Geschlechter lang sich in bestimmte Ideen einzuleben, namentlich in abliegende, in Rückwärtsideen, und es kann leicht, wenn jene nur genügend Zeit haben, sich zu entwickeln, den Geschmack an der eigenen Zeit verlieren. Diese kann ihm gemein, niedrig dünken, weil sie seinen Ideen nicht entspricht.

Denn das, was im Geiste eines Volkes lebt, lebt allein für es wirklich, nur damit beschäftigt es sich, nur auf dessen Boden ist es fähig, Kunstwerke zu erzeugen. Sein geistiges Leben ist sein wirkliches Leben. Die Wissenschaft aber abstrahiert geflissentlich von den Begleitgefühlen, die eine Vorstellung, eine jede Vorstellung in uns weckt, und sucht sie lediglich als Erkenntniswert zu betrachten. Der Arzt müht sich, an den schönen Frauenleib möglichst ohne geschlechtliche Erregung heranzutreten, und der Philosoph, der Fichtes sittliche Weltordnung als eine transzendentale Einbildung zergliedert und zerfasert, unterdrückt geflissentlich die Erinnerung an den Rausch, mit dem er das zündende Wort als Jüngling aufnahm, um es für einige Jahre in seinem Geiste eine Heimstatt haben zu lassen. Die Wissenschaft abstrahiert von der natürlichen Stellung, die der Mann dem Weibe gegenüber einnimmt, und der ideentrunkene Mann, bei dem nicht die Kritik gegenüber den eigenen Gedankengebilden bei der Hand ist, hat nicht den Stoff zum Gelehrten an sich. Dem Kunsthistoriker sind an dem Bilde ganz andere Dinge interessant, als dem, der aus Freude an den bildenden Künsten durch die Ausstellung wandelt, um Kunstwerke unbefangen auf sich wirken zu lassen. Wo er sich an einem Bilde berauscht, sieht der Historiker, wie die Linienführung dieses Schenkels von der auf dem letzten Bilde desselben Künstlers abweicht.

Historische Bildung giebts heute bei uns zuviel. Gegenwartsbildung und darum Verständnis für die eigene Zeit zu wenig. Nur die Oberflächlichkeit kann den Ruf gegen alle Bildung zu Gunsten der Kunst erheben, aber echte Gegenwartsbildung, Vertrautheit mit den Einrichtungen, Lebensbedingungen und geistigen Strömungen der Gegenwart, kann dem wichtigsten aller Gegenwartsfaktoren, der Kunst, selbst wieder nur förderlich sein.

Die neuere Pädagogik hat den außerordentlich hohen Einfluß der Phantasie auf das Handeln des Menschen wohl erkannt, und ist auf dem Wege, mit ihrer Arbeit bei der Phantasie des Kindes einzusetzen, und es vom Spieltrieb aus auf die Bahn selbstständigen Denkens und selbstständiger Arbeit zu leiten.

Jeder Erwachsene, der sich nur einmal selbst beobachtet hat, weiß, wie gefährlich es ist, namentlich mit lieben Phantasiebildern zu spielen und sich selbst in ihnen handelnd zu denken. Denn bringt die Wirklichkeit dann die Gelegenheit wirklich zustande, die die Einbildungskraft sich vorspiegelte, dann handelt der Mensch unausbleiblich nach dem lockenden Bilde und seinem Geiste und thut gegen seine eigene sittliche Ueberzeugung das, was sein Wunsch, sein Sehnen, sein Trieb ihm gebietet. Der Mann zieht das Mädchen gegen seinen eigenen Willen in seine Arme, und sie folgt ihm, ohne zu widerstreben, weil das Phantasiebild ihm zu gehören, bereits Macht über sie gewonnen hat.

Von diesem Gesichtspunkt aus ist es durchaus nicht ohne Bedeutung für den Menschen und seinen ethischen Wert, mit welchen Bildern seine Phantasie gefüllt ist, und ein einziges Bild, das sich in dem Kopfe eines Kindes festsetzt, kann es ebenso zum tüchtigen Manne machen, wie sie es zum Untergange führen kann.

Zwischen der Erziehung des Kindes und der Erziehung des Volkes besteht keine unbedingte Parallele. Das Kind ist vor allem geschlechtlich unreif, und man

verkehrt mit ihm nicht auf dem Fuße gleicher Logik. Beides ist beim Volke nicht der Fall und die geistige Bevaterung desselben seitens hochweiser Regierungen, die ja immer das Beste des Ganzen wollen und für das unreife Volk denken, ist einfach abzulehnen.

So nützlich es ist, wenn Behörden Verwaltung und Erziehung überwachen: gegenüber dem geistigen und sittlichen Fortschritt haben sie sich noch stets als unreif und unfähig erwiesen, das Neue in seiner Tragweite zu begreifen. Jedes Eingreifen des Staatsanwalts in die Welt der Kunst ist darum eine Gewaltthat, und wird doch eine bestimmte Entwickelung nicht aufhalten, wenn das ganze Volk oder auch nur alle die geistigen Führer auf ihre Seite treten. Und wo das nicht der Fall ist, wird die neue Richtung auch ohne dies untergehen. Das Kraftgesetz herrscht auch im Reiche des Geistes. Nur daß es bei der Frage, ob eine Anschauung siegen wird, nicht darauf ankommt, wieviel Vertreter sich augenblicklich zu ihr bekennen, sondern welch logischer, überzeugender Wert ihr innewohnt.

Die Kunst füllt die Phantasie mit Bildern und den Geist überhaupt mit Gedanken. Trotzdem kann man kaum sagen, daß das ihr Zweck sei. Von dem Zweck einer Sache kann man nur reden, wo sie wirklich geschaffen wird, um einer bestimmten Forderung zu genügen. Wo dies nicht der Fall ist, giebt es nur Wirkungen und keine Zwecke.

Und doch ist mit Recht gesagt worden, daß kaum ein zweiter Faktor so tief mit Hand anlege bei der nationalen Erziehung, als gerade die Dichtung. Und sicherlich nicht nur bei der nationalen. Friedrich Nietzsche hat in der „Götzendämmerung“ darauf hingewiesen, daß die Kunst gewisse Wertschätzungen stärke und schwäche, daß sie das fortbildende Moment in der Entwickelung der Werturteile sei. Als Psycholog fragt er mit Recht: „Was thut die Kunst? Lobt sie nicht? Verherrlicht sie nicht? Wählt sie nicht aus? Zieht sie nicht hervor?“ Das L'art pour l'art ist ihm ein Unsinn. „Der Kampf gegen den Zweck in der Kunst ist immer der Kampf gegen die moralisirende Tendenz in der Kunst, gegen ihre Unterordnung unter die Moral.“ L'art pour l'art heißt: „Der Teufel hole die Moral.“

Der Kampf gegen den moralischen „Zweck“ der Kunst ist erst anderthalb Jahrhundert alt. Vor Lessing kannte man ihn nicht. Man war allgemein der Anschauung: die Kunst ist da, um zu bessern, oder um es philosophisch genauer auszudrücken, um eine Annäherung der Menschen an die christlich asketischen Sittlichkeitsideale der eigenen Zeit hervorzurufen, unter denen die Mehrheit stand.

Die Mehrheit —, aber Lessing war eben über sie hinaus. Ihm war darum die Kunst etwas Anderes. Er sah den Künstler nur sich mit dem ausleben, was in ihm war, und wenn er es wie mit einem Druckwerk von tausend Röhren aus sich hervorpressen mußte. Er versuchte das Neue, das ihm da aufging, in eine Formel zu fassen, und er faßte es in die Formel, daß die Kunst mit der Moral nichts zu schaffen habe, daß die Kunst „Selbstzweck“ sei, da man nach der herrschenden Anschauung durchaus in allem einen Zweck sehen wollte. Stand doch Lessing trotz seiner großen Neigung zu Spinoza, die er nur Jacobi bekannte, unter Leibnizens und Wolffs Einflusse. In unsere Sprache übersetzt heißt das Sprüchlein: „Die Kunst hat keinen Zweck, ist zwecklos, überflüssig, sinnlos.“

Das war eine neue Theorie, wenn Lessing selbst sie auch nie so bestimmt formuliert hat und auch Herder nicht dazu gelangt ist. Sie war der Lessingzeit von außerordentlichem Nutzen; denn sie half zunächst ihrer Kunst loskommen aus der alten atavistischen Sittlichkeit des Kirchentums. Aber schließlich war Gellerts Schwedische Gräfin moderner gedacht als Emilia Gallotti. Freilich stand auf

Lessings Seite die gesamte griechisch-römisch gebildete Gesellschaft, die darum seine römischen Sittlichkeitsideale als die selbstverständlich allein richtigen, als die „allgemein Menschlichen“ hinnahm, bei denen ja natürlich von einer Tendenz nicht mehr die Rede sein konnte. Bald genug wandte sich Lessing moderneren „Tendenzen“ zu.

Die geschichtliche Bedeutung dieser Lessing-Herder-Schillerschen Kunsttheorie liegt darin, daß sie erklärte, die Kunst habe mit den üblichen kirchlichen und gesellschaftlichen Sittlichkeitsbegriffen nichts zu thun und dadurch Platz machte für eine neue Ethik, auferbaut auf dem Geiste der Zeit. Aber mit dem Platzmachen, mit dem Niederdrücken der Werte der alten Ethik ist die Bedeutung dieser Theorie auch erschöpft.

Keine Dichtung von einiger Bedeutsamkeit hat wirklich unter ihrem Drucke zu leiden gehabt. Natürlich nicht; denn sie war ja nur eine negative Theorie. Aber alle haben ihr ins Gesicht geschlagen. Lessing selbst am nachdrücklichsten im Nathan, in dem er eine Ethik lehrte, die weit über seine Zeit hinausführte.

Schwächt die Kunst, wie Nietzsche sagt, gewisse ethische Wertschätzungen, wie sie andere stärkt, so hat sie damit auch eine ethische Bedeutung.

Unter der ethischen Bedeutung der Kunst kann man aber zweierlei verstehen. Nämlich einmal, daß sie die Menschen einer bestimmten Zeit den Idealen eben dieser Zeit nähert (also „bessert“) und zweitens, daß sie diese Ideale, auf dem gesicherten Erkenntnisboden ihrer Zeit stehend, fortbildet. Das, wogegen Lessing focht, war nur das erstere. Eine endlose Annäherung der Menschheit an die christliche Entsagungsmoral und den Religionsfanatismus erschien seinem persönlichen ethischen Werturteil nicht wünschenswert.

An das zweite dachte er noch nicht. Denn der Gedanke einer Entwickelung der Menschheit ging ihm erst gegen das Ende seines Lebens auf in der „Erziehung des Menschengeschlechtes“, in der er sich jedoch auch aller möglichen damals gebräuchlichen Anthropomorphismen zum Ausdrücken seiner Meinung bedient.

Die Entwickelung des geistigen und sittlichen Lebens, also kurz der Weltanschauung, wird dargestellt durch einen Kampf zwischen Ideen. Auf der einen Seite stehen immer solche Gedanken, welche schon längst gedacht und gewissermaßen durch die Ueberlieferung heilig gesprochen sind — auf der anderen Gedanken, welche durch Folgerungen aus den alten oder aus gründlicherer Betrachtung der Welt neu gewonnen sind. Namentlich die letzteren gelten, weil sie eine größere geistige Arbeit voraussetzen, immer zunächst als Ketzerei.

Wenn im Aristoteles steht, daß die Sonne keine Flecken habe, so muß das Fernrohr, das auf ihr welche zeigt, natürlich trügen. Das ist auch in der Gegenwart die Anschauung aller Kardinäle, auch derjenigen in der Litteratur.

Jedes Volk und jede Zeit haben ihre Ideale. Auch ihre ethischen. Und so oft auch der Katechismus Stillstand derselben behauptet, sie befinden sich doch in fortwährender Entwickelung, Veränderung. Das Volk wächst in seine Ideale hinein, und die Ideale wachsen selbst wieder, so daß es ihnen niemals nahe kommt.

„Der wahre Dichter“, sagt Heinrich Hart, „schreibt immer nur für die Zukunft, eine nähere oder entferntere, das Publikum muß, um ihn recht und aus dem Vollen zu würdigen, immer erst die Stufe, die der Dichter bereits erreicht hat, nachwachsen.“ Darum gilt hierin wie in anderer Hinsicht der Satz: „Nicht nach den Wünschen der Allgemeinheit soll sich der Dichter richten, sondern diese muß zu ihm und an ihm emporstreben.“

Albert Lange, der Geschichtsschreiber des Materialismus, spricht sich ähnlich aus:

„Die Dichtung in dem hohen und umfassenden Sinne .... kann nicht als ein Spiel talentvoller Willkür zur Unterhaltung mit leeren Erfindungen betrachtet werden, sondern sie ist eine notwendige und aus den innersten Lebenswurzeln der Gattung hervorbrechende Geburt des Geistes, der Quell alles Hohen und Heiligen."

Von einem Kreise neu aufgekommener Ideen werden immer zuerst die geistigen Führer ergriffen, wenn sie nicht gar selbst die Produzenten sind. Der begabte Dichter gehört immer zu ihnen. Seine Gedankenwelt wächst, er sieht die Dinge um sich in einem neuen Lichte und stellt sie unter diesen Gesichtspunkten dar. Auf diesem Wege finden neue Gedanken immer den Weg ins Volk, und zwar um so leichter, ein je größerer Dichter ihr Vertreter ist, d. h. je mehr er wirklich selbst in diesen Anschauungen steht und je weniger er es darum noch für nötig hält, sie selbst erst vorzutragen; je mehr er sie als notwendig voraussetzt.

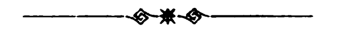
Etwas zusammengesetzter werden die Verhältnisse, sobald ein Volk zu einer schriftlich fixierten Litteratur gelangt. In diesem Falle gehen mehrere geistige Strömungen nebeneinander her, erstens wie bisher die Entwickelung der Weltanschauung in den verschiedenen Kreisen oder geistigen Schichten des Volkes, die keineswegs mit den gesellschaftlichen identisch sind, und neben diesen eine besondere Entwickelung in der Litteratur.

Jeder Dichter steht nun in einem gewissen Dilemma. Auf der einen Seite stehen in ihm die Anschauungen der Schicht, der er selbst angehört, und auf der anderen die litterarische Ueberlieferung. Es fragt sich, auf welche Seite er sich schlagen soll. Die eigene Zeit lockt gewaltig, aber die litterarische Ueberlieferung bietet ihm dafür ganz bedeutende Erleichterungen. Die Gedankenwelt seiner eigenen Zeit müßte er erst selbst in mühsamem geistigem Ringen zu klarem sprachlichem Ausdruck bringen, und in der litterarischen Ueberlieferung sind alle die Gedanken schon so klar und scharf herausgearbeitet, — freilich diejenigen — die zu Vaters und Großvaters Zeiten das Volk bewegten. Je begabter, und geistig selbständiger der Dichter ist, desto weniger wird er auf den Bahnen der litterarischen Ueberlieferung wandeln, desto mehr wird er die neuste Gedankenwelt in sich künstlerisch zu gestalten suchen.

Jede Zeit kämpft diesen Kampf, aber gemeiniglich nennt man ihn nicht den Kampf zwischen litterarischer Ueberlieferung und Gegenwartsdenken, sondern hübsch systematisch nach Hegel, in der Ismensprache den Kampf zwischen Idealismus und Realismus. Besser aber sollte man sagen: zwischen Altidealismus und Neuidealismus; nur wollen es die Alten den Jungen nie zugestehen, daß diese auch Ideen, Ideale haben, sondern jede Abweichung von ihren alten Idealen ist ihnen ein Abfall zur „gemeinen Wirklichkeit."

„Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
Von dem ist leider nie die Frage."

Seit einem Jahre aber scheint Deutschland auf dem besten Wege, sich zur Klarheit über diese Dinge herauszuarbeiten.



Die Münchener Kunstausstellung.

II.

Inmitten der vorwärtsstrebenden, nach Neuem ringenden Kunst wirken eigenartig ein paar Persönlichkeiten, die, unempfänglich für moderne Impulse, auf dem Boden der alten Kunst stehen. Besonders Hans von Marées ist es, der die Aufmerksamkeit in hohem Grade in Anspruch nimmt, weil seine Werke zum ersten Mal weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden. Er selbst hatte Zeit seines Lebens die Berührung mit dem Publikum ängstlich gemieden. Vor Jahren einmal wagte er einen schüchternen Versuch in Berlin; aber der war misglückt, war gescheitert an Unverstand und Roheit. So kannten ihn nur seine Intimen und die waren seines Lobes voll. Bald nach seinem Tode wurden von Freunden und Schülern litterarische Denkmäler für den zu früh Gestorbenen errichtet, die von glühendster Begeisterung für den Menschen und rückhaltloser Anerkennung für den Künstler zeugten. Es erschien eine Reihe seiner Arbeiten in Reproduktion, Bilder und Zeichnungen; doch die Auswahl war keine glückliche und Schwarz und Weiß vermögen eben nur von dem formalen Können ein Bild zu geben, der Reiz der Farbe verschwindet. Und das führt gerade Marées gegenüber zu ganz falschen Vorstellungen. Nach jenen Reproduktionen hätte man glauben können, einen Cornelianer vor sich zu haben, einen Farbenverächter, einen Mann aus der Zeit, da die deutschen Künstler und Aesthetiker auf die schöne Linie schworen. Aber das ist keineswegs der Fall. Das ist ein Maler, ein wirklicher Maler, dem die Farbe nicht nur nichts Nebensächliches ist, sondern das Wichtigste. Er steht ganz auf dem Boden der italienischen Renaissance, die er direkt auf sich hat wirken lassen, anders als der ihm in gewisser Beziehung nahestehende Feuerbach, welcher die Italiener immer durch die Brille der Franzosen sah und niemals die Coutureschule verleugnete. In einem kleinen, mit vornehmstem Geschmacke ausgestatteten Saale des Glaspalastes ist nun das Lebenswerk Marées aufgestellt, und eine eigentümliche Stimmung herrscht in diesem stillen, schönen Raum, wohlthuend und unheimlich zugleich. Hier spricht einer von denen, die aus tiefem Schweigen reden, die etwas zu sagen haben, die aus reichem Schatze Kleinodien vergeuden können. Aber die Stimme hat einen dumpfen Klang, es liegt etwas darin, das Trauer erweckt und Mitleid, wie von Jemand, der zerfallen ist mit sich und der Welt, der sucht und tastet und doch die Hoffnung zu finden schon lange aufgegeben hat, der sich aufbäumt gegen sein Schicksal, das ihm nur ein Menschenleben zur Verfügung gestellt, ein kurzes Leben, in dem ja doch nichts zu erreichen ist. So grollt es und flüstert es verwirrend und durchschüttelnd, wie wenn des Sprechers Geist getrübt wäre und aus der Nacht des Wahnsinns herübertönte, unheimlich und Mitleid erweckend. Da, wo er sich traute, wo ihn seine Zuversicht nicht im Stiche ließ, wo er keine Zeit hatte zum Grübeln und Reflektieren, wo der Schaffensrausch aushielt bis die Arbeit vollendet war, da schuf Marées Kunstwerke von hohem Rang. Seine Bildnisse beweisen das, sie sind köstlich und gehören zum Besten, was deutsche Kunst hervorgebracht. Eine Größe der Anschauung, eine Sicherheit des Könnens, eine Feinheit des Geschmacks weisen sie auf, an die nur ein paar moderne Portraitmaler heranreichen, und wiewohl sie aus ganz verschiedenen Entwickelungs[illegible] des Künstlers stammen, wiewohl ganz deutlich die mannigfachsten Eindrücke [illegible]iederspiegeln, es ist ihnen allen gemeinsam, vom frühesten bis zum spätesten, [illegible] souveräne Beherrschung der Kunstmittel, die Wucht der Darstellung und die vor[illegible] Gesinnung. Ueber dieser herrlichen Portraitgallerie hängen die umfangreicheren [illegible]sitionen des M[illegible]rs, meist dem antiken Gedanken entnommen. Aber sie

haben nicht die Aufgabe zu erzählen oder Gedankenrätsel aufzugeben; sie wollen nur malerisch wirken und zwar vorwiegend dekorativ. Das goldene Zeitalter. Nicht wie bei Carstens und Anderen eine Schilderung der Genüsse und Seligkeiten, die dort zu erträumen sind, sondern nur die allgemeine Stimmung. Eine wohlthuende üppige Landschaft und darinnen ein paar menschliche Wesen, männliche und weibliche, fast ohne Handlung; angelehnt in ruhiger Stellung ohne irgend welch aufdringliche Tendenz, wie zur Augenfreude. Alles im Sinne des Quatrocento, doch nicht etwa sklavische Nachahmung, sondern immer durchdrungen von frei schaffender Phantasie. An Puvis de Chavannes, an die englischen Präraphaeliten könnte man denken, aber auch nur wegen der allgemeinen Stimmung und wegen der gemeinsamen Vorliebe für die strenge Frührenaissance. Keine von diesen großen Arbeiten Marées ist vollendet. Sie befinden sich alle in einem unerfreulichen Zustand der Unfertigkeit. Hie und da leuchtet ein kleines Stück heraus, das anscheinend endgültig sein sollte, aber daneben stören dann brutale Versuche den Eindruck. Infolge der ewigen Experimente, technischer und farbiger, ist vielfach die Zeichnung ganz verloren gegangen, deren Richtigstellung der Maler offenbar immer wieder hinausschob und die ihm vorläufig gleichgiltig war; der Vater wütete gegen das eigene Kind. So entstanden gespenstische Wesen mit fratzenhaften Gesichtern, die beängstigend wirken und keinen reinen Genuß aufkommen lassen. Aber das eine ist sicher, die deutsche Kunstgeschichte hat einen Namen mehr zu verzeichnen. Daß Marées, wiewohl er ein paar Schüler herangebildet, Schule gemacht hat oder machen wird, ist kaum denkbar. Er steht allein, wie alle die letzten italienischen Maler deutscher Nation, Cornelius, Feuerbach, Boecklin, Makart, Lenbach. Wohl daß Einer oder der Andere ihnen zu folgen versucht, aber im strengen Sinne schulbildend ist keiner von ihnen.

Dem Alter nach und seinem künstlerischen Bildungsgange steht hart neben Marées — Lenbach. Doch er ist kein zaudernder und zaghafter, kein unfertiger und tastender, sondern ein kühner und wagemutiger Eroberer. Auch er ist achselzuckend und kühl ablehnend an den neuen Ideen vorübergeschritten, hat keine Zugeständnisse gemacht und sich stetig aus sich selbst heraus entwickelt. Das war sein gutes Recht, denn wer im Stande ist, sich so schlagende und außerordentliche Ausdrucksmittel für seine Zwecke zu schaffen, wer im Stande ist mit scheinbar veraltetem Rüstzeug solche Schlachten zu schlagen und zu gewinnen, wer so mitten in der Modernität wurzelt, trotz allem Antiquirten, was an ihm haftet, wer immer aufs Neue wieder solche Proben hohen und ernsten Künstlertums ablegt, der hat das Recht, nach seiner eigenen Facon selig zu werden. Zwei unter seinen Bildern sind es, die besonders hervorragen: Virchow und Döllinger. In jenen beiden fast an die Carrikatur streifende Charakteristik, jenes Momentane, das Lenbach eigen ist, intim und persönlich, wie das kaum Einer außer ihm kann. Einen Augenblick giebt er, eine ganz bestimmte Sekunde. Man hat stets das Gefühl, als ob seine Porträts Bruchstücke größerer Bilder wären, auf denen ein ganz bestimmter Vorgang dargestellt sei, als ob der Mann da im Bilde nur dieses eine thun und sagen könne, nichts als eben dieses, nicht etwas ganz Beliebiges. Das ist der große Reiz, das Festhalten des flüchtigen Augenblicks. Kein Versuch idealisierender Verhimmelung, typisierenden Verwaschens. Denn Lenbach weiß sehr gut, daß ein einziges Portrait eine Persönlichkeit nicht erschöpfen kann, daß es keinen Typus für das einzelne Individuum giebt, wie das so viele unserer süßlichen Modemaler anzunehmen scheinen. Daher seine rastlosen Versuche, immer von neuem wieder derselben Aufgabe andere Seiten abzugewinnen, sein Modell von den verschiedensten Standpunkten her zu erfassen, um ihm gerecht zu werden.

Auch ein Verächter des Neuen ist Ribot. Er lebt und webt in den alten

Meistern, die, wie es scheint, ihm ihre Geheimnisse erschlossen haben. Kein bestimmter, an den er sich anlehnt, keiner, von dem man sagen könnte, daß er ihn nachahmt. Aber, wer diese beiden männlichen Porträts anschaut, der fühlt den Zusammenhang. Er ist jetzt wieder zu Ehren gekommen, der alte Ribot, jetzt, wo das Talent wieder gilt. Eine Zeit lang, als das Gestirn Bastien Lepages strahlte, glaubte man verächtlich auf ihn herabsehen zu können und schob ihn bei Seite. Nun hat man ihn wieder aus der Rumpelkammer hervorgeholt und wundert sich beinahe, daß er nicht verstaubt und altmodisch geworden, sondern es mit den Besten aufnehmen kann. Talent haben, das ist eben die Hauptsache. Vorläufig steckt uns Antike und Renaissance noch zu sehr in den Gliedern, sie bilden einen zu wichtigen Teil der Entwickelungsgeschichte menschlichen Geistes, und wir sind Gott sei dank noch nicht einseitig genug, als daß wir ihnen einfach den Rücken kehren, ihre Nachzügler verachten könnten. Vielleicht wird auch das einmal kommen, aber darüber sollen sich unsere Kindeskinder die Köpfe zerbrechen.

Und ob dann auch Boecklin mit zu den Übrigen gelegt wird? Auch er ist ja einer jener rückwärts sich sehnenden, die für die Gegenwart verdammt wenig übrig haben. Er horcht auf verklingende Weisen, die nur ganz leise noch ertönen, unvernehmbar für die Mehrzahl dieser modernen Menschen, der letzte, große künstlerische Interpret humanistischer Kultur. Freilich sein selbstständiges und intimes Naturgefühl bringt ihn in mancher Hinsicht der Gegenwart nahe, aber im Grunde ist er doch ein Fremdling auf dieser Welt. Leider ist, trotz einer übrigens großen Anzahl von Werken, keines da, das ihn so recht auf seiner Höhe zeigt.

Neben Boecklin hat man Menzel und Meissonier einen Platz eingeräumt. Mit Fug und Recht. Denn auch sie repräsentieren den Höhepunkt einer europäischen Kunstrichtung, einer ganz anders gearteten freilich, wie Boecklin, einer nüchternen und phantasielosen, einer Kunst, der das Können höchstes Ziel ist. Meissonier lehnt sich in einer Reihe seiner Schöpfungen an die Holländer an, und das sind bei weitem seine besten Leistungen, bewundernswert in der Zeichnung, klar und etwas kühl im Colorit und mitunter ist auch ein wenig Stimmung darin, ein wenig Temperament. Aber seine Soldatenbilder sind Tendenzmalereien, Staatsaktionen, bei denen es den Beschauer fröstelt, bei denen alles Gefühl verschwindet vor der Bewunderung für den großen Techniker. Da versagt seine Farbenphantasie, trocken und ohne eine persönliche Note trägt er vor. Ähnlich empfinde ich bei Menzel. Auch er, der große Studienmaler, einer der größten vielleicht, die es gegeben. Aber kühl bis ans Herz hinan. Nur selten, verschwindend selten gelingt es ihm über den Verstand hinaus zu wirken; meist bleibt er in der Naturbeobachtung stecken und ist unpersönlich, grausam objektiv. Eines seiner besten Bilder ist hier Kaiser Wilhelm I. auf dem Hofball. Das ist nicht nur für die, welche das Handwerk anstaunen wollen, das ist auch für jene, denen ein undefinierbares, mystisches Gefühl aufsteigt, dem Werke eines ersten Künstlers gegenüber. Aber das ist auch eines der wenigen, in denen Menzel seine Sprödigkeit überwand. Schon die Prozession, die daneben hängt, vermag nicht ähnlich zu wirken; ausgezeichnet im detail, vorzüglich beobachtet und charakterisiert, stört darin die zerrissene, zerfallende Composition, der grelle und harte Farbenklang, und so zerflattert die Stimmung. Menzel und Meissonier, zwei große Maler, doch größer als Maler, denn als Künstler.

Auch Seibl gehört zu den Alten. Wenigstens in seinen Anfängen und einem geraumen Abschnitt seiner Laufbahn Dann sagte er sich von seinen Lehrmeistern los und stellte sich auf sich selbst. Aber bisher hat er in seinen neuen Schöpfungen die Höhe seiner früheren Kraft nicht erreicht. Wenigstens stellt der gradezu meisterhafte Kopf einer alten Frau alles in Schatten, was er sonst zeigt.

Etwas hart und empfindungslos mutet das Neuere an, bei aller Intimität des Naturstudiums. Sein Schüler Truebner erweist sich als feiner Colorist in seinen älteren Werken, als rücksichtsloser Darsteller der Wirklichkeit ohne persönlich zu werden, als Landschaftsmaler von hoher Begabung und feinem Geschmack.

Den Reigen der Unmodernen schließt Thoma. Ein wenig Böcklin, nur nicht so gesund und kraftstrotzend, sondern mit einem Stich in's Sentimentale, sehr viel altdeutscher Holzschnitt und sehr viel Jean Paul. Ein vormärzlicher Künstler im Ganzen, harmlos und bieder, niemals aufdringlich, niemals wuchtig. Eine gewisse Eigenart steckt in ihm, aber sie muß mehr erraten werden, als daß sie sich ausdrückt. Er ist nicht im Stande, sie mit den Mitteln seiner Kunst herauszuarbeiten, sie als seinen eigenthümlichen Besitz klar hinzustellen und uns unwiderstehlich in ihren Bann zu zwingen.

Das sind inmitten des werdenden Neuen die Bekenner des alten Glaubens.

Interessant als vermittelndes Glied ist eine kleine Ausstellung von Meistern der Schule von Barbizon und den ihnen nahestehenden. Da sind sie fast Alle vertreten, und wenn auch nicht immer glänzend, so giebt doch die Gesamtheit immerhin ein ziemlich geschlossenes Bild. Da sieht man von Manet, dem großen Anreger, ein paar interessante, kraftvolle Leinwanden, ein paar Kleinigkeiten von Millet, dessen Ruhm jetzt auf eine schwindelnde Höhe getrieben ist, von der er, wie ich fürchte, bald herabstürzen wird. Da ist Corot und Diaz, Daubigny, Trozan, kurz sie alle sind da, die mit mehr oder weniger Talent ihre eigenen Wege gingen und den Nachkommenden die Pfade ebneten. Und zu denen wollen wir uns nun wenden.

Benno Becker.

Parabeln vom Individualismus.

Von **Bruno Wille.**

1. Die Wahrheit.

Auf einer Palette waren allerlei Farben versammelt. Vor der Staffelei aber stand der Maler und wollte die Wahrheit malen. „Nimm mich!" rief ihm das Grasgrün zu; „ich bin die Farbe der Wahrheit!"

„Nein, ich bin die Farbe der Wahrheit!" versetzte das Himmelblau.

„Aber seht ihr anmaaßenden Tröpfe denn nicht, daß die Wahrheit braun ist?" meinte das Braun.

Und so behaupteten Rot und Schwarz und Weiß, überhaupt alle Farben dasselbe.

Der Künstler aber kümmerte sich nicht um dies Gezänk, sondern schaute mit geistigem Auge tief die Wahrheit an, wie er sie im Innern trug, nahm mit breitem Pinsel Himmelblau, dann zu den Wolken Weiß und Grau, mischte Grün mit Gelb und auch mit Braun, gebrauchte ein Tüpfelchen Rot und wandte so alle Farben an, jede für eine bestimmte Stelle, bis das Gemälde fertig war — und sieh, es war Wahrheit!

---

2. Lichter und Schatten.

Auf der Straße einer Großstadt stand eine Anschlagsäule. Der Abend begann zu dämmern, und so ward der benachbarte Juwelierladen für die Kunden erleuchtet. Hierdurch erhielt auch die Säule einige Beleuchtung, — was den Laden veranlaßte,

mit Genugthuung zu sagen: „Ich erkenne die Säule; ich weiß, welches ihre helle, und welches ihre dunkle Seite ist."

Bald darauf blitzte das elektrische Licht der Straßenlaterne auf und beleuchtete grell die Säule, welche nun eine neue Licht- und eine neue Schattenseite hatte.

Und als nach einiger Zeit der Vollmond vom Dach eines Hauses herab lugte, erhielt die Säule auf einer dritten Seite Licht und den entsprechenden Schatten.

Nun war es merkwürdig zu sehen, wie sich die verschiedenen Lichter und Eigenschatten der Säule mischten, bekämpften oder verstärkten, und wie von ihr drei zarte, verschieden gefärbte Schlagschatten nach verschiedenen Richtungen ausgingen. — Das konnte freilich nur ein gut beobachtendes Auge entdecken.

---

3. Der Pfadfinder.

Aus der Waldlandschaft ragte ein schroffer, kahler Felsen empor. Keine Blume, kein Strauch, kein Baum schenkte ihm Achtung. Wenn die Pflanzen ihren Samen den Winden zur Verbreitung übergaben, so galt es als selbstverständlich, daß der Felsen völlig unfruchtbar und daher zu meiden sei.

Ein unscheinbares Moospflänzchen aber sagte zu seinen Samenstäubchen: „Fliegt, wohin ihr wollt, Kinder, sei's auch auf den kahlen Felsen, die anderen Pflanzen halten ihn zwar für ewig unfruchtbar; doch wer weiß?"

So ließ sich denn ein Samenstäubchen von der Luft auf den Felsen tragen. Er war in der That sehr ungeeignet für Pflanzen; dennoch bot sich dem Samenstäubchen in einer Ritze ein wenig Sandboden dar, es keimte und ward ein Moospflänzchen. Die Pflanzen im Thale, welche hiervon durch die Luft erfuhren, ließen ihm sagen: „Du einsamer Sonderling! Wir begreifen nicht, was Du Gutes an dem garstigen Felsen finden kannst?" Das Moos aber ließ den Zweiflern erwidern: „Ich weiß, was ich weiß, mögt ihr's begreifen oder nicht!"

Indem nun das Moos seine Wurzeln eingrub, zerbröckelte es das Gestein und bereitete Erde; einige Gräser kamen ihm bei dieser Arbeit zu Hülfe; das eingedrungene Wasser sprengte, indem es zur Winterzeit gefror, vom Felsen manchen Brocken ab; eines Frühlings sah man sogar, daß ein Birkenkind sich droben angesiedelt hatte; und als aus dem Kinde ein Bäumchen geworden war, bedeckte den Felsen bereits eine beträchtliche Humusschicht nebst einer Pflanzenkolonie.

Nach einer Reihe von Jahren, sieh, da galt es als selbstverständlich für alle Pflanzen, daß man auf dem Felsen ebenso wohl gedeihen könne, als im Thale.

---

4. Der Archaeopteryx.

Auf der Haide hockte schwatzend ein Krähenschwarm. Ein Witzbold hatte soeben die Geschichte von jener Krähe, die sich mit Pfaufedern schmückte, erzählt, und nun lachten die versammelten durcheinander: „Ha, die Närrin! Ihr geschah ganz recht, daß man sie zerzauste! Warum wollte sie auch mehr sein als die anderen Krähen?"

Finster blickend hörte eine greise Krähe dies Geschwätz. „Vernehmt eine andere lehrhafte Geschichte!" begann sie. „Es war einmal eine Eidechse, die wollte auch mehr sein, als die anderen Eidechsen, etwas ganz Besonderes wollte sie sein, nämlich — ein Vogel!" —

„Ha, ha, hört doch, hört!" lachten die Krähen; „eine Eidechse war so verrückt, daß sie ein Vogel sein wollte! Und was geschah mit dieser Größenwahnsinnigen?"

Ruhig und gewichtig versetzte die Greisin: „Was mit ihr geschah? Sie ward ein Vogel, der Urvogel unserer Erde, der Archaeopteryx, von dem wir alle abzustammen die Ehre haben!"

Zur Aesthetik der Confusion.

Es scheint, daß im Augenblick, da alles in die Ferien reist, einige sonst verständige Leute auch ihre Vernunft und Logik ein bischen in die Ferien schicken. Anders wenigstens kann ich mir kaum einen Aufsatz des „Magazin“, betitelt „Die Überwindung des Milieus“, von Curt Grottewitz, erklären. Jede überflüssige Anulkung eines Bekannten liegt mir durchaus fern, wenn ich einige Worte an diesen Fall anknüpfe; aber es giebt gerade in der großen Verwirrung, die unsere moderne Ästhetik beherrscht, bisweilen eine Pflicht, die dem ganz groben Irrtum, wenn er öffentlich an angesehener Stelle gepredigt wird, denn doch ebenso offen entgegen treten heißt, zum Nutzen der Wissenschaft, die unsere Ästhetik auch in feuilletonistischer Behandlung bleiben soll, und ganz unbekümmert um das Persönliche.

Wir alle wissen, daß in der Theorie des Naturalismus gegenwärtig eine Rückströmung sich geltend macht. Manches an ihr ist berechtigt. Wenn gegen ein geistreiches Extrem, wie die Ansichten von Arno Holz, Front gemacht wird, so ist das in der Ordnung, und es giebt der Punkte mehr, wo kritische Nachprüfung und teilweise Umwertung des Neuen zu einem Neuesten Vertiefung und Fortschritt ist. Aber es ist ein schlechter Spaß, wenn bei solcher Skepsis im eigenen Lager sich jäh verrät, daß weder das Alte verdaut noch das Neue begriffen war und daß das scheinbare Allerneueste in Wahrheit wieder das Aelteste ist, mit allen Fehlern dieses Veralteten und noch ein paar Mißverständnisse obendrein.

In Curt Grottewitz' Kopf spuken unklar zwei Momente, bei denen sich in der That eine gewisse Kritik anlegen ließe. Einmal — was das Kunstgebiet übrigens nur indirekt berührt — die einseitige Übertreibung auf dem Gebiete der sogenannten „materialistischen Geschichtsauffassung“, die in einzelnen sozialistischen Kreisen vorherrscht: hier ist Kritik bisweilen recht nötig, wenn nicht für die Grundthatsache, so doch für die Auslegung; diese Kritik ist aber längst von verschiedenster Seite geübt, von Friedrich Albert Lange bis auf jüngste Stimmen. Der zweite Punkt, den Grottewitz dunkel empfindet, ist — und hier trifft's stark in's Herz moderner Kunst — die Neigung einer Anzahl (es sind lange nicht alle!) moderner Poeten, uferlose Beschreibungen des Hintergrundes, endlose Landschaftspanoramen, riesige Stilllebenmalereien in Worten zu geben, wobei notwendig das Innenleben des Menschen etwas verloren geht; gegen diese mehr oder minder äußerliche Sache kann man unter Umständen opponieren, wie man gegen jede individuelle Technik, die sich zum Dogma erheben will, opponieren darf: sie in Bausch und Bogen verdammen kann man nur, wenn man nie selbstschaffend in der innersten Kunstbewegung unserer Zeit gestanden hat und blind ist für die Entwickelung etwa eines Mannes wie Zola, blind wie ein impotenter Theoretiker, der nicht nachleben kann.

Ich glaube mit diesen Worten genügend angedeutet zu haben, in wie weit ich Grottewitz' Grundgedanken entgegenkomme. Das Unglaubliche steckt aber in seiner Beweisführung. Er will gegen zwei Auswüchse der modernsten Doktrin kämpfen, ein Neues, noch Besseres bieten; und er meint das zu thun, indem er gegen den Determinismus überhaupt kämpft und eine Lanze bricht für die älteste Begriffs- und Wortverwirrung, auf der die zahllosen metaphysischen Kartenhäuser stehen, gegen die unsere ganze moderne Weltanschauung sich auf jeglichem ihrer Gebiete gerichtet hat. Gleich der erste Absatz ist einzig in seiner Art. Seitdem, sagt er, der Mensch als Produkt der Verhältnisse gelte, sei das Studium des Menschen kinderleicht geworden: ein einfaches Additionsexempel. Es habe das ja etwas Berechtigtes gehabt als Reaktion gegen Früheres. Aber nun sei's an der Zeit, es wieder abzuthun. Das klingt ja sehr nett. Das Traurige ist nur, daß jene Art Kunst oder Wissenschaft, die Grottewitz als zu billig abthun will, überhaupt noch gar nicht existiert. Den Einzel-Menschen auf Grund klarster Kenntnis aller zu seiner Existenz hinführender Verhältnisse berechnen, wie man ein Dreieck konstruiert: das ist bis dato noch keinem Naturforscher, geschweige denn einem Poeten gelungen. Der Naturforscher bedürfte dazu einer Materialbeherrschung und logischen Klarheit, die er vielleicht in vielen Jahrhunderten noch nicht erlangen wird troß rastlosester Arbeit (die

ganz und gar nicht „leicht und bequem“ ist), und am Ende müßte er wohl erst, um ganz zum Ziel zu kommen, die Laplace'sche Weltformel besitzen, die Dubois-Reymond berühmt gemacht hat. Von den Poeten hat Zola allerdings gelegentlich die theoretische Forderung einer mathematisch berechneten Menschenhandlung im gegebenen Fall aufgestellt; es war eine Forderung an den Dichter vielleicht des dreißigsten Jahrhunderts; und wenn Grottewitz, der doch wohl grade gegen Zola polemisieren möchte, wirklich glaubt, der Zola der Praxis habe bereits jene vage Forderung erfüllt, so hat er eine Meinung von der Größe seines Gegners, die mir als treuestem Verehrer Zolas gradezu absurd in ihrer vergötternden Hyperbel erscheint. Soll ich ein Gleichnis wählen für die ganze Ungeheuerlichkeit nur erst dieser ersten der Grottewitz'schen Behauptungen, so könnte man ebenso gut sagen: Seitdem Jules Verne gezeigt hatte, daß man eventuell mit Hülfe einer Riesenkanone den Mond mit der Erde in direktem Verkehr setzen könne, war die Mondforschung leicht und bequem geworden: man reiste jetzt alltäglich hin und her, und es war recht hübsch als Reaktion gegen das ewige Gerede, daß sowas nicht möglich sei; aber jetzt ist's doch Zeit, das zwecklose Fahren einzustellen und mal wieder was anderes zu versuchen. Der arme Laie ist von der Beweisführung ganz überzeugt; aber am Schluß fragt er doch: Ja, wann sind wir denn überhaupt schon mal nach dem Mond gefahren?

Die Fortsetzung entspricht nur dem Anfang. Grottewitz will beweisen, nicht bloß das „Milieu“, die „Verhältnisse“ wirkten auf den Menschen, sondern der Mensch gestalte auch die Verhältnisse. Nun giebts hier bekanntlich zwei Wege. Entweder: man bleibt konsequent innerhalb einer Ansicht, die auch im menschlichen Organismus das Gesetz von der Erhaltung der Kraft lückenlos gelten läßt. Dann giebt es keinen Gegensatz von „Verhältnissen“ und „Mensch“. Dann ist ein bestimmter Einzelmensch eine bestimmte Summierung von „Verhältnissen“ selbst, von gesetzlich geregelten Kraftäußerungen, und als Summe solcher Verhältnisse bewirkt er selbstverständlich wiederum neue Constellationen, neue Verhältnisse, er ist überhaupt nur Glied einer gesetzmäßigen Reihe. Aus der Er[illegible]ung wissen wir auch, daß der allgemeine Verhältnißkomplex „Mensch“ im Einzelfall [illegible]chiedenheiten in sich beschließt, und entsprechend wirkt er sehr schwach oder auch sehr [illegible] als verhältnisbildender Faktor: ein Mensch kann seiner Zeit gegenüber die Rolle [illegible] des Wassertropfens spielen, der das Dach netzt (auch dieser Wassertropfen bringt eine [illegible] kleine „Wirkung“ hervor), ein anderer kann der Funken sein, der in's Pulverfaß [illegible] und ein ganzes Haus in die Luft sprengt. Das ist die eine Ansicht. Die andere [illegible] im Gehirn des Menschen das Gesetz von der Erhaltung der Kraft aus, fügt ein [illegible]liches x ein, das als unberechenbares Centrum Kraft aus Nichts schafft; man [illegible] hier zum offiziellen Begriff „Seele“, zum Seelengespenst, wenn man will, man [illegible] zu dem, was im eigentlichsten Sinne „metaphysische Weltanschauung“ heißt. [illegible] von beiden Standpunkten recht hat, ist ein Problem der Erfahrung. Jeden[illegible] muß man beide Ansichten scharf getrennt halten und den Mut besitzen, entweder [illegible] jene zu bekennen. Bei Grottewitz nun ist eitel Confusion, und das ist das [illegible] mußte. Bald spielt er diesen Standpunkt aus, bald jenen. Und wo er beweist, [illegible] die wunderlichsten Schnitzer. „Mensch“ und „Milieu“ sind ihm, echt meta[illegible] zwei ganz getrennte Dinge. Das Milieu, sagt er, sei a. b. c. d. e; dann ist der [illegible] nach ihm durchaus nicht notwendig a+b+c+d+e: der „Mensch“ kann so [illegible]“ sein, daß er e gar nicht zur Wirkung gelangen läßt; folglich ist es nichts [illegible] absoluten Einfluß des Milieu. Nun, was beweist das? Es beweißt, daß auf [illegible]chen nur wirkt, was auf ihn wirken kann. Wenn in meinem Hause ein Schatz [illegible] liegt, ohne daß ich's weiß, so werde ich allerdings wohl sicherlich nicht danach [illegible] Kind, meine ich, zieht den Schluß daraus: wenn es zwischen dem Verhält[illegible] und mir keine Brücke giebt, so gehört eben e nicht zu meinem Milieu. Bei Grottewitz aber steckt tief im Geistesuhrwerk das schöne metaphysische x, das sich momentan vor[illegible]stellt und es verfinstert! „Daß die Erde rund sei“, sagt er im Weitern, „und wie man [illegible] Schiff zu lenken habe, das wußte Columbus. Daß er aber seine Kenntnis, seine Er[illegible]ung in den Gedanken umsetzte, Ostindien durch eine Seefahrt nach Westen zu erreichen, das hatte er keiner Vererbung, keinem Klima, keinem Milieu zu verdanken. Das war [illegible] durch seinen individuellen Geist Erzeugtes, eine Idee, welche die Ver-

hältnisse ganz bedeutend umgestaltete." Gewiß, lieber Grottewitz, es war ein metaphysischer Eingriff, der Stundenschlag einer Ueberweltsuhr, eine Erleuchtung von oben. Aber nun seien Sie auch ehrlich. Werfen Sie die Läppchen moderner Weltanschauung, die noch an Ihnen hängen, kühn über Bord. Bespötteln Sie nicht, wie Sie thun, unsern Schiller, dessen Lehre vom Menschen, der in Ketten frei sei, für Sie eine recht nützliche Lektüre wäre. Gestehen Sie rund und frei, daß Ihr Fortschritt über das abscheuliche, verdummende und faule Bäuche zeugende Milieu hinaus der gute, zweifellose Rückschritt zum Alten ist. Sie finden dort noch immer die beste Gesellschaft, wenn schon von den Jüngeren, den Heißspornen, nicht allzu viele, aber dafür brave ältere Herrn, die ich Sie herzlich von mir zu grüßen bitte. Ein Freund hat mir einmal erzählt, im Traum sei ihm das „Metaphysische" erschienen, öde und grau, eine endlose Fläche wie Löschpapier. Es löscht noch immer gut, dieses Löschpapier . . .

Wilhelm Bölsche.

Handgeld.

Skizze von **Heinz Tovote.**

Er hatte Pinsel und Palette aus der Hand gelegt und ging in dem großen Atelier auf und ab.

Dann, nachdem wir uns lange genug ausgeschwiegen hatten und die Dämmerung völlig eingebrochen war, setzte er sich auf den Divan, griff lässig in die Tasche, drehte sich eine Cigarrette und blies nachdenklich ein Rauchwölkchen nach dem andern zu dem großen japanischen Schirm empor, der in der Ecke des Ateliers ausgespannt war.

Und dann — während ich mich vor dem großen, halbfertigen Bilde einer Dame im gelben Kleide, das jetzt in der Dämmerung wie ein riesenhafter Kanarienvogel aussah, thörichten Träumereien hingab — fing er plötzlich an zu sprechen, mit seiner müden, etwas verschleierten Stimme, langsam und schleppend, indem er einzelne Sätze ausklingen und die letzten Worte fallen ließ, wie etwas ganz Ueberflüssiges, Unnützes, an dem ihm selbst nichts lag.

Und dabei ward es immer dunkler, so daß ich ihn in der mit hunderten von Seltsamkeiten aller Art ausgeschmückten Divanecke kaum mehr erkennen konnte. Nur den grauen Anzug und dann den rotglühenden sich oft bewegenden Feuerpunkt der Cigarrette; und, wenn er schwieg, ganz im Dunkel, und sich eine neue drehte, und das Hölzchen aufflammte für einen kurzen Moment, ein huschender Lichtschein, der sich aber in dem hohen Raume schon im Entstehen verlor. —

* * *

Vor vier oder fünf Wochen — im Juni — da habe ich sie wiedergetroffen, als ich im ersten Dämmern die Friedrichstraße lang schlenderte, mitten im Gewirre der Menschen, in Staub und Dunst.

Langsam schlenderte ich, ohne Gedanken, und sah zuweilen die Menschen an, ganz achtlos.

Da stutzte ich . . . .

Ein schwarzer großer Federhut, alles ganz schwarz vom Kopf bis zu den Stiefelchen.

Anfangs — vielleicht ist es ein Modell . . . dann wußte ich schon, daß ich das Mädchen nur ein einziges Mal gesehen hatte, nur einmal mit ihr zusammen gewesen war, von einem Abend kurz vor Mitternacht bis zum andern Morgen.

Ich sah, wie auch sie stutzte und lächelte — und ich blickte nach ihr hin.

Sie sah sich halb um und ging ganz dicht an den Rand des Trottoirs, indem sie lächelte.

Ich ging zu ihr, neben sie und nahm den Hut ab.

Eigentlich heißt das, ich that so, wie man eben so eine grüßt, nicht wie ein anderes Mädchen.

Und dabei der unangenehme Gedanke, wie mag sie doch heißen, ich grüble — schnell ein paar Namen, Paula, — Agnes, — Marie, — aber ich finde den rechten nicht, und so lächle ich nur und frage ruhig achtlos:

— Nun, wie geht's? —

Und sie antwortet mit ihrer feinen bescheidenen Stimme — ich weiß noch, das gefiel mir gleich am besten an ihr, eine Stimme, wie die eines Kindes:

— Ich danke — ganz gut!

Dann, da ich nichts sage, sie nach einer Weile, von der Seite:

— Wir haben uns lange nicht gesehn!

Allerdings — nein — wir hatten uns lange nicht gesehn. Da hatte sie Recht. — Und mit einem Male fand ich nicht den Mut, sie nun da stehen zu lassen.

Ihre Augen waren daran schuld, Augen — grau und frostklar, mit denen sie einen gar wunderlich ansehn konnte, und in denen etwas lag, wie eine Bitte, oder eine Hilflosigkeit, die fast weh that.

Ich ging neben ihr her. Sie sagte zuweilen etwas, auf das ich antwortete, und so kamen wir zu den Linden.

Eigentlich sah sie recht nett aus, und wir gingen zu Bauer hinauf, wo wir uns auf den Balkon setzten und auf das Gewühl unten blickten, während sie an einem Eiscafé sog.

Das hatte sie inzwischen gelernt — doch nein, das konnte sie wohl schon an jenem Abend, als wir auch im Café gewesen waren, damals im Februar.

Mit Bob war ich ausgewesen, durch alte Lokale, und in einem hatten wir ein Mädchen gefunden, das wir beide kannten. — Die sah aus! . . .

Und wir wollten uns den Eindruck verwischen, fuhren zur Schumannstraße hinaus, zu Emberg, neben dem Deutschen Theater; weil wir beide noch nie gesehen hatten, wie man dort tanzt.

Es war Sonntag und wir wußten eben nicht, was wir sonst anfangen sollten.

Wir zahlten, gaben Garderobe ab und traten in den Saal ein, erst durch die Vorderzimmer, alles voll häßlicher Weiber — dann eine breite Estrade, und überall ledige Mädchen, immer häßlichere.

Eine breite Treppe führte in den Saal, und drunten trotz der Kronleuchter in halber Dämmerung ein tanzendes schwarzes Gewühl.

Wie traurig das alles war — unsagbar traurig. Da drunten wurde getanzt, aber ke n Laut der Fröhlichkeit — im scheinbaren Vergnügen ein grausamer Stumpfsinn.

Und dieser Stumpfsinn lagerte auf allen Gesichtern. Weshalb nur kam man hierher, wenn man nicht lustig sein wollte, fragten wir uns.

Die Weiber durchweg Confektioneusen, Nähmädchen und Dienstmädchen, denen man es an den Händen und den roten Armen ansah, und ein paar andere, mit so gemeinen Gesichtern, daß man erschrecken konnte. Die letzteren tanzten nicht — völlig blasirt.

Die anderen ließen sich willenlos von irgend jemand in den Arm nehmen und durch den Saal drehen, wie Puppen.

Jede Lust zum tanzen war uns verloren gegangen — unser vorher so lebhaftes Geplauder geriet ins Stocken in dieser dumpfigen, trüben Atmosphäre, in diesem hohen Saale, in dem die beiden Kronleuchter wie verloren im leeren Raum schwammen, ohne daß ihr schwefelgelbes Licht bis an die schmutzigen einst in Gold gemalten Wände dringen konnte.

Und über alledem schwer eine Wolke von Bierdunst, von Cigarrenrauch und ein Gemisch von schlechtem abgestandenem Parfüm und Menschenschweiß.

Dazwischen kreischte das kleine, acht Mann starke Orchester in einem fort, bald einen öden Walzer, eine Polka, dann eine Kreuzpolka, einen Rheinländer, nach dem jeder einen anderen Tanz versuchte und zwischendurch immer die Stimme des Tanzmeisters, eine heisere, abgeschrieene Stimme, eintönig, schrill. —

Endlich eine längere Pause!

Wir saßen dicht an der Ballustrade, so daß wir den ganzen Saal übersehen konnten.

Ich betrachtete mir die Mädchen die in unserer Nähe sich befanden. Die meisten sitzen ringsum bei einem Glase Bier, oder an den Wänden des Saales. Viele stehen wartend müßig umher.

An dem Treppenpfosten lehnt eine, die mir schon vorher aufgefallen ist, ein Mädchen, nicht groß, durchaus nicht schön, etwa zwanzig Jahre alt.

Ein einfaches graues Kleid mit breitem schwarzen Bande eingefaßt, und was mir auffiel: das Kleid ganz modern, enganschließend wie ein Reitkleid und ohne jede Tournüre.

Das Mädchen hatte mehrmals zu uns herüber gesehen. Sie war nicht hübsch, — wenn sie einen gerade ansah, fast häßlich, weil ihre Augen klein waren, graue Augen mit spärlichen Augenwimpern. Und dann war sie so unglücklich frisiert. Sie hatte offenbar selbst versucht, sich eine künstliche Frisur zu machen, und bei dem spärlichen Haar war es ihr durchaus nicht gelungen.

Trotzdem lag in ihrem Wesen etwas, das sie auffallen ließ — das sie von den andern unterschied.

All die anderen schienen sich hier wohlzufühlen. Schon durch ihre Kleidung stach diese ab, es war wie ein schüchternes Streben nach etwas Besseren, und auf dem bleichen Gesichte mit den schmalen blutleeren Lippen irrte diese vage Sehnsucht deutlich umher.

Ich sah zu ihr hinüber, lange, bis sie es merkte. Sie kam etwas näher und dann setzte sie sich an unsern Tisch, ganz bescheiden an die eine Seite, daß ein Stuhl zwischen uns frei blieb, und in ihrer bescheidenen Weise fragte sie:

— Es ist Ihnen doch nicht unangenehm, daß ich hier sitze? —

Wir ließen ihr ein Glas Bier kommen, und so fing allmählich ein Gespräch an und sie erzählte, daß sie sehr großen Durst gehabt habe, und nur noch zwanzig Pfennig im Vermögen.

Sie sollte durchaus etwas essen — aber sie wollte nicht. Sie habe zu Haus gegessen, und so spät könne sie auch nichts mehr essen.

Wir ließen sie also.

Jetzt fällt mir auch wieder ein, wie sie hieß: — aber ich weiß nicht mehr und wußte auch, als ich sie wiedertraf, nicht, ob sie Magda oder Marta hieß.

Ich hatte sie von Anfang an geduzt, ohne zu wissen, wie das kam — während sie stets bei dem Sie blieb. Es schien alles ganz natürlich.

Sie hatte eine kleine schmale Hand, nur die Finger vorn etwas schwarz und zerstochen. Also eine Näherin. An der linken trug sie einen schmalen abgenutzten Goldring mit einem blassen Perlchen. Der arme Reif war ihr zu groß, und man sah gleich, daß es kein Liebesgeschenk war. Sie merkte, daß ich auf den Ring sah und wie zur Erklärung sagte sie leise:

— Von meinem Mutterchen . . .

Ich fragte; sie war aus Erfurt, ihre Eltern waren Gartenleute. Sie selbst seit drei Monaten in Berlin und in einer Mäntelfabrik in der Linienstraße, und dort wohnte sie auch ganz in der Nähe.

Bob natürlich als eifriger Nationalökonom ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen, Forschungen anzustellen.

Sie arbeiteten jetzt im Winter von morgens neun Uhr bis eins, und dann von zwei bis acht. Meist nahmen sie auch noch Arbeit mit nach Hause, und so verdienten sie, wenn sie sehr fleißig und geschickt waren, 1 Mark 20 bis 1 Mark 60. —

Der Sonntag war ihr einziges Vergnügen. Sie hatte bis drei geschlafen, und war dann spazieren gegangen bis sechs Uhr. Dann hatte sie zu Haus gegessen und war hierher gekommen. —

Die Pause war zu Ende und im Saale wurde wieder getanzt.

Eine Française ging vorzeitig zu Ende. Eine unendliche Verwirrung, denn niemand konnte tanzen, und anfangs hatten sich nur acht oder zehn Paare aufgestellt. Man rief allgemein: Walzer! — — Walzer!

Endlich rief auch die heisere Stimme des Tanzmeisters den müden Musikanten Walzer zu.

— Aber wenn du tanzen willst . . . du brauchst dich nicht zu genieren . . .

Sie war die ganze Zeit bei uns sitzen geblieben, und hatte sich kaum ein paar mal umgedreht.

Sie sah mich mit einem bittenden Blicke an, und sagte:

— Ich soll wohl fortgehen?

— Nein, gewiß nicht, konnte ich ihr versichern. Du siehst doch, daß ich ganz gern mit dir schwatze.

Ihre beiden Hände hatte sie auf dem Tische, und ich legte die meine, wie um meine Worte noch mehr zu bekräftigen, darauf, und sie nahm meine Hand und preßte sie, wie zum Danke.

Dann stießen wir mit den frischgefüllten Gläsern an.

(Fortsetzung folgt.)

Theater.

Lessing-Theater: Am Tage des Gerichts. Volksschauspiel in vier Akten von P. K. Rosegger.

Eines Tages wurde in Graz ein neues Stück aufgeführt: Verfasser unbekannt, der Stoff ein bäuerlicher. Rosegger saß mitten im Theater, und alles vereinigte sich, ihm Glück zu wünschen; denn wer anders als er konnte diese österreichische Dorfgeschichte von echter Lebendigkeit und nachdenklichem Geist geleistet haben? Aber Rosegger mußte den Dank der Freunde ablehnen; nicht er war der geheimnisvolle L. Gruber, den der Theaterzettel nannte; bald sollte man in dem ganzen Namen einen ganzen Mann kennen lernen; und auf den „Pfarrer von Kirchfeld" ließ Ludwig Anzengruber die Fülle der kraftvollsten Dichtungen folgen, zu unserer Freude.

Anzengruber und Rosegger zusammen zu nennen, ist oberflächlicher Beurteilung seither bequem gewesen; und als jüngst Rosegger seinen ersten theatralischen Versuch machte, ging von Graz die Ankündigung aus: für den freigewordenen Platz des österreichischen Dramatikers habe sich ein giltiger Bewerber gefunden. Man tritt dem Lebenden wie dem Toten mit solchem Vergleich zu nahe, aber den größeren Schaden muß von Beiden doch der Kleinere nehmen: an die Gestalten schaffende Kraft des Dichters vom „vierten Gebot" sollte man gerade vor diesem „Tage des Gerichts" nicht erinnern, das in blassen, allgemeinen Typen nur, vom Jager und vom Wilderer, einen kleinen, wenig bewegten Vorgang entwickelt, und aller zusammengehaltenen Stärke bar ist.

Nur die Ausgangspunkte des Schaffens sind für Rosegger und für Anzengruber etwa dieselben gewesen: Berthold Auerbach hat beiden den Weg gewiesen, und eben schrieb in diesen Tagen Rosegger schönempfundene Worte zum Andenken an den Mann von Nordstetten; aber, als das weichere Talent, ist Rosegger aus der Schule Auerbachs nie ganz herausgekommen, und er vermehrte das blos Erlernte durch archaistische Formen aus Jean Pauls Gefühlswelt. Ein Vordrängen der Reflexion, der philosophierenden und philantropischen Betrachtung bei Rosegger entstammt von da; und sie vermischt sich gern mit einer starken Dosis österreichischer Sentimentalität — alles Züge, die wir auch bei Anzengruber wiederfinden, die aber bei diesem ein ursprüngliches Gestalten und ein frischerer Sinn stets von Neuem poetisch zu überwinden weiß. Tendenz-Dichtung geben beide, um ein Schlagwort zu gebrauchen, das eben wieder an die Tagesordnung kommt; aber bei Anzengruber liegt der Schwerpunkt auf dem Zweiten: der Dichtung, bei Rosegger liegt er auf der Tendenz, und sein Drama grade, wenn es etwa auf die Freie Volksbühne geriete, möchte das Anklagematerial des Herrn Polizeipräsidenten stark vermehren: für die Enterbten hegt es Sympathie, für die armen Ameisengräber, Pascher und Wilderer; und wer etwa auf das Wildschadengesetz schwört, gleichwie auf alles, was besteht, wird das Stück unter die bösen revolutionären rechnen müssen.

Der Straßl-Toni, der als Wilddieb ertappt worden ist und ins Gefängnis wanderte, findet, da er heimkehrt, keine Arbeit für seine fleißigen Hände, und wird, ein „Verbrecher

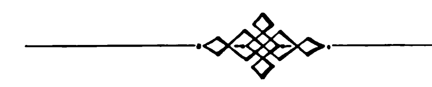


aus verlorener Ehre", abermals zum Wilderer: da er nirgend zuständig ist, als auf der „Straßl", wendet das ganze Dorf sich feindlich von ihm ab, und so wenig der auf verbotenem Wege Jagende den Bauern sonst auch fremd ist, so eifrig bemoralisirt man nun den, der sich unvorsichtig greifen ließ. Abermals verfolgt das Mißgeschick und der böse Kreuzjäger den Armen, man ruft ihn an, schießt und, halb in der Notwehr, antwortet ein Schuß des Straßl-Toni: der Jäger liegt tot am Boden. Gesehen hat den Thäter Niemand, (auch der Zuschauer ahnt nur den Zusammenhang) aber alles vereint sich sogleich in dem Ruf: der Mörder ist Toni! Er liefert sich selbst ins Gericht, nicht um sich anzuklagen, sondern um Schutz zu suchen gegen die argen Verläumder; er läugnet alle Schuld, und je heftiger der Haß des Dorfes ihn bezichtigt, desto heftiger auch wehrt sein eigener Haß ab; und erst als die Frau des Toten, die auf dem Gange zum Gericht in das Elend von Tonis Heim geblickt, die seine gequälten, hungernden Kinder mitleidig gestärkt, sein elendes Weib getröstet hat — erst als ihr milder Sinn sich liebend offenbart am Tage des Gerichts, stürzt der Mörder ihr zu Füßen im unwillkürlich freien Ausbruch der Empfindung: „Du — du sprichst für mich und ich hab doch Deinen Mann erschossen!"

Nicht die Kleinheit dieser Handlung entscheidet das Schicksal des Stückes, glaube ich, sondern sein Mangel an individuell geschauten, neuen Zügen von der Art dieses letzten: wären die Zustände, in denen die Fabel wurzelt, die allgemeinen sozialen und die menschlichen Zustände reicher entwickelt, plastischer herausgehoben, so möchte immerhin der Vorgang ein, im Sinne des vieux jeu, „novellistischer" sein: handelnde Menschen wollen wir sehen, nichts mehr, aber auch nichts minder. Doch was uns Rosegger giebt in den tragenden Figuren des Stückes sind keine vollen, persönlichen Gestalten, es sind personifizierte Empfindungen, die seinem humanen Sinn wohl Ehre machen, nicht seiner formenden Kunst. Er, der einst so treffend „Sonderlinge aus dem Volk der Alpen" zu schildern wußte, giebt hier Personen ohne jede Besonderheit; und auch in den Episoden des Stückes, den komischen Gestalten aus der Verbrecherwelt, sind die erheiternden Züge, im Detail, gleichwie die ganzen Figuren, nur von außen aufgetragen, nicht mit innerer Notwendigkeit organisch herausgeholt. Stark und ursprünglich wirkt darum nur der Ausgang des Stückes, diese zugleich überraschende und überzeugende Schlußwendung; hier endlich haben wir nicht Theorie, sondern Anschauung, wir sehen, wir glauben und sind getroffen im Innersten.

Die Darstellung war im Ensemble gut zusammengehalten; im Einzelnen that sie nichts, die Fehler des Werkes zu verdecken und fiel vielmehr zumal durch die Damen Klein und Reichenbach arg ins Pathetische und Deklamatorische. Ein lustiges Spitzbuben-Terzett im Schwankstil gaben die Herren Schönfeld, Blencke und Waldow. Das Publikum nahm das Werk sehr dankbar auf und auch die Kritik hat Ursache, trotz aller Einwände, diesen Anfang der Saison froh zu begrüßen: ein Dichter steht am Beginn, nicht ein Macher, und als ein gutes Omen wollen wir das nehmen fürs junge Spieljahr.

Otto Brahm.



An offener See.

Roman

von

August Strindberg.

Autorisierte Übersetzung von M. von Borch.

(13. Fortsetzung.)

So laut wie er vermochte, rief er:

„Wenn Jemand da ist, soll er antworten; denn jetzt schieße ich.“

„Herr Jesus! nicht schießen,“ ertönte es aus dem Nebel.

Der Inspektor glaubte, diese Stimme schon gehört zu haben, aber vor langer Zeit schon, vielleicht in seiner Jugend. Als er sich jetzt der Stelle näherte, wo der Unbekannte stand, und seine Silhouette sich grau gegen grau abzeichnete, erwachten alte Erinnerungen an diese Kontur eines Menschen. Die eingebogenen Kniee, die allzu langen Arme und die schiefe linke Schulter hatten ihr Gegenstück in einem in den Magazinen der Erinnerung zurückgebliebenen Bilde eines Schulkameraden aus der dritten Klasse der Elementarschule. Als er aber den amerikanischen Bart des Kolporteurs aus dem Nebel hervortreten sah, stimmten die Bilder nicht mehr zusammen; er sah nur noch den Mann auf dem Berge, der die Offenbarung Johannis auf die Fatamorgana angewandt hatte.

Mit gelüfteter Mütze und erschrockenem Gesicht näherte er sich dem Inspektor, der sich diesem schleichenden Verfolger gegenüber nicht sicher fühlte, da er in Wahrheit keine Schießwaffe bei sich führte. Um seine Unsicherheit zu verbergen, nahm er einen scharfen Ton an und fragte:

„Weshalb verstecken Sie sich vor mir?“

„Versteckt habe ich mich nicht; das hat der Nebel gethan;“ entgegnete der Prediger weich und einschmeichelnd.

„Aber weshalb saßen Sie im Boot nicht am Steuer?“

„Hm, ich wußte nicht, daß man auf der Ruderbank sitzen muß, deshalb setzte ich mich luvwärts, damit das Boot hoch über Wasser bleibe! Denn sehen Sie, ich hatte eine Schnur an der Ruderpinne, wie es oben bei uns in Roslagen Brauch ist.“

Die Erklärungen waren annehmbar, beantworteten jedoch nicht die Frage, weshalb er dem Inspektor hier heraus gefolgt sei. Dieser fühlte jetzt, daß es zu einem Handgemenge der Seelen kommen werde, denn es war kein Zufall, der sie hier zusammengeführt hatte.

„Was suchen Sie so früh am Morgen hier draußen?“ nahm der Inspektor den Faden wieder auf.

„Ja, wie soll ich gleich sagen; mir ist manchmal, als hätte ich das Bedürfnis, mit mir allein zu sein.“

Die Antwort fand ein gewisses Echo beim Fragesteller, und da der Prediger einen Zug von Sympathie in seinem Antlitz gewahrte, fügte er hinzu:

„Sehen Sie, wenn ich mich selbst in Betrachtung und Gebet suche und mich finde, dann finde ich auch meinen Gott.“



Es lag ein naives Bekenntnis in diesen Worten, aber der Inspektor wollte die unfreiwillige Ketzerei nicht übersetzen und die Schlußfolgerung ziehen: Gott ist also mein eigenes Selbst oder in meinem Selbst, — denn es überkam ihn eine gewisse Achtung vor diesem Manne, der allein zu sein vermochte mit einer Fiktion, also in gewisser Beziehung allein.

Während aber der Inspektor das Gesicht des Predigers betrachtete, das mit Ausnahme der Oberlippe von einem langen, braunen Bart bewachsen war, wie Seeleute und Kolporteure ihn zu tragen pflegen, — wahrscheinlich um sich das gesprochene Wort entfahren zu lassen und dennoch einem Apostel zu gleichen — war es ihm, als sähe er hinter diesem Gesicht noch ein Gesicht, und der Arbeit müde, die sein Erinnerungsvermögen unwillkürlich begann, fragte er geradezu:

„Haben wir uns nicht schon einmal im Leben gesehen?" — „Ja, das haben wir allerdings," entgegnete der Prediger, „und Sie, Herr Inspektor, haben vielleicht ohne es zu wissen, so tief in mein Leben eingegriffen, daß man sagen könnte, Sie haben meine Bahn bestimmt."

„Ach was? Erzählen Sie mir das, denn ich erinnere mich an nichts!" bat der Inspektor, setzte sich auf den Felsrücken und forderte den Andern auf, ebenfalls Platz zu nehmen.

„Ja, das mag nun so gegen fünfundzwanzig Jahr her sein, als wir zusammen in der dritten Klasse waren . . ."

„Wie hießen Sie damals?" unterbrach der Inspektor.

„Damals hieß ich Olsson und wurde Oxolle genannt, weil mein Vater Bauer war und ich eigengewebte Kleider trug."

„Olsson? Warten Sie mal! Sie rechneten am besten von uns Allen, nicht wahr?"

„Ja, so war's! Aber da geschah es eines Tages, daß der Rektor seinen fünfzigsten Geburtstag feierte. Wir hatten die Schule mit Laub und Blumen aufgeputzt; und nach Schluß des Unterrichts schlug Einer vor, die Blumenbouquets zu nehmen und sie der Frau Rektorin und ihrer Tochter nach Hause zu tragen. Ich besinne mich noch, daß Sie das unnötig fanden, weil die Frau und die Tochter vom Rektor nichts mit der Schule zu thun hätten, oft aber störend in ihre Angelegenheiten eingegriffen hätten. Indessen gingen Sie doch mit — und ich auch. Als ich die Treppe hinauf gehe, werden Sie meine Kleider gewahr, wie ich vermute — und als Sie dabei merkten, daß ich das schönste Bouquet trug, riefen Sie: „Was will Saul unter den Profeten!"

„Das habe ich ganz vergessen," sagte der Inspektor kurz.

„Aber ich vergaß es nie," wandte der Prediger mit zitternder Stimme ein. „Ich hatte es grade in's Gesicht bekommen, daß ich das räudige Schaf sei; der Feldteufel, dessen Huldigung von einer Frau von Stande nicht ernst entgegen genommen werden könne. Ich gebe die Schule auf, um mich dem Handel zu widmen und auf die Weise schnell zu feinen Kleidern zu kommen, Manieren zu lernen und sorgfältige Sprache. Aber ich bekam nie einen einigermaßen besseren Platz. Mein Äußeres, meine Redeweise, mein Benehmen waren gegen mich. Dann fing ich an, für mich zu bleiben, und in der Einsamkeit fühlte ich Kräfte in mir wachsen, die ich nie geahnt hatte. Geistlicher hatte ich früher werden wollen, jetzt aber war es zu spät. Durch die Einsamkeit bekam ich Scheu vor Menschen, und die Menschenscheu machte mich ganz einsam, so einsam, daß ich meine einzige Bekanntschaft in Gott suchen mußte und in dem Erlöser der Verwahrlosten, der Gezeichneten, der Aussätzigen, unserm Herrn Jesus Christus. — Das habe ich Ihnen zu danken!"

Die letzten Worte wurden mit einer gewissen Bitterkeit ausgesprochen, so daß

der Inspektor es für das klügste hielt, wenn er freies Spiel haben wollte, auszurufen:

„Sie haben mich also fünfundzwanzig Jahre gehaßt?“

„Grenzenlos! Aber seitdem ich Gott die Rache überlassen habe, nicht mehr.“

„Ach, Sie haben also einen Gott, der rächt! Glauben Sie denn, daß er Sie zum Werkzeug wählen wird, oder meinen Sie, daß er seinen elektrischen Funken auf mich niederfahren läßt oder mein Boot kentern lassen oder mir die schwarzen Pocken schicken wird?“

„Die Wege des Herrn kennt Niemand, aber die Wege der Ungerechten sind Allen offenbar!“

„Sehen Sie darin, daß ein dummer Junge ein Wort zu viel sagt, etwas so ungerechtes, daß Gott ihn während eines Menschenalters verfolgen muß? Ich möchte wissen, ob dieser rachgierige Gott nicht in Ihrem Herzen sitzt, wo Sie eben behauptet haben, daß Sie sich mit ihm finden?“

In seinen eigenen Worten gefangen, vermochte der Prediger sich nicht mehr zu beherrschen.

„Heide! Jetzt weiß ich, wer Sie sind! Aber der Apfel fällt nicht weit vom Stamme! Jetzt begreife ich alle Listen des Satans. Ihr baut dem Herren ein Haus zum Hurenhaus, darin soll geopfert werden einer Metze! Ihr spielt den Zauberer, daß das Volk niederfallen und anbeten soll den Gottesläugner. Aber da spricht der Herr: Selig sind, so ihre Kleider waschen, daß sie Zutritt haben zum Baume des Lebens und durch die Thore eingehen in die Stadt. Draußen aber stehen die Hunde und die Zauberer und die Mörder und die Götzendiener und Alle, so da lieben die Lüge!“

Die letzten Worte hatte er, ohne sie anderswo suchen zu müssen als auf den Lippen, mit einer unglaublichen Übung und Exaltation hinausgeschleudert, und gleichsam, als fürchte er eine vernichtende Antwort, die den Eindruck abschwächen könnte, wandte er den Rücken und ging hinunter nach seinem Boot.

Der Nebel war inzwischen gestiegen, und das Meer breitete sich rein blau, beruhigend, befreiend aus.

Der Inspektor saß noch eine Weile in seinem Bergstuhl und grübelte über die Unterwerfung der Seele unter dieselben Gesetze wie die physischen Kräfte.

Unten beim Estland wühlte der Wind eine Welle auf; diese jagt eine zweite, und die letzte, die die Bewegung bis an die schwedische Küste fortpflanzte, trug einen kleinen Kieselstein, der die Stütze eines Klippenblocks ausmachte; nach einem Menschenalter würden die Folgen sich zeigen, wenn der Block herabstürzte, was eine abermalige Unterminierung der freigelegten Klippe, die nun unbeschützt da lag, zur Folge haben würde.

Sein Gehirn hatte vor 25 Jahren ein für ihn bedeutungsloses Wort hinausgeschleudert, das Wort war durch ein Ohr eingedrungen und hatte ein Gehirn in so starke Bewegung gebracht, daß es noch erzitterte, nachdem es dem ganzen Leben eines Menschen seine Richtung angewiesen hatte. Und wer konnte wissen, ob dieser Innervationsstrom nicht auf's neue durch Berührung und Friktion verstärkt worden, so daß er sich abermals mit verstärkten Kräften entladen und andere Gegenkräfte in Bewegung bringen, Erschütterung und Zerstörung im Leben Anderer bewerkstelligen würde.

Als jetzt das Boot des Predigers um die Landspitze herumschoß und auf Österkar hielt, hatte der Inspektor ein so bestimmtes Gefühl, daß dort ein Feind

saß, der auf seine Positionen losmarschierte, daß er sich erhob, um hinunter an sein Boot zu gehen, nach Hause zu fahren und sich in Verteidignngszustand zu versetzen.

* * *

Als er wieder wohlbehalten in seinem Boote saß und durch das leise Schaukeln der Wellen beruhigt war, empfand er die größte Lust, noch einige Stunden in vollständiger Einsamkeit auf dem Meere zuzubringen und die letzten störenden Eindrücke verwehen zu lassen.

Weshalb sollte er denn auch den Einfluß dieses Mannes auf die Braut fürchten, da diese sich ja ohnehin für eine Vereinigung für's Leben unmöglich erweisen würde, wenn sie auf ein Niveau mit den Ungebildeten zurücksank. Aber trotzdem ärgerte es ihn, daß diese Furcht vorhanden war. Sie erinnerte ihn an das Benehmen jener Männer, die in ihrer Angst zu verlieren lebten, die mit dem lächerlichen Namen „Eifersucht“ bezeichnet wurde. War es das Bewußtsein des Unvermögens behalten zu können, das eine Schwäche bei ihm verriet? Oder war es nicht vielleicht eher eine Schwäche ihrerseits, sich nicht halten zu können, wenn der Ballon aufsteigen, den Notanker der Religion lösen und die Ballastsäcke der Gefühle auswerfen sollte?

Er hatte jetzt laviert und lag südöstlich unter der Insel, eine Seite, von welcher aus er sein Gefängnis noch nicht betrachtet hatte. Hoch oben auf der Anhöhe sah er das Skelett der unfertigen Kapelle mit ihren Gerüsten, aber er sah keine Arbeiter, obgleich der Morgen weit vorgeschritten war. Er bemerkte auch keine Boote, die auf den Fang ausgezogen waren; im Ganzen herrschte große Ruhe auf der Insel, und man sah auch keine Menschen, weder bei der Zollbude noch beim Lugaus der Lotsen. Er wandte die Segel abermals, um die Insel zu umsegeln. Als er aber auf die Außenseite kam, wurden die Wellen höher, und er gewann nur unbedeutend durch die Wendung, so daß er eine ganze Stunde brauchte, bevor er in den Hafen kam. Jetzt sah er die Hütte, in der die Damen wohnten, und sobald er um die Hafenspitze herumschoß, bemerkte er, daß sämmtliche Bewohner der Insel um das Haus versammelt waren, in dessen Vorbau der Prediger entblößten Hauptes stand und predigte.

In der festen Voraussicht, daß hier Streit bevorstand, landete er, nahm das Segel ab und ging auf sein Zimmer.

Durch das geöffnete Fenster hörte er jetzt einen Psalm singen.

Nun hätte er sich an die Arbeit setzen wollen, aber der Gedanke, daß er bald unterbrochen werden könne, hinderte ihn, überhaupt anzufangen.

Es verging eine qualvolle halbe Stunde, während welcher er deutlicher denn je empfand, daß er sich selbst nicht mehr angehörte, nicht einmal ein paar Quadratmeter beherrschte, wo er sich einschließen konnte, um die Berührung mit Seelen zu vermeiden, die sich wie Muscheln auf der Haut des Walfisches festsetzten, um schließlich durch ihre Schwere seinen Lauf zu hemmen.

Jetzt that sich nach kurzem Klopfen die Thür auf, und Frl. Maria stand vor ihm; auf ihren Zügen lag ein neuer Ausdruck, wie schmerzlicher Vorwurf und überlegenes Mitleid.

Sie kam auch mit dem Bewußtsein, eine Massenmeinung für sich, hinter sich zu haben, und fühlte sich daher stark dem Einsamstehenden gegenüber.

Er ließ sie zuerst sprechen, um doch einen Ausgangspunkt zu haben.

„Wo bist Du gewesen?“ begann sie mit einem Versuch, nicht allzu übermütig zu erscheinen.

„Ich habe gesegelt.“

„Ohne mich dazu aufzufordern?“

„Ich wußte nicht, daß Du so strenge darauf hältst!“

„Doch, Du hast es gewußt, aber Du wolltest wohl allein sein mit Deinen finsteren Gedanken!“

„Vielleicht!“

„Sicher! Glaubst Du, ich merke das nicht! Glaubst Du, ich sähe nicht, wie Du meiner überdrüssig wirst!“

„Ich bin Deiner nicht überdrüssig, wenn ich Tag aus, Tag ein um Dich bin und mir eines Morgens, da Du noch zu schlafen pflegst, die Freiheit nehme, ein paar Stunden zu segeln. Aber Du bist des Fischenlernens gewiß überdrüssig geworden, denn ich habe Dich nicht ein einziges Mal auf See gesehen.“

„Man fängt jetzt nichts, wie Du wohl weißt!“ — entgegnete Fräulein Maria mit der festen Ueberzeugung, daß sie die Wahrheit sprach.

„Nein, das sehe ich!“ — wandte der Inspektor mit der Absicht ein, der Mine jetzt näher zu kommen und eine Explosion zu riskieren. — „Ich sehe, daß die Leute die Arbeit aufgeben, um Predigten anzuhören . . . . . .

Jetzt kam es zum Ausbruch.

„Warst nicht Du es, der hier draußen Gottesdienst haben wollte?“

„Allerdings, an Sonntagen. Sechs Tage soll man arbeiten, am siebenten aber in die Kirche gehen. Hier wird aber jetzt an keinem Tage mehr gearbeitet, sondern an allen gepredigt. Und anstatt sich und den Seinen ein behagliches Auskommen hier auf Erden zu bereiten, laufen sie Alle um die Wette nach etwas so etwas ungewissem wie der Himmel. Sogar die Arbeiter an der Kapelle sind davon gelaufen, so daß wir die Kirche wohl niemals unter Dach sehen werden, und ich erwarte jeden Augenblick zu hören, daß Hungersnot ausgebrochen ist, ja daß wir auf Wohlthätigkeit bedacht sein müßten . . . . .“

„Gerade davon wollte ich reden!“ — unterbrach ihn Fräulein Maria, froh, nicht auf das Thema eingehen zu müssen, wobei sie übersah, daß der Inspektor es bereits im voraus erschöpft hatte.

„Ich bin nicht hierher gekommen, um Wohlthätigkeit zu üben, sondern um die Leute zu lehren, wie sie ohne Wohlthaten auskommen können.“

„Du bist ein von Grund aus herzloser Mensch, obgleich Du Dich anders zeigst.“

„Und Du willst Dein gutes Herz auf meine Kosten zeigen, ohne auch nur einen Meter von den Plissé's auf Deinem Kleide opfern zu müssen.“

„Ich hasse Dich! Ich hasse Dich!“ — rief das Mädchen aus, während ihr Gesicht einen unangenehmen Ausdruck annahm. — „Ich weiß wohl, wer Du bist, ich weiß alles, alles, alles! —“

„Nun, weshalb verläßt Du mich dann nicht?“ fragte der Inspektor in eisigem Tone.

„Ich werde Dich verlassen! Ja, ja!“ — rief sie und näherte sich der Thür, jedoch ohne zu gehen.

Der Inspektor, der sich an den Tisch gesetzt hatte, nahm eine Feder und begann zu schreiben, um jeder Versuchung zu entgehen, ein Gespräch wieder anzuknüpfen, das zu Ende war, nachdem alles gesagt worden.

Er hörte wie im Traum, daß geschluchzt wurde, daß die Thür sich schloß, daß Schritte im Flur ertönten und die Treppe hinunterknarrten.

Als er dann erwachte und auf dem Papiere las, über das seine Feder geflogen war, sah er das Wort Pandora dort so viele Mal geschrieben, daß er wohl annehmen konnte, es sei eine lange Weile seit Beendigung jenes Auftritts verstrichen.

Dann aber fiel ihm das Wort auf; seine Neugierde im Bezug auf dessen Bedeutung war geweckt, er hatte sie im Laufe der Jahre vergessen, obgleich ihm noch eine schwache Erinnerung daran aus der Mythologie geblieben war, daher nahm er sein Handlexikon vom Tisch, schlug es auf und las:

„Pandora, die Eva der Antike, das erste Weib auf Erden. Wurde von den Göttern aus Rache für Prometheus ein Feuerraub, zu den Menschen mit allem Unglück herabgeschickt, das seitdem über die Welt gekommen. Wird in der Poesie in Gestalt von etwas Gutem, das ein blendendes Uebel ist, dargestellt, ein Wesen, das auf Betrug und Ueberrumpelung angelegt ist."

Dies war Mythologie, wie die Sage von der Eva, die den Menschen zum Paradiese hinaus geschafft hatte.

Wenn aber die Sage sich von Zeitalter zu Zeitalter wieder bewährte, und er selbst erfahren hatte, wie die Anwesenheit eines Weibes auf diesem kleinen Stück Erde draußen im Meere schon Dämmerung gemacht hatte, wo er Licht verbreiten wollte, so mußte der Bildersprache des jüdischen und des hellenischen Poeten doch ein Gedanke zu Grunde gelegen haben.

Daß sie ihn haßte, fühlte und sah er ein, da sie gemeinsame Sache mit jenem Haufen dort unten machte; an ihrer Liebe aber wollte er auch nicht zweifeln, wenn diese Liebe auch nichts weiter war als das Emporstreben der Sonnenblume zur Sonne, um für eine schlechte Nachahmung der goldenen Scheibe Lichtstrahlen zu entlehnen. Aber es lag auch etwas niederes darin, wie beim Niedrigen; — etwas Böses mit dem Verlangen zu schaden, ein Kampf um die Macht, der unberechtigt war, da es für ihn einen Sieg über das Unvernünftige galt. Ihr das sagen, ja, das hieß das Verhältnis brechen, da dieses von seiner Unterwerfung oder wenigstens der Anerkennung ihrer Ueberlegenheit abhängig war; dies aber hieß das ganze Leben auf eine Notlüge bauen, die keimen, wachsen und wahrscheinlich alle Möglichkeiten zu einem ehelichen Zusammenleben ersticken würde. Darin lag ja gerade die tiefste Ursache zum relativen Unglück aller Ehen, daß der Mann den Bund mit einer zuweilen absichtlichen Lüge einging, meist aber der Raub einer Hallucination war, wenn er sein Ich in das Wesen hinein dichtete, das er sich assimilieren wollte. Von solch einer Gesichtstäuschung „second sight" war Mill in dem Grade betört worden, daß er meinte, all seine scharfen Gedanken von dem einfältigen Weibe erhalten zu haben, das er sich erzogen hatte.

Seit undenklichen Zeiten war dies der Preis der Liebe gewesen, daß der Mann verschweigen sollte, was das Weib war; und auf dieses Schweigen hatten Jahrhunderte ein Chaos von Lügen gebaut, die die Wissenschaft nicht zu erschüttern gewagt, an denen die mutigsten Staatsmänner nicht zu rühren wagten, und die die Theologen dahin brachten, ihren Paulus zu verläugnen, wenn es der Frau in der Gemeinde galt.

Aber seine Liebe hatte grade angefangen und Feuer gefangen, als er in ihren flehenden Blicken gesehen, wie sie zu ihm aufblickte — und seine Liebe war geschwunden, als sie mit dem Siegeslächeln der Dummheit kam, nachdem sie in den Staub getreten, was er zu ihrem und vieler Anderer Glück hatte bilden wollen.

„Aus!" sagte er vor sich hin, erhob sich und verschloß seine Thür.

Aus mit der Hoffnung seiner Jugend, die Frau zu finden, die er suchte:

Die Frau, die geboren war mit Verstand genug, um einzusehen, daß ihr Geschlecht dem Andern unterlegen war.

Allerdings war ihm hier und da Eine begegnet, die das Faktum zugegeben hatte, sich schließlich und immer aber gegen die Ursache dieses Verhältnisses verwahrt hatte, indem sie es auf eine unbegründete Unterdrückung schob und versicherte, daß sie bei größerer Freiheit den Mann überholt haben würde. Auf diese Weise war der Kampf dann immer wieder in vollem Gange gewesen.

Er wollte seine Intelligenz nicht in einem ungleichen Kampf mit Mücken abnützen, die er mit seinem Stock nicht treffen konnte, weil sie zu klein waren, und deshalb sollte das vergebliche Suchen nach dem nicht Vorhandenen jetzt ein Ende haben. Er wollte jetzt seine Kraft in Arbeit ausgehen lassen, Familien-Häuslichkeits- und Geschlechtstrieb bei Seite legen und die Vermehrung den andern „Reproduktionstieren“ überlassen.

Das Gefühl frei zu sein, brachte seiner Seele Ruhe; es kam ihm vor, als hätte ein Speerhaken in seinem Gehirn losgelassen, das jetzt ohne Rücksichten zu operieren begann. Der Gedanke, daß er sein Aeußeres nicht mehr gefällig zu machen brauche, ließ ihn eine bestimmte Art Halskragen ablegen, der ihn belästigt hatte, den seine Braut aber für „chic“ erklärt hatte. Er ordnete sein Haar auf bequemere Weise und merkte, wie es seine Nerven beruhigte, denn er hatte in beständigem Kampf mit der Frisur gelegen, die seiner Braut am besten gefiel. Die Tabakspfeife, die er geliebt wie einen alten Bekannten und die er hatte bei Seite legen müssen, wurde wieder hervorgeholt; der Schlafrock und die Morgenschuhe, die er während langer Zeit nicht zu brauchen gewagt, riefen jenes Gefühl von Befreiung vom Druck hervor, das an ein luftigeres Medium erinnerte, in dem er unbehindert atmen, ungeniert denken konnte.

Und jetzt, da er von allem Anpassungszwang befreit war, merkte er erst, welche Tyrannei selbst in Kleinigkeiten er durchlebt hatte. Er konnte in seinem Zimmer umher gehen ohne Furcht, durch ein Klopfen an der Thür gestört zu werden; er durfte sich seinen Gedanken überlassen ohne Furcht, falsch zu sein.

(Fortsetzung folgt.)



Verantwortlich für die Redaction Wilhelm Bölsche, Friedrichshagen. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler. Druck: A. Seydel & Cie. Beide in Berlin.



Alte und neue Sittlichkeit.

Von **Julius Hart.**

„Wenn Jemand uns fragt: „Warum sollte ich recht handeln?" wie die Menschen es manchmal thun, welche der Hoffnung der Unsterblichkeit als eines Ansporns zur Pflichterfüllung bedürfen, so mögen wir es schwierig finden, eine Antwort zu geben, welche sie befriedigt, — ebenso wie, wenn ein Blinder uns fragt, was wir unter der Sonne und der Herrlichkeit ihrer Strahlen verstehen, wir es ihm nicht sagen können: und doch ist es nicht darum, weil wir die Sonne und ihr Licht nicht kennen, sondern weil der Mensch blind ist. Es giebt auch so etwas wie einen Mangel an moralischem Wahrnehmungsvermögen. Die Unwürdigkeit, die Verderbtheit der moralischen Natur, welche in der Frage liegt: Warum sollte ich das Rechte thun? wird offenbar, wenn wir dieselbe bestimmter fassen und fragen: Warum sollte ich für mein Kind sorgen? Warum sollte ich mein Weib nicht schlagen? Warum sollte ich meinen Bruder nicht ermorden? Warum sollte mir Grausamkeit nicht Freude machen? Wenn Jemand eine solche Frage an uns richtet, so ziemt es uns, ihn zu bemitleiden und vielleicht zu verurteilen, aber nicht, uns mit ihm in eine Erörterung einzulassen . . . Wenn Jemand fragt: „Warum sollte ich meine Mitmenschen lieben?" so müssen wir sagen: „Halt ein! Das ist eine Blasphemie gegen die Menschheit, und wir sollen sie nicht dulden, ohne gegen solche entartete Zweifelsucht Verwahrung einzulegen."

So lese ich in dem Buch: „Die ethische Bewegung in der Religion", von Stanton Coit, Sprecher der South-Place Ethischen Gesellschaft in London. Es ist allerdings hart und peinlich, aber auf die Gefahr hin, von Stanton Coit bemitleidet und verurteilt, der Blasphemie und der entarteten Zweifelsucht geziehen zu werden, Gott helfe mir, ich kann nicht anders, die Frage weicht nicht von mir und je mehr ich sie zu verdrängen suche, um so stürmischer drängt sie auf mich zu: Warum soll ich meinen Bruder nicht ermorden, warum mein Weib nicht schlagen? Ich kann versichern, daß ich noch nie in meinem Leben in die Versuchung gekommen bin, meinen Bruder zu ermorden, aber die Frage nach jenem „Warum" beschäftigt mich darum lebhaft. Es mag eine ganz niederträchtige Einrichtung des menschlichen Denkens sein, die Krankheit des Heine'schen Narren, aber wir werden nun einmal die Narrheit nicht los: seit Jahrtausenden fragt die Menschheit immer nach dem Warum und Wozu und die beruhigenden Stimmen: „Kümmert Euch nicht um das, was hinter dem großen Schleier liegt," lullt nicht Jeden in den angenehmen Schlaf hinein. Es liegt ein gut Stück Selbstgerechtigkeit in dem, was

Stanton Coit sagt, ein Papismus und Dogmatismus, der zu der Gewaltmaßregel des Maulzustopfens greift.

„Es giebt so etwas wie einen Mangel an moralischem Wahrnehmungsvermögen." Ja, ich glaube, dieser Mangel ist nur ein zu weit verbreiteter, ein ganz allgemeiner Mangel. Könnte man nur die Menschen in Gute und Schlechte so klar und scharf einteilen, wie man zwischen Blinden und Sehenden zu unterscheiden vermag. Wer darf denn von sich behaupten, daß er das reinste und feinstentwickelte moralische Wahrnehmungsvermögen besitzt? Auch den Blinden zwingen wir nur durch die Gewalt und das Ansehen unserer Massen dazu, daß er die Bäume grün nennt, und er hat vollkommen Recht, wenn er das Grünsein der Bäume bezweifelt; wollen wir auch nur durch Gewalt und Ansehen die Menschen zwingen, das eine gut und das Andere schlecht zu nennen? Und wem wollen wir diese Gewalt übertragen?

Stanton Coit giebt der Überzeugung Vieler Ausdruck. Gewiß können wir sittlich leben, ohne uns über die Frage, was denn Sittlichkeit ist, den Kopf zu zerbrechen, aber ob unser Thun ein sittliches ist, wissen wir darum nicht, wie Einer einen Reim machen kann und doch die Antwort auf die Frage: „Was ist denn ein Reim?" schuldig bleibt. Aber ich glaube, daß, wenn die Menschheit niemals darüber gedacht hätte, was denn ein Reim und wozu er gut ist, die Poesie wohl kaum das Große und Mannichfaltige gebracht haben würde, was sie erzeugt hat. Die Antwort auf die Frage „Warum soll ich meinen Bruder nicht ermorden" ist von einer einfach unermeßlichen Bedeutung. In ihrer verschiedenen Begründung liegt der Unterschied zwischen Culturen und Religionen, liegt die Trennung griechischer und christlicher Weltanschauung, der Religion des Christenthums und der Religion der Zukunft, wenn eine solche das Christentum zu überwinden vermag. Der Lösung jener Frage geht die Menschheit seit jeher nach, und die Bedeutung aller Religionsstifter liegt daran, daß sie der Menschheit mit triumphierenden Antlitz entgegentraten: Ecce, da habt ihr die Lösung des Problems, und daß die Menschen auf ihr Antlitz niederfielen und staunend und gläubig murmelten: Wahrlich und wahrhaftig, es ist gelöst worden Und woher stammen die „Novembernebel", die über dem ethischen Leben der Gegenwart hinqualmen? Aus den neuerwachten Zweifeln, ob sie denn wirklich gelöst, aus der Erkenntnis, daß sie nicht gelöst worden ist. Wir glauben, daß uns weder Buddha noch Mohamed, weder Moses noch Christus die richtige, die erschöpfende Antwort gegeben haben, und auch den Neueren mißtrauen wir, den Bentham und Adam Smith, den Helvetius und Hume, den Spencer, Kant und Schopenhauer. Ich frage, warum soll ich meinen Bruder nicht ermorden, nähme ich an, daß das Leben nicht werth sei, gelebt zu werden, daß das Streben das einzig Gute ist, Selbstmord Weisheit? Warum soll ich da meinem Nächsten nicht auch so bald wie möglich die Wohlthat des Todes zu Teil werden lassen. Empfinden die Chinesinnen, die ihre neugeborenen Kinder im Fluß ersäufen, ihr Thun als etwas Unsittliches und Unrechtes?

Mit dem Luftsprunge eines Stanton Coit kommen wir nicht an dem Problem der Gegenwart vorüber, an der Beantwortung der alten Frage: Was sollen wir gut nennen, was schlecht, warum sollen wir das Gute thun und das Schlechte lassen. Hier ist die Nabelschnur, wo die Ethik mit der Religion zusammenhängt. Die Ethik, die da glaubt, den Boden der Religionen, der abschließenden alles beantwortenden und alles wissenden Erkenntnis mir nichts, Dir nichts verlassen zu können, gleicht einem steuerlosem Schiff. Das Christentum ist in Wahrheit erst dann [illegible]nden, wenn Einer uns das Warum des sittlichen Lebens neu betrachtet und [illegible] für uns ausreichede Begründung der Sittenlehre zu geben vermag.

Kann uns das Christentum noch als Führer bei unserem sittlichen Handel vorangehen? Gerade heute beantwortet man uns diese Frage mit einem stürmischen Ja. Und auch aus jenen Kreisen, die sonst lieber in Strauß, Moleschott und Darwin lasen, als in der Bibel, klingt uns dieses Ja mit einer Kraft entgegen, wie man sie vor fünfundzwanzig Jahren nicht für möglich gehalten hätte. Von Tolstoj bis Egidy, von Egidy bis Stöcker beschwört man uns, der christlichen Ethik all unser Heil anzuvertrauen Mehr oder weniger ist fast jeder bereit, von den Dogmen eins oder alle aufzuopfern, aber nur, um so entschiedener an der Sittenlehre der Evangelien festzuhalten. Fast durchgängig — Tolstoj nehme ich aus — geben uns jedoch diese Schwärmer für das Christentum ein so abgeblaßtes und verschwommenes Bild von dieser Sittenlehre, daß man vergeblich fragt, wo denn das Christentum steckt. Man bietet uns ein Milch- und Veilchenchristentum, das kaum noch eine Ähnlichkeit hat mit dem herben und düsterfeurigen Trank, den uns der Gründer der Religion geboten. Wir kennen ihn alle mit den sanften und milden, frauenhaft schmachtenden Zügen, wie ihn die italienischen Meister gemalt haben, aber der Christus der Evangelien, dieser scharfgeschnittenste aller Charakterköpfe, dieser Mann der haarscharfen bis aufs letzte dringenden Logik, der furchtbarsten Energie des Denkens, Fühlens und Handelns, ist uns so gut wie ganz entschwunden. Ob sich Herr von Egidy nicht bekreuzigen würde, wenn er ihn in der ganzen bitteren Gewalt seines Wesens vor sich sähe? Das Christentum haben wir erst dann begriffen, wenn wir es in seiner Eigenart erkannt haben, in den Wesenszügen, wodurch es sich von anderen Religionen unterscheidet. Worte wie „Liebe Deinen Nächsten,“ „Geben ist seliger denn Nehmen,“ „Thue Gutes den Armen,“ gewinnen ihre christliche Bedeutung erst im Zusammenhang des ganzen Systems. Losgerissen aus der Verknüpfung mit einer Weltanschauung bedeuten sie wohl überhaupt nichts mehr als schöne Phrasen. Jedenfalls ist die Ethik dieser Worte ein Gemeingut so ziemlich aller Culturreligionen, Gemeingut der Menschheit, und die Ethik des Atheismus und Materialismus unterschiede sich von der christlichen nicht im Geringsten.

Nach dem Zeugnisse der Evangelien hat Christus das Wesen der Gesetze in zwei Gebote zusammengefaßt: „Du sollst lieben den Herrn deinen Gott mit deinem ganzen Herzen und mit deiner ganzen Seele und mit deinem ganzen Denken. Das ist das Hauptgebot ersten Ranges. Ein zweites dem ähnliches ist: du sollst lieben deinen Nächsten wie dich selbst.“ Beide hängen unverbrüchlich zusammen, und in dem ersten der Gebote liegt nicht nur ein sittliches Gebot, sondern auch die letzte Begründung der Ethik. Die christliche Sittlichkeit beruht als auf unumstößlicher Grundlage auf dem Glauben an einen persönlichen Gott, der über der Welt waltet, wie ein Vater über seiner Familie und in das Leben eines Jeden zu jeder Stunde und zu jedem Augenblicke eingreift. Er hat in persönlichen Offenbarungen der Menschheit seinen Willen zu erkennen gegeben, und diese seine Meinungen und Anschauungen sind nicht wie menschliche Anschauungen, dem Streit unterworfen, sondern richtig und wahr, weil sie von Gott kommen. Ihr Wert und Wahrheit beruhen in der Autorität, Autorität Gottes. Ob Christus sich als Sohn Gottes in der materiellen Auffassung der Kirche, als selber Gott angesehen hat, kann man nach den Worten der Evangelien ernstlich bezweifeln, aber jedenfalls fühlte er sich als Gottesgesandter, als direkt von Gott Berufener, der die Anschauungen des himmlischen Vaters in voller Reinheit wiedergiebt. Im Grunde ist er daher ebenso Autorität wie Gott selbst und in seinen Anschauungen über aller menschlichen Zweifelsucht erhaben. Das Wesen der christlichen Sittenlehre beruht darin, daß sie einzig und allein ein religiöses Leben an dem Menschen für zulässig hält. Des Menschen ganzes Empfinden und Denken soll sich auf Gott lenken, und nichts anderes soll

er sinnen, als die Vereinigung mit Gott. Indem aber so der Mensch nur als Religionsmensch lebt, als ein Bürger des Himmels, nicht als ein Kind der Erde, verliert er in ganz natürlicher und selbstverständlicher Folge jedes Gefühl für irdische Werte. Das hiesige Leben hat gar keinen Wert, das jenseitige Leben allen Wert, die Erde bietet nichts zu Erstrebendes, der Himmel alles zu Erstrebende. Mit unabwendbarer Notwendigkeit kommt jede so ausschließlich religiös fühlende Natur dazu, daß sie das Leben im Diesseits rein anarchisch gestaltet sehen muß. Für den, der nur für das Jenseits lebt, hat es gar keinen Sinn, ein Weib zu heirathen und Kinder zu zeugen. Möge doch die Menschheit aussterben, das ganze irdische Leben auslöschen, — was liegt daran? „Es giebt Verschnittene um des Himmelreiches willen.“ Wie der rein religiöse Mensch keine Familie kennt — „Weib, was habe ich mit Dir zu schaffen“ sagt Christus zu seiner Mutter, — so kennt er auch kein Vaterland, keine staatlichen Verbände. Er kennt auch keine Arbeit, keine Sorge für seinen Unterhalt. Er kann nicht anders als arm sein. Nicht wird er im Selbstmord das Leben von sich werfen, weil das Leben eine gottgewollte Einrichtung ist, aber er überläßt auch Gott die Sorge für Trank und Nahrung, denn Gott ernährt ja auch die Lilien auf dem Felde. Kunst und Wissenschaft — alles ist Nichts, Reichtum, Arbeiten um des Geldes, um der Notdurft des Leibes willen an und für sich und durch sich unchristlich. Und warum soll der Mensch so, gewissermaßen im nacktesten Menschheitsurzustand, seine Tage verbringen? Die Antwort darauf lautet menschlich sehr verständlich. Die christliche Sittenlehre beruht auf Lohn und Strafe. Das Gute wird in der überschwänglichsten Weise belohnt, das Schlechte in der überschwänglichsten Weise bestraft. Wir schwärmen viel vom Gutes Thun um des Guten willen. Man kann sich darunter so unendlich viel Nichts vorstellen und denken. Vom Standpunkt einer solchen Ethik aus hört sich allerdings die Lohn- und Straflehre Christus' ziemlich roh an. Aber menschlich faßlicher ist sie jedenfalls. Wer siebzig Jahre lang religiös lebt, wird im Jenseits für alle Ewigkeit das höchste Glück genießen, wer hingegen den irdischen Werten opfert, wird dafür in alle Ewigkeit die furchtbarsten Leiden durchmachen. Nichts Ungewöhnliches, sondern das Selbstverständliche fordert die Sittenlehre Christi von dem Menschen, wenn sie von ihm das Leben im nacktesten Urzustand verlangt, alle jene Forderungen an ihn stellt, die scheinbar so unerfüllbar sind. Nicht der christliche Asket, nicht die Tolstojnaturen sind wahnsinnig, — sondern wahnsinnig sind alle, die arbeiten und heiraten und den Genüssen des Lebens fröhnen. Christus stellt Milliarden und abermals Milliarden von Schätzen in Aussicht, und um eines einzigen Pfennigs willen verzichten sie auf so unendliche Reichtümer. Seine Ethik ist mit schärfster Logik durchgearbeitet und an der Richtigkeit aller Forderungen läßt sich auch nicht ein Tüttelchen aussetzen, sie ist eine ganz vollkommene Glückseligkeitslehre und wer ihr nachhandelt, wird nicht nur im Jenseits, sondern auch im Diesseits schon ein wahres und reines Glück genießen.

Und dennoch, — wo ist Einer unter uns, der wirklich im Sinne Christi lebt? Daß die christliche Kirche von den Lehren ihres Gründers so gut wie gar nichts mehr bewahrt hat, liegt auf der Hand. Das absolut religiöse Leben, das nichts sucht und begehrt, als das Religiöse, ist völlig aus ihr geschwunden.

Aber man kann nur nicht willkürlich irgend einen Stein aus dem Gebäude einer solchen Sittenlehre herausnehmen, ohne daß das ganze Haus zusammenstürzt. Sie steht und fällt mit dem Glauben an einen persönlichen Gott und an ein göttliches Vatertum, an die göttliche Sendung Christi, mit dem Glauben an eine Unsterblichkeit, an ein Leben in dem Himmel und in der Hölle, zu dem unmittelbar der Mensch von dieser Erde aus eingeht. Es ist nicht wahr, daß das Wesen der Lehre

Christi in den Liebes- und Verzeihungsgeboten liegt; dieses sind nur die Blüten am Stamme der Jesuanischen Weltanschauung, die in dem Glauben an einen richtenden Gott wurzelt. Zerschneidet man diese Wurzeln, so sind auch die Blüten dem Tode verfallen, und all die Liebesgebote haben zunächst gar keinen Wert und keine Bedeutung mehr.

Wir können sie beibehalten, aber müssen sie neu begründen, neu ihren Wert feststellen, wodurch sie dann jedenfalls ihre eigenartige christliche Natur verlieren würden. In der religiös ethischen Bewegung der Gegenwart nehmen die Vorkämpfer des liberalen, des undogmattischen Christentums die schwächste, die traurigste Stellung ein. Es sind Molluskenbreinaturen, die nicht die Kraft haben, sich energisch vom Alten loszureißen, und mit den Augen halb nach rechts und halb nach links hinschielen. Was sie pflegen, sind nichts als sentimentale Jugenderinnerungen, was sie in seinem Banne festhält, das ist das Herkömmliche und Ueberlieferte. Die Macht der Gewohnheit ist ihre Tyrannin, ihr Wesen ein zager und ängstlicher Conservativismus. Aber gerade die Entstehung des Christentums zeigt, daß in diesen Dingen nur das wahrhaft Neue siegt, welches neuen Wein in neue Schläuche gießt, und nicht die schwachselige Compromißmacherei. Was uns ein Egidy bringen will, ist Gallerte, die Jedem zwischen den Fingern zerfließt. Sein Christentum ist ein leerer Rauch, und es spielt mit dem Namen. All solche Bestrebungen sind genau dieselben wie die der freireligiösen Gemeinden und der ethischen Gesellschaften. Warum nennt man sich noch Christ, als aus leerer Furcht vor den bestehenden Anschauungen, als aus thränenseliger Anhänglichkeit an die Lehren und an die Empfindungen, die man uns in der Jugend ins Herz gegeben. Der Christus, der nicht mehr mit dem Ansehen eines Gottes zu uns kommt — da haben die Orthodoxen ganz Recht — ist ein Mensch wie wir, den wir kritisieren, dessen Anschauungen vor unserer menschlichen Vernunft sich rechtfertigen müssen. Was bietet Christus noch denen, die seiner Lehre nachfolgen, die allen Reichtum von sich werfen, Wohlthaten üben, Beleidigungen erdulden, auf alles Irdische Verzicht leisten, wenn er ihnen nicht das Himmelreich geben kann, als Einer, der wirklich im Besitz des Himmelreiches ist. Nichts — und aber nichts! Wer uns die christliche Sittenlehre als die erlösende, als die glückselig machende verkündet, und dabei zugleich die Menschlichkeit Christi predigt, damit die von Christus geschlagene Brücke zwischen dem Jenseits und Diesseits abbricht, der steht wieder vor der ersten, der wichtigsten Frage, der alten Urfrage: Warum soll ich lieben? Warum Gutes thun? Warum meinen Bruder nicht ermorden? Und wenn er richtig denken kann, muß er in der Beantwortung entweder zu dem göttlichen Christus zurückkehren oder das ganze Christentum über den Haufen werfen und nach neuen Begründungen suchen, nach so natürlichen Begründungen, wie sie der Bentham'sche Utilitarismus oder sonst eine moderne Ethik bietet.

Mit der Weltanschauung des Christentums ist auch seine Sittlichkeit heute im innersten Grunde erschüttert. Jede Sittlichkeitslehre wurzelt in einer Weltanschauung und kann von ihr nicht losgelöst werden, ohne daß sie selbst welkt und zu Grunde geht. Wer nicht mehr die feste Zuversicht an einen persönlichen Gott besitzt, der wie ein Vater über die Menschheit waltet, nicht an ein Leben im Himmel und in der Hölle, vielleicht überhaupt an kein Leben, welches das Diesseit überdauert, . . der muß nach den Grundlagen einer neuen Sittlichkeit suchen, wenn er nicht steuerlos treiben und nicht blind nur dem ererbten Empfindungen, den herrschenden Anschauungen als Heerdenvieh folgen will. (Ein zweiter Artikel folgt.)

Die gereinigte Antropologie.

Betrachtungen zum Danziger Kongreß.

Aus Danzig kommt eine frohe Botschaft. Auf dem Kongreß der Anthropologen ist unser gewesener Kultusminister Goßler aufgetreten und hat nach mancherlei Komplimenten für die Wissenschaft, und für den Staat, der die Wissenschaft erhält, das große Faktum festgestellt, daß zwischen Religion und Forschung der Friede unterzeichnet sei.

Die anthropologische Wissenschaft sei lange im Bann selbstverschuldeter Ueberspanntheit gewesen. Jetzt aber sei das endlich abgethan. Keine Differenz bestehe mehr zwischen schärffster Wahrheitsforschung und den Forderungen strengster Religiosität. Und erwiesen sei durch diesen friedlichen Ausgang auch, daß in echter Wissenschaft die Kraft liege, sich aus eigenem Willen von voreiligem Irrweg wieder zum Gebotenen zurückzufinden.

Warme Worte zum Frieden verdienen immer Dank. An die „Erweckung der edelsten Geisteskräfte" durch den Krieg auf Blut und Messer glauben wir nicht in Kreisen, die die der offiziellen Tagespolitik fern sind. Aber es giebt trotzdem einen Optimismus, der gefährlicher ist, als alles, einen Optimismus, der selbst wieder ein Schwert trägt, eine Zufriedenheit, die Stagnation ist, eine Festredner-Philosophie, die reichlich so schlimm ist, wie die gröbste Kapuzinerpredigt.

Wären jene Worte an anderer Stelle gesagt worden, in irgend einer Gemeinschaft von Männern, die sich um ethische Probleme mühen, bei einer Schulfeier oder einem Kongreß über soziale Fragen: man könnte ihnen immer noch zur Not noch einen anderen Sinn unterschieben. Wenn sie aber gerade fallen bei einer Antropologenversammlung, wo Virchow präsidiert und Virchow's Anthropologenschule herrscht, so ist kein Deuteln möglich und aus innerstem Gefühl heraus muß Protest erhoben — oder wenigstens gelächelt werden.

Es ist eine oft vorkommende Erscheinung, daß eine Schule auf irgend einem Fachgebiet sich selbst wenig klar ist über das, was sie negativ oder positiv, bei der Allgemeinheit ihrer Ziele bewirkt; daß aber dann plötzlich helles Licht wird, wenn ein wohlmeinender Dilettant in panegyrischer Festansprache Konsequenzen zu ziehen versucht und die Schulrichtung verherrlichen will durch sein Individuelles, was er für sich herausgelesen, daß die Frage nach Ursprung und Abstammung des Menschen, die im ersten Feuer für Darwin wenigstens im Umriß gelöst schien, ganz langsam so wieder in den Nebel gerückt, verkritisiert, vernörgelt worden ist, daß gerade sie, die Kardinalfrage für den Zwist des Metaphysikers und des Naturforschers, nachgerade wiederum (wie vor Darwin) mangels jeglicher Thatsachenbelege zur versöhnlichsten „Offenheit" gediehen ist. Je offener diese Frage und je weniger Bedürfnis nach ihrer Diskussion, desto wahrscheinlicher ein friedliches Nebeneinandergehen von Religion und Wissenschaft. Etwas voreilig, als echter Dilettant, der im Eifer weiter noch geht als der Fachmann, hält Goßler gar das Erstere schon für völlig erreicht und so freut er sich von Herzen des zweiten und verkündet es vor den versammelten Vätern.

In Wahrheit sind wir höchst erfreulicher Weise lange nicht so weit und kommen wohl nie dahin. Zunächst hat die wirkliche, große Anthropologie, an der keineswegs bloß einige der Herren, die in Danzig um Goßler geschart standen, mitarbeiten und deren idealer Schriftführer ganz entschieden nicht Herr Johannes

Ranke ist, jenen Rückschritt zum völligen Eingeständnis ihrer Unfähigkeit vor jener Frage durchaus nicht gethan. Sie fußt nach wie vor auf Darwin's und seiner Schüler Boden. Und so lange der uns geläufige Begriff „Religion" so untrennbar verwachsen ist mit dem Kampf gegen die Konsequenzen der darwinistischen Menschenauffassung, wie es jetzt thatsächlich der Fall ist, so lange kann auch von jenem Frieden keine Rede sein. Wohl ist, wie auf dem ganzen biologischen Gebiet, eine stillere, langsamer vorrückende Epoche vor der Thür, der Nährsaft der darwinistischen Ideen muß von Glied zu Glied weiterrinnen und das kommt nicht mit einem Tag; auch geht die Arbeit jetzt nach Ablauf der ersten dreißig Jahre in die zweite Generation über, ein Mann, wie Häckel, beginnt schon zu den „Alten" zu rechnen. Aber das ändert an jenen Dingen auch nicht einen Federstrich.

Jene engere Schule aber, an die Goßler sich einseitig hält: sie spaziert auf einer Messerschneide. Mag sie ihre Skepsis noch so sehr als das Elixir preisen, mag sie noch so sehr dem Laien das Vertrauen einimpfen, die Sachlage sei von neuem ganz harmlos geworden und die Affenlehre sei durch ein paar hundert draufgestempelte Fragezeichen entwertet wie ein alter Lukrez-Kodex, über den man Kirchenlieder gemalt: jeder Tag kann an irgend einer bösen Ecke das gefährlichste Objekt selbst der Forschung überliefern, Reste tierischer Uebergangsformen zum Menschen herüber. Dann müßte Farbe bekannt werden, und so ehrlich sind unsere Forscher ja doch selbstverständlich, daß sie dann klein beigeben werden.

So stände und steht in der That der ganze erträumte Religionsfrieden von Danzig auf nichts anderem, als einem vollkommenen zufälligen Interregnum, auf einer Periode des Abwartens, die allerdings bei der Unsicherheit dieser Dinge der Praxis noch lange dauern kann, aber eine Gewähr der Ewigkeit aus logischen Gründen ganz und gar nicht besitzt. Ein böser Frieden! Der Frieden zweier auf Tod und Leben streitenden Parteien, deren Termin auf unbestimmt verschoben werden mußte, weil ein Aktenstück noch nicht beschafft werden konnte!

Lassen wir uns über ihn keine grauen Haare wachsen, Kämpfen abgeneigt, wo Frieden sein darf (das Gebiet ist für diese Abneigung in unserem politischen Leben wahrlich groß genug!), wissen wir doch zu gut, wie heilig dieser große, weltbewegende Zwist zwischen überlieferter Religion und freier Naturwissenschaft ist, um uns jenen Antropologenfrieden auch nur herbeizuwünschen. Ob die Zukunft eine Religion bauen wird, die in einer bis in's letzte Glied naturwissenschaftlich geschulten Menschheit dennoch ihre Stätte (dann nicht mehr Kampfesstätte!) finden kann, wissen wir nicht. Jedenfalls darf bei dem Worte „religiös", wenn es in unsern Tagen verwertet wird, ein derartig vager Prophetenbegriff nicht untergelegt werden. Wir wissen, was Religion in unserm öffentlichen Leben, unserm Staat, unserer Gesellschaft, unserer Schule heißt, und wir wissen auch, was Naturwissenschaft ist. Wir achten in allem das historisch Gewordene, wie wir die individuelle Neigung achten. Aber wenn uns von irgend einer Festtribüne herab freundlich offenbart wird, Rot und Blau seien neuerlich keine Gegensätze mehr, so wahren wir uns auch das Recht der Diagnose auf Farbenblindheit.

Otto Frauber.



Die Münchener Kunst-Ausstellung.

III.

Wer einmal eine gute Ausstellung holländischer Maler gesehen hat, wird kaum noch irgend eine Ueberraschung von ihnen erleben. Immer die gleiche Vornehmheit, die aus guten Ueberlieferungen stammt, die gleiche Ruhe, die den überreizten Nerven so wohl thut, die gleiche technische Vollendung, die Allen mit einander eigen ist. Das Ruhige und Beschauliche geben sie, auch ein wenig Philiströses läuft mit unter. Selten Bewegung, Aufregung, Sturm der Elemente oder Sturm in Menschenherzen. Dazu ein satter Ton, warm, ein wenig düster, der zur Trauer stimmt und nicht heiter aufatmen läßt. Das sind die charakteristischen Merkmale für Jeden unter ihnen, die merkwürdigste Familienähnlichkeit vereint sie, lauter Brüder kaum von einander zu unterscheiden, und mit erstaunlicher Zähheit halten sie an ihrem Besitze fest. Nur ein paar sind außer Landes gegangen, nach Paris zumeist, haben die Familienbande zerrissen und sich der großen europäischen Bewegung angeschlossen. Aber die daheim fahren fort, ihre ausgezeichnete und etwas einförmige Kunst weiter zu üben. Israels ist der größte unter ihnen, zugleich der vielseitigste. Von den andren hat jeder seinen kleinen Acker, den er unablässig bebaut, er kennt ihn nun einmal und liebt ihn und denkt bei Leibe nicht daran, sich ein neues Stück Land zu kaufen, um es urbar zu machen. So malt der Eine nur Schaafherden im Walde, ein zweiter nur Kühe, ein dritter Mädchen am Strande, Mädchen in Interieures im Winter, oder Städtebilder bei dunstigem Abend, oder Mühlen, kurz Jeder bestellt unermüdlich sein kleines Feld, jeder malt ein Teilchen von Israels, denn Israels malt das Alles zugleich. Er ist für Stoff, für Technik und Farbe der Bahnbrecher gewesen und auch noch immer der Leuchtturm, nach dem die Schiffer inmitten des bewegten Meeres auslugen.

Neben den Holländern treten am einheitlichsten auf die Schotten. Aber diese starke Zusammengehörigkeit ist auch das einzige, was beide Nationen mit einander gemein haben, im übrigen sind stärkere Gegensätze kaum denkbar. Bei den Holländern die größte Ruhe, bei den Schotten die nervöseste Unruhe, dort um Beachtung der nächsten Umgebung, hier lebhaftes Spiel einer starken Phantasie; eine trübe schwerfließende Farbe gegenüber einem farbenfreudigen, phantastischen Kolorismus. Seit vorigem Jahre erst wissen wir etwas von dieser Schule von Glasgow. In Paris hatten einzelne schon früher ausgestellt und waren auch ehrenvoll bemerkt worden, in London konnte man hin und wieder ein paar ihrer Bilder und verstreut zu sehen bekommen, aber daß es in Glasgow eine wirkliche Schule gab, daß da ganz eigenartige künstlerische Ideen entwickelt wurden, weit abweichend von dem, was der Welt als englische Kunst bekannt ist, das wurde erst klar, als die Künstlerschaar in geschlossener Linie vorrückte. Der Eindruck war erstaunlich. Da sah man Landschaften, wie man sie nicht gewohnt war von ganz hohen Standpunkten aus, mit fliehenden Wolken und Wolkenschatten und huschenden Lichtern, am Abend in der Dämmerung, wenn der Mond schon am Himmel, steht und sich spiegelt im Wasser des kleinen Baches, der sich durch die Felder schlängelt, und am Tag, wenn die Sonne den Wolkenschleier nicht durchdringen kann und alles flimmert auf den weiten Wiesen, auf denen die Herden weiden, und auf denen herrliche Blumen gedeihen. Das ist Schottland, unser Schottland, unsere geliebte, vergötterte Mutter, an der wir mit Leib und Seele hängen, auf die wir so stolz sind, die unendlich reiche und herrliche, die wir nie müde werden anzuschauen und zu besingen, der wir die reizendsten Schmeicheleien in's Ohr flüstern.

Ja, so war es, wie Liebesgeflüster wirkten diese Bilder, wie ewig erneute Beteuerungen, die man einem geliebten Wesen macht. Ein einziger Lobgesang waren diese Landschaften. Aber es gab noch anderes zu sehen. Unglückliche Königinnen und einherstürmende Bauern, Blumen pflückende Kinder und schöne Frauenbildnisse. Dazwischen groteske Einfälle, märchenhafte Szenen und hofhaltende Kartenkönige. Das alles ohne Pathos vorgetragen, ohne unnatürliche Empfindung, sondern nur als wenn es etwas Selbstverständliches wäre, was Jeder erste Beste jeden Augenblick selbst sehen könnte. Und mit großer Kühnheit. Ja es waren ein paar kecke Burschen darunter, bei denen die Kühnheit größer war, als das Können. Dafür aber dann auch Andere, bei denen Können und Wollen gleichen Schritt hielten. Fast alles war skizzenhaft, sicher und bewußt hingesetzt, meist die Arbeit beendet, wenn die Intention in Wirklichkeit umgesetzt, wenn alles nötige da war, um Verstand und Gemüt in Bewegung zu setzen. In diesem Jahre haben sie etwas positivere Sachen hergesandt, Porträts von hoher Schönheit, auch in jedem Sinne vollendet, ohne daß dadurch der Reiz der Skizze verloren gegangen ist, sogar ein großes, offizielles Gemälde von Lavery, die Eröffnung einer Ausstellung in Gegenwart der Königin, eine Leistung, die bewundernswert ist, wenn man die unsäglichen Schwierigkeiten und das Undankbare der Aufgabe bedenkt. Aber die feinsten Wirkungen erzielt doch wieder durch skizzenhafte Arbeiten Guthrie, der eine Reihe von Pastellen bringt: Landschaften, Interieurs, Portraits, alles mögliche, zum Teil nur in der Form angedeutet, mit ein paar farbigen Flecken, zum Teil etwas weiter getrieben, aber niemals ins Detail. Eine souveräne Kunst liegt in diesen Kleinigkeiten, so bizarr und oberflächlich und spielend sie auch auf den ersten Blick erscheinen mögen.

Wenn man bei Holländern und Schotten eine eigenthümliche Gesamterscheinung feststellen konnte, so hat man bei allen anderen Nationen das Gefühl der Zusammengehörigkeit der europäischen und amerikanischen Kunstbestrebungen. Das kennzeichnende liegt in der Persönlichkeit. Ja sogar die Italiener, die ja Jahrzehnte lang, mit einigen Ausnahmen, ihre nationalen Virtuosenstückchen in ewiger Wiederholung dargestellt haben, fangen an sich einzufügen, ein anderes Aussehen zu bekommen, und ihre Buntheit und unangenehm gezierte Anmut abzulegen. Ferraguti ist diesesmal wohl der bemerkenswerteste, in seinem großen Bild, Arbeiter auf dem Felde im grellen Sonnenlicht, von brutaler Wahrheit, im Frauenportrait auch von einer gewissen Stimmung. Tito hingegen legte reine Proben seiner Geschicklichkeit, aber nicht seiner Künstlerschaft ab; alles für's Auge, nichts für die Seele. Die absonderlichsten Sachen findet man bei Segartini, der alle ausgetretenen Pfade scheut. Einiges ist ihm gelungen, aber immer glückt es ihm nicht, durch seine verzwickte Technik zum Ziele zu kommen, er wirkt dann leicht hart und hölzern.

Numerisch und auch der Qualität nach allzu schwach sind die Spanier erschienen, als daß sie die Physiognomie der Ausstellung beeinflußen könnten. Selbst Villegas mit seinen letzten Augenblicken eines Stierkämpfers wirkt vornehmlich durch geschickte Mache, ohne sich in höhere Sphären zu erheben.

So fällt denn der Löwenantheil des Erfolges den Franzosen und den ihrer Schule entstammenden oder doch ihrem Einflusse unterworfenen Fremden zu. Aber ein gut Theil davon nehmen sie selbst für sich in Anspruch. Die bildenden Künste haben die Wendung der Litteratur in's Mystische mitgemacht. Und da für die neuen mystischen Zukunfsträume die körperliche Form noch nicht gefunden ist, greift man zu der für sie absterbenden vorhandenen und klar durchgebildeten, das h[illegible] man malt wieder mehr, als seit einiger Zeit religiöse Bilder. Aber es ist eben [illegible] die Not, die dazu treibt, denn meistens ist ein im hergebrachten Sinne [illegible] Gefühl nicht mehr vorhanden und daher auch die Wirkung nicht zu erreichen. [illegible]

fach auch sind die Ausdrucksmittel so bizarr, der Zusammenhang ein so gekünstelter, daß das Ganze nur verwunderlich wirkt und nicht im mindesten religiös. Am richtigsten noch trifft Dagnan-Bouveret den Ton. Seine Madonna im Laubgang steht innerhalb der Tradition. Aber sie ist schwächlich, verblasen, sie greift nicht an; es ist kein Bann, der von ihr ausgeht, keine zwingende Macht, die sie ausstrahlt. Lieblich ist sie und milde, ein Reiz keuscher Mütterlichkeit umschwebt sie, aber nichts, das für sie entflammt und zu inbrünstiger Verehrung hinreißt. Darin besteht eben Dagnan's Talent nicht, einen vollen Akkord wuchtig anzuschlagen und ihn voll ausrauschen zu lassen. Das kleine und intime, das nette Appetitliche, das dicht ans Sentimentale streifende beherrscht er mit großer Virtuosität, und darin kommt ihm auch seine subtile, mitunter etwas trockene Malweise vortrefflich zu statten. Den Vorwurf der Schwächlichkeit kann man Edelfelt nicht machen. Er geht rücksichtslos der Natur zu Leibe, mitunter sogar auf Kosten des Geschmacks. Die Wahrheit geht ihm über Alles. Darum eignet sich sein Vortrag nur wenig für religiöse Stoffe, die um so fremdartiger wirken, je mehr sie in voller Wirklichkeit auftreten, und je mehr sie nach einer phantastischen, übersinnlichen Darstellung drängen. Darum wirkt sein Bild fast wie eine Maskerade, und man mag diesem Christus nicht glauben, daß er Christus sei, daß er inmitten dieser mit verblüffender Natürlichkeit dargestellten Landschaft erschienen ist. Man ist verstimmt über diese Maria Magdalena, die eine Bauerndirne ist, wie es tausend andere giebt. Wozu die Komödie? Wozu durch die Namen Christus und Magdalena in mir eine Reihe von Vorstellungen erregen, in deren Bann ich und Millionen von Menschen mit mir stehen, die durch uralte und herrliche Überlieferungen mir eigen geworden und die ich nicht von heute auf morgen, wie überflüssigen Ballast, von mir werfen kann, und nicht von mir werfen will, so wenig wie irgend eine Erinnerung an andere köstliche Sagen und Dichtungen der Vergangenheit, wozu etwas in uns hervorrufen, nur um mich zu enttäuschen und zu verstimmen? Wozu die Komödie? Es ist ungeheuer einfach, der Handlung ein anderes Motiv unterzulegen, ohne Form und Farbengedanken zu ändern, und der Beschauer wird einen ungetrübten Eindruck empfangen. Ich weiß sehr wohl, daß das Alles nur nebensächliche Dinge sind dem Kunstwerk gegenüber, aber sie sind doch nicht ganz ohne Einfluß, denn ein Bild ist eben kein persischer Teppich, den ich genießen kann ohne irgend welche Nebengedanken rein mit den Sinnen, ein Bild erweckt eine Reihe von associativen Vorstellungen, die je nach ihrer Natur in hohem Grade mitbestimmend sind für den günstigen oder ungünstigen Eindruck. Von dem Amerikaner Melchers gilt dasselbe. Er hat eine übrigens stark von Uhde beeinflußte Geburt Christi gesandt. Diese Art religiöser Malerei ist recht eigentlich die unheilvolle Folge eines falschen Analogieschlusses. Weil einmal schon die kirchliche Kunst die Persönlichkeiten der Bibel in das Kostüm und den Geist des Mittelalters gekleidet, warum sollte dasselbe nicht auch jetzt gestattet sein? Was damals möglich war, kann auch jetzt nicht falsch sein. Nein wahrhaftig, es ist falsch, grundfalsch! Denn zwischen uns und einst liegen Jahrhunderte historischer Forschung, gründlicher und erfolgreicher Forschung. Was einst naive Unwissenheit nicht als störend empfand, schlägt heute unserem ganzen Wissen, unserer Bildung in's Gesicht, beleidigt uns und stört den Genuß. Darum fort mit solch raffinierten Naivetäten. Entweder religiöse Kunst aus dem vollen Schatze des noch vorhandenen religiösen Gefühls heraus, oder gar keine. Aber keine solchen schwächlichen, ausge- [illegible] Vermittelungsversuche, sie gelingen der Kunst ebenso wenig, wie sie der [illegible] gelungen sind und gelingen werden.

[illegible] Mehrzahl der Künstler steht in der Zeit und wird ihren Anforderungen [illegible] In einer Ballszene zeigt Zorn sein sicheres Können, ein feines und charak-

teristisches Erfassen modernen Lebens. Aber das vollendetste von ihm, das Beste vielleicht, was die Ausstellung überhaupt bietet, ist ein wenig umfangreiches Bildchen, eine Frau mit einem Kinde, die um zu baden ins Meer hineinschreiten. So etwas von Gesundheit und Natürlichkeit strotzendes, so etwas selbstverständliches scheint das zu sein, daß man beinahe darüber vergißt, welch eminente Meisterschaft von Nöten ist, solche Wirkung zu erzeugen. Wie das Licht Alles durchflutet! das Meer glitzert und blitzt und über den Frauenkörper gleitet es spielend hin so zart und duftig, daß die lichten Töne sich kaum von der Helligkeit des Wassers abheben. Und doch ist die Form mit vollendeter Exaktheit gegeben. Hier ist eins von jenen Kunstwerken, zu denen man immer wieder zurückkehren kann, um immer wieder dieselbe starke Macht zu verspüren, die sie ausüben, bei denen nicht nur der erste Eindruck der überraschende ist, während sie später leicht langweilig werden, hier verspürt man den Hauch eines Geistes, dem man sich stets gern gefangen giebt.

Besnard, eines der kräftigsten Talente, die Frankreich besitzt, ist dieses Mal nicht ganz so glücklich vertreten, wie sonst. Zwar seine Sirene zeigt alle die Vorzüge, die ihm eigen sind, aber sie ist ein wenig zu absichtlich, es ist nicht gelungen, das Kunststück zu einem Kunstwerk zu steigern; die richtige Stimmung läßt sie nicht aufkommen. Besnard hat uns zu sehr verwöhnt, wir erwarten von ihm so Ausgezeichnetes, daß auch nur ein wenig Minderwertiges von ihm uns befremdet.

Von Boldici sind wieder ein paar jener pikanten Portraits zu sehen, die mit großem Wurf und erstaunlicher Virtuosität hingeworfen sind. Aber er ist nicht ganz so lustig wie sonst, besonders die Fleischtöne haben etwas hartes und unausgeglichenes. Zum ersten Mal taucht in München Garbara auf. Er ist nicht ganz selbständig. Whister und Sargout haben an seiner Wiege gestanden, immerhin sind es auffallend gute, vornehm wirkende Arbeiten, die er zeigt. Von Whistler selbst ist ein Damenbildnis, das nicht zu seinen besten zählt, aber doch den ganzen Mann in all seiner Noblesse kennen lehrt. Auch Blanche bietet in seinen zart gefärbten, ein wenig kränkelnden Damen und Kindern sympatische Leistungen, und Dora Hitz verdient für ein paar keck und geschmackvoll kolorierte Bilder Beifall. Aber das erstaunlichste und hervorragendste in dieser Art ist doch Kroyers Massenportrait. Eine Aufgabe, wie sie schwieriger kaum gestellt werden kann und doch noch erschwert durch ein höchst gefährliches Beleuchtungsproblem. Aber wie ist sie gelöst! kein toter Fleck auf der großen Fläche, die gleiche Schneidigkeit und Sicherheit, die gleiche Frische vom ersten bis zum letzten Strich. Das möge sich Herr Anton v. Werner einmal ansehen, vielleicht wird er doch ein wenig unruhig und unsicher, wenn er angesichts dieser Kunst an sein Kongreßbild und ähnliche Arbeiten denkt.

Von Landschaften sind hervorragend die energischen Sinlings, kraftvoll und wuchtig, aber etwas luftlos und ein wenig gobelinartig, die Schneelandschaften von Thaulow, sowie die Bilder des schwermütigen Baertson und von Eilif Petersen. Aber das feinste und reizvollste stammt von Billotte. Im Sinne von Cazin, aber ganz andere Motive. Vorstädte, Steinbrüche, ziemlich verrottete Gegenden, unendlich fein gestimmt und groß gesehen. Billotte, den Namen wird man sich merken müssen.

[illegible]



Handgeld.

Skizze von **Heinz Tovote.**

(Fortsetzung.)

Nach einer Weile fragte sie:

— Weshalb tanzen Sie denn garnicht?

— Ich habe keine Lust. Aber laß dich bitte nicht abhalten. — Bitte tanz einmal. Ich möchte dich gern tanzen sehen.

Sie stand auf, wie gehorsam, und ging in den Saal hinunter.

Nach einer Weile sah ich das graue Kleid. Sie tanzte gut; wie es schien sehr leicht mit ihrer schlanken schmiegsamen Gestalt.

Sie tanzte ein paar Mal im Saale herum, dann ließ sie ihren Tänzer stehen und kam wieder zu uns. Ihr Gesicht war leicht gerötet, und das stand ihr gut.

Eine Freundin von ihr kam mit an unsern Tisch, ein harmloses Mädchen, das furchtbar gebildet redete, ein Buchdeutsch wie aus einem uralten Romane.

Mein Bekannter tanzte mit dem Mädchen. Wir saßen allein, und ich schämte mich etwas, als sei ich zu stolz.

— Wollen wir einmal zusammen tanzen?

— Wirklich? fragte sie.

— Warum nicht.

Ich gab ihr den Arm, aber als wir drunten im Saale waren, ging der Tanz gerade zu Ende und wir stellten uns unter die anderen und warteten.

Dann kam ein Walzer.

Sie war so leicht, daß ich kaum fühlte, wie ich jemanden im Arm hielt. Deshalb umfaßte ich sie fester, meine Hand umschloß ihre Taille, und ich zog sie enger an mich.

Ich habe selten so gut mit einem Mädchen getanzt. Sie verstand es sich hinzugeben und sich anzuschmiegen. Ich fühlte sie ganz, von den Schultern bis zu den Knieen, die sich ganz leise, fast unmerklich an den meinen streiften.

Es lag etwas so ungemein sympathisches in diesem Anlehnen, und sie gab sich mir ganz hin. Ich sah, wie sie die Augen schloß und den Kopf gegen meine Schulter neigte, und dann mitten im Tanze zuckte sie einmal wie nervös zusammen, und im nächsten Augenblick sah sie auf, aber wie verwirrt blickte sie gleich wieder seitwärts.

Dann ging der Tanz zu Ende. — Den folgenden Walzer tanzten wir wieder zusammen.

— So habe ich noch nie getanzt, sagte sie, tief aufatmend.

Ich lächelte nur etwas ironisch.

Wir saßen wieder vor unserem Bier und schwatzten. Sie faßte nach dem Halse, und rief plötzlich:

— Ach — wo ist denn meine Brosche? —

Sie tastete an sich herum, die Brosche war fort.

— Wie sah sie denn aus? —

— Es war ein Kaiser Friedrich — ein Zweimarkstück; ach Gott, die muß ich eben verloren haben.

Natürlich — das mußte mir auch gleich wieder passiren. Weshalb war ich so gutmütig gewesen und hatte mit ihr getanzt.

— Na, beruhige dich nur, du hast das Ding doch vorher noch gehabt. Also muß es im Saale sein.

— Wenn das wer gefunden hat, sagte das andere Mädchen, giebt er es gewiß nicht wieder her.

— [illegible] mal mit suchen, bat Marta ihre Freundin.

[illegible] in den Saal hinunter.

[illegible] herum. Mir war die Geschichte unangehm, und ich ging bald an den [illegible]

[illegible] kam sie zurück, setzte sich hin und weinte.

[illegible] sie konnte ja [illegible] kriegen — das war doch nicht so schlimm, dafür [illegible]

Sie schnuckelte weiter:

— Es ist ja nicht an dem. — Es war ein — ein Geschenk, — ach Gott — daß ich das aber auch verlieren muß.

— Wir wollen es mal ausrufen lassen.

Ich ging zu dem Tanzmeister, und in der nächsten Pause rief er aus:

— Eine — Brosche — verloren gegangen — ein Zweimarkstück — mit Kaiser — Friedrich . . .

Und dann setzte er hinzu, was ich ihm erst nochmal sagen mußte:

— Der Finder kriegt — fünf Mark — Belohnung.

Er hatte das alles mit seiner näselnden Stimme so gerufen, daß kein Mensch ihn verstanden hatte.

Dann aber verbreitete sich das Gerücht im Saale, und nun suchten sie aller Orten.

Marta war herabgekommen und suchte mit. Ich stand auf der Treppe. Mit einem Male kommt sie auf mich zugeflogen, fast jubelnd.

— Nun, hast du es gefunden?

— Ja — ach Gott — ich bin so froh!

— Wer hatte es denn?

— Ein ganz junges Ding, so ein Mädchen vom Lande — sie hat ganz rote Backen. — Wo ist sie denn nur?

— So nun such sie nur, und gieb ihr das. —

Sie kam gleich wieder an den Tisch zurück mit dem Gelde. Das Mädchen wollte nichts annehmen.

Also doch ein ehrliches Mädchen dazwischen, dachte ich bei mir. Nun sollte sie es gerade haben.

Ich schickte Marta wieder fort, aber vergebens. — Sie wollte auch nicht zu uns kommen.

Dann schickten wir ihr durch den Kellner ein Glas Limonade. Das nahm sie endlich an.

— Jetzt muß ich aber noch mal tanzen, ich bin ja so glücklich.

— Steck' das Ding nur diesmal fest.

— O, gewiß!

Wir tanzten leidenschaftlicher als zuvor. Sie preßte ihr Gesicht fest gegen meine Schulter, und sagte dann plötzlich:

— Wie wunderschön das Tuch riecht.

— Was? — Ach soo . . .

Ich nahm das kleine seidene Tuch aus der Brusttasche, als wir wieder am Tische saßen und sie vergrub ihr Gesicht förmlich hinein, und sog den feinen, ihr unbekannten Duft ein, lange, als wolle sie sich daran völlig berauschen.

— Ach wie schön — bitte bitte — schenken Sie mir das? — Ja? — eine Erinnerung an diesen Abend — bitte!

— Meinetwegen, sagte ich lachend.

Sie faltete das Tuch sorgfältig zusammen und steckte es unter den Saum ihrer Taille, aber alle Augenblicke führte sie es wieder an die Nase.

Es fing an, ziemlich öde zu werden. Das Bier wurde mit jedem Glase [illegible], und es war inzwischen halb eins geworden.

— Wir gehen wohl, fragte ich meinen Begleiter.

— Ja, — ich bin müde.

— Ich auch, also gehn wir.

Marta hatte mich angesehn, als ich das sagte. Ich war [illegible], was ich [illegible] machen sollte.

— Schon halb eins? fragte sie.

— Gehst du auch, fragte ich.

Sie nickte, und wir holten unsere Garderobe.

Ich half ihr in das schwarze Jaquet, sie setzte den kleinen, [illegible] Hut auf, und wir gingen zu dreien der Friedrichstraße zu.

Da ich eigentlich gar keine Lust hatte, länger mit ihr zusammen zu sein, die Entscheidung aber ihrem Belieben überlassen wollte, schlug ich vor, noch in die Kaiserkrone zu gehen.

Unser Begleiter ging vorauf, weil das Trottoir nicht eben breit war. Sie hatte sich fest in meinen Arm gehängt und schmiegte sich an.

Dann hob sie den Kopf und sah mich von unten herauf an, mit den Augen eines bittenden Kindes, und legte den Kopf ganz leicht, scheu an meine Schulter, und ich fühlte jene feine Wärme, jenen zitternden Hauch von ihr ausgehen: — Liebessehnsucht.

Plötzlich preßte sie ihre Lippen fest auf meinen Arm, daß ich vorwurfsvoll ausbrach:

— Aber Kind, was ist denn?

— Laß mich doch! . .

Wir blieben eine Viertelstunde im Café, und sie löffelte an einer Chokolade. Einmal, als Bob flüchtig fort sah — wir saßen in einer Ecke, unbeobachtet — küßte sie schnell und fast fieberhaft meine Hand.

Sie mußte wohl verliebt sein, und es schlich bei mir so etwas wie Mitleid ein; und als sich die Beweise für meine Vermutung mit jedem Augenblicke mehrten, wurde ich ganz unschlüssig, was ich thun sollte.

Sie war nicht hübsch, — vielleicht hätte sie der ein oder andere gar häßlich gefunden mit ihren kleinen grauen Augen, dem etwas vorstehenden Kinn und dem spärlichen, schlecht frisierten Haar.

Aber sie war hübsch gewachsen, und dann umzitterte sie jenes ungewisse vage Liebesgefühl, jenes unausgesprochene Begehren, das wider unsern Willen seinen Einfluß auf uns ausübt.

Eigentlich konnte ich sie auch anständigerweise nicht so laufen lassen. Ich hatte den ganzen Abend mit ihr zusammen gesessen, sie hatte sich um keinen Menschen mehr gekümmert. Sie hatte gewiß schon daran gedacht, wie sich das lösen würde, und es mußte daher etwas geschehen.

Wenn ich zurückdachte an all die stumpfen, blöden Gesichter, die ich heut Abend gesehen hatte, an all diese häßlichen Mädchen, schien sie mir fast etwas besonderes. Sie fiel etwas aus dem Rahmen heraus — und deshalb wohl bildete ich mir ein, daß sie besser sein könne als die übrigen.

Weshalb sollte ich sie also kränken . . Sie konnte mit mir kommen. Es war ja ganz gleichgiltig.

Als wir aus dem Lokale traten, der Portier sein monotones: guten Abend Herr Doktor! genäselt hatte, und wir nun auf der Straße standen, an der Anschlagsäule, mußten wir erst unsere Schirme aufspannen, denn es fing an zu regnen, ganz fein, beinah wie Schneeregen.

— Sie gehen da hinunter? fragte ich meinen Begleiter, indem ich nach Norden wies.

— Ja.

— Ich wohne auch da, sagte das Mädchen und sah mich an. — Ich finde schon allein, setzte sie dann leise hinzu.

— Ich wohne gleich an den Linden, sagte ich lachend und bot ihr meinen Schirm und Arm.

Es zuckte etwas in ihr, eine kurze nervöse Bewegung, und dann nahm sie, etwas schneller atmend, meinen Arm. . . .

Wir schüttelten dem guten Bob die Hand und schritten in den Regen hinein, nachdem sie einen Wagen abgelehnt hatte; sie wollte lieber gehen.

Wir gingen wortlos neben einander hin. Sie hing sich fest ein, mit beiden Armen, und alle paar Schritt sah sie zu mir auf — aber wir sprachen fast garnichts. Sie schien zu träumen, denn zuweilen lächelte sie, und ich wollte sie nicht stören.

So kamen wir nach Haus. Ich hatte keine Streichhölzer bei mir, gab ihr die Hand, und so tasteten wir uns im Dunkeln die Treppe zu mir hinauf, leise und vorsichtig, mehr als nötig war.



Dann, als ich Licht gemacht und sie Hut und Jaquet abgelegt hatte, sah sie sich im Zimmer um. Sie mußte sich erst alles ganz genau ansehn, vor allem die Bilder.

— Du scheinst ja nicht mehr müde zu sein.

— Nein, sagte sie, garnicht. Und sie vertiefte sich wieder in die Betrachtung von Battonis büßender Magdalena, die drüben an der Wand hing.

— Du — du bist wohl ein Maler, wagte sie endlich zu fragen.

— Eigentlich wohl schon.

Endlich war sie zum Du gekommen. Es klang wie eine Erlösung.

Aber es dauerte doch noch eine ganze Weile, bis sie müde wurde.

Sie that wirklich, wie bis zur Fassungslosigkeit verliebt, und nur eine leise Ironie meinerseits ließ das nicht ganz zur Geltung bringen. —

Als ich am andern Morgen aufwachte, war es neun vorbei.

Im Atelier brannte längst das Feuer, und da ich sonst kein Langschläfer bin, machte ich mich zurecht, sah meine Briefe durch, und ging daran, einen gleich zu beantworten.

Sie schlief indessen fest weiter und wachte erst gegen zehn Uhr auf.

Als sie sich davon überzeugte, bekam sie einen Schreck.

— Ach lieber Gott! Nun komme ich aber nicht mehr ins Geschäft. Na, schadet auch nichts. Am Montag Morgen wird doch kaum etwas gethan. — Ach — und ich habe so gut geschlafen, wie selten noch.

— Na also, was willst du mehr. Wenn du noch müde bist — bleib' ruhig noch liegen . . .

— Nein — garnicht mehr. Ich stehe gleich auf. Du mußt aber hinausgehen.

Ich ging wieder an meinen Brief. Nach einer Weile kam sie herein — und sagte:

— Weißt du — du hast aber auch alles — ich glaube es kommt oft wer zu dir . . .

— Aber weshalb denn, Kindchen?

— Ja doch . . . hast du nicht eine Haarnadel, ich habe ein paar verloren.

— So viel du haben willst.

— Siehst du, die hast du ja auch . . .

(Schluß folgt.)

Von Kunst und Leben.

In dem umfangreichen Bericht über die jüngste Schulkonferenz finden wir Aeußerungen Rudolph Virchow's, welche sich mit den Ausführungen des Artikels in Heft 16 der „Freien Bühne": Unser Zeichenunterricht, vielfach berühren; sie lauten wie folgt:

Ein anderer Punkt ist die Uebung in der eigenen Beobachtung, die ohne ein gutes Excercitium der Sinne nicht durchgeführt werden kann. Jeder Mensch sollte lernen, die Gegenstände, die ihm entgegentreten, mit Sicherheit zu prüfen und zu analysieren. Gerade für uns Mediziner erhebt sich aber die größte Besorgnis, insofern als wir finden, daß jede neue Generation von Studierenden weniger geschult ist, ihre Sinne zu gebrauchen. So z. B. ist die Zahl der Studierenden der medizinischen Fakultät, welche im Stande sind, eine richtige Farbenbestimmung vorzunehmen, sehr klein. Natürlich spreche ich nicht von den reinen Grundfarben; aber Mischfarben können sie nicht unterscheiden. Und wie sie nicht sehen können, so können sie auch nicht fühlen, nicht hören, nicht riechen, kurz, sie sind nicht geübt, ihre Sinne zu gebrauchen; sie sind eben nicht in der Gewohnheit, die natürlichen Hilfsmittel anzuwenden, die jeder Mensch besitzt. Wenn ich einen meiner Diener nehme, so kann ich von ihm sicherere Urteile über Farben bekommen, als von vielen studirten Leuten. Dasselbe gilt für die Bestimmung von Formen u. s. w. Die Fähigkeit zur Beobachtung, welche dem natürlichen Menschen innewohnt, wird eben geschwächt durch

die gegenwärtige Art des Unterrichts. Etwas würde sich in dieser Beziehung bessern lassen, wenn der Zeichenunterricht nicht nur mehr entwickelt, sondern auch nach der Seite der Farben ausgedehnt würde. Durch die Ausführung fertiger Zeichnungen gewinnt man jene Feinheit in der Auffassung und Unterscheidung der Objekte, die durch den bloßen Strich nicht gewonnen werden kann. Aber das ist nur ein Beispiel. Wir würden großen Wert darauf legen, wenn überhaupt die besonderen Fähigkeiten der Schüler durch eigene Uebung entwickelt würden. Ich kann das wohl am leichtesten an dem Unterricht in den naturwissenschaftlichen Fächern erläutern.

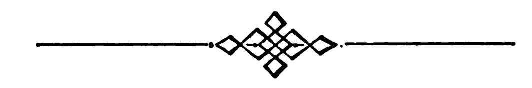
Von den Vertretern der höheren Schulen wird dem Universitätslehrer der Wunsch, nach dieser Seite eine Besserung zu erzielen, meistens mißverstanden; man glaubt, wir verlangten, es sollten schon die Grundlagen der einzelnen Naturwissenschaften auf den Schulen gelehrt werden, so daß die jungen Leute als fertige Botaniker, Zoologen, Physiker schon zur Universität kommen. Das wäre das Geringere, meine Herren; das können wir ihnen auch auf der Universität vollständig beibringen, obgleich es manche Vorteile hat, daß eine gewisse Uebung voraufgegangen ist. Aber an sich ist es nicht der materielle Inhalt der naturwissenschaftlichen Disziplin, der uns in erziehlicher Beziehung interessiert, sondern es ist die Methode: Die jungen Leute sollten schon auf der Schule lernen, wie man einen natürlichen Gegenstand angreifen, behandeln und betrachten kann u. s. w. Sie sollten vor allen Dingen — es ist das ein etwas harter Ausdruck — den gesunden Menschenverstand behalten und weiter entwickeln. Ich erkenne an, es klingt etwas hart, wenn ich behaupte, der gesunde Menschenverstand werde etwas unterdrückt in den gelehrten Schulen dadurch, daß die Knaben angeleitet werden, so viel Doctrinäres, so viel gelehrte Formeln in sich aufzunehmen, daß sie wirklich die Dinge nicht sehen wie sie sind, sondern daß sie etwas hineinsehen, was gar nicht da ist. Sie sehen den Dingen etwas an, weil sie in ihrem Kopfe eine Formel dafür haben. Und das geschieht bei den einfachsten und gewöhnlichsten Gegenständen, deren Beschaffenheit jeder Mensch, der keine Vorurteile mit sich bringt, erkennen müßte. Es handelt sich also für uns nur darum, daß die verloren gegangene Fähigkeit der Beobachtung wieder hergestellt werde.

Von neuer Kunst.

In der Verwaltungssache der Freien Volksbühne gegen den Polizeipräsidenten liegt nunmehr das Erkenntnis vor. Da es interessant ist, zu sehen, wie sich eine Freie Bühne von modernem Geiste, zumal die vielverrufene Freie Volksbühne, in der Beurteilung des Verwaltungsgerichts darstellt, so geben wir hiermit einen kurzen Auszug aus dem umfangreichen Schriftstück.

Der Bezirks-Ausschuß bestand aus den Herren Verwaltungsgerichtsdirektor Forster, Landgerichtsdirektor Berner, Regierungsrat Dr. Dippe, Techniker Stephan, Rechtsanwalt Kempner, Verlagsbuchhändler Springer, Bürgerdeputirter Kochhann. Die Klage der Freien Volksbühne bezweckte, eine dem Verein beschwerliche, unter Umständen sogar gefährliche Polizeiverfügung aufzuheben. Die Entscheidung des Gerichts geht nun dahin, daß die Verfügung aufzuheben, der Wert des Streitgegenstandes auf 500 M. festzusetzen, und die Auslage des Klägers dem Polizeipräsidenten zur Last zu legen sei. Zur Begründung dieser Entscheidung führt das Gericht unter Anderm an: Das vom Polizeipräsidenten beigebrachte Material beweise nicht, daß die Freie Volksbühne „eine Einwirkung auf öffentliche Angelegenheiten bezwecke.“ Denn zunächst könne in den Statuten diese Tendenz nicht erblickt werden. Auch die Äußerungen der Begründer des Vereins seien nicht im Sinne des Polizeipräsidenten erweisend. „Wenn es in dem Aufrufe zur Gründung einer Freien Volksbühne heißt: „Das Theater soll eine Quelle hohen Kunstgenusses, sittlicher Erhebung und kräftiger Anregung zum Nachdenken über die großen Zeitfragen sein,“ so

ist durch diesen allgemein gehaltenen Satz, dessen Richtigkeit kaum zu bestreiten ist, nicht dargethan, daß der Verein indirekt einen außerhalb der Wirkung der dramatischen Kunst liegenden Zweck hat erstreben sollen. Auch die in demselben Aufrufe enthaltene Bemerkung: „Oeffentliche Aufführungen von Stücken, in denen ein revolutionärer Geist lebt, scheitern gewöhnlich am Kapitalismus“ kann, abgesehen von der Unbestimmtheit des Begriffes „revolutionärer Geist“, nicht in einem derartigen Sinne ausgelegt werden. Ebenso verhält es sich, wenn in den öffentlichen Versammlungen von der erzieherischen und bildenden Wirkung der Kunst, von der Anstachelung der Begehrlichkeit des Volkes nach geistigen Gütern, von der Darlegung der Quintessenz der Stücke, sowie davon gesprochen worden ist, daß es gelte, auf der Freien Volksbühne die Wahrheit und Gerechtigkeit zur Darstellung zu bringen, das Volk aufzuklären, und mit den wahren Verhältnissen des Lebens vertraut zu machen.“ Indem nun das Gericht auf den vom Polizeipräsidenten dargebrachten Strauß von Versammlungsrede-Blüten eingeht, bemerkt es unter Anderm: „Der Kunstgeschmack kann nicht als eine öffentliche Angelegenheit in dem hier fraglichen Sinne erachtet werden.“ „Die Äußerung eines Redners, daß der Mensch sich an der Kunst zu großen Thaten begeistern solle, ist in ihrer Allgemeinheit für irgendwelche zur Sache gehörige Schlußfolgerungen nicht verwendbar.“ „Die Dr. Brahm'schen Bemerkungen zu Schillers Drama „Kabale und Liebe“ handeln allerdings von öffentlichen Angelegenheiten, insofern die politischen und gesellschaftlichen Zustände, unter welchen das genannte Drama sich abspielt, mit denen der Jetztzeit in Parallele gestellt werden. Die Absicht irgend einer Einwirkung auf öffentliche Angelegenheiten durch Anregung, Ermunterung oder dergleichen ist jedoch aus den Worten des Redners nicht zu entnehmen. Dr. Brahm ist nämlich bei seiner Besprechung zu dem Ergebnisse gekommen, daß die zu Schillers Lebzeiten herrschenden Verhältnisse ein Spiegelbild der heutigen seien. Dann lauteten seine Worte: „Auch die Ideen des Stückes berühren uns noch mächtig. Wir erkennen den Wandel, dem alle Dinge unterworfen sind, die Bedingtheit jedes politischen und gesellschaftlichen Zustandes. Es war damals am Vorabende der französischen Revolution; der dritte Stand war im Begriffe, sich sein Recht zu erkämpfen. In derselben Lage, in demselben Stadium der Entwickelung ist heute der sogenannte vierte Stand. Er mag aus dem Stücke die Hoffnung schöpfen, daß auch sein Streben sich erfüllt, wenn seine Zeit gekommen ist.“ Andere Redeblüten werden vom Gericht als unerheblich, belanglos oder als solche bezeichnet, die das Gebiet der öffentlichen Angelegenheiten nur „berühren.“ Dagegen wird von zwei Äußerungen der Herren Türk und Lange, „anerkannt, daß sie dem seitens des Beklagten behaupteten Zwecke einer Einwirkung auf öffentliche Angelegenheiten mindestens nahe kommen.“ Doch seien diese Aussprüche im Verhältnis zu der großen Zahl der übrigen, nicht belastenden, vereinzelt. Übrigens „kann auch von dem Vereinsvorstande nicht verlangt werden, daß er in den Versammlungen fallende Äußerungen, welche mit dem Zwecke des Vereins nicht im Einklange oder nicht im Zusammenhange stehen, alsbald als solche kennzeichne, da in der größten Mehrzahl der hier in Betracht kommenden Fälle weder die Absicht des Redners noch die Stellungnahme des Vereins zu derselben sofort mit Sicherheit erkennbar sein wird. Um so weniger aber ist zulässig, aus vereinzelten Äußerungen in Vorträgen, welche sich gar nicht auf den Verein, sondern auf bestimmte Werke der Dichtkunst bezogen haben, den Zweck, welchen der Verein als solcher verfolgt, feststellen zu wollen.“ Außerdem habe der Kläger in der mündlichen Verhandlung die Verantwortlichkeit des Vorstandes und Ausschusses für einzelne in den Versammlungen, zumal in öffentlichen, gethane Aussprüche ausdrücklich „und nicht ohne Grund“ abgelehnt. Er habe betont, daß möglicherweise, in einigen Fällen sogar mit Bestimmtheit, derartige Aussprüche von Mitgliedern oder Nichtmitgliedern die Billigung des Ausschusses und Vorstandes nicht gefunden haben. **B. W.**



An offener See.

Roman
von
August Strindberg.
Autorisierte Übersetzung von M. von Borch.

(14. Fortsetzung.)

Er hatte sich der neugewonnenen Freiheit noch nicht lange gefreut, als an die Thür geklopft wurde. Es gab einen Ruck durch seinen Körper, als ob ihn noch irgend eine Vertauung festhielte, und als er dann die Stimme der Kammerrätin hörte, schlug ihn wie mit einer Keule der niederdrückende Gedanke, daß es noch nicht aus sei, und er wieder von vorn anfangen müsse.

Anfangs wollte er die Thür nicht aufmachen; das Gefühl aber für das Passende, die Furcht, für feige gehalten zu werden, veranlaßten ihn zu öffnen. Als er dann die freundlichen, klugen Augen der alten Dame sah, wie sie mit gütigem Lächeln und schalkhaftem Kopfschütteln eintrat, kam es ihm vor, als sei der Auftritt der letzten halben Stunde nur ein Traum gewesen, aus dem man erwachte, froh, daß er überstanden war.

„Haben wir uns schon wieder mal gezankt?!“ fing die Alte an, indem sie das Unangenehme ihrer Bemerkung durch das vertrauliche „wir“ milderte. „Kinder, Ihr müßt Euch verheiraten, bevor Ihr miteinander brecht! Glaubt den Worten einer alten Frau; meint nicht, daß Ihr Eure Herzen als Verlobte prüft; denn je länger Ihr verlobt seid, desto schlimmer wird es!“

„Nachher ist es aber zu spät, um zu brechen,“ antwortete der Inspektor. „Und wenn man schon solche Verschiedenheiten in Launen und Ansichten entdeckt hat, so . . .“

„Was sind das für Ansichten? Ihr habt doch nicht verschiedene Ansichten, weil das Mädchen sich langweilte, als Du fort warst und deshalb dem Kolportör nachlief? Und was die Laune betrifft, — so was kommt und geht -- je nachdem die Nerven beschaffen sind. Axel, und Du bist solch ein kluger Mensch, Du solltest doch wissen, wie die Weiber beschaffen sind.“

Im ersten Entzücken darüber, daß er endlich die Frau traf, die ihr Geschlecht kannte, wollte er ihr die Hand küssen; dann aber erinnerte er sich, daß er diese Art, schlecht von den Frauen zu sprechen, jedes Mal angetroffen, wenn eine Frau ihn gewinnen wollte; daß es eher eine Schmeichelei als ein Zugeständniß sei, denn wenn es Ernst wurde, nahmen sie die Aeußerung stets mit Zinsen zurück. Er beschränkte sich daher auf die Antwort:

„Kommt Zeit, kommt Rat, Mütterchen! Mich hier draußen verheiraten kann ich nicht; laß uns nur erst im Herbst in die Stadt kommen . . . vorausgesetzt, daß Maria mehr Sympatie für meine Arbeit und weniger Widerwillen gegen meine Art, die Welt anzusehen und das Leben zu leben zeigt.“

„Du bist so furchtbar tiefsinnig, Axel, und wenn so ein armes Mädchen Dir nicht immer folgen kann, so ist das am Ende nicht zu verwundern.“



„Ja, ja; wenn sie mir aber nicht nach oben folgen kann, so kann ich ihr andererseits nicht nach unten folgen; letzteres scheint aber ihr bestimmter Wille zu sein, so bestimmt, daß es mir heute vorkam, als ob ein heimlicher Haß dahinter stecke.“

„Haß? Das ist nur Liebe, mein Freund. Komm nur mit und sag ihr etwas freundliches, dann ist sie wieder gut.“

„Nimmermehr, nach dem, was wir uns heute gesagt haben! Denn entweder bedeuten diese Worte etwas, und dann sind wir Feinde, oder sie bedeuten nichts, und dann ist der eine Teil mindestens unzurechnungsfähig.“

„Ja, sie ist unzurechnungsfähig, aber Du mußt wissen, Axel, daß eine Frau unzurechnungsfähig ist, bis sie Mutter wird. Komm jetzt mit, mein Freund, und spiel mit dem Kinde, sonst sucht es sich andere Spielsachen, die gefährlicher sein können!“

„Ja, aber Beste, ich kann nicht den ganzen Tag spielen, ohne müde zu werden, und ich glaube, Maria macht es auch gerade kein Vergnügen, wie ein kleines Kind behandelt zu werden.“

„Doch, doch — wenn es nur nicht so aussieht! Nein Axel, was für ein Kind Du in solchen Dingen bist!“

Wieder eine Artigkeit, die von einer Andern als einer Schwiegermutter eine Beleidigung gewesen wäre! Und als sie dann seine Hand nahm, um ihn fortzuführen, fühlte er allen Widerstand aufhören. Indem sie sein Argument unbeantwortet ließ, hatte sie die Frage außerhalb des Raisonnements gebracht; sie hatte auf die Docke Garn geblasen, anstatt sie zu entwirren; hatte seinen Zweifel zur Ruhe geschmeichelt, die Unruhe weggestreichelt, und es mit ihrer Frauenatmosphäre, ihrer mütterlichen Art dahin gebracht, seinen Willen zur persönlichen Freiheit niederzulegen.

Nachdem er den Rock gewechselt hatte, folgte er gehorsam, fast mit Wohlbehagen der immer noch plaudernden Alten die Treppe hinunter, um das Spiel fortzusetzen und die Ketten auf sich zu nehmen.

Unten im Flur aber begegnete er dem Prediger, der ihm einen Brief mit dem Stempel der landwirtschaftlichen Akademie übergab.

Der Inspektor brach sofort das Siegel, steckte den Brief in die Tasche und froh, etwas zu haben, einen Gesprächsstoff, einen Blitzableiter, eilte er, der Kammerrätin, die auf ihn wartete, die Neuigkeit mitzuteilen.

„Es kommt Besuch,“ sagte er. „Ich bekomme von amtswegen einen jungen Mann her, der die Fischerei erlernen soll.“

„Nun, es freut mich, Axel, daß Du männliche Gesellschaft bekommst,“ sagte die Alte mit aufrichtiger Teilnahme.

Und der Inspektor ging leichten Schrittes zur harrenden Braut hinunter, überzeugt, daß er mit einer Neuigkeit sofort die unangenehmste aller Auseinandersetzungen überspringen könne.

Zehntes Kapitel.

Als der Inspektor einige Tage später allein gesegelt hatte, um heimlich Lachsschnüre zu legen, und jetzt, nachdem er die Mittagsstunde versäumt hatte, vom Hafen herauf kam, tönte ihn aus dem Hausvorbau der Damen Geplauder und Lachen entgegen. Ohne Absicht zu horchen, trat er hinan, und als er zur westlichen Giebelwand kam, sah er durch die beiden im Winkel der Hütte sitzenden Fenster des großen Zimmers, daß die Damen draußen zu Mittag speisten und einen männlichen Gast am Tische hatten. Er machte noch einen Schritt und bekam Fräulein Maria

zu Gesicht, die mit funkelnden Augen dem männlichen Gaste am Tische, von dem er nur die breiten Schultern sehen konnte, ein Glas Wein hinüber reichte. Plötzlich war ihm, als hätte er diese Bewegung und diesen Ausdruck in den Augen des Mädchens schon einmal gesehen; und er erinnerte sich ihrer ersten Offenbarung auf der Insel, als sie dem Bootsmann ein Glas Bier gereicht, wobei er gedacht: Sie kokettiert mit dem Burschen! Jetzt aber wunderte es ihn, daß er diesen Ausdruck in ihren Augen nie gewahrt hatte, wenn sie ihn selbst ansah. Sollten ihre Blicke nur die seinen wiederspiegeln? Oder verbarg sie ihm, der ihr Opfer werden sollte, stets ihr Innerstes?

Er betrachtete sie eine Weile, und je länger er hinsah, desto fremder dünkte ihn der Ausdruck in dem Gesicht des Mädchens, so fremd, daß ihm Angst wurde, wie wenn man einen Betrug bei seinen Allernächsten entdeckt.

Wenn man so viel sieht, wenn man ungesehen ist, was wird man da nicht erst hören? dachte er und blieb hinter der Ecke stehen, um zu horchen.

Jetzt erhob sich die Mutter, um in die Küche zu gehen; die Beiden blieben allein.

Im selben Augenblick senkten sie die Stimmen, und Fräulein Maria's Augen wurden feucht, als sie den mit großer Wärme gesprochenen Worten des Fremden lauschte:

„Eifersucht ist die schmutzigste aller Leidenschaften, und die Liebe verleiht kein Besitzrecht . . .“

„Dank für diese Worte! Tausend Dank!“ sagte Fräulein Maria und erhob ihr Glas, während ihr Auge in halbgeweinten Thränen schwamm. „Sie sind ein wahrer Mann, obgleich Sie noch jung sind, denn Sie glauben an das Weib.“

„Ich glaube an das Weib als an das herrlichste, das beste, das wahrste, was die Schöpfung hervorgebracht,“ fuhr der junge Mann hingerissener fort. „Und ich glaube an das Weib, weil ich an Gott glaube!“

„Sie glauben an Gott?“ wiederholte Fräulein Maria. „Das zeigt, daß Sie auch intelligent sind, denn nur die Dummheit leugnet den Schöpfer!“

Der Inspektor meinte genug gehört zu haben, und um zugleich zu erfahren, wie groß die Verstellungskunst seiner für's Leben erkorenen Freundin sein mochte, trat er hastig um die Ecke, nachdem er all seine Gesichtsmuskeln geglättet und einen strahlenden Ausdruck angenommen hatte, als ob er entzückt sei, die Heißersehnte wiedergefunden zu haben.

Das Mädchen behielt den schwärmerisch-hingerissenen Ausdruck im Gesicht, und mit demselben Feuer, welches das soeben ausgesprochene Glaubensbekenntnis hervorgerufen, nahm sie die Umarmung ihres Bräutigams hin und erwiederte sie mit einem viel heißeren Kuß als gewöhnlich.

Darauf stellte sie scherzend den Assistenten Blom vor, der schon früh am Morgen angekommen war und auf der Insel bereits Aller Herzen gewonnen hatte, weil er ein Fischer war wie kein Zweiter.

„Und jetzt als Du kamst und uns störtest, sprachen wir grade vom Häring in Bohuslän!“ schloß das Mädchen die Vorstellung.

Der Inspektor ließ sowohl die Lüge, als das gefährliche Wort „störtest“ und das herausfordernde „Aller Herzen“ an sich abgleiten und reichte einem Riesenjüngling von einigen zwanzig Jahren die Hand; dieser, dem eine größere Verstellungskunst abging, nahm die dargebotene Hand mit einer Verbrechermiene und stammelte einige unverständliche Worte.

Im selben Augenblick kam die Mutter heraus, begrüßte ihren Schwiegersohn und begann den Tisch zu ordnen.



Das Gespräch kam bald in Gang, und Fräulein Maria begann — wahrscheinlich in dem Gefühl, eine Stütze zu haben — über die Toilette ihres Verlobten zu scherzen.

„Weißt Du, der Schleier da ist kostbar," spottete sie; „Du solltest nur noch einen Knicker mithaben, wenn Du am Steuerruder sitzst."

„Kommt noch, kommt noch," entgegnete der Inspektor und verbarg den unangenehmen Eindruck, den diese Blosstellung vor einem Untergebenen und Fremden auf ihn machte.

Der Assistent, der sich bereits über den rücksichtsvollen Vorgesetzten gehoben fühlte, aber dennoch nicht umhin konnte, eine Verstimmung über die grausame Behandlung zu empfinden, die Jener erfuhr, wurde von einem taktlosen Mitgefühl erfaßt; mit seinen langen Fingern befühlte er den Flor, den der Inspektor um den Hut trug und sagte:

„Ja, der ist aber doch sehr praktisch!" Und indem er schnell wieder in den schmeichelnden Ton verfiel, den er vom ersten Augenblick angeschlagen, fügte er hinzu: „Und wenn Fräulein Maria ebenso besorgt um ihren schönen Teint wäre . . . . ."

„Wie Sie um Ihre schönen Hände!" entfuhr es der jungen Dame, indem sie die auf dem Tische ruhende Hand berührte, welche Brodkügelchen rollte; sofort war sie wieder in der Stimmung, die, wie der Verlobte sehr richtig schloß, während des ganzen Vormittags geherrscht hatte.

Er kam sich komisch vor wie Einer, der allein in Gegenwart von Gesättigten weiter speisen muß, und es bedurfte seiner ganzen Nervenkraft, um die Beklemmung zu unterdrücken, welche die angehörte Unterhaltung in ihm wachrief. „Sie bekomplimentieren sich bereits über ihre gegenseitigen Körperteile in meiner Gegenwart" dachte er mit Widerwillen. Aber er sah auch sofort ein, daß er verloren wäre, wenn er ein einziges Zeichen des Mißvergnügens über dieses unpassende Betragen gäbe; denn man würde sein Mißvergnügen sofort zu jenem schmutzigen Laster stempeln, über das er kurz zuvor hatte sprechen hören.

„Sie haben wirklich eine ungewöhnlich hübsche und von Intelligenz zeugende Hand, Herr Assistent," sagte er und prüfte mit Kennermiene den Gegenstand der Bewunderung seiner Braut.

Sie aber, die diese Uebereinstimmung in Ansichten nicht wünschte, beachtete seine Worte nicht und suchte sofort einen neuen Hieb gegen seine vermeintliche Dummheit zu führen.

„Man kann doch nicht von intelligenten Händen reden," rief sie mit einem Lachen aus, das ein wenig berauscht klang.

„Deshalb gebrauchte ich auch den korrekten Ausdruck von Intelligenz zeugend . . . ."

„O, Du Philosoph!" hohnlachte das Mädchen. „Du träumst und siehst garnicht, daß wir Dir alle Radieschen weggegessen haben."

„Freut mich, daß es einem Reisenden schmeckt, und ich sehe mit Vergnügen, daß Ihr mir in der Fürsorge um sein Wohlbefinden zuvorgekommen seid," sagte der Inspektor zwanglos. „Erlauben Sie mir, Sie willkommen zu heißen, Herr Assistent, und Ihnen viel Vergnügen zu Ihrem séjour hier in der Einsamkeit zu wünschen. Und nun überlasse ich Sie Fräulein Marias Obhut; sie kann Ihnen alle vorbereitenden Aufklärungen über die Fischereiangelegenheiten geben, während ich auf mein Zimmer gehe und mich ausruhe. Leb wohl, mein Täubchen," wendete er sich zu dem Mädchen; „nimm den jungen Mann unter Deinen Schutz und führe

ihn auf den rechten Weg. Gute Nacht, Mütterchen," wandte er sich zur Kammerrätin und küßte ihre Hand.

Sein Abgang war ganz unerwartet gekommen, aber die vollständige Motivierung und abgerundete Form desselben, ohne eine Spur von unwilliger Stimmung zu hinterlassen, hatte ihn vor Einwänden gerettet, während er ihm zugleich das letzte Wort und ein Übergewicht verlieh, das ihm nicht ganz gegönnt war.

* * *

Auf seinem Zimmer angekommen, hatte er kaum noch Zeit zur Verwunderung darüber, daß die „Furcht zu verlieren" ihm eine so unglaubliche Kraft verliehen, sich zu verstellen, unbehagliche Empfindungen zu unterdrücken und sich zu verhärten, als er auch schon mit der Decke über dem Kopf auf seinem Sofa lag und traumlos einschlief. Als er nach ein paar Stunden erwachte, erhob er sich mit einem Beschluß, von dem er fühlte, daß er sich für's Leben festgebissen habe: sich von diesem Weibe frei zu machen.

Aber ebenso wie sie sich durch Gewohnheit in seine Seele hineingefressen hatte, konnte sie nur auf demselben Wege wieder hinausgebohrt werden: und die Leere, die er bei ihr hinterlassen würde, mußte zuvor von einem Andern ausgefüllt werden. Von dem, dessen Seele sie beim ersten Zusammentreffen entflammt zu haben schien.

Weiter kam er nicht; da klopfte es.

Es war der Prediger, der unter vielen Entschuldigungen eintrat und ziemlich verlegen herauszudrücken suchte, was er zu verkünden hatte.

„Herr Inspektor," begann er, „haben Sie wohl so was gemerkt, als ob die Leute hier weniger gewissenhaft wären?"

„Das habe ich sofort bemerkt," entgegnete der Inspektor. „Was ist denn jetzt passiert?"

„Ja, sehen Sie mal, die Arbeiter bei der Kapelle sagen, daß Bretter fortgekommen sind, so daß es zum Fertigwerden nicht reicht."

„Das wundert mich nicht, aber was kann ich dabei thun?"

„Ja, sehen Sie mal, Herr Inspektor, Sie haben doch mit dafür gesorgt, daß zusammenkam, was nötig war!"

„Ach, das war's! Jetzt bereue ich es, nachdem ich gesehen habe, daß Ihre Predigten die Leute von der Arbeit abziehen und sie indirekt zu Dieben gemacht haben."

„Das kann man doch wohl nicht direkt sagen . . . . ."

„Nein, deshalb sagte ich auch indirekt! Wenn Sie aber Geld haben wollen, so wenden Sie sich an Jemand Anders. Sagen Sie mir eins: wer ist der neue Assistent hier?"

„Ja, — er ist Seekadett gewesen, wie man sagt, wissen Sie, und nun soll er die Fischerei erlernen, nachdem sein Vater reich ist, wie man sagt, wissen Sie."

Der Inspektor hatte sich ans Fenster gesetzt, als das Gespräch begann und sah zu, wie Fräulein Maria und der Assistent Federball spielten. Er hatte sogar gesehen, wie ihr Kleid sich vorn jedes Mal hob, wenn sie sich zurückbog, um den Ball des andern zurückzuschlagen. Jetzt sah er, wie der Assistent sich scherzend niederbeugte, wenn das Kleid aufflog, und gleichsam mit Geste und Miene andeutete, daß er etwas sähe.

„Hören Sie," begann er jetzt; „ich habe lange darüber nachgedacht, daß es zum großen Vorteil für das ökonomische Beste der Leute wäre, wenn es hier einen

Kaufladen gäbe, so daß die Leute nicht nach der Stadt zu rudern brauchten, um zu handeln: und dann wäre es auch möglich, daß der Handelsmann ihnen dafür, daß er ihren Fisch absetzt, Vorschuß auf ihre Waaren gäbe. Was meinen Sie dazu, Herr Olsson?"

Der Prediger strich seinen langen Kinnbart, während sich auf seinem Gesicht eine Menge wechselnder Begierden und schwankender Meinungen ausdrückten.

Jetzt sah der Inspektor durch's Fenster, wie der Assistent auf dem Ausguck stieg und die Arme streckte, währeud Fräulein Maria unten kam und in die Hände tlatschte.

„Ja, nicht wahr, Herr Olsson, wenn man hier draußen einen Kaufladen haben könnte, so wäre das doch nur von Nutzen."

„Aber sehen Sie, die Kommune wird das wohl nicht zulassen, wenn man nicht gerade einen Handelsmann bekäme, auf den man sich verlassen könnte, ich meine einen Menschen, der . . . . ,"

„Wir nehmen einen geistlich gesinnten und lassen einen Anteil am Gewinn dem Kapellenfonds zufließen, dann bekommen wir sowohl die Kommune wie das Stift auf unsere Seite."

Jetzt klärte sich das Gesicht des Predigers auf.

„Ja, auf die Weise könnte es gehen!"

„Ueberlegen Sie sich die Sache und versuchen Sie, einen passenden Menschen zu bekommen, der nicht mit den Leuten wuchert und der Kirche nicht Unrecht thut. Ueberlegen Sie sich 's inzwischen. Jetzt zu etwas anderem. Ich habe zu bemerken geglaubt, daß die Sittlichkeit hier auf der Insel auf einer ziemlich niederen Stufe steht. Haben Sie, Herr Olsson, vielleicht gesehen oder geargwohnt, wie es hier unten bei Vestman's steht?"

„Hm! Ja, man sagt, wissen Sie, daß was dahinter steckt, aber wissen kann man das nicht. Und ich glaube nicht, daß man sich da hineinmischen kann!"

Der Prediger schien durchaus nicht an der Sache rühren zu wollen; ob er es nun nicht der Rede wert hielt, oder ob er sich nicht mit den Leuten entzweien wollte. Außerdem schien sein kränkliches Aeußere seine Gedanken mit dem eigenen Leiden auszufüllen, weshalb er durch eine schroffe Wendung zu seinem eigentlichen Anliegen kam.

„Und dann möchte ich noch fragen, Herr Inspektor, ob Sie mir etwas eingeben können, denn ich habe mir hier draußen in der Feuchtigkeit gewiß das Wechselfieber geholt."

„Das Wechselfieber? Lassen Sie mich sehen!"

In einer augenblicklichen Eingebung und ohne einen Moment zu vergessen, daß es ein Feind war, der ihn herausgefordert hatte, untersuchte der Inspektor den Puls des Patienten, besah die Zunge und das Weiße im Auge, und war fertig mit seiner Ordination.

„Haben Sie schlechte Kost bei Ömans?"

„Ja, die ist allerdings elend," antwortete der Prediger.

„Sie haben Hungerfieber und sollen Ihre Kost von meinem Tische bekommen. Sie haben auch wohl alle geistigen Getränke abgeschworen?"

„Das heißt, ich trinke wohl Bier . . . . ."

„Nun, hier haben Sie ein Chininpräparat zum Anfang, das nehmen Sie dreimal täglich. Wenn es zu Ende ist, sagen Sie mir's."

Damit übergab er ihm eine Flasche Chinabittern, faßte die Hand des Predigers und sagte:

„Sie sollen mich nicht hassen, Herr Olsson, denn wir haben große, gemein=



same Interessen, wenn wir auch ungleiche Wege gehen. Wenn ich Ihnen irgend wie zu Diensten sein kann, so bin ich bereit, wann Sie wollen.“

Ein so einfaches Mittel wie ein wenig scheinbares Wohlwollen genügte, um den Blick des einfachen Mannes zu verwirren, so daß er glaubte, einen Freund erlangt zu haben. Mit aufrichtiger Rührung gab er die Hand und stammelte:

„Sie haben mir einmal Böses gethan, aber Gott hat alles zum Guten gewendet; und jetzt sage ich Ihnen Dank für alles, Herr Inspektor, und bitte Sie, daß Sie das mit dem Handelsgeschäfte und der Kommune nicht vergessen.“

„Das werde ich gewiß nicht vergessen!“ schloß der Inspektor und machte eine Bewegung des Abschieds.

Nachdem er sich einen Augenblick gesammelt hatte, ging er den Hügel hinunter, um den Assistenten aufzusuchen; er fand ihn in einer Fechtübung mit Fräulein Maria begriffen, mit deren Handgelenk und Oberarm er sich große Mühe gab, um ihnen die nötige Biegsamkeit für eine gute gedeckte Stellung beizubringen.

Nach einem Kompliment bat der Inspektor um Verzeihung, wenn er störe; er müsse aber die Wohnungsangelegenheit mit dem Assistenten besprechen.

Auf der ganzen Insel ist keine andere Stube leer als das Bodenzimmer oberhalb der Damen,“ sagte dieser mit einer Kühnheit, als ob er alle Anstrengungen gemacht hätte, ein anderes zu finden.

„Nein, das geht nicht!“ rief Fräulein Maria.

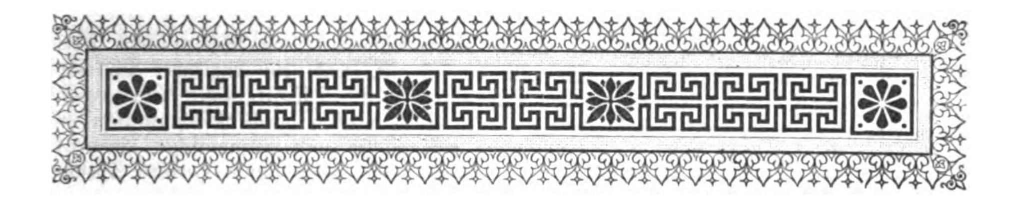
„Was soll das?“ erwiderte der Inspektor. „Was steht dem denn im Wege? Es gibt kein anderes Zimmer; es müßte denn sein, daß Herr Blom meins bekäme; und dann müßte ich mit den Damen in einem Hause wohnen, und das geht doch gewiß nicht an.“

(Fortsetzung folgt.)



Verantwortlich für die Redaction Wilhelm Bölsche, Friedrichshagen. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler. Druck: A. Seydel & Cie. Beide in Berlin.





Henrik Ibsen in England.

Von **Jón Stefánsson.**

In Deutschland übt gegenwärtig kein Schriftsteller einen so großen und tiefgehenden Einfluß aus wie Henrik Ibsen. In Frankreich sind „Wildente“ und „Gespenster gespielt worden und man spricht von einer Aufführung der „Nora“ im Odéon. In England ist sein Einfluß auf die Leserwelt groß, aber er hat es noch nicht erreicht, auf die Literatur selbst einzuwirken, Dramen hervorzubringen, in denen seine Spuren zu merken sind. Hier hat er noch nicht Schule gemacht wie in Deutschland.

Das ist natürlich, denn seinem Indignationspessimismus, seinem starken Individualismus ist hier vorgegriffen, unter anderen von Carlyle, und seine Ansichten in der Frauenfrage sind nicht nur vorgegriffen, sondern direkt und indirekt von J. S. Mill hervorgerufen. In England ist kürzlich ein großer individualistischer Dichter gestorben, der wie Ibsen sich ein Publikum langsam geschaffen und zur Anerkennung gezwungen hat, der vorausgefühlt, was die Zukunft in ihrem Schoße barg, und den Gedanken der Zukunft eine Form gegeben hat, ehe die Welt sie annehmen konnte oder wollte, R. Browning. Außerdem ward Ibsen erst im Jahre 1889 weiteren Kreisen in England bekannt.

Die Engländer sind, nach ihrer eigenen Meinung und derjenigen vieler anderer, mehr als eine andere Nation das, was Ibsen das dritte Reich nennt. Voltaire hatte seine guten Gründe, als er sagte: hätte ich mir das Land wählen können, in dem ich geboren sein wollte, so hätte ich England gewählt. Bei den Engländern ist ein kräftiger, nordischer und heidnischer Individualismus mit einer oft dünnen Schicht christlichen Sozialismus bedeckt. Doch darf man dies nicht so verstehen, daß Ibsen's ideale Vereinigung von Heidnischem und Christlichem in „Kaiser und Galiläer“, das dritte Reich, von Albions Söhnen und Töchtern verwirklicht worden wäre. Der Individualismus eines Engländers kann sich zu solchen Extremen erweitern, daß er exzentrisch wird. Der Engländer will zeigen, was er ist und nicht anderen nachahmen; er verbirgt seine Fehler nicht, er ist eher stolz auf sie. Cromwell befiehlt seinem Porträtmaler, die Warzen in seinem Gesicht hervorzuheben. Diese Selstachtung oder Selbstvergötterung ist eines der Geheimnisse ihrer Machtstellung in der Welt; und daß es in dieser Hinsicht vor 400 Jahren nicht besser war, zeigt uns jener venetianische Reisende, der im Jahre 1500 seine Reiseeindrücke aus England (Relation of England, Camden Society) niederschrieb: „Die Engländer lieben sich und alles, was von ihnen kommt, sehr. Sie glauben, daß es keine anderen Menschen als sie und keine andere Welt außer England giebt; und wenn sie einen wohlgebildeten Ausländer sehen, dann sagen sie, er sieht aus wie ein Engländer, und es sei eine Schande, daß er es nicht ist.“ Sie sind von Natur oppositionell; sie respektieren diejenigen mehr, welche nein sagen, als die, welche ja sagen. Reite, schwimme, jage, setze Dein Leben auf dem Himalaya oder auf einer Nordpolfahrt auf's Spiel, aber sage Deine Meinung, auch wenn andere Dich grob nennen. Bischof Latimer verehrt Heinrich VIII. ein Exemplar der Vulgata, in dem nur folgende Stelle unterstrichen war: „Ehebrecher werden nicht das

Reich Gottes erben." Die Engländer haben einen eingewurzelten Abscheu vor jedem Humbug, vor jedem der mehr scheinen will als er ist, und ein englischer Philosoph hält schon darauf, festen Grund unter den Füßen zu haben. Die Franzosen zeichnen sich durch eine feine, nüchterne Beobachtungsgabe aus, die Deutschen durch tiefe Intuition und [illegible]. Die englische Nation, eine Mischung romanischer und germanischer Elemente, vereinigt diese beiden z. B. in Männern wie Bacon, Shakespeare und Herbert Spencer. Ich werde später nachweisen, wie R. Browning, welcher diese Elemente in sich vereinigt, in welchem Ibsen gleicht, gehe jetzt aber dazu über, eine kurze Uebersicht der Aufführungen und Uebersetzungen Ibsen'scher Dramen in England zu geben.

Der erste Engländer, der sich eingehend mit Ibsen beschäftigt, ist der Kritiker Edmund Gosse. Dieser Mann, der später Professor der englischen Litteratur in Cambridge wurde, machte in den Jahren 1872—74 Reisen durch Skandinavien. Er schrieb ein Essay über Ibsen, das 1879 in seinen „Northern Studies" herauskam, aber schon im Januar 1872 hatte er ein Gedicht an Ibsen geschrieben, in dem er seine Bewunderung für „die [illegible] Anathemata im Lied, von Süden (Süddeutschland) gen Nord gesandt" ausdrückte und die Hoffnung aussprach, daß dieselben „den insulären, phlegmatischen Stolz" seiner Landsleute angreifen möchten. Aber Gosse ist doch weit davon entfernt, ein „Ibsenit", wie es in England heißt, zu sein, obwohl er sich später damit befaßt, Ibsen einzuführen. Im Jahre 1876 erschien „Kaiser und Galiläer", von Gay übersetzt, und im Jahre 1882 „Nora" (Ein Puppenheim) in der Uebertragung von Henriette Lord. Die erste Aufführung eines Ibsen'schen Stückes reicht 10 Jahre zurück; im Dezember 1880 wurden auf einer englischen Bühne „Die Stützen der Gesellschaft" in der Uebersetzung von William Archer aufgeführt, einem gewissenhaften, tüchtigen Theaterkritiker, der sich damals noch nicht den Namen gemacht hatte, den er jetzt besitzt. Er mußte es sich daher gefallen lassen, daß seine Uebersetzung in stark verkürzter Form und teilweise nach englischem Geschmack eingerichtet, aufgeführt wurde. Die Ausführung ließ viel zu wünschen übrig. Unter diesen Umständen kann man sich nicht wundern, wenn ein Erfolg ausblieb. Später wurde Henriette Lord's Uebertragung der „Nora" unter dem Titel „Breaking a butterfly" aufgeführt, allein auch diese Bearbeitung, die sehr frei und willkürlich war, schlug nicht durch.

Inzwischen war Archer Theaterrecensent an „The World" und ein einflußreicher Mann geworden. Er gab nun bei Walter Scott in „Camelot Series" seine vortrefflichen Uebersetzungen „A doll's house" und „Pillars of society" mit einer Einleitung des Kritikers Havelock Ellis heraus. So war der Weg für eine echte und unverfälschte Aufführung Ibsen's geebnet. „A doll's house (Ein Puppenheim) wurde unter Archer's persönlicher Leitung einstudiert und ging im Juni 1889 an dem kleinen Novelty Theatre über die Bretter. Die Inszenierung war bis auf die geringsten Einzelheiten korrekt. Ein Interieur mit Ofen, Thorwaldsen-Figuren in Gips und Marmor u. s. w. Sechs Tage hindurch sammelte sich ein Elitepublikum im Novelty Theatre an jedem Abend und lauschte mit stiller, lautloser Andacht der Aufführung. Das vortreffliche Spiel wurde von allen Blättern anerkannt, obwohl die Zeitungskritik dem Stücke im allgemeinen ungünstig war. Aber die Konversation des „five o clock tea's", die stärker als jedes Blatt ist, bemächtigte sich Ibsens, und „Novelty" mußte das Stück öfter aufführen, als es ursprünglich bestimmt war. Es gehörte zum guten Ton in der fashionablen Welt, „Nora" gesehen zu haben, und die mitspielenden Schauspieler mußten ihr Engagement in Australien aufgeben und in London bleiben. Miß Janet Achurch, welche die Nora gab, hob ihr kindisch-verwöhntes Wesen stark hervor; durch einen zeitweisen gedankenvollen Blick während Noras schmetterlingsartigem Umherflattern trug sie dazu bei, die plötzliche Verwandlung verständlicher zu machen.

Wenige Tage nach der Aufführung des Stückes war ganz London in zwei Lager geteilt. Mit gleicher Wärme wie im Jahre 1879 in Kopenhagen diskutierte man darüber, ob Nora Recht oder Unrecht habe. Die konservative und liberale Presse sagte ihre Meinung ohne Parteirücksicht, und das hochkirchliche Sonntagsblatt „Observer" vereinigte sich mit Labouchère's stockradikalem Organ „Truth" in dem Gebet: Gott bewahre England vor dem Drama Henrik Ibsen's. Frederick Wedmore schrieb: „Ibsen ist nicht nur ein interessanter Künstler, er ist Missionär, dessen Mission überflüssig und schädlich ist. England und Amerika brauchen

im Jahre 1889 nicht belehrt zu werden, daß die Frau kein Spielzeug ist. Damit ist nicht gesagt, daß dies in Skandinavien und Deutschland, die in dieser Hinsicht hunderte von Jahren hinter uns zurückstehen, nicht nötig wäre. Ibsen hat bei den Londoner Frauen keinen locus standi für seine Lehren. Unsere Frauen sind keine Puppen. Er müßte aus einem Krähwinkel stammen, wenn er Engländer wäre, aber er ist ja eben ein Skandinavier!" „Pall Mall Gazette" war fast das einzige Blatt, welches eine anerkennende Kritik brachte, in der „Ein Puppenheim" als ein interessantes Schauspiel in zwei Akten charakterisiert wird, dem ein noch interessanteres Pamphlet über Gesellschaftsfrage folgte. Auch „Weekly Dispatch" war von dem Stücke begeistert, aber in der „Universal Review" nannte der Schriftsteller Buchanan, der innerhalb der Theaterwelt Londons großen Einfluß besitzt, Ibsen einen Zola mit einem Stelzfuß.

Trotzdem wuchs das Interesse für Ibsen's Gesellschaftsdramen mit reißender Hast, und dieses Anwachsen ließ sich nicht aufhalten. Ungefähr zu gleicher Zeit wurde „Ein Puppenheim" von der Schauspielertruppe als „Novelty" in Melbourne, der Hauptstadt Australiens, und in amerikanischer Übertragung in Boston, der litterarischen Hauptstadt der Vereinigten Staaten, aufgeführt. Überall weckte das Stück einen Sturm und teilte das Publikum in zwei feindliche Lager. Ein Amerikaner schrieb sogar für das Stück einen versöhnenden Schluß, nach welchem Nora nach vielen Prüfungen wieder mit Helmer vereinigt wird. In London regnete es jetzt Übersetzungen Ibsen'scher Dramen; eine der besten ist „The lady from the sea" (die Frau vom Meer) von Karl Marx' bekannter Tochter Frau Eleanor Marx-Aveling. Sie erschien im Dezember 1889 mit einem Vorwort von Edmund Gosse, und zu gleicher Zeit kam „Rosmersholm," von Louis Palmer übersetzt und der ausgezeichneten Schauspielerin Miß Alma Murray zugeeignet, heraus. „Die Frau vom Meer" wird im Winter in London aufgeführt werden, und die ganze Serie Ibsen'scher Prosadramen in der Übersetzung von Archer ist bei dem Verleger Walter Scott im Erscheinen begriffen.

Außerhalb der Bühne raste nun in London ein Ibsenfieber. Leute, die niemals eine Zeile von ihm gelesen hatten, waren von ihm begeistert. Zeitschriften brachten Artikel über ihn. Die angesehene „Contemporary Review" brachte ein langes Resümee von „Peer Gynt" von dem bekannten Unitarier Ph. Wicksteed, der nach Norwegen gereist und norwegisch gelernt hatte, einzig und allein um Ibsen in der Originalsprache lesen zu können. Später erteilte er den Ibseniten in London Unterricht in dieser Sprache. Ibsen-Vorlesungen wurden veranstaltet, deren Entree mindestens 5—6 Mark betrug. Unter anderen las die amerikanische Schauspielerin Mrs. Winslow „Ein Puppenheim" und „Die Stützen der Gesellschaft" vor. Man hielt Ibsen-Vorträge. Die Sozialisten annektierten Ibsen als einen Gleichgesinnten, und selbst Karl Marx' Tochter that ihm ja die Ehre an, „Die Frau vom Meere" zu übersetzen. Ein Correspondent des „Daily Chronicle," welcher Ibsen in München interviewt hatte, schrieb in einer Correspondenz, daß Ibsen mit den Sozialisten nichts zu thun haben wolle. Ibsen ließ darauf in englische Blätter eine Antwort einrücken, worin er sagte, daß es ihn freue, wenn die Sozialisten auf wissenschaftlichem Wege zu demselben Resultat gekommen wären wie er auf dichterischem, aber er habe niemals einer Partei angehört. Dieser Brief erregte große Freude bei den Sozialisten und Bernhard Shaw, eins der hervorragendsten Mitglieder der „Fabian Society", welche für die Durchführung eines besonnenen, echt englischen Sozialismus arbeitet, hielt vor vollem Hause seine witzigen und anfeuernden Vorträge über Ibsen.

In London giebt es eine Gesellschaft „Ethical Society", deren Mitglieder sich das Ziel gesetzt haben, ethisch zu leben, ohne Glaubensbekenntnis und ohne Dogmen. Unter den Paragraphen, in denen die Gesellschaft ihre Principien formuliert hat, befindet sich folgende: „Man soll in Uebereinstimmung mit den Pflichten handeln, welche Familie und Gesellschaft uns auferlegen, soweit sie als Mittel zur vollsten Entwickelung unserer Menschennatur dienen." Es sieht aus, als ob Ibsen diesen Paragraphen in die Statuten eingeschmuggelt hätte. Die Gesellschaft veranstaltet an jedem Sonntagabend in Essex Hall Strand-Vorlesungen; der Zutritt steht allen frei. Eines Sonntag-Abends im Juni dieses Jahres wählte der Sekretär dieser Gesellschaft J. H. Muirhead zu seinem Thema „Ibsen's Plays and Problems." Da ich finde, daß sein Vortrag wiedergiebt, was man über

Ibsen denkt, nicht nur in der „Ethical Society", sondern in weiteren Kreisen Londons, so gestatte ich mir hier, ein kurzgesetztes Referat desselben zu geben. Muirhead meinte, daß Ibsen in „Gespenster" und „Ein Volksfeind" zeige, wie die Vergangenheit uns in Fesseln geschlagen habe, wie sie uns, in Form der Erblichkeit in uns und in Form der Gesellschaft außer uns, gleich einem schweren Alp bedrückt und zurückhält, wenn wir vorwärts wollen, wie wir auf Grund des Misverhältnisses zwischen Fähigkeit und Streben, Wille und Möglichkeit, am Rande eines gähnenden Abgrundes stehen und, wenn wir mit der Vergangenheit brechen, in Versuchung geführt werden, uns in die Kluft zwischen dem Alten und dem Neuen zu werfen, wie Johannes Rosmer und Rebekka West. Äschylos' unerbittliches Schicksal, die Nemesis, wird von Ibsen das böse Erbe der Vergangenheit genannt. Dagegen wandte Muirhead ein: wir erben auch das Gute, das im Laufe der Zeiten aufgespart ist; es wiegt also mehr oder minder schwer gegen das Böse, das unsere Vorfahren uns hinterlassen haben. Dr. Stockmann ist das Individuum im Kampf gegen die Gesellschaft, im Kampf gegen das durchschnittliche moralische und intellecktuelle Leben der Mittelklasse. Seine große Rede erinnert stark an den Ausruf, den Carlyle vor 50 Jahren über die englische Nation gethan hat: „26 millions, mostly fools." Beide sind der Meinung, daß die Majorität immer Unrecht hat. Im großen Ganzen finden sich Ibsen's Anschauungen, die negativen sowohl wie die positiven, bei Godwin*) mit einem kleinen Zusatz von John Stuart Mill.

Das Positive bei Ibsen ist nach Muirhead: die Welt durch eine Aristokratie zu retten, nicht die des Geistes, sondern durch eine Aristokratie des Charakters, des Willens. Durch Erziehung soll es geschehen; von den Arbeitern und den Frauen kommt die Erlösung. Ibsen's Männer sind auch gewöhnlich schwach, seine Frauen stark. In dem gegenwärtigen Uebergangsstadium vom Alten zum Neuem ist der Maßstab für Recht und Unrecht verschieden. Das Individuum mag mit einem derselben brechen. Nora verläßt Mann und Kinder. Sie thut Unrecht infolge des alten und Recht infolge des neuen Maßstabs, also Recht und Unrecht zugleich. Nun wird das Weib als ein Engel plus ein niedrigstehendes Tier betrachtet. In „Die Frau vom Meere" repräsentiert Lyngstrand in seinem Gespräch mit Bolette die Meinung der Gesellschaft, die darin besteht: „in der Ehe soll das Weib aufhören, ihr eigenes Leben zu leben und in dem Zusammenleben mit dem Manne aufgehen, sein Appendix sein." Nach Ibsen muß jede Menschenseele ihr eigenes Centrum sein mit eigener Interessensphäre, und darum muß die ökonomische und geistige Stellung der Frau gehoben werden. Matthew Arnolds Definition von der höchsten Litteratur als „Criticism of life" kann in ihrer vollsten Bedeutung von den Dramen Ibsen's gebraucht werden.

Wenn nun aber noch ein Dichter des neunzehnten Jahrhunderts mit vollem Fug auf sich das bekannte Wort Ibsen's anwenden darf:

Brich den Weg mir, schwerer Hammer,
Zu verborgner Herzenskammer,

so ist dies Robert Browning. Er hat wie Ibsen Herzen und Nieren durchforscht. Sein Brand erschien im Jahre 1835, ein und dreißig Jahre vor Ibsen. Sein Pae Gynt im Jahre 1840, sieben und zwanzig Jahre vor Ibsen. Seine Kunst ist wie die Ibsen's Charakterkunst. Beide sind die Dichter der potenzirten Individualität, Empörer gegen das „ewig Gestrige," Feinde alles Konventionellen. Beide setzen als das Höchste, daß das Individuum seine Natur erhalten, seine Möglichkeiten entwickeln darf, bis das Leben frei und voll ist. Ihre Furcht, daß die Persönlichkeit abgestumpft werde, geht so weit, daß sie sagen, die unverzeihlichste Sünde ist es, sich gegen seine Natur, sein besseres Ich, zu vergehen; den „Fluß des Berufs steuern", wie Brand es nennt, alle Kanten abschleifen, Schritt halten mit der großen Masse, mit der trägen, gleichgiltigen Gesellschaft, deren bleichsüchtiges Leben führen, — das ist schlimmer als böse Thaten, denn damit werden Kraft und Ernst zu einer Sünde. Browning's Dichtung „The statue and the bust" ist in diesem Punkt so Ibsen'sch und Browning'sch, daß dies allein die Lebensanschauung beider enthält. Der Herzog von Florenz liebt eine junge Frau und wird von ihr wieder-

*) Englischer Philosoph und Staatsökonom, 1756—1836.

geliebt. Aber sie verschieben ihren Plan, gemeinsam zu fliehen, von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr, bis die Glut der Jugend erkaltet ist. Da läßt er auf dem Marktplatz vor ihrem Fenster, zu dem er hinaufzuschauen pflegte, sein Standbild errichten, während sie ihre Büste in das Fenster setzt, aus welchem sie ihn zu sehen pflegt. Während ihre Herzen warm schlugen, machten sie von den Gaben des Lebens keinen größeren Gebrauch als der kalte Stein, aus denen ihre Bilder gemeißelt sind, die jetzt einander ansehen. Nun ist es zu spät; sie fangen an, alt und grau zu werden. Möge der, der das Werk des Lebens wagt, alles daransetzen, den Einsatz zu gewinnen, gleichviel, ob er gut oder schlecht ist. Um die Menschen auf die Probe zu stellen, sind beide Einsätze gleich dienlich.

„Was Du bist, sei voll und ganz"

sagt Brand. Was ist es denn anderes, als was Carlyle ausspricht, wenn er in „Signs of the times," „Edinburgh Rewiew", Okt. 1829 sagt: „Sei ein Mann ganz und gar, gut oder böse; beides zugleich sein heißt: sich für den Teufel ohne Tagelohn placken." Drangsal und Not sind willkommen, denn dann wird es sich zeigen, ob Stümperseelen zu einer Mannesseele kristallisiert werden können. Wenn nicht, dann streiche sie aus wie Per Gynt.

Ibsen und Browning lieben es, einen Charakter auf die Probe zu stellen, die wie ein Blitzstrahl alles enthält, was in demselben wohnt. In solch' einem Augenblicke wählt er oder er verwirft; das ganze Leben ist in diesen Augenblick zusammengedrängt. Brand meint, daß man Kraft und Mark aus Drangsal saugt, daß eine Hungersnot ein Volk aus geistigem Schlaf erweckt, und Jehovah geißelt die Israeliten, so oft sie indolent und träge sind. Browning sagt in „The ring and the bock:" „Führe uns nicht in Versuchung — ja reiße sie an den Haaren, diese Versuchungen, diese widerspenstigen Ungeheuer, hin zu einem, daß er kämpfen und gepriesen werden kann. Sie kommen ja doch nur, um mit Füßen getreten zu werden."

Ibsen und Browning legen das Hauptgewicht auf den Willen, den Charakter. Jeder Mensch kann sich auf den Flügeln des Willens erheben, es liegt in seiner Macht. Bei beiden ist es der Wille, der freimacht oder verliert, und — dieser Zug muß beachtet werden — nicht das, was der Mensch erreicht, sondern das, was er zu erreichen strebt, macht ihn groß. Demnach kann selbst eine Niederlage der größte Sieg sein. Niemand kann dem helfen, der nicht will, was er nicht kann, sagt Brand. Beide sind einig darin, daß ein echter Held der ist, der namenlos, unbekannt, eine Großthat vollbringt. Die gleiche Lebensanschauung zeigt sich bei Beiden in ihrem äußeren Leben, darin, daß keiner von ihnen einer politischen oder sozialen Partei angehört. Worauf es ankommt, ist das Innere, nicht das Aeußere. Brands Gemeinde wechselt den Geist nicht, weil er eine neue Kirche baut. Regierungsformen und Formeln wechseln bedeutet, nur eine alte Lüge gegen eine neue eintauschen.

Wer erinnert sich nicht bei der Szene, in der Brand von seiner Gemeinde gesteinigt wird, an den Helden von Browning's Dichtung „The patriot," der zum Schafott geht, die Handgelenke durch Stricke verwundet. Am Fuße des Schafotts wartet das Dorfvolk, dasselbe, das vor einem Jahre die Luft mit Jubel erfüllt, seinen Weg mit Blumen bestreut hatte, dasselbe, das damals, wenn er gesagt hätte: „Gebt mir die Sonne, die am Himmel steht", geantwortet hätte: Was noch mehr. Vox popoli vox dei!

Während Ibsen, ausgenommen in „Kaiser und Galiläer", nur das Ringen in nordischen Menschenseelen schildert, bindet sich Browning nicht an England, sondern nimmt seine Seelen aus allen Ländern und allen Zeiten. Obwohl Browning so universell ist, ist er doch über die englisch-amerikanisch-australische Welt nicht hinausgedrungen, während Ibsens Dramen auf der ganzen Welt bekannt sind, so nordisch wie er ist. Das liegt teilweise daran, daß Browning nur ein Porträtkünstler, Ibsen aber ein großer Bühnenkünstler ist. Bei Browning tritt ein Charakter leibhaftig aus seinem Rahmen heraus; bei Ibsen bleiben die Charaktere, Brand, Per Gynt, halb abstrakt wie Menschenporträts. Im Grunde sind beide Optimisten, aber Ibsen trägt doch einen gewissen Pessimismus zur Schau.

Ich habe erwähnt, daß Browning ein Menschenalter vor Ibsen die Probleme Brand und Per Gynt behandelt hat. Paracelsus (1835) ist ein Porträt des großen Vorgängers der modernen Chemiker, der im sechzehnten Jahrhundert gelebt hat. Er

sucht nach Erkenntnis, strebt hinaus über alle irdischen Grenzen, dürstet nach dem Unmöglichen und geht, wie Brand, im Kampfe unter. Die Liebe streift nur ihren Weg, Agnes den Brand, Aprill den Paracelsus; beiden mangelt es daran, und zwar in ihrem Innern. Man kann gegen den Vergleich einwenden, daß „Brand" sich hauptsächlich um die Religion dreht. Aber Ibsen hat geschrieben, daß es nur ein äußerer Zufall war, daß Brand Prediger ist; er hätte ebensogut einen Bildhauer, einen Politiker oder z. B. Galilei wählen können. Wenn Ibsen Galilei gewählt hätte, so wäre die Aehnlichkeit stärker gewesen. Persönlicher Ehrgeiz ist bei beiden, Brand und Paracelsus, unbewußt mit der Schwäche vermischt, welche ihnen die Liebe verschließt. Und doch, selbst in der Niederlage stehen sie als Sieger da, denn „aspiration is accient."

In „Sordello" (1840) zeigt Browning, daß er denselben Blick für den Egoismus und die Unwahrheit, die das Phantasieleben fassen kann, besitzt, wie Ibsen in Per Gynt. Sordello lebt in seiner Phantasie; er erreicht alles, was er erstrebt, in seinem Traumleben, aber so bald es zu handeln gilt, sträubt er sich und weicht zurück. Seine Einbildungskraft hat die Uebermacht über alle anderen Seiten seiner Seele. Sie ist so persönlich, daß sie sich zu einem intellektuellen Egoismus verhärtet, der ihn vom Handeln und von Sympathien entfernt. Andere Menschen sind ihm nur ein Hintergrnnd, damit er um so mehr glänzen kann. Andere Menschen klettern mühsam von Stufe zu Stufe, er will sofort auf die oberste hinauffliegen, das Ziel erreichen, ohne die dazu notwendigen Bedingungen zu erfüllen. Das ist derselbe Selbstbetrug, dieselbe Phantasie, dasselbe Fortdichten von der Welt wie bei Per Gynt. Wenn Sardello sagt: Deeds let escape are never to be done, wer erinnerte sich da nicht an die schönen Verse in Per Gynt:

Wir sind die Werke,
Du mußt sie üben,
Dahin die Stärke
Du wolltest nicht lieben.
Am letzten der Tage,
Die Ungescheh'nen
Kommen mit Klage
'S ist Zeit zu Thränen.

Victor Eremita hat den Text, den Ibsen und Browning je nach ihrer Weise ausgelegt haben, in den „Studien auf dem Weg des Lebens" geschrieben: „Mögen andere darüber klagen, daß die Zeit schlecht ist, ich klage darüber, daß sie erbärmlich ist, denn sie ist ohne Leidenschaft. Die Affekte der Menschen sind dumm und schwächlich wie Klöpplerinnen. Die Gedanken ihres Herzens sind zu erbärmlich, um sündhaft zu sein."

Zur Kellnerinnen-Bewegung.

Die moderne Sphinx mit ihren Raubtierkrallen richtet an alle proletarischen Berufe die dräuende Frage: Was thun? Und jeder Beruf, dessen Freiheitsdrang noch nicht völlig durch die wirtschaftliche Abhängigkeit lahm gelegt ist, antwortet, indem er sich zu einer „Bewegung" aufrafft. Neuerdings ist nun in eine solche soziale Bewegung ein Stand eingetreten, dem man die größte Verderbnis zuzuschreiben und jedwedes höhere Streben abzusprechen gewohnt ist: der Stand der Kellnerinnen. Die Berliner Kellnerinnen haben mehrere reich besuchte öffentliche Versammlungen zu Stande gebracht und durch den Mund ihrer Führerinnen und Führer die furchtbar schreienden Mißstände ihrer Lage offenbart.

Darob großes Aufsehen, Johlen, Flüstern, Kichern, natürlich auch frommer Augenaufschlag und sittliche Entrüstung, nicht allein in der Gesellschaft von Fleisch und Bein, sondern auch in der Welt von Papier! So ruft das „Berliner Tageblatt" chokirt aus: „Die von den Berliner Sozial-

demokraten inszenierte Kellnerinnen-Bewegung hat, Dank der geschickten Mache dieser Partei, einiges Aufsehen erregt. Wir sind deshalb gezwungen, auf diese Angelegenheit etwas näher einzugehen, wenn es uns auch nicht leicht fällt, über gewisse Fragen so ungeniert in der Öffentlichkeit zu sprechen, wie dies ein früherer Hofprediger in seiner Eigenschaft als Landtagsabgeordneter vor versammeltem Tribünenpublikum that."

Natürlich! Man ziert sich, in dem man auf „gewisse Fragen" eingeht, redet aber drei Spalten über die „heikelsten" Angelegenheiten, wie man auf Zola's „Nana" schimpft, weil man dies „unsittliche" Buch — verschlungen hat. So sind die Ehrenweiber und Ehrenblätter! — Ohne Zweifel ist gerade der Umstand, welcher es der moralischen Presse „nicht leicht" macht, „in der Öffentlichkeit zu sprechen", eine Ursache des Aufsehens. Wenn die Berliner Schuhmacher sich in Massenversammlungen über ihren Wochenlohn von 12 Mark beklagen, so wendet die anständige Presse kaum einige Petitzeilen dran. Handelt es sich aber um skandalöse Pikanterien, so leitartikelt man mit behaglicher Breite.

Teilweise ist das Aufsehen der Kellnerinnen-Bewegung auch dem Umstande zuzuschreiben, daß hier eine Frauenfrage, eine Frauenbewegung vorliegt. Als vor einigen Jahren in Berlin die Frauen-Versammlungen durch geschickte Agitationskräfte eingebürgert wurden, da strömten Neugierige beiderlei Geschlechts herbei, um das Unglaubliche zu bestaunen, daß das „ewig Weibliche" sozialpolitische Reden halten und die Präsidentenklingel schwingen kann. Nun erblicken die Neugierigen und Pikanterie-Süchtigen in der Kellnerinnenbewegung eine neue, verbesserte Auflage jener Frauenbewegung.

Das citierte Blatt schreibt das Aufsehen der Kellnerinnenbewegung der „geschickten Mache" der sozialdemokratischen Partei zu. — Ein grober Irrtum! Weder die Parteileitung noch die Berliner „Partei" hat das Geringste gethan, um unter den Kellnerinnen zu „machen". Vielmehr haben ein paar sozialistische, für die Idee der Frauenbefreiung begeisterte Damen, unterstützt von einigen Männern, die Bewegung eingeleitet. Doch nur eingeleitet. Wenn eine Bewegung wirklich zu Stande gebracht ist oder bevorsteht, so ist sie nicht blos einer geschickten Agitation zuzuschreiben, sondern wesentlich den sozialen Motiven und Triebkräften, welche in der Masse vorhanden sind.

Das „Berliner Tageblatt" freilich leugnet solche Motive, leugnet die Berechtigung einer Kellnerinnenfrage. Nach seiner Meinung ist das Loos der Berliner Kellnerinnen sogar ein rosiges. „Den Kellnerinnen — schreibt es — die in die nächtlichen Versammlungen in „sehr eleganten Toiletten" kommen und „zu großer Heiterkeit und allerlei Scherzen aufgelegt" sind, redet man vor, daß sie sich in einer sehr traurigen Lage befinden. Die „armen Mädchen" klatschen natürlich Beifall. In ihrer Bierlaune bilden sie sich wahrscheinlich ein, im sozialistischen Zukunftsstaat besser besoldet zu werden als jetzt. In den einigermaßen frequentierten Lokalen verdient jetzt nämlich eine Kellnerin — abgesehen vom freien Essen — mindestens fünf Mark täglich, und in einer Anzahl Restaurants, welche sehr viel Mittagsgäste aufweisen, vielleicht 15 bis 20 Mark täglich. Die Letzteren müssen freilich dafür auch tüchtig und flink in der Bedienung der Gäste sein; sie sind übrigens keineswegs gezwungen, die Gäste irgendwie zu „animieren", wie die Sozialdemokraten ohne allen Unterschied ganz allgemein behaupten; im Gegenteil ist es ihnen von den Wirten aufs Strengste verboten, sich auch nur zu den Gästen an den Tisch zu setzen. Der Verkehr zwischen diesen Kellnerinnen und den Gästen ist freilich ein gemütlicher und freundlicher, aber durchaus harmloser. Auch in den Lokalen, wo weniger gegessen als getrunken wird, sind die „bedienenden Damen" durchaus nicht gezwungen, gegen die Gäste freundlicher zu sein, als es ihnen selber beliebt. So serviert, um nur ein Beispiel anzuführen, in einem meist von Studenten besuchten großen Lokal der Friedrichstadt die Tochter eines Gerichtsrates aus dem Osten, ein Mädchen von durchaus tadellosem Ruf; ihre Stellung als „weiße Sklavin", wie sich die Sozialdemokraten ausdrücken würden, gestattet ihr, den Eltern, bei welchen sie wohnt, einen Zuschuß zu den Haushaltungskosten von 50 Mark und mehr monatlich zu geben. Daß die Kellnerinnen sehr erhebliche Ersparnisse aufzuweisen haben, ist garnichts Seltenes; ein bekannter Schriftsteller, welcher in auswärtigen Blättern die Berliner Kneipenverhältnisse schilderte, erinnerte in dieser Beziehung an jene Dame, welche von einem Kammermusiker, der sie mit

nach Rußland nahm, um sie dort zu heiraten, um ihr erhebliches Vermögen betrogen wurde und nachher wieder das alte Metier aufnahm."

Nun, wenn „Geheimratstöchter" Kellnerinnen werden, wenn sie ihren Eltern „50 Mark monatlich" schicken können, ja in blos „einigermaßen frequentierten" Lokalen „15 bis 20 Mark täglich„ verdienen und dabei höchst anständig leben können, so verdient ja der Kellnerinnenstand das Ideal aller jungen Mädchen zu sein, und das „Berliner Tageblatt" begeht geradezu ein Verbrechen, wenn es nicht allen hübschen Konfirmandinnen, allen Schönen, die sich an der Nähmaschine für 10 Mark Wochenlohn plagen oder ihr Dummköpfchen zum Lehrerinnen-Examen drillen, wieder und immer wieder zuruft: „Werdet Kellnerinnen!"

Mit einiger Verschämtheit, dann aber mit siegesgewisser Keckheit entgegnet das Blatt: „Allerdings giebt es Berliner Restaurants mit weiblicher Bedienung, welche die wahren Lasterhöhlen sind; aber es gehören nicht alle zu diesem Genre. In einem von unserem Blatte veröffentlichten Bericht über eine Kellnerinnen-Versammlung hat das bekannte Fräulein Wabnitz behauptet, daß ein Teil der Berliner Damenrestaurants „Bordells" seien. Jeder Berliner weiß, daß die Polizei solche Zustände, wenn sie von denselben Kenntnis hätte, in der Hauptstadt auch nicht einen Tag dulden würde. Warum denunziert also Fräulein Wabnitz nicht zunächst jene Wirte, die sie als Bordellhalter kennt?"

Du ahnungsloser Engel, Du! Ich weiß, fürwahr auf diese Frage keine andere Antwort, als daß der Fragesteller, wenn er nicht heuchelt, sicherlich „nicht von hier" ist — wie der Berliner sagen würde. „Jeder Berliner" weiß, daß Fräulein Wabnitz nicht zu schwarz malt, und daß unsere Polizei gegen die Zustände der Damenkneipen ebenso wenig ausrichtet, wie gegen die nächtliche Prostitution in den Straßen. Der Verfasser des Tageblatt-Artikels ist auch wohl nicht ernst zu nehmen; denn er, der Schwärmer für unsere brave Polizei, widerspricht sich selbst in gröbster Weise, indem er sagt: „Die pharisäerhaften Ausführungen einiger Geistlichen, welche stets den Anschein zu erwecken suchen, als ob gewisse seit alter Zeit bestehende soziale Erscheinungen einfach durch Anerziehung einer äußeren Frömmigkeit und durch Polizeimaßregeln (!) aus der Welt zu schaffen sein, diese Bemühungen einzelner Frömmler haben wenig Beachtung in der Oeffentlichkeit gefunden."

Ueberhaupt zeichnet sich die Polemik des „Berliner Tageblatts" gegen die Führung der Kellnerinnenbewegung durch gewaltsame Zurechtstutzung der Argumente aus. Kaum war die Rede von „gewissen aus alter Zeit bestehenden sozialen Erscheinungen", so wird von den Betonern dieser sozialen Erscheinungen alsbald gesagt: „Diese Leute verstehen es ausgezeichnet, die widersinnigsten Behauptungen so lange zu wiederholen, bis sie selbst und ein Teil des Publikums allmälig von der Wahrheit derselben überzeugt werden. So steht es auch mit ihrer Behandlung der Kellnerinnenfrage." Und kaum ist die Kellnerinnen-Bewegung als eine bloße Mache bösartiger Agitatoren hingestellt worden, so heißt es in demselben Athem: „Heute wendet man sich an die Kellnerinnen, morgen an die Droschkenkutscher, die unter der Konkurrenz der Pferdebahnen, der Stadtbahn &c. zu leiden haben. Man ist sicher, überall Unzufriedene zu finden." Nun also! Wenn man unter allen proletarischen Berufen mit Sicherheit Unzufriedene findet, so wird wohl auch Grund zur Unzufriedenheit, d. h. eine „soziale Frage" vorliegen! Wenn man freilich gleich dem Vogel Strauß seinen Kopf in den Sand steckt, sieht man nichts von einer solchen Frage.

Verfehlt scheint es mir auch zu sein, wenn das „Berl. Tageblatt" der Kellnerinnen-Bewegung rundweg jede Bedeutung abspricht. Allerdings ist die Frage nach der Bedeutung ziemlich unbestimmt, weil eben der Begriff „Bedeutung" unbestimmt ist. Fragen wir also lieber: Liegt hier eine Lohnbewegung vor? Wird eine Organisation gegen die Arbeitgeber bezweckt? Ohne Zweifel hat die Kellnerinnen-Bewegung diese Ziele im Auge. Dennoch scheint mir ihr Wesen nicht auf wirtschaftlichem Gebiete zu liegen. Vielmehr dürfte sie eine echte Frauenbewegung und als solche moralischer Natur, — ein Entrüstungssturm sein. Es ist bezeichnend, daß nicht (wie das genannte Tageblatt fabelt) die leitenden Kräfte der Sozialdemokratie, sondern einige Führerinnen der sozialistischen Frauen-Bewegung den Anstoß zur Kellnerinnen-Bewegung — sogar im Gegensatz zu

der herrschenden sozialdemokratischen Politik — gegeben haben. Es ist auch ganz naturgemäß, daß die Vertreter der Frauen-Bewegung, um die schnöde Versklavung des weiblichen Geschlechtes agitatorisch darzuthun, gerade die Lage der Kellnerinnen aufdecken, weil hier die Erniedrigung des Weibes eine besonders empörende Form angenommen hat. Von diesem Standpunkte aus erscheint der Einwand, welchen die sozialdemokratische „Berliner Volkstribüne" den Kellnerinnen-Agitatorinnen entgegenhält, hinfällig: „Die Lage dieser Unglücklichen ist freilich beklagenswert genug, allein wir glauben, daß die Betreffenden, welche sich an die schwere Aufgabe gemacht haben, dieses Lumpenproletariat zu organisieren, denn doch in einen falschen Idealismus verfallen sind." — Nicht darin scheint mir die Bedeutung der Kellnerinnen-Bewegung zu liegen, daß sich aus ihr eine leistungsfähige Organisation entwickeln wird, sondern darin, daß agitatorisch gewirkt wird für die sozialistische Frauenbewegung.

Bruno Wille.

Handgeld.

Skizze von **Heinz Tovote.**

(Schluß.)

Ich lachte nur, weil sie ein gar so betrübtes Gesicht machte.

Dann ging sie wieder, und endlich war sie fertig.

Ich schellte, — das Mädchen kam, und wir setzten uns an den Kaffeetisch.

Es schien ihr sehr gut zu schmecken.

— Weißt du, so guten Kaffee kriege ich nie, und denn blos immer 'ne trockne Schrippe. Ich wollte, ich könnte auch immer frische Butter dazu haben.

Als wir fertig mit Essen waren:

— Muß ich gleich weggehn? — ich störe dich wohl.

— Nein, bis elf kannst du bleiben, wenn's dir Spaß macht, dann wird aber wohl Besuch kommen.

Es klopft. Sie huscht ins Schlafzimmer.

Es ist nur der Briefträger mit einer Karte.

Sie schnüffelt an den Bildern herum, die im Zimmer stehn.

— Was du für viele hübsche Mädchen da stehn hast. Wer ist denn das, diese Photographie?

— Das — ach Gott — Bekannte — Cousinen und so was . . .

— Ach die ist wunderhübsch . . . Ich wollte, ich wäre auch hübsch . . .

Langes Stillschweigen.

Dann stöbert sie irgend woher ein fast verbrauchtes Parfümfläschchen auf.

— Ach — das ist ja das . . . nicht? — was du hast — wo ist denn . . . wo ist denn nur mein Tuch geblieben?

Sie läuft ins Schlafzimmer und hat es endlich gefunden.

— Ja, es ist dasselbe. Ach bitte, schenk mir das. Es ist ja doch nicht mehr viel drin — ja? du mußt dir doch ein neues kaufen.

— Das kannst du kriegen.

Es geht auf elf Uhr.

— Nun muß ich wohl gehn?

Ich nickte.

— Sehn wir uns denn 'mal wieder — ja? Siehst du, ich bin jeden Sonntag zum Tanz. Sonst habe ich ja nichts. Kommst du 'mal wieder hin? — Aber du kommst doch wohl nicht. . . Komm' — gieb mir noch einen Kuß . . .

Sie sucht ihren Hut. Einen Schleier hat sie nicht.

— Wo hast du denn dein Portemonnaie, Kindchen, frage ich.

— Nein . . .



— Ja! Ich will nur mal sehn, wie viel du noch hast. Ich glaube, es waren noch zwanzig Pfennig. Das reicht ja nicht mal zur Pferdebahn. Zeig doch 'mal her.

— Was machst du denn, fragte sie.

— Sei nicht böse — aber du hast den ganzen Vormittag um mich versäumt, und hast jetzt noch den weiten Weg. Bist du vielleicht böse?

Man konnte es ja nicht wissen. Ich hatte mich damit einmal einer sehr unangenehmen Situation ausgesetzt. Und sie hatte mir ja doch ihre Liebe geschenkt, — das wußte ich.

Sie wurde etwas verlegen, und dann nahm sie das Portemonnaie und zählte das Geld nach. Es waren etwas über sechs Mark gewesen.

— Aber dann hast du ja nichts mehr, sagte sie plötzlich.

— Das wird nicht so schlimm sein . . .

— Das willst du mir alles schenken? Ach siehst du, ich möchte so schrecklich gern mal nach Haus, vielleicht zu Pfingsten, elf Mark habe ich mir schon gespart. Das lege ich dazu, dann habe ich schon siebzehn. Ach lieber Gott — das Sparen fällt einem furchtbar schwer. — Wie gut du bist. — Ich danke dir auch.

Ich glaube wahrhaftig, sie wollte mir die Hand küssen. Jetzt that es mir leid, daß ich ihr nicht doch das Goldstück gegeben hatte. — Es sah wirklich aus, als ob ihr das noch nie passiert sei. . .

Dann zog sie ihr Jaquet an, wir schüttelten uns die Hand — sie sah sich nochmals im Zimmer um, bat schüchtern noch um einen Kuß, und ging.

Als ich eine Weile später ans Fenster trat, sah sie an der Ecke noch herauf, nickte und verschwand dann in der Nebenstraße.

* * *

Am andern Tage hatte ich sie völlig vergessen, wie man solche Dinge eben vergißt.

Nur einmal, zu Anfang des Frühlings mußte ich über ein Gesicht nachgrübeln, dann fiel mir die Aehnlichkeit auf, und allmählich fiel mir auch diese Begegnung wieder ein.

Das war aber auch das einzige Mal. —

Jetzt saß ich ihr wieder gegenüber und sah auf die Linden hinunter.

Was sollte ich nur mit ihr anfangen?

Neben uns plauderte man eifrig, an der anderen Seite saß ein Liebespaar, das sich unausgesetzt holdselig anlächelte.

Von drunten wirbelt der graue Staub herauf von den unaufhörlich vorbeirollenden Wagen. Die Dämmerung wird stärker, und jetzt schimmern fahl mit ihrem milchweißen Lichte die Kugeln der elektrischen Lampen auf.

Wir sitzen nebeneinander und schweigen uns aus.

Sie schlürft langsam ihren Eiskaffee.

— Du thust jetzt wohl garnichts mehr, was? — frage ich sie plötzlich, daß es fast brutal klingt.

Sie läßt die beiden Strohhalme los, und ihre Unterlippe zuckt etwas. Dann sieht sie mich ruhig und starr an.

— Das gefällt dir wohl ganz gut so?

Sie zieht unwillkürlich die linke Schulter etwas hoch.

Dann bricht es wild aus ihr heraus:

— Was glaubst du denn — sollte ich vielleicht verkommen? Ich habe ja gehungert. Mit einem Male war keine Arbeit mehr recht, weil der Zuschneider mich haben wollte, und ich mochte nicht — und eines Tages dann wurde mir gekündigt. Und da, siehst du — dachte ich — ehe ich verhungere . . .

Sie brach plötzlich ab und starrte vor sich hin.

Sie hatte die Augenbrauen zusammengezogen gehabt, jetzt nahm ihr Gesicht wieder den alten friedlichen Ausdruck an.

Neben uns die Gesellschaft brach auf, ein Rücken der Stühle, daß wir beide aufsahen.

Dann sagte sie endlich nach einer langen — langen Pause, schweratmend und leise:

— Siehst du — und du — du bist eigentlich der erste gewesen, der mir — Geld — gegeben hat . . .

An dem Nebentische ließen sich wieder Menschen nieder, ein paar Damen, sehr chic — sehr vornehm, — scheinbar nur — sehr scheinbar.

Und wieder nach einer Weile klang die weiche, feine Stimme auf's neue neben mir, wie die Stimme eines verschüchterten Kindes:

— Siehst du — und ich glaube, ich habe nie — nie jemanden so gern gehabt, wie gerade dich . . .

Dann schwieg sie wieder, und ich hatte mit einem male nicht den rechten Mut, sie anzusehen.

Als ich dann nach einer Weile aufsah, blickte sie fort, aber mir schien, als ob an ihren Wangen eine Thräne hinge. Allein sie blieb reglos sitzen und rührte sich nicht, wischte sie auch nicht ab mit der Hand.

Ich sah mich um: es konnte niemand sehen, daß sie weinte, — und ich beruhigte mich wieder.

Daß ihr die Thränen nicht allzu fest saßen, mußte ich ja von jenem Abend her, als sie ihre Brosche verloren hatte.

Die Geschichte fing an, mir unbehaglich zu werden . . .

— Kellner! . . . einen Cognac, bitte!

— Bitt' schön . . — ein Cognac? — kommt gleich!

Ich war also der erste gewesen, der . . .

Und sie sagte, sie habe gerade mich . . .

Ich schenkte mir aus dem zierlichen Kristallfläschchen einen zweiten Cognac ein, und kippte ihn hastig hinunter, denn mir schien, als ob mich etwas fröstle, trotz der vorherigen Wärme, und deshalb fragte ich sie auch:

— Findest du nicht? . . . Es fängt an, kühl zu werden.

* * *

Gestern, am Nachmittag nun sind wir uns wieder begegnet.

Und da haben wir uns angesehen, und haben uns nicht gegrüßt . . merkwürdig.

Als ich sie plötzlich vor mir sah, glaube ich, mußte ich für eine halbe Sekunde den Atem anhalten — ich hatte so gar nicht an sie gedacht . . . und dann schien es mir — denn ich sah ihr gerade in die Augen, — als habe sie mit der Pupille ein ganz klein wenig gezuckt . . . nur so ein wenig, wie wenn uns plötzlich ein Lichtstrahl in das Auge fällt, — es schien mir so, als habe sie ein ganz, ganz klein wenig geblinzt, — aber es ist auch sehr wohl möglich, daß ich mich geirrt habe. —

Dann aber sind wir, ohne mit der Wimper zu zucken, ganz fremd. an einander vorübergegangen.

Jesus und Judas.

Es giebt zwei große soziale Romane aus der Gegenwart: Zola's „Germinal" und Arne Garborg's „Bei Mama." Beide sind uns aus dem Ausland geworden, und in beiden war gewissermaßen die Blüte einer nationalen Litteratur, die auf den Moment die Schwäche ihres Nationalen überwunden; die Schlichtheit, das Engumschränkte des Skandinaviers hatte sich auf Minuten erhöht zum erschütternden Tragödienstil; der Pomp und bombastische Ueberschwang des Galliers hatte in langen Szenen den tiefen Herzenston einer Wahrheit gefunden, die außerhalb der Coulisse, der Pose stand. Nichts von dem, was bei uns in Deutschland den Titel „Sozialer Roman" trägt, kann sich bisheran auch nur im Versuch messen mit jenen beiden Dichtungen. Und doch sind wir das Volk, bei dem der soziale Gedanke der Zeit sich am tiefsten giebt. Es ist auch darüber kein Zweifel,

daß die soziale Weltanschauung gerade bei uns bereits nachhaltiger als anderswo die aufstrebende Dichtergeration erfaßt hat; weder der drommetengrelle Hurrahpatriotismus noch der blasierte Lebemannspessimismus erringen irgendwie nennenswerte Erfolge; selbst der [illegible] Familienblattfabrikant schielt schon nach der wenigstens sozial geschminkten Wasser[illegible] und der Blaustrumpf stopft seine Löcher mit roten Fäden. Und trotzdem so wenig [illegible]! Der Grund steckt in der mangelnden sozialen **Beobachtung.** Soziale Begeisterung ist ein schönes Ding; aber mit ihr allein schreibt man noch nicht einmal eine lesenswerte Arbeiterbroschüre oder einen Zeitungsartikel, — geschweige denn einen Roman. Die Begeisterung schmähen, wäre wahrlich wohlfeil; aber bedauern muß man, wenn sie zwecklos verpufft, weil das Gerüst fehlt. Und es giebt am Ende doch eine Begeisterung für die Wahrheit, für die Einzelheiten des Wirklichen bis ins Kleinste hinein, die mehr wert ist als vager Enthusiasmus für allgemeine sozialistische Ideen. Ich weiß nicht, ob ein Mann wie Zola ursprünglich sehr stark einer Begeisterung für die Erlösung der Arbeiterbevölkerung zugänglich war, wenigstens für die bestimmte sozialistische Lösung des Problems. Aber die hohe Begeisterung für die Wahrheit, die in ihm lebte, hat ihn zu jener zähen Beobachtung getrieben, aus der die einzigartigen Detailsbilder seines Germinal erwachsen sind, — Bilder, aus denen nun wieder Tausende von Lesern jene **allgemeine** Aufrüttelung zu Gunsten der großen sozialen Idee empfingen. Allerdings ist dieser Zola-Garborg'sche Weg schwer, verzweifelt schwer. Man muß ringen um ein Bild dieser Dinge bis zum Äußersten, Jahre lang, man muß Epochen des Schwankens, des Irrtums, der voreiligen Verdammung wie der vorschnellen Vergötterung entgehen — lauter Dinge, die von selbst dem widerstreben, daß man damit **beginnt,** soziale Romane zu schreiben und der Zeit und Übung überläßt, daß sie einem reife. Ich weiß dabei sehr wohl, wie bitter die materielle Not im modernen Dichterstand selbst wütet, wie der Anfänger, bloß um zu leben, gehetzt wird auf diese neueste Art buchhändlerischen Modeartikels, wie er gepreßt wird, Wucher zu treiben, schon mit seinem allerersten, ärmlichen Notizbuch und wie der Kapitalismus, dessen Rolle er studieren soll, ihn in den Klauen hat lange, ehe er weiß, ob dieser Kapitalismus eigentlich Christus oder Antichrist ist. Und so sehe ich auch entschuldigend auf die Schwäche des Buches, dem diese Zeilen gelten, aber doch gleichzeitig mit dem lebhaften Bedauern, daß so starker dichterischer Strom, so ernste Begeisterung für die Idee der Dinge nicht verspart werden konnten bis auf den Moment, da reife Beobachtung im Stande war, wirkliche Menschen zu schaffen, aus deren Herzen all' jene zwingende Rede quoll. Es ist vorläufig noch stark ein Puppentheater, das **Felix Holländer** in seinem umfangreichen Roman „**Jesus und Judas**“ aufschlägt. Auf solchen Puppentheatern haben Gutzkow und Viktor Hugo, die fast noch unsere Zeitgenossen waren, gepredigt, in den „Rittern vom Geist“ und den „Miserables“: ihre Rede, der sicherlich der Erzklang nicht fehlte, ist heute spurlos verhallt, in einer Weise verhallt, die auf lange Jahrhunderte nicht Zola oder Arne Garborg treffen wird.

Daß Felix Holländer eine thatsächlich Hoffnung, weckende dichterische Kraft besitzt, geht mir daraus hervor, daß er sich, nachdem er mit blutlosen Schemen begonnen, gegen Ende seines Romans wenigstens in die Handlung durchschlagend hineinfindet. Das letzte Drittel des Buches hat inneren Zusammenhang und entbehrt als Ganzes — einerlei ob die Handlung nun im Berlin des Sozialistengesetzes oder in Wolkenkukuksheim spielen möge — nicht der dichterischen Wirkung. Von hier muß man ausgehen, um über die Individualitätsfrage zu entscheiden. Das Urteil ist dann günstig, wesentlich günstiger als bei so mancher dichterischen Erstlingsarbeit der letzten Jahre. Dieser junge Poet wird nicht daran scheitern, daß er große, **geschaute** Ding nicht in ihrer Größe und in ihrem Ernst **darstellen** könne. Wenn er nur erst mal geschaut hat! Ich erwähne die Stelle zu Ende des zweiundzwanzigsten Kapitels, wo der Held, der in bitterer Not mit seiner Geliebten lebt, hört, daß sie schwanger sei, wie er erst wie vom Blitz getroffen ist über diese neue wirtschaftliche Erschwerung seiner Lage, dann aber niedersinkt, ihre Hand küßt und aus einem überwältigenden Allgefühl heraus murmelt: „Der neue Mensch, der neue Mensch!“ Das wäre, in einem Roman, der in wahren Bildern das Elend des Menschen vorführte, der an seiner Zeit stirbt, aber die Zukunft fühlt, eine große Szene. Man empfindet auch so, daß ein Dichter sie gestaltet. Aber es war ihm noch nicht gegeben,

die Prämissen dazu zu liefern. Und so fällt der größere Teil seines Buches und auch wieder der letzte Schluß mit seinem für den ganzen unklaren Standpunkt im Politischen charakteristischen Streiflicht auf die kaiserlichen Arbeitererlasse, die dem verhungerten Helden ein versöhnendes „Exzerpt sind dessen, wofür seit Jahrzehnten die Partei der Arbeiter eingetreten“ von „höchster Stelle beglaubigt“, unter das oben Gesagte. Als Ganzes zerfällt der Roman in ein paar ganz unabhängige Stücke, die Geschichten Höffes und Trucks, die innerlich nirgendwo verknotet sind, sich aber dadurch dem Leser zum Verzweifeln verwirren, daß der Autor sich in beide Helden nach Belieben hineinsteckt und zum Verwechseln dieselben Gedankengänge erzeugt. Paul Heyse wird jetzt von grünen Schreiern so gern zerzaust: und wie vorbildlich sollte doch noch immer seine feine Charakteristik der einzelnen Köpfe jener Berliner Bohemiensbande in den „Kindern der Welt“ sein! Gewiß fehlt dort die soziale Vertiefung, es ist eine andere Generation, Dichter, wie Menschen. Und es thut not, daß man's neu schafft. Aber Heyse wußte sechs Charaktere so nebeneinander zu stellen, daß man keinen vergißt. Und Heyse wußte etwas von dem Humor, der in all' der Misere steckt. Hat denn unser Autor jemals in solcher echten Boheme gelebt? Dann muß er doch wissen, daß das Leben sehr bitter ist, aber daß junge Leute doch auch bisweilen lachen. Diese Holländerischen Studenten sind alle aschgrau. Sie haben wohl Verhältnisse, aber mit einer Duldermiene, die immer den Schwamm mit Essig aus der Leidensgeschichte am Munde hat. Sie stecken sich gegenseitig in's Irrenhaus, sie verklagen sich bei der Polizei, sie verlieben sich wechselsweise in problematische Bräute, aber mit einer Heiligkeit und mit Gewissensbissen, die besserer Sache würdig wären. Es ist eine graue, öde, unbehaglich stockfinstere Gesellschaft. Und weil sie so stockfinster von Beginn an ist, giebt's gar keinen Ausweg, sie bei wachsender Schwulität des Daseins noch düsterer zu machen: da drohen gleich der Wahnsinn und das Wasser unter der Schloßbrücke. Es ist das Unheil, daß grade Mangel an Beobachtung den Humor verdirbt. Wie reich ist Arne Garborg an humoristischen Zügen, die man Zeit seines Lebens behält! Und welche Fülle steht in Hauptmann's Dramen, die doch ernst genug im Grundton sind! Von den Frauenrollen sind Holländer die ganz leichten, schon oft in der Litteratur vorhandenen nicht übel geglückt, wie die leichte Theaterliebe des Höffe, deren nächtlichen Reizen ein für den Zusammenhang der Geschichte nicht grade nötiges erotisches Kapitel gewidmet ist (so was ließe sich auf weniger pedantisch machen, obwohl mancher kleine Zug getroffen ist!) Die tugendsame Lene dagegen ist ganz Romanstil. Das haben nun auch wieder Zola und Garborg bis jetzt im Roman einzig verstanden, wie ein armes Mädchen aus dem Volk durch einen Wust von Schuld und Sünde in die Größe hinaufwächst. In den Schlußkapiteln entbehrt die Lene der Glorie solcher Größe nicht. Aber sie kommt dahin durch die Perlenreinheit in der ätzendsten Säure, die es seits Alters bloß für den Träumer, nicht aber für den Beobachter giebt.

Auf die Momente aus dem direkten sozialdemokratischen Parteileben, die das Buch verhältnismäßig sparsam enthält, kann ich hier nicht einzeln eingehen. Manches ist sehr drollig, wie das viele Lesen im Marx gleich zu Anfang. Mehreres ist auch ziemlich grob unrichtig, doch giebt es bei einem jungen Dichter gerade für diese Schnitzer mancherlei Erklärung. Es wird so viel Unsinn in Zeitungen und Broschüren verbreitet, daß der Anfänger fast notwendig falsche Bilder bekommen muß. Und in die Kreise, wo man wirklich lernen kann, dringt man nicht so leicht ein, wenn's auch die meisten von unsern jungen Poeten selbst kühn von sich zu behaupten pflegen. Das Wort klang wohl unlängst von einer „Studentenopposition“ innerhalb der Partei und Ähnlichem. Aber in Wahrheit sieht's damit doch nicht so bequem aus. Und den wirklichen Prozeß des allmälichen Hinüberwanderns eines modernen Studenten in's aktive sozialdemokratische Parteilager hat noch keiner dieser „sozialen Romane“ auch nur andeutungsweise richtig geschildert.

W. Bölsche.



Theater.

Lessing-Theater: Gleiches Recht. Schauspiel in vier Akten von Reinhold Grelling.

Vor zehn Jahren, als wir noch im Epigonentum der Klassiker steckten, hörte ein aufmerksamer Zuschauer seine Nachbarin im Theater einmal sagen, wie der Vorhang in die Höhe ging und ein griechischer Tempelbau sich herrlich offenbarte: Ach, ein Stück mit Säulen! Der nervöse Angstruf, der eine ganze Aesthetik über den Haufen wirft, wird heute nicht mehr vernommen: die neueren Stücke mit den alten Säulen sind wir los, für mehr als ein Jahrzehnt. Den Bösen sind wir los, die Bösen sind geblieben: jene kunstverlassenen Frevler bleiben, die einer Mode unterthan, Puppen für Menschen verkaufen, Leitartikel für dramatischen Dialog. Ob im Drama ein armer Oberlehrer auf die Antike mit Sehnsucht und schönen Redensarten zurückblickt, oder ob uns ein strebender Politiker, mit der ganzen Phraseologie des Wahlredners ohne Wahl überschüttet, ist im Grunde eins und dasselbe: denn nicht Gestalten geben uns beide, das echte Ausdrucksmittel des Dramatikers, sondern Empfindungen und Anschauungen wie die Ueberlieferung sie parat gemacht hat: statt zu formen, denken sie; was sie aber denken — sind Gedanken anderer. Wie viele dieser sozialen Schauspiele haben wir nun über uns ergehen lassen müssen, die letzte Zeit her? Kaum daß der Vorhang aufgerollt, wird die soziale Frage auch zu lösen begonnen; und ich sehe schon im Geist die Zeit, wo meine naive Nachbarin rufen wird, gleich im Beginn: Ach, ein Stück mit Striken!

Den künstlerischen Wert des jüngsten Schauspiels giebt die Mehrzahl der kritischen Beurteiler preis, und ich finde also gethane Arbeit, wenngleich mir diese klägliche Hilflosigkeit eines Dilettanten, diese völlige Unfähigkeit einen Stoff fruchtbar zu machen, ihn zu organisieren und dramatisch zu entwickeln, noch nicht genügend betont erscheint. Aber überall, im Publikum wie in der Kritik, finde ich mit einer heiligen Scheu die Sach- und Fachkenntnis des Herrn Dichters anerkannt, man glaubt, daß er unser soziales Leben, wenn nicht in seinen psychologischen Zusammenhängen, so doch in seinem äußeren Erscheinen, treffend schildere und erteilt ihm den Ehrennamen eines Realisten — und dagegen muß ich nun doch ergebenst protestieren.

Wenige Beispiele genügen, um ihm ins Gesicht zu leuchten, diesem Realisten. Herr Grelling zeichnet eine Arbeiterversammlung ab und schildert zwei Führer verschiedener Art: der eine, Herr Fels, ein Mann mit guten Manieren und dem bekannten warmen Herzen, der andere, Talke zubenannt, ein hirnloser Geselle, der von Aufruhr predigt und (Tölke wird's Herrn Grelling verzeihen) Goethe's Faust citiert: „Der Worte sind genug gewechselt, laßt mich auch endlich Thaten sehen.“ Dem einen gehört die ganze Grelling'sche Liebe, dem andern sein ganzer Fortschrittshaß; und mit einer Tiefe der Einsicht in die soziale Bewegung, wie sie etwa das Berliner Tageblatt besitzt, sieht er in diesen beiden Gestalten, in dem liberalen Phraseur und dem Brandredner, die Gegensätze sich verkörpern, die um den Arbeiter streiten: Ahriman und Ormuzd, Talke und der Fels des Bourgeoistums. Wie es mit den Reformideen dieses steht, zeigt sein geistreiches Bild (er laboriert an Bildern, der Mann): der Fabrikunternehmer sei der Rock, der den Arbeiter warm hält; man läßt ihn wohl mal ändern, doch kein Vernünftiger wird ihn abthun, und in Hemdsärmeln einhergehen. Und das ist der „Präsident des deutschen Arbeiterbundes“, eine Art von Lassalle, wie die Zeitungen denken, der mit so verhärtetem Kapitalistengemüt, ohne eine blasse Ahnung von der Vergesellschaftung der Arbeitsmittel, die Strikenden „führen“ soll — nach dem Realisten Grelling.

Aber der Lassalle hat auch seine Racowitza. Sie gleicht dem Urbild, wie Herr Grelling einem Dichter: sie trieft von Tugend und schwärmt für Kindergärten. Was wäre auch natürlicher, bei der Tochter eines reichen Majors und Bergwerksbesitzers von der Kreuzzeitungspartei? Womit sollte sich Julie Baronesse von Hellborn in ihren Mußestunden, das heißt also den ganzen Tag, noch anders beschäftigen, als mit sozialpolitischen Broschüren, Krankenvereinen und der leidenden Menschheit im Allgemeinen? Unsere Baronessen sind nun einmal so und wenn so einfache Dinge überhaupt einer Erklärung bedürften, so liefert sie der Psychologe Reinhold Grelling in der tiefinnigen Betrachtung: „daß eben wahre

Herzensgüte jedem Zwange der Erziehung trotzt". Eine „Ueberwindung des Milieus", wie sie selbst Herr Kurt Grottewitz nicht schneidiger wünschen könnte. Und wer so hoffnungslos fern von jedem innern Gesetz des Realismus ist, wird von den Gründlingen und Grottewitzen im Parterre für einen Realisten erklärt. Wenn eine Schutzmannsuniform und aufgefangene schnoddrige Redensarten, von vorne nicken und hinten picken, das Wesentliche an der „neuen Richtung" wären, dann hätten schon der selige Kalisch und O. F. Berg den Naturalismus entdeckt gehabt; aber zwischen moderner Kunst und Effekten im Stile der „Mottenburger" lassen sich vielleicht doch noch einige Unterschiede wahrnehmen, selbst mit den unbewaffneten Augen der Reporter, und mein prophetisches Gemüt sagt voraus, daß in der Entwicklungsgeschichte des modernen Realismus die Namen Grelling und Talke nicht fortleben werden.

Die Aufführung, die Herr Anno prompt vorbereitet hatte, bot manches Interessante, und auch hier konnte man den Gegensatz von echtem und falschen Realismus erkennen: ein treues, schlichtes Bild der Wirklichkeit gab Herr Höcker als Vorarbeiter Klaus, jeder Zug wahr und jeder diskret; ein Virtuosenstückchen von Unnatur und komödiantischen Druckfern gab Herr Klein in der sentimal verzerrten Figur des „guten, alten" Arbeiters, jeder Zug berechnet und jeder dick aufgetragen: alles Fettschminke und nichts lebendig. Eine Gruppe Familie Pelzing, Mutter, Sohn und Tochter wurde von Frau von Pöllnitz, Frl. Petri und Herrn Schönfeld wirksam gestellt; die Baronesse mit dem Kindergarten und den roten Broschüren machte Frl. Sauer durch leere Schulroutine noch fader: nein, mein Fräulein, mit einem steoretypen Balletlächeln löst man die soziale Frage nicht, die löst man nur durch — Realismus.

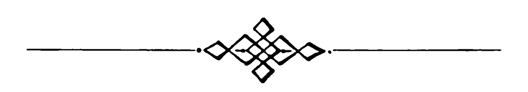
Otto Brahm.

Von neuer Kunst.

Sonnenstaub. Neue Lieder von Maurice Reinhold v. Stern. (Leipzig. Verlag von Wilhelm Friedrich). In dem Titel „Sonnenstaub" liegt bereits die beste und glücklichste Charakteristik des neuesten Bändchens Maurice Stern'scher Lyrik. Ich wüßte wenigstens kaum eine Bezeichnung, die für die feine, glitzernde, im hellsten Sonnenschein der Seele empfangene, in der Wiedergabe von lieblichen Naturbildern besonders glückliche Sommer-Lyrik passender gewählt werden könnte, als der Titel der Sammlung. Ueber dieser Lyrik schwebt ein so milder, sanfter und abgeklärter Geist, wie über sonst Niemandes Werken von den Modernen. Die Lieder erinnern mit ihrer plastischen Bildersprache, ihrer Naturfreudigkeit und ihrem heiteren Temperament oft an Gottfried Keller, der allerdings kerniger, männlicher, gedankenvoller ist, den aber Stern durch größere Zartheit und Weise übertrifft und durch die Modulationskraft im Ton. Sein Farbenreichtum ist so groß, daß er die feinsten Nuancen in der Natur mit Leichtigkeit auffängt und wiedergiebt. Gedichte wie „Erntemorgen", „Gewitterregen", „Traumfahrt", „Flucht der Nacht" u. a. sind durch ihre wunderbare Naturbelebung geradezu Musterstücke dieser Gattung. Leicht und gewandt, wie ein anmutiges Spiel, schweben die Bilder vor der Seele auf, um eben so leicht, wie luftige Träume, wieder zu verschwinden.

Bei aller Weichheit und Marklosigkeit dieser Lieder, kann man ihnen doch nicht Zerflossenheit oder Verschwommenheit zum Vorwurf machen. Jede Zeile ist, wie man sieht, von der klarsten Anschaulichkeit, allerdings wie in die Luft hineingezeichnet. Unter den jüngeren deutschen Lyrikern nimmt Maurice Stern sicherlich einen der vornehmsten Plätze ein. Wenn man die fünf bis sechs besten Namen nennt, ist der seine darunter.

L. B.



An offener See.

Roman
von
August Strindberg.

Autorisierte Übersetzung von M. von Borch.

(15. Fortsetzung.)

Da keine Wahl blieb, wurde die Sache abgemacht, und das Gepäck des Assistenten hinaufgebracht.

„Aber jetzt kommt der Ernst!" fuhr der Inspektor fort, nachdem es wieder ruhig geworden. „Der Strömling ist da, und in acht Tagen beginnt der Fang. Deshalb müssen Sie sofort, am liebsten schon diese Nacht, während dieser Wind anhält, mit den Netzen hinaus und den Fang mit dem Treibnetz versuchen, den Sie kennen."

„Darf ich mit?" bat Fräulein Maria und ahmte die gnarrende Stimme eines Kindes nach.

„Gewiß darfst Du, mein Engel," entgegnete der Inspektor, „wenn Herr Blom nichts dagegen hat. Aber Sie müssen entschuldigen, daß ich Sie jetzt allein lasse, denn ich muß die ganze Nacht Rapporte schreiben. Um ein Uhr müßt Ihr draußen sein. — Ihr könnt die Kaffeekanne mitnehmen."

„O wie hübsch! wie hübsch!" jubelte das Mädchen, das um zehn Jahre jünger zu werden schien.

„Und jetzt gehe ich und lasse Boot und Netze in Ordnung bringen. Paßt auf und geht heute Abend früh schlafen, damit Ihr's nicht verschlaft."

Damit ging er, erstaunt über die unglaubliche Sicherheit, mit der er seinen Willen durchsetzte, nachdem er eine unmögliche Verteidigung aufgegeben hatte und zum Angriff übergegangen war.

Zum ersten Mal trat er bei dem feindlichen Fischer Öman ein.

Er merkte sofort, daß hier Kälte und Widerwille herrsche, aber er stellte so bestimmte Forderungen und Befehle, daß alles sich beugte. Er ließ ein paar freundliche Fragen nach den Kindern einfließen; versprach, daß bald bessere Zeiten für die Insel kommen sollten und nahm alles Risiko auf sich; er warf ein Wort von dem Handelsgeschäft hin; ermahnte die Leute, Tonnen und Salz in Bereitschaft zu halten, und wenn sie kein Geld zum Kaufen hätten, sollten sie Vorschuß bekommen. Als Aller Freund ging er wieder fort und mußte versprechen, sogleich einige starke Tropfen für den Alten zu schicken, der sich erkältet hatte.

Darauf ging er hinunter nach dem Seeschuppen und suchte Netze mit steifen Bojen und starken Leinen, wählte das beste Boot und kommandierte zwei tüchtige Burschen zur Dienstleistung.

Als er die vorbereitende Arbeit beendet hatte, läutete es unten in der Hütte der Damen zum Abendbrod.

Beim Abendessen plauderte er mit der Mutter, während die Jungen, wie er

sie jetzt schon nannte, einander mit den Augen verzehrten, sich neckten und stießen, als ob ihre Körper unwiderstehlich zu einander hingezogen würden.

„Wirst Du die Beiden so allein lassen?“ flüsterte die Mutter ihm zu, als er gute Nacht gesagt, um auf sein Zimmer zu gehen.

„Weshalb nicht? Wenn ich mich unzufrieden zeige, so werde ich lächerlich, und wenn ich mich nicht unzufrieden zeige — . . .“

„So wirst Du noch lächerlicher!“

„Also: in jedem Falle. Daher ist es gleichgiltig, wie ich mich stelle! Gute Nacht, Mutter!“

Elftes Kapitel.

Es hatte acht Tage nach dem ersten Versuch mit dem Treibnetz geregnet, und jener war ohne anderes Resultat als einer kleinen Szene zwischen den Verlobten abgelaufen. Der Inspektor, der sehr wohl wußte, daß kein Fisch zu bekommen war, als er die jungen Leute mit Absicht irreführte, war nach dem Strande hinuntergegangen, um die Heimkehrenden zu empfangen und war bei dieser Gelegenheit von seiner Braut, die durch die Nachtwache ganz verstört war, Idiot tituliert worden. Als die Bootsleute dabei verstohlen gelacht hatten, war der Assistent, der einen Sturm fürchtete, mit einem Scherz dazwischen getreten. Beim Mittagessen hatten die Glossen über die neue Art zu fischen größere Dimensionen angenommen, und der Inspektor hatte tiefe Zerknirschung geheuchelt, so daß Herr Blom es mehre Mal für seine Schuldigkeit gehalten hatte, ihn in der verletzendsten Weise in Schutz zu nehmen.

Seitdem hatte das Regenwetter die Gesellschaft im Hause gehalten; dadurch hatte sich ein äußerst intimes Zusammenleben unten in der Hütte der Damen entwickelt, wo der Assistent den Brauch eingeführt hatte, aus schwedischen Dichtern vorzulesen. Der Inspektor hatte anfangs zugehört, sich schließlich aber mit der Erklärung zurückgezogen, daß schwedische Poesie für Konfirmanden und Damen geschrieben sei; er wolle warten, bis ein Dichter käme, der für Männer schriebe. Man hatte ihn durch gemeinsame Abstimmung für unpoetisch erklärt; damit war er zufrieden, da es ihn von der Verpflichtung befreite, bei den Sitzungen anwesend zu sein.

Das Regenwetter hatte selbst die Arbeit an der Kapelle unterbrochen, und die Arbeiter saßen in den Hütten und luden auf Branntwein zu dem Kaffee ein, den sie bekommen konnten.

Der Kolporteur, der das Volk nicht draußen auf der Anhöhe versammeln konnte, ging die ersten Tage in den Küchen umher und wollte aus dem Buche vorlesen; er wurde aber mit Gleichgültigkeit aufgenommen und geriet in Zwistigkeiten mit den Arbeitern, die meistens Freidenker waren. Darauf hatte er sich in seine Kammer zurückgezogen, sich krank erklärt und vom Inspektor Chininpräparat holen lassen, da seine Flasche leer war. Plötzlich war er verschwunden, und man behauptete, er sei mit einem Dampfer nach der Hauptstadt gereist.

Jetzt war er am Abend vorher wieder nach der Insel zurückgekommen, begleitet von einer Mannsperson, die er für seinen Bruder ausgab: sie brachten eine Bootlast diverser Waaren mit — meist Bier — und stapelten sie in einem Schuppen an der See auf; in der geöffneten Thür mußte ein über zwei Tonnen gelegtes Brett als Ladentisch dienen, nachdem die Kommune die Eröffnung eines Kaufladens gestattet hatte.

Während der letzten Tage hatte sich das Fischervolk von den landwärts ge-

legenen Inseln hier angesammelt. Und nun wurden die Schuppen an der See geöffnet und ganze Familien dort einquartiert; die Hütten füllten sich mit Verwandten und Bekannten, und auf der ganzen Insel herrschte ein Leben, das scharf gegen die gewöhnliche Einsamkeit abstach.

Da die Insel mit ihrem Fischwasser einer einzelnen Person am Festlande gehörte, bezahlte jedes Boot eine gewisse Abgabe, die von einem dorthin gesandten Aufseher in Empfang genommen werden sollte. Mit diesem war der Inspektor sofort auf schlechten Fuß geraten, als er von dem Fang mit Treibnetzen sprach, der das Veröden der Fischstellen und somit auch das Aufhören des Fischgeldes zur Folge haben würde. Aber selbst diesen dem Aussehen nach ungünstigen Umstand hatte er verstanden zu seinem Vorteil auszunützen, denn der Aufseher, der sich durch den Widerstand gegen das Neue dazu treiben ließ, mittelst Branntweins Propaganda für das Alte zu machen, sollte dadurch wider Willen den dunklen Hintergrund bilden, von dem die Wirkung der Treibnetzfischerei sich um so stattlicher abheben würde. Und er war seines Sieges vollkommen sicher, nachdem er zu allen Tag- und Nachtzeiten Wasserproben genommmen hatte und mittels seines Meerglases die Tiefe untersucht hatte, um genau zu erfahren, wo der Strömling sich drängte.

All diese Details hatten indessen kein anderes Interesse für ihn, als daß sie dazu dienten, seine Energie für kommende Kämpfe zu gymnastizieren und ihm jenes Machtbewußtsein wiederzugeben, ohne welches Keiner leben kann, der ungewöhnliche Kräfte besitzt, die leicht verloren gehen, wenn sie nicht gebraucht werden.

In der Zeit, die seit der Ankunft des Assistenten verflossen, hatte die tägliche Ueberhebung Seitens der Jungen ihn so allmählich an die Rolle des Unterlegenen gewöhnt, daß er im Begriff war, sich in dieselbe einzuleben, besonders, da er selbst nicht brechen wollte, sondern es für notwendig hielt, den Bruch von ihrer Seite herauszufordern. Zwischen den beiden jungen Leuten bestand nämlich eine vollständige Sympathie in allen Punkten; er hatte mit angesehen, wie das gereifte Weib sich sofort auf demselben Niveau mit dem unreifen Manne befand, von dem alle unfertigen Gedanken, alle improvisierten Ansichten als der Gipfelpunkt der Weisheit angesehen wurden. Jeder seiner Versuche, einer Dummheit entgegen zu treten, strandete an dem Unvermögen der Beiden, die Fäden in einem Räsonnement zusammenzuhalten, da sie ausschließlich unter dem Einfluß des Triebes, sich gegenseitig zu besitzen, handelten. Einen Wettbewerb in Akrobatenkünsten oder Lobgesängen über das schwächere Geschlecht aufnehmen, das wollte er nicht, denn es lag gerade in seiner Absicht, sich ausstechen zu lassen und den gründlichen Schluß einer Verbindung herbeizuführen, die sein ganzes künftiges Dasein bedrohte. Und diese Zweiseelenschaft, in der er lebte, wenn er in den wenigen einsamen Stunden mit seiner Braut nichts als die Reflexe des Anderen entgegennehmen durfte, gleichsam seinen Athem auf ihren Lippen fühlte, seine Kindereien aus ihrem Munde wiederklingen hörte — dies alles hatte damit geendet, ihm Ekel vor einem Verhältnis einzuflößen, das an eine ménage à trois erinnerte.

Die Eingebildetheit des jungen Mannes hatte gar keine Grenzen, er war der Wahnvorstellung verfallen, daß er dem Inspektor überlegen sei, da er al pari mit Fräulein Maria stand, die ihrerseits die Illusion weckte, daß sie über dem Inspektor stehe, gleich jener sehr richtigen Formel: wenn A größer ist als B, und C ebenso groß wie A, so ist auch C größer als B, — ohne vorher zu untersuchen, ob A auch wirklich größer sei als B.

Nimmermehr hätte er geglaubt, daß er das Geheimnis der Jugend einmal so offen würde zu Tage liegen finden, wie es ihm hier auf dem Präsentierteller

entgegengebracht wurde; wie deutlich erkannte er sich selbst aus den zurückgelegten Stadien wieder.

Wie hatte er nicht vor Hunger und Brunst geweint?! Hatte Weltschmerz empfunden aus Neid gegen die Aelteren, die bereits errungen hatten, was er erstrebte, und nun dalagen und auf ihn drückten, wodurch seine Sympathie für alle Kleinen und Bedrückten geweckt worden war! Dieses Unvermögen, seine Kräfte zu beurteilen, die auf Antizipationen dessen beruhten, was man in dem langen Leben würde ausrichten können, wenn man es sich in eine einzige Handlung konzentriert dachte! All diese Sentimentalität, die einzig und allein aus unbefriedigten Trieben herrührte! Dieses Ueberschätzen der Frau, wenn die Kinderstubenerinnerungen an die Mutter noch so frisch sind! Die schlaffen Halbgedanken des noch weichen Gehirns unter dem Druck von Blutgefäßen und Testikeln!

Er kannte sogar jene Ansätze zu gutem Verstand wieder, der sich unter der Form primitiver, tierischer List und dem Scheuen der Mittel so oft für höhere Klugheit hielt, und doch nichts war, als die einfachen Versuche des Fuchses, kniffig zu sein, und daher der berühmten Weiberlist, Priesterlist und Advokatenkniffen so verblüffend ähnlich war.

Der junge Mann hatte nämlich sogar versucht, Gedankenlesungen an dem Inspektor vorzunehmen, und hatte damit verraten, daß er ihm gefährliche Geheimnisse zutraue, weil er allen anderen Menschen so unähnlich war. Aber dabei hatte er sich so klotzig benommen, daß der Inspektor alles daraus ersehen hatte, was man unten bei den Damen von ihm dachte und sprach, und anstatt auch nur eine einzige Aufklärung zu geben, hatte er den jungen Mann mit seinen Antworten derartig mystifiziert, daß dieser sich zu fragen begann, ob der Rival ein Dummkopf oder eine dämonische Natur sei. Unter dämonisch verstand er einen bewußten Menschen, der unter dem Schein der größten Naivetät mit voller Berechnung handelte, stets wach und die Schicksale der Menschen nach seinen Plänen lenkend. Und wenn der Begriff Berechnung, die doch eine Tugend war, stets eine böse Bedeutung bei den jungen Leuten hatte, die die Folgen einer Handlung nicht berechnen konnten, so nahm seine Abgunst die leidenschaftliche Lust der Untergeordneten an, herabzuziehen und in den Staub zu treten.

So standen die Sachen, als der große Tag gekommen war, an dem die ganze Existenz der Scheerenbewohner für den kommenden Winter sich entscheiden sollte.

* * *

Der Augustabend hing bettwarm über der Insel, deren sämtliche Klippen und Steine noch lau waren, als die Sonne bereits untergegangen w r, so lau, daß der Thau nicht auf sie herabfallen konnte. Das Meer breitete sich glatt und lavendelgrau aus, da draußen, wo der Vollmond sich kupferrot heraufdrängte und eben jetzt von einer Brigg verdeckt wurde, die mitten auf des Trabanten mare serenitatis zu segeln schien. Näher am Strande schienen all die ausgelegten Netzbojen in Reihen zu liegen wie Schaaren von Seevögeln, die sich auf der Dünung wiegten.

Und während die Leute den Tagesanbrnch erwarteten, um zu sehen, ob sich etwas in den Netzen gefangen habe, hatten sie sich mit Kaffetöpfen und Branntweinflaschen um brennende Feuer gelagert. Im Strandschuppen, wo der Handelsmann Bier verkaufte, hatte der Prediger einen Platz neben dem Bruder eingenommen, um ihm bei dem starken Zuspruch zur Hand zu gehen; mit einer blauen Schürze um den Leib sah man ihn Flaschen aufziehen wie ein alter, geübter Gastwirt.

Der Inspektor, der draußen war, um Stromgang, Temperatur und Baro-

meterstand zu beobachten, wanderte jetzt durch den Sandstrand, um seine Gedanken ausruhen zu lassen. Hier und da stieß er auf ein Paar, das die Einsamkeit aufgesucht hatte. Die unbegreifliche Naivetät ihres Gebahrens machte, daß er ihnen nur mit Spott und Ekel den Rücken wandte. Weiter hin nach der Landspitze zu kletterte er die Klippen hinauf, um seinen Sitzplatz aufzusuchen, wo er zu sinnen pflegte. Es war ein von den Wogen vollständig glattgeschliffener Lehnstuhl, der von der brennenden Sonne des Tages noch warm war wie ein Ofen.

Er hatte eine Weile gesessen und sich von den Seufzern der Dünung halb einschläfern lassen, als er den Sand unten am Rande der See knirschen hörte. Es raschelte in dem getrockneten Tang, und er sah den Assistenten und die Braut, einander umschlungen haltend, sachte daher wandern. Sie blieben zwischen dem ungesehenen Zuschauer und den auf dem Wasser spielenden Mondstrahlen stehen, so daß er ihre Gestalten sich scharf abzeichnen sah, als ob er sie zwischen dem Objektiv des Mikroskops und dem Brennspiegel gehabt hätte. Und er sah jetzt mit dem verschärften Blick der Antipatie ihr Raubvogelprofil sich gegen die spitzige, schmale Hirnschale ohne Stirn, gegen den großen Affenkopf des Andern neigen, für dessen ungeheure Backen nur Trompeterbläser Verwendung gehabt hätten. Er bemerkte jetzt die überflüssigen Fleischmassen in des Mannes Gestalt, deren unedle Linien mit allzu starken Hüften ebenso wie der farnesische Herkules an ein Weib erinnerten. Ein männliches Ideal aus der Halbtierzeit, wo noch die Faust dem großen Gehirn, das noch nicht fertig geworden, überlegen war.

Gekränkt, wie wenn er eine Verbindung mit einem Centauren eingegangen wäre, fühlte seine Seele sich mit einem Niedergangstypus verschwägert, — vor dem Anfang eines Verbrechens stehend, welches, wenn vollendet, seine Genealogie für alle kommenden Zeiten fälschen, ihn verleiten würde, sein einziges Leben für eines Andern Kind zu opfern, an das er seine besten Gefühle verschwenden würde, und nachdem er einmal an dasselbe festgewachsen, seine Erniedrigung wie einen Klotz am Fuß weiterschleppen würde, ohne sich befreien zu können. Die Eifersucht, „dieses schmutzige Laster,“ — was war sie anders, als die Furcht des frischen starken Geschlechtsinstinkts, gehindert zu werden, in seinem lobenswerten Egoismus das beste am Individuum fortsetzen zu können? Und wem fehlte diese gesunde Leidenschaft denn anders, als dem sterilen Familienerhalter, dem Gattin-Kuppler, dem schwachen Narren, dem Cicisbeo, dem Gynolater, der an platonische Liebe glaubte?

Er war eifersüchtig, als aber der erste Zorn über den Schimpf sich gelegt hatte, erwachte eine unbezwingliche Begierde, dieses Weib zu besitzen, ohne es zu heiraten. Der Streithandschuh war hingeworfen, die Freiheit der Wahl war proklamiert, und er spürte Lust, den Kampf aufzunehmen, den Bann zu brechen, und als Liebhaber aufzutreten, um mit errungenem Sieg ruhig in dem Bewußtsein weiter schreiten zu können, daß er nicht der von der Natur vernachlässigte sei, der sich im Liebeskampf heimlich davon gemacht hatte. Hier war ja nicht mehr die Rede von einem ehrlichen Wettkampf mit loyalen Mitteln, sondern es war ein heimliches Ringen zwischen Einbrechern. Der Geforderte hatte die einfache Waffe, den Dietrich gewählt, und der Kampf galt dem Diebstahl! Mit einem Weibe als Preis schwanden alle Bedenken. Das Tier war erwacht, und die wilden Instinkte, die sich unter dem großen Namen Liebe bargen, ras'ten wie losgelassene Naturkräfte.

Er ging unbemerkt von seiner Klippe fort und lenkte den Schritt nach Hause, um seine Schicksale zu ordnen, wie er es nannte.

Zwölftes Kapitel.

Gegen sieben Uhr am folgenden Morgen herrschte eine dumpfe Stille auf der Scheereninsel, denn der Grundfang hatte aus all den Ursachen fehlgeschlagen, die der Inspektor angegeben hatte. Niedergeschlagen saßen die Scheerenbewohner in ihren Booten und säuberten die Netze, aus denen sie dann und wann einen einsamen Strömling zupften, der an's Land geworfen wurde.

Der Verkehr vor der Handelsbude hatte mit dem sinkenden Kredit abgenommen; der Prediger hatte seine blaue Schürze abgelegt und mit dem Buche in der Hand in einer Hütte einen kleinen Kreis verzweifelter Frauen um sich versammelt. Mit einer unbegreiflichen, in seiner Klasse aber nicht ungewöhnlichen Logik sprach er davon, wie Jesu die Fünftausend mit fünf Broten und zween Fischen gespeis't hatte. Insoweit war dies hier ungefähr zu à propos, als viele Munde und wenige Fische vorhanden waren; wie diese aber so viele sättigen sollten, das konnte er nicht angeben. Es half jedoch nicht, er mußte eine Erklärung versuchen, weshalb das Wunder nicht mehr geschehen könne, und er suchte die Ursache in dem herrschenden Unglauben. Wenn sie nur Glauben hätten, wie ein Senfkorn groß, würde das Wunder sich wiederholen. Und Glauben konnte man nur durch das Gebet erringen.

Deshalb ermahnte er die Versammlung zum Gebet.

Obgleich keine von den Anwesenden an das Wunder mit den zween Fischen glaubte, von dem die Meisten nie hatten reden hören, weil sie die Geschichte nicht gelesen hatten, folgten sie dem Beispiel und wiederholten das Vaterunser, das sie einigermaßen während des Konfirmandenunterrichts erlernt hatten.

Als sie aber bis zur Hälfte gelangt waren, wurden sie plötzlich durch ein Gemurmel vom Strande her gestört. Die, welche dem Fenster am nächsten saßen, gewahrten jetzt, wie ein Fischerboot, das gerade das Raasegel strich, an die Landungsbrücke kam. Im Vorderteil stand Fräulein Maria mit fliegendem Haar unter der schottischen Mütze, und am Steuer saß der Assistent und schwenkte den Hut zum Zeichen des Erfolges. Das Boot war mit Netzen überlastet, durch deren dunkle Maschen Fisch an Fisch glitzerte.

„Kommt her, Ihr sollt Strömling haben,“ — rief das Mädchen mit der Freigebigkeit des Siegers.

„Sowie ich ihn aufgemessen habe, sollen die Leute ihn haben,“ wandte der Inspektor ein, der von seinem Fenster aus die Heimkehr des Boots beobachtet und sich daher eingefunden hatte, um das Resultat seiner Arbeiten zu sehen.

„Wozu soll das?“ wandte Fräulein Maria mit nicht geringer Überlegenheit ein.

„Wegen der Statistik, meine Gnädige,“ antwortete der Inspektor ohne ein Zeichen des Ärgers, da er wußte, daß der Erfolg des Fangs von den Aufklärungen herrührte, die er gegeben, und welche sich auf Strömung, Tiefe, Wassertemperatur und Grundverhältnisse gründeten.

„Du mit deiner Statistik!“ spottete Fräulein Maria mit dem Ausdruck der tiefsten Verachtung.

„So nimm den Fisch, aber laß mich nur nachher wissen, wieviel es gewesen,“ schloß der Inspektor den Diskurs und ging wieder auf sein Zimmer.

„Er ist neidisch auf uns,“ bemerkte Fräulein Maria zum Assistenten.

„Vielleicht eifersüchtig?“ meinte dieser.

„Das kann er gewiß garnicht werden,“ erwiderte das Mädchen halblaut, gleichsam zu sich selbst, und machte damit zugleich dem seit mehren Tagen verborgenen Ärger über die unglaubliche Gleichgültigkeit ihres Bräutigams dem Rivalen gegen=

über Luft; sie hielt dieselbe für eine verletzende Sicherheit in Bezug auf seine eigene Macht zu fesseln.

Die Gebetversammlung war aufgelöst, und das Volk von der ganzen Insel sammelte sich um das heimgekehrte Schifferboot.

„Ja, wirklich, das Fräulein ist ein ganzer Kerl!“ schmeichelte der Prediger, indem er die Gelegenheit benützte, einen kleinen Zwietrachtskeim zu säen, wie er glaubte.

„Eine Krähe, die sitzt, die fängt nichts,“ spaßte der Aufseher.

„Er meint eine, die auf dem Sofa liegt,“ flüsterte der Assistent Fräulein Maria zu.

Das Mädchen blähte sich vor Ruhm, und verteilte den Fisch mit vollen Händen an die auf der Brücke Stehenden, die nicht müde wurden, in Lobesworte und Segenswünsche über den rettenden Engel auszubrechen.

Aber es war nicht die Dankbarkeit für empfangene Wohltat, die die schönen Empfindungen hervorrief, sondern das innere Bedürfnis, sich dem Inspektor gegenüber nicht selbst Unrecht geben zu müssen, über dessen Fischerei sie gespottet hatten. Das war die Kehrseite eines Hasses gegen den wirklichen Wohlthäter, vor dem sie sich nicht in Dankbarkeit beugen wollten.

Als der Fisch aus den Netzen gepflückt und an die Ärmsten verteilt worden, zeigte es sich, daß er sich auf 10 Tonnen belief, die sofort von dem Händler gekauft und eingesalzen wurden. Das Geld wurde alsbald wieder in Kaffee, Zucker und Bier verwandelt. Denn den eigenen Winterströmling glaubte man mit Leichtigkeit aus der See holen zu können, nachdem Fräulein Maria alle Aufklärungen über die Art gegeben, wie man bei der neuen Treibnetzfischerei zu Werke gehen müsse.

* * *

Als der Inspektor auf sein Zimmer kam, fand er einen Brief, den ein heimkehrender Zollwächter mitgebracht hatte. Er enthielt eine Einladung für den Inspektor und seine Braut, den Ball der Offiziere an Bord der Korvette Loke mit ihrer Gegenwart zu beehren; diese würde am selben Tage Abends um acht Uhr unter der Insel vor Anker gehen.

Er sah sofort ein, daß der Augenblick gekommen sei, der Verbindung ein Ende zu machen; denn die Maitresse eines andern in die Gesellschaft einführen und sie als die eigene künftige Gattin vorstellen, das wollte er natürlich nicht. Deshalb zog er den Verlobungsring ab und legte ihn in einen Brief, den er Nachts zuvor an die Kammerrätin aufgesetzt, und in welchem er mit den stärksten Ausdrücken der Verzweiflung beklagte, daß seine Verbindung mit Fräulein Maria ein Ende haben müsse, weil ältere Bande, die er leichtsinnigerweise mit einem Weibe geknüpft, das ihm ein Kind geboren, jetzt zu gesetzlichen Ansprüchen geführt hätten; diese könnten ihn allerdings nicht zur Ehe mit der Klagenden führen, besäßen aber immerhin die Macht, die Vereinigung mit einer Andern zu hindern. Als Gentleman, und ohne verletzen zu wollen, erklärte er sich bereit, dem so unschuldig beleidigten und vielleicht in Bedrängnis geratenen Mädchen, sowol in Bezug auf ihre Ehrenrettung wie auf ihre Subsistenz beistehen zu wollen.

Diese Dichtung hielt er für den einzig möglichen Weg zu einem Bruche; denn er wahrte die Ehre beider Teile, zumeist die des Mädchens, und mußte unwiderstehlich wirken, ohne Hoffnung auf Widerruf, wie ein unvermeidliches Schicksal.

Nachdem er den Brief versiegelt, pfiff er seiner Ordonnanz, und übergab ihr das Schreiben mit dem Bescheid, es hinüber zur Kammerrätin zu tragen.



Darauf zündete er sich eine Cigarrette an und stellte sich an's Fenster, um zu sehen, wie der Schuß wirken würde. Im Vorbau stand die alte Frau und schüttelte eine Bettdecke aus, als der Mann kam und ihr den Brief überbrachte. Sie nahm denselben mit einiger Verwunderung entgegen, die noch zunahm, als sie mit der linken Hand das Kuvert befühlte, um zu untersuchen, was es enthielt. Darauf wandte sie sich um und ging in die Hütte.

Einen Augenblick später sah man Fräulein Maria's Figur sich hinter der Gardine im Eßzimmer hin und her bewegen. Sie schien heftig auf und ab zu gehen, zuweilen stehen zu bleiben und mit den Armen zu gestikulieren, als wolle sie sich gegen Vorwürfe verteidigen, die man ihr entgegenschleuderte.

Dies dauerte ungefähr eine Stunde, worauf sie im Vorbau erschien und einen rachsüchtigen Blick nach den Fenstern des Inspektors schleuderte. Darauf winkte sie dem Assistenten, der vom Hafen heraufkam.

Nachdem Beide in die Hütte gegangen und eine halbe Stunde unsichtbar gewesen waren, zeigten sie sich abermals und gingen in den Holzschuppen, aus dem sie einen Koffer und einen Reisesack herausbrachten.

Man hatte also einen Entschluß gefaßt und eingesehen, daß ein Verweilen auf der Insel unmöglich war.

Nach einer Weile trat der Assistent von neuem auf; dies Mal brachte er seinen eigenen Koffer heraus, den der Inspektor am Messingbeschlag wiederkannte.

Also beabsichtigte auch er zu reisen.

Bald fanden sich die Wirtsleute der Hütte mit Dienstleuten ein, und das ganze Haus schien auf den Kopf gestellt zu werden.

Gegen Mittag, nachdem der Inspektor seine Stunden mit Lesen hingebracht hatte, sah er den Assistenten und Fräulein Maria in den Vorbau hinaustreten; sie waren in lebhaftem Gespräch begriffen, das immer lebhafter und von Gesten begleitet wurde, die auf einen Wortwechsel deuteten.

Die sind weit mit einander gekommen, die Beiden, wenn sie sich schon zanken, — dachte der Inspektor.

Am Nachmittag wurden die alte Frau und der Assistent vom Lotsenboot an einen nach der Stadt gehenden Dampfer gebracht. Weshalb Fräulein Maria blieb, konnte er nicht recht fassen. Vielleicht eine Hoffnung auf Wiedervereinigung, vielleicht das Bedürfnis, ihren Trotz zu zeigen, oder vielleicht auch etwas anderes.

Sie setzte sich inzwischen an ein Fenster, so daß man sie von der Zollhütte aus sehen konnte. Und da blieb sie meistens sitzen; zuweilen trommelte sie gegen die Scheiben; zuweilen las sie in einem Buche und fuhr hin und wieder mit dem Taschentuch über das Gesicht.

Gegen sieben Uhr Abends sah man die Korvette aus der Richtung von Landsfort heranbampfen, und bald darauf ging sie zwischen Norsten und Osterskär vor Anker. Als sie den Lotsen mit der Dampfpfeife heransignalisierte, war das Mädchen aufgestanden und hinausgegangen, um zu sehen, was los sei. Und als sie nun auf der Anhöhe stand und das prächtige Fahrzeug betrachtete, das zum Fest mit Flaggen an allen Leinen und mit buntfarbigen Zelten über dem Mitteldeck geschmückt war, da konnte der Inspektor wahrnehmen, wie sie von dem verlockenden Anblick gefesselt wurde. Mit den Händen auf dem Rücken blieb sie stehen, bis der Wind die Töne eines Festmarsches nach der Insel hinüber trug; da begannen ihre Füße sich zu rühren. Langsam bog sie den schlanken Körper vorüber, als ob er von den Tönen der Musik gezogen würde, und dann, plötzlich, fiel die ganze Gestalt zusammen, die Hände bedeckten das Gesicht, und das Mädchen stürzte wieder in die Hütte, verzweifelt wie ein Kind, das um ein erhofftes Vergnügen gekommen war.

Der Inspektor kleidete sich jetzt zum Balle an; auf den schwarzen Doktorfrack an einer Kette hing er seine fünf, sechs Orden in Miniaturformat, und legte auch sein Armband um, das er seit dem Verlobungstage nicht mehr getragen hatte.

Als er mit seiner Toilette fertig war, und ihm noch eine Stunde übrig blieb, bevor das Boot ihn abholen würde, beschloß er, einen Abschiedsbesuch bei Fräulein Maria zu machen; hauptsächlich um nicht in den Verdacht der Feigheit zu kommen; aber auch, weil es ihn verlangte, seine Macht über die eigenen Gefühle zu prüfen. Als er in den Flur kam, machte er ein Geräusch, damit das Mädchen Zeit behielt, eine Pose anzunehmen, und er aus dieser Pose schließen könne, weshalb sie zurückgeblieben, und welche Absichten sie hatte.

Er trat ein, nachdem er angeklopft hatte und fand Fräulein Maria mit einer Handarbeit beschäftigt, etwas, das er sie noch nie hatte handhaben sehen. Ihr Gesicht drückte Zerknirschung, Reue, Demut aus, wie sehr es sich auch anstrengen mochte, gleichgültig vornehm auszusehen.

„Empfangen Sie, Fräulein Maria, oder soll ich gehen?“ begann der Inspektor. Und wieder spürte er diesen unerklärlichen Drang, sie über sich emporzuheben, als Weib, wenn sie mit den Attributen des Weibes auftrat und sich an ihn lehnte, wie er sonst eine unbesiegbare Lust empfand, sie niederzuschlagen, wenn sie mit männlichen Ansprüchen und Geberden kam. Und in diesem Augenblick erschien sie ihm so schön, wie er sie seit lange nicht gesehen, sodaß er seinen Empfindungen nachgab und sich ohne Widerstand offenbarte.

„Ich habe Ihnen Kummer gemacht, Fräulein Maria . . .“

Als sie den weichen Tonfall hörte, richtete sie sich sofort auf und sagte bissig: „Aber Sie waren zu feige, um mir das selbst zu sagen.“

„Rücksichtsvoll, Fräulein Maria! Es wird mir nicht so leicht wie Ihnen, Leuten in's Gesicht zu schlagen. Und Sie sehen ja, ich habe den Mut, mich zu zeigen, so wie Sie ihn haben, mich zu empfangen.“

Dies letzte war zweideutig, denn er wollte hören, ob sie an seine Beweggründe für den Bruch glaube.

„Glaubten Sie, daß ich Sie fürchtete?“ fragte sie und begann wieder zu nähen.

„Ich wußte ja nicht, wie Sie meine Erklärung aufnehmen würden, obgleich ich zu sehen glaubte, daß sie Ihnen keinen untröstlichen Schmerz verursachen könne.“

In dem Worte untröstlich lag etwas, das das Mädchen wie eine Anspielung auf den jungen Tröster zu treffen schien; keiner schien aber Lust zu haben, sich zu verraten; der Eine fürchtete, Eifersucht zu zeigen, die Andere war ängstlich zu hören, ob er etwas gesehen habe.

(Fortsetzung folgt.)



Verantwortlich für die Redaction Wilhelm Bölsche, Friedrichshagen. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler. Druck: A. Seydel & Cie. Beide in Berlin.





Blaubart als Erzieher.

Von **Felix Rütteler.**

Naive Vorzeitüberlieferungen erhalten im Laufe der Jahrhunderte außer der Patina der Ehrwürdigkeit noch eine ganz merkwürdige Färbung von ausbündigster Ironie. Man denke nur an die Deukalionsage mit ihrer uralten Symbolisierung der Wilhelm Buschischen Weisheit: „Vater werden ist nicht schwer; Vater sein dagegen sehr.“ Zugegeben, daß wir diese Ironie erst in die alten Mären hineinsehen; die Thatsache bleibt dann doch nur ein Beleg dafür, daß alle Werte menschlicher Erkenntnis fließen, vom Ehrwürdigen zum Notwendigen, zum Ueberflüssigen und bis zum Lächerlichen.

So ist auch die mosaische Sage vom Sündenfall zu einer tiefsinnigen Ironie geworden — autokratische Bevormundung, Sittlichkeitsexperimente und die Blöße menschlicher Erkenntnis gleicherweise beleuchtend. Eine Vergröberung eines Teiles dieser Sage behandelt die alte Blaubartsage. Das Ergötzlichste ist aber hier, daß der ritterlich unwiderstehliche Autokrat mit verblüffendster Seelenkenntnis eine Prüfung erfand, bei der weibliche Neugier unterliegen mußte, die also für seine Mordlustmonomanie mit Sicherheit Opfer unter legalem Vorwande liefern mußte, und daß der edle Ritter mit cynischer Offenheit der seinem „Gesetz“ Verfallenen vorher die ganze Blutigkeit seines Systems zu schauen gab. So vermochte er seine Schurkerei durch ein davorgesetztes Gebot scheinbar in ein Verbrechen eines Anderen umzuwandeln, zu dessen Bestrafung er mit Lust auf dem alten Blutwege fortzuwandeln vermochte.

Ritter Blaubart ist selig entschlafen; — niemand zweifelt, daß er nicht neben Alexander, Caesar, Karl und Friedrich im Paradiese sitzt, denn das Zeug zu einem Uebermenschen hatte er mindestens so sehr wie jene. Seine Methode aber blieb ein nützliches menschliches Erbe. Nur berührt es noch peinlich, wenn auf den alten Herrn Bezug genommen wird, da bei ihm leider die faule Märchenmoral einen weltgeschichtlich richtigen Abgang von der Lebensbühne durchquert hat. Im Ausgange hat er doch noch 'mal Pech gehabt, und deshalb hat man ihm keine Denkmäler gesetzt, sondern ihn fallen lassen; verschämt nur folgt man seiner Methode. Aber die Gesellschaft, die sich doch mit Vorliebe christlich nennt, nach einem Uebermenschen, dem doch auch der äußere Erfolg nicht treu geblieben, sollte doch kein Bedenken tragen, auch Ritter Blaubart unter die Wohlthäter und Ideenbefruchter aufzunehmen. Ja, es ist jetzt durchaus an der Zeit, in der Mode der Erziehungsbücher dem orphischen Rembrandt auch den „Blaubart als Erzieher“ folgen zu lassen.

Ihn müßte „ein Preuße“ schreiben, damit die straffe Zucht gegenüber dem verbreienden Rembrandt sogleich in den Vordergrund tritt. Die Nützlichkeit eines solchen Vademecums für Volksbeglücker muß jedem einleuchten, der da weiß, daß die Menschheit in alle Ewigkeit von oben herab regiert werden muß. Wir erhielten so statt unseres nebelhaften Constitutionalismus doch wenigstens eine folgerichtige Autokratie, wie sie Väterchen Zar soeben von seinen ganz aus Versehen zum Republikanismus gekommenen französischen Freunden bewundern läßt.

Als wesentlichstes Inventarstück müßte natürlich das verbotene Zimmer angepriesen werden: „Ueberall hinein, nur dort nicht.“ — Warum? — „Nun eben weil ich nicht will. Du *sollst* halt nicht. Ich will daran Deinen Gehorsam prüfen.“

In sogenannten aufgeklärten Zeiten kann dann sogar für den Inhalt des Zimmers eine Erleichterung eintreten. Es braucht gar nicht immer die Blutarbeit des Autokraten darin aufgebahrt zu liegen. Irgend ein Fetisch thut denselben Dienst. Das Geheimnis um ihn herum ist die Hauptsache.

Wenn man auch zu einem „Blaubart als Erzieher“ nicht das nötige Zeug hat, so mag doch wenigstens ein Hinweis auf den Wert des *Geheimen* der Welt, die alles Gute so gedankenlos genießt, zu Nutz und Frommen sein. —

In Furcht und Zagen verkroch sich die Kreatur, seit sie die ersten Ahnungen von Ursache und Wirkung im wachsenden Gehirn empfand, vor den unbegreiflichen Naturgewalten. Die Ausbreitung der Machtfülle des eigenen Ichs, eines Kraftzentrums, das lange vor allem Verstande schon in der Monere diesem Instinkte wie einem urersten Naturgesetze folgte, stieß hier an das mächtigere Fremde und fühlte die Wirkung als Schmerz, als Feindseliges, als Grausen, vor allem aber als Mächtigeres. Im Ausbreitungstrieb des Ichs mußte es liegen, dieses Mächtigere durch Erkennen sich vertraut zu machen, zu unterjochen. Alle Mythologie ist voll von diesem Kampfe — alle Menschenthätigkeit ist nichts als dieser Kampf. Aber das Gewaltige, das Geheimnisvolle ist doch noch geblieben, und es wirkt noch mit seiner alten Macht — wenigstens dort, wo eine Einordnung des Ichs in das Naturganze, begreifend, erhebungsvoll und verzichtend zugleich, noch nicht stattgefunden hat.

Früh aber lernte man wenigstens, Wirkungen, die man so am eigenen Fleisch empfunden, im eigenen Vorteil zu verwerten. Das Schamanentum bezeichnet den ersten Schritt hierzu, eine herrlich einfache Zeit für die Klügeren, die in der Icherweiterung wenigstens auf ihre lieben Nebenmenschen übergriffen. Der ganze Herrschapparat war *nur* Aberglauben, Wirkung des Geheimnisvollen ohne jede Regung götzenstürzender Kritik, und die Maschine ging in der einfachsten Form am vorzüglichsten. Man fühlt das dunkel und möchte deshalb jene gesegnetste Kindheitszeit der Menschheit wieder heraufführen. In jeder naiven Hauserziehung eines modernen Erdenbürgers wird derselbe Versuch gemacht.

Meist nimmt er die Form des „schwarzen Mannes“ an; aber die Form ist Nebensache, das Ziel ist allemal, durch Vorstellung eines Unbegreiflichen, Ungeheuerlichen Furcht zu erwecken — besser noch den Willen lahmzulegen. Denn das Schreckliche lähmt, es hypnotisiert, und der Hypnotisierte folgt fremdem Willen. Weit eher als die Wissenschaft begann, sich mit den Erscheinungen der aufgehobenen Willenskraft zu beschäftigen, hat die Praxis der Mächtigeren gewußt, daß man die besten Wirkungen auf diesem Gebiete nur durch früh einsetzende Uebung erzeugen kann. Ein Kind, dem das Geheimnisvolle, Ungewohnte nicht mit einem *Schreck* entgegentritt, gewöhnt sich nur gar zu leicht an, jede Lebenserscheinung harmlos vom Standpunkte eines leider ganz respektslosen Ichs zu betrachten. Es ist z. B. sehr zu be-

klagen, daß Excellenz von Goethe eine solche Freischwimmererziehung genossen hatte; ohne die Keckheiten seiner Jugend hätte uns der Erziehungsroman seines Greisenalters nicht die stark verschwommenen „Ehrfurchten“ als wesentlichste Jugendkost angepriesen; er hätte uns frischweg die „Furchten“ als notwendig hergestellt, um die Hypnose vor der Autorität zu erzeugen. So haben wir von Deutschlands größtem Dichter nur die abstrusen „Wanderjahre“, nicht einen, Machiavell überflügelnden „Blaubart als Erzieher“ erhalten.

Die Rechnung ist aber eine so einfache, daß das System diesmal sich wirklich nicht erst auf eine Autorität zu stützen braucht. Man versuche einem Kinde klarzumachen, wie trotz dem „Du sollst nicht töten“ aller christlichen Staaten die zeitweise gegenseitige Abschlachtung eine sittliche Notwendigkeit ist, und man hypnotisiere es andererseits durch bunte Uniformen, Regimentsmusik, Volksjubel, Ehrenpforten u. dgl. — —: wo der künftige Reserveleutnant erzeugt wird, kann nicht zweifelhaft sein. Dabei ist hier nur ästhetische, nicht einmal die, ich möchte sagen panische Hypnose angewandt worden. Mit letzterer kann man Wirkungen erzielen, die einem das Herz im Leibe lachen machen. Ein Weib auf dem Straßendamme, das sich beim plötzlichen Anruf eines Kutschers dicht vor dessen Gäulen sieht und in stierem Schreck auf die Gefahr noch zuläuft, kann etwa als Musterexemplar der Autoritätserziehung gelten. Die Heranbildung eines solchen Juwels läßt sich nicht allzuschwer rückwärts verfolgen. Der Wille war, Gottlob, schon nicht sehr stark vererbt; die Eltern waren bereits durch entsprechende Civilisation „kleingekriegt“; auf jedes unverständige kindliche Brüllen, die Kundgebung erster Willensäußerungen, folgten die Prügel, jene furchtbare erste geheimnisvolle Naturkraft, die dem armen Menschenkinde die Autorität einremst. Dem weiteren höchst teuflischen Triebe der Menschennatur, dem ewigen naseweisen Warum?-fragen des Kindes, wurde mit dem „Das müssen Kinder noch nicht wissen“ ein Damm entgegengesetzt. Ein verderbliches Unabhängigkeitsgefühl wurde dadurch in Schlummer gelassen, daß man das Würmlein stets an der Hand führte und wenn es ja einmal in eine dunkle Ecke kriechen wollte, mit einem „Da sitzt der schwarze Mann!“ zurückschreckte. Dann kamen die erhabenen Übungen im Auffassen der Anstandsbegriffe, der angelernte Schreck vor dem Sichbloßstellen durch Wesensäußerungen, die natürlich aber doch außerhalb der gesellschaftlichen Convention stehen — dieser Convention, die eines der vorzüglichsten Blaubartgeheimzimmer ist. Endlich in der Schule die Furcht vor einem Gott, „der da dräuet zu strafen“ — der christliche Gottvater in seiner unendlichen Güte ist immer weniger zu betonen, als der alttestamentarische Autokratissimus — und die Schrecken der Hölle mit ihrer unbegreiflichen Ewigkeit von Qualen. — Für solche Naturen ist alle Religion nur Schamanentum, und es ist denn auch allerdings ein kaum verzeihlicher Irrtum des Autokratismus, sich die Bundesgenossenschaft des Geheimnisvollen in der Religion in einer immerhin so gemüt- und vernunftreichen Form, wie sie im Christentum zu Tage tritt, statt im Fetischismus zum Hülfsprofoß gemacht zu haben.

Nur ein Unglück ist bei dem ganzen System: Seine Bekanntschaft und Benutzung bleibt doch nicht lediglich durch Inzucht bei einer Familie; der nicht totzubekommende Herrschteufel im Menschen drängt auch die Beherrschten, noch wieder irgendwo Herrscher zu spielen — gerade wegen des Beherrschtseins vielleicht. So giebt es denn statt eines weltbeherrschenden großen Medizinmannes, wie etwa Napoleon einer war, noch eine Reihe von Unterschamanen, die wenigstens die niederen Hypnosegrade bei Kleineren herzustellen wissen und die diese Grade selbst zu überwinden vermögen. In Anerkennung dieses Verdienstes gliedert sie sich der Medizinmann höchst bezeichnenderweise als Geheimräte an, der Werthschätzung des Geheimen so

naivsten Ausdruck gebend. Je mehr Geheimnisse — und wären sie freimaurerische oder kabbalistischer Hocuspocus, desto wichtiger das Ichbewußtsein.

Deshalb wird zunächst der Weg zum „wirklichen Geheimen" — denn die anderen Glieder unserer Augurenschaft der Hypnose sind eben für die Obenanmarschierenden nur belächelt geduldete Hilfsfetische — mit Fußangeln und Menschenfallen, im Fachjargon „Examina" genannt, verlegt. Jedes Examen öffnet die Thür zum Blaubartzimmer etwas weiter und der Sieger hat das Recht, den Nachschiebenden die Thür grade so weit gegen den Kopf zu schlagen, als er sie zu öffnen vermag, was er mit um so größerem Eifer thut, je mehr er dahinter gesehen hat und je mehr er daher weiß, daß der Einblick Unberufener eine Revolution des Bestehenden, d. h. eine Erschütterung der Generalhypnose zur Folge haben würde.

Leider aber ist der Blutgeruch aus dem Blaubartzimmer doch allmählich so weit über die Erde gezogen, daß es nicht mehr wenig Außenstehende sind, die ihn wittern. Ja es ist eine Schaar aufgetreten, die, ohne große Medizin zu besitzen, die Welt auf der Grundlage unhypnotisierter Vernunft meint zu besseren Zuständen führen zu können.

Damit ist aber eigentlich das ganze System über den Haufen geworfen; wenn der Respekt vor dem Geheimnisvollen, die durch nichts und wieder nichts logisch begründete Ehrfurcht vor dem Geheimen nicht mehr den Willen aller lahmlegt — ja, dann bleibt wirklich nichts anderes mehr übrig, als den alten Apparat an irgend ein Panoptikum oder Provinzialmuseum loszuschlagen und es einmal ohne Geheimthuerei auf der Grundlage des Vertrauens, der Wahrhaftigkeit und der Logik zu versuchen. Die Hypnose ist ja viel, viel besser, einfacher und einträglicher für die Schamanen — aber die nichtsnutzige Maschinerie geht doch leider nicht mehr! Und darum muß das Schreckliche geschehen. Statt der blinden Ehrfurcht muß die unterscheidende Sittlichkeit die Welt leiten; der „schwarze Mann", ob er nun Schornsteinfeger oder Demokrat oder der Gottseibeiuns selbst sei, muß an den Nagel gehängt werden zu der Rute, die uns trotz alles paulinischen Christentums den „knechtlichen Geist" einremsen wollte. Stark werden für die Wahrheit, stark werden in der Wahrheit und stark werden durch die Wahrheit kann allein noch die Wirkungen der Hypnose ersetzen — für den Einzelnen wie für die Gesamtheit.

Eine Erziehung zur Freiheit, nicht zur Knechtschaffenheit, zum Handeln, nicht zum hammelfolgsamen Hindämmern hat einzusetzen. Zu Hause muß der schwarze Mann fallen, dem Warum? des Kindes ein Weil in alle Konsequenzen folgen, soweit es kindliche Auffassung verträgt; darüber hinaus kein „Du mußt nicht", sondern ein „Du kannst noch nicht, aber strebe". Die dunklen Ecken müssen erforscht, nicht gemieden werden. Und in der Schule nicht das Hauptrüstzeug des alten autoritären Schulmeisters, die Grammatik mit ihrem, für das Kind ganz ursachlosen abstrakten Gesetz, nicht die Sündenfurcht, nicht die flaue „Artigkeit", die dem bequemen Schultyrannen nur das Überschäumen der jungen Lebenskraft vom laschen Nervensystem fernhalten soll, sondern die Naturwissenschaft und deren Anwendung, die volle Kenntnis des wirklichen Lebens ohne Scheuwerden vor dem sogenannten „Anstößigen" — die Ehrfurcht vor dem Erkannten ist weit, weit mehr wert, als die vor dem Tabu erklärten — und ein Ausleben der Persönlichkeit.

Nicht wie der verschleierte Jehovah soll der Schulmeister sein siebenfach versiegeltes Censurenbuch erst in feierlicher Sitzung den geängsteten Würmern unter allerlei Brimborium verlesen; jeden Augenblick muß das Kind wissen, welche Censur es verdient, damit das unschuldige Gerechtigkeitsgefühl durch stete Controle gestärkt, nicht durch Unterkriechen unter eine blindwaltende Allmacht verstümmelt wird.

Und die Disciplin, die Disciplin? — Ja, meine Herren, die — geht zum

Teufel! Allerdings, da ist gar kein Halten! Disciplin in Ihrem Sinne. Sie haben sich bisher aber das Leben auch ganz unverschämt leicht gemacht, mit usurpirter Macht, statt mit der Macht der Natur und Vernunft geherrscht. So lange die Menschheit nur Maschine in Ihren Händen war, konnten Sie freilich die Räder und Rädchen an Ort und Stelle setzen und die Zahnzahl zurechtstutzen. Ist denn aber Ihr Staat gar nichts anderes als die Maschinerie einer Armee? — Nun, dann ist Ihr Staat eben im Verenden; sorgen Sie für militärische Ehren beim Leichenbegängnis. Andere wird er schwerlich erhalten! Wir wollen mit unserer Vernunft als dem empfangenen Pfunde wirtschaften; wir haben wie die Corinther „keinen knechtlichen Geist empfangen, daß wir uns abermal fürchten müßten", und unsere Ehrfurcht hört da auf, wo unser Verstand aufhört. Nicht als Zahl, nicht als „moles" kann der Einzelne für die Gesamtheit von Wert sein, nur als ein selbstbewußtes Kraftzentrum. Anrüchig ist die Einrichtung von vorn herein, die einer Prüfung durch die Vernunft aus dem Wege geht. Mag Euch doch das Leben schwerer werden: es wird doch ein edleres Leben werden, wenn der am Gesamtwohle Thätige nicht mehr blindes Maschinenrad, sondern urteilender Mensch ist, wenn wir alle Beamte, öffentliche Räte des Gesamtwohles, nicht Geheimräte sind, die ihren Untergebenen verbieten, über die Angelegenheiten ihres „Ressorts" zu sprechen oder gar ein öffentliches Urteil zu fällen. Ist es nicht gerade auf diesem Gebiete noch ganz so, als ob der Beamtenheerbann ein wirklich von Blutthaten schwimmendes Blaubartzimmer vor profanen Blicken zu schützen hätte? Habt Ihr ehrliche Hände: warum öffnet Ihr sie nicht? Mag doch jeder Eure Schwielen sehen! Vielleicht findet sich doch irgendwo einer, der geschicktere Handgriffe angiebt, die Euch die Schwielen ersparen! „Geschimpft", wie ihr meint, wird doch — gebt wenigstens die vollständigen Unterlagen dazu und preist uns Aufgewachten nicht mehr die große Medizin der Hypnose an! Jetzt will überall die Vernunft wach werden. Unconsequente Thoren: warum habt Ihr das allgemeine Stimmrecht gegeben! Jetzt gilt's nur: entweder Kanonen aufgefahren gegen alle Wachgewordenen oder — fort alles Geheime!

Hochlandsbriefe aus dem Norden.

I.

Am Einund-Fjeld*), Ende Juli.

Ich habe ein Stück Erde entdeckt, wo man Mensch sein kann, ja vielleicht es sein muß. Mensch und nicht Staats- oder Gesellschaftstier, nicht Glied oder Nummer, nicht Sklav der Verhältnisse und Meinungen, — nur Mensch. Ein Stück Erde, das Einsamkeit ausströmt, wie eine Steppe Sibiriens. Und doch keine Oede ist. Sondern eine berückende Verbindung von starrem Urgebirg und sprudelndem Gewässer, von dunklen Wäldern und lichten Wiesen, von Trotz und Milde. Ein Hochland, mehr als 2000 Fuß über dem Meere gelegen, von Alpenweiden durchrankt und rings von Höhenzügen eingerahmt. Ja, nur ein Rahmen sind diese Berge, nicht eine steile Mauer; langsam und allmählig steigen sie an und runden nach oben sich ab, wie versteinerte Wellen. Hier und da geben sie den Durchblick frei auf einen zweiten und dritten Kreis höherer, von ewigem Eisschnee glitzernder

*) Im östl. Norwegen.

Gebirgskuppen. So sperren sie das Thal nicht ab, sondern laden zum Aufstieg ein und lassen eine Unendlichkeit von Urweltskraft und Größe ahnen. Ein unermeßlicher Steinocean, dies Nordland. Ein Hochland und ein hohes Land, das hohe Gedanken weckt und hohe Empfindungen. Und in seine Einsamkeit keine Kleinlichkeit, die Menschenaberwitz gezeugt, hineinläßt. Wer nur zu leben weiß nach Satzung und Vorschrift, in behaglicher Alltäglichkeit und in dem Wunsch- und Sorgengetriebe geselliger Niederung, der wird hier matt werden, wie eine Krähe, die aufs weite Meer verschlagen ist. Der Andere aber trinkt neues, zeugendes Leben.

* * *

So groß, so tief, so überwältigend ist diese Einsamkeit, daß sie fast körperlich wirkt. Es ist, als ob eine Gestalt neben uns ruhte, neben uns, über uns, ringsum uns, in deren Augen man blickt, und aus ihrem Banne nicht loskommen kann, bis man wie hypnotisirt in Schlaf und Traum versinkt. So grün und starr und unergründlich sind diese Augen. Und mit weichem Flügelschlage hält die Wunderbare alles fern, was menschlich heißt und mit menschlicher Unruh in die Feierstille plumpsen könnte. Nur dem Vogel erlaubt sie dann und wann, sein klagendes Lied anzustimmen. Und von dem fernen Wasserfall schwillt verhallendes Orgelspiel durch die Wipfel der Föhren herüber. Wie ein Nebel zerfällt, verschwebt, zerrinnt allmählig das Ich. Die Natur saugt und trinkt es auf. Das Bewußtsein ist endlich nur noch ein fliegender, irrender Faden, der sich an diesen und jenen Zweig der Wirklichkeit hängt, aber nirgendwo mehr haftet und von jedem Lüftchen entführt wird. Und doch trägt dieses müde Verdämmern, dies gelassene Sterben so viel Keime des Lichts, des Lebens, so viel sprengende Kraft in seinem Schoß. Wenn die Seele erwacht, hat sie in jenen Tiefen geruht, in denen das Urschaffen gährt und nach Gestaltung ringt. Von neuem hat sie an der Mutterbrust der Unzeitlichkeit gelegen. Und sie ist durch ein Feuerbad gegangen, das alles Tote und Schwärenhafte, was in dem trüben Gewoge der Zeitlichkeit, der Individuation ihr angepflogen und angekrustet ist, hinweggeschmolzen hat. Ein neuer Mensch ist geboren, der nichts mehr an sich hat von den Schlacken der Geschichte, der Erziehung, der Alltäglichkeit, der über Furcht und Sorge steht, über Verbitterung und Lüge, und der nun sich ausbilden kann aus sich selbst, aus dem eigensten Wesen heraus und nur aus ihm. Und wenn die Flut wieder über ihm zusammenschlägt, — die eine reine Stunde ist doch sein gewesen, einmal hat er doch gelebt, und ganz wird ihn der Tod nicht wieder umschatten.

* * *

Die Menschen dieser Gegend, wo Nachbar und Nachbar eine Meile trennt, sind von der Macht der Einsamkeit nicht unberührt geblieben. Sie sind gezwungen, innerlich zu leben und jede Anregung in sich selbst zu suchen. Wer das nicht kann, vertiert; keine Kneipe züchtet Geselligkeit, und der lange Winter, dessen Nächte um 3 Uhr Nachmittags beginnen, tötet jedes Verkehrsgelüst im Keime. Und so steht jeder auf sich allein Jeder ist sein eigener Schuster, Schneider, Tischler, Schmied und jeder auch sein eigener Freund, Lehrer, Seel- und Geistessorger. Und der Bauer hier läßt seinen Geist nicht darben. So leicht ist ihm kein Gedanke unfaßbar, keine Idee zu kühn; die Furcht, modern zu sein, hat noch kein biederer Bourgeois auf diese Höhen verschleppt. Erst jüngst am Sonntag traf ich Einen in Garborgs Büchlein von der „Freien Scheidung“ vertieft; das war sein Sonntagsevangelium.

Das Geschlecht der alten Birkenbeine, die einst den Priestern so manchen Nasenstüber versetzt, lebt in diesen Bauern fort. Sie sind radikal vom Stirnknochen bis zur Sohle. Wie sollt' es auch anders sein? Diesen Einsamkeitsmenschen, die, was sie sind und haben, einzig der eigenen Kraft verdanken, die auf ihrem Stück Land selbstherrlich sitzen wie Robinson auf seiner Insel, die Niemanden zu ehren, Niemanden zu fürchten brauchen, diesen Menschen begreiflich zu machen, daß Herren und Könige, Priester und Götter nötig sind, daran würde alle Professoren- und Pastorenweisheit im heiligen Byzanz scheitern. Was für eine Intelligenz in den massigen Schädeln steckt, das sieht man den gewölbten Stirnen, den stahlklaren Augen an. Nur zu hören bekannt man es nicht. Die Einsamkeit macht stumm. Sie macht aber auch gelassen. Ta' det rolig. Nimm's ruhig! Das ist hier Lösung in Glück und Leid. Nur keine Unruhe und bange Sorge, keine Hast und Ueberstürzung. Das Leben ist lang und die Welt hat Zeit. Sie dürfen das sagen, die guten Leute. Nimmt es doch auch der Tod hier ruhig. Auf einem der Höfe liegen seit Jahren zwei Alte in ihren Betten und können nicht sterben. Der Tod vergißt sie, vielleicht weil er muß. Wo soll er Menschen packen, die immerfort Höhenluft atmen, die, statt mit Fleisch, mit Milch und Grütze sich nähren und Alkohol so selten schlucken, wie ein deutscher Student Quellwasser?

* * *

Kein Wunder, daß in dieser Gegend der nördlichste Anarchist sein Wesen treibt und das nördlichste Vernunftblatt leuchtet. Ivar Mortensen heißt der Tapfre und Fedraheim sein Organ, ein Blatt, so winzig, wie es dereinst die Krippe von Bethlehem gewesen. Diesen Mann sehen, heißt an den Anarchismus glauben lernen. So licht wie sein Inneres ist sein Aeßeres. Wer in dieses freie offene Auge blickt, das von Lebenslust blitzt und von Lebensglut, von Genußfreudigkeit zeugt wie von Entsagungskraft, von Menschheitsliebe und Menschentrotz, der fühlt es wie eine Ahnung, daß der anarchistische Gedanke der Erlöser der in Dummheit, Furcht und Elend gebundenen Menschheit ist, und nicht ihr Totengräber. Es ist ein Trost, daß dieser Freimensch es fertig gebracht hat, den Abgrund zwischen Theologie und Anarchie zu überspringen. Ein Abgrund, wo eigentlich ebenes wegsames Land sein sollte. Wäre doch der Theologe, der diesen Namen verdiente, vor allem berufen, voranzugehen in dem Kampfe für die Erlösung aus der Tierheit, für die Befreiung der in jeder Seele gefesselt liegenden Gottheit, voranzugehen, wie dereinst ein Jesaias und Johannes es gethan, diese Frühboten anarchistischen Empfindens. Aber von solcher Theologie weiß am wenigsten der Theologe, wie er heut schleicht und strebt. Und wie es ein Trost ist, daß dennoch wieder einmal Einer vom Dogmenglauben zum Menschheitsglauben sich bekehrt, so ist es auch ein Glück. Als Theologe hat der wackere Ivar gelernt, das Wort zu predigen und zu künden, und von dieser Gabe macht er nun endlich Gebrauch. Immerfort auf der Wanderung trägt er bald hierhin bald dorthin die Botschaft von der Befreiung des Individuums, ein nimmermüder Missionär. Ich hoffe, es wird ihm gelingen, Jünger um sich zu schaaren und sie zu einer Freigemeinde zu vereinigen. Dieses Stück Erde hier gäbe eine prächtige Heimstatt ab. Ist es doch im Grunde schon anarchistisch „verseucht." Kein Polizist, kein Soldat, kein Orden, kein Titel tragen je Kunde hierher von einem Dinge, das da Staat heißt oder Kirche oder Herrschaft und das da draußen notwendig sein soll, die Halbtiere, die sich Menschen nennen, mit eiserner Stange auseinanderzuhalten, damit sie nicht gegenseitig sich anfallen und auffressen bis auf den Schwanz. Und trotz aller Gewaltabwesenheit leben die Sterblichen hier friedlich



nebeneinander, keiner beraubt, mordet, verlästert den andern. Es hat hier eben noch keine Kulturentwickelung, keine sittliche Weltordnung, kein Klassen- und Glaubenswahn künstlich Feindschaft gesät zwischen Samen und Samen, Blut und Blut. So wunderbar das jedem mit Unterthänigkeit gestempelten Gehirn erscheint, jedenfalls spricht es dafür, daß hier ein guter Ackerboden für Anarchie ist. Und vielleicht ist der Tag nicht allzufern, der auf diesen Boden junge Saat sprießen sieht, Saat reinen Menschentums. Dann werden hier ein oder mehrere Dutzend Menschheitsgläubige den ungläubigen Wilden, die zwischen Moskau und Rom vegetiren, durch die Tat beweisen, daß Menschen neben- und miteinander hausen, wirken und schaffen können, ohne durch die Polizei zur Ordnung angesäbelt zu werden. Daß sie streben und ringen können, ohne durch Eigennutz, Erwerbsgier, Besitzwahnsinn unter Peitsche und Sporn gehalten zu werden. Daß sie einander tragen und stützen können ohne das „Du sollst" irgend eines Moralcodex, daß sie das Göttliche in sich zu hegen und bilden vermögen ohne Himmelshoffnung und Höllenangst. Und zu alldem haben sie nichts nötig gehabt, als eine gründliche Reinigung von dem ererbten Haß, der eine Kluft gegraben hat zwischen Bruder und Bruder, von den ererbten Vorurteilen, die wie ein Alp auf Selbstbewußtsein und Thatkraft drücken, von der ererbten Ungerechtigkeit, die dem Einen Flügel leiht, durchs Leben zu gleiten, den Andren aber mit Eisenketten belastet.

* * *

Uff! uff! eine Pause! Für ein paar Fragen. Giebt es noch immer eine Reichshauptstadt — zur Pflege der heiligen Dreiheit: Bier, Skat und Theater? Ist Frankreich mittlerweile mit einem XIX. Louis beglückt und Spanien zur Republik verdammt worden? Macht man in Kairo noch immer Jagd auf Schmachtlocken umwallte Kinder Judas, und in Pfaffenheim Jagd auf morsche, erkenntnismüde Seelen? Welcher Sozialistenführer hat inzwischen das Ritterkreuz erhalten für bewiesene Falstaff-Tapferkeit und wieviel Insassen zählt gegenwärtig das Hauptirrenhaus für Fin-de-Siécl'isten? Verzeihung für diese Fragerei. Aber ich lese seit Wochen keine Zeitung mehr und weiß von nichts. Erhalte ich keine Antwort, — nun, desto besser. Es ist ein edenhaft, wonnesames Gefühl, so nichts zu riechen von dem, was da draußen schwelt und raucht. Mit milchsüßer Ueberraschung empfindet man, wie Wurscht Einem im tiefsten Herzen der Zwist der Könige, die Erfindung des neuesten Millionenmörders, die endgültige Lösung der serbischen Familienfrage ist. Das Hirn fühlt sich erleichtert gleich einer Tenne nach der Dreschzeit. Ja, Zeitungsruhe ist Sonntagsruhe für die verdroschene Zukunft. Und so wie das Sonntagsgesetz den werktagsgeplagten Bahnsklaven Frieden gebracht hat, so sollte ein Hirnruhegesetz den zeitungsgeplagten Weltkindern jährlich vier Wochen Ferien verschaffen. Vier Wochen in jedem Jahr keine Zeitung, — und eine heilige Feierstille würde durch alle Köpfe und Herzen ziehen, sie würden wieder frisch und grün und zeugungskräftig werden wie staubmüde Blumen im Gewitterregen, und sie würden vom Klatsch sich entwöhnen und den Strahlen der Sonne sich öffnen. Vier Wochen nur, und vielleicht läse Niemand je wieder einen Hof- und Paradebericht. Mit dieser Biedermannssünde habe ich freilich, ich niemals mein Unsterbliches befleckt, aber gewissenpeinigend sind doch meine Vergehen, die ich der Zeitungsleserei danke. Am wenigsten kann ich es verwinden, daß auch mich einmal einige bodenlos tiefsinnige Essays verführt haben, eine Viertelstunde meiner kostbaren Zeit der Erwägung zu opfern, ob es moderner sei, in Symbolismus, Naturalismus, Neuromantik oder Mystik Litteratur zu machen. Als ich aber merkte, daß alle diese mus und

tiks Fabrikmarken sind, mit denen strebsame Leute ihren sauren Most beim Publikum einzuschwärzen suchen, da setzte ich mich aufs Dampfschiff und fuhr in die Litteratur- und Zeitungslosigkeit hinaus. Heil mir! Ich habe den Fleck gefunden, wo man wiederum schaffen kann, schaffen wie die Natur, ohne Zugabe von Fabrikstempeln und Etiquettes. Einen Fleck, der es denn auch verdient, den Mann zu beherbergen, der nie mit ismen sich abgequält, den Mann, den ich seit langem verehrt, den ich hier aber lieben gelernt habe: den Menschen und Dichter Arne Garborg. Von ihm will ich erzählen, denn von ihm erzählen, heißt auf eine Höhe führen, von wo man mitten in das Gewoge modernen Kämpfens und Ringens sieht, von wo man es beherrscht, ohne von seinem Schmutz bespritzt zu werden.

Heinrich Hart.

Die Mittagsgöttin.

Plauderei über einen Roman aus dem Geisteskampfe der Gegenwart.*

Von **Bruno Wille.**

Der Dichter dieses Romans ist mein Freund! Daß ich hier über die „Mittagsgöttin“ plaudere, mag daher manchem Leser ebenso bedenklich erscheinen, wie es dem Leiter der „Freien Bühne“ und mir selber bedenklich erschien. Doch es liegt mir fern, den Roman derart zu beurteilen, daß meine Bemerkungen unter die Rubriken „Lob“ und „Tadel“ fallen. Nicht als Kunstrichter ergreife ich das Wort, sondern als Kenner des Werkes, als Kenner des Dichters, als ein Beobachter, der des Werkes Werden genau verfolgt hat. In dieser Eigenschaft darf ich wohl ein Wort mitreden über die „Mittagsgöttin“.

Was heißt „Mittagsgöttin“? so höre ich fragen. Ich antworte mit dem spiritistischen Spreewald-Grafen des Romans: „In dem verschlagenen Wendenreste, der hier (im Spreewald) wohnt, lebt noch eine eigenartige Natursage, die sich aufs Engste gerade dieser Oertlichkeit anschließt: die Sage von Pschipolniza, der Mittagsgöttin. Wenn um die Mittagsstunde die glühend heiße Sonne brennt, naht sich dem habgierigen Bauern, der auch in dieser Zeit der Ermattung und des großen Naturschlafes sich beim Flachsbau müht, eine weiße Gestalt, ein wundersames Weib mit tiefblauem Kornblumenkranze, eine goldene Sichel in der Hand: Pschipolniza, die Göttin der Mittagsstille. Sie legt ihm Fragen über sein Werk vor, und wenn er nicht antworten kann, haucht sie ihn an, daß er krank wird, oder würgt ihn zu Tode. Ein skeptischer Rationalist mag die Entstehung der Sage so deuten, daß man den Bauern tot, vom Hitzschlag weggerafft, im Felde gefunden hat; der Wasserdampf, der hier, ja thatsächlich bei jeder Gelegenheit, aus dem Boden qualmt, könnte sich der Phantasie zur weißen Gestalt formen, und zu Halluzinationen neigen ja überhaupt alle Völker der Einöde. Ich will im Augenblick nicht für die Realität umgehender Spreewaldgespenster eintreten, ich will nur sagen, daß ich von meiner Kindheit an, wo ich die Sage zuerst vernommen, die ganzen Knabenjahre hindurch keinen süß-schauerlicheren Wunsch kannte, als dem mystischen Phantom einmal selbst zu begegnen. Später, als ich geistig so müd' und einsam durch die große Weltenwüste pilgerte, ist es mir bisweilen so vorgekommen, als enthalte die Sage eine tiefe

*) „Die Mittagsgöttin“ von Wilhelm Bölsche. Drei Bände. Deutsche Verlags-Anstalt 1891.



Allegorie auf alle übertriebene Arbeit in der Welt. Ich hatte wohl die Idee, auch wir heute in unseren modernen Verhältnissen mühten uns alle, mit der sengenden Zenith-Sonne auf dem Scheitel, im wahren Mittag der Menschheit, und die Wissenschaft, die als verschleiertes Bild uns dabei naht und die Frage nach Leben und Tod stellt, sei in Wahrheit auch nur ein grausames Gespenst, das dem Ermattenden, Lechzenden den Hals umdreht, anstatt ihn zu erquicken. Heute glaube ich eher, es kommt, wie in der Sage selbst, so auch bei uns im Leben hauptsächlich auf die Antwort an, die man der Göttin giebt. Weiß man die rechte, so ist die Fragerin kein böses Ungetüm mehr, das uns mit scharfer Kralle umbringt, sondern eine schöne sanfte Flurgöttin, die unser Feld segnet, unsere Arbeit gedeihen macht."

Ein interessantes Thema, nicht wahr? Und ein aktuelles Thema! Denn wir leben in einem Zeitalter der Fragen. Und viele dieser Probleme haben einen ausgeprägten Sphinx-Charakter, eine furchtbare Dringlichkeit und eine Gefährlichkeit für den, der sie nicht zu lösen weiß. Millionen arbeitsmatter Menschen schlägt die soziale Pschipolniza aufs Herz. Mancher Ethiker, mancher Philosoph, mancher Naturforscher, sei es ein Materialist oder Spiritist, mancher Politiker und mancher Künstler holt sich bei der Arbeit in sengender Mittagshitze den Sonnenstich. Den Nietzsche und Mainländer, den Tolstoi und Guttzeit, den Rheinsdorf und Spieß, den Zöllner und vielen anderen — ihnen ist wohl Pschipolniza erschienen mit der verwirrenden Fragestellung und hat sie angehaucht oder gar zu Tode gewürgt.

Eine Frage löst der Dichter und Denker Bölsche aus dem Rattenkönig moderner Probleme heraus, nämlich das spiritistische Problem. „Die Mittagsgöttin" ist wesentlich ein Spiritisten-Roman, wenn auch über weitere Gebiete des modernen Geisteskampfes Streiflichter geworfen werden. Irrtümlich ist jedoch die Meinung, daß dieser Roman über den Spiritismus richten wolle. Der Denker Bölsche würde zu diesem Zweck fürwahr keine Dichtung, sondern eine begriffliche Auseinandersetzung verfaßt haben. Uebrigens ist er weit entfernt, sich über den „Spiritismus" ein abschließendes Urteil anzumaßen, zumal dieses Wort die verschiedensten Erscheinungen behauptet, Phaenomene einerseits, die — wie die Hypnose, Suggestion, der Somnambulismus und die Telepathie — erwiesen oder doch auf Grund der bisherigen Naturkenntnis denkbar sind, andererseits solche, die — wie die Prophetie und Geisterwirksamkeit — von der Mehrheit der gelehrten Naturkenner für undenkbar gehalten und bespöttelt werden. Bölsche, der nicht nur einen starken Sinn für Naturforschung, sondern auch eine Fülle von Naturkenntnis besitzt, steht seit längerer Zeit dem „Spiritismus" eifrig beobachtend und studierend gegenüber. Während ich die „Mittagsgöttin" lese, taucht zuweilen zwischen den Zeilen eine Erinnerung empor an jene Zeiten gemeinschaftlicher Spiritismus-Studien: eine Seite aus Hartmanns Buch oder aus der Zeitschrift „Sphinx", ein Erlebnis aus dem Bereiche der geistigen Fernwirkung, der Hypnose, der Suggestion, dazu die humoristischen Bildchen rückender und klopfender Tische, wahrsagender Kästchen und anderer Spielereien. Ich gedenke auch an jenen Abend, da wir nebst einigen Freunden jenes „großartige Medium," von dem sich Hellenbach und Zöllner täuschen ließen, die Frau Valeska Töpfer mit ihrem gespenstischem Hofstaat von virtuosen Klopf- und Zupfgeistern, von toten Tischlergesellen und wahrsagenden Kinderseelen, psychologisch und auch ein wenig materiell-greifbar entlarvten — ein Verdienst freilich, dessen Priorität wahrscheinlich einige Dutzend Leute in Anspruch nehmen.

Auch andere im vorliegenden Roman mit Licht bestreute Probleme lassen Erinnerungen in mir aufsteigen an die Jahre, die ich mit dem Dichter in freundschaft-

lichem Zusammenhalt verlebte. Das Problem der „Freien Liebe“ gemahnt mich an die böse Lilly-Stimmung, vor welcher Bölsche, mich zur Begleitung, in den Spreewald floh, dorthin, wo zwischen friedevollen, tröstlich stillen Wiesen, riesenhaften Erlen und labyrinthisch schleichenden Wasseradern der „Spreewald-Graf“ des Romans mit seiner wunderlichen Tafelrunde haust. Und die sozialen Studien und Erlebnisse, von denen der Graf, der ehemalige sozialistische Agitator, erzählt, sie lassen mich gedenken jener Nächte, da wir, der eine irgendwo im Norden, der andere etwa im Osten Berlins, in Arbeiterversammlungen mit der ungeschmälerten Begeisterung optimistischer Bildungs-Apostel redeten, und hinterher zu später Stunde noch zusammentrafen, unsere Beobachtungen und Stimmungen einander mitzuteilen. Fürwahr, das war eine heiße Zeit, eine angespannteste Ernte von Eindrücken, eine Zeit, da wohl auch uns Pschipolniza mit ihren verhängnisvollen Fragen nahe war. Wie Vieles von all diesen Beobachtungen, Stimmungen und Gemütserschütterungen hat sich in der „Mittagsgöttin“ kristallisiert und liegt nun in der schmucken Fassung dieser drei Bände vor mir!

Noch von einer bestimmten Studien-Gattung möchte ich reden, nämlich von den Studien, die wir als Jünger der Wirklichkeits-Poesie trieben. Ich denke weniger an jene wortreichen Abende, da wir uns mit gleichstrebenden Poeten und Kritikern im wunderlichen Verein „Durch“ oder in dem noch wunderlicheren „Genie-Konvent,“ wo Bölsche seine werdende Mittagsgöttin vorlas, oder in einem andern der zahlreichen litterarischen Cirkel Berlins über Ziele und Methoden der Poesie teils stritten, teils einigten; ich denke vielmehr an jene einzig schönen Stunden, da wir der erhabenen Göttin Wirklichkeit mit staunenden, verschlingenden Blicken gegenüberstanden, da wir die Poesie der Millionenstadt studierten: den Abend „Unter den Linden“, dessen Himmelsfarbe einen eigentümlichen Reim bildet zum mondartigen Lichte der elektrischen Kugellampen, ferner die Arbeiter-Viertel, den altertümlichen Bereich der Parochial-Kirche, auch die Grenze der Großstadt, die Gegend des Central-Viehhofs, die tragikomische „Pflanzer-Kolonie Kamerun,“ wo das großstädtische Naturbedürfnis sich kümmerlich in Hunderten kleiner Gärtchen und Lauben auslebt, oder den Tiergarten, den Humboldt-Hain, den Friedrichshain, den wir täglich, zu jeder Jahreszeit, Tages- und Nachtzeit durchmaaßen, und dessen Bäume, Gesträuche und Blumen, Vögel, Frösche und Besucher, dessen verschiedenartige Beleuchtungen und Stimmungen wir eifrig beobachteten, und in Gesprächen oder auf Papier skizzierten. In der Skizzierung auf Papier hatte Bölsche eine ganz besondere Emsigkeit und Fertigkeit. Er verstand es, das Malerische und Eigenartige einer Landschaft fix wie ein Konzert-Maler mit wenigen treffenden Bezeichnungen in sein Notizbuch einzutragen. Und dies dicke Notizbuch, in das er die ganze Welt abzuschreiben suchte, diese Scheune, in welche der ökonomische Poet die stattlichen Garben seiner Eindrücke einfuhr, bildete zuweilen für seine gesprächlustigen Begleiter einen Gegenstand grimmigen Ulkes. Bölsche indessen pflegte sich zur Rechtfertigung seiner Methode auf den großen Meister Zola zu berufen, der es auch so mache, und barg sein neu gespeistes, noch viel dickeres Notizbuch mit der Sorgfalt eines Geizigen in der Tasche. Ich erwähne dies Skizzieren deshalb, weil es für jene höchst anschaulichen Schilderungen, die vielleicht Glanzpunkte der „Mittaggöttin“ sind, viel Material gespendet hat. Indessen nur Material! Denn gedankenloses Wiederkäuen, wahlloses Übertragen früherer, unter anderem Gesichtspunkte gemachter Beobachtungen in die poetische Darstellung ist nicht des Künstlers Art. Vielmehr betrachtet er seine Skizzen nur als Anregung seiner schaffenden Phantasie und zugleich als Anhalt für sein realistisches Streben.

Um eine Probe von der Art zu geben, wie Bölsche schildert, wie er das



Eigenartige einer Landschaft sicher erfaßt und uns nahezu mit der Deutlichkeit eines Gemäldes vorstellt, citiere ich ein Bild aus dem Spreewald, wie es an dem Nachen des staunenden Reisenden vorüberzieht: „Es kam ein Dorf. Aber ein Dorf ganz eigener Art. Statt der Straßen schattige, laubüberdachte Kanäle, jedes Haus eine Welt für sich, auf eigener Insel, mit Booten für den Verkehr im Hafen. Graubraun, struppig ausgefasert und ungeschlacht schauten die Riesendächer der einzelnen Bauernhöfe zu uns herüber, unter dem tief herabsinkenden, zottigen Strohrande kleine, kaum sichtbare Fensterchen, neben denen gespaltenes Erlenholz klafterweise aufgeschichtet stand; eine breite, silberglänzende Weide, eine vereinsamte schwarze Tanne hoben sich im Hofe wie uralte Wahrzeichen über die niedrigen Obstbäume; hinter der offenen Stallthür regte sich das Vieh, das nie ins Freie kam, dem sein Futter im Kahn angefahren wurde; sonst hörten wir keinen Laut, wie ausgestorben lag alles da, als seien diese Häuser selbst nur ein schweigsames Produkt der üppigen Natur, eine Art Pilze, der Sumpfwiese entsprossen. Um das ganze Bild aber, das so dem Traum verklungener Urzeit glich, wob sich als echter Majaschleier des Lebendigen ein Meer von lichtem Grün und bunten Blumen, purpurrote, eben aufbrechende Pfingstrosen quollen aus bläulichem Gesträuch; zu den goldgrünen Weinblättern am Giebel reckte sich der spanische Flieder in schweren, violetten Trauben auf; fast bis ins Wasser, bis ins knarrend den Sand streifende Boot hinein wogte in üppiger Duftwolke der Goldlack. Als unser Fahrzeug geschmeidig um eine Ecke bog, trat, uns gerade gegenüber und greifbar nahe, ein wendisches Mädchen, in der grellfarbigen Landestracht selbst anzuschauen wie ein bunter Strauß, aus einer niedrigen Pforte zwischen die Blumen, der stolze, hoch herauf nackte Fuß beugte das straffe Ufergras kräftig nieder, ein paar schmale, graublaue Augen starrten einen Moment gleichgiltig zu uns hin, dann wandte die Gestalt sich langsam wieder zurück und verschwand. Auch über dem Gebaren dieses einsamen Menschenkindes lag etwas wie Verzauberung; die Spur im Grase schien im Augenblick schon wieder verwischt, die Thür so rissig und grau, als sei sie in Jahrzehnten nicht geöffnet worden. Ein leises Summen von Bienen kam aus den Goldlackbüschen, sie schienen die einzigen Herren der Insel. Stundenlang führte unsere Fahrt dann wieder an der warmen, sonnenumstrahlten Wiese hin. Die blaugrüne Welle des Erlenwaldes am äußersten Horizont stieg langsam immer höher, der Ruf des Kuckucks klang vernehmlicher zu uns heran. Geraume Zeit herrschte im Nachen eine beschauliche Stille, man hörte bloß den tiefen Atem des Fährmanns und das Plätschern der einstoßenden oder nachschleifenden Stange.“

Leser, welche einseitig nach spannender Handlung trachten, werden geneigt sein, die landschaftlichen Schilderungen der „Mittagsgöttin“ zu überfliegen oder gar zu überschlagen. Indessen sind diese Schilderungen für das Ganze wichtig und nur zu dessen Beeinträchtigung ausscheidbar. Gerade in den Eindrücken, welche der „Held“ des „Ich-Romans“ von der Großstadt und dem Spreewald empfängt, leben und weben seine Stimmungen; und einzig durch solche Lyrik wird sein Schwanken und Handeln verständlich. Ueberhaupt bildet das lyrische Reflektiren ein Grundelement des Romans, und so erklärt es sich, daß er ein „Ich-Roman“ ist. Zwischen Gegensätzen schwankt das „Ich“ umher, zwischen Romantik und Realismus, zwischen Mystik und Rationalismus, zwischen Spiritismus und Materialismus. Und diese geistigen Pole objektiviren sich lyrisch in dem Gegensatze zwischen dem Spreewald und Berlin, zwischen dem Halbdunkel des Waldes, dem gespenstischen Wiesennebel, der träumerischen Stille einerseits und dem elektrischen Lichte, den nüchternen Häuserkolossen und wogenden Geschäftsmenschen andrerseits. Die Gegensätze kämpfen mit einander um das „Ich“; ihr Kampf erweitert sich zum uralten Kriege zwischen

Ahriman und Ormuzd, Irrtum und Wahrheit, Betrug und ehrlichem Forschen, Unheil und Glück, Tod und Leben, auch ungezügelter Sinnlichkeit und treuer Liebe. Und Ormuzd trägt den Sieg davon.

Aus der Natur einer Dichtung, die dergleichen erhabene Ideen behandelt, ergibt es sich, daß im Erzählungston das Pathos vorwiegt. Dieser Stimmungscharakter wird auch teilweise durch das Temperament des Dichters bedingt. Bölsche hat eben keine Aehnlichkeit mit den russischen Naturalisten, er ist nicht wie ein Dostojewsky naiv, linkisch, psychologisch bis zur Einseitigkeit und Außenwelt-Flucht, vielmehr den französischen Naturalisten, einem Zola, einem Daudet verwandt: pathetisch und symbolistisch, technisch raffiniert in der Komposition, klangvoll in der Satzbildung, weniger Seelendurchwühler als Maler der Außenwelt, Liebhaber kultureller Motive, gigantischer Massen. Bölsche ist Rheinländer, er lebte mit Lust in Paris und ging als Poet stark bei den Franzosen in die Schule, an deren Technik und Naturalismus vorwiegend er seine ästhetischen Ueberzeugungen entwickelte. Und neben solcher Hinneigung zu Zola bemerke ich an Bölsche eine Hinneigung zu Heine. Ein Ergebnis derselben zeigt sich schon in dem Umstande, daß er die Werke Heines herausgegeben*) und über diesen ein feinsinniges ästhetisches Buch geschrieben hat. Auffällig tritt diese Geisterverwandschaft im Stil der „Mittagsgöttin“ hervor. Graziös, melodisch und bilderreich, zuweilen versehen mit krausen Arabesken, humorvollen, leichten Karrikaturen und legéren Abschweifungen, zart vibrierenden Anspielungen auf Geschehnisse, Ideen und kulturelle Zustände, so entwickeln sich Bölsches Sätze -- geratene Kinder eines Geistes, der Scharfsinn und Bildung mit Phantasie und beweglicher Feinfühligkeit vereinigt, und der deswegen nicht nur dichterisch, sondern — wie bekannt — auch feuilletonistisch reich veranlagt ist. Zur Illustration dieser begrifflichen Kennzeichnung gestatte ich mir noch einen Satz anzuführen, welcher den Eindruck eines Briefchens aus Paris schildert:

„Es lag etwas darin von der dumpfen Luft der schwärzlichen Gasse vor der alten, unreinlichen Sorbonne, dem lächerlich armseligen Universitätsgebäude der üppigen Seinestadt, und wiederum etwas von dem würzigen frischen Atem des großen, ehrwürdigen Eichenparks von St. Germain, wo verlorene Sonnenstrahlen, die das smaragdene Dach durchklettert, über tiefblauen wilden Hyazinten spielten, es lag etwas darin von Jugendtollheit, die auch in böser politischer Zeit ein feindlich gesinntes Land mit Humor aufzufassen weiß, von dummer, thörichter Augenblicksliebe, von roten Lippen und schönen Augen, über alle dem verklingend etwas von der schwermütig-süßen Melodie des französischen Liedchens:

„Wo sind nun unsere Liebchen?
Sie sind im Himmelsblau . . .“

Ich habe die Ideen der „Mittagsgöttin“ angedeutet, mit gewissen Lebensumständen, Erfahrungen und Anlagen des Verfassers die Wurzeln der Dichtung berührt und einige hervorstechende Eigenheiten dieses Romanciers betrachtet. Vom Inhalte des Romans mag ich nichts ausplaudern.

---

*) Verlag von Dürselen.

Dichtermacht.

Eine altmekkanische Geschichte von **Paul Scheerbart**.

Es war Nacht. Die Sterne funkelten hoch über der einsamen Wüste. Hin und wider wehte der Wind durch die Einöde. Große Käfer summten und surrten in der Luft — und eine lange Karawane zog über den heißen Sand still ihres Weges dahin. Gen Mekka pilgerten die braunen Wüstenkönige, die weit daher kamen vom fernen Damaskus.

„Wir sind in Mekka, bevor der Morgen graut," rief ein Kameelreiter einem Reiter zu, der in seinen gelben Gewändern hoch aufgerichtet auf einem schwarzen Hengste saß und unablässig mit seinen glänzenden Augen gradaus in die dunkle Weite starrte. Nur der spitze schwarze Kinnbart und die feingebogene braune Nase hoben sich in scharfen Umrissen aus dem gelben Wolltuche heraus. Die rechte Hand hielt den im Steigbügel steckenden Speer. Es war der Dichter Ascha, der auf dem schwarzen Hengste saß. Sein Pferd fühlte jetzt einen leichten Sporendruck, und im langsamen Trabe ritt der Dichter an den Kameelen vorbei. An der Spitze der Karawane neben dem größten, mit Waare bepackten Lastkameele zügelte der Reiter sein Roß, er spähte weit vorgebeugt in die Ferne, in der aus der geheimnißvollen Finsternis unbestimmte Schatten aufstiegen. Die alte Stadt Mekka ward drüben in der Dunkelheit sichtbar.

Die Bürger Mekkas waren arm, sie ahnten noch nichts von dem späteren Ruhm und Reichtum ihrer Vaterstadt. Der Prophet lebte noch nicht. Und die Armut der altmekkanischen Bürger entlockte dem Dichter Ascha Seufzer um Seufzer.

Ascha wollte gen Okaz ziehen, um dort am Dichterwettkampf Teil zu nehmen. Jedoch die Goldstücke, die er von Freunden in Damaskus empfangen, waren schon sämmtlich verschwunden; die weite Reise hatte mehr gekostet, als man geglaubt. Ascha gedachte der lustigen Stunden, die er auf den Märkten und in den Schänken verbracht. Glühende Frauenaugen leuchteten wieder in seiner Erinnerung auf; traurig begann er die vielen schönen und häßlichen Hände zu zählen, die seine Goldstücke fortgenommen und behalten. Des Dichters Augen hafteten lange bang am Boden. Außer Roß, Kleid und Lanze besaß der Arme nichts — nicht eine Silbermünze ließ sich in den weiten, faltenreichen Wollkleidern auffinden. Und die Armut der altmekkanischen Bürger entlockte dem Dichter abermals Seufzer um Seufzer.

Bei diesen traurigen Dichtergedanken erblaßten allmählich die Sterne. Der Himmel ward hell. Hinter Mekka ging die Sonne auf in demselben Augenblick, in dem die Karawane die Lagerplätze der Stadt erreichte. Die Prachtglut der Himmelsfarben schien den Ascha wieder belebt zu haben, denn er tummelte lustig seinen Renner auf den Wiesen umher, er schaute nach den bunten Kuppeln der alten Tempel, sein Blick glänzte wieder wie sonst, und bald ritt er unter hohen Palmen lustig fort einem abseits gelegenen Hause zu, vor dessen Thüre man große, rotgefärbte Wolldecken zum Trocknen aufgehängt hatte.

Ischak, ein armer Bürger, dem das kleine, mit brauner Lehmerde gebaute Haus gehörte, wußte den stattlichen Reiter so zuvorkommend zu begrüßen, daß dieser seine Seufzer gänzlich vergaß. Als der Gast aber erst gesagt, daß er der Dichter Ascha sei, da konnte der alte Ischak seine Rührung nicht verbergen. Thränen traten in seine Augen, und glücklich ward die Schwelle gepriesen, die der arabische Dichter überschritt, als er die Wohnung des alten Mannes betrat. Der geleitete sodann den Ascha durch ein niedriges Zimmer zu dem Hofraume hinter dem Hause, den eine hohe Lehmmauer von allen Seiten umgrenzte.

Eine breite grüne Wolldecke hing in weich geschwungener Wellenlinie wie ein Zeltdach von dem oberen Gesimse des Hauses hernieder, wurde vorne von langen Latten emporgehoben und beschattete so die Estrade. Hier hieß Ischak seinen hohen Gast noch einmal herzlich willkommen, und holte gleich eigenhändig eine große Schüssel mit kühlem Wasser, in dem Ascha seine Füße waschen konnte. Ischak wollte während dessen für das Pferd Sorge tragen.

Wie sich der Dichter frisch und erquickt auf dem alten, über die schwarzen Steinfliesen gebreiteten Teppiche niederließ, trat eine Jungfrau mit einer Kanne Dattelwein aus

dem Hause heraus; sie begrüßte den Gast artig und bescheiden und stellte den Wein vor ihm nieder. Der Alte kam zurück und leistete dem Fremden Gesellschaft, ein zweites Mädchen brachte Brot herbei, ein drittes erschien mit einer Schale voll Früchten, ein viertes mit frischem Ziegenfleisch.

Während die beiden Männer das einfache Mahl verzehrten, wunderte sich Ascha über die große Zahl der im Hause seines Wirtes befindlichen Mädchen. Sein Erstaunen wuchs jedoch, als eine fünfte und sechste Jungfrau herbeieilte, um die Speisereste fortzutragen. Auf die Frage, wessen Töchter die Mädchen seien, sagte der Alte, die Mädchen seien seine eigenen Kinder. Der Dichter frug nun neugierig, ob er noch mehr Kinder besäße. „Acht Mädchen hat mir meine vor vielen Jahren verstorbene Frau hinterlassen," erwiderte der greise Vater mit zitternder Stimme. Darauf plauderten sie lebhaft von Damaskus und Mekka, von Smyrna und Alexandria, von dem großen Markte zu Okaz und von den arabischen Dichtern, von Teppichen und Seidenstickereien. Ascha erfuhr hierbei, daß die acht Töchter seines Wirtes Seidenstickereien verfertigten und durch den Erlös derselben den Haushalt bestritten, da der alte Vater nicht mehr im Stande war, sich allein vom Ertrage seiner Wollfärberei zu ernähren.

Drei Tage nun lebte der berühmte Dichter im Hause des Wollfärbers. In den Abendstunden pflegte er durch die Straßen Mekkas zu reiten, um mit seinen Gedanken allein sein zu können. Aber Aschas Gedanken schwelgten nicht in Versen, nicht ließ er wie einst sein Träumen und Sinnen hinausschweifen zu den Geistern der Wüste, zu den schwarzen Dschinnen oder zu den himmlichen Sterngöttern, nur an seine Reise nach Okaz mahnte ihn Alles, was er sah; jeder Kameeltreiber schien ihm zuzurufen „Mit wessen Gelde willst Du weiterreisen, großer Dichter?" Und Ischaks Armut ward dem Ascha beklagenswerter denn je. Sollte der Gast von dem alten Manne die letzten Ersparnisse fordern? Ascha warf stolz den Kopf zurück, ließ ihn aber immer wieder sinken, er kam zu dem Schlusse, daß er in jedem Falle noch etliche Goldstücke zur Weiterreise bedurfte. „Soll mich meine Armut verhindern, am Dichterwettstreit in Okaz Teil zu nehmen?" rief der arme Reiter heftig aus. Er riß das Pferd zurück, blieb stehen, nagte die Unterlippe und leistete sich selber den Schwur, vom alten Ischak das Gold zu erpressen, wie es auch kommen möge. Er murmelte leise vor sich hin: „Was würde ganz Arabien sagen, wenn Ascha vom Dichterwettkampf fern bleibt? Niemand weiß den Klangreiz der Sprache so zum ergreifenden Ausdruck, so zur Glanzwirkung zu bringen wie ich." In die feinen Gesichtszüge begann ein verschmitztes Lächeln kleine Falten lustig hineinzuzaubern. Ascha trabte heiter davon.

Als sich der Reiter unter den Palmen der Wohnung des alten Färbers näherte, war die Sonne bereits untergegangen. Die roten Wolldecken leuchteten vor dem kleinen, von grünem Gestrüpp umhegten Lehmhause wie blutige Kriegermäntel, und schon strahlte der Abendstern vom dunkelblauen Himmel durch die Palmen zur Erde hernieder. Entschlossen schaute der Dichter umher, band die Zügel seines Pferdes neben der Tür an einen Holzpflock und ging durch das Haus in den Hofraum, wo er unter dem grünen Zeltdach sinnend stehen blieb; die Arme hielt er gekreuzt über der Brust. Mondenschein erhellte die grünumlaubten Lehmmauern, die Mohnblumen in der Mitte des Hofes, die Hecken und Obstbäume; zwei Palmen hinter der Mauer reckten sich dunkel vom Abendwinde gewiegt hinauf zum Sternenzelt.

„Herr, das Abendessen steht bereit."

Der Dichter drehte sich erschrocken um. Selma, Ischaks älteste Tochter, stand da schüchtern vor ihm. Er reichte ihr die Hand und dankte, doch das Mädchen sprach wieder: „Herr, Euch scheint ein großes Unglück widerfahren, Ihr seht schon lange so finster aus. Vergebt mir die neugierige Frage, doch meine Schwestern baten mich, zu erforschen, was Euch drückt. Der Vater ist fortgegangen, und, wenn er zugegen ist, dürfen wir nicht wagen, Euch anzusprechen. Haben wir es an irgend Etwas fehlen lassen? Wir sind so arm und vermögen Euch nicht mehr zu bieten. Ihr dürft uns deshalb nicht zürnen."

Ascha fühlte bei diesen Worten eine Beklemmung, er hatte nur überlegt, wie er wohl erfahren könnte, wie viel Goldstücke der alte Ischak noch besäße. Selma stand erwartungsvoll. Der Mond überglänzte den schlechtgepflegten Hof und den alten Teppich. Da kam dem Dichter ein Einfall, und er fragte tiefernst: „Liebe Selma, kommen häufig



Freier in Euer Haus? hat Dein Vater schon einen Eidam für Dich oder für eine Deiner Schwestern gefunden?" Da wurde das Mädchen traurig. Sie schüttelte den mit pechschwarzen Haaren umrahmten Kopf so heftig, daß die Haarsträhnen über der Brust zusammenfielen, sie seufzte schmerzlich und erwiderte tonlos: „Wir sind zu arm, Herr, wir konnten niemals hoffen, daß ein Freier unser Haus beträte." Ascha fragte nun schalkhaft lächelnd, ob denn die Mädchen nichts gespart hätten, und Selma sagte darauf: „Zwanzig Goldstücke haben wir nur gespart, denn die Stickereien werden wohl gut bezahlt, aber die Arbeit ist sehr mühsam und langwierig, zudem ist die Seide, die uns von China zugesandt wird, hier so teuer, daß wir doch im Ganzen wenig erübrigen, selbst wenn wir noch so kärglich leben würden."

(Schluß folgt.)

Theater.

Ostend-Theater: Hamlet, Prinz von Dänemark. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Shakespeare.

Niemals hätte ich gedacht, als ich die gemächliche Fahrt ans östliche Ende der hauptstädtischen Kunst unternahm, daß ich auch unsere Leser zu einer Reise, so weit wie jene zur Ultima Thule der Frankfurter Linden würde einladen müssen: zu einer Reise durchs Hamlet-Problem. Die ästhetischen Gegensätze, welche sich, mehr vernebelnd freilich als erhellend, um die Gestalt des Dänenprinzen herumgelagert haben, glaubte ich im Bewußtsein aller Kunstfreunde; und der Ort war nicht geeignet, so schien mir, zu einer erneuten Betrachtung oft durchdachter Streitfragen einzuladen. Aber schon im Theater erfuhr ich, wie sehr ich im Irrtum war: die Auffassung, welche Kainz dem Hamlet gab und welche ich ganz zu verstehen glaubte, wäre unverständlich und falsch, so teilten mir beide meine Nachbarn mit: ein darstellender Künstler zur Linken, ein gelehrter Germanist zur Rechten. Zwischen diesen beiden Propheten der Ueberlieferung saß ich nun in der Mitten, ich armes Weltkind, ohne Glauben an die Autorität des Landesüblichen, ach ohne alle Pietät; und was ich hier bereits schaudernd gehört, das mußt ich dann, „schaudervoll, höchst schaudernd" — auch zu lesen bekommen: „das war kein Hamlet, den Kainz uns gab; was Hamlet zum Hamlet macht, der Kern dieser problematischen Natur, davon war in der Darstellung von Kainz nichts, aber auch gar nichts zu merken" — also gedruckt im Berliner Tageblatt, Freitag, den 21. August, im Jahre des Heils 1891. Nicht um des Berichterstatters willen, dessen Person ohne literarisches Interesse ist, sondern weil die Besprechung typisch ist für den tiefen Stand unserer Tageskritik, nehme ich sie zum Ausgangspunkt meiner Betrachtung, und citire auch die folgenden Sätze: „Der Leistung von Kainz fehlte die Auffassung der darzustehenden Gestalt, aus welcher heraus sich jede einzelne Szene entwickeln müßte. . . . Wahrscheinlicher ist es, daß Kainz sich über die Aufgabe gar keine geschlossene Vorstellung gemacht hat, sondern daß er sich auf sein fortreißendes Temperament verließ." Die Unwissenheit des Kritikers wird hier direkt gemeingefährlich; und weil es eine Gegend in seinem Herzen gibt, in der das Wort Karl Werder noch nie gehört worden ist, schädigt er lieber einen Künstler, dessen in den Grund der Dinge strebenden Ernst noch jede Leistung offenbarte, als daß er an seiner eigenen wohlweisen Vortrefflichkeit zweifelte. Er urteilt über das, was den „Kern" des Hamlet ausmacht, aber er selber hat keine blasse Ahnung von dieses Pudels Kern; er weiß nicht, daß hier ein Problem zum Mindesten strittig ist, und daß Kainz Werder's Hamlet spielt, nicht Goethe's Hamlet. Welcher von Beiden aber Shakespeares Hamlet ist — das eben ist die Frage.

Goethes Autorität freilich weniger als irgend eine Autorität, brauchte uns hier zu binden. Seine Erkenntnis des Shakespeare haben wir zwiefach zu überwinden, aus historischen wie aus individuellen Gründen. Gegen die Schranken seiner Natur stieß die Natur Shakespeare's an; und so wenig wir etwa Goethes Urteil über Heinrich Kleist zu dem unsrigen machen, ein Urteil, das so deutlich jene subjektive Einseitigkeit offenbart,



welche gutes Dichterrecht ist, so wenig auch werden wir seiner „Hamlet“-Erklärung kritiklos beifallen. Und auch weil diese Goethesche Deutung und Umdeutung zugleich ist im Sinne ihres Zeitalters, widerstrebt sie dem unsrigen: die Weichheit des achtzehnten Jahrhunderts schiebt sie Shakespeare's Helden hinein. Eben damals erst war ja Shakespeare neu entdeckt werden von den Wieland und Herder; und wie aus dem Schutt der Zeiten und der Verfälschung der Völker sich die echte Antike nur allmälig wieder aushob, so ward auch Shakespeare's ganze Größe erst völlig entdeckt von den staunenden Deutschen. Unvergänglich schöne Worte hat freilich Goethe, der Stürmer und Dränger, in der Shakespearerede zum Preise des Göttlichen gesprochen; aber derjenige Goethe, welcher über Hamlet redete, war der neuen Idealen zustrebende Weimarer, nicht der Herderschüler mehr von einst und wie arg der Glaube der Klassiker mit dem Dichter umspringen mochte, das zeigt am Besten die singspielmäßige Introduktion, die Goethe als Theaterleiter in „Romeo und Julie“ hineindichtete, das zeigte die eigenwillig Schiller'sche Bearbeitung des „Macbeth“ auch, welche wiederum Karl Werder glänzend und schlagend charakterisiert hat. Auch daß jene Worte über den Hamlet nicht Goethe spricht, sondern Wilhelm Meister, darf geltend gemacht werden, und die Frage wenigstens ist aufzuwerfen: ob nicht hier eine individuell gezeichnete Person auch individuell abgestufte Urteile giebt, welche mit der Anschauung des Dichters nicht ohne Weiteres zu identifizieren sind. Dieselbe grobschlächtige Art der Beurteilung vielleicht waltete hier, welche den Dichter und seinen „Helden“, wie oft im Verlaufe literarischer Betrachtung, schlankweg gleichgesetzt hat; und welche auch dem „Hamlet“ gegenüber viel unausrottbare Verwirrung gestiftet hat, in feinen und derben Köpfen.

Denn worauf gründet sich zuletzt Goethe's Auffassung, Wilhelm Meisters Auffassung meine ich, die zu der landläufigen geworden ist: von jenem „schönen, reinen, edlen Wesen“, denn nur die „sinnliche Stärke, die den Helden macht“ mangelt? Von jener „großen That, auf eine Seele gelegt, die der That nicht gewachsen ist“? „Hier wird ein Eichbaum in ein köstliches Gefäß gepflanzt,“ ruft Meister, „das nur liebliche Blumen in seinen Schooß hätte aufnehmen sollen; die Wurzeln dehnen sich aus, das Gefäß wird vernichtet.“ Auf Worte Hamlets zumeist gründen diese Anschauungen sich, auf jene zahllosen Rufe der Selbstanklage, in denen die erregte Leidenschaft sich entladet vor der Zeit: „Ich hege Taubenmut, mir fehlt's an Galle“; „o welch ein Schurk und niederer Sklav bin ich; „ich schleiche wie Hans der Träumer, meiner Sache fremd“, — und was denn sonst der nervösen Ausbrüche noch mehr sind. Hier nahm man Hamlet beim Worte, hier setzte die ästhetische Kritik einer schlaffen Zeit ein, und eine Darstellungskunst, welche sich einreden ließ: „Deutschland ist Hamlet“; und so blieb von dem Goetheschüler Pius Alexander Wolff bis auf Dessoir und Dawison das Bild das gleiche: wer nicht den, vor der That scheu zurückbebenden, in ungeheurem Zwiespalt zwischen seiner Mission zur That und seiner Ohnmacht des Plauderns lebenden Menschen gibt, gibt uns alles andere eher als den Hamlet“ — so urteilte Rötscher, noch um die Mitte unseres Jahrhunderts. Das ist das Orakel, welches dem Herrn vom Tageblatt im Ohre summt, undeutlich und verfälscht, versteht sich, und auch er spricht darum zuversichtlich von dem: „was Hamlet zum Hamlet macht.“

Aber wenn man Hamlet seine Selbstanklagen glaubte, weshalb denn wollte man nicht glauben, was sein Zaudern erklärte: die Zweifel an dem Gespenst, die sittlichen Skrupel einer tiefer empfindenden Natur, die nicht mit der giftigen Klinge des Laertes haudegenmäßig losgeht? „Ist doch dieser bis zum Meuchelmord erhitzte Jüngling“, wie Wilhelm Meister ihn nennt, als Kontrastfigur zum Hamlet deutlich hingestellt, so deutlich, daß Hamlet selber sagt: „In dem Bilde seiner Sache seh' ich der meinen Gegenstück“; und des Laertes Handeln wird man als das geforderte Heldenmäßige doch wohl nicht hinstellen wollen, diese mit Mord und Hinterlist brutal wirkende „Thatkraft“?

Aber in Wahrheit, es fehlte nicht viel, daß man Hamlets Besinnen wie einen Mangel an Heldentum bespöttelte; und grade eine nach der That lechzende Zeit geriet in dieses Extrem um so leichter. Wie mit moralischem Makel belastet stand Hamlet da: warum denn um Gottes willen ermordet er seinen Oheim nicht! Selbst der Monolog vom Sein und Nichtsein, der alle denkende Tiefe dieser Seele aufschließt, diese „Feier der conscience“, mit Werder zu reden, gab jenen Beurteilern die bessere Kenntnis nicht; sie glaubten auch nicht

den Worten des Fortinbras: „Er hätte, wär er hinaufgelangt unfehlbar sich höchst königlich bewährt"; und von der eigentlichen „Aufgabe" des Hamlet hatten sie niemals vernommen, welche vielmehr ist: eine ganze aus den Fugen gegangene Zeit wieder einzurenken. die Sittlichkeit triumphieren zu machen, wo Unsittlichkeit herrschte, und eine kulturgeschichtliche Sendung zu erfüllen, nicht einen persönlichen Racheakt. Diese Aufgabe aber löste nicht ein blind zufahrendes Schwert, nur die offenbare ethische Ueberlegenheit löste sie; und die Evidenz des Verbrechens zu erweisen, nicht auf einen Geist zu bauen, der „in so fragwürdiger Gestalt" ihm kommt und der Niemandem Rede steht als ihm, ward darum oberste Bedingung jedes Handelns. Es gilt, den König so weit zu treiben, daß das Bekenntnis ihm selbst sich entringt:

„Bis dahin ruhig, Seele! Schnöde Thaten,
Birgt sie die Erd' auch, müssen sich verraten."

Bis dahin ruhig Seele, auch solche Mahnungen Hamlets an sein Selbst glaubte man als bloße Ausrede übergehen zu können, und doch zeigen sie volle Wahrheit in der Szene nach dem Schauspiel: jetzt in der Späherzeit der Nacht, jeder Nerv aufgerüttelt und vibrierend, bejaht Hamlet wirklich was gethan, ihm reut: er wird schuldig, ganz wie das alte Gesetz der Aesthetik es fordert, als er den König zu töten glaubt und den Polonius in der That tötet, jedoch schuldig nicht durch ein Zuwenig der Leidenschaft, sondern durch ein Zuviel; der Geist aber, der nun erscheint, bringt seine Besinnung zurück und er fragt:

Do you not come your tardy son to chide,
That, laps't in fume and passion, lets go by
Th' important acting of your Mend command.

Das heißt also auf Deutsch wörtlich: „Kommt ihr nicht, euren trägen Sohn zu schelten, der, verfallen in Raserei und Leidenschaft, die große Vollführung eures furchtbaren Gebots versäumt." August Wilhelm Schlegel, gleich irregeführt durch die Goethesche Auffassung wie durch eine falsche Leseart*) ließ Hamlet „Zeit und Leidenschaft" versäumen; und noch einmal erkennt man hier an einem schlagenden Beispiel, den ganzen Unterschied der alten und der neuen Auffassung. Auf dem rechten Höhepunkt des Dramas, am Ausgang des dritten Aktes, zeigt diese Hamlets Schuldigwerden; und wenn die erste Hälfte der Tragödie darstellt, wie der Held, aufsteigend, seinem Verdacht den sachlichen Halt gewinnt und seiner Leidenschaft den sittlichen Zügel, so stellt die andere Hälfte ihn fallend dar, von wilder Rachsucht dennoch übermannt und darum reif zum Untergang . . . .

So umständlich ich von Hamlet reden mußte, durch den ewig verschleppten Irrtum alter Zeiten angetrieben, so kurz kann ich mich über Kainz jetzt fassen. Den Vorwurf, den die klägliche Unkenntnis ihm machte, konnte ich zurückweisen; aber das freilich wollt ich nicht vertreten, daß seine Leistung nun etwa dasjenige ganz giebt, was der Dichter und seine Erläuterer gefordert: ich sehe in Hamlet mehr und ich erwarte von Kainz mehr, als wir letzthin im Ostend sahen. Zwar die geistige und die technische Beherrschung der Rolle besitzt er schon jetzt, und sein Temperament und der beflügelte Schwung seiner Rede, dieser Duft und Charme der Person und der gewaltige Strom des Affekts geben der Figur ganz eigene Reize; Szenen, wie jene mit der Ophelia, schöpfen das Tiefste der Situation aus: die Trauer um zerbrochene Illusionen, die zum Zweifel wird am Liebsten; aber das Letzte und Beste fehlt dennoch — jenes Undefinierbare seelischer Ergriffenheit, das erst der Einklang mit gleichgestimmten künstlerischen Persönlichkeiten geben kann. Und so geben wir dem Darsteller denn auf seine gefährliche Virtuosenfahrt übers große Wasser den aufrichtigen Wunsch mit, daß er von ihr glücklich in jedem Sinne zurückkehrt, gelöst vom großen Bann, ein Künstler wieder unter Künstlern.

Otto Brahm.



*) Time anstatt fume. Vgl. die Ausgabe von Karl Elze und Schauspiel und Bühne, von Johannes Lepsius und Ludwig Traube, München 1880.

An offener See.

Roman

von

August Strindberg.

Autorisierte Übersetzung von M. von Borch.

(16. Fortsetzung.)

Das Mädchen, das über die Arbeit gebeugt gewesen, blickte jetzt auf, um in den Gesichtszügen des Gegners zu lesen, und bemerkte mit einer Verwunderung, die sie nicht verbergen konnte, die vielen Orden auf seinem Frackaufschlag. Mit einer kindischen Bosheit, die nur den Neid verbarg, spottete sie:

„Wie fein Sie sind!"

„Ich will auch zu Ball!"

Da zuckte es in dem Gesicht des Mädchens, zuckte so entsetzlich, daß der Inspektor den Reflex ihres Schmerzes empfand und im selben Augenblick ihre Hand faßte, als sie in furchtbares Weinen ausbrach. Und als er sich zu ihr beugte, schmiegte sie ihren Kopf an seine Brust und weinte, so daß sie zitterte wie im Fieber.

„Du Kind!" scherzte der Inspektor.

„Ja, ich bin ein Kind! Deshalb solltest Du Nachsicht mit mir haben," schluchzte das Mädchen.

„Hör' mal! Wie lange muß man denn Nachsicht mit einem Kinde haben?"

„Bis in die Unendlichkeit!"

„Nein! Das habe ich noch nie gehört! Es giebt eine ganz bestimmte Grenze, wo die Zügellosigkeit sich der verbrecherischen Handlung nähert."

„Was meinst Du damit?"

Und jetzt fuhr sie auf.

„Du weißt, was ich meine; das sehe ich," entgegnete der Inspektor, von dem der Zauber wieder gewichen, sobald sie hart wurde; denn im selben Augenblick wurde sie auch häßlich.

„Eifersüchtig also!" höhnte das Mädchen, das ihn gefangen zu haben glaubte.

„Nein; denn Eifersucht ist ein unberechtigtes Mistrauen, zuweilen eine Vorsichtsmaßregel; aber meine Befürchtungen haben sich als begründet erwiesen. Also nicht eifersüchtig!"

„Und auf einen Knaben! Ein junger Hund, über dem Du so hoch stehst," fuhr das Mädchen fort, ohne die Erklärung in die Berechnung aufzunehmen.

„Um so schimpflicher für Dich!"

„Die ganze Geschichte war also unwahr" — warf sie hin, um nicht von dem Schimpf betroffen zu werden.

„Von Anfang bis zu Ende! Aber ich wollte Deiner Mutter keinen Kummer und Dir keine Schande bereiten! Begreifst Du das Zartgefühl?"

„Allerdings, ich verstehe! Aber ich verstehe mich selbst nicht!"

„Das würde ich können, wenn Du mir Dein vergangenes Leben mitteiltest."

„Mein vergangenes Leben! Was meinst Du damit."

„Es giebt also etwas vergangenes in Deinem Leben? Das war's, was ich stets argwohnte."

„Du erlaubst Dir Insinuationen . . ."

„Da es mich nichts mehr angeht, wer Du bist oder was Du gewesen, so . . Jetzt muß ich Dir Lebewohl sagen!" brach der Inspektor ab, da er einen Kanonier über die Anhöhe kommen sah, um ihn abzuholen.

„Geh noch nicht von mir!" bat das Mädchen und faßte seine Hand und sah ihm mit ersterbenden Blicken in die Augen. „Geh nicht von mir; sonst weiß ich nicht, was ich thue."

„Weshalb uns noch länger quälen, da die Trennung unwiderruflich ist?"

„Wir wollen uns nicht länger quälen! Du sollst den Abend bei mir bleiben, damit wir mit einander reden können, bevor wir scheiden. Ich werde Dir alles erzählen, was Du wissen willst, und dann wirst Du mich anders beurteilen."

Der Inspektor, der nach diesen Aussprüchen alles zu wissen glaubte und jetzt überzeugt war, daß er dem Unglück entronnen, sich an die Geliebte Eines oder Mehrerer zu ketten, hatte jetzt seinen Beschluß gefaßt. Er ging an's Fenster und fertigte den Kanonier mit dem Bescheide ab, daß er später mit seinem eigenen Boote kommen werde.

Als dies geschehen, setzte er sich auf's Sofa, um das Gespräch in Gang zu bringen.

Aber nachdem das Mädchen von seiner Unruhe befreit, fiel es zusammen und wurde wortkarg, so daß schließlich vollständiges Schweigen eintrat. Man hatte einander nichts zu sagen, und die Furcht Sturmvögel aufzuscheuchen, drückte immer mehr auf die Stimmung, so daß die Langeweile ihnen entgegengrinſ'te.

Der Inspektor begann auf den Büchern zu trommeln, die noch auf dem Sofatisch lagen; da fiel sein Blick auf ein Buch, auf dem der Name des Assistenten geschrieben stand.

„Die Geschichte eines jungen Frauenzimmers, glaube ich! Hast Du sie gelesen?" fragte er.

„Nein, ich habe noch keine Zeit gehabt! Was ist's mit dem Buche?"

„Es hat seine Eigentümlichkeit, weil es von einem Frauenzimmer geschrieben und dennoch aufrichtig ist."

„So! Wovon handelt es denn?"

„Es handelt von der freien Liebe. Ein junger Mann der Wissenschaft verlobt sich mit einem vorurteilsfreien Mädchen. Und während er auf einer Expedition ist, giebt sie sich einem Künstler hin, um sich später mit ihrem Bräutigam zu verheiraten."

„Nun? Und was sagt die Verfasserin darüber?"

„Sie lacht darüber, selbstverständlich."

„Pfui!" sagte das Mädchen und stand auf, um eine Flasche Wein zu holen.

„Weshalb das? In der Liebe kein Eigentumsrecht! Und überdies war der Bräutigam langweilig, in ihrer Gesellschaft wenigstens, wenn man nach der Schilderung im Buche urteilen darf."

„Jetzt fangen wir auch an, langweilig zu werden," unterbrach ihn Fräulein Maria und füllte das Glas.

„Womit wollen wir uns denn amüsieren?" fragte der Liebhaber mit einem cynischen Lächeln, das nicht miszuverstehen war. „Komm' und setz' Dich zu mir."

Statt sich verletzt zu fühlen durch den brutalen Ton und die Bewegung,



welche die Aufforderung begleiteten, schien das Mädchen mit einer gewissen Bewunderung zu dem Manne aufzusehen, den sie zuvor seines allzu hochachtungsvollen Betragens wegen verachtet hatte.

Die Dämmerung war herabgesunken, und der abnehmende Mond warf nur einen gelbgrünen Streifen, der den Schatten der Balsaminen silhouettierte, auf den Fußboden.

Durch das geöffnete Fenster drangen die gedämpften Töne des ersten Walzers „Ballkönigin", wie ein Vorwurf, wie ein Gruß aus dem verlorenen Paradiese, der zugleich aber auch die Hoffnung aufrecht erhielt, daß nicht alles zu Ende sei.

Und in der Hoffnung, ihn durch die Erinnerung an die höchste Seligkeit an sich zu fesseln, machte sie ihm das letzte Zugeständnis nach einer stürmischen Liebeserklärung seinerseits.

Dreizehntes Kapitel.

Drei Tage später stieg der Inspektor nach einem Aufenthalt auf Dalarö in Österskär an's Land. Als er erfuhr, daß das Fräulein abgereist sei, um nicht mehr wiederzukehren, fühlte er eine unbeschreibliche Erleichterung, wie wenn die Luft reiner, klarer geworden wäre. In seinem Zimmer angelangt, legte er sich in's offene Fenster, um zu rauchen und in der Erinnerung die wechselnden Empfindungen der letzten Tage durchzugehen.

Als er sich um Mitternacht aus den Armen des Mädchens gerissen, hatte er sich mit einer Befriedigung in's Boot gesetzt, wie wenn er eine drückende Pflicht erfüllt hätte. Es war, als sei erst jetzt das Gleichgewicht in seinem Innern wieder hergestellt. Sein Recht war in einem Falle verletzt worden, wo das Gesetz keine Genugthuung giebt, und daher mußte er sich selbst Recht schaffen; er hatte nur nach den Grundsätzen gehandelt, die die Gegner selbst verkündet hatten.

Als er darauf an Bord der Korvette gekommen war und Menschen getroffen hatte, mit denen er eine gebildete Sprache sprechen konnte hatte dies anfänglich wie ein Rausch gewirkt. Er brauchte sein Gehirn nicht herabzudrücken, um zu plaudern, sich nicht halbdumm zu machen, um verstanden zu werden. Wenn er in Andeutungen, mit Nüancen sprach, begriff man ihn sofort. Da fühlte er, wie er drei Monate lang in einer Barbarei gelebt, die ihn allmählich und unbemerkt in kleinliche Streitigkeiten gezogen, die sein Gedankenleben unter das affektive und vegetative gestellt, die Reproduktionsarbeit zur Hauptsache erhoben und ihn verleitet hatte, sich als Konkurrent in einen Beschälerwettstreit einzulassen, aus dem er aller Wahrscheinlichkeit nach siegreich hervorgegangen war. Und nun begriff er, weshalb denjenigen, die für die allgemeine, christliche Kirche zeugten und die Civilisation unter die Wilden aller Völker hinaustragen sollten, einmal auferlegt worden war, keine Familie zu gründen, sich weder an Weib noch Kind zu binden; und er sah ein, daß für die, welche ein höheres, geistiges Leben leben wollten, Vernunft in Fasten und Entsagung liegen könne. Nicht um der Ruhe willen suchte der Anachoret die Einsamkeit, denn gleichsam wie das durch Zufall auf das Brachfeld gefallene einsame Waizenkorn sechzig Ähren ansetzen konnte, während jenes auf dem Acker deren nur zwei gab, weil es sich trotz gedüngten Bodens zwischen Millionen drängen mußte, so konnte auch das Individuum, das nach reicherer Entwickelung als die Andern strebte, nur in der Einöde wachsen.

Die Erfahrung von drei Tagen hatte dies bekräftigt; denn als er auf der Korvette und im Badeort von Kreis zu Kreis geschleppt worden, hatte er jeden

Abend beim Schlafengehen gemerkt, wie er im Laufe des Tages seine Kanten abgeschliffen, wodurch er gleich wie der Edelstein an Aussehen gewonnen, an Karat jedoch verloren hatte. Feige Zugeständnisse, die durch die allgemeine Sympathie für Menschen und durch den Anpassungstrieb im Verkehr mit denselben hervorgerufen worden, hatten ihn in so hohem Grade angelockt, daß seine in der Gesellschaft improvisierten Ansichten ihm nachhingen und in der Erinnerung mit dem Anspruch auftauchten, seine innersten Gedanken zu sein. Und schließlich war er müde geworden, da er sich am letzten Tage wie zum falschen Menschen geworden vorkam, der dies sagte, und jenes dachte; er begann, vor sich selbst zu erröten, und merkte, daß er mit der zunehmenden Hochachtung, die er bei der Gesellschaft für sein liebenswürdiges Wesen fand, alle Achtung vor sich selbst verlor.

Wollte er vermeiden zu sinken, so mußte er sich isolieren; die Einsamkeit, die er jetzt wiedergefunden, wirkte auf seinen Geist wie ein Dampfbad oder eine Schwimmtour im Meer, wo Befreiung von jedem Druck ist, wo jede Berührung mit der festeren Materie aufhört; und nun beschloß er, über den Winter auf der Insel zu bleiben.

Zu dem Zweck mietete er für eigene Rechnung die Hütte, in der die Damen gewohnt hatten, und begann noch am selben Tage die Installierung. Das eine große Zimmer nahm er zu Bibliothek und Laboratorium, das andere zum Speise- und Wohnzimmer, die Bodenkammer richtete er zum Schlafzimmer ein.

Als er am folgenden Morgen nach einem traumlosen Schlaf in seiner neuen Wohnung erwachte, empfand er ein neues Behagen darüber, ein Haus für sich allein zu besitzen, wo er sich nicht Suggestionen durch die Stimmen Anderer aufzwingen zu lassen, keine anderen Eindrücke in sich aufzunehmen brauchte als die, welche er selbst bestimmte.

Als er Kaffee getrunken hatte, setzte er sich in seine Bibliothek, nachdem er den Bescheid gegeben, daß er vor drei Uhr Nachmittags keine Besuche annehme.

Jetzt nahm er einen älteren Plan zur Erforschung von Europa's augenblicklicher Ethnographie mit Ersparung aller nutzlosen Reisen wieder auf. In gedruckten Cirkularbriefen, die mit dem Namen einer fingierten Firma unterzeichnet waren, füllte er nun die Adresse und den Titel des Gewerbtreibenden aus, kouvertierte sie und versah sie mit Freimarken. Um möglichst vollständige Auskünfte über Maas der Hirnschalen und Dimensionen des Körpers zu erhalten, hatte er berechnet, daß er das gewünschte Resultat erzielen würde, wenn er Cirkulare an Hutmacher, Sargfabrikanten, Hemden- und Strumpffabrikanten in Europa's bedeutendsten Städten ergehen lassen würde, mit dem Ersuchen, ihm die Maaße anzugeben, welche in ihrem Lande am meisten für den Export dieser Waaren en gros mit größerem Gewinn als dem gewöhnlichen gingen. Dazu hatte er noch ein zweites Cirkular gefügt, das an die größten sowohl wie an die kleinsten Buchhändler in Europa's Haupt- und Kleinstädten gerichtet war und das Ersuchen um Photographien aller Art zum höchsten Preise gegen Postvorschuß enthielt; gleichzeitig hatte er sich mit einem Chemiker in Verbindung gesetzt, der Photographien zum Zweck der Verwertung des Silbers aufkaufte. Mit diesen und den Tausenden von Porträts, die er aus allen ausländischen illustrierten Zeitungen geschnitten, gedachte er seine Forschungen zu beginnen.

Als er mit dieser Arbeit fertig geworden, war es Mittag. Er ging hinüber, um zu essen, als er merkte, daß ein Brief in den Kasten an der Thür gesteckt war. Die Schrift war ihm bekannt, und nachdem er sich vergewissert, daß er von Fräulein Maria sei, öffnete er ihn nicht, sondern ließ ihn neben sich auf dem Tische liegen, während er in großer Eile sein einfaches Mahl verzehrte. Daß das Schreiben nichts



angenehmes enthalten könne, begriff er, da er sein Versprechen gebrochen, am folgenden Tage wiederzukommen, um Abschied zu nehmen; und da er sich alle unangenehmen Eindrücke ersparen wollte, legte er den Brief uneröffnet in eine Tischlade.

Als er aber nach dem Essen eine Stunde geschlafen hatte, und das Arbeits- und Verdauungsfieber geschwunden war, merkte er, daß die Gedanken nicht mehr zu den Büchern zurückkehrten, sondern von jener Tischlade angezogen wurden. Und nun begann er im Zimmer auf und abzuwandern, ein Raub heftigen und ermüdenden Kampfes. Es war, als ob er einen Teil ihrer Seele in jene Lade gesperrt hätte; sie war im Zimmer, und die Attraktionskraft ihres Geistes lag unter jenem weißen Couvert, auf dem ein rotes Siegel wie ein Kuß leuchtete. Er sah sie dort auf dem Sopha sitzen, hörte ihr Flüstern, fühlte ihre Augen in der Dämmerung glühen, und sein Fleisch entflammte von Neuem. Wie dumm, dachte er, des Lebens höchste Seligkeit mir aus den Händen schlüpfen zu lassen. Da die Liebe ein gegenseitiger Betrug ist, — weshalb sich da nicht betrügen lassen! Nichts für nichts! Und da es kein vollkommenes Glück gab, — weshalb sich da nicht mit dem unvollkommenen begnügen?

Jetzt fühlte er, daß er zu ihr hätte kriechen, lügen, daß er ihr Sklave sei und sich als besiegt hätte bekennen sollen. Er hätte ja den Rivalen verscheuchen können; und mit ihr unter vier Augen in vollständiger Vereinigung wäre es leicht gewesen, sie durch das Band der Gewohnheit und des Interesses zu binden; schließlich hätte sie das Lustgefühl von keinem Andern mehr nehmen mögen.

Aber dann kam die Furcht, daß dieser Brief ihm die letzte Hoffnung rauben könne, die doch noch besser war als nichts; er wollte ihn daher nicht lesen. Er setzte sich an seinen Laborationstisch, und fast ohne zu bedenken was er that, öffnete er eine Eisenretorte, steckte den Brief hinein und zündete die Lampe darunter an. Nach einer Weile stieg der Rauch aus dem Hals der Retorte, und als der Rauch aufgehört, zündete er das Gas mit einem Streichholz an. Eine kleine, blaugelbe Flamme brannte einige Minuten mit zischendem Laut, wie das Pfeifen einer Fledermaus.

Der Geist des Briefes, wie ein Alchemist gesagt haben würde! Eine Papiermasse, die verbrannt wurde und dieselben Verbrennungsprodukte von Kohle und Wasserstoff gab wie eine brennende Seele in einem lebenden Körper. Kohle und Wasserstoff! Das war alles!

Die Flamme flackerte, wurde kleiner, kroch in die Röhre, — und es war wieder dunkel im Zimmer!

Draußen über dem Meer war es wieder trübe geworden, die See ging vor östlichem Wind, die Wellen schlugen donnernd, seufzend, zischend gegen den Strand, und der Luftzug brach sich an den Ecken wie eine Welle gegen den Steven; durch all diese Klagelaute hindurch hörte man aber draußen vom Meer her die Boje schreien, rytmisch wie ein tragischer Schauspieler, wenn er rezitiert, und mit Pausen, wie wenn er Atem holte oder das letzte Wort ausklingen lassen wollte, bevor er ein neues ausströmen ließ. Es war ein Solo für einen Titanen, mit Sturmbegleitung, eine Riesenorgel, bei welcher der Ostwind die Bälge trat.

Ihm wurde schwül im Zimmer, und er nahm seinen Mantel, um in den Sturm hinauszugehen und die Unlust fortwehen zu lassen. Gegen seinen Willen, von dem Licht einer Laterne in der Verkaufsbude angezogen, lenkte er seine Schritte dorthin. Da die Fischerei mit dem Treibnetz sehr ausgiebig gewesen, wurde der Laden lebhaft besucht, und vom Dunkel beschützt, konnte er ungesehen dicht an den schwatzenden Fischern vorbei kommen.



„Und nun hat der Assistent ihm das Mädchen abgezwickt,“ sagte der alte Öman, „und sie hat einen ordentlichen Kerl dafür bekommen, und . . .“

„Ja, so ganz richtig wie ein Mensch sein soll, ist er nicht,“ erwiderte Vestman, der unverheiratete —, „denn heut hat er mindestens seine hundert Briefe geschrieben, die mit der Post weg sollten. Und was er da drinnen zurechtkocht und vorhat, das kann keine Menschenseele wissen, aber ich denk mir, was ich mir denke! Und die Augen müssen wir offen halten, denn solche Leut', die sich einschließen und kochen, von denen wissen wir Bescheid.“

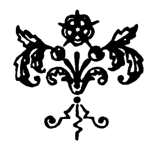
„Was Teufel!“ begann der verheiratete Vestman wieder. „Laß ihn sich doch seinen Tropfen selbst brennen; es geht mit ihm auch wohl nicht schlechter als mit dem alten Söderlund, der draußen auf den Klippen gemeischt hat! Ich mein', da sollten wir uns nicht hinein mischen.“

„Ja, wenn es weiter nichts wär',“ begann Öman wieder, „so könnte man 's ja noch mit ihm halten, aber seht mal, ich kann nicht vergessen, daß er mir damals das Netz nehmen wollt', und wenn ich ihn mal bei den Flossen erwisch', dann laß ich ihn nicht eher wieder los, als bis ich ihn im Teich hab . . .“

„Ja, schlecht ist der Mensch, der keinen Gott hat!“ schloß der Kolporteur. „Das ist gewißlich wahr!“

Ohne sich die leiseste Illusion über Dankbarkeit zu machen, konnte der Inspektor sich doch nicht einer Empfindung des Unbehagens erwehren, als er sich in der Einöde von lauter Feinden umringt sah, die so gefährlich wie die gefährlichsten waren, und in ihm einen Narren oder einen Verbrecher zu sehen glaubten. Sie meinten, er brenne sich seinen Branntwein, um fünfzig Öre an der Kanne zu verdienen! Sie argwohnten, daß er ihnen Gift mische. Geschähe hier ein Unglück, so würde man ihm die Schuld geben. Und wenn sie ihre gesetzwidrigen Netze gebrauchten, wagte er nicht, sie mit Beschlag zu belegen, ohne eine mehr oder minder skandalöse Kritik befürchten zu müssen, oder was noch schlimmer war — ihre Rache.

(Fortsetzung folgt.)



Verantwortlich für die Redaction in Vertr. Julius Hart, Friedrichshagen. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler. Druck: W. Gebbel & Cie. Beide in Berlin.





Das musikalische Drama der Zukunft.*)

Von **Christian Ehrenfels.**

Weissagungen sind überhaupt, und insonderheit auf dem Gebiete der Kunst ein gefährliches Wagnis. Es wird daher dem Schreiber dieser Zeilen nicht als übertriebene Zaghaftigkeit auszudeuten sein, wenn er die Beantwortung der Frage, ob es ein musikalisches Drama der Zukunft geben werde, vorerst hinauszuschieben trachtet, um zunächst eine Ansicht darüber zu gewinnen, wie ein solches wohl beschaffen sein müßte, wenn es von den im Naturalismus sich kundgebenden Zeitbedürfnissen möglichst viel in sich aufnehmen würde; — und welche Eigentümlichkeiten der Wagner'schen Dichtung hingegen mit der Verwendung der Musik als dramatischen Ausdrucksmittels solidarisch verbunden seien. Da zeigt es sich denn, daß — wie schon erwähnt — die beiden im übrigen einander so sehr widerstreitenden Kunstübungen in einer Hinsicht von gleichem Streben erfüllt sind: in der Verinnerlichung des dramatisch darzustellenden Geschehnisses und in der Verwendung der Sprache mit vorwiegender Berücksichtigung ihrer Funktion als Ausdrucksmittels. Nur die Art, wie in diesem Streben von dem hergebrachten abgewichen wird, ist verschieden. Das musikalische Drama setzt an die Stelle der bisherigen relativ wenig bildsamen Versrythmik den Gesang mit dem Orchester und steigert hiedurch die stimmungerregende Kraft des Klangelementes in der menschlichen Rede auf das höchste; der Naturalismus verzichtet auf die direkt gefühlweckende Musik der Sprache fast vollständig und nimmt dagegen ihre associativen Funktionen um so ausgiebiger in Beschlag, je mehr er sie der Ausdrucksweise des wirklichen Lebens anähnelt. In Folge dessen ist es auch nicht dieselbe Innerlichkeit, welche darzustellen beide Stylgattungen gleich befähigt erscheinen. Das Gebiet, in welchem das musikalische Drama seine unbedingte Prä-

*) Durch Versehen wurde beim Drucke meines letzten Artikels „Wahrheit und Irrtum im Naturalismus“ (Heft 30 d. J.) eine Anmerkung ausgelassen, welche hier nachzutragen ich mich für verpflichtet halte. Es ist nämlich — wie ich seit der Abfassung meines Aufsatzes aus authentischer Quelle erfahren habe — unrichtig, wenn ich (Seite 740, Zeile 17 u. 18 von oben) voraussetze, Ibsen habe die angeführte Scene aus dem Schlusse von „Hedda Gabler“ mit dem Bewußtsein ihrer psychologischen Unmöglichkeit verfaßt. Der Dichter will in seinen Darstellungen weder hier noch anderswo das Gebiet des in Wirklichkeit Realisirbaren verlassen haben. Dieser Umstand ändert natürlich nichts an der Wertschätzung seiner Erzeugnisse. Selbst wenn sie den nächstliegenden Zweck zuweilen verfehlt haben sollten, hat er uns in ihnen doch zweifellos Gestaltungen von typischer Wahrhaftigkeit geboten.

Außerdem sind in dem genannten Artikel als sinnstörende Druckfehler zu berichtigen: Seite 738 Zeile 26 von oben verdichtet statt erdichtet, und Seite 742, vorletzte Zeile Meinungsbedürfnis statt Neuerungsbedürfnis.

ponderanz bethätigt, ist das der Stimmungen und Gefühle. Was der Dichter, auf sich angewiesen, durch Wortassociationen nur unvollkommen anzudeuten vermag, das ruft er im Bunde mit dem Musiker direkt wach. Wer es an Wagner nicht selbst erlebt hat, kann sich unmöglich einen Begriff bilden von der Intimität der in dieser Vereinigung erzielten Wirkungen. Aber diese Wirkungen bewegen sich zumeist im Bereiche des Trieblebens, auf dem dämmerigen Untergrunde der menschlichen Psyche, und steigen selten bis in die hellen Regionen der intellektuellen Bethätigungen empor. Dem gegenüber ist die Innerlichkeit des naturalistischen Dramas meist eine Innerlichkeit der Gedanken. Zwar sind hier jene dunkleren Elemente des Seelenlebens keineswegs ausgeschlossen, bleiben aber in Folge der relativen Unvollkommenheit der Ausdrucksmittel stets im Hintergrunde; die eigentliche Kraft der naturalistischen Darstellungsweise beruht jedoch in dem Durchblickenlassen einer Fülle individueller Regungen, welche man psychologisch entweder direkt als Gedanken bezeichnen kann, oder die doch, wie bestimmte Wünsche, Absichten, Hoffnungen, Besorgnisse u. s. w. einer Einordnung in die Begriffswelt nicht widerstreben. Dieser Gegensatz muß jedem, der sich mit beiden Kunstarten auch nur einigermaßen vertraut gemacht hat, sofort in die Augen springen, und nur dies eine könnte als zweifelhaft erscheinen, ob es nicht etwa der Zukunft vorbehalten sei, die Vorzüge beider Ausdrucksweisen zu verbinden. Abstrakt ausgesprochen, gewiß ein sehr anziehender Gedanke; — schade nur, daß es absolut unmöglich ist, sich seine Verwirklichung näher auszumalen! Und keineswegs nur wegen den Aeußerlichkeiten! — Zwar könnte man im Ernst darüber nachdenklich werden, wie sich ein längeres prosaisches Satzgefüge componirt ausnehmen müßte, oder wie es der Componist anstellen solle, den unbezwinglich komischen Eindruck zu vermeiden, welchen manche ganz harmlos klingenden Wörter und Wortfügungen, wie etwa „Verursachung," „Mitteilung," „das ist meine Ansicht auch" und dgl. gesungen hervorrufen; — aber nehmen wir selbst an, ein Genius würde einst diese Schwierigkeiten auf eine uns ganz unerfindliche Art überwunden haben, — wie sollte es möglich sein, mit der Musik all den tausend fein verzweigten Gedankenfäden zu folgen, welche sich im naturalistischen Drama hinter oder unter den Worten und Gesten der handelnden Personen verschlingen?

Es ist bei ästhetischen Reflektionen immer von Vorteil, sich die Probleme möglichst konkret zu veranschaulichen. Greifen wir demnach eine Szene aus einem naturalistischen Drama heraus, und stellen wir uns die Frage — nicht etwa wie sich dieselbe komponiert ausnehmen würde, was ja von vornherein undenkbar ist, — sondern ob ihr gedanklicher Inhalt einen Anschluß der Musik als wünschenswert erscheinen ließe, oder auch nur gestatten würde! — Es sei hierzu eine Episode aus der Exposition von Gerhart Hauptmanns mehrfach erwähntem letzten Werke erwählt — dem vollkommensten wohl, was der Naturalismus bis heute geschaffen. Vorausgesetzt also, es hätte ein musikalischer Genius das Unglaubliche realisiert und — im Bunde mit einer gleichgesinnten Dichternatur — die Mittel gefunden, um eine Sprache, wie sie etwa bei der Begegnung der Züricher Studentin Anna Mahr mit dem verbummelten Maler Braun gefordert wird, musikfähig zu machen! — Was hätte wohl hier das Motivengewebe des Orchesters zum Ausdruck zu bringen, welches ja im musikalischen Drama berufen ist, die Innerlichkeit des Zuschauers den künstlerischen Absichten des Dichters entsprechend zu beeinflussen und zu stimmen? —

Anna Mahr hat soeben die Frage der Frau Vockerat, ob sie wohl mit Herrn Braun verwandt sei, verneinend beantwortet; — „in Paris haben wir uns kennen gelernt, auf der Ausstellung." Wir empfinden bei dem hierauf erfolgenden Abgange der ehrsamen, altväterisch denkenden und fühlenden Frau ein leises Unbehagen über diesen Abschluß, und die Frage taucht auch bei uns auf, welchen Charakters jener

auf der Pariser Ausstellung eingeleitete Verkehr zwischen dem alleinstehenden Mädchen und dem nicht eben schüchtern veranlagten jungen Maler wohl gewesen sein möge. — Zwei Worte des eintretenden Braun geben uns hierüber Aufschluß. Nach dem Ausruf „Fräulein Mahr! Sie?!" und den darauffolgenden Erklärungen jener, seine Erwiderung: „Heiliger Bimbam!" — Der Verkehr hatte also jedenfalls einen burschikosen Ton! — Das bestätigt uns auch Fräulein Mahr: „Lebt der immer noch, der heilige Bimbam?" Sie erinnert sich noch lebhaft der stehenden Redewendungen des Bekannten von der Pariser Ausstellung, mit dem sie manche fröhliche Stunde verlebt haben mochte. Er scheint diese Redewendungen alle beibehalten zu haben, denn gleich darauf ertappt sie ihn auf einer zweiten: „Also immer noch vorzüglich? Bei ihnen ist alles immer noch vorzüglich. Sie haben sich auch garnicht verändert, wirklich!" — Das klingt nicht eben schmeichelhaft für Braun. In seinen Jahren soll man sich verändern, entwickeln. Vollends das Haften an nichtssagenden stereotypen Redewendungen ist kein Zeichen geistiger Energie. Anna Mahr hat das herausgefühlt und ist offenbar über diesen Mangel an Veränderung enttäuscht. Ihr selbst ist die Stimmung jener Zeit der Pariser Ausstellung eine überwundene Episode; sie hat sich entwickelt, sie zeigt nichts mehr von jenem burschikosen Wesen. Braun ist dort stehen geblieben, wo sie vorübergeschritten. Sie ahnt nichts Gutes: „Nach ihrem großen Gemälde wollte ich mich hauptsächlich erkundigen. Kann man schon bewundern?" Braun bestätigt ihr unumwunden den Verdacht: „Kein Schatten, keine Idee, nicht mal die Leinewand dazu, Fräulein Mahr!" Und sie: „Das ist bös, das ist wirklich sehr bös. Und Sie haben mirs so fest versprochen." — Sie hat also schon damals in Paris seine Schwächen erkannt und ihn zu „führen" versucht. Das Verhältnis war zweifellos ein höchstens kameradschaftliches. Sie war von jeher der dominirende Teil, und vollends nach diesem Wiedersehen ist das Thema Braun von der Tagesordnung abgesetzt. Höchstens eine gewisse pädagogische Fürsorge will sie ihm noch angedeihen lassen. „Ich muß Ihnen noch den Text lesen, Sie Wortbrüchiger. Sie scheinen mir immer noch so ein Kopfmaler . . . ." Anna Mahr ist zweifellos eine bedeutende, energische Persönlichkeit. Sie hat den Typus der „Kopfmaler" schon lange durchschaut, und Naturen wie Braun, können ihr nicht mehr imponieren. — Das wird dieser wohl empfinden und eine gewisse Bitterkeit hierüber nicht unterdrücken können! —

Mit solchen Gedanken und Erwartungen werden wir in die nächste Szene eingeführt.

Und diesem Kreuz und Quer von Beobachtungen und Reflexionen sollten nun die thematischen Verschlingungen im Orchester gerecht werden; — ja mehr noch, sie sollten uns dazu behülflich sein, uns dazu auffordern! — Zu welch' monströsen Komplikationen müßte da der Musiker seine Zuflucht nehmen! Alle Künste des Kontrapunktes würden durch diese anspruchslose Episode aus der Exposition in Thätigkeit gesetzt werden, und für die kommenden Steigerungen der Verwickelung wäre nichts mehr übrig. Und was für seltsame Forderungen! — Eine musikalische Charakterisirung der „Kopfmaler" — Wahnsinn! — Der Komponist hätte ein einziges Ausfluchtsmittel: entsprechend dem leichthingleitenden Fluß dieser Szene ihr eine bescheidene, nichtssagende Melodik unterzulegen. Das hieße aber wohl „zu der Szene Musik machen," nicht jedoch „die Szene in Musik setzen." Eine solche „dazugemachte" Musik könnte, wie leicht sie auch aufzufassen sein möge, dem Zuschauer doch nur hinderlich sein, die von dem Dichter ihm vorgeschriebenen, vielverzweigten Gedankenpfade zu beschreiten. Eine Szene mit derartigem Inhalt läßt sich nicht in Musik setzen. Das musikalische Motivengewebe vermag den kompliziertesten Verschlingungen unserer Gedankenfäden nicht zu folgen. Die Musik

verlangt eine relative Vereinfachung in der Gliederung des auszudrückenden psychischen Geschehnisses. Und die Musik verlangt einen steten Stimmungsgehalt der psychischen Gebilde, denen sie zur Grundlage dienen soll. Wo dieser Gehalt fehlt, wo wir in abstrakten Ueberlegungen vollkommen aufgehen, da empfinden wir Musik als überflüssig, störend, ja geradezu lächerlich. — Ueberdies dehnt Musik die Zeitdauer der zu Gehör zu bringenden Worte und Sätze und verlangt daher eine Gedrängtheit des Satzbaues, wie sie der Rede des wirklichen Lebens nicht zu eigen ist. Prosa läßt sich wohl in Musik setzen, erhält aber dadurch stets ein rythmisches Gepräge, welches ihr einen versartigen Charakter erteilt; komponierte Prosa ist keine ungebundene Rede mehr. Und aus allen diesen Gründen zusammengenommen verlangt die Musik im Drama Vernachlässigung des individuell Zufälligen, Abgehen von der Wirklichkeit, Verstärkung und Konzentrirung des sprachlichen Ausdrucks sowohl, wie der psychischen Regungen, Ausschluß des stimmungslosen Gedankenelementes, Vereinfachung der Charaktere sowohl, wie der szenischen Architektur, — Typenbildung mit einem Worte. Dramatische Naturstudien mit Musikbegleitung wären ein Unding. Das musikalische Element widerstrebt der einen Grundtendenz des Naturalismus, der Annäherung an die Realität des wirklichen Lebens, und verweist den Dramatiker von der Innenwelt der Gedanken auf die Innenwelt des Stimmungs- und Trieblebens, wo hinwieder die Musik einen unbedingten Vorrang behauptet. Die Vorzüge des naturalistischen und des musikalischen Dramas können eben so wenig vereinigt werden, wie etwa die der absoluten und der dramatischen Musik.

Man könnte dem gegenüber vielleicht darauf hinweisen, daß Richard Wagner selbst in den „Meistersingern“ einen gewaltigen Schritt der Annäherung zum Naturalismus gethan und in seinen übrigen Werken an vielen Stellen Beispiele von Erweiterung musikalischer Ausdrucksfähigkeit geboten habe, welche über die Grenzen alles diesbezüglich für möglich Erachteten weit hinausgingen. Es sei nicht abzusehen, was alles wohl ein musikalisches Genie in dieser Richtung noch zu leisten vermöchte! — Aber wenn irgend eine Meinungsäußerung über den künstlerischen Entwicklungsgang der Zukunft Berechtigung besitzt, so ist es wohl die, daß Wagner gerade hierin das für unsere und die nächstkommenden Generationen Menschenmögliche geleistet habe, und eine Erweiterung des musikalischen Horizontes in dem angegebenen Sinne in absehbarer Zeit mindestens nicht zu gewärtigen sei. Man lasse sich durch die naturalistischen Züge und den Ausschluß des Wunderbaren bei den „Meistersingern“ nicht täuschen. Die Handlung ist trotzdem allegorisch, die Charakterzüge sind typisch vereinfacht und verstärkt. Walther besitzt eine schier unglaubliche Gabe der Improvisation, Beckmesser benimmt sich ungeschickter, als man das dem Nürnberger Stadtschreiber billiger Weise zumuten kann, Hans Sachs zeigt eine Überlegenheit in der Beherrschung aller Situationen, die wir selbst dem tiefsinnigen schusterlichen Poeten in Wirklichkeit nicht zutrauen würden; — und die Größe der musikalischen Formen steht trotzdem fast durchweg im Gegensatze zu den menschlichem Durchschnittsmaße angenäherten Gestalten, welche sich auf ihrer Oberfläche bewegen — ein Contrast, der gerade hier zur Quelle eines nie versiegenden Humors geworden, die der Darstellung eines tragischen Stoffes aber in gleichem Styl als unüberschreitbares Hindernis entgegenstehen würde. Und was Wagners sonstige Fähigkeiten anbelangt, für die scheinbar widerspenstigsten Elemente der Innen- und Außenwelt musikalischen Nerv und Ausdruck zu finden, so waren sie eben ein Merkmal seiner Natur, dem bis ins Greisenalter hinein die Welt von jenem schimmernden Golddust umflossen war, welcher bei Andern schon nach wenigen Gefahren der gesteigerten Lebensinbrunst des Jünglingsalters entschwindet. Zwar hat Wagner in der Zeugungsperiode seiner Hauptwerke den kühnen Satz verfochten, daß alles der Dichtung Würdige auch

musikalisch sei, und die Unfähigkeit einer Dichtung zur musikalischen Composition zugleich ihren eigenen Unwert beweise; — er ist aber von dieser Einseitigkeit später zurückgekommen und hat in dem „realen Boden, auf welchem die Geschichte wächst", ein Wirkungsfeld anerkannt, in dessen Grenzen die Alleinherrschaft des gesprochenen Wortes Berechtigung besitze. Auch hat er sich im „Parsifal", seinem letzten Werke dem eigentlichen Quellengebiete musikalischer Schöpfungen wieder vollkommen angeschlossen. Denn wie im wirklichen Leben Liebeslust und -leid, — religiöse Erhebung, — Tanz- und Marschfreude die Veranlassung zu musikalischen Ergüssen abgeben, so bilden sie und die ihnen zunächst verwandten Gefühle, Stimmungen, Strebungen und Bethätigungen auch den natürlichen Kern für den Motivencomplex des musikalischen Dramas, welches darum seinen lyrischen Charakter auch niemals wird verläugnen können.

Die Fortentwicklung des musikalischen Dramas ist somit mit einem bis zur ausschließlichen Herrschaft führenden Umsichgreifen sämtlicher naturalistischer Kunsttendenzen unverträglich. Aber es wäre voreilig, hierin eine Gefahr für die Lebensfähigkeit jener Kunstgattung zu erblicken. So zweifellos der Naturalismus seinen Weg weiter zu verfolgen berufen ist, so sehr ist es doch fraglich, ob er allen künstlerischen Bedürfnissen auch nur einer Generation zu genügen vermag. Schöpfungen, wie die Wagner'sche des Leitmotives, gehen in der Geschichte der Kunst ebensowenig wirkungslos verloren, als ein mächtiger Strom plötzlich im Sande versiegt. Oft schon hat man eine Umwandlung zu erleben vermeint, wo in der That eine Differenzierung sich vollzog. Die dramatische Musik Richard Wagners scheint, auch nachdem sie die Fesseln der absoluten Musik abgestreift, dieselbe dennoch nicht aufgehoben zu haben; wie von einem Teil ihrer Anhänger und in seiner Periode des Radikalismus auch von ihrem Urheber prophezeit wurde. Er selbst soll sich in den letzten Monaten seines Lebens mit dem Plan zu einer Instrumentalcomposition getragen haben. Und wie neben dem musikalischen Drama die Symphonie, so wird wohl auch jenes neben dem naturalistischen Drama seine Stelle behaupten. Scheint doch in demselben Maße, als uns eine naturgetreue Darstellung der historischen Vergangenheit als unstatthaft bedünkt, gerade dieses Stoffgebiet einer Kunstart zuzufallen, welche sich bewußtes Abgehen von der Realität und Concentrierung des Wirklichen in allegorischen Bildern von vornherein zur Regel macht, und dadurch jene störende Frage, ob sich denn dies alles so zugetragen habe, gleich im Keime erstickt. — Allerdings werden wir nicht mehr mit den Augen eines Richard Wagner in die Vergangenheit blicken, werden in ihr nicht mehr das Idealmenschentum an sich aufzufinden hoffen, sondern sie gemäß der Auffassung unserer Wissenschaft als eine Reihe durchlaufener Entwicklungsstadien betrachten. — Aber — hindert uns die analoge Einsicht wohl, uns zu Zeiten in die Erlebnisse unserer Kindheit zurückzuversetzen und aus dem Quell einer phantasievoll umklärten Erinnerung neue Lebenskraft und -freude zu schöpfen? — So lange vermöge eines psychologischen Gesetzes die Weihe der Erinnerung vergangene Lust und vergangenes Leid mit dem milden Heiligenschein alles Dahingegangenen umstrahlt, wird es des Dichters Recht bleiben, die Bewohner jener Gefilde für Stunden wieder heraufzubeschwören an das Licht des Tages; — und der Musiker wird ihn hiezu die Zaubersprüche lehren. „Aber das soziale Problem ist und bleibt nun einmal der Lebensinhalt unserer Zeit!" — Auch Richard Wagner ist dem sozialen Problem mit den Mitteln seiner Kunst gerecht geworden. Man denke des Heeres der schürfenden und hämmernden Zwerge im dunklen Nibelheim! — Und dann ist das soziale Problem nicht das einzige Lebenselement unserer Zeit. Ebenso bedeutsam, wenn auch nicht eben so geräuschvoll wie die Umwandlung auf sozialem Gebiet vollzieht sich gegenwärtig das Zusammenbrechen einer Weltan-

schauung, der Auflösungsprozeß eines religiösen Mythus, welcher den fortgeschrittensten Teil der Menschheit durch fast zwei Jahrtausende in Bann gehalten. Und so sehr unsere Generation im Recht ist, den Kampf gegen die Falschheit des Überlebten mit aller Energie zu führen, so wenig sollte sie doch seine erhabene Schönheit verkennen; diese Schönheit der alten Weltauffassung, welche dadurch entstand, daß alles Streben und Schaffen vieler Jahrhunderte um den Krystallisationskern dogmatisch feststehender religiös-philosophischer Überzeugungen sich gruppierte, — diese gewaltige Architektonik des Altehrwürdigen, welche auf die hastigen Erzeugnisse des Neuen herabblickt, wie unsere gothischen Dome auf das bunte Marktgewühl zu ihren Füßen. — Noch verstehen wir jene Dome und den Geist, der sie errichtet. Bei dem rasch pulsierenden Leben einer Periode beschleunigter Entwicklung ist die Zeit vielleicht nicht mehr allzufern, da sie dem jungen Geschlecht so fremd und verschlossen erscheinen werden, wie uns die Königsgräber der alten Ägypter. Dann wäre die ganze Welt der Schönheit verloren gegangen, welche sie einschließen! — Die Akropolis sagt uns heute noch unvergleichlich mehr, als die Pyramide des Cheops. Wäre dem auch so, wenn kein Homer, kein Sophokles uns das menschliche Leben vermittelt hätte, das dort seinen steinernen Ausdruck fand? — Was die hellenische Götter- und Heldensage für die Akropolis, das ist der christliche Gottes- und Heiligenmythus für den gothischen Dom. — In diesem Mythus besitzen wir ein künstlerisches Bildungselement, dessen Schönheitsfähigkeit zu jenem hellenischen sich verhält, wie Rafaels Sixtina zur Venus von Milo — und das doch noch niemals, von den Fesseln der Dogmatik befreit, nach rein künstlerischen Absichten gestaltet worden! — Wenn irgend eine Zeit hierzu berufen ward, so ist es die unsere, deren Gefühle, wie damals in den Tagen der griechischen Tragödie, von der Muttermilch des Alten genährt sind, während der Geist schon darüber hinweg einem anbrechenden Morgen entgegenblickt. — Der menschliche Schönheitsgehalt der schwindenden Weltanschauung, verkörpert zu dramatischen Geschehnissen, getragen und durchflutet von den Wogen der Musik; — ein allzukühnes Zukunftsbild fürwahr, wenn nicht der Meister von Bayreuth uns die Wege gewiesen, um es zu finden! — Nicht in seinem „Parsifal", der, selbst noch im Banne des Alten stehend, an das große Problem nur leise zu rühren wagt, — sondern dort, wo er, ein Nachfolger der dichtenden Könige und Helden aus der Wikingerzeit des nordischen Volkes, die heimische Götterwelt unseres Stammes heraufbeschwört, um sie vor unsern Augen dem erlösenden Feuertode zuzuführen. Die Nibelungen-Tetralogie ist die dramatisierte Geschichte der Auflösung des alten heidnischen Göttermythus, versinnbildlicht in dem Untergange der Götter angesichts des überlebenden Menschengeschlechtes, — der **Götterdämmerung**. Auch wir leben in einer Zeit der Götterdämmerung. Aber der schwindende Gott ist nicht der bärtige Wanderer mit dem einen Auge — sondern der Gott, zu dem unsere Mutter uns beten gelehrt.

— —

Doch genug hiervon! — Der Leser, welcher mir bis hierher gefolgt, hätte wohl ein Recht, mich daran zu erinnern, daß das Plänemachen und Luftschlösserbauen in Sachen der Kunst ein Leichtes sei, und daß diese Ausführungen den Punkt fast schon überschritten haben, an welchem der Theoretiker, um verständlich zu bleiben, das Wort mindestens für eine Weile an den Praktiker abtreten müßte. — Vielleicht gelingt dies einmal zu anderer Zeit und an anderem Orte!



Alte und neue Sittlichkeit.

Von **Julius Hart.**

II.

Die große Schwäche der christlichen Ethik für unser modernes Bewußtsein liegt in ihrem Glauben an einen streng persönlichen Gott, der viel mehr und viel weniger ist, als die Annahme eines allgemein göttlichen Begriffes, einer moralischen Weltordnung, einer fortschreitenden Entwickelung oder sonst irgend eines teleologischen Prinzips. Glauben läßt sich der christliche Gott, aber auch nur glauben; und der Glauben ist nur ein zu feines, zu zerbrechliches Gefäß, welches allein durch ein kategorisches „Ich will glauben", durch ekstatische Mittel ungeheuer widerstandskräftig gemacht werden kann. Losgelöst von diesem Gottvaterglauben verliert die christliche Ethik, wie bereits gesagt, jede Kraft und ihre eigenartig christliche Färbung; denn die bloße Tugendlehre, wie sie in den Evangelien niedergelegt ist, die Lehre von der Liebe ist weit über nichtchristliche Gebiete verbreitet. Was aber ihren Wert am meisten einschränken muß, ist die Erkenntnis, daß sie mehr in der Theorie als in der Praxis Anhänger findet. Zwei Jahrtausende haben uns den Beweis erbracht, daß unter Millionen und aber Millionen Menschen immer nur zwei oder drei die Kraft besitzen, all ihr Denken und Fühlen auf das Jenseits zu konzentrieren und das Diesseits nur als eine „Poststation" anzusehen, wie sich orientalische Mystik ausdrückt. Die Ursache davon liegt in dem „Geniekultus", den die christliche Ethik und fast jede Ethik betreibt, einem Geniekultus, dem auch Ibsen mit Leib und Seele sich ergeben hat. Es ist danach ein unerschütterlicher Grundsatz, daß das sittliche Leben das höchste Leben, der sittliche Mensch der erhabenste Mensch sei. Alle sonstigen geistigen Fähigkeiten bedeuten nichts gegenüber dem energisch aufs Religiöse gerichteten Willen. Daraus folgt die Geringschätzung und teilweise Verachtung nicht nur aller materiellen Genüsse, sondern auch von Kunst und Wissenschaft. Aus dem Vielerlei der Menschennatur löst die Ethik das eine, das religiöse Element aus und setzt es vielfach geradezu in den Gegensatz zu den übrigen, so daß von der Menschheit eine Ueberwindung und Zerstörung zahlreicher Triebe verlangt wird, damit der eine ihrer Triebe die höchste Entwickelung erlangt. Von vornherein aber sind jene zahlreich zu unterdrückenden Triebe ebenso kraftvoll und stark wie der religiöse und sittliche. Und nur unter besonderen Umständen, eben im religiösen Genie, hat sich dieser letztere Trieb so wunderbar entfaltet und entfaltet sich bei geeigneter „Trainierung", durch Ekstase und Askese, daß demgegenüber alle anderen verkümmern. Im Grunde aber geht das religiöse Genie auch nur seiner „Lust" nach, genau wie der Dichter, der ganz dem Aesthetischen ergeben, und ein besonders subjektives Verdienst liegt im Thun des Ethikers nicht. Sein Verzicht auf die Genüsse der Welt erscheint vielleicht nur deshalb erhaben, weil er nicht gewöhnlich ist, aber hat er schließlich eine höhere Bedeutung als der Verzicht eines Blinden auf den Besuch einer Gemäldegalerie, eines Tauben auf das Anhören eines Musikwerkes? Von jeher haben die religiösen Naturen die Menschheit in Hypnose so zu versetzen gewußt, daß diese in die Vorstellungswelt der Hypnotiseure einging: das Ethisch-Religiöse, d. h. ich der ethisch-religiöse Mensch bin die höchste Offenbarung Eures Geistes. Aber ist diese Erkenntnis der ethischen Natur mehr als eine allgemein menschliche persönliche Eitelkeit, mehr als eine oratio pro domo, wie auch wohl jeder Künstler geneigt ist, in seinem Thun das höchste Schaffen zu erblicken, und den ästhetischen Menschen für den vollendetsten Menschen anzusehen?! Und ist es nicht auch eine Ueberschätzung, wenn wir

in so sentimentaler Weise den Tod Christi als eine ganz exorbitante That ansehen, nur weil ein Ethiker diesen Tod erlitt, obwohl doch an jedem Tag ein solches Sterben vor unseren Augen stattfindet. Denn das psychologische Motiv, welches irgend einen religiösen Schwärmer den Märtyrertod erleiden läßt, ist im Wesentlichen kein anderes, als was den bankerotten Kaufmann in den Selbstmord hineintreibt. Hier wie dort steht der Mensch vor dem Zwange, sein ganzes früheres Selbst aufzugeben, sich selbst zu verleugnen, seinem ganzen bisherigen Ich abzusterben, was qualvoller und unerträglicher als der leibliche Tod ist.

Der Geniekultus der alten Sittlichkeit ist vielleicht eine der Ursachen, um derentwillen die Menschheit in der Sittlichkeit überhaupt noch so weit zurück ist. Aus diesem Geist heraus hat Ibsen einmal das Wort gesprochen, daß uns alle politischen und sozialen Revolutionen und Reformationen nichts helfen, sondern nur die Umwandlung des inneren Menschen, der Wille im Einzelnen. Das ist echt christlich gesprochen: zieht einen neuen Menschen an. Nur das Ich kann sich durch sich selbst weiter helfen. Um so höher aber steht das Genie, je mehr Hindernisse es überwinden muß. Der religiöse Mensch strahlt in um so glänzenderem Lichte, je schwerer es ist, religiös zu leben, je vereinzelter er da steht unter den Menschen, je weniger ihm nachfolgen können. Und in der That häufen denn die alten Sittlichkeitslehrer Sünde auf Sünde in der Welt. Da ist vor allem die Erbsünde. Sieben mal siebzigtausend Mal sündigt der Mensch an jedem Tage. Die arme Menschheit gleicht dem Unglücklichen beim Gottesgericht, der über eine glühende Stange gehen soll, ohne sich die Füße zu verbrennen, dem Wanderer, der eine unendlich weite Fläche zu passieren hat, die ganz mit Dornen bedeckt ist. Wehe ihm, wenn er an den Dornen sich ritzt. Es ist der berühmte Eiertanz, den die Menschheit aufführen soll. Die Eier werden zu Hunderttausenden von Hunderttausenden zertreten, aber dem Einen, dem Religionskünstler, dem Genie gelingt es, glücklich herüberzujonglieren.

Hier sind jedenfalls Punkte, wo die alte Sittlichkeit von einer neuen aus der Angel gehoben werden könnte. Wobei ich nicht behaupten will, daß sie aus den Angeln gehoben wird. Wenn aber nun einmal die Menschheit den Gedanken faßt, die unfruchtbaren Versuche aufzugeben, die Versuche über Dornen heil hinwegzugehen und lieber Dornen und Eier hinwegschaffte? Sie könnte ja die Begriffe Sünde, Schuld und Vergehen in ein Nichts auflösen, erklären, daß es eine Unsittlichkeit überhaupt nicht gibt. Undenkbar wäre ein solches Vorgehen nicht. Gesetzt, die Menschheit sähe in dem Ehebruch nichts Unrechtes, nichts Widerliches mehr, weder der geschädigte Teil fühlte sich durch ihn verletzt, noch der schädigende durch und nach der That beunruhigt, würde damit nicht eine Quelle vieler Thränen, vieler Leiden versiegt sein? Der Ehebrecher würde nicht für unsittlich, der Ehetreue freilich auch nicht für sittlich gelten. Es würde von einem Sittlichen überhaupt nicht mehr die Rede sein, und von der Sittlichkeit gälte vielleicht das Wort von der guten Frau; je weniger man von ihr spricht, desto besser ist sie. Unser Denken macht das Gute und das Schlechte; alle Sittlichkeitsbegriffe sind wandelbar und wurzeln im Grunde der Weltanschauung. Die Weltanschauung würde etwa dahingehen, daß der Menschheit natürliche Triebe innewohnen, Triebe mannichfacher Art, die sich entfalten wollen, gerade wie die Pflanze zur Blüte hindrängt. Jeder Mensch sucht Nichts, als den in ihm wohnenden Trieb zu befriedigen. In Beziehung auf sein Ich thut der Gute nichts Anderes, als der Schlechte auch: beide leben sich und ihre Lust aus, thuen das ihnen Notwendige und Natürliche. Sie können nichts anders handeln, als wie sie handeln. Der Wohlthäter, der sein Gut den Armen austeilt, ordnet sein Ich durchaus nicht einem oder vielen Anderen unter, wie die geläufige Anschauung meint, handelt nicht, um das Gebot der Bentham'schen Moral

zu erfüllen, daß das Wohl der größeren Masse zu befördern sei, sondern auch er ist dem innersten Wesen nach Egoist, der seine eigene Befriedigung nur sucht. Und die angenehmen Folgen für die Anderen sind zufällige Wirkungen, doch keine Ursachen. Aber auch der Verbrecher, der Sünder ist an und für sich nicht schlecht, nicht verantwortlich für sein Thun. Von den sittlichen Wertschätzungen, die heute verbreitet sind, haben nur diejenigen Recht auf dauernde Anerkennung, welche und insoweit sie mit den Trieben der menschlichen Natur harmonisch vereinbar sind. Ihr Bestehen hängt von der Kraft ab, mit welcher sie im Menschen wurzelt. Wenn bei der großen Mehrheit der Drang und die Sehnsucht nach dem, was wir gut nennen, vorhanden ist, daß sich überhaupt entwickeln konnte, was wir heute Sittlichkeit nennen, wäre nur ein Beweis, daß ein Trieb danach im Menschen vorhanden ist. Man lasse also diesen Trieb sich ruhig weiter entfalten, aber auch alle anderen Triebe. Man strebe nach der Förderung des ganzen Menschen, die volle Natur, die in ihm ruht, soll nach allen Seiten hin ihre Blüten treiben; nicht aber verlangt von jedem dasselbe, strebt nicht ein einseitiges Trainieren an, nicht sucht etwa das Religiöse auf Kosten aller anderen Triebe zu entwickeln und damit die Harmonie des Ganzen zu zerstören. Denn es würde auch dieser Versuch scheitern. Die gewaltsame Unterdrückung des Sinnlichen und des Tierischen könnte dessen Lebenskraft vielleicht sogar nur steigern. Für kurze Dauer hält es wohl zurück, um dann um so gewaltsamer hervorzubrechen, — wie denn die Formen, unter denen die überreizte Unzucht auftritt, die Lust an der Geißelung u. ähnl., mancherlei bedenkliche Aehnlichkeiten mit dem auf die Tötung des Fleisches abzielenden asketischen Treiben haben. Hat andererseits das Sinnliche in der Menschheit seinen Zweck erreicht, ist es überflüssig geworden, dann wird der Trieb dazu von selbst auslöschen.

In einer solchen Sittlichkeitslehre wäre nun allerdings für den ethischen Geniekultus kein Raum mehr übrig. Dem Aristokratismus der alten Ethik stände ein Demokratismus gegenüber, der eine völlige Nivellirung der Begriffe Sittlich und Unsittlich heraufbrächte. Im Gebiete der Moralisch-Religiösen haben dann alle Standesunterschiede aufgehört, es giebt keine anbetungswürdigen Fürsten mehr, kein Adel und keine satte zahlungsfähige Bourgoisie, noch auch eine zerlumpte Plebs. Ibsen's Thomas Stockmann hat auf den Himmel kein höheres Anrecht, als der böse Stockmann, der Bürgermeister-Bruder, und der große Prediger Brand sitzt mit Zöllnern, Sündern und öffentlichen Dirnen an einem Tisch. Jeder ist gleich sittlich, jeder gleich unsittlich, wenn es dann überhaupt noch einen Zweck hat, solche Worte in den Mund zu nehmen. Man könnte diese Ethik auch eine sozialistisch-anarchistische nennen. Sie stellt an den Einzelnen eigentlich gar keine Forderungen, von seinem Willen seiner Erhebung fordert sie nichts Denn der Mensch ist ja Produkt seiner Verhältnisse, die Summe seiner Anlagen und Triebe. Die Ibsen'sche Erkenntnis muß gerade in ihr Gegenteil verkehrt werden. Die innere Wandlung in der Seele des Einzelnen ist in gewisser Beziehung bedeutungslos. Für sich mag das Ich damit etwas erreichen, aber für die Allgemeinheit wird auf diesem Wege nichts gethan. Die Allgemeinheit schlägt den Ethiker tot, oder sie betet zu ihm, wie zu einem Heiligen, aber ob sie ihn totschlägt oder als Heiligen verehrt, in ihrem eigenen Thun und Handeln wird sie in tieferer Weise von seinen Vorschriften nicht beeinflußt und bestimmt, sondern folgt nur ihren Trieben. Nichts kommt auf den inneren Menschen an, aber alles auf die äußeren Verhältnisse. Die politischen Revolutionen, die sozialen Umgestaltungen haben gerade einen ungeheuren Wert. Man denke an die bei Bellamy niedergelegten Anschauungen. Weder in Hertzka's „Freiland", noch auch in Bellamy's Zukunftsstaat gibt es noch Gerichte und Zuchthäuser. Kann man radikaler das Vergehen gegen das Eigentum aus der Welt schaffen, als indem man eben

das Eigentum beseitigt? Kann man die Menschheit radikaler von ihrer Sündhaftigkeit befreien, als indem man eine Sünde überhaupt nicht für Sünde ansieht? Die ganze Bewegung würde ihr Ziel darin suchen, daß sie der ganzen Menschheit und jedem Einzelnen die volle und möglichst reine Entfaltung all ihrer und seiner Triebe ermöglicht. Was sie bekämpft ist die Verkümmerung dieser Triebe und Anlagen durch die äußeren Verhältnisse, die Schwäche des Individuums, das kein Individuum zu sein wagt und sich nicht selber auszuleben sucht, was sie predigt ist die volle Gleichberechtigung aller Triebe, seien es nun der religiös-ethischen, der künstlerischen und wissenschaftlichen oder der sinnlichen Triebe. Wo die höchste Kraft, da wird auch die größte Dauer sein. Ist der Mensch vorwiegend geistiger Natur, — was heute sich nicht entscheiden läßt, da die Mehrzahl von den Quellen des geistigen Lebens gewaltsam fern gehalten wird, — so wird auch das Geistige zum Siege kommen, oder die sinnliche Natur behauptet zuletzt das Feld. Jedenfalls bleibt aber „die Auswahl" der Natur vorbehalten. Hat diese die Tendenz auf das, was wir heute das Gute, das Edle, das Sittliche nennen, so gelangen wir zu dieser Sittlichkeit auch auf ganz natürlichem Wege hin. Wenn die Begriffe „sittlich-unsittlich" verschwunden sind, so ist nicht gesagt, daß die Menschheit auch damit aufhört, sittlich zu leben, nach der Auffassung, die wir heute mit dem Worte verbinden. So aber das Dichten und Trachten der Menschen böse von Jugend auf ist, wie die Bibel meint, ist der Mensch ein dem Gemeinen ergebenes Wesen, und tröstet uns über diese trübe Erkenntnis nicht der Glaube an einen erlösenden und verzeihenden Gott hinweg, — — nun dann werden auch alle ethischen Bestrebungen wesentlich nichts bessern, und am Untergang der Menschheit sowohl wie des Einzelnen liegt nichts. Écrasez l'infame!

Es wäre der Nachteil und der Vorzug dieser Ethik, daß sie kein festes Ziel angiebt, wohin die Menschheit drängt, keine sicheren Erkenntnisse von dem, was als Letztes und Höchstes von der Menschheit erreicht werden kann und muß. Alle älteren Lehren glauben dieses Ziel genau zu kennen, und kommen damit notwendig zu einer autoritären Ethik, zu einem „Du sollst", zu einer Unterscheidung von Sündern und Gerechten, und dadurch auch zur Selbstgerechtigkeit und Unduldsamkeit. Aber der Grundgedanke ist eben falsch: das letzte Ziel unserer Entwickelung kann uns Niemand verraten. Die neue Sittlichkeit führte hingegen notwendig zur Duldsamkeit, doch nicht zu einer Duldsamkeit, die alles gehen und stehen läßt und soviel wie träge Passivetät bedeutet, sondern sie würde ein ewiges Kämpfen, ein ewiges Ringen erzeugen, einen Kampf, der aber mit den edelsten Waffen geführt wird, in dem nur Gleichberechtigte, nur Freie sich gegenüberstehen. Diese Ethik macht jedes Individuum selber zum Richter seiner Thaten; nicht hat der Eine Gewalt über dem Anderen, nie wird Einer den Anderen verurteilen, sondern Jeder ist sein eigener Richter. Aber damit wächst auch die Selbstverantwortlichkeit eines Jeden ins unermeßliche und das blinde menschliche Heerdentier verschwindet und nur Führer werden heranwachsen. Der Geniekultus wird aufhören, aber nur weil Jeder den Marschallstab des Genietums im eigenen Tornister trägt. Jeder geht darauf aus, die besten, die ihm wertvollsten, seine kräftigsten Triebe zu pflegen und zur Entfaltung zu bringen, fürchtet am meisten die Verkümmerung und Unterdrückung des Ichs und bringt so immer auf Besserung der Zustände, auf erweiterte Freiheit in der Bewegung für einen Jeden. Und so wird das Tüchtige und Kraftvolle sich immer reiner entwickeln, immer uneingeschränkter. Diese Sittlichkeit gründet sich nicht auf einem Ich, welches mit roher Gewalt Andere unterdrückt, sondern das im strebenden Ringen und Kämpfen mit Anderen einer immer höheren Entwickelung der Menschheit zustrebt.



Wie „der Weise“ liebt.

Zunächst, wie sieht er aus, „der Weise“? —

Dies Wort erweckt eine Gruppe ehrfurchtgebietender klassischer Vorstellungen: Wir denken an einen Mann, der kein Jüngling mehr ist und auch kein Zittergreis, sondern ein würdiger Herr „in den besten Jahren“, behäbig, embonpointiert und kräftig, wenn auch bereits grauhärig und glatzköpfig; er hüllt sich plastisch in ein antikes Faltengewand und legt tiefsinnig den Finger an die rötliche, weltkundige Spürnase, um nach langem Grübeln schließlich mit spöttischem Humor festzustellen, daß er eben nur weiß, daß er nichts weiß. — Das ungefähr ist „der Weise“, — der Weise, wie er sich unsrer Knabenphantasie darstellte, als wir bei der Lekture lateinischer und griechischer Chrestomatien die Bänke drückten, — der Weise, wie ihn Wilhelm Busch köstlich parodiert:

„Sokrates, der alte Greis,
Dachte oft in schweren Sorgen:
Ach, wieviel ist noch verborgen,
Was man immer noch nicht weiß.“

Ganz anders aber denkt „der Weise“, welchen ich Ihnen vorstellen möchte. Das ist überhaupt ein ganz andrer Mensch: Ein Sohn unserer Tage ist's, modern comme il faut; er hat das Alter eines Referendars, trägt Cylinder, Handschuhe und einen Nackenscheitel und besucht, nachdem er den langweiligen Thee der „Gnädigen“ geschlürft und nach einem tugendhaften Goldfisch geschielt hat, gewohnheitsmäßig die nächtliche Friedrichstraße. Im schroffsten Gegensatz zum antiken Weisen weiß unser moderner Jüngling entschieden, daß er was weiß; darüber kann er sogar Zeugnisse beibringen. Selbst eine Materie, die er nicht ausdrücklich studiert hat, kann er beurteilen; fragt man ihn „wieso?“ und „warum?“, so entgegnet er: „Das sagt mir mein gesunder Menschenverstand!“

Das eben ist seine Eigenart: er hat „gesunden Menschenverstand“! Darum hat er auch ein Buch geschrieben: „Philosophie des gesunden Menschenverstandes. Von Hannas“ (Leipzig bei Wigand).

Was aber heißt „gesund“? — Wie man unter einem gesunden Körper gewöhnlich einen „normalen“ versteht und eine Reihe thatsächlicher Gebrechen, z. B. die hülflose Unfähigkeit des Kindes, den Schlaf, das Alter, nur deswegen nicht als krankhaft bezeichnet, weil sie eben normal sind, — so deutet auch der Ausdruck „gesunder Menschenverstand“ auf das Normale, Gewöhnliche, auf den Durchschnittsmenschen hin. In diesem Sinne enthält das vorliegende Buch allerdings die Philosophie des gesunden Menschenverstandes. Denn sein System ist so ziemlich aus all jenen Urteilen zusammengesetzt, mit denen der Mann der Menge, der ordinäre Normalkopf und Durchschnittsdenker oder noch treffender der moderne Philister aufwartet. Was die Masse, die Mehrheit denkt, das ist dem Hannas wahr und weise. Er stellt geradezu den Satz auf: „Hat die Menschheit, natürlich nur die gesunde und urteilsfähige, einstimmig sich für einen Satz entschieden, so ist er wahr.“ Sehr einfach! Stimmen wir also ab! Stellen wir die Wahrheit durch eine Statistik der Meinungen fest. Es lebe die Majorität, es lebe das demokratische Prinzip! Du aber, Individualismus, erhabene Lehre vom Unverstand der Massen, von der Seltenheit und Anormalität der Wahrheitsförderer, verhülle dein Haupt! . . .

Doch ich wollte ja verraten, wie „der Weise“ liebt! Ich wähle gerade dieses Thema, weil seine Behandlung durch Hannas besonders charakteristisch für den „gesunden Menschenverstand“ ist.

Hannas ist ein Gegner jener Moral, welche zuviel verlangt. Doch ein Bischen Moral — so die hausbackene Sittlichkeit — muß sein; sonst geht alles drunter und drüber. Diesen Grundsatz wendet er auch auf die Liebe an. Und so schwärmt er einerseits für Einehe, Jungfräulichkeit und eheliche Treue, andrerseits aber — für die Friedrichstraße bei Nacht.

Die Einehe fordert er auf Grund derselben Redensarten, welche der Philister am Biertisch ins Feld führt: „Die kultivierten Völker sind monogamisch“, „die verderblichen

Folgen der Vielweiberei in der orientalischen Welt liegen klar vor unsern Augen." Mir scheint, sehr unklar, Hannas! Sie scheinen nicht zu wissen, daß die Vielweiberei thatsächlich bei den „kultivierten" Völkern verbreiteter ist als bei den Orientalen. Ebenbürtig Ihren orientalistischen Kenntnissen ist auch Ihr Scharfsinn, der da folgert: „Außerdem weist die Natur durch die im ungefähren gleiche Anzahl von männlichen und weiblichen Individuen auf die Einweiberei hin." Sie sind also plötzlich „Naturphilosoph?" Die Natur wünscht es so! Sonst hätte sie ja mehr Weiber geschaffen. — Oder wollen Sie vielleicht andeuten, daß die Vielweiberei nicht durchführbar ist? Warum machen Sie sich dann die Mühe, die Vielweiberei zu bekämpfen? — Hannas entgegnet: „Es giebt Leute, welche an der Einehe zu rütteln sich vermessen, welche ein freies Geschlechtsleben für möglich halten; doch was sich seit Jahrtausenden unverändert erhalten hat, das muß jedem von uns ehrwürdig sein, das sind wir berechtigt für eine ewige Wahrheit zu halten (!). Darum verhalten wir uns gegen alle Neuordnungen, welche die Tendenz haben, das Familienleben aufzuheben, ohne weiteres (!) ablehnend. Die Weibergemeinschaft ist uns etwas Undenkbares und ist etwas aller bisherigen Kulturentwicklung Hohnsprechendes. Wir entheben uns aller diesbezüglichen Erörterungen (!). Wenn wirklich die geschlechtliche Entwicklung dorthin gelangen sollte, könnte dies erst nach langen, langen Zeiten der Fall sein, und es würde sich eine fundamentale Umwälzung alles menschlichen Lebens ergeben. Es wäre ein eiteles Beginnen, sich diese auch nur im ungefährsten vorstellen zu wollen; darum erlassen wir es uns, über das Hirngespinst der freien Liebe Worte zu verlieren (!). Das Familienleben, wie es heutzutage bei den höchstentwickelten Völkern besteht, ist uns etwas Unantastbares und seinem Wesen nach Vollkommenes" (!). — So Hannas. Derselbe Hannas aber meint in der Einleitung seines Buches: „Es wäre am richtigsten, wenn wir, höhere Geistesurteile aussprechend, das Wort „wahr" nur in der Komparativform gebrauchten: eine Meinung ist wahrer als eine andere, ob sie absolut wahr sei, können wir nicht wissen. Auch das Wort „vollkommen" ist ein solches, welches immer nur in relativem Sinne verstanden werden darf. Eine absolute Vollkommenheit giebt es nicht, daher der allgemeine Ausspruch „vollkommen ist nichts" seine volle Berechtigung hat."

Trotz seiner Schwärmerei für die Monogamie und die Heiligkeit der Ehe hält es Hannas doch, wie er unverfroren gesteht, mit — Don Juan! Nach seiner Meinung konstatiert der Philosoph des gesunden Menschenverstandes, „daß in jedem natürlich (!) entwickelten Menschen etwas vom Don Juan steckt"; ja er fügt schmunzelnd hinzu: „Es hilft kein Widerstreben, man muß es aussprechen: die Dummen und die Klugen, die beschränkten und die mit weitem Blick begabten Menschen kann man in den meisten Fällen an ihren Don Juan-Anschauungen erkennen."

Ja zum Teufel, was ist denn nun eigentlich moralisch? Soll ich ein keuscher Monogame oder ein Don Juan sein? — Hannas entgegnet: Beides, mein Lieber! Sei keusch und monoganisch gegen Jungfrauen und Ehefrauen, ein Don Juan aber gegen Weiber, die sich bereits von einem Andern haben verführen lassen; denn die Moral ist nur zum Schutze der „Gesunden" da, die „Gefallenen" betrachtet sie als vogelfrei. — Unser Philosoph sagt wörtlich: „Die Prostitution ist eine Pflanze, ohne welche die Vegetation des Geschlechtslebens nun einmal nicht denkbar ist. Wenn nun ein Jüngling sich mit einem gefallenen Mädchen Genuß verschafft, so verstößt er damit in keiner Weise gegen die soziale Ordnung, welche ja nur die Unantastbarkeit der Ehe und der Jungfräulichkeit gebietet. Daher ist es thöricht, eine solche Handlung vom Standpunkt der idealen Moral herab zu geißeln. Dem Jünglinge geziemt es, das menschliche Leben nach allen Höhen und Tiefen kennen zu lernen, und der Verkehr mit Freudenmädchen ist geeignet, ihn um viele Erfahrungen reicher zu machen. Der Jüngling soll alle Gewässer des Lebens kennen lernen und auf allen zu schwimmen verstehen; er mag untertauchen, wo er will, aber er soll auch dabei stets Herr des Elements sein, in dem es ihm zu baden beliebt. Kein Vater braucht unglücklich zu sein, wenn er hört, sein Sohn habe eine Nacht mit Wein, Weib und Gesang hingebracht; er lasse ihn ruhig die Hefe des Geschlechtslebens kosten, der Jüngling wird dadurch einen um so feineren Geschmack für die Blume desselben, für das Familienleben und ehelichen Geschlechtsgenuß, bekommen."

Profit Mahlzeit! Ist diese Moral des „gesunden Menschenverstandes“ nicht in der That ein mundgerechtes, leicht verdauliches Fressen für den modernen Normalbourgeois? Doch die Pastete wird noch leckerer! Hannas tischt uns, gewissermaßen als Krone der Tafel, noch ein Essai über den Hauptgegenstand unseres Interesses auf, nämlich über das Thema: „Wie liebt der Weise?“ Ich kann nicht umhin, trotz ihrer Stattlichkeit, diese Pastete den verehrten Lesern zur genausten, deliziösen Betrachtung herumzureichen. Hier ist sie, bitte!

„Wir hatten im früheren ein Bild des weisen Mannes entworfen, der alle seine Gefühle unter die Herrschaft der Vernunft beugt. Es sei uns gestattet, dieses Bild jetzt nach der Seite des Liebes- und Geschlechtslebens zu vervollständigen. Der weise Mann ist von allgemeiner Menschenliebe erfüllt, er hat alle Individuen wie alle Geschöpfe gern und freut sich ihrer Eigenart, wofern sie nur von einiger natürlichen Bedeutsamkeit ist und ohne Blasiertheit auftritt. Daher hegt er eine besondere Sympathie für Kinder, deren Wesen meist immer bedeutsam ist und nichts von Unnatur und Selbstschätzung an sich trägt. Er beschenkt sie, spielt mit ihnen, küßt und streichelt sie aus natürlichem Antrieb; denn alles Liebeerweckende, zumal das Zarte, berührt der Mensch gern. Dem Zarten jagt der Weise auch in der Welt des Weibes nach. Die Männer liebt er hart und fest, die Frauen weich und biegsam . . . Darum hat der Weise eine Vorliebe für weibliche Wesen, die unbewußt wie die Kinder leben, ohne viel Vernunftthätigkeit ihren Gefühlen folgen, welche natürlich durch gute, vernunftgemäße Erziehung in richtige Bahnen gelenkt und nicht durch Bildung resp. Verbildung der Natur entfremdet sind. Der weise Mann will mit einer Jungfrau nicht ernste, durchgeistigte Gespräche führen, sondern sich an ihrem unbefangenen Geplauder ergötzen; er freut sich ihrer ungelehrten, aber von natürlichem Verstande zeugenden Fragen und Antworten und übernimmt es gern, sie über die Menschenwelt zu belehren, wo er es für angebracht hält. Kindlich unbefangene Jungfrauen „liebt“ der Weise, wo sie ihm immer entgegentreten. Er freut sich ihres Anblicks, ihrer Gegenwart, ihres Gesprächs, zumal wenn ihren Körper Reize schmücken, er liebt sie, wie er die Kinder liebt, als die Blumen des Erdengartens, welche sein Gefühl erregen und ihn zu einem eigentümlichen frohen Bewußtsein seiner Existenz bringen. Er spricht zu ihnen in zärtlichem Wohlgefallen, er möchte sie liebkosen, küssen, wie er die Kinder küßt, ohne jede Erregung seiner Sinnlichkeit, in reiner, unschuldiger Freude. Die Wollust ruht tief unten in seiner Seele. Er achtet die Jungfräulichkeit streng und hütet sich mit heiliger Gewissenhaftigkeit, sich irgendwo gegen sie zu vergehen. S t e i g t a b e r e i n f r i s c h w a r m e s, f r e u n d l i c h e s K i n d z u i h m i n s B e t t, s o t r e i b t e r e s n i c h t h i n a u s u n d g e n i e ß t o h n e B e d e n k e n d i e F r e u d e, z u d e r e r v o n N a t u r d i s p o n i e r t i s t, u n d d e r e n V e r w i r k l i c h u n g i h m h i e r v o n d e r S t i m m e d e s s o z i a l e n W o h l e s n i c h t v e r b o t e n w i r d. Doch hütet er sich, der Wollust zu Liebe sich auch nur das Geringste zu vergeben, seine Ehre und Manneswürde stehen ihm unendlich höher als der Genuß des Leibes. Wenn der Weise beschließt, eine Familie zu gründen, so ist er nicht in Verlegenheit um eine glückliche Gattenwahl. Er hängt sein Herz nicht an eine einzelne, die er für „die Krone aller Weiblichkeit“, für „die ihm von Gott bestimmte“ Gemahlin hält, sondern es sind viele Jungfrauen in seiner Bekanntschaft, die durch Schönheit, Sanftmut, neckischen Humor sein Wohlgefallen erregen, und er weiß, daß er deren noch eine große Anzahl kennen lernen würde, wenn er den Kreis seiner Bekanntschaft erweiterte . . . Er wählt daher unter den ihm sympathischen Jungfrauen diejenige aus, welche zugleich für seine speziellen Verhältnisse die zweckmäßigste sein würde. I s t e r i n d r ü c k e n d e r p e k u n i ä r e r L a g e, s o w i r d e r d i e M i t g i f t b e i s e i n e m E n t s c h l u s s e e n t s c h e i d e n l a s s e n, ist es seine Aufgabe, einer großen Familie von Untergebenen vorzustehen, so wird er die königlich geartete Jungfrau der stillbescheidenen vorziehen. Unter dergleichen Erwägungen wird seine Wahl zu stande kommen. Er erwirbt sich damit ein Weib, das er lieben und das ihm nützen kann, das für sein Seelenleben und sein materielles Leben gleicherweise eine Wohlthat ist. Wenn er dann der Erwählten seinen Antrag macht, so spricht er n i c h t in schüchternem Tone: „Mein gnädigstes Fräulein, ich kann die Gefühle, die Sie mir erregt haben, nicht länger in mein Herz verschließen. Ihre Schönheit und Herzensgüte haben einen unverlöschlichen Eindruck auf mich gemacht. Ich liebe Sie, liebe Sie mit einer Glut, der nichts auf Erden vergleichbar ist . . .“ Solche heißen und unvernünftigen Worte

können der verständigen Liebe des Weisen nicht entspringen, er läßt sich anders vernehmen: „Mein liebes Fräulein, ich sehne mich nach eignem Herd und eignem Heim und suche eine Gefährtin, die mir den Weg des Lebens mit den Blumen der Liebe und Lieblichkeit schmückt. Mein Benehmen Ihnen gegenüber muß Ihnen schon immer verkündet haben, wie sehr ich an Ihrem Wesen meine Freude habe. Ich bin überzeugt, daß unsere Naturen gut mit einander stimmen und wir das glücklichste Eheleben führen würden. Wenn Sie gleicher Meinung mit mir sind, so reichen Sie mir Ihre Hand und willigen Sie ein, meine liebe Frau zu werden." Unser Freund wird auf seine Werbung eine abschlägige Antwort nur dann bekommen, wenn materielle Hindernisse dem Bund entgegenstehen; denn es ist unmöglich, daß ein Mädchen, mit welchem der Weise bisher als mit einer Freundin verkehrt hat, Abneigung gegen ihn besäße."

Ob es in der That unmöglich ist, einem derartigen „Weisen" zu widerstehen — das zu beurteilen überlasse ich Ihnen, meine Leserinnen.

Meinerseits finde ich in dieser Art Philosophie des gesunden Menschenverstandes, in dieser unverschämt flachen und fauligen Moral, dieser krämerhaften Selbstsucht, geckenhaften Dünkelhaftigkeit und brutalen Versklavung des weiblichen Geschlechts, eine tiefe Bedeutung, eine Perspektive in unser soziales Gebiet. „Der Weise", welchen der unwiderstehliche Hannas schildert, ist nichts andres als das Bild, das ihm, dem Gecken, der eigene Spiegel zeigt. Und Hannas fühlt sich bei dieser Selbstbespiegelung als Vertreter einer Gesellschaftsklasse, als der echte, der rechte, der „gesunde", normale Vollblutbourgeois-Jüngling! So erscheint mir denn die „Philosophie des gesunden Menschenverstandes" als ein kulturgeschichtliches Dokument. Und nur aus diesem Grunde mache ich auf das sonst so öde Buch aufmerksam.

Thomas Stockmann.

Dichtermacht.

Eine altmekkanische Geschichte von **Paul Scheerbart**.

(Schluß.)

„Zwanzig Goldstücke genügen allerdings nicht einmal, um einen einzigen Eidam zu befriedigen. Wäre die Stadt Mekka reicher, dann könntet ihr wohl eher Hoffnung haben —" bei diesen Worten des klugen Ascha begann Selma zu weinen, aber der Dichter lächelte, streichelte die Wange des jungen Mädchens und sagte mit prophetisch glänzenden Augen: „Dennoch werdet ihr Alle einen Eidam finden, seid nicht betrübt! In Jahresfrist werdet ihr Alle glückliche Ehefrauen sein, auch wenn ihr kein einziges Goldstück erspart hättet. Dieses, Selma, verkündet Dir Ascha, der Dichter, der mehr weiß und mehr vermag als Du ahnst."

Da trocknete Selma ihre Thränen, sie reichte dem Dichter vertrauensvoll dankend die Hand und sprach gerührt: „Dann will ich auch prophezeien. Ich weissage, daß Ihr im Dichterwettkampf den höchsten Preis erringen werdet, und Eure Verse werden, wie es Brauch ist, mit golddurchwirkten Fäden auf weißer Seide gestickt prunken. Und ich weiß auch, daß diese meine Finger das Glück haben werden, Eure Verse mit Goldfäden für alle Zeiten zu verewigen."

Nachdem sie aber also mit erhobener Stimme geweissagt hatten, verstummten sie und es war lange Zeit eine große Stille, nur der Mond lugte über die Lehmmauer, die Mohnblumen glühten im Halbdunkel, und die Palmen wiegten sich im Abendwinde. Und auf einmal fühlte Ascha Selmas Haupt an seiner Brust und sie sprach ganz leise, garnicht mehr prophetisch: „Kann nicht Ascha einer von den Bräutigamen sein?" Da fuhr aus Ascha's tiefster Seele ein großer Seufzer und er sprach ganz leise, ohne zu lächeln: „Ascha ist ein Dichter und also ein armer Mann, Deiner aber warten die reichen Söhne von Okaz." „Aber Ascha" flüsterte Selma, indem sie sich innig an ihn schmiegte, „wird doch den Preis im Dichterwettkampf erringen und viele Goldstücke heimtragen."



„Ja,“ sprach Ascha, „das wird er. Aber er wird sie noch denselben Tag alle ausgegeben haben und wird ärmer sein denn zuvor. Denn wisse, daß Ascha ein Dichter ist und daß ein Dichter auch dann kein Geld hat, wenn er Geld hat, dafür aber große Bekümmernis, Trunkenheit, Liebesnöte und Schulden zuletzt.“

„O,“ sprach Selma noch leiser, „das ist freilich etwas andres, das habe ich nicht gewußt. Dann muß Selma also doch des anderen Eidams warten.“ Ihr Haupt aber lag noch immer an seiner Brust. Und Ascha beugte sich nieder und küßte sie viele Male, daß sie es nicht wehren konnte. Und sie weinte wieder und sagte: „Ascha, Ascha, warum kannst Du nicht doch der Bräutigam sein?“ Da umschlang sein starker Arm sie fester, seine Küsse brannten wie Flammen. „Selma, Dein Bräutigam wird Dir Goldstücke geben, ich aber gebe Dir Küsse, für jedes Goldstück einen.“ Und nach einer Weile fügte er hinzu: „Nun ist Ascha Dein Bräutigam gewesen, aber jetzt ist es aus. Mehr hat Ascha nicht. Ziehe hin in Frieden.“

„Ja,“ sagte sie leise, „ziehe hin in Frieden. Die Himmlischen sind groß und werden das Loos der Dichter bessern — wenn sie wollen.“

Und also schieden sie in Frieden, da um diese Stunde der alte Jschak heimkommen sollte. Eine Weile stand Ascha einsam und schaute in den Mond, mit großer Betrübnis. Da er aber Jschaks schlürfende Pantoffeln hörte, sprach er zu sich in seinem Herzen: „Ascha ermanne Dich. Die Liebe ist sehr schön. Aber Deine Küsse waren keine Goldstücke. Und jetzt ist die große Frage, wie Du diesen guten Leuten die gesparten zwanzig Goldstücke entlocken kunnst.“

Und eine halbe Stunde darauf saßen Ascha und der greise Jschak schweigend mit untergeschlagenen Beinen auf dem Teppich nebeneinander. Eine Zeit lang dauerte dieses Schweigen, dann aber, als die Kanne Dattelwein zur Hälfte geleert war, und der Mond glänzend über die Mauer blickte, hub der Dichter mit leiser Stimme an:

„Jschak hat acht Töchter, alle schön wie der Vollmond, wenn er über der Wüste steht, aber das Haus der Armen steht offen, ohne daß ein Eidam hineintritt.“

Da ward ein langer Seufzer in der Stille der Nacht vernehmbar und das Haupt des greisen Jschak sank tiefer auf die Brust herab. Und abermals nach einer Weile begann der große Ascha von Neuem:

„Die Himmlischen haben Ascha geoffenbart, daß dem Hause Jschaks acht Schwiegersöhne nahen werden, alle glänzend angethan und Besitzer unzähliger Kameele und Schafe. Und es wird geschehen in den Tagen, da der Dichter in Okaz weilt und die Gassen von Okaz widerhallen vom Klange seiner Lieder.“

Bei diesen Worten richtete der greise Jschak sein Haupt langsam empor und ehrfurchtsvoll murmelte er:

„Bei den Himmlischen ist kein Ding unmöglich.“

„Kein Ding unmöglich,“ wiederholte der Ascha und wiegte leise sein Haupt hin und her. „Und doch,“ fuhr er nach einer Weile wieder fort, „wurde das Herz des Dichters von schweren Zweifeln an der Macht der Götter bewegt. Wie, Ihr Himmlischen, fragte ich, soll ich denn nach Okaz kommen, da ich zu dieser Reise doch zwanzig Goldstücke benötige und auch nicht die kleinste Münze in den Falten meines Gewands trage?“

„Und was haben die Himmlischen Dir darauf geantwortet,“ fragte der alte Jschak, und eine leise Erregung bebte durch seine Stimme.

Da war es, als ob auch die Augen des Dichters heller aufleuchteten, und auch seine Stimme zitterte leise vor Erregung: „Heute,“ sagte er, mit dem Tone eines geweihten Sehers, „heute, erwiderten mir die Himmlischen, bist Du arm und heute noch wirst Du reich sein. Aber,“ setzte er dann nach einer Pause wehmütig hinzu, „das Heute neigt sich dem Ende zu und noch sehe ich keinen Boten, der mir die Erfüllung dessen brächte, was die Dreimal-Heiligen mir geoffenbart haben.“

Bei diesen Worten hob sich der greise Jschak langsam empor, stand auf und eine große Feierlichkeit lag über seinem ganzen Wesen. Und er legte beide Hände auf die Schultern Aschas und sagte: „Mein Sohn! Zweifle nie an der Macht der Himmlischen. Bei den Himmlischen ist kein Ding unmöglich, und siehe, ihr Bote ist gekommen.“ Und langsam schlürfte er davon, ging zu seinen Töchtern und kam bald mit zwanzig dicken

Goldstücken wieder, die er in feierlicher Weise dem Fremden übergab. Dieser dankte mit zitternder Hand und steckte hastig das Geld zu sich. Länger hielt es ihn nicht. Er stand auf und nahm Abschied.

Vor der Thür umarmten sich die beiden Männer noch einmal, und rasch bestieg der Dichter wieder seinen schwarzen Hengst, mit dem er stolz hochaufgerichtet in die mondhelle Nacht hinaussprengte.

* * *

Der große Markt zu Okaz wurde von unzähligen Reisenden besucht, Perser und Armenier, Inder und Syrer trafen dort zusammen. Ungeheuere Waarenballen lagen neben den ruhenden Kameelen. Die Teppichhändler priesen laut ihre neuen Muster an, und prunkende Seide glänzte neben dicken Wolldecken. Aus den großen, bunten Zelten drangen die fremden Laute der verschiedenen Sprachen heraus. Nackte Kinder spielten lärmend auf der grünen Wiese, Frauen trugen Wasserkrüge zu den silberklaren Quellen — laute Marktfreude belebte die ganze Stadt.

Ascha wandelte sehr unruhig mit breiten Pergamentrollen in der Hand in den abseits gelegenen Palmenhainen umher. Vergeblich versuchte er, sich die Gesichtszüge von Ischaks Töchtern im Geiste vorzustellen, auch ihr Wesen und ihre Eigenart schien ihm garnicht mehr erinnerlich. Daß ihn aber so sein Gedächtnis im Stiche ließ, das kümmerte den Dichter wenig, den dazumal nur ein Gedanke bestrickend umfangen hielt. Er wollte prüfen, wie weit die Macht eines arabischen Dichters reichen könnte. „Der König von Byzanz soll uns Dichter um unsre Macht beneiden," flüsterte er häufig vor sich hin in seinen spitzen schwarzen Bart.

Als nun endlich der Tag des Wettstreites herangekommen war, und auch Ascha mit lauter hellklingender Stimme seine Verse vortrug, da horchten die Versammelten aufmerksam zu; gar bald herrschte andächtige Ruhe. Der große Ascha pries in acht herrlichen Gesängen die Tugenden der arabischen Frauen. Der Name „Selma" ward häufig wiederholt. Mekkas künftige Größe wurde zum Schlusse von Ascha in hochtönenden Worten geweissagt, worüber die Versammelten sehr erstaunt waren. Die Verwunderung wuchs, als der Dichter in reizenden Versen mitteilte, daß die acht Mädchengestalten, welche die gepriesenen Tugenden verkörperten, leibhaftig auf Erden lebten. Ein brausender Beifall wurde dann aber entfesselt, als der Dichter auch behauptete, daß er den Wohnort der Schönen anzugeben wüßte. Kaum glaublich erschien es hierauf Allen, als sie hörten, die Mädchen lebten in dem bislang nur durch seine Armut bekannten Mekka im Hause des armen Wollfärbers Ischak. Wer indessen beschreibt den Jubel, als Ascha begeistert ausrief, daß derjenige, welcher nur eine einzige der acht Jungfrauen zu seinem Ehegemahl erheben dürfe, sich selig preisen könne bis an das Ende der Tage. Mehr jedoch sagte der kluge Dichter an dem Tage des Dichterwettkampfes nicht.

Alles aber hatten viele vornehme Jünglinge gehört, die alle sogleich in heißer Liebe entbrannten, noch in selbiger Nacht eine große Karavane ausrüsteten und ohne Verzug zum Aufbruch mahnten, damit Niemand früher gen Mekka pilgre denn sie.

Und der Dichter Ascha empfing den Dichterpreis. Den nach Mekka reisenden Jünglingen ward der ehrende Auftrag zu Teil, dafür zu sorgen, daß Aschas Verse von kundiger Hand in Mekka mit goldenen Fäden auf weiße Seide so rasch wie möglich gestickt würden. Andächtig verwahrten acht Jünglinge die acht Pergamentrollen in den Wollgewändern auf ihrer Brust. Im ganzen versammelten Volke fühlte sich ein Jeder hingerissen von der feurigen Glanzsprache des großen Dichters Ascha. Sein Name ging von Mund zu Mund, er ward von den Fortziehenden weitergetragen bis an die Ufer des Ganges, bis Byzanz und Alexandria.

* * *

Als Ascha nach einigen Monden wieder in Mekka vor Ischkas Thüre sprengte, da schien ihm das Haus leer zu sein. Niemand öffnete. Er band wieder die Zügel seines Rosses an den Holzpflock, öffnete die schwere Holzpforte, schritt durch die armseligen Gemächer in den Hof, wo er Alles unverändert fand. Wieder schaute er unter dem grünen

Zeltdach, während er die Arme über der Brust kreuzte, zu den Mohnblumen hinüber, auf die grünen Palmen, auf die braunen Lehmmauern — da hörte er hinter sich etwas rascheln. Schon glaubte der Dichter, einer von den schwarzen Wüstengeistern sei ihm nachgeschlichen und raschle dort wie eine Maus, denn es blieb kurze Zeit wieder ganz still, bis eine ihm bekannte Frauenstimme hell und vernehmlich sprach:

„Seid gegrüßt, edler Herr, von einem armen Weibe, das zu Euren Füßen ruhen möchte bis zur Todesstunde. Der Dichter Ascha hat jeder Tochter Jschaks einen Eidam prophezeit, und es sind acht Freier zu uns gekommen und haben um uns geworben, wie man um indische Königstöchter wirbt. Ich aber habe mich von diesem Orte nicht zu trennen vermocht, an dem Ihr, edler Herr, mir erschienen. Eure Verse sind von mir auf Seide gestickt, und mein Bräutigam hat mir beim Sticken freudig Hilfe geleistet. Unser Vater zog mit seiner jüngsten Tochter in die weite Ferne, darum muß Selma, Jschaks älteste Tochter, dem Dichter im Namen ihres Gatten den ehrfürchtigen Gruß entbieten. Ascha, wie sollen wir Euch wohl danken? Euer Name wird niemals vergessen werden, Ihr habt gezeigt, wie groß und gewaltig immerdar war und bleiben wird — die Dichtermacht."

Da lächelte der große gefeierte Mann, wandte sich um, ergriff die beiden Hände der weinenden Selma und küßte die Stirn der jungen Frau.

* * *

Als der vielgepriesene Dichter Ascha — reich an Schätzen mancher Art — wieder mit einer großen Karawane gen Damaskus zog — da wunderten sich die Kameeltreiber, daß der stattliche Reiter auf dem schwarzen Hengst immer so listig lächelte und dazwischen wieder seufzte — unverständliche Worte in seinen spitzen Bart murmelnd. Eines Nachts aber, als es wieder sehr finster war, verstanden die Kameeltreiber die unverständlichen Worte, sie klangen wie — „Dichtermacht", „Dichtermacht".

Theater.

Lessing-Theater: Falsche Heilige. Schauspiel in vier Akten. Nach A. W. Pinero frei bearbeitet von Oskar Blumenthal.

Das Geschlecht der Kotzebue will nicht aussterben. Als vor hundert Jahren Schiller und Goethe eine Erneuerung der Bühne versuchten, im idealistischen Eifer, stand dem Dichter des „Wallenstein" der vielbeliebte Verfasser von „Menschenhaß und Reue" entgegen, der im Rührstück und in der Posse gleich gewandte Schöpfer der schiefen Versöhnungen und der falschen Unschuld; und heute, wo eine neue Wahrheitskunst dem Theater seine ernste Größe zurückbringen will, strebend mit so viel heiligem Eifer wie nur jene Idealisten, findet sie kleine Kotzebuechen in Menge auf ihrem Wege, frivol und witzig und öden Rührungen ergeben, wie einst der Erfinder des Gurlitums. Herr Oskar Blumenthal darf beanspruchen an ihrer Spitze zu stehen; und sein jüngstes Opus mag als ein Typus verflachter Theatralik gelten: ein stilloses Nichts, ganz ohne Verbindung zum wirklichen Leben, ein Gemengsel trauriger Scherze und scherzhafter Traurigkeit.

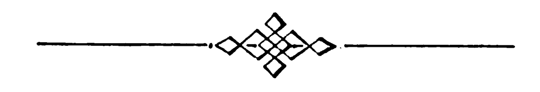
Aus dem Englischen sind die „falschen Heiligen" von dem freien Bearbeiter geholt worden, und die Not des Stoffes muß groß gewesen sein, die anstatt in das Land wo Blumenthals Citronen blühen, zu führen, zu den geliebten Erbfeinden Dumas und Sardou, vielmehr über den Kanal hinwegtrug bis zu unsern neuen Freunden, ins Reich des cant und des Gouvernanten-Romans. Daß das englische Theater ganz auf den Hund der Mittelmäßigkeit gekommen ist, weiß bei uns selbst der vorurteilsfreie Geschmack der Bühnenmänner; und nur sehr langsam will der Nebel nationaler und „moralischer" Vorurteile von den Londoner Theatern weichen, unter dem Einfluß der Freien Bühne an der Themse, des jungen Independant Theatre. Und dennoch scheint das Stück des Mr. Pinero noch

erheblich über demjenigen zu stehen, welches Herr Blumenthal aus ihm geformt hat: es war offenbar einheitlich in seiner naiven Schlechtigkeit, es blieb im Lande und nährte sich redlich von heimischen Lords und Gouvernanten, die ein breach of promise bejammern; und noch schimmern deutlich die ursprünglichen Formen durch die stillosen Verbesserungen des Bearbeiters hindurch.

Denken Sie sich einen Roman von Miß Braddon dramatisiert, hölzern gezimmert, phrasenreich und kümmerlich; die Illustrationen, welche das Werk in der Journal-Ausgabe schmücken, werden zu Aktschlüssen verwendet und statt etwa zu lesen „Lady Harriet sprach mit erhobenem Arm: Dies Haus gehört nur den Reinen; verlassen Sie es sofort, S. 62“ sehen Sie vielmehr den erhobenen Arm und die verlassende Unreine leibhaftig auf der Bühne vor sich. Sie sehen, wie die Backfisch-Illusionen der Reinen zerbrechen, als sie erfährt, ihr hochverehrter, angebeteter Lord mit dem großen Vollbart habe schon eine andere geliebt (oder waren es vielleicht mehrere?); aber Sie regen sich dennoch nur maaßvoll auf, denn daß die welterzogene Lady keine nordisch-unversöhnliche Svava bleiben wird, liegt zu Tage, und auch für die rachsüchtige Gouvernante wird sich schon, in dieser besten der Theaterwelten, eine passende Versorgung finden. Richtig wird denn auch aus der unglücklichen Miß eine glückliche Lady Dunston, Harriet verzeiht und betet an, wie bisher, maßlos und geschmacklos, und indem schnell noch ein drittes Paar, keusch wie Himmelschnee, sich als verlobt empfiehlt, darf der Vorhang sehr befriedigt fallen: die Moral ist gerettet, kein Menschenleben gefährdet, Du stolzes England freue Dich.

Ueber diese rührend elende Komödie aber, die in nationaler Beschränktheit den Meister zeigt, gießt der Bearbeiter nun eine pikante Sauce aus, Frivolitäten und Witze und nachgemachten Pariser Parfum mit einander, und schafft aus der geschlossenen Dummheit Pineros einen abgeschmackten Tragelaphen. Die Engländer werden an die Seine verschickt, wo sie mit verrenkten Gliedern nur ankommen. Geschöpfe aus der Mondwelt des Theaters: Lady Harriet wird Jeanne von Triseuil, ein Raisonneur, Graf Chavigny, formiert sich aus dem Nichts, und Sie sind nun in derselben angenehmen Gesellschaft von wesenlosen Aristokraten, welche der Verfasser von „Tropfen Gift“, mit so viel Vorliebe wie Unsicherheit, allezeit schildert: die Männer verlebt und skrupellos, die jungen Frauen Engel an Güte und Reinheit. Herr Blumenthal ist ein Deutscher, und daß er in der adligen Gesellschaft vorzugsweise gelebt hat, ist nicht bekannt geworden; er schildert Aristokraten und Franzosen und schildert sie durch das Medium eines Engländers hindurch, welcher seine Landsleute darzustellen wünschte — urteilen Sie selbst, wie echt und treu dies Wirklichkeitsgebild ausgefallen sein muß. Zu der geschwollenen Romansprache des Pinero, die im Bombast der Empfindungen nur lebt und die hohle Phrase ins Wasser fährt, kommt der Berliner Tageblatt-Witz des Bearbeiters hinzu, diese über alle Personen, die Gerechten und die Falschen, die Keuschen und die Unkeuschen, gleichmäßig ausgestreute Witzboldigkeit, die jede theatralische Illusion aufhebt; und um das Maß des Jammers voll zu machen, fehlt auch der billigste melodramatische Effekt hinter der Szene nicht, Gesang und Saitenspiel: italienischer Klimbim, würde Chavigny sagen, in seiner geistreichen, echt französischen Aristokratensprache. Die Getreuen des Hauses aber, im Parquet und besonders in olympischen Höhen weise verteilt, applaudirten dem Pinero wie dem Blumenthal, sie wollten bald sich ausschütten vor schallender Heiterkeit, bald zergingen sie in sanfter Rührung, wie falsche Heilige und der triumphierende Bearbeiter zeigte sich wieder und wieder. Ueber der Bühne des Lessing-Theaters jedoch steht nach wie vor leuchtend in goldenen Lettern: Kunst und Natur sei Eines nur.

Otto Brahm.



An offener See.

Roman
von
August Strindberg.
Autorisierte Übersetzung von M. von Borch.

(17. Fortsetzung.)

Das war eine gefährliche Gesellschaft, lebensgefährlich wie die Dummheit. Und obgleich er wußte, daß er sie jeden beliebigen Augenblick zu Freunden haben könne, wenn er sie auf eine Maaß Branntwein einlud und diese selbst mit auszechte, so dachte er doch nicht einen Augenblick daran. Ihre Feindschaft erhielt ihn frei, ihre Freundschaft würde ihn in ihren Schlamm herabgezogen haben. Ihr Haß konnte nur wie ein Stromwecker auf seine Kraft wirken; aber ihre Ergebenheit würde sie neutralisiert haben, wenn auch ihr Geist niemals in Kontakt mit dem seinen hätte kommen können. Und die Gefahr an und für sich hatte sogar ihr Behagen, weil sie seinen Geist wach und geschmeidig hielt, ihm etwas gab, wogegen er reagieren, sich üben mußte. Im übrigen war die Gefahr hier draußen zwischen Wilden nicht geringer als dort oben in den Kreisen, die er kürzlich verlassen, wo die Macht, wirklichen Schaden zuzufügen, größer war. Hatte der Arzt auf der Korvette ihn nicht wie einen Kranken behandelt, als er davon gesprochen, daß man eine Art und Weise erfinden müßte, die unerhörten Quantitäten freien Stickstoffs zu verwerten, welche bei der Schwefelsäurefabrikation verschwendet wurden, während man gleichzeitig den teuren Chilisalpeter importierte, um die Stickstoffverluste der Erde zu ersetzen. Und wie hatte der Freund ihm nicht einen Badeaufenthalt und den Verkehr mit Menschen angeraten, als er etwas von der Verwertung des Schornsteinrauchs für chemische Zwecke hingeworfen.

Lieber also in absoluter Einsamkeit bleiben und für einen Narren unter Rothäuten gehalten werden, als von seines Gleichen mit Autoritäts- und Entscheidungsrecht ohne Berufung zum bürgerlichen Tod verurteilt werden.

Nachdem er eine Weile im Dunkeln umhergewandert war, kehrte er in seine Hütte zurück, zündete Kerzen und Lampen in seinen beiden Zimmern an, öffnete die Thüren zum Flur und entfernte dadurch das Gefühl des Eingesperrtseins.

Als er dann auf die Uhr sah, war es nicht mehr als acht. Der lange Abend und die bevorstehende Nacht beängstigten ihn, denn er war allzu ermüdet, um arbeiten zu können, aber nicht hinlänglich, um zu schlafen. Das Sausen des Windes an den Ecken, das Rollen der Wogen und das Heulen der Glockenboje machten ihn nervös. Um sich von diesen Gehörssuggestionen zu befreien, deren Sklave er nicht sein wollte, legte er seine in Deutschland gekauften „Schlafkugeln“ ein, kleine Stahlkugeln, welche in die Ohren gelegt, das Eindringen jeglicher Laute hinderte.

Als er aber jetzt das vielleicht größte Bindeglied mit der Außenwelt abgeschlossen hatte, begann seine Phantasie mit Hochdruck zu arbeiten. Eine rasende



Neugierde, was der verbrannte Brief enthalten haben könne, packte ihn unwiderstehlich, so daß er die Retorte öffnete und in der Asche zu lesen versuchte. Aber selbst die Tinte war durch das Feuer zerstört, und nicht eine Spur der Schrift war sichtbar. Jetzt war das Feld für alle möglichen Zweifel und Vermutungen offen. Bald glaubte er aus allem Voraufgegangenen schließen zu können, was der Brief enthalten hatte; — bald wieder verwarf er dies, wenn er sich der unlogischen Denk- und Handelsweise des Mädchens erinnerte.

Dann blieb er schließlich dabei, daß es unmöglich zu berechnen sei und beschloß, nicht mehr darüber zu grübeln. Aber das Gehirn war nun einmal in Takt gekommen und grübelte auf eigene Hand darüber, und mahlte und siebte, bis er gänzlich ermattet war, ohne in Schlaf fallen zu können. Und mit der zunehmenden Schwäche im Denkorgan erwachten die niederen Triebe.

Rasend darüber, daß seine Seele den Kampf mit einem gebrechlichen Körper nicht aushalten könne, entkleidete er sich schließlich, nahm eine Dosis Bromkali, und sofort hielt das Gehirn in seinem wilden Lauf inne, die Phantasien erblaßten, das Bewußtsein schwand und er entschlief, als ob er stürbe.

Vierzehntes Kapitel.

Der Herbst war vorgeschritten, aber auf der Scheereninsel merkte man nicht, daß der Sommer vorüber, denn es wuchs dort kein Laubbaum, dessen Blätter welken konnten, und die Moose auf den Klippen wurden immer üppiger und dicker durch die Feuchtigkeit; Haidekraut und Brechwurz grünten von neuem, und Wachholderbüsche und Zwergtannen, die ewig grünen Bäume des Nordens, frischte der Regen auf und reinigte sie vom Staub.

Die Fischer waren fortgezogen, nachdem ihre Herbstarbeit zu Ende; es war wieder Ruhe eingetreten, und der Kaufladen war geschlossen. Das Holzgerippe der Kapelle wurde immer durchsichtiger, nachdem die Bretter zu Brennholz und Tischlerarbeiten fortgetragen, so daß vom ganzen nur die Pfähle übrig geblieben waren, die aussahen wie eine Gruppe von Galgen.

Der Prediger ließ sich nur noch selten sehen, denn seitdem er Absolutist geworden, hatte er Misbrauch mit Chinawein getrieben, dessen Hauptbestandteil Kognak war; jetzt hatte er bereits Ohrensausen, Herzklopfen, und schlief meistens.

Dem Inspektor war es nach einmonatlicher Arbeit gelungen, seine Seele von der Schußwunde zu heilen, die er während des Liebesspiels erhalten hatte. Durch Jodkali und leichte Diät hatte er die Begierde unterdrückt, und wenn die Trübseligkeit des Alleinseins über ihn kam, stellte er eine Portion Lustgas aus Ammoniumnitrat her, nachdem er schon lange eingesehen, daß der Alkoholrausch gemein war und stets nur größere Niedergeschlagenheit mit Selbstmordmanie im Gefolge hatte. Anfangs hatte das wunderbare Stickoxid ihn aufgemuntert und zum Lachen gebracht, aber das banale Grinsen hatte all seine großen Gedanken und sein Streben in ein nichts aufgelöst, über das er lachte; darauf aber empfand er das Bedürfnis, sich über sich selbst emporzuheben, und er vermißte seinen Kummer und seine Schmerzen.

Als er sich jedoch vollständig isoliert hatte, so daß die Magd nur aufräumen und das Essen herein bringen durfte während er in der Bodenkammer eingeschlossen war, begannen alle Erinnerungen vom Sommer wieder zu spuken. Ohne zu wollen, erinnerte er sich eines jeden Wortes, das gefallen war. Und nun

erschien ihm das Auftreten des Predigers im Nebel auf der Klippe wie etwas geplantes. Die Worte, die dieser über seinen Vater und seine persönlichen Verhältnisse gesprochen, im Zusammenhang mit dem, was Fräulein Maria gesagt, — daß sie wisse, wer er sei — faßten jetzt Wurzel, wuchsen und wurden groß. Es mußte ein Geheimnis in seinem Leben geben, das Alle kannten, nur er nicht. Und bald erblickte er in dem Auftreten des Predigers eine geplante Spionage, die von denen unterhalten wurde, die ihn verfolgen wollten. In ruhigeren Stunden glaubte er nicht daran, denn er wußte sehr wohl, daß Verfolgungswahn das erste Symptom jener Schwäche, die eine Folge der Isolierung ist. Die Menschheit war ja eine große, elektrische Batterie von vielen Elementen, und das Element, das isoliert wurde, verlor sofort seine Kraft. Die mit Kupferdraht übersponnene Rolle war ja im selben Augenblick lahm, wo die weiche Eisenstange herausgenommen wurde, und er war auf dem Wege, lahm zu werden, seitdem *seine* Eisenstange stahlhart wurde.

Ja, aber hatte nicht dieser krankhafte Verfolgungswahn, welcher körperlicher Schwäche entspringt, ihm von jenem Augenblick an entgegengearbeitet, da er sich in der Schule als eine Kraft verriet, ein Artenbildner, der sich von dem Geschlecht losreißen und, wie das sich differenzierende Kraut, sich einen eigenen Namen, ja, vielleicht einem neuen Geschlecht den Namen geben würde. Er war verfolgt worden, instinktmäßig von unten her von den Untergeordneten, und von oben her von den Mittelmäßigen, die später als Krönende dastanden und den Maßstab bestimmten, nach dem die Größe bemessen werden sollte. Er war gehaßt und zerhackt worden wie der gelbe Racevogel von den Kanarieninseln, wenn er dem Bauer entflohen ist und draußen im Walde unter Zeisige gerät, wo sein allzu prächtiges Gewand die wilden Vögel reizt.

Aber die Natur, deren Umgang er früher gesucht, war jetzt tot für ihn, denn das Zwischenglied, der Mensch, fehlte. Das Meer, das er angebetet, und das er als das einzig großartige in seinem armseligen Vaterlande, mit seiner kargen kleinlichen Sommervillenlandschaft angebetet, kam ihm jetzt in dem Maaße, wie sein eigenes Ich sich ausdehnte, eng vor. Dieser blaue, terpentingrüne, graue Ring umschloß ihn wie ein Gefängniß, und die einförmige, kleine Landschaft brachte dieselbe Qual mit sich, die die Gefängniszelle haben soll: Mangel an Eindrücken. Dem ganzen entfliehen konnte er nicht, denn er saß mit den Wurzeln in seiner Erde, seinen kleinen Eindrücken, seiner Diät, er konnte nicht mit der Wurzel verpflanzt werden. Das war des Nordländers Tragik, die sich in der Sehnsucht nach dem Süden äußerte.

Jetzt war es, wo er anfing, die Verbindung des Landes, des Insellandes — denn daß es durch Lappland mit dem Festlande zusammenhing, änderte nichts an der Sache — mit dem festen Lande zu planen, auszudenken. Erstens sollte ein Sechsstundenblitzzug nach Helsingborg in Verbindung mit der Dampffähre über den Sund Dänemarks Hauptstadt zum Centrum des Nordens machen. Eisfreie Hafen bei Djurö und Nynäs mit Eisbrechern sollten Handel und Schifffahrt während des ganzen Jahres im Gange halten; der nordische Winterschlaf sollte dadurch aufhören, und der Nationalcharakter, die Unbeständigkeit, die man der sechsmonatelangen Unterbrechung aller Thätigkeit zuschrieb, sollte seine Natur verändern. Der russische Handel mit England sollte über Stockholm und Gothenburg geleitet werden, und der alte Plan Karl des Elften und Zwölften, Persiens und Indiens Handel über Rußland und Schweden zu führen, sollte verwirklicht werden.

Schweden sollte ein Touristenland, und die Ausländer angelockt werden. Stockholm wollte er zur Seestadt machen, indem er den Mälarsee bei Norrbro und der Schleuse schloß und das Kanalsystem von Strengnäsviken durch den Bofvensee

hinaus nach Trosaviken öffnete. Dadurch sollte man das Seewasser bis hinauf nach der Schiffsbrücke und Nybroviken bekommen, wodurch die atmosphärischen Verhältnisse und folglich auch die Menschen verändert wurden.

Als er sich aber der Zeit erinnerte, wo Schweden, indem es der großen, allgemeinen christlichen Kirche angehörte, in direkter Verbindung mit Rom stand und dadurch zu Europa gezählt wurde, wollte er, wenn es sich zeigen sollte, daß die Religion von den großen Volksmassen nicht entbehrt werden könne, diese wieder einführen, diesen Glauben unserer Väter, den man uns gezwungen hatte, mit Feuer und Schwert abzuwehren, und dessen Märtyrer, Hans Brask, Olaus und Johannes Magnus, Nils Dacke, Ture Jonsson in der Weltgeschichte so schändlich verunglimpft worden. Und der Katholizismus, das Erbe Rom's, der erste Ideenführer des Europäismus hatte bereits seinen Siegeszug durch Europa gemacht, Bismarck war im Kulturkampf unterlegen, war nach Canossa gegangen und hatte den Papst zum Friedensrichter gewählt, seitdem er angefangen, an Schiedsgerichte ohne Gußstahlkanonen zu glauben. Dänemark hatte katholische Kathedralen gebaut, und das junge Dänemark hatte der Sache bereits seine Feder geliehen. Die Germanisierung des Nordens sowohl wie Norddeutschlands war nur ein Rückfall in die Barbarei nach den Hunnenschlachten von 1870, deren Folgen sich in den Lateinerverfolgungen und dem Franzosenhaß gezeigt, sich im Ausrottungskrieg gegen französische Literatur, in norddeutscher Familienpolitik und luteranischer Inquisition mit Ketzergefängnissen und einem allgemeinen Herabsinken des Intelligenzniveau's geäußert hatten.

Das Luthertum, das war der Feind! Teutonenkultur, Bourgeoisreligion in schwarzen Hosen, Sektirerbeschränktheit, Partikularismus, Abschließung, Einsperrung und geistiger Tod!

Nein, Europa sollte wieder eins werden, und der Weg des Volks ging über Rom, der der Intelligenz über Paris.

Der schwedische Bauer sollte sich wieder als Weltbürger fühlen und aus seiner Unterklassenstellung heraustreten, ihm sollte wieder jener Schönheitsschimmer werden, den die Kirche früher in Bild und Tönen bot; sein Gottesdienst sollte ein rechter Lobgesang in der Römersprache werden, der von Dichtern und nicht von Gesangbuchverfassern gedichtet, und von dem er grade nur das begreifen sollte, das seine höchsten Vorstellungen von dem wecken konnte, was er doch nicht zu fassen vermochte; sein Hochamt sollte von wirklichen Priestern abgehalten werden, die ihr Leben der Religion und der Seelsorge weihten, und nicht dem Ackerbau und dem Meiereiwesen, dem Kartenspiel und Bureauarbeiten; und dann sollte das Weib des Bauern einen Seelsorger bekommen, dem sie in der Beichte ihre Sorgen anvertrauen konnte, anstatt in die Küche der Frau Pastorin zu rennen und mit den Mägden darüber zu klatschen.

Und mit der Wiedereinführung des Latein konnte wie früher die Dissertation eines jeden Studenten in Upsala von den Gelehrten Europa's gelesen werden, und jeder schwedische Forscher konnte sich als ein Mitglied der großen allgemeinen Intelligenzkorporation unter dem Pontifikat in Paris fühlen.

Diese und andere Gedanken brachte er zu Papier und legte sie in die Tischschieblade, denn er hatte keine Zeitung, die sie drucken wollte, am wenigsten die der Patrioten, die „aus Neid nicht Lust hatten, Vorschläge für die Hebung des Vaterlandes entgegen zu nehmen."

Er hatte jetzt Antwort auf sein Cirkulär bekommen, und die Bodenkammer war angefüllt mit Material für seine europäische Etnografie. Jetzt aber hatte der Gegenstand sein Interesse verloren, und seine Seele war im Ernst krank, so daß er nicht einmal auszugehen wagte. Der Anblick eines Menschen erweckte einen

solchen Widerwillen, daß er umkehrte, wenn er nur einen erblickte. Zugleich aber wuchs das Bedürfnis, seine eigene Stimme zu hören und durch den Kontakt mit einem andern Menschen sein überproduzierendes Hirn zu entladen, zu fühlen, daß man Einfluß auf das Dasein Anderer hat, und zugleich einen Umgang zu haben. Einen Augenblick hatte er daran gedacht, sich einen Hund anzuschaffen; aber die Ableger seiner Seele, seiner Gefühle in einen Thierkörper stecken, das hieße Trauben auf eine Distel pfropfen, und überdies hatte die Sympathie der schmutzigen, fleischfressenden Thiere nie etwas verlockendes für ihn gehabt.

Es gab einen einzigen Mann, zu dem er sich gewissermaßen hingezogen gefühlt, und das war der verheiratete Zollwächter Vestman, dessen Frau in Bigamie lebte, ohne daß der Mann es wußte. Dieser hatte ein ehrliches Gesicht und einen geweckten Verstand, und mit ihm knüpfte der Inspektor den Umgang wieder an, indem er ihm eine Lachsschnur mit Haken schenkte. Zu Anfang des Sommers hatte er ihm nämlich Bücher geliehen und ihn nach Vorschrift schreiben gelehrt; seitdem der Fischfang aber in Gang gekommen und die Seefart lebhaft geworden, hatten ihre Wege sich getrennt.

Aber um den Mann nun wirklich dazu zu bringen, daß er die Lachsschnur auswarf, wollte der Inspektor nicht sagen, daß es sich um Lachs handle, denn der konservative Fischer würde sich niemals mit einer seiner Ansicht nach unvernünftigen und ertragslosen Arbeit befaßt haben; deshalb erhielt er ihn in dem Glauben, daß von einem neuen einträglichen Dorschfang die Rede sei, durch den man die allergrößten Fische bekommen könne.

Als der Inspektor jetzt nach einmonatlicher Isolierung mit Vestman in die See hinausruderte und seine Stimme wieder hörte, merkte er, daß sie aus Mangel an Gebrauch die Klangfarbe geändert hatte und dünner geworden war, so daß er einen Fremden sprechen zu hören glaubte. Und jetzt berauschte er sich mit reden. Sein Gehirn, das nur nach außen und durch Hand und Feder gearbeitet hatte, durchbrach jetzt die Schleusen des Kehlkopfs, und all seine Gedanken strömten aus wie ein Wasserfall, nachdem sie unterwegs neugeboren waren, und nachdem er vor einem menschlichen Ohr als Raisonnanzboden hatte sprechen dürfen, ohne unterbrochen zu werden, ohne eine Frage zu bekommen, war es ihm, als hätte er einen verständnisvollen Zuhörer vor sich gehabt. Und nach ihrer ersten Fart war er fest überzeugt, daß Vestman der intelligenteste Zuhörer sei, der ihm seit langer Zeit vorgekommen.

Jetzt blieb er acht Tage dabei und erzählte während ihrer Ausflüge von allen Geheimnissen der Natur, erklärte die Einwirkung des Mondes auf die Oberfläche des Wassers, warnte davor, zu glauben, daß alles was das Auge sah, auch so sei, wie es „aussah". Erzählte, daß der Mond z. B. birnenförmig sei, obgleich er aussah wie eine Kugel, und daß man daher keine Bürgschaft dafür habe, daß die Erde rund sei . . . .

Hier machte Vestman eine Grimasse und wagte zum ersten Mal einen Einwand.

„Ja, aber das steht nun doch einmal in meinem Kalender."

Der Inspektor merkte, daß er sich zu weit eingelassen habe und umkehren müsse, aber es war zu spät, denn eine Darstellung von den neueren Forschungen über die Form der Erde als eine dreiachsige Elipse zu geben, erforderte einen gewissen Untergrund bei dem Zuhörer, — und deshalb ging er auf einen andern Gegenstand über. Sprach von Luftspiegelungen, und fragte, ob sie Svärdsholmen besucht und gesehen hätten, wie der Inspektor dort gewirtschaftet habe.

„Wir haben wohl gesehen, daß da Jemand gewirtschaftet hat, aber Niemand geht

da mehr an Land, und Netzzug und Schafweide sind da rein weggeworfen," antwortete Vestman ganz unschuldig.

Nach diesem Bekenntnis zog der Inspektor sich zurück, beschämt darüber, die Beute der optischen Täuschung gewesen zu sein, daß sein Zuhörer verstehen könne, was er meinte. Er hatte gegen eine Mauer gesprochen und sein Echo für die Stimme des Andern gehalten.

* * *

Acht Tage später herrschte große Aufregung auf der Scheereninsel, denn Vestman hatte einen Lachs von sechs und zwanzig Pfund gefangen. Und da er sich für den Erfinder dieses Fischereizweiges hielt, stand bald eine Notiz in der Zeitung über eine neue Erwerbsquelle für die Scheerenbewohner, seitdem der Strömling angefangen hatte, abzunehmen. Der glückliche Fischer Erik Vestman von der Zollwache hatte sich dadurch die Achtung und Dankbarkeit seiner Mitbewohner verdient . . . .

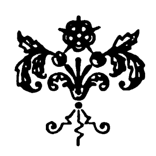
Kurz darauf erschien in einem Wochenblatt für's Volk ein ehrenrühriger Aufsatz über Fischereiinspektoren, die nichts verstehen, aber glauben, alles lehren zu können.

Hierauf folgte bald ein Schreiben von der landwirtschaftlichen Akademie an den Inspektor mit dem Ersuchen um vollständigere Berichte über den Fischereibetrieb, besonders über die Lachsfischerei, worauf der Inspektor nur durch ein Entlassungsgesuch antwortete.

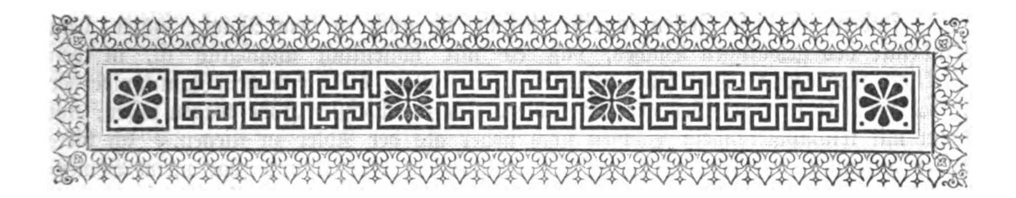
Ohne weitere Bedeutung für die Bevölkerung und ohne die kleine Stütze, die seine frühere amtliche Stellung ihm gegeben, sollte er bald erfahren, wie diese Wilden, die gehört hatten, daß er „verabschiedet worden", einen förmlichen Vernichtungskrieg gegen ihn begannen. Den Anfang machten sie damit, daß sie unter dem Vorwande, es sei kein Platz an der Landungsbrücke, sein Boot losketteten, das an Land getrieben und zerschlagen wurde.

Beim nächsten Regenwetter merkte er, daß es in die Bodenkammer hinein regnete. Und nach seiner Beschwerde bei Öman fing es an, auch in die andern Stuben zu regnen, ohne daß er das Fehlen von Dachziegeln hätte entdecken können.

(Schluß folgt.)



Verantwortlich für die Redaction in Berlr. Julius Hart, Friedrichshagen. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler. Druck: A. Seydel & Cie. Beide in Berlin.



Die Kaste vom überspannten Hirn.

Von Bruno Wille.

I.

Nach Schopenhauer besteht das Wesen eines großen, genialen Geistes im Gegensatz zu den Durchschnitts-Köpfen darin, daß sein Intellekt in besonderem Maaße fähig ist, sich von der Bedienung des Willens loszulösen, während der Durchschnitts-Kopf fast ganz in seinen Interessen aufgeht. Von der metaphysischen Grundlage abgesehen, scheint mir diese Erklärung auf feiner Beobachtung der Wirklichkeit zu beruhen. In der That charakterisieren sich die Genien der Menschheit dadurch, daß sie in den Momenten ihrer Begnadung den Geist aus dem Treiben ihrer Welt, aus den Interessen, die sie verbinden mit einer törichten und schlechten Menschenheerde herausheben, empor zu den reinen Höhen der Kontemplation, und daß sie nun von diesem Standpunkte aus ihren von Vorurteil gereinigten Intellekt der Welt als objektiven Spiegel vorhalten.

Auch Leo Tolstoi ist ein solcher Genius, und zwar nicht bloß als Poet, sondern auch als Ethiker. In ihm gelangt die moderne Welt, wie in wenigen Köpfen zur Selbstbesinnung. Nachdem er ein Mannesalter hindurch die Sitten und Unsitten der modernen Gesellschaft gewohnheitsmäßig geteilt hat, ist er plötzlich in Gedanken stehen geblieben, mit Entsetzen auf die moderne Menschheit und sein bisheriges Treiben schauend und reuevoll murmelnd: „Was haben wir gethan!" Wie dem Blindgeborenen, dessen Augenhülle gelöst wurde, so thuen sich vor Tolstois Blicken neue Welten auf: Das Reich, dem er bisher angehörte, erscheint ihm finster, unvernünftig, unselig und verworfen, während ein Idealreich der Vernunft, der Sittenreinheit und des Glückes ihm winkt, von der blinden Menge nicht bemerkt und doch allen beschreitbar nah. Und Tolstoi beschreitet es, anfangs zaghaft, dann aber frohen Mutes; und nun erhebt er seine Stimme mit gewaltiger Beredtsamkeit und richtet an alle Menschen die Mahnung: „Folget mir nach!"

Vor Kurzem erregte Tolstois „Kreuzersonate" in der internationalen Lesewelt bedeutendes Aufsehen; und auch mit Recht, insofern dieser moralische Roman eine zweifellose Bedeutung hat. Wenn ich ihn jedoch mit der Tolstoischen Novität, die vor mir liegt, nämlich mit der Abhandlung über „Die Bedeutung der Wissenschaft und der Kunst" (Aus dem Russischen von August Scholz. Pierson's Verlag) vergleiche, so muß ich mich über die verhältnismäßige Gleichgültigkeit des Publikums letzterem Buche gegenüber wundern, und zwar um so mehr, als dieses nach meiner Überzeugung die „Kreuzersonate" an gedanklichem Wert weit überragt.

Indem ich diese Zeilen schreibe, befinde ich mich in dem Maaße unter dem Eindrucke des gewaltigen Buches, daß es mir hoffentlich unmöglich ist, in den affektiert überlegenen Ton jener Kritiker zu verfallen, die gleich dem Zaunkönige der Fabel versteckt in dem Gefieder des Adlers sich zur höchsten Höhe tragen lassen, um dann mit triumphierendem Piepsen noch höher als der Adler zu fliegen. Ich biete daher wesentlich den Gedankengang des Tolstoischen Buches und füge meine Bemerkungen mit dem Bewußtsein hinzu, daß ich Partei bin und möglicherweise anstatt wahrer Kritik nur eine Beschönigung meiner Parteifehler liefere.

„Wir sind Partei", das sollten wir alle bedenken, wenn wir Zustände, an deren Bestande wir interessiert sind, zu rechtfertigen suchen durch „Ergebnisse der Wissenschaft". Denn so pflegen die Menschen zu sein, daß sie weit mehr ihre Absichten als ihre Einsichten entscheiden lassen. Und auch die „objektiven" Denker, die „Männer der Wissenschaft" pflegen so zu sein. Die von ihnen entdeckte soziologische „Wahrheit" ist gewöhnlich, wenn nicht ganz, so doch teilweise eine Beschönigung der Interessen ihrer sozialen Klasse.

Das gilt nach Tolstoi wohl von all jenen wissenschaftlichen Größen, die sich die Anerkennung eines Zeitalters erobert haben, beispielsweise von Malthus, von Hegel. Das Geheimnis ihres Erfolges besteht darin, daß sie eine Rechtfertigung für die Lebensweise der herrschenden Gesellschaft darboten. Malthus lehrt, die Bevölkerung habe die Tendenz, rascher zu wachsen als die Nahrungsmittel. Hieraus wird die Folgerung gezogen, daß der Mangel des arbeitenden Volkes dem Bevölkerungsgesetz entstamme, und daß ihn niemand anders verschulde, als eben dies hungernde Volk; denn weshalb kommen die Dummköpfe erst zur Welt, wenn sie wissen, daß sie nichts zu essen haben werden? Gerade diese für Müssiggänger und Ausbeuter so bequeme, gewissen-einschläfernde Schlußfolgerung hat bewirkt, daß die Klasse der Wohlhabenden den Malthusianismus mit Genugthuung aufnahm, mit dem Stempel der „Wissenschaftlichkeit" versah und ein halbes Jahrhundert lang mit sich herumschleppte. So breitete sich auch die Hegelei über ein ganzes Zeitalter aus, weil dies System den Schwächen der Menschen durch die Finger sah; seine Folgerungen gipfelten nämlich in dem Satze, daß alles vernünftig und schön sei, und daß niemand an irgend etwas die Schuld trage. Wenn Malthusianismus und Hegelei gefallen sind, so geschah es nicht deshalb, weil irgend welcher Gelehrte sie kritisch vernichtet hätte, sondern einfach deswegen, weil die Welt der Gebildeten dieser Systeme nicht mehr bedurfte, sondern zu ihrer Weihberäucherung neue Pfaffen gefunden hatte.

Für solch ein neues Pfaffentum hält Tolstoi die Wissenschaft unserer Tage, welche ihre Aufgabe darin erblickt, „Thatsachen zu erforschen". „Bevor man Thatsachen erforscht, meint er, muß man eine Theorie haben, auf Grund deren man die Thatsachen erforscht, d. h. aus der unendlichen Anzahl von Thatsachen die einen oder anderen auswählt und untersucht." Und diese Theorie existiert, wenn auch ihre Praktiker vielfach sie nicht kennen oder sich so anstellen. Sie lautet: Die menschliche Gesellschaft ist ein lebendiger Organismus, dessen Zellen im Dienste des Ganzen die verschiedenen notwendigen Arbeiten derart unter sich verteilen, daß die einen diese, die anderen jene Verrichtung einseitig bis zur Unterdrückung und Verkümmerung ihrer unbeschäftigten Kräfte vollziehen. Die Tendenz dieser Theorie der sozialen „Arbeitsteilung" geht dahin, zu beweisen, daß die moderne Gesellschaftsordnung eine organische, d. h. unumgänglich notwendige und unabänderliche sei, die man nicht moralisch bekritteln, sondern einfach studieren solle. Die Comte, die Darwin und Spencer haben nach Tolstoi dahin gewirkt, die Unvernunft und Unsittlichkeit der modernen Gesellschaft in den Augen der sozial Begünstigten zu beschönigen durch den Hinweis auf angeblich notwendige Lebensgesetze.

Tolstoi hält die Lehre vom menschheitlichen „Organismus" für unrichtig, weil in der Menschheit ein wesentliches Merkmal des Organismus, nämlich das Empfindungs- oder Bewußtseinszentrum fehle — eine Begründung, die er hinsichtlich des pflanzlichen Organismus durch eine logische Gewaltthat aufrecht zu halten sucht. Erfolgreicher ist Tolstois Polemik gegen die moderne „Arbeitsteilung". Er hält es für möglich, daß Arbeitsteilung ein Grundgesetz der Menschheit ist, wirft jedoch die Frage auf: „Ist die Art der Arbeitsteilung, welche ich in der gegenwärtigen menschlichen Gesellschaft durchgeführt sehe, jene selbe Arbeitsleistung, welche sein soll?" Diese Frage ist ihm außerordentlich wichtig; denn wer sich einfach an die Thatsachen, an deren Feststellung und Beobachtung halte, der sage damit, daß er von jeglicher moralischen Richtschnur absehen, von Vernunft und Gerechtigkeit keinen Gebrauch machen wolle.

Über sittliche und unsittliche Arbeitsteilung läßt sich nun der Apostel der Gewaltlosigkeit etwa folgendermaßen aus: Treten wir unter Menschen, die vom Ackerbau leben. Einer hat einen Schmiedeherd errichtet und sich einen Pflug verfertigt. Sein Nachbar bittet ihn um Verfertigung eines gleichen Pfluges und verspricht ihm dafür Arbeit oder Geld. Ein dritter und vierter kommt mit derselben Bitte; in der Gesellschaft dieser Leute entsteht Arbeitsteilung; ein Schmied etabliert sich. Ein anderer hat seine Kinder zu unterweisen; der Nachbar bittet ihn, auch seine Kinder zu unterweisen; ein Lehrer etabliert sich. Aber der Schmied und der Lehrer sind nur darum Schmied und Lehrer geworden, weil man sie darum gebeten hat, und sie bleiben es nur so lange, als man es wünscht. Sollten aber zuviel Schmiede und Lehrer erstehen, oder ihre Leistungen sich als unbrauchbar erweisen, so werfen sie vernünftiger- und natürlicherweise ihr Handwerk bei Seite und wenden sich wieder dem Landbau zu. Menschen, die so handeln, handeln nach Vernunft und Gewissen, und darum werden wir, die wir doch alle mit Vernunft und Gewissen begabt sind, zugeben müssen, daß eine solche Arbeitsteilung natürlich und richtig ist.

Wenn jedoch der Fall eintreten sollte, daß die Schmiede in die Lage kommen, andere Leute zur Verrichtung der ländlichen Arbeit an ihrer Statt zu zwingen und nach wie vor Hufeisen anzufertigen, deren niemand bedarf, und daß die Lehrer durchaus Unterricht erteilen wollten, wo niemand ihren Unterricht begehrt, während andere für ihre natürlichen Lebensbedürfnisse zu sorgen hätten, dann würde jeder unverdorbene, mit Vernunft und Gewissen begabte Mensch einsehen, daß es sich hier nicht um einfache Arbeitsteilung, sondern um eine gewaltsame Beschlagnahme fremder Arbeit handelt. „Und eine solche gewaltsame Beschlagnahme fremder Arbeit ist es denn auch, welche von der Wissenschaft als Arbeitsteilung bezeichnet wird. Da fertigen die Einen Dinge an, deren die Andern nicht im Geringsten bedürfen; und dann verlangen sie, daß sie dafür ernährt werden müssen, und behaupten, daß ihre Forderung durchaus gerecht sei, weil das eben das Prinzip der Arbeitsteilung ist." Dasjenige, was sich „echte Wissenschaft" nennt, teilt nach Tolstoi Müßiggänger-Diplome aus. Diese Müßiggänger sagen, sie seien des Volkes Hirn, und ihre Aufgabe bestehe in der Belehrung des Volkes, und lassen sich vom Volke hübsch ernähren, thun aber nichts fürs Volk, sondern allenfalls etwas für sich und ihre Genossen von der Kaste der Müßiggänger.

Furchtbare Anklagen fürwahr! Prüfen wir, ob Tolstoi sie rechtfertigen kann! — Was — fragt er — haben Wissenschaft und Kunst geleistet? Zweifellos haben sie der Menschheit wahren Nutzen gebracht, doch nicht weil ihre Jünger unter dem Vorwande der Arbeitsteilung dem arbeitenden Volke auf dem Halse lagen

und liegen, sondern **trotzdem**. Wer da meint, der Denker, der Künstler könne bei gleichzeitiger körperlicher Arbeit seine großen Gedanken und Entwürfe verlieren, der bedenkt nicht, daß diese Ritter vom Geiste die Hälfte ihrer Zeit mit Tafelfreuden, Rauchen und Schwatzen, Zeitungen, Romanen und Theatern, mit Spielen und Frauenzimmern oder gar noch Schlimmerem verbringen. Doch, wie gesagt, trotzdem haben Wissenschaft und Kunst etwas geleistet! Wer jedoch unter den Leistungen die Eisenbahnen, Dampfschiffe, Brücken, Maschinen, Telegraphen, Telephone, Nähmaschinen, Kunstausstellungen, Romane, Konzerte, Opernhäuser und Schauspielhäuser, Chloroform, Antipyrin, Massage und Listersche Verbandmethode versteht, der trifft nicht Tolstois Sinn. Vielmehr meint der Denker von Jasjana Poljana: Angenommen, diese modernen Errungenschaften wären in der That so wundervoll, angenommen, wir wären wirklich Glückspilze, weil wir in solchen „großen" Zeiten leben, — versuchen wir einmal, diese Fortschritte nicht vom Standpunkte unserer Selbstzufriedenheit zu beurteilen, sondern vom Standpunkte eben jenes Prinzips der Arbeitsteilung, das durch diese Fortschritte gerechtfertigt werden soll. Dann gelangen wir, wenn wir ehrlich prüfen, zu dem Ergebnis, daß all diese gepriesenen Errungenschaften der Civilisation bisher die Lage der Menschenmehrheit, das heißt des arbeitenden Volkes eher verschlechtert als verbessert haben. Wenn der Arbeitgeber anstatt mit Schusters Rappen mit der Eisenbahn reisen kann, so hat dieselbe Eisenbahn ihm Acker, Wald und Wiese verzehrt und ihn zum Sklaven des Kapitalismus gemacht; wenn er, dank den Maschinen, für billigen Preis schlechte Baumwolle kaufen kann, so hat ihn dieselbe Maschine des häuslichen Verdienstes beraubt und dem Fabrikanten versklavt; wenn es Telephone und Teleskope, Romane, Theater, Ballets, Opern, Symphonien und Gemäldegallerien giebt, so ist durch all diese Dinge das Leben des Arbeiters nicht verbessert worden, weil ihm all diese Dinge unzugänglich sind. Freilich hat auch das Schädliche und Ueberflüssige oft einen gewissen, geringen Nutzen, — an der Feuersbrunst kann man sich die Pfeife anstecken; und so mag man auch allerlei kleine Vorteile für das arbeitende Volk aus jenen Dingen ableiten; doch damit ist nicht bewiesen, daß dem Volke gedient wird. Nur dann könnten die Leute der Wissenschaft und der Kunst behaupten, daß ihre Thätigkeit dem Volke nützlich ist, wenn sie auf die echte Bedienung des Volkes ausgingen, — wie sie jetzt den **Regierungen** und dem **Kapitalismus** dienen.

Was hat die Wissenschaft geleistet? — Sie hat nach dem Protoplasma geforscht, Spektralanalyse getrieben, Phonographen erfunden und allerlei Zweige hervorgebracht, die sie „logia" oder „graphia" nennt. Wie aber Beil und Besenstiel am besten zu konstruieren sind, wie eine gute Säge beschaffen sein muß, wie man gesundes Brod erzielt und einen Backofen vernünftig anlegt, das hat sie dem Volke nicht beigebracht. Wir haben festgestellt, daß es achtzigtausend Käferarten giebt, aber seit biblischen Zeiten keine weitere Tierart fürs Haus gezähmt und seit der Kartoffeleinbürgerung kein einziges Gewächs für die Volksernährung gewonnen. Und solcher Vorwürfe für die Wissenschaft hat Tolstoi noch eine stattliche Anzahl. Die Gelehrten dienen nach seiner Meinung wesentlich der wohlhabenden Volksklasse.

Und was hat die Kunst geleistet? Man hat eine Menge von Leuten zu großen Schirftstellern erhoben, Berge von Kritiken über sie geschrieben, Ateliers und Gemäldegallerien eingerichtet, geniale Opern und Symphonien verfaßt und meisterhaft einstudiert, man veranstaltet Ballets, Konzerte, dramatische Aufführungen für Damen in Seide und Herren in weißen Binden, — doch das Volk, das arbeitende Volk mit staubigem Kittel und schwieliger Hand, es empfindet nichts von all dieser feinen Kunst, es muß in Ruß und Asche kauern wie Aschenbrödel, während seine geputzten Schwestern bei dem prächtigen Prinzen tanzen. Wie kommt es — fragt



Tolstoi erschütternd vorwurfsvoll — daß Kunst und Volk, zwei Dinge, die wie Schloß und Schlüssel für einander geschaffen scheinen, so weit auseinander geraten sind, daß man sich nicht einmal die Möglichkeit ihrer Vereinigung vorzustellen vermag? Man sage einmal einem Musikkünstler, daß er auf der Harmonika spielen und Bauerweibern Lieder lehren solle; man sage einem Dichter, daß er seine Poeme und Romane bei Seite werfen und vielmehr Lieder und Geschichten dichten solle, die dem Volke verständlich sind — sie werden einfach denjenigen, der ihnen solche Dinge zumutet, für verrückt erklären.

Wie kommt es nun, daß die Vertreter der Wissenschaft und Kunst ihre Aufgabe nicht oder schlecht erfüllt haben? Tolstoi antwortet: „Weil sie aus ihren Pflichten Rechte gemacht haben.“ Zwei untrügliche Merkmale der wahren Wissenschaft und wahren Kunst bestehen nach seiner — und wohl auch unserer — Meinung darin, daß ihr Jünger seine Aufgabe nicht um des Vorteils willen, sondern mit Selbstaufopferung erfüllt, und daß sein geistiges Erzeugnis allen Menschen, deren Glück er im Auge hat, begreiflich ist. Nimmer thronen der echte Denker und der echte Künstler vom „profanen Volke“ abgeschieden, würdevoll auf olympischen Höhen; vielmehr müssen sie leiden in Gemeinschaft mit den Menschen, um Rettung und Trost für diese zu finden. Diese Gemeinschaft aber mit dem Volke fehlt unsern Denkern und Künstlern. Sie sind vielmehr schroff von der Mehrheit des Volkes getrennt und wollen nur mit den „Gebildeten,“ d. h. den Wohlhabenden, von denen sie leben, Gemeinschaft haben; das eigentliche „Volk“ wird von ihnen verachtet, gering geschätzt, übersehen oder wohl nur der „Studien“ halber goutiert. Man führe einen Inder, der unsere Sprache nicht versteht, in unsere Gesellschaft, er wird in ihr dieselben beiden, schroff geschiedenen Kasten wiedererkennen, die sein Heimatland aufweist: eine Kaste der Arbeitenden und eine Kaste der Nichtarbeitenden. Und wie in Indien, so giebt auch bei uns das Recht des Nichtarbeitens seinem Inhaber eine ganz besondere Weihe, welche wir mit dem Namen „Bildung“ bezeichnen. Und eben diese Bildung versetzt uns nach Tolstoi in einen seltsamen Wahnzustand, der uns verhindert, den wahren Sachverstand klar zu sehen, uns als das zu erkennen, was wir sind, nämlich als die Kaste vom überspannten Hirn.

(Ein weiterer Artikel folgt.)

Das Nationaldenkmal für Kaiser Wilhelm I.

Von **Felix Rütteler.**

Wohlfeiler „Patriotismus“ verbrämt seine Schaumschlägereien neuerdings besonders gern mit dem volltönenden Beiwort „National“. „Wir sind seit 1870 eine Nation geworden.“ „Kolonisation ist eine nationale Frage.“ „Aus Nationalbewußtsein muß der Fremdwortunfug aufhören.“ „Wagner ist der nationalste Künstler unseres Jahrhunderts“ u. dgl. m.

Der gute Deutsche beginnt eben, sich mit einem Stimulans zu hätscheln, das er bei den lieben Nachbarn von bester Wirkung gesehen hat; und rückt man ihm mit der Frage auf den Leib, was denn nun das Wesen des Nationalen sei, so treten die urgermanischen neunhundertneunundneunzig Privatdefinitionen jedes deutschen Begriffswortes zu Tage, unter denen der eigentliche Inhalt vollständig in Nichts aufgeht, aus denen man aber etwa schließen kann, daß jeder meint: National ist alles,

was grade so ist und gemacht wird, wie mir's richtig und patriotisch und — national scheint.

Nun! Es ist doch schließlich schon etwas Greifbares, nämlich etwa eine gemeinsame Richtung des Wollens und Wünschens, wenn dann viele Leute eine Sache als „National" bezeichnen. In unserer Zeit des Auseinanderfahrens aller Interessen schon ein Gewinn, wie denn Familien- und Volksgefühl die natürlichen notwendigen Vorschulstufen für Menschheitsgefühl sind, für jene Allbrüderlichkeit, die die in Waffen starrenden christlichen Nationen seit 1800 und einigen Jahren gnädig auf ihrem papiernen Programm stehen haben. Und gerade bei dieser Christlichkeit mit dem Dolch im Gewande wird das Nationale sogar Notwehrbedürfnis. Kein Zweifel also, daß das Streben nach Nationalhaftigkeit ein berechtigtes, ja ein vortreffliches ist. Es muß nur die Verschmelzung zur Nation mehr im Ueberwinden des Selbstischen und im Zusammenschluß Vieler zu gemeinsamem Denken und Wollen als im Abschließen gegen Andere gesucht, nicht die Gesondertheit, sondern die Gemeinsamkeit betont werden. Erst vom reinen Nützlichkeitsprinzip aus wird man dann weiter behaupten dürfen, daß eine volle Volkspersönlichkeit im allgemeinen Interessenkampfe unserer Zeit besser ihren Weg macht, als eine in Rücksichten nach allen Seiten zerfließende.

Nun aber, wie herrlich weit haben wir Deutsche es im Nationalgefühl gebracht — Nationalgefühl im Sinne einer einheitlichen empfindenden und sich selbst als Wille empfindenden Persönlichkeit — gebracht!

Unauslöschlich mit ätzender Schrift wird die Geschichte des Nationaldenkmals für Kaiser Wilhelm I. eine Satire über unser Nationalgefühl schreiben, wie sie kein Rabelais oder Swift hätte erfinden können.

Im Aufflammen ehrlichster Dankbarkeit beschließt eine Nation, dem edlen Charakter, in dem sie die Verkörperung des nationalen Einheitsgedankens erblickt, ein Denkmal zu setzen, nicht das übliche Bild, das jede mittlere Stadt für ihr Herzensbedürfnis übrig hat, sondern ein Werk, das zugleich von der Größe deutscher Macht und deutscher Kunst Zeugniß ablegen sollte. Ein Werk für das ganze Volk, nicht für Einen, nicht einmal für Berlin, obwohl es füglich nicht anders als im politischen Mittelpunkte und am Wirkungsplatze des zu Verewigenden aufgestellt werden konnte.

Der Reichstag bewilligt mit einstimmiger Begeisterung die erforderlichen Mittel und alle deutschen Künstler, die Kraft und Muße in sich fühlen, steuern zu dem ersten Wettbewerb ihre Ideen.

Die Ausstellung ergiebt eine kaum übersehbare Fülle derselben; keine absolut zündende Genialität, manches Vortreffliche; mit seltener Uebereinstimmung aller Meinungen werden die beiden Hauptpreise an ganz hervorragende Künstler verteilt. Da erscheint ein Stimmungsausspruch des Monarchen in den Blättern, die Architektur habe bei der Sache überhaupt nicht mitzusprechen; der Begas'sche Entwurf — über den andere Leute die Köpfe geschüttelt — könne eigentlich allein in Frage kommen. Und siehe da: das Volk, vertreten durch den Reichstag, begiebt sich jedes weiteren Urteils und stellt das Weitere der Krone anheim; mit versteckten Nebenbemerkungen ballen einige Wenige, die doch auch eine Meinung zu haben glaubten, die Faust in der Tasche und schieben die „National"denkmalssache als erledigt bei Seite; die Schloßfreiheitlotterie tritt hülfreich vor den Riß der pekuniären Frage und die zweite Ausschreibung zu einem Wettbewerb gegen den, mit Recht beliebten Reinhold Begas wird ausgeschrieben.

Es ist gar keine Frage, daß der Kaiser so gut, ja mit mehr Recht als jeder Privatmann seine Wünsche in dieser Sache zur Geltung bringen konnte. Aber es ist ja wohl noch nicht ein Staatsverbrechen in einem konstitutionellen Staate, in

Sachen persönlichen Geschmackes anderer Meinung als der Monarch zu sein. Vielmehr giebt gerade die Ruhe und Sicherheit, mit der er selbst sein persönliches Urteil in Sachen abgiebt, die von seiner staatlichen Autorität nicht im geringsten berührt werden, das erquickende Beispiel männlicher Geradheit, die nach keinen äußerlichen Rücksichten fragt. Der Deutsche aber, statt hierin und im kühnen, sicheren Willen seinem Kaiser nachzuahmen, dessen Meinung er hier nicht zu folgen vermag, läßt mit unterwürfigem Achselzucken eine Sache aus den Händen, von der er innerlich überzeugt ist, daß sie in ein falsches Geleise gedrängt ist. Und man verschanzt sich hinter vorgebliche Königstreue und Patriotismus, indem man dem Kaiser die schwere Verantwortung in einer Sache zuschiebt, die allerdings eine Kulturfrage ist, die aber, so lange ein deutscher Kaiser nicht zugleich unfehlbarer Kunstpapst ist, von ihm allein doch nur durch rein persönliches Geschmacksurteil gelöst werden könnte. Nicht den Kaiser trifft also auch nur der geringste Vorwurf; nur die Feigheit der großen Menge tritt in abschreckender Weise wieder hervor, die Feigheit auch der Ueberzeugten, die durch ihr Schweigen und Gehenlassen und Achselzucken bei verschlossenen Thüren dem Ansehen des Herrschers und der Nation besser zu dienen glauben als durch mannhaften Protest.

Denn ein anderes ist es, die Wünsche des Kaisers zu erwägen, ein anderes, die Entscheidung gegen eigene Ueberzeugung ihm zu übergeben, — zumal die Wünsche des Kaisers leicht anders zu befriedigen waren, denn das ist ja gerade das Unterscheidende. Die Nation will oder wollte oder hat sich einmal zu dem kühnen Gedanken erdreistet, zu wollen ein Nationaldenkmal, ein Denkmal, in dem die ganze Epoche Kaiser Wilhelms I. zu künstlerischer Verkörperung gelangen sollte. Wilhelm II. will nur das Monarchenbild seines verehrungswürdigen Großvaters; und es ist nichts natürlicher als daß er bei der Nähe der persönlichen Beziehungen, verstärkt allerdings durch das lebendige Bewußtsein vom Gottesgnadentum des Herrschers, in der Gestalt des greisen Helden allein schon alles das fand, was für sein Gefühl der künstlerischen Verewigung bedurfte.

Aber den Wunsch nach solchem Denkmal konnte schließlich bereits die kaiserliche Schatulle erfüllen, schlimmstenfalls — in pekunärer Beziehung — konnte es die Stadt Berlin allein errichten, wie denn bereits die Provinzialdenkmäler über das kaiserliche Programm hinausgehen. War daher den äußerlich so Königstreuen daran gelegen, einen persönlichen Wunsch des Kaisers zu erfüllen, so hätte man die Nationaldenkmalsfrage ganz ruhig vertagen können, bis nach erfülltem Wunsche vielleicht auch noch ein Nationaldenkmal von Umfang und Bedeutung des für Victor Emanuel in Rom Gnade vor des Kaisers Augen gefunden: so gut wie Leipzig, Breslau, Cöln 2c. würde auch die Stadt Berlin inzwischen ein Denkmal errichtet haben, das ja an der Schloßfreiheit und von Begas ausgeführt dann immer noch den Enkeln zum Vergleich mit dem eigentlichen Nationaldenkmal dienen könnte.

Statt dessen meint man der allgemeinen Würde mehr gedient zu haben, indem man den neuen Wettbewerb ausschrieb, bei dem zunächst gleich das säuberliche Factum hinuntergeschluckt werden mußte, daß von zehn Künstlern, die zum eigentlich ruhmreichsten Wettbewerbe deutscher Kunst aufgefordert wurden, von vorn herein sechs auf die Ehre einer Beurteilung oder auch nur Mitwirkung verzichten. Und man lese in den Tagesblättern nach: auch was hierüber zwischen den Zeilen geschrieben steht, trägt wahrlich nicht zur Stärkung der nationalen Würde bei! Aber wo bleiben die Männer, die aus Patriotismus und Königstreue solche Vorgänge verhinderten? Und weshalb nicht ehrlich auf den Zeilen, statt zwischen ihnen? Ach, der Herr Hofrat von Schiller ist lange tot, der von „Männerstolz vor Fürstenthronen" schrieb und leider in der Sprache des Servilismus, der

**

deutschen! Man überlege doch nur, was es heißt, daß sehr bedeutende Künstler es unter ihrer Würde halten, zu einem officiell „nationalen“ Werke mitzuwirken, ohne daß hier von gekränkter Künstlereitelkeit die Rede sein könnte! Das ist einfach ein Flecken auf der ganzen Angelegenheit, den alle Schönfärberei nie wird tilgen können. Und das ist unsere, nur unsere Schuld, die wir still gehalten haben und die wir die Majestät des Herrschers nicht durch Vernunft, sondern durch feige Meinungsflucht und Liebedienerei zu wahren meinten!

Im Sinne einer Erziehung des Urteils wäre es zweifellos richtig gewesen, wenn auch die drei Künstler, welche neben Begas noch in die Schranken getreten sind, vom Kampfe zurückgeblieben wären. Aber es läßt sich doch ihr Eintreten mit guten Gründen rechtfertigen. Sie waren Opportunisten im besten Sinne: Man rette, was zu retten ist! Und mit vollem Rechte gebührt ihnen daher der kaiserliche Dank, der ihnen inzwischen zu Teil geworden ist. Ihr Glaube, daß es sich nicht nur um eine Komödie neben dem Begas handele, wie ziemlich unverhohlen allenthalben „gemunkelt“ wurde, ist nicht zu Schanden geworden — zumal Begas selbst das Satyrspiel geleistet hat. Man weiß nicht, ob wirklich die ganze alte Richtung schon so bankerott ist, oder ob die Siegessicherheit diesmal den Künstler derartig verblendet hat, daß er meinte, mit offener Null spielen und gewinnen zu können. Jedenfalls ist sein Werk geradezu unglaublich — und trotz des Kaisers Abneigung gegen Architektur nun doch obenein in eine solche hineingestellt!

Nun, wenigstens also eine mannhafte künstlerische Ueberzeugung, die vielleicht, von zwei anderen Künstlern unterstützt (Schmitz und Hilgers), doch ihres Eindruckes nicht verfehlen wird.

Aber man darf dies doch nur für eine symptomatische Erscheinung halten, keine den Wert der Leistung bestimmende. Nun sind allerdings nach Beseitigung des „National“denkmalsgedankens die symptomatischen Erscheinungen bedeutungsvoller geworden als das Denkmal, das schließlich einmal von den kreißenden Bergen geboren werden wird. Es handelt sich nur noch um ein Stadtdenkmal, kaum um ein Provinzialdenkmal, und Berlin erhält zufällig die Sache aus dem Säckel von ganz Deutschland bezahlt. Darum bedarf es keines weiteren Lärmens; das können die Herren Volksvertreter ja breittreten, falls ihnen doch noch einmal der Mut kommt, in der „nationalen“ Sache auch eine Meinung haben zu wollen. Was aber noch nicht zu berühren gewagt wurde und was doch einmal berührt werden mußte, ehrlich und offen, damit es nicht heimlich die Denkart vergiftet, das waren eben jene begleitenden Züge, die im Vorstehenden wenigstens angedeutet sind.

Was nun das Künstlerische der ausgestellten Entwürfe anlangt, so möchte ich mich kürzer fassen. Die Schwierigkeiten des Platzes waren sehr erhebliche. Sollte der Verkehr über die Schloßfreiheit erhalten bleiben, so mangelt es sehr an Raum für ein Denkmal solcher Monumentalität, daß es gegenüber dem Schloß eigene Selbständigkeit behält. Setzt man es vor das Schloß, so schrumpft es zum Dekorationsstück für jenes zusammen; setzt man es dem Schlosse gegenüber, so erhält man von allen Fernstandpunkten zunächst Blicke auf die Hinterseite des Denkmales. Schilling hat allein gewagt, diese Krasheit ungelöst zu lassen. Die drei übrigen Künstler haben, wie Schilling zunächst einen Exedra-artigen Platz in die Spree hinausbauend, diesen Platz mit einer bedeutsamen Architektur umrahmt. Ihne, der geschickte Architekt für den Entwurf von Begas, stellt im Halbrund eine Säulenreihe, die nach den Aussichtspunkten in der Mitte und halb rechts und links durchbrochen und mit monumentalen Pfeilerbauten flankiert ist. Er nimmt dabei einen Durchbruch der Behrenstraße bis zur Spree und Brücken im Zuge dieser Straße und etwa von Gerson aus auf das Denkmal zu an, raubt aber durch die Durch-

brechung gerade für die Fernblicke dem Bilde die Monumentalität der sonst sehr schönen Architektur. Hilgers bildet im Gegensatz dazu eine den Hintergrund abschließende tempelartige Nische, von der Karyatidenstellungen die Viertelkreise bis zu massigen flankierenden Triumphthoren abschließen. Am großartigsten und schlechterdings für den einmal gewählten Platz mustergültig entwickelt Bruno Schmitz seine wuchtige Säulenstellung, die an den Seiten von vielleicht etwas allzuschlanken hohen reichen Pfeilerbauten begrenzt, in der Mitte durch ein offenes Triumphthor prächtigster Wirkung unterbrochen wird, in dem sich eine Wasserkunst zur Spree hinab entwickelt.

Wäre das von Nikolaus Geiger modellierte Reiterbild, auf einem ganz schlichten aber meistergültig monumentalen Sockel, nicht etwas zu nüchtern und statt ernst fast traurig im Ausdruck, so könnte das Urteil kaum anders als est est! lauten. So aber sieht man sich unter den anderen Bildnern um, ob nicht da einer mit unserem geradezu geborenen Denkmalsarchitekten Schmitz zusammenarbeiten könnte. Im Publikum ist allgemein nur zwischen Schilling und Hilgers die Entscheidung schwankend. Letzterer ist bewegter, etwas pathetischer aber doch nicht sonderlich neu; Schilling dagegen lieferte zwar ein häßliches Pferd, aber eine trefflich realistische und doch weihevolle Charakteristik des greisen Herrschers.

Die Sockel betrachtet man fast allgemein bereits als ein notwendiges Uebel. Seit das Berliner Publikum an den Reiterbildern Friedrich Wilhelms des Dritten und des Vierten die ledernsten Allegoristereien mit ganz berechtigtem Unverständnis begaffen muß, hat es sich seines Urteils begeben. Viel wertvoller sind denn auch die neuen Ideen nicht, die beide genannten Künstler in ihre Sockelfiguren legen. An sich als treffliche, ja hervorragend schöne Figuren haben sich ein nackter griechischer Krieger bei Hilgers, ein segelschwenkender Jüngling bei Schilling an das Denkmal Kaiser Wilhelms I. verirrt.

Da man doch, wie es scheint, unter den Bildhauern noch nicht zu einer so packenden Realistik der Auffassung gelangen kann, wie sie der allzufrüh verstorbene Kaffsack als einziger bei der ersten Wettbewerbung in seinem mit Rieth zusammen geschaffenen großartigen Entwurf zeigte, so sollte man doch das Balletwerk lieber ganz von der monumentalen Darstellung der Persönlichkeit Wilhelms I. fortlassen.

Jedenfalls aber wäre es eine Handlung, für die im Volke auch keine Spur von Verständnis zu finden wäre, wenn der Begas'sche Aufbau zur Ausführung gelangte. Mit allem Aufwand von Frauen- und Männergliedern, Pferdebeinen, Flügeln, Waffenhaufen und Uniformen läßt sich die vollständige Bankerotterklärung der alten Allegoristereikunst nicht übergipsen. Man muß es gesehen haben um es zu glauben, daß Kaiser Wilhelm I., den wir alle unter uns gesehen, von einer griechischen Dame sein bäumendes Roß zügeln läßt. Man muß es gesehen haben, wie auf römischen Quadrigen die beiden Feldherrnprinzen aus dem ungefügen Sockel herausreiten, eine wüste Menge von Generälen hinter ihnen, die sich schließlich am Sockel in Flachrelief breit drückt; der ganze, geradezu ulkige Vorgang, der einem Zirkusstück verzweifelt ähnlich sieht, von geflügelten Kugelläuferinnen flankiert. Gewiß, solch Denkmal hat die Welt noch nicht gesehen. Ob aber dieser letzte Ausläufer einer theatralischen Unwirklichkeit als Zeugnis der Kunstschaffenshöhe am Ausgange des 19. Jahrhunderts in Erz auf die spätesten Geschlechter kommen soll — das muß man auch erst, bei aller Geringachtung deutscher Ueberzeugungsstärke, erleben, um es zu glauben. Freilich — die Geschichte ist die Erschöpfung aller Möglichkeit. Nun — qui vivra, verra — oder rira! — Bereits beginnt man es, indem man die neueste Nachricht von der Erwählung Schaper's kolportiert.

Die Münchener Kunst-Ausstellung.

IV.

Die deutsche Kunst auf dieser Ausstellung wird durch München repräsentirt. Zwar Berlin, Düsseldorf, Karlsruhe, Weimar haben eine kleine Anzahl von Werken gesandt, aber nichts von hervorragender Bedeutung. Es sei denn, daß man Liebermann, Skarbina und Stahl zur Berliner Schule rechnen wolle, weil sie zufällig ihren Wohnsitz in Berlin aufgeschlagen haben. Aber die Wurzeln ihrer Kunst liegen anderswo, ihre Anregungen holen sie sich aus Frankreich und in München haben sie zum Teil ihre künstlerische Erziehung genossen und sie fallen so ganz aus dem Rahmen der Berliner Kunst, und so genau in die Richtung der Münchener, daß man sie getrost zu München zählen kann. Also die Münchener Kunst ist es, welche die Ehre Deutschlands dem Ausland gegenüber zu retten hat.

Sobald irgendwo in Deutschland eine Kunstausstellung eröffnet wird, erschallen die Klagen über den Niedergang der deutschen Kunst, das ganz besonders klar daran erkannt werden könne, daß keine Historienbilder mehr gemalt werden. Auch diesesmal hier kaum ein einziges. Und wie herrlich ist doch die Freude, die solch eine Riesenleinwand bereitet. Wenn man sich davor hinstellen kann, die kleine Papptafel ergreifen, die darunter hängt, darauf eine kleine Federzeichnung die Köpfe zeigend in der Situation des Bildes und unter jedem Kopf ganz deutlich der Namen des Betreffenden; und dann in ganz kleinen Buchstaben 20 Druckzeilen Schlossers Weltgeschichte Band 7 Seite 298 Zeile 18—58 von oben: Da weiß man doch wenigstens wofür man seine Mark Eintrittsgeld bezahlt, man lernt etwas, man wird in Anspruch genommen, so ein Bild braucht seine Zeit, bis man es ganz erschöpfend angesehen und verstanden hat, aber so die anderen Geschichten, da geht man eben so vorbei und ist schon fertig, ehe man angefangen. Ja leider für die Liebhaber von derlei Dingen ist die Ausbeute gering. Es wird in München verschwindend wenig Historie gemalt. Warum? Vielleicht weil die großen Staatsaufträge fehlen, vielleicht auch, weil die moderne Geschichtsauffassung und Geschichtsdarstellung das Schwergewicht immer mehr und mehr von den äußeren Aktionen auf psychologische Vorgänge verlegt, sodaß die Darstellung eines sogenannten bedeutsamen geschichtlichen Momentes uns jetzt noch leerer erscheinen würde, als früher. Indes hat man sich in Berlin und Düsseldorf durch solche Erwägungen nicht abschrecken lassen. Unter Beihülfe des preußischen Staates entstehen dort stolze Reihen großer Historienbilder, Schlösser, Gymnasien, Klöster und Rathäuser werden damit geschmückt, und wer sich ein für allemal daran sattsehen will, der besuche die Ruhmeshalle in Berlin. Dort haben sich alle historische Talente Preußens ein Rendezvous gegeben und fürchterliche Spuren hinterlassen. Nicht daß ich meine, man solle um keinen Preis ein Motiv aus der Geschichte wählen! Freilich soll man das, wenn man Talent hat. Aber Talent muß man haben, ganz unbedingt. Man muß im Stande sein, künstlerisch zu wirken und nicht, wie „unser Spezialartist“ von der Illustrierten Zeitung. Möglich ist es, das haben die Spanier uns gezeigt.

Der Mangel an Größe, Unverständnis für das Erhabene, das ist der erste Vorwurf, der den Münchener Künstlern entgegen geschleudert wird, und dann kommt gleich hinterher die Vaterlandslosigkeit, die Nachäfferei alles Fremdländischen, besonders Französischen. Da regen sich die Patrioten — das sei schon seit langem ein Hauptfehler der Deutschen, daß sie ihre Augen mehr auf das Ausland richten, als auf ihr Vaterland. Statt stolz sich auf sich selbst zu stellen, den eigenen Kräften zu

vertrauen, nehme er von überall her Fremdes mit größter Bereitwilligkeit auf, und so verwische sich von Tag zu Tage der kräftige Typus des Deutschen. Ich weiß nicht, wer der erste war, der den Typus des echten Deutschen, wie er sein soll, klipp und klar dargestellt hat, aber das weiß ich und das sollten doch auch jene falschen Patrioten bedenken, daß die deutsche Kultur befruchtet durch die gesamten Europäischen zu der geworden ist, der wir uns freuen. Und ich meine, der Name Goethe allein sollte diesen Engherzlern Schweigen gebieten. Aber nein, sie wollen eine „nationale" Kunst, eine germanische Kunst. Sie fühlen es nicht, daß die Kunst unserer Zeit immer mehr die nationalen Schranken sprengt, daß nicht mehr nationale, sondern nur noch individuelle Unterschiede bestehen. Ja, diese Urteutonen haben neuerdings sogar entdeckt, daß der Aufschwung der französischen Kunst der letzten 30 Jahre den germanischen Elementen des französischen Volkes zu verdanken sei, daß die Intimität der Bastien-Lepage; der Dugnar-Bouverel und Anderer, nichts sei als die Reaktion des germanischen Gemütslebens gegen das lateinische Formenwesen, der Ansturm der deutschen Innigkeit gegen das hohle französische Pathos. Es ist merkwürdiger Weise ein Franzose, der das ausgeheckt hat, aber in Deutschland ist es natürlich begierig aufgegriffen worden. Es hat ja auch etwas sehr verlockendes für die Schüler des Rembrandtschreibers, für diese dilettantische Geschichtsphilosophie, die mit graziöser Leichtigkeit über die gefährlichen Stellen hinweghüpft. Nur Schade, daß derlei Reaktionen der Naturwahrheit und Schlichtheit gegen Unnatur und Künstelei zu verzeichnen sind, so lange wir die Geschichte der Kunst verfolgen können, und daß sie also weniger ein Gegensatz zwischen Germanentum und Lateinertum zu sein scheinen, als ein allgemeines Gesetz der künstlerischen Entwickelung. Und auch das sollte den Herren zu denken geben, wie oft in einer künstlerischen Individualität beide Gegensätze vereint erscheinen; ich denke z. B. an Flaubert. Frau Bovary auf der einen und Salambo, der heilige Antonius auf der anderen Seite. Wie stimmt hier das Exempel? Und zu welchem hellen Blödsinn in seiner äußersten Konsequenz dieses Nationalitätenprinzip in der Kunst führt, beweist einer der angesehensten deutschen Kunstschriftsteller. Er spricht von dem Massenporträt einer Reihe von französischen und dänischen Berühmtheiten, das der Däne Kroyer gemalt hat, bewundert es sehr und sagt, daß Kroyer die Dänen ganz außerordentlich charakterisiert habe, aber schwach seien die Franzosen gelungen, weil eben Kroyer, der Däne, nicht im Stande sei, der fremden Nationalität eben so gerecht zu werden, wie der eigenen. Mir scheint, da hört die Kunstkritik auf und das Narrenhaus fängt an.

Es wird kein Vernünftiger den Einfluß der Kaste in der Erziehung läugnen, aber wie leicht beides durch fremde Einflüsse paralysiert werden kann, zeigt eine ganze Reihe von Künstlern, und gerade bei dieser Ausstellung fällt ganz besonders eine gewisse Einheitlichkeit der Werke verschiedener Nationalitäten auf und wohl gerade die besten Arbeiten. Es würde schwer fallen bei sehr vielen Bildern, wenn man ohne näheres Wissen vor sie träte, zu bestimmen, ob sie in Paris, Mailand, München oder Stockholm gemalt sind. Das Eigentümliche eines jeden ist aber das rein Individuelle, das innerhalb der gesamten europäischen Kultur seine Stätte hat. Und so fängt allmählich auch die deutsche Malerei an zum Entsetzen aller falschen Patrioten und zur Freude aller, die sich einen weiteren Gesichtskreis erworben und es gut meinen, ihren Platz in der europäischen Kunstfamilie zu behaupten und wird sich hoffentlich durch diese politischen Kunstenthusiasten nicht irre machen lassen. Wenn wirklich die Gesichtsschranken so eng gezogen wären, woher käme denn unsere Freude an japanischer und indischer Kunst, die auf Kulturen fußen, welche uns doch einigermaßen fremder sind, als die französische.

Unter denen, die mit starkem Arm gekämpft für ihre ehrliche Ueberzeugung und die unbestrittenen Anteil an dem Aufschwunge in Deutschland haben, ist in erster Linie immer wieder Liebermann zu nennen. Er ist einer von den Fertigen, einer der sich schon durchgerungen zur Klarheit über sich selbst. Der sein Ziel klar vor Augen hat und sein Mittel in der Gewalt. Aber fertig sein, heißt bei ihm nicht stille stehen, heißt bei ihm unablässig weiter streben, weiter lernen. Die Frau mit den Ziegen im Besitze der Pinakothek bildet eine Zierde der Ausstellung. Ein gewaltiger Natureindruck, eine edle Einfachheit. Auch sein anderes Bild, der Schweinemarkt mit seiner barocken Technik hat ausgezeichnete Einzelheiten, aber er kommt an Wirkung jenem ersten nicht gleich. Uhde zeigt eine neue Darstellung seiner Flucht nach Egypten, ein Winterabend breitet seinen Schatten um das fliehende Paar, das auf den schmutzigen Schnee dahinschreitet hinaus auf dem Dorfe, dessen zitternde Lichter noch die Finsternis durchbrechen. Die erste Behandlung des Themas scheint mir besser geglückt, die Stimmung war duftiger, während hier die Dunkelheit etwas schwarz wirkt. Aber der Ernst der Stimmung ist überzeugend zum Ausdruck gebracht. Auch Uhde ist eben ein Fertiger, von dem man keine Wandlung mehr erwartet, sondern ein vollkräftiges Aussprechen des ihm eigentümlichen. Das Gleiche gilt von Kuehl. Seit er sich der neuen Richtung anschloß, trat er als der auf, als den wir ihn heute kennen und schätzen, kraftvoll und markig, technisch vollendet und ein wenig zurückhaltend mit der Empfindung. Seine Bibelvorlesung in einem holländischem Hause, die er dieses Mal ausgestellt, und die mit Recht von der Pinakothek erworben ist, zeigt ihn auf der Höhe seines Könnens. Eine gewisse Aehnlichkeit besteht zwischen Kuehl und Stahl. Auch dieser ein eminenter Könner, ein geschickter Virtuos, ohne allzutief einzudringen. Die moderne Gesellschaft ist seine Domäne. Das moderne Kostüm, in dessen Bewältigung die deutschen Maler ein beträchtliches Ungeschick entfalten, versteht er in künstlerischer Weise zu erfassen. — Sein Strandbild ist im hohen Grade amüsant, mit feinem Farbengefühl gesehen und in erstaunlich virtuoser und witziger Weise vorgetragen. Zu denen, die jeden Stoff behandeln können, weil sie im Stande sind, unter allen Umständen das malerische herauszufinden und das unkünstlerische auszuscheiden, gehört Albert Keller. Das Urteil des Paris, mit dem er in diesem Jahre auf den Plan tritt, hat bewundernswerte Einzelheiten, es zeigt den vornehmen Geschmack und die vornehme Gesinnung seines Autors, aber es ist nicht von der Geschlossenheit und von der schlagenden Sicherheit, die man an Keller gewohnt ist. Ganz charmant dagegen ist das Interieur mit Kindern, eine erquickende, lichtvolle, kleine Leinwand.

Das etwa scheinen mir die Fertigen unter den deutschen Malern zu sein. Aber noch findet sich eine ganze Reihe von vielversprechenden Anderen, die erst zu werden scheinen, die mitten drinnen stehen im Streben und Entwickeln; zum Teil höchst interessante Arbeiten entstammen ihnen. Da ist einmal Klinger, der, in den Radierungen in seiner Art Vollendetes bietend, als Maler sich noch in der aufsteigenden Linie befindet, der noch mit dem Material zu kämpfen hat und mit den Erinnerungen. Die Pietà ist ein Beweis dafür — da wo er noch nicht Klinger ist, in dem Figürlichen, der Form und der Farbe nach, wirkt sie unerfreulich, wo er sich und der Natur folgte, in dem Stückchen Landschaft fesselt er und erfreut. Auch Stuck ist im Werden. Man erkennt noch ein wenig die Vorbilder, aber man gewahrt auch schon ein eingeprägtes Künstlerantlitz mit energischen und auffallenden Zügen. Das Beste was er bietet ist eine Abendstimmung am Weiher, überzeugend gegeben, flimmernd farbenreich gesehen und überaus sympathisch in der etwas wehmütigen Stimmung. Herterichs heiliger Georg zeigt eine überraschende Wendung gegenüber den früheren Arbeiten des talentvollen Künstlers, zeigt, daß er

mit offenen Augen und mit verständiger Zurückhaltung die künstlerischen Erzeugnisse der letzten Jahre angeschaut hat. Es ist eine geschmackvolle, abnötigende Leistung. Auch Kalkreuth hat der romantischen Richtung Tribut gezahlt. Er bringt neben einigen sicher aber etwas brutal gemalten Portraits einen Orpheus, dem die Tiere des Waldes folgen. Ein Versuch, der nicht als geglückt bezeichnet werden kann. Skarbina ist mit einer etwas rohen, aber sehr wahren Landschaft und mit einem geschmackvollen Interieur vertreten. Er scheint noch zu keiner rechten Ruhe gekommen, noch immer auf der Suche nach dem, was seine Individualität eigentlich ausmacht. Ein paar feingestimmte holländische Bildchen sind von Stremel zu sehen. Hummel, Langhammer, Erler, Ruschel, Koenig, treten mit talentvollen Arbeiten auf und lassen für die Zukunft Gutes, zum Teil Ausgezeichnetes erwarten.

Hervorragend sind einige Landschaften von Dill, intim empfunden und souverän dargestellt. Kräftig auch und von packender Wahrheit ist Reiniger; Buttersack, Amling und Flad sind mit Auszeichnung zu nennen. **Benno Becker.**

In einer Nacht.

Von W. Hegeler.

Hungern, hungern! Lieber Hungers sterben, als sich selbst wegwerfen und seine Kunst besudeln!

So schrieen seine Freunde immer, und so hatte auch er ihnen nachgeschrieen . . . so lange er sich noch hatte satt essen können. Auch als er nichts mehr hatte zu essen, schrie er noch eine Zeit lang. Doch dann war eine andere Stimme in ihm wach geworden und hatte erst leise geknurrt, dann lauter und aufdringlicher:

— Essen muß der Mensch, das ist die Hauptsache! Man kann nicht hungern, bis man berühmt ist. Man muß essen, jeden Tag essen! —

Und diese Stimme hatte die andere überschrieen, wie das Materielle am Ende immer lauter schreit als die schönsten Ideale.

Da hatte er denn endlich seinen Widerwillen überwunden und das Bild gemalt, ein Portrait von seiner Hauswirtin. Mein Gott, was hatte er in dieser Zeit, seitdem die Sitzungen begonnen hatten, für ein Leben geführt! Vier Wochen lang das Gesicht dieses Weibes zu studieren, vier Wochen lang ihr Gezank und ihre Nörgeleien anhören zu müssen! Oft hatte er schon auf dem Punkt gestanden, alles mit einem Mal zu beenden und Bild wie Modell zum Atelier hinauszuwerfen. Der ganze Tag war ihm verdorben, seitdem er sie gemalt hatte, und auch in der Nacht verdarb sie ihm den Schlaf.

Da eines Tages hatte ihn dann doch Wut und Scham übermannt, und er hatte die Sitzungen abgebrochen.

— Was? . . . Erst schmierte er vier Wochen an so einem Schmarren herum und kriegte nichts fertig, und nachher sagte er, er könnte ihr Gesicht nicht mehr sehn! . . . Anstatt in's Kaffeehaus zu gehn, um sich ein bißl zu erholen, war sie zu ihm gekommen, ganze vier Wochen . . . Ihr Gesicht nicht mehr sehn! Wenn's ein Menscherlgesicht wär', dann hätt' er's wohl sehn können. So ein Lumpenkerl von einem Kunstmaler!

Das war das Ende gewesen.

Und er war hinausgestürmt, um sein tolles, vor Empörung, Abscheu, Wut rasendes Herz auszutoben, die Barerstraße herunter und weiter, nach Haidhausen, immer weiter, egal wohin, nur weiter auf der schattenlosen Landstraße, wo die Sonne ihm mit ihren glühenden Strahlen das Haupt versengte.

Müde, zum Sterben krank, war er dann am Abend nach Hause gekommen und hatte sich aufs Bett geworfen, um zu schlafen. . . Schlafen, schlafen, seinen Ekel, seinen Jammer, seine Schmerzen in tiefen Schlaf versenken! —

* * *

Draußen die schwarzen Häuserkolosse strömen unaufhörlich aus ihren Quadern, ihren Mauern und Dächern, die am Tage angesammelte Glut aus. Aus den Aborten und Straßenrinnen steigen schlechte Dünste empor. Überall ein Wallen, Schieben und Kreisen der Luft, der verdorbenen, die hinaufsteigt, der frischen, die sich nach unten lagert. Und alles ist geöffnet, um diesen frischen Hauch einzulassen, der mit dem milden, weichen Licht des Mondes herabgießt, wie die kühlende Arznei in eine Wunde . . . Nur sein Fenster ist geschlossen, und die Kühle kann nicht eindringen in dieses enge niedrige Atelier mit schiefem Dach und schlechtgestrichenen Wänden. Die Luft darin ist heiß, dick und von dem aufdringlichen, den Kopf beklemmenden Terpentindunst noch mehr beschwert. Mitten in dem Atelier steht auf einer Staffelei das Bild. In einer Ecke, schräg gegenüber der Thür, befindet sich ein Bett, ein schmutziges ungemachtes Lager mit einer Strohmatratze. Die Kissen sind zerdrückt, eine gestreifte Pferdedecke in einem Winkel zerwühlt. Auf diesem Bette liegt er.

Er befindet sich in jenem unerquicklichen, ruhelosen Halbschlummer mit wirren Bildern, wilden Träumen, der den Geist noch mehr aufregt als das wache Denken. Er durchlebt noch einmal die Szene von heute Morgen, und in seinem Ohr tönen die häßlichen Worte wieder.

Dann erwacht er und fühlt, daß er in seinem Atelier auf dem Bette liegt. Instinktmäßig sucht er wieder einzuschlafen, doch die Gegenwart eines andern, er weiß nicht, was es ist, aber es hat etwas Fremdes, Unheimliches, Grausenvolles, verwirrt, ängstigt, erregt ihn immer mehr. Er öffnet seine Augen, die vor Ohnmacht fast wieder zusammenfallend, glanzlos, blicklos bald hier, bald dorthin wanken. Da bleibt er in der Mitte des Zimmers an dem Bilde hangen. Jetzt fällt ihm alles wieder ein, und Scham, Abscheu, Zorn über das, was er gethan hat, steigt in ihm auf.

Das von draußen hereinfallende Licht verdünnt das Schwarz der Nacht zu einem schwachen Halbdunkel. Aus dem braunen unsichtbaren Hintergrund des Bildes sticht das massiv rote Gesicht hervor, mit dem hellen Strohhut darüber, dann weiter unten ein dicker weißer Klumpen: die Hände. Beim Anblick dieser Hände fällt ihm ein, wie er sich abgemüht hat, sie herauszukriegen; wie er die eine Hand hier, die andere dorthin gelegt; wie er das Weib gebeten, doch diese fürchterlichen Handschuhe auszuziehn, die mit ihrem grellen Weiß alles Andere totschlugen; wie er sie dann schließlich zusammengelegt hatte, um sie wenigstens halb und halb mit einem Fächer zu überdecken. All' diese Einzelheiten, diese Qualen der einzelnen Sitzungen fallen ihm wieder ein, und die entfesselte Phantasie wühlte immer tiefer in diesen Erinnerungen.

In seinem Kopf glüht noch die Hitze des Tages, seine Augen brennen, und seine Zunge ist trocken vor Durst. Er will sich erheben, um zu trinken, aber kraftlos sinkt er wieder in die Kissen zurück. Es ist weniger die physische Schwäche, die ihn hindert, als der Mangel an moralischer Kraft, daß er nicht lange genug seine Gedanken auf den Gegenstand concentrieren kann, um ihn zur Ausführung zu bringen. Die Gedanken galoppieren mit ihm davon. Sie zucken durch sein Hirn wie Blitze durch den Gewitterhimmel und erregen seine Nerven, wie das Wasser die Mühle treibt.

Es sind trostlose, unheimliche grauenvolle Gedanken, die ihn peinigen. Ohne Ordnung, auf die absonderlichste Weise, vermischen sich die Ideen bei ihm; der geringfügigste Gegenstand im Zimmer erweckt eine neue. Aus seiner Jugend, aus der kürzesten Vergangenheit rauscht ein Ereignis vorüber. Vorstellungen, Empfindungen, die er längst vergessen hat, wachen wieder in ihm auf. Er denkt furchtbar rasch, aber klar, deutlich, jedesmal ganz absorbiert von einem Gedanken. Er denkt eigentlich nicht, er erlebt. Und all' dies Denken, Fühlen, Erleben steht in Verbindung mit dem Bild.

Er ertappt sich bei einem Gefühl, wie er es ganz genau so schon einmal gehabt zu haben sich erinnert. Und während er es zerlegt und sich freut, es zu zerfasern, taucht in

seinem Geist eine längst entschwundene Geschichte wieder auf, eine Geschichte aus seinen frühesten Kinderjahren: wie er zum ersten Mal gelogen hat.

An einem Wintermorgen vor der Schule . . . das kleine weiße, von dem Schnee draußen noch mehr erhellte Schlafzimmer, in dem er mit seiner Mutter schlief, steht mit einem Male vor seinen Augen. An dem Toilettespiegel hängt ein Zopf von ihr; sie selbst sitzt auf einem Stuhl in dem weißen Nachtkleid und kämmt sich das Haar. Er sieht noch diesen erschreckten, bekümmerten, traurigen, forschenden Blick des Mutterauges, mit dem sie ihn anschaut. Er hört noch den Ton ihrer Stimme, die langsam zu ihm spricht: „Jetzt kann ich Dich gar nicht mehr lieb haben, Willy“ . . Und er fühlt auch noch den namenlosen Schmerz, der ihn übermannt hat, wie nach dem Verlust eines Paradieses, als ob er alles, was es Schönes, Liebes für ihn geben konnte, verloren hätte in dem einen Blick dieses blassen Gesichtes. Er fühlte noch diese übermächtige Sehnsucht, die ihn mit einem Male befällt, diese gewaltige, heiße Liebe, wie er sie bis jetzt noch nie gespürt hat: daß er seiner Mutter sich zu Füßen werfen möchte, sich an sie klammern, sie festhalten, sie immer festhalten und weinen . . .

Und wunderbar, jetzt während er auf dem elenden Bette liegt, das so beredt den Mangel aller weiblichen Sorge schildert, wacht diese Kindheitserinnerung in ihm auf. Es ist derselbe Schmerz über den unheilbaren Verlust, dieselbe Sehnsucht nach dem unwiderbringlichen Gut . . . Denn das Bild da auf der Staffelei, dieses elend gemeine Weib, auf der besudelten Leinwand noch widerlicher als in Wirklichkeit, seine eigne Prostitution, die er sich selbst gemalt hatte, hat jenes andere Weib, jene hoheitsvolle Himmelsschönheit, die Kunst vertrieben. Die Kunst, seine Geliebte, seine Göttin, seine Mutter verließ ihn. Und sie hatte sich ihm schon hingegeben, in lauen Nächten, wenn er vom Anschauen der Natur und des Menschenkörpers berauscht, trunkene Phantasien gedichtet hatte. Und an den kalten Tagen, wenn er aus dem zerbrochenen Maßkrug seine schmutzige Kaffeebrühe getrunken hatte, hatte sie bei ihm gesessen, ihn ermutigend, tröstend, begeisternd mit glühenden Worten der Hoffnung und Verheißung . . . Jetzt aber verließ sie ihn. Langsam, mit dem sanften, traurigen Abschiedsblick einer verstoßenen Geliebten, schamvoll den nackten Leib vor der andern Frauensperson verhüllend, schwand sie dahin . . . Verzweifelnd die Hände ausstreckend, schreit er mit schmerzerstickter Stimme ihr nach und sinkt dann weinend auf die harte Pferdedecke zurück.

Durch das Fenster gießt der Mond, nur manchmal von schwarzen Wolkenmassen umhuscht, sein bläulich weißes Licht in das Dunkel des Zimmers. Zuerst ist es blos ein kleiner schmaler Streifen, der aber allmählich breiter wird und an der Wand hinaufleckt, wie die Flut an dem weißen Strande. Das Bild ist ganz in Dunkel gehüllt, aber er scheint es mit seinen irren Augen, die immer lebhafter, glänzender, stierer werden, doch noch erkennen zu können. Und in diesem Blick, wie er unverwandt auf die eine Stelle sich bohrt, liegt nicht mehr wie vorhin, jener Abscheu des Künstlers gegen das Bild, es ist Angst und Haß eines gequälten Menschen gegen das Weib selbst, gegen den lebenden Dämon, der in seiner Kammer weilt, den Schlaf ihm raubt und ihn zur Verzweiflung hetzt . . . Schaudernd dreht er sich um, um dem Anblick zu entgehn. Aber so, im Rücken, ist es ihm noch schrecklicher, und er muß es wieder anstarren. Dann fallen ihm die Augen in ohnmächtiger Schwäche zu. Er träumt . . . Sein Weg ist auf der Landstraße; die Sonnengluten verbrennen sein Hirn; das Summen der Bienen und Hummeln, die oft plötzlich von den Blüten ablassend, gegen ihn anschwirren, ängstigt ihn; der Himmel, stahlblau, wolkenlos, auf dessen endloser Weite das Auge auch nicht einen Ruhepunkt findet, drückt ihn zu Tode . . . Und er stürmt vorwärts auf der schnurgraden Allee, ohne zu wissen wohin, ohne daran zu denken, wann dieser Lauf ein Ende nehmen wird. Da sieht er ganz hinten auf der Straße, wo die weiße Fläche sich in die angrenzenden grünen Felder zu verlieren scheint, auf einem Chausseestein, eine Gestalt sitzen. Noch ganz in der Ferne, kaum erkennbar. Aber die Angst verleitet seinen Augen höchste Schärfe: er sieht ganz genau, daß sie es ist, das Weib, dieser Dämon, dem er von unsichtbaren Armen vorwärts getrieben entgegenstürmt. Schon breitet sie die Krallen aus, packt ihn — da fährt er in die Höhe.

Der erste Blick fällt auf das vom Mondlicht hell umflossene Bild . . . Sein Kopf ist wirr, sein Körper über und über mit Schweiß bedeckt.

Den bizarren Zusammenhang seines Traumes hat er im Moment des Erwachens vergessen; nur der schauerliche Eindruck der Erscheinung, die ihm auch jetzt wieder entgegentritt, ist ihm geblieben. Eine Viertelstunde liegt er regungslos, das Bild anstierend. Warum kommt es nicht näher? Kann es nicht, wird es von seinem Blick zurückgehalten? Das scheint ihm fast so. Er fühlt sich dem Dämon überlegen, da er ihn mit seinen Augen bannen kann. Und diese Augen bekommen jetzt etwas Tückisches, Verschlagenes. Er will das Weib morden, damit er endlich Ruhe hat . . . Merkwürdig, er weiß ganz genau, daß es nur von Leinwand ist, und doch hat er zugleich die Vorstellung, Angst und Haß wie vor einem lebenden Wesen. Was wird er nun am besten nehmen zum Morden? In der Tasche hat er ein Messer. Aber er erinnert sich, daß er beim Ausziehn die Hose auf die Erde geschmissen hat. Um dazu zu gelangen, muß er sich bücken. Dann aber wird das Weib sich auf ihn stürzen. Das geht nicht. Seine Augen irren, jeden Moment zu dem Bilde zurückfliehend, in dem dunklen Zimmer umher. Da leuchtet ihm der weiße Gypsschädel, der auf dem für die Modelle bestimmten Podium liegt, entgegen. Gespensterhaft funkeln die Beiden sich an . . . Aber das war auch nicht das rechte Mittel. Das Weib hat einen harten Schädel, und der Gyps wird daran in Stücke zerschellen. — Ihm fällt noch etwas Besseres ein: das Bild zu dem breiten Atelierfenster hinauswerfen, von hinten ein gehöriger Stoß und dann vier Etagen hinunter auf das Steinpflaster! . . . . Er lacht fast auf bei diesem Gedanken, solche Freude macht er ihm. Prüfend schielt er nach dem Fenster hinüber. Es ist ein wenig hoch. Da durchzuckt ihn eine geniale Idee: er sieht die Eisenstange hängen, womit der obere Teil des Fensters zu öffnen war.

Sachte schlüpft er zum Bett heraus. Und er, der vorhin keine Kraft hatte sich zu erheben, reißt jetzt, von hinten sie packend, indem das irre Auge unverwandt das Bild anstiert, die schwere Eisenstange los, so daß die ringsum festgekitteten Glasscheiben klirrend herunterfallen. Dann das Eisen von den zitternden Händen krampfhaft umfaßt, während die magere Gestalt in dem Wollhemd hin und her schlottert, daß sie sich kaum zu halten vermag, durchrast ihn wieder, alles auf einmal, ein wildes Heer von Gefühlen, Haß, Angst, Reue, bis zum Mitleid, ein Chaos widerstreitender Leidenschaften, wie es kaum ein wirklicher Mörder zu durchdenken vermag, bis schließlich die Wut in wildem Sturm alle andern wegweht . . . Da stürzt er sich auf das Bild los und zerfleischt mit wilden Streichen die Leinwand. Die Staffelei poltert dumpf zusammen . . . „Du Biest . . . Du Biest“, schreit er, mit wahnsinniger Freude drauf los hauend, bis alles, Rahmen, Leinwand, Staffelei kurz und klein geschlagen ist. Dann sinkt er ohnmächtig zusammen.

Die Wolken, die den Mond umhuschen, ballen sich dichter. Gegen drei Uhr entladet sich das Gewitter, und der prasselnde Regen fährt durch die zerbrochenen Scheiben, so daß sich unten auf der Erde eine große Lache bildet, die langsam bis zu dem Trümmerhaufen hinfließt und das Haupt des Schläfers benetzt.

* * *

Am Morgen, nachdem er erwacht ist und lange die Bescheerung angeschaut hat, steht er vor dem Spiegel und macht sich schön. Er hat sich schon dreimal den Kopf gewaschen, immer von neuem . . . Dann salbt er sich die strähnigen Haare ordentlich mit Oel, um sich seine Künstlerfrisur zu kämmen. Denn es gilt jetzt einen wichtigen Gang zu machen — geradenwegs zum Polizei-Büreau. Dort erzählt er mit treuherzigem Gesicht, er habe heute Nacht die Portiersfrau Danner ermordet, d. h. nicht sie selbst, sondern ihr Bild. Aber das wäre ja auch sie selbst, d. h. nicht sie, sondern die gemalte Frau Danner . . . Und wie der Polizeilieutenant den Kopf schüttelt, sagt er, er möchte nur mitkommen auf sein Atelier; dort würde er den Leichnam und die Blutspuren finden.

— Aber — setzt er mit dem pfiffigen Lächeln eines Irren hinzu — Sie müssen nicht glauben, daß das Blut rot ist; es ist ganz hell, klar wie Wasser. Denn es ist ja auch nicht das Blut von der Frau Danner selbst, sondern nur von der gemalten Frau Danner.





An offener See.

Roman

von

August Strindberg.

Autorisierte Übersetzung von M. von Borch.

(Schluß.)

Kurz darauf wurde eines Nachts in seinen Keller eingebrochen, und es hieß, daß die Thäter Estländer seien.

Die Absicht, ihn fortzutreiben war danz deutlich, jetzt aber belustigte es ihn zu trotzen, und dies geschah nur, indem er gar keine weiteren Bemerkungen machte, sondern alles ertrug.

Aber nun er von wirklichen Feinden umgeben und im Ernst aus der bürgerlichen Gesellschaft ausgetreten war, kam die Angst des in die Acht Erklärten mit verdoppelter Macht über ihn.

Er schlief des Nachts schlecht, trotzdem er versucht hatte, seine Träume durch starke Suggestionen vor dem Einschlafen zu regeln. Aber wenn er erwachte, hatte ihm geträumt, daß er eine losgerissene Glockenboje sei, die trieb und trieb und trieb und keinen Strand fand, an dem sie ausgeworfen werden konnte. Und im Schlaf hatte er unbewußt eine Stütze an dem Bettbrett gesucht, um Berührung mit irgend einem Gegenstand, wenn auch mit einem leblosen zu haben. Zuweilen träumte ihm, daß er in der Luft schwebe und weder aufwärts noch abwärts kommen könne; und wenn er dann schließlich nach einem Ohnmachtsanfall erwachte, hatte er das Polster, auf dem sein Kopf ruhte mit den Händen umklammert. Jetzt begann die Erinnerung an seine verstorbene Mutter aufzutauchen. Und er erwachte nun oft, nachdem er geträumt hatte, daß er wie ein Kind an ihrer Brust läge. Die Seele war deutlich im Rückgang begriffen, und die Erinnerung an den Mutterursprung, das Verbindungsglied zwischen bewußtem und unbewußtem Leben, die Trösterin, die Fürbitterin stieg auf. Kindheitsgedanken an ein Wiedersehen in einem künftigen Leben schlugen auf, und seine ersten Selbstmordgedanken äußerten sich wie eine unbezwingliche Sehnsucht, die Mutter irgendwo in einer anderen Welt wiederzufinden, an die er nicht glaubte.

Alle Wissenschaft war hülflos gegen einen untergehenden Geist, der alles Interesse am Leben verloren hatte; das Gehirn hatte gekämpft, bis es müde geworden, und die Phantasie arbeitete ohne Regulator.

Er ging noch umher, als die Weihnachtszeit herankam, aber er aß wenig und nahm Aether vor dem Schlafengehen. Das ganze Leben ekelte ihn an, und er lachte jetzt über sein früheres Streben. Das Regenwetter hatte seine Bücher und Papiere zerstört; die Apparate waren verrostet, hatten Grünspan angesetzt.

Die Pflege seiner eigenen Person hatte nachgelassen, sein Bart war gewachsen, das Haar ungekämmt, er scheute das Wasser. Seine Wäsche hatte er seit

langer Zeit nicht zum Waschen gegeben, und das Auge für Schmutz hatte er verloren.

An den Kleidungsstücken fehlten die Knöpfe, und der Rock war stets fleckig und bespritzt, die Hand, die Messer und Gabel führte, gehorchte nicht mehr dem Willen.

Wenn er manchmal ausging, standen die Kinder und schnitten ihm Gesichter zu und hatten Spottnamen für ihn.

Eines Morgens hatte er den Kinderschwarm um sich. Sie zupften ihn am Rock und als er sich umdrehte, flog ihm ein Stein entgegen, der ihn mitten am Kinn traf, so daß das Blut floß. Da brach er in Weinen aus und bat, daß sie ihm nicht böse sein möchten.

„Ja, Du sollst hin werden, Du Teufelsnarr," rief ein zwölfjähriger Junge, „sonst kriegen wir Dich in Armenpflege."

Und dann warfen sie allesammt mit Steinen. Aber da kam Ömans Magd heraus und riß den Jungen bei den Haaren. Und als sie ihn gezüchtigt hatte, ging sie zu dem Ueberfallenen und trocknete ihm mit ihrer Schürze das Blut aus dem Gesicht.

„Armer Bursch!" sagte sie.

Da lehnte er den Kopf an ihren vollen Busen und sagte:

„Ich will bei Dir schlafen."

„Ach, schäm' Dich!" fuhr das Mädchen auf und stieß ihn von sich.

„So gemein zu denken! Pfui!"

Eines Abends ein paar Tage später kam Vestman's Magd herunter gelaufen und bat den Doktor hinaufzukommen und nach der Madam zu sehen, die im Sterben läge. Der Auftrag kam dem Inspektor etwas unerwartet, aber mit der Klarheit, die in lichten Augenblicken seine Krankheit begleitete, sah er ein, daß hier ein Mord vorlag, und daß man sich seines Namens und Titels für die Todtenbeschau bedienen wollte. Die Sache war ihm gleichgültig, aber sie rüttelte ihn für einen Augenblick auf. Es war etwas geschehen, und das ungewöhnliche hatte einen lange entbehrten Eindruck gemacht. Er ging also hinauf nach der Zollhütte und wurde von den beiden Brüdern empfangen, welche ihn mit einer Artigkeit in die Krankenstube führten, die ihm äußerst verdächtig vorkam. Aber er sagte nichts, fragte nichts, denn er wollte das dunkle Bekenntnis abzwingen, indem er den Mann nötigte, zuerst zu reden, überzeugt, daß er sich beim ersten Wort verraten werde.

Bei einem Talglicht saß das Kind und aß an einem Saffranskringel, der nicht zum Spaß hervorgeholt worden war; man hatte ihm die besten Kleider angelegt, wahrscheinlich, damit es sich feierlich fühlen und ein gezwungenes Benehmen beobachten solle.

Nachdem der Inspektor sich im Zimmer umgesehen und bemerkte hatte, daß der Bruder Vestman hinausgeschlichen war, ging er an das Bett, wo die Frau lag.

Er sah sofort, daß sie tot war. Und an ihren verzogenen Gesichtsmuskeln merkte er, daß ein Gewaltakt begangen war; als er zugleich sah, daß ihr Haar sorgfältig über die Stirn gekämmt worden, begriff er, daß man die gute, alte Art mit dem Nagel angewandt hatte.

Aber er wollte den Mann zuerst zum sprechen bringen, und mit halbgeöffneten Lippen und sprechenden Augen, als ob er etwas fragen wolle, wandte er sich an Vestman. Dieser ging auch sofort darauf ein, und indem er darauf baute, daß er mit einem Verrückten wohl nicht besonders listig zu sein brauche, sagte er:

„Sie können ja bescheinigen, Herr Doktor, daß sie tot ist, dann können wir sie gleich begraben, denn sehen Sie mal, wir armen Leute haben nicht das Geld, einen Doktor herauskommen zu lassen."



Mehr bedurfte es nicht, um halbe Gewißheit zu geben. Aber statt einer Antwort wandte sich der Inspektor halbflüsternd an den Mann, der vollkommen beruhigt war, nachdem er sein Anliegen vorgebracht, und fragte:

„Wo ist der Hammer?"

Zuerst flog der Mann um zwei Schritte zurück, als wollte er seinem Gegner an die Kehle springen, der ihn jedoch mit einem Blick auf das Mädchen entwaffnete; dann blieb er bebend stehen.

„Er weiß nicht, wo der Hammer ist, aber ich weiß, wo der Nagel sitzt," fuhr jetzt der Inspektor mit unerschütterlicher Ruhe fort. „Ueberkluge Esel, die nichts neues erfinden können, sondern wie Kinder sich immer wieder auf derselben Stelle verstecken, wenn sie spielen. Ich bin überzeugt, daß dieser Nagel durch's Gehirn im Mittelalter von einem Edelmann oder einem Priester erfunden und jetzt erst zu den niedern Klassen herabgesunken ist, wo er als ein Beweis für die Schlauheit des Volkes ausgegraben worden. Alles kommt von oben herunter, Lachs, Arsenik, Nägel, Revolutionen, Volksfreiheit, ökonomischer Wohlstand, Volksweisen, Dialekt, Bauernpraktik, anhropologische Museen, aber nur als Diebstahl, denn Ihr Pöbel stehlt lieber, als daß Ihr eine Gabe nehmt, weil Ihr zu gemein seid, um „Danke" sagen zu wollen. Und deshalb bringt Ihr Eure Wohlthäter in's Irrenhaus und Eure Edelleute auf's Schaffot. Bring mich jetzt in's Irrenhaus, dann kommst Du nicht in's Gefängnis!"

In seiner Hütte angekommen, fiel ihm wieder ein, daß die Freude, gerade herausreden zu können, ihn zu einer Unvorsichtigkeit verleitet hatte, und nachdem er die Gesinnung der Leute kannte, wußte er, daß der Selbstverteidigungstrieb einem gefährlichen Zeugen gegenüber den Mörder dazu verleiten könne, diesen zum Schweigen zu bringen. Er schlief deshalb Nachts mit dem Revolver im Bette und hatte böse Träume, die ihn weckten.

Am folgenden Tage hielt er sich eingeschlossen und sah, wie vor den Fenstern der Zollhütte weiße Laken hingen. Am dritten Tage wurde die Leiche hinaus getragen und in einem Boote fortgebracht, und am vierten Tage kamen die Männer zurück. Seitdem schlief er nicht mehr, und Schlaflosigkeit vollendete das Zerstörungswerk. Die Furcht wahnsinnig zu werden und in's Irrenhaus zu kommen im Verein mit der Angst, jeden Augenblick meuchlings ermordet zu werden, bestärkte ihn in dem Beschluß, freiwillig aus dem Leben zu treten. Jetzt wo der Tod nahte und das Ende eines Lebens, eines Geschlechts in seiner ganzen Oede hervortrat, war es, als ob der Geschlechtstrieb auftauchte und sich in dem Wunsche, ein Kind zu besitzen, äußerte. Aber es war ihm mehr denn je zuwider, den ganzen banalen Weg zu gehen, ein Weib zu suchen, sich durch Familie an die Erde und die Gesellschaft zu binden, und in seinem schwachen, zerrissenen Zustande ersann er einen Richtweg, der ihm die Freude am Geschlecht, wenn auch nur für wenige Stunden schenken sollte.

Auf Umwegen, gegen die sein Feingefühl sich vor einigen Monaten noch empört haben würde, verschaffte er sich nach einigem Warten einen Menschenkeim, nachdem er unter dem Mikroskop eine „Conveuse" konstruirt, die mit 36 bis 40 Grad Wärme erhalten werden konnte. Nachdem die Befruchtung bewerkstelligt, sah er die Spermatozoen um das unbewegliche ovulum kreisen, das erröten zu sehen er sich einbildete. Und nun drängten, stießen, peitschten sie sich im Kampfe, einem Geschlecht den Impuls geben zu können, seine Anlagen fortpflanzen, seinen lebhaften, erzeugungsreichen Geist einer kräftigen, wilden Unterlage aufpfropfen zu können. Aber nicht die gröbsten, die mit den großen, dummen Köpfen und dicken Schwänzen waren es, sondern die schnellsten, geschmeidigsten, feurigsten, die zuerst die Membrane durchdrangen, um zum Kern zu gelangen.



Mit der Schraube der Spirituslampe unter dem Daumen und mit einem Auge auf dem Thermometer betrachtete er dieses die Liebe entschleiernde Mysterium ein paar Stunden. Sah, wie die Zelle sich spaltete, wie die Arbeitsverteilung zwischen den ungleichen Keimblättern schon vor sich ging; hatte mit Unruhe die Anschwellung der vorderen Markröhre zu der Blase abgewartet, die das Gehirn bilden sollte; träumte, diesen Sitz des Denkvermögens sich schön wölben zu sehen, empfand eine Sekunde des Stolzes über diese seine Schöpfung, die das Problem des Homunkulus löste — als eine Beweguug an der Lampenschraube das Eiweiß zum gerinnen und den Funken des Lebens zum erlöschen brachte.

Er hatte während dieser Augenblicke das Leben dieses andern Geschöpfes so intensiv gelebt, daß es ihm jetzt, wo er den weißen Flecken auf dem Glase sah, vorkam, als ob er ein im Tode gebrochenes Auge gewahrte. Und in seinem krankhaften Geiste vergrößert, wuchs der Schmerz zu einer Trauer, zur Trauer um sein totes Kind. Das Band zwischen diesem und dem kommenden war zerrissen, und er hatte nicht mehr die Kraft von neuem anzufangen.

Als er zum Bewußtsein erwachte, fühlte er eine starke, warme Hand um seine rechte Hand und er erinnerte sich, geträumt zu haben, wie er ein gestrandetes Fahrzeug gewesen, das von den Wellen zwischen Luft und Wasser hin und her geschleudert wurde, bis er zuletzt den Ruck der Ankerkette verspürte und eine Ruhe empfand, als ob die Verbindung mit dem festen Lande wieder hergestellt sei.

Ohne aufzusehen, drückte er die feste Hand, um die Berührung mit einem lebenden Wesen zu empfinden, und er bildete sich ein zu merken, wie die Kraft durch die Verbindung des schwächeren Nervenstroms mit dem stärkeren in ihn überging.

„Wie geht es Ihnen?“ hörte er die Stimme des Predigers über seinem Kopfe.

„Wenn Du ein Weib wärst, würde ich wieder leben, denn das Weib ist die Wurzel des Mannes in der Erde,“ antwortete der Kranke und duzte seinen alten Kameraden zum ersten Mal.

„Preise Dein Glück, daß Du die angefaulte Wurzel verlorst!“

„Ohne Wurzel können wir nicht wachsen und blühen!“

„Aber mit einem solchen Weibe, Borg!“

„Einem solchen? Weißt Du, wer sie war? Ich habe es nie erfahren.“

„Nun, dann brauchst Du nur zu wissen, daß sie eine solche war, die ein Mann nicht heiratet. Aber jetzt ist sie doch verlobt . . .“

„Mit ihm?“

„Mit ihm! Vorgestern stand es im Blatte.“

Nach einem Augenblick des Schweigens wollte der Prediger aufstehen und gehen, aber der Kranke hielt ihn zurück.

„Erzähl' mir ein Märchen,“ sagte er mit kindlich flehender Stimme.

„Hm! Ein Märchen?“

„Ja, ein Märchen. Vom Däumling zum Beispiel. Thu' es, weil ich Dich bitte!“

Der Prediger setzte sich wieder, und als er sah, daß es dem Kranken voller Ernst war, that er ihm den Willen und erzählte.

Der Inspektor hörte mit großer Aufmerksamkeit zu, als aber der Prediger seiner Gewohnheit getreu eine moralische Lehre daraus ziehen wollte, unterbrach ihn der Kranke und bat, er möge sich an den Text halten.

„Es thut so wohl, alte Märchen zu hören,“ sagte er, „es ist wie Ruhe, wieder hinab zu sinken in die alten Erinnerungen aus der Zeit, da man ein kleines Tier war und das nutzlose, das unvernünftige, das unverständige liebte. Bete mir jetzt das Vaterunser vor!“

„Du glaubst ja nicht an's Vaterunser?"

„Nein, nicht mehr als an die Märchen; aber es thut doch wohl, und wenn der Tod kommt und man wieder zurückgeht, liebt man das Alte und wird konservativ. Bete das Vaterunser. Du bekommst meine Hinterlassenschaft und Deinen Schuldschein zurück, wenn Du betest."

Der Prediger zögerte einen Augenblick. Dann fing er an zu beten.

Der Kranke hörte anfangs schweigend zu, dann folgten seine Lippen den Lauten und sprachen sie schließlich deutlich und mit dem Tonfall eines Betenden aus.

Als sie zu Ende waren, sagte der Prediger:

„Es thut wohl zu beten, nicht wahr!"

„Es ist wie Medizin. Die Worte, die alten, wecken Erinnerungen und geben Kräfte, dieselben Kräfte, die sie ehemals den Schlosen gaben, welche Gott außerhalb suchten. Weißt Du, was Gott ist? Das ist der feste Punkt, den Archimedes suchte, mit dessen Stütze er die Erde aus ihren Angeln gehoben hätte. Das ist der fingierte Magnet in der Erde, ohne den die Bewegung der Magnetnadel unerklärt bleiben würde. Das ist der Aether, der erfunden werden muß, damit der leere Raum angefüllt werden kann. Das sind die Molekule, ohne welche die chemischen Gesetze Wunderwerke wären. Gieb mir einige Hypothesen mehr, vor allen Dingen den festen Punkt außer mir, denn ich bin ganz losgelöst.

„Willst Du, daß ich von Jesus spreche?" fragte der Prediger, der glaubte, daß der Kranke phantasierte.

„Nein, nicht von Jesus! Das ist weder ein Märchen noch eine Hypothese . . Das ist eine Erfindung rachgieriger Sklaven und böser Weiber; das ist der Gott der Mollusken im Gegensatz zu dem der Wirbeltiere . . . aber warte, ich bin ja ein Mollusk. Von Jesus sprechen! Erzählen, wie er mit Zöllnern und gefallenen Weibern umging, wie ich es habe thun müssen; erzählen, wie die geistig Armen das Himmelreich bekommen werden, weil sie auf Erden nicht geherrscht haben; wie er Handwerker gelehrt hat, müßig zu gehen, und Bettler, Faullenzer, verlorene Söhne, die nichts besaßen, lehrte, in Gütergemeinschaft mit den Arbeitenden, den Besitzenden zu leben."

„Nein, Du Heide, ich bin nicht Dein Narr!" unterbrach ihn der Prediger und erhob sich im Ernst.

„Geh' nicht, geh' nicht!" rief der Kranke! — „Halt meine Hand und laß mich Deine Stimme hören. Sprich mir, wovon Du willst! Bete! Lies aus dem Kalender oder aus der Bibel, es ist mir gleichgültig. Das Horror vacui, die Furcht vor dem leeren Nichts muß weg!"

„Siehst Du, daß Du den Tod fürchtest, Du!?"

„Gewiß, wie alle Lebenden, die ohne Furcht vor dem Tode nie gelebt haben würden; aber das Gericht, siehst Du, das fürchte ich nicht, denn das Werk richtet den Meister, und ich habe mich nicht selbst geschaffen!"

Der Prediger war fort!

* * *

Es war am Tage vor dem heiligen Abend, als er nach einer stürmischen Nacht, während welcher er Kanonenschüsse und Rufe von Menschenstimmen zu hören geglaubt, hinausging in den frisch gefallenen Schnee. Der Himmel war schwarzblau wie Eisenplatten, und die Wellen stürzten sich gegen den Strand, während die Schallboje in einem einzigen zusammenhängenden Geheul schrie, als ob sie um Hülfe rief.

Und jetzt sah er im Nordosten auf der See einen großen schwarzen Dampfer, dessen zinnoberroter Unterteil aussah, wie eine blutige, zerrissene Brust. Der Schornstein mit seinem weißen Ring lag gebrochen auf der einen Seite und in Masten und Raaen hingen dunkle Gestalten, wie Regenwürmer am Angelhaken.

Aus einer Spalte, in der Mitte des Schiffes schienen die Wellen Stückgut Packete, Ballen, Schachteln, Kartons zu schleppen und die schwersten in den Grund zu senken, während sie die leichtesten an Land trugen.

Mit einer Gleichgültigkeit für das Schicksal der Schiffbrüchigen, die derjenige empfinden muß, der Sterben für ein Glück hält, ging er am Strande entlang und kam dort auf die Landspitze hinaus, wo das Kreuz und das Wahrzeichen aus Steinen standen. Dort schäumten die Wogen gewaltsamer als irgendwo anders, und auf dem grünen Wasser sah er Gegenstände von wunderlicher Form und Farbe verstreut, über denen die Möven mit wütendem Geschrei kreisten, als wären sie in ihrer gierigen Erwartung auf Raub getäuscht.

Nachdem er die seltsamen Dinge betrachtet, die immer näher kamen, sah er, daß sie kleinen Kindern sehr ähnlich, und sehr prächtig gekleidet waren. Einige hatten blonde Locken auf der Stirn, andere schwarze, ihre Wangen waren rosig und weiß, und ihre großen, offenen, blauen Augen blickten unbeweglich und ohne zu blinzeln hinauf zum schwarzen Himmel. Als sie aber dem Strande näher kamen, merkte er, daß einige wie Zeichen machten, daß er sie bergen möge. Und beim nächsten Wogenschwall wurden fünf Stück an den Strand gespült.

Der fixe Wunsch, ein Kind zu besitzen, wurzelte so tief in dem weichen Gehirn, daß er nicht auf den Gedanken kam, es seien Puppen, die das verspätete und gestrandete Fahrzeug zum Weihnachtsmarkt führte; er sammelte die kleinen Findelkinder auf, die das Meer, die große Mutter, ihm geschenkt hatte. Und seine durchnäßten Schützlinge an die Brust gedrückt, eilte er nach seiner Hütte zurück, um sie zu trocknen. Aber er besaß nichts zum Feuer anmachen, denn die Leute hatten erklärt, daß sie kein Holz zum Verkauf besäßen. Selbst fühlte er die Kälte nicht, aber seine kleinen Weihnachtsgäste sollten es warm haben, und deshalb zerbrach er ein Bücherbrett und machte ein flammendes Feuer in dem großen Ofen, zog das Sofa davor und setzte die fünf Kleinen in einer Reihe mitten vor's Feuer. Nachdem er eingesehen, daß sie nicht trocknen konnten ohne daß er sie auszog, fing er an, ihnen die Kleider abzuziehen; aber als er sah, daß sie allesamt Mädchen waren, ließ er ihnen die kleinen Hemden an.

Dann wusch er ihnen Hände und Füße mit seinem Schwamm, kämmte ihnen darauf das Haar, kleidete sie an und legte sie schlafen.

Es war, wie wenn er Gäste in seiner Hütte hätte, und er ging auf den Zehen, um sie nicht zu wecken.

Er hatte etwas, wofür er leben konnte, etwas zu pflegen, etwas, dem er seine Teilnahme schenken konnte. Und als er eine Weile umher gegangen und die schlafenden Kleinen betrachtet hatte und sah, daß sie mit offnen Augen da lagen, glaubte er, daß das Licht sie quälte, weshalb er die Rouleaux herabließ.

Als es dämmerig im Zimmer wurde, überfiel ihn eine schwere Schlaflust, die vom Hunger herrührte, obgleich er jetzt schon die Ursache der Empfindungen nicht auf den rechten Grund zurückzuführen vermochte, und daher nicht wußte, wann er hungrig oder durstig war. Weil das Sofa eben von den Kleinen besetzt war, legte er sich auf den Fußboden und schlief ein.

Als er erwachte, war es dunkel im Zimmer, aber die Thür war offen, und eine Frau stand mit einer brennenden Laterne auf der Schwelle.

„Herr Jesus, er liegt auf dem Fußboden,“ hörte man Omans Magd ausrufen. „Aber lieber, kleiner Herr, weiß er denn nicht, daß heute Weihnachtsabend ist?“

Er hatte über vier und zwanzig Stunden geschlafen, bis zum Nachmittag des zweiten Tages.

Bewußtlos erhob er sich, vermißte etwas, denn die Zollbeamten waren dagewesen und hatten das Strandgut konfisziert, aber er konnte sich nicht besinnen, was er vermißte. Er empfand nur eine entsetzliche Leere, wie bei einer großen Trauer.

„Er soll jetzt zu Oman 'raufkommen und Weihnachtsgrütze essen, denn man ist doch ein Christenmensch am Weihnachtsabend! O Herr Jesus, solch ein Elend!“

Und das Mädchen fing an zu weinen.

„Einen Menschen so draufgehen zu sehen, das ist doch um Blutstränen zu weinen! Komm er jetzt! Komm er!

Der halb Wahnsinnige machte nur ein Zeichen, daß er kommen würde, wenn das Mädchen voraufgegangen.

Als sie fort war, verweilte er noch einen Augenblick in der Hütte, nahm die zurückgelassene Laterne und ging an den Spiegel. Als er sein Gesicht sah, das dem eines Wilden ähnlich war, schien es in seinem Verstand zu tagen, und sein Wille spannte sich zu einer letzten Anstrengung an.

Die Laterne zurücklassend, ging er hinaus.

Der Wind war nach Westen herumgegangen, und hatte etwas nachgelassen, die Luft war klar und der Sternenhimmel funkelnd. Geleitet von dem Licht aus den Hütten, ging er zum Hafen hinunter, schlich sich in einen Seeschuppen und nahm das Segel zu einem Boot heraus.

Nachdem er es aufgesetzt, stieß er ab, nahm das Steuer und hielt mit gutem Wind gerade hinaus in's Meer.

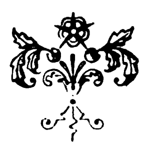
Zuerst lavierte er, um noch einmal das kleine Erden-Fragment zu sehen, wo er zuletzt gelitten, und als er ein dreiarmiges Weihnachtslicht im Fenster der Zollhütte sah, wo der Mörder den Herrn Jesus feierte, den Vergeber der Sünden, den Abgott aller Verbrecher und Elenden, bei dem alles Böse, das das bürgerliche Gesetz strafte, vergeben wurde, wandte er sich ab, zog die Schoote an und nahm vollen Wind. Mit dem Rücken dem Lande zu, steuerte er unter der großen Sternenkarte fort und hielt auf einen Stern zweiter Größe zwischen Leier und Krone im Osten zu. Er meinte, daß er stärker leuchte, als irgend ein anderer, und als er in seiner Erinnerung suchte, schimmerte etwas hervor vom Weihnachtsstern, vom Leitstern nach Betlehem, wohin drei abgesetzte Könige wallfahrteten, um als gefallene Größen die Kleinheit in dem geringsten der Menschenkinder anzubeten, der dann der verklärte Gott aller Kleinen wurde. Nein, der konnte das nicht sein, denn die christlichen Zauberer hatten zur Strafe dafür, daß sie das Dunkel auf der Erde verbreiteten, nicht einen einzigen Lichtpunkt am Himmelsgewölbe bekommen, der einen ihrer Namen trug, und deshalb feierten sie die dunkelste Jahreszeit — so erhaben, lächerlich — indem sie Wachsstöcke anzündeten! Jetzt klärte es sich in seiner Erinnerung — es war der Stern Beta im Herkules. Herkules, Hellas' sittliches Ideal, der Gott der Klugheit und der Stärke, der die lernäische Hydra mit hundert Köpfen tödtete, der den Augias Stall reinigte, der die menschenfressenden Stuten des Diomedes fing, der Amazonenkönigin Hippolyt ihren Gürtel abriß, Cerberus aus der Unterwelt heraufführte, um schließlich durch die Dummheit eines Weibes zu fallen, das ihn aus eitel Liebe vergiftete, nachdem er im Wahnsinn der Nymphe Omfale drei Jahre gedient hatte . . . .



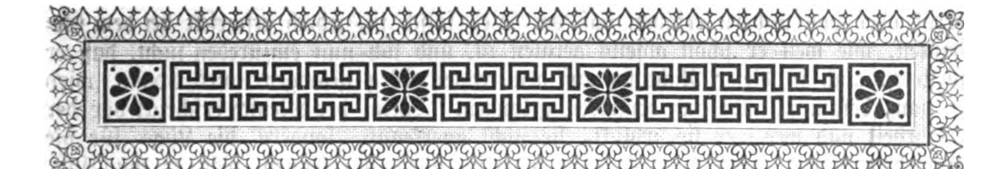
Hinaus, dem in den Himmel Entrückten entgegen, der sich niemals geißeln, noch ins Angesicht speien ließ, ohne wie ein Mann zurückzuschlagen oder wieder zu speien, hinaus, dem Selbstverbrenner entgegen, der nur durch seine eigene starke Hand fallen konnte und nicht betete, daß der Kelch in Gnaden an ihm vorübergehe; Herakles entgegen, der Prometheus den Lichtspender befreite, selbst Sohn eines Gottes und eines Weibes, aus dem die Wilden später einen Weiberknecht fälschten, dessen Geburt von milchtrinkenden Heerden und schreienden Eseln begrüßt wurde.

Hinaus dem neuen Weihnachtsstern entgegen ging die Fahrt, hinaus über's Meer, unser aller Mutter, aus deren Schoos des Lebens erster Funke sprang, der unerschöpfliche Bronn der Fruchtbarkeit und der Liebe, des Lebens Ursprung und des Lebens Feind.

Ende.



Verantwortlich für die Redaction in Vertr. Julius Hart, Friedrichshagen. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler. Druck: A. Seydel & Cie. Beide in Berlin.



Die Kaste vom überspannten Hirn.

Von **Bruno Wille.**

II.

Was sollen wir also thun? Wie können wir die Ueberspanntheit des Hirns und das Kastentum der heutigen Kunst und Wissenschaft und die Fruchtlosigkeit, ja schmarotzerartige Schädlichkeit der ganzen „Bildung“ für das arbeitende Volk beseitigen, wie eine wahre Kunst und Wissenschaft hervorrufen und dem ganzen Volke widmen und weihen? — Diese von Tolstoi aufgeworfene Frage wird von seinen Lesern nach all' den erschütternden Anklagen, die mindestens teilweise berechtigt erschienen, mit höchster Spannung wiederholt. „Meister, was soll ich thun, daß ich selig werde?“, dies alte Wort, das wohl nach einer gewaltigen Bußpredigt Jesu erschallte, wir erleben oder ahnen wenigstens seine psychische Bedeutung. Und dieselbe Antwort, welche Jesus und Buddha auf diese Frage zu erteilen pflegten, erschallt zunächst auch aus dem Munde des Weisen von Jasnaja Poljana: „Thut Buße!“

Hierunter versteht Tolstoi kein äußerliches Vollbringen, kein Gebet, keine Bekenntnisformel, keine Kleidung, kein Fasten, keine cynische Selbsterniedrigung, sondern eine durchaus innerliche sittliche Umwandlung. Diese Umwandlung beschreibt Tolstoi gemäß den Erfahrungen, die er an sich selbst gemacht hat. Die erste, die grundlegende That ist der feste Vorsatz: Ich will nicht lügen, weder vor mir selbst, noch vor den Menschen, und ich will mich nicht fürchten vor der Wahrheit, wohin sie auch führen möge. Nicht lügen heißt besonders keine Ausflüchte ersinnen, um den Folgerungen der Vernunft und des Gewissens zu entweichen, sich nicht fürchten, verlassen zu werden von allen, die uns umgeben, allein zu bleiben mit seiner Seele, heißt nicht zagen vor der Lage, in welche die Wahrheit uns versetzt, sondern fest und unerschütterlich glauben, daß die Lage, in welche die Wahrheit uns versetzt, niemals schlimmer sein kann, als jene, welche auf die Lüge gegründet ist. „Die Lüge vor anderen ist nur mit äußerlichem Nachteil verbunden — jede Angelegenheit wird vermittelst der Wahrheit immer einfacher und kürzer erledigt, als vermittelst der Lüge. Die Lüge vor anderen verwirrt nur die Sache und schiebt die Entscheidung hinaus; die Lüge vor sich selbst aber vernichtet, wenn sie als Wahrheit hingestellt wird, das ganze Leben des Menschen. Wenn ein Mensch, der einen falschen Weg eingeschlagen hat, diesen Weg für den richtigen hält, dann kommt er mit jedem Schritte, den er auf diesem Wege zurücklegt, immer weiter vom Ziele ab. Wenn ein Mensch, der eine lange Strecke auf dem falschen Wege zurückgelegt hat, selbst

errät oder von andern erfährt, daß der Weg falsch ist, jedoch erschrickt bei dem Gedanken, wie weit er schon abseits geraten ist, und sich nun einzureden sucht, daß er vielleicht auch in dieser Richtung auf den rechten Weg gelangen wird, dann wird er ganz bestimmt nicht auf denselben gelangen. Wenn der Mensch erschrickt vor der Wahrheit und wenn er sie erblickt, sie nicht anerkennt, sondern die Lüge für die Wahrheit nimmt, dann wird er ganz sicherlich niemals erkennen, was er thun soll.

Das sind fürwahr Gedanken von einer sittlichen Gewalt, wie sie nur ein sittliches Genie hervorzubringen vermag, d. h. eine Individualität, deren stärkstes Bedürfnis dahin geht, sich sittlich auszuleben, und deren Moral daher mit rücksichtslosem Starrsinn die sonstige Welt der Neigungen ausrottet oder in ihren Dienst beugt. Solcher sittlicher Genies giebt es wenige; die meisten Menschen haben eine Sittlichkeit, der die übrigen Bestrebungen eine übermächtige Konkurrenz machen. Deswegen scheint mir keine Aussicht vorhanden zu sein, daß Tolstois Propaganda erhebliche Erfolge erzielt. Das eben, was nach Tolstoi das Erste, das Nächste, das Grundlegende, das Wichtigste auf dem Wege nach Wissenschaft und Kunst ist, der unbeugsame, beständige Ernst des moralischen Strebens, das ist das Allerschwierigste und seltenste, „sich nicht fürchten vor der Lage, in welche uns die Wahrheit bringt“ — welch' eine ungeheure Forderung, welch' eine abschreckende Zumutung! Es liest sich gar leicht, doch es erlebt sich schmerzhaft wie Golgatha, Geißel, Kreuz und Dornenkrone. So meinen wenigstens die Leute. Beweiset einer Versammlung, man könne die Hand in geschmolzenes Metall tauchen, ohne sie zu verbrennen, — ihr werdet keinen Widerspruch erfahren; fordert ihr aber die überzeugten Jünger der Wissenschaft auf, den Versuch zu wagen und die Hand einzutauchen, so dürfte kaum ein Einziger sich hierzu bereit finden.

Freilich wenn der Lehrer der Physik seinen Jüngern mit einem guten Beispiel vorangeht und seine eigene Hand in das geschmolzene Metall taucht, ohne Schaden zu nehmen, so werden sich einzelne Nachahmer finden. Und Tolstoi geht seinem Publikum mit einem guten Beispiel voran. Und er sagt: „Es thut nicht weh!“ Dennoch folgten ihm nur wenige; die meisten vermuten nämlich, daß die Schmerzlosigkeit lediglich in Tolstoi ihren Grund habe, nicht aber auch ihnen beschieden sei. Immerhin folgen wir den seelischen Bekenntnissen Tolstois mit Spannung und heimlichem Vergleichen zwischen ihm und uns.

Tolstoi schildert seine Erfahrungen auf dem neuen Wege folgendermaßen: „Ich erkannte die Lüge unseres Lebens Dank den Leiden, welche mir der falsche Weg bereitete, und nachdem ich erkannt hatte, daß ich einen falschen Weg ging, besaß ich Kühnheit genug, zuerst nur in Gedanken und dann auch mit der That dahin zu gehen, wohin meine Vernunft und mein Gewissen mich führten, ohne daß ich mir darüber Gedanken machte, wohin sie mich führen würden. Und ich wurde belohnt für diese meine Kühnheit. All die complicirten, zerrissenen, verwirrten und widersinnigen Erscheinungen des Lebens, welche mich umgaben, wurden plötzlich klar und durchsichtig für mich, und meine eigene Stellung inmitten dieser Erscheinungen, die mir früher so seltsam und schwierig erschienen war, kam mir auf einmal ganz natürlich und leicht vor. Und in dieser neuen Lage nahm meine Thätigkeit von selbst eine ganz bestimmte Form an. Sie glich nicht mehr jener Thätigkeit, welcher ich mich früher hingegeben hatte — sie war eine neue, weit ruhigere, liebevollere und freudigere Thätigkeit. Das, was mich früher erschreckt hatte, begann mich nun anzuziehen. Und darum glaube ich, daß derjenige, welcher sich aufrichtig die Frage vorlegt: Was soll ich thun? — und bei der Beantwortung dieser Frage nicht sich selbst belügen, sondern dahin gehen wird, wohin seine Vernunft ihn führt — daß dieser die Frage bereits entschieden hat.“

Die größte Gefahr des „Sich-selbst-belügens“ für einen „gebildeten“ Menschen besteht nach Tolstoi darin, daß er von sich, seinen Fähigkeiten und Kenntnissen, seiner sozialen Lage eine hohe Meinung hat. Und deswegen besonders meint Tolstoi, daß die „Gebildeten“ vor Allem „Buße thun“ sollen. Auch ihm sei diese Gefahr nahe getreten; er habe sich nämlich anfangs die Frage gestellt: „Welche Thätigkeit muß ich, ein Mensch von der Bildung und den Talenten, die ich besitze, mir erwählen? Wie soll ich vermittelst dieser Bildung und dieser Thätigkeit mich dem Volke dankbar erweisen für das, was ich von demselben empfangen habe und noch empfange?“ Diese Fragestellung hält Tolstoi für falsch, weil sie nämlich voraussetzt, daß der „Gebildete“ ein hervorragend wertvoller Mensch sei. Die Frage solle vielmehr lauten: „Was soll ich, der ich infolge meiner unglücklichen Lebensbedingungen meine schönsten Lehrjahre, statt mit der Gewöhnung an wirkliche Arbeit, mit der Erlernung von Grammatik, Geographie, Jurisprudenz, Versemacherei, Romanschreiberei, Klavierspiel, Französisch, Philosophie und kriegerischen Uebungen zugebracht habe — was soll ich, trotz dieser unglücklichen Bedingungen meiner Vergangenheit, jetzt thun, um jenen Menschen, welche mich während dieser ganzen Zeit genährt und bekleidet haben und mich auch jetzt noch nähren und kleiden, meine Schuld abzutragen?“ Sehe man erst das Eine klar ein, daß man nämlich als „Gebildeter“ ein verdorbener Mensch sei, dann ergebe sich auch mit Leichtigkeit die Antwort; sie laute: Lerne anderen nicht auf dem Halse zu liegen, und lerne alsdann, den Menschen auf jegliche Weise, mit Händen und Füßen, mit Hirn und Herz zu dienen und ihnen in allem zu nützen, worin sich ihre Bedürfnisse äußern. Kurz, die Kaste vom überspannten Hirn muß ihre Ueberspanntheit und folglich ihr Kastentum aufgeben! „Nur die ganze vollkommene Wahrheit braucht man anzuerkennen und nur vollkommene Buße zu thun, um zu begreifen, daß Niemand in der großen Sache des Lebens Rechte, Vorzüge und Privilegien besitzt, noch besitzen kann, daß dagegen die Pflichten ohne Ende und ohne Grenzen sind, und daß die erste und unbestreitbare Pflicht des Menschen ist, an dem Kampfe mit der Natur für sein eigenes Leben und das Leben der übrigen Menschen teilzunehmen.“

„Hört den Narren!“ — so rufen vielleicht manche Leser. — „Er verwirft die Wissenschaft und die Kunst, verwirft das, was der Menschheit erst ein höheres Leben giebt, will uns in den Zustand der Wildheit zurückführen!“ — Weit gefehlt! Tolstoi schätzt Wissenschaft und Kunst, er hält sie für unentbehrlicher als Speise und Trank; aber er meint die wahre Kunst und die wahre Wissenschaft, nicht die bestehende. Von der bestehenden Wissenschaft und Kunst sagt er, daß sie nicht die Vernunftthätigkeit der genannten Menschheit, welche ihre besten Kräfte zu diesem Zwecke aussondert, repräsentiert, sondern lediglich die Thätigkeit eines kleinen Kreises von Monopolisten, welche das Bewußtsein für ihre hohe Aufgabe verloren haben und wesentlich darauf ausgehen, ihre aus Nichtsthuern bestehende Volksminderheit zu unterhalten und von der quälenden Langeweile zu befreien. Die wahre Wissenschaft dagegen wird nach Tolstoi unterdrückt. Sie richtet sich in erster Hinsicht darauf, den leitenden Faden zu finden, an welchem das menschliche Wissen je nach seiner größeren oder geringeren Wichtigkeit angeordnet wird; sie richtet sich auf die Frage, worin die Bestimmung und darum das wahre Glück des einzelnen Menschen wie aller Menschen insgesamt besteht. Von dieser Art war die Wissenschaft des Buddha, Jesus, Konfutse, Salomo, Solon, Sokrates und anderer moralischer Genien der Menschheit. Tolstoi bedauert, daß die moderne Zeit diese wahre Wissenschaft verlernt habe und zu der Meinung gelangt sei, die wissenschaftlichen und künstlerischen Größen könnten gewissermaßen fabrikmäßig, nach dem Patent des geistigen Kastentums, hervorgebracht werden, und im Reiche des Wissens habe alles,

was Empirie sei, gleichen Wert. Ganz ebenso steht es mit der Kunst. Die Kunst sei überall dort, wo es eine wahre Wissenschaft gegeben hat, eine Darstellung derselben gewesen; durch Harfe oder Cymbel, in Abbildungen oder Worten haben die wahren Künstler jenen Kampf zur Darstellung gebracht, welchen sie selbst und die übrigen Menschen gegen all die Täuschungen und Irrtümer führen, die sie von ihrer Bestimmung abzulenken suchen, und ihre Leiden in diesem Kampfe, ihre Verzweiflung über den Sieg des Bösen, ihre Hoffnungen auf den Sieg des Guten und ihre freudige Begeisterung für dies zukünftige Gute. Heutzutage indessen diene die Kunst nicht mehr der Lehre vom Leben, sondern sei herabgesunken zu einer Kunst „um der Kunst“ willen, wie die alberne Ausrede laute für eine Kunst um des flachen Vergnügens willen. Und somit sei alles, was wir Kunst und Wissenschaft nennen, wie überhaupt die Annehmlichkeiten des modernen Lebens nichts anders, als eine Reihe von Versuchen, den Menschen um die Befriedigung seiner wahren sittlichen Bedürfnisse zu betrügen.

„Teilzunehmen an dem Kampfe mit der Natur“, das hält Tolstoi, wie bereits gesagt, für des Menschen und also auch des „Gebildeten“ vornehmste Pflicht schon deswegen, weil den Menschen ihr Leben notwendiger als alles andere, und weil daher derjenige, welcher die Menschen belehren und erfreuen will, vor allem ihr Leben schützen müsse, während seine Nichtbeteiligung an dem allgemeingültigen Kampfe fürs Leben, sein Verschlingen fremder Arbeitsprodukte, gleichbedeutend sei mit der Vernichtung fremder Leben; ferner deswegen, weil der leibliche Kampf mit der Natur ein Bedürfnis des Menschen sei, das er nicht vernachlässigen dürfe, ohne Schaden an seinem Körper zu nehmen und den vernünftigen Sinn seines Lebens zu vernichten. „Mein bisheriges Leben — bekennt Tolstoi — hatte mich so verdorben, daß die Erfüllung dieses Gesetzes für mich etwas Absonderliches, Schreckliches, ja Beschämendes zu haben schien, als ob nicht vielmehr die Nichterfüllung dieses ewigen, über jeden Zweifel erhabenen Gesetzes absonderlich, schrecklich und beschämend wäre.“ Doch nicht lange dauerte Tolstois falsche Scham über seine körperliche Selbstbedienung, über die Besorgung seiner Nahrung, Kleidung, Wohnung, Heizung durch eigne Muskel- und Geistesarbeit; „es zeigte sich, daß das peinliche Gefühl nur eine Woche lang anhielt, während es mir nach Verlauf dieser Woche peinlich gewesen wäre, wenn ich zu meiner früheren Lebensweise zurückgekehrt wäre.“ Tolstoi begann, sich endlich glücklich zu fühlen, und „mußte nun unwillkürlich lachen“. „Durch eine lange Reihe von qualvollen Bedenken war ich endlich nach langer Gedankenwanderung zu der außerordentlichen Wahrheit gelangt, daß, wenn der Mensch Augen hat, er sie nur darum hat, damit er mit ihnen sehe, und Ohren, damit er höre, und Füße, damit er gehe, und Hände und Rücken, damit er arbeite, und daß, wenn der Mensch diese Glieder nicht dazu gebraucht, wozu sie ihm gegeben sind, er sich übel befinden muß.“ „Der Vogel ist so konstruiert, daß es für ihn notwendig ist, zu fliegen, zu laufen, zu picken, und wenn er das, und was sonst noch für ihn notwendig ist, thut, dann ist er zufrieden, glücklich — dann ist er ein Vogel. Ganz ebenso ist auch der Mensch zufrieden, wenn er geht, hebt, stößt, dreht, wenn er mit Fingern, Augen, Ohren, Zunge, Hirn arbeitet — dann erst ist er glücklich, ist er ein Mensch.“

Aber — so höre ich sagen — wie kann ein selten begabter Geist, wie Tolstoi körperlich arbeiten zu Ungunsten seiner geistigen Produktion, wie es doch unvermeidlich ist! — Tolstoi lächelt über diesen Einwand und weist ihn schlagend zurück, indem er aus seinen Erfahrungen mitteilt: „Es ergab sich, daß die physische Arbeit nicht nur die Möglichkeit geistiger Thätigkeit nicht ausschließt, sondern sie vielmehr anspornt.“ In der That dürften die geistigen Leistungen Tolstois, seitdem er körper-

lich arbeitet, sowohl an Umfang wie an Wert bedeutender sein, als die Produkte seines früheren Lebens. Und von seinem seelischen Befinden bei der Körperarbeit sagt er: „Je angestrengter die Arbeit war, je mehr sie sich nach landläufigen Begriffen der allergröbsten Bauernarbeit näherte, desto zahlreichere Genüsse und Kenntnisse erwarb ich, in desto engeren und angenehmeren Verkehr mit den Menschen kam ich, und desto mehr Lebensglück wurde mir zu Teil."

Doch was hat es auf sich, wenn ich zehn, acht oder fünf Stunden täglich körperliche Arbeit verrichte — eine Arbeit, welche tausend Tagelöhner, wenn ich sie bezahle, für mich mit Vergnügen verrichteten? — Diese Frage beantwortete Tolstoi folgendermaßen: „Wohlan denn: Zunächst wirst Du ohne allen Zweifel heiterer, gesünder, frischer und besser sein, und Du wirst wirkliches Leben kennen lernen, dem Du bisher aus dem Wege gegangen bist, oder das man vor Dir verborgen hat. Zweitens aber, wenn Du ein Gewissen besitzest, wird nicht nur dieses Gewissen nicht leiden, wie es jetzt leidet, wenn Du die Arbeit der Menschen siehst, deren Bedeutung wir gewöhnlich, infolge unserer Unkenntnis, entweder übertreiben oder unterschätzen, sondern Du wirst vielmehr beständig das freudige Bewußtsein davon haben, daß Du mit jedem Tage mehr und mehr die Forderungen Deines Gewinnes erfüllst und Dich von jenem schrecklichen, bosheiterfüllten Leben befreist, welches Dir nicht gestattete, den Menschen Gutes zu thun; Du wirst die Freudigkeit eines freien Lebens empfinden, welches Dir gestattet, Gutes zu thun, wirst Dir ein Fenster, einen Ausblick öffnen in den Bereich einer sittlichen Welt, die Dir bisher verborgen war."

Das sind wohl die wesentlichsten Gedanken des Tolstoischen Buches. Welcher eindringende Leser dürfte leugnen, daß er an seinen Lebensanschauungen, falls sie den Tolstoischen zuwider sind, wenigstens eine gewisse Erschütterung verspürt habe? Mir scheint die Verschreibung der Körperarbeit für die „Gebildeten" über jeden Zweifel an ihrer Heilsamkeit erhaben zu sein. Ich bin auch mit Tolstoi der Ueberzeugung, daß eine Kaste vom überspannten Hirn existiert, daß Wissenschaft und Kunst heutzutage weniger das Volk bedienen als vielmehr den Reichen zur Verschönerung ihres sonst entsetzlich langweiligen Lebens sowie den Gelehrten und Künstlern zur „bequemen" Fristung ihres Lebens behülflich sind, daß uns eine Volks-Wissenschaft und eine Volks-Kunst not thuen, und allerdings nur dadurch ermöglicht werden, daß Künstler und Forscher das Kastentum überwinden und „ins Volk gehen", indem sie wenigstens mit ihm denken und fühlen, mit ihm sich freuen und leiden lernen und all ihre Thätigkeit zur Beglückung des Volkes verwenden. Indessen zweifle ich daran, daß auf dem Wege der rein persönlichen Besserung, wie ihn Tolstoi beschritten hat und empfiehlt, etwas Nennenswertes von diesem Ideal erreicht wird. Vielmehr bin ich der Meinung, daß jede Persönlichkeit heutzutage allzu fest in der Gesamtheit wurzelt, als daß sie sich leicht von der Gesamtheit loslösen könnte, und daß folglich nicht auf dem Wege der persönlichen Bekehrung Tolstois Ideal verwirklicht wird, sondern dadurch, daß die gesamte moderne Gesellschaft sich zu einer sozialen Ordnung entwickelt, welche nicht mehr Ausbeutende und Ausgebeutete, nicht mehr Gebildete und Ungebildete, nicht mehr Kasten kennt, sondern nur freie Arbeiter, von denen jeder teils körperlich, teils geistig für sich und die Gesamtheit schafft.

Etwas vom falschen Totencultus.

Jüngst zirkulierten in unsern gebildeten Kreisen Subskriptionslisten für ein Denkmal, das Haydn, Mozart und Beethoven zusammen darstellen soll. Das Comité, das die Verwirklichung dieses Planes in die Hand genommen hat, zeigt die besten Namen von ganz Deutschland, Träger der künstlerischen und wissenschaftlichen Kultur, deren verschiedenartige Lebensinteressen es sicher machen, daß sie sich nur in einem höchsten und idealen Zweck zusammen finden konnten. In würdiger und warmer Sprache stellten sie die Forderung auf, daß in der Reichshauptstadt neben den Denkmälern der literarischen und wissenschaftlichen Größen sich nun auch ein solches der musikalischen Heroen erhebe und daß die Dankbarkeit des deutschen Volks für diese endlich das sichtbare Zeichen erhalte, zu dem sie dränge. Tausend Herzen werden diesem Ruf ein freudiges Echo entgegenbringen; so weit der deutsche Idealismus und musikalische Sinn reicht, wird man seine Berechtigung anerkennen. Doch ist es vielleicht nicht unberechtigt, auch so idealen Bestrebungen gegenüber das Wagnis der Kritik auf sich zu nehmen und sich, nur bewaffnet mit den Fragen: Woher? und Wozu? — dem Ansturm der allgemeinen Begeisterung entgegenzustellen.

Die Sitte, verstorbenen Personen Denkmäler zu setzen, ein Abbild ihnen zu allgemeiner Verehrung aufzustellen, reicht auf viel weiter rückwärtsliegende Stufen des Menschentums zurück, als allgemein bekannt sein dürfte. Die Anverwandten der gestorbenen Ostjaken machen eine rohe hölzerne Figur, welche den Todten darstellt und zu seiner Ehre bestimmt ist; dieselbe empfängt göttliche Ehrenbezeugungen. Die Samojeden pflegen die hölzernen Bildnisse ihrer Todten zu füttern. Bei den Sandwichinsulanern wird gleichfalls von den Ueberlebenden ein Bildnis der Todten verehrt. Im Yoruberland — zwischen Dahome und Bonin — werden sogar die Holzbilder von verstorbenen Kindern mit Speise versehen. Von den alten Mexikanern, den Kongonegern, den Abyssiniern, den Javanern weiß die Ethnologie ähnliche Thatsachen zu erzählen und erklärt sie durch die Vorstellung der Völker, daß in dem Bildnis des Todten irgendwo seine Seele stecke. Der unklare Geist des Wilden, der, wie tausend andere Beobachtungen lehren, noch zwischen Fantasiebild und Wirklichkeit nicht zu scheiden weiß, dem der geringste Anhaltspunkt genügt, um das Ungeheuerlichste für wirklich zu halten, kann dem Schluß nicht widerstehen, die Aehnlichkeit im Aeußern bedeute auch Aehnlichkeit des innern, seelischen Wesens. Da der Glaube an das Weiterleben der Seele fast allen primitiven Völkern eigen ist, da sie überhaupt die ganze Welt um sich herum mit den Geistern der Todten bevölkern, so liegt es am allernächsten, diese Seelen in Gebilden wohnen zu lassen, die auch die körperliche Form des Verstorbenen zeigen. Daß diese Bilder aber verehrt werden, hängt wieder mit dem allgemeinen Glauben an die Macht der Seelen zusammen. Von der Seele des Verstorbenen erwartet man Segen und Fluch, und beides in um so höherem Maße, je mächtiger der Dahingegangene im Leben war. Das trübe Denken des primitiven Menschen, dem alle einigermaßen verwandten Vorstellungen durcheinanderlaufen, glaubt der Seele sicherer zu sein, wenn man ein Bild des Körpers hat, in dem sie wohnt und dem man mit Verehrung und Geschenken beikommen kann. So parador es nun scheinen mag: sicherlich enthält unser heutiger Denkmalkultus noch wesentliche Elemente jener rohen Vorstellungen. Zwar glauben wir bewußter Weise nicht mehr daran, daß in dem Steinbilde eines großen Todten wirklich seine Seele wohne. Wenn wir aber von der Dankbarkeit gegen ihn sprechen, die zu einem Ausdruck drängt, von einer dahingehenden Verpflichtung

des öffentlichen Wesens, so muß dem im Unbewußten noch ganz die alte Vorstellung von der weiterlebenden Seele zum Grunde liegen, die zu dem Stück Stein, das seine Züge trägt, in eine besondere und andere Beziehung tritt wie zu jedem andern. Ich kann niemandem eine Dankesschuld abtragen, der nicht irgendwie vorhanden ist, so wenig wie ich jemandem, der eben nicht existiert, Leid oder Freude bereiten kann. Das Gefühl, einem Todten verpflichtet zu sein, ist nichts als ein Rudiment des Seelenkultes unserer Vorfahren; jeder, der mit der Entwicklungslehre in ihren psychologischen Anwendungen vertraut ist, weiß, wie häufig Sitten und Verpflichtungen, deren Sinn und Zweckmäßigkeit längst verschwunden ist, noch in der Form des Gefühls, des ästhetisch-sittlichen Instinktes vererbt und überliefert werden. Wenn das, was hier geschehen soll, ganz unbefangen als dargebrachtes Dankesopfer bezeichnet wird, so ist die Sprache klüger als die Sprechenden: sie zeigte, was diese vergessen, daß es sich um ein Ueberbleibsel des Opfers handelt, daß es auf die Zeit zurückweist, wo der Geist der Todten durch eine zu seiner Ehre dargebrachte Spende versöhnt werden mußte. Das hat sich in der psychologischen Form verfeinert und verinnerlicht, aus dem Affekt der Furcht ist der der Pietät geworden, aber das Fundament ist dasselbe mythisch — mystische geblieben — dasselbe wie für den gläubigen Katholiken, wenn er gerade vor dem Bilde seines Heiligen dessen Gegenwart und Gehör besonders sicher zu sein glaubt. Beide Momente, die sich in jenem Vorhaben begegnen: daß dem Todten überhaupt etwas geschuldet wird, ein Dank, ein Opfer — und daß gerade die Aufrichtung der Bildnisse seiner körperlichen Form dieser Verpflichtung Genüge thut, sind gleichmäßig nur durch dunkle Triebe zu erklären, die als Ueberbleibsel der Seelenkultepoche der menschlichen Entwicklung noch unser Gefühlsleben beeinflussen.

Nun mag es aber auf die Begründung des Vorhabens, auf den historischen Ursprung der ganzen Tendenz nicht ankommen. Beides wäre gleichgültig, wenn das dastehende Denkmal sozialpsychologische Wirkungen hätte, die es wünschenswert und bedeutsam machen. In praktischen Dingen wird die Frage: Woher? weit übertönt durch die Frage Wozu? — und wie häufig führen thatsächlich Motive, die wir als gleichgültig oder thöricht empfinden, zu Erzeugnissen, die dann doch objektiv als gute und segensreiche anzuerkennen sind! — Wie aber und auf wen wirkt ein Musikerdenkmal? Auf den Unmusikalischen von vornherein nicht; von vornherein ist es ein Aristokratenvergnügen, ein Denkmal, das die gute Gesellschaft sich selbst setzt — wobei das „sich“ noch nicht den Sinn des „Euch“ in dem Goethe'schen Denkmalsepigramm zu haben braucht Wen nie die Töne der D-moll-Messe oder des Cis-moll-Quartetts in die ungeahnten Höhen einer jenseitigen Welt hoben, indem sie ihn in die ungekannten Tiefen des eigenen Herzens versenkten — was ist ihm Beethoven? Wer nie aus den Wirnissen des Lebens zur Musik geflohen ist, vor der die verworrenen Fäden sich lösen, wie vor dem Blick eines hohen Menschen, von dem wir wissen, daß auch er erst durch alle Abgründe hindurch sich zur Klarheit und Erlösung emporgerungen — was sind ihm unsere großen Musiker? was sagt ihm ihr Denkmal? Worte ohne Sinn, Form ohne Inhalt! Wem aber dies alles gegeben ist, für den bedarf es wahrhaftig keines Denkmals mehr. Bei dieser innerlichsten und körperlosesten aller Künste ist die Verbindung zwischen der äußeren Erscheinung des Künstlers und dem, was ihn uns wertvoll macht, die allerloseste; ist schon der Zusammenhang zwischen der Musik und dem übrigen Geistesleben dunkel, scheint ihr Gebiet jenseits und unabhängig von allen andern Fähigkeiten des Geistes zu stehen, zu denen sie höchstens eine geheimnisvolle Symbolik aufweist — um wie viel ferner steht sie dem Körperlichen des Künstlers, wie unauffindbar ist die Brücke, die dieses Körperliche mit demjenigen verbindet, um dessentwillen man

jenes in Stein zu verewigen denkt! So ist ein solches Denkmal denn für den Unmusikalischen wie für den Musikalischen gleich unfruchtbar. Von einem patriotischen Denkmal läßt es sich vorstellen, daß sich der Enthusiasmus und der Vorsatz der Pflichterfüllung daran knüpfe; die Denkmäler der Humboldts vor der Berliner Universität mögen eine Mahnung für die Gelehrten, junge und alte, sein, in gleich reiner Gesinnung, gleich hohem Idealismus den Zielen der Erkenntnis nachzustreben. Wer aber wird glauben, daß dieses Standbild unseren jungen Musikern helfen wird, Beethoven nahe zu kommen, oder daß eine einzige Sonate Mozart's, ein einziges Quartett Haydn's mehr gespielt werden wird, weil dieses Denkmal dasteht?

Man wende nicht ein, daß die Wirkung des Denkmals eine ästhetische sei und nur in der Freude an ihm als Kunstwerk zu bestehen, aber keine anderweitigen Folgen oder Beziehungen zu haben brauche. Denn die Absicht, zur Erbauung und ästhetischen Bildung der Volksseele ein Kunstwerk hinzustellen, müßte zu ganz andern Ergebnissen führen, als zu Bildnissen von Persönlichkeiten, deren Geeignetheit zu ästhetischer Darstellung rein zufällig und vielleicht sehr gering ist. Von diesem Gesichtspunkte stelle man gute Kopieen der Hermes und der Venus von Milo, der Medizäergräber und des Moses an öffenlichen Plätzen auf — und man wird eine hundertmal größere und erhebendere sozialpsychologische Wirkung erzielen, deren Mittel noch dazu weit weniger kostspielig sind und weniger den künstlerischen Parteiungen des Tages unterliegen. — Andererseits, soll die Verehrung für die großen Musiker und dem Wunsche, ihr Bild tiefer und tiefer in die Volksseele zu senken, ein Ausdruck geschaffen werden, so veranstalte man Sammlungen zu unentgeltlichen Aufführungen ihrer Werke. Wenn vor tausend andächtigen Seelen eine Haydn'sche Symphonie, der Don Juan oder die fünfte Symphonie aufgeführt werden — das ist Haydn, Mozart und Beethoven, aber nicht drei Männer von Stein oder Erz, von denen es, angesichts des rein seelischen und abstrakten Charakters ihrer Leistung, ganz gleichgültig ist, ob sie so oder anders ausgesehen haben, und an denen in Kurzem die Großstadt völlig gleichgültig vorüberhaftet. Das wäre die wahre Verehrung der Meister, denn sie würde grade das enthalten, um dessentwillen sie verehrt werden und nicht etwas diesem ganz abseits liegendes. Das Denkmal schließt zwei Momente ungeschieden in sich: das ästhetische, den Gesichtpunkt des plastischen Kunstwerks, und das persönlich-sachliche, den Gesichtspunkt der Pietät und der Anerkennung der Leistung. Es ist der Weg vorschreitender Kultur, solche Ungeschiedenheiten zu differenzieren, und das geschieht, indem man dem Bildwerk giebt, was des Bildwerkes ist und das Bedürfnis öffentlicher Kunstwerke durch solche befriedigt, die gar keine andere Rücksicht als die ästhetische nehmen, die nichts sind und nichts sein sollen als Kunstwerke. Und andererseits, wenn die Verehrung für große Musiker und Dichter zu einer Verkörperung drängt, so verbreite man die Kenntnis ihrer Werke statt die ihrer Gesichtszüge. Die Summen, die ein Denkmal verschlingt, reichen hin, um populäre Ausgaben ihrer Werke zu einem für Jeden erschwinglichen Preis herzustellen oder vielen Tausenden den Genuß ihrer Aufführungen zu gewähren

Ich gebe gern zu, daß diejenige über das Grab hinausgehende Verehrung der Ahnen und der großen Männer, die sich in der Errichtung ihrer Denkmäler ausspricht, ein Fundament der Kultur gewesen ist. Allein darin sehe ich keinen Grund, diesen grobsinnlichen Kultus noch fortzusetzen, wenn unsere jetzige Entwicklungsstufe bessere Mittel zu den idealen Zwecken darbietet, die man mit diesem Standbild zu erreichen beabsichtigt.

Georg Fiedler.



Ein sozialdemokratischer Angriff auf das „jüngste Deutschland".

„Deutschlands jüngster Dichterschule" wird das Leben auch gar zu sauer gemacht. In den Blättern frommer Christlichkeit und aller konservativen Tugenden erklärt man sie in jeder Woche einmal für eine Schule des Lasters, die im Dienste der Sozialdemokratie oder gar des Anarchismus unseren Staat und unsere Gesellschaftsordnung umstürzen will. In der „Neuen Zeit" hingegen erzürnt sich Liebknecht nicht minder grimmig gegen sie und Robert Schweichel nennt neuerdings in demselben Blatte die Jüngstdeutschen erst recht verkommene Kerle, die vom verfaulten Bourgeoistum ganz und gar durchseucht sind, vom Sozialismus keine Ahnung haben und vor denen jede ehrliche Arbeiterseele dringend gewarnt werden muß. Daran ist aber eigentlich nichts Verwunderliches. Wunderlicher wäre, fände der Kampf zwischen „Alten" und „Jungen" nicht auch in der Poesie seinen Ausdruck. Liebknecht, Schweichel und viele andere ältere Herren von der Sozialdemokratie mögen in ihren politischen Ansichten noch so revolutionär sein, aber in ihrem ästhetischen Glaubensbekenntnis gehören sie zur konservativen Partei, welche in ihrer ganzen Geschmacksrichtung von dem Hergebrachten und Ueberlieferten, von dem, was in ihrer Jugend als Kriterium der Poesie galt, sich nicht loszureißen vermögen. Sie so zu bekehren, daß sie Freude an den Erzeugnissen des Naturalismus im Besonderen, jüngstdeutscher Poesie im Allgemeinen finden, an dem neuen Stil, an der neuen Ausdrucks- und Empfindungsweise, das ist auf ästhetischem Gebiet ein ebenso schweres Stück Arbeit, als auf politischem die Umwandlung eines Großgrundbesitzers in einen Sozialdemokraten. Die Anklagen, welche sie gegen Jüngstdeutschland erheben, laufen deshalb auch in dieselben Schlußrefrains aus, die aus den Urteilen bürgerlicher Kritiker von der älteren Generation hinlänglich bekannt sind, und so oft und so vielfach von den Jüngeren widerlegt oder doch bestritten sind, daß es nicht verlohnt, weiter darauf einzugehen. Aber die Stellung der älteren und jüngeren deutschen Poeten zur Sozialdemokratie und die Stellung der offiziellen Sozialdemokratie zur zeitgenössischen Poesie zu beleuchten, dazu giebt der Robert Schweichel'sche Aufsatz doch mancherlei Veranlassung. Der Verfasser meint, daß die deutsche Dichtkunst auf das tiefste Niveau herabgesunken sei, bekanntlich dieselbe Meinung, welcher auch das jüngste Deutschland vielfach Ausdruck gegeben hat, und welche überhaupt erst durch „Jüngstdeutschland" tiefer empfunden und eindringlicher behauptet wurde. Jüngstdeutschland meint nun, unsere Poesie zu einer neuen Höhe hinaufführen zu können, wenn diese sich tränken läßt von einer neuen Weltanschauung, neuen Gedanken und neuen Empfindungen und statt des Studiums der alten Meister das Studium der Natur selber wieder pflegt, — Robert Schweichel hingegen sagt: „man braucht kein Prophet zu sein, um vorauszusagen, daß dieser Versuch der neuen Dichterschule ebenso scheitern wird, wie der der romantischen Schule." Eine gar nicht mal so ungünstige Prophezeihung: die Kunst der Romantik braucht sich ihrer durchaus nicht so sehr zu schämen. Jedenfalls aber sind das vorläufig nur Meinungen; Glaube und Unglaube stehen sich gegenüber, genau wie in der Politik, ob der Sozialismus siegen wird oder nicht, und ob Schweichel ein wahrer oder falscher Prophet ist, das Urteil darüber wollen und müssen wir der Zukunft überlassen. Als moroser Alter glaubt er zur Zeit das künstlerische Können in unserem Volke entschlummert. Ihm spukt noch die alte Schulweisheit von den zwei Blüteperioden im Kopf und er konstruiert sich unendliche Höhen und unendliche Tiefen; daß um nur von hundert Beispielen ein einziges zu nennen, ein Byron und ein Burns, die Beide Höhen der Entwickelung vorstellen, so rasch nach einander kommen, daß auch ein Alexander Pope eine Höhe bedeutet, vergißt er, weil er noch ganz von den literarhistorischen Anschauungen einer Urvergangenheit zehrt. Mit der Poesie giebt sich heute ein vernünftiger Mann nicht ab, das ist so recht nach dem Sinn vieler älteren Herren gesprochen; wir kennen nur Nationalökonomie, Naturwissenschaft oder unser Militär. Etwas von dieser rohen Nützlichkeitsnüchternheit äußert sich wie bei Schweichel so überhaupt vielfach in der sozialdemokratischen

Presse. Nein, diese verwöhnt nicht die Poeten, die ihrer Partei angehören, die Karl Henckell, die Maurice von Stern, die Bruno Wille, wie die patriotische Presse die patriotischen Dichter. Von Kunst und Literatur liest man alle Jahre einmal in ihr, und Bücher, die keine statistischen Tafeln und Berechnungen aufweisen, sind für sie nicht vorhanden. Auch die Gründung der „Arbeiterbildungsschule“ und der „Freien Volksbühne“ u. s. w. wird von solchen Köpfen vielfach als eine Thorheit und eine Spielerei angesehen, und ängstlich sucht man sich dagegen zu wehren, daß die sozialistische Bewegung mehr als eine Klassen-, mehr als eine auf die nächsten wirtschaftlichen Interessen begrenzte Bewegung wird. Hier klafft auch ein Gegensatz zwischen „Alten“ und „Jungen“.

Robert Schweichel führt ferner aus, was auch von jüngstdeutschen Schriftstellern schon gesagt ist: der mittelalterlichen Literatur der Geistlichkeit und des Adels folgt in unserer klassischen Periode die Literatur des Bürgertums, das Bürgertum hat sich abgewirtschaftet und ist heute einem vollen Marasmus verfallen, und darum auch seine Poesie. Mit dem Heranwachsen des vierten Standes wird sich auch eine Literatur des vierten Standes entwickeln und diese wahrscheinlich eine neue Blüteperiode heraufführen. Ja, das alles ist eben vielfach auch die Meinung zahlreicher Jüngstdeutschen und von Mitgliedern dieser Schule vielfach geäußert. In der Doktrin bekennt sich Robert Schweichel zu den von ihm gehaßten Gegnern, freilich nur um dann weidlich loszuschimpfen und zu behaupten, daß die Jüngstdeutschen ihrer Lehre nicht nachleben.

Da muß man ihm nun den schweren Vorwurf machen, daß er ganz ins Blaue hineinredet. Auch nicht mit einer Zeile erklärt er, was er denn überhaupt unter Jüngstdeutschland versteht, welche Poeten er zu dieser Gruppe hinzuzählt, er nennt auch nicht einen einzigen Namen, er nennt auch nicht ein einziges Werk. Nichts ist leichter, nichts ist thörichter, nichts ungerechter als solch eine Kritik, die in Nebelhaufen hineinschießt. Es giebt nun eine Reihe jüngerer Poeten, die man sich gewöhnt hat, häufig nebeneinander zu nennen und unter dem Begriff Jüngstdeutschland zusammen zu fassen. Aber wer einigermaßen die Sache näher kennt, weiß, daß die äußerlichsten Zufälle da bestimmend eingewirkt haben. Da sind die verschiedenfachsten Charaktere, Stilrichtungen und Anschauungen vertreten. Es giebt darunter Sozialdemokraten, Nationalliberale und Wesen ganz unpolitischer Natur, es giebt darunter Naturalisten, Realisten und Idealisten ihrem künstlerischen Stile nach, es giebt Pessimisten und Optimisten, „Unzuchts“darsteller und zarte Lyriker, die unbesehen einer höheren Tochter angetraut werden dürfen, gereiftere und werdende Poeten in ihrer ersten Entwickelung, Tüchtigkeit und Mittelmäßigkeit.

Man kann bei Robert Schweichel in einem fort fragen: Wen meint er denn eigentlich? „Die Schule“, schreibt er, „ist vollkommen berechtigt, die herrschenden Klassen, insbesondere die Bourgeoisie, in ihrer ganzen moralischen Verkommenheit zu schildern. Aber sie thut es nicht von einem ethischen Standpunkte aus, wie etwa Schiller in den „Räubern“ und „Kabale und Liebe“ oder Goethe in „Werther“ und in „Faust“. Wenn Robert Schweichel behauptet, daß der ethische Standpunkt fehlt, ohne auch den geringsten Versuch zur Begründung zu machen, ohne einen Namen zu nennen, so erlaube ich mir einfach diese Behauptung gründlich, wenn auch ebenfalls ohne jede Begründung zurückzuweisen; er hat entweder keine Kenntnis der Werke oder kein Verständnis der Ethik, die in vielen der Werke zum Ausdruck kommt. Als Schiller seine „Räuber“ geschrieben, gab es auch der Robert Schweichels in Unmasse, die keine Ethik darin fanden, leichter ist's schon, sie nach hundert Jahren darin zu entdecken. Ich möchte Schweichels Urteil über den jungen Schiller nicht gelesen haben, hätte er schon gelebt und wäre er sechzig Jahre alt gewesen, als die „Räuber“ erschienen. In seinen moralischen Anschauungen, in seinen Sittlichkeitsbegriffen steht er eben, das beweisen auch seine flüchtig-oberflächlichen und schiefen und falschen Auseinandersetzungen über den Individualismus, ganz im Bann des Hergebrachten. Er macht es wie alle Religionspfaffen. Die neue Sittlichkeit ist nicht die alte Sittlichkeit, folglich eine Unsittlichkeit, und das war eben zu beweisen: die jungen Herren haben keinen ethischen Standpunkt. Die Schweichel'schen Reden sind von derselben Entrüstung diktiert, wie sie einem evangelischen Pfarrer so wohl ansteht, wenn er hört, daß die Sozialdemokratie die „freie Liebe“ predigt. Auch dem Herrn Pfarrer soll man einmal klar machen, daß man eben um der Erhöhung der Sittlichkeit willen, gerade vom „ethischen Standpunkt“

aus eine solche Forderung aufstellt. In Robert Schweichel steckt eben noch ein gut Stück von Bourgeoistum 1848er Demokraten: so wollen wir einmal umgekehrt behaupten. Bei ihm ist der Philister, der Kleinbürger, wie denn überhaupt in der Sozialdemokratie von heute noch vieles Alte und Morsche steckt, in Bezug auf alles, was nicht gerade Nationalökonomie heißt. Wir brauchen nur einige Jahre zurückzudenken an die echt kleinbürgerlichen Anschauungen der Sozialdemokratie in der Frauenfrage, bis das Bebel'sche Buch erschien und einer freieren moderneren Ueberzeugung Bahn brach. Auch das Bebel'sche Buch stieß zuerst auf den erregtesten Widerstand gerade bei der Sozialdemokratie selbst und seine Schwärmerei für die freie Liebe wird ihm wohl noch immer von manchem Parteigenossen verdacht, der sich eine Gesellschaft ohne Eheinstitution nicht zu denken vermag. Der Sozialismus als Weltanschauung kann noch nach den verschiedensten Seiten hin erweitert, ausgebaut und verändert werden; Aufgabe der jüngeren sozialistischen Geister ist es hier, die geistige Bewegung in fortwährendem Fluß zu erhalten und allen Dogmatismus, alle Erstarrung abzuwehren, selbst auf die Gefahr hin, daß sie den „Alten" als Zerstörer und Menschen ohne ethischen Standpunkt erscheinen. Und die Sozialisten unter den jüngstdeutschen Poeten finden hier noch ein großes Feld aufgethan, wenn sie auch auf den Beifall Robert Schweichels verzichten müssen.

Noch größere Unkenntnis und noch mehr Unverständnis aber zeigt sich in der Behauptung, daß die jüngst-deutsche Schule den Pessimismus als der Weisheit reifste Frucht preist. Diese Meinung, die auch von Wilhelm Jordan ausgesprochen, ist schon vor einiger Zeit an dieser Stelle aufs gründlichste von Wilhelm Bölsche zurückgewiesen worden. Die poetischen Verkündiger der Schopenhauer'schen Philosophie sind die Hamerling und Hieronymus Lorm, auch in die jüngere französische Literatur ist der Pessimismus erst neuerdings eingedrungen, aber die Spuren in der neuesten deutschen Dichtung sind sehr gering. Der Schopenhauerianismus ist sehr rasch wieder abgestorben und gerade denen unter den jüngstdeutschen Poeten, welche in ihren politischen Anschauungen der Sozialdemokratie nahestehen, kann man alles mögliche vorwerfen: Utopismus, überspannten Idealismus, ausschweifenden Optimismus, aber nichts weniger als Pessimismus.

Schließlich behauptet Schweichel, daß den Mitgliedern des jungen Deutschlands der Sozialismus ein Buch mit sieben Siegeln ist. Und warum? „Der Schein der Wahrheit, mit dem sie die kapitalistische Gesellschaft und das Lumpenproletariat vorzuführen wissen, verblaßt, sobald sie einen Sozialdemokraten die Szene betreten lassen. Diese Charaktere sind nicht dem Leben abgelauscht, sondern nach der Lektüre von Zeitungen in der Studierstube konstruiert. Ihre Sozialdemokraten, welche Rolle sie auch spielen mögen, verstehen entweder von dem Sozialismus gar nichts, oder es sind verworrene Köpfe oder moralische Schufte ꝛc." Ich will gern zugeben, daß das auf einzelne Erzeugnisse zutrifft. Unter den jüngst-deutschen Poeten sind eben noch viele junge Poeten, und mancher meint es besser, als er es schon ausdrücken kann. Charakteristik ist vielleicht das Schwerste in der Kunst. Aber die jüngst-deutschen Kritiker haben das eben so gut wie Robert Schweichel herausgefunden. Sie tadeln das eben so gut wie er und ich bitte Robert Schweichel, nur die Kritik Wilhelm Bölsches über den Holländer'schen Roman „Jesus und Judas" in einer der vorhergehenden Nr. dieser Zeitschrift nachzulesen. Will man aber um einer sehr natürlichen noch jugendlichen Schwäche willen die ganze Kunst verwerfen? Wo wäre dann ein Schiller geblieben?

Etwas tröstlicher schließt der Verfasser denn doch zuletzt. Im vorigen Jahrhundert gab es eine Literatur des emporstrebenden dritten Standes, welche mit Satire und ethischem Pathos Adel und Geistlichkeit bekämpfte. „Eine solche Literatur fehlt auch dem neunzehnten Jahrhundert nicht, weder in Frankreich noch in Deuschland. Noch unscheinbar und auch unbehilflich zwar, denn sie steht erst am Anfange, trägt diese Dichtung alle Merkmale an sich, welche der jüngsten Schule fehlen. Neue Ideen sprühen in diesen Dichtungen und ein neues Wirtschaftsgesetz ist der Boden, aus dem sie ihre Kraft saugen. Es ist die Poesie nicht der Herrschenden, sondern der Unterdrückten, es ist die Poesie der Arbeiterklasse, der Sozialdemokratie. Sie ist idealistisch, wie es die bürgerliche Dichtung bis zum Jahre 1848 war, denn ihre Ziele kann nur die kommende Zeit verwirklichen. Und diese Ziele: die wirtschaftliche und politische Befreiung verleihen ihr Gefühl, ethisches Pathos und Begeisterung."

Auch hier weiß man nicht, wen Robert Schweichel wohl eigentlich meint. Aber daß unter den so genannt „jüngst-deutschen Poeten“ genug sind, welche eben diese neuen Ideen, diesen Idealismus, dieses ethische Pathos und diese Begeisterung ihr eigen nennen, bitte ch ihn, das nächste Mal nicht zu übersehen. **Julius Hart.**

Orgie.

Von **Emil Strauß.**

Früh nach viere, wenns noch still ist im Haus, durch das kleine, kaum anderthalb Meter hohe, ins große Holzthor eingeschnittene Schlupfpförtchen hinauszustolzieren mit dem erhebenden Bewußtsein, daß kein gerade gewachsener Mann in der Stadt ist, der ebenso aufrecht durchschreiten könnte; die ersten einsamhallenden Schritte in der Straßenstille zu vernehmen, die sich anhören wie das zögernde Pochen des großartig beginnenden Regens auf ein Blechdach; zu gewahren, wie jeder des Weges kommende nun einmal nicht Dich und Deine Gestalt, sondern Deine staubigen Stiefel, die Du noch ungeputzt vor der Thür fandest, mißbilligend und verständnislos betrachtet, in einem prestino ein warmduftendes Stück panetramway, Maisgelb mit Rosinen, zu erstehen für dreißig centesimi in der Ueberzeugung, mindestens funfzehn centesimi zuviel gegeben zu haben; am Hafen vorbei, mit seinen eben erwachenden Schiffen, an den verschlafenen Grenzern vorbei, den lächerlich vielen, neugierigen, und nun den schaukelnden See zu bestaunen mit seiner gleichmäßigen schattendunklen Färbung und da drüben den Monte Bisbino, dessen Gipfel, noch einzig besonnt, aus all dem Morgenschatten aufleuchtet — all die kleinen, zarten, unbedeutenden und gleichgiltigen Stimmungen und Empfindungen und Beobachtungen nur dieser kurzen halben Stunde sind schon einen Tag Lebens wert! Man muß nur gerecht sein! all diese geheimen Genüsse, die mich beglücken, mich allein unter tausenden, müssen die nicht den Jammer und Schmerz voll aufwiegen, den mir rohe, empfindungsarme Menschen eingeben! Ich müßte hochmütiger sein, viel hochmütiger!

So ein Morgen! ich ziehe die Straße rechts am See hin und freue mich, daß sie noch schattig ist und nachtfeucht, denn die vielen Arbeiter, die des Weges kommen mit ausgreifenden Beinen und schlenkernden Armen oder auch die Arme verborgen im lose über die Brust anstatt über den Rücken geworfenen Rock — die müßten unerträglichen Staub aufwühlen! oder gar die schlappernden, klappernden Holzsandalen der kropfigen Bauernweiber, die unverständlich plappernd, an jedem Arm einen länglichen Korb voll gläserner, unverschlossen voller Milchflaschen, an mir vorbei nach Como hineinziehen. Ich schaue immer zur Seite nach dem See, wenn so ein Haufe ankommt — nicht wegen ihrer grimmigen Häßlichkeit (das haben sie ja mit sich selbst und ihren Erzeugern auszumachen), nein! aber ich kann das angeschaut werden noch immer nicht ertragen! O und wie schön ist er, der See! wie die Schatten der diesseitigen Berge am jenseitigen Stock, am Bisbino, herniedergleiten, wie da drüben der Sonnenglanz nun herniederwächst über Matten und dunkle Felsen und Akazienbusch und Kastanienwald und endlich die Thürme und Dörfer und Villen unten am See überzieht! Was gehen mich die Menschen an, solang es noch Natur, noch ein Weltall giebt! Wie oft bin ich schon diesen Weg gegangen und wie wenig kenn ich ihn! Da drüben, wo zwischen dem Abfall des Bisbino und dem flacheren Hügel vor Como ein breites Flußthal, trocken und steinig sich nach hinten zieht, zu blauen Bergen ansteigend, ist das ein weißes Wölkchen, was da drüben hinter dem Kegel zum Vorschein kommt? Wie ich vorschreite, wirds breiter und breiter und dehnt sich endlich dahin als zackiger, schrundiger Schneeberg, was weiß ich, wie er heißt! und er zieht weiter wie die Bilder im Schattenspiel und verschwindet Linie um Linie; hinter ihm kommt aber erst einer! der hat eine glatte, weiße Haut und keine Schrunden auf dem Schädel! Schnee, Schnee, untadliger Schnee! sich darin zu wälzen! uud wie wunderklar sich das vom blassen Morgenhimmel abhebt, wie mit der Scheere ausgeschnitten! Das muß seine Herrlichkeit,

der Monte Rosa sein, ich nehme es wenigstens an. Monte Rosa, ich grüße Dich! auf Dir sollt ich hocken und auf die Menschen husten mit ihren blödsinnigen Gesichtern! Da ist gerade wieder so eine falsche Rippe vom Teufel und stiert mich an, als wäre ich in der Retorte gemacht! Soll doch sich selber ansehen, dann spart sie auch Rhabarber! Heiliger, ewiger, sonniger, schneeiger — o du unfaßbar reiner Monte Rosa, hypnotisiere mich, hypnotisiere mich! — A, da ist er hin, da schwand er um die Ecke und erhört mich nicht! A was, die Welt ist doch schön! und wenn sie noch zehnmal häßlicher wäre, man könnt es darauf aushalten! Ei, da kühlt die Sonne die heißen Finger im See, daß es wie grünes Glas darüber schimmert! Und ich ging dahin in flutenkühlem Traum, Wasser umspielen mich weich wie grünseidene Gewande und umfluten gletscherfarbene Gewölbgänge und wiegen kühle, mondscheinbleiche Wasserweiber, schwermütige Gesichter, mitleidige Blicke, und schwach, schwach klingt ein Lied durch die summenden Fluten voll schüchterner Wehmut und schüchterner Sehnsucht und die Wasser werden stiller und das Lied wird lauter und ich lausche hinein in die wohlaufatmenden Wasser — und das Lied stirbt, wie mit dem Beil abgehauen und vor mir steht mit zitternden Lippen und zitternden Augen, Augen braun und voll schüchterner Sehnsucht wie ihr Lied, ein schlankes dunkelblondes Mädchen, erschrocken und verstört, daß ich schon fragen wollte, was ihr fehle; da kam mirs vor, als liege in ihren Augen etwas wie stammelnde Bitte um Verzeihung und es durchfuhr mich schrill und zerreißend wie der Pfiff einer Lokomotive und ich trat still und schweratmend zur Seite und ging meines Weges; ich hatte nicht das Gefühl, daß sie mir nachschaue. Aber sie sang nicht mehr und das Träumen war mir vergangen. Ich weiß nicht mehr, was ich dachte im Wei:erschreiten — wohl nichts; ich zog vermutlich die ganze Bitterkeit der Stimmung langsam und erbarmungslos in mich — Bitterkeit — Bitterkeit!

Was mich plötzlich zum Straßenrand zog, gegen den See hin, weiß ich nicht; denn ich war gesenkten Blickes achtlos weitergegangen. Auf einmal saß ich halb auf der Schutzmauer und schaute in der Richtung der Straße den Berghang hinab, der sich steil senkt, Baum- und Buschbestanden. Nun trat mir ein Bild freundlich ins Bewußtsein. Ueber Hasel- und Buchengebüsch und Dornsträucher weg, über goldgrüne Akazien hinweg und mattsilbrige Lerchen stieg hoch auf, über den bräunlichen Bisbino im Hintergrund hinweg, ins Aetherblau hinein eine schwarze, spitze Cypresse — rechts davon war eine Lichtung über niedrigem Buschwerk, bis weiter nach rechts schlankstämmige Kastanien, mattschimmernde Feigenbäume und tiefer unten aus dem hohen Bestand wieder eine schwarze, spitze Cypresse aufschoß; durch die Lichtung hindurch aber sah ich eine Seebucht, dunkelblau wie der Sonntagsrock eines deutschen Infanteristen — erst ganz weit draußen wurde der See grün — und darin sich spiegeln das blanke Städtchen Torno; das Ufer lief dort fast senkrecht zu der bisherigen Richtung ins Wasser hinaus und aus dem dunklen Wasser stiegen die hellen freundlichen Häuser mit dunklen Dächern, vom Glockenturm überschaut, liebkost von den Wellen, die ihr Bild gierig aufsogen, umarmt von dem herrlichen Baumrahmen — still, friedlich lächelnd, wie in Sonntagsruhe. Ich saß versunken auf der Mauer und hatte vergessen, was ich war, welch komisches Bild ich auf der Mauerbrüstung da den Vorübergehenden bieten mochte.

Heiter wanderte ich nun des Weges aufwärts, wand mich dann durch die engen ob der Straße gelegenen Gassen von Torno und war bald auf einsamem Pfad, der hoch über dem See zwischen stufig übereinander liegenden Wiesen und Aeckerlein unter Kastanien und Maulbeerbäumen dahinführt. Vor acht Tagen haben die letzteren dagestanden traurig wie Weiden im Winter, niedere Stümpfe mit langen, kahlen Ruten beborstet, kein Blättlein daran — ein trostloser Anblick im grünen Sommer! Nun waren sie wieder grün, frisch belaubt. Die Natur ist großartig in ihrer Güte und Geduld! Der Teufel soll die Seidenindustrie holen! Ich würde ihm dabei helfen! Wie schön ist so ein Gang hin am gewundenen Ufer, wenn unmerklich hinter einen zurücktritt, was vorne lag, wenn man je nach der Wegebiegung dasselbe Bild bald vor sich, bald zur seite, bald hinter sich schaut, wenn man niederer steigt, daß der Bisbino drüben unermeßlich hoch erscheint, oder höher klimmt, daß er zusammenschrumpft; Wenn er sich vor uns zu drehen scheint, langsam, langsam wie eine Modepuppe im Schaufenster, in wechselnder Beleuchtung und doch derselbe bleibt, hoch, fest und starr! wenn man bald weit vom Ufer abschweift, daß der See

tief und dunkel unten liegt und wie ein Geheimnis von fern durch die Bäume schimmert, bald jäh über ihm steht und sich schwindelnd vom Sprung ins lockende, weiche Grün zurückhält. Und wenn man so gar keinem Menschen zu begegnen braucht, als höchstens einem rotznäsigen, sechsjährigen Eseltreiber, der ja noch das Recht hat, jeden Menschen wie ein Wundertier zu betrachten.

Wie dazu das pane tramway schmeckt!

Und so ging es jetzt hinauf und hinab und vor und zurück und ich glaube, es gehört wirklich meine Hartnäckigkeit in der Begeisterung dazu, es stundenlang auf den halsbrecherisch gepflasterten Wegen auszuhalten, mit Wonne auszuhalten! Nun brachte mir eine Wegbiegung die Sonne auf die Dauer ins Gesicht, als ob ich nicht ohne sie genug Schweiß ließe! Mein Blick suchte häufiger den See als den Gipfel des Bisbino und manchmal dachte ich, wenn ich jetzt drunten wär am See, dann wär ich im See.

Längere Zeit schritt ich nun schon eine Mauer entlang, hinter der ein Park steil nach dem See sich hinuntersenkte; ab und zu, wenn die Mauer nieder war, kletterte ich dran empor und sah neugierig hinein in das verbotene Gebiet und träumte mir aus, wie es da sein müsse, einsam, abgeschlossen, ungefährdet von Menschen! Die Tür, an der ich vorbeikam, ließ sich nicht öffnen, und ich ging eben in stiller Trauer über mein Mißgeschick weiter. Der Berg, auf dessen Flanke ich hinschritt, stieß plötzlich in scharfem, spitzem Winkel auf einen andern, und wenn ich über die Mauer schaute, sah ich, wie der diesseitige und jenseitige Hang, graufelsig, spärlich baumbestanden in dunkle, unergründliche Schlucht hinabstürzten und hörte dumpfes Rauschen und Klatschen und Grollen. Aber die Mauer war auf der Parkseite dreimal so hoch und ich konnte nicht hinab. Weiter kam ich auf eine steingewölbte Brücke grad im Winkel zwischen beiden Bergen und erblickte zur Rechten eine sackförmige Felsschlucht, fast gleichmäßig breit, gerade gegenüber der Brücke aber war sie abgeschlossen durch eine zwei bis drei Mann hohe Mauer schieferig auf einander geschichteter Felsen, von der, zerschellend an einem darauf liegenden pyramidengestalten Klotz, wie lebendiges Silber das Wasser herunterkletterte und herunterfiel in ein breites tiefgehöhltes Becken; von hier aber suchte es in einzelnen Bächlein unter Felsen, über Felsen, zwischen Felsen seinen Weg her unter die Brücke. Und allerseits neigten sich vom Gestein herab zum Wasser langbärtige Moose und hängende Büsche und nickende Bäume. Aufathmend kletterte ich neben der Brücke über glitschige Felsen hinab und Eiskellerkühle rieselte über meinen erschauernden Leib. Unter die Brücke kletterte ich, damit mich niemand sehen könne, denn es ist mir qualvoll, beim Aus- und Ankleiden beobachtet zu werden. Wie ich nun das nasse Zeug vom Leib hatte, da zog mich doch die tiefe, dunkle Kluft, die ich oben von der Mauer erblickt hatte, am meisten und kroch dem Wasser nach, soweit ich konnte, über glattes Gestein; hier war keine Mauer, hier war der Park mein! ich jauchzte erwartungsvoll in mich hinein. Doch da hörte es auf, rechts und links gings fast lotrecht in die Höhe, und vorne fiel der Bach, wie ein sich abwickelnder Fadenknäuel vom Tische rollt, vom Stein hinunter und ich konnte nicht einmal sehen wie weit! Nur den schäumigen Anfang des stürzendes Strahles schaute ich noch, dann aber irrten meine Augen vergeblich suchend in die nächtige Tiefe hinab. Rechts an der Wand versuchte ichs, in Spalten und Schrunden mich ankrallend weiterzudringen, links an der Wand, wo nur die waghalsigste Hoffnung möglich war und wimmernd wie ein Hund, der die Spur verloren, schoß ich von rechts nach links und von links nach rechts. Da hockte ich mich ganz vorne, wo das Wasser von der Kante fällt, nieder und stierte ins Dunkel hinab und es kam mir im Träumen der Gedanke, mich rittlings, wie ich als Kind so oft zu Hause das Treppengeländer herabgeruscht war, auf den Strahl zu setzen und hinabzusausen; da unten war vielleicht oder sicher auch so ein Becken, das mich weich aufnähme, in vergeltender Liebe. Ach, das Wasser muß es ja fühlen, wie sehr ich es liebe! Oder wenn ich am Felsen pralle und mein Leben verstürze und in fliegenden Fetzen unten ins Wasser klatsche — nun dann hab ich doch einen Todesritt gemacht wie keiner! O in der atemhemmenden Glut der Erwartung, überstäubt vom eisigen Regen des Wasserfalles, hinabzufliegen an Bäumen vorbei und Felsen vorbei, immer schneller und schneller, erst in waghalsiger Bangigkeit, dann in wildem, welthöhnischem Jauchzen, aus dem Licht ins Dunkel, und im brüllendsten Naturjubel den Schädel zu zerschmettern — ich griff mit den Händen nach

dem Strahl unter mir, wie nach einem Tau; aber es wich mir zwischen den Fingern und von den Händen ausgehend schüttelte ein leichtes Frösteln meinen ganzen Leib. Ich hatte zu lange gezögert, hatte überhaupt nicht daran gedacht, ins Wasser zu gehen, hatte die Hitze, die in mir war, hier in der kühlen Luft verdampfen lassen und schauderte natürlich. Ich ging unter der Brücke durch, holte aus meinem Rock die Seife, die ich mir hier im Land vorbildlicher Reinlichkeit in die Tasche gewöhnt habe, und wusch mir dann ganz nüchtern den Schweiß vom Leib. Das Wasser war eisig kalt und so mit dem abgekühlten Körper konnte ich nicht lange darin bleiben. Da stand ich noch bis an die Knöchel im klaren, glatten Becken und sah wieder einmal hinunter an meinem Gestältlein und musterte wieder einmal mein Spiegelbildlein im Wasser und frage mich wieder einmal, das Herz voll aufkochenden Giftes, was denn so abschreckendes sei an einem Männlein von vier Fuß Höhe, von geraden Gliedern und tadellosem Größenverhältnis. Waren meine Beine nicht gerade, wohlmodelliert und muskelstraff, meine Hüften schlank, meine Brust über kräftigen Blasebalg gewölbt und fleischig glatt wie aus Marmor gehauen! Saß nicht ein ganz ausdrucksvoller Kopf auf den breiten Schultern mit klarer Stirn unter schwarzen Locken! Und wenn die dunkelbauen Augen etwas schwermütig in die Welt sahen — wer war Schuld? die Welt oder ich? Und wenn man unter den geblähten Nüstern dieser leichtgeschwungenen Nase der Mund sich trotzig verkniff — wer war Schuld? die Welt oder ich? Und floß mir nicht ein schwarzer Bart weich wie Seide von Wangen und Kinn zur Brust! In oft gedachten Gedanken, oft geschlürfter Stimmung trat ich zurück zu den Kleidern — aber das Hemdlein lag da wie ein nasser Lappen, unanziehbar. Da suchte ich mir einen schräg ins Wasser sinkenden Stein, kniete an seinem Rand nieder und fing an, wie ich es hier am See allerorten von den Waschweibern gesehen, das Hemd einzuseifen und zu kneten und zu reiben — — in oft gedachten Gedanken! Wieder einmal sann ich dem alten Rätsel meines sogethanen Daseins, meiner Gestaltung nach. Mein Vater stieg vor mir auf, ein schöner über sechs Fuß aufragender Mann, voll Kraft und Schneidigkeit, mit dem lebensfrohen, bartlos scharfgeschnittenen Gesicht — und meine frühgestorbene Mutter, eine große Frau, wenn schon einen Kopf kleiner als er! und das Früchtlein! Und wieder grübelte ich mir die alten Erwägungen und Erklärungen ins Bewußtsein zurück, wenn ich verkrüppelt wäre, vertrocknet als Keim, ein Siechling, zu kurz gekommen — es wäre mir begreiflich gewesen; denn es trifft sich häufig, daß die höchste körperliche Entwicklung unfruchtbar ist! Aber so! Ein tadelloses Menschlein voll Verstand, Gefühl und Lebensfreudigkeit nur verkürzt im Wachstum! So lächerlich! Wär' ich ein Krüppel, die Menschen würden mich bedauern, so erschrecken sie vor dem Spiel der Natur und lachen hinterher! Jetzt! Denn früher, solang ich noch keinen Bart trug, hielten sie mich für einen Jungen. „Du, Kleiner!" wurde ich häufig, zu häufig angeredet.

Spiel der Natur? Kann das ein Spiel der Natur sein? Ich grübelte nnd grübelte, seit ich mein Loos erkannte. Die Ärzte und Naturwissenschafter, die ich fragte, zogen sich mit billigen Reden, wie Mangel an Kraft und Stoff, halbe Fruchtbarkeit, unerklärliches Spiel der Kräfte und anderem Nichtssagendem aus der Sache.

„Die Dökter sin dumme Kaibe! Die wisse nünt!" sagte einmal ein schwarzwälder Bauer in meiner Gegenwart.

Ich war neun Jahre alt, da starb die Mutter. Ein Erinnerungsbild aus dem letzten Lebensjahr, das mir am häufigsten kommt, zeigt sie mir, wie sie vom Nähtisch aufspringt, zum Vater hin, der in der Mitte des Zimmers stehend, gerade einen Vergnügungsplan mitgeteilt hatte; sie war freudig überrascht und umschlang ihn und wollte ihn küssen. In neckischer Laune aber blieb er hochaufgerichtet, so daß sie seinen Mund mit dem ihrigen nicht erreichen konnte, wie sehr sie sich streckte. „Jetzt macht er sich wieder so groß, daß ich gar nicht hinauflangen kann!" klagte sie in schmollendem Ton, nahm seinen Kopf zwischen die Hände und wollte ihn niederziehen; „Du, Alter, thu doch nicht so! — wie hab' ich nur so einen langen Menschen heiraten können! Ich muß mir doch noch eine Kußleiter anschaffen!" Er lachte. „Hättest mich eben nach Maß bestellen sollen! Kleines Wusselе! — Wie kann man nur so eine kleine Frau heiraten, wo man sich bücken muß!" und nun beugte er sich nieder.

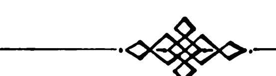
Dies Bild besuchte mich häufig. Und eines Morgens — ich hatte die letzten Tage



infolge eines mir qualvollen Auftrittes schwermütig vergrübelt — eines Morgens vor ein paar Jahren trat es mir wieder vor Augen und brachte mir leicht, fließend und wie selbstverständlich die Erklärung, oder wenigstens meine Erklärung, daß ich mich wunderte, nicht schon längst darauf gekommen zu sein. (Schluß folgt.)

Von neuer Kunst.

Höchst charakteristisch für unsere modernen Kunstbestrebungen ist der Einfluß von Kraft-Ebings „Psychopathia sexualis“; die Liebes-Physiologie wurde von den neueren Romanciers immer weiter in den Vordergrund gedrückt. Fast sollte man meinen, unser gesamtes Geistesleben sei von den sexuellen Problemen hypnotisiert. Ola Hansson nennt sein neuestes Werk „Alltagsfrauen“, das noch in diesem Monat erscheinen wird, nicht mehr Roman oder Novelle 2c., sondern „Ein Stück moderner Liebes-Physiologie“, und er sagt im Vorworte selber, daß seine Dichtung hauptsächlich durch die Anregungen entstanden sei, die er von den psychiatrischen Werken Kraft-Ebings empfangen habe. „Wenn ein Dichter,“ so schreibt der Verfasser, „der sich jahrelang mit dem Menschen als Geschlechtsproblem beschäftigt hat, ein Werk wie Kraft-Ebing's „Psychopathia sexualis“ kennen lernt, so kann es ihn produktiv machen — nicht in dem Sinn, daß er die Beobachtungen des Psychiaters novellifiert, was eine reine mechanische Handwerkerei wäre, sondern so zu verstehen, daß seine eigenen nuancirtesten Wahrnehmungen aus ihrer Unbewußtheit dadurch erweckt werden. Und was ein Dichter unter solchen Eindrücken gestaltet, das sind nicht die typischen, generellen Fälle, die Gattungen, sondern bestimmte, einzelne Individualitäten, die das fließende im Leben, die Nuancen, die Uebergänge, das Menschliche vertreten, „während die Methode des Forschers in der umfassenden, abstrakten Gruppierung ihren Schwerpunkt hat.“ Sexuelle Probleme behandelt auch Felix Holländer in seinem neuen Roman „Magdalene Dornis“, der gleichzeitig mit den vorher erwähnten Werken erscheinen soll. Beide Bücher werden durch S. Fischer, Verlag, Berlin herausgegeben. P. Sch.



Eine alte Schuld.

Von

Gustav Esmann.

Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen.

I.

Als ganz junge Studenten in der ersten frischen Zeit, wo das Herz weich ist wie die Erde im Mai, hatten sie treue Freundschaft voll Liebe und gegenseitiger Bewunderung geschlossen. Sie hatten wenig Ähnlichkeit mit einander. Der eine, der ältere, war ein schlanker, schöner Bursche mit offener Physiognomie, den alle Welt gern hatte. Er war klug und gewandt, ein echter Mediziner, ein gesundes Temperament, fest entschlossen, sein Glück in der Welt zu machen, sich das Leben zu erobern, wie der Mann das Weib erobert, das er liebt.

Der andere war feiner gebaut, brünett und wie von einer ganz anderen Raçe. Er war zart und schlank und hatte in seinem Wesen etwas einschmeichelndes, beinahe kokettes, das gut zu seinem frischen, roten Mund und den dunklen, umschleierten Augen, dem klaren Teint und dem weichen, braunen Haar paßte. Sein wählerisches, reizbares, ein wenig weibliches Naturell entbehrte gänzlich des ruhigen, praktischen Sinnes seines Freundes; aber er war eigenartiger, wie aus seltnerem Stoff gemacht, er kannte keine Kleinlichkeit, und jede Engherzigkeit des Begriffs war ihm fremd.

Schnell begeistert und schnell ermüdet, ohne besondere Energie, sehr verwöhnt, sehr eitel und in nicht geringem Grade Egoist, im Grunde aber hochherzig und leicht zu gewinnen, alles in allem einer von jenen Menschen, die im Leben selten etwas ausrichten und schwerlich selbst glücklich werden.

So waren sie innerlich sehr verschieden; aber sie hatten sich sofort lieb gewonnen, waren beinahe in einander verliebt, und aus jener rückhaltlosen Sympathie der ersten Jugend und des ersten Eindrucks waren eine treue Kameradschaft, ein keckes Vertrauen, ein so zärtliches und feines Verständniß entsprungen, daß der Eine in dem Anderen seinen treusten Freund und zugleich den besten Menschen seiner Bekanntschaft sah.

Während dreier Jahre hatten sie fast jeden einzigen Tag mit einander verlebt; da kam plötzlich der Bruch; eines Weibes wegen; die Geliebte des Einen, die der Andere verführt hatte — und daraus entsprang der bitterste Haß.

Heftige Erklärungen, feindliche Beschuldigungen, harte Klagen gemeinschaftlichen Freunden gegenüber, das ganze mißbrauchte Vertrauen einer langen Freundschaft, fielen wie ein zerstörender Aschenregen auf die alten Gefühle, die sie für einander gehegt. Eine Zeit lang sahen sie sich nicht mehr, vermieden es zusammen zu treffen;

dann fingen sie nach und nach an, einander wieder zu begegnen, zufällig, in den Café's, wo beide aus alter Gewohnheit verkehrten, oder bei gemeinsamen Bekannten, wo sie dann hin und wieder ein paar Worte wechselten. Im Lauf der Zeit lernten sie dann einsehen, daß sie beide Unrecht gehabt hatten, jeder in seiner Weise; sie schämten sich desselben, aber die Beleidigungen von beiden Seiten waren zu unbarmherzig gewesen, der Charakter des Streites zu offenkundig und bitter, die Erinnerung an denselben zu peinlich, als daß eine entschiedene Versöhnung und Erklärung hätte zu Stande kommen können. Aber es entwickelte sich eine so zu sagen eigentümliche Koketterie zwischen ihnen. Und diese lag in dem fröhlichen Lächeln, dem freundlichen Blick, womit sie sich auf der Straße begrüßten, in einem Schimmer des alten herzlichen Tons, in den gleichgültigen Worten, die sie miteinander wechselten, in der fast ängstlichen Rücksichtnahme und der übertriebenen Höflichkeit, die sie einander bei jedem zufälligen Zusammentreffen bewiesen. Eine schweigende Abbitte, die den verblümten Erklärungen heimlich Liebender glich.

Aber dabei blieb es, und da beide gleichzeitig ihr Examen gemacht hatten, trennten sie sich, ohne sich wirklich ausgesprochen zu haben, mit stummem Abschied, totem Lebewohl — und Jeder zog seines Weges.

Glahn, der reich war und allein in der Welt stand, reiste auf längere Zeit in's Ausland. Holck zog als Arzt in eine Provinzstadt und ließ sich dort nieder.

Es ging ihm gut. Seine frische Gesundheit, die Vertrauen einflößte, sein gewandtes und gewinnendes Auftreten, die brave, einfache, wenn auch ein wenig unfeine Liebenswürdigkeit seines ganzen Wesens — dies alles paßte gut für die Provinz und machte, daß man ihn liebgewann und suchte. Er bekam schnell Praxis, und nach ein paar Jahren verheiratete er sich mit dem schönsten Mädchen und der besten Partie des Ortes. So schlug er nach und nach feste Wurzeln, söhnte sich mit der Umgebung aus, in der er nun einmal leben mußte, nahm teil an den Interessen der Stadt, wurde ein guter Bürger, ein glücklicher Mann und ein gewöhnlicher Mensch. An den Freund dachte er nur noch selten und ohne ihn zu vermissen. Jetzt, wo er die erste Schnelligkeit seines Lebensschrittes gemäßigt hatte, zufrieden war in einer Stellung, die ein für alle Mal bürgerlich nüchtern befestigt war, sich aber doch noch zu jung und glücklich fühlte, um die Vergangenheit zurückzurufen, jetzt gab es nichts mehr, das seine Gedanken zu jenen Jahren der goldenen Zeit der Studententräume und der lieblichen Hoffnungen zurückzulocken vermochte — und mit den letzten Jugendmärchen schwand auch die Erinnerung an den Jugendfreund.

Eines Morgens im Juni saß er in seinem freundlichen Heim und nahm in aller Eile sein Frühstück ein; er mußte draußen auf dem Lande einen Krankenbesuch machen. Am offenen Fenster, das auf den Hof hinausführte, stand seine Frau mit ihrem Knaben auf dem Arm und sah dem Anspannen zu. Der Doktor trat zu ihnen, um Abschied zu nehmen, und während er so dastand und beide umschlang, im Sonnenschein, der auf dem blonden Haupte seines kleinen Sohnes glänzte, in der leichten Sommerbrise, die seine Stirn leicht und frisch umfächelte — da dachte er, wie ruhig und glatt das Dasein sich für ihn gestaltet habe, wie wolkenlos und friedlich schimmernd diesem Sommermorgen gleich die Zukunft vor ihm läge.

Der Postbote trat durch die Pforte und kam an's Fenster, um Zeitungen und Briefe hineinzureichen. Unter den Briefen war einer aus Kopenhagen, dick und schwer, in einer Handschrift, die er kannte. Hastig erbrach er ihn und nahm ein Paquet dicht beschriebener Bogen heraus, die er neugierig auseinander faltete und zu lesen begann. Als er aber die erste Seite durchflogen, hielt er plötzlich inne und sagte seiner Frau in kurzen Worten, daß der Wagen warten solle, und man ihn

nicht stören möge; dann ging er in sein Arbeitszimmer und schloß die Thür hinter sich. Dort saß er in Lesen vertieft, während die beschriebenen Bogen sich einer nach dem andern auf dem Tische vor ihm häuften.

II.

Der Brief kam von seinem alten Freunde Glahn und lautete folgendermaßen:

Kopenhagen, 15. Juni 1884.

Lieber Holck!

Wie soll ich meinen Brief an Dich eigentlich beginnen! Wir haben uns seit so langer Zeit nicht mehr gesehen, und Du hast vielleicht schon vergessen, wer ich bin? Ich habe viel darüber nachgedacht, und doch, welche Bedeutung liegt denn im Anfang? Laß mich Dir in aller Kürze sagen, daß ich Dir schreibe, weil ich beschlossen habe, meinem Leben ein Ende zu machen; und Du bist der einzige Mensch, dem Lebewohl zu sagen mir der Mühe wert erscheint. Oder besser, wem könnte ich es sagen so wie ich möchte! Du bist wohl glücklich geworden, denn ich habe gehört, daß Du Dich verheirathet hast und daß es Dir gut geht. Mit mir ist es unablässig bergab gegangen; und so einsam ist mein Leben geworden, so traurig hat sich am Ende alles gefügt, daß ich jetzt, wo ich sterben muß, Niemanden habe, mit dem ich ein wenig über mich selbst reden könnte. Und wie gleichgültig Einem auch alles geworden sein mag, — wie müde man auch des ohnmächtigen Kampfes geworden — in dem Augenblick wo man ihn aufgiebt, übermannt Einen doch die Furcht, feige zu erscheinen, es regt sich der Wunsch in Einem, seinen schweren Entschluß zu verteidigen, gleichsam einen Zeugen für denselben aufzurufen. Da fielst Du mir ein, und beim Gedanken an Dich als an den, der mich von Allen am besten gekannt hat, kam ich darauf, daß es mir für die kurze Zeit, die noch nötig ist, vielleicht glücken könnte zu glauben, daß Du mich verstehen würdest, so daß ich mich mit meiner traurigen Apologie an Dich wenden kann.

Lieber Holck, wie dumm war es doch, daß wir damals auseinander kamen, und wie oft habe ich gewünscht, einmal aufrichtig mit Dir reden zu können. Und doch, selbst wenn Du hier, und alles noch wie früher gewesen, so glaube ich, daß ich vorgezogen hätte, Dir zu schreiben.

Man muß allein sein, um so zu sterben: kaltblütig jede verlockende Einwendnng töten; eins nach dem andern jedes Band zerreißen, das, wenn es zur Sache kommt, doch noch so zäh festhält; seine Erinnerungen morden, indem man sie zum letzten Mal bei Licht besieht; sich bis auf die Haut entkleiden, bevor man hinabspringt. —

Über dergleichen spricht man nicht; auch nicht einmal mit einem Freunde. Wenn ich zu Dir gekommen wäre und von meinem Entschluß gesprochen hätte, so würdest Du versucht haben, mich zurückzuhalten, und ich hätte vielleicht noch einen Augenblick unnötig gezaudert. Jetzt hingegen ist alles vorüber, wenn Du meinen Brief liest, und Du wirst sehen, daß mir nichts anderes zu thun übrig geblieben.

Es würde zu weit führen, wenn ich Dir alles erzählen wollte, was seit unserer Trennung geschehen — obgleich das ganze eigentlich nichts ist. Jahr aus, Jahr ein war mein Leben leer und unfruchtbar; da plötzlich entfaltete sich mein Schicksal im Verlauf weniger Monate.

Nur davon will ich erzählen. Aber das, wie ich ein ganz Anderer geworden als der, den Du kanntest, und doch immer derselbe geblieben; wie ich auf den Grund

meiner Stimmung gekommen und den Puls meines Lebens gefühlt kurz bevor er seinen letzten hinkenden Anlauf genommen — das alles wirst Du besser als durch jede andere Erklärung aus einem Briefe erfahren, den ich Dir im letzten Herbst schrieb, ohne ihn später abzusenden. Als Einleitung zu meiner kurzen Tragödie lasse ich ihn hier folgen.

III.

Kopenhagen, im Oktober 1883.

Gleich zu Anfang des Sommers wurde ich plötzlich krank und mußte in der Stadt bleiben. Ein Freund nach dem andern kam zu mir herauf um Lebewohl zu sagen, erzählte mir, wohin er reisen würde, gab mir denselben gleichgültigen Trost wie sein Vorgänger, denselben überflüssigen Rat, und eilte dann wieder fort.

Ich blieb allein zurück mit dem Fieber, das seine brennende Hand auf mein Hirn drückt und mir die Decke von den Füßen zog, so daß sie sich vor Kälte zusammenkrampften. Während langer Wochen sah ich weder die strahlende Hitze des Tages noch die kühle Dunkelheit der Nacht; aber endlich wurde es besser, und ich hörte, daß die Gefahr vorüber sei.

Die Schmerzen lösten sich von meiner Stirn, die Mattigkeit der Krankheit ging in einen linden, erquickenden Schlaf über, aus dem ich nur erwachte, um mit einem wohligen Empfinden kühlen Behagens sofort wieder einzuschlummern. Die Fieberträume waren geschwunden, unbestimmt und gleichsam wie aus weiter Ferne vernahm ich die Laute um mich her, die Gedanken begannen leise sich wieder zu rühren. Wenn ich meine Augen für einen Moment öffnete, sah ich die Schwalben in schwarzen Bogen an meinem Fenster vorüber streichen, und Stunde auf Stunde glitt spurlos und sorglos hin, wie der Rauch, der leicht und gleichmäßig aus dem Schornstein des gegenüberliegenden Hauses aufstieg und in der heißen Luft verflog. Dann fing ich nach und nach an, auf das Geschrei und das frohe Lachen der Kinder zu horchen, wenn sie am Abend im Hofe spielten, auf das Geräusch der Wiege über meinem Kopfe, auf all die verschiedenen Laute in dem großen Hause, die ich unterscheiden gelernt, und von denen ich wußte, daß sie regelmäßig wiederkehrten. Langsam genoß ich mit meinen erwachenden Sinnen jeden Tag, der hinging. Ich fand in meiner Krankheit ein wohliges Behagen und wünschte keine Veränderung, verlangte nichts besseres als still dazuliegen, die Schatten zu verfolgen, die an meiner Zimmerdecke hin- und herglitten, mich von der frischen Luft umfächeln zu lassen, die durch das geöffnete Fenster hereindrang, und den Duft der Blumen einzusaugen, die neben meinem Bette standen. Und jetzt, wo ich wieder aufgestanden bin, anfange auszugehen und täglich fühle, wie meine Kräfte wiederkehren, jetzt freue ich mich nicht einmal meiner Genesung.

Allein, mitten in dem Lärm und Geräusch der großen Stadt und der scharfen Beleuchtung des Sommers, sehne ich mich nach dem Schatten und der Ruhe des Krankenzimmers zurück, und mir ist ungefähr zu Mute wie Einem, der zu früh am Morgen erwacht ist und wohl merkt, daß es ihm nichts nützt, wenn er versucht, wieder einzuschlafen, sich dennoch aber nicht entschließen kann, aufzustehen. Ich denke nicht an die Zukunft und freue mich ihrer nicht; mich in die Erinnerung vertiefend, taste ich beständig zurück nach meinem früheren Leben, das an jenem Tage starb, wo ich krank wurde, und aus dem ich in einer neuen Welt erwacht bin, in der zu leben ich keine Lust habe.

Der Sommer ist nun bald zu Ende, es wird wieder Herbst. Das merkte ich vor einigen Tagen, als ich vor die Stadt gefahren war, um in einem der



öffentlichen Parks zu promenieren; es lag in der Ruhe und Leere der langen Alleen, ich konnte es an dem schwachen Sonnenlicht sehen, das gleichsam über die Wiesen hingehaucht war, aber besonders war es eine Stimmung in der Luft, weit fort, die es mir erzählte, etwas zartes, trauriges, wehmütig hinsterbendes, wie im Blick eines Weibes, das dem verzeiht, den es liebt — und darin fand ich das ganze zärtlich trauernde Lebewohl des sterbenden Sommers.

Ich blieb an diesem Tage lange draußen, ging hin und her in den Laubgängen, atmete den scharfen Geruch der Ausdünstungen von Erde und Bäumen ein, den würzigen Duft der Kastanien, den bittern Wohlgeruch der Nußbäume; ich ließ mich von der Sonne durchwärmen, so daß es mich fror, wenn sie für einen Augenblick von einer Wolke verdunkelt wurde; ich horchte auf den kalten Wind, der durch die Baumwipfel über meinen Kopf fuhr. Es war nicht das wilde Sausen des Sommers, das ich hörte, wenn ich die Augen schloß.

Und doch freue ich mich, daß der Herbst kommt. Der warme Sommer, die einförmige Pracht des Laubes und der ununterbrochen heitere Himmel lasteten schwer auf meiner müden Stimmung. Aber der Herbst ist krank wie ich selbst, und mit seiner verblichenen Schönheit und seinem bleichen Sonnenlächeln gleicht er einer gewesenen Geliebten, deren Liebreiz dahin schwindet, in deren Schooß man aber immer noch gern sein Haupt bettet, damit ihre weiche Hand Einem noch leise das Haar streichle.

Während des ganzen Tages gehe ich einsam umher und gehe mich auf weiten Spaziergängen müde; am Abend zünde ich kein Licht an, aber wenn ich von meinem Fenster aus die Sonne habe untergehen sehen, kurz und flammend wie sie es im Herbst thut — wenn die Dunkelheit kommt, und der Fensterpfosten seine kreuzförmige Silhouette umgeben von dem Schattenflor der Gardinen an der Thür abzeichnet, dann schleiche ich in's Bett und schlafe lange, schwer und ohne Träume.

Vor wenigen Tagen geschah etwas, das mir seitdem viel zu denken gegeben. Es war gerade in der Mittagsstunde, brennend heiß und ganz still. Ich war vom Sofa aufgestanden, wo ich mit der Cigarre geträumt hatte, und war an's offene Fenster getreten.

Die gegenüberliegende Seite des Platzes lag im glühenden Sonnenschein; auf den hohen hellgrauen Mauern mit ihren Reihen von Marquisen und geweißten Fensterscheiben brütete des Mittags dicke, schwere Hitze. Und auf dem ganzen langen, schattenlosen Bürgersteig nur eine Gestalt, eine Frau! Sie ging langsam, ihre schlanke Figur hob sich elegant von den Façaden der Häuser ab.

Ich erkannte sie sofort. Lange bevor ich gesehen, ob sie dunkel oder blond, groß oder klein sei, wußte ich, daß sie es sei. Ein oder der andere Zug mußte mir wohl aufgefallen sein, ihre Haltung, die Art, wie sie den Sonnenschein trug — ich weiß nicht was. Ich fühlte nur, daß es etwas sei, was ich kannte, das einmal mein gewesen, und das ich niemals vergessen konnte! Ich griff nach meinem Hut und lief zur Thür hinaus. Aber als ich auf die Straße kam, war sie fort; da drüben auf dem Bürgersteig, wo der Asphalt wie ein glänzender schwarzer Streifen an den weißen Fliesen entlang lief, war es leer. Ich wartete noch, aber vergebens, — sie kam nicht wieder. Und enttäuscht, müde, geblendet vom Spähen in das scharfe Licht, ging ich wieder in mein Zimmer zurück, den stechenden Sonnenschein in den Augen, tausend fragende Gedanken im Kopf.

Als ich hinein kam, trat ich sofort wieder an's Fenster. Vielleicht war sie jetzt da, vielleicht kam sie nach einer kleinen Weile zurück. Und während mein Blick von neuem an den einförmigen Façaden entlang glitt, bereute ich es, mich für die eine Minute entfernt zu haben und versuchte es, sie in meine Erinnerung

zurückzurufen, die einsame Gestalt, die sich so deutlich an den Mauern abgezeichnet, den blonden Haarknoten, der unter dem Hut hervorgeleuchtet, den graden, ein wenig langsamen Gang, vornehm und eigenartig, wie nur sie gehen konnte.

Was wollte sie hier? Wo war sie gewesen, weshalb war sie wiedergekommen? Liebte sie jetzt einen Anderen?

Und plötzlich eifersüchtig geworden bei der Erinnerung an mein geschwundenes Glück und bei dem bitteren Gedanken an meine gegenwärtige Ohnmacht, eilte ich vom Fenster fort.

Ich legte mich wieder auf's Sofa, zündete meine Cigarre von neuem an und wollte an andere Dinge denken. Und da dachte ich denn zuerst an das letzte Mal, wo ich sie sah, an den Tag, wo wir uns trennten, kurz und auf peinliche Weise. Und besonders erinnerte ich mich an ihre Augen, an den Blick, den sie mir nachsandte, als ich das Zimmer verließ, die Thür sich hinter mir schloß, und sie allein zurück blieb. Ein seltsam kalter, scheuer Blick, den ich nie zuvor gesehen und nimmermehr vergessen werde. Ich war schuld an dem ganzen, ich hatte das erste kränkende Wort gesprochen; als sie aufhörte, mir zu antworten, fuhr ich fort sie zu beleidigen; wahrscheinlich reizte mich ihr Schweigen und mein eigenes Unrecht. Sie saß beständig stumm und mit gesenktem Haupte da, während die Thränen langsam unter den geschlossenen Augenlidern hervorquollen und auf ihre Brust fielen. Und da ich mich zuletzt auf nichts mehr besann, das sie beleidigen konnte, ging ich. In der Thür wandte ich mich um, da erhob sie den Kopf und sandte mir jenen letzten Blick.

Eine Stunde später bereute ich alles, aber ich ließ doch ein paar Tage vergehen; dann schrieb ich ihr. Als keine Antwort kam, ging ich selbst. Doch ich fand sie nicht mehr; sie war fort, abgereist ohne zu sagen wohin; ich fand nur meinen eigenen Brief, den sie nicht mehr bekommen hatte.

Und nun war sie wieder da; heute hatte ich sie von meinem Fenster aus gesehen, morgen begegnete ich ihr vielleicht auf der Straße, und sie — schön und bezaubernd wie früher — würde fremd an mir vorüber gehen.

Wie das Blut aus einer wiederaufbrechenden Wunde zuerst langsam in einzelnen Tropfen rieselt, und dann schneller in starken, unaufhaltsamen Strömen hervorquillt — so stürmten die alten Erinnerungen auf mich ein, die Erinnerungen an jene glückselige Zeit, als wir einander angehörten, und ich schon stets aus weiter Ferne den kleinen, blonden Kopf erkannte, der sich zum Fenster hinaus bog, um zu sehen, ob ich käme. An die frühen Morgenstunden mit dem ersten bleichen Tagelicht im Osten und schläfrigem Mondenschein am westlichen Horizont, wenn ich meine Geliebte heimlich verließ und auf dem Heimwege die halbklare Luft zusammen mit dem Duft ihrer letzten Küsse einsog. An die Sterne über mir, die anfingen mit den Augen zu blinzeln und sie dann eins nach dem andern schlossen. An die Bäume am Wege, die so lautlos und ruhig dastanden, und die nassen Zweige, auf denen die schläfrigen Spatzen leise umherhüpften, von sich streckten. Und dann die langen Reihen von Heuwagen, die mir stets begegneten, mit ihren dampfenden Pferden und schläfrigen Kutschern, die tief zwischen den Heubündeln saßen, den Mantelkragen bis über die Ohren hinauf gezogen hatten und müde einnickten. Wie gleichmäßig sie dahin raschelten, und wie würzig das Heu duftete.

Ganze Schwärme von Krähen kamen von den Wäldern außerhalb der Stadt, wo sie die Nacht zugebracht, durch die graue Luft dahergezogen. Hier und da ließ eine einzelne sich auf einem hohen Dache nieder, sah den andern nach, krächzte heiser und dumm, und begann dann von neuem ihren schwerfälligen Flug.

Es ward heller und heller. Der Schein im Osten begann [illegible] und Glanz anzunehmen, ein frischer Wind trieb den Nebel auseinander, kleine [illegible] [illegible]

Himmels wurden sichtbar, um bald darauf wieder zu verschwinden. Aber das Haus, in dem ich wohnte, lag noch schlummernd da mit seiner langen Reihe herabgelassener Vorhänge, nur ein einziges Fenster stand offen wie ein waches Auge. Durch die Jalousien meines Zimmers drang ein matter, gelblicher Schein, das Licht meiner Lampe, die ich auszulöschen vergessen, als ich mich am Abend fortgeschlichen.

Und später, als Frühling und Sommer kamen, unsere Touren über Land, die langen goldenen Sommernachmittage, wenn wir im Walde auf Pfaden umherstreiften, die keiner von uns kannte! Sie war stets vorauf, ich ging absichtlich hinterher, denn ich liebte es, sie gehen zu sehen. Wie sorglos und glücklich ihre geschmeidige, jugendliche Gestalt dahin schwebte, wie hübsch es sie kleidete, wenn sie sich leicht zur Seite beugte, um ihr Gewand ungefährdet an einem Gebüsch vorüber zu bringen, oder wenn sie ihren Sonnenschirm senkte, um sich zu wenden und mir über die Schulter zuzunicken; wenn plötzlich ein Sonnenstrahl auf ihren Hals fiel und die zarten Löckchen im Nacken vergoldete oder ihr kleines rosenrotes Ohr durchsichtig erscheinen ließ. — Und wie still es im Walde war. Man hörte nur das leichte Geräusch ihres Kleides und der dürren Zweige, die unter unseren Füßen krachten. Dann und wann schmetterte ein Vogel einen kurzen, fröhlichen Triller, und das Wild, das rings umher graste, hob den Kopf mit den großen lauschenden Ohren und sah uns nach, als wir vorüber gingen. Zuletzt, wenn wir einen Platz fanden, der uns schöner dünkte als alle anderen, lagerten wir uns. Ich schleuderte meinen Hut fort, streckte mich im Grase aus und bettete meinen Kopf in ihren Schoß. Sie bedeckte mein Gesicht mit einem kleinen, veilchenduftenden Taschentuche, und durch das feine Gewebe konnte ich das lichtgrüne Laub und den blauen Rauch meiner Cigarette sehen, die sie brennend erhielt, um mit kurzen Zügen aus derselben die Mücken zu verjagen.

Ein plötzlicher Windstoß, der heiße Atem des wonnigen Sommertages, zog flüsternd durch das Laub über unseren Häuptern und schüttete einen Regen von kleinen grünen und braunen Blätterhülsen auf uns herab. Stundenlang konnte ich so daliegen und in die Baumkronen starren, ihrer Stimme lauschen, ihrer süßen Stimme mit den tiefen Alttönen und hellen, klaren Uebergängen, ein wenig spröde und nervös im Klang, aber voll Melodie, eine einzige lange Liebkosung! —

Wenn es Abend wurde und die Sonne ihre Strahlen der Länge nach zwischen die Stämme warf und ihr Antlitz in blutig roten Schein hüllte, dann erhoben wir uns und gingen Arm in Arm aus dem Walde. Zugleich entdeckten wir, daß wir tüchtig hungrig seien und eilten in ein Gasthaus am Wege, das wir vor kurzem entdeckt hatten.

Im Lusthause, wo der Tisch gedeckt war, flogen die Motten unaufhörlich in das einzige Licht und fielen zappelnd auf das Tischtuch. Wir fanden einen Bauern, der uns heimfahren wollte, und während er anspannte, lief sie im Garten umher, um ein großes, duftiges Bouquet von Flieder und Goldregen zu pflücken.

Es war kühl, ich hatte sie in meinen Plaid gehüllt, und nachdem wir eine kurze Strecke gefahren, drückte sie sich fest an mich und legte ihren kleinen Kopf an meine Schulter. Ihre Stimme wurde undeutlich, das Bouquet entglitt ihren Händen, ihre Augen schlossen sich und zuletzt schlief sie ein, müde und glücklich wie ein Kind. Der Kutscher und ich sprachen leise mit einander; der einförmige Trab der Pferde, das Quacken der Frösche, das Zirpen der Grillen, das Sausen des Nachtwindes in den Hecken weckten sie nicht. Näher und näher kamen wir der Stadt mit ihrem Lichterglanz und ihrem betäubenden Lärm; bald rollte unser Wagen über das dröhnende Steinpflaster, vorbei an den stillen Häusern, heim zu uns, wo wir beide allein, — sie und ich!

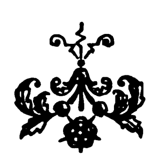
Aber am lebhaftesten erinnerte ich mich doch einer Nacht im Oktober, der letzten bevor wir uns trennten. Es war nach einem Balle, von dem ich mich fortgeschlichen; plötzlich hatte die Sehnsucht nach ihr mich ergriffen.

Als ich auf die Straße gekommen, ging ich langsam, froh allein zu sein, in vollen Zügen die frische, feuchte Luft der Herbstnacht, die mir Stirn und Lippen kühlte, einatmend. Es war spät, die Gassen beinahe leer, und nur wenig Laute drangen an mein Ohr, von denen ich jeden einzelnen verfolgen und mir erklären konnte. Das ferne Rollen eines Wagens, der schlürfende Schritt der wenigen Fußgänger auf dem naß-klebrigen Pflaster. Die gedämpften Worte von Zweien, die zusammengingen, das laute Abschiednehmen einer Gruppe vor einer Thür unter einer Wirtshauslaterne. Dann plötzlich ein einsamer Ruf von irgendwo; der plumpe Refrain einer gangbaren Melodie, der laut in die Nacht hinausgeschrien wurde, die Ruhe für einen Augenblick störte und dann kurz ohne Echo abbrach; der Schlag einer Kirchenuhr, der dumpf wie ein Seufzer klang; und hoch oben in der Luft unter dem dunklen Himmel der kurze Schrei der Zugvögel, die einander auf ihrem Flug gen Süden anriefen.

In ihrem Fenster war Licht. Der gedämpfte Schein der Lampe glitt leise durch die Jalousien und das feuchte Glas der Scheiben, an denen die Palmen und großen Blattpflanzen sich in phantastischen Silhouetten abzeichneten. Bevor ich eintrat, blieb ich einen Augenblick stehen und betrachtete wie ich so oft gethan, das ruhig wartende Licht, das, wie ich wußte, für mich angezündet war. Sie war eingeschlafen und erwachte nicht, als die Thür ging, aber der Duft des Zimmers strömte mir flüsternd entgegen und grüßte mich vertraulich wie ein alter Bekannter. Leise trat ich an ihr Bett, um sie nicht sofort zu wecken. Das Antlitz vom Licht abgewandt, lag sie im Schatten der Musselin-Vorhänge, so daß ich nur ihr blondes Haar, das in einen Knoten gebunden war, den feinen Umriß von Hals und Schultern, undden Arm, der nackt und frisch auf der dunklen Seide der Decke ruhte, unterscheiden konnte.

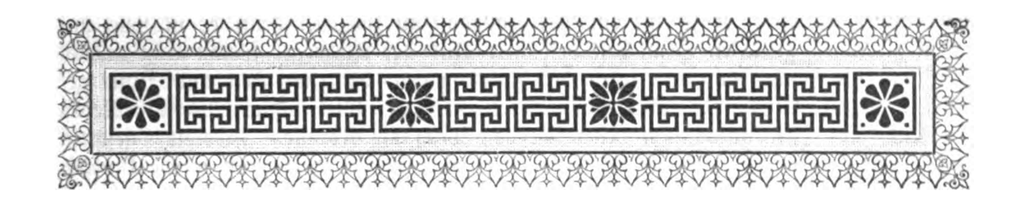
Ich beugte mich über sie, und indem ich meinen Mund ihrem Ohr mit dem kleinen blitzenden Brillanten näherte, atmete ich leise, wie man auf eine Blüte haucht. Ihre langen Wimpern zuckten, ihre Wangen röteten sich, ihre Brust hob und senkte sich.

(Schluß folgt.)



Verantwortlich für die Redaction in Vertr. Julius Hart, Friedrichshagen. Verlag von S. Fischer, Kgl. [illegible] Hofbuchhändler. Druck: A. Seydel & Cie. Beide in Berlin.





Hochlandsbriefe aus dem Norden.

II.

Um 9 Uhr Morgens fuhr ich mit der Nordbahn von Kristiania ab und Abends gegen $10^1/_2$ stieg ich in Lille Elvedal aus. Dieses Nest, das im nördlichen Oesterdalen liegt, heißt nicht umsonst das „lille". Ein Stationsgebäude, ein Gasthaus, rechts die Kirche, links die Verkaufsläden zweier Landhändler, weiter hinten die Häuser des Pfarrers und des Arztes und tiefer im Thalgrunde die Schule, — das ist alles. Die Menschen, denen in dieser Kirche der natürliche Adam und in dieser Doktorei der Zahn ausgezogen werden soll, hausen weiter im Gebirge, in einem Umkreis von fünf Meilen. Als ich aus dem Wagen stieg, wurde ich sofort von zwei lachenden und knicksenden Bauermädeln in Empfang genommen. Na! Na! Das geht ja noch über die Nausikaa, die lilienarmige Jungfrau. Eine wahrhaft cyprisch aphroditische Gastfreundschaft. Und gleich Zwei! Woher kennt man hier meine Schwärmerei für die Vielehe? Und schmuck sehen sie aus. Kurze Röcke, farbiges Mieder, buntgestickte Gürtel. Aber — zum Teufel — die schnacken ja deutsch. Und jetzt erkenne ich sie, die Spitzbübinnen. Die Eine ist Hulda Garborg und die Andre ihre deutsche, vernorwegte Freundin Rosa Blumenreich. Und da trabt ja auch Arne Garborg heran. Er hat sich verspätet, er mußte erst noch seinen Kognak austrinken. Hoffentlich ist noch ein Gläschen für mich übrig. Gewiß! Aber nur beim Arzt. Im Gasthof giebt es keinen Spiritus. Das Temperenzgesetz gestattet den Schnapsverkauf nur in den Städten, auf dem Lande heißt es entsagen. Also zum Arzte! Da steht auch das Abendessen für Sie bereit. Aber ich kenne die Leute ja gar nicht. Pfui, wie dumm! Hier ist es wie in der Wüste. Man kennt auch den Scheich nicht, zu dem man am Abend ins Zelt einkehrt, um von seinem Lammbraten zu schmausen. So gehe ich denn mit zum Arzte; schon um zu sehen, wie es denn eigentlich im Innern dieser Holzhäuser aussieht. Alle Bauten sind von Holz. Auch die Kirchen, die mit ihrem blendend weißen Anstrich ausschauen wie zierliches Spielzeug. Sobald man aber in die Zimmer tritt, ist von der Holzheit nichts mehr zu merken. Gardinen, Teppiche, Möbel, Bilder, alles à la Kultur. Nur die Tapeten fehlen. Die vermißt man aber nicht, denn der zarte gleichmäßige Anstrich der Wände in Blau, Violett und pompejanischem Rot ist den Augen Labung genug. Das Essen ist ganz österdalisch. Milch und Sahne, Butter und Käse in einer Fülle, daß man vor den Menschen Respekt bekommt, die so viel kühische Nahrung noch immer nicht in Ochsen verwandelt hat. Mitten auf der Tafel, wie in jedem norwegischen Heim, prangt der Mysost*), ein mächtiger

*) Myse=Quark, Ost=Käse.

gelbbrauner Würfel: er scheint ein Art Hausgott zu spielen, denn er ist stets mit einem zierlichen gestickten Hemdchen bekleidet. Und der Norweger spricht nicht anders von ihm, als Homer von dem bratenden Ziegenmagen, der „mit Fett und Blute gefüllet". Dem Ausländer aber schmeckt der Quark wie süßliche Seife. Neben den Kuh- und Ziegenprodukten beherrscht den Tisch die Forelle. „Ørett" gesotten und „Ørett" gebacken, „Ørett" in Gelee und „Ørett" in Aspic; ich werde künftighin in Berlin an der Forelle vorbeigehen, wie der Zuckerkranke am Conditorladen. Am ersten Abend aber habe ich in Fisch gewühlt. Als jedoch endlich die Begierde nach Trank und Speise und Kognak gestillt war, zogen wir zum Gasthof. An Schlaf war freilich noch nicht zu denken, denn diese lichten Tagnächte und Nachttage des nordischen Sommers untergraben jede Schlafstimmung. So saßen wir denn noch lange beisammen, tranken norwegisches Bier, das leider nicht ans Münchener erinnert, und sprachen über die nächstliegenden Themen, das Dasein Gottes und die sozialen Zustände im Jahre 9000 . . .

Früh am andren Tage mahnte Erik zum Aufbruch. Erik ist der Bauer, bei dem ich wohnen soll. Sein Gutshof Straalberg liegt aber noch einige zwanzig Kilometer tiefer im Gebirge. Zwei Karriolen stehen zur Fahrt bereit. Jedes dieser Bergfuhrwerke hat ungefähr den Umfang und Rauminhalt eines Kinderwagens, und nur einen Sitz. Trotzdem knäueln sich Erik, Arne und Hulda Garborg auf dem einen der Marterkarren zusammen. Den Sitz des andren nimmt Rosa Blumenreich ein und ich hocke rittlings zu ihren Füßen eingeklemmt zwischen die Räder und den Hinterteil des Hengstes, der mit dem edlen Schweif mich liebevoll fächert. Und so geht es vorwärts. Der Weg ist glatt und gebahnt. Er hat weiter nichts Bedenkliches an sich, als daß er schmal wie eine Leiter ist; wenn sich zwei Wagen begegnen, — was glücklicher Weise in dieser Oede nur jede Woche einmal vorkommt, — so müssen sie halb und halb über einander weggleiten. An der rechten Seite des Pfades zieht sich eine Bergwand hin, die linke fällt steil zur Folla ab, einem jugendlich quicken Bergstrom, der brausend und über unzählige Steine hinschäumend dem Glommen zueilt. Es wirkt daher recht tröstlich, daß Erik und Rosa wetteifernd von den Unfällen erzählen, die diesem und jenem Fleck ein ehrendes Andenken im Gedächtnis der Lebenden verschafft haben. Immerhin! Das Auge freut sich doch an den köstlichen Ausblicken, die jede Wendung des Weges eröffnet. Föhrenwaldung überall. Sie bildet Spalier am Wege und erfüllt in schwarzgrünen Schaaren alle Bergabhänge. Wenn aber Sonnenglanz über die Wipfel dahinhuscht, blitzen sie auf wie Lanzen eines fernen Heeres und schimmern, als ob sie zu lichtgrünen Blüten aufknospen wollten. Der Boden ist von allerlei Beerenkraut und Zwergbirken überwuchert; dazwischen breiten sich gelbe, graue und weiße Flecken zierlich gekräuselten Rennthiermooses und färben die Landschaft impressionistisch bunt. An einer Stelle hat die Folla einen ungeheuren Gebirgsklotz durchbrochen, und wallt nun eine Strecke lang, wie ermattet von der Arbeit, langsam und unhörbar zwischen steilen zerklüfteten Felswänden hin. Ihr Wasser hat hier eine Farbe, daß selbst Böcklin die Natur um dieses sammetweiche, nixenhafte Grün beneiden könnte. Endlich gelangen wir nach Einund, einem zweiten Besitztum Eriks. Auf diesem Hof waltet seine Frau, während er selbst auf dem noch eine Stunde entfernten Straalberg haust. Man kann sich denken, wie glücklich diese Zwischenraumehe ist. Kein Teil übersättigt den Andren mit seinem Anblick, seinen Gewohnheiten, [illegible] und Knurrigkeiten. Und wenn sich Beide dann und wann zu Gesicht bekommen, ist jeder dem andren neu und ungewohnt wie in der Brautzeit. Bei Einund endet der gebahnte Weg. Und von da an geht es in fortwährendem Bergauf und Bergab über Steine und Wurzeln und Wasserrinnen. Wer da noch fahren will, muß

Knochen wie Eisen und Muskelfleisch wie Kautschuk haben. Wir wandern daher füßlings und kommen ebenso früh wie die abgehetzten Pferde auf Straalberg an. Hier hat Rosa Blumenreich ihr Quartier, und ich erhalte gleichfalls ein Zimmer, wie ich es so schmuck mitten im norwegischen Gebirg niemals erträumt hätte. Weite Bergwiesen ziehen sich rings um das Haus und prangen rotgelbblau von Klee und Blumen, als ob ein Freilichtmaler sie aus dem Pinsel gespritzt hätte. Ein kleiner See bringt die wünschenswerte Wasserstimmung in das Gemälde, und niedere Bergketten bilden auf allen Seiten den dunklen Hintergrund. Von den Gebäuden des Hofes ist das hübscheste der rotprunkende Kuhpalast, ihn allein schmückt auch ein Dach von glitzernden Glanzziegeln, während der Menschenstall sich mit Moosdeckung begnügen muß. Neben diesen Wohnstätten giebt es noch ein besonderes Vorratshaus, den Stabur, ferner Holzschuppen und Werkstätten, in denen Erik, der Alleskünstler, heute drechselt, schreinert und zimmert und morgen am Blasbalg steht oder Schuhe flickt Daneben hat er noch Zeit, neuere Litteratur zu lesen, Whist zu spielen und Deutsch zu üben . . .

Gleich am andern Tag wallfahrten Fräulein Rosa und ich nach Kolbotten. Eine Wanderung von dreiviertel Stunden, und der Herrensitz der Garborgs liegt vor uns. Man erblickt ihn erst, wenn man gerade davor steht, so dicht von Föhren ist er umrahmt. Nach der einen Seite aber ist die Aussicht frei. Da sieht man weithin über den herrlichen Savalensee, an dessen Ufer oben auf einem Bergvorsprung, Kolbotten liegt. Drüben in der Ferne am jenseitigen Ufer ragt der Tronfjeld, breit hingelagert, einem ausgespreizten Reifrock an Form nicht eben unähnlich. Er steigt so allmälig an, daß man ihm seine 6000 Fuß nicht anmerkt, umsoweniger als Kolbotten selbst gegen 3000 Fuß über dem Meere thront. Zunächst dem See erhebt sich ein kleines Haus, dessen einziger Innenraum Arne Garborgs Schlaf- und Arbeitszimmer bildet. Es steht erst seit zwei Jahren. Gegenüber liegt das ältere Haus. Noch vor einigen Wochen nahm es keinen größeren Raum ein, als sein jüngerer Genoß; es hatte nur ein Zimmer, das zugleich als Salon, Küche und Frauenkemenate diente. Seit kurzem aber ist eine besondere Küche und ein besonderes Boudoir für Hulda Garborg angebaut. Und seitdem lebt es sich recht gemütlich auf Kolbotten. Gemütlich, ob auch die rohen Balken ungehobelt, farb- und putzlos von Decke und Wände starren. Und gemütlich gerade deshalb. Nur bis Lille-Elvedal züngelt noch das Kulturthier. Hier auf Kolbotten ist Natur. Hier sind Blockhäuser, als ob sie aus dem Kooper ausgeschnitten wären. Und hier kann man so ganz nach dem Herzen Rousseaus leben und weben und träumen. Und es träumt sich so gut, wenn man, hingestreckt auf der Ofenbank, in den Peisen sieht, den offenen Steinkamin, auf dem die Flammen an den mächtigen Holzscheiten hinaufklettern, flattern und knistern. Etwas unbehaglicher, als jetzt, war es auf Kolbotten, als hier Garborg seine letzten Junggesellenjahre und den ersten Ehewinter verlebte. Sein Roman „Mannsvolk“ hatte die tugendhaften Staatsleiter, die nun einmal vor der schminklosen Wahrheit eine eulenhafte Scheu haben, ganz gleich, ob sie preußische Junker oder norwegische Fortschrittler heißen, — der Roman hatte diese Sittenwächter derart an ihrer zartesten Stelle, der Keuschheit, verwundet, daß sie Garborg seines Revisorpostens entsetzten. Da stand er nun ohne Brod und Heim. Glücklicher Weise war Ivar Mortensen, der Anarchist, zur Stelle. Er schenkte ihm, was er zu schenken hatte: Kolbotten. Das war aber damals, — und daher der Name (Köhlerhütte), — nur ein Kohlenbrennerloch, das als Wetterschutz einige Balken zeltartig überdachten. Aufrecht darin zu stehen war unmöglich. Und dieses Loch als Lohn für achtjährige Dienste, die er den „Freiheitsmännern“ gewidmet, um die Freiheit an das Staatsruder zu bringen. Aber der heilige Garborg verzagte nicht,

er hatte den Wald, den See und seine Pfeife, und so richtete er sich ein. Nach und nach wandelte sich der Hundestall in ein Blockhaus um. Und das genügte, um den Eremiten auf Heiratsgedanken zu bringen. Er hatte ein Heim, und so nahm er sich frisch und keck die Frau dazu. In Kristiania war die Hochzeit. Davon muß Garborg selbst erzählen:*) „Ein trüber Tag, unser Hochzeitstag, ein echter Kristiania-Dezembertag. Ich wohnte auf einem alten Holzhof, in zwei engen, dunklen Kojen; da saßen früh am Morgen Braut und Bräutigam und packten die Koffer. Glocke 12 kam Markus Olivarius Markussen und noch Jemand; so schlossen wir die Thür hinter uns und gingen. Kristiania hatte keine Ahnung von dem großen Ereignis, das sich vorbereitete. Braut und Bräutigam in Werktagskleidern und die beiden Zeugen stiegen herauf zum Kontor des Stadtvogts. Ein kleiner Kontorist kam. „Was wünschen Sie?“ „Diese Dame und ich möchten gerne getraut werden.“ „Bitte, treten Sie ein, hier in's Nebenzimmer, bitte . . der Stadtvogt wird gleich erscheinen.“ „Besten Dank . .“ Eine halbe Stunde später verließen wir wieder das Haus und hatten nun Brief und Siegel darüber, daß wir verheiratet waren. Und, verlaßt euch darauf, auf diesen Brief kommt's an. Eine Stunde früher wären wir Sünder gewesen; nun waren wir rein wie Gold. Und das hatte nicht mehr gekostet als 5 Kronen und 36 Oere. Die Geschichte war so billig, daß wir Mut kriegten, bei Gravesen Mittag zu essen. Und so wanderten wir dahin, vier Mann stark, und setzten uns mitten zwischen die anderen Tischgäste. Wir tranken Schnaps zum Essen und schnackten über alles Mögliche. Und gelegentlich bat ich Mark Oliv, mir auseinanderzusetzen, was Eheleute zu thun hätten, wenn sie wieder von einander wollten. „Das beste Mittel für Leute, die sich scheiden lassen wollen, ist Untreue“ lachte Mark Oliv; und wir lachten alle mit. Als das Mittag zu Ende war, gingen Braut und Bräutigam wieder heim zum Holzhof und packten ihre Koffer weiter.“ Die Flitterwochen auf Kolbotten waren dieses Hochzeitstages würdig. Die Kälte war so stark, daß das Wasser im Eimer und die Milch in der Schüssel zu Eis gefroren. Und der Peisen litt kein Feuer. Wollte man's warm haben, so war die Stube in wenigen Minuten dick voll Rauch. Und wollte man den Rauch los werden, so zog dafür die Kälte ein. An Arbeiten war da nicht zu denken. Wurd' es den Eheleuten zu langweilig, dann blieb ihnen nichts übrig, als sich in Decken eingehüllt an den Tisch zu setzen und 101 zu spielen. Aber auch das gönnte ihnen der Kerl von Winter nicht; sollten ihnen die Füße nicht erfrieren, so mußten sie gleich wieder aufspringen und unfreiwillig allerlei neue Tänze einüben . . .“

Gottlob, die Tage sind vorbei. Und heute ist es nicht Winter, sondern blühende, glühende, kosige Sommerzeit. Und wir sitzen vor dem Hause am runden Schiefertisch, und über uns flattert vom hohen Mast die „reine Flagge.“ Die Flagge des unabhängigen Norwegens, „rein“ von dem „schwedisch-norwegischen Häringssalat“, dem für alle guten Norweger unerträglichen Unionszeichen. Zu unseren Füßen spielt der kleine Tüften, der mich sofort zum Onkel ernannt hat. Er plaudert übrigens auch von Onkel Nietzsche, dessen Namen er irgendwo aufgeschnappt hat. Onkel Nietzsche! Ist das Wort nicht ein ganzer humoristischer Roman? Und jetzt tritt Gudlaug, die Wirtschaftsgehülfin, aus dem Hause und trägt den dampfenden Grogk auf. Und wir trinken, und schwatzen, und trinken, bis wir nicht anders können und Brüderschaft trinken, alle mit einander. Und der Tronfjeld drüben thut mit. Er leuchtet in rosigem Abendschein, verklärt von der Wurzel bis zum Wipfel, seligtrunken wie wir . . .

Heinrich Hart.

---

*) Ich entnehme diese Stelle den „Kolbottenbriefen“, einem Büchlein, quellenden Lebens voll. Erstaunlicher Weise hat es in Deutschland noch keinen Verleger gefunden.

Auch eine „neue" Kunst.

Nicht im üblichen Sinne der „Freien Bühne" will ich diesmal von Kunstobjekten neuester Entstehung sprechen; ich möchte vielmehr nur auf eine neue Art Kunst hinweisen, die dem gesegneten Schooße des Kapitalismus entsprungen ist und die an sich zwar nicht von welterschütternder Bedeutung, als symptomatische Erscheinung doch nicht ohne Wert ist. Aufgabe der Presse ist es ja, alle Lebensausstrahlungen wie im Hohlspiegel zu sammeln. So mögen denn auch vielleicht diese „dunklen Strahlen" wenigstens von etwas ätzend-chemischer Wirkung sein.

Ich wollte von der neuen Kunst sprechen, sich seine eigene Berühmtheit durch — Engagements zu verschaffen. Das scheint nun zwar keine neue Kunst; die Claque hat schon ein sehr ehrwürdiges Alter. Diese Erfindung ist aber harmlos. Sind die Leute so dumm, sich durch ein paar Quadratmeter knallender Handflächen zu einer Meinung bringen zu lassen — nun, an dem Künstlertum des zahlenden Bühnensternes ändert das nichts; es offenbart nur dessen ganz unumwundene und zutreffende Werteinschätzung der öffentlichen Meinung; und daß das liebe Publikum diese Kritik seiner Kritik ohne rächende Faustarbeit duldet, zeigt nur, daß es nicht gering genug geachtet werden kann.

Minder harmlos als das Claquenwesen ist bis jetzt allgemein der Ruhm auf Kauf beurteilt worden.

Mit Recht haben bisher Käufer und Verkäufer bei diesem sauberen Geschäft den Schleier des Geheimnisses über ihr Werk gezogen. Die Waare hätte durch Ausstellung des Ursprungszeugnisses zu sehr an Wert eingebüßt.

Schon diese halben Geschäftchen, wie sie etwa Herr Scribe mit seinen „Mitarbeitern" trieb, werden nicht mehr als ganz reinlich und zweifelsohne erachtet, und der Fall Meißner ist noch in aller Gedächtnis. Ähnliches geschieht schon hin und wieder. Auch große Geschichtsprofessoren sollen gelegentlich die Forschungen ihrer Famuli sehr geschickt in ihre Gespinnste einzuweben wissen. Darüber habe ich aber kein Urteil, und auch hier könnte das nur im Verborgenen geschehen. Als eine Errungenschaft moderner Kultur kann es doch erst erachtet werden, wenn man künstlerische Namen *öffentlich* durch die Macht des Kapitals zu erringen vermag. Und das fängt auf dem Gebiete der Architektur an, ganz üblich zu werden.

Ohne Zweifel ist architektonisches Schaffen doch auch nur ein künstlerisches — es hat wenigstens seine ausgesprochen künstlerische Seite. Wenn es nun auch die Thätigkeit der Architektur mit sich bringt, daß bei mehreren größeren Arbeiten nicht ein Kopf alle Einzelheiten überdenken und alle Fragen erledigen kann, so bleibt doch immerhin noch ein Grundgedanke im „Strich", d. h. eine individuelle Manier der Auffassung, die ganz persönlich künstlerischer Art ist.

Mag also ein Architekt auch mehr als jeder andere Künstler genötigt sein, Hülfskräfte für sein Drum und Dran seines Werkes zu verwenden: sein Werk muß doch immer als das seines Kopfes gelten können, zumal die Auffassung bei Laien eine allgemeine ist, daß der „Verfasser" eines Bauentwurfes, der Erbauer eines Hauses durchaus dessen geistiger Urheber ist, an dessen Namen sich alles Lob oder aller Tadel knüpft, der dem Werke gebührt.

So galt es bisher. Siehe, da entdeckte man, daß Architektur eigentlich ein Geschäft sei wie jedes andere. Zum Bauen gehört wie zum Kriege, erstens Geld, zweitens Geld, und drittens nochmals Geld. Ohne dies bleibt alles Planen Mottenfraß in den Mappen des armen Künstlers. Also ist der Kapitalist die Hauptsache. Und weiter: der Entwurf ist ja bald gemacht; aber die Ausführung! Da muß man

rennen, laufen, versprechen, heischen, drohen, Zinsen geben, Darlehen suchen, Hypotheken regulieren, Feuerkassen ordnen, Bauherrn vertrösten, Unternehmer drücken u. dgl. m. in inf. Statt dessen sitzt der Architekt ruhig hinter seinem Reißbrett und macht seine Striche. Rein natürlich, der Künstler ist dabei ganz Nebensache! Nun, bei dem üblichen Wohnhausbau, bei der dem Stuck höchstens nach dem Gewicht in die Wagschale fällt, ist ja freilich von künstlerischem Verdienst nicht die Rede; man fragt ohnedies leider selten genug nach dem Baukünstler auch bei großen Werken, weil der Laie noch immer kein vertrautes Verhältnis zu der spröden Kunst gewinnen kann.

Aber falls ein Werk künstlerisch gewonnen sein will, wird doch von geistigem Eigentum geredet werden müssen. Da giebt es nun schon seit Langem eine Anzahl Architekturfirmen — auch berühmte Firmen. Nun, die Sache geht hier schon gelegentlich ins Geschäftliche. Aber die Leiter sind wenigstens wirkliche Künstler — ich nenne nur Gropius, Heyden, v. Groszheim, Künstler die den Arbeiten ihrer Ateliers ihr persönliches Gepräge aufdrücken, und die nur hie und da einmal die Aufsicht über jedes Detail ihrer Ausführungen verlieren mögen. Zu verkennen ist freilich nicht, daß bei anderen Firmen — und es ist ein sehr bekannter Name darunter — die Prägung ihrer Bauten eine sehr verschiedenartige wird, je nach dem Personal, das durch ihr Atelier zieht.

Hier fängt die Simonie schon etwas an; mit Gewissen begabte Firmen haben denn auch bereits eingesehen, daß man den Specialarchitekten eines größeren Werkes mit nennen müsse und dann die Firma für den betreffenden Bau erweitert.

Die eigentliche Summa aber der ganzen Richtung, sich ein Bureau mit tüchtigen Architekten für sein blankes Geld zu halten, damit diese als Ruhmessklaven den künstlerischen Namen des Geldmannes fabrizieren, tritt erst jetzt in ihrer Nacktheit hervor.

Da ist auf der diesjährigen Kunstausstellung ein Entwurf von einer Doppelfirma, deren einer Teilhaber Kaufmann, der andere ein Architekt ist, von dem ich zufällig genau weiß, daß er nicht einen einzigen sauberen Strich machen kann, so daß des sonst gewiß recht braven Mannes Arbeit zum staatlichen Baumeister-Examen zweimal als unbrauchbar zurückgewiesen werden mußte. Der arme Exkandidat des Staatsbauwesens war in der Wahl seiner Eltern glücklicherweise vorsichtiger als in der seines ursprünglichen Berufes und wurde Sklavenhalter — ich wollte sagen Privatarchitekt. Und wem Gott giebt Vermögen, der kann die Tuba der Reklame regen. Siehe da: Herr X. — ich will den Namen noch nicht annageln, da der Herr leider durchaus nicht der einzige ist und kein Grund vorliegt, ihn vor den anderen Ruhmeskäufern bloszustellen. — Herr X. stellt also einen höchst schön getünchten und gezeichneten Monumentalbauentwurf aus. Der Ruhm der Firma kann sich im gutgläubigen Publikum einnisten; denn es sind ja doch Künstler, die zur Kunstausstellung Entwürfe einsenden. Also sind Herr X. und sein Geschäftsmann, Herr Y., der vielleicht keine Palmette von einem Acanthus unterscheiden kann, plötzlich durch die Ausstellung Künstler geworden.

Ich denke wahrhaftig nicht besonders hoch vom Idealwert der Kunstausstellungen; ein großer Kunstmarkt, bei dem die Reklame größer als der Umsatz, mit Konzert- und Kritikbegleitung in den Blättern — viel mehr ist's auch nicht. Trotzdem! Die Ausstellungen sollen doch nicht noch mehr herabgewürdigt werden durch solche frechen Geschäftsspekulationen. Und — sei's auch um die Ausstellungen: es bleibt dann doch noch immer — und das muß eben an den Pranger gestellt werden — die Aneignung fremder Fähigkeiten zur Erhöhung des eigenen Ruhmes unter gesetzlich unanfechtbaren Formen. Der Architekt hat eine geistige Arbeit geleistet und die ist bezahlt. Damit Basta. Die Sache ist rechtlich vollkommen in der Ordnung.

Man begreift nur nicht recht, warum nicht sämtliche honorierte Dichter Deutschlands, Seemann, Spemann, Cotta, Friedrich, Hallberger u. dgl. m. heißen, statt den zahlenden Verlegern auch noch die Mühe aufzuerlegen, ihre unbekannten Namen berühmt zu machen.

Dieser Vergleich zeigt aber sofort die schreiende Vergewaltigung, die den talentvollen Architekten widerfährt, die sich in die Sklaverei einer solchen Baufirma begeben. Zugegeben, daß man Hülfskräfte im Baufache braucht, die auch künstlerische Veranlagung besitzen müssen und die auch — das Atelier des Reichstagsbaues unter Paul Wallot's Leitung ist ein mustergültiges Beispiel dafür — in hervorragender Weise an der Lösung künstlerischer Aufgaben beschäftigt sein müssen; ist das große Ganze nur einem Haupt entsprungen, dem Leitenden, so wird gegen solches gemeinsames Schaffen zu einem Ziele weniger als nichts einzuwenden sein. Von hier ab aber bis zum durchgefallenen Bauführer oder reichgewordenen Maurergesellen — auch so einer stellt jetzt als Firma Riesenbauten aus — der das Können Anderer ausnutzt, ist dann doch ein Siebenmeilenstiefelschritt!

Man mag es beklagen, daß Künstler ihre geistigen Kinder, ihre künstlerische Seele geradezu, für schnöden Sold unfruchtbaren Kapitalskräftigen entsagungsvoll unterlegen. Aber nicht bei den Gedrückten ist die Schuld dieser Verhältnisse zu suchen. Auf die Drückenden muß mit Fingern hingewiesen werden, nicht nur lachend, als auf Krähen, die sich mit fremden Federn schmücken, sondern entrüstet als auf Gewissenlose, die über die Leiber der Schwächeren zu Ansehen und Vorteil steigen wollen. Man wende nicht ein, daß ja auch das Staatsbauwesen dem gleichem Princip folge. Auch seine Bauwerke sind vaterlose Kinder.

Der Staat geht nicht auf Ruhm und Ansehen behufs Erlangung weiterer materiell-eigennütziger Vorteile aus, sondern schafft zum Wohle aller. Und selbst bei ihm werden jetzt schon die Erfinder größerer Monumentalbauten genannt.

Es giebt einfach gar keine Entschuldigung für diese Herren „Bauunternehmer und Architekten" und gar keine Hülfe für ihre geistigen Sklaven, als die Bloßstellung ihrer Unterdrücker!

Hans Schliepmann.

Gründlich oder gar nicht.

Ein Beitrag zur Schulreform.

Wenn sonst niemand es wüßte, wie dringend die Reform des Schulunterrichts geworden ist, so weiß es doch der deutsche Antiquar. Ihm, wie keinem sonst, erschließen sich die Herzen unsrer jungen Zeitgenossen; ihm vertraut der angehende Tertianer an, was er selbst seinem Vater verschweigt: Seine tiefe Verachtung des Cornelius Nepos, und seinen heißen Wunsch, sich gegen ein kleines in baar von der Erinnerung an diesen alten Esel für immer zu befreien. Wie jedes Band, das die Harmonie der beiderseitigen Interessen geknüpft hat, gestaltet sich die Freundschaft zwischen Schüler und Antiquar mit jedem Klassenwechsel enger und fester, bis endlich der große Tag gekommen ist, da der Erlöste zum letzten Mal mit einem großen Bündel bei seinem Freunde erscheint. In seine Freundesarme schüttet er den ganzen ihm noch verbliebenen Rest des klassischen Altertums aus, vor allem den Todfeind deutscher Jugend, den kläglichen Schwätzer und Vater des lateinischen Aufsatzes, dem ein höhnendes Geschick den Kopf erst abhauen ließ, nachdem er die katilinarischen Reden schon gehalten und die Offizien schon geschrieben hatte.

Von der Schulbank ist nun unser Zeitgenosse ins Leben getreten. Er ist 20 Jahr alt. Der Arbeiter und der Landwirt, der Handwerker und das Dienstmädchen wissen und

können in diesem Alter bereits Alles, was sie für ihren Beruf und zu ihrer Lebenserhaltung brauchen. Unser Zeitgenosse aber kann nichts und weiß nichts. Von ihm erwarten, daß er sich unmittelbar nach bestandenem Examen in irgend einem Berufe auch nur in der bescheidensten Weise nützlich machen könnte, hieße von einem neugeborenen Kinde verlangen, daß es sofort nach der Geburt schon Papa und Mama sagen soll. Der Säugling aber hat längst die ersehnten Worte den Eltern in die beglückten Ohren gelallt und macht bereits die erfreulichsten Gehversuche, wenn unser Zeitgenosse immer noch nicht so weit ist, sich in einem Beruf nützlich zu machen. Der Grund liegt darin, daß er erst wieder vergessen muß, was er gelernt hat. Zum Glück ist vergessen leichter als lernen. Nach sorgfältigen statistischen Erhebungen, die im preußischen Unterrichtsministerium angestellt sind, vergißt der mittlere Durchschnitt der Schüler etwa in einem Monat, was er in einem Jahre gelernt. Der Durchschnittszeitgenosse braucht also etwa 9 Monate, um sein Inneres von allen klassischen Bildungsresten zu säubern: wer auf der Schule wenig oder nichts gelernt hat, ist natürlich jetzt im Vorteil, während fleißigere Schüler zu ihrer Reinigung längere Zeit brauchen. Dieser mit der Notwendigkeit eines Naturgesetzes sich vollziehende Säuberungsprozeß ist allgemein beobachtet, aber seine Ursache nicht erkannt worden. Die kurzsichtige Masse spricht von der Neigung der Studenten, die beiden ersten Semester zu „verbummeln" und ist erstaunt, daß gerade die fleißigsten Schüler auf der Universität „die größten Bummler" werden. So vergehen etwa 25 Jahre, ehe der Zeitgenosse für irgend einen Beruf geeignet ist. Nun ist er allerdings der Sohn wohlhabender Eltern, die sich den Luxus gestatten können, ein fünfundzwanzigjähriges Wickelkind zu unterhalten. Aber unter diesem Zustand leidet der Nationalreichtum empfindlich. Denn unser Zeitgenosse repräsentiert die Blüte der Intelligenz des Landes; er würde ja sonst das Abiturientenexamen nicht haben bestehen können. Wenn aber solche Köpfe beinahe ein Menschenalter hindurch feiern, wenn sie für die nationale Produktion nicht in Betracht kommen, sondern lediglich die Rolle der Konsumenten in einem Alter spielen, in welchem die niedrige, unintelligente Masse in vollstem Daseinskampfe alle ihre Kräfte zu entfalten Gelegenheit hat, so leidet darunter nicht nur der Wohlstand des Volkes, sondern es verschärfen sich auch noch die Klassengegensätze, hinter denen eine ernste soziale Gefahr lauert.

Nationale und soziale Gründe machen daher die Schulreform zur vornehmsten, dringendsten Pflicht des Staates.

Wie soll reformiert werden? Ich weiß auf diese Frage nur eine Antwort: Gründlich oder gar nicht! Wer das Neue will, darf nicht gleichzeitig liebevoll nach dem Alten schauen; wer das Richtige fühlt, darf nicht erschrecken, wenn es riesenhafte Gestalt annimmt. Unser ärgster Feind ist die Halbheit.

Zu diesen Ausführungen sehe ich mich durch eine Abhandlung gezwungen, welche Prof. Hermann Grimm im letzten Hefte der „Deutschen Rundschau" veröffentlicht hat. Herr Grimm hat einen besonderen Teil der Schulreform im Auge, die Reform des Geschichtsunterrichts. Er entwirft einen Plan, durch den er die Forderung unserer Zeit: „Von Sedan nach Mantinea" verwirklichen will, ohne daß er den tiefsten Sinn dieser Forderung erfaßt hat. Da ich öfters auf seinen Plan zurückkommen muß, will ich ihn hier ganz kurz skizzieren:

I. Sexta. Der Knabe erfährt, daß im Jahre 1870 ein Krieg des deutschen Volkes gegen Frankreich stattgefunden hat. Er folgt dem Verlauf des Krieges bis zum Friedensschluß. Der Knabe hat zu wissen, daß er innerhalb eines großen Organismus steht, ohne den er alles einbüßen würde, was für das Leben von Wert ist.

II. Quinta. Wir springen zwei Jahrhunderte zurück. Der Knabe erfährt, daß es damals im Deutschen Reiche anders aussah, als heute. Sobald er das erfaßt hat, führt ihn der Lehrer vom ersten preußischen Könige bis zum Jahre 1870. In diese Zeit fallen unangenehme Dinge, die französische Revolution, das Jahr 1848 und das Jahr 1866. Der Lehrer muß wissen, wie er die Dinge so vorzutragen hat, daß auch diejenigen Knaben etwas davon profitieren, deren Väter den „Vorwärts" lesen. Vorschriften sollen dem Lehrer nicht gemacht werden, nur merke er sich, daß er bei Friedrich dem Großen dessen Verhältnis zu Voltaire nicht berühren darf, denn das gehört nicht in die Geschichte.

III. Quarta. Vom Erscheinen des ersten Hohenzollern in der Mark bis zum ersten preußischen König.

IV. Tertia. Von den ältesten Zeiten Deutschlands bis zum Erscheinen der Hohenzollern in der Mark.

V. Sekunda. Der Knabe setzt den Fuß auf römisches Gebiet, worauf er durch seine Sprachstudien schon längst vorbereitet ist. Von der Gründung bis zum Untergang Roms.

VI. Prima. Griechische Geschichte. Von Troja bis zum Untergange Griechenlands.

Ein Strom stickiger Kompromißluft strömt einem aus diesem Plan entgegen. Man ist kaum noch überrascht, wenn man am Schlusse der Grimm'schen Ausführungen liest: „Ich glaube nicht, daß wer die Dinge so betrachten gelernt hat, beim Abschluß des letzten Examens seine griechischen und lateinischen Bücher mit verächtlichen Worten von sich wirft, fest entschlossen, sie nie wieder in die Hand zu nehmen."

Also darum der ganze Lärm! Nur damit dem Schüler die klassische Kost etwas schmackhafter gemacht werde! Wer kein weiteres Ziel vor Augen hat, der lasse seine Hand von der Schulreform und geselle sich lieber offen zu unseren Gegnern. Er wird uns dort weniger schaden als in unseren Reihen.

Will man bewirken, daß kein Schüler mehr seine lateinischen und griechischen Bücher verächtlich fort wirft, so giebt es hierfür nur ein einziges, aber sicheres Mittel: Man gebe ihm diese Bücher nie in die Hand. Mit der Frage der Reform des Geschichtsunterrichts aber steht gerade diese Seite der Sache nur in sehr losem Zusammenhang.

Verständigen wir uns endlich einmal darüber, warum die gegenwärtige Methode des Geschichtsunterrichts beseitigt werden muß; dann wird sich die Art der Reform mit überraschender Einfachheit, geradezu von selbst ergeben.

Das Leben der Völker erscheint in der bisherigen Betrachtungsweise der Geschichte wie das Leben des einzelnen Menschen: im Anfang die Wiege, am Ende das Grab. Die Völker entstanden, blühten und vergingen, und mit ihrem Untergang war ihre Geschichte zu Ende, wie das Leben des einzelnen Menschen mit dem Tode zu Ende ist. Die ganze Geschichte bekam dadurch einen sentimentalen Anstrich, und die ganze Weisheit, die aus ihr zu schöpfen war, ließ sich in die Worte zusammenfassen: „Und scheint die Sonne noch so schön, am Ende muß sie untergehn." Solche Weisheit mag denn auch für den sentimentalen Charakter unserer Väter und Großväter gepaßt haben, die selbst nichts waren, die kaum wußten, ob sie jemals etwas werden würden, und die für ihre eigene Nichtigkeit in der Geschichte anderer Völker Trost und Erbauung suchten. Aber ein anderes Geschlecht ist jetzt herangewachsen; wir brauchen keinen Trost und keine Erbauung bei andern Völkern zu holen; denn wir sind nicht mehr im Werden; wir sind was. In die Tage unsrer Kindheit klang der Kanonendonner, der das neue Reich einläutete, und wenn wir auch damals noch zu klein waren, um die Schlachten mitzuschlagen, so haben wir doch auch das Unsrige gethan; wir haben bei festlichen Gelegenheiten, zu Kaisers Geburtstag und am Sedantage patriotische Gedichte deklamiert: „Hurrah Germania" und „Die Trompete von Gravelotte". Unter dem Eindruck dieser Tage zu stolzer Kraft herangereift, sehen wir auch das Vergangene, so weit wir es überhaupt noch sehen, mit andern Augen an als unsere Väter es thaten; nicht das Werdende sehen wir und nicht das Vergehende; wir sehen, was geworden ist und fragen nicht danach, wie es wurde. Und so sollen auch die Geschlechter die Dinge betrachten lernen, die bewußt und stark wie wir, dereinst uns ablösen sollen. Das Bild der Gegenwart soll sie ganz erfüllen, Glanz und Macht des Deutschen Reiches sollen sie kennen lernen, seine Hilfsmittel, seine Bundesgenossen, seine Feinde. Das ist die erste Aufgabe, die der Unterricht zu erfüllen hat. Und darum halte ich auch den ersten Vorschlag Grimms, den Geschichtsunterricht mit dem Jahre 1870 zu beginnen für falsch; auch das Jahr 1870 gehört der Vergangenheit an. Den ersten Geschichtsunterricht in der Sexta denke ich mir so:

Der Lehrer beginne mit dem wichtigsten politischen Ereignis, das der Eröffnung des Schulunterrichts unmittelbar vorangegangen ist. Es ist anzunehmen, daß die Schüler davon zu Hause bereits irgend etwas gehört haben. Nehmen wir an, der Schulunterricht beginne in diesen Tagen, so hat der Lehrer mit der russisch-französischen Freundschaftsdemonstration in Kronstadt zu beginnen. Es bleibe dem Lehrer überlassen, wie weit er

dieses Ereignis im heiteren oder im ernsten Tone behandeln will; doch würden sich kurze, witzige Bemerkungen über den Namen des General Gervais sehr empfehlen, weil das empfängliche Herz der Knaben durch derartige Abschweifungen erfahrungsmäßig am meisten an den Unterricht gefesselt wird. Kurzer Ueberblick über die Stärke des französischen und russischen Heeres. Aber (und nun mache der bisher noch heitere Ton des Lehrers einem würdigen Ernst Platz) Deutschland ist allen diesen Feinden gewachsen; „uns kann keiner an die Wimpern klimpern."

(NB. Der Lehrer hüte sich vor trivialen Ausdrücken; es braucht indessen kaum gesagt zu werden, daß „an die Wimpern klimpern" kein trivialer Ausdruck ist. Vielmehr werde dem Schüler so zeitig als möglich dieser Ausdruck eingeprägt als der Inbegriff der Empfindungswelt, die den deutschen Mann ziert. Kurzer Hinweis, daß jede Epoche ihren besonderen Wahlspruch hat — Griechen und Römer; Kalokagathie — Humanitätsepoche: Edel sei der Mensch, hilfreich nnd gut — unsere Zeit: Uns kann keiner an die Wimpern klimpern oder kürzer: Uns kann keiner.)

Und nun lerne der Knabe die Größe und Kraft seines Vaterlandes kennen. Der Geschichtsunterricht verwandle sich in Vaterlandskunde; als Hilfsmittel genügt für die erste Zeit der Gothaische Hofkalender. An der Hand dieses Werkes lerne der Knabe zunächst die Namen der Mitglieder der fürstlichen Familien Deutschlands mit Tag und Jahreszahl der Geburten (mit Einschluß der ehemals reichsunmittelbaren Familien) auswendig. Begabteren Schülern kann zum häuslichen Studium auch der gräfliche und freiherrliche Taschenkalender empfohlen werden. Hieran schließe sich die Einteilung und Organisation des Heeres: bei Gelegenheit der Verteilung der Armeekorps auf die einzelnen Länder und Provinzen muß der Schüler auch in Kenntnis von der Einteilung des Reiches in Länder und der Länder in Provinzen gesetzt werden. Bei Angabe der Präsenzstärke des Heeres möge auch kurz der deutsche Reichstag erwähnt werden, der Zusammenhang ergiebt von selbst, in welcher Form dies zu geschehen hat. Der Schüler lerne die Namen der Mitglieder des Generalstabs der Armee, der kommandirenden Generäle, der Brigade- und Divisionskommandeure auswendig; begabtere Schüler mögen dazu angehalten werden, auch die Namen der Regimentskommandeure zu lernen. Dieser Unterricht, der in jeder folgenden Klasse wiederholt und erweitert werden muß, nehme etwa ein halbes Jahr in Anspruch. Hieran schließe sich im zweiten Halbjahr die Geschichte der letzten 20 Jahre bis zum Friedensschluß mit Frankreich. Im zweiten Jahre (Quinta): der deutsch-französische Krieg, vom Friedensschlusse mit Frankreich bis zur Kriegserklärung Frankreichs an Deutschland.

Wir haben nun den Schüler bis zu der großen Zeit zurückgeführt, aus der Glanz und Macht des deutschen Reiches hervorgegangen ist. Was soll jetzt folgen?

So groß ist der Einfluß unserer Schulpedanten und Bildungsphilister auf harmlose Gemüter, daß ich fast zögere, das auszusprechen, was zum Heile kommender Geschlechter endlich einmal ausgesprochen werden muß. Mit dem Augenblicke, wo der Knabe in die große Zeit des Jahres 1870 hineingeführt worden ist, hat der Geschichtsunterricht seine Schuldigkeit gethan und kann gehen. Was kann er dem Knaben noch bieten? Der Knabe kennt die Größe und Stärke seines Vaterlandes, weiß, daß das Vaterland auf ihn rechnet, wenn er zum Mann geworden ist, und daß es daher seine Pflicht ist, ein Mann zu werden. Aber ihn zum Manne zu machen, giebt es sicher bessere Mittel als sein Gedächtnis mit Dingen zu belasten, die gewesen sind und nie wieder kommen. Man wage doch einmal der furchtbaren Gefahr ruhig ins Auge zu sehen, daß ein Geschlecht heranwachse, welches nichts von Griechenland und Rom, nichts von der Völkerwanderung, ja selbst nichts von den alten Ingväonen, Istväonen und Hermionen weiß. Wird uns das im Kriege mit Rußland irgend etwas schaden? Oder glaubt man, daß die russische Jugend mehr davon wissen wird, als die unsrige? Was ist der tiefe Sinn des Goethe'schen Gedichtes: „Amerika, Du hast es besser"? Nichts anderes, als daß die Amerikaner deshalb so viel weiter gekommen sind als wir, weil sie keine Geschichte zu lernen brauchten.

Ich bin nicht abgeneigt, für die nächste Zeit ein Uebergangsstadium zu bewilligen, und ich glaube auch, daß alle, welche die Forderung „von Sedan nach Mantinea" erheben, damit nur diese Uebergangszeit bis zur völligen Beseitigung des Geschichtsunterrichts

im Auge haben. Natürlich ist diese Forderung nicht so flach aufzufassen, wie Grimm es thut, daß man erst 20, dann 200, 400, 600 Jahre zurückspringt, um dann die sprungweis zurückgelegte Strecke noch einmal in der alten Gangart von vorn nach hinten zu durchwandeln, so daß man am Ende eines Jahres gerade da ist, wo man am Anfang war. Nein, von der Mündung zur Quelle, von der Bahre zur Wiege schreite der Knabe, am Ende jeder Epoche stehe er vor frisch aufquellendem Leben; die Geschichte der Völker zeige ihm nicht, wie das Kind zum Greise, sondern wie der Greis zum Kinde wird. Keine Betrachtungen, sondern frische, fröhliche Thatsachen; nur so ist es zu verhüten, daß wir durch den Geschichtsunterricht wieder zum Volke der Denker werden. Aber niemals darf vergessen werden, daß es sich nur um einen Uebergang bis zur völligen Beseitigung des Geschichtsunterrichts handelt. Aber wenn die Knaben keine alte Geschichte mehr lernen sollen, wozu sollen sie dann noch alte Sprachen lernen? Die Frage aufwerfen heißt sie beantworten. Wollt ihr die Seele des deutschen Knaben mit den Bildern der herrlichen Gegenwart erfüllen, so verschont sein Ohr mit den Lauten der Vergangenheit! Wie groß die Todten gewesen sein mögen, die in diesen Lauten sprachen, sie waren nicht größer als wir, die wir lebendig sind. Ihre Sprache brauchten wir einst, um ihre Größe zu verstehen, und ihre Größe brauchten wir, uns an ihr aufzurichten. Jetzt stehen wir aufrecht und brauchen ihre Größe nicht, noch ihre Sprache. In diesem Punkte weiß ich mich so sehr eins mit allen Männern der neuen Zeit, daß ich über die Notwendigkeit des Fortfalls der lateinischen und griechischen Sprache kein Wort mehr verliere. Hierüber sind die Akten geschlossen.

Die Hauptarbeit ist nun gethan; aber es bleibt noch Manches zu thun übrig. Schlagen wir eins der deutschen Lesebücher auf, die in den Schulen im Gebrauch sind: wohin der Blick fällt, Hellas und Rom, Rom und Hellas. Diese Bücher müssen verschwinden. Verschwinden muß auch der Lieblingsdichter des früheren Geschlechtes, dessen Phrasenreichtum der Entwicklung deutschen Wesens hemmend im Wege steht. Auch hierin weiß ich mich mit den Männern der neuen Zeit — vielleicht mit Ausnahme des Herausgebers dieser Wochenschrift — in Uebereinstimmung, wenn ich die Kardinalforderung erhebe: Fort mit Schiller. Ich will nicht bestreiten, daß er ein Dichter war; einzelne seiner Verse, z. B. „Was wolltest Du mit dem Dolche, sprich, Entgegnet ihm finster der Wüterich!“ werden ewig im Volke fortleben. Aber das Geschlecht der Zukunft verlangt andere Kost. Die besten Schiller'schen Gedichte und Balladen athmen den Geist der Griechen, und selbst mit dem unklassischen „Willst Du nicht das Lämmlein hüten“ ist für unsere Zeit nicht viel anzufangen. Noch weniger mit seinen Dramen. Man denke an Tell, worin ein Ereignis gefeiert wird, das uns durchaus nicht angenehm sein kann. Ohne dieses Ereignis gehörte die Schweiz heute als österreichische Provinz zum Dreibund und würde im nächsten Kriege an unserer Seite fechten. Zum Glück haben wir reichlichen Ersatz für Schiller. Zunächst haben wir Ernst von Wildenbruch, der sich auf Verlangen gern bereit erklären würde, besondere Dramen und Gedichte zum Gebrauche für Schüler zu schreiben; dann haben wir die große Kriegslyrik des Jahres 1870, gesammelt in einem Bande: „Lieder zu Schutz und Trutz“. Die besten deutschen Dichter, Julius Wolff und Heinrich von Treitschke haben dazu Beiträge geliefert. Und schließlich haben wir den Schillerpreis, der längst einer besseren Verwendung entgegenharrt. Man teile ihn in kleine Teile, und jedes vaterländische Lied und jedes vaterländische Drama, das sich zur Aufnahme in Schulbücher eignet, werde daraus entsprechend gekrönt. Dann wird jeder singen, dem Gesang gegeben ist in dem deutschen Dichterwald.

Kein Latein, kein Griechisch, keine Geschichte, keinen Schiller — das ist in kurzen Umrissen die Schulreform, wie sie jedem vorschwebt, der vom Geiste der neuen Zeit erfüllt ist. Ist diese Reform erst durchgesetzt, dann wird sich schon finden, was an Stelle des alten kommen soll. Findet es sich nicht, um so besser für die Jungen, dann ist auch die Ueberbürdungsfrage gelöst. Aber es wird sich finden. Hellsehende Köpfe wissen schon heute, was in den Schulen der Zukunft außer Religion, Vaterlandskunde und etwas Rechnen noch gelehrt werden wird: Turnen, Fechten, Schießen, Französisch und Russisch. Wer das kann, kann für's Vaterland genug.

Hopslabär.



Theater.

Deutsches Theater: Der blaue Brief. Lustspiel in vier Aufzügen von Rudolph Stratz.

Wer soldatischen Sinn hat, also jeder gute Deutsche, weiß was der blaue Brief ist: von ihm handelt das neue Stück nicht. Vielmehr handelt es von rosa Briefen, zart und duftend, die eine Majorstochter, Valeska heißt das liebe Kind, an Gisbert Graf Wolffstetn geschrieben: den letzten seines Stammes, aber leider nicht den letzten aus dem Theatergeschlecht der unwiderstehlich verführerischen, leichtsinnigen, die schlichte Abschiedsecke streifenden, zuletzt geretteten Casino-Don-Juans. So gewiß Herr Kadelburg ihn spielt, mit Verve und dem Ton verhaltener Empfindung, so gewiß lebt ihm auch ein zorniger, aber reicher Onkel in Herrn Engels, dem komischsten aller Bühnen-Rittmeister, erfahren im Paukenhalten wie im abrupten Verzeihen; und wenn diesmal die arme Offiziersstochter nicht Kind der Excellenz ist, sondern nur, bei einem Haare, Frau der Excellenz, so wird Herr von Wolzogen die kleine Abweichung freundlichst verzeihen: hat doch Herr Stratz sonst seinen guten Willen ausreichend bezeugt, dem berühmten Muster nahe zu bleiben in allem, was wirkt.

Aber was dem Einen, dem Humoristen, recht ist, ist dem anderen, dem Dilettanten, noch lange nicht billig: bei jenem kommen wir über die hanebuchene Fabel ohne Anstoß hinweg, weil eine gesunde germanische Launigkeit das Einzelne lebendig macht, und weil Ansätze zu ergötzlich-naiver Charakterentfaltung den Schwankstil erfreulich durchbrechen; bei diesem verletzt uns, in Scherz und Ernst, die gleiche unkünstlerische Plumpheit, und statt psychologischer Entwicklung erhalten wir ein ödes Referieren gleichgültigen Geschehens. Allerlei Thatsachen werden erzählt, ungefähr so lebendig wie im Polizeibericht, oder mit so viel seelischem Ergründen wie in den Schlummerliedern für kleine Kinder; liest man dort: in der Albrechtstraße ist ein Droschkenpferd gestürzt; vier Dachbrände wurden gemeldet; Wetzel ist noch immer nicht gefangen — und hört man hier die Amme konstatieren:

Es war einmal ein Mann,
Der hieß Pumpan,
Pumpan war sein Name
Und der war keine Dame —

so erfährt man bei Herrn Stratz: daß ein Kommandeur der 81. Division eine Tochter des Regiments liebt, und zwar des 164. Infanterie-Regiments; daß ein Premier-Lieutenant dieselbige liebt; daß ein Sekonde-Lieutenant eine Rittmeisterstochter a. D. liebt; daß ein Lieutenant im 22. Jägerbataillon eine Operettensängerin liebt; daß ein Ulanen-Lieutenant dieselbige liebt; daß ein Fähnrich, wie Sardanapal, die Weiber im Plural liebt; und daß überhaupt lieben und liebeln, Gespräche von Sekt und Frauen, von Kater und Pferden die freie Zeit unserer Offiziere angenehm ausfüllen. Nur was zu diesem Milieu gehört, was Zutritt hat in das Militär-Casino, findet auch Einlaß in das Lustspiel Stratzens: „das ist deine Welt, das heißt eine Welt!

Nun möchte aber immer diese Welt, in der man sich langweilt und liebt, so eng und öde sein, als sie will, wenn der Autor es auch nur fern verstünde, das kahle Ereignis zu verwandeln in eine begründete Folge von Hergängen. Daß der Dramatiker zu jedem Geschehenden das Warum? aufzuzeigen hat, daß es ein Ding giebt, das Motivation heißt, Zusammenhang von Milieu und Einzelschicksal, davon dämmert dem blutigen Dilettantismus des jüngsten Lieutenants-Dichter auch nicht die blassieste Ahnung auf; und weil die Charakteristik im Gröbsten der Schablone stecken bleibt, so kommt auch eine jener berühmten „Besserungen“ zu Stande, welche die deutschen Schwänke regelmäßig auszeichnet: „seit gestern, besonders seit den Abendstunden, bin ich ein anderer Mensch geworden,“ so sagt der Schwerenöter von Ulane, und er zieht seine Untugenden aus, wie ein Paar Sporen. Wenn das schon bei der Cavallerie geschieht, daß sie hinterrücks „in sich“ geht, was soll man erst von der unberittenen Menschheit erwarten? Und doch versichert das alte Lied es so bündig und schneidig: „Uns von der Cavallerie, passiert so etwas nie!“

Doch daß ich Herrn Stratz nicht Unrecht thue: so unmodern er ist, in einem Falle zeigte er sich moderner als seine Hörer. Wie er manche Einzelbeobachtungen sich notiert hat und mit naivem Vergnügen diese Offizierswitze und Kasernenhofblüten nun zusammenstellt, so ließ er auch an einer Stelle seinen Backfisch einen Verlegenheitsscherz machen und ausrufen: „Es sind schon Nachtwächter bei Tage gestorben!“ Mit einem entrüsteten Au! antwortete das gebildete Publikum; denn wie kann man mir nur, so fragte es, einen so alten Witz vorsetzen? Die ganze, durch eine schlechte Schwanktradition hergerufene ästhetische Konfusion sprach aus diesem Au; denn wie in aller Welt konnte man man erwarten, so frage ich, daß ein geängsteter Backfisch gute Witze macht, funkelnagelneue? Je schlechter hier, je besser; weil aber unsere Premierenbesucher von Profession ganz daran gewöhnt worden sind, durch die Witzmacher von Profession, daß zu Gunsten der Lachwirkung jede Charakteristik durchbrochen wird, daß alle Backfische reden wie Feuilletonisten und alle Landwirte wie Schwankdichter, — so sind sie verblüfft und in ihren heiligsten Gefühlen gekränkt, wenn ein charakteristisch schlechter Witz einmal gemacht wird. Der ist ja alt wie Metusalem! ruft ihr entrüstetes Au, und sie machen dem Dichter damit eine ebenso überraschende Mitteilung, als wenn sie ihm, der etwa einen Hjalmar Ekdal geschildert hat, zurufen: das ist ja ein Phrasenmacher, dein „Held“, ein Windhund, ein Blageur! Vor jeder neuen Gestalt von einiger Eigenart muß man also gescheidte Einwände stets von Neuem hören, und es wird lange dauern, bis der Sinn für charakteristische Kunst, wie er unsere Produktion beherrscht, auch den Empfangenden ganz erschlossen sein wird.

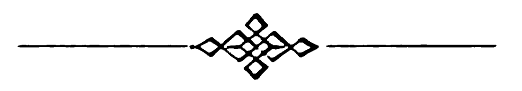
Doch wie weit habe ich mich von meinem Wege entfernt! Ich soll von Herrn Stratz sprechen, und ich spreche von Kunstfragen. Muß ich da nicht verzweifeln, den Rückweg zu finden? . . . .

Otto Brahm.

Von neuer Kunst.

Einer der ersten Pariser Schauspieler, M. Marais, hat plötzlich ein typisches Ende genommen: jüngst las man, daß er irrsinnig geworden sei, und schnell folgte die zweite Meldung der ersten, er habe in Tobsucht sich selbst gemordet. Ich habe Niemanden auf dem Pariser Theater gesehen, dessen Talent, bei aller französischen Manieriertheit, einen so stark persönlichen Eindruck gemacht hätte, wie Marais: äußerlich steckte er noch ganz in der alten Convention der Tragödie drin, er deklamierte, auch im modernen Schauspiel, und wäre von einem naiven, unfranzösischen Publikum vielleicht gar nicht verstanden und ausgelacht worden; aber hinter aller äußeren Pose wirkte in ihm ein leidenschaftliches Greifen nach den Dingen selbst, nach der Wahrheit der Natur, das an die großen Italiener, Salvini und Rossi, erinnern konnte. Marais hat alles gespielt, Racine und Sardou, Shakespeare'sche Tragödien und Musset's „Nächte“, und ist die Kreuz und die Quer unruhig durch die Stadt gewandelt: in der Porte Saint Martin, als Sarah Bernhardt sich noch nicht völlig mit Statisten umgab, stand er temperamentvoll neben ihr, er wanderte hinein auf die Boulevards, zum Gymnase, und zog zuletzt mit vollen Ehren in die Comédie-Française ein. Eine fesselnde Erscheinung stand er da: keineswegs schön, von scharfgeschnittenen, gespannten Zügen, ein brauner Männerkopf, dem man es ansah, daß er Leidenschaften nicht nur darstellte, daß sie ihn durchfahren hatten. — Die Pariser Bühne hat einen ihrer wenigen Schauspieler großen Stils in ihm verloren, eine Natur.

O. B.



Eine alte Schuld.

Von

Gustav Esmann.

Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen.

(Schluß.)

Dann erzählten wir uns, wie der Tag hingegangen, was wir gedacht, wie sehr wir uns nach einander gesehnt hatten. Aber erst, als die Lampe ausgelöscht, als Ruhe und Dunkelheit um uns herrschten, erst da war mir, als seien wir ganz allein. —

Draußen fiel jetzt ein dichter Regen, der die Einsamkeit zu verdoppeln und uns mit seiner rieselnden Ruhe völlig einzuschließen schien. Ein einzelner Spatz hatte vor dem Fenster Schutz gesucht, dann und wann schüttelte er sein Gefieder und piepte traurig; es war fast, als sei er bei uns im Zimmer.

Sie war in meinen Arm gekrochen, in ihren Winkel, wie sie es nannte; den Kopf hatte sie auf meine Schulter gelegt. Ich konnte fühlen, wie das Blut in ihrer Hand, die zitternd in der meinen ruhte, klopfte; ich badete mich in ihrem Atem, der süß und rein über mein Gesicht strömte. Dann schliefen wir ein; eine Nacht zog über uns fort; als ich erwachte war es Tag.

Kalt, grau und unbarmherzig drängte das Morgenlicht sich ein und legte sich in matten Reflexen auf Spiegel, Thürklinken und die blanken Holzleisten der Möbel. Ich stand auf, ging an's Fenster und zog den Vorhang ein wenig bei Seite. —

Der Regen fiel noch immer fein und staubartig; es war so neblig, daß ich nur ein kurzes Stück des trübseligen, schmutzigen Weges sehen konnte. Ein Arbeiter kam gegangen. Mit gesenktem Kopf, eine Schaufel auf der Schulter, trabte er durch den Schmutz, der seine Kleidung bespritzte. Dann kam noch einer, darauf mehrere. Und wie ich so dastand, sie aus dem Nebel auftauchen, ein paar Minuten durch den Regen dahintraben und wieder im Nebel verschwinden sah, wünschte ich, den Vorhang wiederum dicht, ganz dicht schließen zu dürfen, wünschte, daß es wieder dunkel werden und ewig Nacht sein möge; daß ich stets bei ihr bleiben könnte, abgeschlossen, in einer Welt für uns, — wir beide allein — sie und ich! —

Als ich mich umwandte, war sie erwacht, fragte mich nach diesem und jenem, und sprach ein paar gleichgiltige Worte. Dann fiel mir ein, daß ich grade heute zeitig fort müsse.

Es war das letzte Mal.

* * *

Meine Cigarre war ausgegangen. Ich erhob mich, um eine frische zu nehmen und trat wieder an's Fenster. Die Sonne war fort. Aber drüben auf den großen Fensterscheiben und auf dem Glas der Straßenlaternen zitterte noch ein schwacher Abglanz ihres starken Lichts. Die Leute eilten hin und her auf dem Platz; der Himmel war bedeckt, der Regen drohte. Ein plötzlicher Windstoß wirbelte Papierschnitzel, Kalk und Staub in die Luft. Die ersten schweren Tropfen schlugen gegen die Scheiben. Noch einmal suchte mein Blick an jener Façade, wo vorhin der Schatten über mein Leben geglitten war. Dann schloß ich das Fenster.

* * *

Seitdem habe ich sie nicht wiedergesehen; es liegt mir auch nichts daran. Und wenn ich zuweilen Sehnsucht empfinde, so gilt sie eigentlich nicht ihr, sondern jener alten, glücklichen Zeit. Der Sonne, die schien, — der Luft, die wehte, den Gedanken, die ich gedacht, den Lippen, die ich geküßt, den Händen, die mich geliebkost, — meiner ganzen ersten Jugend, die nun dahin! Und zuweilen am Abend, wenn ich allein bin, hole ich ihr Bild hervor und denke an die alten glücklichen Tage, die nie wiederkehren.

IV.

Diesen Brief an Dich sandte ich nicht ab, denn er widerte mich an, als er fertig war. Lauter aufgewärmte, alberne Gefühlsduselei! Aber ich bewahrte ihn auf und las ihn immer und immer wieder durch, denn ich konnte seinen Inhalt niemals ganz verleugnen.

Mitten im Fieber der Rekonvaleszenz, vielleicht während der eigentümlichsten Krise meines Lebens geschrieben, birgt seine müde Stimmung den Kernduft meines verfehlten Daseins.

Das war meine Jugend! Eine lange ohnmächtige Rekonvalenszenz, nur ein halbes Leben mit dem bittern Nachgeschmack alter Gebrechen. Alles nur halbe Verhältnisse voller Gewissensbisse über alte Zeiten, in denen ich zu viel von meinem Eigentum verzettelt, ohne auch nur ein einziges Mal genug von meinem Selbst gegeben zu haben.

Einsam hatte ich krank gelegen; ich fuhr fort, einsam zu leben, als ich mich wieder erholt hatte. Ich erlebte nichts, sprach mit Keinem. Meine früheren Freunde suchten mich nicht, fanden mich nicht an den gewohnten Orten, und ich — mied sie. Es überlief mich kalt, wenn ich an die Leute dachte, mit denen ich während der letzten Jahre verkehrt hatte; im Geiste ließ ich sie an mir vorüberziehen. Ihnen allen war ich zu einer Zeit begegnet, wo ihr Leben zu zerfallen begann. Mit ihnen allen ging es zurück, bei allen war irgend wo eine wunde Stelle, eine bittere Erfahrung, ein ätzender Groll, etwas, das erschüttert war, ein Fleck, wo sie physisch oder moralisch gelähmt waren. Einige gestanden es sofort ein, verzweifelt offen oder müde vertraulich; andere kämpften noch dagegen, versuchten es zu verbergen — ohne Erfolg mir gegenüber, der ich selbst krank war. Und grade solche Menschen und nur solche hatte ich getroffen. Von einem gemeinsamen Schicksal zusammengetrieben, hatten wir in lauer Sympathie neben einander hingelebt.

Ich verließ die Wohnung, in der ich so lange gelebt. Ich konnte die Möbeln, die Bilder an der Wand, das Bett nicht mehr ertragen. Die Aussicht, der eigentümliche Duft der Zimmer, der mir entgegenschlug, wenn ich am Abend nach Hause kam — alles war mir verhaßt. Ich brauchte frische Gedanken, andere Luft.

Ich richtete mich bescheiden ein, wie in meiner ersten Studentenzeit, in einer Mansardenwohnung hoch oben in einem neuen Hause, weit draußen in einer Vorstadt, in einem dieser Fühlhörner, die eine große Stadt ausstreckt. Halb Straße, halb Landweg, mit alten Kastanien an den Seiten, deren welke Blätter die feuchten Wagenspuren ausfüllten. Große, gelbe Omnibusse, wie man sie nur noch in den äußersten Vorstädten sieht, rollten getreulich jede halbe Stunde vorüber. Von meinem Fenster hatte ich die Aussicht über Bau- und Zimmerplätze, auf denen Steine und Holz aufgestapelt lagen, über eingehegtes Land, wo die Gemüsegärtner der Stadt ihre Treibhäuser und Gärten hatten. Schwarze Fabrikschornsteine und Reihen schlanker Pappeln zeichneten sich wie dunkle Striche am Horizont ab. Und in weiter Ferne ein Teil der Stadt mit ihren Türmen und dem Meer von Dächern, alles in Nebel und Rauch gehüllt.



Hier oben setzte ich mich zur Ruhe und ging nicht mehr aus. Woche auf Woche lag ich so auf meinem Sofa ausgestreckt, umbraust von den frischen Stürmen des Herbstes und des ersten Winters, in Schlaf gelullt von den kalten, tagelangen, rieselnden Regengüssen des Novembers; ich hatte Angst vor jeder Bewegung, wie ein Mensch, der soeben einen heftigen Schmerz überstanden hat und jetzt fürchtet, daß dieser sich von neuem einstellen könne, sobald er sich rührt.

Dann hörte der Regen auf, die Luft wurde grau und still, und endlich Tag für Tag kälter. Der Erdboden war rein und trocken, die letzten welken Blätter waren verweht, und der Himmel schien niedriger zu werden, gleichsam als habe er sich gesenkt. Er war niemals ganz klar, sondern beständig durch Wolken verhüllt, welche die Sonne nur blitzartig zu durchbrechen vermochte und erst gegen Abend mit einem kurzen, rötlichen Glanz färbte.

Große Wagen mit Brennholz rollten während der nebligen Morgenstunden langsam über den hartgefrorenen Weg und sandten einen kräftigen Duft von Moos und feuchter Walderde zu mir empor. Wenn ich am Abend an meinem Fenster stand, schienen mir freundliche Lichter der Stadt aus weiter Ferne entgegen. Alles war so ruhig, so gesättigt, kein lautes Geräusch, kein blendendes Licht. Nach und nach regte sich der Wunsch in mir, auf's neue vom Leben zu kosten.

Ich war ja doch noch jung! Ich fühlte mich gesund, die Brust war mir leicht, mein Kopf kalt und klar. Was konnte mich denn hindern?

Ich trug mich ja nicht mit verwegenen Plänen; meine Hoffnungen waren bescheiden genug. Vorsichtig wie ein Seiltänzer, der einmal herabgefallen, geduldig wie ein Kind, das sich selbst lesen lehrt, wollte ich wieder beginnen, den ausgetretenen Weg eines ganz gewöhnlichen Lebens zu wandern.

So suchte ich denn und erhielt auch gleich nach Neujahr eine bescheidene Stelle in einem Ministerialbureau. Es war nur ein kleines Bureau, die Geschäfte gering und ohne große Bedeutung, das Verfahren altmodisch umständlich, oft sogar lächerlich; und es bestand wohl die Absicht, daß das Ganze eingehen oder in etwas Größerem aufgehen solle, wenn der alte Mann, der jetzt Bureauchef genannt wurde, einmal sterben oder in Pension gehen würde. Aber dies sagte mir grade zu. Ich fand mich schnell zurecht in dem hohen, dunklen Gemach mit den gebräunten Repositorien und dem gemütlichen Geruch von Tabak und vielem Papier, — auf meinem Platz an dem großen Pult, dem alten Bureauchef gegenüber, von wo ich auf die stille Gasse hinausblicken konnte, die vom milden Winterlicht beschienen wurde. Das ganze Personal bestand aus uns beiden und einem alten Schreiber. Dieser saß allein an einem kleinen Tische und expedierte die wenigen Leute, die kamen. Aber dies war auch der einzige Unterschied zwischen ihm und uns, sonst waren wir drei gute Kameraden und plauderten gemütlich mit einander. Und wir hatten Zeit genug zum schwatzen, während wir Einträge in die großen Protokolle machten oder in dem bestaubten Aktenpapier blätterten.

Gleich am ersten Tage waren die beiden Alten mir so freundlich entgegen gekommen. Vielleicht wunderten sie sich ein wenig, daß noch Jemand gewünscht hatte, die bescheidene Arbeit mit ihnen zu teilen; möglicherweise beängstigte es sie auch, daß sie sich nun in ihren alten Tagen noch mit einem rücksichtslosen, jungen Menschen abquälen sollten, der harte Ansichten und stolzes Urteil hatte?

Von mir hatten sie jedoch nichts zu fürchten; ich beabsichtigte wahrlich nicht, Revolution zu machen.

Wie an einem späten Herbsttage ein trockner Zweig sich vom Baume löst und lautlos in das stille, von welken Blättern bedeckte Wasser fällt, langsam an des Ufers Rand treibt und sich dann für immer, dicht an die anderen Zweige gedrückt,



zur Ruhe legt — so wünschte auch ich, so leise wie möglich in ihren friedlichen Lebensstrom hineingleiten zu können.

Ein wenig zu leise dünkte es sie gewiß. Es wäre ihnen vielleicht lieb gewesen, wenn ihr junger College in frischerem Glanz geleuchtet, reichere Wärme ausgestrahlt hätte, wenn er öfter gelacht, lauter gesprochen hätte, selbst wenn sie dann und wann den Kopf hätten schütteln müssen über das, was er gesagt. Und sie wurden nur schwer klug aus einem jungen Menschen, der so wenig mit ihrer eigenen Erinnerung übereinstimmte, der weder ehrgeizig war noch irgend eine Hoffnung nährte, dessen Puls langsam schlug, und der so früh schon sein Pulver verschossen hatte. Menschenkenner waren die beiden alten Burschen nun noch weniger als alles andere.

So begnügten sie sich denn in aller Gutmütigkeit damit, mich auszuforschen, sich über das Fremde meiner Gewohnheiten und die Eigentümlichkeit meiner Person kindlich zu verwundern und aufzuhalten, bei jedem neuen, kleinen Charakterzug glücklich zu sein wie über eine große Entdeckung. Mit scherzendem Wohlbehagen sogen sie das Parfüm meiner Kleider und den Duft meiner Cigarre ein. machten einander Zeichen, wenn ich in Gedanken versunken am Fenster stand, wo doch nichts zu sehen war, und sprachen eine ganze Woche davon, wenn ich einen neuen Rock bekommen oder eines Tages mit einem anderen Hute kam.

In einförmiger Zufriedenheit, in schwerfälligem, animalischen Wohlbehagen, mit wenig Gedanken und vielem Schlaf, krochen die Winterwochen dahin. Ich wartete auf nichts und kannte keine Sehnsucht.

Auf meinen Morgenwegen in's Kontor begegneten mir täglich große Schaaren von Kindern, die zur Schule wollten, und mit Vorliebe wählte ich die Straße, wo die meisten des Wegs kommen mußten. Es amüsierte mich, still zu stehen, und sie vorübergehen zu sehen. Lange, schlanke Bursche, die ihre Bücher unter dem Rock versteckten und die verbotene Cigarre dampften. Heerden von Knaben zwischen 10 und 13 Jahren, die jeden zweiten Menschen, der ihnen begegnete, anhielten und nach der Zeit fragten, sich in einen Haufen zusammendrängten und die Köpfe mit den großen Knabenohren und den flachen Mützen dicht aneinander preßten, um plötzlich mit Lachen und Geschrei auseinander zu stieben wie eine Schaar von aufgescheuchten Spatzen. Und dann die ganz Kleinen, die vom Mädchen begleitet wurden, deren ganze Bagage in der Butterbrodbüchse und der großen Tafel bestand, und deren Anblick mich an die Zeit erinnerte, wo ich selbst solch ein kleiner Junge war, den Mutter jeden Morgen mit einem innigen Kuß auf den Weg schickte!

Etwas später kamen die Mädchen; ich wandte mich stets, um all diese kleinen Füße zu betrachten, die sämtlich demselben Ziel entgegen steuerten. Die kleinsten in tanzendem Trab; dann das wichtige Trippeln der größeren, und zuletzt die langen Reihen der fast erwachsenen, die schon kokett waren und deren erstes langes Kleid im Takt mit ihrem frischen, sorglosen Gang wogte.

Am Abend, wenn ich in den Straßen umher schlenderte, geschah es wohl, daß ich stundenlang nach einem erleuchteten Fenster emporstarrte, wo der Schatten eines jugendlichen Frauenkopfes einen Augenblick hinter einem Vorhang sichtbar geworden. Oder ich ging einem liebenden Paar nach; erspähte ein Rendez-vous, beobachtete, wer zuerst kam, ob die Glücklichen Arm in Arm forteilten, oder sich scheu nach allen Seiten umblickend, in einen Wagen stiegen, oder jeder für sich geheimnisvoll in einem Hause verschwanden — und dann stand ich sehnsüchtig, in wache Erinnerungen versunken da, bis der letzte Laut des davonrollenden Wagens verstummt, oder irgendwo im Hause plötzlich ein Licht angezündet und ein Vorhang fürsorglich herabgelassen wurde.

Mit dem alten Bureauchef war ich schnell vertraut geworden. Wir gingen gern ein Stück Wegs miteinander, wenn wir um die Mittagszeit nach Hause gingen, und es verflossen nicht viele Tage, bevor er mir nicht das meiste aus seinem einfachen Leben erzählt hatte.

Er war verheiratet und lebte mit seiner Frau und einer Tochter, ihrem einzigen Kinde zusammen. „Anna Helene, sie ist erst zwanzig Jahre alt; wir haben uns erst spät verheiratet, Mutter und ich, es dauerte lange, ehe wir das Geld dazu hatten. Und seitdem ist es uns das ganze Leben hindurch recht knapp gegangen bis zum vorigen Jahr; da haben wir vom Bruder meiner Frau geerbt. Jetzt sind wir beinahe reich. Mir hätte es gleich sein können. Ich brauche ja so wenig; aber Mutter ist eine von denen, für die es so schön paßt, reich zu sein. Dies Jahr ziehen wir sogar auf's Land; das ist immer ihr sehnlichster Wunsch gewesen. Wenn wir nur einen schönen Sommer bekommen; mich dünkt, die Sommer sind jetzt garnicht mehr so heiß wie in meiner Jugend."

Und der alte Bursche sah mich so verzagt lächelnd an, indem er mir seine kalte Hand reichte. Ich blieb stehen und blickte der magern Gestalt in dem verschossenen Rock nach; einen ausgedienten Regenschirm trug der Alte unter dem Arm, und der kalte Wind, der seinen Hut faßte, beugte ihn ganz auf die Seite. Wie greisenhaft und gebrechlich er aussah!

Ein paar Monate, nachdem ich in's Bureau gekommen, konnte ich eines Tages merken, daß er etwas auf dem Herzen hatte. Auf dem Heimwege rückte er damit heraus. „Es ist wegen Anna Helene, — unser kleines Mädchen, das so selten auskommt. Deshalb haben wir daran gedacht, zu Hause ein bischen was für sie zu thun, einen kleinen Ball zu geben. Aber wir kennen so wenig Leute, besonders junge Herren, und wir wissen auch nicht recht, wie wir es anstellen müssen. Wollen Sie nicht kommen und uns ein wenig helfen? Heute über 8 Tage, nächsten Sonnabend um 7 Uhr. Es ist ja gerade kein Vergnügen für Sie, aber vielleicht kommen Sie doch? Und wissen Sie, gehen Sie vorher noch zu Muttern und machen ihr einen Besuch! Ja? Sie möchte Sie so gern einmal sehen."

Ich bekam gleich Lust, und ich hätte es auch nicht über's Herz gebracht, nein zu sagen. Wenige Tage später machte ich meinen Besuch. Vater und Tochter waren zusammen ausgegangen, aber ich fand „Mutter" zu Hause, eine schöne und lebhafte Frau, beinahe noch jung, das lebendige Gegenteil ihres alten, verzagten Mannes. Ihre Stimme war angenehm und klar, an der feinen Zeichnung des Mundes und der Brauen sah man sofort, daß sie Geschmack und Verstand haben müsse; der Alte hatte Recht, wenn er sagte, daß sie eine von denen sei, für die es sich passe, reich zu sein. Sie sprach freundlich und offen mit mir; sie besaß eine natürliche, behagliche Ruhe; seit langer Zeit war ich nicht in der Nähe einer solchen Dame gewesen — und ich empfand eine festliche Freude während der wenigen Augenblicke, die ich in dem hellen, mit Blumen angefüllten, frühlingsduftenden Gemach zubrachte.

Und als sie mir zum Abschied die Hand reichte, beugte ich mich nieder und küßte diese schöne, jugendliche Hand.

Das Wetter war an diesem Tage herrlich. Anfang März; man fühlte, daß der Winter aufbrach; in der milden, blauen Luft, im zarten Sonnenschein und in der schwarzen, feuchten Erde lag es wie Frühlingsahnung. Ich war graden Wegs nach Hause gegangen; als ich aber an meinem Fenster stand und den feinen bräunlichen Ton auf den Kastanien am Wege sah, den leichten Dampf, der aus der Erde in den Gärten aufstieg, wo die Treibhausdächer in der Sonne glänzten und die Gärtner mit der Arbeit begonnen hatten; als ich den Gesang der Maurer rings-

umher auf den Gerüsten vernahm, die ihre langen, kalkigen, weißen Arme in die blaue Luft hinausstreckten, — da bekam ich Lust, einen weiten Spaziergang zu machen. Hinaus auf's Land, dem Frühling entgegen! Aber außerhalb der Stadt strich ein starker, scharfer Wind pfeifend über die kahlen Äcker, durch die blätterlosen Hecken und das welke Gras an den Grabenkanten. Es war plötzlich dunkel geworden, eine eisblaue, kalt glitzernde Wolke verdeckte die Sonne. Mich fror und schnell ging ich zurück. Es war noch zu früh.

Am Sonnabend war also der Ball. Erinnerst Du Dich noch der kleinen Familienfeste, zu denen wir in unseren ersten Studentenjahren kamen, bei Beamten in den Ministerien, kleineren Groshändlern, oder Wittwen mit vielen Töchtern? Meistens Häuser, in denen wir nie zuvor gewesen, wohin wir aber durch Bekannte unserer Bekannten geladen worden! Wie oft wurden wir am Freitag von einem Kameraden auf der Gasse angehalten:

„Holla Du! Willst Du morgen zum Ball gehen? Bei N.'s — es fehlt noch ein Herr. Ich nehme Dich mit!“

Und man schlug die späte Einladung nie aus, denn man wußte, daß man Kameraden finden und sich prächtig amüsieren würde.

Nach so vielen Jahren erlebte ich nun einen solchen glücklichen Abend wieder. Mir war zu Mute wie einem Gespenst, als ich in dem kleinen Entree stand, wo die jungen Studenten — wie in alter, schöner Zeit Du und ich und die andern — sich vor dem Spiegel drängten, um das Haar noch einmal kühn zurückzustreichen und die Cravatte anzuzupfen; wo hinter der spanischen Wand, die den Toilettetisch der Damen verbarg, helles Lachen und lautes Flüstern, das Rauschen gestärkter Röcke und das ungeduldige Stampfen kleiner Füße ertönte. Ich fand alles wieder: die ganze primitive Einrichtung, deren ich mich so lebhaft erinnerte, die festliche Gemütlichkeit der Zimmer, den heißen Wohlgeruch, der mir entgegenschlug, die Kerzen in den gemieteten Lampetten längst der Wände, die mich begrüßten, als ich eintrat. Und bei allen, vom alten Wirt angefangen bis hinab zum Dienstmädchen der Familie von nebenan, das man zur Aushülfe geborgt — derselbe frohe, feierliche, ein wenig erstaunte Ausdruck, der Jedem sagte, daß der Ball eine Begebenheit sei, eine große Begebenheit, die schon seit langer Zeit besprochen und überdacht sei, zu der man sich außerordentlich gefreut und vorbereitet hatte.

Hier sah ich nun zum ersten Mal die Tochter des Hauses, die zwanzigjährige Anna Helene, ein schlankes, junges Mädchen mit bleichem brünetten Gesicht und tiefen dunkelgrauen Augen, aus denen die glückliche Jugend stralte. Alles an ihr atmete jugendlich unerschrockene Kraft und Freude am Leben. Ihre klare, vertrauliche Stimme, ihr offenes, unbekümmertes Lachen waren das Echo ihrer gesunden, frischen Seele. Sie war schon ganz entwickelt, eine kernig gebaute, bezaubernde Gestalt, weiblich reif und jungfräulich weich. Welch eine prächtige und seltene Natur sie war, sollte ich erst später erfahren. An diesem Abend war jedes junge Mädchen etwas neues und bezauberndes für mich; es war ein Fest für mich, diese Geschöpfe zu sehen, sprechen und lachen zu hören. Sie beschäftigten mich alle; es beseligte mich, meinen Arm um ihre schlanken, weichen Glieder legen zu dürfen, ihnen in die hellen, lachenden Blumenaugen zu blicken, das kleine neugierige Herz schlagen zu fühlen, und dann den Vogel weiter fliegen zu lassen, um einen anderen einzufangen.

Unablässig blendete mich an diesem Abend das Licht der Erinnerung. Alte Freundschaften und vergessene Schwärmereien klangen mir aus den milden, unsicheren Stimmen der jungen Mädchen, aus der kameradschaftlichen Sprache der Studenten entgegen. Fester als sonst umschloß mich das Andenken an meine erste Jugend,

aber in die weiche und zerstreute Stimmung der alten Träume mischte sich nach und nach ein Gefühl des Geborgenseins und der Hoffnung, die Ahnung von etwas Glücklichem und Neuem.

Dann war der Abend plötzlich zu Ende, wir standen unten auf der Straße, eine große, lustige Gruppe von Damen und Herren, und sagten uns noch einmal Lebewohl. Die, welche denselben Weg hatten, schlossen sich an einander und zerstreuten sich in Abteilungen nach verschiedenen Seiten hin. Die Stimmen und das Gelächter der abziehenden Haufen klangen durch die Straße, verloren sich nach und nach oder wurden durch einen vorüberrollenden Wagen übertäubt. Die weißen Kleider der Damen leuchteten noch einmal unter der letzten Laterne an der Ecke auf — und dann stand ich allein. Aber ich fühlte mich weder fremd noch verlassen. Froh und leicht ging ich in der sternklaren Nacht heimwärts, summte wie in alter Zeit die Melodien des Abends vor mich hin und freute mich wie damals, lange schlafen und süß träumen zu können; morgen war ja Sonntag.

Die Monate, welche jetzt folgten, der leichte, schwellende Frühling, waren die glücklichste Zeit meines Lebens. Bald war ich ein steter Gast in dem Hause des alten Bureauchefs; ich schloß mich innig an die ganze Familie, aber es war doch Anna Helene, die ich suchte und mit der ich am meisten sprach.

Jahrelang hatte ich mich in mich selbst verschlossen und Niemandem verraten, was ich dachte, glaubte und liebte. Ihr vermochte ich alles zu sagen. Sie hörte mich an, wie nur ein Weib anzuhören versteht. Wenn Du Dich einem Manne anvertraust — und ist er auch Dein bester Freund, teilst Du ihm auch das heiligste Geheimnis Deines Herzens mit — er wird Dich doch nur immer mit halben Gedanken anhören. Mit der andern Hälfte denkt er an sich, ist auf seinem Posten, stellt Berechnungen an, zieht Vergleiche mit sich und verlangt nur, endlich über sich selbst reden zu können. Aber hast Du den Weg zum Ohre eines Weibes gefunden, so gehört es Dir ganz, und Deine Worte dringen bis auf den Grund ihrer Seele.

Ich wollte, ich könnte die reine Zärtlichkeit in meine Worte legen, die ich selbst empfunden, und Dir sagen, wie Anna Helene war. Was nützt es, wenn ich Dir von ihren klugen strahlenden Augen, von dem zarten, vertraulichen, tiefen Klang ihrer Stimme spreche, wenn Du doch nicht verstehst, welche Heilung, welche Hoffnung aus dem Glanz ihrer reichen, warmen Jugend für die krankhafte Sehnsucht meines mißhandelten und gequälten Daseins entsprang.

Wie lieb hatte ich sie! Wie dankbar war ich ihr! Wenn sie mich mit ihren klaren, warmen, innigen Augen ansah, so wuchsen Mut und Hoffnung in mir, und Vereinsamung und Trostlosigkeit flüchteten aus meiner Seele.

Am Abend bevor sie auf's Land zogen — das ist erst wenige Tage her — sah ich sie zum letzten Mal. Ich hatte den Nachmittag bei ihnen zugebracht, und als ich nach Hause ging, begleiteten sie mich alle ein Stück Wegs. Das Wetter war wunderbar, die Leute gingen langsam in der stillen Abendluft hin und her; die Sonne war schon lange untergegangen, aber es war noch ganz hell, und die Sterne schimmerten nur matt an dem bleichen Himmel. Die Alten gingen vor uns her; zögernd folgten Anna Helene und ich ihnen. Ich war während der letzten Tage unruhig und nervös gewesen und befand mich jetzt in einer seltsam weichen und doch erregten Stimmung. Auch Anna Helene war nicht, wie sie zu sein pflegte. Wir sprachen nur wenig, jeder von uns fühlte was der andere dachte, aber unsere Stimmen bebten, wenn sie ineinander klangen, fanden nur wenige und gleichgültige Worte. Endlich schwiegen wir beide. Mir war plötzlich etwas eingefallen, das mich grade jetzt peinlich berührte. Ich dachte daran, wie ich an einem Sommerabend vor vielen Jahren, bald nachdem ich Student geworden, in gleicher Weise

neben einem jungen Mädchen einhergegangen, in das ich damals verliebt war. Auch zwischen uns hatte ich denselben geheimnisvollen Zusammenklang empfunden, wie jetzt zwischen Anna Helene und mir; auch damals konnte, wollte ich nicht sprechen, und nun hatte ich wieder dasselbe bittere, angstvolle Bewußtsein, daß die Augenblicke unwiderruflich und unbenützt dahineilten.

Plötzlich hemmte sie ihren Schritt; wir waren den Eltern jetzt ganz nahe; diese waren an der Stelle stehen geblieben, wo mein Weg nach Hause abzweigte. Und dann sagte sie langsam:

„Vergessen Sie uns nun nicht, Glahn, wenn wir einander nicht mehr so oft sehen! Vater haben Sie ja alle Tage, aber nicht meine Mutter und mich."

Und darauf ein wenig munter mit einem unwiderstehlich einschmeichelnden Klang in der Stimme:

„Es wäre am besten, wenn Sie schon am Sonnabend zu uns hinaus kämen. Vielleicht sind wir dann noch nicht in Ordnung, aber was thut das? Ihr Zimmer wird bereit sein, so daß Sie über Nacht bleiben können, wenn Sie Lust haben!"

Und mit diesen wenigen einfachen Worten hauchte sie den Mißmut und die drückende Stimmung von uns beiden fort.

Am Sonnabend, das war gestern; gestern hätte ich sie wiedersehen sollen. Aber wie soll ich Dir erzählen, was gestern geschehen ist!

Erinnerst Du Dich eines regnerischen Novembertages vor langen Jahren; wir standen zusammen an dem geöffneten Fenster im Wartezimmer des Arztes und blickten hinaus in einen engen Hof mit schmutzig feuchten, schwarzen Dächern. Der Himmel war grau und blind und trostlos. Wir schwiegen beide, der kalte Staubregen spritzte uns in's Gesicht. Die Thür hinter uns wurde geöffnet, — die Reihe war an mir. Du gingst hinunter in die Einfahrt, um mich dort zu erwarten. Als ich kurz darauf aus dem Zimmer des Doktors kam, nahm ich Deinen Arm und wir gingen zusammen die Straße hinab. Keiner von uns sprach; erst als wir an meiner Thür standen und Du Miene machtest, mit hinaufzugehen, bat ich Dich, es zu unterlassen, mich nicht aufzusuchen, bevor ich wieder zu mir gekommen sein würde, und dann niemals mit mir — darüber zu sprechen.

Nun, gestern stand ich in demselben Zimmer, demselben Manne gegenüber, — aus demselben Grunde.

„Sagen Sie mir, Doktor, sind sie ganz sicher, das es *das* ist?"

„Durchaus. Übrigens ist keine Gefahr, Sie müßten nur . . ."

„Es ist also *das*?"

„Wie ich Ihnen sage, die Diagnose ist zweifellos."

„Weiter wollte ich nichts wissen. Danke."

* * *

Die Sonne blendete mich, das bunte Leben der Straßen in dem stralenden Wetter, der Menschenstrom auf dem belebten Trottoir tanzten mir vor den Augen und versperrten mir den Weg, als ich nach Hause flüchtete. Ein einziger Gedanke bohrte sich in meinem Hirn fest: *Sie* wollte ich nicht wiedersehen. Und zugleich war mir, als würde alles mit einem Schlage dunkel; ich fragte mich, was ich wohl noch zu hoffen habe, und dann beschloß ich, daß es nun vorbei sein solle. Ich war vollkommen ruhig, vollkommen entschlossen. Nur wünschte ich, meinen Vorsatz so schnell wie möglich auszuführen; denn schon fühlte ich, wie die Einsamkeit und das Verlassensein, das letzte widerliche Verlassensein, bei jedem Schritt, den ich machte, sich schleichend auf mich herabsenkte.

Aber wie müde war ich, wie verzweifelt, als ich endlich in meinem Zimmer auf dem Sofa lag, nachdem ich stundenlang auf's Geratewohl durch die Straßen gestreift war. Bittere und traurige Gedanken kämpften um meine Seele. So war es mir also ergangen. Ich glaubte, alles sei geordnet, jede Forderung der Vergangenheit, jede alte Schuld bezahlt — und nun verfällt dieser letzte Wechsel, welchen mitzurechnen ich vergessen hatte. Wie schlecht ich mich besonnen hatte! Von Glück und wiedergeborener Jugend träumend, betört durch den Frühling, den hellen Sonnenschein und die örtlich schmeichelnde Luft um mich her, hatte ich vergessen, daß ich ein gezeichneter Mann sei.

Wechselnde Bilder zogen an meinem Blick vorüber, dunkle, seltsame Erinnerungen bemächtigten sich meiner Gedanken. Stimmen, die ich während mancher Jahre nicht gehört, klangen wieder vor meinem Ohr; Gesichter, die ich im Laufe der Zeit vergessen hatte, tauchten von neuem auf. All die frohen und trüben Erinnerungen meiner Kindheit zogen an mir vorüber — jetzt wo ich an der Grenze meines Lebens stand.

Lange lag ich so still da. Der Junitag sandte seine Wärme und seinen sommerlichen Duft, seinen leisen, erfrischenden Luftzug, der die Gardinen hob und senkte, zu mir herein. Aus dem grünen Laub der Baumkronen, die in dem kräftig goldenen Licht des Spätnachmittags erglänzten, tönte das zarte, einförmige Zwitschern der Buchfinken. Das schnelle Rollen der Wagen unten auf dem Wege, der Arbeitslärm auf den Bauplätzen, lustiges Rufen, der Klang ferner Musik, Lachen und Gesang, das ganze fröhlich emsige Leben eines Sommertages erfüllte meinen Kopf mit summendem Lärm.

Eine unwiderstehliche Schlaffheit nagelte mich fest an die Stelle, auf der ich lag; ein mächtiges Verlangen nach Schlaf legte sich auf mein müdes Hirn und drückte meine Augenlider zu. Meine Gedanken wurden zu Farben und ferne Töne zu leise singenden Lauten und feinen spielenden Lichtern — ich schlief ein.

Da träumte mir, ich stände in dem hohen thauigen Grase und lehnte mich an die niedere Hecke vor ihrem Garten da draußen auf dem Lande. Es war ein stiller Sommerabend mit klarem Sternenhimmel und bleicher, durchsichtiger Luft, mit dem zarten keuschen Duft von Klee, Linden und Flieder und dem süßen Hauch frühblühender Rosen. Ein rötlicher Schein fiel auf den Platz vor der Veranda, deren Thüren an dem milden Abend weit offen standen. Drinnen beim Schein der Lampe saßen die beiden Alten und lasen ihre Zeitung. Dann und wann blickten sie über die Blätter fort, sprachen ein paar Worte mit einander und lasen dann wieder weiter. Aber sie war nirgends zu sehen. Da entdeckte ich plötzlich ohne daß ich wußte, wie sie dorthin gekommen, daß sie auf der anderen Seite der Hecke dicht neben mir stand. Sie war mir so nahe, daß ich ihr Kleid mit meiner Hand hätte berühren können, sie würde mein leisestes Flüstern vernommen haben, wenn ich ihren Namen gerufen hätte, aber ich konnte mich weder bewegen noch sprechen, und zuletzt kam es mir vor, als sei ich nicht selbst da, sondern sähe das Ganze von irgendwo aus weiter Ferne.

Still und unbeweglich stand sie da, die Arme über die Brust gekreuzt, das liebliche Antlitz traurig und bekümmert. Ihre zärtlichen, klaren Augen spähten den Weg entlang, dann und wann erbebte ihre ganze Gestalt und sie neigte den Kopf lauschend vornüber. Aber alles blieb still. Dann kehrte sie plötzlich um und ging dem Hause zu; langsam verschwand die zarte Gestalt im Halbdunkel. Vor der Veranda kam die Mutter ihr entgegen. Sie zog die Tochter liebevoll an sich, und sie mit ihrem Arm umschlingend, stieg sie mit ihr die niedere Treppe hinan. Drinnen wartete der Alte mit den Zeitungen und der ausgerauchten Pfeife in der

Hand, bereit zur Ruhe zu gehen. Darauf küßten die drei einander, der Vater beugte sich über den Tisch, um die Lampe auszublasen — und alles war still und dunkel.

Ich öffnete die Augen und merkte, daß ich geschlafen und geträumt hatte. In dem Zimmer herrschte schwaches Dämmerlicht. Ich erhob mich und trat an's Fenster. Es war Nacht. Dort hoch oben flimmerten die Sterne. In der halbklaren, zauberhaften Luft schwangen die Fledermäuse sich in lautlosen Kreisen, verschwanden, kamen wieder und verschwanden auf's Neue. Im Laubdunkel tief unten zwitscherten die Vögel dann und wann im Schlaf; gegen Osten über den Kronen der Kastanienbäume, die mit ihren weißen Blütenfackeln leuchteten, rötete sich der Nachthimmel unter einem Kranz kleiner, violetter Wolken. Indem ich mich zum Fenster hinauslehnte, sog ich den Duft der schneeweißen Fruchtbäume ein, der mir aus den schlummernden Gärten entgegenströmte. Ich erinnerte mich sehr wohl an das, was geschehen war und blieb meinem Entschluß treu. Wie wenn man an einem unruhig bewegten Tage spät abends nach Hause kommt und bevor man sich schlafen legt, seine Gedanken noch einmal alle Winkel dieses Tages durchsuchen läßt, indem man eine kurze Weile ganz allein mit sich selbst ist, so sehnte ich mich danach, noch einmal umherzusehen und einen Blick auf mein Leben zu werfen, bevor ich das Licht für immer auslöschte. Da fiel es mir ein, daß ich Dir ja schreiben könne. Dankst Du mir dafür, oder haben die vielen Seiten, die ich mit der traurigen Geschichte über mich selbst gefüllt, Dich ermüdet? Denn es ist ein langer Brief geworden. Kleine graue Nachtschwärmer umflatterten meine Lampe als ich begann, und jetzt ist das Zimmer voller Sonnenlicht, es ist hoher Tag. Draußen ist Sonntag, ein strahlender Sommertag mit hellem Licht auf Bäumen und Dächern und klingender Stille in der wärmezitternden Luft. Der einförmige Marsch der wandernden Menschenschaaren unten auf dem Wege klingt wie der schläfrige Takt einer weit entfernt arbeitenden Maschine zu mir herauf und wird nur von dem schweren, rasselnden Lärm der dichtbesetzten Omnibusse unterbrochen. Das große Haus, in dem ich wohne, ist sonntagsstill, menschenleer. Nur selten wird hier oder da eine Thür laut zugeworfen, oder ich vernehme das plätschernde Echo, wenn ein Dienstmädchen unten auf dem Hofe noch in aller Eile einen Eimer ausspült. Der junge Maler der hier oben mein Nachbar ist, und mit dem ich zuweilen am Sonntag Morgen einen Spaziergang gemacht habe, war vor ein paar Augenblicken hier. Er donnerte gegen die Thür und fragte, ob ich denn den ganzen Tag liegen und schnarchen wolle. Ich antwortete nicht, sondern sah nur schnell nach, ob der Riegel vorgeschoben sei. Dann vernahm ich, wie der Maler etwas auf die Tafel unter meinem Briefkasten schrieb und pfeifend die Treppe hinabging.

Jetzt bin ich müde, meine Augen brennen, meine Haut ist trocken und empfindlich; es ist hier erstickend heiß. Ueber ein kleines, wenn ich mit meinem Briefe fertig bin, gehe ich in mein Schlafzimmer. Dort ist es kühl und dunkel, die Sonne scheint nicht hinein. Ich lege mich auf mein Bett und drücke den Kopf in das weiche, kühle Kissen. Dann ertönt ein kurzer, scharfer Knall. Und alles ist wieder still. Aber die Fliegen, die durch den Rauch und den Knall in alle Ecken des Zimmers versprengt waren, werden nach und nach zurückkommen. Nicht um am Fenster zu summen oder lautlos um den Haken in der Zimmerdecke zu schwärmen. Eine nach der andern werden sie sich auf mein Gesicht niederlassen und sich in dichten Reihen auf meine Stirn, meine Augen, um meinen trockenen Mund setzen. Und dort werden sie bleiben, — es ist ja niemand da, der sie wegjagen könnte.

Eins hätte ich noch gewünscht, und das ist, mit Dir einen Abend zubringen zu können. Aber es müßte nicht Sommer sein wie jetzt, sondern Herbst, ein

Oktoberabend, feucht und stürmisch mit schwarzem, wolkenbedecktem Himmel, an dem nur hier und da ein kleiner Stern hervorflimmert. Ein Abend mit Laternenwiderschein in den blanken Wasserlachen; mit Menschengewimmel auf den Trottoirs und schnell dahinrollenden Wagen, durch deren klare Scheiben man die hellen Toiletten der Damen sieht; mit strahlenden Ladenfenstern und gemütlichem Licht hinter den herabgelassenen Vorhängen der Cafes, einer jener Abende, die ich in Kopenhagen immer am meisten geliebt. Erinnerst Du Dich jenes Herbstes, wo wir weit von einander entfernt wohnten und beide viel zu arbeiten hatten, so daß wir uns nur selten sehen konnten? Da kam es zuweilen vor, daß wir beide an einem Morgen einen Brief erhielten, Du von mir und ich von Dir, damit wir uns am Abend in einem bestimmten kleinen Café treffen konnten, wo wir sicher waren, nicht gestört zu werden. Ich war immer der erste und kam stets vor der bestimmten Zeit; denn ich liebte es nun einmal Dich hereinstürmen zu sehen, Deinen Blick, der eifrig im Zimmer umhersuchte, während Du den Ueberrock abzogst, dann Dein Nicken, Dein strahlendes Gesicht, wenn Du mich entdeckt hattest. Darauf tratest Du zu mir und gabst mir die Hand, die von der frischen Luft kalt und rot war. Anfangs sprachen wir wenig, sondern lasen die Zeitungen, die ich zusammengeschleppt hatte, bevor Du kamst. Aber wenn das Butterbrot verspeist war und der Toddy vor uns auf dem Tische dampfte, setztest Du Dich zu mir auf's Sofa, und das Geplauder ging los. Der Eine hatte immer feine Zigarren für den Anderen gekauft, und wir dampften und tranken und bekamen rote Gesichter und disputierten und tranken und vertrauten einander alles an. Die Stunden verflogen, ohne daß wir merkten, wo sie blieben, und wir waren stets die letzten, die gingen. Wir brachen niemals auf, bevor nicht der Wirt hinter seinem Pult unruhig wurde, oder keiner von uns beiden Geld hatte, um noch mehr Toddies zu bezahlen. Und wie schlecht das Wetter auch war, wie spät es geworden sein mochte, — Du brachtest mich stets nach Hause. Das war ein alter Brauch aus der ersten Zeit unserer alten Freundschaft, als ich Kopenhagen noch nicht ordentlich kannte und auch nicht gern in der Nacht allein ging. Während des ganzen Wegs konnten wir dann wohl schweigend neben einander gehen; jeder dachte an das seine und war doch so innig froh, bei dem andern zu sein: aber wenn wir vor meiner Thür standen, so gab es immer noch dies und jenes, das besprochen werden mußte. So schlenderten wir Arm in Arm im Nachtwind, der mit den Scheiben der Gaslaternen spielte, von der einen Ecke zur andern, und wenn wir dann zum zwanzigsten und letzten Mal einander die Hand gegeben hatten und ich in meine Hausthür getreten war, so gingst Du doch noch nicht fort. Denn Du wußtest, daß ich auf meiner Kammer angelangt, das Fenster öffnen und Dir einen letzten Gruß zurufen würde: „Gute Nacht, Du, lebwohl und Dank für heute!“

Dein

Otto Wilhelm Glahn.



Verantwortlich für die Redaction in Vertr. Julius Hart, Friedrichshagen. Verlag von S. Fischer, Kgl. Schwedischer Hofbuchhändler. Druck: W. Gebhel & Cie. Beide in Berlin.





Wallfahrt zum Meister Diefenbach.

„Christus ist in der Welt! Christus ante portas!“ Der Ruf klingt allerorten mitten unter uns. Wie zu Johannes Tagen. Aber auch die bange Johannes-Frage: „Ist's nun der richtige? Welcher ist's? Woran erkenn' ich ihn?“

Wir haben aufgeklärt. Wir haben die Evangelien kritisch zersetzt. Wir haben die romanisch-gewaltige Tradition der Päpste und den germanisch-naiven Katechismus Luthers zerfasert, wir sind Strauß und Renan gewesen, wir haben mit Stolz die Bannbullen bekommen und dem ehrlichen Historiker und Naturforscher die Hand gedrückt .... und nach alledem entbrennt jetzt eigentlich erst der wahre Kampf um Christus, das „Christus über Euch“ hallt vernehmlicher, ertönender als je, der Mensch Christus ringt mit uns und er ringt mit einer Menschen-, einer Massenkraft, die nicht mehr mit papierener Kritik zu widerlegen ist.

Johannes saß im Gefängniß und mußte Boten senden. Der größere Teil der heutigen denkenden Gesellschaft sitzt im wirtschaftlichen Kerker und liest Zeitungen, die gewiß mehr lügen als die Sendlinge des Täufers. Glücklich, wer auf einen Moment dem Gitter entrinnen und selbst wallfahrten darf. Auch mich wandelte die Lust an. Tolstoi war mir zu weit und Egidy zu nah, zum heiligen Rock hatte ich kein rechtes Vertrauen. So bin ich gen München zum Steinbrüchler von Höllriglsgreut, dem braven Meister Diefenbach, gepilgert. Es ist mir belohnt worden. Und der Mann wie sein Werk sind es wert, in der „Freien Bühne,“ die von Tolstoi und von Nietzsche bis zu Egidy und Johannes Guttzeit dem Apostel-drange der Zeit so viel Worte und litterarische Portraits gewidmet, auch einmal mit Ernst erwähnt zu werden.

Lange ehe Tolstoi in der Himmel und Erde stürmenden Gewalt und Originalität seines ethischen Systems vom Ausland gewürdigt war, gehörte zu den sensationellsten Notizchen unserer Tagesfeuilletons die heitere Botschaft vom russischen Grafen, der im Bauernkittel einherwandle, statt Sterlet Brod esse und seine Schuhe flicke wie ein Handwerksbursch. Und nicht anders ist es mit der konventionellen Legende vom „Diefenbach:“ er geht in härenem Gewande ohne Kopfbedeckung, lebt in einem alten Steinbruch von Wurzeln und Brod, und seinen Sohn Helios stellt er, wie eine tugendsame Jungfrau im vierten Stock ihr Nelkenstöcklein, an jedem Sonnentag nackend in's Himmelslicht, — wogegen öfters die Polizei eingeschritten ist, die aber doch schließlich vor der vollkommenen Heiligkeit des Meisters die Segel streichen und abziehen mußte.

Die Dinge liegen bitterer zugleich für den Menschen und größer für das, was er will.

Diefenbach hat in diesem Sommer, aus seinem alten Wohnsitz durch mancherlei Wechselfälle und fällige Wechsel vertrieben, mitten im Gewirbel der Münchener Großstadtswelt eine öffentliche Ausstellung seiner vorhandenen malerischen Arbeiten veranstaltet. Mit dem Erlös hofft er der dringendsten Gläubigersorgen ledig zu werden. Dann wird er mit seiner Kinderschaar sich zu Velociped setzen und durch Deutschland ziehen, um zu predigen, seine Lehre zu predigen. Und dieses Predigen heißt nicht bloß, einen härenen Rock ausstellen, — es steckt ganz zweifellos eine wirkliche Persönlichkeit darin. Dieser Eindruck hat sich mir begründet vor den ausgestellten Bildern und er hat sich mir gefestigt durch persönliche Begegnung mit dem Manne selbst, wie durch Lektüre.

„Ich bin mir wohl bewußt", sagte Diefenbach, „daß meine Ideen keineswegs neu, sondern jederzeit von edlen Geistern vertreten und ausgesprochen, aber bis jetzt nicht Gemeingut der Menschheit geworden sind, auch Anlaß zu wissenschaftlichen und politischen Untersuchungen mit einstweilen sich vielfach wiedersprechenden Resultaten gegeben haben. Ich kann ihre Wahrheit zunächst nur durch mein Leben, als Mensch und Erzieher bezeugen und durch Kunstwerke zum Ausdruck bringen." Als Erzieher und durch Kunstwerke! Man bekam von beidem einen Begriff in der Ausstellung. Ein paar schlechte, enge Räume, mit wenig Luft und Licht. Auf den ersten Anblick alles vollgepropft mit Bildern. Aber an der Kasse saß ein kleines, bildhübsches Mädchen in loser Diefenbach-Tracht, und je länger man verweilte, desto mehr Kindsköpfe lugten aus allen Ecken. Sie kampierten allen Ernstes in der Ausstellung selbst, die Diefenbach-Sprößlinge, mit dem Vater allein (die Mutter ist mit ihm entzweit und nur nach heißem Kampf hat er die Kinder bekommen), — — ein einziges Zigeunerleben innerhalb der uniformirten modernen Gesellschaft, auf Holzbänken, um eine dicke Laib Brot und eine Wasserflasche, hinter und unter Bildern . . . . und das mit rotesten Backen, in strotzender Gesundheit . . . mehr noch als aus den Gemälden selbst lernte man in dieser naiven Art des Haushalts kennen, daß unser Heiland ein Künstler war! Er kam — in seinem langen Wollmantel, mit dem unbeschnittenen Lockenhaar, ein echter Christus von weitem. Aber er sprach ohne Heiligenschein. Mit einem seltsamen Gemisch von Reformator und nüchternem, bravem Süddeutschen von hausbackenstem Menschenverstand. „Im Himmel Bürger und im Bayerland," wie Vischer sagt. In raschen Zügen wuchs seine ganze Philosophie herauf, mit dem naiven Ton des Malers, der von seiner Kunst spricht und dem alles selbstverständlich ist, mag's dem Laien noch so böhmisch vorkommen. Nicht nach dem Chaos, sondern nach dem Paradies gehe unsere Bahn.

„Von der Natur sind allen Lebewesen die? Pflanzen und deren Früchte zur Ernährung bestimmt. (Nur Säuglingen Milch, aber Muttermilch). Bestialismus und Kanibalismus sind Entartungen, entstanden durch große Not, vielleicht in den Eisperioden der Erde, während deren jegliches Pflanzenleben erstarrte. Nach dem Anpassungs- und Vererbungs-Gesetze entwickelte sich im Laufe von Jahrtausenden das besondere Gebiß und die Verdauungs-Organe der Raubtiere. Wenn es wahr ist, daß auch das Gebiß und die Verdauungs-Organe der heutigen Menschen als der Nachkommen von Fleischessern für Fleischgenuß eingerichtet sind, so sagt uns Vernunft und Gemüt, daß das Fleischessen uns erniedrigt, uns gottunähnlich macht. Der Mord unschuldiger Thiere, welche dasselbe Recht zum Leben und eine Seele (anima-animal) haben wie der Mensch, welche nicht dem Wesen, sondern nur dem Grade der Entwicklung nach von diesem verschieden sind, ist ein Verbrechen. Der Genuß von Tierleichen erzeugt rohe Begierden und Leidenschaften, welche

weitere Verbrechen vom Tier= bis zum Menschen= und dem entsetzlichen Massenmord (Krieg), außerdem Armut und Krankheit nach sich ziehen. „Das eben ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären!“

„Wenn unsere Verdauungs=Werkzeuge wirklich nach dem Anpassungsgesetze zum Fleischessen entartet sind, so verwandeln sie sich auch wieder nach demselben Gesetze in ihren ursprünglichen oder sogar einen höheren Zustand, wenn wir, der inneren Stimme folgend, nur Pflanzenkost genießen. Daß aber auch unser Leib nicht auf Fleischnahrung eingerichtet ist, beweisen die Krankheiten, weitaus in den meisten Fällen durch die unserer Urnatur widerstrebende Nahrung verursacht. Zu diesen beiden, gegen die Fleischkost sprechenden Gründen, kommt als dritter die Haushaltungsfrage. Neben dem unmenschlichen Gewerbe der Metzgerei müssen sich die Frauen zum Töten und Herrichten von Leichenteilen in der Küche verrohen; um dem Fleische den uns widerstrebenden Leichengeruch und =Geschmack zu nehmen, ist eine raffinierte Kochkunst erfunden worden, welche noch mehr unsere Gesundheit schädigt und viel Geld kostet. Ebenso wie im engeren Haushalt die Zubereitung der Tierleichen, so verursacht auch in der Landwirtschaft die Züchtung der armen Schlachtopfer ungeheure und verhängnisvolle Opfer an Kraft und Geld. Das Stück Land, führt ein Humboldt aus, welches nötig ist, um einen Menschen durch Fleischkost zu ernähren, bringt bei vernünftiger Benutzung soviel köstliche Früchte hervor, daß sich 10 Menschen reichlich davon ernähren können. Welche Unsummen von Arbeit, Geld, Todesgefahr, Ekel des Leibes, Schauder der Seele kostet der Fleischgenuß! Die bestialische Entartung führt die Menschheit zum Bankerott an Leib, Geist und Seele. Die bestialische Entartung entfremdet den Menschen von „Gott“, dem Inbegriff der höchsten Vollkommenheit im Schönen, Wahren und Guten. Die Erlösung der Menschheit ist nur möglich durch Beseitigung der bestialischen Entartung, durch genaue Befolgung der in den Naturgesetzen gegebenen Gebote „Gottes“ und unsere Wiederveredlung zu „Ebenbildern“ des Höchsten. Wenn außerdem die Erde nicht mehr, wie seither in ungerechter Weise als Privat=Eigentum verteilt sein wird, so daß einige Wenige große Landstrecken besitzen, um der rohen Jagdmordlust zu fröhnen oder sich Millionen=Reichtum zu erwerben, während dadurch tausende von Menschen nicht ein Fleckchen Erde besitzen und in himmelschreiendem Elend ihr Dasein hinschleppen müssen, dann wird die Erde nicht mehr ein Jammerthal sein, sondern das Paradies, wie es die Edelsten der Menschen je genossen, ersehnt, gedacht und gedichtet haben.“

Nicht so glatt wie diese schriftlichen Aeußerungen des Meisters lauten, kam das mündlich zum Vorschein. Die Kinder kugelten dazwischen, der Apostel mußte mit ihnen spielen, sie auf seinen Schultern reiten lassen. Aber es kam etwas Warmes, etwas Belebendes in die Rede selbst hinein aus dieser Berührung mit dem Jungen, Lebendigen. Gegen die Doktrin ließ sich ja Vieles sagen. Ich bin von Hause aus gewiß kein Freund schon solcher Einleitungssätze wie „von der Natur sind allen Lebewesen die Pflanzen und deren Früchte zur Ernährung bestimmt“; über die Prädestination der „Natur“ weiß ich überhaupt nichts, Pflanzen sind mir so gut Lebewesen wie Tiere und Tiere haben Tiere gefressen seit Urzeiten, nicht erst seit der Eiszeit, wie unser Philosoph meint. Ich weiß auch nicht, ob die ungeheure Umwälzung, die eine Abschaffung der ungerechten Verteilung der Erde als „Privat=Eigentum“ mit sich führen würde, an eine Erlösungstheorie anzufügen ist mit einem simplen „außerdem.“ Aber das Wehen der neuen Zeit wurde doch auch aus dieser Malerklause heraus mächtig über mir, als der schlichte Mann nun weiter seine Konsequenzen zog. Den Krieg als nackten Mord hinzustellen, war ihm ein Haupt=

punkt. Die volle Freiheit des Individuums ging ihm allem vor. Ob sie alle seine Tracht annähmen und den Filzdeckel in die Ecke schmissen, den das Haar ersetze, und wieder keusch genug würden, ein nacktes Kind sehen zu können, — das sei Sache der Predigt und des allgemeinen Wahrheitssiegs; aber zunächst gelte es dafür ringen, daß man den Einzelnen nicht öffentlich und obrigkeitlich verhöhnte und verfolgte, wenn er so lebe und nicht anders, weil es ihm recht scheine; daran die Welt zu gewöhnen, daß der Einzelne ein Recht habe, nach seiner Façon zu leben, sei seine Hauptaufgabe, wenn er so gekleidet offen durch's Land ziehe: er wolle nicht nur Gnade, sondern direkt sein gutes Recht als Mensch. Und während sein jüngster Kobold fort und fort auf ihm herumturnte, bis es fast über die physische Kraft des nervös schwer Leidenden stieg, ging er, unbekümmert um Damennähe, mit Nachdruck dazu über, die Frauenfrage zu behandeln. Die heutige Ehe sei Sklaverei, die Prostituierte die Märtyrerin dieses Wirrsals. Und doch hebe grade mit der Kinderfrage die Kardinalfrage unserer ganzen Erlösung an. Diese die lebende, erwachsene Generation habe taube Ohren. Im Neuen, im Besseren Kinder erziehen, das sei das Ganze. Und so sei seine eigenste Absicht, sobald er materiell nur in etwas die Arme rühren könne, ein freies Asyl zu gründen für Kinder, uneheliche in erster Linie, Kinder von Prostituierten, echte Märtyrerkinder unserer Zeit, die zuerst verdienten, die neue Welt kennen und lieben zu lernen. Diese letzte, rein praktische Seite des Programms hatte etwas unendlich Rührendes und zugleich wirklich Versöhnendes. Von hier fiel Licht auf alle Wunderlichkeiten der Einleitung, und man sah den Apostel, der trotz aller Schrullen mit zwei gesunden Beinen auf der Erde stand. Ohne etwas Schrulle geht's nun einmal nicht. Individualitäten solcher Art wie Diefenbach stoßen, so scheint es, immer zuerst an irgend einem mehr oder minder äußerlichen Punkte ganz grob mit der konventionellen Welt zusammen, — so Diefenbach in seiner vegetarischen Theorie und neuen Kleidungsart; in Wahrheit war ihre gesamte Denkart und Ethik längst im äußersten Contrast zu dieser Welt; nachmals aber meinen sie wohl, jener geringe Punkt sei das Wesentliche, und gefügig wie sie ist, denkt es die Welt ihnen nach. Auch Diefenbach ist sich wahrscheinlich noch durchaus nicht in ganzem Umfange bewußt, wie sehr die großen und tiefen Punkte, auf die ihn sein konsequentes Denken geführt, sich berühren mit den höchsten Aufgaben unserer Zeit, mit dem wirklich gewaltigen Evangelium, das seine Kraft aus ewig spontaner Zeugung an immer neuen Orten schöpft. Neben ihm ist die scheinbare Grundthese vom reinen Vegetariertum und was sonst damit zusammenhängt in Diefenbach's Philosophie, fast so belanglos wie etwa Ibsen's Abneigung gegen den Vers oder Tolstois bedingungsloses Verwerfungsurteil über die ganze Kunst.

Fast — sage ich. Eine gewisse logische Brücke muß doch bestehen zwischen der individuellen Erzeugung der neuen Ethik und Gesellschaftskritik, und der Hinneigung zu sichtbarer Abkehr vom alten Schlendrian in Gestalt neuer Speisegesetze und neuer Kleidungsart. Es ist wohl der naturwissenschaftliche Zug, der in unserer ganzen Generation steckt. Grade die neue Ethik, die nicht mehr mit Metaphysik arbeitet, weiß, daß jede erfolgreiche Umwälzung mit dem Materiellen, scheinbar Groben zu rechnen hat. Der Ethiker, der zum Sozialismus neigt, weil er von ihm Besserung der Magenfrage erwartet, deren Produkt dann geistige Besserung sein kann, rechnet im Prinzip mit demselben, was Diefenbach und den Vegetariern vorschwebt. Das Unglück ist nur, daß der Vegetarier sich in dem an sich berechtigten Drange nach einem medizinischen Unterbau für seine Ethik allzuleicht in Thesen verirrt, die grade naturwissenschaftlich nicht ohne Weiteres feststehen. Womit ich das Vegetariertum übrigens nun auch wieder nicht schlechthin verwerfe. Es um-

schließt für mich eine offene Frage. Von der modernen Ethik, deren Consequenzen auch Diefenbach rückhaltslos beitritt, glaube ich dagegen Sicheres zu wissen, und jedenfalls möchte ich mich hüten, sie etwa grade auf jenen zweideutigen Punkt auch nur scheinbar zu gründen. Wirklich kann ich's so wenig, wie es Diefenbach thut; denn eine Ethik, wie die moderne, erwächst aus dem Leben, nicht aus irgend einer Theorie, und sie ist thatsächlich erwachsen bei Vegetariern so gut wie bei Nichtvegetariern.

Ueber Diefenbach als Maler zu dieser Stunde ein Urteil abzugeben, scheint mir ein Stück der Unmöglichkeit. Man muß die widerlichen Zeitungsphrasen lesen, die — seien sie nun wohlfeil lobhimmelnd oder wohlfeil spöttelnd — über seine Ausstellung geschrieben werden, um einen Gräuel vor allen Augenblicksurteilen zu bekommen. Die Ausstellung enthält fast nur Entwürfe, in denen der originelle Gedanke stets packt und die Ausführung fast stets ernüchtert. Es sind die Aperçus eines höchst genialen Geistes, der aber nur wetterleuchtet, nicht als Sonne strahlt. Die Ursachen liegen in der Leidensgeschichte des Meisters so klar vor Augen, daß kein Wort darüber zu verlieren ist.

Wie die Dinge sich geben, erscheint Diefenbach lediglich als Lyriker in seiner Malerei: stets originell in den Stoffen, — hier und da, in einer nackten Mädchenknospe, von wunderbarer Zartheit der Empfindung, in den Augen einer Christusskizze wirklich tief aus einer „Nachfolge Christi" heraus schaffend, die der gewöhnliche Künstlersinn, auch wo er mehr Genie im konventionellen Sprachgebrauch hat, mit keiner Intuition erringt, — aber doch, ich gestehe es, in der längeren Reihenfolge einer „Ausstellung", auch mit einem gewissen monotonen, ermüdenden Gesammtcharakter, einem Verschwimmen und Verdämmern in allerhand Stimmungen, von denen keine entscheidend und nachwirkend die Oberhand gewinnt. Diese Sachen, zumal in der Unvollendung des Zwangs, gehören nicht auf den Markt. Eine öffentliche Ausstellung aber ist immer Markt. Diefenbach klagte selbst, daß man ihm Reklame vorwerfe. Zumal das „Berliner Tageblatt" hatte seinen Groll geweckt durch die Frage, warum ein so zweifellos tüchtiger Meister doch solcher Reklamemittel bedürfe. Er wollte eine Berichtigung einsenden. Es sei doch die Not, die reine, helle Not, die ihn treibe, — den Vater mit seinen Kindern, den die Gläubiger verfolgten, die Polizei gehetzt habe, die Menge als „Kohlrabi-Apostel" ungestraft mit Koth bewerfe.

Armer Apostel des neunzehnten Jahrhunderts! Sittenpolizei, Gläubiger, Kunstausstellungen gegen 50 Pfennig Entree, milde Beiträge, Zeitungsberichtigungen . . . ist es denn wirklich unumgänglich nötig, daß in solchem konventionellen Register sich das Große, Individuelle, Echte aus dem engen Kämmerlein ausleben muß? Oder ist es immer so gewesen? Ist der Heilige darin dem Schauspieler verwandt, daß er unter irgend einer Maske oder Schminke, vor einem Publikum, das halb seine schönen Beine bestaunt und halb sich des Triumphs, eine Loge zu besitzen, freut, das Edelste und heilig Verschwiegenste großer Dichterkunst erst wirklich in lebendige Formen gießen soll? Das Schlimmste ist, daß der Ruhm hier wie dort auf dieser Opernbühne des Lebens vielleicht gefährlicher ist, als die Entsagung und materielle Not. Wie der unter tausend Miseren emporsteigende Schauspieler für mich immer eine tief sympatische Erscheinung, der gefeierte Held im Vollbesitz des Erfolges aber leider zumeist als Persönlichkeit ein lächerlicher Geck ist, so droht auch dem Individualitäts-Heiligen vom Schlage Diefenbachs sicherlich erst die ganz große Prüfung dann, wenn sein materieller Kampf zu Ende ist. Schon beschäftigen sich die Zeitungen ernstlich mit ihm. Wenn er heute mit schwerster Entsagungskunst sich durchgefressen haben wird, München verläßt und seinem Wunsche gemäß Deutschland durchzieht, um in Vorträgen allenthalben für seine Ideen zu

wirken, dann wird der schwere Scheideweg vor ihm sein. Bleibt er auch dann mit ganzer Kraft sich selbst treu, seinen Individualitätsidealen, seinem Erziehungsideal, aus einer Schaar armer, besonders unehelicher, Kinder eine neue Generation in seiner Weise zu erziehen, wahrt er sich die Frische der Landluft, die ihn bisheran trotz aller Großstadtmisere fühlbar umweht, so wird in seiner Erscheinung allerdings thatsächlich ein bleibendes Moment unserer Kulturentwicklung gegeben sein. Nicht in dem Vegetariertum, nicht in der übrigens drolligen Auslegung des Christusworts beim Abendmahl: „Das ist mein Fleisch, das ist mein Blut," womit der Heiland Brod und Wein, also Vegetarisches, an Stelle des Genusses blutiger Beefsteaks habe setzen wollen. Wohl aber in den ethischen Grundideen. Und mehr noch in der Kraft, das Eigene wirklich für das Gute zu halten, der konventionellen Welt zum Trotz. In diesem Sinne ist der wunderliche Rock dieses Mannes symbolisch in der That ein heiliger Rock, zu dem sich wallfahrten läßt. Es ist der Rock des konsequenten Individalismus. Wo immer diese Art von Individualismus in unserer uniformierten Welt erscheint, da geht Atem neuer Zeit. Und so verschieden scheinbar die Wege dieser einzig echten „Individuen" sind, im Ganzen braucht man doch nicht besorgt zu sein, daß die „neue Erde und der neue Himmel" im Sinne des Jesaias, die sie bauen werden, allzu sehr zersplittert und zerspalten seien. Es geht ein Band von dem Dichter und Bauern Tolstoi hinüber zu dem Maler im Steinbruch Diefenbach, dasselbe Band, das wieder unsere besten Vertreter des sozialen Gedankens umschließt, unsere edelsten Fachphilosophen, unsere weltvertrautesten realistischen Künstler und — was wir über den Großen nicht vergessen wollen, eine Fülle Kleiner im Volke, die nicht die Kraft haben, auf dem Markt zu predigen, die aber doch wenigstens so viel Logik und Beobachtung besitzen, sich spontan ähnliche Resultate zu bilden und so einen noch unbekannten, aber dermaleinst vielleicht grade allmächtigen Nährboden des Neuen schaffen zu helfen.

Wilhelm Bölsche.

Schön contra Sittlich.

Von Alexander Tauenstein.

Es gab eine Zeit, in der die Menschen — wenigstens ihrem eigenen Glauben nach — eine ganze Reihe Vermögen mit sich herumtrugen. Nicht daß deren Folge eine besondere Höhe des Nationalreichtums gewesen wäre: dazu waren sie doch zu hypothetischer Art. Aber es gab einen großen Folianten, in dem sie aufgezeichnet waren, wenn auch nicht zum Zwecke einer Vermögenssteuer, wohl aber zu anderen heiteren Experimenten. Dieser Foliant hieß die alte Metaphysik und in ihm gab es schöne Rubriken über Erkenntnisvermögen, sittliches Vermögen, Verdauungsvermögen, ästhetisches Vermögen, Denkvermögen, Schließvermögen. Jede Eigenschaft unseres Geisteslebens wurde auf ein speziell zu dem eigens dazu mitgebrachten Zwecke bereitgehaltenes Vermögen zurückgeführt.

Aus diesen schönen Tagen stammen noch eine ganze Reihe lieblicher Märchen, die man mit Unrecht moderne genannt hat; nicht das Märchen von Treu und Glauben, auch nicht das von der Christlichen Liebe, oder das vom Widerspruch zwischen Theorie und Praxis — o nein, diese sind weit älter. Aber eine unglaubliche Katzbalgerei kommt auch in einem solchen Märchen vor, nämlich der Geschichte von dem ewigen Widerstreit zwischen Schön und Sittlich.



Die Sache war die: beide stammten aus verschiedenen Vermögen, Schön aus dem ästhethischen, Sittlich aus dem ethischen — wie hätte es da Ruhe geben können? Als die alten ausgedienten Vermögen in die Rumpelkammer geworfen wurden, hatte man die beiden frischen Abkömmlinge aus Versehen haußen herumlaufen lassen. So kam es, daß sie sich in die Haare gerieten oder wenigstens sich in die Haare zu gerathen schienen. Kuno Fischer schrieb fast ein ganzes Buch über diese Rauferei, und hinterher zeigt sichs, daß es eine Sinnentäuschung war, daß sich die beiden garnicht mit einander herumschlagen können, weil sie nämlich — identisch sind, weil beide eine Person sind, und daß der Gegner der modernen sittlichen Schönheit die Katechismussittlichkeit der alten Juden und Griechen war.

Und dies alles, weil man bei der Makulierung der Vermögen deren höchst persönliche Produkte nicht auch mit beseitigt hatte!

Mit jeder menschlichen Wahrnehmung, mit jedem Erscheinen einer Vorstellung über der Schwelle unseres Bewußtseins ist ein bestimmtes Gefühl verbunden. Wir sind keine Maschinen, die gefühllos wahrnehmen und vorstellen können, in deren Bewußtsein nur ein abstrakter Erkenntniswert auftauchte, sondern jedwede Vorstellung tritt gleich als bestimmter Gefühlswert in das Bewußtsein. Es giebt wohl Gefühle ohne Vorstellungen, aber keine Vorstellungen ohne jedes Gefühl. Den abstrakten Inhalt der Vorstellung können wir ihren Erkenntniswert nennen, und ihren Gefühlswert nennen wir auch ästhetischen Wert. Es giebt hohe und niedere ästhetische Werte, schön und häßlich bezeichnete Vorstellungen. Schön und häßlich sind beides ästhetische Werte, das erste ein hoher, das zweite ein niederer. Unästhetisch kann nichts sein; denn das setzte ja voraus, daß wir Vorstellungen ohne Gefühle haben könnten. Außerhalb des Aesthetischen kann für uns nur das liegen, was wir nicht kennen. Sobald wir es kennen lernen, liegt es auch für uns innerhalb.

Den Wahrnehmungsinhalt und das Wahrnehmungsgefühl können wir zusammen Wahrnehmungswert nennen, Erkenntniswert und Gefühlswert einer Vorstellung heißen zusammen ihr Empfindungswert. Derselbe ist ein durchaus einheitlicher. Erkenntniswert und Gefühlswert sind nur Abstraktionen, in die wir denselben zerlegen, aus vorwiegend praktischen Gründen. Er tritt einheitlich ins Bewußtsein, seine Gefühlsschattierung ist aber schon einen Moment früher da. Wir empfinden sie bei aufmerksamer Beobachtung bereits, während die Vorstellung noch beim Aufsteigen auf den Berg der Deutlichkeit begriffen ist, eben erst ihre größte Stärke erreichen will.

Nun ist unser Bewußtsein aber ein einheitliches und kennt keinerlei doppelte Buchführung. Nach Herbarts Gesetz von der Apperzeption bleibt keine neu eintretende Vorstellung, kein Sinneneindruck, kein gehörtes Wort isoliert in der Seele stehen, sondern erhält sofort Anknüpfungen an den schon vorhandenen Seeleninhalt. Durch diesen ist es wesentlich bedingt, als ein ästhetischer Wert welcher Art der neue Erwerb gefühlt wird. Aber er kann nur als ästhetischer Wert einer einzigen Art gefühlt werden, zwei Gefühle können sich an ihn nicht knüpfen; wo das Bewußtsein ihn vielleicht an verschiedenen Stellen einreihen könnte und er somit verschiedene Gefühle weckte, tritt doch nur die Resultante ins Bewußtsein.

Für die Qualität der Begleitgefühle unserer Vorstellungen steht uns eine reiche Welt von Ausdrücken zur Verfügung, die tausend kleine Schattierungen unseres Gefühls wiedergeben, ohne sie natürlich je erschöpfen zu können. Einen Satz, in dem ein Adjektiv, das die sprachliche Objektivierung einer bestimmten Gefühlsqualität ist, das Prädikatsnomen bildet, nennen wir ein primäres Werturteil: „Die Welt ist schön." „Das Wasser ist erquickend." „Der Wein ist gut."

Alle unsere Vorstellungen sind an Begleitgefühle gebunden, sind also ästhetische Werte. In ihrer großen Menge giebt es nun aber eine für uns Menschen besonders wichtige Gruppe, und das sind diejenigen, die sich auf die Handlungen des Menschen beziehen. Für sie haben wir sogar einen besonderen Namen erfunden: sittliche Gefühle. Ästhetik ist die Lehre von den Gefühlswerten unserer Vorstellungen. Es ist die Lehre von Gefühlswerten derjenigen Vorstellungen, die sich auf menschliche Handlungen beziehen, also eine bestimmte Abteilung der Ästhetik. Das sittliche Urteil im besonderen ist ein primäres Werturteil wie das ästhetische im Allgemeinen. Es ist der Ausdruck eines Begleitgefühls, das an die Vorstellung einer menschlichen Handlung gebunden ist. An eine bestimmte Vorstellung kann nach dem Satze von der Einheit des Bewußtseins im gesunden Menschen nur ein Gefühl gebunden sein, folglich muß das ethische Urteil über eine Sache dem ästhetischen gleich, oder vielmehr mit ihm identisch sein.

Der ästhetische Wert einer Sache ist identisch mit ihrem sittlichen Werte. Nur ein krankes Gehirn kann etwas zugleich als Verbrechen, d. h. als tiefen sittlichen Wert und als schön, d. h. als hohen ästhetischen Wert empfinden. Man kann unter der Macht eines bestimmten großen Eindrucks, auf der Bühne z. B., seine sonstige sittliche Anschauung vergessen und an einer Handlung Gefallen finden, die man im Leben hart beurteilen würde, — aber dann hat man eben in diesem Augenblicke auch diese sittliche Anschauung und nicht diejenige, die man sonst hat. Eine Spaltung zwischen Ästhetischem und Ethischem giebt es nicht. Aber beides sind keine Werte, die für's ganze Leben feststehen, sondern sie sind in einer ununterbrochenen Entwickelung begriffen, die vom Lebensalter des Betreffenden, von seinen Kenntnissen, Fähigkeiten, seinem Temperamente, sowie den äußeren Verhältnissen abhängig ist. Daß unter dem Eindruck wollüstiger Musik die Mehrzahl der Gehirne krank ist, beweist die „hohe ästhetische Wirkung" der Geschwisterehe Sigmunds und Sieglindes, die tausende und abertausende, wenn sie ihnen auf der Bühne vorgeführt wird, als „schön" empfinden. Dieses Werturteil „schön" ist aber gleichbedeutend mit dem völligen Verzicht auf die eigene moderne sittliche Weltanschauung. Im Leben wird der erste Gedanke sein, daß es Geschwister sind, welche sich hier vermischen, auf der Bühne tritt dieser Gedanke momentan zurück, aber auch nur momentan. Und nur auf diesem Zurücktreten beruht die angegebene Wirkung.

Ueber den Ursprung der Ethik haben wir nun nahezu ein Dutzend verschiedene Theorien. Nietzsche hat ihnen erst neuerdings mit seiner Herrenmoralhypothese noch eine weitere zugefügt. Allem Anschein nach hat hier aber keine schroffe Theorie recht. Tausende Faktoren, klimatische, hygienische, religiöse Einflüsse, Zweckmäßigkeitsbedenken, Herrscherstolz und Knechtssinn, Irrtum, Vergessen und Mißverstand, alles hat mit gewirkt. Es ist aber die Frage, ob man je über die Thatsache hinauskommen wird, daß eben das Gefühl gewisser Handlungen gewohnheitsmäßig feste Stellung nahm und sie dadurch ethisch wertete.

In der Kritik der Urteilskraft unterscheidet Kant zwei verschiedene Arten von Urteilen, ästhetische, d. h. den Ausdruck unmittelbarer Gefühlserregung und Zweckurteile, d. h. den Ausdruck des Ergebnisses einer Schlußkette. Wir nennen heute jene primäre, diese sekundäre Werturteile. Die ethischen Urteile sind primäre. Aber man darf nicht vergessen, daß es auch primäre Urteile sekundären Ursprungs giebt. Ich verurteile eine Handlung vielleicht aufs bitterste. Nach und nach wird mir jedoch kraft einer Zweckmäßigkeitsüberlegung ihr Nutzen klar. Ich lerne sie zuerst sekundär, d. h. mittelst Nachdenkens schätzen, und mit der Zeit, wenn sich dieses Urteil in mir nur oft genug wiederholt hat, wird es zur unwillkürlichen Gewohnheit. Mit dem Eindruck stellt sich sogleich das neue Gefühl ein, ohne daß erst der sekundäre

Ummweg nötig ist, und das frühere primäre ist ganz verdrängt. Erst dann ist das sekundäre Urteil wirklich zum primären und in diesem Falle also zum ethischen geworden. Der Utilitarier in der Ethik begeht den Fehler, daß er an Stelle des bisherigen primären Werturteils einfach das sekundäre setzen will. Wenn ich etwas als zweckmäßig erwiesen habe, darum ist es aber für mich noch lange kein hoher ästhetischer, also hier hoher ethischer Wert. Um es zu einem solchen zu machen, braucht es unter allen Umständen längere Zeit. Ich kann mein ethisches Urteil allerdings ändern, aber nicht beliebig. Unbewußt ändere ich es fast ununterbrochen. Nicht immer basiert eine Aenderung des ästhetisches Urteils auf einem sekundären Umwege. Oft genug senken sich in uns auch ohne dies infolge unseres Alterns, veränderter Lebensumstände u. s. w. ästhetische Werte im Allgemeinen und ethische im Besonderen, und andere steigen. Nur vollzieht sich dieser Uebergang meist sehr langsam, fast unmerklich.

Alle unsere ethischen Urteile zusammen bilden die sittliche Weltanschauung des Menschen. Sie finden in ihr ihre abstrakte Fassung. So entstehen die sittlichen Anschauungen, die Maßstäbe, die wir in unserem Geiste tragen, und die in jeder Zeit andere sind. Wir nennen sie auch unsere sittlichen Ideale. Aber diese sind das Resultat, nicht die Quelle des sittlichen Fühlens und Handelns. Ihr Ursprung ist äußerst mannigfaltig. Zum Teil sind sie umgeformte, primär gewordene Zweckurteile, soweit wir sie uns selbst auf diesem Wege erworben haben. Die meisten sind einfach als fertige, primäre Werturteile übernommen. Wir sind so erzogen worden, dem und dem Eindruck mit dem und dem Gefühl entgegen zu treten, und sehr bald hat sich dann, da unsere ganze Umgebung so empfand, dieses auch wirklich in uns eingestellt. Als wir zum ersten Male von Stehlen gehört haben, ist dies in einem solchen Tone des Abscheus uns genannt worden, daß wir gleich von vornherein unserem Gefühl dieselbe Stellung gegenüber dem Stehlen angewiesen sahen. Andrerseits behandelten wir Handlungen, vor denen andere Achtung zeigten, unwillkürlich ebenfalls mit Achtung.

Das ethische Urteil über eine Handlung ist niemals sekundär, niemals ein Produkt von Schlüssen, sondern der unmittelbare Ausdruck einer Gefühlserregung. In dem Augenblick, wo wir eine Handlung wahrnehmen oder ihre Vorstellung in unser Bewußtsein tritt, ist zugleich das Gefühl da, dessen Ausdruck das ethische Urteil bildet.

Der ästhetische Wert einer Handlung ist zugleich der ethische.

Aber doch giebt es scheinbare Zwiespälte zwischen beiden.

In einer geschichtlichen Dichtung finden wir mitunter Dinge schön, die wir in einer Gegenwartsdichtung oder gar im Gegenwartsleben bestimmt als sittlich verwerflich bezeichnen würden. Daran aber ist kein Zwiespalt zwischen Aesthetik und Ethik schuld, sondern nur unsere historische Verschulung, die durch die ganze Gegenwart geht, und uns zum Teil bereits aus dem naiven modernen Fühlen hinausgeschult hat. Durch unausgesetzte Beschäftigung mit einer zweitausend Jahre toten Kulturwelt haben wir uns in deren Empfindungsweise zum Teil so eingelebt, daß wir bruchstückweise mit ihr zu fühlen vermögen.

Oder in einer modernen Dichtung finden wir eine Handlung schön, die nach den zehn Geboten entschieden verwerflich ist. Ein Weib hat sich von ihrem ungeliebten Manne getrennt und sich mit ihrem Geliebten vereinigt. Wir sagen dann nach dem landesüblichen Jargon noch immer: ethisch ist das verwerflich, ästhetisch ist das schön. Es sollte aber heißen: nach der alten, atavistischen Ethik, die nur noch in Büchern lebt und durch die die Kinder in der Schule ihrem modernen sittlichen Empfinden untreu gemacht werden, ist es verwerflich, also sittlich häßlich, nach

[illegible] Empfinden, die [illegible] unserem modernen Gefühl sehr [illegible] ist es rein [illegible] eine [illegible] Tat.

[illegible] zwischen [illegible] und ethischem Urteil geht es nicht [illegible] immer ein Widerstreit zwischen alter [illegible] modernem [illegible] Bewußtsein zugrunde, der nur unklar bezeichnet ist [illegible] Schulmoral, sondern immer das unmittelbare Gefühls[illegible] ausschlaggebend.

Schiller hat [illegible] mit dem Verhältnis von Aesthetik und Moral beschäftigt [illegible] seiner Entwicklung [illegible] in dieser Hinsicht drei Phasen zu unterscheiden. Kuno Fischer hat, wie [illegible], darüber ein ganzes Buch geschrieben. Um [illegible] Sätzen zu geben, sind die Stichworte für diese drei Phasen: Der ästhetische Gesichtspunkt unter dem moralischen, neben dem moralischen und über dem moralischen. Der letztere entwickelt sich unter der Hand in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen. Danach hätte es sich nun um eine grundsätzliche Entscheidung der Frage gehandelt: welcher Gesichtspunkt steht für den Künstler höher, der ästhetische oder der moralische?

In Wirklichkeit handelt es sich ihm um eine rein ethische Frage. Was sich in ihm gegenüberstand, waren zwei ganz verschiedene [illegible] Lebensanschauungen. Einmal der [illegible], der auf den zehn Geboten fußend noch immer am Ende des achtzehnten Jahrhunderts bei der Moral stehen geblieben war, die vor [illegible] Jahren in Judäa als die höchste galt, — und andererseits die moderner [illegible] Anschauungen des achtzehnten Jahrhunderts, die einmal in dem Sinken der [illegible] Tragödie und andererseits in Rousseau und der Aufklärungsphilosophie [illegible]. Wie man sich im Ganzen [illegible] dem [illegible] Jahrhundert das [illegible] als eine Art [illegible] aus dem [illegible] [illegible] man auch [illegible] von [illegible] den Namen des „[illegible]“ oder „[illegible]“ [illegible]. Es war ja die Zeit, in der man auch [illegible] um sich warf, und wo man in der [illegible] zu einer [illegible] Moral und [illegible] durch Rousseau nach dessen eigenem [illegible] eine „Rückkehr zur [illegible]“ [illegible].

Die [illegible] Ethik behauptete noch [illegible] in den Schulen die unbestrittene [illegible] und war durch Gellert [illegible] namentlich unter den Studierten wieder [illegible] worden, niemand dachte daran, nach ihrer Krone die Hand auszustrecken. [illegible] Gefühl der Zeit [illegible] aber bereits eine neue Ethik. Man war über die alte hinaus, aber man wußte es nicht, und keiner kam auf den Gedanken, die [illegible] Begriffe der [illegible] Ethik als ebenbürtig, ja als überlegen gegenüberzustellen.

Wer heute einmal [illegible], wie man sich damals vergeblich abmühte, das Neue in eine [illegible] Formel zu fassen, wie man das Richtige doch nicht traf, und [illegible] Theorien auf Theorien [illegible], um sich philosophisch durch das unfaßbare Dilemma hindurchzuhelfen, der kann sich eines Lächelns kaum erwehren.

Aus diesen Tagen stammen die [illegible] von ästhetischen Theorien, die da lehren, daß in der Kunst ganz andere Gesetze gelten als im Leben, daß diese ihre ewigen unveränderlichen Rechte habe, daß das Rein-Aesthetische (d. h. das neu-sittliche) nicht mit dem Maßstabe der Moral (d. h. der alten Ethik) gemessen werden [illegible], daß der ästhetische Standpunkt (d. i. der des modernen Gefühls) höher stehe [illegible] moralische (d. i. der der alten Ethik). Man braucht nur anstatt „ästhetisch“ [illegible] Auseinandersetzungen, „modern ethisch“ zu setzen, und statt „moralisch“, [illegible]thisch“, und man wird immer das Rechte treffen.

Durch diese Theorien hat die Bedeutung der Kunst für die geistig-sittliche Entwicklung der Menschheit eine auch nicht entfernt entsprechende Würdigung erfahren. Alles Vorbildliche für die eigene Zeit wurde ihr genommen, indem die romantische Aesthetik lehrte, jener ästhetische (d. i. neuethische) Gesichtspunkt, der in der Kunst gelte, dürfe beileibe nicht zur Richtschnur der Menschen im Leben dienen. Hier gelte es nach der alten, nach der veralteten Ethik weiter zu leben. Schlegels Lucinde wurde eigentlich nur durch diese Theorie geschützt, und als Friedrich Schlegel nach seiner modern ethischen Anschauung lebte, warf man ihm vor, er habe unsinnigerweise versucht, das, was in der Dichtung ja allerdings gelte und zu recht bestehe, ins Leben einzuführen.

Was die dreifach verschiedene Stellung Schillers zu der besprochenen Frage in drei verschiedenen philosophischen Perioden seines Lebens für die geistig-sittliche Entwicklung bedeutet, ist damit klar. Es ist eine ethische Frage, und es macht unserem Schiller alle Ehre, daß er zur Zeit seiner größten geistigen Reife die moderne Ethik, die in seinem Gefühl lebte, über die Buchstabenmoral der Kirche stellte, wenn er auch den bezeichnenden Ausdruck für diese Frage nicht gefunden hat.

Ein Epilog zur Berliner Kunst-Ausstellung.

Ueber allen Wipfeln ist Ruh. Keine Losverkäuferinnen mehr und keine Militärmärsche draußen im Park, kein kunstsinniges Publikum mehr und kein weltfrohes, sehend um gesehen zu werden, drinnen in den Sälen. Die Zeitungen berechnen den Ueberschuß nnd folgern daraus, wie schön alles gewesen ist, wie wert der Wiederholung: die internationale Kunstausstellung von 1891 ist todt, es lebe die internationale Kunstausstellung des Jahres 1892. Was München kann, sollten nicht auch wir es können? Jedes Jahr wollen wir die fremden Kunstschaaren zu uns laden; und wenn die argen Franzosen auch zur Strafe wieder nur Bougereau's Oedheit schicken sollten — wir brauchen die Anregung, gebt uns die gemalte Internationale!

So liest man's in den Blättern, und wenn man's so hört, mag's leidlich erscheinen. Steht aber doch schief darum. In hundert Punkten ist unser Ausstellungskram der Reform bedürftig; und wenn wir heute nur einen einzigen herausgreifen, so geschieht es, weil ein bestimmter Fall die Uebelstände und diesen ganzen Hexensabbath streitender Interessen recht anmutig anschauen läßt.

An Stelle des Senats der Berliner Akademie, welcher bisher die Ausstellungen bei uns veranstaltet, ist, wie man weiß, in diesem Jahre der Verein Berliner Künstler als Unternehmer getreten, mit Herrn von Werner an der Spitze. Das ist ein alter Gegensatz, wie man ebenfalls weiß, zwischen den Herren vom Akademiesenat und dem Direktor der Berliner Akademie, Anton von Werner, ein Gegensatz, den man, wenn man mag, auch als einen küstlerischen auffassen mag, zwischen den Vertretern des ausgelebten Pfannschmidt-Idealismus und dem Maler preußischer, also wohl realistischer Staats- und Kriegsbilder. Man konnte darum schon früh erfahren, von den Wohlunterrichteten, daß diesmal ein ganz neuer Geist im Ausstellungspark wehen werde, ein frischerer, modernerer, dessen wir bald ein Hauch verspüren würden. Und, in der That, höchst ungerecht wäre, zu leugnen, daß die internationalen Anregungen dieser Ausstellung, so viel man auch gegen das Einzelne der Zusammenstellung und der Auswahl auf dem Herzen haben mag, gegen frühere Veranstaltungen des Akademiesenats einen Fortschritt ausmachen. Aber daß es an Freiheit mangelt, trotz alledem, an Liberalität des künstlerischen Urteils und an Unparteilichkeit, das ist es, was wir behaupten und was wir beweisen werden.

Von der verunglückten Abteilung der Norweger soll die Rede sein. Nur unbe-

stimmte Nachrichten sind in die Oeffentlichkeit gedrungen, über einen Konflikt zwischen Otto Sinding, dem ausgezeichneten Vertreter der norwegischen Kunst, und Anton von Werner; und mit Erstaunen hat man erfahren, daß diese merkwürdigen Werke, von Thanlow und den Andern allen, dann im Münchener Glaspalast aufgetaucht sind, zu dessen größten Zierden sie gehören. „L'avenir, c'est aux norwégiens" hat der alte Meissonier gesagt, und die Münchener Ausstellung macht sein Wort wahr. Das sind die Schätze, welche Berlin hätte besitzen sollen; und was hat es statt dessen erhalten?

29 norwegische Künstler mit 55 Bildern haben sich zurückgezogen, und geblieben sind Herr Hans Dahl und einige Genossen, welche eine ärmliche Abteilung des großen Kunstraumes ärmlich füllten. Künstler, die in Düsseldorf und Berlin leben, mußten als Norweger gelten, obgleich sie nur ihren Geburtsort dort oben haben, nicht ihre künstlerische Heimat; und schlecht gemalte Mitternachtssonnen und verkäuflich lächelnde Schnitterinnen versuchten vergebens den Ausfall wirklich modern empfundener Bilder zuzudecken. An der Breitseite des Raumes paradirte ein großartiger Versuch von Herrn Dahl, Sturm auf See zu malen: inmitten eines gepeitscht sein sollenden Meeres erblickt man auf schaukelndem Boot die bekannten hellen, geleckten und süßlich lächelnden Gesichter von Dahlischer Abkunft. Nein, diese Fischersleute hatten nie eine Scheereninsel gesehen und kein Strindbergischer Uebermensch brauchte sich vor ihnen zu fürchten; nein, dieser Richtung gehörte die Zukunft nicht, und nicht einmal die Vergangenheit, Gottlob, hat ihr gehört!

Nun muß man aber wissen, daß Herr Hans Dahl, dessen lächelnde Unbedeutendheit sich hier unter norwegischer Flagge so zu spreizen wußte, das eigentliche Karnickel des Streites gewesen ist; und daß Otto Sinding sein Amt als Vertrauensmann niederlegen mußte, weil man ihm gegen alle Abrede einen Nachbarsmann in Herrn Dahl hinterrücks beisetzte, für den er sich höflich bedankte; aber schon sehr! Sinding hat eine Darstellung dieser ganzen Affaire niedergeschrieben, welche uns vorliegt; und wir wollen nun Einiges daraus mitteilen, lieber ein bischen ausführlich als zu knapp: auf die Vorgänge hinter den Coulissen wirft es das erbaulichste Licht — beinahe schon Mitternachtssonne!

Herr von Werner also, der Vorsitzende des Berliner Komités, richtete eines Tages an das „repräsentative Komité der bildenden Künste" in Christiana eine „freundschaftliche und kameradschaftliche" Aufforderung, an der Ausstellung teilzunehmen, und ersuchte sie, in Gemäßheit der beigeschlossenen Statuten, zugleich als Aufnahme-Jury zu fungieren; als Vertrauens- und Mittelsmann schlug er den zeitweise in Berlin lebenden Herrn Sinding vor. Man nahm an: Sinding werde als Vertreter gewählt; und alles schien in schönster Ordnung, als Herr Hans Dahl an Werner die Mitteilung gelangen ließ: die norwegischen Kunstverhältnisse würden von einer Clique beherrscht und Sinding sei ihr Wortführer. Obgleich nun jenes „repräsentative Komité" Vertreter der verschiedensten Kunstrichtungen in sich begreift, und obgleich Sinding seine Kunstanschauung noch niemals anders vertreten hatte, als dadurch, daß er Bilder malte, so wie er sie zu malen wußte, so ließ doch Herr von Werner unter der Hand — während er mit dem Vertrauensmann in scheinbarem Vertrauen weiter verkehrte — sich von Herrn Dahl ein Namensverzeichnis norwegischer Künstler ausfertigen, nach persönlicher Auswahl natürlich; und ohne mit einem Wort Sinding und dem offiziellen Komité in Norwegen Mitteilung zu machen, in deren Hände doch das Arrangement der norwegischen Abteilung gelegt war, ließ er 22 persönliche Einladungen nachträglich ergehen, welche die Physiognomie des Ganzen selbstverständlich verändern, und auf gut Dahlisch verbessern sollten. „Ein jeder wird einsehen können" — so fährt Herr Sinding in seinem Rechenschaftsbericht fort, dem wir hier folgen — „daß sowohl das Komité wie die Jury durch diese persönlichen Masseneinladungen in eine schiefe Stellung gebracht werden mußte, um so mehr, als vorher der Jury anempfohlen worden war, mit besonderer Strenge vorzugehen. In der Kunst anderer Länder — nehmen wir z. B. Frankreich — giebt es auch verschiedene Richtungen; würde das Berliner Komité wohl einem offiziellen französischen Komité gegenüber gewagt haben seine Hülfe zu leihen, um eine kleine Minorität zufrieden zu stellen, welche sich den vorgeschriebenen Regeln nicht unterwerfen wollte — eine Minorität, von deren

künstlerischer Wirksamkeit das Berliner Komité jedenfalls, was die Meisten unter ihnen betrifft, gar keine Spur von persönlicher Kenntnis hatte."

Die Konsequenz dieses Vorgehens war, daß plötzlich statt eines Kommissars für die Norweger zwei vorhanden waren: einer, den die Norweger wollten, Sinding, und einer, den Herr v. Werner wollte, Dahl; und dieses höchst ungleiche Gespann sollte sich nun als eine „Hängekommission" aufthun? Als sich Sinding weigerte, unter diesen Umständen mitzumachen, erhielt er von Herrn von Werner eine Belehrung zum Bessern, der er sich jedoch mit norwegischer Hartnäckigkeit verschloß; und seine Landsleute, verstockt wie er, gaben ihm Recht und faßten einstimmig den Komitébeschluß: von der Ausstellung ganz zurückzutreten. Das Telegramm der Norweger an die Berliner, „die einzige Antwort, die zu schicken war", nach Sinding, lautete: „Da das repräsentative Komité der norwegischen Künstler durch das Verfahren des Berliner Komités und durch die persönlichen Massen-einladungen ohne Wissen des repräsentativen Komités, sowie durch die Verweigerung der Rechte des norwegischen Abgesandten, an der selbständigen Ausgestaltung der norwegischen Abteilung beschränkt worden ist, glaubt das Komité, die Verantwortung für die Repräsentation Norwegens auf der Berliner Ausstellung nicht weiter übernehmen zu können und zieht sich in Folge dessen zurück." Wie die Beteiligung der Franzosen, war somit auch die Beteiligung der Norweger gescheitert; und diesmal wenigstens konnte man nicht das heimische Ungeschick hinter patriotischer Entrüstung verbergen.

Herr von Werner hat nun versucht, sein Vorgehen zu begründen durch Berufung auf das sehr verwickelte Statut. Es giebt da so ein paar Mausefallen, wahre Kautschuk-paragraphen, mit denen sich zuletzt jede Willkür rechtfertigen läßt. Wie schwach aber diese Argumente der Berliner Herren sind, zeigt am besten der Hinweis auf den Paragraphen 8 der Statuten, welcher im Wesentlichen folgendermaßen lautet:

„Alle von der Aufnahme-Jury angenommenen Kunstwerke genießen freien Hin- und Rücktransport. . . .

Etwaige Transportversicherung ist vom Aussteller zu tragen. Nachnahmen und Spesen werden nicht vergütet, ꝛc. ꝛc.

Das Ausstellungs-Komité kann in einzelnen Fällen Ausnahmen von obigen Bestimmungen gewähren."

Auf diesen Paragraphen berief sich das Komité, um sein Vorgehen zu rechtfertigen! Während es klar ist, daß die „Ausnahmen" des § 8 sich lediglich auf die Bestimmungen innerhalb dieses Paragraphen beziehen können, also auf Transport und andere äußere Dinge, welche füglich in Praxi Ausnahmen zulassen, gab man ihnen die weiteste Auslegung, welche das Statut vollständig gegenstandslos macht! Ebenso gut, sagt Sinding mit treffender Ironie, „konnte das Komité behaupten, daß es befugt wäre, von § 7 Ausnahmen zu machen, welcher bestimmt, daß der deutsche Kaiser es ist, welcher die Medaillen der Ausstellungen verteilt." In die pure Willkür mußte diese Auslegung führen, und alles war erlaubt, was Herrn von Werner und seinen Getreuen gefiel: statt Grundes diene der Wille; der Wille zur Ausnahme nämlich! . . .

An einem einzelnen charakteristischen Falle haben wir das Zustandekommen desjenigen, was man eine Internationale Ausstellung nennt, beleuchten wollen. Es ist nur ein Beispiel, unter vielen der neueren Zeit. Die Zurückweisung der „ehrenvollen Erwähnungen" dort, der Lärm um refüsierte Kunstwerke hier, alles miteinander zeigt wie viel veraltetes und verzopftes in unserm Ausstellungswesen noch steckt. Dieses ganze Behördliche, dieses Reglementiren und Bureaukratisieren (gepaart noch dazu mit souveräner Willkür und unendlichen „Ausnahme"-Bedingungen) muß fallen; die Pariser Spaltung zwischen einem offiziellen Salon und den freien Vereinigungen der Künstler zeigt deutlich, daß nicht nur bei uns etwas faul im Staate ist. Lieberalität ist zu fordern, und daß dem wahrhaft Lebendigen sein wohlgemessenes Teil werde; daß man nicht durch heimliches Mauövrieren den wirklichen Stand der Dinge verfälsche. Gleiches Recht für alle und keine willkürlichen Verfinsterungen: Freilicht! Und wenn wirklich jetzt an Stelle des offiziellen akademischen Senats die Gesamtheit der Berliner Künstler treten soll, so ist künstlerische Freiheit und Unparteilichkeit vor Allem zu fordern. Ob dann freilich Herr von Werner der rechte Mann an der Spitze ist? Herr von Werner, der sich das Lebensmotto eigenhändig gedichtet hat:

Eins bist Du dem Leben schuldig
Handle oder trag in Ruh
Bist Du Ambos, trag geduldig,
Bist Du Hammer, schlage zu.

Für welche Rolle sich der Direktor der Berliner Kunst-Akademie entschieden hat, im Falle Sinding wie in anderen Fällen — das brauchen wir nun wohl nicht mehr auszuführen, nach allem, was vorausging.

Orgie.

Von **Emil Strauß**.

(Schluß.)

Ich war äußerlich das Gegenteil meines Vaters, er war riesenhaft, ich ein Knirps, er war bartlos, ganz bartlos, ich hatte üppigen Bartwuchs schon als Jüngling. Was liegt näher? Als ich noch ein Teil meiner Mutter war — ich kam im ersten Ehejahr zur Welt — da mochte die Mutter, die nach jahrelanger Ehe noch über die Länge ihres Mannes scherzhaft klagen konnte, sich noch nicht an seine Größe gewöhnt haben, mochte heftiger dagegen aufbegehrt, ein Stück davon hinweggewünscht haben! Da mag ihr auch oft seine Bartlosigkeit ärgerlich gewesen sein. Aus seinem gutmütigen, scherzlustigen Wesen, daß gern Ernstes durch Neckerei verzögerte, und ihrer ungeduldig auffahrenden, rascheren Art spann und baute ich mir einen Auftritt zurecht, wie sie durch seine neckende Hartnäckigkeit gereizt, durch die Gegenwart anderer in ihrem Stolze gekränkt, durch die Ohnmacht ihrer Versuche außer sich gebracht, leidenschaftlich den Wunsch ausstieß: „Daß Du doch nur halb so groß wärst, dann wollt' ich Dir!“ Und da ist mir, als erinnere ich mich ganz haarscharf, wie der animalische Lebens- und Wachstumswille in meiner Mutter durch den höheren, mächtigeren leidenschaftlichen Willen des bewußten Menschen gebremst wurde, wie in mich ungeborenes Wesen ein elektrischer Gegenstrom hineinschlug und den Trieb zu werden und zu wachsen zurückdämmte. Das war, wie ein Schlag oft den Menschen der Fähigkeit zu gehen beraubt, von heut auf morgen hirnlahm macht, nur wars hier gerichtet auf die zentrifugale Fähigkeit des ganzen fleischlichen Mechanismus. O es ist mir so klar! so klar! Meine Mutter erlebte mein Unglück ja nicht mehr; ich war ein kleiner, doch gesunder, kräftiger und aufgeweckter Kerl, als sie starb, von dem man halt sagte: wart', wenn der mal ins Wachsen kommt, holt er alles nach! Es ist gut, daß sie mein Aufschießen nicht mehr erlebt hat, ich hätte ihr unendliche Seelenfolter geschaffen. Denn so gut ich Fleisch und Blut von ihrem Fleisch und Blut, Nerven von ihren Nerven, die Ursache erkannte und erkannte doch nur mittelst der Seelenkräfte, die sie mir gab — nicht aus einem großen äußeren Fonds — die sie mir abgab, abtrennte aus der Fülle der ihrigen — ebensogut hätte sie selbst es verstehen und fühlen müssen! Ich verstand, fühlte es, erinnerte mich daran doch nur als Teil meiner Mutter! Welcher Jammer für sie, welch unüberwindlicher! Wie gütig ist doch die Natur, die uns oft unsere schwerste Schuld nicht mehr erkennen läßt!

Mein Vater ahnte natürlich nichts! Der ist eben naturgemäß viel mehr der Sohn seiner Mutter, als der Vater seines Sohnes! Das ist ja ein Glück! Er hätte ja sowenig wie meine Mutter selbst eine Stütze gehabt gegen das Bewußtsein, einem Sohn das Leben geschenkt und zugleich — „verhunzt“ liegt mir in der Feder; ich will schreiben — verdorben zu haben!

Ich ertrags ja leichter! Bin ich nicht menschenfähig — und was sind denn Menschen für einen Menschen, der sich selber kennt! — so bin ich doch naturfähig! Daraus quillt mir der helle, jauchzende Strom der Lebensfreude, der mir alles Schwärzliche und Schmerzliche hinwegschwemmt!

Da war nun mein Hemdlein geseift und geknetet und gerieben und geschwenkt und ausgerungen und klar und weiß; aber trocken wars nicht. Ich suchte die Sonne; kein

Strahl drang in die Schlucht, aber drüben auf dem Berghang, woher ich gekommen, da lag ihr Abglanz, so golden er nur konnte. Ich zog mich geschwind noch einmal durchs Wasser, ließ die Kleider unter der Brücke, ergriff das Hemd und rannte unverfroren über die Brücke. Da fand ich auch einen schmalen, steilen Pfad, mehr zum Klettern als zum Gehen, den klomm ich empor in die Sonne; die nasse Wäsche breitete ich über einen schwankenden Rosenstrauch, der sich zornig über die Beschattung darein verbiß, den nassen Menschen legte ich auf einen heißen, flachen Fels daneben auf den Bauch. Links vom Berge hernieder flutete der Sonnenglanz über Farren und Felsen und Kastanien und Rosen und Gräser und Kräuter, vor mir lag er auf dem Stück Bisbino, das ich noch sah, und auf dem breiten Berg, der den See querüber abzuschließen schien, und auf der jenseitigen Hälfte des Sees, daß der durchsichtig hellgrün leuchtete; wo sie aber nicht hinkonnte, wo der Schatten der Berge lag, da blaute das Wasser tiefdunkel. Und langsam und träg, daß meine Hand zuckte, um zu schieben, arbeitete sich ein Dämpferlein durch die Fluten, von den blauen nach den grünen. Nur nach rechts sah ich mit Schmerzen. Da schnitt die tiefe, schwarze, geheimnisvolle Kluft in die Berge, wohin ich nicht konnte, wohin ewig verhaltenes Brausen und Donnern lockte. Und darüber her vom Bergkamm herab streckte die Sonne ihre Midashände. Ich drehte mich mit satten Augen auf den Rücken und breitete die Arme aus. Ei, diese Wonne! wenn die Sonne das Wasser von Deinem Leib Tröpflein auf Tröpflein schlürft und Dein kühler Leib wärmer wird und wärmer und die Luft um ihn heißer und heißer und die Haut das Zittern der kochenden Luft spürt wie ein zartes Betasten, und die Sonne aus Pflanzen und Erde und Felsen brandige Düfte herausdörrt, die Du gierig einschnaufst! Wenn Du fühlst, wie zuerst auf dem Kopf eine Pore sich bläht und spannt, bis mit leisem Kitzeln eine Schweißperle aus ihr hervorsproßt, und so eine nach der andern, und kaum ein zartes Lüftchen über Dich streicht wie ein seidner Schleier, und Dein Körper wie gesalbt daliegt; wenn Du spürst, wie der Fels unter Dir sich feuchtet und Du nun in das Wunder Dich versenkst, daß Dein Schweiß die obere Fläche des Felsen aufweicht, daß dann die Sonnenglut das aufgeweichte zu Staub brennt und dörrt, den der nächste Regen herabwäscht und so der Fels fruchtbarer Humus wird, aus dem Blumen aufsteigen und Kastanienbäume — wenn jeder Nerv an Dir in beglückender Thätigkeit ist und durch alle Sinne die Herrlichkeit der Natur in Dich strömt — was kannst Du sein als ein Gefäß, ihre unendlichen Gaben zu sammeln, in bewußter Seligkeit zu sammeln!

Da stand ich auf und streckte mich so hoch es ging und sagte vernehmlich: „O mein Freund Giacomo Leopardi, Freund trister Stunden! Hast Du das nie erlebt? Dann warst Du dessen nicht würdig! Höre, wenn ich Dich hier hätte, dann würde ich Dich würgen, bis Dir die Luft ausginge und Du schnapptest: ich ersticke ja! und würde Dich ins Wasser werfen und tunken, bis Du gurgeltest: ich ertrinke ja! und würde Dich an die Sonne legen und braten lassen, bis Du ächztest: ich verbrenne ja! und dann stellte ich Dich nebenhin in Deinem ganzen lebensgierigen Lebensekel und ließe Dich die schönen Verse umdichten:

Assai
Palpitasti. Non val cosa nessuna
I moti tuoi, nè di sospiri è degna
Ha terra. Amaro e noia
La vita, altro mai nulla e fango è il mondo!

So — nun war es mir selbst etwas zu heiß! Wäre Hamlet an meiner Stelle gewesen, er hätte nicht mehr gesagt:

O schmölze doch dies zu — zu harte Fleisch,
Zerflöß und löst in einen Thau sich auf!

Mein Hemd war noch feucht; ich ließ es hängen und ging wieder hinab zum Wasser. Die Sonne war aber mittlerweile über die Kluft getreten, darum kehrte ich um und holte das Ding vom krallenden Rosenstrauch; unten mußte ein Haselbusch sich ihm neigen. Und

nun ins Wasser! Hei, zischend fuhr die Glut meines Leibes in die kalte Flut und dampfend wieder heraus, wie ein glühender Stahl dampft und zischt, den man im Wasser härtet! Bis der Brand verrauchte! Mir war, als würde ich nie mehr den Wasserfall verlassen. Ich ging hin, wo die Silberfäden niederflossen übers schiefrige Gestein, krallte mich fest und ließ sie über mich laufen, ins Gesicht, auf die Brust prallen. Ich kletterte höher empor, wollte auf die Steinpyramide, die oben lag, und klomm von Stufe zu Stufe und brüllte vor unbändiger Lust ins Tosen der Wasser hinein und kam mir vor wie ein märchenhaftes Wasserwesen, das unartig am Bart des Wasseralten hinaufstrebt. War das nicht ein Silberbart, das da oben nicht eine aufgestülpte Nase? Ich stieg und zog mich empor und fiel plötzlich zurück und klatschend auf den Rücken ins Becken und beim Versinken hörte ich ein Gelächter vom Wassersturz her; wie ich heraus wollte, stieß ich an einem Stein; ihm bei Seite zu schaffen, packte ich ihn mit beiden Händen, er saß fest und ging schwer los. Da hörte ich wieder das Lachen vom Fall her — ein Wasserweib, das über Deine Mühe lacht! Und wütend schwang ich den großen Stein mit der Kraft des Grimmes, meine Muskeln strafften sich stählern wie im Kampf: „Da hast eins, Luder göttliches!“ Und der Stein flog ein paar Schritte vor mir ins aufspritzende Becken — mich aber zog das Übergewicht nach, wieder lag ich drin. Wie ich aufstieg, klang mir alles verworren, gedämpft und meilenfern, Wasser war mir in den Ohren geblieben; ich bohrte mit den Fingern, daß es aus dem rechten wich, links gelang es nicht. Da zog ich das rechte Bein an mich, neigte das linke Ohr auf die Schulter und hüpfte mehrmals auf dem linken Fuß: da dehnte sich und zog sich zusammen oder sank, anstieg das Wasserbläschen im Ohr, das Brausen ward bald dumpfer bald heller und nach einem Knistern, wie wenn ein Seifenbläschen platzt, hatte ich wieder klares Gehör. So mag es dem Kind sein, wenn es zu hören beginnt.

Ich war, das Gesicht gegen die Brücke gekehrt, aus dem Wasser gestiegen, und wie ich nun von ungefähr aufschaute, stand da droben ein Bauernweib mit einem Mädelein, entsetzt mich anstarrend. Ich aber drehte mich in plötzlich toller Laune um und stürzte mich kopfüber in die Flut. Solang der Atem halten wollte, blieb ich unten und, wie ich dann behutsam übers Wasser schaute, waren die beiden verschwunden. Ich lachte, daß die Felsen hallten.

Jetzt setzte ich mich vorn bei meinem Hemd auf einen sonnigen Klotz und verfolgte, wie das Becken hier in lauter kleine Rinnsale zerrissen sich Weg sucht, und freute mich am Hüpfen und Lichterspiel der Wellen und horchte, wie aus dem Brausen und Dröhnen melodisch das Murmeln und Schwätzen und Singen der kleinen Wässerlein klarer und klarer sich herauswand. Mir ward ganz still im Herzen. Immer neue Klänge entdeckte ich und nun war mir, als ob es hinter meinem Rücken schluchze und weine. Ich lauschte und ein gegenstandloses Mitleid weitete meine Brust und ich lauschte. Und auf einmal stand ich verträumt auf, flüsterte: „Das Wasserweib!“ und suchte den Klang. Wo das Wasser um den Stein brach und weinte, kauerte ich mich zusammen, flüsterte: „ich hab' ihm wehgetan!“ und strich sanft mit der Hand über die Welle hin, als wollt' ich sagen mit dem alten Kinderreim:

Drei Tag Regen, drei Tag Schnee!
'S thut dem lieben Wasserweib nimmer weh!

Und ich muß lange dagesessen uud geträumt haben. Als ich aufstand, lief mir der Schweiß wieder und mein Hemd war ganz trocken und die Sonne viel weitergeschritten. Ich nahm noch ein Bad, kleidete mich an und hatte Hunger. Das nächste Dorf in der Richtung, aus der ich gekommen, war ziemlich fern; ich nahm also an, daß ich den Weg fortsetzend bälder auf eines stoßen würde. Und wirklich nach einem martervollen Abstieg, den ich allen Prozessionen und Wallfahrten zum abgewöhnen empfehle, kam ich in ein Dorf. Das erste Haus war geschlossen, ins zweite trat ich ein und rief: „Holla!“ Ein Mädelein kam; aber wie es mich nahe sah, schrak es zurück und wich langsam und stetig rückwärts; ganz bleich murmelte es etwas wie „Fontann!“ Ich wollte daraus entnehmen, daß es mich vorhin von der Brücke gesehen und fragte nähertretend: „wo ist Deine Mutter?“ Da entwich es nach hinten durch die Thür. Ich wartete; wie niemand kam,

trat ich ins Zimmer; dies war leer und das Fenster offen. Ich ging auf die Straße, um anderswo zu fragen; da sah ich das Kind fern bei anderen stehen, die sich bei meinem Nahen flüchteten und die Thüren zuschlugen. Obgleich es nur Kinder waren, ich kam mir wie verfehmt vor, als stände' ich am Pranger, und ich überlegte, wo mich bergen. Da erblickte ich vor mir tief unten das Seeufer, Häuser und eine Landungsbrücke und eiligen Schrittes, weiten Schrittes, soweit die Beinlein konnten, den Blick aufs Pflaster gesenkt, floh ich aus dem Dorf. Es war ein doppelter Marterweg: das Höllenpflaster auf dem jähen Weg und die Kinder scheu an den Fenstern. Auf atmetete ich, wie ich ins Freie kam. Nie hab ichs bittrer und schärfer empfunden, was Menschsein heißt, wenn man nicht ganz ist, wie die anderen alle! Und meine Mutter kam mir mit Schmerzen in den Sinn und ich mußte mich am Weg niedersetzen, um des Weinens Herr zu werden. Und wieder mußt ich denken: wie gut ist es, Mutter, daß Du es nicht erlebt hast!

Ich blieb sitzen, bis ich ein Dampfboot auftauchen und hersteuern sah, dann eilte ich hinab, ohne mich umzusehen, zur Landungsbrücke und fuhr zurück nach Como, einsam unter Deck auf einen Divan gestreckt. Leopardis Verse besuchten mich:

Che travagliosa
Era mia vita; ed è nè cangia stile.

(Como, 19./20. Juli 1891.)

Theater.

Lessing-Theater. Der Präsident. Drama in vier Akten von Karl Emil Franzos.

Im nördlichen Oesterreich scheint es doch recht schlimm herzugehen. In derselben Gegend, wo jetzt böhmische Commis die deutschen Reisenden in slavischer Sprache zu verhauen pflegen — man nennt das bekanntlich eine Ausstellung — lebte seit einem Jahrhundert etwa eine blühende Generation von verführten Mädchen, unehelichen Töchtern und Kindesmörderinnen: das reine halbe Asien. Darum hat es auch Herrn Franzos gereizt, den Entdecker ethnographischer Merkwürdigkeiten, aus seiner engeren Heimat ins weitere Vaterland zu pilgern, von der Bukowina über Mittelösterreich weg bis in die nördlichen Provinzen, da wo die schwarzgelben Pfähle dem Lande Sachsen sich schon nähern, als wo bekanntlich auch die schönen Mädchen erfreulich wachsen. Im Jahre 1785, so stellte er fest, fing die Geschichte bereits erbaulich an: grade zu Neujahr fand sich im Findelhause ein Knäblein unbekannter Abkunft ein; und da man bereits ahnte, daß es einmal in gebrochen Deutsch reden würde, in jene effectvoll-ungewissen Bühnensprache, darin sich Zigeuner und Mikosch' schöne Seele treffen, so nannte man ihn nicht Johannes Neujahr, sondern gleich auf gut tzecisch Johannes Novyrok. Er wuchs heran und seine Eltern blieben standhaft unbekannt: man erfuhr also nicht, ob die Mutter nur als Anhängerin Rousseau's ihr Kind ins Findelhaus getragen hatte, oder der Kürze halber, oder weil sie einfach eine verführte Gouvernante war. Novyrok heirathete und ward (ohne alle Unregelmäßigkeiten, merkwürdigerweise) Vater eines gesunden Mägdleins. Nun aber nahte der Verführer mit Riesenschritten: das Mägdlein fiel ihm zur Beute, ward Mutter, Kindesmörderin, Angeklagte, alles wie es sich gehört. Uebrigens hat sie mit dem Stücke gar nichts zu thun, so wenig wie Vater Novyrok, der darum auch einen ganzen Akt beherrscht.

Nun lebte aber in dieser selben, unregelmäßigen Gegend ein hochgeborener Ehrenmann, Reichsfreiherr von Sendlingen, der Präsident des Landgerichts. Beinahe freilich wäre auch er nicht hoch sondern natürlich geboren worden, sein Vater liebte eine Bürgerliche, und eben im rechten Moment noch ward die Mesalliance geschlossen. Aber Beispiele schrecken, und so zog denn der Reichsfreiherr vor, als er selbst Mann und Verführer ge-

worden, wie landesüblich, die Geliebte im Stiche zu lassen; diese aber ward nicht Kindesmörderin, sondern bildete ihr Kind lieber zur Erzieherin aus. Uebrigens kommt sie im Stück nicht vor; besonders, weil sie bereits verstorben ist.

Nun lebte aber in dieser selben, unregelmäßigen Gegend ein hochgeborener Ehrenmann, Heinz Graf Riesbach, der Sohn von Sendlingers Cousine; er war brav und ernst und verführte daher, als die Zeit gekommen war, die Gesellschafterin seiner Mutter; und da er gerade eine kleine Reise ins Ausland machte, unterschlug die würdige alte Dame die Briefe des Sohnes wie ihrer Gesellschafterin, was immerhin die Postverbindungen im nördlichen Oesterreich etwas unvorteilhaft beleuchtet, sie stieß das Mädchen ins richtige Elend, diese ward Mutter, Kindesmörderin, Angeklagte. Uebrigens hat sie im Stück nicht viel zu thun und tritt nur im dritten Akt einmal auf.

Wunderbar, wie die Wege der Bühnen-Vorsehung aber sind, stehen jene Verführte und diese einander menschlich nahe, und Heinz Riesbach ist ohne zu ahnen in der Familie geblieben: seine Geliebte ist Sendlingers natürliche Tochter, also seine kleine Cousine. Und zur ersten Fügung fügt sich nun eine zweite: grade vor den Gerichtshof des Präsidenten kommt sein eigenes Kind, die Kindesmörderin. Freilich, alles hätte gut gehen können, (das heißt schlecht), wenn nicht zufällig der Vizepräsident des Gerichts, der eigentlich die Sache entscheiden sollte, just die (hoffentlich legale) Entbindung seiner Tochter erwartet hätte; und wie österreichische Richter nun einmal sind, zieht er es vor, lieber dem Erscheinen des neuesten Erdenbürgers zu assistieren, als über das Verschwinden jenes andern noch mitzuraten. Uebrigens hat er auch in dem Stücke nichts weiter zu thun.

Und so wäre denn der tragische Conflict glücklich in die Wege geleitet, der Conflict um Neigung und Pflicht: über seine eigene Tochter zu urteilen, geht gegen den Eid des Richters, aber sich als „befangen" ablehnen, will er auch nicht; darum wählt er den einfachen Weg und läßt sie entfliehen. Johann Novyrok scheint dabei behilflich gewesen zu sein, der mit Kindesmörderinnen umzugehen weiß; doch die Sache blieb dunkel, denn es geschah um Mitternacht. Die Tochter also lebt, aber der Vater muß sterben: er ist ein Mann der strengen Pflicht, sonst hätte er sie ja nicht verletzt. „Mir kinderlosen Wittwer ist der Beruf alles," so bemerkt er selbst, im schönsten Französischen Beamtendeutsch. Er entdeckt sich also dem Minister, der eigens zu diesem Berufe noch im vierten Akte aus Wien hergereist kommt und übrigens im Stück weiter nichts zu thun hat; und da sich ein öffentlicher Eklat weniger empfiehlt, so entfernt sich Sendlingen in der Richtung nach dem Pistolenkasten hin, der schon den ganzen Abend über ein unentbehrliches Requisit gebildet hat. Sein Freund, der Advocat Berger aber hält ihm ergriffen die Leichenrede: er hatte anch sonst im Stücke nichts zu thun gehabt.

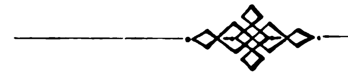
In einem sehr passenden, pathetisch-parodistischen Stil wurde das Stück von den bewährten Künstlern des Lessingtheaters heruntergespielt; nur Marie Meyer störte das Ensemble durch ihre ungehörige Natürlichkeit: die geehrte Dame glaubte wohl, sie wäre in der Freien Bühne? So hätte es ein recht vergnügter Abend werden können, wenn sich das Publikum entschlossen hätte, auch nur ein klein wenig mitzuspielen; es blieb aber stockernsthaft. Jeder Präsident mußte es als befangen in verwandtschaftlichen und freundschaftlichen Gefühlen ablehnen.

Otto Brahm.

Von neuer Kunst.

Gerhart Hauptmann steht im Begriff ein neues Drama zu vollenden. Es führt den Titel „Die Weber" und stellt den Aufstand der schlesischen Weber im Eulengebirge dar, im Jahre 1844. Wenn man will, wird man also das Stück ein historisches Drama nennen können; es führt in eine Zeit zurück, welche der Dichter nicht selbst erlebt hat, die ihm aber aus frühen Erinnerungen der Kindheit und aus eifrig erworbener Anschauung deutlich vor Augen steht. Auf wiederholten Studiengängen ins Eulengebirge hat Haupt-

mann gestrebt, sich die Ueberlieferung des Stoffes lebendig zu machen und hat eine Anzahl Zeugen aus jener Zeit noch getroffen, die die geschriebene Tradition durch mündliche ergänzen konnten. Im Mittelpunkt des Stoffes steht das bekannte „Weberlied“: wie es die Ereignisse schürt und begleitet, schildert der Dichter, und läßt in Szenen von entschlossenem Realismus die ganze verzweifelte Not dieser gequälten Menschheit vor des Zuschauers Auge erstehen. Sein Held ist nicht ein Einzelner, sondern die ganze breite Schicht der Webersleute, der alten und jungen, der thatkräftigen und der geschobenen, der handelnden und der zagenden; er giebt Massenpsychologie und Massenschicksale, und die Vielheit der Helden drückt er deshalb gleich im Titel seines Werkes aus. Das Stück ist zum größten Teil im Dialekt geschrieben und wird dadurch, sowie durch manche Eigenheit des Stoffes, den Vergleich mit „Vor Sonnenaufgang“ nahelegen; über die Gattung der „Familienkatastrophe“ aber wächst es entscheidend auf durch die Größe des Vorwurfs, welcher in einem bestimmten, fest umrissenen Milieu soziale Geschehnisse von weiter Bedeutung auffaßt: was in diesen Kämpfen von 1844 zuerst ans Licht rang, hat sich seitdem, hier und dort und überall, wiederholt, und das einzelne Geschehnis, das Hauptmann darstellt, erweitert sich zu typischem Vorgang. Der Dichter hat das schlesische Stück in Schlesien auch begonnen und wird es dort abschließen, in Schreiberhau im Riesengebirge, wo er ein Bauerngut erworben und sich ansässig gemacht hat.



Ein Begräbnis.

Von

Arne Garborg.

Autorisierte Uebertragung aus dem Norwegischen von Erich Holm.

Es war fünf Minuten über zwölf, und um halb eins sollte er begraben werden. Ich konnte also noch einige Minuten sitzen bleiben.

Kotig und garstig draußen, ein stimmungsloser, schmutzigtrüber Christiania-Werkeltag. Man schrieb übrigens gerade den ersten Februar.

Mein Freund, der Redacteur und ich, wir saßen recht gemütlich iu unserer Ecke. Der Café hatte Aroma und war behaglich warm, der Sherry nicht zum Schlimmsten und an Gesprächsstoff kein Mangel, bot sich uns doch die Situation.

Die Situation aber bestand darin, daß heute um 1 Uhr das neugewählte Stothing von König Oscar II. persönlich eröffnet werden sollte.

Der Redacteur behauptete zwar, er wüßte, was die Thronrede enthalten würde. Nämlich nichts! In Wirklichkeit aber waren wir auf sie gespannt. Es ließ sich doch nie genau erraten, worauf das Ministerium Selmer verfallen könnte. Gesetzt, es sagte einige geschickt gewählte Worte in Betreff der 83 Neuntejuni-Männer, welche die Nation so witzig gewesen, ihm auf den Hals zu schicken. Keine Rede, daß es sich zu etwas Derartigem versteigen werde. Aber setzen wir den Fall!

Die eigentliche Hauptfrage war indessen eine andere und wichtigere. Würde das Odelsthing das Ministerium in Anklagestand versetzen? Wir hoffen es. Es sei auch wahrlich hohe Zeit, meinte ich. Der Redacteur sah es als gegeben an. Im ganzen Lande fordere es die öffentliche Meinung mit Entschiedenheit, sagte er. Es käme ihm auch ganz so vor, als ob mit den lieben Herren und norwegischen Männern in diesem Jahre nicht zu spaßen sein würde. Und mein geehrter Freund wurde geheimnisvoll und feierlich. Ich lauschte mit Andacht seinen geflüsterten Worten und er vertraute mir, daß er eigentlich nichts wisse. Die Väter der Nation, sagte er, seien schweigsam in diesen Tagen, aber gerade dieses Schweigen sei so beredt! Man fühle, daß sich dahinter männliche Entschlossenheit berge. Er müsse lebhaft eines französischen Wortes gedenken, dessen er sich übrigens nicht genau entsinne, eines Wortes, welches darauf hinausgehe, es möchten die Könige sich durch das Schweigen der Völker gewarnt sein lassen. Für diese Warnung würde man hier kein Verständnis besitzen, darin stimmten wir Beide überein. In diesem Falle jedoch blieb den Repräsentanten des Volkes offenbar nichts übrig, als zum Handeln zu schreiten.

Bei diesem Resultate waren wir angelangt, als ich, wie erwähnt, auf die Uhr sah. Wir begannen nun ein wenig von ihm zu sprechen, der nun bestattet werden sollte.

Er hatte gleich uns zur literarischen Gilde gehört. Und es war keiner von den Beschränkten gewesen. Im Gegenteil. Er besaß überdies in hohem Grade die

Fähigkeit der Entrüstung und eine Gabe der Verachtung, die ich ihm beinahe neidete. Ein Dichter war er unleugbar gleichfalls gewesen. Doch hatte er sich nicht durchzuschlagen vermocht. Er war zu wenig energisch, oder zu unpraktisch, oder zu stolz, oder der Himmel weiß was. Genug, es war nichts aus ihm geworden. Und nun war er gestorben, in einem Alter von 29 Jahren. Verendet, in aller Stille, oben im Reichshospitale. Von den Arbeiten, die, wie mir wohl bekannt, ihn beschäftigten, und auf welche er seine ganze Hoffnung gesetzt haben mochte, hatte er meines Wissens nicht eine einzige vollendet. Und es gab obendrein Leute, die da behaupteten, sein Tod wäre durch den Mangel an jenen guten Dingen, um welche das Volk in der vierten Bitte des Vater Unsers betet, beschleunigt, milde gesagt, beschleunigt worden. Wir fühlten uns erschüttert. Der Redacteur hatte den Mann ja eigentlich nicht gekannt, wenigstens nicht näher, aber er fand es gleichwohl schauerlich. Wir leerten unser Glas. Der Redacteur bestellte zwei belegte Butterbrode und wir tauschten noch einige Bemerkungen über die Situation aus.

Alle Wetter, jetzt war es hohe Zeit zu gehen. Die Uhr zeigte 16 Minuten über zwölf. „Guten Morgen! Du gehst natürlich mit?“ — Nein. Der Redacteur war leider genötigt, im Storthing zugegen zu sein.

Ich patschte die Ankerstraße hinauf, in der Absicht, mich auf den Erlöserfriedhof zu begeben.

Merkwürdig, daß es gerade bei einem Begräbnisse auf diesem Friedhofe gewesen, wo ich zum letzten Male mit meinem hingeschiedenen Collegen beisammen war. Es fand damals das Leichenbegängnis einer Frau, einer angesehenen Dame, der Gattin eines äußerst hervorragenden Politikers der Linken statt, und es fiel uns auf, daß in dem ganzen großen Gefolge kaum ein einziger Parteimann der Rechten zu sehen war. Und denen, die sich eingefunden, war ohne Zweifel nichts weniger als wohl zu Mute. Unter Anderem war ein unglückseliger Officier zugegen, der sich aus Verwandtschaftsrücksichten nicht wohl hatte absentieren können, andererseits aber seinen konservativen Anschauungen sicherlich nur höchst ungern bei einer Begräbnisfeier der Linken sich sehen ließ. Er hatte demzufolge das Auskunftsmittel ergriffen, in Civil zu erscheinen, wie er sich überdies während der Feierlichkeit in der Kapelle, so gut es ging, in einem Winkel, hinter der Ausgangsthür zu verbergen suchte. Wir bespöttelten es ein wenig, gingen aber sodann zur Erörterung der Situation über. Es war die Rede von dem Verluste an Arbeitskraft, welchen politische Verhältnisse, wie wir sie eben durchmachten, zur Folge hatten, von dem Mangel an Arbeitslust, den die Spannung, in der wir von Früh bis Abend lebten, hervorrief.

Nachher, ich konnte mich noch wohl erinnern, waren die Leichenpredigten aufs Tapet gekommen. Mit ihrer Abschaffung, meinten wir, würde allen Parteien gleich sehr gedient sein. Den Priestern, die seit achtzehnhundert Jahren an den Grabeshügeln immer wieder dasselbe Thema behandelten, sei nicht zuzumuthen, daß sie demselben eine neue Seite abgewinnen sollten, und uns Zuhörer war es ja rein, als hörten wir auf der Drehorgel eine populäre Melodie ableiern. Sie war uns ja doch schon bis zum Ueberdrusse bekannt. Mein werther Freund hatte im Allgemeinen nicht eben sonderliches Interesse für Predigten an den Tag gelegt. Und heute sollte die Predigt über ihn selbst gehalten werden. Nun, zum Glück konnte er sie nicht vernehmen.

Plötzlich blieb ich stehen. Eine Erinnerung durchzuckte mich. Er sollte ja gar nicht am Erlöserfriedhofe begraben werden. Anderwärts, weiß der Himmel wo, Sophienlund, nein, Sophienberg, Kreuzelement, draußen bei Grünerlökken. Auf dem Armenfriedhofe, da war es. Nun, in gewisser Beziehung war das ja auch das Richtigste. Aber wie, in aller Welt, jetzt da hinaus kommen.

Die Pferdebahn! Natürlich! Ich setzte mich mit einer gewissen Hast in Bewegung, obwohl der Koth und die Galloschen mein Vorwärtskommen sehr erschwerten.

Als ich mich in einer solchen Entfernung vom Wagen befand, daß ich ihn sehen, jedoch noch nicht erreichen konnte, fuhr er ab. Pferdebahnwagen haben das so in der Gepflogenheit. Ihm zu winken wäre vergeblich gewesen. Er glitt bereits bei der Elephantenapotheke um die Ecke. Also noch fünf Minuten zu warten. Das Ganze war natürlich darauf abgesehen, daß ich zu spät kommen sollte, das erkannte ich nur zu wohl. Aber jetzt wollte ich erst recht hinaus. Auf solche Weise ließ ich mich nicht darum prellen. Und ob ich nun auch ein Stück von der Leichenrede versäumte, — na, du mein Gott.

Ich etablierte mich auf dem Trottoir vor der Erlöserkirche, um den nächsten Wagen abzuwarten. Und auf's Neue überließ ich mich meinen Erinnerungen. Wo war es nur, wo ich mich jenes letzte Mal von ihm verabschiedet! — Ich entsann mich, daß es am Youngstoro gewesen, an der Ecke der Marktstraße. Da standen wir eine Weile und ließen uns über die Polizei unserer guten Stadt Christiania aus. Das letzte, was ich in dieser Welt zu ihm sprach, waren ohne Zweifel die Worte: „Adieu, ich muß zu Tische!"

Er sah ein wenig trüb drein und war nicht wie sonst. Den Eindruck, besonders kräftig zu sein, hatte er allerdings niemals gemacht; aber er hatte etwas Freudiges, Selbstbewußtes, als sei er Herr über das Dasein. Etwas Hoffärtiges, Schroffes lag in dieser kleinen, schmächtigen Erscheinung, das sich vielleicht besonders in der Stirne ausprägte. Ein Felsgrat, der so abschüssig, daß er nicht bestiegen werden kann, und sich dessen bewußt wäre, unbesteigbar zu sein, müßte einen derartigen Ausdruck annehmen. Aus den Augen leuchtet es wie gutmütiger Spott, die emporgezogenen Brauen gaben dem Lächeln etwas Überlegenes, die feinen Mundwinkel vermochten wundersam zu höhnen, und die Nase, die kleine, scharflinige Nase konnte sich in prächtigster Verachtung rümpfen. Wenn er so recht aufgeräumt war, z. B. bei einem Kommers, im geselligen Verein eine Rede „für" das Ministerium Selmer hielt, es einer alten, windschiefen Föhre, weit draußen in einem Moore, die morsch, der Zweige beraubt, mehr und mehr von allen Vögeln des Himmels verlassen wird, vergleichend, oder „für" die Reaktion, die da sitze und den Baumast unter ihrem eigenen Gesäß absäge, ohne von der augenscheinlichen Folge eine Ahnung zu haben, oder wenn er unter guten Kameraden in Scherz oder Hohn sich über dieses und jenes ausließ, was in seinen Augen nicht heilig war —wie er da kampflustig aussah, förmlich schnaubte vor Kampfbegier; wie die Augen aufleuchteten und das ganze schmale Antlitz vergnügt lächeln konnte, wenn er das vernichtende Wort, das treffende Bild gefunden.

Kein Ausdruck war ihm zu stark, als daß er ihn in seines Herzens Aufrichtigkeit nicht hätte „gegen all das Verrottete," all das „Überlebte," all das „was im Wege stehe und versperre," was verfinsternd und erstickend sich über das Leben lege und breite, hätte schleudern mögen. Aber ich sah dasselbe Antlitz auch vor Begeisterung blaß werden, und die Augen — ich glaube sie spielten ins Grüne — sie funkelten förmlich elektrisch, wenn er sich warm für das gesprochen, „was vorwärts trage," für den, „der voran gehe".

Doch nun, jenes letzte Mal war nichts dergleichen an ihm zu bemerken gewesen. Er war stille geworden, matt. Ein etwas schütterer, gelblicher Bart war an der Oberlippe und dem spitzen Kinn hervorgesprossen, und das Antlitz hatte etwas Abgespanntes, Mutloses. Die Augen traten hervor und erschienen größer als früher; in ihrem Weiß schimmerte eine Art Glanz, den ich sonst nicht darin gesehen. Wenn er lächelte, so war es mehr in schmerzlicher als überlegener Weise, und er sprach

abgerissen und mit schwacher Stimme. Er sei auch wirklich eine Zeit krank, ernstlich krank gewesen, und nun wäre es vorüber. Doch hätte er zuweilen so sonderbare Empfindungen im Kopfe, sagte er. Mitten im Gehen komme ihm manchmal vor, daß die Straße sich mit ihm zu heben anfange, daß er leise in die Luft schwebe.

Er fühle sich natürlich auch ein wenig matt.

Ich riet ihm zur Vorsicht.

So etwas habe wohl an sich nichts zu bedeuten, aber es könnte sich weiter entwickeln. Vor allem müsse er ein wenig rationell, mit anderen Worten, gut leben, und außerdem sich geistiger Anstrengungen vorläufig enthalten. Er antwortete nicht weiter auf meine wohlgemeinten Worte. Es mochte ihn in gar eigener Weise belustigt haben, als ich ihm Wohlleben anempfahl. . . . .

Der Tramway kam heran. Ein Bekannter hatte sich mittlerweile zugesellt. Er wollte ebenfalls zum Begräbnisse.

Es war ein junger Mann von angenehmem Äußern, korrekt gekleidet, mit hohem Hute auf dem Kopfe. Sein Wesen hatte etwas Ruhiges, Gemessenes. Obgleich Norweger von Geburt, behandelte er doch die dänische Sprache mit einer gewissen Sorgfalt, wie etwas, das Achtung verdiene. Vielleicht rührte dies daher, daß er von Beruf ein Schulmann.

Wir teilten einander mit, daß wir uns verspätet. Bei ihm hatte die Verspätung ihren Grund in dem Menschendrange beim Storthinggebäude, der ihn aufgehalten. Es sei eben alle Welt auf den Beinen, den König zu sehen. Überdies könne nicht geleugnet werden, daß sich augenblicklich eine gewisse Unruhe der Gemüther bemächtigt habe. Ob wohl etwas Wahres an den letzten Gerüchten, Gerüchte, die allerdings allarmierend genannt werden müßten.

Der Wagen rasselte heftig, während er langsam und behäbig seines Weges über die Storgade dahin kroch. Wir mußten schreien, um uns einander verständlich zu machen. Aber mein Bekannter hatte ein gutes Organ.

Bei einem mir geeignet scheinenden Punkte unterbrach ich ihn mit einer Frage über den Verstorbenen.

„Ja, der arme Junge", sagte mein Bekannter, „er hätte jetzt leben sollen! Eben jetzt! Das hätte ihn interessiert, z. B. heute der Eröffnung des Storthings beizuwohnen. Er war ja so außerordentlich für die Politik eingenommen! Und gerade jetzt wird sich zeigen, welchen Ausgang die Sache nimmt. Die Frage betreffs des Reichsgerichtes muß ja im eigentlichsten Sinne als eine brennende bezeichnet werden."

„Ja, er hätte jetzt dabei sein sollen," antwortete ich. „Waren Sie während seiner Krankheit bei ihm oben?"

„Ja." Mein Bekannter war zufällig einer von den zwei, drei Samaritanern, die ihn besucht. Allein, es wäre gar nichts mehr mit ihm anzufangen, total mit ihm vorbeigewesen.

„War er bewußtlos?"

„Das nicht, aber vollständig verfallen. Das Gedächtnis hatte ihn verlassen, er wußte nicht, was um ihn her vorging. Richtete man eine Frage an ihn, so antwortete er in's Blaue hinein."

„Der Kopf also war's?"

„Alles mögliche miteinander. Er war vollkommen abgezehrt. Ich glaube, die Ärzte sprachen von einer Tuberculose aller Organe. Von einer Lebenstüchtigkeit war keine Spur mehr."

„Litt er sehr?"

„Nein. Er klagte nur zuweilen ein wenig über Kopfschmerz. Im Übrigen schien ihm sein Zustand wenig Bedenken einzuflößen.“

„Und war er sich des Verfalls seiner Geisteskräfte bewußt?“

„Nein. Er fand, wir Anderen wären mit einem Male rechte Faselhänse geworden. Es sei gar kein vernünftiges Wort mehr mit uns zu reden. Selbst gegen seinen Arzt hegte er in dieser Beziehung starkes Mißtrauen. „Er lebt sicherlich nicht mehr lange, der Mann,“ meinte er, „er ist ja vollkommen schwachsinnig.“ „Sollte es nicht vielleicht Dein Geist sein, der ein wenig geschwächt?“ frug ich. „Da magst Du, meiner Treu, so unrecht nicht haben,“ gab er zurück.

„Wie ist es denn aber nur zu alledem gekommen? Er lebte ja hier mitten unter uns, und vor nicht mehr als einem Jahre, oder kaum so lange, war er noch so frisch, so wohlgemut, als man nur sein kann. Er war sogar verliebt und trug sich mit Heiratsgedanken.“

„Ja, damals hatte er gerade gute Zeiten. Aber es war das letzte Mal. Im Allgemeinen dürfte es ihm recht schlecht gegangen sein die letzten Jahre. Ich glaube nicht, daß ein Mensch im Stande wäre zu sagen, wie er sich eigentlich durchgeschlagen. Er schrieb zwar ziemlich viel und hielt auch ab und zu einen Vortrag, aber was kam damit heraus? Verwendung an Schulen hätte er hie und da finden können, aber er besaß keine Vorliebe für eine derartige Beschäftigung. Seine Nerven taugten nicht dazu, vielleicht hatte er, im Ganzen genommen, auch nicht die Kraft dazu.“

„Seine Familie aber?“

„Seine ganze Verwandtschaft bestand nur mehr aus zwei Oheimen, wovon allerdings der eine ein reicher Mann. Aber was half das? Mit dem reichen Onkel hatte er gebrochen.“

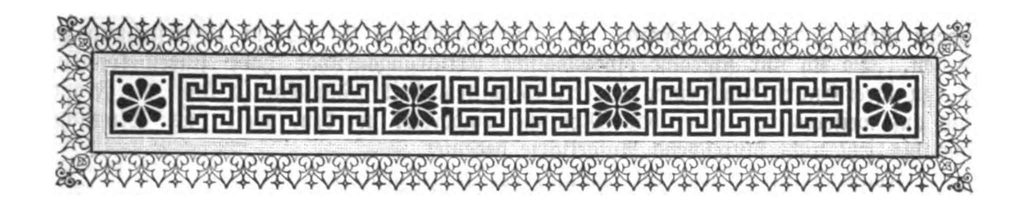
„Das war eine Dummheit von ihm.“

„Ja, natürlich. Übrigens hat eigentlich nicht er mit dem Oheim gebrochen. Es gab eine Zeit, kann ich Ihnen sagen, wo er bei seiner Familie sehr gut angeschrieben war, ich erinnere mich noch recht wohl. Er war eben immatrikuliert worden und kehrte wie im Triumph zu den Seinen heim, hatte sein Examen gut bestanden, besaß glückliche Anlagen und große Strebsamkeit, war Dichter, Redner, alles mögliche und wurde förmlich fêtiert. Dann aber begann er, hierher zurückgekehrt, für die Volksbeglückungstheorien zu schwärmen, wurde Grundtvigianer, ein Mann der Freiheit, und schließlich alles über Bord werfend, schnitt er sich die ganze Carrière dadurch ab, daß er Lehrer an einer Volkshochschule wurde. Da war es aus.“

(Schluß folgt.)



Verantwortlich für die Redaction Wilhelm Bölsche, Friedrichshagen. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler. Druck: A. Seydel & Cie. Beide in Berlin.



Mystik — bis auf weiteres.

Von August Strindberg.

Vor einigen Jahren gab es in Frankfurt einen Wundertäter, der durch Auflegen der Hände Krankheiten heilte, ganz wie Doktor Charcot in Paris und die Lehrer am gymnastischen Institut. Aber der Wundertäter hatte die üble Angewohnheit, während des Actus Gebete zu verrichten, was Doktor Charcot bekanntlich nicht thun soll. Da der Mann ungebildet war und für sein Heilvermögen keine Erklärungsgründe finden konnte, schrieb er es ganz bescheiden einer höheren Macht zu. Als der arme Mann die Aufmerksamkeit eines hochstehenden Kranken auf sich lenkte und dadurch Ehre gewann, wurde der Beschluß in das liberale Programm aufgenommen, an dem Wundertäter Kritik zu üben. Ein Sturm erhob sich gegen ihn, und jeder Freisinnige hielt es für eine Pflicht gegen sich und seine Kommittenten, mindestens einmal in der Woche gegen den Wundertäter, der alsbald zum Charlatan gestempelt wurde, vorzugehen. Die Aerzte, welche die Methode als unwissenschaftlich und für den öffentlichen Gesundheitszustand schädlich erwiesen hatten, schossen natürlich mit schwerem Geschütz, und jeder Gebildete mußte unter der zwingenden Macht der Majoritäts-Meinung ein kräftig Wörtlein bei der Hand haben, um sich vor dem Verdacht zu retten, ein Anhänger des Wundertäters zu sein. Das Faktum blieb jedoch bestehen: daß der Mann gewisse Krankheiten, besonders Nervenleiden, durch Auflegen der Hände (und Gebete) heilte.

Ich habe den Mann nie gesehen, vernahm das Geschrei und hütete mich sehr wohl, Zweifel gegen die wüthende öffentliche Meinung auszusprechen, die mich und meine Familie hätte ins Unglück stürzen können. Aber schweigen war gefährlich, denn Inquisitoren gingen überall umher und lasen in dem Schweigen der Menschen eine geheime Anhängerschaft. Ich wurde bald verdächtig, und da ich Arzt war, mußte ich mich gegen den Charlatan aussprechen, obwohl ich weder den Mann noch sein Verfahren gesehen hatte.

Das Handauflegen hatte für mich einen Sinn, weil ich durch Streichen Kopfschmerz zu heilen pflegte; aber die Macht des Gebetes hierzu wollte mir nicht recht einleuchten, denn ich war Atheist. Ich verwarf das Gebet auf Grund eines kategorischen Postulates, das mir befahl, alles zu verwerfen, was die Wissenschaft von ihrem gegenwärtigen Standpunkt verwirft; und ich hatte kürzlich die Beobachtung gemacht, daß ein Arzt der Vergessenheit und der Not anheimfiel, weil er die vierte Dimension, nur zur Untersuchung, zu Hilfe gezogen hat. Aber ein Ereigniß, das sich bald darauf in meinem Hause zutrug, zwang mich gegen meinen Willen und

gegen mein Interesse, die Frage von der Macht des Gebets zur Untersuchung zu stellen. Da ich nur schwache psychologische Erklärungsgründe habe finden können, die zu ihrer Entwickelung einer längeren Gedankenarbeit bedurften, so kann die Frage bis auf weiteres nur unter das Mystische eingereiht werden, weil das Mystische das bis jetzt nicht hinreichend Aufgeklärte bedeutet.

Folgendermaßen war der Verlauf der Angelegenheit.

Eines Nachts werde ich von meiner Frau geweckt, die mir mit Geberden der Verzweiflung erzählt, daß meine siebenjährige Tochter von Krämpfen befallen sei. Nachdem ich mir die Kleider übergeworfen hatte, eilte ich in das Kinderzimmer.

In ihrem Bettchen lag meine Tochter im Starrkrampf. Die Glieder waren steif, die Daumen in die Handfläche gedrückt; die Augen blutunterlaufen, starr, und das Gesicht blau. Alle Zeichen deuteten darauf hin, daß es ein Anfall von epilepsia nocturna war. Ich trat sofort an den Arzneischrank, nahm etwas Bromkali und Belladonna und suchte meine Frau damit zu beruhigen, daß der Anfall bald vorübergehen werde. Obwohl ich selbst nur wenig Vertrauen in die Mittel setzte, flößte mir der verzweiflungsvolle Zustand meiner Frau einen unerschütterlichen Glauben ein, und obgleich selbst voller Verzweiflung in die Furcht, das Liebste, was ich besaß, zu verlieren, überkam mich eine unbeschreibliche Ruhe, als ich meiner Frau Ruhe zusprach, ganz wie der Trunkene nüchtern wird, wenn er einen andern Berauschten sieht und ihn nüchtern machen will.

Ich wog die Dosen ab, ohne mit der Hand zu zittern, und gab sie dem Kinde mit voller Zuversicht, es dadurch wiederherzustellen. Aber als die Wirkung ausblieb, die Anfälle sich mit stärkerer Kraft erneuerten und meine Frau zweifelnde Blicke auf mich warf, fiel ich zusammen. Hier war nur der Tod zu erwarten, denn das Kind war schwächlich und schien jeder Widerstandskraft zu entbehren.

Es war mir, als ob man in Begriff stände, mir ein Glied abzunehmen, einen Teil meiner Seele zu exstirpieren, was ja auch thatsächlich der Fall war, da ich diesem Kinde Fleisch von meinem Fleische gegeben und meine Gedanken in sein Gedankencentrum gegossen hatte. Machtlos fühlte ich meine Kraft bei dem allmählichen Aufhören der Lebenserscheinungen des Kindes schwinden, ich setzte mich ratlos auf einen Stuhl am Bette. Meine Frau war wie eine leblose Masse auf die Erde gefallen.

Wir hatten beide die Zügel verloren; da kein Versuch zum Widerstand gemacht wurde, schien die Sache ihren eigenen Weg zu gehen.

Plötzlich sehe ich die Gestalt meiner Frau sich aufrichten, ihre Hände falten sich zum Gebet; ihr Kopf hebt sich, der Rücken wird gerade. Ihre Lippen bewegen sich, und der schwächliche Körper scheint sich mit Kraft zu füllen, die schlaffen Muskeln des Gesichts strecken sich, und die Augen bekommen Glanz.

„Thu' etwas!" befiehlt sie mir.

Und ich gehorche, obwohl ich nicht weiß, was ich thun soll. Maschinenmäßig und nur, um zu gehorchen, lege ich die Hand auf die Stirn des Kindes, die andere auf seine Brust und bleibe sitzen. Während meine Frau immer noch im stummen Gebet verharrt, erneuert sich der Anfall unter meinen Händen, die sich heben, ohne Widerstand leisten zu können, denn ich war vollständig machtlos.

„Bete zu Gott, daß er uns hilft," befiehlt meine Frau.

In diesem Augenblick schwebt mir Kant's Widerlegung der Kraft des Gebets vor, den Willen Gottes zu ändern, in meiner Uebersetzung: die Gesetze der Natur, und ich betete natürlicherweise nicht.

Bei dem nächsten Anfall, als wir schon glaubten, daß alles zu Ende sei,

ergreift meine Frau meinen Arm und ruft: „Sie stirbt! So bete doch für sie!“

In diesem Augenblick hörte jede bewußte Denkkraft bei mir auf: ich vergesse Kant und den Atheismus, unter dem Einfluß eines stärkeren Willens, als der meinige augenblicklich ist, bewegen sich meine Lippen, und längstvergessene Worte, die ich seit fünfundzwanzig Jahren nicht mehr gesprochen hatte, drängen sich hervor. Mit den Worten steigen alte Gedanken empor, mit den Gedanken wächst meine Stärke. Die Brust, die zusammengefallen war, füllt sich mit Luft; das Rückgrat, das gekrümmt war, richtet sich auf; meine Arme spannen sich, und ich fühle, als ob ein Strom neuer Kraft gleichsam aus meinen Fingern strahlt. Die Hoffnung wächst, ein Optimismus bemächtigt sich meiner, und ich glaube, das Kind mit meine bloßen Händen heilen zu können. „Wie einfach,“ möchte ich sagen, wie ich es in einem häufig wiederkehrenden Traume zu thun pflege, in dem ich die Kunst des Fliegens lehre.

Ob das, was nun folgte, in irgend einem Kausalzusammenhang mit dem Gebet steht, vermag ich vor dem Richtstuhl der Wissenschaft nicht zu beschwören, allein folgendes trat ein. Solange ich betete (wenn ich es so nennen kann), blieb das Kind ruhig, aber kurze Zeit, nachdem ich damit aufhörte, begannen die Paroxysmen wieder. Und ich betete von neuem, ich glaube (Gott verzeihe mir!) das Vaterunser fünfundzwanzig mal, und ich hätte Buddha angerufen, wenn ich darin einen Vorteil gesehen hätte. Gegen Morgen fiel das Kind in Schlaf und war gerettet!

Was soll ich nun davon glauben? Meine Frau war sicher, daß nur Gott uns geholfen hatte, aber das wollte mir nicht einleuchten. Ich schämte mich furchtbar, als hätte ich eine Charlatanerie begangen, aber die Hauptsache war gewonnen, und meine Seele hatte für den Augenblick keinen Schaden genommen und ich hoffe, auch nicht für die Ewigkeit.

Daß es meine Nervenströme waren, welche die des Kindes durch Kontakt und Leitung regelten, davon habe ich die unumstößlichen Beweise der Wissenschaft; es bleibt nur noch der Versuch übrig, zu erklären, wie das Gebet die Ströme, die sich anfangs passiv verhalten, hatte wecken können. Wenn ich meine religiöse Entwicklung von meiner Kindheit an durchgehe, glaube ich einige Spuren zu einer Erklärung finden zu können, die, heute zwar noch nicht befriedigend, in der Zukunft vielleicht zu einer Theorie herauswachsen können. Meine ältesten Erinnerungen führen mich in eine Zeit beständiger Furcht zurück. Ich ängstigte mich vor der Finsternis, vor dem Gewitter, vor meinen stärkeren Geschwistern, vor meinem Vater. Es schien mir stets ein tiefes Dunkel vor mir herzuschweben, das vermutlich nichts anders als das Unbekannte im Leben, vielleicht gar die Zukunft selbst war. Der erste Gott, das heißt: die erste Beschützerin, die ich fand, war meine Mutter. An ihre Brust flüchtete ich mich, wenn jene Panik des Kindes vor dem Dunkel mich überfiel. Sie tröstete mich, beruhigte, verband meine Wunden und zeigte mir die Ursachen all jener schreckeinjagenden Wirkungen, die ich sah. Als ich aber vernünftiger geworden war, lehrte sie mich zu Gott beten. Das geschah des Abends, wenn ich mich zu Bett legte und das Licht ausgelöscht werden sollte. Sie lehrte mich, daß er über uns wachte, wenn wir schliefen, und daß er alle bösen Mächte bekämpfen könne. Aber — hier schob sie wieder den Gott der Furcht und des Opfers ein — er beschützte nur diejenigen, welche artig und Gehorsam gegen ihre Eltern waren. Das letztere sagte mir weniger zu und war auch nicht nötig, denn ich hatte vor meinem Vater genügend Furcht, um es zu wagen, ungehorsam zu sein.

Dann betete ich stets Abends, und mir war es, als ob eine unermeßliche

Ruhe mir von außen zuströmte, eine Ruhe, die im Vergleich zu dem, das meine Mutter mir geschenkt, in Kraft und Stärke aufging. Aber des Morgens, wenn es heller Tag war, betete ich nicht mehr, vermutlich weil ich mich nicht mehr fürchtete.

Diese Gewohnheit des Betens hielt nicht lange bei mir an. Ich betete, wenn ich zur Schule ging, daß ich meine Aufgaben können möge; ich betete auf dem Heimweg um ein gutes Mittagbrod. Und konnte ich meine Aufgaben nicht oder erhielt frugales Mittagbrod, so vergaß ich entweder die Kontrole oder war bereits solch ein Fatalist, daß ich es dem Willen Gottes zuschrieb, wenn mein Gebet nicht erhört wurde und bei dem Mißgeschick ein Auge zudrückte, um mich nicht der Hoffnung zu berauben, daß Gott das nächste Mal bei mir sein würde.

Besonders erinnere ich mich eines Vorfalls, da die Macht des Gebets mir augenblicklich wirkend und unfehlbar erschien. Ich war acht Jahr alt und bei einem Küster auf dem Lande in Pension. Die Kirche lag dicht bei der Wohnung und stand im Sommer größtenteils offen. Wir Jungen liefen oft hinein, um zu spielen, und in wilder Fahrt klettre ich auf die gräfliche Bank und balancire auf dem Gesangbuchbrett. Das Brett fällt mit großem Geräusch herab und die Kameraden laufen davon. Ich war allein in der Kirche. Die Altartafel erschreckte mich, und Christus blickte so streng auf mich herab; die Einsamkeit jagte mir Furcht ein, aber am meisten ängstigte ich mich vor dem abwesenden Grafen, der Obrigkeit der Kirche und des Dorfes, dessen Bank ich verdorben hatte. Ratlos stand ich da und zitterte am ganzen Körper, ohne zu wissen, was ich beginnen sollte. Da klopft es in dem trocknen Holze der alten Kanzel. Ich fahre zusammen, werfe mich am Altar zur Erde und bitte Gott, mir zu helfen, die Bank wieder in Ordnung zu bringen. Durch das Gebet gestärkt, stehe ich auf; ich hebe das Brett auf, besichtige es ruhig, sehe, daß die Nägel noch daran sind und daß die Sache mit einem Hammer leicht gemacht ist. Und als ob ich einen Hammer in der Tasche mit mir herumführe, ziehe ich den Schuh aus, schlage die Nägel fest und die Bank war reparirt.

Was bedeutet dies nun? Die Furcht ging soweit, daß sie „den Mut des Feigen“ hervortrieb, und damit, da keine Flucht möglich war, erscheint die Besinnung oder der Verstand. Ich komme zu mir, wie es heißt, sammle, fasse mich, und die Klugheit verjagt den momentanen Wahnsinn, den der Schreck hervorgerufen hatte.

Aber dies erklärt nicht das letzte Phänomen, von welchem jetzt die Rede ist. In meinen Gedanken über Gott lebte die Vorstellung von einem unendlich starken Mann, von dem ich durch das Gebet Kraft leihe. Es ist eigentümlich, daß ich niemals zu dem schwachen, gepeinigten Christus betete, nicht einmal jetzt, da sein Bild über dem Altar hing. Vermutlich hielt ich ihn für ebenso hilflos wie mich selbst, und mit Mitleid war mir nicht geholfen.

Mit den wachsenden Kräften, mit der Erkenntnis von der Welt und mit einem großen Kreis von Freunden verschwand die Furcht, und damit hörte allmählich das Beten auf. Aber Gott blieb bestehen, obwohl er nach und nach zu einer unpersönlichen Prämisse verstummte, von der alles wie Konklusionen emanirte. Er war ein philosophischer Begriff geworden. Mit dem Darwinismus war Gott für mich nicht abschafft, denn daß die Schöpfung sich nach bestimmten Gesetzen und in klarer Ordnung entwickelt hatte, bestärkte mich gerade in meiner Annahme von dem Vorhandensein eines Ordners und Gesetzgebers. Wie also wurde ich Atheist?

Nachdem ich sechsunddreißig Jahre in dem Glauben gelebt, daß ein jenseitiges Leben nur das geben würde, worauf ich im gegenwärtigen hatte Verzicht leisten müssen; durchdrungen von der falschen Vorstellung, daß ich für die Menschheit,

für andre, arbeitete, während ich mich doch nur für eine Partei bemühte, sah ich mich plötzlich mit Weib und zwei Kindern vor eine so gewaltige Krisis gestellt, daß ich nur den Tod für uns erblickte. Alle Mittel waren erschöpft, jede Aussicht zum Wiedereintritt in die Gesellschaft und zu einer Stellung geschwunden, und meine Kinder hatten einen verhaßten Namen zum Erbe, der ihnen den Weg versperren würde; und daß sie bald Erben sein würden, glaubte ich zu fühlen, denn meine seelischen und körperlichen Kräfte waren sehr herabgesetzt. Jetzt, da ich vor dem Tode stand, fühlte ich, daß es Vernichtung war, die sich mir näherte. Aber ich mußte einen stärkeren Fond von Kräften besessen haben, als ich glaubte, denn jetzt erhob sich meine Begierde zum Widerstand, und anstatt Gott anzurufen, forderte ich den Tod zum Ringen auf. Anstatt wie früher mich unnützen Grübeleien hinzugeben, bleibe ich schnell bei dem Resultat stehen: daß, wenn es einen Gott und ein jenseitiges Leben gäbe, diese ignorirt werden müssen, denn solange man seine Hoffnung jenseits des Todes setzt, vernachlässigt man sein Leben, sein einziges Leben vielleicht. Ich werde Atheist aus Pflicht, aus Notwendigkeit; damit habe ich meine Schiffe hinter mir verbrannt und muß zum Kampf ans Land gehen; einsam, ohne Freunde, ohne Stütze. Und mit einer Kraft, die ich früher nicht gekannt, auf mich allein angewiesen, setze ich mich an den Schreibtisch und reguliere mein Konto. Und nun in der elften Stunde der Not finde ich, daß ich nicht allein große materielle Hilfsquellen besitze, die ich total vergessen habe, sondern auch ausstehende Forderungen, ruhende Arbeiten, selbst nichtgekündigte Gelder, und daß die Gefahr unter dem Einfluß abgespannter Nerven nur eingebildet war. Bei näherer Untersuchung entdecke ich, daß ich viele, einflußreiche Freunde habe und daß sich die Zukunft in hellster Beleuchtung zeigt. Darauf werfe ich mich eine Zeitlang auf das Studium der Gegenwart, soweit sie Bezug und Einfluß und mich hat; suche den Platz ausfindig zu machen, wohin Natur und Begabung mich rufen; entdecke die Strömungen, die mich tragen können, anstatt wie früher die Strömungen leiten zu wollen. Und damit ist mein Fahrzeug vom Schiffbruch gerettet!

Für einen alten Christen war die Leere nach Gott zuerst sehr unheimlich, besonders solange die Krisis andauerte, aber unheimlicher waren doch früher jene zehn Jahre meines Lebens, da ich in der Erwartung, daß Gott mir Hilfe und eine eingebildete Gerechtigkeit angedeihen lassen würde, meine besten Jahre vergeudete. Aber diese Leere wurde bald durch ein ungeheuer umfangreiches Material ausgefüllt, welches die Umsicht für die Forderungen des Lebens sammelte, und ich glaubte nach Verlauf einiger Jahre, daß mir erst jetzt meine Mannkraft stets disponibel geworden war und daß ich mich aus einem wehr- und regellosen Feigling in einen stets bewaffneten Kämpen verwandelt habe, der man stets im Streit des Lebens sein muß. Daher wurde der Atheismus meine neue Religion, und wenn ich am Krankenbette meines Kindes, im Schlaf überrascht, als meine Kräfte gelähmt waren, zum Gebet meine Zuflucht nahm, so geschah es unter den Umständen, die ich oben angeführt habe. Wäre ich am Tage, besonders des Morgens, als ich mich bei voller Körperstärke befand, gerufen worden, so hätte ich niemals nötig gehabt, dieses Mittel zu ergreifen, und ich glaube immer noch, daß das Gebet nicht dem Kinde, sondern mir geholfen hat.

Wie konnte das Gebet mir helfen? Und was ist die physisch-psychologische Formel des Gebets? Wäre ich Pantheist, so würde ich die Erklärung wagen, daß das Individuum, indem es aus sich herausgeht, aus der Weltseele Kraft holt, und wie Archimedes den Punkt aufsucht, von dem aus es die Welt aus ihren Angeln heben könne, und welcher Punkt nur außerhalb liegen kann. Aber dies ist Metaphysik.

Alle Völker haben sich des Gebets mit oder ohne Opfer bedient, und es als wirksam erkannt, um den Mut und damit die Kraft zu heben. Seine Wirkung auf das Subjekt ist also ein historisches und wirkliches Faktum. Aber je schwächer ein Individuum ist, je niedriger es steht, desto stärker ist es im Gebet. Sollte nun, physiologisch genommen, das tieferstehende Individuum, welches noch größtenteils durch unbewußte Reflexwirksamkeit des Spinalsystems gelenkt wird, durch dieses Aus-sich-herausgehen sich nur zur bewußten Reflexwirksamkeit des Cerebralsystems erheben, wodurch Reflexion, Ruhe und Selbstbeherrschung die Spukbilder der Furcht überwinden? Mir kam es oft des Nachts vor, wenn mein Gehirn leer, mein Bewußtsein halberloschen war, als ob ich, indem ich meine Gedanken auf etwas Eingebildetetes „außerhalb“ richtete und mein Gedächtnis anstrengte, um vergessene Worte zurückzurufen, dadurch das Blut wieder in das Organ des Bewußtseins getrieben hätte, welches also seine Stärke wiedererhielt und alle Nervenströme in Bewegung setzte Als meine Frau mir zu beten befahl, und ich gehorchte, war dies nur eine Reflexbewegung von meiner Seite, aber daß ich hinterher an die Macht des Gebets glaubte, Gott zu einem Wunder zu bewegen, beweist, daß ich später den vollen Gebrauch meines Bewußtseins und das Vermögen, die niedrigen Nervencentren zu beherrschen, wiedererlangt hatte. Dies ist eine physiologische Wahrnehmung, die mindestens denselben Wert hat wie die nationalistischen Erklärungen, die man von der Stigmatisierung der Heiligen gegeben hat.*)

Psychologisch konnte die Sache sich einfacher verhalten. Ich bitte um Hilfe; glaube und bilde mir ein zu glauben, daß mir geholfen ist, und die Stärke kehrt mit der Hoffnung wieder.

Ich bitte eine Person um einen Dienst. Er sagt nein! Da bin ich geschlagen. Aber er antwortet ausweichend, weder ja, noch nein. Da verleitet mich mein Optimismus, auf sein ja zu hoffen; mit der Hoffnung steigt mein Mut, mich aus der Verlegenheit zu retten, und ich habe seine Hilfe genossen, auch wenn mir niemals von ihm geholfen worden ist.

Darum sagt auch die Schrift sehr richtig, daß man glauben soll, um erhört zu werden. Aber der Glaube ist nichts andres als eine Concentrirung des Wunsches und des Verlangens, bis zum bewußten Willen gesteigert, und das Wollen ist die höchste Aeußerung von Nervenbewegung und ruft darum zu seiner Verfügung die höchstmögliche Kraft hervor. Sollte also das Getet nichts anderes sein als das Sammeln des Bewußtseins aller zu Gebot stehender Kräfte in einen Punkt, so ist dies nichts anderes als eine Umschreibung der Erklärung des Gläubigen, weil die Natur sich bisher am herrlichsten und erhabensten in der wunderbaren Kraftquelle offenbart hat, welche die Krone der Schöpfung unter der Wölbung des Schädels trägt, aus der sie von Zeit zu Zeit die Macht schöpft, um entweder die Welt aus ihrer Finsternis emporzuheben oder dem Himmel den Blitz zu entreißen.

---

*) Ich träumte eines Nachts, daß ein Falke auf meine linke Hand hinabstieß und seine Krallen in die innere Seite der Hand einschlug Als ich des Morgens erwachte, fühlte ich noch den Schmerz und fühlte ihn bis in den Vormittag hinein. Hier lagen zwei Erklärungsgründe vor: entweder hatte ein Nagel im Bette oder eine Nadel in den Betten mich gestochen und ich im Traum die Ursache gesucht: vielleicht mich im Traum in einer Landschaft befunden, Vögel gesehen und mir die Ursache im Falken konstruiert; oder der eingebildete Schmerz war durch das Auftreten des Falken im Traum mit dem erträumten Hieb seiner Krallen entstanden. Im letzteren Falle lag ein Stigmatisierung phänomen en miniature vor.

Die Betäubung des Gewissens durch Alcohol und Nicotin.

Von Bruno Wille.

Die vielgepriesene moderne Kultur findet kaum einen schärferen Kritiker und eifrigeren Verurteiler als Leo Tolstoi. Nachdem wir ihn kürzlich auseinandersetzen hörten, unsere Kunst und Wissenschaft diene großenteils zum bloßen Zeitvertreib der müßigen Menschheit, erhebt er nunmehr die Anklage, daß die Menschen systematisch ihr Gewissen betäubten, um die Verkehrtheit ihrer Lebensweise nicht zu sehen.

Die mir vorliegende Schrift „Warum die Menschen sich betäuben“ ist ursprünglich eine Vorrede, welche Tolstoi zu seines Freundes Dr. Alekſejews „Geschichte des Kampfes gegen die Trunksucht“ geschrieben hat, und die von Raphael Löwenfeld, dem Besucher Tolstois, in's Deutsche übertragen worden und bei Richard Wilhelmi, Berlin 1891 erschienen ist.

Warum — so lautet das Problem — haben die Menschen ein Bedürfnis, sich durch Schnaps, Wein, Bier, Haschisch, Opium, Tabak, Aether, Morphium, Fliegenschwamm zu betäuben?

Die gewöhnliche Antwort lautet: Zum Vergnügen, zur Erheiterung, aus Langeweile, schließlich aus Gewohnheit! Doch in Anbetracht der Thatsache, daß für die Produktion der genannten Betäubungsmittel ungeheure Massen von Natur- und Arbeitskräften verwendet werden, und daß die Menschen großenteils lieber auf das Wohl ihrer Familie als auf Schnaps, Bier, Wein und Tabak verzichten, meint Tolstoi, eine gewichtigere Ursache müsse vorliegen.

Er unterscheidet im bewußten Menschen einerseits ein „blindes, sinnliches“ Wesen, welches ißt, trinkt, atmet, schläft, sich bewegt und sich fortpflanzt, „tierisch“ und einer Maschine ähnlich ist, andrerseits ein „sehendes, geistiges“ Wesen, das die Thätigkeit des tierischen Wesens beurteilt, „indem es sich mit ihm deckt, wenn es seine Thätigkeit gut heißt, und von ihm abweicht, wenn es sie nicht gut heißt.“ Dies sehende Wesen ist vergleichbar mit der Nadel des Kompasses, die mit einem Ende gen Norden, mit dem andern gen Süden zeigt, und deren Wirksamkeit erst dann ersichtlich wird, wenn ihr Träger von der ursprünglichen Richtung abweicht. Man braucht nur eine Handlung zu begehen, welche der Richtung des Gewissens widerstrebt, und sogleich äußert sich das Bewußtsein des geistigen Wesens und zeigt die Abweichung der tierischen Thätigkeit von der Richtung, die das Gewissen anzeigt. „Und wie der Seefahrer solange nicht fortfahren durfte, mit dem Ruder, der Maschine oder den Segeln zu arbeiten, wenn er weiß, daß er nicht dorthin fährt, wohin er muß, bis er seiner Bewegung die Richtung gegeben hat, welche der Nadel des Kompasses entspricht oder so lange er sich seine Abweichung verhehlt, ebenso kann auch kein Mensch, wenn er den Zwiespalt seines Gewissens mit seiner tierischen Thätigkeit empfindet, diese Thätigkeit länger fortsetzen, als er sie entweder in Einklang gebracht hat mit dem Gewissen oder sich die Andeutungen des Gewissens über die Unrichtigkeit seines tierischen Lebens verborgen hält.“ Die einen thun das eine, die andern das andre. Um nun das Gewissen nicht zu empfinden, giebt es ein äußres und innres Mittel: das äußere besteht in Beschäftigungen, welche die Aufmerksamkeit von den Andeutungen des Gewissens abziehen, das innere besteht in der Verdunkelung des Gewissens selber. Das äußere Mittel genügt oft, zumal bei sitt-

lich feinfühligen Menschen, nicht, und so greifen sie, um die Möglichkeit des Weiterlebens zu haben, zur Betäubung ihres Hirns und somit ihres Gewissens durch Gifte.

Diese These sucht Tolstoi durch eine Reihe von Beobachtungen zu erweisen. „Eines Tages," erzählt er, „gehe ich über die Straße und komme bei plaudernden Kutschern vorüber. Da höre ich, wie der eine zum andern sagt: „Natürlich, den Nüchternen plagt das Gewissen."" Durch diese Worte angeregt, bemerkt Tolstoi, daß die Menschen, im Begriffe, eine Handlung zu begehen, die ihnen das Gewissen verbietet, sich betäuben. Neun Zehntel aller Verbrechen werden nach seiner Meinung so ausgeführt; „man muß sich stets Mut trinken." Ein gewisser Mörder habe gefühlt, daß er die Mordthat nicht vollbringen könne, ohne Schnaps und Tabak genossen zu haben. Die Hälfte der gefallenen Frauen sei unter den Einfluß des Weins gefallen, und fast alle Besucher der Prostituirten seien trunken. Im Kriege mache man die Soldaten stets trunken, wenn es sich darum handelt, im Handgemenge zu kämpfen. Jedermann wisse, daß sich Menschen infolge ihrer Gewissensbisse sinnlos betrinken, und daß Räuber, Diebe und Prostituirte nicht ohne Wein leben können.

Diesen Bemerkungen widerspricht nun freilich unser germanischer Saufaus-Spruch:

„Wer niemals einen Rausch gehabt,
Der ist kein braver Mann."

Und sicherlich wendet der Biedermensch mit einiger Entrüstung ein: Wenn ich vormittags mein Schnäpschen, mittags mein Weinchen und abends mein Bierchen trinke, so denke ich nicht daran, „mein Gewissen zu betäuben"; das brauche ich überhaupt nicht, denn ich habe ein gutes, ruhiges Gewissen.

Tolstoi schüttelt hierzu mit wehmütigen Ernst das Messiashaupt, er glaubt nicht an das reine Gewissen dessen, der „keine silbernen Löffel gestohlen" hat. Das moderne Leben ist nach seiner Ansicht derart durchseucht von Verkehrtheiten, daß nur wenige ein reines Gewissen haben können. Man brauche nur darauf zu achten, in welchen Stimmungen man zum Alkohol oder Tabak greife, dann werde man schon bemerken, daß die Triebfeder in Mißstimmungen des Gewissens bestehe. Tolstoi gesteht, daß er zur Zeit, als er sich noch zu betäuben pflegte, stets dann geraucht habe, wenn er vergessen wollte. Jeder Raucher wird zugeben, daß in dieser Bemerkung mindestens etwas wahres liegt.

In der That, wer müßig sitzt, wo er arbeiten sollte, beginnt zu rauchen; wer sich an ein Versäumnis, an ein gebrochenes Versprechen erinnert, raucht; wer einen Streit und seinen Zorn vergessen möchte, raucht; wer Karten spielt und sich über verspielte Summe ärgert, raucht; wer aus irgend einem Grunde mit sich unzufrieden ist, pafft mit nervöser Hast immer größere Wolken. Junge Leute fangen an zu rauchen, wenn sie ihre kindliche Unschuld verloren haben. Daß nun die Raucher ihren Zweck, die Gewissensbetäubung erreichen, kann man nach Tolstoi schon daran erkennen, daß sie sich fast niemals entblöden, in Gegenwart von Nichtrauchern die Luft zu verunreinigen.

Ein beliebter Einwand lautet: „Rauchen fördert die geistige Arbeit; wenn ich nicht rauche, kann ich nicht schreiben, komme ich nicht vorwärts." Tolstoi entgegnet: Nein! Der Raucher hört vielmehr auf, seine Gedanken streng zu ordnen und zu schätzen, und meint nun, da er ein Durcheinander von Gedanken erblickt, viele Gedanken seien ihm gekommen. „Was uns, da wir vom Tabak nüchtern waren, nichtig und unnütz erschien, erscheint uns wieder bedeutend, was uns unklar schien, erscheint es nicht mehr, die Einwendungen, die uns gekommen waren, schwinden, wir schreiben fort und schreiben viel und schnell."

Aber sollte wirklich eine leichte Anheiterung durch Alkohol oder Nikotin, eine winzige Veränderung, demoralisierend wirken können? fragt der mäßige Trinker und Raucher, indem er Tolstoi für eine melancholischen Schwarzseher hält. Dieser entgegnet: „Die Menschen glauben, eine kleine Betäubung des Bewußtseins könne keinen bedeutenden Einfluß ausüben; einen solche Meinung hieße annehmen, daß es einer Uhr wohl schädlich sein kann, wenn man sie gegen einen Stein schlägt, daß es ihr aber nicht schaden kann, wenn man ein Staubkörnchen in ihr Werk hineinlegt.“ Er erinnert an Raskolnikow, dessen Mordthat durch die kleinlichen Sorgen des auf dem Sofa Grübelnden vorbereitet worden sei. Und so stellt er den Grundsatz auf: Da das menschliche Handeln bestimmt wird durch die kaum merklichen Veränderungen im Bewußtsein, so muß man besonders aufmerksam die Zustände beobachten, in welchen die kaum merklichen Veränderungen sich äußern; wir müßten uns bemühen, uns und anderen Bedingungen zu schaffen, unter welchen die Klarheit und Schärfe der Gedanken nicht angetastet wird, welche für eine regelmäßige Arbeit des Bewußtseins notwendig sind, und nicht umgekehrt verfahren, indem wir uns bemühen, diese Arbeit des Bewußtseins durch den Gebrauch betäubender Stoffe zu erschweren und zu stören.

Entsetzlich sind nach Tolstoi die Folgen der Gewissensbetäubung. Wie Lessing sagt, haben die Menschen die Eigentümlichkeit, gerade da in ihren Gedanken stehen zu bleiben, wo das Denken anfängt, Schwierigkeiten zu bereiten; und gerade da — fügt Tolstoi hinzu — wo das Denken anfängt, fruchtbar zu werden. Wie unheilvoll ist es nun, daß sie für solche Momente, wo quälende Fragen in ihnen erwachen, noch zu einem Gehirn-Betäubungsmittel greifen! Schlimmer noch, als am Körper, rächen sich am sittlichen Leben der Alkohol und der Nikotin. Die Häßlichkeit und Sinnlosigkeit des modernen Treibens ist, nach Tolstoi, vornehmlich die Folge der beständigen Trunkenheit, in welche sich der größte Teil der Menschen selbst versetzt. „Es ist, als ob die Menschheit unsrer Zeit an irgend etwas hängen geblieben wäre; als wäre irgend eine äußere Ursache vorhanden, welche sie verhinderte, die Stellung einzunehmen, die ihr nach dem eignen Bewußtsein ziemt, und die Ursache — wenn nicht die einzige, so doch die hauptsächlichste — diese Ursache ist der physische Zustand der Betäubung, in welchem sich durch Wein und Tabak die ungeheure Mehrzahl der Menschen unsrer Welt versetzt.“

Tolstoi schließt seine Schrift, indem er sich der Hoffnung hingiebt, daß die Menschheit das Uebel erkennen und beseitigen werde; sie sei bereits auf dem Wege dorthin; denn die Temperenzbewegung mache Fortschritte. Habe sich aber die Menschheit erst befreit vom Gebrauche betäubender Stoffe, so werde ihr sittliches Auge geöffnet werden und sie anfangen, ihr Leben in Uebereinstimmung mit dem Gewissen zu bringen.

Obwohl es auf der Hand liegt, daß Tolstoi mit Unrecht die einzigen zum Alkohol und Nikotin treibenden Beweggründe in moralischen Verstimmungen erblickt, daß der Schnaps zweifellos auch als Reizmittel für die erschöpften Arbeitskräfte sowie als Trost für Schmerzen, die nicht auf moralischem Gebiete liegen, ferner zur Verdauung und augenblicklichen Erwärmung angewandt wird, — trotz dieser und andrer Einseitigkeiten und Uebertreibungen müssen wir die Größe des sittlichen Strebens Tolstois, die Feinheit seiner Beobachtungen auch in dieser Schrift bewundern, ihm das Verdienst zugestehen, den Zusammenhang zwischen Gewissenspein und Betäubungssucht scharf beleuchtet und einen wertvollen Beitrag zu den geistigen Waffen der Temperenzler geliefert zu haben.



Johannes Schlaf's „In Dingsda."

Sechs Wochen hatte ich Ferien gemacht: kein Buch gelesen. Und da es wenigstens so allgemeine Annahme ist, daß man Bücher liest, ehe man über sie urteilt, so hatte ich auch keine Kritiken geschrieben. Glückliche, adamitisch unschuldige Zeit! Nun habe ich mir das erste Opfer doch wieder herlangen müssen. Im Stillen aber sprach ich ein frommes Gebet, es möchte wenigstens kein so ganz gräuliches Buch sein, dieses erste, es möchte mir den Uebergang leicht machen. Kein allzu achtstöckiges Großstadtbild, das mir das kleine Restchen mitgeretteten Freilichts von Landaufenthalt gleich wieder verfinsterte. Und auch keine allzu fade Lavendelbrühe, die mir das Bischen gesunden Landstraßenstaubes, das meiner Haut so wohl that, allzu früh heruntermoralisierte. Zum Entgelt gelobte ich beim heiligen Ibsen, dieses brave Buch, wofern es in Existenz träte, in einer Weise zu loben, wie es sonst kein Kritikerbewußtsein zuläßt. Als Beitrag zu dem an anderer Stelle dieses Heftes ausgesprochenen Urteil Strindbergs, daß Beten hilft, kann ich nun mitteilen, daß jenes bewußte Buch in der That das liebenswürdigste und meiner Stimmung entgegenkommendste sein sollte, das mir seit Langem begegnet.

„In Dingsda" von Johannes Schlaf (Berlin, S. Fischer's Verlag) ist keine Novellensammlung, sondern eine Reihe von fein ausgearbeiteten Tagebuchblättern: Stimmungen eines Menschen, der die Großstadt genossen in allen ihren Wundern und Wunden, den aber dann doch einmal die Lust anwandelte, neben das große nervöse Bild sich das kleine altvertraute der ländlichen Heimat zu stellen.

Man muß diese Skizzen als Ganzes fassen, im Banne eines psychologischen Aufbaues, eines Werdens, eines Wachsens und Verklingens sehen, um ihren vollen Wert würdigen zu lernen.

Nur dann empfindet man, was die flüchtige Lektüre eines aus dem Zusammenhang gelösten Fragments in irgend einer Zeitschrift nie offenbaren konnte: daß der Dichter mehr bietet als ein paar raffiniert ausgefeilte Landschaftsschilderungen im Aeußerlichen und ein Tröpfchen heute doch eigentlich abgethaner Duselromantik im Innern.

Man empfindet, daß das alte Wort Romantik nicht mehr reicht für diese neue Contrastfarbe innigster und wahrster Gemütsstimmung. Die Großstadt ist es, die sie geschaffen. Und Johannes Schlaf ist in einem edeln Sinne der Neu-Romantiker, der Reform-Romantiker der Großstadt. Daß sein Auge für die realistische Auffassung der Großstadt selbst in hervorragendem Maße geschaffen ist, das ließ sich aus seiner bisherigen teils zersplitterten, teils durch den bekannten Bund mit Arno Holz — ich will nicht sagen getrübten, denn es kamen zwei Kräfte zusammen — aber doch verwirrten Produktion mehr ahnen, als klar erkennen. Diesmal tritt es deutlich hervor, obwohl der Blick absichtlich abgewendet ist von der Großstadt.

Man meint, die Stadt habe ein seltsames Netzwerk, eine Art Fensterkreuz hineingeschrieben in die Pupille, und der Rahmen bleibt, ob nun auch der Blick, im Sehnen einer unruhkranken, trostbedürftigen Seele, heimkehrt in die einsame Dorfwelt zu „Dingsda", zu den kleinen Kramlädchen und der naiv wunderlichen Dorfkirche, zu dem Kantor, zu dem Pastor und dem Wursthändler, zu der Fledermaus, die im Mondschein über die Obstbäume gaukelt und dem Igel, der durch's dürre Laub streicht . . .

Ein Rahmen, sag' ich, ist geblieben, aber es stecken deßhalb keine Butzenscheiben darin. Wenn man die prächtige Skizze „Kirchgang" liest, so sagt jedes Wort, jedes Bild, daß der Großstädter mit einer Weltanschauung wie mit einer Technik, die eben nur die Großstadt giebt, sich hier für eine Ferienstunde zum Gast des Bauerndorfs gemacht.

Der elegische Zug, den die Thatsache giebt, daß dieses Dorf zugleich Wiege des so fremd heimkehrenden Geistes war, ist von minderem Belang. Hier und da legt Schlaf Gewicht darauf. Aber das sind nicht die eigentlich charakteristischen Stellen. Das Motiv vom Kirchhof, auf dem die Lieben ruhen, ist noch ein Motiv der alten Romantik, hier gilt Mercks Wort zu Goethe „das können die Andern auch." Aber so etwas, wie „Helle Nacht", — das ist neu, ganz neu. Eine Lyrik ohne Strophen, von der keiner das sonst so oft berechtigte Wort reden kann, daß wir sie nicht mehr brauchten, weil schon so

viel andere da sei. Das hat nicht in der Seele und in keinem einzigen Vers der Sänger vom Mühlrad im kühlen Grunde und der ähnlichen Lieder alle gestanden: dies gigantische Schlußbild, wie hinter dem öden, nächtlichen Flachland im Monddunst die Weltstadt aufsteigt, im roten Lichtdampf, mit dem Elend ihrer Vorstädte, in Not und Verkommenheit und doch zukunftsschwanger, Hölle zugleich und Vision einer Erlösung, ver sinkend zugleich und „neue Welt."

Es sind sämtlich Großstädterstimmungen: die feine, ironische Zurückhaltung und das kontrastfröhliche Mitthun beim ländlich konventionellen „Kirchgang", das wilde Aufsaugen der freien Natur, vor der die Seele wie eine Wüste vor der Sündflut steht, in dem „Rendezvous" und der „Rezension", dann aber auch der durchdringende, den Illusionsschleier unbarmherzig sprengende Blick in's Bauernelend und die Bauernrohheit in der „Dämmerstunde". Nur daß dieser Großstädter die **innere** Natur nicht verloren hat, die Empfänglichkeit für die Gegensätze, die starke Individualität, die wohl etwas resigniert, aber nicht blasiert und selbstgefällig geworden ist.

Conventionell zarte Gemüter werden durch dieses Buch nirgendwo unliebsam berührt werden, obwohl Schlaf ja auch im schlimmen Ruf von der Mitarbeiterschaft an der „Familie Selicke" steht. Aber sie werden es dafür auch nicht begreifen. Sie werden ein paar hübsche Naturschilderungen lobend hervorheben und über den Rest weglesen. Um das Tiefe, Individuelle zu fassen, bedarf es des Contrastes von etwas eigener realistischer „Teufelei". Man muß „Vor Sonnenaufgang" und Verwandtes lieben, dann versteht man diesen sanften „Realismus auf der Ferienreise". Soll ich eine Analogie aus der Gegenwart nennen, so finde ich sie zur Not in einzelnen Partieen der „Trente ans de Paris" von Alphonse Daudet. Aber bei uns ist das Ganze völlig neu! Es ist neu — und es ist gut.

Wilhelm Bölsche.

Theater.

Neue Lustspiele. In den Memoiren Wageners, des einflußreichen konservativen Parteimannes von einstmals, findet man eine Erinnerung an ein geistvoll-bitteres Wort des Astronomen Encke. Encke sagte einmal: Wenn man den Durchschnittsmenschen für noch so dumm hält, man wird immer überrascht sein, ihn noch thörichter zu finden, als man dachte. Mit den Dichtern auf Tantième und ihrem Publikum geht es nicht besser, und ein Kritiker, der tagaus, tagein seinem Amt obliegen muß, ist ein geschlagener Mann. Gott, er verlangt ja so wenig heutzutage, um mit seinem wohlwollenden Lob da zu sein. Wenn der Komödiendichter auch kein Seher und Seelenergründer ist, wenn ihm auch keine tiefe Erbitterung über Zeitschäden das herbe satirische Wort, oder die gesättigte Erfahrung des beschaulichen Menschen ein humorvolles Lächeln auf die Lippen drängt, man möchte sich mit Geringerem leidlich zufrieden geben. Das aber ärgert und verstimmt: daß die Komödiendichter in der schmeichlerischen Gier, mit einer Art von brünstigem Behagen sich der Anschauung und Gedankenwelt des Philisteriums anzubequemen, noch niedriger sinken, als der brave Stoffel oder Peter im Publikum. Das kommt von der ewigen Herablassung; zum Schluß wird man gemein.

Eine ganze Reihe neuer Lustspiele, fast alle aus gleich spekulativem Sinn geboren, sah man, über ihre geistige Leere schaudernd, in diesen Tagen über die Berliner Bühnen gehen. Den Tanz begann das **Deutsche Theater** mit Paul Lindaus **Sonne**, einem Zeit- und Streitgedicht eines alternden Mannes, für den nun auch die Tage der „**saftigen Thorheiten**" vorüber zu sein scheinen. Denn nichts ist saftig an dem Lustspiel, nicht einmal seine Thorheit, und schielte es nicht so verdächtig nach den frommen Instinkten Derer, die in der Sonne zu wandeln glauben, weil sie in träger Selbstzufriedenheit einhertrotten, buhlte es nicht so kriecherisch um die Gunst der Wohlgesitteten und Empfindsamen, eine richtige Altkokottenkomödie, man wäre versucht, es einfach kindisch zu nennen.

Herr Lindau redet sich in heiligen Zorn, den irgend ein raisonnirender Onkel in seiner Komödie knatternd in's Parkett hinein vortragen muß, über die modernen Schwermuthsdichter. Die Ibsen und Tolstoi, die mit ihren nordischen Nebeln unsere goldige deutsche Sonne verhängen möchten. Wenn er sich aber nur ernstlich entrüsten wollte oder wenn er meinetwegen, wie ein ehrlicher Gassenjunge, den Ibsen und Tolstoi eine lange Nase drehen wollte, das wäre noch was. Aber so grob um die Liebe von Hohlköpfen werben, wie so Mancher, der ein Deputirtenmandat ergattern möchte und vor jedem Kesselflicker in demüthiger Kopfverneigung ausruft: „Ja, Du bist weise," das war kein tüchtiges Rechenkunststück; und sein Meister steht da, wie ein Polonius, der vor dem Pöbel sich bis in den Staub verbeugt. Denn die „gebildete Plebs" ahnt nicht, daß diese Ibsen und Tolstoi und Dostojewsky, je nach ihrer Weise, in Wahrheit Sonnenkämpfer sind, sie begreift es nicht, daß diese Dichter, wenn sie den schweren, schwülen Brodem malen, der über unserer Gesellschaft lagert, vom Mitleiden und der Sehnsucht getrieben werden, die Nebel zu zertheilen, auf daß eine neue, leuchtende Sonne sichtbar werde. Herr Lindau aber meint: Es ist gut, wie es ist, und faßt joval seinen Nächsten am Rockkragen und klatscht in die Hände und tänzelt und trällert: „Na, so wollen wir mal, wollen wir mal, heirassassa!" und mit vergnügten Nasenlöchern läßt er seine durchgebrannte Nora ihr verlassenes Kind wieder finden. Dies Kind aber wird glückliche Braut und während sie die sinnigen Lieblingsverse ihres Geliebten wiederholt: „Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht!" geht am fernen Horizont die Sonne auf und ein kurzgeschürzter Backfisch klatscht in die Händchen vor Erstaunen und ruft aus: Ei, ei, ei die Sonne, die Sonne! Welch' schönen Vorwurf für das Parodietheater am Moritzplatz ließ sich da Herr Lindau entgehen!

Auch das Schauspielhaus und das Berliner Theater brachten je zwei Lustspielnovitäten. Herr Julius Stinde glaubte der Deutschen Bühne ein italienisches Familienbildchen „Augen des Herzens" von Gallina vermitteln zu müssen. Es war rührend, mit einem Wort rührend. Eine blinde Großmutter weiß nicht, daß ihre Familie verarmt sei und diese Familie lügt und betrügt nun die liebe Großmama und leidet selber die stärksten Qualen, nur um der würdigen alten Dame kein Weh zu bereiten. Man muß wohl einen starken Familiensinn haben, um einen Hauch von der zärtlichen und verzärtelten Poesie zu verspüren, die in dieser langatmigen Komödie steckt. Mich verdroß und empörte die Ungerechtigkeit, mit der ein ganzes Geschlecht junger kraftvoller Menschen in selbstquälerischer Sentimentalität sich müht, einer Menschenruine keine Unannehmlichkeit zu bereiten. Das ist ertiftelte Poesie, und Lebensdarstellung, die vergessen zu scheint, daß rotes, warmes Blut in jungen Menschenleibern fließt. Die zweite Novität des Schauspielhauses war ein Einakter von Felix Philippi „Am Fenster", eine Art von Polterabendschwank, leicht genug, um an jedem Liebhabertheater mit Erfolg aufgeführt werden zu können.

Wiederum ein rührsames Familienbildchen war der Einakter „Sabbath des Herzens", von Edelmann und Lutze nach einer Novelle von Junker gearbeitet. Wie alle hier besprochenen Lustspiele ihre „praktische Moral" haben, so hat sie auch die Komödie vom Sabbath des Herzens. Sie ließe sich vielleicht dahin präzisiren: „Der Weg zum Herzen des Mannes führt durch seinen Magen." Das Sprichwort ist ja mehr als einer deutschen Hausfrau wohl bekannt. Bei Austern und Bekassinen mit Trüffeln geht einem Ehegatten, der auf Abwege gekommen war, das Herz auf. Durch sympathische Herzlichkeit und innerliche Gemütlichkeit wußte Frln. Butze die dicke Spießbürgerlichkeit dieser Komödie erträglich zu machen.

Die ärgste Zumutung indessen, die an erwachsene Leute gestellt werden kann, war Stobitzers Lustspiel „Der Garnisonsteufel", das zugleich mit dem „Sabbath des Herzens" am Berliner Theater zur Aufführung kam. Herr Stobitzer ist jedenfalls kein unbescheidener Dichter. An einzelne Kritiker richtete er vor der Aufführung seines Stückes Schreibebriefe, in denen es hieß, daß er sich von Zoten freigehalten hätte und daß sein Lustspiel wenigstens keinen allzukrassen Blödsinn enthalte. Nun, weiter kann man in der Bescheidenheit wirklich nicht gehen. Sein Lustspiel ist eine Lieutenantskomödie. Der Garnisonsteufel, das ist der gefürchtete Frauenjäger und Schuldenmacher; bei Stobitzer trägt er Husarenuniform. Mit seinem glatten Puppenkopf sah Herr Stahl in dieser Uniform wie der richtige, geckenhafte Soldat aus. Von Interesse ist an der Lieutenantskomödie nur das

Eine: wie pervers die Anschauungen unserer Komödienschreiber und unserer theaterbesuchenden Bourgeoisie geworden sein müssen, wenn man Stobitzers Lieutenant wirklich für ein sympathisches Menschengebilde nimmt. Der Garnisonsteufel nämlich begeht an einem Abend folgende „Satanskünste". Er besäuft sich (in einfachem Sekt natürlich), fuchtelt in sinnloser Betrunkenheit unter einer Schaar von Civilisten mit seinem Säbel herum, läßt dann die Civilisten zum Spaß aus dem Fenster auf die Straße springen und wettet, in vierzehn Tagen sich die Liebe einer jungen, geachteten Dame zu erringen. Aber im Grunde seiner Seele ist er erzbrav und nobel, ein guter Kerl, mein Freund Hohenau! Das Alles läßt sich unsere biedere Bourgeoisie bieten, weder ihr Intellekt lehnt sich hiergegen auf, noch krampft sich ihr Arm im Zorne. Sie verdient also ihren Lindau, ihren Stinde, ihren Philippi und — ihren Stobitzer.

Leopold Schönhoff.

Von Kunst und Leben.

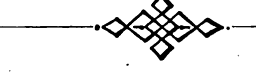
Der Mordprozeß Heinze, dessen erste Phase eben an uns vorübergezogen, dürfte neben seinen handgreiflichen sozialen Hinweisen und juristischen Merkwürdigkeiten auch zu einer kleinen „naturalistischen" Betrachtung reizen. Wieder einmal bot sich das erbauliche Schauspiel, wie dieselben Blätter, die ängstlich den dichterischen Naturalismus aus ihren Feuilletonspalten fern hielten und kritisch nicht genug das Unsittliche und Volksverrohende dieser ganzen ästhetischen Richtung zu brandmarken wußten, ohne Skrupel der zarten Leserin vielspaltig und selbst dialektgetreu, mit Rettung jedes „mir" und aller gemeinen Schimpfworte, jenes düstere Bild aus dem untersten Schlamm der großstädtischen Dirnen- und Zuhälterwelt vorführten. Wie oft haben wir es gelesen, das stereotype: „Den Inhalt dieses Romans auch nur anzudeuten, verbietet uns die Rücksicht auf unsere Leser" wie oft ist, mit und ohne Erfolg, nach dem Staatsanwalt gerufen worden wider Zola, wider Tolstoi, wider Hauptmann! Und doch ist Zola's „Nana" neben dieser Wirklichkeit noch immer ein friedliches, ein idealisierendes Buch und „Vor Sonnenaufgang" ein belangloser Spezialfall vor dieser ganzen versumpften Unterschicht der Großstadt, die der vielköpfige Prozeß nackt enthüllt. Aber dort ist eben Kunst, lautet die fromme Entschuldigung, hier ist Wirklichkeit, die eine Zeitung nicht umgehen darf; die Kunst soll Schönes bringen, bringt sie das nicht, so wollen wir ihrer lieber ganz entraten. Das klingt hübsch, es enthält nur leider jene kleine Entstellung des Sachverhalts, die auch dem niedlichsten Bonmot einen ranzigen Beigeschmack giebt. Um Schön und Nichtschön ging nämlich, mit Verlaub, gar nicht der große öffentliche Streit. Das ist ästhetische, zum Teil subjektive Spezialfrage. Nein: sittlich, zum Sittlichen erziehend — oder obscön, die Hörer verrohend, so lauteten die Punkte. Dinge wie die Alkoholschäden in „Vor Sonnenaufgang" hieß es, dürfen nicht vor der Menge, zu der Halberwachsene und Unreife gehören, in dieser grellen Plastik dargelegt werden, sie wirken sonst mit suggestiver Macht eben nach dem Bösen hin. „Unschön" ist auch ein langweiliger, ein technisch verfehlter, ein sprachlich ungelenker Roman; aber gegen einen solchen hätte sich nie jene Hetze erhoben, die der Naturalismus erlebt: „unsittlich" war das Schlagwort. Und deshalb eben passen alle jene Argumente, mit denen unsere tugendsamen Blätter dem Naturalismus auf den Hals rücken, genau so auf ihre eigenen Prozeßstenogramme. Der Naturalismus wollte Wahrheit geben. Diese Wahrheit, fand man, verrohte, steckte an mit ihrem Laster, also fort mit ihr! Jene Prozeßberichte bringen Wahrheit noch viel gröberer Art, bringen sie nackt ohne verklärende Eigengedanken des Dichters und statt dessen mit der gewaltigen Assoziativkraft des „Wirklichgeschehenseins" . . . wie will man der eigenen Schlinge entschlüpfen? Geht jetzt plötzlich die Zeitung blos an die Gereiften, Besonnenen? Lebt jetzt auf einmal ein Geschlecht von kraftvollen Lesern, die bereit sind, der ganzen Wahrheit kühn in's Auge zu schauen?



Wohnt jetzt jählings in der schleierlosen Wirklichkeit eine reinigende Kraft, ein Etwas, das über kleinlicher Moral des Augenblicks steht, u. s. w.? Ach, wir kennen sie, die edeln Phrasen, die billig sind wie Brommbeeren, wenn es gilt, das Idol und Palladium modernen Zeitungsbetriebes zu verteidigen: die Inkonsequenz, das Balancieren je nach dem Bedarf des Publikums, den Eiertanz zwischen dem § 1, der da sagt: „Ihr sollt das Publikum bilden und erziehen helfen, ihm erst Geschmack schaffen," und dem § 1a, der hinzufügt: „Aber wir armen Lehrer werden ja von den Schülern bezahlt und müssen Konzessionen machen, sonst sitzen wir nächstens mit unserer Ruthe allein." Aber wenigstens wollen wir uns das Recht nehmen, bei jedem Fall, wie diesem jetzt wieder, darauf hinzuweisen, wie groß diese Inkonsequenz ist und wie grob die Praxis allerorten aus den Rosenguirlanden der Theorie bricht.

W. B.

Lombroso ist, wie Kunde aus dem Lande des Capriweines und des Giordano Bruno-Denkmals kommt, unter die Spiritisten gegangen. Stühle, die selbstthätig auf Tische kletterten uud klingende Schellen, die ohne irdische Beihülfe lauter klingelten, als manch deutscher Aesthetiker ohne Kenntnis von dem, was er bekämpft, haben das Bekehrungswerk vollbracht. Spaß bei Seite, handelt sich's immerhin um eine merkwürdige Thatsache. Sie wäre noch beherzigenswerter, wenn Lombroso das wäre, für was man ihn in weiten Kreisen hält: nämlich ein kritischer Kopf und ein Gelehrter von peinlicher Gewissenhaftigkeit in der Wahl seiner Beweismittel. Wer das Buch vom „genialen Menschen" kennt, weiß, daß nichts von dem der Fall ist. Lombroso ist ein Genie, ein intuitiver Kopf, aber überhaupt kein kompetenter Forscher iu dem Sinne, wie er hier in Frage käme. Die Spiritisten dürften also wieder zu früh jubeln. Und doch ist es ein Jammer, daß nicht ernste Gelehrtenkraft sich endlich getraut, den hingeworfenen Handschuh wirklich aufzunehmen. Prüfe man doch, ob eine Geisterhand darin steckt. Wenn nicht, um so besser für dic sogenannte moderne Weltanschauung. Wenn aber: dann endlich Klarheit!



Ein Begräbnis.

Von

Arne Garborg.

Autorisierte Uebertragung aus dem Norwegischen von Erich Holm.

(Schluß.)

„Später kam es noch schlimmer," fuhr mein Berichterstatter fort. „Bei seiner im Grunde begeisterten Natur hätte er unter andern Umständen bei der Volkshochschule auszuharren vermocht. Damals aber war dies eine Unmöglichkeit. Die modernen Ideen bemächtigten sich seiner. Er las Ernst Sars, er las Georg Brandes und statt Grundtvig's Weltgeschichte zu studieren, begann er sich in Buckle zu vertiefen. Es waren diese letzten Jahre in der That eine schwere Übergangszeit für uns, und zwar in mehr als einer Beziehung. Das Ende vom Liede war, daß er auch der Volkshochschule den Rücken kehrte. Er begab sich nach Christiania zurück, um Literatur und Philosophie zu studieren und Schriftsteller zu werden. Doch da trat wieder diese unselige Politik dazwischen!

Sie wissen, wie es erging. Selbst wir Schulmänner, die wir im Großen und Ganzen uns der Politik fern halten müssen — ich versichere, es fällt Einem wirklich schwer, das Interesse an seiner Beschäftigung rege zu erhalten. Man geht in einer fortwährenden Spannung umher und erwartet, daß etwas geschehe, etwas, das den Dingen eine ganz andere Wendung gäbe, und statt sich in seine Arbeit zu vertiefen, läuft man in's Café, um der letzten Blätter habhaft zu werden und zu erfahren, ob nicht etwas „verlaute". Ich möchte wetten, daß es gegenwärtig eine Menge Leute giebt, deren ganze Beschäftigung darin besteht, sich in den Café's herumzutreiben und zu politisieren."

„Was Sie mir da sagen, ist mir nichts Neues," erwiederte ich, „ich kenne das nur zu wohl."

„Unser Freund," nahm er wieder das Wort, „wurde natürlich sofort in diesen Strudel mit hineingerissen, und Literatur und Philosophie sahen sich bis auf weiteres bei Seite gelegt. Nun haftete ihm aber doch das Wesen der Volkshochschule zu sehr an, als daß er die Sprache der neuen Zeit so leicht hätte erlernen können. Er hatte auf einem Katheder gestanden, hatte mit seinem Wort das aufwachsende Geschlecht zu wecken und zu begeistern gesucht. Was er nun schrieb oder sprach, mußte im selben Stile gehalten sein: große, allgemeine Gedanken in großen, allgemeinen, umfassenden Ausdrücken. Er kannte nur Begeisterung oder Indignation. Welcher Thätigkeit sollte er sich nun zuwenden? Als Leiter eines Blattes zu fungieren, dazu war er zu wenig Politiker. Man konnte ihn nicht zur Negerarbeit hinsetzen, denn auf diese verstand er sich nicht. Eins hätte er werden können. Sie wissen, die neue Institution, die eben auftaucht — er hätte Volksredner werden können. Aber davon kann man nicht leben. Und überdies fürchte ich, er würde seinen Vorrat an politischer Weisheit rasch erschöpft haben. Er konnte nämlich nur von den großen Prinzipien sprechen. Er konnte dies gut, brillant sogar, aber damit reicht man auf die Dauer nicht aus.



So mußte er sich denn darauf beschränken, Artikel nach der Spalte zu schreiben und was bezahlt man dafür bei uns? Fünfzehn Kronen? Nun ja, damit kommt man nicht weit. Und Übersetzungen werden wohl noch schlechter honoriert.

Natürlicherweise mußte er obendrein für die alleruntergeordnetsten Blätter schreiben. Und was er schrieb, waren, wie Sie wissen, die himmelstürmendsten Angriffe auf das absolute Veto, das da drunten in der Provinz neben Königstum, Christentum und der Union zwischen Norwegen und Schweden als einer der Ecksteine des Daseins gilt. Mit einem Mitgliede der Familie, das in solcher Weise ausartete, mochte man natürlich nichts zu schaffen haben."

Ich nickte.

„Auf diese Weise gestalteten seine Verhältnisse sich schwieriger und schwieriger. Er sprach nicht davon, wenigstens nicht zu Jenen, von denen er Hilfe erwarten konnte; aber er muß ein kümmerliches Dasein gefristet haben. Es gab Zeiten, wo er uns rein aus den Augen verschwand. Er empfing Einladungen, bald von Dem, bald von Jenem. Wir baten ihn zu kommen, wenn er Lust hätte. Es würde uns ein großes Vergnügen bereiten, wenn er manchmal unser Gast zu Tische sein wollte. Aber er kam niemals. Armer Junge, er mochte Lunte riechen."

„Und an all dem gingen wir vorüber, ohne ein Auge dafür zu haben: Nichts gemerkt!"

„Oh, man merkte es wohl an der zunehmenden Bitterkeit. Er konnte schlimm sein, sagt man mir, wenn die böse Laune über ihn kam. Und sie mag gar oft über ihn gekommen sein. Es ist gerade kein diätetisches Leben, das man unter solchen Umständen führt. Zu Zeiten der blanke Mangel, wieder andere Male Übermaß. Es soll nicht übertrieben viel dazu gehören, bis solch ein moderner Stadtmensch seine Kräfte aufgezehrt."

„So wäre es wirklich dies gewesen?"

Mein Bekannter zuckte die Achseln.

„Es hat natürlich beigetragen," sagte er.

Wir befanden uns nun an der Ecke, an der wir aussteigen mußten. Es waren noch einige Minuten Wegs bis zum Kirchhof. Die kleine Strecke hatten wir zu Fuß zurückzulegen.

„Sollte man also wirklich Ursache haben zu sagen," setzte ich das Gespräch fort, „daß hier ein Mann ruhe, der zu Grunde ging, der — kurz und gut, der starb, weil er der falschen Partei angehörte."

„Nein, das kann man nicht sagen. Er hätte sich so gut wie Jeder von uns durchschlagen können, wenn er nur mit etwas mehr Klugheit vorgegangen wäre."

„Doch aber, wenn man den Mann nimmt, wie er nun einmal war?"

Mein Bekannter zuckte abermals die Achseln.

„So darf man das nicht auffassen," versetzte er „Wenn Jemand zu Grunde geht, so kann man eben nur sagen, daß der Herr ihn zu sich genommen."

„Ja, dem Manne läßt sich leicht Alles in die Schuhe schieben," murrte ich.

Am Eingange des Sophienberger Kirchhofes steht eine hölzerne Baracke mit einem Kreuze oben. Wir gingen hinein. Die erwähnte Baracke ist nämlich die Grabkapelle daselbst.

Der ärmliche schwarze Sarg stand, dem Eingange ungefähr mitten gegenüber, auf einigen niedrigen Schemeln. Er war mit Kränzen und Bändern geschmückt. Die Bänder in den Nationalfarben. Ihm zur Seite, auf etlichen andern Schemeln, ein Kindersarg, noch ärmlicher, noch schwärzer, ohne Kranz und Band. Unmittelbar hinter uns kamen einige Männer mit einem zweiten Kindersarge, den sie gleichfalls auf Schemeln absetzten. Unser Freund sollte also in Kinderbegleitung zu Grabe

gehen. Es war eine einsame Seele gewesen. Aber es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, und nun bekam er Gesellschaft. Arme Kinder schlossen sich ihm an.

Es war durchaus nicht zu spät. Wir mußten im Gegenteile warten. Der Geistliche befand sich nämlich draußen und warf Erde auf eine andere Leiche. Der Kirchhof hatte heute Zuspruch — und es war wohl nicht mehr als ein einziger Geistlicher disponibel, da der andere, der Oberpfarrer, bei der Feierlichkeit im Storthing zugegen sein mußte. So blieb denn nichts übrig, als uns ruhig in's Warten zu ergeben, auf unsere Winterröcke zu vertrauen und uns zu gedulden.

Der Tod hat auch etwas an sich, was da macht, daß man in seiner Nähe nicht leicht ungeduldig wird. Wir harrten schweigend Das Trauergefolge bildeten hauptsächlich Freunde aus dem Arbeitervereine. Von Angehörigen der Litteratengilde sah ich nur zwei oder drei, mich selbst mit inbegriffen. Alle Welt befand sich ja im Storthing. Männer der Rechten nahmen nicht theil, denn dies war ja ausgesprochen das Leichenbegängnis Eines von der Linken. Wir waren, im Ganzen genommen, respektierliche, wohlgekleidete Leute. Cylinderhüte gab es indeß nicht viele. Und Stöcke kamen zum Vorschein, die schon verschiedentliches in der Welt erprobt. Von jenen, die hoch auf der Steuerliste stehen, war kaum Jemand zugegen. Man konnte es uns überhaupt leicht ansehen, daß wir hier fast ausschließlich das Volk repräsentierten. Aber wir thaten es mit Würde.

Nach einer Weile erschien der Geistliche und die Ceremonie begann. Der Chor des Arbeitervereins stimmte einen für die Gelegenheit verfaßten Gesang an, in welchem der Verstorbene besonders wegen seines Glaubens an die Zukunft gepriesen wurde. Darauf hielt der Geistliche seine Rede. Sie war ganz kurz.

An dieser Bahre stehend, sagte er, wolle er an die Worte des alten Simen erinnern: Herr, nun lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben Deinen Heiland gesehen. In diesen Worten liege seiner Auffassung nach das ganze Licht des Christentums und eben an dieser Bahre müsse es uns zu besonderem Troste gereichen, sie uns in's Gedächtnis zu rufen. Denn es liege hier ein junger Mann, ein begabter Mann — der Pastor hatte ihn ja übrigens nicht persönlich gekannt —; und so möchte es seinen Freunden, die sich hier zusammengefunden, ihn zur letzten Ruhestätte zu geleiten, wohl nahe liegen, zu denken und zu sprechen, dieser junge Mann ist dem Dasein allzufrühe entrückt worden, ist abberufen worden, ehe er seine Lebensaufgabe vollbracht, ehe er abgeschlossen. Und dieser Gedanke müsse selbstverständlich seinen Freunden den Schmerz der Trennung um so viel schwerer und herber machen. Doch also sollten wir nicht sprechen. Denn so wahr, als dieser Mann, gleich Simeon, gelebt hatte, um den Heiland zu sehen, so wahr, als er, gleich Simeon gelebt, um die Erlösung aus Betlehem zu schauen und zu erkennen, so wahr können wir auch sagen, daß er sein Lebensziel auf Erden erreicht, daß er nicht zu frühe dahingegangen, daß er wirklich abgeschlossen."

Hierauf folgte Applikation. Der Geistliche war ein junger Mann von gefälligem Äußern, der anspruchslos und hübsch, beinahe mit natürlicher Stimme sprach. Er konnte nicht wissen, wie der Mann, dem er hier die Grabrede hielt, über die Erlösung aus Betlehem gedacht und geurteilt haben mochte, und es war ihm daher nicht zu verdenken, wenn er sich mit einer gewissen Reserve ausdrückte. Noch konnte es Wunder nehmen, wenn er die Gelegenheit benutzte, einige Mahnworte an die hier versammelten Männer der Linken zu richten; denn auch unter ihnen giebt es Sünder. Aber ich stand die ganze Zeit und starrte auf den Sarg und dachte daran, was der da drinnen und ich vor einem Monat über Leichenpre=

digten mit einander gesprochen, und mir war zuletzt, als ob der schwarze Deckel durchsichtig würde und ich sein Antlitz da drinnen sähe, den Mund, den kleinen, blassen, scharfgezeichneten Mund, und es schien mir, daß er sich kräusle und daß die Mundwinkel, die feinen ironischen Mundwinkel, sich zu einem Lächeln verzogen.

„Amen," sagte der Priester.

Hierauf kam der Küster, und brachte eine mit Erde gefüllte Schaufel und einen ganz kleinen, sehr netten Spaten. Letzteren zur Hand nehmend, wendete sich nun der Geistliche von dem Sarge, über den er gesprochen, zu den kleinen Särgen, über die er nicht gesprochen, und er warf Erde auf die kleinen Särge, warf Erde auf sie, wie sie nebeneinander hier standen. „Aus Erde bist Du, zur Erde wirst Du wieder werden, und von der Erde sollst Du dereinst auferstehen," und so weiter dasselbe nochmals.

Diese Anordnung sagte mir zu; sie schien mir praktisch. War ich doch in meinem Innern so ziemlich überzeugt, daß diese beiden Armenkinder, die auf diese Weise expedirt wurden, am jüngsten Tage eben so fröhlich auferstehen würden, als wer immer von uns andern, die wir hoffen durften, in genügend guten öconomischen Verhältnissen zu versterben, um ohne irgend welche Abkürzung des Ceremoniels begraben zu werden.

Nun wendete sich der Priester zu unserem Sarge zurück. Ein Vers wurde abgesungen. Vier Männer traten vor und nahmen je zwei am Kopfende und zwei zu Füßen der Leiche Aufstellung. Die Stabträger stellten sich mit ihren schwarzen Stäben auf. Diese Stäbe waren nicht so zierlich, als jene, welche auf dem Gräbergarten zum heiligen Erlöser im Gebrauche stehen, aber es lief auf eins und dasselbe hinaus. Man gab ein Zeichen und der Zug setzte sich in Bewegung. Aus natürlichen Gründen wurde keine eigentliche Rangordnung bei der Procession beobachtet. Ich glaube, die gingen zuerst, welche weiße Bärte hatten.

Oben im Kirchthurme begannen die Glocken zu läuten, wehmütig und weich, in der kleinen Terz. Es war kein langer Weg. Einige Schritte nordwärts der Kapelle hatte man ihm einen Platz gefunden. Einen sehr engen Platz übrigens, aber es bedurfte keines großen. Er war immer klein und mager gewesen.

Sein Grab lag tief neben einigen andern Gräbern, die nur eben zur Not zugeworfen worden. Das machte einen Eindruck, als müßten die Särge Seite an Seite zu stehen kommen, dicht gepackt, wie in einem Magazine. Aber was schadete das den Todten?

Mit offenbarer Mühe kletterten unsere Stabträger die ziemlich steile Erhöhung, welche sich durch die Zusammenhäufung der Gräber gebildet hatte, hinan. Es folgte der Sarg, schwankend und schaukelnd, wie ein Boot bei hoher See, denn die Träger konnten nur schwer hinaufgelangen. Hinter dem Sarge kamen der Küster, nach ihm der Geistliche, dem der Küster hinaufhalf, dann der Sängerchor der Kirche und endlich Jene von uns, welche weiße Bärte hatten. Es war eine förmliche Bergbesteigung.

Doch dies war auch das letzte Hinderniß, das unser Freund auf seinem Wege zu überwinden hatte. Und er überwand es. Der Sarg wurde hinabgelassen auf den Boden des Grabes; nun sollte es nicht mehr weiter.

Der officielle, drei Männer starke Sängerchor führte dreistimmig den ersten Vers des Psalmes aus: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende." Die Sänger gebrauchten andere Vokale, als man sonst zu gebrauchen pflegt, da sie mit halbgeschlossenem Munde sangen, und der Tenor war dünn, der Baß schwach, die Mittelstimme aber war stark und heulte unabläßig in der Dominante. Der Geistliche warf die drei Schaufeln Erde auf den Verstorbenen und sprach die rituellen Formeln. Was uns Andere betraf, so nahmen wir an dem Ceremoniel in sofern Teil, als

wir zu verschiedenen Malen den Hut abnahmen und vor die Augen hielten. Aber ich weiß nicht, ob einer von uns wußte, weßhalb wir er thaten.

Ein kleines Stück entfernt von den Übrigen standen zwei junge Frauen. Die Eine lehnte sich an die Schulter der Anderen und weinte bitterlich.

Da lag er. Wie immer es sich mit den Worten des alten Simeon und den sonstigen Umständen verhalten mochte, er hatte vollendet. An die Zukunft hatte er geglaubt, doch war ihm nicht eben vergönnt gewesen, viel von ihr zu schauen. Um sein eigenes Leben war er ziemlich betrogen. Doch, was ließ sich da weiter sagen.

Und es sagte auch Niemand etwas. Unter andern Umständen würde sicherlich einer oder der Andere das Bedürfnis gefühlt haben, dem Dahingeschiedenen ein Wort zum Abschiede, einen Dank, ein Lebewohl im Namen derer, die ihn kannten, nachzurufen, im Namen seiner Freunde, seiner Parteigenossen, vielleicht sogar im Namen seines Vaterlandes, das seine Liebe so kalt entgegengenommen. Aber heute hatten wir die große, politische Situation. Und zu allgemeiner Verwunderung zeigte es sich, daß die Uhr kaum einige Minuten über eins war. Wenn wir uns recht sputeten, konnten wir sogar noch etwas von der Eröffnungsauffahrt erhaschen. Und in wilder Hast verließen wir die Trauerstätte.

Unten in der Thorwald-Meyergade sahen wir den Pferdebahnwagen in anspruchsloser Gemütlichkeit daherwackeln. Nicht viel größer als eine Zündschachtel erschien er. Wir winkten ihm und er blieb stehen. Es war Niemand drin. Wir stürmten hinein und füllten ihn. „Fahren Sie jetzt ein bischen schnell," sagten wir zu dem Kutscher. Er lächelte wehmütig. —

Und alsbald hatten wir uns wieder in die Situation vertieft.

Ende.



Das Lumpengesindel.*)

Komödie in 5 Aufzügen

von

Ernst von Wolzogen.

(Den Bühnen gegenüber Manuscript.)

Personen:

Geheimer Regierungsrat Müller, gen. von Reiffenberg und Haibeck. Bruno, Assessor, Gottfried, Bildhauer, seine Söhne. Selma Müller, seine Nichte und Mündel. Rezia Hinze, Commerzienratswittwe. Thankmar, ihr Sohn. Friedrich Kern, Wilhelm Kern, Schriftsteller. Polke, Polizeiwachtmeister. Else, seine Tochter, Friedrich Kerns Gattin. Roderich Faßmann. Kunibert Dippel. Wittwe Schwumbe, Zimmervermietherin. Minna, Dienstmädchen bei Geheimrath Müller, später bei Frau Hinze. Arbeiter und anderes Volk. Schutzleute.

Das Stück spielt in Berlin und in in der Gegenwart.

Erster Aufzug.

Die Bühne stellt das sogenannte Berliner Zimmer (Eßzimmer) in der Wohnung des Geheimrats dar. Großes Fenster quer über der rechten Ecke hinten. Thür nach dem Corridor im Hintergrunde. Links in der Mitte Flügelthür nach den Gesellschaftszimmern, rechts vorn nach der Fremdenstube, welche zur Zeit der Assessor bewohnt. Die Einrichtung behaglich und gediegen, nicht protzenhaft modern. Auf dem Tisch ein einzelnes Kaffeegedeck.

Selma Müller (ein ungewöhnlich großes, schlankes Mädchen von etwa zwanzig Jahren, dem man, obwohl es hübsch ist, ein freudloses Leben ansieht; etwas nervös und eckig in ihren Bewegungen, tritt durch die Hinterthür ein und horcht einen Augenblick an der Thür rechts.) Ah, Faulpelz! (Sie geht nach dem Tisch vorn und überzeugt sich durch Berührung der Kanne, daß der Kaffee bereits kalt sei; dann geht sie zur Thür rechts zurück und klopft stark an.) Bruno — Herr Assessor!

Brunos Stimme (von innen verschlafen). He?! Ja, ja! Komm' schon!

Selma. Du, Bruno! — Ach so, Du hörst ja nur noch auf den Assessor! Es ist elf Uhr vorbei, Herr Assessor! Der Kaffee ist schon zweimal kalt geworden! Wenn Herr Assessor vielleicht die Güte haben wollten, sich allmählich zu erheben!

Bruno (von innen). Zum Donnerwetter nochmal, ich steh' ja schon seit zwei Stunden auf! Ich weiß nicht, Selma, Du hast eine Manier, Einen zu plagen!

*) Dem Leserkreise der „Freien Bühne" biete ich in meiner „Comödie" eine zwar ursprünglich für die Bühne geschaffene Dichtung, die aber in der vorliegenden Fassung wohl zweifellos unsern Theaterleitern wie unserm Publikum als ein wahres Stilmonstrum erscheinen muß. Der Versuch einer realistischen Zeit- und Charakterkomödie konnte, wie ich glaube, zu keinem andern Ergebniß führen. Eine besondere Bühnenbearbeitung behalte ich mir vor. D. V.

Wenn man nach solchen Anstrengungen nicht einmal ein paar Nächte unter seines Vaters Dache ruhig ausschlafen soll — ist doch wirklich doll!

Selma (ironisch). Ach, Du Aermster! Du hast es auch wirklich zu schwer! Es hat Dich wohl wieder sehr mitgenommen heute Nacht? — Jetzt wärm' ich aber den Kaffee zum letzten Mal! (Sie nimmt die Kanne vom Tisch und will damit abgehen.)

Der Geheimrat, ein gut erhaltener Fünfziger, hochmütiges Bureaukratengesicht, doch von sehr gewinnenden Manieren, wo es darauf ankommt, tritt, ein Aktenstück in der Hand, von links auf.

Geheimrat. Na, Bruno noch nicht auf?

Selma. Der Herr Assessor geruhten sich eben noch sehr ungnädig über die frühe Störung zu äußern.

Geheimrat (schwach lachend). So? Haha! Diese jungen Leute! Ich wollte ihn bitten, mir diese Papiere hier durchzusehen und mir nachher darüber Bericht zu erstatten. Es ist bald Besuchszeit, und da wollte ich gern . . . emnäh! — Na, wir müssen's ihm ja wohl gönnen, daß er sich jetzt etwas austollt, hähä!

Selma. Nach der ungeheuren Geistesanstrengung! Für so einen armen jungen Mann, der bis zu seinem zweiunddreißigsten Jahre nach jeder Richtung hin so ungemein aktiv gewesen ist außer in puncto Wissenschaft . . .

Geheimrat. Aber, Selma!

Selma. Na ja! Das Ungewöhnliche erhöht doch nur den Wert der Leistung! Wenn Herr von Reiffenberg und Haideck, der eleganteste und unwiderstehlichste Referendar im gesamten Justizdienst, sich gar herabläßt, zu büffeln wie ein, ein . . . .

Geheimrat. Ich weiß nicht, Selma. Du hast eine Art und Weise, über Bruno zu sprechen, die wirklich — zum Mindesten gesagt — garnicht hübsch ist! Wenn ein junger Mann, voll überschäumender Lebenslust, seine Jugend etwas stürmisch genießt, von angestrengtester Arbeit sich kopfüber in gesellige Freuden stürzt, die ihn zum Müßiggang verleiten, so — so ist das doch kein Verbrechen! Ich bin auch einmal jung gewesen, ich war auch kein Duckmäuser, und ich bin doch jetzt . . . (er wirft sich in die Brust). Davon ist gar kein Rühmens weiter zu machen. Standesrücksichten und gesellschaftliche Verpflichtungen zeigen eben bei uns Männern ein ganz anderes Gesicht, als wie bei einem Mädchen, das in dem stillen Pflichtenkreis des Hauses . . .

Selma (seufzt auf). Ach Gott ja!

Geheimrat (ärgerlich). Was denn?! Wie denn?! Natürlich kann ein junges Mädchen das nicht begreifen! Du hast einmal auf Bruno ein ganz unverwandtschaftliches und unchristliches — Mißtrauen — Neid — ich weiß nicht, wie ich es nennen soll. Glaube mir, diese scheinbar zügellosen jungen Brauseköpfe, die — die — die liefern oft gerade das Material, aus welchem die Charaktere geschnitzt werden! Das werden dann später Männer, wie wir sie brauchen, Männer wie — wie — na zum Beispiel Bismarck!

Selma. Aber Onkel! (Sie schüttelt seufzend den Kopf und will mit der Kaffeekanne abgehen, zögert, tritt nahe an den Geheimrat heran und sagt leise:) Und Gottfried?

Geheimrat (betroffen, runzelt die Stirn). Gottfried! Was Gottfried?! Ich habe Euch doch ein für allemal gesagt, daß von Gottfried in meiner Gegenwart nicht mehr die Rede sein soll!

Selma (eindringlich.) Willst Du mir nicht sagen, was denn Gottfrieds Streiche anders gewesen sind als überschäumende Jugendkraft und — und Alles, was Du Bruno noch zum Verdienst anrechnest?

Geheimrat. Du stellst Fragen an mich — und in einem Tone, als ob



ich Dir Rechenschaft schuldig wäre! Ich muß Dir sagen, liebes Kind, daß Du Deine Stellung doch etwas verkennst. Du solltest doch bedenken . . . .

Selma. Daß ich eine arme Waise bin und Dir viele Wohlthaten zu danken habe!

Geheimrat. Wohlthaten! Ich bin doch nicht so geschmacklos, Dir meine Wohlthaten vorzuhalten! Ich meine nur, Du hast keine Ursache, zum Beispiel gegen Bruno einen solchen herausfordernd gouvernantenhaften Ton anzuschlagen. Wenn er Dich auch manchmal ein bischen neckt mit Deiner Größe u. s. w. — er hat sich doch immer gegen Dich betragen, wie Du es von Deinem Vetter erwarten konntest.

Selma (leidenschaftlich ausbrechend). Und Gottfried ist von Kleinauf wie ein Bruder zu mir gewesen, ja wahrhaftig, wie ein Bruder! (Sie weint.) Kannst Du es mir denn verargen, wenn Deine Härte gegen ihn mir zu Herzen geht? Ach, Onkel, Du bist sehr grausam!

Geheimrat (tritt, überlegen lächelnd, zu ihr und klopft ihr begütigend auf die Schulter.) O mein liebes Kind! Du irrst Dich! Ich fasse nur meine Pflicht als Vormund etwas strenger auf als vielleicht andere Leute. Es ist mir durchaus nicht entgangen, mit welchen Gefühlen Du an Gottfried denkst, und es ist vielleicht auch aus diesem Grunde ganz gut, daß Ihr Euch nicht mehr seht. Ich bin dafür verantwortlich, daß nicht romantische Grillen über Dich Macht gewinnen. Du kannst ja natürlich als vermögenslose Waise keine großen Ansprüche an Deine Zukunft stellen; aber Du sollst auch nicht im Traume daran denken, Dein Schicksal an das eines unsteten, charakterlosen Menschen wie Gottfried zu knüpfen, der es nie im Leben lernen wird, fest auf festem Boden zu stehen!

Selma (trocknet rasch ihre Thränen und blickt den Oheim erschrocken an). Onkel, Du meinst, daß Gottfried . . . .

Geheimrat (rasch und heftig). Ich meine, daß Gottfrieds dumme Streiche von jeher Zeichen eines unbotmäßigen, nur von Leidenschaften beherrschten Geistes gewesen sind. Ich meine, daß ein Mensch, der von Kindheit auf über seine Lehrer gespottet, keine Autoritäten anerkannt, als grüner Junge schon den Glauben verleugnet, auf den er getauft und erzogen wurde, der kein Examen gemacht und immer etwas Anders getrieben hat, als was seine Vorgesetzten von ihm verlangten, der — der . . . . . . ich meine, ein solcher Mensch kann nur dadurch klug werden, daß man ihn ganz allein den Kampf um's Dasein aufnehmen läßt. Zu seinem eignen Besten habe ich meine Hand von ihm abgezogen. Nun kann er ja zeigen, was es mit seinen großen Ideen auf sich hat. Er soll mir doch beweisen, daß er im Stande ist, aus eigner Kraft etwas Ordentliches zu leisten! Dann soll er meine Arme offen finden. Aber hast Du vielleicht etwas gehört von seinen künstlerischen Großthaten? Nichts, garnichts! Noch auf keiner Ausstellung ist mir etwas von ihm begegnet! Das Einzige, was ich mit Scham von ihm hören muß, das ist, daß er seit Jahr und Tag wieder in Berlin ist . . . .

Selma. Er ist hier?

Geheimrat. Ja, und er soll sich sehr wohl befinden in der Gesellschaft des ausgesprochensten Lumpengesindels!

Selma. Das ist nicht wahr! Gottfried war immer eine so vornehme Natur.

Geheimrat. Hähä! (scharf betonend:) Des ausgesprochensten Lumpengesindels! Verkannte Genies aller Art, berüchtigte Agitatoren, Menschen, die polizeilich überwacht werden, verkommene Literaten, emnäh . . . . Da fällt mir ein (er sieht nach der Uhr), ja — oh, schon so spät! Liebes Kind, sei doch so gut und gieb ein bischen Achtung, wenn es klingelt! Ich habe da einen gewissen Schriftsteller Kern herbe-

stellt. Sage der Minna, daß sie ihn hier hereinführt! Du verstehst? Ich möchte nicht gern in die Verlegenheit kommen, den Herrn vorstellen zu müssen, falls Besuch kommt. Also Friedrich Kern, hörst Du?

Selma. Friedrich Kern? Doch nicht der Verfasser von „Panis et Circenses?"

Geheimrat. Allerdings! Aber Du hast doch nicht etwa das Buch gelesen?

Selma. Ja gewiß! Man spricht ja überall davon! Ich finde, es ist ein ausgezeichneter Roman, aus dem man viel lernen kann.

Geheimrat (schüttelt mißbilligend den Kopf, während er auf sein Zimmer zugeht.) Es ist doch wirklich ....! Jetzt wird dies socialistische Gift in der Form von Kunstwerken schon in den Schooß der achtbarsten Familien eingeschmuggelt!

Selma. Also das ist socialistisch?

Geheimrat (achselzuckend.) Ae, unreifes Zeug! (Er tritt horchend an die Thür rechts.)

Selma (geht nachdenklich durch die hintere Thür ab, während gleichzeitig

Minna ein hübsches, sauberes Hausmädchen durch dieselbe eintritt, mit Briefen in der Hand.)

Geheimrat (klopft an die Thür.) Lieber Bruno, bist Du noch nicht auf?

Bruno (von innen, grunzt unwillig.)

Geheimrat (die jetzt dicht an die Thür herantretende Minna bemerkend, überaus freundlich:) Ach, Sie sind's, Minna? Was bringen Sie mir denn Schönes, liebes Kind? Die zweite Post?

Minna. Es ist nichts für den Herrn Jeheimrat bei, blos für den jungen Herrn.

Geheimrat (der Miene machte, sie zu streicheln, es dann aber doch bleiben läßt.) So, so! Na, da versuchen Sie einmal ihr Glück! Auf Sie wird er wohl eher hören, hähä! Wenn Ihre jugendfrische Stimme ihn lockt ....!

Minna (klopft an und flötet geziert:) Herr Assessor!

Brunos Stimme. Himmel Bataillon! Was giebts denn schon wieder?

Minna. Ich bin's, Herr Assessor! Ich bringe Briefe für Ihnen.

Brunos Stimme (ihren gezierten Ton nachahmend) Briefe für mir? Herein, mein Engel!

Minna (unschlüssig zum Geheimrat:) Ich weiß nicht ....

Geheimrat (klopft ihr ermutigend auf die Schulter) Ja, gehen Sie nur dreist hinein, liebes Kind! Sie wird er schon nicht beißen, hähä! Und sagen Sie ihm, es wäre mir sehr angenehm, wenn er sich demnächst erheben wollte — ja, wollen Sie ihm das ausrichten — Sie hübsche kleine Schmeichelkatze? (Er will sie in die Wangen kneifen, sie entschlüpft rasch in Brunos Zimmer.)

Geheimrat (allein, lacht behaglich vor sich hin, während er vor der Thür ein paarmal auf und abgeht. Dann bleibt er horchend stehen, sein Gesicht zieht sich in die Länge und er murmelt bedenklich:) Oh, oh! (Dann räuspert er sich laut.)

Minna (wie flüchtend heraus.)

Geheimrat (mit dem Finger drohend:) Ei, ei, Minna!

Minna (weinerlich.) Der Herr Assessor kann lange warten, eh' ich wieder seine Stube betreten thu'! Ich brauche mir nich küssen zu lassen!

Geheimrat (ihr die Wangen streichelnd.) Na, na, beruhigen Sie sich nur, liebes Kind! Wer wird denn gleich so sein, hähä! Wenn man ein so hübsches Mädchen ist, wie unsere kleine Minna, da darf man sich nicht wundern, wenn man — den Herren gefällt!

Minna. Ach Gott nee, ich versteh' doch auch Spaß! Wenn Herr Jeheimrat mal 'n bischen hübsch mit mir thun, da ist ja weiter nichts bei, wo Sie ja doch bald mein Jroßvater sein könnten; aber der Herr Assessor ist immer gleich so stürmisch.

Geheimrat. Stürmisch? Ei, ei! (Er will ihr die Hand um die Taille legen, zieht sie aber schnell wieder zurück, da in diesem Augenblick Selma durch die Hinterthür eintritt.)

Selma. Wo bleiben Sie denn nur, Minna? Sie verweilen sich hier unnötig und hören garnicht, daß es draußen zweimal geklingelt hat! Ich habe selbst aufmachen müssen.

Minna (ab durch die Hinterthür).

Selma (dem Geheimrat eine Visitenkarte überreichend). Da sind die Herren schon.

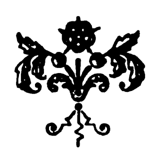
Geheimrath (von der Karte lesend). Doctor Friedrich Kern. Was sagst Du: die Herren?

Selma. Ja, es sind zwei.

Geheimrat. Zwei? — Emnäh — ich lasse bitten. Also hier herein.

Selma (nickt und geht durch die Hinterthür ab.)

(Fortsetzung folgt.)



Verantwortlich für die Redaction Wilhelm Bölsche, Friedrichshagen. Verlag von S. Fischer, Kgl. [illegible] Hofbuchhändler. Druck: A. Seydel & Cie. Beide in Berlin.





Karl Stauffer's Ende.

Eine stattliche Reihe von Briefen Karl Stauffer's liegt vor mir, begonnen in fröhlichen Tagen zu Berlin, im Maleratelier der Klopstockstraße, fortgesetzt zu Rom in selbstgewählter, arbeitsamer Einsamkeit, im Bildhaueratelier der Villa Strohl-Fern. Briefe, wie sie von den Kindern unseres Jahrhunderts selten und immer seltener geschrieben werden: von einem, im Äußern, erstaunlichen Umfange, ein Zeugnis des Stauffer'schen Fleißes auch sie; und erfüllt, im Innern, von einem rücksichtslosen künstlerischen Drange: nach der Erkenntnis des Schönen im Vorbild der Alten und nach der Gestaltung des Schönen aus der eigenen Natur heraus.

Der Schreibende will sich aussprechen, will mit sich selber in's Klare kommen, das ist das Treibende in seiner künstlerischen Beichte; und diese Fähigkeit grade, sich schriftstellerisch zu äußern, welche Stauffer eignete wie wenig Künstlern heute, gewährt tiefe Blicke nicht nur in sein eigenes Schaffen. In ihren kräftigen, männlichen Zügen, in ihrer Klarheit des Ausdrucks und des Gedankens, umschließen diese Briefe manches Kunstgeheimnis, der Lösung wert.

Von Stauffer's Mangel an Phantasie hat man oft sprechen hören und wer Phantasie nur die freie Combination vieles Einzelnen zu einem scheinbar neuen Ganzen nennt, mag sie bei Stauffer freilich vermissen; aber jene andere Phantasie besaß er ganz, welche das Einzelne reich anschaut, als ein Unendliches, und welche es, in der Fülle des Gefaßten und Geformten, wieder zu einem Ganzen erhebt. Und von dieser Gabe legen die Briefe ein lebendiges Zeugnis ab: von den unendlichen Anläufen des Schaffenden, dem Ringen, Zaudern, Verwerfen, Hoffen, endlich Gelingen, welche das innere reiche Sehen seiner Natur aufschließen. Wie oft stand Stauffer, zweifelnd und vertrauend, vor der Statue seines Adoranten, wie stand er in der neuen Welt der Plastik, die sich ihm erschlossen, mit nimmer ermüdendem künstlerischem Begehren da, in leidenschaftlichem Verlangen, Herr zu werden des Geschauten, „ich lasse dich nicht, du segnest mich denn.“ Dieses Gefühl unendlichen Ringens mit seiner Aufgabe, eines nie gelösten, selten nur aussetzenden Kampfes, das jeder echte Künstler kennt, ihn besaß es ganz, in gesteigertem und sich steigerndem Umfange, krankhaft, wenn man so will; und wer seine Briefe liest, wird von tiefem Mitempfinden solcher Qualen gefaßt werden, selbst ohne des tragischen Endes in diesem Leben noch zu gedenken. Laut und eindringlich reden Stauffer's Briefe zur Ehre dessen, der verstummt, und der einst mißverstanden worden wie wenige. Zwei Menschen lebten in ihm, und nur den äußeren kannten die Meisten, beurteilen ihn und verurteilen ihn: das war das verwöhnte, vom Glück getragene

und von den Frauen gehätschelte Weltkind, das Produkt von Schweizer Derbheit, Münchener Ungebundenheit und Berliner Gesellschaftston, ein Gemisch von Naturburschentum und Blasirtheit, ein bischen Parvenü, ein bischen Renommist, der den Leuten wohl gelegentlich Männerchen vormachte und sein Wesen, indem er es zu entfalten schien, vielmehr ganz verbarg. Doch tief unter dieser Oberfläche, unter allem, was ihm nur angeflogen war, in einem bunt geführten Dasein, steckte nun erst der eigentliche Stauffer: eine ernste, reine Künstlerseele, leidenschaftlich hingegeben dem Triebe, sich schaffend auszuleben. Darum können für den Gestorbenen diese innersten Bekenntnisse jetzt reden und sein echtes Bild mögen sie helfen wiederherzustellen. Alles bloß Persönliche, alles was von der Oeffentlichkeit falsche Beleuchtung empfangen könnte, haben wir aus ihnen ausgeschieden. Als vertrauliche Niederschriften für zwei entfernte Freunde sind sie entstanden und enhalten manches, was über den Roman seines Lebens Aufschluß geben könnte. Aber grade dieser Roman ist nur allzuviel schon vor dem Publikum verhandelt worden! Vermutungen, Ausschmückungen und die leidigen moralischen Urteile traten an Stelle der Thatsachen, an Stelle der Erkenntnis psychologischer Zusammenhänge. Nicht um der Sensationslust neuen Stoff zu geben, nur um ein merkwürdiges Schicksal deutlicher anschauen zu lassen, trete ich darum, nach dem zuverlässigsten Bericht, noch für einen Augenblick in die Betrachtung von Stauffer's Lebensende ein.

Stauffer war von Florenz nach Rom gegangen, und eine Frau, die ihn liebte, begleitete ihn. Man bezeichnete das als eine „Flucht“, man führte die Frau auf Verlangen ihres Mannes in eine Heilanstalt, und verhaftete Stauffer wegen „Betruges;“ er sollte Gelder, die ihm von der Dame und ihrem Gatten übergeben worden, unterschlagen haben. Die Anklage zerfiel natürlich sogleich, aber eine schlimmere folgte: Entführung einer Geisteskranken. Grundlos und beweislos wie die erste, war die zweite: und hier beginnt nun der plumpe Eingriff der italienischen Behörden, auf Requisition der schweizerischen, eine der flagrantesten Rechtsverletzungen, von denen die neuere Zeit weiß — auf die bloße Anschuldigung hin nahm man Stauffer nicht nur in Haft, man hielt ihn auch durch Wochen fest und ließ ihn Härten einer barbarischen Rechtspflege empfinden. Ihn, einen ausgezeichneten Künstler, den Gast in einem fremden Lande, das er liebte, den Mann der besten Formen, angeschuldigt ohne allen Beweis in einer höchst undurchsichtigen, verwickelten, privaten Sache — ihn führte man in schweres Gefängnis, wie einen überwiesenen Verbrecher; vom Hotel weg in die Gesellschaft von Dieben und Mördern, mit denen er — 17 italienische Verbrecher und Karl Stauffer — in einem Raum aushalten mußte. Und statt ihn wenigstens sogleich nach Florenz zu überführen, wo das „Delikt“ begangen und also abzuurteilen war, ließ man ihn drei Wochen in Rom zunächst sitzen, mitten unter den Banditen, weil der Verbrecherkarren noch nicht voll war: ein besonderer Transport schien überflüssig, Stauffer mochte warten, bis sich die nötige Zahl von Reisegenossen zusammengefunden hatte, welche gleichfalls vor das Forum von Florenz gehörten.

Endlich konnte der Schub abfahren, und in einer vierzehnstündigen Eisenbahnfahrt, gefesselt an Einer Kette mit acht andern, gelangte Stauffer nach Florenz. Dort erst zeigte man sich milder uud bereit, ihn gegen Caution zu entlassen. Stauffer wendete sich brieflich an Adolf Hildebrand, der ihn sofort freimachte und ihm der treueste Helfer wurde, als die Treuesten ihn verlassen hatten; und in einem trostlosen Zustande — Stauffer hatte nicht eine einzige Nacht geschlafen in dieser Umgebung des Kerkers, brachte ihn Hildebrand jetzt in die „Casa Nardini“, wo er Wohnung nahm. Aber die seelischen Erschütterungen und die körperlichen Qualen waren zu groß gewesen, selbst für Stauffers Kraft. Es bildeten sich Wahnvorstellungen

bei ihm aus, er glaubte sich verfolgt, schloß seine Zimmernachbarn in der Casa Nardini ein und mußte zum zweiten Mal aus dem Hotel in die Haft wandern: in die Zelle des Irrenhauses jetzt.

Es scheint, daß die Störung nur ganz kurze Zeit, wenige Tage dauerte, allein man hielt ihn in dieser „Cur" vorsichtig noch mehrere Wochen; halb verhungert fand ihn Hildebrand nach einer Weile vor, der durch eigene Krankheit ihm ferngehalten worden: in der billigen Klasse des Hauses, in welcher Stauffer untergebracht worden, herrschte die italienische Einrichtung, daß die Wächter, welche nicht bezahlt werden, — die Hälfte der Krankenkost für sich in Anspruch nehmen durften. Stauffer wurde in eine höhere Klasse jetzt gebracht und er faßte besseren Muth; mit seiner geistigen Klarheit kam auch sein Humor wieder, und hinter diesen Zeiten von Gefangenschaft und Wahn glaubte er schon die Wiedervereinigung mit der geliebten Frau auftauchen zu sehen. Die Hoffnung ward zunichte; es kam zu einer völligen Trennung; und als Stauffer endlich frei dastand, stand er auch allein da, und in der Heimat, bei den Seinen, suchte er nach Trost und Heilung.

Eine Reihe von Gedichten entstammt aus dieser Zeit, welche die Ereignisse unmittelbar anschauen lassen in künstlerischer Form: nach dem Urteil derer, welche sie lasen, sind sie der Veröffentlichung nach jeder Erwägung hin wert, und Stauffer's Andenken könnte nur gewinnen, wenn seine Familie sich entschließen würde, sie herauszugeben.

Muthlos und freudelos nun saß Stauffer in der Schweiz da; er hatte einen Selbstmordversuch in Bern gemacht, als er sah, wie alles ihn verließ; und wieder war es Hildebrand, der ihn aufrichtete, an seinen Arbeiten kameradschaftlichen Anteil nahm und ihn bestimmte, von Neuem nach Florenz zu gehen, um zu schaffen. Es gelang, ihn zur Teilnahme an einer Denkmal-Konkurrenz in Bern zu bewegen: für das Monument Bubenbergs, des Schweizer Nationalhelden. Der Entwurf, den Sachverständige loben, fand keinen Beifall, weil Stauffer lediglich die Figur des Helden gegeben hatte, keinen modischen Aufputz von allegorischen Figuren und Sockelstatuen: wieder ein Beweis seines „Mangel an Phantasie", wie man meinte. Auch was er sonst versuchte, um sich neue Verbindungen zu schaffen und die Möglichkeit zu leben (denn er war mittellos geworden), mißlang: in der Schweiz erklärte man, nichts thun zu können; ein bekannter Pariser Kunsthändler, der einst seinen Radierungen eifrigst nachgefragt, hatte auf Stauffer's Angebot nicht einmal eine Antwort; und auch in Berlin fand er verschlossene Thüren. Er war gerichtet, die gebildete Welt wandte ihm den Rücken; und daß in Wahrheit nichts, nichts gegen ihn vorlag, was die „moralische" Verurteilung begründete, daß die Anklagen niedergeschlagen worden, daß nur privateste Vorgänge übrig blieben, in die kein Fremder hineinschauen konnte — wann hätten dergleichen Erwägungen die sittliche Entrüstung der Gesellschaft wohl aufgehalten? Es ist leider außer allem Zweifel, daß dieses kalte Verdammungsurteil der Welt, dieser Abfall der Freunde Stauffer's Geschick mit entschied: wohl hatte er sich losgemacht aus diesem Berlin und war, ein einsam Sterbender, in sein römisches Studio geflohen; aber besorgt fragte er nun, schon aus dem Irrenhaus heraus auf heimlichem Wege, nach der Meinung der Welt, und die wahre Lage der Dinge suchte er aufzudecken.

Eine neue Arbeit hat Stauffer nach diesen Fehlschlägen nicht mehr begonnen. Seine Kraft war erschöpft Unvermindert zwar war seine Freude an Natur und Kunst, die so reich ringsumher lockten, und die er mit so treu sich anschmiegenden Sinnen zu genießen wußte; nur die Fähigkeit zu schaffen war dahin, und dem einst von dämonischem Fleiß besessenen verdämmerten jetzt die Tage. Einen guten Wein wußte er noch zu schätzen und zog wohl, ihn frischer zu genießen, mit den paar

jungen Leuten, die ihm noch anhingen, vor die Thore, in die blühende Frühlingswelt hinaus: und auch als Schlaftrunk mußte er jetzt den Wein zu gebrauchen, denn seit jenen argen Römischen Tagen war Schlaflosigkeit nicht von ihm gewichen, und seine Nerven waren ganz zerrüttet. Er fing an Chloral zu nehmen in immer stärkeren Dosen, und an einer letzten ist er gestorben: Niemand kann sagen, ob durch Absicht. Ein Zufall ist wahrscheinlicher, nach Hildebrands Meinung; die Welt aber urteilte: er habe den richtigen Abschluß gefunden für ein verfehltes Dasein. So pflegt ihr Wort ja allemal zu lauten in „traurigen Fällen“; und nur die eine Frage entsteht abermals: Wie viel sie selbst denn, die Welt in ihrer Splitterrichterei gethan, um den Sterbenden hinwegzutreiben von dieser Erde. Der richtige Abschluß ist gefunden; und wenn nur die Summe stimmt, wer fragt viel nach den Theilen?

Otto Brahm

Der Realismus in der Religion.

Von **Lou Andreas-Salomé.**

I.

Vor einigen Jahrzehnten erschienen noch fast alljährlich zahlreiche Schriften über religiöse Fragen auf dem Büchermarkt. Die herrschenden philosophischen Richtungen, gleichviel auf wessen Namen sie grade getauft sein mochten, beschäftigten sich mit Vorliebe mit diesen Problemen, denn die alte Metaphysik war noch nicht ausgestorben. Man meinte, zwischen den Gegensätzen von Wissen und Glauben, von der Welt sinnlicher Wahrnehmung zu der Welt übersinnlicher Hoffnung, eine philosophische Brücke schlagen zu können. Aber im Lauf der Zeit wurde diese Brücke immer schwankender, immer zerbrechlicher, und endlich brach sie an den verschiedensten Stellen ein, und die mühsam überbrückte Kluft blieb so tief und weit wie ehedem. Der wissenschaftliche Geist von heute hat sich von allen ähnlichen Versuchen mit gründlichem Ueberdruß abgewandt; er hat, was die vorhergegangene Periode hier und da an negativen Resultaten festgestellt, bereitwillig aufgenommen und ihre kritische Arbeit nach seiner strengern Methode mit unermüdetem Eifer fortgeführt; ihre Bemühungen aber, etwas Positives aus dem allmählichen Zusammensturz zu retten, wecken sein Interesse nicht mehr. Die Religionsphilosophie ist mehr und mehr zur vergleichenden Religionswissenschaft geworden. Nun ist es merkwürdig zu beobachten, wie auch dieser Stand der Sache vor Kurzem eine Aenderung erfahren hat. Es erscheinen wieder Bücher über die todtgeschwiegenen Probleme und wieder verfechten sie auf die eine oder andere Weise das Recht der Religiosität gegenüber dem modernen Denken. Freilich in ganz anderm Geiste, als damals. Sie glauben nicht mehr, rein theoretisch vermitteln zu können zwischen den alten Gegensätzen, sie glauben nicht, diese aufheben zu können in einer geschlossenen philosophischen Weltanschauung, die ihnen beiden Genüge thut. In Ermangelung einer derartigen festgefügten Weltanschauung fragen sie weniger nach der Allgemeingültigkeit und verstandesgemäßen Unanfechtbarkeit einer religiösen Lebensansicht, als nach ihrem praktischen Wert und ihrer inneren Notwendigkeit. Die rein theoretische Uebereinstimmung mit dem übrigen Denken wird dabei nicht so dringend verlangt, wie eine befriedigende Ergänzung dieses Denkens für das Gemüt. Besitzen nun in diesem Punkte die meisten modernen Schriften über Religion ihr gemeinsames Merkzeichen,

so lassen sich dennoch unter ihnen deutlich zwei verschiedene Richtungen unterscheiden. Die Einen wenden sich vorwiegend belehrend und bekehrend an alle, indem sie sich bemühen, den Segen und praktischen Nutzen des Religiösen im wirklichen Leben darzuthun; die Andern enthalten meistenteils Bekenntnisse, geschöpft aus den Kämpfen und Zweifeln des eigenen erregten Geistes, Untersuchungen, angestellt am eignen Innern, — sie enthalten ein Stück Religionspsychologie. So groß der Wert der ersteren Reihe von Schriften sein mag und so gewiß sie einem längst empfundenen Bedürfnis des gebildeten Publikums entgegenkommen, — die Religionswissenschaft erfährt nur von den letzterwähnten Bekenntnissen eine dankenswerthe Förderung. Denn sie wirken in der That aufklärend in der dunklen, noch keineswegs genügend erforschten Welt des religiösen Seelenlebens, sie werfen Licht auf den ganzen feinverästelten Complex von Stimmungen und Regungen, aus dem es besteht, auf seinen Zusammenhang mit dem gesammten übrigen Leben, auf seine Entstehungsursachen und Besonderheiten. Ehemals, als die Metaphysik den Bedürfnissen des religiösen Gemüts noch entgegenkam, blieb dieses Dunkel ungelichtet, weil eine fertig zugeschnittene Schablone, ein theoretisches Schema, an Stelle eingehender Analyse und vorsichtiger Einzelbeobachtung gesetzt wurde. Später, als der kritische Verstand ausschließlich in seine Rechte trat, fehlte das warme Interesse an diesem Studium, die Religiosität wurde beinahe nur noch vom Standpunkt des Atavismus aufgefaßt und konnte eben so wenig Beachtung verdienen, wie irgend ein zur langsamen Verkümmerung vorherbestimmtes Gebilde, das noch aus alten Zeiten in unsere aufgeklärten Tage hineinragt. Jetzt erst bricht sich ein neuer Geist Bahn, dem es gelingt, die Schärfe des kritischen Verstandes mit der warmen Nachempfindung eines feinen, eindringenden Verständnisses zu verbinden, — der dem Phänomen des Religiösen vorurteilsfrei prüfend gegenübersteht, ohne sentimentalen Rückblick und ohne phantastischen Ausblick, aber nicht wie einem fremden, abgestorbenen Körper, der sezirt werden soll, sondern wie einem Lebensvorgang, dessen verborgensten Regungen er am eignen Fleisch und Blut nachspüren will. Es sind hohe Anforderungen, die an Schriften solcher Art gestellt werden müssen, aber wo sie nur einigermaßen erfüllt sind, da gewähren sie uns neue Einblicke in das Wesen dessen, wovon die moderne Religionswissenschaft auszugehen hat: in das Wesen des religiösen Affekts. Man könnte Diejenigen, die dieser Richtung Geltung zu verschaffen suchen, mit gewissem Recht die religiösen Realisten nennen. Es ist derselbe Realismus, der sich hier durch die scholastische Verknöcherung durchgerungen hat, wie der Realismus der Kunst. Hier wie dort will er die Schablone und die begriffliche Zustutzung der vollen Lebenswirklichkeit abstreifen und will damit der idealistischen Ueberspanntheit ebenso den Krieg erklären als der durch sie in natürlicher Reaktion hervorgerufenen Indifferenz und Nichtachtung des Künstlerischen wie des Religiösen. Vor Kurzem erschien ein kleines Buch, das zu dem Besten gehört, was auf dem Boden eines solchen Realismus entstanden ist, es nennt sich: „Die Religion der kommenden Zeit, Bekenntnisse und Studien über Moral, Religion und Kirche, von einem modernen Theologen.“ (Verlag v. Max Spohr, Leipzig.) Der Verfasser vereinigt in der That die Vorzüge konsequent modernen Denkens mit ungewöhnlich tiefem und begeistertem religiösen Gefühl, er durchlebt rückhaltlos alle die Zweifel und Leiden, die aus einem solchen scheinbar unvermittelten Widerspruch hervorzugehen pflegen und erzählt uns offenherzig, wie er es dazu gebracht hat, für sich selbst eine individuelle Lösung oder doch Abschwächung der einander widerstreitenden Geistesbedürfnisse zu ermöglichen. Es ist nicht die Lösung selbst, die den hauptsächlichen Wert des Buches ausmacht, sondern eben diese starke Energie der beiden

sich bekämpfenden Triebe in ihm und die Art, wie er sich gezwungen sieht, beiden zu gehorchen, ohne eine vermittelnde Halbheit zu ertragen. Mag es immerhin in seiner Absicht gelegen haben, zugleich einen Beitrag zur **allgemeinen** Lösung des modernen Seelenzwiespalts zu liefern, — nicht dieses, sondern der Geist, aus dem heraus er dies erstrebte, macht seine Arbeit bedeutsam. Und um deßwillen wirkt die Zuversicht erhebend und beseelend, mit welcher er an einer Zukunft festhält, die niemand mehr davon wird wissen wollen, daß „der moderne Geist und die Religion sich gegenseitig ausschließen,“ — weil endlich Einer kommen muß, der sie mit gewaltiger Hand zu neuem Bunde verbrüdert: „Du aber, mit großer, starker Seele, dessen Auge tief hineingeschaut in das Werden der Dinge, — — — — der Du mit ernsten Kämpfen und harter Anfechtung die That furchtlos gewagt, — — — der wird das Werk gelingen. Du wirst mit dem Schwert den Knoten zerhauen, den hundert kleine Hände vergebens sich abmühten zu lösen. Du wirst den fruchtlosen Streit um die neue Formel zum Schweigen bringen, — — — Deine sittliche Energie, Deine Glaubenskraft, Dein edler Fanatismus wird Tausende mit sich fortreißen. Das thut, Du bist nicht ein Lichtfreund, ein Volksaufklärer, ein Parteimann, ein Vermittler, — Du bist ein Prophet. — — — — — Es pocht mir das Herz, wenn ich träumend dieser kommenden Zeit gedenke.“

Wir hören aus seinen Worten die Gluth heraus, die der Verfasser sich durch alle Zweifel, alle Wandlungen seiner Anschauungsweise für das religiöse Ideal gewahrt hat und die ihn doch nicht abhielt, die Formen, in denen dieses Ideal sich ihm darbot, eine nach der andern zu zerbrechen, bis er ihm aus seinem eignen Innern eine rein persönlich gestaltete Form neu zu schaffen vermochte. Anstatt, wie es so oft und mit Unrecht geschieht, die Resultate seines religiösen Forschens in mehr oder minder systematischer Weise vor uns auszulegen, giebt er uns daher einfach seinen ganzen Entwickelungsgang wieder, er führt uns durch sein Leben und schildert uns jeden einzelnen Wendepunkt in ihm. Hiernach durchlief er bis zu seiner völligen „Freidenkerei“ vier große Hauptwandlungen. Von frommen Eltern erzogen, lebte er in seiner ersten Jugend in einer gewissen religiösen Gefühlsschwärmerei, in einer fortwährenden Gottesandacht, der auch alle moralischen Unterschiede zwischen den Menschen aus deren geringern oder tiefern Versenkung in den Gottesgrund zu entspringen schienen. Dieser Traum währte so lange, bis er erfahren mußte, daß oftmals grade die aufrichtig glaubenden Menschen „einen empörenden Hochmut, eine widerwärtige Rohheit in ihren Herzen“ zu tragen vermögen, und daß ihre Glaubensstärke sie nicht „entsündigt“. Darauf bekehrt er sich zu einer Art Kantischen „Sittengesetzes“ und setzt den kategorischen Imperativ mit seinen unweigerlichen Forderungen, welche auch für den Nichtgläubigen gelten, über die religiöse Gottesgemeinschaft des beseelten Gefühls. Doch auch dies dauert nicht lange. Die Unterredung mit einem Positivisten, verbunden mit eignen naturwissenschaftlichen und geschichtsvergleichenden Studien, zertrümmert in Kurzem auch das eherne „Sittengesetz“, und ergiebt die Einsicht, zu der jener Positivist gelangt war: „Gewissen, Sittengesetz, Pflichttreue, Selbstlosigkeit: für gesunde Naturen, normale Menschen sind das nur Worte, hinter welchen sich der naturgemäße, lebenerhaltende und lebenschaffende Egoismus versteckt.“ Nach dieser Niederlage verzweifelte der zweimal Enttäuschte am Wiederaufbau eines religiös wirkenden Lebensideals, alles schien ihm ins Schwanken gerathen zu sein, und nirgends ein fester Punkt zu finden, auf welchem er fußen konnte, um von hier aus die ganze Welt seiner Zweifel und Anfechtungen aus den Angeln zu heben. Er begrub sich in seine wissenschaftlichen Arbeiten, suchte sich an ihnen zu betäuben und zugleich im Genuß edler Kunst Vergessen zu finden. Und er fand mehr als nur dies darin. Während er bisher immer nur dem Einen großen Grundzuge seines

Wesens nachgegeben hatte, dem religiösen Grundzuge, und gleich einem „Gott-Sucher“ durch das Leben gegangen war, lebte er sich wahrscheinlich jetzt zum ersten Mal etwas in der ganzen Breite seines Geistes und individuellen Könnens aus und genoß darin eine neue Befriedigung, die er in seiner frühern Exaltation nicht gekannt.

In der Resignation bezüglich des „Einen, das Not thut,“ fand er ein köstliches „Vielerlei“, das entwickelnd und anregend auf ihn wirkte und ihm für einen Augenblick das „Eine“ entbehrlich machte. „Fernab von der Unruhe der Welt, so dachte ich, will ich mein ganzes Leben in stiller Resignation verbringen. Alle jene drückenden Fragen des Lebens will ich von mir abwehren; ich habe für mich einen Boden gefunden, darauf sich mein Leben aufbaut. Die Arbeit lehrte mich, auf Unerkennbares verzichten, die Beschäftigung mit der Kunst bot mir Ersatz dafür. — — — — — — — Die hohen Umrisse dieses Lebensideals bemühte ich mich mit lebendigen Farben auszumalen. Mein Leben sollte ein harmonisches Kunstwerk werden. Die Grundstimmung meines Daseins wollte ich anpassen den Stimmungen, die durch das Anschauen künstlerischer Werke in mir geweckt wurden; durch das Aufnehmen sympathischer Charakterzüge, welche mir im Leben begegneten, wollte ich meinen Neigungen und Willensentschlüssen eine gleichmäßige, zielbewußte Gestaltung geben. — — — — Die natürlichen Neigungen, die mannigfachen Keime und Ansätze geistiger Fähigkeiten, unterwarf ich einer sorgsamen Ueberwachung, daß keine Neigung oder Anlage verkümmere oder übermäßig emporschieße. Mit dem Geist jener abgeklärten, ruhigen Harmonie, welche die Gemälde Raphaels athmen, wollte ich mein Leben erfüllen — — — —“.

An dieser neuen Daseinsgestaltung vermochte kein Zweifel zu rütteln, aber es ist schön und bezeichnend, daß das Leben selbst an ihr rüttelte, bis sie in sich selbst zerfiel. Den Verfasser besucht ein Freund, der „als überzeugter Kämpfer für eine große Sache“ in einem von ihm redigirten modernen Blatte das Volkswohl verficht. Seine Worte, sein feuriger Enthusiasmus, wecken eine Sehnsucht im Herzen des still Arbeitenden, die ihn hinaustreibt aus seiner friedlichen Klause. Er bezweifelt nun, daß der „kalte akademisch-schöne, aber auch akademisch blasirte Humanismus“ ihm jemals volles Genüge geben könne, — er begreift, daß seine eigene Lebensbefriedigung dafür zu eng verknüpft sei mit der seiner Mitmenschen, daß sie abhängt vom Wohl und Wehe des Menschendaseins um ihn her und seiner Wirksamkeit für dieses, — er ruft aus: „Ich war ein Gelehrter — ich will ein Mensch werden! — — — hinaus in die lebendige Welt! Ach, wie der Erdgeruch des wirklichen Lebens mir wohlthut, wie er die Nerven stärkt. Hinweg mit den sublimirten Gefühlen, den harmonisch gefügten Gedankenkompositionen! Leben, wirkliches Leben will ich. Alles Tifteln und Schauen ist mir über, es treibt mich zum Schaffen.“ Was ihn hier so unmittelbar ergriff, war vielleicht weniger als bisher die ganz bestimmte Form eines neuen Ideals, — in diesem Fall der Hingebung an das Menschenwohl, — es war nur das gesund und kräftig durchbrechende Bewußtsein, daß in unseren höchsten Träumen ein Willensimpuls liegen muß, der sie zu einem nervigen Griff in die Wirklichkeit werden läßt, und der uns treibt, unser Lebensideal zu gewinnen dadurch, daß wir uns mitten in diese spröde und verwirrende Wirklichkeit hineinstellen, mitten in ihre Probleme und Kämpfe, anstatt sie zu fliehen und zu umgehen. Es war das Bewußtsein davon, wie unendlich viel mehr Wahrheit und Leben für unsre eigene Idealgestaltung wir in solchem ehrlichen Kampf zu lernen vermögen, als es uns in einsamen Träumen und Grübeleien jemals zu erlernen möglich ist, — gleichviel ob diese sich um die Erkenntniß der höchsten Dinge bemühen oder nur um den harmonischen Geistesgenuß selbst. Mir fiel bei der Lektüre dieses Kapitels im Buche eine Scene aus einem modernen Roman ein, die

wie eine passende Illustrution zu den Gedanken des Verfassers erscheint: die Scene, in welcher ein Mensch, der übersinnlichen Erkenntnißmöglichkeiten nachjagt und sich enttäuscht gefunden hat, sich gefunden fühlt beim Anblick des wirklichen Lebens und Leidens, weil dieses an seine Thatkraft appellirt.

„Die hohen Schlote des Städtchens“ heißt es in dem Roman, „stiegen vor mir auf, schon von weitem erkannte ich einen Zug von Arbeitern, die langsam dem Thore der am Wege gelegenen Fabrik zutrotteten. Diese armen Menschen mit ihren schlechten Kleidern, ihren verschlafenen Blicken, wie sie so durch den grauen Morgen dahinzogen, machten heute einen tiefen Eindruck auf mich. — Aus dem Tiefsten der Welt vor meinen Augen schien eine Stimme zu kommen, — eine Stimme der Menschheit. Sie kam ohne Pathos, mit einer einschneidenden Natürlichkeit. — — — Ich sah das Leiden der Menschheit völlig nackt und farblos, in der Stimmung des grauen Regentages, die Sonne hinter Wolken, die Felder triefend, die Wege ein Meer von Kot. Wie dieses Leiden zu ändern sei, wußte ich auch nicht eigentlich, nur ein dumpfes Fühlen war in mir, als würde ich es lernen, als sollte ich jetzt auf dieser Seite voll und klar finden, was ich da drüben in gaukelnden Träumen gesucht. — Wie verworren immer meine Bahn gewesen war, vielleicht war das doch ihr bestes Resultat, daß sie mich mit Unerbittlichkeit in's Leben zurückwarf, — — — — — — ich fühlte es sprossen, es regte sich ein neues Leben, ... ja, ein Leben.“ —

Zu dieser Zeit seiner vollen Hinwendung zum Leben veröffentlichte der Verfasser unseres Religionsbüchleins die Ergebnisse seiner bisherigen wissenschaftlichen Forschungen — historischen Forschungen über die Revolutionszeit — mit Anwendung auf gegenwärtige sociale Zustände. Dieses Heraustreten aus seiner stillen Arbeitsklause brachte ihn um seiner Ansichten willen in ernsten Konflikt mit der ihm vorgesetzten Behörde und bedrohte seine ganze künftige Laufbahn. Der Umstand wurde zum Wendepunkt seines äußeren Schicksals, aber er bezeichnete auch innerlich eine neue Wandlung. Zum ersten Male sollte er sich dessen bewußt werden, wie viel ihm die Erringung eines selbständigen Ideals wert sei, wie viel Kraft und Ernst er besitze, trotz aller Widerwärtigkeiten des Lebens sich selbst Treue zu halten: aus dem Traume wurde nun in der That Leben. Er ging siegreich aus der Versuchung, fügsam einzulenken, hervor, er gab seine bisherige Laufbahn auf und empfand jene Zunahme an Innigkeit und Begeisterung für die hochgehaltene Wahrheit, die wir stets aus persönlichen Opfern lernen. Aber nicht nur war an ihn damit die erste ernste Anforderung gestellt worden, — er begann auch nunmehr das, was ihm bis dahin religiös genügt hatte, noch einmal prüfend anzusehen. In Stunden der Not und Anfechtung hatte er sich fragen müssen, ob ein lediglich persönliches Ideal von rein subjektiver Wahrheit wirklich eine religiöse Zuflucht gewähre, ob es den G o t t e s g e d a n k e n ersetze. Seine geistige Entwicklung hatte ihn über den Gottesgedanken längst hinausgeführt, er war angelangt bei der Erkenntnis, daß alle Idealbildungen menschliche, mannigfaltige und wechselnde sind und absolute Normen für unser Handeln sich nicht finden lassen: „Wo finde ich einen Maßstab zur Beurteilung menschlicher Handlungen? Indem ich dieselben messe an dem, was mir und den Menschen, mit denen ich sympathisiere, als Ideal des menschlichen Lebens vorschwebt. — — — — — — Das frühere Ideal wird, so weit es nicht aufgeht in das neue, zum Idol; die Gesinnungen und Handlungen, welche mit dem einstigen Ideal harmonierten, verlieren, sobald sie mit dem „höhern“ Ideal nicht mehr übereinstimmen, das Anrecht auf den Namen gut. An sich ist nichts gut, die Zweckbeziehung auf das Lebensideal macht es erst dazu. Und zwar ruht die letzte Instanz in der Rechtsprechung über den Werth menschlicher Handlungen

einzig und allein in der Brust des einzelnen Menschen, der sich zum Richter berufen fühlt."

Sobald nun, während jener verhängnisvollen Katastrophe in seinem Leben, das religiöse Gefühl sich mächtig gesteigert hatte und das Bedürfniß in nie gekannter Stärke hervortrieb, einen innersten Zusammenhang mit dem zu empfinden, was ihm als Höchstes galt, — schien sich plötzlich das subjektive Ideal in eine Art von objektiver Gottheit verwandeln zu müssen. Eine Zweiheit schien da sein zu müssen, damit ein solcher stärkender, beschwichtigender Zusammenhang zum Bewußtsein kommen könne. „In dieser Not falteten sich mir die Hände zum Gebet. Ich riß sie unwillig auseinander, aber dann umfaßte noch einmal die Rechte krampfhaft die Linke und mein Blick wandte sich gen Himmel: Du Unerforschliches, das sie Gott nennen, laß mich nicht untergehen in diesem Kampf, gieb mir Kraft Stand zu halten, führe mich nicht in Versuchung!" Und es war mir, „als empfände ich Stärkung. Mein Herz erfüllte sich mit heiligem Trotz . . . ."

Wir kommen hiermit zu dem bedeutendsten Abschnitt des ganzen Buches, zu dem Kapitel über das Gebet. In keinem andern zeigt es sich so deutlich, wie stark und unmittelbar der Verfasser alle religiösen Erschütterungen an sich selbst durchlebt hat, — in keinem andern aber auch, wie furchtlos und vorurteilslos er andererseits sich bemüht hat, seinen Regungen völlig auf den Grund zu sehen. Wenn er dabei die Frage nach dem Gebet gewissermaßen in den Mittelpunkt seiner Untersuchungen stellte, so geschah dies, weil seine Auffassung dieses Gebetes es ermöglicht, die ganze religiöse Selbstversenkung und Selbsterhebung darin zu schildern. Indem er das Wesen des Gebets in seiner allgemeinsten Form analysiert, erschließt sich ihm das Wesen des religiösen Affekts.

Max Klinger als Aesthetiker.

Max Klinger hat im Frühling dieses Jahres eine Broschüre „Malerei und Zeichnung" herausgegeben.* Es scheint aber, daß die Bedeutung der kurzen Abhandlung bei ihrem Erscheinen nicht gleich im richtigen Lichte gesehen worden ist. Man hat zu viel Gewicht auf das Schlußwort gelegt, in welchem Klinger in etwas leidenschaftlicher Weise für die rücksichtslose Darstellung des nackten Menschenkörpers plaidirt. Dieses Schlußwort steht jedoch mit den übrigen Ausführungen nicht in so festem Zusammenhange, daß es für ein Charakteristikum der Broschüre gehalten werden dürfte. Ein loser Zusammenhang mit den vorher entwickelten Anschauungen ist wohl in den Schlußseiten vorhanden, die gedanklichen Verbindungsglieder liegen aber nicht so klar zu Tage, daß man sie gleich beim ersten flüchtigen Lesen ergänzen könnte. Das hat dem nach meiner Meinung ästhetisch höchst bedeutsamen Aufsatze sehr geschadet, und ich möchte daher in den folgenden Zeilen versuchen, den Kerngehalt der Klingerschen Aesthetik herauszuschälen. Es wird hierbei allerdings nötig sein, einzelne Gedankengänge zu ergänzen — und zu verallgemeinern. Ich bin der Ueberzeugung, daß nur auf diesem Wege die innersten Ansichten Klingers von den Zielen der modernen Kunst zu Tage gefördert und zur Geltung gebracht werden können. Das vorliegende pikante Gedankenmaterial giebt sich in einer schweren, tiefernstgedrungenen Form, die einem größeren Kreis gegenüber augenscheinlich der Ergänzung und Verallgemeinerung bedarf.

Die Skizze als Kunstwerk zu Ansehen zu bringen, das scheint mir die Grund-

*) Zu beziehen durch die Buch- und Kunsthandlung von Cäsar Fritsch, München.



absicht des Buches zu sein. Die Skizze wird hier so glänzend verteidigt, daß diese Verteidigung sich zu einer ganz besonderen „Aesthetik der Skizzenkunst" ausgestalten ließe.

Der Maler und Radierer Klinger weist der Zeichnung, der Radier- oder Griffelkunst, eine ganz ihr eigene Stellung an. Er sagt darüber einmal „Ziehen wir die Mittel der Malerei in Betracht, so erscheint sie uns als der vollendetste Ausdruck unserer Freude an der Welt . . . Sie ist die Verherrlichung, der Triumph der Welt, sie muß es sein. Neben der Bewunderung, der Anbetung dieser prachtvollen, großschreitenden Welt wohnen aber die Resignationen, der arme Trost, der ganze Jammer der lächerlichen Kleinheit des kläglichen Geschöpfs im ewigen Kampfe zwischen Wollen und Können. Zu empfinden, was er sieht, zu geben, was er empfindet, macht das Leben des Künstlers aus. Sollten in ihm die mächtigen Eindrücke stumm bleiben, mit denen die dunkle Seite des Lebens ihn überflutet, vor denen er auch noch Hülfe sucht? Aus den ungeheuren Kontrasten zwischen der gesuchten, gesehenen, empfundenen Schönheit und der Furchtbarkeit des Daseins, die schreiend oft ihm begegnet, müssen Bilder entstehen, wie sie dem Dichter, dem Musiker aus der lebendigen Empfindung entspringen. Sollen diese Bilder nicht verloren gehen, so muß es eine die Malerei und Skulptur ergänzende Kunst geben, in welcher zwischen diese Bilder und den Beschauer die plastische Ruhe nicht in dem Maße hindernd eintritt wie bei jenen. Diese Kunst ist die Zeichnung."

Unter Zeichnung will Klinger die selbständige Griffelkunst (speziell die Radierung) begriffen wissen. Er will, wie er an anderer Stelle hervorhebt, den poetisierenden Charakter der Radierung in den Vordergrund drängen, d. h. es liegt ihm daran, sich subjektiv empfindend in rasch hingeworfenen Skizzen auszusprechen, mit diesen seine Stimmung zu fixieren. Er hält es im Gemälde für notwendig, jeden Punkt im Raume „stofflich zu definiren." Diese Ausführlichkeit der Aesthetik ist ihm hinderlich, wenn er mit seinem Griffel etwas sagen möchte — daher wird ihm die Griffelkunst zur Skizzenkunst.

„Das Wesen der Malerei", sagte er gelegentlich, „definire ich so: Sie hat die farbige Körperwelt in harmonischer Weise zum Ausdruck zu bringen, selbst der Ausdruck der Heftigkeit und Leidenschaft hat sich dieser Harmonie unterzuordnen . . . ." Man merkt die Absicht, daß der Radierkunst eine außerordentliche Stellung gegeben werden soll — und zwar der Radierkunst, wie sie Klinger selbst zu neuer Blüte gebracht hat. Das ist natürlich und eigentlich selbstverständlich, denn ein bedeutender Maler wird nur dann zur Feder des Schriftstellers greifen, wenn er für seine Ziele Propaganda machen will. Auch die ästhetisierenden Dichter haben stets dasselbe gethan. Häufig muß man sogar den Eindruck gewinnen, als ob die Aesthetik der Schaffenden blos ein Reklamemittel wäre. Verwerfliches kann ich darin nicht erblicken; zu bedauern wäre nur, wenn dadurch eine Frage einseitig beleuchtet würde. Klinger will im Grunde — wie mir scheint — die Bedeutung der Skizze darthun; dazu hätte er aber gar nicht nötig, eine prinzipielle Verschiedenheit der malerischen und zeichnerischen Kunstziele zu proklamieren. „Alle Künstler der Zeichnung" sagt er, „entwickeln in ihren Werken einen auffallenden Zug von Ironie, Satire, Karrikatur. Aus ihren Werken bricht fast überall der Grundton hervor: so sollte die Welt nicht sein. Sie üben also Kritik mit ihrem Griffel. Schärfer kann der Gegensatz zwischen dem Maler und Zeichner nicht ausgesprochen werden. Aus den Werken des Einen spricht der Optimismus, der Genuß der Welt, des Auges. Unter dem Drucke der Vergleiche, des Schauens über die Formen hinaus kann sich der Andere dem verneinenden Betrachten nicht entziehen." Die Willkürlichkeit dieser Zieldefinitionen liegt auf der Hand. Klinger spricht aus, was er mit seiner Kunst zur Darstellung bringen möchte. Daß seine Ziele aber nur die Aufgaben der Griffelkunst sein sollen, leuchtet nicht ein. Die Forderung, daß „jeder Punkt im großen Bilde als Form und Stoff definiert sei" — ist eben eine Forderung, und über diese möchte sich dann Klinger gern ästhetisch-logisch hinwegsetzen. Um das zu können, schafft er sich den Begriff einer besonderen Griffelkunst, in der die Skizzierung dominieren könne. Die Skizzierung kann aber überall dominieren, auch im Oelgemälde.

Dichter und Künstler wollen heute sämtlich zu viel „sagen", sie haben keine Ruhe zur beschaulichen Weltfreude. Die schlichte, einfache Wiedergabe der Sinneseindrücke vermag die nervös erregte Persönlichkeit nicht mehr zu fesseln. Wir sind vom sogenannten Realismus vielfach heute weiter entfernt, denn je. Das Alles drängt zur Skizzenkunst;

und diese Art, die subtile Expression zu vernachlässigen, war — unter gewissen Entwicklungsverhältnissen — auch schon in vergangenen Jahrzehnten und Jahrhunderten beliebt. Franz Hals skizzierte seine besten Porträts, Eduard Schleichs Landschaften tragen einen ganz selbstbewußten Skizzencharakter, und die großen Kartons von Peter Cornelius sind ebenfalls Skizzen im Riesenstil, in denen absichtlich nicht „jeder Punkt als Form und Stoff definiert“ ist. Wer etwas markant aus seinem Kunstwerk herausreden lassen will, darf die gestaltenden Nebenfaktoren nicht in gleicher Weise zur Ausführung bringen, eine Vernachlässigung einzelner Partien ist geboten — das führt zur Skizzenkunst, wie Klinger sie erstrebt. Sich ein Kunstwerk ohne lyrisch-poetisierenden Charakter zu denken, ist überhaupt nicht leicht möglich; es genügt durchaus nicht, für die Wirkung einen Eindruck so wiederzugeben, wie er sich reinsinnlich zeigt, es müssen die associativen Vorstellnngen vor dem Kunstwerk in uns wach werden, die den schaffenden Künstler zur Darstellung bewegten — auch das veranlaßt eine schärfere Markierung der wichtigsten, der vorzugsweise fesselnden Partien, was wiederum sehr stark zur skizzenhaft knappen Behandlung des Stoffes reizt.

Was Klinger von der Griffelkunst verlangt, „das Streben, uns über die eigentliche Darstellung hinaus zu beschäftigen“ — das verlangen wir von jeglicher Kunstart. Unsere gesammte Kunst und Litteratur drängt zur Skizzenkunst; das hat aber seine Wurzel nicht allein in der modernen Auswertung der persönlichen Eigenart, das ist vielmehr begründet durch das Wesen der darstellenden Kunst und ihrer Entwickelung im Allgemeinen. In jedem Eindruck, in jeder Empfindung, in jeder Ideenverknüpfung, die zur Darstellung reizt, ist das stimmungerregende Motiv nur ein einzelnes Reizteilchen der Empfängnis; diese spezifischen Stimmungskeime haben wir nun aber in den Vordergrund wachsen zu lassen, um dem Kunstwerk dieselbe stimmungerregende Totalwirkung zu geben, die wir selbst im Moment der Empfängnis als Hauptsache empfanden. Jegliche Stilisierung entspringt im letzten Grunde gleichfalls diesem Streben, das Markante zu gestalten. Und den Sinneseindrücken neue markante Stimmungsmotive abgewinnen und zur Darstellung bringen, schafft den neuen wie den eigenen Stil.

Die Klingersche Aesthetik ist somit nicht allein auf die Radierkunst anzuwenden: wir haben in ihr einen Ausdruck der gesammten ästhetischen Forderungen der Gegenwart zu erkennen. In Klingers Radierungen sahen wir ein Bild unserer gesammten künstlerischen Bestrebungen. Bei Klinger entwickelt sich aus persönlicher Eigenwilligkeit ein keckes Symbolisieren und Allegorisieren, mystische und religiöse Elemente wirken mit, Tiefsinn und Leidenschaftlichkeit, barocke Originalitätssucht und ein Streben nach schlichter Einfachheit liegen da immer dicht neben einander. Fast will uns dünken, sämtliche Kunstepochen der Vergangenheit würden heute noch einmal lebendig und verbänden sich zu einem kaum durchschaubaren Konglomerat. So wie in den Klingerschen Radierungen sieht es auch in den besten Köpfen aller anderen Kunstgattungen aus.

Klinger meint, die Stilfrage sei durch die Materialfrage bedingt. Er will aus den Darstellungsmitteln einer Kunst die Gesetze für diese Kunst herleiten. Diese Ansicht ist durchaus natürlich: man kann aus Brotteig keine Dampfmaschine bauen. Wenn aber demnach mit der Farblosigkeit der Radierung in besonderer Weise gearbeitet werden soll, so treibt das fraglos nichts destoweniger zum Experiment. Es ist ganz dasselbe, wie wenn jemand sagt, die Dichtung habe sich nur aus den Eigentümlichkeiten der Sprache herauszuentwickeln. Selbstverständlich! — aber zum Experiment muß das dennoch führen, und das ist ein weiterer Anlaß zu dem momentanen Siegeszug der Skizze. Man experimentiert eben immer nur mit einem Teil der zu Gebote stehenden Mittel.

In der Skizzenkunst spiegelt sich die moderne Zeit. Die Zerfahrenheit unserer neuesten Kunstbestrebungen besteht hauptsächlich darin, daß das Leben unserer Tage mit seinen ringenden Bewegungen zur schnellfertigen Skizze drängt, daß das stilgemäß abgeschlossene, ruhereife Kunstwerk naturgemäß seltener wird und daß wir uns dessen nicht immer bewußt genug sind. Je näher eine Künstlerschaft — wie eben die unsere — sich neuen Gipfeln fühlt, um so heftiger wird das Ringen sein, um so überstürzter die Schritte; um so vollendeter wird aber gerade diejenige Gattung von Erzeugnissen sich äußern, die bewußtermaßen den Charakter des Experimentes in sich trägt: eben die Skizze. Die probenden Versuche mit den spezifischen Ausdrucksmaterialien einerseits, mit den stimmungzeugenden Kompositions-

effekten andererseits, machen es momentan ganz unmöglich, jetzt bereits in sich geschlossene Werke neuen großen Stiles zu liefern. Dieser Stil ist immer erst das Resultat solcher Kunstepochen. Höchstens in einer Kunst wäre es möglich, heute schon zu völlig neuen, stilfertig organischen Erzeugnissen zu gelangen, — eben in derjenigen Kunst, deren allereigentlichste Aufgabe der Ausdruck individuellen Ringens mit der Stimmung ist: der Lyrik. Sonst aber müssen wir uns bewußt werden, daß wir heute garnichts Anderes noch Besseres thun können, als eine große Kunstepoche vorzubereiten — eben durch experimentierende Skizzen. Daher haben auch ästhetische Abhandlungen heute mehr denn je Interesse und Wert — speziell sind die ästhetischen Bemerkungen der Künstler selbst von höchster Bedeutung für die allgemeine Kunstentwickelung.

Um schließlich auch Klingers Schlußwort von der Bedeutung des Nackten zu streifen, so vermute ich da gleichfalls eine Beziehung zur Skizzenkunst. Klinger verlangt, daß die Beckengegend des menschlichen Körpers deshalb rücksichtslos wiedergegeben werden solle, weil dort die Bewegung des Körpers am reichsten und reizvollsten zum Ausdruck komme. Die Darstellung von Bewegungseffekten führt aber mehr als alles Andere zur Skizze, denn die Bewegung ist am allerwenigsten an Form und Farbe gebannt, ist am allerehesten durch die markante Linie darstellbar. Sonst wäre nur noch anzunehmen, daß Klinger für sein großes Oelgemälde „das Urteil des Paris“ oder seine „Kreuzigung Christi“ eine Lanze brechen wollte. Auch das würde ich nicht im mindesten verwerflich finden. Im Gegenteil, es ist ein Zeichen von höchst erfreulicher Intensität, wenn der Künstler selber zum Apostel seiner Werke und Ideen wird. Die feste Krystallisation um sich selbst, die aus dieser kernig persönlichen Broschüre leuchtet, der schwere sichere Ernst der Klingerschen Natur wird durch die unbekümmerte Verteidigung der eignen Produktion trefflich illustriert. Der Glaube an Sich ist auch eine Kraftäußerung!

Paul Scheerbart.

Theater.

Pseudo-Realismus. Die Heuchelei ist ein Kompliment, das man der Tugend macht. Auch den Wahrheitsforschern im Bereich der Dichtung erstehen Mitbewerber, die ein Können heucheln, das ihnen nicht eigentümlich ist. Nicht so sehr einem bewußten heuchlerischen Willen, vielmehr einer entschuldbaren Selbsttäuschung entspringen ihre Werke. Sie sehen, wie aller abwehrenden Feigheit, allem unklaren Mißverständnis zum Trotz Kunstwerke sieghaft vorwärtsschreiten, deren Gehalt kein Feilschen um die Wahrhaftigkeit duldet, nicht dem Banausen zur Rechten, nicht dem zur Linken zuliebe. Es drängt sie nun, in ihren Arbeiten es diesen Kunstwerken gleichzuthun und das Labyrinth der menschlichen Seele tiefblickend zu ergründen, oder an breiten gesellschaftlichen Zuständen unerbittliche Sozialkritik bis zu den äußersten Folgerungen zu üben. Ihr sehnsüchtiges Bemühen aber bleibt unbelohnt. Wenn sie sich noch so grausam weiß schminken, durch die Schminke durch sieht man ihre eigene, fahle, anämische Haut, wenn sie noch so sehr als „kühne Realisten“ sich geberden möchten, aus allen Winkeln guckt einem das liebe, gemütliche Spießbürgerlein entgegen, der brave Zettel, der den Löwen spielt. Der kühne Realismus ist ihr Umhänge-Fähnlein, sie selber sind Pseudo-Realisten.

Zwei Schauspiele von pseudo-realistischer Art gingen in der vergangenen Woche über die Bretter. Das Drama „Der Glückstifter“ von Hans Olden, im „Schauspielhause“, und das Drama „Eine Geldheirat“ der Wiener Autoren Gustav Schwarzkopf und C. Karlweis im „Lessingtheater“. Beide Schauspiele sind Familiengemälde alten Stils, von dem Jammer erfüllt, der, „wenn er nur naß ist, gefällt“; beide zehren von der künstlerischen Ausbeute modern-naturalistischer Poesie und es gelingt ihren Verfassern auch, eine kurze Wegstrecke über ihre erborgte Art zu täuschen. So kam es, daß einzelne Wortführer der Kritik speziell Hans Oldens „Glückstifter“ zur Strafe der naturalistischen Schule und der Freien Bühne zuwiesen.

Ein ungerechtes Strafurteil war es, das da Herrn Olden betraf. Nichts liegt ihm ferner, als die Kunst, sich in die Irrgänge der Menschenseele zu vertiefen, wo die geheimnisschweren Thaten entspringen, und Stoff und Form ganz unkünstlerisch verwechseln heißt es, will man Oldens Streben nach theatralischer Spannung als ein, sei es auch bisher unbelohntes Ringen nach Ausgestaltung problematischer Charaktere ansehen. Dazu fehlt ihm alle klarbeleuchtende poetische Intuition und ebenso alle scharfgeistige Beobachtungsgabe. Der Glückstifter wird zum Mörder, nicht weil er muß, sondern weil es Herr Olden so will. Neue Theorien über psychopathische Zustände hat Olden halb erfaßt und halb begriffen, rasch aber möchte er sie verwerten und ein heilloser Wirrwarr entsteht unter seinen Händen.

Walther Soltau mußte als Jüngling, wahrscheinlich dummer Streiche wegen, flüchten und nach sieben Jahren kommt er nach Berlin zurück. Er hat in Amerika und Afrika arbeiten gelernt und ist der „erste Mann in seinem Fache" geworden. Sein Fach ist die Goldgräberei. In Berlin findet er seinen Bruder in Liebesgram versunken. Der Aermste ist sterblich verliebt in die Frau eines Geldmenschen, einer ganz gemeinen männlichen Kreatur. Die Wünsche und die geheime Sehnsucht seines Bruders suggerieren Walter'n die furchtbare That. Was ist an der Kanaille gelegen, an dieser Warze am Körper der menschlichen Gesellschaft, denkt er mit Raskolnikow und tötet den Gatten der Geliebten seines Bruders. In überschwänglich brüderlicher Liebe glaubt er, der in Afrika unter den Wilden seine Nerven an Blutvergießen gewöhnt hat, gehandelt zu haben. Nun will er den Bruder und seine Geliebte glücklich wissen. Walther flüchtet, sein Bruder heiratet die Geliebte. Die beiden könnten nun glücklich sein, eine Blutschuld lastet nicht auf ihnen. Irgend ein unnützer Strolch wurde als vermutlicher Mörder zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurteilt, kein Mensch ahnt, daß Walter der Mörder sei. Aber die dunklen Ahnungen, ja diese Ahnungeu; sie beschweren alles eheliche Glück, Walthers Bruder ist ein Melancholiker, der für nichts Sinn hat, als für das Selbstbedauern, und so leben Mann und Frau trübselig vor sich hin. Ein Wirrwarr von Motiven fällt abermals über den unglücklichen Walther her. Nach drei Jahren kriegt er es mit den Gewissensbissen und zugleich mit der Neugierde, ob er denn wirklich Glück gestiftet hat. Er könnte nun an einem von beiden zu Grunde gehen; an der Gewissensqual, oder an dem Bewußtsein, sein blutiges Opfer war umsonst. Aber nein, da ist ein Untersuchungsrichter, der ihm sein Geheimnis entlockt. An sich selbst zum Verräter geworden, will er zum Schluß wenigstens keinen Gerichtsskandal, er hält vielmehr eine Generalbeichte vor dem zuschauenden Publikum ab und deutet auf den Revolver, den er in den hocherhobenen Händen trägt. Er wird sich selber richten. — Dem Durcheinander der Motive, die sprungweise hinüber und herüberschießen und doch nirgends eine Charakterentwicklung geben, standen die Schauspieler ratlos gegenüber, auch Matkowsky's leidenschaftvolles Temperament vermochte darüber nicht hinwegzutäuschen, daß der Glückstifter Walther Soltau in keinem Atemzug ein lebendiger Mensch sei.

Eine zurechtgefältelte Theaterspielerei ist auch die „Geldheirat", eine kritische Studie aus der Wiener Gesellschaft. Schwarzkopf ist geistreicher als Olden, ein schärferer Beobachter ohne Zweifel, aber Olden hat mehr Theaterblut in sich. Witzige Satire im ersten Akt des Schauspiels „Geldheirat", kleine zutreffende Bemerkungen über Leben und Haushalt eines Parvenüs riefen anfangs den Schein hervor, als habe man es mit einem Werke ehrlicher Rücksichtslosigkeit zu thun. Bald aber sah man die dicke konventionelle Mache; jede einzelne Figur im Stück läuft mit dem vollständigen Steckbrief herum. Jede weiß genau, wie ein Professor, Bescheid über das Milieu, in dem sie aufgewachsen und erklärt, so bin ich nun einmal, basta. Der dramatische Dialog wird hierbei zur Heuchelei; die Leute sprechen lauter dozierende Monologe und beschauen sich von vorn und rückwärts, wie der Autor will, daß wir sie beschauen. Zudem ist die Moral des „moralischen" Stücks querköpfig. Ein junger Advokat hat sich ganz reell und geschäftsmännisch an Camilla, die Tochter eines spitzbübischen Parvenüs, verkauft. ~~Camilla~~ ist zur Puppe, zur glänzenden Gesellschaftsdame ohne Herz erzogen. Eine reine Gemütsidiotin. Sie behauptet es wenigstens von sich. Dem Zuschauer kommen allerdings gerechte Zweifel darüber in den Sinn, ob dieses engste Familienmilieu allein die ganze Erziehung eines Menschen leitet.

Manchmal wird man trotz seiner Eltern ein anständiger Mensch — Camilla ist es nicht. Sie verschwendet ihr Vermögen, der Mann thut keinen Einhalt, aber hinterher flucht er über die Welt und alles Weibliche. Er ist natürlich der Moralheld; er hat sich nicht prostituiert, nur sein Weib. Als Camilla schließlich, weil sie den Luxus nicht entbehren kann, den Gatten zum Hahnrei macht, da ist dieser Brave bis zum Platzen voll sittlicher Entrüstung geladen und jagt die Frau zum Tempel hinaus. Das ist das Recht des Mannes dem Weib gegenüber, das sich prostituiert. Der Mann, der sich geschäftlich verschachert, der darf das. Das ist sein wohlerfessenes Recht von Alters her.

Besser, lebendiger als sonst in diesem Jahre im Lessingtheater und auch an anderen Theatern, in denen man die Errungenschaften der letzten Jahre, Lebenswahrheit in Ton und Haltung, scharf individualisierenden schauspielerischen Stil allmälig verlottern läßt, wurde „die Geldheirat" dargestellt. Zumal Herr Höcker gab den Parvenü, der seine Töchter an arme „Männer mit Namen" verschachert, in kostbarer Lebensfülle; das war eine Gestalt, in kaustischer Schärfe erfaßt.

Leopold Schönhoff.

Von neuer Kunst.

Der „Bund der Jugend" auf der Volksbühne. Die Freie Volksbühne hat am letzten Sonntag ihre Vorstellungen, über deren hohen Wert in vernünftigen Kreisen wohl kein Mißverständnis mehr besteht, für diesen Winter wieder eröffnet, und zwar mit Ibsens altem Lustspiel vom Bunde der Jugend. Die Bühnen der Heimat wie der Fremde haben das Publikum nicht grade verwöhnt mit Aufführung dieses Stückes. Und ist die Volksbühne (sie spielt jetzt im Belle-Alliancetheater) bei ihren bescheidenen Mitteln auch gewiß nicht die künstlerisch vollgültige Premièrenbühne, wie man sie sich so seltenem Gaste wünscht, so hatte grade diese Vorstellung doch neben dem weiteren Bildungswert einen engeren litterarischen Reiz, den wir als Begleiterscheinung den Nachmittagen der Volksbühne stets wünschen möchten, schon der Propaganda wegen. Mehr als zwei Jahrzehnte der Welt, Jahrzehnte Ibsen's liegen seit dem Tage, da dieses Stück aus dem Schreibtisch trat. So ist manches matt geworden, was einst gefunkelt hätte. Wohl hebt sich auch jetzt noch die Gestalt des Parteiwindbeutels scharf und beherzigenswert hervor, und sie mit nach Hause zu nehmen, in Ibsenscher Krystallhelle, war gewiß dem naiven Teile des Publikums ein dauernder Gewinn. Aber das Lustspiel, wie wir es wünschen heute, das giebt uns dieser lächelnde Ibsen nicht. Er ist kein Lustspieldichter, er hat es ja auch selbst nicht wieder zu sein versucht. Tiefe Gedanken regen sich in dem Stück, hier und da, oft an unscheinbarster Stelle. Sie finden, heißt den späteren Dramatiker vorahnen. Aber grade, wenn man ihnen nachgeht, schnellt die Schale des „Lustigen", das doch Herr des Ganzen sein soll, daneben allzu leicht empor. Auf der Bühne wurde das deutlicher als es die Lektüre weisen kann, ganz abgesehen davon, daß manch vieldeutiger Charakterzug, der ernsten Studiums einer ersten schauspielerischen Kraft wert wäre, in dieser Rollenbesetzung, die mit ihren Schranken rechnen mußte, in's Karrikaturenhafte geriet oder zu leicht genommen wurde. Der Beifall war, wie immer, der lebhafteste, zumal nach den beiden letzten Acten. Eine Verschlechterung ist durch den Wechsel des Theaters für die ersprießliche Thätigkeit der Volksbühne sicherlich nicht eingetreten. Möchte ihr in diesem Winter das gleiche Glück zur Seite stehen, wie im ersten.

Zur Betäubungsfrage.

Es ist scherzhaft, wie schwer selbst vernünftige Menschen sich von neuen Wahrheiten überzeugen lassen, die ihnen unbequem sind. So hat die neue Tolstoi'sche Betäubungstheorie, die im letzten Hefte der „Freien Bühne" von Herrn Wille besprochen worden ist, in ihrer einfachen Größe für jeden Unbefangenen verständlich, dennoch in Leserkreisen der „Freien Bühne" nicht nur Verwirrung, sondern zum Teil sogar Empörung erregt. Da es sonst gute Leute sind, die Nachsicht verdienen, möchte ich zu ihrer Besänftigung durch Mitteilung eines Gespräches beitragen, welches ich kürzlich mit einem von ihnen hatte.

Ich: Ich bedaure, Deine Bitte, für Dich gegen Herrn Wille Kartell zu schleifen, nicht erfüllen zu können. Wenn Herr Wille den Spruch: „Wer niemals einen Rausch gehabt, der ist kein braver Mann" als „germanischen Saufausspruch" bezeichnet hat, so hat er Dich sicher damit nicht persönlich beleidigen wollen.

Der germanische Saufaus: Er hat Jeden persönlich beleidigt, der jemals einen Rausch gehabt hat.

Ich: So räche Dich gefälligst mit geistigen Waffen, wir Temperenzler kämpfen, wie Herr Wille sagt, auch mit geistigen Waffen.

Der germanische Saufaus: Gut, dann will ich einen gepfefferten Artikel für die „Freie Bühne" schreiben. Ich will Euch aus alter Anhänglichkeit nicht direkt als Feind gegenübertreten, sondern Euch den freundschaftlich warnenden Rat geben: Kinder, hört auf. Was hat die neue Kunst und was hat das moderne Leben mit uraltem pfäffischen Abstinenzsingsang zu schaffen? Soll die „Freie Bühne" zum Sonntagnachmittagserbauungsblatt für fromme Männer werden, die heimlich Wein trinken und öffentlich Wasser predigen, dann sagt es offen heraus und wir werden wissen, was wir zu thun haben. Das ist eine ehrliche Meinung, die ich Euch zurufe als Freund, als Warner, als getreuer Eckard.

Ich: Getreuer Eckard ist sehr gut, war das nicht der Mann, der dafür sorgte, daß den Kindern das Bier in den Krügen nicht alle würde? Die Rolle mag Dir liegen, aber was geht uns das Bier in den Krügen an?

Der Saufaus: Ihr seid nicht allein das Publikum der „Freien Bühne". Ich und Hunderte, die bisher zu Euch gehalten haben in schlimmsten Zeiten, zu Eurem Ibsen und zu Eurem Hauptmann, wir wollen Euren Tolstoi nicht länger mitmachen. Wir sind ehrlich genug einzustehen, daß uns volle Krüge lieber sind als leere und verbitten es uns energisch, daß wir deswegen in der „Freien Bühne" als „Biedermenschen" verhöhnt werden, „die Vormittags ihr Schnäpschen, Mittags ihr Weinchen und Abends ihr Bierchen trinken, um ihr Gewissen zu betäuben." Wenn mir der Dichter eine im Alkoholgenuß verkommene feine Familie zeigt, dann freue ich mich seines dichterischen Könnens, und ich nehme sogar den Ekel, den Loth, mit in den Kauf, der von mir verlangt, daß ich Bunge lesen soll. Wenn aber die ganze neue Kunst sich schließlich mir als eine Lockspeise herausstellt, um uns alle für die Heilsarmee zu gewinnen, wenn die Bunge- und Tolstoi-Lektüre für uns offiziell werden soll, dann muß ich mich mit Bedauern aus Eurem edlen Kreise entfernen, dann gehe ich lieber zu Lindau und erkläre seine Sonne für das größte Kunstwerk aller Zeiten.

Ich: Mein lieber Sonnenbruder sei versichert, daß sowohl der Verein „Freie Bühne" einen seiner treuesten Anhänger als auch die Zeitschrift „Freie Bühne" einen ihrer zahlendsten Abonnenten in Dir nur sehr ungern verlieren würde. „Biedermensch" klingt ja nicht sehr schön, ist aber doch schließlich keine Beleidigung. Im Prinzip bin auch ich der Ueberzeugung, daß es besser wäre, wenn Du Dir das Saufen abgewöhnen könntest; aber verstoßen sollst Du deswegen nicht werden. Am allerwenigsten gern würden wir Dich an Lindau verlieren, auf den wir sehr schlecht zu sprechen sind; wir hatten gehofft, er würde ein großes Zugstück gegen uns schreiben, um für uns Reklame zu machen, und aus Bosheit schrieb er die „Sonne".



Der Saufaus: Aber was sollte denn der Tolstoi-Artikel in der „Freien Bühne“ bezwecken?

Ich: Das ist es, was Du jetzt vernehmen sollst. Wie alle oberflächlichen Leser hast Du aus dem Artikel das herausgelesen, woraus Du Dir für Deine geehrte Persönlichkeit einen Reim machen konntest, und die tiefe allgemeine Bedeutung und die ungeheuren praktischen Folgen der neuesten Tolstoi'schen Entdeckung nicht erkannt.

Der Saufaus: Praktische Folgen?

Ich: Die praktischen Folgen sind gerade das Wichtigste des Artikels. Versetze Dich in die Zeit — sie ist hoffentlich nicht mehr fern — wo die Tolstoi'sche Lehre, daß der Mensch nur zu dem Zwecke raucht und trinkt, um sein schlechtes Gewissen zu betäuben, allgemein und vor Allem offiziell anerkannt ist. Die schwerste Aufgabe der Psychologie ist gelöst, gute Menschen äußerlich von schlechten zu unterscheiden. Was hat man bisher für Merkmale, um den Menschen mit schlechtem Gewissen zu erkennen? Höchstens das Auge, das tückische unstäte, lauernde Auge. Aber gerade in der Beherrschung des Augenausdrucks hat es die heuchlerische Krokodilenbrut bis zur höchsten Blüte der Vorstellungskunst gebracht. Ich kenne das Dienstmädchen Machus leider nicht, aber ich bin überzeugt, sie blickt mit frommen Taubenaugen in die Welt, wie die Unschuld vom Lande. So weit aber wird sich selbst der heuchlerischste Bösewicht, der abgefeimteste Verbrecher nicht beherrschen können, daß ihn nicht in irgend einem unbewachten Augenblicke die Stimme des Gewissens treibt, Vergessenheit in einem kleinen Gilka oder in einer Cigarre oder auch nur in einer Prise Schnupftabak zu suchen. Er glaubt sich unbeobachtet, aber die gütige Natur hat allen diesen menschlichen Bosheitsindizien, insbesondere dem Tabak und dem Schnaps, einen scharfen Geruch mit auf die Welt gegeben, die Nase des guten Menschen übernimmt jetzt die Rolle der Polizei: der Verbrecher wird berochen und ist überführt. Die praktischen Folgen dieser neuen Theorie können heute bereits gezogen werden. Es ist z. B. festgestellt, daß das Dienstmädchen Machus nach der Ermordung ihrer Herrin zum ersten Mal ein Tanzlokal besucht hat. Die nächste Sorge der Polizei muß es jetzt sein, nachzuforschen, ob sie sich an diesem Abend vielleicht, gemartert von Gewissensbissen, ein Glas Bier bestellt hat. Das würde für mich als Geschworenen gleichbedeutend mit dem Eingeständnis der That sein. Im Falle Prager würde es von der größten Bedeutung sein, festzustellen, ob Frau Dr. Prager in der letzten Zeit vielleicht Cigarretten geraucht hat. Der traurigste Vorfall der letzten Zeit, daß ein Individuum von so herausfordernder Frechheit wie der Raubmörder Wetzel ungestraft entkommen konnte, wäre, wie du wohl einsehen wirst, unmöglich gewesen, wenn Tolstoi's Ansichten schon zur Geltung gekommen wären. Man hätte einfach sofort nach der That im ganzen Reiche jeden rauchenden und schnaps- bier- oder weintrinkenden Menschen verhaftet und hätte unter ihnen sicher auch Wetzel gefaßt. Wir brauchten auch keine Steckbriefe und kein Verbrecheralbum mehr, die Cigarre im Munde, das Schnapsglas in der Hand des Ertappten würden ausreichende Erkennungsmittel sein.

Der Saufaus: Von dieser Seite hatte ich allerdings die Sache noch nicht angesehen. Aber wie wollt Ihr, wenn Ihr einen rauchenden oder saufenden Menschen ertappt, wissen, was er begangen hat, oder ob er überhaupt schon etwas begangen hat? Tolstoi sagt doch, daß neun Zehntel aller Verbrechen erst begangen werden, nachdem sich die Verbrecher vorher durch Tabak oder Schnaps betäubt haben.

Ich: Thut nichts; auf jeden Fall werden sie verhaftet Sind sie noch vor der That, um so besser, dann ist ein Verbrechen verhindert worden. Wie man erkennen will, welches spezielle Verbrechen der einzelne Ertappte begangen hat oder begehen wollte, das ist allerdings nicht leicht, und hier ist für begabte Schüler des großen Meisters noch ein weites Feld fruchtbringender wissenschaftlicher Thätigkeit vorhanden. Der Stoff ist noch sehr wenig gesichtet; insbesondere fehlt es an gründlichen Monographieen über folgende Einzelfragen:

I. Welche Vergehen und Verbrechen werden hauptsächlich unter dem Einfluß von Alkohol begangen? und zwar a) unter dem Einfluß von Gilka, b) Korn, c) Cognac u. s. w. Es sind so viel Monographieen möglich als es Alkoholsorten giebt.

II. Welche Vergehen und Verbrechen werden hauptsächlich unter dem Einfluß von Nikotin begangen? und zwar a) unter dem Einfluß von Wansener Tabak, b) Pfälzer, c) Havanna mit Sumatra-Deckblatt, d) reiner Havanna u. s. w.

III. Welche Vergehen und Verbrechen schwinden unter Alkoholbetäubung wieder aus dem Gedächtnis (im Einzelnen wie ad I.)

IV. Welche Vergehen und Verbrechen schwinden unter Nikotinbetäubung wieder aus dem Gedächtnis (im Einzelnen wie ad II.)

Wenn die genialen Ideen des russischen Messias durch die gelehrte Gründlichkeit seiner deutschen Jünger weitergeführt, wenn das reiche statistische Material der Gerichtsverhandlungen gesammelt und gesichtet sein wird, dann wird der Zeitpunkt uicht fern sein, wo wir jedem Menschen, der sich mit Nikotin oder Alkohol betäubt, je nach der Art das von ihm gewählten Giftes ins Gesicht hinein sagen können, daß er eine Urkundenfälschung begangen hat oder daß er eine Beamtenbeleidigung plant. Siehst Du nun die Tragweite der Tolstoi'schen Ideen ein oder bist Du noch entrüstet?

Der Saufaus: Es wird mir immer noch schwer, mich mit dem Gedanken zu befreunden, daß ich ein Verbrecher sein soll.

Ich: Lies Wille, Freund, wie schön er Deinen Einwurf beantwortet. Er sagt: „Tolstoi schüttelt hierzu mit wehmütigem Ernst das Messiashaupt; er glaubt nicht an das reine Gewissen dessen, der keine silberne Löffel gestohlen hat“ Ob Du nun silberne Löffel gestohlen oder etwas anderes begangen hast, die Stimme des Gewissens sagt Dir laut und vornehmlich, daß Du eine erbärmliche Creatur bist, und um diese Stimme zu betäuben grifffst Du verzweifelnd zum Alkohol Siehst Du das ein?

Der S ufaus: Nein.

Ich: Dann kann Dir kein Wille helfen. Jedenfalls aber wirst Du jetzt wohl aufhören, Dich zu den erleuchteten Geistern zu zählen.

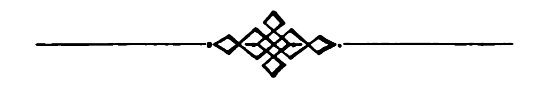
Der Saufaus: Aber Ihr trinkt und raucht doch auch?

Ich: Ja, aber wir wissen auch genau, daß wir es nur thun, um unsere Sünden zu vergessen. Mehr verlangen wir von Niemanden. Wer einsieht, daß er ein Sünder ist, dem ist es auch von uns gegonnen, daß er in sich geht und denkt wo man einen Guten schenkt.

Denn auch Hauptmann selbst, noch eben
Tief betrübt von Lenens Tod,
Kostete vom Saft der Reben
Und vergaß den Schwur des Lot.

Warum trank Hauptmann, unser großer Antialkoholist, am Tage der Aufführung des Sonnenaufgangs? Weil er vergessen wollte, wie sein Lot sich gegen die arme Helene benommen hatte. Und wenn Dir jetzt dein Gewissen Vorwürfe macht, daß Du vorhin so harte Worte gegen die „Freie Bühne“ gebraucht hast, so suche es zu betäuben, indem Du Herrn Bruno Wille einen Tolstoi-Halben vorkommst. Er ist auch ein Sünder und wird nachkommen.

Hopslabaer.





Das Lumpengesindel.

Komödie in 5 Aufzügen von

Ernst von Wolzogen.

(1. Fortsetzung.)

Geheimrat (allein, trit vor einen Spiegel, zupft Cravatte und Rock zurecht und legt sein Gesicht in würdige Falten. Gleich darauf treten durch die Hinterthür ein die Brüder **Friedrich** und **Wilhelm Kern**. Beides mächtige, echt germanische Hünengestalten, einander möglichst ähnlich, nur daß Friedrich blond und Wilhelm brünett ist. Friedrich ist im Frack, weißer Binde, sehr schlecht sitzenden weißen Handschuhen und Cylinder. Wilhelm dagegen hat einen schäbigen schwarzen Anzug an und schwarze Handschuhe, durch die einige Fingerspitzen herausschauen. Beide haben sehr kräftige Organe, die sich im Affekt bis zum förmlichen Gebrüll steigern. Beiden wird das fließende Reden schwer. Friedrich muß häufig nach Worten suchen und macht allerlei komische Fazen, wenn er sie nicht gleich finden kann, während Wilhelm sich leicht überstürzt und dann Silben und ganze Worte mehrmals wiederholt. Beide haben sehr ungeschickte Manieren. Doch sucht Friedrich auf komisch wirkende Art den Weltmann hervorzukehren.)

Friedrich (mit Verbeugung). Wir haben wohl die Ehre, mit Herrn Geheimrat Mü ....

Wilhelm (pufft seinen Bruder in die Seite).

Friedrich (sieht ihn erstaunt an, dann sich rasch verbessernd). Mit Herrn Geheimrath von Reiffenberg und Haideck?

Geheimrat (ihnen entgegengehend) Allerdings, der bin ich. Darf ich fragen, wer von den Herren Herr Doctor Friedrich Kern ist?

Friedrich (sich linkisch verbeugend). Meine Wenigkeit, Herr Geheimrat!

Geheimrat (überaus freundlich ihm die Hand reichend und ihn nach vorn ziehend). Ah, mein verehrter Herr Kern, es freut mich außerordentlich, Ihre Bekanntschaft zu machen! Ihr ausgezeichnetes Buch hat ja Ihren Namen mit einem Schlage so bekannt gemacht, daß ich es mir wirklich zur ganz besonderen Ehre schätze, Sie bei mir begrüßen zu dürfen.

Friedrich (der sich schon wiederholt beim Vorwärtsschreiten nach seinem Bruder umgesehen hat). Herr Geheimrat gestatten wohl, daß ich Ihnen meinen Bruder Wilhelm vorstelle? Komm doch, Wilhelm! (Winkt den noch an der Thür stehenden heran.)

Wilhelm. Ich wollte mir nur erlauben, gleich— gleichzeitig meine Auf— Aufwartung zu machen.

Geheimrat (leutselig). O bitte, wollen Sie nicht nähertreten? Sie werden ja wohl keine Geheimnisse vor einander haben?

Friedrich. Au Controleur! Im Gegentheil! Mein Bruder und ich, wir sind sozusagen ein — ein — na, ein Zwilling!

Wilhelm (pufft ihn, leise). Ach was, Blödsinn, ein Zwilling!

Friedrich. Fleisch wollt' ich sagen, ein Fleisch — quasi verheirathet, Herr Geheimrat.

Wilhelm (erläuternd). Nämlich nämlich nämlich ich mit ihm.

Friedrich (leise zu ihm). Mensch, puff' doch nicht immer!

Geheimrat (etwas verwundert). Ah so, verstehe. (Zu Wilhelm) Auch den Musen ergeben?

Wilhelm. Ja, Gott — was man so für's Haus braucht. Ich bin mehr historisch kritisch thätig.

Friedrich (eifrig). Glauben Sie's ihm nicht, Herr Geheimrat! Gegen Wilhelm bin ich überhaupt nur ein Fohlen! (Klopft dem Bruder auf die Schulter). Der alte Sohn ist nur zu bescheiden.

Geheimrat. Aber bitte, meine Herren, wollen wir uns nicht setzen? Vielleicht ein Tabacк gefällig? (Bietet Friedrich seine Cigarrentasche an). Eine echte Manuel Garcia! Sie rauchen doch?

Friedrich (will zugreifen). Aber mit Wollust!

Wilhelm (fällt ihm in den Arm). Nein, Fritz, ich bitte Dich, thu's nicht! Du weißt, es wird Dir wieder übel. (Zum Geheimrat:) Wir sind nämlich sehr leicht gewöhnt — füm füm fümf Pfennig das Stück, oder auch 'n feinen Varinas feinen Varinas 'n feinen. Mein Bruder kann die Echten abso absolut nicht vertragen.

Geheimrat (lächelnd). Aber vielleicht sind Sie weniger empfindlich, Herr Doctor?

Wilhelm (nimmt sich eine Cigarre). Danke! Doctor bin ich nicht. Wenn Sie gestatten, steck' ich mir eine ein. Aber aber Doctor bin ich nicht. Ist ja Luxus.

Geheimrat. O, erlauben Sie!

Friedrich. Ja, Herr Geheimrat, da wir doch mal ein Fleisch sind, war 's ja doch egal, wer den Doktor machte. Unser Vater ist Subalternbeamter. Na, daß der sich riesig gebumf . . . . . .

Wilhelm (stößt ihn sehr kräftig an). Gehoben, hoben, hoben willst Du sagen.

Friedrich. Au, Donnerwetter ja! Gehoben will ich sagen. Daß der sich riesig (sehr laut, mit wüthendem Blick auf Wilhelm) gehoben fühlen mußte, einen Doktor phil. zum Sohne zu haben, das ist doch natürlich klar wie . . . . . .

Wilhelm. St! (Erhebt warnend die Hand.)

Friedrich. Klar wie — na ja, klar wie wie — Herrjeh, Mensch, Du bringst mich auch immer raus! Herr Geheimrat wird mich schon verstehen

Geheimrat. O ja, gewiß, m in lieber Herr Doktor! Diese brüderliche Einigkeit ist wirklich etwas — emnäh, etwas, was in unserer Zeit ein Christenherz nur erfreuen kann. Aber bitte, wollen wir es uns nicht endlich bequem machen?

(Alle Drei nehmen rechts im Vordergrunde Platz.)

Friedrich Na, nicht wahr, Herr Geheimrat? Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! Wir zwei Beide, mein Wilhelm und ich, wir repräsentiren sozusagen das reine Urchristentum. Sein Rock ist mein Rock.

Wilhelm (einfallend). Sein Frack ist mein Frack.

Friedrich. Mein Doktor ist sein Doktor.

Wilhelm. Ja, Sie müssen schon entschuldigen Herr Geheimrat, daß ich nicht auch im Frack erscheine. Wir haben keinen zweiten zu ver zu ver zu versenden. Aber da Fritz meinte, ich müßte ihn durchaus begleiten . . . . . .

Friedrich. Jawohl, Herr Geheimrat! Bei meinem ersten Schritt in die officielle Welt fühlte ich mich so beistandsbedürftig, daß ich . . . . .

Geheimrat. O bitte, meine Herren, keine Entschuldigungen! Ich muß schon den einen Frack lebhaft bedauern, denn ich möchte von unserer Unterredung jeden officiellen Beigeschmack fern halten. Darum, mein lieber Herr Doktor, habe ich Sie auch an einem stillen Sonntagvormittag in meine Privatwohnung gebeten und empfange Sie sogar nicht einmal in meinem Salon, damit wir nur ja den Charakter der Förmlichkeit uns gründlich vom Leibe halten, hähähä! Also bitte, sehen Sie ganz ab von dem vortragenden Rat im Cultusministerium und betrachten Sie mich einfach als irgend einen Privatmann, der ein besonders lebhaftes Interesse an den in Ihrem Roman aufgeworfenen Fragen genommen hat.

Friedrich. Und darf ich fragen, Herr Geheimrat, ob Sie mit meinen Ideen einverstanden sind?

Geheimrat. Ja aber selbstredend! Panem et Circenses hat das Volk von je begehrt. Wir Modernen haben aber die Circenses ganz vergessen. Sie haben den Nagel auf den Kopf getroffen, mein lieber Doktor, wenn Sie in Ihrem Roman an das Beispiel der römischen Cäsaren erinnern, welche gerade in den schwierigsten Zeiten dem Volke mit ungeheurem Kostenaufwand die prunkvollsten Vergnügungsanstalten bauten: Circus Maximus, Thermen des Diocletian! Ja, diese römischen Imperatoren! Die haben es verstanden, die schwachen Seiten der Masse aufzuspüren und zu benutzen! Gebt dieser misera plebs Spiele, Theater, Musik, Circus, Wettrennen — gratis natürlich — und sie wird sogar vergessen, daß sie vierundzwanzig Stunden nichts genossen hat, hähähä! Der kluge Herrscher aber verwandelt durch dieses, freilich nur etwas kostspielige Mittel eine lauernde, hungrige Bestie in ein schweifwedelndes Hündchen.

Wilhelm (der mit steigender Unruhe dem Vortrag des Geheimrats gefolgt ist). Aber aber bitte, er er erlauben Sie, Herr Geheimrat: wir wollten durch das Beispie nur nur nur . . . . . .

Geheimrat (ohne auf die Unterbrechung zu achten, sich sehr freundlich gegen Friedrich neigend). Die Regierung sollte sich Ihnen wirklich zu Dank verpflichtet fühlen! Ich bin gewiß nicht der Einzige, dem Ihr vortreffliches Werk das Gewissen gerührt hat — hähähä! Die große Masse ist nun einmal ein Kind und wird immer ein Kind bleiben!

Wilhelm (wie vorher). Oho! Pardon, entschuldigen Sie! Das das das bestreiten wir ja eben!

Friedrich (der ebenfalls die ganze Zeit über Zeichen von Unruhe gegeben hat). Schrei' nicht so, Wilhelm! (Sich zusammennehmend, leise zum Geheimrat). Erlauben Sie, Herr Geheimrat: Zugegeben, daß das Volk wie ein Kind ist! Bon, schön! Was folgt daraus?

Geheimrat. Daß es spielen will, ganz recht, mein lieber Herr Doktor, natürlich! Wir da oben im hohen Rat haben entschieden einen groben Fehler gemacht, indem wir uns bislang noch immer scheuten, unser Budget mit einem erheblichen Posten für Spielzeug zu belasten, hähähä!

Wilhelm (sehr erregt). Spielzeug?! Wa wa was denn? Spielzeug!? Unsinn! Pardon! Bildung will das Volk!

Friedrich (ebenso). Die Kunst ist kein Spielzeug! Die Kunst ist . . . . na, Donnerwetter! (Schnippt mit den Fingern, indem er nach Worten sucht).

Bruno (steckt den unfrisierten Kopf, Hals ohne Kragen zur Thüre rechts heraus).

Bruno (schreiend). Minna, meine Stiefel! — Ach, Pardon, Papa, wenn ich störe! Das Mädel muß auf den Ohren sitzen! Ich klingle schon immerzu!

Friedrich (sich erhebend, zum Geheimrat). Wenn Sie uns vielleicht, bitte, vorstellen wollten, Herr Geheimrat?

Wilhelm (erhebt sich gleichfalls und verbeugt sich stumm gegen Bruno, der den Gruß belustigt erwidert).

Geheimrat. Sie entschuldigen die Störung, meine Herren! Mein Sohn ist etwas spät aufgestanden.

Bruno (schreit nochmals). Minna!

Wilhelm. Erlauben Sie, ich kann ja . . . . (Auf dem Wege nach der Hinterthür macht er in der Nähe Brunos Halt, verbeugt sich kurz und murmelt:) Mein Name ist Kern.

Bruno (streckt den Kopf etwas weiter hervor und murmelt ebenso): Von Reiffenberg-Haideck.

Wilhelm (geht rasch nach der Hinterthür und brüllt hinaus). Minna, die Stiefel!

Bruno. Danke ergebenst! (Will seinen Kopf zurückziehen.)

Friedrich (ist inzwischen auch dicht herzugetreten, verbeugt sich und murmelt). Kern.

Bruno (ebenso). Angenehm! (Zieht den Kopf zurück. Ab.)

Wilhelm (indem er mit großen Schritten nach vorn zurückkehrt, laut). Was Du sagen wolltest, Fritz: Die Kunst ist Er Er Erziehungsmittel! (Schlägt mit der Hand auf den Tisch.)

Geheimrat (dem schon sichtlich unbehaglich zu werden beginnt). Ja, ja, gewiß, ohne Zweifel! Ich bitte, meine Herren, beruhigen Sie sich! (Die beiden Brüder setzen sich wieder.) Es fällt mir nicht ein, die erziehliche Bedeutung der Kunst leugnen zu wollen. Sie werden mir aber doch zugeben, daß die Kunst und vielleicht noch mehr die Wissenschaft, die man der rohen, urteilslosen Menge darbietet, einer wohlerwogenen Sichtung bedarf. Sie kann ebensowohl dazu dienen, die wildesten Leidenschaften der Menge zu entfesseln, wie auch die edelsten Regungen zu erwecken, die Vaterlandsliebe, das kindliche Vertrauen zu Thron und Altar zu stärken. Eine Kunst, die die häßliche, brutale Wirklichkeit verklärt, einen Hauch von Poesie über den nüchternen Alltag bereitet, emnäh — eine solche Kunst wird allerdings geeignet sein, auch in den Hütten der Armut die Zufriedenheit, das Gottvertrauen wieder einkehren zu lassen, die leider durch gewissenlose Agitation schon so vielfach daraus vertrieben wurden.

(Minna ist während der letzten Worte, mit Bruno's Stiefeln in der Hand, von hinten eingetreten, die sie beim Anblick der Herren unter der Schürze versteckt.)

Friedrich (der schon wiederholt den Geheimrat unterbrechen wollte, aufgeregt). Entschuldigen Sie, wenn ich widerspreche, Herr Geheimrat! Wir verstehen uns wohl nicht ganz! Sie wollen dem Volke Zuckerstangen zum Lutschen geben; aber wir wissen, daß es einen gesunden Magen hat.

Wilhelm (aufspringend, sehr laut). Brot schreit das Volk, nicht Limonade!

Minna (hat die Stiefel vor Bruno's Thür hingesetzt, stößt bei Wilhelm's Ausbruch einen erschrockenen, kurzen Schrei aus und läuft rasch davon)

Friedrich (springt auf, zum Geheimrat). Wollen Sie uns nicht vielleicht ....

Wilhelm. Aha, das ist wohl die Minna!

Friedrich (setzt sich rasch wieder und blickt ihr bewundernd nach). Ach so! Alle Wetter, Herr Geheimrat, das ist aber 'n netter Käfer!

Minna (kichernd ab).

Wilhelm (pufft Friedrich).

Friedrich. Na ja, ist doch wahr!

Geheimrat. Emnäh, was ich sagen wollte ....

Friedrich. Ja, was ich sagen wollte: Die Wissenschaft, die reine, freie Wissenschaft, das ist das geistige Brot für das Volk!

Wilhelm. Und die Kunst ist die Butter darauf!

Friedrich. Bravo! Gut gesagt, Wilhelm! (Klopft ihn auf die Schulter).

Geheimrat (gezwungen scherzend). O ja, gewiß! Glauben Sie nur nicht, daß etwa wir, die Regierung, dem Volke die Butter zum Brote mißgönnen! Das wäre ein bedauerlicher Irrtum, der aber, fürchte ich, gerade in Ihren Kreisen doch weit verbreitet ist. Wenn Sie uns näher stünden, so würden Sie uns auch besser kennen lernen und Ihr Mißtrauen aufgeben. Sehen Sie, mein lieber Herr Doktor, was Sie da soeben in etwas — schroffer Form äußerten von dem Zuckerstengel und der Limonade, das ist doch wohl ein Mißverständnis — vielleicht durch meine Ausdrucksweise veranlaßt — aber, mein Gott, über so etwas verständigt man sich doch zwischen gebildeten Leuten. Gerade bei der Lektüre Ihres Buches habe ich das so lebhaft empfunden, wie bedauerlich es ist, daß gerade geniale junge Männer



wie Sie, ebenso reich an Wissen wie an Phantasie, mit durchdringendem Verstand und warmer Liebe für das Volk ausgerüstet, daß — daß gerade solche Männer so selten geneigt sind, eine wohlmeinende Regierung zu unterstützen.

Friedrich. Ja, wenn die Regierung die Geister befreien wollte.

Geheimrat. Aber natürlich will sie das! Sehen Sie mein lieber Doktor, hier steht die Regierung (auf sich deutend) und hier (auf Friedrich deutend) die junge, vorwärtsstürmende Intelligenz, jede Ader geschwellt von Thatkraft!

Friedrich. Danke ergebenst, Herr Geheimrat! (Wirft sich in die Brust).

Wilhelm (klopft ihm auf den Rücken). Fritz, Du bist erkannt!

(Bruno, ein Monocle ins Auge geklemmt, steckt wieder den Kopf heraus, nimmt seine Stiefel auf und beobachtet die Szene.)

Geheimrat (fortfahrend) Und die Regierung kommt zu Ihnen und ruft: Arm in Arm mit Dir, so forder' ich mein Jahrhundert in die Schranken!

Wilhelm (halb für sich). Ein schöner Gedanke, aber es kommt anders!

Bruno (zieht mit einer Grimasse seinen Kopf zurück. Ab.)

Friedrich. Na also Herr Geheimrat! Ich bin zu allen Schandthaten bereit! Aber Sie müssen anfangen! Nehmen Sie doch mal 'n paar Milliönchen in die Hand und richten Sie einige solche Arbeiter-Klubhäuser ein, wie ich sie vorgeschlagen habe in meinem Buche, natürlich unter vollständiger Selbstverwaltung durch gewählte Vertrauenspersonen der Mitglieder!

Wilhelm. Keine christlichen Jünglingsvereine!

Geheimrat (unruhig, ohne Wilhelm zu beachten). Hm ja, darüber ließe sich ja vielleicht reden! Man müßte nur bei der Ausführung darauf sehen, daß nicht unsaubere Elemente sich eindrängen. Sehen Sie, mein lieber Herr Doktor, das ist überhaupt ein Punkt, den ich nicht verstehe! Ich halte die sozialistischen Ideale für Utopien. Wenn Sie älter geworden sind, werden Sie zu derselben Ueberzeugung kommen — verlassen Sie sich darauf! — Aber ich begreife sie doch als Resultat Ihrer Anschauungen. Was ich aber nicht begreife, das ist das: wie ist es möglich, daß feingebildete Männer, Künstler noch dazu, mit so empfindlichen Nerven, mit solchem Eifer alle Schleusen aufziehen, um das abscheulichste Plebejertum sich über unsere Gesellschaft ergießen zu lassen.

Wilhelm. Er er erlauben Sie! . . . .

Geheimrat. Sie schneiden sich ja in's eigene Fleisch, meine Herren! Unter den rohen Tritten dieser Massen werden doch die zarten Gebilde des Künstlers unbarmherzig zerstampft! Die Kunst ist aristokratisch!

Friedrich. Sehr richtig! Und wir, die wir sie zum Gemeingut der Menschheit machen wollen, wir sind die wahren Aristokraten!

Geheimrat. Aber sie wird nie Gemeingut werden!

Wilhelm (sehr laut). Glauben Sie denn, wir wollten Barrikaden bauen, sengen und brennen und den Reichen den Mammon abnehmen, um ihn unter faule, versoffen soffen soffene Strolche zu verteilen?

Friedrich (ebenso). Meinen Sie, wir hätten nichts Besseres zu thun, als stumpfsinnigen Proletariern möglichst hohen Lohn für möglichst wenig Arbeit zu erkämpfen?

(Beide sind dem Geheimrat nahe auf den Leib gerückt.)

Geheimrat (zurückweichend). Aber, meine Herren, ich muß doch bitten . . . . . !

Wilhelm. Aufbauen wollen wir, langsam, Stein um Stein um . . . . . .

Friedrich. Eine neue Rasse wollen wir züchten, ein neues Geschlecht wollen wir — na Donnerwetter! — erzeugen!

Wilhelm. Ein Adelsgeschlecht, Herr Geheimrath!

Friedrich. O ja, das wissen wir wohl, daß für das heutige Banausenvolk unsere Äpfel — ne, verflucht nochmal — unsere Trauben noch zu sauer sind.

Wilhelm (brüllend). Auf das Adeln kommt es an, Herr Geheimrath! Wenn wir mal so weit sind, daß es losgehen kann mit der neuen Gesellschaftsordnung, dann sind wir auch so weit, daß sich jeder hundsgemeine Müller und Schulze mit Recht von Müller von Schulze nennen könnte! Hohoho!

Friedrich. Bildlich gesprochen! Hehehe!

Wilhelm. Geistig verstanden! Hohoho!

Geheimrat (der sich schon vorher erhoben hat, mühsam seine Wut unterdrückend). Sie entschuldigen, meine Herren, mich rufen andere Pflichten!

(Selma ist schon vorher mit der Kaffekanne hinten eingetreten; durch das laute Sprechen geängstigt.)

Selma. Aber, Onkel, was ist denn . . . . ?

Geheimrat. Ja, Kind, komme schon.

Friedrich (zum Geheimrat). Wollen Sie uns nicht vielleicht, bitte, der Dame vorstellen?

Geheimrat (ohne auf ihn zu achten). Ich sehe, daß wir auf diesem Wege doch keine Aussicht haben, zu einer Verständigung zu gelangen. Ich habe die Ehre! (Tritt rasch in sein Zimmer links und schlägt die Thür hinter sich zu.)

(Die Brüder sehen einander nach seinem Abgang erstaunt an.)

Wilhelm. Du, ich glaube, der alte Herr hat uns was krumm genommen.

Friedrich. Na natürlich, wenn Du ihn gleich so anschreist! Du hast auch keine Spur von Lebensart!

Wilhelm. Na, erlaube mal! Was Du ihm erst für Dinge an den Kopf geworfen hättest, wenn ich Dich nicht von Zeit zu Zeit — (pufft ihn in die Seite) gewarnt hätte!

Friedrich (pufft ihn wieder). Ach Du mit Deinen Warnungen! Hätte ich Dich nicht mitgenommen, so hätte ich den Herrn Geheimrat überzeugt. Darauf kannst Du Dich verlassen, Du . . . . . (pufft ihn wieder).

Wilhelm. So! Hätte ich Dich allein hergehen lassen, dann hätte er Dir überhaupt — einen Orden ange ange angeboten. (Stößt ihn mehrfach.) So steht die Sache, mein Herzchen!

Selma (ist erstaunt dem Gebahren der Beiden gefolgt und tritt jetzt lächelnd herzu, indem sie die Kaffeekanne auf den Tisch setzt). Aber, meine Herren, Sie werden doch hier keinen Faustkampf austragen wollen?

Friedrich und Wilhelm (fahren erschrocken auseinander und stammeln gleichzeitig): Ach, bitte tausendmal um Entschuldigung, mein Fräulein!

Friedrich (sich halb nach der Thür links umwendend). Ach, bitte, wollen Sie uns nicht . . . . . . Ach so, es ist ja Niemand da! (Zu Selma:) Sie gestatten, das ich mich selbst vorstelle: Mein Name ist Friedrich Kern.

Wilhelm (sich steif verbeugend). Wilhelm Kern.

Selma (neigt den Kopf). Ich bin die Nichte des Herrn Geheimrats. O weh, meine Herren, Sie haben meinen Onkel gerade an seiner verwundbarsten Stelle getroffen!

Beide Kerns. Ach ne, wie so denn?

Bruno tritt, sorgfältig frisiert, in elegantem Morgenjaquet, von rechts ein und bleibt, da er nicht gleich bemerkt wird, zuhörend stehen. Cavaliermäßiges Aeußere, intelligentes Gesicht, das aber durch zahlreiche Schlägernarben entstellt ist. Bierzipfel an der Uhrkette.

Selma (leise). Mein Onkel heißt doch von Haus aus einfach Müller. Von Reiffenberg und Haideck war der Name seiner Frau. Den hat er sich dann später beilegen lassen, weil sie die Letzte ihres Geschlechtes war. Es ist eine kleine Schwäche von ihm, daß er sich nicht gern Müller nennen hört.



Friedrich (zu Wilhelm, ihm die Faust vor die Augen haltend). Siehst Du, Unglücksmensch, Du hast das gesagt von den hundsgemeinen Müller!

Selma. Ja, das wird er wohl als eine ironische Anspielung aufgefaßt haben.

Wilhelm (kleinlaut). Na, da können wir uns ja wohl als als — hinausgeworfen betrachten.

Bruno (tritt lachend vor). Nein, das ist ja brillant! Entschuldigen Sie meine Heiterkeit, meine Herren; aber ich habe, Dank ihren kräftigen Organen, einige Brocken von Ihrer Unterhaltung aufgeschnappt, hahaha! Sein Sie überzeugt, daß Ihre Worte einen tiefen Eindruck gemacht haben! Das wird mein Vater so bald nicht verwinden! (Die Kaffeekanne berührend.) Ah, hast Du ihn doch noch einmal gewärmt? Siehst Du, das ist ein hübscher Zug von Dir, Selma — Sie gestatten, daß ich mein Frühstück in Angriff nehme? Nach den Strapazen dieser Nacht habe ich kolossalen Schneid auf ein Schälchen Schwarzen, Heeßen. (Setzt sich an den Eßtisch und beginnt zu frühstücken.)

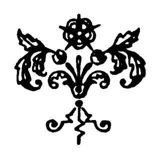
Friedrich. Bitte sehr, geniren Sie sich nicht! Wir haben schon gefrühstückt.

Wilhelm (zu Selma). Ach verehrtes gnädiges Fräulein, wenn ich Sie vielleicht bitten dürfte, dem Herrn Geheimrat meine Entschuldigung auszurichten! Ich habe ihn selbstverständlich nicht kränken wollen.

Selma (nickt zustimmend; dann zu Bruno, auf Friedrich deutend). Herr Doctor Friedrich Kern ist nämlich der Verfasser von „Panis et circenses".

Bruno. Ach, wirklich? Das ist ja riesig interessant! Meine Cousine hat mir soviel vorgeschwärmt von Ihrem Buche — muß ich doch wahrhaftig selbst mal lesen! (zu Selma, welche mit einer unwilligen Bewegung sich zum Gehen wendet.) Ach Du, das Ei ist ja eiskalt! Kannst Du mir nicht noch eins kochen lassen?

(Fortsetzung folgt.)



Verantwortlich für die Redaction Wilhelm Bölsche, Friedrichshagen. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler. Druck: A. Seydel & Cie. Beide in Berlin.



Der Realismus in der Religion.

Von **Lou Andreas-Salomé.**

II.

„Was hatte mich veranlaßt, grade in jenem Augenblick das Antlitz bittflehend gen Himmel zu wenden, — — — — — da ich doch sonst bei nüchterner Ueberlegung das Gebet als unnützes Hausgerät betrachtete? Das Charakteristische solcher Momente, in welchen ich mich solcher Inkonsequenz schuldig machte, war offenbar dies, daß ich meine höchsten Lebensinteressen — — — gefährdet sah. Ich rief zwar das Bild meiner heißesten Wünsche, das Ideal meines Lebens als Schutzgeist herbei, aber zu meinem Schrecken gewahrte ich, daß ich noch schwankte in meinen Entschließungen, daß ich kraftlos wurde — — — — — Diese Situation war es, in welcher der Wunsch nach Errettung — — sich mit solcher Energie Geltung verschaffte, daß ich die Macht, in welcher mein Geist alle einzelnen Kräfte dessen, was vorhanden ist, zusammenfaßt, ... nenn' ich's Gottheit vorerst, nenn' ich's Weltall, nenn' ich's Schicksal, ... um Beistand anflehte. Und zwar unwillkürlich, ohne vorhergehende oder gleichzeitige Reflexion über den Wert meines Beginnens, ja entgegen meinem anfänglichen Auflehnen. Mit elementarer Gewalt trat dieser Appell — — — hervor, ohne Rücksicht auf mein Wollen oder Nichtwollen."

Der ungenannte „moderne Theologe", von dessen Buch diese Zeilen handeln, wirft zuerst die Frage auf nach der Entstehung dieser Erscheinung, nach ihren Ursachen, dann aber nach ihrem Wert und der unbestreitbaren Wahrheit ihrer Wirkung „Ich mußte mir eingestehen, daß ich durch diesen unwillkürlichen Akt des Selbsterhaltungstriebes eine Ruhe und Fassung gewonnen hatte, nach der ich vorher vergebens gerungen, daß ich mit einer freudigen Gewißheit des Sieges erfüllt worden war." Es führt uns dies auf die Herkunft des religiösen Affekts und von dieser auf sein Wesen. Was die erste Frage betrifft, so widerstrebt es dem Verfasser, anzunehmen, daß er in jenen Momenten des „Gebetsschreies" nur der Macht einer alten, anerzogenen Gewohnheit anheimgefallen sei. „Ist es eine frühere Gewöhnung, welche in solchen Augenblicken sich geltend macht? Ist es eine Reminiszenz, an die mir in den Kinderjahren eingeprägte Mahnung: Rufe mich an in der Not?" Er fühlt sehr richtig, daß dabei vielmehr sein eigenstes Wollen und Wesen zum Durchbruch gelangt sei und daß eben grade hierauf die Unwiderstehlichkeit der Gebetsbethätigung beruht habe, — es war kein Erinnerungsakt, sondern sozusagen ein spontaner Gewaltakt „denn in solchem Augen-

blick fällt alles Angelernte, äußerlich Anhaftende, alles was nicht feste Wurzeln im Innern geschlagen hat, von der ringenden Menschenseele ab gleich leerem Flitterkram. — — — — Alle sonstigen Gefühle, Neigungen und Leidenschaften werfe ich rücksichtslos von mir, nur auf das Ideal meines Lebens, was ich als den Zweck und Gehalt meines Daseins erkannt habe, starrt mein Blick, — dieses allein will und werde ich retten."

Es ist in der That keine angelernte, sondern vielmehr die allerschöpferischeste Religiosität dabei lebendig gewesen, — es ist kein Sichzurückrufen eines ehemaligen Glaubenszustandes, sondern ein selbstherrliches Hervorrufen eines solchen Zustandes, aus der individuellsten Not, aus dem gebieterischen Bedürfnis des gesammten Menschenwesens heraus. Es wiederholt sich hier wahrscheinlich doch nur in sublimirtester Form, was je und je die Gottheiten in's Leben gerufen hat: der übermächtige Gott-Wunsch, der da erwacht an den äußersten Schranken des menschlichen Wollens und Könnens, um in die Gott-Schöpfung überzuschlagen. Wohl entstammte in unvordenklichen Zeiten dieser Gott-Wunsch andersartigen Bedürfnissen und einer gröberen Not und dem entsprechend waren es auch gröbere, — grobsinnliche und sozusagen „handgreifliche" Götter, die es zur Abhülfe zu schaffen galt. Nur ein noch kindlicher Geist erhielt sie am Leben. Aber man braucht sich nur die wahrscheinliche innere Entwicklung des Religiösen ungefähr vorzustellen, um zu begreifen, wie weit bei der Vergeistigung und bei der Individualisirung des Gott-Wunsches auch die Gott-Schöpfung sich zu vergeistigen und zu individualisiren vermag, ohne daß der ganze Seelenprozeß sich wesentlich umwandelt. Nur die Empfindungen, welche dabei den Ausschlag geben, haben eine Aenderung erfahren, die sie genau so unendlich von der ehemaligen Empfindungswelt zu trennen scheint, wie das Ideal des modernen Menschen vom Fetisch vergangener Jahrtausende getrennt ist. Aber sie sind folgerichtig aus jener noch rohen Gefühlswelt hervorgewachsen und wären vielleicht in ihrer komplizirten Feinheit, die jetzt selbst einen hoch entwickelten Verstand befriedigt, niemals möglich geworden, ohne die lange Gewöhnung an solche Glaubensvorstellungen, wie sie sich nur der unentwickelte Verstand gestattet.

Man muß in der „Geschichte Gottes", — dieser noch keineswegs abgeschlossenen Geschichte des Werdens, Vergehens und beständigen Wiederauflebens Gottes, zu der auch das Leben des modernsten Freigeistes ab und zu ein Kapitel liefert, — man muß in ihr unterscheiden zwischen den eigentlich religionsbildenden und den im engern Sinne religiösen Empfindungen. Die erstern sind es, welche die Götter und Religionen ursprünglich geschaffen haben, ohne daß dabei die von uns religiös benannten Gefühle, also etwa Andacht, Begeisterung, innere Hingebung an ein Höchstes u. s. w. thätig gewesen zu sein brauchten; die herrlichen Attribute, die überlegene Machtvollkommenheit, mit welcher dabei die Gottheiten ausgestattet wurden, entsprangen wahrscheinlich nur dem Bedürfnis, sie zu eignem Nutz und Frommen zu erhöhen, sei es nun ihre Hülfekraft zu steigern, sei es um sich ihnen untergeben zu zeigen. Aber nachdem einmal derartige vollkommene übersinnliche Wesen geschaffen worden waren, konnten sie nicht umhin, ihrerseits auf Phantasie und Gemüth der Menschen einzuwirken, und so erzeugten sie mit der Zeit auch wirklich religiöse Bewunderung und Anbetung. So mag endlich der menschengeschaffene Gott sich einen wahrhaft gottgeschaffenen Menschen herangezüchtet haben, dem das Gottesbedürfnis schon als rein ideelles Bedürfnis derartig zu eigen ist, daß es im Laufe seiner Entwicklung zur Geltung kommen muß. Daher vermag es sich auch nach Einbuße der frommen Glaubensvorstellungen noch im Wesen des Menschen zu erhalten und demselben die Richtung zu geben, — die Richtung hinauf, über sich selbst hinaus. Ein Ergebnis jahrtausendlanger Gewöhnung und dadurch vielleicht eine individuelle Not-

wendigkeit, vermag es sich noch an den mannigfaltigsten Gott=Surrogaten auszuleben und an solchen Ersatzmitteln des Gottesgedankens, an solchen Idealen aller Art, dermaßen lebendig zu werden, daß es geradezu noch einmal religionsbildend wirkt. Vom Gott erzeugt, erzeugt es den Gott wieder, rastlos bemüht, ihn in einem Bilde zu schauen, das sich der jeweiligen Verstandesentwicklung anpaßt. Die ernste und interessante Frage an der Sache ist im Grunde nur diese, ob die alte vererbte Gewöhnung so starke Wurzeln getrieben hat, daß das Religiöse in jedem tiefen, normalen Menschendasein seinen eigenen, individuell nothwendigen Stamm besitzt, der unter gesunden Verhältnissen auch seine Blüten treiben muß, oder ob die Religiosität des Freidenkers doch nichts weiter bedeutet als abgebrochene, ob auch noch lebenszähe, Blüten von dem großen, morschgewordenen Stamm der alten Glaubensüberlieferung. Nur im ersten Fall wird es möglich sein, daß Menschenkraft und Menschenhoheit sich immer wieder aus dem Kampf des Lebens heraus einen eignen Gott gestaltet, einen Gott, den sie nicht einer Inkonsequenz ihres Denkens, sondern der religiösen Produktivität ihres gesammten, emporstrebenden Wesens verdankt.

Um in der Situation zu bleiben, in welcher dem Verfasser des Buches sein religiöses Sehnen zum Affekt geworden ist, — in der Situation des Gebetsdranges, — könnte man die Frage auch folgendermaßen formulieren: wird es denkbar sein, daß das Gebet, als Ausdruck der innigsten, heißesten Selbstversenkung in ein als göttlich empfundenes Lebensideal, in solchen Momenten anbetend und begeistert wieder emporsteigt aus dem Menschenherzen und ihm immer wieder Erhebung und Frieden bringt, auch wenn die Bitte im Gebet zur rethorischen Phrase geworden ist? Die Bitten erzeugten einst die Götter, aus ihnen entwickelte sich das Gebet, welches nur noch dem Gott selbst galt und in religiösem Gottbedürfen nur noch seine innere Gemeinschaft suchte. Religionsbildend wirken wird es nur dann, wenn es kein bloßer unwillkürlicher Ausbruch vererbter religiöser Empfindungen ist, sondern wenn es schon durch die bloße Steigerung des Religiösen bis zum stärksten Affekt thatsächlich ein solches Gemeinschaftsgefühl in uns weckt und schon in diesem erhebt und befriedigt. Der Verfasser hat eine solche Wirkung an sich selbst erlebt, sie ist es, die den neuen Anstoß zu seiner Auffassung des Religiösen gegeben hat — welche gottbildend für ihn gewesen ist, ohne seinen Verstand irre zu machen, aber überzeugend als selbstempfundene Thatsache. „Wie, durch einen Angstruf, in's Leere hinein ausgestoßen, wo kein Ohr hört und kein Auge sieht, sollte mir neue Kraft zur Durchführung meines Lebens=Ideals geworden sein! Wäre ich der Illusion einer menschlich gedachten Gottheit zugänglich gewesen, welche vom Himmel herab wohlgefällig auf die Gebetsseufzer der Frommen lauscht, so würde die Erklärung dieser Thatsache enträthselt sein für Jeden, der die betörende Macht religiöser Einbildungen kennt. Doch von dieser Selbsttäuschung wußte ich mich frei, und doch stand es mir unumstößlich fest, daß der Appell — — — mir unerwartete Festigkeit — — — verliehen —." Beinah ekstatisch beschreibt er uns dann die Stunden des Gebets, die er seitdem kennen gelernt.

„Es schwebt freilich über diesen Stunden — — — nicht immer der Zauber einer harmonischen Heiterkeit, oft genug sind sie recht schmerzlich, niederdrückend, demüthigend, als ob einem das Herz zerdrückt würde, das Innerste wird dabei aufgewühlt, und doch, wie köstlich sind sie! Daß ich Worte hätte, sie zu schildern. Je größer die Traurigkeit ist über eigene Verkehrtheit, je mehr das Herz verwundet und aufgerissen wird durch die Erkenntniß eigner Verschuldung, je tiefer der Schmerz in's Mark dringt, um so tröstender und erquickender ist dem Menschen diese Stunde innerer Wiedergeburt. — — — Es ist uns, als ob nach langen, dumpfen Tagen

und Nächten endlich noch einmal wieder ein frischer Morgen angebrochen sei und die erquickende Morgenluft uns um's Antlitz wehe, es ist, als ob die Brust im reinen Himmelsäther leichter und freier atme. Fürwahr, es giebt keine reinere Freude, als die, welche — — — — — aus schlichtem kindlichen Insichgehen geboren wird. — —"

Diese, hier ausgeschriebenen Stellen aus seiner Schilderung sind vortrefflich, grade deshalb, weil er anstatt schematisch zu zergliedern, aus eigener Erfahrung schildert und sich nicht scheut, dies ganz so warm und herzlich wiederzugeben, wie er es empfunden hat. Man muß sich nicht darüber wundern, wenn in solchen Fällen die Ausdrücke in einem derartigen ehrlichen Bekenntnis an oft gehörte Worte aus Andachtsbüchern mahnen, welche nicht nur mit religiösem, sondern mit gläubigem Sinn verfaßt wurden. Denn nur der glaubensvoll Fromme findet mit Sicherheit den klassischen Ausdruck für diese Empfindungen, weil sie nur für ihn von adäquaten Denkvorstellungen begleitet sind, und wir, die wir sie besser zu analysiren vermögen, werden unwillkürlich zu seiner Sprache gezwungen, wenn wir aus der Fülle des Erlebten heraus zu schildern versuchen. — In der vorliegenden Schilderung nun treten die beiden Grundzüge überaus klar hervor, die das Wesen der religiösen Erbauung ausmachen und die, durch eine eigentümliche Art ihrer Verschmelzung mit einander, sie als einen Affekt empfinden lassen. Es sind dies die beiden Züge tiefempfundener eigener Unzulänglichkeit einerseits und zugleich auf's Höchste gespannter Steigerung des Selbstbewußtseins und Ichgefühls andererseits. Weder die aufrichtigste Demut und Selbsterniedrigung einem als göttlich empfundenen Ideal gegenüber vermag den religiösen Affekt auszulösen, noch auch die befriedigendste und vollste Auslebung aller selbstbewußten Kräfte für sich allein. Erst Beides zusammen in seinem räthselhaften Selbstwiderspruch ergiebt jene Reibung, der die Flamme plötzlich, heiß und hell, entspringt. Auf dem Grunde jeder religiösen Leidenschaft liegt, untrennbar, das Gemisch von Demut und Hochmut, von Unterliegen und Ueberhebung, welches uns Menschen, wunderlichen Halbgeschöpfe, die wir nun einmal von Natur sind, durchaus entspricht. In uns Allen ist das Schwanken zwischen dem Bewußtsein der Schwäche, der Hülflosigkeit aller Wirklichkeit gegenüber und zwischen dem Stolz ihr als Mensch in gewissem Sinne dennoch überlegen zu sein, so ausgesprochen, daß man sich vorstellen kann, wie diese beiden Wesenszüge vereint gerade in ihrem sonderbaren Zwiespalt den stärksten Affekt hervorbringen können, der vielleicht möglich ist: die Erkenntnis unserer Schranke, und an dieser Schranke, die Exaltation die über sie hinauswächst. Es ist unrichtig, nur von der Schwäche und Ohnmacht dabei auszugehen als der Ursache der Gott-Anbetung, und das andere als die Wirkung daraus hervorgehen zu lassen. Schon im primitiven Gebet, mit welchem der Mensch hülfesuchend sich an den Gott wendet, liegt ein ungemessener Stolz im festen Glauben, ihm irgendwie wesensverwandt, von Einfluß auf ihn zu sein. Und der Abstand zwischen Mensch und Gott verringert sich im Lauf der religiösen Entwicklung notwendig mit der zunehmenden Verinnerlichung und Vergeistigung Gottes, bis er endlich da, wo der Gott schon in eine persönliche Idealbildung übergegangen ist, die höchste Gefahr des Größenwahnsinns bedeutet. Daher sagt unser Verfasser mit Recht: „Den Heroen der Religion, den starken, leidenschaftlichen Betern pflegt in der That ein beträchtlicher Grad von Selbstbewußtsein nicht zu fehlen. Ja, es giebt zahlreiche Persönlichkeiten in der Religionsgeschichte, wo man geradezu eine Diagnose auf Größenwahn stellen müßte — —. Auch das hohe Selbstbewußtsein Jesu — für die Theologen ein schlechthin unbegreifliches Mysterium, worauf Manche geneigt sind, das ganze Christentum aufzubauen, — verliert in diesem Licht betrachtet seinen singulären Charakter." Und er

beschreibt es richtig und gut, wie groß der Mensch sich in all' seiner Kleinheit fühlen muß, wenn er sich betend vor seinen Gott zu stellen wagt: „Während alle Eindrücke des Tages ihn an seine winzige Bedeutung als kleines Glied einer unendlichen Kette erinnern, steht er jetzt der ganzen Welt gegenüber gleichsam als gleichberechtigter Faktor. Die ganze Welt wirft er in die eine Wagschale und in die andere sein eigenes Dasein. — — — Schon allein diese Situation: ein einzelner Mensch, der sich im Leben nur allzu oft unbeachtet sieht, hintretend vor das ehrfurchtheischende All, seine kleinen Gedanken und Anliegen aufbauschend zu einem Monologe im Angesicht der Ewigkeit, — das sollte das Gefühl der Wichtigkeit des Einzelnen nicht im höchsten Grade erregen? Ich wüßte wirklich kaum ein anderes Mittel, durch welches das menschliche Selbstbewußtsein ähnlich kräftige Antriebe erhalten könnte." Der religiöse Affekt ist denn auch das charakteristische Merkzeichen aller großen Egoisten, — wohlverstanden, die Größe hier im Sinne einer Kraft, nicht blos einer selbstischen Richtung des Wesens; Menschen, mit anderen Worten, die im Stande sind zu einem ungeheuren Aufschwung bezüglich alles dessen, worin sie ihr eigenstes Wesen und höchstes Interesse beruhen fühlen, — zu einem Aufschwung, in welchem ihnen ihr Recht sich durchzusetzen, als heilig und gottgewollt zu erscheinen vermag. Alle Religion geht (wenn man ihr Wesen reinlich absondert von den ganz andersartigen Empfindungsgruppen, die häufig mit ihr vermischt werden, wie z. B. der moralischen) auf die höchste Steigerung des Egoismus und mit ihm des Einzelmenschen aus, ihre Frage lautet immer rückhaltslos und rücksichtslos: was muß ich thun, damit ich selig werde, und ein je entschiedeneres und eigenartigeres Ego Jemand besitzt, je mehr er eine Individualität für sich ist, desto gewisser lernt er solche Stunden der Verzweiflung und der Seligkeit kennen, in denen hinter den Schranken seines Selbst ihm ein Gott sich zu entschleiern scheint. Es ist daher eine überaus feine Bemerkung, die einmal ein Prediger machte, daß das religiöseste Wort, welches existire, nicht das Wort „Gott" sei, sondern erst die Worte: „Mein Gott."

Im Moment, in welchem ich dies schreibe, fällt mir der Aufsatz August Strindbergs: „Mystik — bis auf Weiteres"*) in die Hände und seine Auseinandersetzung über das Gebet. Unser Verfasser hätte ihm ohne Zweifel und mit Recht gesagt, daß in den von ihm angeführten Gebetsbeispielen der eigentlich religiöse Affekt noch gar nicht zum Ausdruck gelange und darum die Bedeutung des Gebets einseitig erfaßt werden mußte. Im Kinde war nur eine tröstende Glaubensvorstellung mächtig, die es mit Hoffnung erfüllte, sobald ihm Wünsche irgend welcher Art kamen, — der Mann aber fühlte sich Angesichts einer großen innern Bedrängnis und geistigen Beklommenheit lediglich einen Augenblick zurückversetzt in jenen Glaubenskreis, dem er seinem ganzen Wesen nach bereits längst entfremdet war und dieser Augenblick erfüllte ihn mit Hoffnung. So ward er sich nur des Schwäche- und Ohnmacht-Motivs, das ihn dazu verführt hatte, deutlich bewußt, aber nicht einer innern seelischen Zusammengehörigkeit mit jenem Gott, an den er sich wandte. Erst dieses Gefühl des unzerreißbaren Zusammenhanges, des Einsseins im tiefsten Sinne, macht aber das leidenschaftliche Selbstgefühl des Beters aus, mag derselbe nun ein wahrhaft Gläubiger sein, oder als ein religiös veranlagter Ungläubiger sich in der Lage unseres theologischen Verfassers befinden. Und dann gilt das Wort Strindbergs von ihm nicht: „Je schwächer ein Individuum ist, je niedriger es steht, desto stärker ist es im Gebet," — vielmehr im Gegentheil: je mehr es Individualität geworden ist, desto fähiger wird es zur Anbetung dessen, worin

*) Vergleiche Heft 40 der „Freien Bühne".

es sein Heiligstes, Eigenstes zu besitzen meint, den innersten Grund, in dem es wurzeln, das höchste Ziel, zu dem es streben will. Ueber die bloße, übersinnliche Hülfsgottheiten voraussetzende Bitte hinaus, ist ihm das Gebet zu einer Andacht im Geist und Herzen geworden, in welcher er sein momentanes und thatsächliches Können mißt am Lebensideal und heiligen Lebenselement desselben — seinem Gott. — Mystisch erscheint dies ganze Gebiet doch nur grade der rationalistischen Erklärungsweise, die nicht voll genug eingeht in die Regungen des Seelenlebens, sondern meint, nur eingehen zu können in die Frage nach den Glaubensvorstellungen und der Verstandesaufklärung. Mystik heißt aber doch nicht, wie Strindberg will, das noch nicht genügend erforschte, sondern doch nur das, was, weil es nicht genügend erforscht ist, den Gedanken an etwas übersinnlich Wirkendes, erweckt. Diese Mystik wird am ehesten in Nichts zerflattern, wenn die volle Lebenswirklichkeit der religiösen Wirkungen von jedem Einzelnen durchlebt und erkannt wird und wenn der moderne Mensch zu Beidem Kraft gewinnt: sowohl sich von Allem abzukehren, dessen intelektuelle Täuschung ihm sein Verstand aufdeckt, als auch sich Allem zuzukehren, was zu seiner ungehemmten innern Entwicklung führt, sich seinen Lebenstrieben und tiefsten Lebensinstinkten zu überlassen. Wir stehen aber hier dicht an dem Punkt, an welchem auch der Verfasser unseres Buches nicht ganz glatt zwischen diesen beiden Schwierigkeiten hindurch zu kommen scheint. Konsequenterweise durfte von hier an nur noch die Rede sein über die Ausgestaltung seines persönlichen Ideals ohne Rücksicht auf eine jeweilige Weltanschauung, es müßte gezeigt werden, wie ein solches aus seiner Eigenart notwendig entsprang und bis zu welchem Grade es ihn von nun an befriedigte. Aber an einer solchen bestimmten Schilderung fehlt es und die Folgen bleiben nicht aus. Anstatt etwas damit zu geben, was zwar nur ihm allein Genüge that und keiner Gemeinschaft von Menschen als Rezept dienen konnte, aber eben dafür so unendlich belehrend für Alle hätte sein können, — behält seine Idealbildung ganz allgemeine Züge und erstrebt endlich aus diesen heraus etwas Allgemeingültiges. Anstatt eines Lebensbildes wird daraus ein ganzes Weltbild und anstatt dem Gott des Einzelnen ersteht daraus etwas, das dem Gott Aller auf ein Haar ähnlich sieht: an diesem Punkt beginnt er zu theoretisieren.

Wir kommen damit an sein Kapitel über „Gott“ und an die Erörterungen über das Christentum und die Möglichkeit einer modernen Kirchenbildung.

Erziehung durch die Kunst.

Von **Hans Schliepmann.**

Warum Erziehung durch die Kunst?

Schon wieder eine Erziehung zu etwas! Als ob nicht schon mehr als genug an uns herumerzogen würde! Und jeder will uns zum Reiten auf seinem Privatsteckenpferde erziehen, jeder uns so einkapseln, wie just er ist oder doch sein möchte! — — Aber gerade das will und soll und kann nur die Erziehung zur Kunst vermeiden, und deßhalb lohnt's, trotz aller wässrigen und feurigen Pädagogik doch noch von ihr zu sprechen, den Beweis der Behauptung vorausgesetzt. Der aber wird sich führen lassen.

Erziehung soll sein systematische Verstandes- und Charakterbildung, das ist nachgerade wohl allgemein angenommen. Aber mir scheint eines nicht einwandsfrei:

systematische Charakterbildung: das setzt doch ein Ziel, einen Idealcharakter, ein Modell voraus zu dem, mit welchem man heranbilden will, und das ist dann eben allemal kein voller Charakter, kein vollständig frei entwickelter Organismus, sondern ein mehr oder minder zugeschnittenes Heckengewächs, von dem der laufende Meter so und so viel, besser wenig, wert ist. Es drängt sich da, wie überall die liebe Anmaßung ein, die Leute in die eigene ungemein vollkommene Form zu gießen — ein wenig „Blaubart als Erzieher", wie neulich ein Mitarbeiter das hier nannte. Statt den jungen Weltbürger Erfahrungen am eigenen Leibe machen zu lassen, stellt man ihm den Wüstling und Größenwahnsinnigen Alexander von Macedonien als einen Heroen der Weltgeschichte vor, lehrt ihn, die Konjunktion ut für herzklopfenswerther als jeden Moralsatz anzusehen und paukt ihm mit unverstandenen Katechismussätzen, Bibelsprüchen und Gesangbuchversen sorgfältig jede Religiosität aus dem Leibe. Wenn das urwüchsige Charaktere bildet, so geschieht es nur durch den Widerspruch gegen solche Maximen. Gleich mir hat das wohl jeder an sich selbst erfahren. Nein, es bildet „sich ein Charakter in dem Strom der Welt", nicht im seichten Bächlein unserer Schulmeisterleinswelt.

Nein, begnügen wir uns doch, einzig den Verstand zu bilden; aber nach allen Richtungen, auch nach der Empfindungsgrenze hinüber, dann wird der Charakter schon von selbst kommen und ein freies, nicht eingeschnürtes Produkt aller Lebensfaktoren werden!

Das ist allerdings eine Erziehung zur unbedingten Freiheit, und deßhalb werden die Aengstlichen lieber wieder den Blaubart zur Hülfe rufen. Aber es ist schon dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen; je mehr selbstbewußte Individualitäten vorhanden sind, desto mehr werden sich die Kräfte gegeneinander stemmen und den Einzelnen zwingen, durch seine geschulte Vernunft des „Freien höchste Freiheit, Recht zu thun" auszuüben, d. h. eigene und fremde Willensregung ins Gleiche zu bringen. Unter so gearteten Menschen muß notwendig mit der Empfindung von der eigenen Persönlichkeit die Achtung der fremden wachsen, so daß es zuletzt als eine Versündigung an einem jungen Leben scheint, demselben eine Prägung zu geben, die man selbst vor 30 – 40 Jahren unter ganz anderen Zeitumständen erhalten hat.

Ist somit die Absicht, direkt auf den Charakter nach gewissen Zielen oder Vorbildern, wie sie ja besonders die Geschichte nach reichlicher chirurgischer Operation in usum Delphini bieten soll hinzuwirken, zuletzt nichts als eine unbewußte liebenswürdige Vergewaltigung an der Persönlichkeit des Kindes und nur im Sinne einer Geistesuniformirung zu leichterer Regierbarkeit der Massen verständlich, so wird doch derjenige Einfluß auf den Charakter auch vom freiheitlichsten Standpunkte nicht bemängelt werden können, der nichts thut, als dem Kinde einen reichlichen Strom von Eindrücken zuzuführen — und zwar ohne das jetzt noch alle Eigenart systematisch verkrüppelnde „haec fabula docet", die ewige Unterschiebung von Lehrerurteilen, Hervorbringung von Suggestionen. Im Verarbeiten von Lust- und Unlustgefühlen entwickelt sich allein der Charakter. Stärkt man die Vernunft, diese Arbeit möglichst weitsehend zu verrichten und schafft man möglichst frühzeitig die ganze Skala von Empfindungen zur Bewältigung heran, so wird der anmaßliche Dutzendmensch, diese Leydoner Flasche voll Vorurteile und der hassenswerteste Hemmschuh aller Kultur, allmählich zu einem wirklichen Lebewesen heranwachsen.

Die gegenwärtige Schule schafft fast nur Unlustempfindungen. Ihr Rezept ist noch immer der notdürftig verschleierte Bakel. Du mußt! Das lerne zunächst — dann hast du eigentlich auch genug gelernt! — Mit dem Formalismus, dem Erzeugnis eines sehr hohen Kulturzustandes, wird der frische Geist des

Kindes in Sphären gestürzt, denen sein geistiger Standpunkt noch gar nichts nachfragt. Die Grammatik, an der, wie die Floskel der Regulierfanatiker lautet, der Geist Gymnastik üben soll, ist eine Gymnastik, die mit der peinlichen Frage der einstigen frumben Regulierfanatiker im leider abgekommenen Hexenprozeß die verzweifeltste Aehnlichkeit hat. Bei a und e in prima hat schon Knochenbruch des Geistes statt.

Und auch die Lustempfindungen sind eigentlich nur von einseitiger Art; sie werden — günstigstenfalls, wenn der Lehrer nicht wie mein ehemaliger Schreckensmann „Gerippe", d. h. Jahreszahlen docirt — durch den Geschichtsunterricht erweckt; so lange aber auf Cäsar und Augustus, auf Ludwig XIV. und den ganzen Ehrgeiz- und Kriegskram Hunderte von Stunden, auf Galilei, Newton, Watt, Michel Angelo, Shakespeare, Goethe, Beethoven nur Minuten kommen, wird vornehmlich Bewunderung von Willensgrößen ohne Rücksicht auf Willenstendenzen, ja Ehrgeiz von derselben Färbung erweckt, während gerade das wichtigste, Lust am Wirken ohne Rücksicht auf Anerkennung, Ringen um ein menschheitförderndes Ideal nur nebenbei und unter besonderen Glücksumständen geweckt wird. Solch Wirken aber ist die Kunst, diese im höchsten Sinne gefaßt. Und das Empfinden dieses Großen ist eine Reizung, unter der der Charakter das Richtige immer mehr als solches empfinden muß, unter der selbständiges Fühlen sich ganz von selbst zu selbständigem Handeln umsetzen muß.

Diese Wirkung der Kunst ist nun freilich wenig geeignet, sie den Drillern im Dienst des „väterlichen" Gewaltsystemes willkommen erscheinen zu lassen. Aber es giebt doch noch eine andere und außerordentlich wesentliche Seite, von der die Erziehung zur Kunst zu betrachten ist und die sie auch jenen Braven, besonders im Sinne des „Ausgleiches der socialen Gegensätze" und wie die frommen Wünsche sonst heißen, im höchsten Grade empfehlenswert machen muß. Das ist eben die Erweckung von Lustempfindungen. Auch zu ihnen gelangt man meist erst durch Erfahrung — ja durch Gewöhnung. Werden nun der noch unbeschriebenen Seele solche Lustempfindungen früh zugeführt, die sie im eigenen Interesse ohne wesentliche Zuschüsse von außen jederzeit erneuern kann, so ist dem Individuum eine gewisse Summe persönlichen Glückes gesichert. Werden dagegen solche Lustempfindungen nicht geschaffen, so wird nach der Natur der menschlichen Seele diese sich solche Lustempfindungen anderweit zu verschaffen suchen, und sollte es blind tappend und gewaltsam zugreifend geschehen. Vom ersten Lustgefühle, dem des Sattseins, ausgehend, das durch Aneignung eines anderen Naturgegenstandes, des Eßbaren eben, erworben wird, erwacht so durch Analogieschluß die Lust am materiellen Besitz — über die wir ja alle noch nicht hinweggekommen sind. Diese Lust ist aber eben nicht ohne Zuschüsse von außen zu befriedigen; es bedarf des Kampfes um den Besitz, der ja vorhanden, meist aber auch schon in anderen Händen ist. Die Lust ist also nie sogleich befriedigt, sondern bleibt Wunsch, Begehren — und aus Begehren und Kampf wächst Neid und Haß und Wut und Mord. Nichts geschieht in unserem jetzigen Erziehungssysteme, um im Kinde das Bewußtsein von dieser rohen und niemals zur Befriedigung führenden Form der Lustbefriedigung und Freude am toten „Haben" zu wecken; und die ganze Stagnation unserer socialen Entwickelung ist wesentlich dieser Suggestion vom Glück des Besitzens zu verdanken. Da wird lediglich mit dem trockenen Einpauken des neunten und zehnten Gebotes gesagt: „Du sollst nicht begehren" wodurch No. 7 vom Stehlen, eigentlich für ein anderes Gebot, etwa „Du sollst nicht knechten Deines Nächsten Seele", freigeworden ist. Dazu betet man daher: „So Du zween Röcke hast, so gieb einen Deinem Nächsten." Aber Karlchen ist durch häusliche Erziehung schon so gewitzigt, daß er

seine Stulpenstiefel um keinen Preis gegen Fritzens Holzpantinen vertauschen, geschweige denn seine Hausschuh dem barfüßigen Willem geben würde. Für eine derartig vorgebildete Gesellschaft sind dann aber die Weisheitsworte Christi direktes Gift, denn sie werden einfach als Floskel in den infamen Lügenschatz solches modernen „Christen“ hinübergenommen, man meint sie als Tabu heilighalten, verteidigen zu müssen; aber danach sich richten: — — „ja, du lieber Himmel, das praktische Leben hat denn eben doch auch seine Rechte!“ d. h. auf deutsch, ich habe meine Rechte, und ich knurre jeden an, der mir meinen Schinkenknochen auch nur scheel ansieht!

Daß es aber ein viel weiteres Gebiet viel reinerer Lustempfindungen giebt, wissen die Wenigsten, und Gebildete und Proletarier machen hierin gar keinen Unterschied. Die Rohheit ist auf beiden Seiten sicher gleich groß. — Dies Gebiet ist die Lust am Schaffen. Auch sie ist nicht durchweg ohne Zuschüsse von außen erreichbar. Werkzeug und Werkstoff sind heutzutage Besitzgegenstände und das Produkt des Schaffens wird durch seine Einschätzung seitens Fremder auch für den Schaffenden höher oder geringer bewertet. Die Außenwelt ist dadurch gewichtiger als das Ich — der Kernpunkt, weßhalb ein reines Lustgefühl auch hier meist nicht aufkommen kann. Aber ein Schaffen ist doch, das so gut wie unabhängig von der Außenwelt ist: das Leben in der Idee und die Umsetzung der Idee in eine Wirklichkeit nach eigenen Geistesgesetzen, die Kunst! In ihrer selbstgeschaffenen Welt ist ein freies Sichausleben möglich, die reinste Lust, die der Menschengeist, seiner Fesseln vergessend oder sie bewußt mißachtend, empfinden kann. Freilich ist der Gipfel dieser Lust nur vom Künster in der Stunde der Intuition zu erreichen, der Stunde, da der Geist zur brünstigen Creatur geworden ist und Leben empfängt, Leben schafft in einem Zeugungsproceß, reicher als der der Liebe, denn er schafft eine Welt, nicht ein Wesen. Aber auch der aufnehmende Kunstgenuß ist ein Schaffen, ein Nachbauen der Welt des Künstlers, ein Bewußtwerden der eigenen Geisteskraft, die sich am Geiste des Künstlers mißt und fühlt, dab sie mit ihm in all seine Welten fliegen kann. Hierin liegt aber zugleich noch ein Weiteres. In jedem Augenblicke reinen Kunstgenusses, des Sicheinsfühlens mit dem Künstler, wird auch das Gefühl des Menschseins intensiv lebendig. Über sich hinaus, zur Gattung fühlt sich der Einzelne erhoben und fühlt das Gemeinsame, was ihn mit seinen Mitmenschen verbindet. Und so weckt die Kunst vornehmlich, nicht mit schleichender Absichtlichkeit, sondern in freiestem Sichgeben und Sichfühlen, das Gefühl der Menschenbrüderlichkeit, die Lust am Zusammenschluß im und zum Großen und Schönen.

Es ist ein Irrtum, daß diese Gefühle nur den Auserwählten, einer Geisteselite zugänglich sind. Es sind Reize, die in rohester Form überall wahrnehmbar sind. Das Bramarbasiren eines Schnapsbruders ist eine verkommenste Äußerung des Schaffens einer eigenen Welt; das Brüllen einer Pöbelbande: „denn unsre Fahn' ist roth“ ist das Hochgefühl des Zusammenschlusses. Wenn uns das anwidert: wer ist denn schuldig, daß die Expansivkraft des Lebens sich solche wüsten Wege wählt? Gebt ihnen Höheres und sie werden höhere Lust empfinden! Weckt das Gefühl für feine Genüsse, die schließlich leichter als alle anderen zu befriedigen sind, und die Wünsche, die „rohen Instinkte der wüsten Masse,“ werden nicht mehr wie jetzt ins Brutale schweifen. Wären nicht die „Gebildeten“ gerade so wenig durch die Kunst und zur Kunst erzogen, so würde man es längst nicht mehr für unmöglich halten, jeden zu ihr zu führen, so würde längst der Staat das wirksamste Erziehungsmittel ergriffen haben, wär's auch nur, um die Schreie nach panis durch circenses einzulullen. Die römischen Gigantenschurken hatten aus dem Verwehen des Hellenismus noch mehr Wind davon!

Briefe von Stauffer-Bern.

Die Briefe, welche wir unseren Lesern vorzulegen gedenken, laufen durch vier entscheidende Jahre in Stauffer's Entwicklung, vom Herbst 1885 bis in den Herbst 1889. In dieser Zeit hat er, neben dem Malen, das Radieren zu betreiben angefangen, er ist dazu nach Rom gegangen, um, nach vieljährigem erfolgbegleiteten Schaffen, erst die Kunst zu lernen, wie er meinte, und hat sich heimisch gemacht im alten Italien und in dem neuen Lande seiner Plastik. Nur mit knappen Worten wollen wir, wo es nötig wird, einige Erläuterungen den Briefen beifügen, nach den Mitteilungen, welche die Adressaten uns gegeben haben; im Übrigen mag Karl Stauffer ganz für sich selber reden, und wahrlich, er redet vernehmlich genug: ein Mensch entfaltet sich, mit aller Deutlichkeit und Treue des Lebens; nach den obersten Zielen der Kunst verlangend, aber auch mit offenen Sinnen jedem zugewandt, was natürlich und menschlich ist und was das Dasein fröhlich schmückt.

Den einen seiner Correspondenten hatte Stauffer im Sommer 1885 auf einer Ferienreise in der Schweiz kennen gelernt und sich mit ungewöhnlicher Wärme an ihn angeschlossen; an ihn schreibt er den 21. Oktober:

„Ihr liebenswürdiger Brief und das Wohlwollen, welches ich für meine malerische Wenigkeit und deren Meinungen und Thätchen herauslesen kann, encouragirt mich, meinen Bericht fortzusetzen respektive ordentlich anzufangen (Stilübung wird's keine.) Ich habe das lebhafte Bedürfnis, mit Ihnen in Connex zu bleiben, denn wenn ich Jemand gefunden, dessen Wesen und Denken mich anmuten (es geschieht nicht sehr oft), so suche ich ihn nach Kräften festzuhalten und werbe um seine Gunst, indem ich mich bestrebe, so angenehm und liebenswürdig zu erscheinen, als es einem Bernburger etwa möglich ist. Sie werden die Spuren dieser Bemühungen leicht verfolgen können.

Egoistisch wie ich bin, suche ich auch auf Ihr Urteil zu meinen Gunsten zu wirken, falls Sie etwa später Arbeiten von mir zu Gesicht bekommen sollten. Man bedarf für sich und seine Thaten ja so sehr der Nachsicht, ich wenigstens. — — — Ich glaube, daß ich schon einmal die Ehre hatte, Ihnen vorzutragen, daß ich den für den feinsten Künstler halte, dessen Werke mich am meisten über mich selbst hinausheben und mir die größte Stimmung hinterlassen. Ich bleibe unter allen Umständen dabei. Dieser Satz ist aber nicht umgekehrt gültig, denn ich möchte uicht sagen, daß es nicht eine Menge herrlicher Kunstwerke gäbe, z. B. in der Musik, die ich vermöge meiner mangelhaften Naturanlage und musikalischen Unkultur nicht verstehen kann. Verstehen, ich fasse den Ausdruck nochmal, er ist hier gesetzt anstatt „genießen", denn um ein Kunstwerk „zu verstehen" gehört ein dem Produzenten ebenbürtiger Geist, der andere genießt nur nach dem Maße seiner geistigen und künstlerischen Begabung. Ich bin auf meine eigenen Arbeiten keineswegs stolz, denn verglichen mit Werken großer Meister nehmen sie sich zwar nicht ridikül, aber doch sehr bescheiden aus. Was mich aber öfter innerlich vergnügt, das ist meine stetig sich steigernde Genußfähigkeit für Kunstwerke. Auch das ist schon etwas. — — Wie oft denke ich nicht in meiner Werkstatt an Sie. Es ist doch etwas Stimmungsvolles um ein liebes Heim, manchmal vermisse ich es lebhaft, z. B. heute, indem ich dieses schreibe. Doch „Uns ist gegeben an keiner Stätte zu ruhen," sagt der alte Hölderlin, es ist entschieden wahr.

Ihr Stauffer.

Beim Durchlesen fällt mir die „Zusammenhanglosigkeit" der einzelnen Abschnitte auf, es ist eigentlich gar keine Antwort auf Ihren Brief, aber es ist ja gleichgültig, nicht wahr? es ändert an der Sache nichts, und ich habe geschrieben, was mir gerade durch die Sinne fuhr."

* * *

„Prosit Neujahr! Berlin N.W., Klopstockstr. 52.

Vor allem Verzeihung, daß ich auf die liebenswürdige Sendung der Photographien bis dato nicht geantwortet und mich, wie es artigen Knaben geziemt, bedankt habe. Ich

habe nichts von mir hören lassen, weil ich einfach keine Zeit habe zum Schreiben, ich arbeite unausgesetzt Werktag, Sonntag, Feiertag in einem fort und habe keine Unterbrechung als den Schlaf, die Geschäftsgänge in die Druckerei und was dazu gehört und meine Korrektur in dem Damenatelier, was ja ebenso sehr anstrengt, als die eigene Produktion, leider nimmt sie mir viel zu viel Zeit, verhältnismäßig, denn Damen lernen selten oder nie gute Figuren malen, und die Zeit die ich darauf verwende, das unmögliche möglich zu machen, würde mich unendlich reuen, wenn ich nicht selber dabei mehr gelernt hätte, als mir sonst möglich gewesen. Diese Schule respective Korrektur, die ich 2 Jahre ausübte, hat mir über eine weite Strecke meiner Entwicklung hinweg geholfen. Aber mit diesem Frühjahr mache ich Schluß, denn die Zeit der eigenen Produktion scheint mir gekommen. Meine Zeit verwende ich gegenwärtig darauf, die Technik der Radierung, dieses herrlichsten und künstlerischsten aller malerischen (einfarbigen) Ausdrucksmittel, aus dem Grunde zu lernen, damit sobald ich jetzt anfange, meine eigenen Kompositionen zu verarbeiten oder besser gesagt meiner Phantasie (die ich bis dato, um mich immer noch mehr technisch zu schulen, gezügelt) freien Lauf zu lassen, ich auch diese Ausdrucksweise zur Hand habe. — Ich mache eben die Bemerkung, daß mein Periodenbau einige Aehnlichkeit hat mit dem gordischen Knoten, schadet aber weiter nichts, sollte Ihnen etwas rätselhaft bleiben, so bitte lassen Sie mich es wissen. — Ich werde mir erlauben, für Ihre Liebenswürdigkeit, „Stauffer-Bern, Radierungen I Opus" in schönen épreuves d'artiste zu dediciren, es soll freilich zum größten Teil erst entstehen, aber es wird entstehen. — Ein feierliches Gelübde nehme ich Ihnen hiermit ab, daß Sie mich nie, unter keinen Umständen, auch nicht zur Schonung der Gesundheit vom Arbeiten abhalten wollen, nicht wahr, das ist abgemacht, man bummelt noch immer viel zu viel für die kurze Zeit, die einem zur Thätigkeit gegönnt ist. — Ich werde wahrscheinlich von hier im Frühjahr nach Bern gehen auf einige Tage, um meine Mutter und Angehörigen zu sehen und auch einige Skizzen zu machen. Ich fange immer verschiedene Arbeiten zu gleicher Zeit an, man nützt die Zeit viel besser und bleibt frischer, ist man an dem einen müde, so arbeitet man am andern. Ich habe in letzter Zeit viel Erfolg gehabt hier, sowohl mit meiner Radierung, der ersten und einzigen, die ich bisher publiziert, ich wurde in allen bedeutenden Blättern in Berlin, München, Düsseldorf und Wien nach Kräften gelobt, (wie man mir sagt, ich habe das wenigste zu Gesicht bekommen), als auch mit dem Bilde meiner Schwester, was ich hier ausstellte. Ich habe einige Aufträge, welche ich auf dieses Bild hin bekam, aber mit wahrhaft stoischer Ruhe abgewiesen, weil ich, meinem Entschluß getreu, erst das, was ich jetzt angefangen, fertig und erschöpfend lernen will, bevor ich wieder zur Bildnismalerei zurückkehre. Ich thue mir dabei Zwang an, denn es ist verlockender, große Bestellungen zu malen, als mit Studien, die Niemand sieht, weil sie immer wieder vernichtet werden (zum großeu Teil wenigstens) sich platonisch abzuquälen. Ich würde es vielleicht auch nicht in dieser strengen Weise thun, wenn ich nicht alle Tage die abschreckenden Beispiele der berühmtesten Leute vor mir hätte, die man bei gesundestem Leibe schon lange zu Grabe getragen hat, oder fortwährend noch begräbt. — Ich bin diesen Winter noch in keine Gesellschaft gegangen, gehe auch in keine, verkehre mit Niemand, übrigens schon das zweite Jahr, und freue mich unendlich, wenn ich mal so recht vaterländisch drauf los arbeiten kann, denn schließlich muß was dabei herauskommen. Nur die angestrengteste Thätigkeit bewahrt mich vor Grübeleien, z. B. über den Anfang und das Ende der Dinge und vor Reflexionen über das, was man will und das, was in Wirklichkeit herauskommt. Die Süßigkeit der Produktion täuscht über ihren absoluten Wert hinweg. Heute war ich im Kupferstichkabinet und sah mir wieder Rembrandt-Radierungen an, gute Kunstwerke, Bilder und Statuen wirken auf mich wie ernste Musik oder wie ein Kapitel aus einem der Evangelien, es ist ja auch dasselbe. Es ist Zeit aufzuhören, sonst stelle ich am Ende noch alle möglichen Betrachtungen an. Ach ja.

Hier ist Schlittschuhbahn. Der Tiergarten ist prachtvoll, kurz es geht bis auf die Kunst alles famos.

Ihr ergebener Stauffer."

* * *

Aus einem Briefe vom Februar 86 stammt die folgende Betrachtung über die Berliner Saison:

„Ihre Ansicht, daß der Karneval auf den Künstler begeisternd zu wirken vermöchte, gestatte ich mir nicht zu teilen, da ich Gelegenheit habe, seit circa 10 Jahren das gerade Gegenteil zu erfahren. Ja, ein schneidiges Künstlerfest mit prachtvollen Kostümen und herrlicher Dekoration, wie wir sie in München gefeiert haben, wo man glaubte wirklich in eine andere Welt versetzt zu sein. Aber hier in Berlin, wo der Geschmack noch eine so junge Pflanze, besonders der gute, wo auf Künstlerfesten die eine Hälfte im Frack herumläuft und die andere Hälfte in Kostümen aus den Maskengarderoben,. wenn es besonders großartig sein soll aus den königlichen Theatern, da soll hingehen wer mag, ich war einmal an einem solchen Fest, einstweilen habe ich genug. Und nun gar die Bälle, ich habe immer ein geheimes Grauen, wenn ich die Reihe mehr oder weniger junger Damen meiner Bekanntschaft treffe, mit denen man wenigstens eine Tour tanzen soll, um nicht als suffisant zu gelten, ja wenn sie ein bischen besser tanzen! Nachgerade erlaube ich mir blasirt zu werden. Ich habe mir meine gesellschaftlichen Verpflichtungen ziemlich leicht gemacht und nur meine offiziellen Besuche abgestattet, im übrigen abgesagt und fahre so besser, denn ich werde vom sogenannten Konversationmachen viel nervöser als vom angestrengtesten Arbeiten, entweder das eine oder das andere. Ich habe diesen Winter ganz außerordentlich streng gearbeitet und bedüfte eigentlich eine Zeit der Ruhe, um mich wieder ein bischen aufzufrischen. „Aber uns ist gegeben an keiner Stätte zu ruhn." Wer nicht vorwärts geht, sinkt unter, respective lernt nichts".

* * *

Ein letztes Schreiben vor der Ferienreise, datiert Montag in der Charwoche 86, legt die Erwägungen dar, unter welchen Stauffer in das Radierertum eintrat.

„Zu loben ist nur, daß die Dinger überhaupt gemacht sind, respective daß Jemand sich dazu entschließen konnte, die Malerradierung in diesem Sinne anzupacken und in's Leben zu rufen, unbekümmert darum, ob der Erfolg die Mühe lohne oder nicht. Es gibt außer Hubert Herkomer, dem Engländer, Niemand, der ähnliche Arbeiten in diesem Maßstabe gemacht und in dieser Tendenz. Da es also nur diesen Präcedenzfall giebt und auch dieser Meister die Radierung doch wieder in seiner eigenen Weise nicht ganz konform mit meinen Absichten behandelt hat, so galt es für mich den Weg erst zu finden, den noch keiner gegangen. Wie Sie wissen, geht man leichter sogar auf dem schlechtesten Fußweg als direkt durch das Dickicht. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet gewinnt meine graphische Thätigkeit allerdings an Interesse.

Heute ist der Tag meines Bildes sechs Tage vor den Ostern ging Jesus nach Bethanien und so weiter. Ich glaube, daß ich die Lösung jetzt gefunden. Ich hoffe, daß die Vollendung in zwei Jahren erfolgen wird, gegenwärtig bin ich noch an der Skizze und es lohnt sich eigentlich nicht schon darüber zu sprechen. — Letzthin habe ich ein famoses Volkslied gehört und erlaube mir Ihnen dasselbe mitzuteilen.

„Es war einmal ein Gardhusar
Der liebt sein Schatz ein ganzes Jahr,
Ein ganzes Jahr und noch viel mehr,
Es nahm die Lieb kein Ende mehr;

Und als er zog in's fremde Land
Da ward ihm sein fein's Liebchen krank,
Es schrie nach ihm ihr Mund so rot
Bis er verstummt in Todesnot.

Als der Husar die Kunde kriegt,
Daß sein fein's Liebchen krank daliegt,
Verkauft er all sein Hab und Gut
Und siehet was sein Liebchen thut.

Er nahm sie sanft in seinen Arm,
Bald war sie kalt, bald war sie warm
Ach Mutter, bring geschwind ein Licht
Mein Liebchen stirbt, man sieht es nicht.

Wo kriegen wir die Träger her
Mein Liebchen ist doch gar zu schwer,
Zwölf Gardhusaren müssen's sein,
Die mein fein's Liebchen senken ein.

Mit besten Grüßen Ihr Stauffer."

(Fortsetzung folgt.)

Ein sozialistischer Kritiker Zola's.

Die „Neue Zeit" (Stuttgart, bei Dietz), gehört in der Hochflut moderner Wochenjournalistik zu den wenigen Ausnahmen, die ernst zu nehmen sind. Eine lange Reihe gediegener Aufsätze von dauerndem Wert füllen ihre stattlichen Jahrgänge, und eine Nachwelt, die nicht mehr über die Tendenz streitet, wird diese Werksteine erst recht zu würdigen wissen. Aber ein Unstern dräut, wie es scheint, über allem darin, was moderne Dichtung betrifft. Nicht bloß, daß das eigentliche, dem Produktiven dieser Dichtung gewidmete Feuilleton sich nicht über Mäßiges erhebt; auch in den kritischen Aufsätzen dieser Art herrscht leider durchweg eine sehr überflüssige Verworrenheit, die gerade den Freund des Blattes peinlich berühren muß Ein neues Beispiel der Art bietet jetzt der Anfang einer größeren Studie über Zola von Paul Lafargue in der ersten Nummer des zehnten Jahrganges, — ein Aufsatz, gut gemeint gewiß, aber von Beginn an ein wahrer Rattenkönig an Verkehrtheiten und groben Mißverständnissen. Lafargue taxiert Zola sehr niedrig. Aber er beweist seine Ansicht nicht, er behauptet einfach. „Im Assomoir" lesen wir mit Verwunderung, „kann man die Art und Weise, wie Zola seine Romane komponiert, deutlich erkennen. Der Verfasser hat aus Zeitungen und verschiedenen Werken Redensarten zusammengetragen, die in den niederen Volksschichten im Schwunge sind; und um sie verwerten zu können, arrangiert er ganze Szenen. „Assomoir" ist nicht die Frucht unmittelbarer Beobachtungen; der Roman ist vielmehr komponiert, um die Sprache der Pariser Arbeiter ausgiebig anbringen zu können." Meint man nicht nach diesem, das ganze „Assomoir" sei ein fortwährender Dialog aus dem Pariser Arbeiterleben? Und nun muß man wissen, daß vielleicht von allen besseren modernen Romanciers Zola am wenigsten Dialog hat; seine ganze Kraft steckt in den großen, symbolisierenden Milieuschilderungen, den (in indirekter Form!) eingefügten Reflexionen der Menschen, den Massenbewegungen, die von selbst den Dialog der Einzelnen zurückdrängen. Handgreiflich deutlich, ja oft verhängnisvoll überdeutlich sieht man, wie auf diese großen Symphonieen ohne direkte Rede Buch für Buch, Kapitel für Kapital, Szene für Szene hingearbeitet sind. Diese riesigen, oft in's Ueberschwängliche raumfüllend ansartenden Panorama-Stellen aber schöpft man wahrhaftig nicht aus Zeitungen und Wörterbüchern; das Wort „Assomoir" mag immerhin aus einer Zeitung stammen: die Schilderung mit ihrer gewaltigen Plastik, die dem Buche seinen Wert giebt, mit der eigentlich der „Zola" als Individualität erst anfängt: sie ohne Beobachtung und Dichterkraft aus der Vokabel zu saugen, daß sollte uns doch Paul Lafargue einmal vormachen!

Aber das „Assomoir" ist nicht nur ein albern auf ein paar Lexikonbrocken zugestutzter Roman, es ist nach unserem Berichterstatter auch noch ein wirklich böses, verderbliches Buch. „Assomoir" werden wir belehrt, „muß geradezu als eine schlechte That bezeichnet werden." Und warum? „Einige Jahre nach der Kommune, zur Zeit der schlimmsten Reaktion veröffentlicht, als der Bestand der republikanischen Staatsform noch in Frage gestellt war, wurde der Roman von den Reaktionären höchst beifällig aufgenommen. Sie ließen sich angelegen sein, seinen Erfolg zu sichern, denn sie waren überglücklich, die Arbeiterklasse, vor der sie gezittert hatten, durch die Gestalten widerlicher Säufer repräsentiert zu sehen. — Als Zola in seinem „Pot-Bouille" (Am häuslichen Herde) den Schmutz der Bourgeoisiekreise auskramte, gerieten dieselben Elemente, welche

„Assomoir“ mit Jubel begrüßt hatten, in sittlich-ästhetische Entrüstung und zeterten in allen Tonarten, daß dieser Roman eine Entweihung der Kunst bedeute. Sie hatten sich mit innigem Wohlbehagen daran ergötzt, daß die Arbeiterklasse mit Schmutz beworfen worden, wollten aber natürlich nichts von einer wahrheitsgetreuen Schilderung der Sitten der Bourgeoisie wissen.“

Der Sachverhalt ist hier zunächst willkürlich entstellt. Assomoir ist durchaus nicht in Bourgeoiskreisen bejubelt und erst Pot-Bouille verketzert worden. Außerdem gingen Assomoir bereits andere Romane mit Bourgeoisschilderungen vorauf. Doch das nebenbei. Das Interessante ist der Standpunkt der ganzen Kunst gegenüber, der hier einmal so recht unverfroren zum Vorschein kommt. Die Bourgeoiskreise durfte der Dichter schlecht machen, respektive „wahrheitstreu“ schildern (Lafargue läßt hier das Wörtchen unbeanstandet passieren!) — gewisse*) Arbeiter aber als vom Alkohol verdorben darstellen: das war eine „schlechte That.“ Der Dichter mußte wissen, daß die „Reaktion“ das benutzen könne. Er mußte bedenken, daß „der Bestand der republikanischen Staatsform noch in Frage gestellt war.“ Entweder mußte er also seine Beobachtungen über die Arbeiter ganz im Schreibtisch begraben oder doch erst später veröffentlichen, erst dann, wenn er durch seine grellen Bourgoisschilderungen öffentlich dokumentiert hatte, daß er ein braver Mann sei! Schluß: jeder Dichter ist verantwortlich, für alles was auf dem Wege des Mißverständnisses von Reaktionären aus ihm herausgedeutet werden kann. Er hat, bevor er an eine Dichtung geht, vorher die derzeitige Sicherung der republikanischen Verfassung in seinem Lande zu erwägen und sich danach zu richten. Andernfalls ist seine Dichtung, mag sie so heilig sein, wie sie will, immer in Gefahr, eine *schlechte* zu sein. Ein beneidenswerter Mann, dieser Dichter! Ich sage: fort mit ihm! Denn die Gefahr ist selbst bei sorgsamstem Studium aller Parteiblätter stets so groß für ihn, so gar nicht mehr vermeidbar, daß die Chance des „schlecht“ in's Ungeheure wächst und er also besser wohl ganz seine sieben Sachen einpackt und gar nicht mehr dichtet.

Die Proben können eigentlich genügen. Was Lafargue über das Vererbungsproblem ausführt, wiederholt lediglich anderswo längst besser Gesagtes. Im Grunde weiß er darüber so wenig genaues, was strenge Kritik ermöglichte, wie Zola: aus dem einfachen Grunde, weil die Fachmänner der Wissenschaft sich nicht darüber einig sind. Zola sagt: gewisse erbliche Anlagen kann kein verändertes Milieu zerstören. Lafargue sagt: man muß blind sein, um nicht zu sehen, daß „selbst die am tiefsten eingewurzelten erblichen Eigenschaften beständig durch das Milieu Veränderungen erfahren, in welchem sich das Individium entwickelt.“ Das ist Behauptung wider Behauptung. Zola stützt sich auf eine Partei in der modernen Physiologie, die sicher nicht mit Geringschätzung abzufertigen ist, auch wenn man zugiebt, daß sie eine Partei ist, der eine zweite gegenübersteht. Lafargue aber beweist im nächstfolgenden Satze schon, daß er gar nicht erfaßt hat, was in jenem Parteisinne unter Vererbung gemeint ist. „Die geordnete Lebensführung und Sparsamkeit, welche seit Generationen den Philister charakterisieren, so lange er in den engen, kleinbürgerlichen Verhältnissen lebt, verwandeln sich binnen einer einzigen Generation und schlagen in Zügellosigkeit und wahnwitzige Verschwendung um, sobald sich derselbe Philister in den Kreisen des Großhandels und der hohen Finanz einen Platz erobert hat.“ Eine solche merkwürdige Vererbungstheorie, die diesen selbstverständlichen Umschwung leugnete, hat es überhaupt noch nicht gegeben, und die schwere physiologische Frage etwa, ob Trunksucht Krankheitsdispositionen bei den Nachkommen der Alkoholiker erzeugen könne, hat aber auch rein gar nichts damit zu thun. Was will es nun heißen, wenn bei so greller eigener Dilettanterei Lafargue im Weiteren wider Zola das Vernichtungsurteil schleudert, er habe gewisse Theorien Claude Bernards „absolut“ mißverstanden? Ich habe bis jetzt unter den Gegnern und allerdings auch unter den Verehrern Zolas vergebens den Kritiker gesucht, dem „Claude

---

*) Zola fällt ja nicht im Traum ein, blind zu verallgemeinern: im „Germinal“ spielt der Alkoholteufel die denkbar nebensächlichste Rolle, obwohl dort mehr noch Arbeiter die Helden sind. Seitdem das Obenstehende geschrieben worden, ist übrigens dem Aufsatze Lafargues eine Fortsetzung gefolgt, die Germinal ähnlich wie Assomoir zu zersetzen beginnt. Auf weitere Einzelheiten daraus einzugehen, erscheint mir überflüssig, da es mir darauf ankam, nur im Allgemeinen die Methode festzunageln, und an der ändert das Weitere nichts.

Bernard" mehr war als ein Wort, und auch Lafargue läßt es dabei bewenden. Dafür geht er etwas näher auf Lombroso ein. Lombroso's Anschauungen seien eigentlich die bestimmenden für Zola's Romane. Wie unlogisch die Schlüsse sind, die mit großer Sicherheit von unserm Kritiker entwickelt werden, zeige auch hier noch zu guterletzt ein krasses Beispiel. „Die Verbrechertheorie Lombroso's", sagt er, „ist vulgär-fatalistisch. Wie der Held des „Assomoir" in Folge seiner erblichen Belastung unrettbar dem Alkohol verfallen muß, so sind alle Verbrecher durch ihren Organismus für das Verbrechen prädestiniert. Mögen sie zehnmal in den verschiedensten Verhältnissen uud Umständen leben, sie müssen mit Notwendigkeit, ob sie es wollen oder nicht, Verbrechen begehen." Neben diese Sätze, (die Zola als Gefolgsmann Lombroso's natürlich herunterdrücken sollen, wie im weiteren ersichtlich wird!) halte man nun Lafargues eigene, im gleichen Aufsatz zwei Seiten früher gelieferte Inhaltsangabe eben jenes lombrosischen „Assomoir."

„L'Assomoir (der Totschläger) dreht sich um die Erblichkeit des Alkoholismus. Der Held des Romans, seines Zeichens Dachdecker, ist ein ausgezeichneter Arbeiter, ein ordentlicher Mensch, guter Gatte und Vater, aber der Hang zur Trunksucht schlummert in ihm. Er weiß dies und vermeidet mit äußerster Vorsicht jede Gelegenheit, welche die verhängnisvolle Neigung entwickeln könnte; er besucht nie die Schenke, sein Leben ist mustergiltig. Da widerfährt ihm einer jener Unfälle, wie sie in seinem Gewerbe so häufig vorkommen: als er nach seinem Töchterchen schauen will, stürzt er vom Gerüst herab und renkt sich die Schulter aus. Während der unfreiwilligen Muße, die die Folge seines Sturzes ist, fängt er an, um die Zeit totzuschlagen, die Weinstube zu besuchen, und die in ihm schlummernde Leidenschaft entwickelt sich nun plötzlich mit rasender, unwiderstehlicher Gewalt: er wird zu einem Trunkenbold niedrigsten Schlages." Ein Kind kann aus dieser Inhaltsangabe ersehen, daß Zola nicht die extreme Lombroso'sche Ansicht vertritt und daß der Wendepunkt seiner Tragödie in dem äußeren Milieumoment der „unfreiwilligen Muße" liegt, die als ergänzender Faktor erst die schlummernde Vererbungsanlage hervordrängt. Daß Zola diese Muße nicht aus einem sozialen Mißstande, aus einem in der wirtschaftlichen Lage begründeten Arbeitsmangel herleitet, ist zur Not ein kleines Argument gegen den Dichter, man könnte — aber wirklich nur zur Not — sagen: Das eine ist typischer, also doch wohl im realistischen Sinne wertvoller als das andere. Die Thatsache aber bleibt unberührt, daß der Dichter das Hülfsmoment in striktem Gegensatz zu Lombroso (für dessen Einseitigkeiten ich sicher keine Lanze brechen will) unzweideutig herangeholt hat. Wobei man auch noch wenigstens daran erinnern könnte, daß in der Zola'schen Geschichte vom Dachdecker, der vom Dache fällt und in seiner erzwungenen physischen Muße auch aus Mangel an geistiger Bildung und Anregung ein Opfer des Alkohols wird, ein gewisser Hinweis auf verkehrte moderne Einrichtungen keineswegs fehlt: auf einen, durch soziale Mißlage schon der Eltern aufgezwungenen Broterwerb, dessen Geistesöde und ewige Lebensgefahr in keinem Verhältnis zum Verdienst steht, auf einen Mangel an geistigen Gütern und geistiger Regsamkeit, in dem eine schwere Anklage gegen unsere ganzen Bildungsverhältnisse liegt. Wie denn die Forderung, daß der realistische Dichter immer das grellste Exempel wählen müsse, gerade für den selbstdenkenden Leser überflüssig ist, der gelernt hat, kein Moment des modernen Lebens außer Zusammenhang mit unsern sozialen Problemen zu sehen. Gerade wenn man das erkannt hat, giebt man dem Dichter die Freiheit wieder, die ihm Lafargues so gut gemeinter, aber so beschränkter Angriff rauben möchte: die unbeengte Stoffwahl, das Recht des Zugreifens bei Jedem, was ihm gerade durch Beobachtung und Kraft nahegerückt ist. Wie im Sinne der Bibel kein Sperling vom Dache fällt ohne Gottes Beistand, so bietet dem wirklich umfassenden Blick für das Soziale kein echter Dichter der Gegenwart ein Buch, aus dem er sich nicht auch seine allgemeineren Konsequenzen zu ziehen vermöchte. Hier und nirgendwo anders steckt die tiefe, die durchaus nicht zu unterschätzende Propaganda jeglicher — und so auch unserer — Poesie für das Befreiende der Zeit. Wer ein anderes, künstliches Band sucht, der schädigt nach beiden Seiten, am meisten aber sich selbst. Er verdirbt sich die wahre Poesie, indem er in ihr eine verwässerte Politik sieht nnd, statt zu genießen, mit einem pedantischem Schulmeisterstift rote Striche zieht. Im Parteileben der wirklichen

Politik aber erzieht er eine Scheinpoesie, die an Wert nicht über die Hosenlieder der goldenen 110 hinausgehen und mit Konsequenz nur für Eins agitieren kann: die wachsende Unbildung.

Wilhelm Bölsche.

Frühlingsnacht.

Von **Ferdinand Klar.**

Draußen auf der Treppe hörte man Tritte. Jemand kam heim. Es war spät Abends. Im Zimmer tiefes Dunkel. Er saß zurückgelehnt vor seinem Schreibtisch. Vor ihm und rings auf den Stühlen in grauem Dämmer aufgeschlagene Bücher. Er hatte noch kein Licht gemacht. Als er heute zu denken begann, hatte ihn eine Hast überkommen, als ob die Zeit nicht reichen möchte, all' das Neue zu gestalten. Dann waren seine Gedanken abgeirrt und allerhand Bilder in ihm aufgestiegen.

Drüben hinter den Dächern empor hob sich die Mondscheibe. Ein weißer Schein fiel ihm ins Gesicht und spielte in unsicheren Lichtern auf dem Kachelofen in der Tiefe des Zimmers und über die Bilder an den Wänden. Er träumte. Durch das halbgeöffnete Fenster drang es herauf: ein dumpfes Lärmen und Gerassel. Und es tauchte in ihm auf wie ein fernes Lied, wie Frühlingsblumen und maiengrüne Schleier über feiner Haut. Er sprang auf und öffnete vollends das Fenster. Laue Luft und Geruch von Blüten. Der Mondschein weitete die Räume. Unten die Gärten der Hinterhäuser lagen in silbrigem Lichtduft. Das Brausen von der Straße her klang lauter herauf.

* * *

Er schloß die Hausthür und trat auf den Bürgersteig. Im Halbdunkel des rauchgelben Gaslichts, da und dort überstrahlt von weißen Sonnen, dehnte sich die lange Straße und verlor sich in einem Gewirr von Lichtpunkten. Sie war fast leer. Er schritt vorwärts. Ein stelzfüßiger Alter, der an der Hausmauer lehnte, kam näher und bot ihm aus einem Holzkistchen in weinerlichem Tone Streichhölzer feil. Auf der anderen Seite, vor dem allein noch erleuchteten Schaufenster des Juweliers stand eine Gruppe Männer und Mädchen, die laut sprachen und lachten. Auf dem Fahrdamm ein Schutzmann. Eine Droschke rollte müde heran. Nach einer Weile ein halbleerer Omnibus. Im Weiterschreiten hörte er von Neuem seine eigenen Tritte. Er empfand wundersam dieses Ebben der Menge, und er sehnte sich. Durch die Spiegelscheiben eines Bierhauses fiel sein Blick in Licht und Tabakrauch. Er schritt weiter. Ihn quälte ein dunkles Verlangen nach Licht und Glanz, nach Glut und Leben. Zwei feingekleidete Blondinen, die ihn überholten, lachten ihm zu: „Komm' mit!“ Er merkte kaum, was sie sagten. Aber er mußte ihnen doch nachblicken. Und nun faßte ihn ein unwiderstehlicher Zwang und trieb ihn rascher vorwärts.

* * *

Die Beiden waren in ein Café eingetreten. Als er hinter ihnen in der Thür erschien, hatten sie sich unter den übrigen Mädchen verloren, die vom Glühlicht grell beleuchtet, in hellen Frühjahrstrachten auf den Sophas ringsherum und an den Tischen in der Mitte Platz genommen. Aller Blicke empfingen ihn. Alle winkten ihm. Es war ihm sehr unbehaglich. Eine Weile stand er unschlüssig und schaute ernst und verlegen in das Treiben. Dann wählte er einen freien Platz in der Nähe des Ausgangs. Fast alle Tische waren rings besetzt. In den schmalen Gängen dazwischen standen Gruppen von Männern, junge und alte, die Hüte auf dem Kopf, und hielten lachend Umschau. Kellner mit hocherhobenen, vollgestellten Tablettes, die sie über den Köpfen der Umstehenden

schwangen, drängten und baten laut um Durchlaß. Einer, der herangekommen war, schnarrte sein: „Café, mélange gefällig?“ Am Nebentisch entstand ein lauter Wortwechsel zwischen dem Zahlkellner und einem Betrunkenen. Dabei ging fortwährend die Thür von der Straße her. Auch ein paar Leute aus der Provinz kamen, offenbar Landwirte mit ihren Frauen, die, zuerst etwas betroffen, sich niederließen und sich allmählig zu amüsieren begannen. Wieder entstand Lärm. Auf einem Sopha nahe beim Buffet versuchte ein angetrunkener, junger Mann unter Johlen ein Mädchen zu umarmen, das sich wehrte und schrie. Der Oberkellner sprang entrüstet herbei und bat sich laut, aber verbindlich Ruhe aus. Dazu ein ewiges Surren und Klirren und ein Dunst über allem zum ersticken. Er fühlte Pein und Widerwillen. Er mußte ins Freie.

* * *

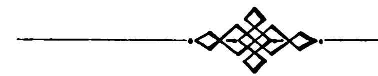
Er befand sich in einer Nebenstraße. Die Laternen waren zur Hälfte gelöscht. Es war sehr dunkel. In der Ferne verhallten Tritte. Er war müde und schritt vorwärts ohne Ziel. Doch nicht lange, da zog ihn ein Haus an, dessen Einfahrt noch weit geöffnet und hell erleuchtet war. Er kämpfte mit sich. Als er die Treppe zum ersten Stockwerk langsam erstieg, unterschied er für einen Augenblick deutlich Geigenmusik. Er öffnete eine hohe Thür und trat ein. Die Klänge einer Polka schwollen ihm entgegen. Das helle Licht blendete ihn. Dann sah er in einen weiten, spiegelglatten Saal, wo unter brennenden Kronleuchtern sich einige Paare im Wirbel drehten. Goldene Roccoccogewinde umflossen die orangeroten Wände; an der Decke aus schneeigen Wolken, die das Blau des Himmels spärlich verhüllten, schwebten goldene Engelschaaren. Die inneren Wände entlang und vor den Fenstern stand Tischchen an Tischchen, fein geformt und reich vergoldet und von goldenen Stühlen umgeben. Die hohen Spiegel an den Pfeilern dehnten den Raum und strahlten Glanz und Leben tausendfältig wieder. An mehreren Tischen saß man vereinzelt. Nur in der nächsten Ecke lärmte eine größere Gesellschaft junger Männer und Mädchen und klang mit den Gläsern. Er nahm Platz an einem Tische allein und bestellte Sekt. Nach einer Weile sah er an seine Uhr. Es war halb-eins. Der Saal wurde voller. Einen Augenblick schwieg die Musik. Während die Tanzenden ihre Plätze suchten, trat ein ausgesucht gekleideter, befrackter, älterer Herr, der schon längere Zeit beobachtend und wie auf etwas wartend neben dem Musikkorps gestanden hatte, vor und verkündete mit gehobener Stimme das Auftreten der schönen Andalusierin Ximene. Die Musik begann von neuem melancholisch-süße Weisen. Und in die Mitte des Saales, in das plötzlich hereinbrechende magisch-violette Licht, sprang, begleitet von einem schlanken Cavalier in glutroter Torero-Tracht eine zarte, geschmeidige Schöne in enganliegender Gewandung, rostrot mit Blau phantastisch gekleidet, mit einem Umhang aus schwarzen Spitzen um Kopf und Schulter. Und sie wiegten sich und sprangen gegeneinander, vereinigten sich und schlugen die Kastagnetten. Und er hob sie mit kühner Grazie in die Lüfte und ließ sie sinken. Und kaum am Boden schwebte sie, ihren Schleier lieblich breitend, leicht dahin, wie eine angehauchte Feder. Alles drängte näher heran. Einige stellten sich auf Stühle. Er war nur aufgestanden und blickte durch eine Lücke der Umstehenden unverwandt in das lichte Spiel. Aber plötzlich däuchte es ihm, als schaute er in verfallene Züge und das liebliche Lächeln darin wäre erstarrt. Jetzt klatschte man in die Hände, schrie bravo und johlte. Und bald bewegte sich von neuem in der lichten Dunstatmosphäre, unter den nie verstummenden Geigenklängen rast- und ziellos eine bunte Menge. Es war noch voller geworden. Er saß wieder am Tische allein und trank. Schon wieder wurde die Mitte des Saales frei gemacht. Und nun flogen sie herein mit freien Schultern und Brüsten, bunt, um die Hüften fest geschnürt, in kurzen, losen, duftigenden Gewändern; und sie tanzten in einem goldigen Lichtstrahl; und ihre Bewegungen verschlangen sich, und sie beugten und drehten sich und schnellten vorwärts. Aber wieder schaute er in denselben erstarrten Liebreiz. Und plötzlich schien sich vor seinen Augen das freie Spiel in mühsame Arbeit zu verwandeln; und in den Mienen der Tanzenden zuckte es nur noch von leiblicher Anstrengung. Als sie sich am Schlusse zu einem Bilde anmutig umfangen hielten, brach die angestaute Menge in ein Geheul von Beifall aus. Und nun stieg der Lärm immer

höher, als die Tänzerinnen sich an die Tische ringsum und unter die Menge verstreuten. Jetzt wirbelte alles durcheinander: Bürgertrachten und allerhand absonderliche Kostüme. Dort hielt ein krummbeiniger Barbier im Sonntagsstaat, den der Wein stark erhitzt hatte, eine Balleteuse im Arm und drehte sich mit ihr zum Tanze: eine Kerze an Wuchs, leicht und frei in ihren knappen luftigen Hüllen mit einem plumpen Zwerge. Pfropfen knallten. Am Tische nebenan lag ein junger, vornehmer Mann zu Füßen eines Mädchens, das sich halb krank lachen wollte, und stammelte und lallte. Ein anderer schwang gegen eine Tänzerin, die vorbeilief, sein volles, schäumendes Glas und brüllte: „Ratte! verfluchte Ratte! Hier 'rein verfluchte Ratte!" Dabei glitt ihm das Glas aus den Händen und fiel klirrend zu Boden. Aber kaum der Nebenstehende achtete dessen. Alles versank sofort in dem allgemeinen Gewirr von Tönen. Er trank und starrte hinein in den Wirbel. Statt Jugend, Schönheit und Liebe, unter Glanz und Flitter, in wildem Taumel Gier und Elend. Und aus dem Lichtdunste grinste es ihm entgegen, die zur Fratze gewordene, handwerksmäßige Sinnenlust. Er wollte fliehen . . . fliehen . . . wundersam: man feierte ein Fest. Und er stand am Meer. Reinster Sonnenschein glitzerte silbern über die blauen Wellen und lag auf den blühenden Hängen seines Strandes. Um einen weißen Felsblock, der aus den Fluten ragte, spielten nackte Kinder. Ein Knabe lagerte ausgestreckt auf seinem Gipfel. Andere sprangen von seiner Höhe in die rauschend heranziehende Woge. Gondeln mit blütenbekränztem Baldachin glitten leise dahin, um die Mädchen singend ihre stillen Kreise zogen. Mit sanfter Gewalt hoben sich ihre schimmernden Leiber und drängten vorwärts durch die klare Flut, und ihr langes, blondes Haar schwamm in losen Strähnen auf den Wassern. Und drinnen in Blumen und seidiger Hülle junge Mütter mit Säuglingen an der Brust und andere, die neues Leben unter ihrem Herzen trugen. Er neigte sich nieder über die schlürfenden Schäume . . . Schäume . . . Er schlief . . . . Heller Himmel und eine weite, weite Wiese . . . Er lief durch hohes, thaublitzendes Gras . . . Morgenlicht säumte und durchglühte verstreute schattige Bäume und Büsche fern und nah . . Im Erlendunkel plauderte ein Bergbach; und Heerdengeläut und der Gesang von Hirten scholl verloren von den jenseitigen, dunstig sonnigen Hügeln . . Und horch! . . es jubelte in den Lüften . . . und fern am Horizont leuchtet es auf . . . und stampft und braust heran, und fliegt vorüber: auf ungezügelten weißen, braunen und schwarzen, wiehernden Pferden, nackt, frei und strahlenden Blickes junge, blühende Mädchen. Sie ruhen leicht auf den glänzenden Rücken ihrer Träger und ihre rosenbehangenen, langen Flechten flattern halb gelöst im Winde. Er hört ein weiches, glückliches Lachen . . . und hinter ihnen drein jauchzend in rasendem Ritt Jünglinge, Frühlingslaub im Haar . .. und kaum geahnt, . . . war alles verklungen . . . Nur fernher aus feuchtgrünen, kühlen Schluchten, wo Sturzbäche aus den Gebirgen zur Tiefe gehen, hauchte es wie seliger Liebeslaut . . . Ein Fest! . . . Er mußte sich besinnen . . . Träumte er? . . . Um ihn tobte der nächtliche Lärm. Ihn schauderte, und er sehnte sich nach seinem Traum . . . Und bald war sein Kopf von neuem auf den goldenen Tisch gesunken . . . Und er stand wieder am Meere . . . auf jähem Ufer . . . in einem knospenden Hain. Durch junges Birken- und Weidenlaub fiel die Sonne, und Lichttropfen und laue Schatten zitterten auf dem moosigen Grunde. Greisinnen pflückten rings die leuchtenden Blumen und wanden Kränze. Und Greise wandelten schweigsam auf und nieder und sahen hinaus über die wogende See. Ihre weißen Tücher wallten in leisem Wehen. Und in ihren Mienen lag es groß und verklärt. Sie wußten, daß sie sterben müßten. Aber sie hatten des Daseins innersten Sinn erkannt . . . und sie feierten ein Fest . . . ein jeder in sich . . . ein grenzenloser Einklang: Lichter, Formen, Farben schienen kaum hörbar zu tönen, ein feinstes, unausgekostetes Gefühl, darin alle Leiden und Rätsel sich lösten . . . Er war halb erwacht . . . und dann schwamm er mitten in der klaren Flut . . . in Wolken leicht und frei . . . im weiten, blauen Himmelsraum . . . er selbst: ein Nichts . . . ein Stäubchen in tiefer Einsamkeit . . . unendliche Stille . . . er feierte ein Fest.

Man weckte ihn. Man wollte schließen. Der Saal war leer. Die Lichter bis auf wenige erloschen. Durch das Fenster dämmerte schwarzblau der Morgen.

* * *

Er schüttelte sich den Schlaf ab. Sein Herz schlug heftig. Als er die Treppe hinabstieg, fröstelte ihn, und er fühlte es wie Blei in den Gliedern. Ihn ekelte. Die Straßen lagen in bläulichem Schein und waren leer. Die Droschkenkutscher schliefen auf ihren Böcken. An der Ecke kam hastigen Schrittes eine Frauensperson auf ihn zu, die ihn bat, sie ein Stück zu begleiten. In der Nähe wäre eine Schlägerei und sie fürchtete sich. Er ging eine Weile mit ihr. Dann bog er ab, am Kanal entlang. In den Wassern glühte der Morgen in tausend Farben. Wildenten flogen vorüber dem Lichte entgegen. Im Osten verblich der Morgenstern. Die Nacht wich. Ihm wurde freier. Zwei Männer, dürftig gekleidet und verdunsen, der eine ohne Mütze, schritten an ihm vorbei, der Stadt zu. Nach kurzer Zeit lenkte er in eine Allee ein. Es roch nach Blüten und jungem Laube. Die Kies- und Reitwege waren bethaut und mit weißen Blumenblättchen und Ulmensamen wie besät. Auf einer Bank lag auf dem Rücken ausgestreckt ein Schlafender, blaß, mit offenem Munde; sein Hut war zu Boden gerollt . . . Weiter . . . Wohin sein Auge blickte, hing es, wie feine Schleier, knospengrün über dem Strauchwerk und dem schwarzen Geäder der Bäume. Und nun tauchte sie empor: die warme Sonne. Er atmete auf, gebadet in Licht und Frühling.



Das Lumpengesindel.

Komödie in 5 Aufzügen von

Ernst von Wolzogen.

(2. Fortsetzung.)

Selma. Ich weiß nicht, ob wir noch welche im Hause haben. (Als sie hinausgehen will, tritt Minna (durch die Hinterthür ein.)

Minna. Fräulein, da ist ein Herr draußen, der will zu Ihnen. Er will aber seinen Namen nicht nennen. Sie kennten ihn sehr gut, sagte er.

Bruno (aufhorchend.) Ei, ei! Das ist ja riesig interessant!

Friedrich (mit Verbeugung.) Wir wollen auch nicht länger stören.

Selma (laut). Ich empfange keinen namenlosen Herren!

Gottfried Müller tritt, Minna bei Seite schiebend, durch die Mitte ein. Er ist ein hübscher, schlanker Mann von etwa 28 Jahren. Lässig edle Bewegungen, trägt einen dunklen Jaquetanzug und hält ein abgegriffenes Filzhütchen in der Hand.

Gottfried. Wirklich, Bäschen? Mich auch nicht?

Selma. (stößt einen leichten Schrei aus und will ihm um den Hals fliegen, besinnt sich jedoch und reicht ihm nur schüchtern die Hand.) Gottfried, Du! Nein, ist das . . . .

Bruno (gleichzeitig, aufspringend) Gottfried, ist es die Möglichkeit?!

Friedrich und Wilheim (gleichzeitig, auf ihn zueilend.) Nanu, Gottfried, was machst denn Du hier?

Friedrich. Bist Du etwa auch zur Audienz befohlen?

Bruno und Wilhelm (gleichzeitig, erstaunt.) Die Herrschaften kennen sich?

Gottfried (bitter lächelnd.) Ich sollte doch meinen, so einigermaßen! Der Herr Geheimrat ist ja doch sozusagen mein Vater.

Wilhelm. Wie, Mensch, Du hast einen wirklichen Geheimen zum Vater und lebst dabei wie ein Hund?! Warum hast Du uns denn davon nie etwas gesagt?

Gottfried. Na, jetzt kann ich's Euch ja bei Gelegenheit mal erzählen.

Friedrich. Komm, Wilhelm, wir sind hier äußerst überflüssig! (Mit Verbeugung.) Gnädiges Fräulein, Herr . . . .

Bruno. Assessor, bitte.

Wilhelm (der sich gleichfalls verbeugt hat). Herr Assessor, es war mir ein Vergnügen.

Bruno. Ganz auf meiner Seite!

Friedrich (zu Gottfried). Du übrigens, bring' doch mal Deinen Herrn Bruder mit zu uns! (Zu Bruno:) Es wird Ihnen vielleicht Spaß machen, Herr Assessor, einmal einen Blick in unsern Wigwam zu thun.

Bruno. Danke, sehr freundlich! Ich werde nicht verfehlen.

Friedrich. Meine Frau wird sich auch sehr freuen, Ihre Bekanntschaft zu machen. (Zu Minna, die noch an der Thür steht und neugierig beobachtet:) Fräulein Minna, ich habe die Ehre!

Friedrich und Wilhelm ab, von der kichernden Minna gefolgt.

Bruno (faßt Gottfried bei der Hand und führt ihn nach vorn). Nein, lieber alter Götz, ist das eine Überraschung! Nu komm doch her, laß Dich doch erst einmal

ordentlich ansehen! Alle Achtung, ganz famos — was, Selma! Riesig eleganten Bart hat er sich zugelegt. Überhaupt beinah patent! Nur der Hut läßt zu wünschen übrig. — Du, ich habe mein Frühstück noch nicht intus, Du entschuldigst wohl einen Moment? (Setzt sich wieder zum Tisch und ißt)

Selma (auf Gottfried zueilend, mit ihrer Rührung kämpfend). Ach, Gottfried, endlich .... Sechs Jahre haben wir uns nicht gesehen!

Gottfried (nimmt sie bei beiden Händen und macht eine Bewegung, als wollte er sie in die Arme schließen, begnügt sich dann aber damit, ihr die Hände zu drücken.) Sechs Jahre! Meine liebe, gute Selma!

Bruno. Na, willst Du ihr nicht einen Kuß geben? Die Trittleiter steht draußen auf dem Corridor.

Selma. Pfui, Bruno!

Gottfried. Haha, ja, Du bist allerdings kolossal in die Höhe geschossen! (Da Selma sich unwillig abwendet.) Nein, was hast Du denn? Ganz famos siehst Du aus! Eine imposante junge Dame! Und damals fingst Du eben an, in die Pastorstunde zu gehen!

Bruno. Du bist ja wohl schon längere Zeit wieder in Berlin? Wenn ich in diesen letzten Monaten nicht so rasend hätte büffeln müssen, hätte ich Dich sicher schon früher ausbaldowert. Nein, das ist wirklich zu nett von Dir, daß Du meinetwegen von Deinen Grundsätzen abgewichen bist! Du hast ja doch geschworen, das Vaterhaus nicht wieder zu betreten, ehe Du etwas aus Dir gemacht hättest, ehe Du nicht sagen könntest: „Hier bin ich, aber jetzt brauche ich Euch nicht mehr!"

Gottfried. Deinetwegen bin ich nun eigentlich gerade nicht ....

Bruno. Ich denke, Du kommst, um mir zum Assessor zu gratuliren.

Gottfried. Du bist Assessor geworden? Herzlichen Glückwunsch! Woher sollt' ich denn das wissen?

Bruno. Mann, liest Du denn gar keine Zeitungen?

Selma (zu Gottfried). Ach, wie bin ich froh, daß Du gekommen bist! Es geht Dir also doch wohl gut jetzt, nicht wahr? Du hast etwas erreicht? Ach, Gottfried, warum hast Du mir nie ordentlich ausführlich über Dein Leben und Treiben geschrieben?

Gottfried. Warum sollte ich Dich damit langweilen? Jeremiaden sind so unmännlich! Ich habe eben gehungert und um's tägliche Brot elend geschuftet, Demüthigungen 'runtergeschluckt und mich an schönen Träumen schadlos gehalten.

Bruno (kauend). Armer Kerl! Aber wovon hast Du denn eigentlich gelebt?

Gottfried. Vom Pump bei meinen Freunden, die meist nicht viel besser d'ran waren wie ich! Wenn ich dann mal einen Auftrag erschnappt hatte — meistens Modelle für Maurermeister und Stuckateure oder, wenn's hoch kam, mal 'ne Büste von irgend einem verstorbenen Philister nach 'ner Photographie — dann wurde mal wieder bezahlt und der Credit aufpolirt.

Selma (seine Hand streichelnd). Ach, du Ärmster! Aber jetzt geht es Dir doch gut, nicht wahr?

Gottfried. Das kann ich nun gerade nicht behaupten; aber ich habe wenigstens die Hoffnung, daß sich mein Schicksal jetzt zum Bessern wenden wird — wenn Vater sich entschließt, mir zu helfen. Ihr könnt mir's glauben, der Gang hierher ist mir nicht leicht geworden. Aber ich glaube, ich habe kein Recht, aus reinem kindischen Trotz mir mein Glück entwischen zu lassen. Ich habe nämlich jetzt einen größeren Auftrag, freilich auch nur für einen Maurermeister — eine überlebensgroße Gruppe als Dachbekrönung. Dabei könnte ich endlich mal was Ordentliches verdienen. Und dann möchte ich mich auch an einer Preisbewerbung betheiligen, deren Thema mir

sehr zusagt — aber dazu gehört eben Geld! Ihr glaubt garnicht, was für ein Betriebscapital unsereiner nöthig hat, wenn er ein bischen in's Große arbeiten will.

Bruno (ist mit seinem Frühstück fertig, wischt sich den Mund und geht dann zum Spiegel, um sich den Bart zu bürsten). Hm — und da soll nun Papa Geheimrat in die Bresche springen? Du, ich fürchte, Götz, der Zeitpunkt ist schlecht gewählt.

Selma (leise zu Gottfried). Ach ja, Onkel hat heute erst wieder von Dir gesprochen; aber . . . . (sie seufzt).

Bruno (näher tretend, mit den Händen in den Hosentaschen). Ja, ja, er ist ein Starrkopf, der gute Papa! Und dann hat er auch jetzt infolge meines Examens nicht unbeträchtliche Ausgaben gehabt.

Gottfried. So, so! Das klingt ja recht ermuthigend! Aber was hilft's? Ich muß es doch versuchen! Schlimmstenfalls . . . . (zu Selma): Ich habe nämlich kürzlich für eine Commerzienrätin Hinze — eine entzückend liebenswürdige Dame übrigens und enorm reich — eine Kinderbüste in Marmor ausgeführt; aber das war doch eigentlich mehr aus Freundschaft. Da kann ich anstandshalber nicht um's Geld drängen.

Bruno. Nimm mir's nicht übel, lieber Götz, aber Du bist und bleibst ein unpraktischer, verdrehter Zwickel! Warum hast Du auch Vater den Gefallen nicht gethan und hübsch ordentlich den vorschriftsmäßigen Bildungsgang eines jungen Mannes aus anständiger Familie durchgemacht? Mit ein bischen Selbstüberwindung muß das Jeder fertig kriegen. Sieh mich mal an! Ich habe auch ein ganz hübsches Talent zur göttlichen Faulheit; aber von Zeit zu Zeit raffe ich mich eben mal zusammen, und dann wird mit derselben Spannkraft gebüffelt, wie sonst gebummelt. Na, siehst Du und damit steigt man eben von Stufe zu Stufe und bleibt Papas lieber Sohn. Nimm mir's nicht übel, alter Junge, Dir fehlt's ein bischen an Energie, an Charakter! (Klopft ihm auf die Schulter.) So, dixi!

Gottfried (gereizt, laut). Haha! Das ist wirklich kostbar, Dich über Charakter und Arbeit dociren zu hören! Du hast in Deinen dreißig Jahren netto dreimal gearbeitet, das heißt: Dir stumpfsinnig den Kopf vollgepfropft mit Dingen, die Deiner Seele völlig gleichgültig waren! Ich habe gearbeitet und nichts als gearbeitet, so lange ich mein Ideal im Herzen trage, und Du weißt, das ist schon ziemlich lange her.

Bruno. Das nennst Du Arbeiten, was man zu seinem Vergnügen und aus angeborenem Drang thut! He! Da kann ich auch sagen: ich arbeite, wenn ich ein gutes Diner verdaue.

Gottfried. Und Charakter willst Du mir absprechen! Na, freilich! Ihr Corpsstudenten bildet Euch ja ein, Ihr hättet die einzig wahre Charakterbildung genossen, indem Ihr Euren kindischen Komment zu Eurem Götzen macht und Euch freiwillig alle Eigenart und das bischen Jugendfrische ersticken laßt, das Ihr vielleicht noch aus der Schule heraus gerettet habt. Und weil Ihr auf eigenes Denken, überhaupt auf jede Individualität gänzlich verzichtet habt, weil Ihr in steifen Formen und öden Vorurteilen erstarrt seid, darum bildet Ihr Euch ein, was Besseres zu sein, als die übrige Menschheit, die noch ihre persönliche Freiheit für was wert hält. Und Ihr Juristen, Ihr Beamten besonders — ä, das ist ja schon eine abgedroschene Trivialität! Ihr wollt Recht sprechen und habt keine Ahnung von Psychologie, weil Ihr Euch grundsätzlich mit dem rein menschlichen Empfindungsleben nicht befaßt, weil Ihr Alles nur nach Euren Paragraphen, nach Euren eingepaukten Grundsätzen und Gesinnungen . . . .

Bruno. Na hör mal, nun verschone mich aber gütigst mit weiteren Offenbarungen! Ich kenne diese Redensarten zur Genüge. Die hast Du wohl in sozialistischen Versammlungen und so weiter aufgelesen?



Gottfried. Ich bin auch schon still — es hat ja doch keinen Zweck!

Bruno. Du sprichst eben von Dingen, die Du nicht kennst — Du kannst mich garnicht beleidigen! Wenn Du Student gewesen wärest, so würdest Du eben . . . . . .

Gottfried. Sag' doch lieber gleich, ich sei nicht satisfaktionsfähig! Das ist ja wohl Euer höchster Trumpf! Dazu gehört ja wohl, daß man sich den Scheitel hinten durchzieht, daß man eine zerhackte Nase möglichst hoch trägt, daß man — damit renommiren kann, man habe schon mal ein anständiges Mädchen verführt — ä, was weiß ich!

Bruno (betroffen, leise). Genir Dich doch wenigstens vor Selma!

Selma (zu ihm tretend). Ich bitte Dich, Gottfried! Wenn der Onkel nebenan wäre, er könnte ja Alles hören.

(Minna tritt, Visitenkarten auf einem Präsentirteller, hinten ein.)

Minna (zu Selma). Ich weiß nicht, Fräulein, soll ich die Herrschaften dem Herrn Geheimrat melden? Ich dachte . . . . .

Gottfried. Die Herrschaften werden wohl einen Augenblick warten können. Melden Sie dem Herrn Geheimrat erst Bildhauer Gottfried Müller!

Minna (auf die Thür links zu, mit einem Blick auf Selma). Ja, Fräulein?

(Geheimrat tritt aus der Thür links heraus einen Schritt in's Zimmer.)

Gottfried (auf ihn zu). Vater!

Geheimrat (mit einer abwehrenden Bewegung streng und kalt). Ich bin für Herrn Gottfried Müller ein für allemal nicht zu Hause! (Nimmt die Karten vom Präsentirteller.) Ah, ich lasse sehr bitten! (Ab in sein Zimmer.)

Pause. Minna geht auf einen Wink Selmas nach hinten ab. Gottfried steht wie erstarrt. Selma läßt sich, die Hände vor das Gesicht schlagend, auf einen Stuhl am Tische sinken.

Bruno (klopft Gottfried auf die Schulter, mitleidig). Armer Kerl, das war hart! — Na, weißt Du, ich trage Dir nichts nach, beruhige Dich! Wir wollen mal sehen, ob sich mit dem Alten nicht reden läßt.

Gottfried (knirscht vor sich hin). Vor dem Dienstmädchen!

Bruno. Ja, ja, das war 'n bischen arg! Na komm, wir müssen entschieden was für Dich thun, alter Junge, um Dich aufzurichten! Das heißt, weißt Du, Geld habe ich selber nicht! Das wird auch schwer halten! (Kratzt sich den Kopf.)

Gottfried (rafft seinen Hut vom Tisch). Bemüht Euch nicht! Adieu!

Bruno (ihn festhaltend). Warte doch einen Augenblick! Ich ziehe mir nur einen andern Rock an, ich komme gleich mit. Ich muß doch sehen, wie Du wohnst und so weiter. Und zunächst werde ich Dir mal 'n neuen Hut kaufen, damit Du doch den guten Willen siehst, haha! (Schlägt ihn auf die Schulter und geht dann rasch in sein Zimmer rechts ab.)

Gottfried (dumpf vor sich hin). Der Herr Geheimrat sind für Herrn Gottfried Müller ein für allemal nicht zu Hause!

Selma (springt auf und schlingt ihre Arme um Gottfrieds Hals). Lieber Gottfried, sei nicht so verzweifelt! Ich will ja Alles für Dich thun, ich will mein bischen Schmuck verkaufen — ich will nicht ruhen, bis ich Dir das Geld geschafft habe! Deine Arbeit mußt Du machen können — Du mußt sie Alle verachten können!

Gottfried. Die Schmach! Vor dem Dienstmädchen!

Selma. Nicht verzweifeln, Gottfried! Du wirst es überwinden! Ich halte zu Dir, was auch geschehen möge! Ich glaube an Dich, Gottfried, und an Deine Zukunft!

Gottfried (streichelt ihr den Kopf). Gutes, liebes Mädchen, Du kannst mir nicht helfen!



Selma. Wenn ich Dich nur wenigstens sehen könnte!

Gottfried. Komm' doch zu Frau Hinze! Ich werde ihr von Dir sprechen und Dir schreiben, wann Du kommen kannst.

Selma. Ist das eine ältere Dame?

Gottfried. Nein, eine junge Wittwe, ebenso schön, wie sie geistvoll und liebenswürdig ist! Sie ist sehr gut gegen mich.

Selma (zögernd). Ich werde zu ihr gehen.

Gottfried. Auf Wiedersehen also! (Drückt ihr die Hand.) Ah! Vor dem Dienstmädchen! (Rasch ab durch die Hinterthür.)

Selma (sinkt, laut aufschluchzend, in ihrem Stuhl zurück).

Bruno (tritt in elegantem Gehrock, mit Hut und Stock und brennender Cigarette aus seinem Zimmer.) Na, Gottfried schon fort? Er wollte wohl nicht auf mich warten? — Na, denn nicht! (Klopft Selma auf die Schulter.) Ja, ja, Selmachen, da siehst Du's nun: man kann (ihre Größe andeutend) noch so hoch über der gemeinen Menschheit stehen, die verdammte Liebe scheut die höchsten Höhen nicht!

Selma (ihn ärgerlich abschüttelnd). Ach, laß mich, Du!

Bruno. Ja, ja, versteh' schon. Na komm', sei mir nicht böse, Cousinchen! Ich mein's ja gut mit Dir! (Will ihren Kopf aufheben, um sie zu küssen. Sie vergräbt ihn in die Hände. Bruno zuckt die Achseln und pafft nachdenklich ein paar Züge an seiner Cigarette. Dann legt er diese sowie den Stock auf den Tisch und geht, leise vor sich hin pfeifend, nach der Thür links. Als er sie öffnet, hört man den

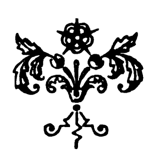
Geheimrat (drinnen ihm jovial entgegenrufen.) Na, alter Junge, endlich ausgeschlafen!?

Selma (weint laut auf:) O mein Gott!

Der Vorhang fällt.

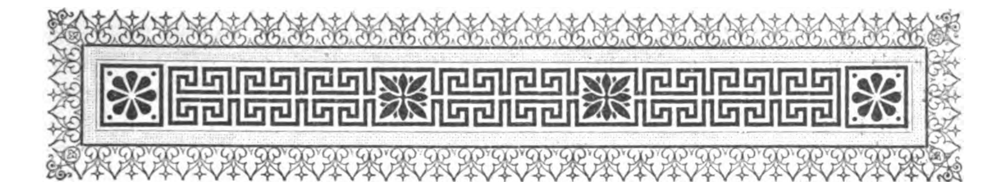
(Ende des ersten Acts.)

(Fortsetzung folgt.)



Verantwortlich für die Redaction Wilhelm Bölsche, Friedrichshagen. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler. Druck: A. Seydel & Cie. Beide in Berlin.





Vom deutschen Schriftstellerstand.

„Daß er sein möcht'!" antwortet der alte Hauderer in Anzengruber's „Doppelselbstmord", als er gefragt wird, was er für „a b'sunders Gebitt" an den Herrgott habe. An tausend Stellen unseres öffentlichen Lebens taucht mir die Erinnerung an dieses drollige Aperçu auf. Daß die Dinge „sein möchten", die irgend ein braver Optimist aus diesem kuriosen Weltwirrwar herausgeträumt hat. Daß der Verstand „sein möcht," der tagtäglich in den haarsträubenden Blödsinn hineininterpretiert wird! Daß der Anstand „sein möcht", den heilige Tradition noch an Stellen voraussetzt, wo längst schamlose Selbstsucht aus verrotteten Verhältnissen entsprossen ist! Und so ist mir's auch unlängst wieder ergangen bei dem viel gelesenen und nachgedruckten Aufsatz von Ferdinand Avenarius über den „Deutschen Schriftstellerstand" im „Kunstwart".

Der Artikel hat zwei Teile: einen negativen und einen positiven. Der negative ist nicht nur brav gemeint, sondern auch in allem Wesentlichen richtig. Am Exempel des letzten Berliner Schriftstellertages malt er ein hübsches Bildchen von dem Literaturgemüse, das auf unsern offiziellen literarischen Vereinsmistbeeten sprießt. Er hätte zwar etwas mehr betonen können, daß solche feierlichen Generalversammlungen auch bei anderen „Ständen" meist einen ziemlich lächerlichen und über Gebühr hohlen Anstrich nehmen: man denke nur an unsere zechenden Mediziner oder an unsere Naturforforscher, die alle Phrasen ihres phrasenarmen Fachstudiums eigens für die große Woche der „Versammlung" aufgespart zu haben scheinen.

Aber die Hiebe sind im Einzelnen doch fein und sitzen. Avenarius kennt seine lieben Kollegen.

Nur daß nun leider hinter der Philippika auch in diesem Falle wieder ein Flötenepilog kommt, eine positive Seite, die selbst eine recht betrübte Kritik herausfordert. Eine betrübte, eben wegen des „Daß es sein möcht! Daß er recht hätt'! Daß es wahr wär'!" Avenarius sagt: dort das simple Völkchen, das unsern Stand vertreten soll, das ist im Innersten gar nicht unser Stand. „Die echten Arbeiter der Feder, die als Baumeister, schlichte Maurer oder auch nur ehrliche Handlanger mitarbeiten am ernsten Bau der Kultur, sie sind nie oder nur selten auf den Schriftstellertagen zu sehen." Sie sitzen daheim, schaffen, ringen, bluten im Kämmerlein, zur Vereinsmeierei aber haben sie keine Zeit und keine Lust. Und nun: wenn wir einen Bund, eine öffentliche Vertretung des Standes haben müssen (und Avenarius meint, daß wir es müssen), so thut es not, aus diesen Nichtvereins-

leuten einen neuen, tieferen, heiligeren Bund zu schaffen, einen engsten Kreis, der nur die ganz „Echten" umschließt, über deren Leistung wie Moralqualität nirgendwo ein Zweifel besteht. Und Avenarius fordert auf, zu einem solchen ganz exquisiten Verein praktische Vorschläge zu machen, — macht auch selbst welche. Es ist Pflicht, dazu etwas zu sagen, denn die Absicht ist die reinste. Daß allerdings, wie mir zweifellos scheint, der Gedanke irrt, dürfte gleich ein Fingerzeig sein, wie wenig Gewähr selbst in einem Bunde der moralisch anständigsten Menschen etwa für ein „Sachverständigen-Urteil" in literarischen Fragen geboten sein würde. Mein Raum hier ist beschränkt und ich kann nur ein paar Thesen verfechten; aber sie mögen doch wenigstens andeuten, daß mir die Sache auch ernst ist.

Zwei Sätze sind es, die ich zunächst betonen möchte. Sie sind mir selbst nicht, weil ich es wünschte, sondern in traurigster Opposition zu einem „Daß es so sein möcht'" aus der gemeinen, groben Lebenserfahrung erwachsen. Und beide Sätze legen ein Veto ein gegen die Behauptung, man könne aus den besten, moralisch unbeanstandbaren Kräften unserer Zeit einen literarischen Verein bilden, respektive überhaupt solche Kräfte sicher als solche fixieren; daß sie sich zum Verein auf Aufforderung hin zusammenthäten, glaube ich schon; aber sie zu finden ist eine Unmöglichkeit.

Mein erster Satz lautet: Kein Schriftsteller der Gegenwart, der gezwungen ist, um seine materielle Existenz zu kämpfen, wäre im Stande, jener höchsten moralischen Forderung, die Avenarius aufstellt, zu genügen, — wäre im stande, völlig unparteiisch als Ehrenrichter zu fungieren gegenüber Fällen, wie sie Avenarius als Beispiel wählt, wäre im stande, bei tiefster innigster Einkehr in seine eigenste Vergangenheit sich selbst für berufen zu erklären, jenem Areopag von höchster Instanz anzugehören. Man verurteile diesen niederträchtigen, verrohenden und zerrüttenden Existenzkampf auf's Äußerste: aber man verkürze ihm nicht die Anerkennung der Macht, die er thatsächlich besitzt: der Macht, jeden, der in ihn eintritt, in irgend einer Weise für sich zu erwerben, in seine Schule zu nehmen, wenn man das Wort will: in seinen Schmutz hinabzuziehen. Und die Scheidung ist hier nicht: König oder Kärrner, es ist die einfache Frage: Schriftsteller, der in seiner materiellen Existenz gesichert war, — oder Schriftsteller, der von früh an auf die Straße geworfen worden ist, in diesem Dunst leben mußte, seine Lunge auf ihn einschulen mußte. Psychologisch und ästhetisch ist die Frage selbstverständlich auch im letztern Falle immer noch bedeutsam: ob nun Talent oder Nichttalent; das echte Talent wird, selbst wenn es untergeht bis über den Hals im Sumpf, anders untergehen in der Form und andere Chancen haben des Wiederauftauchens als der Stümper, bei dem zu den tausend Lebenslügen, in die er sich einpaßt, die Grundlüge des verkehrten Berufs kommt. Aber das Märchen von dem echten Poeten, der, weil er Poet ist, immer im üblichen Sinne auch moralisch seine Qualität im rohen Brodkampfe wahren könne, glaube wer will. Man lese die Biographieen von Künstlern, die ästhetisch wahrhaftig hochstehen: dem Gespenst des Ehrgeizes sind viele entgangen; dem Gespinst verdrehter sexueller Verhältnisse schon wenige; dem Deprimierenden des Existenzkampfes keiner, der nicht zeitlebens auf Gold saß. Und wer nicht lesen will, der schaue, was ja für unsere Frage wichtiger, bei seinen Freunden und Kollegen rund. Die Meisten werden auch in sich schauen dürfen! Wer hat den sittlichen Mut, sich zu Gericht zu setzen als ganz „reiner" Vertreter der Dichtkunst? Wer hat den Mut in irgend einem streitigen Fall, wie ihn Avenarius erwähnt, zu sagen: der und der soll in Bann gethan sein, der soll frei sein, — wo doch jeder halbwegs Ehrliche sieht, daß es faule Verhältnisse sind, die da die Personen vergiften und die fröhlich weitermorden, wenn auch der Einzelne hängt. Und wenn sich Einer

findet (es werden ja schon Unberufene kommen!), der den Mut besitzt, sich für „moralreif" und „richterreif" zu erklären, so wird es aller Wahrscheinlichkeit grade einer sein, der unter all' den Schleiern seiner Unschuld doch selbst das Kainszeichen des Existenzkampfes an der Stirn trägt: er wird hoffen, so als Vereinsmitglied an Ansehen, an Autorität zu gewinnen; Autorität aber ist heute ein klingender Geldwert. Nicht jeder weiß, wie tief er in diesen Dingen steckt. Am Andern erscheint ihm die Potenz des Eigenen schon ein moralischer Gräuel. Aber gerade die Besten, die es wüßten, würden die letzten sein bei dem Aufruf zum Verein des Avenarius. Man wird sagen, diese Sätze wären Schwarzseherei. Im Gegenteil, ich sehe sehr froh in unsere wirklichen dichterischen Bewegungen hinein. Nur in jenem Moralpunkt, der die Wahl bestimmen soll nach Avenarius, sehe ich düster. Ich sehe mit der leidigen Klarheit, die das Erleben am eigenen Fleische giebt, uns alle vor mir, Poeten, Schriftsteller im weitesten Sinne und jeder Richtung, zwischen unsern nicht gehenden Büchern, in denen doch unser Herzblut steckt, unsern verkrachenden Zeitschriften, unserer im ödesten Kritikschreiben oder Artikelschreiben vergeudeten Jugendzeit, unserm mittellosen, vom Undank belohnten Alter, in unsern ewig bedrohten Familienverhältnissen — und auf der andern Seite den materiellen Lockungen und Belohnungen unserer verdrehten Zeit, sobald dieser Zeit ein bischen Rechnung getragen wird, sobald etwas die offene Hand des Reklameverlegers ergriffen, für die vielleicht sonst lumpigste, aber gut gehende und zahlende Zeitschrift mitgearbeitet oder dem Geschmacke des Publikums entgegen gekommen wird anstatt des „Poetendünkels", man müsse dieses Publikum bilden. Und ich weiß, wohin jede Minute die Schale sinkt, so und so oft gesunken ist und bei Gelegenheit, wenn nicht der nackte, blöde Zufall uns ein bischen auf's Trockne gerettet hat, wieder sinken wird mit der gleichen Notwendigkeit. „Daß es nicht so sein möcht!" Sollen wir nun etwa den Kreis jener Männer, die sich Avenarius denkt, bloß auf die wohlhabenden, materiell gesicherten Poeten der Zeit ausdehnen? Auf die „Unversuchten?" Der Kreis würde klein. Und schlimmer als das: er würde noch weniger ein Bild des modernen Schriftstellerstandes bieten als jenes fröhliche Völkchen, dessen Eintrittskarte zu den offiziellen Zunftfesten für ein paar irgendwo gepumpte Mark zu erstehen ist. Und was vollends bei Schiedsrichtereien der Unversuchten über die Versuchten herauskommt, das wissen wir denn doch, glaub' ich, alle.

Zu meinem zweiten Satz muß ich erst ein paar Worte aus Avenarius wörtlich anführen, jede indirekte Wiedergabe läuft Gefahr, sie zu entstellen. „Nun ein Bekenntnis", heißt es, nachdem der äußerste Umriß jenes Verbandes der „Echten" gezeichnet ist, „ich denke durchaus nicht nur an „Berufsschriftsteller" dabei. Im Gegenteil, ich glaube nicht nur, „Dilettanten", wie z. B. der alte Moltke einer war und wie sich unter unseren besten Gelehrten, Künstlern, Männern des praktischen Lebens andere finden, könnten hier bei Gott nichts schaden, ich halte ihre Mitwirkung sogar für notwendig. Ueber ästhetische Fragen sollte ja der neue Verein nicht entscheiden, für Fragen der sittlichen Würde aber, der praktischen Durchführbarkeit von Vorschlägen u. s. w. wären jene hochgebildeten schriftstellerischen Dilettanten zugleich die einsichtsvollste Vertretung der öffentlichen Meinung, die sich denken ließe: sie würden ihre Verbandsgenossen vom Beruf vor dem Versimpeln im Fach, vor Überschätzungen und Unterschätzungen wohl bewahren."

Das Wort „Dilettant" ist hier zunächst sehr wunderlich gebraucht: Moltke beispielsweise ist doch gewiß nicht schriftstellerisch schlechthin Dilettant, sondern nur etwa dem „Dichter" oder dem „Fachjournalisten" gegenüber, sonst wäre am Ende Keller gar Dilettant gewesen, weil er nicht amtlich Dichter, sondern Züricher Beamter, und Goethe, weil er Minister war.



Aber lassen wir das Exempel, das schlecht gewählt sein mag, bei Seite und halten uns an die sonstige Definition des „Dilettanten," die schließlich jedem gebildeten anständigen Menschen das Recht verliehe, mit im hohen Rat zu sitzen. Und da lautet nun meine zweite These: Jedes Dilettantenurteil enthält etwas direkt demoralisierendes und jeder zum Schiedsrichter oder auch nur stimmfähigen Mitglied in einem Fachverbande zugelassene Dilettant muß notwendig selbst in seinen moralischen Qualitäten durch die ganze innere Lüge des Verhältnisses geschädigt werden. Avenarius wird einwenden: nun eben in der moralischen Beurteilungskraft, die hier allein in Frage kommt, ist kein anständiger Mensch Dilettant. Dabei handelt es sich aber thatsächlich um einen mit schiedsrichterlicher Macht auszustattenden Fachverein der Schriftsteller, zu denen auch die Dichter gehören. Und Avenarius scheint allen Ernstes zu glauben, daß man auch hier ohne „ästhetische Fragen" durchkomme, daß die „moralischen" allein behandelt werden könnten. Soll ich ihm antworten, wohin wir dann kommen? Genau dahin, wohin unsere Gerichte oft genug gekommen sind, zu Verdammungsurteilen auf dem litterarischen Gebiet, die juristisch nicht anfechtbar waren und von ehrlichsten Richtern in ehrlichster Ueberzeugung abgegeben wurden, vor denen aber jeder Mensch, der psychologisch die Kreuzgänge dichterischen Schaffens und ästhetisch die Bewegungen seiner litterarischen Epoche durchschaute, gradezu die Hände rang. Grobheraus: wir brauchen dann den ganzen Verein nicht; denn der Theorie nach und dem „Wenn es sein möcht'!" nach sollen doch unsere bestehenden Gerichte auch nicht bloß spitzfindig-kühl juristisch, sondern auch aus dem moralischen Urteil des anständigen und gebildeten Menschen heraus urteilen. Wie thatsächlich solche Urteile und Anklagen, bei denen das ästhetische Urteil mangelt, ausfallen, wissen wir aus alten Fällen. Hauff wurde gegen Clauren verurteilt, Heine gegen Menzel, Flaubert entging nur mit Mühe dem Einstampfen der Madame Bovary . . . . . mehren wir nicht die Beispiele, um dem Aktuellen nicht zu nahe zu kommen!

Oder denkt sich Avenarius den „Gebildeten" am Ende ohne Weiteres mit so viel ästhetischem Feingefühl ausgestattet, daß er diese groben Schnitzer vermiede? Glücklicher Gedanke von solcher Macht des Künstlerischen in unserer Zeit! Gewiß: wenn das traditionell Gute geprüft wird, werden wir schon unsere gehörige Stimmenzahl für Goethe oder Shakspeare bekommen, — das haben unsere armen Vorgänger, die darüber halb verhungert und halb zu Lumpen geworden sind, glücklich der Nation eingepredigt. Aber lassen wir doch die Elite unserer „sonst" Gebildeten einmal über die neueren Strömungen, in denen doch auch wieder anständige Menschen das ganze Bischen Kraft einsetzen, das den meisten der Erwerbskampf nur übrig läßt, ihre Kugeln einwerfen: wir wollen sehen, was herauskommt. Oder nein, wir sehen es längst. Was thun diese Gebildeten, die auf einmal noch ein Wort mehr mitreden, unsere Richter womöglich werden sollen, denn für die Literatur der Gegenwart? Ich meinesteils halte ein Blatt wie den „Kunstwart" von Ferdinand Avenarius für eins der anständigsten, ehrenwertesten unserer Literatur: hilft das etwas? Ermöglicht es dem Blatte jene freie Existenz, die es zum Tummelplatz des Originalen, des Besten aus dem weiten Kunstgebiet machte? Durchaus nicht. Alle diese Blätter, die anständigsten am meisten, sie liegen in jammervollen Banden. Jene Besten, die einen Verein, einen heiligen Areopag bilden sollen, wo sind sie denn hier? Noch nicht einmal die paar besseren Zeitschriften, die dem Guten im Neuen gerecht werden wollen, können sie stützen. Wir wissen sehr genau, warum es so ist und an uns ist es nicht, müßige Klagen darüber auszustoßen. Wir wissen, daß jedes Atom Geistesfreiheit, das wir an irgend einer Stelle, und sei es bloß für zehn Leser, hinaustreiben in die Welt, mithilft am Abtragen des großen Blocks, der auf uns liegt. Aber eine Genossenschaft der

Heiligen zu suchen in diesem Dunst, der das Jahrhundertende umqualmt, das fällt uns auch nicht ein. In Wahrheit hat das, was Avenarius will, zu Beginn jeder unserer vielen Schriftstellerverbände gewollt. Jeder wollte die Elite haben, jeder machte später Conzessionen, jeder erlag den Verhältnissen, die sind. Wollen wir etwas Neues, nie Dagewesenes, so ist es: Kritik dieser Verhältnisse. Aber damit gründet man keine Vereine. Das frißt sich durch, vom Einen zum Andern. Diese Kritik wächst heraus aus der ruhigen Beobachtung des glücklich Durchgebrochenen wie aus dem letzten ehrlichen Besinnen des armen Opfers, das im Kampfe unterlegen und literarischer Lump geworden, den jener erträumte feierliche Areopag mit Entsetzen von sich stoßen würde.

Die vielen Fragen, die sich sonst noch ergeben würden, kann ich hier kaum streifen. Die Fragen vor allem nach dem seltsamen Flusse der Moralwerte überhaupt, der in neuerer Zeit unverkennbar eingetreten, auf den der Leichtsinnige sich gewiß nicht berufen darf, der aber doch die Wahl jenes Richterkollegiums auch gewaltig beeinflussen müßte. Zum anständigen Menschen im höchsten, hier nötigen Sinne gehört ein Mensch von so weitem Wissen, daß ich sehr fürchte, man findet ihn kaum ein paar Mal. Und wenn man ihn findet, dann ist's wahrscheinlich wieder ein Mensch, der durch so viel Standpunkte gewandert ist, so oft durch inneren Gesinnungswechsel Andere verletzt und zurückgestoßen hat, der so allein steht, daß es wiederum kein anständiges Durchschnittspublikum der Welt gibt, das ihn zum Mitglied wählen würde.

Es ist so und bleibt so: allein müssen wir uns durchbeißen. Ein paar Freunde, ein paar Gesinnungsgenossen, bei denen immer auch das Risiko ist, daß sie morgen von uns abfallen, weil wir eigene Wege gehen, — eine Fülle von Conzessionen, in denen nur das noch grade retten kann, daß wir uns wenigstens mit Ekel bewußt bleiben, daß es Conzessionen sind, — und ein Bischen Zukunftshoffnung, ein ganz fernes Lichtbild, in dem all die Fünkchen von heute sich einen, ein tiefes unauslöschliches Vertrauen auf ein „Volk“, das denn doch noch — sei es auch vorerst schlummernd — hinter jenen „Gebildeten“ steht und an das zu glauben sich bei aller Production im Sinne des alten „Auch Einer“ „von selbst versteht“ — . . . . und etwas Humor, der die Dinge nicht allzuernst nimmt, da der Mensch doch nun mal leben muß; das dürfte genügen, — muß genügen.

Ich denke, Herr Avenarius und auch die sonstigen Leser dieser Zeilen werden das nicht frivol finden. In einer gewissen Feiertagsstimmung darf man es doch wohl einmal aussprechen. Man liegt schon bald genug wieder in der Brühe. Und, um auf Avenarius' Aufsatz zurückzukommen, es ist ja gewiß nie eine schlechte Predigt, die zu solcher Selbsteinkehr nötigt. Wenn's auch eine Predigt ist, vor deren Gott man bloß betet mit dem alten Hauderer: „Daß er sein möcht'!“ — und weiß, daß er „nicht ist.“

Wilhelm Bölsche.

Ketzereien über Demokratie.

Von Dr. med. **Thomas Stockmann.**

Was ich hier vortrage, ist meinen persönlichen Erfahrungen entsprungen. Indessen glaube ich mit diesen Erfahrungen nicht allein dazustehen. Ich kenne Leute, deren langjährige intime Freundschaft mit der „Demokratie“ — wie sie in kon-

templativen Momenten eingestehen — gleiche oder ähnliche Anschauungen hervorgebracht hat. Und mir scheint, an denjenigen Politikern, welche nicht ein solches Geständnis ablegen, zeigt sich bisweilen, wenn sie ihre „Demokratie" bekennen, ein verräterisches Augurenlächeln. „In leitenden Kreisen" des demokratischen Treibens gelten die Schwächen der Demokratie augenscheinlich als offenes Geheimnis. Denken darfst Du sie, ja Du würdest als ein Einfaltspinsel betrachtet werden, dächtest Du sie nicht. Aussprechen aber ist „chocking", ist strafbar, ist Ketzerei.

Die Demokratie begründet sich mit dem Gedanken, daß die Individuen einer bestimmten Menschenmenge politisch gleichwertig sind. Hieraus wird gefolgert, daß die numerische Majorität zu entscheiden habe.

Dies Vorrecht der Mehrheit ist zunächst ein Ergebnis ihrer Uebermacht. Die physisch stärkere Masse überwältigt die schwächere Masse und setzt ihren Willen durch. Die Demokratie beruht also auf jenem physischen Kampfe ums Dasein und Wohlsein, den wir vom Tierischen ererbt haben, und dessen Siegeslorbeer das „Recht" des Stärkern ist. Ueber dieses Recht disputirt man nicht.

Doch auch der moralische Standpunkt rechtfertigt, wie man sagt, die Demokratie. Der Utilitarismus, welcher das Gute durch die Nützlichkeit begründet, bezeichnet als Endzweck des sittlichen Handelns die Erzielung des größten Glücksquantums. Indem er nun die Veranlagung der menschlichen Individuen zur Glückseligkeit als ungefähr gleich betrachtet, kalkulirt er, das Glücksquantum einer beglückten Mehrheit müsse größer sein als das der Minderheit, und bezeichnet als Norm „das größte Glück der größten Anzahl." Geben wir die Voraussetzungen des Utilitarismus zu, nehmen wir also an, die Individuen seien zur Glückseligkeit gleich veranlagt, und nehmen wir an, die Vorstellung eines großen Glücksquantums — wohlgemerkt, nicht unseres persönlichen Glückes — könne hinreichen, um die Gemeingefährlichkeit der kollidirenden Eigeninteressen zu verhüten; nehmen wir also, um subtile Streitigkeiten zu vermeiden, einmal an, es müsse der Moral auf Beglückung der Mehrheit ankommen; und fügen wir als etwas Selbstverständliches hinzu, daß die Mehrheit den Willen hat, glücklich zu werden; — so ist es dennoch durchaus fraglich, ob die Mehrheit bei ihren Entscheidungen auch stets die richtigen Mittel trifft, um dieses Ziel zu erreichen. Die Wahl der Mittel ist Sache des Kopfes, der Kopf aber taumelt oft in die Irre. Kurz, so unfehlbar geeignet die Demokratie ist, die Interessen der Mehrheit festzustellen, die Interessenten zu einer Macht zu vereinigen und ihre Befriedigung ins Werk zu setzen, so fehlbar sind die Pläne, welche zum Zwecke der Massenwohlfahrt dem Massenschädel entspringen.

Neue Wahrheiten, neue Erfindungen zum Zwecke der Wohlfart haben nur vereinzelte Vertreter. Gleichwie der Frühling nicht damit beginnt, daß mit einem Schlage alle Fluren grünen und alle Sträucher knospen und blühen, sondern indem an wenigen begünstigten Stellen ein Veilchen schüchtern erwacht, so zeigt sich auch das Sprießen einer neuen Wahrheit nur an vereinzelten Individualitäten, während die Masse den unmodernen Gedanken huldigt. Auf ihrer Wanderung zur Wahrheit gleicht also die Menschheit einer marschierenden Truppe: Schmale Spitzen, selbständige Pfadfinder und Wegebahner bewegen sich voran, der Zug wird dann breiter, und schließlich schleppt sich die große Masse mit Sack und Pack und Kind und Kegel auf abgetretener Heerstraße hinterdrein. Die Masse ist unselbständig, sie hat — wie sie bis Dato ist — keine Initiative, im Denken so wenig wie im Handeln, der Massenmensch ist träge, einer verläßt sich auf den andern, bis schließlich ein energischer Kopf den Haufen stützt und führt — das Leittier der Heerdentiere bildet. Diese Unselbständigkeit der Masse bezeichnet Nietzsche durch das Bonmot „öffentliche Meinungen — private Faulheiten." Wenn also die neue Wahrheit nicht aus der

Masse, sondern aus dem Individuum entspringt, so kann das Individuum der kompakten Masse gegenüber recht haben. Indessen bildet sich die von „Demokratie", oder richtiger Demagogie korrumpirte Volksmasse ein, die Wahrheit könne und müsse durch Abstimmung festgestellt werden, und die Mehrheit sei notwendigerweise klüger als die Minderheit.

Weit entfernt, neuen Wahrheiten zugänglich zu sein, ist die Masse neuen Wahrheiten vielmehr feind. Sie versteht unter Demokratie gewöhnlich Majorisierung, d. h. sie verpflichtet die Minderheit, nicht nur auf die Anwendung ihrer Meinung, sondern oft auf diese Meinung selbst zu verzichten. Das Wort des Scythen Anacharsis: „Bei euch halten die verständigen Leute den Vortrag, aber die Einfältigen geben den Ausschlag," trifft mit seiner zweiten Hälfte nicht nur die Volksversammlungen der alten Griechen, sondern auch die moderne Demokratie. Auf Majorisierung ist die demokratische Geschäftsordnung angelegt. Findet sich z. B. in einer Versammlung für einen Antrag keine Mehrheit, so gilt der Antrag einfach als abgelehnt, und zwar nicht allein für die Mehrheit, sondern auch für die Minderheit, während es doch von meinem Standpunkte aus richtiger wäre, wenn die Minderheit, welche dem Antrage zugestimmt hat, auch die Freiheit besäße, den Antrag auszuführen, sich also in dieser Beziehung von der Mehrheit zu trennen. Um ein anderes Beispiel zu gebrauchen, nehmen wir an, in einer Versammlung von 500 Köpfen werden zum Zwecke einer intellektuellen Kundgebung nach Außen drei Resolutionen eingebracht, von denen die eine 300, die andere 100, die dritte nur 10 Stimmen erhält. Das „demokratische Prinzip" erfordert, daß nur die erste Resolution als angenommen gelten darf, während ich es für besser halte, wenn auch die beiden andern Resolutionen zur Kundgebung nach Außen gelangen würden. Wer die Wahrheit dem numerischen Werte ihrer Vertreter entsprechend schätzt, kommt mir vor wie jemand, der Getreidekörner messen soll und die Körner samt dem Stroh ins Scheffelmaaß füllt.

Als ich das Wort des Anacharsis citierte, begegnete ich dem Einwand: „Die Einfältigen geben allerdings den Ausschlag; da sie jedoch, wie zugegeben, Heerdentiere sind, so richten sie sich nach dem Rate der Verständigen; folglich führt die Demokratie doch nicht zur Unvernunft." Ich kann diesen Einwand nicht gelten lassen. Jedenfalls dient er nicht zur Rechtfertigung der Demokratie. Denn wenn die Masse sich von einigen Führern leiten läßt, so liegt eben keine Demokratie vor, sondern eine Oligarchie, mag sie auch verschleiert sein.

Ferner ist der Einwand deswegen nicht stichhaltig, weil er voraussetzt, nur verständige und wohlmeinende Leute brächten die Masse zur Gefolgschaft, — was durchaus unrichtig ist. Häufig ist es nur der Schein der Verständigkeit, wodurch sich die Masse imponieren läßt. Ein Cardinalfehler des Volkes besteht darin, daß es Redegewandtheit und Verständigkeit als gleichbedeutend betrachtet. Und die Empfänglichkeit für diesen Köder einer bestechenden Rede läßt das Volk allzu oft auf einen Charakter anbeißen, der wesentlich zu seinem persönlichen Vorteil die politische Angel auswirft. Leider pflegt nämlich das politische Führertum mit Vorteilen und Reizen verbunden zu sein. Ich sage „leider", weil eben dieser Umstand leicht politische Korruption hervorruft. Die Ehre, welche dem Führer gezollt wird, hat die Tendenz, ihn ehrgeizig, ja eitel zu machen; die übertragene Herrschaft bringt ihn auf den Geschmack am Herrschen; seine wirtschaftliche Lage pflegt verhältnismäßig günstig zu sein; manchmal gelangt er sogar zur Wohlhabenheit. Diese Reize seiner Stellung lassen den politischen Führer, dem es anfangs vielleicht ernstlich auf das Wohl der Geführten ankam, zuweilen dieses Wohl aus dem Auge verlieren. Und während ihm die Heerde vertrauensvoll folgt, in der Meinung, er

führe sie geraden Weges ins Elysium, steuert oder schielt er nach seinem privaten Vorteil und schließt, günstigen Falles, einen Kompromis zwischen seinem Eigenwohl und dem Gemeinwohl.

Die Vorteile des Führertums haben die Demagogie erzeugt, d. h. die Kunst, durch schlechte Mittel eine Volksmasse zur Gefolgschaft zu verleiten. Die Demagogie scheint mir mit Naturnotwendigkeit dem Führertum zu entspringen; mehr oder minder muß ihr wohl jeder Führer seinen Tribut zollen. Da es nämlich in der Politik wesentlich darauf ankommt, die Massen zu einer brutalen Macht zusammenzuballen, so wähnt der „Führer", zumal wenn er den echten Parteiverstand besitzt, dessen Horizont mit politischen Brettern vernagelt ist, jegliches Mittel werde durch seinen politischen Zweck geheiligt. Und in diesem Wahne zerrüttet er durch plumpe Demagogie die Volksseele gleich einem Menschen, der, um einen Apfel zu erlangen, mit seinem Knüttel den ganzen Baum verwüstet. Er schmeichelt den Untugenden der Menge; blendende Phrasen bietet er statt erzieherischer Gedanken, leichte Waare statt schwieriger Gediegenheit; „er macht sich gemein," anstatt das „profanum vulgus" emporzuheben; „Ihr seid die Auserwählten, die von Wahrheit und Tugend Begnadeten," ruft er, „ihr seid die Herren, die Souveränen; ich aber bin euer unterthäniger Diener, der Vollstrecker des Volkswillens, euer Vertreter von Volkes Gnaden."

Vertreten! Und selbst wenn diese Thätigkeit frei von Demagogie ausgeübt werden könnte, korrumpirt sie in gewisser Beziehung die Volksmasse. Indem nämlich der Bürger seinen Vertreter wählt, lullt er sich in politische Bequemlichkeit ein; „der wird's schon recht machen" denkt er und lebt weiter in träger Unselbständigkeit. Und diese politische Unselbständigkeit ist so groß, daß er gar nicht fähig ist, eine menschliche Gesellschaft ohne politische Vertreter sich vorzustellen.

Allerdings wähne ich nicht, der Mensch könne in allen Angelegenheiten nach seinem eigenen Kopfe handeln. Ich weiß, daß die Wissenschaften und vielleicht auch die geistigen Kräfte immer specialistischer und komplizirter werden, und daß die Arbeitsteilung der Menschheit sich immer feiner verzweigt. Ich gebe also zu, daß die Menschheit darauf vielfach angewiesen ist, ihr Wohl Fachleuten anzuvertrauen. Wenn ich erkranke, so will ich nicht aus meinem eigenen, medizinisch ungelehrten Kopfe heraus mir Rezepte verschreiben, sondern mich behandeln lassen von einem guten Arzte. Handelt es sich indessen um eine Angelegenheit, deren Beurteilung mir bei einigem Zusammenraffen der geistigen Kräfte gelingen kann, so versündige ich mich an meiner Kraft und Wohlfahrt, wenn ich mich bevormunden lasse. Die politischen Angelegenheiten sind aber von dieser Art.

Wunderlich verkehrte Welt! Dieselbe Demokratie, welche die Unmündigkeit befördert da, wo Mündigkeit erreichbar wäre, revoltirt in ihrem Unverstand oft gegen Bevormundung da, wo die Bevormundung durchaus am Platze ist. Die Demagogen haben der Menge so lange gesagt „Dein Wille geschehe," daß die Menge nun zuweilen da regieren will, wo sie einfach unfähig ist. Wollte eine Volksversammlung darüber abstimmen, wie die Cholera behandelt werden soll, so würden der Leser und ich natürlich „Wahnsinn!" dazwischen rufen. Wir Beide sehen eben ein, daß der Laienschwarm vor dem Fachmann zurückstehen, die Demokratie mit der Sachverständigkeit aufhören muß. Andere Leute aber sehen das nicht ein.

(Ein zweiter Artikel folgt.)



Der Realismus in der Religion.

Von **Lou Andreas-Salomé.**

III.

„Das Gebet, ich meine das ursprüngliche, unwillkürliche Gebet, basirt — — nicht auf irgend einer Weltanschauung, es ist die Wurzel, nicht die Frucht einer solchen. — — Was kümmert sich der in Todesnot schwebende Mensch um die Herrlichkeit eines Systems, um die Schönheit eines Gedankenbaues — — die andere oder auch er selbst in müßigen Stunden ertiftelt? Sein Lebenstrieb schreit nach Hülfe, seine Seele klammert sich mit der Kraft der Verzweiflung an alle rettenden Mächte der Welt, was sind ihm da Theorien? — — — Versuchet es lieber einmal, mit dem ringenden Menschen mitzufühlen, ganz wirklich mitzufühlen, so werdet ihr nicht — — jedes seiner Worte, welches ihm die bitterste Not auf die Lippen zwingt, auf das Prokrustesbett eures armseligen Verstandes strecken. Und fehlt euch die Fähigkeit, so mitzuempfinden, daß euch das Herz erbebt, ... dann schweigt, dann habt ihr auch nicht das Recht, hier mitzureden Lasset der Natur ihr Recht! Wer will da Worte und Formeln vorschreiben, wo der natürliche Lebenstrieb mit solcher Gewalt hervorbricht, daß er alle Reflexion bei Seite schiebt. Nur prosaischer, anmaßender Unverstand kann an den angstvollen Gebetsruf den Maßstab nüchterner, abgezirkelter Rede legen."

In diesen Worten legt der Verfasser Zeugniß ab für die Wärme und Kraft, mit welcher seine religiöse Andacht sich selbst zu behaupten versteht allem theoretisirenden Verstande gegenüber, — er scheint diesen nicht nur entbehren zu können, sondern geradezu auszuschließen vom Gebiet des Religiösen. Aber es scheint auch nur so. Grade die heftige Entschiedenheit, mit welcher er es thut, deutet darauf hin, daß sein religiöses Fühlen nicht abgeneigt sei, über das bloße Fühlen hinauszugehen, — ahnungsweise über den Verstand hinüberzugreifen, sich an dessen Machtgebiet zu vergreifen. Und das ist auch in diesem Falle sehr erklärlich. Würde es sich hier wirklich nur um das handeln, wovon der Verfasser so energisch ausging, nur um eine rein persönliche Idealbildung, so bedürfte es einer solchen ablehnenden Entschiedenheit gar nicht; es könnte zwischen Andacht und Verstand zu gar keiner Kollision kommen, denn eine jede Weltanschauung wäre geeignet, dem individuellen Ideal Raum zu geben, und jeder Wechsel, jede Modifizirung im Einzelnen, der sie unterworfen sein mag, würde diesen Punkt unseres eigensten Selbst unberührt lassen müssen. Anders ist es, wenn es sich um eine objektive Gottgestaltung handelt, die mit dem Anspruch auftritt, von der religiösen Ahnung erfaßt werden zu können, wo der Verstand versagt. Der Weg, auf welchem unser Verfasser von seinem persönlichen Lebensideal bis zu einem alle dem zu Grunde liegenden Göttlichen gelangt, läßt sich ziemlich deutlich verfolgen. Schon von vornherein fällt es auf, daß er in seinen Schilderungen des individuellen Idealbildes im Ganzen nicht recht zu individueller Färbung durchdringt. Er beschreibt es uns zwar ausführlich — ausführlicher als man vielleicht das Eigenste eines Wesens, das mehr oder weniger undefinirbar und Andern schwer verständlich bleibt, beschreiben kann, — aber er thut es mit einer allgemein gehaltenen Begeisterung, welche dem sittlich-religiösen Ideal überhaupt, nicht einer speziellen Art desselben, zu gelten scheint. „Ich will sein ein Prophet der Menschenwürde und Menschenrechte," sagt er. „Ich schirme die Unschuld und gebe den Verführer der Verachtung preis. Ich reiße der Heuchelei die Larve vom Gesicht und decke die Ehrlichkeit mit meinem Schild. Knechtischen Sinn

trete ich zu Boden und erhebe hoch das Panier der muthigen Ehrlichkeit." Oder wenn er das Ideal des „Menschen" zeichnet: „Er steht vor meiner Seele groß, frei, kraftvoll in Leidenschaften, keusch in Empfindungen, wahrhaft, opferfähig, selbstlos, treu, edel . . ." Eine Unsumme schöner Eigenschaften! Man möchte sie noch aus dem Wortschatz unserer Moral vervollständigen und dann bei jeder einzelnen die Frage stellen, deren Beantwortung uns erst über sein individuelles Lebensideal aufklären könnte, — die Frage: Wie stehst Du zu ihr? Ist sie grade Dir die Leiter gewesen, auf der Du zu Dir selbst emporgekommen bist, das innere Erlebnis, an welchem Dein Leben sich in sich selbst vertieft hat und fruchtbar und reich geworden ist, — enthält sie die wundersame, interessante Geschichte Deiner selbst, mit allen Zweifeln, Kämpfen und endlich mit der Heiligsprechung dessen, was Dir Deine Tugend ist? Oder mit den Worten eines Kundigern zu reden, der an der Enthüllung des religiösen Rätsels zu Grunde gegangen: „Daß Euer Selbst in der Handlung sei, wie die Mutter im Kinde ist: das sei mir Euer Wort von der Tugend! — — — Dieser Vogel baute sich bei mir das Nest: darum liebe und herze ich ihn, — nun sitzt er bei mir auf seinen „goldnen Eiern". Es ist die Frage nach derjenigen „Tugend", an der wir religiös und schöpferisch geworden sind, weil wir uns selbst in ihr gefunden haben und von nun an uns mit jener Liebe zu lieben wagen, die allezeit zum „Gott" führt, — d. h. eben zum schöpferischesten Ausdruck unserer selbst: „Wo große Liebe zu sich selbst ist, da ist sie der Schwangerschaft Wahrzeichen."

Es ist charakteristisch, daß dieser Mangel an eingehender und bewußter Individualisirung den Verfasser verleitet hat, aus dem persönlichen Idealbild in ein allgemeines Gottesbild hinüberzugleiten. In der Gebetskatastrophe, die er uns so treffend schilderte, handelte es sich für ihn um ein höchstes Lebensinteresse, ausschließlich im Sinn eines religiösen und idealen Bedürfnisses, — aber er vermischt dasselbe ohne jede scharfe Unterscheidung mit allen Bedürfnissen, die überhaupt zum Gebet führen können und sondert damit seinen Zustand garnicht ab von dem eines Beters, in dessen Gebet die Bitte vielleicht weit über die Anbetung geht. Es ist ihm nicht zum Bewußtsein gekommen, daß er mit all' seinem Unglauben damals nur deshalb eine so hohe Wirkung seines Gebetes erzielte, weil das feinste und tiefste vom religiösen Empfindungsleben in ihm zum Ausdruck kam und nach nichts verlangte, als nach der vollsten Einheit, vollsten Verschmelzung mit dem angebeteten Ziel seiner Seele: nach einer Wirkung also, deren eine solche heilige Exaltation durch ihre eigne Kraftsteigerung sicher sein mußte. Wäre ihm dies Besondere und Auszeichnende seines Falles bewußt geworden, so würde er nicht in folgender Weise für das Gebet im Allgemeinen eintreten: „Mag der Antrieb zum Gebet sein, welcher er wolle, wie immer sich das Verlangen nach dem Gebet naturgemäß einstellt, d. h. überall da, wo das in einer starken Depression befindliche Selbstbewußtsein unwillkürlich diesen Weg zu seiner Wiederbelebung einschlägt, — — — da thue man der Natur keinen Zwang. Sobald nur der Betende des Gebetsegens in irgend einer Form teilhaftig wird, sobald er, mit Goethe zu reden, nicht leer zurückkehrt, wenn er unter Drang und Not Gott gesucht hat, sollte man jeden gewähren lassen." Gewiß soll man das. Aber der „Gebetsegen", die erzielte Wirkung, ist doch eine toto genere verschiedene, je nachdem ihre Ursache eine gläubige Wahnvorstellung gewesen ist oder eine Selbsterhebung zum Ideal, — und ebenso, ob ihr grobe [illegible] oder die feinsten religiösen Gefühle zu Grunde lagen. Sie ist nur dann allen gemeinsam und für alle die gleiche, wenn sie überhaupt nicht nur psychologisch erklärbar ist, sondern wenn in ihr bereits zum Ausdruck kommt eine Ahnung vom Dasein Gottes. Und so ist es in der That der Meinung unseres Verfassers nach. Demgegenüber fallen die individuellen Unterschiede, oder bilden sie doch nur den persönlichen Durchgang

zu dem Einen und Allgemeinen. Sehr fein führt übrigens sein Gedankengang aus der einen Sphäre in die andere und es ist belehrend und interessant, ihn zu verfolgen. „Wenn ich so Himmel und Erde zur Hülfeleistung herbeisehne, bringe ich mir in lebendigste Empfindung, daß in all' meinem Wollen und Streben derselbe Pulsschlag zu verspüren ist, den ich in allen vorwärts drängenden Kräften der Welt fühle, daß der Kern meines innersten Lebens nicht das Phantasiegebilde eines isolirten Individuums ist, daß er in innigem Kontakt steht mit jenen Faktoren, ja selbst ein Teil von ihnen ist, welche innerhalb der Welt befindlich dieselbe zur Fortentwicklung treiben. Diese Empfindung — wohlgemerkt: es ist von dem spontanen ahnungsmäßigen Erfassen gewisser Thatsachen die Rede, nicht von Ueberzeugungen, welche durch Reflexionen gewonnen sind — — — — der Harmonie und Wesensverwandtschaft zwischen dem eignen Leben und den Gesetzen, welche in der Entwicklung der Welt zu Tage treten, giebt mir momentan Gelassenheit und weiterhin zur Durchführung meiner höchsten Lebensinteressen die stärksten Antriebe." Es wird hier also noch vom Individuellen ausgegangen, aber dieses legt sich gewissermaßen in seinen Intentionen uud Zwecken dem gesammten Weltprozeß unter, um sich aus der Vereinzelung erlöst zu fühlen, und dazu nimmt es denn notwendig, wenn auch halb unbewußt dermaßen allgemeine Züge an, daß der „Weltprozeß" sich dies allenfalls gefallen lassen kann. Und damit ist der „religiösen Ahnung" eine Erkenntniskraft zugesprochen, die den Verstand mit seinen Forderungen sehr weit hinter sich zurückläßt, denn was gehört nicht Alles dazu, die Intentionen des Weltgeistes zu errathen! Das theoretische Moment ist damit als ein unumgänglich integrirendes in das Wesen des Religiösen aufgenommen.

(Schluß folgt.)

Nemesis divina.

Von **August Strindberg.**

Der berühmte Linné hinterließ ein Manuskript über Nemesis divina, aus welchem erst in neuerer Zeit Auszüge gedruckt worden sind. Aus diesen geht hervor, daß der große Naturforscher an das unmittelbare Eingreifen eines Gottes in die Geschicke der Menschen geglaubt hat. Er glaubt auch, daß derselbe Gott schon in diesem Leben die Schuldigen straft, wenn auch erst an den Kindern im dritten und vierten Geschlecht. Um diese seine Lehre von der Nemesis zu bestärken, führt er eine große Menge von Fällen an, welche er während seines langen Lebens beobachtet hatte, und es ist schwer, sich dem starken Eindruck zu entziehen, den die Lektüre dieses Protokolls über die Verhandlungen der göttlichen Gerechtigkeit auf den Leser hervorruft

Wie alle hervorragenden Persönlichkeiten, die nach langem Kampf einen ehrenvollen Platz im Leben erreicht haben und verwundert auf die überwundenen Schwierigkeiten zurückblicken, kam auch Linné auf den Gedanken, daß er unter dem mächtigen und speziellen Schutze eines Gottes stehe. Hieraus zog er dann die Folgerung, daß derselbe Gott, der ihn beschützte, auch seine Feinde zu schanden machen müsse.

Dieser Glaube, der sehr verbreitet ist, muß wie alles andere eine natürliche Ursache haben, wenn auch der Grund zur Erklärung näher gesucht werden muß, als Linné gethan hat. Versuchsweise will ich ihn in den Bedingungen des Lebens selbst und in der eigenen Grundbeschaffenheit der Seele suchen.

Ein Mensch, der die Mittagshöhe des Lebens erreicht hat, der Gattin, Kinder, eine Stellung mit einiger Aussicht auf Versorgung besitzt, findet dies sehr einfach und so, wie es sein soll; vielleicht ist er sogar mit seinem Loose unzufrieden und wünscht es besser. Und doch ist alles ganz einfach ein Wunder. Ein Wunder, daß er sich nicht unter den zwanzig Prozent Kindern befand, die vor dem ersten Lebensjahre sterben, ein Wunder, daß er das vierzigste Jahr erreicht hat, da die mittlere Lebensdauer zwei und dreißig Jahre ist, ein Wunder, daß er nicht zu den zwei und einer halben Million (bei einer Bevölkerung von vier Millionen) Unverheirateten gehörte; ein Wunder, daß er die Stellung erlangt hatte, nach der viele Tausende sich gedrängt haben; ein Wunder, daß sein Weib die Wochenbetten überstanden hatte, da jährlich ungefähr 500 Frauen in Kindesnöten sterben; ein Wunder, daß keins seiner Kinder gestorben war. Wahrhaftig ein Wunder, das auf den natürlichen Ursachen beruhte, daß er von zwölf Geschwistern stärker war wie die fünf, welche starben; daß er mehr Glück hatte, den Gefahren der Cholera, der Blattern oder des Scharlachs zu entgehen; daß seine Eltern ihm eine gute Erziehung gaben, und sein Vater zeitig einsah, nach welcher Richtung die Begabung seines Sohnes hinneigte, so daß es diesem erspart blieb, seine Kräfte auf Bahnen nutzlos zu vergeuden, die seinen Neigungen widerstrebten; daß der Zufall ihm die rechte Gattin in den Weg führte, wodurch ihm schwere Täuschungen fremd blieben, und daß seine Kinder stark und lebenslustig heranwuchsen.

Das Wunder beruhte demnach auf ererbten und erworbenen, für den Kampf geeigneten Eigenschaften, und auf einer Reihe günstiger Umstände sowie auf dem starken Vermögen, sich den buntwechselnden Verhältnissen des Lebens anzupassen.

Jeder Mensch sieht nur seinen Regenbogen und ist der Mittelpunkt in ihm. Und so auch jedes Individium in seinem Leben. Man erblickt bloß den glänzenden siebenfarbigen Bogen, der nur vorhanden ist durch das Vorhandensein des betrachtenden Auges; aber das blendende Farbenspiel kann doch nicht sichtbar werden ohne eine dunkle Wolke als Hintergrund. Und diese schwarze Wolke ist der Tod und der Untergang „der andern,“ ohne deren Verschwinden „ich“ nicht existirt hätte. Wären jene nicht mit einbegriffen in der Sterblichkeitsziffer, dann hatte ich es thun müssen, denn der Drache der Sterblichkeitsprozente muß jährlich seine Anzahl von Opfern haben, bis es einem Sankt Georg beliebt, sich einzufinden, was er bisher noch nicht gethan hat.

Wenn ich bei meinen bald erreichten vierzig Jahren stehen bleibe und einen Augenblick zurücksehe auf die am Wege Gefallenen, dann erblicke ich ein entsetzliches Schlachtfeld, und wäre bei einer andern Weltanschauung leicht auf den Gedanken verfallen, daß meine geringe Person unter dem unmittelbaren Schutz eines Gottes gestanden habe, und doch glaube ich nicht, daß ich düsterere Erfahrungen gemacht wie andere, tieferes Unglück erlebt wie andere, sondern nur größeren Mut gehabt habe, die Leichen in meiner Erinnerung aufzusuchen.

Ich sehe vier kleine Geschwister in ihren Särgen; sehe Vater und Mutter, Tanten, Onkel, Großeltern tot. Die jungen starben, weil sie zu jung waren, und die alten ganz natürlich, weil sie zu alt waren. Meine Mutter [illegible] Wochenbetten, und mein Vater nach erreichtem vier und siebenzigsten Lebensjahre. Alles ganz natürlich.

Ich erinnere mich innerhalb der Verwandtschaft mancher [illegible], weil meine Familie die eines Kaufmannes war, und unter Kaufleuten [illegible] nicht selten [illegible] und aufgedeckter [illegible] [illegible] [illegible] Sache, [illegible] [illegible] [illegible] zwischen Eltern und Kindern. [illegible] zwischen Geschwistern [illegible] Frauen und [illegible]. — alles [illegible] [illegible] Leben [illegible].

Von meinen Lehrern in der Schule hat sich einer erhängt, vier sind wahnsinnig geworden, zwei an der Schwindsucht gestorben, einige verkommen und verschwunden, und sicherlich vielmehr, mir unbewußt, aus der Welt gegangen. Massenweise sind meine Schulkameraden gestorben, manche im Gefängnis, wieder andere total verkommen.

Eine Photographie aus der Gymnasiastenzeit ist noch in meinem Besitz, auf welcher ich zusammen mit vier Jugendfreunden abgebildet bin. Von diesen vier sind drei tot. Einer starb als Kandidat der Medizin auf einem Kriegsschiff; der andere als Lehrer, der dritte als Anwalt, alle aber vor dem fünf und dreißigsten Jahre.

Von zwanzig Kommilitonen auf der Universität, die von derselben Schule abgegangen waren, sind mindestens acht gestorben, einige haben Schiffbruch erlitten, und vielleicht nur fünf kennen mich noch. Und wir hatten doch jahrelang als Jünglinge Lust und Leid geteilt, denselben Kampf bestanden, einander beim Kommers an's Herz gedrückt, im selben Quartett gesungen. Was will das sagen! So ist das Leben; ich habe es so nicht gemacht, ich habe gelernt, über das Unvermeidliche nicht zu trauern, denn ich bin kein Hypochonder, obwohl man mich einen Pessimisten nennt.

Könnte ich mich noch der Ammen, der Dienstboten, Hausdiener, Buchhalter erinnern, die während meiner Kindheit in meinen Gesichtskreis traten, so würde der Fond noch düsterer: wegen Diebstahl Entlassene, im Siechtum Umgekommene, elendem Gewerbe Verfallene; Legion, denn „da unten" ist der Kampf schwerer, die Versuchung leichter. Also ganz natürlich!

Dies ist der dunkle Hintergrund. Wir wollen nun den Gesichtspunkt ändern und annehmen, wir könnten den Regenbogen der andern betrachten.

Jetzt sehe ich nicht mehr die kleinen Leichen gestorbener Geschwister; ich sehe die Lebenden gesund, zufrieden, in Stellungen, die vielfach die Hoffnungen ihrer Jugendträume übertroffen haben; glücklich verheiratet, im Besitz starker Kinder. Ich blicke noch weiter zurück in die Vergangenheit; einen gewissenhafter, friedliebender Vater, der ein stilles Familienleben mit Blumen und Musik verlebt; ein Haus mit vielen Freunden, zahlreicher Jugend, altmodischen Vergnügungen, Tanz und Spiel; ich sehe zahlreiche Verwandte mit edlen, schönen Zügen aufopfernder Geschwisterliebe, (ungewöhnlich) kindlicher Ehrfurcht, tochterlicher Liebe; glückliche (selten) Ehen; steigenden Wohlstand auf alten Ruinen, Reichtum sogar an einigen Stellen, gute Gesundheit, frohe Laune, bürgerliches Ansehen.

Und unter den Lehrern sehe ich früher arme Kollegen als Rektoren, die sich einen Namen und gelehrtes Ansehen verschafft haben, glücklich und reich verheiratet.

Und unter den Schulkameraden zwei Minister, einen Pastor primarius; Professoren, Richter, berühmte Künstler, Schriftsteller von Rang, einen hervorragenden Schauspieler, Aerzte mit Praxis und eigenen Häusern, einen Weltumsegler, der sich im Besitz der Mitgliedschaft der Akademie und zahlreicher Orden befindet.

Mit einem Worte: Das Leben ist wirklich so schwarz wie nach der Behauptung der Menschen die Pessimisten es schildern, und das Leben ist wirklich so sonnig wie die Optimisten es schildern. Ein „entweder — oder," ein „entweder schwarz oder weiß" hinsetzen zu wollen, ist nur eine logische Vogel-Strauß-Politik, denn das Leben ist beides. Der Fehler der Optimisten wie der Pessimisten besteht darin, daß sie ihr Denkinstrument monoman arbeiten lassen, so daß nur das eine oder das andere ausgewählt und gesammelt wird. Dies ist ein nicht ungewöhnliches Verfahren bei wissenschaftlicher Beweisführung, besonders angewendet beim historischen Beweise, wo alle die Fälle gesammelt und angeführt werden, welche den Beweis

„für“ erbringen sollen, während die Fakta, welche das Gegenteil beweisen könnten, fortgelassen werden. Weshalb es auch kaum eine wissenschaftliche Arbeit geben wird, welche bei einigem guten Willen nicht der Kritik und dem Gegenbeweise unterworfen werden könnte.

Ein anderer ebenso gefährlicher nnd noch gewöhnlicherer Fehler in der Schlußfolgerung ist der, Fakta, die nur in der Zeit auf einander folgen, in Kausalzusammenhang zu setzen. Wenn jemand mich eine schlechte Handlung, die vom Gesetz nicht bestraft wird, begehen sieht, und ich gerate dann ins Unglück, so bezeichnet der interessierte Beobachter mein Unglück gern als die Folge der begangenen schlechten That, und die Nemesis-Erdichtung ist fertig. Post non propter — nach diesem, aber nicht wegen dieses!

Dieser Mangel im Denkvermögen hat allen Aberglauben in der Wissenschaft, in der Geschichte, Philosophie und Religion hervorgerufen. Der Kranke erhält eine Arznei und wird gesund, also war es die Arznei, die ihn geheilt hat, sagt man, obwohl es nicht bewiesen ist, daß der Kranke nicht auch ohnedem gesund geworden wäre.

Schwester Gisela liegt im Krampf, sie betet zur Madonna, und der Krampf hört auf, folglich hat das Gebet zur Madonna geholfen, obwohl es die Krafterschöpfung der Nerven hätte sein können, welche die Spannung nicht länger aufrecht zu erhalten vermochte.

Aus dieser Quelle der Fehler ist stets der Glaube an Gespenster und weiße Frauen herorgegangen, und es ist nicht ungewiß, daß vieles, was heutzutage der Vererbung zugeschrieben wird, nachdem die Darwinsmonomanie epidemisch geworden ist, nur ein post non propter bedeutet. So wird in Ibsen's „Gespenster“ vom Sohne eine That wiederholt, die vom Vater begangen worden ist, aber sicherlich von allen normal gebildeten Söhnen aller Zeiten wiederholt worden ist.

In einem Hause, in welchem viele Menschen jährlich ein- und ausziehen, muß ein Beobachter im Verlaufe eines Menschenalters, wenn er alle Krankheiten, Todes- und Unglücksfälle sammeln würde, finden, daß dieses Haus unter einem Fluch stehe und, wie man es nennt, einen „bösen Hausgeist“ habe. Aber wir, die so oft von Haus zu Haus ziehen, können die Schicksale eines solchen nicht so weit verfolgen, darum bemerken wir es nur, wenn wir längere Zeit Gelegenheit hatten, die Geschicke der verschiedenen Mieter zu beobachten.

Ich war in der Lage, durch fünf und zwanzig Jahre das Schicksal einer Menschenwohnung und ihrer Einwohner verfolgen zu können, und wenn ich alles Elend zusammentrage, das ich dort gesehen habe, würde ich, ebenso wie meine weiblichen Verwandten und unter andern Gesichtspunkten, leicht den Glauben geteilt haben, daß das Haus unter einem „Bann“ stehe.

Als wir im Jahre 1857 einzogen, hatte der Wirt gerade Konkurs gemacht, während eine der Wohnungen von einem Wahnsinnigen bewohnt wurde. Das Haus ward bald darauf von einem halbruinirten Gutsbesitzer erstanden, der krank war und in mißlichen Familienverhältnissen lebte. Darauf kaufte es ein früherer Kutscher, ein reicher Mann mit angenehmen Lebensgewohnheiten, der die Musik liebte und selbst an den klassischen Violinquartetten teilnahm, welche Künstler in sein Haus einzuführen gebeten wurden. Darauf folgte Konkurs und Todesfall. Die früher reiche Frau eröffnete eine Kneipe; der Sohn wurde Soldat, die Tochter Schenkmädchen.

Jetzt wurde das Haus an einen Fabrikanten vom Lande verkauft. Er war ein Hypochonder und wurde für geistesgestört gehalten; Familienverhältnisse traurig; von den vielen Kindern gingen einige unter, einige starben, desgleichen die Mutter;

das Vermögen wurde durchgebracht, und der reiche Mann trieb sich schließlich als verkommen herum.

Dann kam ein reicher Brauer. Er machte ein großes Haus, suchte vornehmen Verkehr, gab seinen Kindern eine gute Erziehung; war selbst exemplarisch. Es war ein gutes, angenehmes, bürgerliches Haus. Aber zwei Söhne waren verstoßen, draußen in der Welt als Seeleute, ohne Nachricht von sich zu geben; die Frau des Hauses krank; die Töchter krank; dann religiöse Zweifel, unglückliche Liebe, Todesfälle, Irrenhaus und Selbstmord. Alles schloß mit einem Ruin, und der prächtige alte Bürgersmann mußte einen Buchhalterposten bei einem seiner früheren Umgangsfreunde annehmen.

Sehen zu müssen, wie diese geachtete, gebildete Familie vollständig ein Raub des Unglücks wurde, war derselbe Anblick, wie das Bild der Niobe, die mit ihren Kindern von den Pfeilen des rächenden Apollo niedergeschossen wurde. Ungewöhnlich groß gewachsene, schöne Menschen schienen sie sich (mythologisch gesprochen) den Neid der Götter zugezogen zu haben, und wurden dahingerafft, einer nach dem andern, bis sie im Laufe von zehn Jahren alle aus der Welt waren.

Darauf zog ein geisteskranker Bischof ein; soweit reichten meine Beobachtungen.

Während dieser Zeit hatte ich in demselben Hause einen Bruder und meine Mutter verloren; Familiensorgen gehabt und die Sturm- und Drangzeit des Jünglings durchgemacht, die wohl den meisten Menschen nicht erspart bleibt.

Was war nun mit diesem Hause? Sicher nichts anderes, als was bei anderen Häusern der Fall ist, nur mit dem Unterschied, daß dieses Haus seine Chronik gehabt hat. Oder war es doch schlechter wie andere? Vielleicht! In dem Falle aus dem einfachen Grunde, daß es ein einstöckiges, einsam gelegenes Wohnhaus war, ohne Nachbarn, von einem großen Garten und einem weiten Park umgeben. Da man die Beobachtung gemacht hat, daß Menschen, welche an sozialen oder ökonomischen Wunden leiden, dem großen Haufen der Menschen entfliehen und die Einsamkeit und die Natur aufsuchen, könnte man vielleicht den Schluß ziehen, daß sämmtliche Bewohner aus einer gewissen Notwendigkeit das einsame Haus aufgesucht haben, um sich hier zu verbergen.

Sie waren bereits verwundet, und deshalb versteckten sie sich; was wir andern sahen, war nur Todesarbeit.

Man verlegt ja Hospitäler und Lazarette außerhalb der Städte; dies Haus wurde ein Hospital, weil es die Lage dazu hatte.

Aber es war nicht nur und immer so. Mancher andere könnte die weiße Chronik des Hauses schreiben, und ich selbst würde dabei vielleicht ein enthusiastischer Mitarbeiter sein, denn in diesem Hause mit den vielen Obstbäumen, mit seinen weißen Birken habe ich auch sonnige Tage der Jugend verlebt; und ich kenne ein altes Ehepaar, das sicher das einsame Wohnhaus nicht betrachten kann, ohne wieder jung zu werden, denn hier trafen sie sich — zum ersten Male; und sie sind noch jetzt überzeugt, daß ein guter Geist darinnen wohnt, obgleich in Niobe und ihren Kindern die Gewißheit lebte, daß hier nur ein böser regierte!

* * *

Nach diesen Vorbereitungen können wir uns dem Problem der Nemesis nähern, welches durch die gewonnenen Formeln ohne besondere Schwierigkeiten gelöst werden kann, und mit größter Leichtigkeit gelöst wird., wenn man wie vorher sein „Ich“ zum Mittelpunkt macht.

Eine Person, welche für eine Mehrzahl kämpfend auftritt, ruft natürlich Feinde hervor. Ist der Herausfordernde hinreichend stark und seine Partei zahlreich genug, den Kampf bestehen zu können, so wird der Sieger, selbst wenn er schwer

verletzt ist, nach Verlauf einiger Zeit Geschlagene und Verwundete unter seinen Feinden zählen können. Ist er außerdem vermessen genug, seine Sache für heilig zu halten, so wird er glauben, daß eine strafende oder rächende Macht seine „heilige“ Sache geschützt und die Feinde vernichtet habe, besonders wenn sie ohne sein direktes Zuthun gefallen sind.

Indem ich auf jede Erklärung verzichte, die sich auf das Eingreifen einer höheren Macht stützt, will ich doch durch Beispiele beweisen, wie leicht ein solcher Aberglaube durch einseitiges Verfahren beim Zusammentragen von Fakta und besonders durch die Konsequenzen entstehen kann, welche durch falschen Zusammenhang der Kausalität aus denselben gezogen werden.

Nach einer vierjährigen litterar-sozial-politischen Fehde von ganz unbestimmten Proportionen habe ich einen Ueberblick über das Schlachtfeld genommen, und sehe da so viele tote Feinde, daß mir das Leben unheimlich vorkommt, da ich leicht berechnen kann, daß ein gleiches Geschick sehr bald und mit großer Wahrscheinlichkeit auch mich treffen kann.

Der erste, der Erzfeind, welcher eine einträgliche Zeitung besaß, wurde durch einen zufälligen Sieg zu größeren Unternehmungen verleitet, die ihn ruinirten. Möglicherweise hatte ich seinem Ansehen geschadet und ihn lächerlich gemacht, so daß seine Worte nicht mehr den gleichen Wert hatten wie früher.

Der zweite bestand aus der ganzen Redaktion einer großen Zeitung, die mit grobem Geschütz feuerte. Es entstand eine Palastrevolution, und die ganze Truppe wurde zerstreut. Einer, der Gehässigste, endete im Irrenhaus; einen zweiten rührte der Schlag in einem Restaurant; ein dritter, der zwölf Jahre lang wider mich gestritten hatte, verschwand.

Ein Litterat, der mir Untergang geschworen hatte, starb plötzlich kurz nach einem Erfolge, den er vergebens zu verhindern gesucht hat.

Ein geachteter Schriftsteller, der ein Schmähstück geschrieben hatte, starb; ein anderer wurde bei einem Theaterunternehmen ähnlichen löblichen Schlages ruiniert und machte bald darauf ein glänzendes Fiasko, das ihn von Höhe seines Ansehens zu Boden stürzte. Mein mächtigster aber hinterlistigster Feind starb an einer entsetzlichen Krankheit.

Von einer Gesellschaft, die ein drittes Schmähstück verfaßte und aufführte, starb ein Verfasser, der zweite wurde seines Amtes schimpflich enthoben und mußte das Land mit Schimpf und Schande verlassen. Von den Uebrigen weiß ich nichts.

Der Verfasser eines Schmähgedichts starb ein Jahr darauf.

Ein Zeitungsredakteur wurde außerdem entlassen, seine Waffenträger brotlos gemacht. Soviel habe ich in Erfahrung bringen können. Im Laufe von vier Jahren also: sieben Tote, einer im Irrenhaus, sechs untergegangen.

In welchem Zusammenhang steht dies nun mit meiner Thätigkeit als Feind? Oder giebt es überhaupt keinen Zusammenhang?

Hier dürfte ein „Sowohl — als auch“ am Platze sein.

Manchen mögen meine kriegerischen Bewegungen in die Enge getrieben haben, so daß ihm diejenige Ruhe abhanden gekommen ist, welche im Kampfe des Lebens notwendig ist. Andere mögen sich über ihre mißglückten Angriffe geärgert haben oder dem Untergang bereits geweiht und dem Kampf nicht gewachsen gewesen sein; wieder andere hatten nichts zu verlieren und suchten eine leichtgewonnene Berühmtheit dadurch zu erlangen, daß sie den [illegible] für einen [illegible] Angriff [illegible].

Kehre ich nun das Blatt um und suche die [illegible] Feinde, so [illegible] sich eine Nemesis zum [illegible], für meine Widersacher, welche sie mit ganz [illegible] Erfolg gegen mich [illegible] konnten.

Ein Verleger erhielt eine Denkmünze, weil er im rechten Augenblick die Herausgabe einer meiner Schriften verhindert hatte; ein unbedeutender Litterat erwarb sich einen großen Namen, indem er mich schmähte; drei seiner Gesinnungsgenossen rückten in die Stellungen von Redakteuren auf; ein nicht beförderter Beamter erhielt einen Orden für sein Auftreten gegen die Religionsfreiheit, die von mir vertheidigt wurde; meine Thätigkeit und meine Niederlagen schenkten zwei großen Zeitungen das Leben, die sonst nicht hätten bestehen können; und die Redaktion, die ich bekämpft, schloß sich zum ersten Male einträchtig zusammen und siegte — bis auf weiteres. Würde der Feind außerdem jedes Mißgeschick, jedes Unglück, das mich getroffen hat, zählen, so würde sein Glaube von einem strafenden Gotte noch viel mehr gestärkt werden. Dieser strafende Gott, diese Nemesis hat aber keinen andern Grund als alle andern Götter: Die Furcht, und hier zunächst: Die Furcht vor den Folgen, seinen Nächsten geschlagen zu haben, und hieraus das Bedürfnis, die Schuld von sich abzuwälzen. Sie selbst schlagen mich, aber sie wagen nicht, die Verantwortung zu tragen, denn man ist niemals sicher, daß nicht ein Rückschlag erfolgt, und so schieben sie die Schuld auf Gott. Rache ist die primitive Form von Strafe; Rache ist Selbstvertheidigung; Rache ist das Verlangen, das Gleichgewicht im Gesellschaftsverhältnis wiederherzustellen. Alle Menschen wollen sich rächen, aber keiner wagt es, denn die Rache wird gleichfalls gerächt. Um seine Rache ausführen zu können, ohne eine Rekonventionsrache zu riskieren, schob man sie einem unverantwortlichen Richter zu und taufte die gefährliche Handlung in Strafe um. Die Strafe wurde demnach die Rache ohne Verantwortung, aber wo die Strafe nicht ohne Gefahr angebracht werden konnte, stellte man die Sache Gott anheim, das heißt dem Zufall. Trifft den Beleidigenden später irgend ein Unglück, das mit großer Wahrscheinlichkeit vorausgesehen werden konnte, da die Unglücks-Probalität sehr hoch ist, so war die Rache ohne Zuthun des Richters geübt Wahrscheinlich trägt auch die Furcht des Beleidigenden vor der aufgeschobenen Strafe (böses Gewissen) dazu bei, ihn aus dem Gleichgewicht zu bringen, so daß er dem Mißgeschick, welchem er sonst vielleicht hätte ausweichen oder das er hätte bekämpfen können, leichter zum Opfer fällt.

Da ein direkter Kausalzusammenhang zwischen dem Unglück und der vorher begangenen That nicht entdeckt werden konnte, erhielt der unlogische Verlauf den Namen: Nemesis divina — die göttliche Rache!

Von Kunst und Leben.

Zeitstimmen seltsamer, bedeutungsreicher Art klingen wieder aus mancherlei Ecken unserer litterarischen Welt. Unsere Tagesblätter verzeichnen sie meist teilnahmlos, als Curiosa, die zwischen sensationellen Notizen von Mordthaten und politischem Partei-Gezänk nur den untergeordneten Rang des litterarischen Allerlei einnehmen. Und doch redet jede von ihnen ihre Sprache, ihren tiefen Glockenschall, der erzener dröhnen sollte aus dem Innersten des modernen Lebens heraus als Parlamentsgezänk oder die Notrufe einer zerbrechenden Zwangsmoral, der die schneidende Wirklichkeit des Lebendigen Hohn spricht. Aus Rußland kommt eine Erklärung Tolstois, die alle Schriften des Meisters frei giebt für jeden, der sie übersetzen, nachdrucken, bearbeiten will. Keinerlei geistiges Eigentum erkennt der Philosoph an. Was er sagt, soll jedem angehören, der es haben will. Mag der nicht autorisierte Uebersetzer sein Sündengeld frei dafür einstreichen. Mag der Bearbeiter das Gedankengold des fernen Meisters ummünzen in irgend eine

Scheidemünze oder Falschmünze, die er seinem speciellen Kreise bieten darf. Einerlei! Jeder soll kommen, nach dem Naturrecht, das die wilde Heilquelle dem Arzt weiht, der sie umfriedet und Tausenden nutzbar macht, wie dem Keiler des Waldes, der daraus säuft und sich dann darin wälzt und die krystallene Welle auf ein paar Stunden trübt. Es liegt ein eigenartiger Heroismus in jenem Erlaß. Die von Thoren wohlfeil belachte Naivetät des schlichten Mannes, der freiwillig noch einmal vergiebt, was längst — Dank ungeregelter litterarischer Verhältnisse — tausendfach vergeben ist. Aber auch die Hoheit des lauteren Denkers, der um der Wahrheit willen ringt, der weiß, daß selbst in hundert Wortentstellungen und Textverderbnissen die Goldkörner eines wahren Evangeliums ausdauern und daß die Wahrheit nicht das monopolisierte Erzeugnis eines Einzelnen ist, sondern ihre Macht in sich hat, die sich durchfrißt, wie und wo sie will. Nicht so groß klingt, was aus Frankreich — allerdings unsichere Stimmen zweiter Hand melden. Zola lasse eine neue Wandlung gewärtigen: Umkehr zum Religiösen, Ueberzeugung, daß im sozialen Befreiungskampfe der Gegenwart ein geistiges Manko herrsche, das nur durch Befriedigung des individuellen Erlösungsdranges in Gestalt transzendentaler Tröstung, wie sie vor allem der Unsterblichkeitsglaube der meisten Religionen bietet, zu paralysieren sei. Die Gerüchte sind unklar, und unklar müßte selbst, wenn ihr Positivstes sich bestätigte, der Gedankengang des Dichters sein. Denn die klare Wissenschaft, der er bisher gehuldigt, verläßt ihn hier. Ein Reich des Nebels beginnt, der individuellen Willkür, das Vielen ein Labyrinth geworden. Gleichwohl — die Wahrheit der keineswegs sicher beglaubigten Angaben zugestanden — würde auch dieser letzten, immerhin merkwürdigen Phase grade des Zola'schen Denkens die Consequenz nicht unbedingt fehlen. In wesentlichen Punkten war Zola bisher stets mehr Mystiker als er geglaubt. Ein Zug in der modernsten Welt treibt unleugbar zur Mystik. Schüler Zola's haben den Weg eingeschlagen. Aber bei ihnen mußte der Verdacht klar vor Augen bleiben, daß sie die neue Bahn gewissermaßen zu leicht eingeschlagen, der Verlockung nachgegeben, ehe sie das volle Bewußtsein der wenigstens in gewissem Sinne bedrohbaren Punkte auf der andern Seite recht erlangt. Wenn Zola selbst jetzt den Seitenweg wählen sollte, würde das immerhin weit bedeutsamer sein. Wir können nicht sagen, daß wir es wünschen, aber wir achten den Mut, der auch hier sich bewährt. Wer nach so viel Zeugnissen für logische Durchdringung des unmystischen Weltbildes der modernen Naturforschung bewußt den Cours ändert, hat auf alle Fälle das Recht, gehört zu werden, und wir wollen nicht auch in den grade die Wissenschaft erniedrigenden Fehler gewisser nachlassender Wissensleuchten der Gegenwart verfallen, derartigen Zeitstimmen einfach als schlagendes Argument die Wattepropfen in den Ohren alter Herrn entgegenzusetzen. Das dritte Individualitätszeichen, das als solches wieder lediglich erfreulich wirkt, ist eine Aeußerung Roseggers über den „Krieg“, die gegenwärtig die Runde durch unsere Presse macht. Sie ist erfolgt auf Grund einer Aufforderung von Seiten der Frau Suttner-Kinsky zum Eintritt in die österreichische Sektion der internationalen Friedensliga. Wie sie ist, ist diese ganze Liga im Moment gewiß praktisch stark Poetenwerk. Aber sie thut ihre Pflicht schon, wenn sie nur Stimmen sammelt. Roseggers kernige Sätze werden nicht ganz ungehört verhallen. „Für's Vaterland leben“ heißt es unter anderm, „das verstehe ich allein fürs Vaterland sterben — was heißt das? Es ist ein Anachronismus geworden.“ Und an anderer Stelle „Die überschüssige Volkskraft, werden Einige sagen, wohin mit ihr ohne Krieg? Meine Antwort: nützet die überschüssige Volkskraft gegen die feindlichen Elemente, nützet sie zur Urbarmachung unfruchtbarer Länder, nützet sie zur Hilfe der bedrängten, notleidenden Gesellschaftsklassen. Nein. Kriege unter den zivilisierten Völkern sind keine Naturnotwendigkeit, sie werden heute nur mehr künstlich gemacht.“ Das sind Goldworte, und daß sie ein deutscher Dichter gefunden, ehrt den ganzen Stand.



Das Lumpengesindel.

Komödie in 5 Aufzügen von

Ernst von Wolzogen.

(3. Fortsetzung.)

Zweiter Aufzug

spielt in der Wohnung Friedrich Kerns. Dürftig möblirtes Zimmer. An der rechten Seite zwei Fenster und dazwischen eine Tür nach dem Balkon. Hinten Tür nach dem Vorflur, links nach dem Schlafzimmer. Am vordersten Fenster ein alter Schreibtisch, mit Büchern und Papieren unordentlich bedeckt. An der Hinterwand ein großes, sehr altes Schlafsopha, davor ein Tisch mit ein paar Stühlen herum. Großes, unordentlich vollgepfropftes Bücherregal an der linken Wand, daneben ein wackliger kleiner Schrank Ueber dem Sopha hängt ein großer Karton, Karrikaturen der Gebrüder Kern in Kohle oder Kreide darstellend, an den Wänden verteilt mit Stecknadeln oder Reißnägeln befestigte Holzschnitte und dergleichen

Beim Aufgehen des Vorhanges ist die Bühne von einem so dichten Qualm erfüllt, daß man zunächst die auf dem Sopha liegenden Brüder Friedrich und Wilhelm Kern nicht gewahr wird. Sie liegen einander gegenüber, ihre Sohlen gegeneinander stemmend und die erhobenen Beine mit den Armen umfassend. Beide haben lange Pfeifen im Munde, aus denen sie fürchterlich qualmen.

Friedrich (dem es gelingt, ein Bein auszustrecken) Siehst Du, mein Söhnchen, haben wir Dich jetzt?

Wilhelm.*) Ja Kuchen, mein Herzchen, beide Beine, wenn ich bitten darf!

Friedrich. Also bon! Encore une fois! (Spricht das Französische sehr schlecht aus.)

Durch die Hintertür treten ein die Witwe Schwumbe, eine ächte Berliner Madame in den Fünfzigern, behäbig und doch flink, gefolgt von Frau Else Kern, einer hübschen, stattlichen Erscheinung, etwas blaß und vergrämt, sehr einfach gekleidet.

Schwumbe. Scheen jud'n Dach ooch, meine Herrn! Wenn Se jietigst entschuldigen woll'n, daß Mutter Schwumben ooch mal wieder nach Ihnen sehn kommt .... (sie hustet) Nee, ick sage, det hab'n Se sich ja wieder recht jemietlich jemacht! Jotte doch, der Hecht! Janz wie in de jute alte Zeiten!

Friedrich und Wilhelm. 'N Dach, Frau Schwumben!

Wilhelm. Platzen Sie sich derweile! Wir sind gleich fertig.

Else (Tür und Fenster aufreißend). Uf! Nein, das ist ja unerträglich! Ich begreife garnicht, wie Ihr in dem Qualm atmen könnt!

Wilhelm (heftig gegen Friedrich anstemmend). Na warte jetzt! Uh!

Friedrich. Oho, denke garnicht d'ran!

Else (den Kopf schüttelnd). Was treibt Ihr denn da wieder für Kindereien?

Friedrich. Wir wresteln um die Meisterschaft der Welt, mein Liebling!

Wilhelm (der in dem Augenblick Friedrichs Beine zurückdrängt). Oho! Reingefallen! Siehst Du, mein Herzchen?

Friedrich. Pfui! Das war perfide! Else, daran bist Du schuld! Du hast mich abgelenkt! Sonst hätt'st Du mich nie gefaßt!

(Beide richten sich auf.)

*) Die Anwendung des Stotterns und Wiederholens von Worten, wie sie im ersten Akte angedeutet wurde, bleibt fortan dem Darsteller überlassen.



Schwumbe. Haach, nee! Sonne spaßijen Herrn! Abs un Cannon mit de Beene! Ick lach' mir dodt!

Wilhelm. Donnerwetter, das zieht ja infam!

(Ein Windstoß, den man sausen hört, weht Papiere vom Schreibtisch herunter.)

Friedrich. Else! Um Gotteswillen meine Papiere! (Er springt auf und eilt nach dem Schreibtisch.)

Schwumbe. Nee, 't is ooch wahr! Ick spier' et immer jleich an mein Reißen! Mit meine jriene Seite muß ick mir eklig in Acht nehmen. (Hält sich ihr Taschentuch an die linke Backe.)

Wilhelm (singt, indem er sich den Rock zuknöpft und den Kragen heraufschlägt). Der Rheumatismus — ja Rheumatismus!

Schwumbe. Jott ja, wat sonne feine junge Damens sind, die kennen ja heite zu Dage son bisken Tobaksqualm nich meah vadragen, obschonst man eijentlich annehmen sollte, daß et bei son Wachmeester ooch nich immer blos nach Odde Colonche riechen dhut.

Friedrich. Na, na, Schwumben, werden Sie nicht anzüglich!

Schwumbe. Na, ick meene ja ooch man blos! Bei die Bildung von Ihre Frau Gemahlin is et ja wol am Ende ooch keen Wunder! (Stellt sich an, als ob sie das Reißen kriegte.) Autsch! Na, ick sage jahnischt, wenn ick mir morjen wieder lejen muß!

Wilhelm (nickt).

Schwumbe. Sehn Se, sehn Se, sehn Se!

Friedrich (zu Else). Na, ich dächte, nun ließen wir's genug sein! Du wirst Dir auch was holen, Kind! (Er streichelt sie.)

Else (sich ihm entziehend). Macht, was Ihr wollt! (Leise.) Wenn Du mir einen Gefallen thun willst, dann mach', daß das alte gräßliche Weib bald geht!

Friedrich (vorwurfsvoll). Na, na, Else!

Else (rasch ab in das Zimmer links).

Friedrich (schließt Tür und Fenster). So, Frau Schwumben, nu können Sie die Scheuklappe wieder einstecken. Kommen Sie, setzen Sie sich!

Schwumbe. Ich bin so frei. (Steckt ihr Tuch ein und setzt sich am Tische.) Wenn't Ihnen aber unanjenehm is, Herr Doktor, det ick Ihnen in Ihre eheliche Häuslichkeit stören dhu, denn brauchen Se't blos zu sagen!

Wilhelm. Aber, verehrte Gönnerin, wie können Sie so was von uns denken! O nein, es giebt schon noch dankbare Seelen!

Schwumbe. Ach Jott, uf Dankbarkeit mach' ick ja am Ende jar keenen Anspruch nich! Et war mir ja 'ne Ehre, det zwei sonne berühmte jelehrte Herrn sich so ville Jahre lang wohl jefühlt haben bei sonne einfache arme Witfrau als wie icke — na, un det haben Se doch wol am Ende!

Friedrich (legt ihr die Hand auf die Schulter, herzlich). Jawohl, Mutter Schwumben, das haben wir!

Wilhelm (ebenso). Sie waren ja auch ein Juwel von einer Wirtin, langmütig und von Herzen freundlich!

Schwumbe (gerührt). Ick danke Ihnen, Herr Wilhelm, det thut mir wohl, det Se mir so erinnern! Denn wissen Se, seit Sie nu weck ausjezogen sind, die vierzehn Dage bin ick mir [illegible] vorjekommen, wie wenn ick noch mal Witwe jeworden wär'. Ick hab' ja nu wieder vermiet', Jottlob, an 'n'n jung[illegible] Herrn, der mir gleich 'n Monat vorweg bezahlt hat . . .

Friedrich. Was Sie uns nicht immer vorwerfen können!

Wilhelm. Das wissen die ewigen Götter! Die [illegible] hat oft genug ausfallen müssen wegen plötzlich eingetretener Heiserkeit!

Schwumbe. Nu ja, aber scheene Zeiten waren 't doch — was, Herr Friedrich? Die Ufrejung mit'n Jerichtsvollzieher, Jotte doch! Ick fahre noch manchmal im Droome uf, wenn ick daran denke.

Friedrich. Haha! Wie Sie immer mit tödtlicher Sicherheit den Mann des Gesetzes ahnten!

Wilhelm. Und dann so auf Strümpfen nach dem Guckloch schlichen!

Schwumbe. Ja, un wie ick denn immer erst de Wertjejenstände so, haste nich jesehn, verschwinden ließ! Haach ne, ick sage, wir haben doch manchetmal unsen Spaß jehabt, nich wah, Herr Doktor? Na, jetzt werden Se sich nu freilich vor sonne Fisiten nicht mehr zu firchten brauchen.

Friedrich (sich den Kopf kratzend). Na wissen Sie, was das betrifft . . .

Schwumbe. Na, ick dachte, 'n bisken wat wird der Herr Wachmeester seine Dochter doch wol mitjejeben haben.

Friedrich. Teure Freundin, darüber habe ich mir nun niemals Illusionen gemacht. Meine Hände sind rein von ungerechtem Mammon!

Schwumbe. Nee, wat Sie sagen! Jahnischt? Nu freilich ja! Die feine Erziehung von Freilein Else mach'n ja wol 'n scheenet Sticke Jeld jekost' haben. Nee, det kann wirklich 'n Hund jammern, daß det nu Allens zum Fenster soll raus-jeschmissen sin, blos wejen sonne . . . . na, ick sage jahnischt!

Friedrich (ärgerlich). Das ist auch besser, Frau Schwumbe! Schämen Sie sich, wer wird so eifersüchtig sein!

Schwumbe. Eifersichtig, icke?! Ick wißte nich, woruf! Mir kann Keener was nachsagen!

Wilhelm (warnend). Na, na, Hahn in Ruh', Frau Schwumbe!

Schwumbe. J, wat denn? Wat hab' ick denn schonst jesagt? So bin ick doch ooch nich, deß ick allen ollen Tratsch rumdragen dhue wie sonne Waschfrau! 't kann ja Jeder vor seine Dihre kehr'n!

Friedrich (ungeduldig). Thun Sie mir die einzige Liebe und fangen Sie nicht so an, Mutter Schwumben! Für Klatsch habe ich absolut kein Verständnis!

Schwumbe. Klatsch nennen Se det, Herr Friedrich?! Na ick kann Jhnen man sagen: Man is doch 'ne olle erfahne Frau un hat, Jott sei Dank, noch seine jesunde zwee Oogen in'n Koppe; aber det kennen Se mir nich nachsagen, det ick mir je mit ible Nachrede jemeene jemacht hab! Wenn ick det jewollt hätte — ach Jotte doch, wie Wachmeester Polke noch bei uns in't Haus wohn'n dhat, da hab'n se manchet iber'n jesprochen, wat jrade 'n Schwiejersohn keene jroße Freide nicht jemacht hätte!

Wilhelm (leise). Donnerwetter, halten Sie doch 'n Rand!

Friedrich. Hören Sie mal, ich verbitte mir diese verdammten Anspielungen! Ich will ein für allemal so was nicht hören!

Schwumbe. Herrjees ja, ick jeh' ja schon! So brauchten Se Jhre olle mitterliche Freindin ooch nich jleich anzuschnauzen, Herr Friedrich! Aber natierlich, so is et ja imma, uf'n hibschet Jesichte fall'n die jungen Herrn rin wie de Fliejen, da jiebt et keen Halten meah — un wenn sonne jute olle Frau mit'n weechet Jemiete det ooch noch so jut mit Eenen meent, da wird nachhea immer feste d'ruf rumjetrampelt, da jiebtet keene Schonung nich vor de Jefiehle! (Immer weinerlicher.) Na atchee, Herr Willem, Sie war'n ja imma der beste jejen mir; aber natierlich — nune dat Se bei de hibsche Frau Schwäjerin unterjekrochen sin, werd'n Se wol ooch anfangen mir mit Fieße zu breten! Immer rin in'n ollen Müll mit de Schwumben! Verdient hab' ick det nich um Jhnen, det weeß der liebe Jott!

Wilhelm. Na aber, Mutter Schwumben, Sie sind wohl rein . . .

Schwumbe (sich die Augen wischend). Nee lassen Se man! Reden Se man joh keenen Ton! Ick weeß schon, wat ick weeß! Mir machen Se nich dumm! (Zu Friedrich gewendet.) Wird jah nich lange dauern, denn wer'n Se sich eklich nach de Schwumben bangen, kann ick Ihnen sagen! Denn daß det uf de Dauer nischt jeben kann, det sieht doch 'n Blinder mit de Hiehnerogen! Son jroßer Dichter wie Sie — un 'ne Wachmeesterdochter! Un wenn se dreimal durch't Jouvernanten-examen jefall'n wär, statts eenmal — det zieht nich zusammen, det hab' ick imma jesagt un dabei bleib' ick ooch! Atchee, die Herrn! Nehmen Se't man joh nich ibel, daß ick mir iberhaupt erlaubt habe! (Rasch ab hinten, schlägt die Tür hinter sich zu.)

Friedrich (indem er ärgerlich unter den Papieren auf dem Schreibtisch herumkramt). Na, zum Donnerwetter, wo steckt denn das?!

Wilhelm (nach vorn kommend). Was suchst Du denn?

Friedrich. Ach, die Verse von gestern Abend! (Er faßt Wilhelm an einen Rockknopf.) Du sag' mal: was will denn nur die verrückte alte Schraube mit ihren verdammten Anspielungen auf den Papa Wachtmeister und auf Else?

Wilhelm. Na, darüber wirst Du Dir doch kein graues Haar wachsen lassen! Das ist doch nun mal die Art und Weise, wie die Weiber ihre Wut an-einander auslassen.

Friedrich. Hat sie Dir etwa was gesagt?

Wilhelm. Ih, kein Bein!

Else tritt wieder von links auf, beschäftigt mit einer Flickarbeit.

Else. Na, ist die Luft jetzt rein? Erlaubt Ihr wohl, daß ich mich ein bischen zu Euch setze? Da drin kann man schon garnichts mehr sehen.

Friedrich (noch etwas mürrisch). Gewiß! Komm, setz' Dich hier an's Fenster zu mir!

Wilhelm. Ach Du, ich wollte jetzt eigentlich meinen Artikel schreiben da.

Friedrich. Das geht natürlich vor! Brotarbeit, Else — da dürfen wir nicht stören!

Else (seufzt, nimmt sich einen Stuhl und will sich damit an das hintere Fenster setzen. Friedrich streichelt sie beim Vorbeigehen über die Wangen. Sie sieht ihn forschend an.) Was ist Dir, Fritz? Hast Du Dich geärgert?

Friedrich. Ach nichts! Ich kann blos den dummen Weibertratsch nicht ausstehen! Wenn die Schwumben mir noch mal mit so was kommt, dann fliegt sie unsanft 'raus!

Else (freudig). Ach, Fritz, ich würde Dir so dankbar sein, wenn ich die Person hier nicht mehr zu sehen brauchte! Ich sehe es ihr ja an den Augen an, wie sie mich haßt! Sie lauert ja nur auf Gelegenheit, Dich gegen mich aufzuhetzen.

Friedrich. Du hast wohl Angst vor ihr?

Else (stutzend). Angst, ich? Wieso? Hat sie mich denn etwa schon schlecht gemacht?

Friedrich (nimmt ihren Kopf in beide Hände und sieht ihr in die Augen). Beruhige Dich, Herzchen! Ich höre nicht auf Weiberklatsch: Wenn meine Else mir was zu beichten hat, dann wird sie es schon von selber thun. Nicht wahr? Das Vertrauen kann ich doch wohl haben zu meinem Frauchen, was?

Else (schmiegt sich stumm an ihn, das Gesicht an seiner Schulter verbergend).

Friedrich. Ist das wohl eine Antwort? (Ihr den Kopf aufrichtend). Potz Tausend, Du willst doch nicht etwa heulen!

Else (ihm in's Ohr flüsternd): Ach Fritz, wenn wir allein wären!

Friedrich. Vor Wilhelm wirst Du Dich doch nicht geniren, Du kleines Schaf! (Er küßt sie).

Else (abwehrend). Nicht doch!

Friedrich (neckend, sie kitzelnd und küssend). Nicht doch, nicht doch! Gerade wie die kleinen Mädchen!

Wilhelm (der sich schon vorher an den Schreibtisch gesetzt und zu schreiben begonnen hat). Na Kinder, schnäbelt, so viel Ihr wollt, aber geräuschlos, wenn ich bitten darf! Das ist ja nicht auszuhalten!

Friedrich (zu Else). St! (Er zieht sie nach einem Stuhl mehr im Hintergrunde, setzt sich und nimmt sie auf den Schooß).

Else (leise). Wollen wir nicht ein bischen spazieren gehen? Ich möchte Dir so gern . . . ich wollte . . . ich möchte gern unter vier Augen . . .

Friedrich. Ach nee Du, blos nicht spazieren gehen! Das hasse ich! Hier in den alten, schauderhaften Straßen!

Else. Wir könnten ja mit der Ringbahn bis zum Brandenburger Thor und dann 'n bischen in 'n Thiergarten.

Friedrich (küßt sie). Donnerwetter, das ist auch eine Idee! (Springt auf). Komm, Wilhelm, laß Deinen Kram liegen!

Wilhelm. Absolut unmöglich! Muß heute noch fertig werden!

Friedrich. Na, siehst Du, Else? Dann ein andermal!

Else (leise). Natürlich, wenn es Wilhelm paßt! Ach, laß mich!

Friedrich (zieht sie wieder an sich). Komm, Schatz, sei doch nicht so! Morgen ist ja auch noch ein Tag! Wenn Du mir was zu sagen hast, kannst Du es doch auch hier sagen!

Else (ungeduldig auf Wilhelm deutend). Herrgott, begreifst Du denn nicht!?

Friedrich (verwundert). Na, vor Wilhelm haben wir doch keine Geheimnisse!

Else (ringt verzweifelt die Hände).

Friedrich. Na komm! Wenn Du durchaus willst, dann können wir ja auch in die Küche gehen so lange.

Wilhelm (steht auf und nimmt Tintenfaß und Manuscript vom Schreibtisch). Nee, Kinder, dann will ich man lieber gleich in die Küche gehen. Ihr gönnt Einem ja doch keine Minute Ruhe zum Arbeiten. (Gutmütig spottend): Schämen solltet Ihr Euch was! Ihr seid schon bald ein halbes Jahr verheiratet und führt Euch immer noch auf wie die verliebten Turteltauben!

Friedrich (behaglich lachend). Siehst Du Else, das hast Du nun davon! Jetzt wird er böse!

Else (die sich von Friedrich losgemacht hat und in den Vordergrund getreten ist, stampft mit dem Fuß auf und beißt in ihr Taschentuch).

Friedrich (zu Wilhelm). Hu, jetzt wird sie zornig! Sieh blos, wie sie dasteht! Famos, was! Ach Else, Du warst noch niemals so reizend wie heute! (Umfaßt die sich Sträubende und drückt ihr gewaltsam einen Kuß auf).

Else (ihn von sich stoßend). Fritz, ich will nicht — weißt Du denn garnicht, wie unzart Du bist?!

Friedrich (läßt sie erstaunt los). Unzart? Wenn ich meiner Frau einen Kuß gebe! Ich weiß nicht, was Du heut wieder hast.

Else. Nichts Besonderes, wahrhaftigen Gott! Ich werde mich ja wohl allmählich an mein Loos gewöhnen, Gefangene in meinem Schlafzimmer zu sein. (Rasch ab in ihr Zimmer).

Friedrich steht ganz verdutzt da, Wilhelm setzt sich wieder an seine Arbeit und pfeift leise vor sich hin.

Friedrich (tritt nach einer kleinen Pause wieder vor ihn hin und fragt ratlos): Mensch, kannst Du das begreifen?

Wilhelm (achselzuckend). Was ist da zu begreifen? C'est la femme!

Friedrich (schneidet ihm eine Grimasse und äfft ihm nach). U! C'est la femme! Da hast Du auch was Rechtes gesagt! Das ist die wahre Höhe! Wenn Du nichts zu antworten weißt, quatschst Du Französisch! (Geht erregt auf und ab).

Wilhelm. Schaf!

Friedrich. Sehr richtig bemerkt! Bin ich auch, daß ich Dich nach so was frage.

Wilhelm (wirft die Feder hin). So! Na, soviel wie Du verstehe ich auch noch von Weibern! Du hast ja keine Ahnung, wie man mit ihnen umgeht!

Friedrich. Ach, das willst Du mich wohl lehren? Du jugendlicher Jüngling Du! Das ist ja reizend.

Wilhelm (springt auf). Wenn Du denkst, daß Du vor mir was voraus hast, weil Du ein paar Monate lang den Ehekrüppel gespielt hast . . .

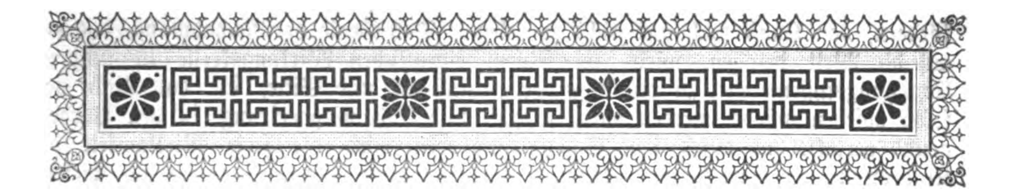
Friedrich. So! Gespielt habe ich?! Du Halbmensch trittst vor mich hin und willst mir sagen, daß ich gespielt habe! Der Mann allein ist doch blos ein halber Mensch, die Frau auch! Beide zusammen machen doch erst den ganzen Menschen, und erst der ganze Mensch ist überhaupt fähig, sich selbst, das Weib, das Dasein, das Entstehen und Vergehen in seinem ganzen tragischen Pathos zu erfassen!

Wilhelm (spottend). Au Donnerwetter!

(Fortsetzung folgt.)



Verantwortlich für die Redaction Wilhelm Bölsche, Friedrichshagen. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler. Druck: A. Seydel & Cie. Beide in Berlin.



Aus dem Lehrplan einer Erziehung durch die Kunst.

Von **Hans Schliepmann.**

Das Ziel, nach dem eine Erziehung durch die Kunst streben kann und soll, glaube ich unlängst*) dargelegt haben: Urbarmachung der Seele für uninteressirteste Lustempfindungen, Erweckung der Schaffens- statt der Raffenstriebe. Ich halte es nicht für notwendig, an dieser Stelle erst noch über den Werth der Kunst für die Ausbildung des Verstandes zu reden. Wer leugnet, daß eindringlicher Kunstgenuß ohne Verstandesthätigkeit möglich ist, der mag sich das Rückgrat mit Bürsten streichen lassen und gegenüber diesem Genuß auf alle Kunst verzichten. Sinnenkitzel schafft das und Ähnliches vollkommener als Kunst. Aber diese Bildung des Verstandes ist für den Erziehungswert der Kunst nicht das Wesentliche; das teilt sie mit anderen Disziplinen. Der Hauptnachdruck wird immer auf ihren spezifischen Wert, eben den vorhin angegebenen, zu legen sein.

Hiernach wird die Methode einer Erziehung durch die Kunst zu gestalten sein.

Ich bin nicht Pädagoge — glücklicherweise, hätte ich fast im Hinblick auf unsere jetzigen Erziehungsnöte gesagt — und ich fühle daher weder Drang noch Notwendigkeit, ein festes System auszuarbeiten. Aber ich will — ich muß vielleicht gerade deshalb — wenigstens im allgemeinen nachzuweisen suchen, daß mir die „Erziehung durch die Kunst“ nicht nur als ein Phantom vorschwebt, sondern daß mir die Grundzüge klar vor Augen stehen. Ich beschränke mich aber hier auf die bildenden Künste; die Literatur befindet sich ja bereits in unseren Lehrplänen, freilich oft absurd genug als Mumienverehrung behandelt; aber was hier not thut, wird sich unschwer aus dem ableiten lassen, was für die bildenden Künste gilt.

Nicht mit einem gewaltsamen Kopfsprung, bei dem die eisigen Wasser philologischer Abstractionen um das schaudernde Kind zusammenschlagen, braucht bei der Erziehung durch die Kunst begonnen zu werden. Nach dem großen Gesetze nur, daß jeder Einzelne das Leben und die Entwickelung der Gattung so zu sagen im Extracte wiederholen muß, ist an die primärsten Empfindungen anzuknüpfen, sind die ersten Kunsttriebe zu benutzen und herauszubilden; der Erziehung d u r c h die Kunst muß diejenige z u r Kunst voraufgehen. Es ist daher — zugleich ganz in Übereinstimmung mit der Theorie, daß die Charakterentwickelung möglichst ohne Suggestionseinimpfung vor sich gehen müsse — zunächst der Schaffenstrieb des Kindes auf jede Art zu

*) Vergl. Heft 42.

fördern, von Kunst noch gar nicht zu reden. Das Genie der Nachahmung, das wir auf die Welt bringen, wird von seinem eigentlichen Wirkungskreise in unserem Erziehungssysteme viel zu viel abgezogen; Anstand und Sitte, die das Kind von selbst absehen würde, werden durch Furcht- und Schamsuggerirung in den Vordergrund gerückt, und durch jene Suggerirung eben wird die freie Wirksamkeit der Kindesseele von vorn herein gelähmt. Spielen muß das Kind, nichts als spielen; aber nicht unter fortwährender Aufsicht Erwachsener, nicht mit fertigen Spielsachen. Von vorn herein muß es sich die Welt seiner Befriedigung selbst bauen. Was das zerrissene Schuhchen dem prächtigen kleinen „Stillvergnügt“ auf Knaußens bekanntem Bilde ist, das wird die Fußbank nebst einem alten Lappen dem kleinen Mädchen, der Sandhaufen, der Pappdeckel, der Besen dem kleinen Kerl, der sich seine Burg, seinen Helm, sein Reitpferd selbst schafft, indem er seiner Illusionsfähigkeit freien Spielraum läßt.

Diese Illusionsfähigkeit ist es ja gerade, die dann später durch den Verstand zu geregelter Phantasiethätigkeit gemodelt werden soll. Sie muß aber dazu erst in sich erstarken. Giebt man dem Kinde Spielsachen, die das Arbeiten seiner Phantasie nutzlos machen, weil sie bereits mehr Merkmale für die Aufnahmefähigkeit des Kindes besitzen, als die Erinnerung vom Urbild des Spielzeuges aufgespeichert hatte, so bleibt gar keine weitere geistige Arbeit zu thun. Es bleibt nur die Freude am Besitz; der kleine Mann wird blasiert, hohlköpfig, protzig — prädestinirter Großindustrieller. Man kann fest überzeugt sein, daß ein zweijähriges Kind, das mit einem ungeduldigen „Hab'm, Hab'm!“ ins andere fällt, durch unvernünftiges Gewähren ohne primitivste Erziehung zum Spielen bereits mit allen Keimen vollgepropft ist, sich selbst und Andere später unglücklich zu machen.

Alles Spielzeug soll nur Spalier sein, an das die Phantasie des Kindes ihre Ranken spinnt. Nur zuweilen hat dann die Hand des Erwachsenen einzugreifen, um an demselben Spielzeug zu zeigen, was größere Kraft vermag. Den Stiefelknecht als Puppe läßt man tanzen, aus Klötzen baut man eine Burg; ein neues Agens tritt damit allmählich an die Kinderseele heran: in rohester Form ein Ideal. Das Kind will das auch nachahmen, mit dem, was es besitzt, Höheres erzeugen. Mit jedem Schritt vorwärts sind dann die Grenzen weiter hinauszuschieben, jeder Eindruck aber muß erst vollständig ausgekostet sein, ehe ein neuer zugeführt wird. Das ist eigentlich die ganze Politik der Erziehung.

Neben dieser Erweckung der Illusionsfähigkeit und der Schaffenslust kann [illegible] nicht nur das erste Element [illegible] Wirkung der [illegible] entwickelt werden. Das Kind will tanzen, damit der Erwachsene den [illegible] nicht mehr mitzumachen braucht. [illegible] Melodie und [illegible], in dem einfachen Reigen [illegible] [illegible] Erzieher [illegible] Er ist der [illegible] Der was er [illegible] [illegible] neue [illegible] des [illegible] muß das [illegible] [illegible] das menschliche [illegible] zum [illegible] [illegible] — [illegible] [illegible] nach der [illegible]

gemachter Museumsbesuch, ein Kirchgang mit Orgelgebrause und Altarlichterglanz, ein Puppenspiel — aber eben nur eines! — giebt zum ersten Male in Kindesmaßstab den ganzen Rieseneindruck höchster Kunst und weckt für das ganze Leben die Sehnsucht nach Wiederholung eines Gefühles, dem man nichts vergleichbar fand. Nun gilt es anzuknüpfen an diesen Eindruck nach allen Richtungen, associative Vorstellungen als immer neue Sehnsuchtsbrücken zu jenem hinüberzubauen und so allmählich immer weitere Kreise der Phantasie des Kindes näherzurücken. Also Anschauungsunterricht im weitesten Sinne, Beschäftigung für die Sinne allerorten. Der Ruf: fort mit den nüchternen Schulzimmern! muß überall Widerhall finden. Der Sinn für Farbenharmonie und Symmetrie, für die einfacheren Natur- und Kunstformen kann durch einfache verständnisvolle Ausschmückung der Schulzimmerwände fortwährend rege gemacht werden, ohne daß es eines Lehrerwortes bedürfte. Wenn die Wandgegenstände „zerstreuen": lieber Lehrer, dann fasse in deinen eigenen Busen: deine Langweiligkeit läßt die Kinder abschweifen! Du hast hier nur ein gutes Thermometer für deine geistige Wärme!

Ein weiterer Ruf muß lauten: Auflösung der strengen Scheidung der Disciplinen. Der Naturgeschichtsunterricht muß neben den Elementen der Wissenschaft auch die Elemente künstlerischer Verwertung der Naturformen berühren, er muß zum Zeichnen drängen ebenso wie der mathematische Unterricht. Vor allem aber muß natürlich eben dem Zeichnen ein breiterer Raum zugestanden werden und es darf nicht wie bisher in geometrischer Schablone oder in Bildchenmacherei verkommen. Die Verlotterung und Geringschätzung dieses Lehrzweiges ist durchaus bezeichnend für den Dünkel der Philologen, die alles für unnütz halten, was sie nicht können, und nur das für nützlich, was ihnen trockener Lebenszweck geworden. Unter der Furcht, „Künstler", d. h. verfehlte Berufsmenschen, zu erziehen, oder der anderen, keine erziehen zu können, wird schließlich der fatale Zeichenunterricht als eine Art stummer und daher liebenswürdigerer Musikstunde stillschweigend geduldet. Alles nur Allotria gegen einen ledernen Weisheitssatz Ciceros! Natürlich sind denn auch die entsprechenden Programme für den Zeichenunterricht erfunden! Das Haarsträubendste leistet darin das, für die berliner Volksschulen aufgestellte und von wer weiß wie vielen Seminaren als höchste Weisheit fortgepflanzte System. Niemals hat das Reglementierbedürfnis sich volleres Genüge schaffen können! Niemals hat man's verstanden, die Vorbildung zu künstlerischem Sehen und Denken so vollständig in stumpfsinnige Exaktheitsfolter zu verwandeln. Das Zeichenbuch eines modernen Volksschülers ist das furchtbarste Pamphlet gegen die ganze Dressurwirtschaft unseres Philologentums.

Der Zeichenunterricht soll den Blick für schöne Linien, für harmonische Verhältnisse und harmonische Farben üben, dann aber, viel weiter, überhaupt das Auge öffnen für die umgebende Natur, endlich beiläufig einführen in die bildende Kunst. Nebenbei sind die primitiven ästhetischen Bedürfnisse nach Reinlichkeit und Abrundung, Abgeschlossenheit bei der Arbeit zu wecken. Das kann er leisten, ohne auf eine specifische Begabung der Kinder rechnen zu müssen. Man muß es den unbegabten Kindern nur leichter machen, beispielsweise das Durchzeichnen nicht verbieten. Gerade hierdurch läßt sich — ich spreche aus eigener Erfahrung — in kürzester Zeit sehr viel lernen. Freilich kommt dabei alles auf Unterweisung und Correctur, nichts auf Lieferung von ausstellungsfähigen Blättern an. Ebenso ist das Antuschen gelieferter Zeichnungen — Teppichmotive im weitesten Sinne — eine meines Wissens noch gar nicht geübte, dabei für Jeden mögliche und ungemein unterrichtende Uebung. Auf diese Anfänge kann das Zeichnen nach der Natur folgen. Vom einfachen Buchenblatt bis zur vollständigen Pflanze, zum Thier, zum Menschen — in erster Linie

stets mit dem Hinweis auf's Charakteristische, in zweiter erst auf vollendete Darstellung. Hieran reiht sich Stilisirung, der ein Abriß der Stillehre im Vortrag zur Seite gehen muß, wie denn Hinweise auf Kunstdenkmäler, fortwährendes Sehenmachen aller Analogien und Anomalien stets den Geist mit der Hand in Verbindung setzen muß. Hieran erst möchte ich Kunstgeschichte angereiht wissen, u. z. nicht biographische, sondern Entwickelungsgeschichte, damit nicht Größenverehrung, die gar zu leicht, in Götzenverehrung mit Phrasengedresche umschlägt, sondern im Wachsen, Werden, Fortentwickeln ein höherer Werth erkannt wird.

Bedeutungsvoller als alles das würde aber ein vernünftiger Handarbeitsunterricht sein, wie er von mehreren Seiten neuerdings angestrebt wird. Ganz abgesehen von dem unschätzbaren Gewinn, daß hierbei die Kinder Arbeit und Nutzen derselben endlich einmal selbst miteinander abwägen könnten, eine Fähigkeit, deren Mangel jetzt die verkannten Genies und blutigen Dilettanten auf allen Gebieten erzeugt, ist das Gebiet des Kunstgewerbes einesteils das nächstliegende für die Kunst des Alltags, anderenteils das instruktivste. Je mehr das Kunsterzeugnis von äußeren Bedingungen abhängig ist, desto energischer drängt es nach Stilisirung, die ja nichts anderes ist, als freiwillige Anbequemung und Nutzbarmachung jener Bedingungen. Dies ist aber *erkennbar* und festen Regeln unterworfen, also lehrbar. Hier darf also begonnen werden, den zweiten wichtigen Faktor des Kunstgenusses: Kunst*verständnis* (*nach* dem erweckten Kunst*gefühl*) auszubilden. Zugleich würde dies den ganz materiellen Vorteil einer Hebung der Industrie zur Folge haben. Wichtiger aber ist der rein geistige Gewinn an Stilverständnis. Der fast durchgehende Mangel an diesem, auch auf literarischem Gebiete, ist ein Hauptcharakterzug unserer gegenwärtigen Kunst. Woher soll denn freilich auch solch Stilgefühl kommen? Zweckmäßigkeit wird ja nirgends entwickelt; oder ist das ein *Zweck*, eine gute Zensur zu erzielen, versetzt zu werden? Ich fürchte, daß mehr als 80% aller Eltern hier erstaunt: „Natürlich!“ rufen werden. Das Kind vollends weiß nichts Anderes! Es ist erstaunlich, daß bei diesem System die Menschen noch schließlich so „ausfallen“, wie sie trotz der schlechten Fabrikationsweise noch im allgemeinen sind. Die elende „gute Censur“ bleibt freilich für Tausende durchs ganze Leben einziger Strebenszweck; sie wird mit Mitteln erstrebt, die der Menschheit nicht förderlicher sind als ein lateinischer Aufsatz De virtute, und schafft nicht mehr Befriedigung als von dem Stirnrunzeln eines Schulmeisterleins abhängig ist. Zielbewußtere, glücklichere, sinnenschärfere Menschen kann nur eine Erziehung durch die Kunst, die einer Erziehung durchs Leben analog ist, schaffen.

Aber woher die Zeit nehmen, auch noch Kunst zu lehren? werden die Wenigen fragen, die wenigstens theoretisch auf gleichem Standpunkte stehen. Für mich ist die Frage nicht so schwierig: hinaus mit den alten Sprachen! Unsere Unterrichtsleute machen mir immer den Eindruck von Raritätensammlern, die in eine tiefe Pfütze gerathen sind. Die Hände voll Trödelkram, den sie nicht fallen lassen mögen, müssen sie elend ertrinken. Laßt die geliebten Scharteken schwimmen! Eure Griechen und Römer sind bei Springen, Ringen, Singen und Hören und Sehen ohne Schulmeisterei eben jene gesunden Menschen geworden, die ihr so verehrungswerth findet. Mit eurem Humanismus habt ihr unsere brillentragenden, engbrüstigen, geschmacklosen, freudlosen und lebensschwachen Tugendmännchen herangezogen: *Menschen* erzieht ihr nicht mehr mit ihm! Jeder Tag bringt Neues, Wertvolleres für Wissen und Fühlen; Altes *muß* also endlich abgestoßen werden. Erzieht also die Kinder in eurem Altertum — oder laßt sie mit euch in die neue Zeit hineinwachsen. Mit oder ohne euch: sie kommt doch!



Ketzereien über Demokratie.

Von Dr. med. Thomas Stockmann.

II.

Ich sagte, daß die Demokratie Institutionen, welche von fachmännischer Sachverständigkeit geleitet werden müssen, Gefahr bringt. Um diese These zu erläutern und um zugleich zu zeigen, daß solche Gefahr nicht blos in meinem Kopfe, sondern in Wirklichkeit besteht, werfe ich ein Streiflicht auf zwei Institute, welche vermittels der proletarischen Demokratie eingerichtet worden sind, nämlich auf die „Arbeiterbildungsschule“ und die „Freie Volksbühne“ zu Berlin. Der Verein „Freie Volksbühne“ wird vorwiegend aus Arbeitern und Arbeiterinnen gebildet. Jene Einrichtung des Vereins „Freie Bühne,“ welche die Leitung ganz unabhängig von dem Vereinspublikum macht, durfte nicht übertragen werden auf die „Freie Volksbühne,“ weil diese sich an Schwärmer für das „demokratische Prinzip“ wendet. Die Leitung der „Freien Volksbühne“ und der „Arbeiter Bildungsschule“ mußten — das war unvermeidlich — auf demokratische Art gewählt werden. Diese Demokratie mag der „Freien Volksbühne“ vorläufig unerheblich geschadet haben. Wenn aber zur künstlerischen Leitung ein genügender Stamm sachverständiger Leute gewählt wurde, so geschah dies nicht durch die Demokratie, sondern trotz der Demokratie. Der Aufruf zur Gründung der „Freien Volksbühne“ hatte nämlich eine Gruppe von sachverständigen Köpfen versammelt, und diese Köpfe brachten vermöge ihrer Thätigkeit und Autorität die Volksbühnenbewegung unter ihre Leitung. Nicht so günstig verliefen die Vorstandswahlen der „Arbeiterbildungsschule“. Wilhelm Liebknecht, der intellektuelle Urheber dieses Instituts, warf leider zu früh seinen Plan unter die Masse, nämlich unmittelbar nachdem er durch den Fall des Sozialistengesetzes und die neue Organisation der sozialdemokratischen Partei in die Lage versetzt war, in Berlin zu wohnen. „Zu früh“ sage ich deswegen, weil er damals noch zu wenig Fühlung gewonnen hatte mit den in Frage kommenden Kräften Berlins. So kam es, daß die „Arbeiterbildungsschule“ gegründet wurde, bevor noch ein genügender Kreis sachverständiger Leiter und Lehrer versammelt worden war. Infolgedessen wurden bei den Wahlen, bei Einrichtung der Schulen und Anstellung der Lehrer mancherlei Mißgriffe begangen. „Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand,“ schienen Wähler wie Gewählte zu denken, und die Selbstüberschätzung, fast möchte ich sagen der Unfehlbarkeitswahn, welche so oft in „demokratischen“ Versammlungen sich entwickeln, glaubten die Anlage der „Arbeiterbildungsschulen“ in bester Ordnung. Entsprechend dem hohlen Prunken mit „Wissenschaftlichkeit“ und hohen Geistesleistungen, welches der sozialdemokratischen Bewegung leider oft eigen ist, und auch wohl pochend auf die Kraft eines Liebknecht, wähnte der Vorstand es könne der Schule gar nicht an Lehrkräften fehlen. Bezeichnend für diesen Optimismus ist der Umstand, daß man Schulen und Unterrichtsfächer einrichtete, bevor man noch wußte, ob sie auch durch geeignete Lehrer würden besetzt werden können, und daß man durch eine Annonce im Berliner „Vorwärts“ Lehrer in der Nationalökonomie, „materialistischen Geschichte“ u. dergl. suchte. Offenbar hatte man etwas läuten hören von der materialistischen Geschichtsauffassung eines Marx und Engels, ohne zu wissen, daß deren historische Forschungen höchst fragmentarisch sind, und daß zur Verfassung einer „materialistischen Geschichte,“ vorausgesetzt, solch eine dogmatische Richtung sei überhaupt wünschenswerth, erst das Genie geboren werden muß. Freilich war die Flut der auf die Annonce reagirenden Bewerber sehr groß;

doch welcher Verständige wird hieraus auf die Zahl der wirklichen Kräfte schließen! Aus der Fülle der Kandidaten wurden nun in Eile die anscheinend Brauchbarsten herausgegriffen und ohne weitere Prüfung angestellt. Natürlich führte diese Ueberstürzung zu Mißgriffen. Einzelne schlechte Lehrer, sowie mißliche Vorkommnisse in der Vereinsleitung diskreditirten die Schule derart, daß ihre Finanzen die Schwindsucht bekamen. Und nun steht die „Arbeiterbildungsschule“ schwach und krank zwischen Leben und Sterben; sie leidet — an der „Demokratie“. Doch selbst angenommen, sie stände ebenso glücklich da wie die „Freie Volksbühne“ zur Zeit, so schwebte doch diese Gefahr der „Demokratie“ gleich einem Damoklesschwerte über ihr, ebenso wie über der Volksbühne. Denn wenn nicht einige urtheilsfähige Köpfe die proletarische Demokratie zu inspiriren verstehen, macht diese leicht zu plumpe Mißgriffe. Die große Masse bedenkt schwerlich, daß jemand ein Volksschmeichler und effektvoller Redner, oder ein biederer Charakter und geachter Parteigenosse, und dennoch zur geistigen Erziehung des Proletariats unfähig, „ein guter Kerl, doch ein schlechter Musikante“ sein kann.

Die Sozialdemokratie liebt es, emphatisch von ihrer Culturmission zu reden und die „soziale Revolution“ oder auch die „Diktatur des Proletariats“ als Beginn einer neuen Aera, einer höheren Cultur zu bezeichnen. Alle möglichen Leiden und Fehler der gegenwärtigen Menschheit sollen angeblich schwinden, wenn erst die „schwielige Faust“ das Steuer des sozialen Schiffes hält. Obwohl auch ich ein Feind des „Klassenstaates“, der „Bourgeoisie“ und des „Kapitalismus“ bin, meine ich, daß die Sozialdemokratie sich selber über=, das Bürgertum aber und überhaupt die „herrschenden Klassen“ unterschätzt. Hätte nicht das Bürgertum idealistische, fähige und kenntnißreiche Köpfe hervorgebracht, so wäre die proletarische Emanzipationsbewegung kraftlos und lebensunfähig. Wichtige Bahnbrecher des Proletariats, wie Lasalle, Marx, Engels und andere entstammen dem Bürgertum, und gegenwärtig vermag das Proletariat von der Faust, körperlich überbürdet wie es nun einmal ist, nicht ohne Mithülfe der besser situirten Klassen jenen Bildungsfonds sich zu verschaffen, dessen es zur Verwirklichung seiner sozialen Ideale bedarf. Bescheidenheit thut also dem Proletariat not, bescheidenes Lernen von denen, welche von der Weltgeschichte in den Besitz geistiger Güter gesetzt worden sind. Jene „Demokratie“ aber, welche so vermessen ist, den leichtfertigen und plump funktionirenden Massenschädel über die Sachverständigkeit zu setzen, muß zum Ruin der proletarischen Bewegung beitragen.

Zu den Schäden, welche das übertrieben politische Vorgehen und die „Demokratie“ der modernen Welt hervorgebracht haben, gehört die Meinung, um eine bessere Gesellschaft zu erzeugen, müsse man in erster Linie eine brutale Macht schaffen, d. h. möglichst viele Menschen um gewisse wirthschaftliche und politische Ideen, oder richtiger Schlagworte, versammeln. Man bedenkt nicht, daß eine bessere Gesellschaftsordnung zahlreiche geistige und sittliche Verbesserungen des Volkes voraussetzt, daß also eine Idealisirung der Gesellschaftsordnung Hand in Hand gehen muß mit einer Idealisirung der Menschen. „Die Menschen zu bessern und zu bekehren“ ist nun freilich eine höchst schwierige, undankbare und entmutigende Aufgabe. Der Politiker scheint, weil er sichtbare Masseneffekte hervorbringt, mehr zu leisten, als der Volkspädagoge, und darum triumphirt die Politik über die Volkspaedagogik und findet zahlreiche Jünger, während sehr wenige sich der mühseligen und oft erfolglos erscheinenden Volkserziehung widmen. Doch nicht genug, daß die Politiker die Volkserziehung vernachlässigen; sie schädigen dieselbe sogar, indem sie zur Förderung ihrer politischen Ziele unreinliche Mittel anwenden. Dem Worte „Die Politik verdirbt den Charakter“ liegt eine Fülle von Beobachtungen zu Grunde; und die „Demokratie“ trägt auch zu diesem Verderben bei.

Es wäre nun aber verkehrt, wollte der Leser aus dieser Kritik der Demokratie folgern, mein Gesellschaftsideal sei ein System von Obrigkeiten und Bevormundungen im Sinne des Confucius, welcher der Volksmasse die Fähigkeit sich selber zu leiten, völlig absprach. Mein Ideal ist vielmehr eine Menschheit von autonomen Individuen.

Höchst langsam nähert sich die Menschheit diesem Ziele. Keinerlei Gewaltsamkeit vermag sie ihm näher zu bringen. Nicht auf blutige Revolutionen, sondern auf geistige kommt es an; auch nicht auf demokratische Abstimmung, Mehrheitsherrschaft und Gesetzgebung, sondern auf organische Fortentwicklung des menschheitlichen Vernunftlebens. Ob ich die Menschheit fördere, indem ich eine Masse zu einer einseitig politischen Aufgabe und Taktik brutal versammle, ist mir ungewiß. Wenn ich aber die geringste Aufklärung verbreite, wenn ich unwissenden Menschen Kenntnisse beibringe, wenn ich ihre Vernunftthätigkeit übe, so führt diese Volkspädagogik zweifellos zum höchsten Ziel. — Diese These mag lächerlich einfach erscheinen, — ja wohl, so einfach wie „das Ei des Kolumbus"!

Uebrigens will ich anerkennen, daß die moderne Demokratie dem politischen Zuständen der Vergangenheit gegenüber als ein mannigfacher Fortschritt bezeichnet werden kann. Durch blosses Aufheben der Hände Herrschaft auszuüben, ist wohl besser, als durch Aufheben der Schwerter; und die Heranziehung der unterdrückten Volksmasse zur Herrschaft ist sicherlich besser, als deren ewige Unterdrückung. Messe ich aber unsere Demokratie mit dem Menschheitsideal, zu dessen Verwirklichung ich beitragen möchte, so sage ich: Hol' sie der — „Geist, der stets verneint"!

Der Realismus in der Religion.

Von **Lou Andreas-Salomé.**

III.

„Ich erkannte, daß in dem unwillkürlichen Akt des Gebets die Schaffung eines Weltbildes bereits enthalten ist. Dem Betenden wird instinktiv zur Gewißheit, daß in ihm etwas lebt, das nicht ihn allein angeht, daß das ihn Umgebende an seinem Dasein teilnimmt, daran interessirt ist, daß dieselbe Lebenskraft — — — den ganzen Weltprozeß wie sein eignes Dasein erfüllt und vorwärts treibt. Er spricht gleichsam zu den Kräften, an die er sich wendet: helft nur, denn meine Sache ist eure Sache, in mir helft ihr Euch — — — — Ich— — — glaube zu gewahren, daß ein gewisser Parallelismus besteht zwischen dem gesamten Weltverlauf und meinem geistigen Lebensgang, insofern ich außer mir gewisse Tendenzen des Weltlaufes wahrnehme, welche mein sittliches Streben fördern und darauf hinzielen, den Kern meines reinsten Wollens über die Gräber zahlloser Generationen hinweg zum endlichen Siege zu führen. Und diese „gewisse Zuversicht" meines Gemütes — — — — nenne ich meinen Glauben an Gott."

Sichtlich haben wir uns hiermit bereits eine Strecke Weges von der treffenden Schilderung des Gebets im vorigen Kapitel entfernt: von der Schilderung jener leidenschaftlichen Exaltion des Betenden, der sein kleines Dasein gegenüber dem Dasein des Alls selbst in die Wagschale wirft, in heiliger Verwegenheit vom Weltlauf Unterordnung unter sein persönliches Lebensideal fordernd. Denn indem er so dies Ideal für sich zum Gott erhebt, setzte er sich ja dem Weltlauf und allen

Hindernissen und Gefahren, die dieser ihm in den Weg legt, **entgegen**! Hier hingegen herrscht Friede und Harmonie zwischen Einzelmensch und Gesamtwelt, und dieser Umstand, daß er sein Einzelideal dem Gesamtideal anpaßt, — ja **entnimmt**, giebt ihm grade seine Zuversicht bezüglich der Realisierung desselben. Weshalb mußte die erste Fassung unwillkürlich verschoben werden? Weil es sich nicht mehr um einen Individualgott, sondern sich um positive Gotteserkenntnis handelt, und sich daraus eine Entgegensetzung nicht nur von Mensch und Welt, sondern auch von Gott und Welt ergeben hätte. Weil das Denken des Verfassers ihm diese Auffassung verbietet, weil er sich gegen solchen erklärten Dualismus sträubt und ein monistisches Prinzip sucht, vergöttlicht er gewissermaßen den Weltprozeß und nachdem dies geschehen, muß natürlich das Lebensideal des Einzelnen, weit davon entfernt, sich individuell entgegensetzen zu dürfen, aus einer Harmonie mit dem „Weltenlauf und seinen Gesetzen“ herauskonstruirt werden. Er fühlt hier selbst einen Widerspruch, glaubt ihn aber in Ermangelung einer geeigneten Lösung stehen lassen zu müssen. „Findet man hier einen Widerspruch, er mag stehen bleiben. Mein aesthetisches Empfinden, meine Einsicht in den Kausalnexus alles Seienden zwingen mich, jeden Dualismus zurückzuweisen, die spontane Erhebung im Gebet wirft dieses Verdikt einmal über den Haufen, was schert's mich? Ich bin nicht nur aesthetischer Beschauer des Alls, sondern ich bin zu allererst ein Mensch, den die Not gar oft zum Gebet zwingt. Und ich dächte doch, es gehört mehr Kraft dazu, und es ist des Menschen würdiger, auch einmal mit Bewußtsein einen Widerspruch in sich zu ertragen, als sich zum Paradigma eines korrekten Systems zu machen. Als Gott sprach: Lasset uns Menschen machen, hat er wahrhaftig keine Gliederpuppen schaffen wollen, welche nach der Melodie eines schön komponirten Systems ihren harmonischen Reigen tanzen, sondern kraftvolle Menschen mit starker Individualität, ganze Menschen mit Kopf und Herz.“

Wenn man diese frischen, kernigen Worte hört, die Sprache eines echten Naturalisten und Realisten unter den theologischen Systematikern und Begriffsleuten, — dann möchte man ihm zurufen: nur noch einen Schritt weiter, anstatt diesen einen Schritt zurück ins theologische Lager. Aber will man einmal von einer rein individuellen Fassung des religiösen Problems absehen, dann ist hier in der That die denkbar kleinste Konzession dem speculativen Hang gegenüber gemacht, dann ist so voraussetzungsfrei wie nur möglich vermittelt zwischen modernem Denken und religiösem Fühlen. Beide, der religiöse und der denkende Mensch, wenden sich sozusagen nur an zwei verschiedene Seiten oder Auffassungen des Weltganzen, von denen die eine als göttlich, die andere als materiell empfunden wird. „Ist Beethovens neunte Symphonie, Wagners Walküre dasselbe, wenn der Kunstenthusiast sie naiv-empfänglich genießt, und dann, wenn er sie als Kritiker zerhacken, zergliedern und, wie die Steine eines Mosaiks, wieder zusammenlegen muß? — — — Schließt man überhaupt das Recht eines [illegible] Denkens neben dem Gefühlsleben aus? Jedenfalls existirt nun einmal das erstere so gut wie das letztere. [illegible] dasselbe All, das der [illegible] muß, um mit seinen [illegible] [illegible] wenn er im Gebet [illegible] Wenn der Fromme betet, treten ihm [illegible] die [illegible] [illegible] heraus und [illegible] eines [illegible] Meeres. [illegible]

[illegible]

Spekulation fernzuhalten, und die vagen Umrisse dieser, mehr ästhetisch als gedanklich construirten Gottheit, wollen wir ihm gewiß gönnen, falls diese seinen religiösen Bedürfnissen Genüge thut. Ich greife diese Stelle auch nur deshalb heraus, um aufmerksam darauf zu machen, wie viel weniger fein und scharf hier auf das religiöse Bedürfnis selbst eingegangen wird, als in den frühern Schilderungen: die psychologische Selbstbeobachtung, der es nur darauf ankommt, ehrlich bloszulegen, was das Herz bewegt, tritt zurück gegen den philosophischen Vermittlungsversuch zwischen dem religiös bewegten Herzen und dem Verstand. Um es Beiden möglichst recht zu machen, muß ein jeder von ihnen sich zu Conzessionen bequemen, und das ist der Grund der verhältnißmäßig geringen Wirkung aller solcher Vermittlungsversuche. Der Verstand, wenn er in freier Thätigkeit begriffen ist, geht achtlos daran vorüber und das erregte Gemüt im Moment seines religiösen Affekts geht achtlos darüber hinaus, es kümmert sich nicht um die Grundzüge der Weltentwicklung und will nicht deren Gesamtgehalt, sondern denjenigen der eigensten Persönlichkeit gottverklärt sehen. Es ist nicht zu leugnen, daß solche Versuche ihren praktischen Wert haben, weil sie in dem tobenden Kampf zwischen Denken und Glauben hier und da einen Waffenstillstand schließen, der aber nichts zum Austrag bringt und keiner Seite den Sieg giebt. Wenn man einen Blick zurückwirft auf die ganze religionsphilosophische Entwicklung innerhalb unserer bestehenden Religion, des Christenthums, dann staunt man über die unverwüstliche Zähigkeit, mit welcher das religiöse Gemüt sich immer wieder neue „Vermittlungen“ und Conzessionsansprüche gefallen ließ und sich ihnen immer wieder anbequemte. Denn im Grunde ist ja jedes korrekte Denken, das nur auf Erkenntnis der Weltwirklichkeit ausgeht, ohne Rücksicht auf die innersten Wünsche unserer Persönlichkeit, deren höchster eben der religiöse ist, — ein Hemmniß und eine Erschwerung für den religiösen Menschen, sich spontan auszuleben. Zur Zeit, als sein Denkvermögen es ihm noch gestattete, da war er noch garnicht bis in alle Feinheiten und Tiefen des Religiösen hinein kultiviert, — später aber war er schon durch Denkrücksichten gefesselt. Man kann sich vorstellen, daß da, wo Beides zusammentrifft: die voll entwickelte religiöse Kraft, als höchste Blüte einer langen groben Religionsentwicklung, — und unverkümmert die volle Naivetät des religiösen Wahns, ohne Einspruch des kritischen Verstandes, — daß da das religiöse Genie mit seiner schöpferischen That hervorbrechen mußte. Ein solches Genie ist ohne Zweifel Jesus gewesen. Seine gottschöpferischen Kräfte stellten noch das ganze Gottes- und Weltverhältnis so vor ihn hin, wie es das religiöse Gemüt verlangte, sie fanden den klassischen Ausdruck dafür, wenn ihn nur Der findet, dem alle Farben und Formen zu Gebote stehen, um das Bild seines Gottes zu malen. Spätern Zeiten mochte es überlassen bleiben zu vermitteln zwischen diesem starken naiven Kindesglauben und den harten Thatsachen der Erfahrung, die denselben nicht bewahrheiten will, — den harten Forderungen des Verstandes, der ihn anzweifelt. So wurde das Bemühen immer dringender, die Hauptzüge des Gottesbildes und Kindschaftsverhältnisses zu retten, indem man die ihnen zu Grunde liegende „Idee“ zu reinigen strebte vom dogmatischen Beiwerk, — als ob nicht grade einzelne der krassesten Dogmen dem unmittelbaren Schaffen des religiösen Menschen entsprungen wären, und als ob nicht statt einer Idee ein psychologischer Zustand dem zu Grunde läge, woraus die Weltanschauung und Gottauffassung des Naiv-Religiösen quillt. Endlich verflüchtigte sich fast der Gott, so abstrakt und so voll „Ideen“ ward er und alles auf ihn Bezügliche, bis nur dürftige Krümchen blieben von der einstigen, freigestalteten Schöpfung. Das religiöse Bedürfnis des Menschen akkomodiert sich wohl, ohne ganz erstickt zu werden, dieser fortschreitenden Verstandesaufklärung, aber diese ist doch weit davon entfernt, wirklich anregend auf dasselbe zurückzuwirken. Zwischen dem Gott,

den es sich in Stunden der Not heimlich träumt, und dem Gott, den es nach den philosophischen Grundsätzen irgend einer modernsten Metaphysik sich noch allenfalls gestatten darf, liegt eine ungeheure unausfüllbare Kluft. An eine neue Religion der Zukunft, die über diese Kluft hinweg großen Menschenkreisen gemeinsam sein, und zu einer neuen Kirchenbildung als einer Stätte des gemeinschaftlichen Kultus führen wird, dürften nicht mehr Viele mit dem Verfasser glauben. Seine Auffassung ist darin an sich ja eine konsequente: ist einmal, wie hier geschehen, das individuelle Lebensideal so ganz verallgemeinert, dann ist es nur richtig, wenn man sich in die allgemeine Entwicklung einreiht und von ihr aus das Bestehende so fortschrittlich umzudeuten sucht, daß es in irgend einer Weise noch sowohl dem modernen als dem religiösen Menschen zu genügen vermag. Aber diese Deutungen, wie praktisch oder wertvoll sie für den Moment sein mögen, ergeben keine Ausgangspunkte für religiöses Schaffen, weil sie immer noch blasser, noch allgemeiner, immer noch vergeistigter und unbestimmter werden müssen, je strenger die Methode der Verstandeserkenntnis wird, — also immer entfernter von jenem Konkretesten, Individuellsten und völlig Einzigartigen, aus welchem allein der Einzelmensch in den großen Stunden seines Lebens zur religiösen Empfindung emporsteigt. Jeder, der heute rücksichtslos damit beginnt, sein Leben der Erkenntnis zur Verfügung zu stellen, muß von vornherein ja mit der Möglichkeit rechnen, daß sie auch dieser vergeistigtesten Ausdeutung bestehender Religions- und Gottesformen irgendwann einmal widerspricht, und je kraftvoller, zielsicherer und mutiger sein Geist, desto gewisser wird er ein solches Resultat seines Denkens opferfreudig, einer religiös empfundenen That gleich, auf sich nehmen. Von hieraus vermag der tief und stark durchlebte Gott-Verlust in seinem erregten Geiste eher zu einer neuen schöpferischen Kraft zu werden, als das Festhalten an einem fast wirkungslosen Schattenbilde Gottes im Lichte irgend einer Gemütsphilosophie. Der Freidenker mit religiösem Gefühl löst den tragischen Widerspruch seines Lebens nur dann, wenn er es vermag, ihn rein individuell in sich zu überwinden, — in jener Intensität des Lebens, die ihm in der Richtung seines eigensten, emporstrebenden Wesens endlich ein persönliches Ideal als Leitstern und Gottesstern aufgehen läßt. Und so auf sich selbst zurückgeworfen, in diese „Not die zum Gott“ führt, — das ist er nur jenseits aller Vermittlungsversuche, mitten in diesem Gott-Verluste selbst und dessen trostloser Einsamkeit. Ein Hauptgrund für das Abgestorbene, Kraftlose des religiösen Lebens heutzutage, ist grade das Fehlen einer solchen Not, einer solchen Leidensfähigkeit um einen entschwundenen Gott; aus dem vollen Bewußtsein seiner Preisgebung dürfte sich in einer starken Menschennatur von idealer Anlage wahrlich eine stärkere, religiösere Produktivität entwickeln, als aus dem Versuch, uns mit Hülfe eines philosophischen Scheingottes um alle Not und Einsamkeit wirklicher Gottverlassenheit zu betrügen. Nichts ist verwunderlicher, als die Leichtigkeit, ja das Vergnügen, mit dem fast jeder Gebildete von heutzutage im stande ist, die äußersten Formen von Zweifeln, die nur irgend „modern“ sind, in sich hinunterzuschlucken, ohne die geringste Seelenbeschwerde davon zu haben: man wird förmlich an jene Taschenkünstler erinnert, die ein scharf geschliffenes Schwert zu verschlucken scheinen, ohne sich zu verletzen. Thäte es uns not! wären wir doch weniger Taschenkünstler und mehr wirkliche Menschen, die es an ihrem innersten Leben empfinden, was sie denken und was sie thun. Daß es keine gottschaffenden Kräfte mehr giebt, liegt nicht zum Wenigsten daran, daß es keine gottverlierenden Menschen mehr giebt, daß wir über alle Abgründe, alle Gefahren, alles Dunkel hinwegleben und weniger nach dem fragen, was uns das Leben entzieht, als nach dem, was [illegible] [illegible]. Wir haben keinen Mut zum Realismus in der Religion

wir hängen träge und bequem an den idealistischen Scheinbildern, mit denen wir uns getröstet haben. Aber wie in der Kunst, so ist es auch in der Religion: die Zukunft alles wahrhaft Schöpferischen hängt vom Muthe ab, die volle Wirklichkeit, — die volle Seelenwirklichkeit — und uns selbst nackt hinzustellen, — alles Schwere, Traurige, Gefährliche, ja Entsetzliche einzusehen und Stellung dazu zu nehmen. Nur aus dem Muthe zur Wirklichkeit werden die großen Persönlichkeiten geboren, welche zu siegen und zu überwinden vermögen. Denn wenn irgend etwas, dann ist es diese Einkehr in uns selbst und die Wahrheit, welche uns dorthin führt, wo jedesmal noch der rettende Gott erstand: bis in jene tiefe Not, bis an jene Schranke des Menschlichen, an welcher der Mensch über sich selbst hinaus geht.

Neue Bücher.

Von Ola Hansson.

I.

Magdalene Dornis von Felix Holländer.

Vor einigen Monaten, während eines längeren Aufenthalts in meiner Heimat, häuften sich die neuesten skandinavischen Bücher auf meinem Tisch. Der Büchermarkt war im vorigen Frühling besonders reich gewesen und es waren die Jungen und Jüngsten, die den größten Platz einnahmen. Sie schimmerten in allen Farben der Moderne; nicht eine Richtung moderner Dichtung, die nicht vertreten gewesen wäre. Es lagen Proben von Allem vor, was in der Litteratur der Gegenwart Kurs hat; da war die objektive Schilderung trivialen äußerlichen Durchschnittslebens und die subjektive Schilderung phantastischen und abnorm zugespitzten, individuellen Sinnen- und Seelenlebens. Das Grau jener Dichtung war noch ganz besonders unpersönlich und farblos grau, und die krankhaft zarten Farben dieser waren so dick aufgetragen und so willkürlich komponirt, daß sie wirkten, als sehe man bemaltes Papier. Es war eine Litteratur voll Gewissenhaftigkeit, Lehrhaftigkeit, Routine, hie und da voll wirklicher seelischer und technischer Feinheit; aber eins war nicht vorhanden: die Litteratur des Nordens in ihrem letzten Jahrgang war eine Litteratur ohne Jugend.

Darauf, vor einigen Wochen, kam ich nach Berlin und wieder fingen sich die Bücher an auf meinem Tisch zu häufen. Es waren die neuesten Bücher des jüngsten Deutschlands. Auch hier ein verwirrendes Durcheinander vieler verschiedener gleichzeitig gespielter Stücke. Aber durch die äußere Disharmonie ging wie ein langer, starker, reiner Bogenstrich ein alles verbindender, verschmelzender Grundton; ein Ton von Jugend.

Das, was die junge skandinavische Litteratur vor der deutschen voraus hat, daß ist ihre große und sichere Technik, die Technik der äußeren Form und noch mehr: die Technik des inneren Ausdrucks. In ihr schlummert kein Unbewußtes mehr, sie kann Alles sagen, was sie zu sagen hat, in ihr geht die Gleichung zwischen Können und Wollen ohne Rest auf, sie kann ihr leisestes Nervenzittern mit Präcision ausdrücken, sie hat Worte für äußere Eindrücke und Worte für innere Erlebnisse, die genau die Nuance geben, die heraussoll, sie kann illusorisch schildern, sie kann zwingend suggestioniren — aber es ist ein Ueberschuß des Ausdrucks über den Inhalt vorhanden, ein plus von technischer Virtuosität — sie ist eine Kunst ohne die erste Frische.

Man wird mir einwenden, es seien ein paar verbrauchte Worte: Jugend und Frische. Sie haben in unserer nörgelnden Zeit ihr Relief verloren und klingen, wie alle großen Worte, ein wenig hohl in den Ohren der mißtrauischeren und feinhörigeren Gegenwart. Aber soll ich zu bestimmen versuchen, weshalb die jüngste deutsche Dichtung einen anderen und tröstlicheren Eindruck auf mich gemacht hat, als die jüngste nordische, und

worin das Wesen dieses anderen Eindrucks besteht, so finde ich keine besseren Worte, als diese beiden: Jugend und Frische.

Die Jungen in Deutschland gehen an ihr Werk mit so neidenswürdig unverbrauchter Kraft und so unverkürztem Interesse. Sie zweifeln nicht an dem, was sie thun, sie reflektiren sich das nicht wieder weg, wovon sie eben ergriffen worden, sie sind ganz unaufgelöst in dem, was sie hervorbringen. Sie stehen mit unverbrauchten Sinnen einer Welt gegenüber, die noch nichts von ihrer ursprünglichen Frische für sie verloren hat. Sie haben als Dichter der Poesie gegenüber dieselbe naive Zuversicht, die der Jüngling in seinem ersten Liebesverhältnis dem Weibe gegenüber hat. In Skandinavien sowohl wie in Frankreich ist man seit lange über diese frohe Sonntagsstimmung hinweg; die junge Generation ist in ihrer Kunstausübung blasirt. Zum Teil kommt das wohl daher, weil diese jungen Leute sich bewußt sind unter dem Schlagschatten der großen Namen ihre Arbeit thun zu müssen; aber die eigentliche Ursache liegt doch tiefer, nämlich in ihrem heimlichen Mißtrauen gegen ihr eigenes produktives Vermögen, gegen ihr eigenes Material sowohl, wie gegen ihre eigene Arbeitsmethode, in ihrem Mißtrauen gegen das Leben und in ihrem Mißtrauen gegen die Dichtung. Sie fühlen, daß sie wenig mehr zu bringen, keinen wirklich *neuen* Einsatz mehr zu thun haben und sie müssen durch die äußere überraschende Attitude zu ersetzen suchen, was ihnen an einfacher, innerer, zwingender Macht fehlt.

Die drei skandinavischen Brüder haben nun seit fast zwanzig Jahren flott auf dem Parnaß gelebt; jetzt sitzen sie vor halbleeren Gläsern und vor Tellern mit Resten; die Stimmung, die sie beherrscht, ist die Stimmung nach der Mahlzeit. Alle Stoffe sind ausgenutzt, alle Methoden sind angewendet; was man auch in die Hand nimmt, riecht nach altem Gebrauch und man meint, wie man seinen Stoff auch zuschneide, so hat es irgend Jemand vor Einem, oder man selbst hat es früher schon besser gemacht. Das ist die heutige und morgige Krisis im Norden; entweder kommt eine *neue Jugend*, die ohne Seitenblicke und Gedanken ganz in dichterischem Schaffen aufgeht und so *unbewußt* die neue Zeit enthält, die sich in ihr groß gewachsen, oder es ist aus, vorbei, und wenn die noch lebenden großen älteren Dichter Björnson, Ibsen, Garborg, Strindberg, — Jakobsen ist schon verstorben, — gegangen sind, bleiben nur noch die Epigonen die Gabriel Finne, Knut Hamsun, die Geijerstam und Levertin, die Esmann und Stuckenberg und Herman Bang übrig. Und das gerade ist das Kennzeichen der Epigonen: sie können viele vortreffliche Eigenschaften haben, sie können Talent, Witz, Grazie haben, sie können sog. Charaktere, oder sensible Nervenmenschen sein, nur eins haben sie nicht: die *Unmittelbarkeit* des künstlerischen Hervorbringens, den naiven, selbstsichern Enthusiasmus, die Unberührtheit ihrer Schöpfungen, alles das, was seinem Wesen nach nichts anderes als [illegible] Lebensgefühl, Ursprünglichkeit, Jugend ist.

Unter den Büchern, die sich in Deutschland auf meinem Tisch einfanden, ist besonders eins in dieser Hinsicht interessant. Es ist nicht das Bedeutendste, aber es drückt jene innere Verwandtheit am deutlichsten aus, die den jungen deutschen Dichtern im Gegensatz zu ihren Kollegen in Skandinavien und Frankreich geblieben ist. Ich meine die „[illegible]“ von Felix Hollaender.

[illegible]

Hervorbringen der Wirkung sind. Jeder einzelne Zug in diesem Buch, durch den ein innerer Vorgang zum äußeren Erlebnis wird, ist verzeichnet. So wie dieser Gerhart gegen das Mädchen im Café und bei sich zu Hause, so wie dieser Pastor im Augenblick des Bewußtwerdens seiner Liebe für Magdalene sich beträgt, so wie die ganze Katastrophe im Pfarrhause nach außenhin verläuft, so reden, handeln, betragen sich die Menschen im Leben nicht, so abgerissen und übergangslos springen die Gefühle nicht vorwärts und so äußern sie sich auch nicht. Die Menschen in ihrer Art wie sie handeln, sind nicht gesehen, sie sind phantasirt. Die inneren Schwingungen dagegen, die physiologische Stimmung, wenn ich so sagen darf, das Spiel der Nerven, das Drängen und Ebben des Bluts, alles, was im Unbewußten vorgeht und alle Wesenslinien, die sich im Unbewußten zum unbewußten Charakter zusammenschieben, der die eigentliche feste Basis des Individualität ist, alles das ist mit divinatorischer Sicherheit gefühlt, geschaut und ergriffen. In der Sprache ist viel Einfluß von Hermann Bahr, aber den spürt man überall bei den Sensibleren unter den Neuen. In dem Buche ist eigentlich nur eine Person: die Magdalene Dornis. Sie ist von einer sehr geringen äußeren und von einer ganz großen inneren Wahrheit. Man merkt, daß der Autor seinen Strindberg und Hermann Bahr und Toozte und Andere gelesen; aber er hat mehr als das, er hat die Sensibilität für das Andere im anderen Geschlecht und er hat die Fühlhörner der Seele und der Sinne, mit denen er es, halb in Ahnung, halb thatsächlich zu fassen bekommt. Nur die Sprache versagt sich ihm oft und was er erräth, dafür findet er nicht die Worte, deren er bedürfte, sie sind zu kraß, zu plump, zu farbig. Die Magdalene Dornis ist wie eine feine Zeichnung, die nachher aus einer billigen Farbenschachtel unkundig und grob kolorirt worden.

Es ist die jugendliche Fülle der dichterischen Ahnung und Vorstellung, mit der diese Arbeit steht und fällt. Ich bin auch überzeugt, daß dieses Anticipiren auf guten Glauben hin die Zauberformel war, durch die Holländer die vielen heimlichen kleinen Züge in die Hand bekam, in denen Leben und Natur sich ganz zu entblößen lieben und die sich jeweilen dem Blick des geübten Untersuchers entziehen.

Was einem Fremden zuerst in die Augen fällt bei der Lektüre von Magdalene Dornis, das ist der Ton von Pathos, in dem der Vortrag gehalten ist. Er ist so konsequent vom Anfang bis zum Schluß durchgeführt, daß er wie die dem Verfasser natürliche Vortragsart wirkt. Es ist indessen nicht nur die Sprache, die von dieser jugendlichen Stimmung gehoben wird. Wie wir im täglichen Leben an Vorgängen, wie den hier geschilderten, vorübergehen, ohne irgend hoch gestimmt zu werden, so ist gewiß mancher im Leben einer Magdalene, einem Gerhart und einem Pastor begegnet, ohne daß es ihm eingefallen wäre, daß sie aussehen könnten, wie in diesem Buch. Es ist eine Eigentümlichkeit des jugendlichen Temperaments, daß es seinen eigenen Ueberfluß über Alles hinströmt, was ihm begegnet, daß er aus einem Guß erscheinen läßt, was zersprungen ist, ganz macht, was halb ist, und mit besonderem Vergnügen allerlei Lücken in den ihm begegnenden menschlichen Charakteren ausfüllt. Sowohl Magdalene, wie ihr unglücklicher Ritter wandern in jener anderen Welt, die die Jugend sich so gern neben und über der wirklichen, kantigen, unzusammenhängenden Welt zurechtlegt. Die Gefahr, die damit verbunden ist, hat Holländer nicht vermieden — seine Psychologie ist nicht individuell.

Und doch — dieser Fehler erwächst aus derselben Wurzel, wie das Beste in dem Holländerschen Buch: ich meine die Schilderung der Liebe. Diese Magdalene Dornis ist, wie gesagt, ebenso wenig eine Individualität, wie die anderen Personen des Buches. Aber was der junge Mann in seiner ersten Liebe liebt, das ist auch nicht die besondere Persönlichkeit seines Mädchens. Und Holländer steht als Dichter noch im Stadium des ersten Verhältnisses. Was der junge Adam liebt, das ist ganz einfach Eva. Was Holländer darstellt, das ist auch ganz einfach Eva, das Weib, das Bedürfnis und die Macht der Liebe. Durch den ganzen zweiten Teil geht es wie ein heißer, schwerer Strom unaufgelöster Leidenschaft. Diese Magdalene, in deren Nähe kein Mann kommen kann, ohne an ihr hängen zu bleiben, ist im Grunde nichts anderes, als die verkörperte Naturmacht, die die stärkste ist unter den Menschenkindern. Und diese Naturmacht: des Weibes Herrschaft über den Mann, des Mannes Empfindung für das Weib, steht hier ganz ohne Zusammenhang mit den äußeren und übrigen Gesetzen des menschlichen Wesens da. Sie hat

ihren Ursprung jenseits davon: in jener geheimnisvollen Physis, die uns nicht anders entgegentritt und sich in keiner anderen Form greifen läßt, als in der eines sengenden Feuers, das uns auch aus Eva-Magdalenas Leib entgegenschlägt.

Theater.

Deutsches Theater: Die Sklavin, Schauspiel in vier Aufzügen von Ludwig Fulda.

Der Streit um das Theater scheint in diesem Jahr eine andere Form annehmen zu wollen: weniger die Frage des Naturalismus beschäftigt, in Für und Wider, litterarische Gemüther, als vielmehr die Frage nach den inneren Bedürfnissen der Bühne; was die Bretter tragen und nicht tragen, discutirt man, man möchte den reformirenden Ernst der jungen Welt ablösen durch ein leichteres theatralisches Vergnügen und der „Durst nach Heiterkeit", da er ein bayrisch Echtes nicht haben kannn, befriedigt sich unwählerisch an Dünnbier. Der Vertreter der Berliner Intelligenz unter unseren geschätzten Kollegen gar, Karl Frenzel, ist in seiner Unlust an allem, was den Dunstkreis der Freien Bühne berührt, zu der seltsamen Position gelangt, die Götter seines ästhetischen Lebens bei den Schwankdichtern nur zu suchen: Ibsen und Tolstoi, Anzengruber und Hauptmann bestreitet er, um begeistert den Dreibund zu feiern von Lindau, Lubliner und Blumenthal. Und das Lachen der Menge giebt ihm Recht, die zahlend beweist, wie überflüssig der Versuch blieb, das Theater in den Zusammenhang moderner Kunst einzureihen; darum fort mit den Reformern und Platz und Luft geschaffen „Großstadtsluft" für die Amüseure!

Gegenüber so sehr theoretischen und so sehr — praktischen Erwägungen erscheint eben recht zur Zeit, „saisongemäß", Ludwig Fulda's neues Schauspiel. Hier haben wir auch einen Autor, der einmal auf dem Wege schien, ein Amüseur zu werden, feiner wohl als die vorhergehende Generatiou der Theaterlieferanten, aber doch unwählerisch in den Mitteln, spaßhaft und unlitterarisch; aber mitten in der „wilden Jagd" hielt er inne, erschreckt von diesem ungeheuren Lacherfolge, er schüttelte nachdenklich den klugen Kopf, sann sich immer fester hinein in die Probleme der Zeit und zwang seinem leis widerstrebenden Temperament zwei soziale Schauspiele von ernstem Wollen ab. Zwar Satiriker war er immer gewesen; aber den lächelnden Spott, der über die vier Wände des Salons nicht hinausblickte, lernte er nun vertiefen, und Ibsen und die Anderen der Freien Bühne ließen ihn neue Ideale anschauen, für die er die alten opferte. Eine Art Vergangenheitskultus sprach aus Fulda's ersten Stücken noch, aus der „wilden Jagd" und „Unter vier Augen", dem graziösen Einakter: die gute alte Zeit, die noch Zeit hatte, wird gefeiert, die Postkutschenromantik, der stille Theetisch mit der Hängelampe; und noch werden die „Rechte der Frau" verspottet, aus der berühmten Künstlerin sollte eine geduldige Hausfrau lieber werden und eine gute Köchin. Es ist ein weiter Schritt, in der geistigen Anschauung wie in den künstlerischen Mitteln, von hier bis zum jüngsten Drama; nicht zurück blickt der Dichter mehr, sondern mutig nach vorwärts in eine neue Zeit freieren Seins, wo die „Hörigkeit der Frau" überwunden ist, wo die „Sklavin" die Fesseln zerbricht und kein „verlorenes Paradies" mehr als entschwundenes Ideal betrauert wird.

Diese Entwicklung des Dichters im Ganzen ist es, mehr als das einzelne Stück, welche mein litterarisches Interesse erweckte. Ein Weg, wie ihn Fulda eingeschlagen, wird nicht ohne Opfer beschritten; manches leichtere Gepäck wohl mußte zurückbleiben, das der Wanderer von Hause mitbekommen; und wenn er auch auf der Reise immer nur mit dem besten Geschmack eingekauft hat — die Ausrüstung in ihrer Mischung von Ererbtem und Erworbenem ist ein bischen ungleich geworden. Was Fulda erreicht hat und was er kann, zeigt am deutlichsten der zweite Akt seines Schauspiels: ein Meisterwerk von klug abgewogener Komposition, eine zugleich bewegte und klare Szenenfolge, dramatisch belebt auf jedem Punkte, welche die im Anfang nur zögernd entwickelte Geschichte von der unterdrückten Frau Zug um Zug auf ihren Höhepunkt bringt: was hundert kleine Kränkungen vorbereitet haben, vollendet sich vor unseren Augen, und mit einem plötzlichen Entschluß

verläßt Eugenie Waldeck das Haus des germanischen Flegels, dessen Sklavin sie gewesen durch neun Jahre. Treffend hat der Dichter das Milieu gezeichnet, dieses Haus des Weinhändlers und gestrengen Eheherrn, dem von den seelischen Bedürfnissen der Frau auch nicht die fernste Ahnung aufdämmert, dieses Bourgeoisheim voll beneideter Behaglichkeit, in dem das neue Armband und das neue Kaffeeservice alles bedeutet, und geistige Freiheit nichts; aber was innerhalb dieses Milieus nun erst das Beste und Letzte der Dichtung ausmachen sollte: die sicher geschaute individuell gezeichnete Gestalt der Heldin — in diesem Betracht enttäuscht das Drama, und je weiter es fortschreitet, in den dritten und vierten Akt hinein, desto unplastischer erscheint es mir, desto unglaubhafter.

Schon in der ersten Hälfte des Stückes fehlt es der „Sklavin" an Einfachheit, an Naivetät (und das Wort: Nora, das ich gern zurückhalten möchte, drängt sich mir nun doch in die Feder); diese Eugenie klagt über ihre Verdummung im Ehejoch, aber sie weiß die Klage gar klug zu begründen, aus den Mitteln des Dichters, nicht aus Eigenem. Sie fühlt sich beständig den Puls, sie zählt ihre Gefühle geordnet auf den Tisch, klingend wie Zwanzigmarkstücke: verständige Theorie empfangen wir, nicht poetische Anschauung. Und die Verständigkeit wird zur Spitzfindigkeit in den Schlußakten: eine neue Neigung erwartet die befreite Sklavin, aber statt die Entscheidung durch diese mitbestimmen zu lassen, wird die Fiktion gemacht: Eugenie wie ihr Verehrer, der brave Baumeister, seien sich der Liebe nicht bewußt; und schnell schaffen sie, wie die Binde von ihren Augen fallen will, statt des natürlichen Lichtes künstliche Dunkelheit wieder. Als dann der Zwang des Gesetze dem Gatten beisteht, und die gequälte Frau, da sie in die Sklaverei nicht zurück will, dem Tod schon ins Angesicht blickt, da wird zuletzt die freie Vereinigung der Liebenden wohl gewagt; aber auch hier vollziehen sich mir die Dinge zu wohlgeordnet, zu mathematisch pünktlich, und darum unwahr: man kann im Ungeregelten nicht geregelter verfahren, als Fulda, im Freien nicht zwangvoller. Ein einziger Hauch der Leidenschaft hätte solche verständigen Kartenhäuser umgeworfen; und naturkräftiges Begehren verjagte die abstrakten Bedenken der Moral. Hier zeigt sich auch am deutlichsten, daß auch Fulda noch ein „Uebergangsautor" ist, mit Schlenther zu reden; und wenn es ihm nicht glückt, vom alten aufs neue Ufer sich ganz zu retten, könnte er Gefahr laufen, mit all seinen guten Schwimmkünsten, in den argen Wirbeln dieser Zeit zu scheitern.

Otto Brahm.

Von neuer Kunst.

Residenz-Theater. Das Hindernis. (l'Obstacle.) Von Alphonse Daudet.

Autorität gegen Autorität! Wie das wohl thut, wenn man eine gegen die andere ausspielen kann! Seit Daudet's Drama in Paris aufgeführt wurde, da rumort es in den Zeitungsspalten von einem Duell Ibsen-Daudet. Von einem geistigen Duell, versteht sich. Die Pariser Autorität hat es der norwegischen gründlich besorgt. Es kam ein Mann aus südfranzösischem Lande, wo, mit Daudet's Horeus, dem sympathischen Alten in l'Obstacle, gesprochen, ein Blütenregen von den Mandelbäumen herniederfällt, wo der Duft von Thymian und Lavendel die Lüfte erfüllt und wo über all das ein Meer von Licht ergossen ist. Dieser Mann, so hieß es, verscheucht den Gespensterspuk des greisen Nordländers aus dem Nebelheim. Herr Daudet selber hat die Mähr bestritten, als sei er ausgezogen gegen Ibsens „Gespenster". Er hat sie mit Grund bestritten, aber das macht nichts. Seine Autorität ist denen zu bequem, denen Ibsens „Gespenster" so unbequem sind. Daudet will gar kein neuer Heilsverkünder sein, er will keine polemische Satire, sondern ein eigengeschautes Lebensbild entworfen haben. Aber der Pöbel, der kritisierende und der andere, braucht seine Heilswahrheit. Die Herrschaften wollen sich die Welt, die schöne Gotteswelt nicht vergraulen lassen; nun gerade nicht; und da hoben sie Herrn Daudet wider seinen Willen gegen Ibsen auf den Schild, als wäre er so eine Art von Pariser Paul Lindau. Vielleicht leise angeregt von Ibsens Gespenstern, ist Daudet's

Drama. Dem Dichter schwebt noch immer das schöne Gaukelbild vor von der absoluten Selbstbestimmung des Menschen. „Der Mensch ist frei, und wäre er auch in Ketten geboren." Aber das Thema klingt nur hier und dort an, es ist nicht mit straffer Hand durchgeführt, wie die Stärke des Schauspiels nicht in seiner dramatischen Energie, sondern in seiner Stimmungsmalerei zu suchen ist.

Wer sofort gierig verallgemeinern will, wie die Thoren, die in Ibsens Gespenstern nicht das Exempel des Poeten sahen, sondern vermeinten, es handle sich um die Entdeckung einer neuen wissenschaftlichen Wahrheit, der kommt bei Daudet nicht auf seine Rechnung. Wie es Ibsen nicht im Traum beifällt, zu behaupten, die erbliche Belastung wirke unbedingt und unter allen Umständen vom Vater auf den Sohn, so daß Wahnsinn den Wahnsinn notwendig gebären muß, so behauptet Daudet auch nicht das Gegenteil. Sein Held, der Marquis Didier, ist nicht einmal erblich belastet, sondern ein Lump von Intriguant, ein Mensch, aus der Gruppe jener Leute, für die jede wissenschaftliche Theorie zur Ausbeutung egoistischer Zwecke herhalten muß, redet es ihm ein. Er will ihm seine Braut und deren Mitgift wegschnappen. Didier war bereits zwei Jahre alt, als sein Vater vom Sonnenstich getroffen, in ein schweres Nervenleiden verfiel. Dem Intriguant nützt sein Lügengewebe nichts, Didier und seine Braut vereinigen sich und schelmisch schmunzelt hierzu der brave Hornus, der gute Raisoneur, der Jüngling mit grauem Kopfe, den Herr Reicher in Daudet's Maske spielte. Den Didier gab Herr Rudolf Rittner, ein homo novus. Er ist kein Deutscher, er ist von fremder Race, aber von jener Race, aus der man erste Schauspieler schnitzt.

Leopold Schönhoff.

Der gefallene Engel. O, Turiddu, Turiddu, was kostest du die Menschheit! Deine männliche Kraft bezauberte die schlimme Base Lola, deine verführerischen Weisen bezwangen die ganze Empfindsamkeit des deutschen Spießbürgertums und nun bringst du gar auch seines Geschmackes obersten Herrn und Richter zu Falle. O, Turiddu! Er saß schon so lange auf dem kritischen Stühlchen, und was er sprach und schrieb, es galt den guten Berlinern seit mehr als dreißig Jahren als künstlerische Offenbarung, als unwiderruflicher Richtspruch. Und nun ist alles vorbei, das schöne Trönchen ist ins Wanken, das kritische Männlein ins Wackeln geraten und das ganze feine Ansehn liegt futsche am Boden. Und dieß alles durch dich, o Turiddu. Wer freilich hieß ihn, auf deines Wesens Eigenheit zu fahnden, da seiner Sinne Schwäche doch kaum das Bild deiner „räumlichen Erscheinung" zu fassen vermochte. Wer betörte den Unseligen, daß er ohne Operngucker und Hörrohr, die unerläßlichen Hilfsmittel seines Handwerkes, nach dem Schauplatz deines Glückes und Endes zog. Du gefielst ihm nicht. Deine Liebeswerbung erschien ihm unvollkommen, deiner Stimme Klangfarbe war ihm unangenehm und ihr Tremulieren empfand er als Störung, vor allem aber entbehrte er schmerzlich die „innere Gefühlswärme des Tones." — Und er ging hin und klagte alles das der Tante Voß und die alte Dame that es alsbald dem ganzen Weichbild der Stadt Berlin kund: so sprach Gustav Engel, der älteste Musikkritiker unserer Stadt, der ernste und strenge Kunstrichter, der berühmte Mann, in dessen Wortschatz der Ausdruck „wundervoll" fehlt. Armer Turiddu, es war um dich geschehen!

Das war am 22. Oktober, wenig Tage darauf aber zog es den gelehrten Herrn wie mit geheimnisvoller Macht wieder an die Stätte, wo er so Schlimmes gehört, ein neuer Turiddu so hieß es, sollte dort seine Kräfte erproben. Und siehe da, dieser fand Gnade vor den Augen des gestrengen Herrn und des andern Tages rühmte er ihm vor allem Volke nach, daß ihm alles in hervorragender Weise gelungen sei und daß ihm jene Wärme des Tones eigen sei, welche die Darstellung dieser Rolle erfordert. Als aber dieser Urteilsspruch vor die Augen derer kam, die Wissende waren, da gab's ein unbändiges homerisches Gelächter und der neue Turiddu, der auch der alte war, bedankte sich in einem nicht allzu freundlichen Schreiben bei dem hochweisen Kritikus für die großen Fortschritte die er ihn in der kurzen Zeit von 5 Tagen hatte machen lassen. Ernste und nachdenkliche Leute aber schüttelten den Kopf über eine so sorglose Verwaltung des kritischen Amts und erörterten die Frage, ob nur die „Unfähigkeit" — ein beliebter Begriff der Tante Voß, wie man weiß — oder gar die böse Voreingenommenheit den kläglichen Unfall des

alten Herrn verschuldet habe. Die Meinungen darüber blieben geteilt, auch nachdem der ungeschickte und schwulstige Rechtfertigungsversuch des gefallenen Engels bekannt geworden war, und eins waren die Sachverständigen nur darin, daß solche erheiternde Intermezzi nicht eben dazu dienen, das Ansehn des Kritikerstandes zu heben, und daß es erfreulich wäre, wenn diejenigen, die das verantwortungsvolle Amt des Kunstrichters ausüben, zum mindesten doch über gesunde und kräftige Sinne verfügten. Herr Engel aber, das hat der lächerliche Vorfall bewiesen, paßt zum Musikkritiker gerade so gut wie ein Farbenblinder zum Beurteilen einer Gemäldeausstellung.

Spectator.

Das Lumpengesindel.

Komödie in 5 Aufzügen von

Ernst von Wolzogen.

(4. Fortsetzung.)

Friedrich. Und Du Kiekindiewelt hast die Stirn, vor mich hinzutreten und mir zu sagen, ich hätte gespielt!

Wilhelm (hat ein Buch von dem Regal genommen). Hast Du auch! Du duffelst überhaupt blos so in den Tag hinein! Du bist überhaupt ein ganz unphilosophischer Kopf!

Friedrich. Aha! Da soll ich mich wohl hier still hinsetzen, und Du wirst mir die Philosophie beibringen, Du Großmogul! Was hast Du denn da für 'n Schmöker?

Wilhelm. Schopenhauer! Scheinst Du lange nicht genossen zu haben!

Friedrich (holt gleichfalls ein Buch hervor). Haha, Schopenhauer, gottvoll! Hier Nietzsche! (Schwingt ein Buch in der Hand).

Wilhelm (verächtlich, indem er auf sein Buch klopft). Das hier bleibt doch grundlegend über die Weiber!

Friedrich. Na, Du und Schopenhauer, Ihr seid einander würdig! Zwei alte Junggesellen, die über die Weiber schimpfen! Haha, lachhaft! Bleib' mir mit dem Quark vom Leibe!

Wilhelm (wüthend). Was, Quark? (Er schlägt ihn mit dem Schopenhauer auf den Kopf). Du bist überhaupt in meinen Augen . . .

Friedrich (indem er Wilhelm mit dem Nietzsche auf den Kopf schlägt). Na, warte! Nicht wahr, der trifft den Nagel auf den Kopf? Verfluchter Kerl der Nietzsche, was?

Es hat schon eine Weile vorher draußen geklingelt. Während sich die Brüder auf die Köpfe schlagen, tritt hinten Gottfried Müller ein, von Else geleitet. Gottfried ist in sehr defektem, schmutzigem Arbeitsanzug.

Else. Ach Gott, Herr Müller, man muß sich wirklich schämen! Zwei erwachsene Männer! (Ab, indem sie die Thür hinter Gottfried in's Schloß wirft).

Gottfried (ihr nachrufend). Frau Kern, bleiben Sie doch! Hören Sie doch erst!

Friedrich und Wilhelm. 'Nabend, Gottfried, was giebt's denn? Was hast Du denn? Du bist ja so aufgeregt!

Gottfried. Kinder, ich habe eine Nachricht, eine großartige Nachricht! Nun fallt Euch aber erst mal um den Hals und gebt Euch einen brüderlichen Kuß! (Er hält ein kleines Briefchen in die Höhe.)

Friedrich. Was hast Du denn da? In der Lotterie gewonnen?

Wilhelm. Mensch, spanne uns nicht auf die Folter! (Reißt ihm das Blatt aus der Hand und liest, an's Fenster tretend:) „Werther Herr Müller. Das Buch Ihres Freundes Kern hat mir einige schlaflose Nächte gekostet. Vielen, vielen Dank, daß Sie mich darauf hingewiesen haben! Es hat Licht und Ordnung in meine [illegible]

Ideen gebracht. Bitte, melden Sie mich bei Ihrem Freunde an! Ich werde mir erlauben, ihn aufzusuchen, um über die praktische Ausführung seiner Gedanken mit ihm Rücksprache zu nehmen, vielleicht heute noch. Was soll geschehen, mag's gleich geschehen. Sie kennen mich ja! Ich habe mich entschlossen, ihm vorläufig eine Million Mark zur Verfügung zu stellen . . ."

Friedrich. Kinder, haltet mich, mir schwindelt!

Wilhelm (umarmt Friedrich und küßt ihn stürmisch.) Ach Du — Du englischer Mensch Du! Endlich wirst Du erkannt in Deinem wahren Werthe!

Friedrich (Wilhelm zärtlich streichelnd.) Ja, sieh Dich nur recht satt, mein Herzchen! So schaut ein Millionär aus!

Wilhelm (läuft wieder mit dem Brief an's Fenster.) Wie heißt denn blos dieser gesegnete Retter der Menschheit?

Gottfried. Na wer denn anders als Frau Hinze?!

Wilhelm. Wahrhaftig, da steht's: Rezia Hinze!

Friedrich (reißt ihm das Blatt aus der Hand.) Nein wirklich, Deine schwäbische Kommerzienrätin?

Gottfried (begeistert.) Ja, meine schwäbische Kommerzienrätin! Wollt Ihr etwa warten, bis so ein superkluger, nüchterner Berliner für Eure Sache in's Portemonnai greift? — Na, Ihr werdet sie ja jetzt selber kennen lernen! Sie kann ja jeden Augenblick kommen. Der Brief lag schon 'n paar Stunden bei mir. Ich habe ihn garnicht eher bemerkt.

Wilhelm (fällt Gottfried um den Hals und drückt ihn fest an sich.) Ach, Rezia, ich liebe Dich!

Gottfried. Au, Mensch, bist Du toll!

Friedrich (triumphirend.) Siehst Du, Wilhelm, Du Schafskopf: C'est la femme!

Wilhelm (ergreift den Band Schopenhauer, der auf dem Tische liegt und schleudert ihn wüthend an die Wand.) Der Schopenhauer ist ein kapitales Rindvieh! Pfui!

Friedrich (ergreift Wilhelm und Gottfried bei der Hand, tanzt mit ihnen herum und singt nach der bekannten Melodie des studentischen Rundgesangs:) Rezia soll leben, soll leben, soll leben!

Else (tritt durch die Hinterthür ein und sieht kopfschüttelnd dem tollen Gebahren der drei Männer zu.)

Gottfried und Wilhelm (fallen begeistert ein.)

Wilhelm (zu Gottfried singend:) Bruder, Deine Liebste heißt? (Er hält den letzten Ton lang aus. Man hört draußen klingeln.) Hurrah! Da kommt noch Jemand, dem ich um den Hals fallen kann! (Stürmt hinaus.)

Friedrich und Gottfried (ihm nach, Else bei Seite schiebend.)

Die Thür bleibt offen. Man hört draußen Frau Hinzes Stimme: „Habe ich vielleicht das Vergnügen mit Herrn Doktor Kern?"

Gottfried (rennt in's Zimmer zurück, von dem aufgeregten Friedrich gefolgt.) Herrgott, da ist sie schon! So darf sie mich nicht sehen, um keinen Preis! Ich bin vier Tage nicht rasirt! Kinder, verrathet mich nicht! (Er rennt in das Schlafzimmer links.)

Else (ihm nacheilend.) Aber, Herr Müller, ich muß doch sehr bitten! Nicht in mein Schlafzimmer . . . (Sie ergreift die Klinke. Man hört von innen den Schlüssel herumdrehen.) Ah, das ist stark! Jetzt wird mir auch noch mein letzter Zufluchtsort . . .

Friedrich. Ach, Else, sei nicht kleinlich! (Umfaßt sie und wirbelt sie herum.) Jetzt sind wir Millionäre! Weißt Du denn noch von nichts?

Else. Was ist das wieder für ein Unsinn! (Während die Kommerzienrätin hinten eintritt, flüstert



Friedrich (Else rasch zu:) Siehst Du, das ist sie, die göttliche Kommerzienrätin! Nun aber mal riesig anständig benehmen! Hörst Du?

Frau Hinze, eine schöne Frau von etwa 30 Jahren, von mädchenhafter Anmut und liebenswürdigem Benehmen, mit äußerst eleganter Einfachheit gekleidet, tritt, von Wilhelm geleitet, durch die Gartenthür ein. Sie spricht einen süddeutschen Dialekt, am besten badisch oder schwäbisch.

Wilhelm. Hier, Frau Kommerzienrätin, das ist mein Bruder! Lieber Fritz, ich habe die Ehre, Dir Frau Kommerzienrätin Hinze vorzustellen, eine Dame, welche Dein Buch gelesen und auch sonst viel Schönes von Dir gehört hat.

Friedrich (sich wiederholt verbeugend) Verehrte Frau Kommerzienrätin, ich habe bereits die Ehre gehabt!

Frau Hinze (verwundert.) Ah waas! daß ich nit wüßt'!

Friedrich (etwas verwirrt.) Ja, das heißt: ich meine, Ihr Freund — das heißt unser Freund . . .

Frau Hinze (lachend.) Also unser gemeinschaftlicher Freund!

Friedrich (übertrieben lachend.) Ja, ja, unser gemeinschaftlicher Freund, Gottfried Müller! Der hat uns nämlich schon gesagt, daß Frau Kommerzienrätin so freundlich sein wollen und wegen meinem Plan — das heißt . . .

Frau Hinze. Ah, Sie wisse also bereits, worum ich komm'! Des ischt mer nämlich arg aangenehm! Denn wisse Se, des kann ich garnit leide, wann mer so herumsteht und druckst und nit weiß, wie mer sich explizire soll.

Friedrich. Ja, nicht wahr? Ja, das geht mir gerade so!

Else (die ihren Mann schon wiederholt am Rock gezupft hat.) Du, so stell' mich doch vor! (laut.) Aber, wollen Sie nicht, bitte, Platz nehmen, gnädige Frau?

Friedrich und Wilhelm (zugleich, eifrig.) Ja, ja, entschuldigen Sie — bitte, nehmen Sie doch Platz! (Wilhelm ergreift einen Rohrstuhl, Friedrich den Korbsessel, den er im Eifer Frau Hinze fast unterschiebt.)

Frau Hinze. Danke sehr! (Indem sie sich setzen will, nebt [illegible]

Wilhelm ([illegible]) Entschuldigen Sie, Frau Kommerzienrätin! ([illegible] das [illegible] aus).

Frau Hinze ([illegible]) Habe ich vielleicht das Vergnügen mit . . .

Friedrich. Ach ja, ja! Entschuldigen Sie! Meine Frau.

Frau Hinze ([illegible]) Freut mich sehr, liebe Frau [illegible] auf Ihren Herrn Gemahl? Alle [illegible] Geheime Rat [illegible]

Friedrich. Ach [illegible] Sie nicht auch [illegible]!

Wilhelm ([illegible] auf den [illegible]) Ja, bitte [illegible]

[illegible]

Frau Hinze. Freilich, freilich! Des wär' doch auch ene rechte Schand', wenn ich des nit thät'! Denn wisse Se, mein seliger Mann war doch Großindustrieller. In der Rheinpfalz hatte mer großartige Weberei und Spinnereie. Mer habe als an die fünfzehnhundert Leut', Männer und Frauen beschäftigt.

Else. Ach, so viel Menschen unter sich zu haben! (Sie holt einen Stuhl heran, setzt sich und blickt bewundernd zu Frau Hinze auf, heimlich ihre Toilette musternd).

Friedrich (blickt erstaunt seine Frau an und flüstert dann Wilhelm zu): Du, schickt sich das?

Wilhelm (zuckt die Achseln und spricht während des Folgenden leise, vielfach gestikulierend und grimassierend, auf Friedrich ein).

Frau Hinze. Ja, mein lieber Mann war halt kei so Kommerzienrat, wie sie als in denne nixnutzige Romane beschribbe sind. Der hat ein Herz gehabt für seine Arbeiter! Der hat all' sei' Sach' ernsthaft aangegriffe und hat immer drauf gehalte, daß ich mir auch ernste Gedanken mache sollt' und für unsre Leut' sorge, gerad' wie so ene kleine Landesmutter, haha! und nit eso wie die andere Kommerzienratsweiber, die dem lieben Herrgott die Täg' abstehle und alleweil Rad schlage, wie so Pfauhähn! (Zu Else, näher rückend, vertraulich). Wisse Se, liebe Frau Kern, ich hab' mich oft gifte müsse, wenn ich die dicke, blitzdumme Weiber g'sehn hab, die als immer's Fazzinetle vor die Nas' halte, wenn s' auf ihre Gummiräder an e paar brave Arbeiter vorbeifahre, wo just noch nit das neuschte Odeur aus Paris in Gebrauch genomme habe. Ach! (Schreit leicht auf und sieht sich erschreckt nach den Brüdern um).

Wilhelm hat nämlich eben die Balkonthür geschlossen und Friedrich bei der Gelegenheit auf seinem Rücken einen weißen Fleck entdeckt, den er ihm geräuschvoll abklopft).

Friedrich (läßt plötzlich von seinem Beginnen ab und stottert verlegen): Ja ja ja, allerdings! Das, das hab' ich auch immer behauptet! (Er setzt sich zögernd auf einen Stuhl am Tisch, also links seitlich von Frau Hinze und reibt sich verlegen die Kniee).

Else (in entschuldigendem Tone zu der verwundert dareinschauenden Frau Hinze). Mein Mann meint, daß ihm die Ueberhebung und der Müßiggang reicher Frauen auch . . .

Friedrich (erschrocken). Aber, Else, wie kannst Du so was sagen! Entschuldigen Sie nur, gnädige Frau, sie hat mit so vornehmen Damen eben noch nicht viel verkehrt!

Frau Hinze (herzlich auflachend). Ach, mein verehrter Herr Doktor, es scheint, es ischt mer ni gelungen, mit meme G'schwätz Ihre Aufmerksamkeit zu fessele.

Wilhelm (pufft Friedrich heimlich). Mensch, was hast Du wieder angerichtet! Paß auf, jetzt nimmt sie die Million wieder mit!

Frau Hinze (zu Wilhelm). Wie sage Se, Herr Kern?

Wilhelm (fährt erschrocken zusammen und stottert): Entschuldigen Sie, Frau Kommerzienrätin — ich sagte nichts — ich meinte nur, ob wir nicht vielleicht eine kleine Erfrischung anbieten dürften.

Else (erhebt sich sehr verlegen, mit einem vorwurfsvollen Blick auf Wilhelm). Ja, ich weiß nicht, ob ich . . .

Frau Hinze. Nein, danke sehr! Bitte, bemühe Se sich nit! Ich komm' grad' von Tisch.

Wilhelm. Aber wir könnten doch vielleicht 'n Glas Bier 'rumholen lassen. (Friedrich stößt ihn heftig in die Seite).

Else (sehr verlegen). Ach, das werden gnädige Frau gewiß nicht mögen!

Frau Hinze (sehr belustigt). Ei warum denn nit? Ich trink' recht gern emal e Gläsele Bier; aber nur nit grad' jetscht! Wenn Se mier ene kleine Er-

frischung zukomme lasse wolle, dann seine Se so freundlich und mache Se de Thür zum Balkon als e bißle auf. Ich mein', es macht arg warm hier.

Friedrich und Wilhelm (stürzen gleichzeitig nach der Balkonthür und reißen sie auf, wobei Friedrich Wilhelm wüthend zuflüstert): Ochse!

Frau Hinze. Danke sehr!

Else. Mein Mann und sein Bruder rauchen etwas viel. Es ist garnicht mehr aus den Möbeln herauszubringen.

Frau Hinze. Es ischt doch schön, wenn Brüder so innig zusammehalte! Herr Müller hat mier schon so viel erzählt von ihrer zärtlichen Lieb zu einander.

Wilhelm (im Hintergrunde knurrend zu Friedrich). Schafskopf!

Frau Hinze. Der Herr Bruder ischt wohl viel bei Ihne?

Else (mit einem Seufzer). Seit vierzehn Tagen wohnt er ganz bei uns.

Frau Hinze (blickt Else theilnahmsvoll forschend an). Ach, was Sie sage! Das ischt gewiß sehr aangenehm — für Ihren Mann!

Else (schlägt die Augen nieder). Ja gewiß! (Rasch fortfahrend, um ihre Verlegenheit zu verbergen.) Gnädige Frau müssen doch noch sehr jung gewesen sein, wie Sie den Herrn Commerzienrat heirateten!

Frau Hinze. Ja freilich, ein ganz dummes Gansel von neunzehn Jahren war ich noch, und mein Mann war zweiundzwanzig Jahr älter als ich. Da schwätzte nu d' Leut' immer, das thät nimmer gut e so e großer Altersunterschied, und das mag ja auch wohl im Allgemeinen ganz wahr sein — b'sonders wo der Mann sei Fraule nachher zeitlebens halte will wie so e Pupp'; aber mei guter Commerzienrat, sobald der emal g'merkt hat, daß ich nit so dumm wär', wie andere Leut' ausschaue, da hat er mich auf Alles aufmerksam g'macht und hat mich g'lehrt, mei bißle Verstand ercht emal nützlich anzuwende. Er hat mich behandelt ganz wie seinesgleichen und hat Alles mit mer b'red't, alle sei Pläne und Gedanke mit mer [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]



Frau Hinze (die ihr ihre Hand rasch entzogen hat, giebt ihr einen leichten Schlag auf die Wange). Aber was denn? Ich glaub', Sie sind närrisch. Wir werde uns doch nit die Tatzeln abschlecke unter uns Socialdemokrate, hahaha!

Friedrich und Wilhelm (lachen übertrieben laut und winken dabei fortwährend stirnrunzelnd Else zu).

Frau Hinze (sieht sich etwas erschrocken nach ihnen um, worauf sie plötzlich wieder verstummen). Ja, Herr Doktor, ganz im Ernscht! Sie habe mich auf dem G'wisse! Der selige Commerzienrat, der hat freilich g'meint, das wär' ein sündlicher Unfug mit der neuen Gesellschaftsordnung, und ich hab' auch immer einen wahren Graus gehabt vor all deme dumme Gehetz und dene Streiks, wo die Männer fremd's Geld vertrinke und Weib und Kind daheim hungere müsse. Aber wie ich Ihr Buch gelese hab', da ischt mer's als auf'gange, das geischtig Teil von dere sociale Frag'.

(Es klingelt draußen sehr stark.)

Else (springt auf). Sie entschuldigen, gnädige Frau!

Wilhelm (zu ihr leise im Vorbeigehen). Sollte es der Gerichtsvollzieher sein, dann läßt Du ihn nicht herein! Hörst Du! Nur über Deine Leiche!

Else (ab hinten).

Frau Hinze (zu Friedrich). Ich hab' gemeint, es wär' vielleicht das Bescht, ein Comité von praktischen Männern aufzustelle. Sie, Herr Doctor, natürlicher Weis' an der Spitz', als Vater des Gedankens.

Friedrich (erschrocken). Ich?! Ach, Frau Commerzienrätin, thun Sie mir den Gefallen! Wenn ich blos das Wort Comité höre, so kriege ich schon Angst!

Frau Hinze (lachend). Nun, so sage mer: Aufsichtsrat! Sie sind doch der geborne Leiter!

Wilhelm. Jawohl, das ist er! Natürlich bist Du das, Fritz! (Stößt ihn an, leise). Halt doch's Maul!

Frau Hinze. Ich glaube, ich könnt' Ihne, ratenweis' natürlich, eine Million Mark zur Verfügung stelle. Das wär' doch immerhin für den Aanfang . . . .

Friedrich. Ja, ein ganz nettes Sümmchen!

Von Else geleitet, ist bei den Worten der Frau Hinze „eine Million Mark“ der Polizeiwachtmeister Polke eingetreten, ein dicker, martialisch und dabei gemütlich aussehender Herr.

Wachtmeister (erstaunt aufhorchend, zu Else). Eine Million — Donnerwetter!

Frau Hinze (wendet sich um und fährt erschrocken vom Stuhl auf, da sie den Wachtmeister sieht). O Du lieb's Herrgöttle, die Polizei! (Sie sucht in der Verwirrung bei dem zunächst stehenden Wilhelm Schutz.)

Wilhelm. Gott sei Dank, es ist nur unser Schwiegervater! Fürchten Sie nichts, gnädige Frau!

Else (ihren Vater vorführend). Gestatten gnädige Frau, mein Vater!

Friedrich (vorstellend). Herr Wachtmeister Polke, Frau Commerzienrat Hinze.

Wachtmeister (verbeugt sich respektvollst). Frau Commerzienrätin! Sehr liebenswürdig, daß Sie meinem Schwiegersohne die Ehre geben. — Wenn Sie gestatten, ich wollte mich mal nach meinem Töchterchen umsehen. Aber wenn ich vielleicht störe . . . Wenn ich recht gehört habe, Frau Commerzienrätin haben Geschäfte mit meinem Schwiegersohn?

Frau Hinze. Ich bitte sehr, Herr Wachtmeister!

Auf eine einladende Handbewegung Friedrichs nehmen Alle Platz. Kleine Pause.

Friedrich (der Frau Hinze gespannt angeblickt hat). Ja, wie gesagt . . . (Er bemerkt, daß Wilhelm ihm hinter dem Rücken aufmunternde Zeichen macht und wird dadurch verwirrt.)

Frau Hinze (ebenfalls verwirrt). Ja, ich weiß ja nit, wie Sie meine.

Wilhelm. Natürlich muß Fritz die Sache in die Hand nehmen!

Friedrich (auffahrend). Was, die Million! Nicht für 'ne Million!

Wilhelm und der Wachtmeister (drücken Friedrich durch Miene und Geberde ihre Entrüstung über seine Thorheit aus).

Frau Hinze (lachend). Uijeh! Mer sollt' meine, ich wollt' Sie zum Hochverrat verleite!

Wachtmeister (stutzt, greift nach seinen Helm, wird aber von Else flüsternd aufgeklärt).

Friedrich. Erlauben Sie, das wär' auch Hochverrat, an der guten Sache nämlich, wenn Sie mir Geld anvertrauen wollten!

Frau Hinze. Aber nein! So gehe Se doch!

Friedrich. Nein, Frau Commerzienrätin, nein! Seien Sie barmherzig! Geld ist für mich ein Instrument, das ich zwar sehr gerne höre — ich kenne auch einige Griffe — aber mir fehlt jede Technik.

Wilhelm (aufgeregt). Mach' keine Witze! So was lernt sich doch! Ich werde Dir schon helfen.

Friedrich (ironisch). Du willst mir helfen! Sehen Sie ihn an, Frau Commerzienrat! Sieht er nicht aus, wie ein geheimer Calculator?

Frau Hinze (lacht).

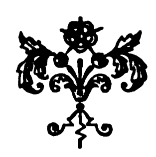
Wachtmeister (aufgeregt). Glauben Sie ihm nicht, Frau Commerzienrat! Er ist garnicht so dumm, wie . . . das heißt: ich meine der Fritze, der Wilhelm geht mich ja nischt an. Ich kann Ihnen sagen, Frau Commerzienrat: wenn's auf Repräsentieren ankommt, denn is er jroßartig! Mundus vult decipi — bei sonne Jründung is das ja doch die Hauptsache! (mit artiger Verbeugung). Na, so was werden Sie ja natürlich am besten verstehen, Frau Commerzienrat!

Frau Hinze (höchst belustigt). O, o, Herr Wachtmeischter, Sie überschätze mich!

Wachtmeister (elegant). O bitte sehr, gnädige Frau, vollständig ausgeschlossen!

Else (zupft ihn leicht am Ärmel). Aber, Vater!

(Fortsetzung folgt.)



Verantwortlich für die Redaction Wilhelm Bölsche, Friedrichshagen. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler. Druck: A. Seydel & Cie. Beide in Berlin.



Häckel's Anthropogenie in neuem Gewande.

Aphorismen von **Wilhelm Bölsche.**

> Wenn Du um eine Geistesthat
> So von der Mitwelt wirst geschmäht,
> Daß selbst der Freund, der Kamerad
> Dir schaudernd aus dem Wege geht:
> Dann hoch das Haupt und hoch den Sinn,
> Dann lache der gelehrten Herrn!
> Denn über alle hoch dahin
> Geht leuchtend Deines Geistes Stern.
> Doch wenn sich's wendet, wenn's nun heißt:
> Man that dem Mann zu viel der Schmach!
> Dann eingezogen! Es beweist:
> Nun kommen Dir auch andere nah.
> Und wenn man endlich Ruh Dir gönnt,
> Und noch ein Stückchen Ruhm dazu:
> Dann, Alter, hat's mit Dir ein End',
> Dann ist die Welt so klug wie Du!

Diese Strophen finden sich als Motto vor dem zweiten Bande der eben erschienenen vierten Auflage von Häckel's „Anthropogenie." Der Dichter, David Friedrich Strauß, hat es im Leben nicht bis zum vierten Verse gebracht: sein letztes Werk ist beinah mehr umfehdet worden als sein erstes und im Zeichen seines Sternes, im Zeichen des Kampfes, ist er aus der Bahn geschieden. Mit dem Mann und seinem Buche aber, die jetzt unter dem gleichen Motto in die Welt ziehen, geht es auch nicht viel anders: die Stunde ist auf alle Fälle noch recht fern, da man sie geistig pensioniert und ihnen „Ruh' gönnt." Und sollte es eine Weile den Anschein gehabt haben, so wird diese neue, mit jungfrischer Ueberzeugungstreue bis ins kleinste Fleckchen hinein wieder blankgeputzte „Anthropogenie" schon ihr Möglichstes dagegen thun. Also „hoch das Haupt und hoch den Sinn" . . . .

Man kann auf gegensätzlichstem Parteistandpunkt stehen und wird doch Eins zugeben müssen: Häckel's Anthropogenie ist seit dem Tage ihres Erscheinens, seit siebzehn Jahren jetzt, eins der charakteristischsten Bücher unserer Zeit, eine typische Erscheinung, die neben ihrer wissenschaftlichen Bedeutung eine allgemeine kulturelle besitzt, mit der eine Generation jetzt wenigstens als einem Faktor ihrer geistigen Existenz gerechnet hat.

Man überschätzt in freundlichen und noch mehr in gehässig-feindlichen Kreisen heute sehr gern die Zahl der modernen naturwissenschaftlichen Schriften, die wirklich populär geworden sind und Bausteine zu einer sich bildenden neuen, an die Naturwissenschaft anknüpfenden Weltanschauung geliefert haben. Traktätchenschreiber, die gegen die einreißende „rohe naturwissenschaftliche Auffassung der Welt" eifern, pflegen solche Bücher wie Sand am Meer zu kennen, — wer aber die Dinge in

ihren Thatsächlichkeiten verfolgt, der ist sich eher mit Leid bewußt, wie verhältnismäßig dünn gesät bei uns noch immer die wirklich fruchtbare Populärwissenschaft ist, wie wenig Leute mit Kenntnis der Sache allgemein verständlich zu schreiben wissen und wie gering selbst unter diesen wieder die Zahl der eigentlich durchschlagenden Apostelnaturen ist, an denen das Popularisieren nicht wie eine kalte, beschwerliche Maske klebt, sondern die das Innerste, Heiligste ihres Geistes notwendig zu der öffentlichen Aussprache auf dem Markte drängt.

Häckel's Anthropogenie gehört zu diesem engen Kreise. Das Buch verdankt vielleicht die Hälfte seiner Angriffe, die Hälfte der Misverständnisse gröblichster Art, deren Opfer es geworden, dieser seiner Stellung auf der Grenze von Volkslitteratur und Facharbeit. Aber in ihm selbst war diese eigentümliche Position nichts zwitterhaftes, die innerste Natur des Autors steckte darin. Und das hat sich doch letzten Endes weithin fühlbar gemacht trotz jener Misverständnisse. Es hat durchgeschlagen. Es hat dem Buche einen Erfolg gegeben, der nicht oft wiederkehrt.

Wenn ich es heute wiedersehe in seiner wissenschaftlich vielfach erneuten und erweiterten Form, mit seinem apologetischen Nachwort über die Legion jener „Misverständnisse", die oft Schlimmeres waren, so sehe ich doch in ihm erst in zweiter Linie das Dokument einer in den höchsten Geistesregionen ausgefochtenen Wahrheitsschlacht.

Ich sehe es in seiner stillen Thätigkeit in der Laienwelt. Ich sehe es in der Hand der zahllosen „Kleinen" im Lande, bei den Namenlosen, denen nie in den Sinn gekommen, darüber, pro oder kontra, zu schreiben und in deren Welt es doch gewühlt, in deren Geist es sich eingebohrt hat. Ich sehe es bei den tausend und tausend einsamen, geistig einsamen Grüblern, die doch auch zu der Frage gekommen: Woher? Wohin? Was ist der Mensch? Woher kommt er? Und die dann aus diesem Buche wenigstens für ihr Leben, für ihre kleine Daseinsspanne Trost und Nahrung geschöpft, über die einmal ein Hauch gekommen jenes Höchsten, das der ganz groß denkende Naturforscher mit dem Gründer einer neuen, weltbewegenden Ethik und dem inbrünstig ringenden, feuerathmigen Dichter gemein hat: der augenblicklichen Herrschaft über das Ganze, dem befriedigten, erkenntnißsatten Schweben über der Welt, der innigen Lustempfindung am Harmonischen, das, ohne trennende grobe Fragezeichen, halb geschaut, halb geahnt, seinen Farbenteppich vor uns aufrollt.

Ich habe gerade für Häckel'sche Werke oft Gelegenheit gehabt, diesen Zauber zu beobachten. Messe ich an ihm ihren Wert, so weiß ich aus der modernen populären Naturwissenschaft ihnen überhaupt nichts zu vergleichen. Und die Einwände, die man mir machen kann, zerschwinden zu nichts. Wirrsal über Wirrsal, tausenderlei Disharmonie durchdringt unsere Zeit. Es muß so sein, es sind die Geburtswehen besserer, freierer Verhältnisse. Aber das Harmoniebedürfniß ist deshalb nicht geringer in uns. Häckel hat mit seinen klaren, einheitlich geschlossenen Weltbildern als einer der mächtigsten und glücklichsten unter uns mitgearbeitet an der Befriedigung dieses Bedürfnisses in und trotz dieser Zeit. Einzelne kühle Naturen auch der Laienwelt legten allerdings ein Buch wie die Schöpfungsgeschichte oder die Anthropogenie aus der Hand, ohne etwas empfunden zu haben. Ihnen war das nicht genug, sie verlangten Weitergreifendes, über das sinnliche Bild äußerlicher Harmonie hinaus Befriedigendes. Es waren dieselben Leute, die einst, wie der kranke Gauß, Humboldts „Kosmos" unzulänglich gefunden, weil er nicht auf die Fragen der Religion und Naturphilosophie eingegangen sei. Genau so war ihnen jetzt Häckels Monismus hohl und oberflächlich. Ihnen fehlte eben etwas, was Voraussetzung hier wie dort ist: ein lebhaftes, sinnliches Naturgefühl,

die direkte Naturfreude vor dem klar angeschauten Objekt. Sie muß man in sich tragen, aus ihnen muß die eigentliche Wärme uns zuströmen, um jene bloß innerhalb des erfaßbaren Naturganzen sich beschließenden Weltansichten zu einem Ganzen zu machen, das Geist und Gemüt erfüllt. Wer Häckelsche Reiseschilderungen kennt, weiß wie ungewöhnlich stark in ihm selbst jenes Gefühl entwickelt ist. Bei seinen großen Schriften muß man es stets als den eigentlichen Wärmefaktor aus eigenem Nachempfinden hinzufühlen. Glücklicherweise allerdings ist Natursinn in dem erwähnten Sinne mehr Menschen eigen, als man denkt. Wenigstens bis zu solchem Grade, daß das Verwandte drüben erkannt und so das Temperamentsmoment erfaßt wird. Und jene kalten Naturen, die erst ergriffen werden, wenn das Weltbild sich in den eisigen Raum mystischer Spekulation verliert, erwachsen zahlreicher aus einem einseitig verbildeten Gelehrtenstande heraus als aus dem wirklich frischen Teil des Volkes, der Laienwelt.

Es hängt mit dieser Innigkeit der Hingabe an ein einheitliches Naturbild eng zusammen, daß trotz der scharf oppositionellen Stellung Häckels zu künstlich erhaltenen toten Religionsformeln der Gegenwart grade durch seine Schriften selbst ein Zug geht, den ich mit keinem andern Worte besser bezeichnen kann als mit **religiös**. Der Stammbaum der Organismen, dessen erste Linien er enträtselt: er ist ihm nie eine nüchterne Zahlenreihe gewesen, über die der kühle rechnende Menschenverstand sich ganz Herr fühlt, sondern ein Ungeheures, Ergreifendes, eine Offenbarung, die alle Geisteskräfte des Menschen, vor allem auch die Phantasie mit allen ihren besonderen Gemütsassoziationen, für sich in Anspruch nimmt und mit allen Zaubern, die der Begriff höchster Erhabenheit umschließt, zu sich bannt. Dieses religiöse Gefühl, das in ähnlicher Intensität Humboldt und Darwin erfüllte, fällt nicht schlechthin zusammen mit dem, was man gewöhnlich wohl als „Kultus der Wahrheit“ bezeichnet. Es steckt noch eine bestimmte Art Glücksgefühl darin, aufgebaut auf der Zuversicht, daß die **ganze** Wahrheit letzten Endes auch eine **schöne** Wahrheit sei. Daß das Weltbild, das sich da enträtsele durch rastlosen Wahrheitsdienst, ein begeisterndes, ein befreiendes sei Und daß eine Kluft zwischen der realen Welt, die sich enthüllte, und dem höchsten ästhetischen Bedürfniß in uns nicht bestehen könne, oder wenigstens nur durch die vorläufige Lückenhaftigkeit jener Erkenntniß erzeugt sei. Die Eroberung der Natur bedeutet in diesem Sinne das wahre Teilhaftigwerden an der **Erlösung**, fällt also zusammen mit dem denkbar prägnantesten Ziel jeglicher Religion. Wer den feinen Faden im zweiten Bande von Humboldts Kosmos aufmerksam verfolgt hat, der weiß, wie klar sich wenigstens Humboldt dieser eigenartigen Führung im emporkeimenden Geistesleben der Menschheit bewußt war, einer Führung, die aus drei Strömungen: aus dem Erlösungsdrang des Religiösen in seiner vertieftesten Form, aus dem Hingebungsdrang des Aesthetischen und aus dem reinen Wahrheitsdrang der selbstlos treuen Forschung, einen einzigen Strom zu machen strebte seit ältestem Kulturbeginn. Und auch der freudige Optimismus Häckels entspringt gleicher Ahnung auf diese letzte, versöhnende Möglichkeit.

* * *

Die „Anthropogenie“ war seit mehr als zwölf Jahren nicht neu aufgelegt worden. Jetzt erscheint sie, um ein beträchtliches vergrößert, in zwei stattlichen Bänden. Es gehört zu den Eigenheiten Häckelscher Bücher, daß sie schon im äußerlichsten Gewande stets etwas Eigenartiges, ich möchte sagen, etwas von starker Individualität bis ins Kleinste Durchgeistigtes haben. Die vielfach verschiedenen, fast überreichlichen Titelblatter, die genauen Inhaltsverzeichnisse, Kapitelüberschriften, Litteraturangaben 2c. erwecken schon vor Beginn der Lektüre ein gewisses harmonisches

Behagen. Eine in der Regel nicht gerade geringe Fülle poetischer Geleitsprüche bringt eine Art präsumptiver Gemütsanreizung hinzu. Und dann die vorzüglichen, in größerer Anzahl von eigener Hand ausgeführten Abbildungen. Diese armen Abbildungen! Sie haben gerade bei der Anthropogenie anfangs so viel heißes Blut gemacht. Sie sollten „erfunden“ sein nnd sonst noch allerlei. Und doch sind sie die instruktivsten, zur Lektüre anregendsten Abbildungen, die wohl irgend ein neueres physiologisches Werk enthält.

Es ist in hohem Grade charakteristisch für gewisse Zustände in unseren Gelehrtenkreisen, wie ein solches Histörchen wie die „Fälschungen“ Häckels bei Zeichnungen in seinen populären Büchern sich ausbreiten konnte. Daß fromme Blätter, denen die Weltanschauung des Mannes mit Fug und Recht ein Gräuel, sich der Waffe bedienten, nachdem ein Fachkollege sie ihnen geschliffen, ist gewiß nicht das Merkwürdige. Aber wenn in wissenschaftlicher Polemik die Sache auch immer wieder aufgewärmt wird, so ist das doch ein beredtes Zeugniß. Häckel hatte unlängst Gelegenheit genommen, den Geheimrat Hensen in Kiel wegen sachlicher Irrtümer bei einem wissenschaftlichen Experiment (der sogenannten Plankton-Expedition) etwas scharf anzufassen Als Antwort erfolgte von Seiten Hensens neben anderem auch eine Wiederholung der alten Geschichte von der angeblichen Fälschung. Verweilen wir einen Moment bei dem schlimmsten Fall aus jenem kuriosen Ereigniß, bei dem gerade, wo Häckel selbst eingestanden hat, er hätte eine „unbesonnene Thorheit“ begangen. In einem populären Buch für Laienkreise, der „Schöpfungsgeschichte“, will Häckel dem Leser eindringlich die (von anderen lange vor ihm, nicht etwa von ihm!) fest bewiesene Thatsache vorführen, daß die Eier der Säugetiere im Mutterleibe sich im äußern Bilde überhaupt nicht von einander unterscheiden, daß das Ei des Menschen dieselbe Umrißgestalt wie die etwa des Pferdes oder eines sonstigen Verwandten besitzt. Im Streben, so grell wie möglich den Satz einzuprägen, entwirft er eine schematische, grobe Zeichnung eines derartigen Eies und läßt den Holzstock dreimal nebeneinander abdrucken, mit drei verschiedenen Unterschriften. Wohlverstanden: in einem populären Buche. Wohlverstanden: bei einer schematischen Umrißzeichnung. Wohlverstanden: mit dem im Text an anderer Stelle scharf betonten Zugeständniß, daß die chemische Zusammensetzung, die innerste Struktur dieser drei Eier, die aber für unsere möglichen Vergrößerungen gar nicht in Betracht kommt, bei jedem trotzdem individuell verschieden ist, also eine absolute „Identität“ über das äußere Schema hinaus ausgeschlossen ist. Häckel nennt, wie gesagt, jetzt selbst jenen Drillings-Holzschnitt eine „Thorheit“, und er hat ihn in der nächsten Auflage schon ersetzt durch einen einmaligen Abbruck des Umrißschemas mit der erläuternden Unterschrift, daß dieses Bild das Ei des Menschen darstelle, daß sich aber die Eier der andern Säugetiere in der Form nicht davon unterschieden. Ich finde das Wort „Thorheit im Grunde noch zu stark. Was ich auszusetzen habe, ist ein Rechnen auf einen zu hartköpfigen Leser, der das klare Textwort nicht versteht und erst durch eine so grobe Zeichnung überzeugt werden muß. Wenn ich lese: a=b =c, so verstehe ich das doch selbst bei mäßigen Verstandeskräften ebenso gut, wie wenn ich eine Figur a dreimal sehe mit den abwechselnden Unterschriften a, b und c. Nach His, dem wütendsten Kritiker Häckels, aber ist jenes Verfahren einfach eine „Fälschung!“ Es wäre eine nützliche und erbauliche Beschäftigung, aus einigen Dutzenden populärer Bücher etwa über Geologie oder Astronomie, und zwar solchen bester Art, die „Fälschungen“ herauszusuchen, die auf solchem Wege, durch ein bischen Uebereifer im Drange des Deutlichmachens, entstanden sind, d. h. alle die idealen Darstellungen von Steinkohlenwäldern, Tertiärfauna, Mondlandschaften,

Ringnebelbildung u. s. f., die zu irgend einem Mißverständnis zur Not Anlaß geben könnten!

Es ist überflüssig, weiter als bis hierher den unerquicklichen Streit zu verfolgen. Das Beispiel mag ein Bild geben, um welche Subtilitäten es sich auch im Weiteren gedreht hat. Die Polemik hat, statt zu klären, wie gewöhnlich nur verschlimmert. Rütimeyer, der den Streit (noch vor His) anzettelte, eben auf Grund jener drei Clichés, begann ohne jeden plausiblen Grund gleich mit der Voraussetzung der mala fides bei Häckel. Häckel antwortete mit starken Worten, wie das geschehen muß, wenn von Anfang an die Irrtumsmöglichkeit bezweifelt, also der normale, anständige Weg verlegt wird. Bei His vollends war dann in der Folge die eingestandene sachliche Rivalität auf Häckels wissenschaftlichem Gebiet ein bedenkliches Element, seine Theorien widersprachen grell den Häckelschen, und wenn man sein Buch über „Unsere Körperform" an den Stellen prüft, wo er nicht von den „Fälschungen" Häckels redet, sondern ihn sonst durch wohlfeilen Spott lächerlich zu machen sucht, so bildet man sich sehr leicht ein Urteil über die Wurzeln dieser ganzen Parteinahme. Für die vorliegende neue Bearbeitung der Anthropogenie hat übrigens der Konflikt eine sehr gute Folge gehabt: die Abbildungen sind auf alle Fälle noch weit besser geworden. Die große Gallerie von Wirbeltierembryonen, über die sich auch eine Flut His'scher Verdächtigungen ergossen, ist durch eine neue ersetzt, die nicht nur hoffentlich die letzte Verdächtigungsmöglichkeit ausschließt, sondern auch in der erweiterten Fülle des Gebotenen thatsächlich beweisender als die frühere geworden ist. Und Hand in Hand mit diesem äußern Schmuck geht der Text. Die lange Pause zwischen der letzten und dieser Auflage ist in gewisser Hinsicht ein Wertmaß für Häckels ganzes System geworden. Rastlos hat in den zwölf Jahren die Forschung sich ausgedehnt. Wo er allein stand, steht eine Schülerschaar, die seine Probleme weitergesponnen in ganz anderer Weise als es ein Einzelner vermöchte. Die neue Bearbeitung bedeutet eine Musterung aller dieser angewachsenen Kräfte. Und so wird sie dem Kenner des früheren Buches von selbst zu einem Bilde des „jüngsten" Darwinismus, wie es nicht durchsichtiger sich denken läßt. Davon in einem zweiten Aufsatze.

Briefe von Stauffer-Bern.

II.

Von der Sommerreise zurückgekehrt, welche ein Wiedersehen mit dem Freunde gebracht hatte, schreibt Stauffer am 21. September 1886:

„Endlich! Eigentlich sollte ich arbeiten, da aber doch mal eine Pause gemacht werden muß, so halte ich den heutigen Tag dazu für geeignet und reservire ihn zu einer langen Epistel, die Sie wohl oder übel von vorn bis hinten durchzulesen gezwungen werden. Erst ein curriculum vitae, d. h. eine kurze Beschreibung meiner Meinungen, Leiden und Thaten seit unserer Trennung. In meinem Atelier angekommen, nahm ich zu meinem Schrecken wahr, daß die Arbeiter noch fröhlich bei der Arbeit waren und noch eine Woche zu thun hätten. Ich schimpfte nach Kräften, war aber doch froh, daß sie überhaupt wenigstens da waren und die Sache gemacht wurde. Ich habe jetzt wirklich ein angenehmes, behagliches und hübsch ausgestattetes Logis, wo ich mich außerordentlich wohl fühle, ich gehe beinahe nicht mehr heraus. Damit Sie aber diesen Laut des Wohlbehagens recht verstehen, muß ich erst erklären, daß ich mich in meinem Junggesellenstand etwas verändert habe.

Als ich hier in meine verstaubte, vernachlässigte Junggesellen-Malerbude kam, die so nett in Stand zu halten wäre, wenn es Jemand verstände, ergriff mich die Sehnsucht nach einer Haushälterin, die ich auch nach vorsichtiger Erkundigung und Rath endlich stillte. Das Kleinod, welche ich nun besitze in Form der Wittwe . . . . einer bescheidenen, ordentlichen und kinderlosen Wittwe ohne Anhang im kanonischen Alter von 35 Jahren, stumm und tugendhaft und so weiter, ist das Licht, welches mir gegenwärtig meinen Tag erhellt. Wenn ich nun Abends zu Hause esse, wird reizend servirt, kurz, ich bin gegen meinen früheren Zustand, wo ich immer alles selber besorgen, anordnen und beaufsichtigen mußte, wie im Himmel. Da ich nun das Bedürfniß nach einem mir zugethanen treuen Geschöpf in meinem behaglichen Heim lebhaft empfand, so wollte ich auch diese empfindliche Lücke in meinem irdischen Dasein nach meiner schwachen Kraft ausfüllen und bewerkstelligte dies, indem ich den reizendsten kleinen weißen Pudel um meine Person versammelte, schneeweiß mit einem schwarzen Fleck auf der Nase. Er ist das niedlichste Thier was man sehen kann und macht mich glücklich. —

Heute hat mich der preußische Staat mit einem Auftrag beehrt; ich soll den Gustav Freytag malen für die Nationalgalerie, ein Auftrag, der mir schier bange macht, aber aufrichtig freut, weil G. Freytag der populärste deutsche Dichter ist. Sie können sich vorstellen, wie ich jede Fiber meines mangelhaften Naturells anspannen werde, um etwas gutes resp. ehrliches zu Stande zu bringen. Eigentlich kommt mir das Glück, oder die Ehre, in der Nationalgalerie mit einer Arbeit zu paradiren etwas früh; es wäre mir beinahe lieber gewesen, noch ein paar Jahre ruhig zu studiren und dann einen Staatsauftrag zu kriegen, da der liebe Gott es aber so gewollt hat, so soll es mir auch auf diese Weise recht sein.

Der Konkurrenz-Kupferstich, den ich bereits begonnen, wird natürlich auf diese Weise einstweilen weggestellt, da ich schon die nächste Woche abreisen muß, um meine Studien zu dem Bildniß zu machen. — Der Direktor der Nationalgalerie Geh. Jordan sagte mir, als ich ihm bemerkte, daß ich lieber noch gewartet hätte, er möchte Freytag nur von mir gemalt haben, denn es gälte den Mann absolut getreu festzunageln und da scheine ich die meiste Garantie zu bieten. Es freut mich, daß man hier in diesen Kreisen an mich denkt und ist mir ein Zeichen, daß mein Studium mit der Zeit auch Anerkennung finden wird. Es beginnt der dritte Bogen. Entschuldigen Sie, bitte! Ich habe jetzt bald den ganzen deutschen Parnaß, Keller, Meyer, Freytag, in meinem Atelier versammelt. Eine entschieden gute Gesellschaft! —

Da wurde mir letzthin aus München ein Buch zugesandt, das Hans Hopfen geschrieben hat. Sie wissen (ich glaube wenigstens, daß ich es Ihnen erzählt), daß Hans Hopfen mich einmal bat, ihn zu portraitiren und dann durch seine Unpünktlichkeit mich so nervös machte, daß ich die fertige Arbeit wieder abkratzte von der Leinwand und mich an ihm rächte. Während dieser Sitzungen nun erzählte ich ihm auch dies und das aus meinem Leben, was der Mann nun verwerthet hat mit meinem mehr oder minder getreuen Portrait in „mein erstes Abenteuer", etwas indiskret, zwar sogar bis auf meinen Namen, den ich dazumal hatte, der „Schweizerkarl". Er ist in der Engelhorn'schen Romanbibliothek erschienen und nicht ganz ohne Witz.

Sobald ich aus Gotha oder Eisenach, wo Freytag wohnen soll, zurück bin, werde ich probiren Ihr Bildniß zu stechen oder zu radiren und dies und das an der Hand einiger recht getreuer Photographien und meines guten Gedächtnisses (in dieser Beziehung) zu probiren. Auch mein Selbstportrait werden Sie im Laufe der Zeit erhalten, mit Stülpnase und aufgeblasenem Gesicht, wie Hopfen sagt. — Für

Ihre freundliche Spende, den famosen Bratspieß, der ungefährdet wohlverpackt hier angekommen ist, nochmal meinen herzlichsten Dank, er steht seiner Bestimmung bewußt in der Küche bei anderem sauberen Küchengeräth und nächstens wird die erste Gans daran gebraten, ein Ereigniß, zu dem ich der Wichtigkeit halber natürlich einige gute Freunde einlade In München habe ich mir noch eine entzückende Rococco-Uhr gekauft für ein Spottgeld, die mit ihrem prächtigen Gestell und lieben Tiktak zu meiner Glückseligkeit nicht wenig beiträgt. Modellierstühle und andere Bildhauerinstrumente sind schon bestellt, so daß bald mein Haushalt ganz in der Ordnung ist.

Und nun leben Sie wohl und seien Sie herzlich viele mal gegrüßt
von Ihrem dankbaren

Stauffer."

* * *

Im Oktober reiste Stauffer zu Freytag nach Siebleben; seine Eindrücke giebt ein Brief vom 29. Oktober 1886 wieder:

„Freytag ist ein Prachtmensch in des Worten verwegenster Bedeutung, ein rüstiger hoher Greis von 70 Jahren mit der Geistesklarheit eines Weisen und der Seele eines guten Kindes; das ist wieder einer, an dem der liebe Gott Freude haben muß, daß er so gerathen ist, und ich freue mich, daß ich ihn malen kann. Ich werde mich nicht blamiren, soviel steht fest. Er sitzt brav, alle Tage drei Stunden Morgens (oder morgens?). Seine Wohnung ist ein altes Häuschen mit einem netten Garten, pfarrhausartig von altväterischer, heimeliger Einfachheit; dort haust er in behaglicher Einsamkeit als einer, der seine Pflicht gethan und sein Pfund gehörig hat wuchern lassen. In Beziehung auf bildende Kunst ist er außer Keller der einzige Schriftsteller, welcher ein so sicheres Urtheil hat, als es der nicht selbst ausübende Maler haben kann. Es ist ein wahrer Staat ihm zuzuhören. Die Anlage zum Portrait, Brustbild, ist schon fertig; ich beiße die Zähne aufeinander, es muß gut werden. — Die Eingabe für die Konkurrenz habe ich gemacht; der Christus ist zwar nicht ganz fertig geworden, mit dem Kopf bin ich in die Brüche gerathen, das kann man nicht so übers Knie brechen, ich habe ihn dann ohne Kopf abgeliefert, wenn sie mir auf den Torso den Preis nicht geben, so werde ich ihn, wenn der Kopf daran ist, auch nicht kriegen. Ich war nicht unfleißig — Es scheint, daß der Kronprinz (natürlich auf Empfehlung von Jordan) mich designirt hat für Freytag. Derselbe hatte sich verbeten, sowohl von A. v. Werner, Gussow als Angeli gemalt zu werden, da scheint man auf mich gekommen zu sein.

Herzlichen Gruß von Ihrem treu ergebenen

Stauffer.

Der Pudel „Schnugg" freut sich sehr über Ihre Güte, findet aber, daß er noch viel zu wenig gebildet ist für ein so kostbares Geschenk wie ein Halsband, er will erst auf den Hinterbeinen gehen lernen und noch viel ähnliche Scherze, dann hoffe ich, wird er einer solchen Dedikation würdig werden. Er ist ein gutes Thierchen."

* * *

„Montag, den 8. Nov. 86.

Siebleben bei Gotha, per Adr.: H. Geh. Rat Dr. G. Freytag.

Wie versprochen folgt jetzt aus meinem Exil eine längere Epistel. Der alte Herr resp. sein Portrait rückt der Vollendung entgegen, er sitzt brav und ich habe Ursache zu glauben, daß ich mit Ehren bestehen werde. Es ist ein Brustbild auf Holz etwas kleiner als das Keller'sche. Ich habe mir die erdenklichste Mühe gegeben und bin herzlich froh, daß die Sache glatt vorwärts geht, denn solche Staats-

aufträge sind sehr heikle Geschichten, hat man irgend ein Malheur, will der Betreffende nicht gehörig sitzen, oder redet er einem viel hinein, so kommt es gar zu leicht daß bei aller Anstrengung es dem Künstler nicht möglich ist, das beste zu leisten. In diesem Falle habe ich Glück. Freytag ist vernünftig genug einzusehen, daß zu einer guten Arbeit zwei gehören, einer der gut malt und einer der gut sitzt. Er hat zwar viel zu thun (er soll seine Memoiren fertig schreiben für den Verleger) und machte viele Complimente, da ich aber kategorisch erklärte, in diesem Falle müßte ich die Sache halt so lange verschieben, bis er die nötige Zeit fände zur Sitzung, so biß er lieber gleich in den sauren Apfel. Freitags hoffe ich wenn nicht den letzten, so doch den vorletzten Pinselstrich zu machen. Ich reise dann unverzüglich zurück nach Berlin in mein liebes Atelier, ich bekomme oft hier Heimweh nach der gemütlichen Bude, die ich mir eingerichtet, wo mich von den Wänden alle möglichen schönen Sachen anblicken, hübsche Kopieen, gute Stiche und Radierungen, kurz wo alles so ist wie ich es mir wünschen kann. Es ist eine eigene Sache mit einem solchen Atelier, das man sich nach eigenstem Belieben und Geschmack zurecht gerichtet. Eine Stätte stiller fröhlicher Arbeit und manchen bescheidenen Vergnügens, denn allmälig weicht der Katzenjammer von mir seit ich weiß wo ich hinaus will mit meinem Schaffen. Was auch recht viel zu meiner guten Stimmung beiträgt sind die Genossen, welche der Zufall in meine Nähe gebracht hat und die alle in ihrer Weise und nach ihrem individuellen Talent das beste zu leisten suchen. Wir essen Mittags immer in derselben Kneipe, einem hübschen Lokal mit leidlicher Küche und sind etwa 4—6 Tischgenossen. Wir haben es so schön jetzt als wir es wünschen können.

Der eine ist Prell, ein feines Talent mit gutem Urteil über Kunst und Litteratur. Er hat auf meine Entwicklung einen entschiedenen Einfluß gehabt, dadurch, daß er von ganz anderen Gesichtspunkten aus in die Kunst guckt als ich. Er hat sich an Böcklin hauptsächlich gebildet. Das ist so zu verstehn, Böcklin war nie sein Lehrer, es sind die Lehren und die Anschauung welche aus seinen Bildern sprechen, welche da den Schulmeister gemacht haben. Der andre ist Klinger, der zwar in Paris ist, der aber immer mit uns zu Tische sitzt im Geiste. Der Dritte ist mein aus Italien zurückgekehrter Freund, der Baumeister Paul Lissel, von dem ich Ihnen auch schon sprach. Er war schwindsüchtig und ist jetzt auf dem Wege der Besserung, die er durch spartanische Diät in des Wortes verwegenster Bedeutung sich erzwingt, er nährt sich fast nur von Wasser und Brot und ganz leichten Gemüsen, trinkt weder Wein noch Bier noch irgend was einem geistigen Getränk ähnlich sieht, keinen Kafé, keinen Thee und fast gar keine Milch, raucht nicht, kurz wenn ich eine solche Diät nicht als heilsam täglich vor Augen hätte, ich würde glauben, der Mensch müßte dabei verhungern. Er ist aber frisch und munter und befindet sich dabei besser, als vor Jahren, als er noch ein Mensch war wie wir, der rauchte und Wein und Bier trank und Fleisch aß. — Lissel ist beinahe täglich Abends bei mir und will jetzt auch radieren. Er hat prachtvolle Studien und architektonische Aufnahmen aus Italien mitgebracht, wie ich sie schöner noch nicht gesehen habe. Er ist ein äußerst feines Talent und nimmt unter seinen Kollegen eine eigene Stellung ein. Wenn seine Genesung weiter so fortschreitet wie bisher, und er die Kraft zur Arbeit behält, welche er jetzt hat, so werden wir noch sehr gute Sachen von ihm sehen, er will sich auf die architektonische Radierung werfen und ich freue mich schon jetzt auf die Arbeiten, welche er unter meiner Anleitung machen wird. (Er will bei mir das Radieren lernen.) Er hat eine harte Laufbahn hinter sich, ich sagte Ihnen glaube ich schon, daß er als Maurer angefangen und sich so ohne jede Hülfe von zu Hause oder anders woher bis auf seine jetzige Stufe gehoben hat.

Was ich aber an ihm am meisten schätze ist der Mann selbst, ein so goldiger Bursche ist mir nicht leicht vorgekommen, kein Falsch und kein Fehler, ein Charakter. Man kann das wirklich nicht von vielen Leuten sagen, besonders nicht in einer Stadt wie Berlin, die zum Strebertum förmlich verführt Männerfreundschaft ist eine schöne Sache und giebt viel Halt im Leben.

Ich sprach Ihnen auch schon von dem Bildhauer Ernst Wägener, der auch in meiner Nähe sein Handwerk treibt. Er macht nach Rh. Begas, seinem Meister, in Berlin die besten Büsten und ist auch ein Mann, dem ich viel Anregung verdanke; er ist mit Schuld daß ich jetzt zu modellieren anfange, eine feine Künstlerseele und einer, der viel und ernst gearbeitet hat bei karger Rast, bis er sein Handwerk los hatte. Der letzte unserer Tafelrunde ist Müller-Breslau, von dem Sie mit den Jahren jedenfalls noch hören werden, bis dahin haben ihm auch noch nicht viele Rosen geblüht, es ist auch ein Talent welches sich unter Böcklin'schem Einfluß aber wie Prell ganz selbstständig entwickelt hat, er malt hauptsächlich Landschaften, ohne Spezialist zu sein.

Wenn ich hier meine Freunde nacheinander vorstelle und rühme so meine ich nicht, daß wir eine Gesellschaft bilden von lauter Kirchenlichtern, oder daß uns wie den Herren bei Zola die Welt einmal gehören müsse, nein. Ich möchte uns angesehen wissen als ein kleines Häuflein bewußt und ehrlich schaffender und strebender Künstler, wie weit wir's bringen werden, können wir nicht wissen, ist auch gleichgültig, denn nicht sowohl der äußere Erfolg als die Freude am Schaffen ist das Glück des Künstlers, wenn ja er immer so viel hat um nicht Not zu leiden.

Ich habe hier prächtige Kränze gewunden aus Disteln und trockenen Wald- und Feldblumen für mein Atelier, es giebt hier eine Art Distel (ich weiß nicht ob sie identisch ist mit der cardinis acaulis der Alpen), die große (3 Zoll Durchmesser) Blüthen trägt, welche sich gut halten sobald sie verblüht sind. 25 Meter Kränze! um die Wand des Ateliers gegen die Decke abzuschließen. — Jetzt geht meine Weisheit zu Ende. Halten Sie sich bitte nicht auf über meinen Styl ich bin kein so vorsichtiger Mann um die Epistel zu concipiren und ich schreibe halt was mir in die Feder kommt, der Sinn bleibt ja derselbe und das ist die Hauptsache.

Ihr Stauffer"

* * *

„Sonnabend, den 13. Nov. 86.

Der Brief blieb mit Fleiß liegen bis zum Abschluß meiner hiesigen Thätigkeit, er kam mir ein bischen zu siegesgewiß und sanguinisch vor, deshalb habe ich ihn noch hier behalten. Morgen muß ich fort von hier und muß Abschied nehmen, es wäre mir soweit erwünscht, wenn das Wetter die letzten Tage besser gewesen wäre, aber es war so dunkel, daß man fast nichts sah und mir meine Aufgabe, die ohne dies eine sehr schwierige ist, doppelt erschwert wurde. Ich kann bei dem Stande den ich inne habe am Fenster keinen Schritt zurücktreten und bei der herrschenden Dunkelheit kann ich also nicht gewiß sagen, was ich geleistet. Soviel steht aber fest, daß der Mensch getroffen ist, nur fertig bin ich nicht ganz geworden. Es fehlen noch etwa 10 Sitzungen um so weit zu kommen, daß die malerische Aufgabe ganz gelöst wäre. Ich bin ein Bekenner des kategorischen Imperativs und es muß. Ich habe mich in das Problem dieser Physiognomie so fest gebissen, daß ich wohl noch verschiedene Lösungen anstreben werde. Es ist eine harte Nuß, denn er sieht sehr verschieden aus, je nachdem er aufgelegt ist, und bis ich das ganz heraus habe, was ich im Kopfe trage, wird noch geraume Zeit vergehn.

Beste Grüße von Ihrem aufrichtig ergebenen Stauffer."



Neue Bücher.

Von Ola Hansson.

II.

Heinz Tovote: Der Erbe; Frühlingssturm. Georg Egestorff: Die Sünde.

Es giebt Schriftsteller, deren Vortrag von Natur ungesucht so beschaffen ist, daß man blos einige Linien von ihnen zu lesen braucht, um gleich sagen zu können: der hat sie geschrieben und kein anderer. Das hat nichts mit dem Umfang und der Bedeutung der Persönlichkeiten zu thun; sowohl kleine, wie große Persönlichkeiten können dies Vermögen haben; es ist nichts als ein Zeichen der ausgeprägten Physiognomie der Persönlichkeit. Ein solches persönliches Gepräge hat Alles, was Heinz Tovote schreibt.

Es sind drei Eigenschaften, die Einem am „Frühlingssturm“ gleich anfangs entgegentreten. Zunächst der individuelle Tonfall des Vortrags. Dann die persönliche Erfahrung des Erzählers, die hinter der Dichtung steht. Schließlich die Leichtigkeit, man könnte sagen Lässigkeit, mit der Tovote seinen Stoff regiert.

Es ist gar kein so leichtes Ding für einen Kritiker, sich über Tovotes Verfasserschaft zu äußern. Solange ich den „Frühlingssturm“ las, fand ich das ganz leicht; als ich mich dann hinsetzte um über ihn zu schreiben, war ich auf einmal ganz ratlos. Dieser Umstand steht im Zusammenhang damit, daß der Schriftsteller in Tovote so ganz und gar im Menschen, in der Persönlichkeit eingeschlossen, und daß diese letztere so einfach und klar ist. Es ist mir vollkommen unmöglich, beim Lesen nicht den Autor selbst mit all den kleinen, für ihn characteristischen Eigentümlichkeiten in Bewegung und Stimme zu hören. Von den meisten Schriftstellern könnte man sich nicht vorstellen, daß sie im täglichen Leben so reden würden, wie sie schreiben; aber der schreibende Tovote ist vollkommen derselbe, wie der sprechende Tovote.

Hierin liegt die Ursache des Eindrucks von Zuverlässigkeit, die man von Tovotes Schilderungen empfängt; — ein Eindruck, der dann und wann vielleicht dupiert. Hierin liegt auch das Geheimnis der Anziehung des Tovote'schen Stils. Das erste, was mir auffiel, als ich vor anderthalb Jahren den „Liebesrausch“ las, war der Stil. Ich sah neulich in einer Berliner Zeitung, daß man Tovote die Nachlässigkeit seiner Sprachbehandlung vorwarf. Darüber kann ich nicht urteilen. Aber was auch einen fremden Leser augenblicklich frappiert, das ist der eigentümliche Rhythmus in Tovotes Sprache. Diese Sprache ist zugleich natürlich und geschliffen, die Perioden zugleich staccato und ruhig ausrollend, grade wie die langen flachen Strandwellen, die an stillen Sommertagen vom großen Meer über das Ufer spülen. Was man dagegen diesem Stil vorwerfen kann, ist seine Monotonie; er läuft im selben gleichförmigen Tempo von Seite zu Seite durch 350 Seiten, nicht langsamer und nicht schneller, ohne Hebung und Senkung. Man kann davon müde werden bis zur Nervosität, man kann wünschen, der Autor möchte umschlagen, Sprünge machen, den Tonfall verändern, ob es auch zehnmal sein einziger, wirklicher, natürlicher Tonfall ist, — er möchte überhaupt thun, was er Lust hätte, nur uns von diesem zähen Rhythmus befreien, der sich allmälig in uns festgehakt hat wie eine landläufige Melodie, die alle Welt singt, und die Einen bis in den Schlaf verfolgt, wo sie Einem auch noch im Ohre brummt.

Aber in diesem immer gleichen Rhythmus liegt auch ein Theil der Macht, die Tovote ausübt, und vielleicht ist er eine der Bedingungen, die ihm am meisten zu seiner raschen Popularität verholfen haben. Es ist etwas in der Einförmigkeit dieses Rhythmus, was festhält und zieht, wie eine fließende Wasserfläche den Blick bannt und zieht, und dieser Zauber dürfte gerade auf die Leserinnen besonders wirken. Es ist ein leises Auf und Nieder, ein sanftes Schaukeln, das den Nerven zugleich schmeichelt und sie incitiert, und verleitet immer weiter, immer mitzugleiten, zugleich neugierig macht und leicht betäubt, und was diese Wirkung noch verstärkt, ist der Umstand, daß dieser Erzählerton die Personen, besonders die männlichen, nicht in scharfen Contouren hervortreten läßt, so daß auch sie in einander übergehen und das Ganze zu einem weichen, bestrickenden Wogen von

Melancholie und Erotik verschwimmt. Als Stimmungsschilderer steht Tovote sehr hoch und er ist ein Meister darin, wie er die menschliche Stimmung mit der Naturstimmung verschmilzt, wobei er letztere fast durchgängig den Grundton halten läßt. Seine Naturschilderungen sind von seltener Feinheit und Beseelung und besonders findet er Worte, Farben, Nuancen für alles, was Dämmerung, Uebergang, Unbestimmtheit, Nebel ist, worin ich den Sohn der Ebene erkennen würde, auch wenn ich nicht wüßte, daß er von jenem Teil der norddeutschen Tiefebene stammt, der meinem eigenen heimatlichen Plattland so verwandt sein muß.

Was das „Verhältnis," das Zusammenleben junger Männer aus der Welt mit Mädchen aus der Halbwelt angeht, eine Zeiterscheinung, die er litteraturfähig gemacht hat, so kann ich nicht finden, daß er darin ganz Neuschöpfer ist; für mich ist das bisher classische Buch in dieser Hinsicht Hans Hopfen's: „Juschu" und die dort gezogenen Grenzen des Mitteilbaren hat Tovote nicht wesentlich verrückt, so wenig wie er den verschönenden Schleier, der über Juschu liegt, für seine Schilderungen außer Gebrauch gelassen hätte.

Tovote ist ein Werdender, oder genauer gesagt ein Gewordener, er ist kein Anfänger mehr wie Holländer, ich kann mir daher die Freiheit nehmen, mit ihm etwas mehr in's Zeug zu gehen. Das betrifft seinen Stil, der noch eine Eigenschaft von constituirender Bedeutung hat: nämlich eine gewisse Süße im Geschmack mit einer Nuance von Krankhaftigkeit. Er hat etwas von der modernen pikanten Würze, der man den Namen Morbidezza gegeben hat. Er paßt gut mit der betrübten Skepsis zusammen, die der Verfasser im „Frühlingssturm" über das Kapitel Liebe ausbreitet. Der Verfasser mag mir's vergeben, daß ich nicht recht an die Wurzelfestigkeit seiner Lebemannsschwermut glaube; mir scheint, er könnte sie ad acta legen, ohne seiner Individualität mehr als ein welkes Blatt zu rauben, das vom vergangenen Herbst liegen geblieben.

Denn auch als Erotiker ist Tovote mehr natürlich gesund als seine ausländischen Mitbrüder in diesem Orden. Tovote ist außerdem der einzige geborene Erotiker unter den Dichtern des jungen Deutschlands. Er ist als solcher in der modernen Litteratur am meisten mit den Dänen verwandt. Er ist Sensualist, wie sie, er schildert die Empfindungen mehr als die Gefühle, das zarte Oberflächenspiel der Seele mehr als das dunkle Leben in ihrer Tiefe. Seine Sensibilität ist von derselben Art, wie die der Dänen; was ihn am Weibe zum produktiven Dichter macht, sind die kleinen äußeren Eigentümlichkeiten an ihm, etwas im Profil, etwas im Blick, etwas in der Stimme, im Gang. Und wie die Dänen ist er zu Hause in der Kunst, das Weib wie die Natur auf uns mit ihrer eigenen Stimmung wirken zu lassen.

Bei der Ausarbeitung des „Frühlingssturms" kam es Tovote sicher weniger darauf an, einen Roman im herkömmlichen Genre zu liefern, als Material zur Psychologie des modernen Weibes zu erbringen. Er hatte vielleicht dasselbe Ziel wie Bourget in seiner „Physiologie de l'amour moderne" und er wandte auch dieselbe Methode an: er sammelte soviele Beispiele dieser modernen Blume, wie er konnte, und band sie dann alle ganz lose und pêle-mêle zusammen mit dem Faden der persönlichen Erlebnisse eines Künstlers an sich selbst und anderen im Laufe eines Jahrs. Alle diese Beiträge zur Psychologie der Eva unserer Tage wiegen für mich indessen nicht so schwer, wie der einzelne Fall, den Tovote in seinem zweiten neuen Buch: „Der Erbe" geschildert hat. Hierbei meine ich nicht den Stoff und die dem Buch zu Grunde liegende Fabel, ich meine ganz einfach die Zeichnung dieser Eva, dieses Frauencharakters, der an seiner tiefen psychologischen Echtheit, an der für die moderne Dame fast typischen Vermengung von Kulturschicht und Naturschicht, nicht das Geringste verloren hätte, wenn das alles latent geblieben und gar nicht in Handlung umgesetzt worden wäre. Er hat hier ganz andere Tiefen und ganz andere bedeutungsvolle Züge der Weibnatur als in dem „Frühlingssturm" berührt.

Der unter den drei neuen Liebesromanen, der mich persönlich am meisten angesprochen hat, ist Georg Egestorffs: „Die Sünde". Diese Wirkung beruht nicht auf der Tiefe der Arbeit, oder auf ihrer Merkwürdigkeit; es ist die denkbar einfachste Geschichte, auf die denkbar einfachste Art erzählt. An der männlichen Hauptperson ist gar nichts Außerordentliches und die weibliche wäre vom Standpunkt des Modernen gradezu wohl am ehesten

uninteressant: denn sie hat gar nichts vom sogenannten „Modernen" und ist wohl eigentlich eine Personification des guten, alten, „Ewig-Weiblichen." Die Lösung des tragischen Conflicts ist nicht überzeugend, es ist darin eine unheimliche Mischung von erzvateralter conventioneller Moral und funkelnagelneuer darwinistischer Moral. Der Vorzug dieses Buchs beruht darauf, das es so selten echt, so absolut echt ist. Dem Verfasser ist es gelungen, ein Stück bester Kunst zu schaffen, blos dadurch, daß er gar keine bewußten Anstalten gemacht hat, etwas dergleichen zu erreichen. Er hat sich weder die Mittel überlegt, noch die Art des Zuwerkegehens erwogen, er ist ein wirklicher Dichter auf zwei Eigenschaften hin geworden, die er in seiner Natur vorfand; tiefes Gefühl nach innen, stramme Haltung nach außen. Grade in diesem Contrast zwischen einem Gefühl, das bei geringerer Naivetät und Redlichkeit Sentimentalität geworden wäre, und einer Haltung, die die gute Disciplin des Stolzes hat, besteht das Geheimnis der starken Wirkung des Buchs. Es ist die Geschichte einer wirklichen Leidenschaft, gegeben in der knappen Form des Rapports. Es ist eine ganz schwierige Sache, ein Verhältnis wie das zu schildern, wovon „die Sünde" handelt, ein ernsthaftes Verhältnis, ein Verhältnis, in dem es sich um Leben und Tod handelt, zwischen einem preußischen Offizier und einer reisenden dänischen Café-chantant-Sängerin. Ueberall liegen Fallen und Schlingen für den Dichter, und der Leser, im Voraus mißtrauisch, sitzt in schadenfroher Erwartung, eine unfreiwillige Komik sich entfalten zu sehen. Die Geschmacklosigkeit und Lächerlichkeit läuft immer dicht nebenher. Aber Egestorff ist bis an die äußerste Grenze gegangen, ohne daß der Leser sich ein einziges Mal gesträubt hätte; viele hätten sich schon auf halbem Wege unrettbar blamiert. Alles kam hier auf die Form, die Miene, den Ton, den Blick, die Haltung des Erzählers an. Es ist in erster Reihe seine Vortragsweise, durch die der Verfasser der „Sünde" das Publikum beherrscht, der knappe, zugeknöpfte Stil, in dem die sentimentale Geschichte erzählt wird. Dieser Stil ist es, der alles glaubwürdig und ansprechend macht, die Liebe des Offiziers und die wunderbare Reinheit und Seelenzartheit der kleinen Chansonetten-sängerin. Es ist nicht ein falscher Ton, nicht eine gemalte Ausschmückung, nicht eine gemachte Arabeske an diesem Buch; es hat in seiner Psychologie sowohl, wie in seiner Gesellschaftsschilderung dieselbe instinktive Natürlichkeit, mit der ein Mensch in dem Milieu seines Standes lebt und sich entwickelt. Vielleicht daß mehr Standestypisches, als Persönliches in Egestorff's Individualität vorhanden ist; das kann dahingestellt bleiben als eine offene Frage; aber ein Hindernis für vielseitige Entwicklungsmöglichkeiten kann allerdings darin liegen.

Nachträgliches zum Mascagni-Cultus.

Meine Worte knüpfen noch einmal an bei dem alten Mascagni, jetzt wo der neue schon im Vordergrund steht. Sei es drum! Vielleicht macht vor dem Neuen ein skeptischer Blick auf das Frühere ernstere und würdigere Stimmung.

Ich muß bekennen, ich war von vornherein, als die ersten kaum beachteten, schüchternen Notizen in den Zeitungen auftauchten, gegen die preisgekrönte, einaktige Oper eingenommen. Vielleicht hatten der Titel und seine Uebersetzungen etwas, das mir nicht „einging," — man kann für Sym- und Antipathien schließlich nichts, vielleicht war es das Preisgekröntsein, was Bedenken in mir erweckte. Kunst oder Literatur, mit einem Preis behaftet, mag er heißen wie er wolle, haben immer etwas Ominöses für mich. Nun erhielt das Werk ja allerdings die Auszeichnung nicht von Seiten eines hohen Senats, sondern von einem Verleger. Man erfuhr sogar, daß Mascagni durchaus nicht das Wohlgefallen seiner Akademielehrer zu erregen imstande gewesen war. Das konnte ja wieder für ihn einnehmen — aber die Thatsache allein, daß er von irgend einem Conservatorium gejagt wurde, dürfte so ohne weiteres noch kein Fähigkeitstestimonium sein.

Bald kamen in immer kürzeren Intervallen Zeitungsnotizen, sie schwirrten heran wie Sturmvögel. „Neu" „am neuesten" „epochemachend" „Oper in anderen Bahnen

lenkend" „Jagd der Theaterdirektoren" „colossaler Erfolg" „Intermezzo da capo" etc. etc. Ganz Berlin war gespannt, so gespannt, wie es zu einer Zeit, wo das hauptstädtische Leben so mählich verebbt, möglich war, und als endlich — endlich der erlösende Engel Angelo die erste Aufführung in Scene setzte, war das Theater übervoll, alle Welt enthusiasmiert, die Kritik anerkennend bis lobpreisend. Alles schwärmte, mein Freund, der Komponist, der Schuster meines Freundes, der im Chor mitsang, der Banquier, den ich öfter im Café Bauer treffe, der Student, der bei meiner Waschfrau wohnt — überall, wohin man hörte: entzückend, himmlisch, so gedrängte Kürze, so prägnant im Ausdruck, o charakteristische Musik, und „ach — das Intermezzo," so — was weiß ich, was ich noch Alles hörte. Jedenfalls kamen mir alle diese Gefühlsformulierungen so bekannt vor, als ob ich sie schon tausendmal in den tausend Notizen und Referaten und Recensionen gelesen hätte. Häufig konnte ich sofort feststellen: aha — Vossische Zeitung — G. E. — oder in ähnlicher Weise, manchmal mußte ich indessen erst fragen, welche Zeitung lesen Sie, ehe ich orientiert war. Kurz, es war ein wohlvorbereiteter, allgemeiner Beifall. Ich ließ eine ganze Reihe von Vorstellungen vorübergehen, ehe ich den Entschluß faßte, mich mit eigenen Ohren und Augen zu überzeugen. Ich hatte nur immer gelesen, gehört, gesammelt und kannte von der Cavalleria nur „ach — das Intermezzo," das mir ein mir bekannter Opernsänger auf der Geige vorspielte, während seine Frau auf dem Klavier begleitete, und ich die Orgel markierte. Ich mußte mir dieses Stimmungmachen des „auch" begeisterten Paares wohl oder übel gefallen lassen, trotzdem ich mir vorgenommen hatte, nicht bruchstückweise die Oper kennen zu lernen, sondern als möglichst unbefangener Hörer an das Ganze heranzutreten. Ich mußte mich sogar entzückt stellen, um nicht den Eindruck eines Verständnislosen zu machen.

Also ich saß eines Abends wirklich im Theater, hielt kopfschüttelnde Umschau im leeren Raum, ein drittel Parquet war besetzt, und harrte mit dem Wunsch, etwas Großes, Bedeutungsvolles zu hören, der Dinge, die da kommen sollten. Wirklich, mit dem ganz aufrichtigen Wunsche — ich hatte mein Mißtrauen energisch bekämpft, hatte mich losgerungen von Voreingenommenheit und allen Bedenken und wollte, skepsisbefreit, mit dem ganzen Wohlwollen eines guten Menschen, der sich freut, wenn etwas Kunstförderndes passiert, aufnehmen, genießen, ergriffen sein. — Aber ich will's nur gleich gestehen, es kam ganz anders.

Musik versetzt mich stets, wenn sie irgend etwas von Bedeutung in sich hat, sofort in Stimmung, in Vibration. Ich möchte beinah sagen, daß ich ein rein körperliches Empfinden habe. Sie schlägt mir auf's Gemüt, erregt Gefühle vom Schauer bis zum Wohlbehagen, vom Schmerz bis zur hellen Freude in tausend feinen unterscheidbaren oder in einander verschmelzenden Nüancierungen. Bleibt diese Wirkung aus, dann weiß ich mit Sicherheit, daß ich nur Töne höre ohne Gefühlsinhalt, Worte ohne Gedanken. Und letzteres passierte mir beim Anhören der Cavalleria rusticana, ich kann mir nicht helfen, aber es war so. Ich hatte zwar an vielen Stellen Gelegenheit mir zu sagen: das ist fein, sehr fein gemacht, außerordentlich geschickt, sicherlich, Mascagni ist ein Mensch, der was los hat, der in kühnem Jugendmut sich über altehrwürdigen Formelkram hinwegsetzt und Harmonienfolgen und Melodien findet, die frappieren und als etwas Neues anmuten. Aber die Oper als ganzes, als geschlossenes Kunstwerk? Ich konnte nichts Neues, Epochemachendes entdecken, ich vermochte mir nicht klar zu machen, was man eigentlich im Sinne hatte, als man schrieb, Mascagni sei der Mann, welcher der Oper neue Bahnen weisen werde, wie man das in Hinblick auf ein Werk behaupten konnte, das so ganz im alten Stil geschrieben ist, mit dem ganzen Trara und Bumbum einer Meyerbeer'schen Oper, allerdings mit modernen, schreienden Farben übertüncht. Mit welchem Maßstab maß man denn? Mußte man sich nicht wundern über die Naivetät, mit der Textdichter und Componist an Richard Wagner vorübergegangen waren? Ueber die beinah an Vorsätzlichkeit grenzende Empfängnislosigkeit beider dem Geiste des modernen musikalischen Dramas gegenüber? Ich bin weit entfernt, den Parsifal oder den Nibelungenring als letzte Station in der Fortentwicklung der Oper hinzustellen oder zu verlangen, daß man partout in derselben Richtung die Oper ausbauen solle; man kann Seitenwege einschlagen, die zu anderen Zielen führen und schließlich ein Kunstwerk ans Licht fördern, das an Form und



Gehalt eine originale Schöpfung ist. Aber man wird immer von Wagner ausgehen müssen und nicht zurückgreifen dürfen auf Formen, die sich überlebt haben und in absehbarer Zeit überhaupt nicht mehr genießbar sein werden. Letzteres thut Mascagni und deshalb ist er als Opernkomponist kein Neuerer und Förderer, sondern Epigone wie er im Buch steht. Er bietet eine Reihe musikalisch mehr oder weniger wertvoller, auf dichterisch ganz unbedeutenden Texten komponierter „Nummern," die durch eine einfache Handlung mit geschickter Theatermache zusammengehalten und zu einem Ganzen zusammengeschweißt sind, das vermöge seiner brutalen al fresco-Wirkung das große Publikum und manchen, der sich nicht gern dazu rechnet, blendet. Und die einzelnen Effekte? Die Schlager? Alles schon dagewesen und von längst erprobter Wirkung. Vielleicht dürfte die hinter dem Vorhang gesungene Siziliana des Vorspiels Anspruch auf Neuheit machen. Meinetwegen, aber man kann das doch höchstens einen originellen Einfall nennen und keinen Beweis tiefbohrender Genialität. Oder ist die Art, wie der Chor zum Schluß zu lebhafter Aktion verwandt wird, neu? Man hat es behauptet, ich kann's nicht finden. Ich habe mich nur gewundert, daß der Zweikampf so schnell erledigt, sein Resultat so telephonisch plötzlich im ganzen Dorf bekannt und das Volk so beängstigend prompt zur Stelle war, um sein letztes „Ah" zu schreien. Und das chromatische Gepolter, vom Orchester darauf exekutiert — beinah hätte ich auch „ah" geschrieen. — Alfio singt in seinem Liede:

„Rossestampfen, Peitschenknall
Und der muntre Glockenschall,
S'ist Ostern und ich bin da."

Ich habe den Chor der Cavalleria im Verdacht, daß er jedesmal, wenn er auf die Bühne kommt, auch in beschaulicher Daseinsfreudigkeit denkt: „s'ist Ostern und ich bin da." Warum auch nicht, es ist ja so viel da in der Welt, und man weiß nicht wozu, warum sollte denn der Chor bei Mascagni noch zu anderem Zweck die Bühne füllen, als den Refrain irgend eines munteren Liedes zu singen oder selbstständig sich ein effektvolles Stück zu leisten. Hat er seine Schuldigkeit gethan, dann schwirrt er ab, wie er angeschwirrt kam — um bei nächster Gelegenheit wieder da zu sein. — Und das Intermezzo? Ein so simples Musikstück, so eintönig im Rhythmus, so trivial in seinem Verlauf — und doch stets da capo verlangt. Da kann man wieder mal sehen, was geschickte Reklame vermag. Aus einem bescheidenen Blümchen wird ein prachtvoller, gleißender Strauß. Hat man sich nie an einem Wagner'schen Zwischenspiel erwärmt?

Ich möchte nicht mißverstanden werden. Ich halte Mascagni für eine hoch bedeutende Erscheinung, so bedeutend, daß er es verdient, auch einmal anders als in überschwänglichen Lobhudeleien besprochen zu werden. Aber seine Cavalleria halte ich für eine aufgeputzte, mit glitzerndem Theaterflitter und allerdings auch mit manch kostbarem Juwel behangene Schöne, die bei näherer Bekanntschaft ihre ganze innere Leere und Hohlheit nicht verbergen kann. Und die einzelnen Juwelen sind es, die mich interessieren, die mich auf eine hochgradige, künstlerische Potenz ihres Schöpfers schließen lassen. Gelingt es Mascagni, einen Text zu bekommen, der neben äußerer Bühnenwirksamkeit einen vollwertigen poetischen Stimmungsgehalt besitzt, so bin ich überzeugt, daß auch seine Musik sich vervollkommnen wird. Zum Opernkomponisten gehört nicht nur ein genialer Musiker, sondern auch eine vielseitig durchgebildete Persönlichkeit, die mit feinem kritischen Blick Zug und Ziel moderner Kunst erkennt.

Max Marschalk.

Kasernierung der Bankiers.

[illegible]

erfüllen mußte. Aber der wahre Menschenfreund, zumal wenn er Leitartikel schreibt, verliert die Zeit nicht mit nutzlosem Jammern; er weiß, daß geholfen werden muß und daß er allein helfen kann. Und so greift er mit beiden Händen nach dem Brockhaus; die linke schlägt das Wort „Bordell" und die rechte das Wort „Prostitution" auf; in fünf Minuten beherrscht er den Stoff und bald bedecken das Papier machtvolle Worte voll flammenden Zornes und auch voll tiefen Mitleids, aus denen fett gedruckt an der Spitze, in der Mitte und am Ende des Artikels das gedankenschwere Losungswort hervorragt: „Kasernierung der Prostitution." Ein moderner Curtius schleuderte diesen Artikel mutvoll in den Abgrund, unzählige andere, gleich schöne Artikel folgten nach, und schon begann der Schlund sich zu schließen. Aber die Welt ist aus den Fugen. Hinter dem Rücken der gesamten Gesellschaftsordnung hat sich plötzlich ein neuerer Abgrund von noch tieferer moralischer Verworfenheit aufgethan, nnd ratlos stehen die entschlossenen Männer vor dem neuen Schrecken. Darüber besteht kein Zweifel, daß man die alte Arbeit zunächst liegen lassen muß. Dort handelt es sich um das Leben eines Nachtwächters und einer Prostituirten; hier aber handelt es sich um unser Aller Geld. Wir aber, die wir uns — Gott sei Dank — ein paar Tausend Mark durch ehrliche Arbeit erspart und sie dem Bankier übergeben haben, von dem wir hofften, daß er sie am besten verwerten würde, stehen jetzt erschüttert vor dem Unfaßbaren, daß auch ein Bankier ein Verbrecher sein kann. Das fühlen wir alle, daß dieser neue Abgrund unsere ganze Gesellschaftsordnung verschlingen muß, wenn der Leitartikelschreiber nicht rasche Rettung findet.

Leider ist diese Aufgabe schwerer als die erste. Ich habe zitternd vor Erregung den ganzen Artikel „Banken" im Brockhaus durchflogen; es war mir alles neu, aber was ich suchte, habe ich nicht gefunden. Die moderne Spezies des Unterschlagungs-Bankgeschäftes steht selbst in der neuesten Auflage noch nicht. Ich sehe daher keinen anderen Ausweg, als daß wir die Lösung, mit der wir gegen die Prostitution ins Feld gezogen sind, nun auch gegen die Unterschlagungs-Bankiers anwenden. Und da ich aus sicherer Quelle gehört habe, daß der „Verein zur Unterstützung stellenloser Zuhälter" in seiner nächsten Generalversammlung in einer Entrüstungs-Resolution über die sittlichen Schäden, welche der Fall Hirschfeld und Wolf aufgedeckt hat, die Kasernierung der Bankiers verlangen will, halte ich es für die Pflicht der anständigen Presse, dieser Brut zuvorzukommen und selbst das Losungswort auszugeben: Kasernierung der Bankiers.

Ich weiß wohl daß Prostitution und Unterschlagung nicht identisch sind, und daß zwischen einem Zuhälter und dem Herrn Kommerzienrat, der Geld unterschlagen hat, doch gewisse Unterschiede vorhanden sind. Beide leben arbeitslos von dem Gelde, das Andere sich erarbeitet und ihnen zugetragen haben, aber im Vergleich zum Unterschlagungs-Bankier erscheint die Gestalt des Zuhälters vom goldensten Schimmer romantischer Poesie verklärt. Er kostet umsonst, was dem Dichter das Höchste ist: süße Liebe und süßes Geliebtsein; auf ihn allein treffen in unserer prosaischen Zeit noch die Goethe'schen Worte zu: „Umsonst, daß du ein Herz zu lenken, des Mädchens Schooß mit Golde füllst: der Liebe Freuden laß dir schenken." Das Gold, daß der Gesellschafts-Jüngling ihr zuträgt, ihm giebt sie es, die Liebe, die jener ihr abkauft, ihm drängt sie sie auf und ist beglückt, wenn er geruht sie in Empfang zu nehmen: je mehr er sie mishandelt, um so mehr hängt sie an ihm. Wie anders ist das Verhältnis jenes Kommerzienrats zu seinen Kunden! In einem viel höheren Maße verdient der Bankier unser Mitleid als der Zuhälter; nicht nur die Liebe seines Kunden muß er entbehren, sondern auch dessen Undankbarkeit erleiden, die sich häufig zu der Brutalität versteigt, daß er seine Depots zurückverlangt. Der Zuhälter würde seine Schutzbefohlene, die ein ähnliches Verlangen an ihn zu richten wagte, einfach zu Tode prügeln, während der Unterschlagungs-Bankier seinen Zorn hinter einem höflichen Lächeln verbergen muß. Die Verhältnisse liegen also nicht ganz gleich; dieser Ungleichheit entsprechend ist aber auch zwischen den Losungen: „Kasernierung der Prostitution" und „Kasernierung der Bankiers" ein sehr erheblicher Unterschied.

Die „Kasernierung der Prostitution" soll eine wohlthätige Maßregel sein, die darin besteht, daß die Prostituierten, also die Ausgebeuteten, in festen Häusern, die sie nicht verlassen dürfen, vor der Liebe ihrer Zuhälter geschützt werden. Streng genommen würde die Anwendung dieser Parole auf das Bankiersverhältniß lauten müssen: „Kasernierung



der Kunden“ oder allgemeiner ausgedrückt: „Kasernierung der Dummen.“ Ich bin auch überzeugt, daß die ganze Entwickelung unserer socialen Besserung auf dieses Endziel als auf die letzte Lösung der socialen Frage unwiderstehlich hindrängt. Nur würden dann natürlich die Kasernen nicht alle werden; und da wir noch immer eine Anzahl von Parlamentariern haben, die nervös werden, sobald sie das Wort „Kaserne“ überhaupt hören, erscheint es politischer, sich mit dem vorläufig Erreichbaren zu begnügen. Da wir also die Dummen nicht kasernieren können, so kasernieren wir ihre Feinde; in erster Linie die Bankiers.

Es genügt mir, die erste Anregung zu diesem Gedanken gegeben zu haben. Die weitere Ausführung mag den Großen der Tagespresse überlassen bleiben, zu deren Ressort die Kasernierungspläne gehören. Für selbstverständlich halte ich, daß bei der Einrichtung und Ausstattung der Bankierskasernen mit der Humanität des neunzehnten Jahrhunderts verfahren werd. Die inneren Räume dürfen sich von denen einer Durchschnittswohnung im Thiergartenviertel nicht wesentlich unterscheiden. Der Verkehr ist den Bewohnern der Kaserne untereinander gestattet; dagegen wird der Verkehr mit der Außenwelt streng bewacht. Während der Börsenzeit bleibt der Zugang zu den Kasernen polizeilich abgesperrt; es darf Niemand hinein oder heraus. Sonnabends und Sonntags werden die Kasernenbewohner unter polizeilicher Bedeckung zum Gottesdienst geführt; an andern Tagen dürfen sie ihre Wohnungen nicht verlassen. Jeden Abend finden gesellige Vereinigungen statt, bei denen Unterschlagung gespielt und mit Spielmarken getempelt werden darf.

Konservative Blätter werden meinen Plan vielleicht für zu human halten und behaupten, daß sich die Leute dazu drängen würden, in diese Kasernen aufgenommen zu werden. Die Gefahr liegt allerdings nahe; aber ich weiß ein Mittel, ihr zu begegnen. Nicht etwa die Prügelstrafe, sondern etwas viel Schlimmeres. Die Kasernenbewohner müssen gezwungen werden, sämmtliche Stücke auswendig zu lernen, die von der Freien Bühne aufgeführt worden sind und sämmtliche Artikel abzuschreiben, die in der Zeitschrift „Freie Bühne“ gestanden haben. Kein Stück von Lindau, Lubliner oder Blumenthal darf jemals wieder in ihre Hände kommen; ihr „Durst nach Heiterkeit“ darf nie befriedigt werden. Diese Tantalusqual soll ihre Strafe sein.

Hopslabaer.

Aus Kunst und Leben.

In den letzten veröffentlichten Artikeln „Ketzereien über Demokratie“ ist darauf [illegible] hingewiesen worden, welche Gefahr den Volksbildungsunternehmen aus einer übermäßigen Anwendung des demokratischen Prinzips zu erwachsen droht. Als Beispiele waren die „Neue Freie Volksbühne“ und die „Arbeiter-Bildungsschule“ angeführt worden. [illegible]

weiteren Fehlern vorzubeugen und um eine gewisse Planmäßigkeit in den Unterricht hinein zubringen, drang nunmehr der Begründer der Schule, Liebknecht, darauf, daß sich der Vorstand einen sachverständigen Beirat zugeselle. Außer Liebknecht wurden denn auch noch vier an der Schule unterrichtende Lehrer, der Privatdozent Dr. Arons, Redakteur Dr. Heinrich Braun, Schriftsteller Ledebour und Schriftsteller Dr. Wille ersucht, den sogenannten Lehr-Ausschuß zu bilden. Der Lehr-Ausschuß ließ sich seine Aufgabe, für die Ausgestaltung des Lehrplanes und die Beschaffung geeigneter Lehrkräfte zu sorgen, nach Kräften angelegen sein; seine Ratschläge wurden indeß allgemach von einzelnen Personen des Vorstandes als eine Bevormundung und Kontrole empfunden und gelangten schließlich nur lässig oder gar nicht zur Ausführung. Das führte besonders beim Semesterwechsel, Anfang Oktober, eine für die Schule gefährliche Verwirrung herbei. Der Lehr-Ausschuß sah sich deshalb veranlaßt, um derartigen Uebelständen für die Zukunft vorzubeugen, die Uebertragung bestimmter Befugnisse zu fordern, nämlich: die Anstellung und Absetzung der Lehrer, sowie die Feststellung des Lehrplanes beim Unterricht. Zu jedem Beschlusse des Lehr-Ausschusses sollte die Genehmigung des Vorstandes einzuholen sein. Der Vorstand erklärte sich anfangs bereit, auf diese Vorschläge einzugehen, nahm aber dann seine Zusage zurück, indem er sich eine längere Bedenkzeit ausbat. Mittlerweile wurde in einer Mitgliederversammlung der Beschluß gefaßt, daß niemals ein Lehrer in den Vorstand gewählt werden dürfe, da angeblich ein Lehrer nicht fähig sei über andere Lehrer ein unbefangenes Urteil zu fällen. In einer erst nach dieser Versammlung anberaumten Konferenz am 30. Oktober erklärte dann der Vorstand, er könne auf die Forderungen des Lehr-Ausschusses nicht eingehen und wolle ihm höchstens das Recht belassen, den Vorstandssitzungen, wenn es sich um Unterrichtsangelegenheiten handle, mit beratender Stimme beizuwohnen. Der gesamte Lehr-Ausschuß legte darauf sein Amt nieder. Man darf nunmehr gespannt darauf sein, welche Entwickelung die Schule weiterhin nehmen wird.

G. L.



Hazard.

Novelle

von

Knut Hamsun.

Aus dem Norwegischen von **Marie Herzfeld.**

I.

Arogul Sel Radi erzählt:

Verwichenen Herbst machte ich in Verénjib, jener Landschaft, die Fugomihulsee umgiebt, eine Reise. Ich kam eines Morgens frühzeitig mit dem Boote nach Damvaz, einem kleinen Ort, einem merkwürdigen Ort, für alle Welt versteckt und von aller Welt vergessen, wenn man die Eingeweihten ausnimmt, einem Ort mit siebzehn Häusern, einer Kirche, einem Postgebäude und einer Flaggenstange. Diesen Ort kennen sie recht gut, die Leute vom Balkon, die Abenteurer und Spieler, die drei Monate des Jahres darin zubringen, sich hier ein Vermögen erwerben oder auch in einer einzigen Nacht ein Vermögen verlieren. Es war Markt im Städtchen und die Bevölkerung der Umgegend war in Massen herbeigeströmt; rings um die Kirche

standen Gruppen von Zelten, in welchen man kaufte und verkaufte; eines dieser Zelte war blau, — es war das Zelt des Pavo aus Sinvára.

Ganz in der Nähe der Kirche, zwischen dem Postgebäude und der Flaggenstange, lag aber das Hotel und das oberste Stockwerk war auch blau; — da befand sich die Bank, die Spielbank.

Man erzählte im Hotel, daß Pavo heute abend gewiß kommen werde; ich fragte, wer Pavo sei, und da lachte man geradezu mir ins Gesicht. Ob ich denn nichts wisse, daß Pavo dreimal die Bank gesprengt habe, wie? Ob ich denn keine Ahnung davon besitze, daß seine Mutter die größten Güter des Landes eigne und daß Pavo selbst beim letzten Wimufest in der Roulette sein ganzes Vermögen verschwendet habe? Jedes Kind kannte Pavo; alle Mädchen des Ortes sprachen von ihm, wenn sie abends sich beim Brunnen trafen und die Frommen beteten für ihn, so oft er ihnen in den Sinn kam. Mit einem Wort, er war der Spieler und der verlorene Sohn, ein gefallener Großer, ein Ex-Krösus, — Pavo aus Sinvára.

Und was Pavos Zelt betraf, so hatte seine Mutter ihm es schließlich gekauft, um womöglich ihn wieder auf den rechten Weg zu bringen. Das wäre auch ganz gut gelungen, wenn Pavo nur hätte wollen Ernst machen; jedoch der entartete Sohn war noch die gleiche Woche hingegangen und hatte sein Zelt mit der Farbe der Bank bemalt, denn sein Sinn blieb unverändert. Er spielte auch fernerhin, spielte und verlor. Alles was er auf dem Ladentisch verdiente, trug er zum Roulettetisch hin und stets kam er ärmer aus der Bank heraus als er hineingetreten war. Sein Zelt fand großen Zuspruch; er verkaufte so viele Dinge; weder Bürger noch Bauer gingen an ihm vorbei; alle handelten sie mit Pavo aus Sinvára. Und seine Mutter schaffte ihm stets Waren genug; sein Zelt stand voll bis an die Decke.

Nun sollte er heute abend kommen; die ganze Stadt wußte, daß er heute abend kam.

* * *

Die Turmuhr erscholl; ich hörte fünf lang nachgellende Schläge, welche allen Lärm des Marktes übertäubten. Plötzlich pochte der Diener des Hotels an meine Thür. Der junge Mann war sehr erregt.

„Denken Sie sich,“ sagte er, „die gnädige Frau aus Sinvára kommt heute auch!“

Ich hatte um diese Nachricht gar nicht gebeten; ich sagte dem Diener, die Dame gehe mich nichts an. Wenn ich aber vielleicht fragen dürfe, — ob die gnädige Frau aus Sinvára etwa Kaiserin von China sei und ob sie im Herbst so ziemlich dunkle Kleider trage? Ich wollte mich über den Burschen lustig machen und fragte ihn schließlich, ob er denn glaube, ich halte die gute Frau aus Sinvára für den heiligen Geist in Person? Er zuckte die Achseln und erklärte mir, die gnädige Frau sei eben die vornehmste Dame der Gegend, die allerreichste, Fürst Yarin's Freundin und des Pavo' Mutter. Und diese war es, die kommen sollte. Übrigens wolle sie nur untersuchen, wie es eigentlich um ihren Sohn stehe, sie wolle sie selber sehen, die Roulette, welche ihr Kind zugrunde richtete und ins Verderben zog. Ob das nicht kühn gehandelt sei?

„Alle diese Aufklärungen interessiren mich nicht,“ antwortete ich dem Diener, „hingegen habe ich um meinen Thee gebeten. Adieu!“

Hierauf ging der Diener . . .

Um sechs Uhr entstand im Hotel eine große Bewegung, — die gnädige Frau war angekommen. Sie erschien an ihres Sohnes Seite, Pavo in heller, sie in dunkler Tracht. Die Kirchglocke läutete; denn kaum daß die gute Frau den Fuß

in die Stadt gesetzt, so hatte sie der Kirche schon eine Summe Geld versprochen, eine große Summe Geld, welche jene für alle Zukunft sicher stellte. Außerdem hatte sie das Postgebäude mit einer neuen Fahne bedacht. Aus diesem Anlaß herrschte frohe Stimmung in der Stadt. Die Diener bekamen den Tag frei, alle waren auf der Straße und der Polizeimeister ging in völlig neuer Uniform herum.

Die gnädige Frau aus Sinvára war ein schönes dunkles Weib mit einem schweren, feurigen Blick, der mich zusammenfahren machte. Man erzählte, sie habe viel erlitten in ihrem Leben und sie verschenkte viel, zumeist an Kirchen. Sie war Fürst Yariws Freundin, sie hatte zwei hohe Orden, aber sie benutzte keinen davon. Ihr dunkler Anzug war äußerst elegant. Nachdem sie ein Glas Wein getrunken, betrachtete sie die neugierigen Menschen, die ihr ins Hotel gefolgt waren, und sie gab ihnen allen etwas. Ein kleines Mädchen — aus Esseret — erhielt 20 Lei. Plötzlich sagte sie:

„Und wo ist die Bank? Ich will hinein!“

Pavo, welcher über diesen Einfall seiner Mutter ganz entzückt ist, nimmt sie beim Arm und führt sie in den Spielsaal. Alle folgen ihr.

Man empfängt sie hier mit der größten Aufmerksamkeit. Das Rad ist in vollem Gang, das Spiel rast; ein brünetter Herr, welchen die Diener Prinz nennen, tritt ehrerbietig beiseite, um der gnädigen Frau am Tische Platz zu machen.

In diesem Augenblick ruft der Bankier: „Null!“ und streicht alles Geld ein. Es lagen Haufen von Silber, viele große Goldmünzen und mehrere Päckchen Papierzettel auf dem Tisch — alles verschwindet in des Bankiers Eisenlade unter dem Tisch. Und es wird von neuem Geld aufgelegt, still und ruhig, als ob nichts geschehen sei. Und doch war es in Wirklichkeit ein seltener Zufall, eine Null, die einen so großartigen Fang gethan. Aber niemand spricht, das Spiel nimmt seinen Gang, das Rad saust herum, wird langsam, bleibt stehen: wieder Null! „Null!“ ruft der Bankier uud nimmt das Geld fort. Diese beiden Züge haben ihn nun um viele tausend Lei reicher gemacht als er schon war. Und wieder legt man Geld auf, der Prinz wirft eine ganze Hand voll Zettel auf den Tisch, die er gar nicht zählt. Niemand redet, es ist sehr still ringsum, einer der Diener stößt in seiner inneren Erregung ein leeres Weinglas gegen den Tisch, man vernimmt das feine Klirren, das sich in den matten Laut mischt, mit welchem das Rad in der Runde schwirrt.

„Erkläre mir doch das Spiel,“ sagte die gnädige Frau aus Sinvára.

Und Pavo, der die Regeln der Spiele an seinen fünf Fingern herzählen kann, giebt ihr alle notwendigen Weisungen. Der Prinz beschäftigt sie sehr, — „der junge Mann ruinirt sich,“ sagte sie. Und als ob ihr eigenes Geld auf dem Spiel stünde, — so unruhig rückt sie auf ihrem Stuhl hin und her. — „Der Prinz ruinirt sich durchaus nicht,“ antwortete Pavo; „er operiert bloß mit seinem Gewinnst. Ueberdies — er versteht das Spiel!“

Das war auch so. Der Prinz hatte schwere Summen gewonnen; zwei von den Dienern standen immerfort hinter seinem Stuhl, um ihm Wasser zu reichen, das Taschentuch aufzuheben, wenn er es verlor, ihm alle möglichen Dienste zu leisten, — nur in der Hoffnung auf eine reiche Belohnung, wenn er endlich aufstehen würde und gehen.

Ein groß gewachsener bleicher Mann, ein ruinirter Rumäne, hält sich ihm zur Seite. Er spielte hoch; er verlor durch die letzten zwei Null einige zwanzigtausend Lei. Er steht bald hinter dem Stuhl der gnädigen Frau; er streckt die Hand über ihre Schulter vor, wenn er setzt. Sein Arm bebt.

„Der junge Mann ist verloren,“ spricht die gnädige Frau.

Pavo nickt und erwidert: „Verloren!"

„Aber so sage ihm doch, daß er aufhört!" fährt die gnädige Frau in höchster Aufregung fort. Hierauf antwortete Pavo, Ratgeben sei verboten. — „Ebensowenig," fügte er voll Schlauheit bei, „ebensowenig ist es gestattet, daß wir nur als Zuschauer hier sitzen!"

Die Mutter blickte ihn erstaunt an; sie begreift nicht, daß in Pavos Herzen schon die Lust rast, selber mitzuthun. — „Hier stehen ja außer uns vielleicht zwanzig Menschen, die nicht spielen," wendet sie ein.

„Es sind Spieler, die blos auf ihre Tour warten," entgegnet Pavo.

Da nimmt die gnädige Frau einen Bündel Papiergeld aus der Tasche. — „Also spiele!" sagte sie nur. Aber gleich darauf faßte sie ihn beim Arm und that ihm Einhalt: — „Sage mir, was versteht man unter Null? Warum nimmt Null jedesmal alles heim?"

„Weil Null die Bank repräsentiert," antwortete Pavo. „Bleibt der Zeiger auf Null stehen und ist die Zahl blank, d. h. wenn niemand darauf gesetzt, so hat die Bank alles gewonnen."

„Und außer ihr sonst keiner?"

„Keiner. Es wäre denn, man setzte selbst auf Null, in welchem Fall der Spieler gewinnt."

„Wieviel gewinnt er da?"

„Fünfunddreißigmal seinen eigenen Einsatz."

„Gut," sagt die Frau und läßt den Arm des Sohnes los; „gut; setze auf Null!"

„Mutter, die Null hat eben gewonnen."

„Umso besser. Setze auf Null."

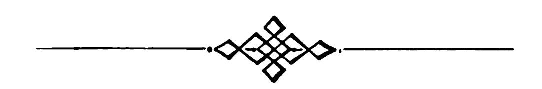
„Aber Null hat ja zweimal hinter einander gewonnen und man hat nur eine Chance, unter fünfunddreißig, auf diese Zahl zu gewinnen.

„Ech! Setze nur!"

Und Pavo wirft einen Zettel auf die Null hin; er kam im letzten Moment; das Rad war gerade im Begriff stehen zu bleiben.

„Verloren!" spricht die Mutter. „Gut; probiere es wieder; nimm das doppelte, setze zwanzig Lei."

(Fortsetzung folgt.)



Das Lumpengesindel.

Komödie in 5 Aufzügen
von
Ernst von Wolzogen.

(5. Fortsetzung.)

Wachtmeister (ohne sie zu beachten). Ja, sehn Sie, so läßt er sich freilich nichts merken, aber Sie hätten ihn mal sehen sollen bei das große Hochzeitsdiner im Kaiserhof — eiweih! Fein!

Friedrich und Wilhelm (räuspern sich gleichzeitig sehr laut).

Else (zupft ihn wieder). Ich bitte Dich, Vater! (Laut). Sie entschuldigen, gnädige Frau!

Frau Hinze (blickt erstaunt von einem zum andern). Was denn für ein Hochzeitsdiner?

Wachtmeister. Na, unsere Hochzeit, Frau Commerzienrat! Ich war zwar erst mehr für 'ne bescheidene Chose in Zademaks Salon oder so wo, aber da wollte ja mein Schwiegersohn nischt von wissen. Nobel sollte des sein, der Bedeutung des Jejenstandes anjemessen! Denn sehen Sie, was meine Tochter is, die hat beinahe das Jouvernantenexamen jemacht, und ich bin auch auf 'm Jimnasium jewesen und habe meinen Bellum jallicum in der Ursprache jelesen, was für einen zukünftigen Militär immerhin eine jewisse taktische und strategische Jrundlage ausmacht. Wenn nicht materielle Verhältnisse mir eine jewisse Zurückhaltung auferlegt hätten, so könnte ich heut schon Oberst sein; aber natürlich . . . wie des so is, Frau Commerzienrat! Es sind ja immer die Verhältnisse dran schuld, wenn nicht Jeder auf den Platz steht, wo er hinjehört. Na, das brauche ich Ihnen ja nicht zu sagen. Es jiebt ja viele bunte Hunde, die sich Mops schimpfen, und Allens is nich Jold, was glänzt! Nicht wahr, Frau Commerzienrätin?

Frau Hinze (die unterdessen höchst belustigt die Befangenheit und Aufregung der Brüder und Elses beobachtet hat). Ja gewiß, Herr Wachtmeischter, ich bin ganz Ihrer Aansicht! (Ihr Blick wird von der großen Carricatur hinten an der Wand gefesselt.) Je, schau, was ist denn des da? (Erhebt sich und geht nach dem Hintergrunde).

Friedrich. Ach, das ist nur so ein Ulk von einem malerischen Freunde von uns! Das soll Wilhelm und ich sein, wie wir die sociale Frage lösen.

Wilhelm (ist an Frau Hinze vorbei nach dem Hintergrunde gestürzt, reißt einen der Holzschnitte von der Wand und steckt ihn in die Tasche; da Frau Hinze ihn verwundert ansieht, stotternd). Entschuldigen Sie, gnädige Frau — etwas frei — nichts für junge Damen!

Frau Hinze (hell auflachend). Nix für ungut, meine Herrn! Ihr seid doch e bizzle komische Leut'!

Wilhelm und Friedrich (lachen unmäßig).

Wachtmeister (leise und entrüstet zu den Brüdern). Na, ich weiß nicht Kinder, Eure Benehmigung . . !

(Man hört klingeln.)

Wilhelm. Au, Donnerwetter, das wird doch nicht . . . Ich sehe lieber selber nach. (Ab hinten, läßt die Thür auf.)

Friedrich (leise zum Wachtmeister). Hätt'st Du doch den Kaiserhof nicht auf's Tapet gebracht! Das hat uns die Frau doch an der Nase angesehen, daß die Rechnung noch unbezahlt ist.

Wachtmeister. Was, Himmelbatallion — unbezahlt!?

Friedrich (entrüstet). Was denkst Du denn eigentlich von mir!

Else (ist von der andern Seite links um den Tisch herumgegangen und hat im Flüsterton gegen Frau Hinze die Männer entschuldigt).

Frau Hinze (die noch vor der Carricatur steht). Ich glaub', lieber Schatz, Sie habe was auf dem Herzen. Wenn Sie Sorge habe . . . (Spricht leise weiter).

(Man hört draußen Bruno's Stimme.)

Bruno. Ich störe doch nicht?

Wilhelm. Bitte sehr! Das ist ja sehr freundlich von Ihnen!

Bruno. Ich suchte meinen Bruder vergebens in seinem Atelier, und da Sie so liebenswürdig waren, mich einzuladen, so dachte ich . . .

Wilhelm. Ja, bitte, treten Sie nur näher, Gottfried ist hier. (Während er ihn hereinführt, flüsternd). Und die Frau Commerzienrätin auch!

Friedrich (ihm entgegen). Ah, Herr Assessor, das ist wirklich hübsch von Ihnen — darf ich mir erlauben, Frau Commerzienrätin, Ihnen Herrn Assessor von Haidenberg und Reiffel . . .

Bruno (scharf). Pardon, von Reiffenberg und Haidek.

Else (ist, sobald sie Bruno's Stimme draußen hörte, mit den Zeichen größter Bestürzung zusammengeschreckt und dann, wie um sich zu verbergen, ganz in die Ecke links hinten zurückgewichen). Mein Gott — ich bitte . . . ! (Sucht mit den Händen nach einem Halt).

Frau Hinze (die erstaunt ihrem Gebahren gefolgt ist, springt der Wankenden rasch bei). Herr Doctor, schaue Se doch, ich mein', Ihrem Fraule ischt nit ganz wohl.

Friedrich (eilt bestürzt auf Else zu und legt stützend den Arm um sie, indem er sie nach der Schlafstube zu führt). Herrgott, Else, was ist denn das? Was hast Du denn?

Bruno (ist, da Frau Hinze auf seine Vorstellung nicht geachtet hat, etwas mißvergnügt zu Wilhelm in den Vordergrund getreten). Es scheint doch, daß ich hier nicht ganz à propos komme.

Friedrich (während er mit Else vorbeischreitet, vorstellend). Gestatten Sie, Herr Assessor: Meine Frau!

Else (richtet sich einen Moment auf und wirft Bruno einen hinausweisenden Blick zu).

Bruno. Gnädige Frau — (blickt auf, erkennt Else und fährt mit einem unterdrückten Schreckensruf zusammen).

Frau Hinze (hat sein und Elses Gebahren beobachtet, schüttelt bekümmert den Kopf und tritt dann gleichfalls in den Vordergrund).

Wilhelm (hat inzwischen auf den Wachtmeister eingesprochen, indem er ihn mehr nach dem Hintergrunde zudrängte. Beide haben Bruno den Rücken zugekehrt).

Wachtmeister (leise). Aha, nu habt Ihr 'ne Commerzienrätin und 'n Assessor hier, nu bin ich Euch nicht fein genug!

Friedrich (gleichzeitig, während er an die Schlafstubenthür rüttelt). Gottfried, mach' auf, fix!

Gottfried (hereintretend). Ist die Luft rein? Ist sie fort? (Frau Hinze erblickend). O weh! (will wieder zurück).

Friedrich. Willst Du machen, daß Du rauskommst! Ich muß meine Frau zu Bett bringen! (Ab mit Else in's Schlafzimmer.)

Frau Hinze (erstaunt zu Gottfried). Sie hier?!

Gottfried (beschämt). Ja, entschuldigen Sie, ich konnte doch in diesem Aufzug . .

Frau Hinze (bricht plötzlich in Thränen aus). O mei, Leut' sind des — Leut'! (Trocknet sich rasch die Augen.) Ich geh' jetzt emal da 'nein; ich mein', da kann ich mich grad' nützlich mache! (Ab links.)

Gottfried (rasch auf seinen Bruder zu). Ja, was ist denn . . . Was willst Du denn hier, Bruno?

Bruno (aus seiner Erstarrung auffahrend). Was, he? Was willst Du denn . . . was hast Du denn da zu suchen?

Gottfried. Das geht Dich gar nichts an!

Bruno. So? Na, ich werde doch wohl noch . . .

Gottfried. Komm nur schnell! Du siehst doch, daß wir hier Beide . . .

Bruno. Ja, ja! (Laut zu Wihelm.) Warum haben Sie mir das nicht gleich gesagt, Herr Kern?

Wilhelm. Was denn, was denn? Sie wollen doch nicht fort?

Bruno. Wir werden doch nicht, wo Ihre Frau Schwägerin nicht wohl ist . . .

Wilhelm. Ja, ich begreife nicht, sie war eben noch ganz vergnügt.

Gottfried. Na, guten Abend, Wilhelm, und recht gute Besserung! (Ab mit Bruno hinten.)

Wilhelm (begleitet die Beiden hinaus). Es thut mir wirklich sehr leid . . .

Friedrich (tritt wieder von links herein mit strahlender, geheimnißvoller Miene). Na, so weit wären wir ja nun!

Wachtmeister (rasch auf ihn zu). Was ist denn mit Else? Es ist doch nichts Schlimmes?

Friedrich. O nein! Im Gegenteil!

Wilhelm (tritt wieder hinten herein). Na, Fritz? So habe ich Else noch nie gesehen!

Friedrich (ihm mitleidig auf die Schulter klopfend). Ja, mein Sohn, Du wirst überhaupt noch Manches erleben! — Du, Papa Wachtmeister, der will nämlich die Weiber kennen! Haha, keinen Schimmer!

Wachtmeister. Donnerwetter, Du meinst doch nicht . . .?

Friedrich. Na, und ob ich meine!

Wachtmeister (auf sich deutend). Großvater? Kinder, das müssen wir begießen!

Wilhelm. Nee, Fritz, sag' mal — im Ernst?!

Friedrich. Ja, mein Sohn, ich fange an, mich Vater zu fühlen!

Wilhelm (blickt ihn bewundernd an). Donnerwetter!

Wachtmeister. Na, nu liegt man 'n Achtel auf!

Friedrich. Bier? Pfui! Wo ist denn Götz und der Assessor?

Wilhelm. Die wollten nicht stören.

Friedrich. Marsch, hol' sie wieder rauf! Mein ganzer Hof ist feierlich geladen!

Wilhelm. Zu Befehl! Ich fliege! Aber hört, hört einmal: Vergessen wir bei dieser erhebenden Feier auch nicht ihrer zu gedenken, die heute wie die Sonne durch den grauen Nebel unseres Daseins . . .

Friedrich. Ach, Rezia!

Wilhelm. Ist das ein Weib! (Umarmt den Wachtmeister). O wundersames, wonniges Weib!

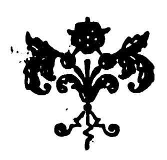
Friedrich (stimmt an). Rezia soll leben!

Wilhelm. St! Piano, pianissimo! — Soll leben, soll leben!

Während sie den verwunderten Wachtmeister bei den Händen fassen und mit ihm herumzutanzen beginnen, fällt rasch der Vorhang.

(Ende des zweiten Aufzugs.)

(Fortsetzung folgt.)



Verantwortlich für die Redaction Wilhelm Bölsche, Friedrichshagen. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler. Druck: A. Seydel & Cie. Beide in Berlin.



Licht aus dem Dunklen.

Und immer weiter breiten die „Gespenster" sich aus; die verlachten und verspotteten Geister, denen man so oft schon mit allem väterlichen Ernst bedeutet hatte, daß sie wirklich nichts mehr in unserer aufgeklärten Welt zu suchen haben, — da tauchen sie an allen Ecken wieder auf, kriechen aus den verstaubtesten Winkeln hervor, die Hexen und die Besessenen, die Klopfgeister und die tückisch boshaften Kobolde, welche Pfannen durch die Lüfte segeln lassen und uns abgenagte Schinkenknochen an die Köpfe werfen, die Somnambulen und Magnetiseure, welche durch Gebete und Handauflegen die bittersten Krankheiten heilen, der ganze Schwarm der Ekstatiker und Visionäre, die wie Mohammed alle sieben Himmel durchfahren und die genaueste Kunde bringen, von dem was drüben ist, im Reich der Geister und in allen seinen Organisationen besser Bescheid wissen, als unsere Geographen in Central-Afrika, wobei nur Schade ist, daß einer der Erforscher immer etwas anderes sieht, als sein College in den Himmelsfahrten; die Religionsstifter nahen und die Säulenheiligen, und, zu guterletzt, auch die Düstersten der Düsteren, die lieben guten Vampyre, die bluthungrigen Verstorbenen, welche ihre ehemaligen Mitmenschen im Schlaf überfallen und den kostbaren rothen Saft ausschlürfen. Wir in Deutschland glaubten sie schon endgültig los geworden zu sein, weil wir officiell seit allerdings recht wenigen Jahren von ihnen nichts mehr vernommen hatten; es war ja alles so sonnenklar in der Welt, volles Licht herrschte in den altchristlichen Hütten, und volles Licht in den Hütten des Positivismus; Darwin hatte uns so vieles mit so viel Geist und ohne alle Geister klar gemacht, der Philosophie mit ihren Speculationen war der Laufpaß gegeben; da auf einmal kommen sie doch wieder in langen Zügen heran, die verhaßten Störenfriede der zufriedenen Aufklärung und des alles wissenden Rationalismus. Und da hilft kein sich Sperren und kein Leugnen, größer und größer wird die Zahl der Gläubigen, und immer höher und kühner steigt der Welt der Naturwissenschaft gegenüber das Haupt der Mystik mit seinen räthselhaften Zügen empor; auch hier ist die Welt der Naturwissenschaft, auch hier Platz und Raum, und hier erst recht für den exaktesten Forscher, . . . rufen die lockenden Stimmen aus dem Reiche des Occultismus. Und es ist wieder einmal an der Zeit, Schopenhauers Worte zu citiren: „Wer heutzutage die Tatsachen des animalischen Magnetismus und seines Hellsehens bezweifelt, ist nicht ungläubig, sondern unwissend zu nennen . . ." „Die in dem superklugen verflossenen Jahrhundert, allen früheren zum Trotz, überall nicht sowohl gebannten, als doch geächteten Ge-

spenster sind, wie schon vorher die Magie, in Deutschland rehabilitiert worden." Freilich, so ganz sind sie doch noch nicht rehabilitiert worden. Zwischen den Tagen, da Schopenhauer seinen „Versuch über Geistersehen" schrieb, und heute liegt eine Zeit schwerer Reaction, in der unsere Wissenschaft von neuem alles Occulte zum Gespötte der Kinder machte. Die „superklugen Gebärden des Skepticismus der Ignoranz," die nach Schopenhauer „täglich mehr außer Kredit kommen," haben sich in jenen Jahren den Kredit redlich wieder erobert, und sie stehen sich wieder schroff gegenüber: auf der einen Seite die Lachenden, die alles wissen, weil sie über nichts gedacht haben, und denen darum von vornherein alles Neue, das ihnen entgegentritt, als der köstlichste und lustigste Schwindel erscheint, dann die Erhabenen, welche es unbesehen zurückweisen, weil es die Kreise ihrer festabgeschlossenen Anschauungen stört, und auf der anderen Seite die immer noch kleine, aber doch wachsende Schaar der rastlosen Forscher, der Vorurteilslosen, der Suchenden, der Halbüberzeugten, der Gläubigen.

Die wahren Intelligenzen einer Zeit, die wirklichen Geistesförderer sind immer nur die Forschenden. Aller blinder Glaube, aller blinder Unglaube haben nicht einen Gran Wert. Es muß denn doch immer wieder gesagt werden, daß die Verurteilung der occulten Forschungen durch unsere officielle Wissenschaft auch nicht die allergeringste Spur von Bedeutung hat. Da sie ihre Gegnerschaft auf nichts als auf ihre Ansehen stützt, die Untersuchung a limine abweist und alles in allem erklärt: „Wer noch einmal in meiner Gegenwart mit einem Wort solcher abstrusen Dinge Erwähnung thut, den werf ich zur Thür hinaus." Und doch hat Helmholtz, einer der Gegner von vornherein, noch in diesen Tagen der Welt erzählt, wie er selber von den Akademikern mit dem allgemeinsten Gelächter begrüßt wurde, als er mit dem Gesetz von der Erhaltung der Kraft hervortrat. Als ob nicht jedes Neue stets die gleiche und nämliche Aufnahme gefunden hätte. So warf man einstmals die Meteorsteine aus öffentlichen Sammlungen heraus, um sich nicht bloszustellen, wenn man so wertlose Dinger weiter aufbewahre, — Braid wurde für einen Narren angesehen und Hansen als Betrüger ins Gefängniß gesteckt, und doch hat der Hypnotismus heute bereits seine allgemeine Geltung gefunden. Woraus besteht denn die officielle Wissenschaft? Aus einigen „berühmten Alten" und der großen Masse des gelehrten Heerdenviehs, den Berufsprofessoren, denen die Wissenschaft die milchgebende Kuh ist und die auf das Wort des Lehrers schwören. Und die berühmten Alten, — nun es sind die Großen von gestern. Sie haben die Wissenschaft ihrer Zeit aufgebaut, aber wer versteht nicht das rein Menschliche, daß sie ihre Ruh haben wollen, daß sie, so lange wohnlich und behaglich im Gebäude ihrer Anschauungen und Erkenntnisse eingerichtet, unwirsch werden, wenn da Leute kommen, um die Zimmer neu zu tapezieren und mit anderen Möbeln auszustatten: sie verstehen nicht, daß ein neues Geschlecht nicht mit dem zufrieden ist, mit dem sie sich selber zufrieden gegeben haben, daß ihr Friede nicht auch der Friede der Anderen ist. Und noch viel weniger Wert hat der Ausdruck der Durchschnitts- und Alltagsbildung, wie ihn die Tagesjournalistik bietet: nachdem Frau Valeska Töpfer vor Jahren schon selber vor Gericht erklärt hat, daß und wie sie in ihren „séances" die Leute zu beschwindeln pflegt, ist es ein überflüssiger Scherz, sie alle Tage noch einmal zu „entlarven".

Die bigotten Anhänger, die Dummgläubigen alles Geisterspuks, denen es nicht um die Erkenntnis der Dinge, sondern nur um den Sieg ihrer Sache zu thun ist, können sich keine bessere Gegnerschaft als diese wünschen. Denn das ist ein Feind, der überhaupt nicht kämpft, der lachend mit verschränkten Armen dasteht und garnicht weiß, über was für Kräfte der Andere verfügt, welcher da heran-

kommt, die Stützen seiner Bildung über den Haufen zu werfen, — das ist ein Feind, der nichts Besseres zu thun weiß, als daß er vor der Gefahr den Kopf in den Sand steckt. Sind wir wirklich so gefeit vor einer Ueberrumpelung durch brutale Massen, die unbekümmert um Wahrheit, Wahrscheinlichkeit, Wissenschaft, alles Denken zum Teufel jagen, und nun glauben, nichts als glauben wollen, mag's auch das Absurdeste sein, wenn es nur Trost ihnen bringt, Hoffnung auf Erlösung und ein ewiges Glück? Die große Masse hat immer nur suggestioniert sein wollen, und was halfen ein paar philosophische Köpfe, wenn über die Masse wieder einmal eine Religion der Visionen und Ekstasen kommt und sie hypnotisiert, daß sie auf alles schwört, was ihnen der Ekstatiker aus dem von ihm besuchten Geisterreich berichtet? Die paar Philosophen werden totgeschlagen, wie einst die Christen sie totgeschlagen haben. Und die Millionen Spiritisten, die heute auf guten Glauben alle visionären Faseleien eines Jackson Davis, alle Offenbarungen eines Allan Kardec hinnehmen, mahnen sie nicht zur Vorsicht, wie die Millionen gutgläubiger Christen, Juden und Heiden, die niemals einen anderen Beweis für ihre Anschauungen gesucht haben, als den, daß auch ihre Großmutter glaubte, was sie glauben?!

Es ist zur Evidenz bewiesen, sagt Kiesewetter in seiner „Geschichte des neueren Occultismus", daß die Beschäftigung mit den dem Spiritismus zugrundliegenden Thatsachen Gift für ungebildete oder halbgebildete, den Einflüssen fanatischer und gewissenloser Agitatoren ausgesetzte Volksschichten ist. Ja, es läge die größte Gefahr in den mystisch-occultistischen Bestrebungen unserer Zeit, wenn sie thatsächlich nur Abstruses, nur Verrücktes, nur Unsinniges zum Untergrunde hätten. Auch nur dem Blödsinn gegenüber dürften sich unsere Wissenschaft und unsere Zeitungen nicht auf ein spöttisches Lächeln, eine verächtliche Zurückweisung aller Untersuchung beschränken. Auch der Narrheit müßte man mit Ernst entgegentreten, wie man so viele religiöse Narrheiten nur mit schwerem Ernst bekämpfen konnte. Aber ist denn wirklich alles so abstrus, so sicher und leicht als Wahnsinn durchschaubar, was mit dem Geister- und Gespensterglauben der Gegenwart zusammenhängt? Ist das große weite Gebiet des Occultismus so ganz und bestimmt ein Feld, auf welches sich nur Narren und Wahnsinnige verirren können? Es giebt dort viele Provinzen; vielleicht kennt man in der einen nur Irrenhäuser, aber ist darum auch die andere nur ein Asyl für Geistesgestörte? Muß denn alles als ein und dasselbe erscheinen, Hypnotismus und Suggestion, Fernwirkung und Hellseherei, Materialisation, Geister- und Gespensterglaube? Zerschlägt nicht der, welcher den Hypnotismus verurteilt, weil er das Erscheinen jenseitiger Geister nicht annehmen mag, den Topf, weil ihm der Deckel zersprungen ist? Das Allerseltsamste prägt sich ja dem Geiste zunächst ein: und was jeder am besten vom Occultismus weiß, das sind Resauer Spukvorgänge, die Geisterschriften der Goethe, Humboldt, die in unorthographischem Deutsch irgend einen Quatsch enthalten, die Materialisationen von Hofdamen der Maria Stuart und von Indianermädchen des 16. Jahrhunderts, die kostbaren Berichte aus den Reichen der Geister, wie sie Davis, Allan Kardec und Hans von Gumppenberg gegeben haben u. s. w. u. s. w. Und so drängen sich den Meisten gerade beim ersten Zusehen die wildesten Erscheinungen auf, von denen ihnen so dumm im Kopf wird, als hörten sie hunderttausend Narren reden, und lieber ziehen sie gleich den Fuß zurück, weil sie überzeugt sind, daß hinter alledem doch nichts als Wahnsinn und Betrug steckt. Ein Weiterdringen aber bis zu den verhältnismäßig einfachsten, „natürlichsten" Dingen wird dann doch vielleicht ihren Hochmut etwas herabstimmen. Die Ueberzeugung, daß sie es nur mit Abstrusitäten und Kindereien zu thun haben, verliert sich. In dem mehr und mehr sich lichtenden

Dunkel erkennt man, daß der Wissenschaft des Occultismus, so wie sie vorliegt, ein gut Teil ehrlicher und redlicher Forschung zu Grunde liegt, genug klare und gesunde Vernunft, so daß sie sehr ernst genommen werden muß. Da giebt es eine scharfe Logik, eine tiefgründige Philosophie, da liegen vortreffliche Gedanken zerstreut; die wichtigsten Menschheitsfragen heben sich empor, und zuletzt baut sich eine Weltanschauung auf, die als falsche und irrige nachzuweisen wir noch gar keine Mittel haben, die von Anfang an, zum mindesten gleichberechtigt, dem Materialismus gegenüberstand, nicht schlechter als dieser gestützt ist, voller Größe und Erhabenheit und von einschneidender Bedeutung für unsere gesammte Lebensführung.

Wo aber so viel auf dem Spiele steht, da sollte man sich endlich, auf beiden Seiten, aufraffen und nur noch die reinsten und ehrlichsten Waffen gegen einander wenden. Daran hat es bis jetzt nur zu viel gefehlt. Die Discreditierung von Männern wie Crookes u. s. w, nur weil sie für sich an die Wirklichkeit und Thatsächlichkeit spiritistischer Phänomene glauben lernten, gehört zu den Unsauberkeiten, welche unserer Wissenschaft wenig zur Ehre gereichen, und jene rationalistische Ueberhebung, die von vorn herein in jeder wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Occultismus eine Narrheit und Anzeichen des Wahnsinns bemerkt, sollte nachgerade nur noch der Ignoranz erlaubt sein. Auch die Verbreitung falscher Nachrichten gehört zu diesen Mitteln; so verkündigte man vor Jahren rühmend, daß ein Schüler Dubois-Reymonds das bekannte Fadenexperiment als einfaches Taschenspielerkunststück nachgewiesen habe, — während er in Wahrheit den eigentlichen Kernpunkt der Sache ganz umgangen hatte. Weber und Fechner, die zuerst für Zöllner eintraten, sollten nach späteren Mitteilungen Slade endlich als Taschenspieler erkannt — und ihr früheres Urteil, welches diesem so günstig lautete, zurückgezogen haben. Daß aber Weber und Fechner beide darnach diese Mittheilung für falsch erklärten und brieflich ausdrücklich versicherten, an der Wahrheit der Sladeschen Phänomene festzuhalten, haben nur kleinere Kreise erfahren. Auf der spiritistischen Seite stehen dem gegenüber die vielfachen offenen Betrugsfälle; aber vielleicht noch schlimmer als die Betrügereien selber sind die anscheinend so wissenschaftlichen Rechtfertigungen der Spiritisten, welche so bequem schwarz auf weiß nachweisen, daß der eigentliche Betrug ja gar kein Betrug. Es muß jedenfalls Mißtrauen erregen, wenn man all die Hinterpförtchen und Schleichwege sieht, auf dem dieser Nachweis geschehen kann. Der Nachweis eines Betruges ist im Grunde überhaupt unmöglich gemacht; wer könnte auch zu allerletzt etwas für die Bosheiten eines Geistes thun, der ein armes Medium ganz gegen dessen Willen und ohne dessen Wissen Dinge treiben läßt, die für den gewöhnlichen Menschenverstand als Betrügereien aussehen, aber das Medium ist ja nicht der Betrüger, nein, nur ein boshafter Geist hat's darauf abgelegt, die Menschen zu ärgern, den Spiritismus und das Medium zu discreditieren. So griff nach der Entlarvung Bastians plötzlich der Spiritismus zu der Erklärung von der unvollständigen Materialisation, von der er vorher nichts hatte wissen wollen. Nun, wer da nicht von aller Zweifelsucht erfüllt wird, der verdient es, auch an Madame Blavatsky zu glauben, welche nach ihren eigenen Versicherungen sieben Jahre bei den Mahatmas auf dem Himalaya zubrachte, jenen Mahatmas, die im Besitze aller Geheimnisse sind, sich in einem Augenblick an jeglichen Ort der Erde versetzen können und die eigentlichen Träger der Kultur sind, indem z. B. alle großen Männer von Zoroaster und Buddha bis auf Goethe ihre Schüler und Sendboten waren!

Julius Hart.

(Schluß folgt.)

Neue Bücher.

Von Ola Hansson.

III.

Herrmann Bahr's Russische Reise.

Die Aparteste der Buchneuheiten der Saison ist Hermann Bahrs: „Russische Reise.“ Ueberhaupt ist Hermann Bahr die merkwürdigste Physiognomie in der jungen Schaar. Ich will damit nicht sagen, daß er unter den jungen Dichtern die meisten Chancen, oder die größte Zukunft hätte. Darüber läßt sich wirklich in Betreff Bahr's nicht das Geringste prophezeien; dem Kritiker ist überhaupt zu Mut als sei er auf Glatteis geraten, sobald er sich mit dem Phänomen Hermann Bahr einläßt; aber das ist ja gerade das Interessante an ihm, daß er, psychologisch betrachtet, so schwer zu fassen ist.

Das Totalurteil, das man nach oberflächlichem Studium über ihn fällen möchte, ist: er ist so proteusartig. Der Haupteindruck, den man nach genauem Studium von ihm hat, ist ganz von derselben Art. Und man befindet sich in beiden Fällen in ganz gleicher Unklarheit darüber, ob das alles nur künstliche Jongleurstücke, oder die Entwicklungsphasen einer Persönlichkeit sind, ob unter diesen fünf, sechs Gesichtern, die alle den Namen Hermann Bahr tragen, sich ein gemeinsamer Grundtypus befindet, oder ob sie alle nur Masken sind. Soll man das Charakteristischeste an dieser Schriftstellerpersönlichkeit nennen, so ist es unter allen Umständen die Sensibilität. Alles Gute an Hermann Bahr ist kraft dieser Eigenschaft da: seine Intelligenz, sein feines Verständnis für die entgegengesetzten Dinge ist nichts Anderes, als Sensibilität; aus ihr, allein und ausschließlich, entspringt seine Produktivität. Er ist der Typus dessen, was der Franzose Dilettantismus nennt, d. h. seine Sensibilität hat eine solch äußerste Entwicklung erlangt, — eine so krankhafte, abnorme, wie die einen sagen, eine so ideale, wie die andern meinen — daß er kraft derselben sich mit seiner ganzen Seele und all seinen Sinnen in die allerentgegengesetztesten Kulturen, Epochen, Raçen, Individualitäten hineinzuschmiegen und deren eigentümliches Leben mitzuleben vermag. Er thut das nicht bloß bewußt, wie z. B. Bourget und im allgemeinen alle modernen Kritiker, die von Taine ausgegangen sind, sondern er thut es mit der ganzen triumphierenden Miene eines Akrobaten, eines Kautschukmenschen, der seine Glieder in die unmöglichsten Stellungen verdreht hat. Und hier begegnen wir wieder dem, was uns an Bahr konfus macht: ist er, wenn er, wie z. B. neulich in seiner „Russischen Reise“, diese seine „Nervengymnastik“ umständlich erörtert, ein Kind, oder ein Klown, ist es gespielte Naivetät, oder wirkliche Naivetät, ist es übermütige Neugierde, oder Galeriegeschmack?! Er kann im selben Augenblick, wo er seine unglaublichsten Kunststücke ausführt, die Sache mit einem so unschuldigen Tonfall vor dem Publikum beleuchten, daß man beinahe der Funken im Auge übersieht, in dem sich der Schalk versteckt.

Die zweite, gleich in das Auge fallende Eigenthümlichkeit an Hermann Bahrs Büchern ist der Stil. Sein Stil hat zunächst alle die Eigenschaften, die im Zusammenhang mit seiner dilettantischen Sensibilität, seiner akrobatenhaften Geschmeidigkeit stehen. Er kann die Sprache mit derselben erstaunlichen Gewandtheit drehen und wenden, mit der er seinen Geist um- und umkrempeln kann. Er kann sich nicht blos in seiner eigenen Seele die rechte Gefühlsnüance hervortreiben, er kann auch genau den sprachlichen Ausdruck dafür finden, der sich vollkommen damit deckt. Sein Stil ist dasselbe Chamäleon wie sein Geist; man kann die Grenze schwer fixiren zwischen dem, was natürliche Ausdrucksform, und was Taschenspielerei an ihm ist. Ein einziges steht für mich als Bahrs bewußtes Bestreben in stilistischer Hinsicht fest: er empfindet und schildert die unkörperlichsten Vorgänge, das verborgenste Spiel der Stimmungen, die ätherischesten Äußerungen des Seelenlebens, den Kampf zwischen feindlichen Tendenzen im Innersten des Menschen, ganz und gar und vollständig durchgeführt in konkreten Bildern, als wären es Wesen, die leben, die Konturen haben, sich bewegen, Glieder haben u. s. w.

Und gerade auf diesem Gebiet tritt es mit unumstößlicher Gewißheit an den Tag, daß ein ächter Psycholog und ein ächter Stilist in Hermann Bahr stecken. Es ist etwas

dem ächten Psychologen Angeborenes, etwas, das nicht als Akrobatenfertigkeit gelern werden kann, von einem fremden Gesicht, von der Art zu gehen, von den Linien um den Mund, von der Form einer Hand, von dem unauflösbar zusammengesetzten Ausdruck eines Blicks, von tausend anderen äußeren Bagatellen den ganzen Text abzulesen, der, für den Eigner unentzifferbar, auf ihm geschrieben steht: der Schlüssel zu seiner Persönlichkeit und seinem Schicksal. Und es ist auch etwas, dem echten Stilisten Angeborenes, etwas, das sich auch nicht als eine Zaubernummer des „Nerventurners" lernen läßt, jene zweite Fähigkeit Hermann Bahrs, für jede seelische Regung das eine und einzige Gegenstück in der äußeren Wirklichkeit, in der Welt der Töne, Farben und Körper zu finden. Das Instrument, das hier gehandhabt wird, ist nicht blos unendlich feiner und schwerer regierbar, als das, welches der Experimentalpsychologe von Fach anwendet, es ist auch von anderer und höherer, von organischer Art, während jenes blos von mechanischer ist. Die Zunge der Wage, mit der hierbei gewogen wird, zittert mit ganz anderer Empfindlichkeit, als eine Eisenspitze; sie ist ja ein lebender Nerv, sie ist ja die innerste, eigenartigste Form, in der eine Individualität schwingt, reagirt, justirt und lebt.

Aber kehren wir zu der „Russischen Reise" zurück. Diese Arbeit zeigt — wie auch jede vorhergehende — eine Metamorphose im Dichter an — ein neues Kunststück des Akrobaten, eine neue Phase der Individualität, was weiß man? Und doch — diesmal könnte es vielleicht zu Ende mit dem sein, was Vorstellung war, die Hermann Bahr gab, und das könnte beginnen, was der wirkliche Bahr in seiner natürlichen Art zu leben ist. Er deutet das selbst an, und man glaubt es gern. Sicher ist es schwer für einen Außerhalbstehenden, der das „kleine Fräulein", dem die „Russische Reise" gewidmet ist, nicht kennt, Herman Bahr bei der Frage zu helfen, ob es blos der Philister in ihm ist, der behaglich in ihrer Nähe schnurrt, oder ob es wirklich und wahrhaftig die ursprüngliche, produktive Natur in ihm sein könnte, die von ihr aus dem verzauberten Schlaf gelöst worden? Sicher ist, daß Hermann Bahr nie früher etwas so Natürliches und Schlichtes geschrieben hat, wie diese Tagebuchnotizen, so wenig wie er ja früher etwas so Innerliches und im guten Sinn Naives, oder etwas in der Psychologie und der Stimmung so Tiefes geschrieben hat. Ich glaube entschieden: als intuitiver Psychologe steht Bahr als erster unter seinen Kollegen da; aber er ist kein produktiver Psychologe wie die andern, darum ist ihm auch bis jetzt noch jede dichterische Schöpfung mißlungen, er ist ein receptiver Psychologe, in dem sich immer nur das einzelne Bild spiegelt, das in seine Seele fällt, aber dies mit mikroskopischer Deutlichkeit. Mit anderen Worten: er scheint mehr zum Causeur, als zum gestaltenden Dichter angelegt zu sein. Für alle Fälle war es bis jetzt so: er hat im feuilletonistischen Genre mehr als e i n kleines Meisterwerk geschrieben — die „Russische Reise" als Plauderei betrachtet gehört auch dazu, aber noch kein einziges Dichterwerk; das höchste, was er in dieser Hinsicht erreichte, waren ein paar kleine Novelletten, die dicht an die Plauderei streiften.

Ein Schauspiel vom „freien Willen".

Ob's denn überhaupt „freien Willen" giebt, was die Physiologen bestreiten, darum handelt sich's hier nicht. Diese Frage — wenn's noch eine Frage ist — wäre auch zu subtil, um als Problem auf die Bretter geworfen zu werden. Sondern nur jene Freiheit des Willens ist gemeint, die Einem erlaubt zu thun, was er für recht, und zu unterlassen, was er für unrecht hält. Dieser freie Wille ist aber ein Luxus, den sich nur Leute gestatten können, „die etwas haben", nämlich Geld genug, um von anderen unabhängig zu sein. Wer das nicht von sich sagen kann, der darf sich auch nicht rühmen, freien Willen zu besitzen. Er mußte ihn ja doch verkaufen. Vielleicht glaubt er noch immer, ihn zu haben. Man respektiert ja seine Männlichkeit, seine Ehrlichkeit, Gesinnungstüchtigkeit.

Aber wenn eines Tages die Zumutung an ihn herantritt, seine Rechtsbegriffe zu verläugnen, unehrenhaft zu handeln, und er nach der Waffe des freien Willens greifen will, diese Zumutung abzuwehren, dann gewahrt er, daß er sie verloren hat, daß er entweder ein Schuft werden oder das Abhängigkeitsverhältnis, das ihm seinen freien Willen geraubt hat, gewaltsam zerreißen muß. Aber nicht wahr, das kann er doch? Jawohl, wenn er die Freiheit des Willens besitzt, die zu einem solchen Riß gehört. Wenn er aber seinen Willen auch da wieder gebunden findet, wenn ihn der Gedanke an die Not, die Andere mit ihm würden teilen müssen, zwingt, ins Joch zu kriechen, — was ist dann für ihn der „freie Wille"? Frech spottende Ironie!

Das ist es, was Hermann Faber uns in seinem Schauspiel „Der freie Wille" zu sagen hat, welches unlängst im Münchener Residenztheater die erste Verkörperung auf der Bühne fand. Schauspiel?, fragen Sie. Das ist ja doch eine Tragödie. Eine Tragödie, in der zwar kein Blut fließt, aber das Herzblut erstarrt, in der es keine Leiche, aber einen moralisch Erstickten und Begrabenen giebt. Nein, nein! Sie irren sich. Herr Rechtsanwalt Goldschmidt hat nicht die Unhöflichkeit des eigensinnigen und rücksichtslosen Dichters, der das aufgeworfene Problem bis zur Neige ausschöpfen würde; er hat nicht die Unhöflichkeit, das liebe Publikum mit einem unbequemen Eindruck zu entlassen. Er läßt seinen Helden im dritten Akt den „freien Willen", ehrlich zu bleiben, wiederfinden. Ob er ihn bewahren wird, das ist die Frage der folgenden ungeschriebenen Akte, die uns ja nichts angehen.

Theodor Haller hat seine ausgezeichnet dotirte Chefredakteursstelle bei der „Morgenpost" aufgegeben, da dieselbe ihren Besitzer und zugleich ihre politische Farbe wechselte. Frau Karoline Wiegand, die „praktische" Schwiegermama, kann freilich nicht einsehen, wie man so etwas thun und damit Frau und Kind der Misere der Brodlosigkeit aussetzen kann. Der Schwiegervater, in dessen ohnedies beschränkter Dachwohnung die Existenzlosen Herberge gefunden haben, meint im Grunde ebenfalls, daß der Schwiegersohn „vernünftiger" hätte handeln können. Die Schwägerin, ein junges, hübsches, ehrgeiziges Ding, dem die Opernsängerin im Köpfchen steckt, würde es natürlich auch vorziehen, den Schwager in der von ihm verlassenen glänzenden Stelle zu sehen, die es ihm gestattete, ihre ehrgeizigen Pläne zu fördern. Die Einzige, die ganz auf Seite Haller's steht und es vollkommen billigt, daß er nicht gegen seine Gesinnung wirken will, ist sein braves junges Weib, Marianne. So leben sie nun seit vier Monaten in peinlicher Abhängigkeit von der Güte der Eltern. Haller giebt sich damit ab, „faule Jungen" durch's Examen zu prügeln, um doch ein paar Thaler zu verdienen. Da kommt denn, wie ein Lichtstrahl aus bewölktem Himmel, plötzlich das Angebot einer neuen Redakteursstelle. Herr Julius Wendorf, der sehr stark an einem industriellen Aktienunternehmen beteiligt ist, hat eine große Zeitung in seinen Besitz gebracht, um über ein Organ zur Bearbeitung der öffentlichen Meinung im Interesse der Fabrik zu verfügen, deren Geschäftsgang in raschem Rückschritt begriffen ist. Es handelt sich ihm hauptsächlich darum, möglichst viele Aktien an den Mann zu bringen, ehe der Krebsgang der Fabrik publik wird.

Von dieser Absicht erfährt natürlich Haller zunächst nichts. Der Vertrag garantiert ihm volle Freiheit in der Leitung des Blattes. Daß sich diese Freiheit nur auf den politischen Theil bezieht, davon ist nicht die Rede. Es währt jedoch nicht lange, bis Haller klaren Einblick erhält. Er durchschaut das falsche Spiel und verweigert einem von Wendorf selbst inspirirten Artikel, welcher zur Anpreisung der Viktoriaaktien geschrieben ist, entschieden die Aufnahme. Wendorf fordert diese ebenso entschieden — und Haller verlangt schließlich seine Entlassung, kaum eine Viertelstunde nach mündlicher Einigung über einen festen Kontrakt, wodurch die Existenz seiner Familie auf fünf Jahre in glänzender Weise gesichert gewesen wäre. Wendorf, der den tüchtigen Redakteur ungern verliert, giebt Bedenkzeit. Während derselben kommt Marianne auf die Redaktion. Haller sieht sein geliebtes junges Weib so froh, so glücklich, er zittert davor, sie auf's Neue der Not und Entbehrung auszusetzen, — und weigert sich nicht länger, den Artikel erscheinen zu lassen. Der Kontrakt wurde unterzeichnet, Haller's Stellung, die Existenz seiner Familie ist gesichert, aber er hat keine ruhige Stunde mehr, immer quält ihn das Gewissen, der Vorwurf, unehrenhaft gehandelt, sich verkauft zu haben, — bis endlich Frau Marianne die Ursache seiner Ver-

düsterung erforscht. Und nun ist sie es, die ihm Vorwürfe macht, die ihm fast ihre Liebe entzieht. Wie konnte er das thun, wie konnte er seine Ehre preisgeben? Nein, sie will nicht die Gattin eines Mannes sein, den sie nicht achten kann. Nun aber kommt Herr Julius Wendorf, der Zeitungseigentümer, zur rechten Zeit, um seinem Redakteur aufs Neue Gelegenheit zu einer Demissionserklärung zu geben. Wendorf geht kopfschüttelnd ab. Die Familie Haller liegt sich in den Armen. Theodor will seinem Berufe ganz entsagen, er habe sich desselben nicht würdig gezeigt.

So schließt das Stück — mit einer Phrase. Es ist fast überflüssig der einfachen Erzählung der Handlung etwas einzufügen. Sie zeigt deutlich, wie weit die Wirklichkeitsdarstellung reicht und wo der Kompromiß mit der Convention einsetzt. Der kritische Punkt liegt im dritten Akte. Wo ist die Frau, die nach einer kaum überstandenen mehrmonatlichen peinlichen Familienmisere ihren Mann förmlich zwingt, die Familie neuerdings auf die Straße zu setzen, ihm geradezu erklärt, sie müsse sich seiner schämen, wenn er nicht sofort das schimpfliche Verhältnis löse? So handeln die „Heldenfrauen" und die „Heldenmädchen" der Romantiker, in der Wirklichkeit, in der doch das moderne Drama wurzeln will, siegt in 999 Fällen die Furcht vor dem Hunger, die Furcht vor einer Schande, die von den wenigsten für Schande gehalten wird. Das Sichverkaufenmüssen gehört ja auch zu den Verhältnissen, über die man sich mit einem „das ist nun einmal so" hinwegzusetzen pflegt. Das Furchtbare dieser Resignation uns fühlbar zu machen, das hätte die Absicht des Autors sein müssen; diese Absicht wäre aber nur durch eine rücksichtslose Durchführung des Problems zu erreichen gewesen. Hätten wir nicht nur gesehen, wie Haller durch die Rücksicht auf das Wohl seiner Familie sich bewegen läßt, seine Ehre zu verkaufen, sondern auch, wie diese Rücksicht ihn zwingt, ehrlos fortzuleben, bis er schließlich sich eben daran „gewöhnt", wie vor ihm Hunderte sich daran „gewöhnten", die nicht schlechter waren als er, dann hätten wir bestätigt gefunden, was das Leben uns täglich sagt: wie wenig wert der Einzelne ist, wie wenig der Einzelne sich selbst gehört und über sich verfügen kann, wie er das Edelste in sich ersticken muß, wenn er nicht frei, nicht unabhängig ist. Dann hätten wir freilich das Theater nicht in jener angenehmen Stimmung verlassen können, in die uns — nämlich das liebe Publikum — die „versöhnende" Schlußwendung des Herrn Faber versetzte, aber wir hätten dem Autor um so dankbarer sein müssen, denn er hätte uns die Augen geöffnet, und wenn wir nur erst einmal alle sehend wären, dann fände vielleicht doch Einer den Ausweg . . .

Herr Faber hat einen famosen Griff ins Leben hinein gethan, aber es ist ihm nicht viel dabei in der Hand geblieben. . . . .

Julius Schaumberger.

Theater.

Die Freie Volksbühne hat ihre Zuhörer letzten Sonntag mit Hebbel's „Maria Magdalene" bekannt gemacht und durch eine gut gerundete Vorstellung einen tiefgehenden Eindruck erzielt. Die Naivetät dieses Publikums unterstützte die Wirkung vollauf: die Naivetät im guten Sinne, welche von den Bedenken der Halbbildung vor einem „peinlichen" Stoffe nicht angekränkelt ist, welche eine kräftige Tragödie noch kräftig erduldet und menschliche Schicksale ohne gedankensblasse Reflektion mit zu erleben weiß; und die Naivetät schlechtweg, welche über den bestraften Bösewicht jubelt, und den Lohn, der ihn trifft mit knackender Pistole, nicht auf ihre Wahrscheinlichkeit, nur auf ihre Gerechtigkeit hin beprüft. Von künstlerischen Urteilen ist da freilich nicht die Rede, und die Herren Wille und Wildberger wollen ihre Hörer und ihre Anhänger ja auch erst zum rechten Urteilen erziehen; aber wenn denn schon der Kunst fremde Maaßstäbe sich unterschieben sollen, so ist mir ein Publikum immer noch lieber, welches die Justiz am Sünder nicht schnell genug genießen kann, als eines, welches wochenlang aus vollem Halse

über den Ehemann lacht, der seine Frau großstädtisch, luftig, schuftig beträgt. Und das wenigstens wird von der jüngsten Aufführung Niemand behaupten können, daß sie zur bösen Tendenzkunst hinführt; daß sie durch dick aufgetragene Absichtlichkeiten den Wünschen der Hörer schmeichelte.

Nicht als ob Hebbel's bürgerliches Trauerspiel der sozialen Wirkungen bar wäre; aber sie liegen künstlerisch objektisiert da, und sie freizumachen, bedarf es der Reflektion. Ich habe den Vortrag, in welchem Herr Erich Hartleben das Drama, nach der Sitte der Volksbühne, erläuterte, leider nicht gehört, aber ich kann mir vorstellen, daß er scharfsinnig durchgeführt hat, was ich hier nur flüchtig andeuten kann: wie das Milieu dieser vormärzlichen Welt, welche für Hebbel Gegenwart war, wie diese entsetzliche, kleinbürgerliche Enge der deutschen Provinz die Tragödie erst erklärt und wie sie soziale Zustände anschauen läßt mit plastischer Kraft, gegen deren erstickende Beschränktheit Vater und Sohn und Tochter vergeblich gerungen haben.

Meister Anton, weil sein naiver Bourgeoissinn überall auf Härten und Ungerechtigkeiten stieß, hat die Stacheln, die ihn nach innen zu sehr drückten, gegen die Außenwelt nun gekehrt, und sein borstiges Wesen macht ihn zum germanischen Haustyrannen; die Tochter, weil die Philistermoral ihr auf die Finger geguckt und die Neigung zu dem Herrn Studenten als Hochmut gebrandmarkt hat, giebt sich dem ungeliebten Manne hin; und der Sohn, in dem ein freierer Sinn sich regt, und der gegen die kreuzbrave Borniertheit des Vaters jugendlich rebelliert, wird ins Spielen und Schuldenmachen nur getrieben und in Amerika erst glaubt er seiner ungewissen Thatenlust ein Ziel zu finden. Gegenüber den elenden Zuständen der Heimat erscheint das unbekannte Land über dem Wasser als das große Eldorado der Zukunft: grade wie bei Ibsen bald Amerika und bald die „südlichen Länder“ mit ihrer Fülle von Sonne und Heiterkeit als rettende Häfen erscheinen allen Gequälten.

Mit einer unerbittlichen Deutlichkeit ist diese Welt geschaut und festgehalten und jeder kleinste Zug von Neuem bringt sie zur Klarheit. Lumpige paarhundert Thaler, ob sie da sind oder fehlen, entscheinen ein Menschenschicksal, der gefürchtete und gehaßte Mann des Ortes steht nicht höher als im Sergeantenrang; und ein unfreundlicher Gruß, ein verweigertes „Zum Wohle“ erwirkt Todfeindschaft. Ergreifend, wie inmitten dieser grauen Oede frischer Jugendmut die Schwingen regt: während schon die Katastrophe heraufdämmert und die Heldin ihre Schande tief im Brunnen bergen will, singt und träumt noch der Bruder vom Vogel, der emporfliegt, von der Fahrt übers große Wasser und der Freiheit, der Freiheit!

Ueberall, wo der Dichter so mit seinem großen Holstenblick die Natur anschaut, fesselt er uns und rührt uns; aber der Eindruck versagt, wo eine überscharfe Dialektik, Hebbel's persönlichstes Eigentum, sich in die Seelen einfacher Menschen hineinbohrt, wo sie die Sprache mit geistreichen Vergleichen und Bildern überlädt und die Ereignisse spitzfindig ineinanderschlingt, wie nur im Scribeschen Intriguenstücke. Man muß Hebbel's litterargeschichtliche Stellung erwägen, um so konträre Eigenschaften des Stiles zu begreifen: zur Natur strebte er hin, und das ist sein Großes, das läßt ihn eine Brücke schlagen zurück zum Sturm- und Drangdrama und vorwärts zu den modernen Realisten; aber gestellt in eine Epoche, die sich aus dem Jambendrama der Schillerzeit nur mählig losrang, und Nachbar der geistreichen Unpoeten vom „jungen Deutschland“, der Gutzkow und Laube, fiel er aus der Natur immer wieder in die Deklamation, aus der Einfachheit in künstlich gewirrte Fabeln mit spitzen Prämissen und Verknotungen der Willkür. Noch die Darstellung ließ diesen Gegensatz anschauen und Herr Reicher selbst, der Schauspieler von bewußtem Realismus, lief zu Zeiten Gefahr in dialektischen Irrgängen sich zu verlieren; doch er fand sich, die Andern mit ihm (Frl. Ida Müller als Tochter, Herr Prechtler als Sohn), zurück zur Natur und ein treues, ergreifendes Bild entstand von dem Leben und Vergehen im Tischlerheim „einer kleineren Stadt“.

Otto Brahm.



Hazard.

Novelle
von
Knut Hamsun.

Aus dem Norwegischen von **Marie Herzfeld**.

(Fortsetzung.)

Pavo machte keine Einwendungen mehr, er setzt mal auf mal, immer die doppelte Summe. Man wechselt Platz um den Tisch, alles drängt sich hin zu der wunderlichen Spielerin, zur guten Frau aus Sinvàra. Sie ist schon stark interessiert, ihre feurigen Augen folgen den Bewegungen der Feder, sie faltet die Hände und rückt auf dem Stuhl herum; sie verliert immer noch. Sie ballt ihre kleine Faust; auf dem einen Finger trug sie zwei kostbare Ringe. Als der Bankier die Nummer dreiundzwanzig anstatt Null verkündigte, rief sie:

„Skandal! Will denn diese vertrackte kleine Null niemals herauskommen? Ich werde sie lehren! Setze vierzig Lei auf Null, Pavo!"

„Aber . . ."

„Setze, setze! Ist es Dein Geld?"

Und Pavo setzt. Das Rad spinnt herum, die Feder zögert zwanzig, dreißig mal über jeder Zahl; sie sucht unter all diesen Chancen von Schwarz und Rot, Paar und Unpaar, Mangre und Passe, von eins zu siebzehn, von siebzehn zu vierunddreißig, sie sucht das ganze System ab, schnüffelt an jeder Zahl und bleibt endlich stehen.

„Null!" ruft der Bankier.

„Sieh, Pavo, Pavo! Hatte ich nicht recht? Ah, ich wußte es. Sie gefällt mir, diese liebe kleine Null, die schönste Zahl auf dem ganzen Rad; sie ist weiß; ich liebe weiß."

Sie war in der größten Unruhe.

„Setze wieder! Worauf wartest Du? Setze vierzig Lei. Wieviel gewannen wir? Vierzehn hundert, das ist nicht genug. Setze ein; wir verlieren die Zeit; Herrgott doch, warum setzst Du nicht?"

„Es kann doch nicht Dein Ernst sein, Mutter; Null kommt heute vielleicht den ganzen Abend nicht mehr."

„Sch! Setze, wie ich's will! Setze soviel wie möglich; setze fünfhundert Lei. Was — ist das nicht erlaubt? Ich kümmere mich nicht um die Regeln dieses abscheulichen Roulette; ich will die Bank sprengen. Setze augenblicklich die größte Summe! Ich weiß, was ich thue."

Und Pavo setzte wieder ein; er tauschte mit dem Bankier ein Lächeln aus und der Rumäne lachte laut. Das Pharaospiel am Seitentisch hörte auf; alle standen um die Roulette.

„Null!"

„Was sagte ich?" rief die gnädige Frau aus Sinvàra; „gewann ich vielleicht nicht wieder? Ich wußte es, ah, ich wußte es! Rede mit mir nicht, störe mich nur nicht! Warum erhalte ich mein Geld nicht? Ich gestatte nicht, daß man zögere, mir den Gewinnst auszuzahlen. Na, da kommt es! Wieviel soll es sein? Ueberzähle es, Pavo."

„Hier sind dreitausendfünfhundert Lei," sagt Pavo; „Du hast im Ganzen fast fünftausend gewonnen."

„Gut! Du willst natürlich nicht mehr auf Null spielen, obwohl Du siehst, daß es meine Nummer ist. Setze nun, worauf Du willst; setze auf Rot."

Rot verlor.

„Siehst Du; Du hast gar kein Glück. Warum verfolgst Du da Deinen eigenen Kopf und bringst Dich ins Verderben? Setze zweihundert, worauf Du willst: setze auf Schwarz."

Schwarz verlor.

„Merkst Du nun, daß es ist, wie ich Dir sage? Du stürzest mich ins Unglück durch Dein Spiel; Du ruinierst mich. Ist es wahr, was man erzählt, daß Du dreimal die Bank gesprengt hast? Das war sehr recht. Und warum verlorst Du alles wieder? Setze sechshundert auf Paar."

„Sechshundert ist zu viel."

„Na, mir ist nicht bange, ich fürchte nicht, sie zu verlieren; ich könnte noch mehr darauf wetten; setze zwölfhundert auf Paar, Pavo. Ich will es!"

Paar verlor.

„Ach geh, geh Deines Wegs, Pavo! Du zwingst mich noch zum Bettelstab durch Dein unglückliches Spiel. Ich vertrage es nicht, Dich länger hier zu sehen. Ich habe fünfzehnhundert Lei durch Deine Schuld verloren; das will ich gut machen; geh, geh jetzt sofort!"

Und Pavo ging. Ich begleitete ihn hinaus; er lachte, lachte wie verrückt. — Ob ich jemals so spielen gesehen, wie? Da sitzt sie und gewinnt Tausende, nur auf Grund ihrer Dummheit. Gott halte seine Hand über sie! Welcher Einfall von der guten Frau, Roulette spielen zu wollen! — Pavo hielt jeden an, den er traf und erzählte ihm unter vielem Gelächter, worauf seine Mutter verfallen sei . .

Später abends hörte ich, daß die gnädige Frau aus Sinvàra neuntausend Lei verloren hatte, ehe sie die Bank verließ.

II.

Es war zehn Uhr. Ich saß auf dem Altan des Hôtels und rauchte mit Iljitsch, dem Russen, Cigarretten. Plötzlich ruft der Kaffeehausdiener uns herauf, die gnädige Frau aus Sinvàra habe gerade nach ihrem Sohn geschickt. Ich stand eben im Begriff zu antworten, daß ich ihm gern ein paar Bani (Parà) für diese ungemein wichtige Nachricht zu geben bereit sei; ich wollte auf seine Kosten witzig sein, ich wollte ihn wieder verspotten wegen seiner unzeitigen Lust, Einem Dinge mitzuteilen, für die sich kein Mensch interessierte. Jedoch der Russe wurde sofort neugierig.

„Passen Sie auf!" sagte er. „Schauen wir, was geschieht. Mitten in der Nacht schickt sie nach Pavo."

Wir saßen eine Weile und rauchten schweigend. Pavo kommt, die Mutter tritt ihm schon auf der Hôteltreppe entgegen.

„Höre," sagt sie, und wir hören auf dem Altane droben jedes Wort, das sie sagt, — „höre, Pavo, ich habe in dieser abscheulichen Roulette neuntausend Lei verloren. Ich lag schon im Bett; jedoch ich konnte nicht schlafen; dieses Geld quält mich; es ist genau die Summe, welche ich der Kirche gelobte; ich muß es zurückgewinnen; ich kann nicht leben, ohne es wieder in der Hand zu halten. Ich muß zur Bank."

Pavo steht stumm. Selbst Pavo, der geriebene Spieler ist vor Staunen gelähmt. Er sagt kein Wort.

„Wozu stehst Du da?" ruft die Frau. „Das Spiel endet ja nicht vor Mitternacht; wir haben also noch zwei volle Stunden; laß uns die Zeit nicht vergeuden."
Und fort ging es wieder.

„Kommen Sie!" sagte der Russe zu mir; „lassen Sie uns auch hinein; es wird gewiß etwas geschehen."

Das Spiel war wilder als zuvor; wie immer gegen Mitternacht wagte man größere Summen als früh am Abend. Der Prinz sitzt immer noch finster und ruhig auf seinem Platz, häuft Geld auf und gewinnt. Es lagen vielleicht sechzigtausend Lei vor ihm auf dem Tisch. Er operiert mit drei Nummern zu gleicher Zeit, lenkt alles mit vollkommener Ruhe, setzt Hände voll Geld ein, doch ohne zu zählen. Nichts stört ihn, nicht einmal der bleiche, rasende Rumäne, welcher, nachdem er volle dreiviertel Stunden ohne Unterlaß gewonnen, nun wieder zu verlieren anfing. Auch er stapelt sein Geld auf und er versucht es zu zählen, aber seine Hände zittern und er bringt die Summen in Unordnung. Er spielt auf den halben Nummern zwölf-dreizehn und sechs-sieben, hält eigensinnig fest an diesen Zahlen, wie ein trotziges Kind, das nicht nachgiebt. Er würde vielleicht lieber sein Leben lassen, als diese zwei Chancen aufgeben.

Der Prinz, welcher das Kleid der gnädigen Frau rascheln hört, erhebt sich galant und überläßt ihr seinen Stuhl. Sie dankt ihm mit einem Blick, den er garnicht merkt; finster und kalt beobachtet er den Gang des Spiels, setzt und streicht ein, ohne je einen Fehler zu machen. Er schien unter den Spielern sehr viel Respekt zu genießen.

„Pavo," sagt die gnädige Frau, „Du spielst wie gewöhnlich, was Dir selber einfällt. Mir scheint, Du hast am meisten Glück in Rot; so spiele denn auf Rot."

Pavo erkundigte sich bei seinem Nebenmann, einem alten Soldaten aus dem Kaukasus, und dieser teilt ihm mit, daß Rot siebenmal nacheinander herausgekommen. Und Pavo setzt daher auf Schwarz.

„Paar — vierundzwanzig — siebzehn zu vierunddreißig — Rot!" murmelt der Bankier und nimmt das Geld heim.

„Rot!" wiederholt die gnädige Frau. „Du beginnst schlecht, Pavo. Warum setzest Du nicht auf Rot, nachdem es doch Deine Farbe ist? Wieviel verlorst Du? Gut, setze zwanzig Lei auf Rot."
Aber Rot verlor.

Endlich, nach acht Touren, kam Schwerz heraus, die Zahl dreizehn, des Rumäniers Zahl. Rasend über sein Unglück, von seiner Verwegenheit getrieben, hatte er schließlich eine große Summe auf seine Nummer geworfen, und in Trotz verhärtet, war es ihm für den Moment gleichgiltig gewesen, ob er gewann oder verlor. Als das Rad stehen blieb und die Feder auf seine Zahl wies, rief er einen der Diener zu sich und gab ihm, ohne ein Wort zu sagen, einen Zehnleizettel. Er wußte vielleicht selbst nicht, daß er es that; mechanisch, mit zitternden Händen, setzte er von neuem ein.

„Pavo," sprach die gnädige Frau nun, „Du hast wieder verloren. Du hast kein Glück. Ich lasse Dich mein Geld verschleudern und ich thue es um Deinetwillen; ich will Dich bessern, Dich Abscheu lehren vor diesem niederträchtigen Spiel, das so viele Jahre Dein Leben befleckt hat. Pavo, verstehst Du mich?"

Und der verschlagene Pavo versteht sie sehr genau. Er weiß, daß seine gute Mutter selbst von der berauschenden Qual des Spiels ergriffen ist, daß, selbst wenn sie verliert, ihr das Spiel zum rhythmischen Genuß geworden. Sie macht schon alle Tortur des Spieles durch; bei den wilden Points stockt ihr Blut, sie hört ihre eigenen Atemzüge; sie ist die Beute des Empfindungsraptus in ihrer Brust. Und

so oft sie verliert, stürzt sie sich neuerdings mit einem stillverschwiegenen Hurraruf in diese Orgie des Fatalismus. Sie läßt sich gleiten und sie fällt bewußt, fällt mit Lustgefühl. All dies weiß Pavo.

Plötzlich wird er gedankenvoll; er scheint ganz abwesend; der Bankier ertappt ihn, den erfahrenen Spieler, auf allerlei Irrtümern und begreift garnicht, was mit Pavo vorgeht. Ich selbst verwundere mich, wie er ein um das andere Mal das Geld zurückzieht, nachdem er einmal eingesetzt, als ob er plötzlich vernünftig geworden sei und ihm vor dem Unglück bange. Was hatte er nur?

Der Russe aber führt mich zu einem Sofa, am anderen Ende des Saals und beginnt über Pavo zu reden. — Ob ich nicht beobachtet, daß er plötzlich sein Spiel geändert habe? Oh, Pavo sei klug; Pavo wisse alles.

Der Russe deutete auf Mutter und Sohn hin und sagte:

„Von diesen Zweien ist der Sohn nun der vernünftigere. Pavo hat schon gemerkt, daß seine Mutter von der Spielsucht besessen ist; er will sie zurückhalten; das ist sehr komisch; aber er will in der That versuchen, sie zum Aufhören zu bringen. Ist das nicht ausgezeichnet, nicht wahr: Pavo, Spieler von Geburt und Religion, will die Mutter davor retten, sich im Spiel zu ruinieren! Es kann Pavo nicht gleichgiltig sein, ob die Mutter ihr Vermögen verliert; er würde sie lieber tot als zu Grunde gerichtet sehen.“ —

Wir sitzen beide auf dem Sofa. Bei der Roulette geht etwas Ungewöhnliches vor; alle umringen die gnädige Frau aus Sinvára und ihren Sohn. Das Pharao steht wieder still; sogar die drei Bauern, Bergbewohner mit großen blauen Mänteln und Ledergürteln, und die alten Zeltkrämer, welche unten bei der Thür gesessen und privatim um Kannen voll Weins gespielt hatten, erhoben sich und mischten sich unter die Menge am Roulettetisch. Auch wir treten hinzu. — „Geben Sie acht!“ sagt der Russe wieder. Er war sehr aufgeregt.

Die gnädige Frau hatte wieder auf Null zu operieren begonnen. Sie hatte selbst das Geld übernommen und besorgte den Einsatz allein. Ihre feinen Hände wühlten in den Zetteln, zitternd, suchend, tastend in dem schmutzigen Papier, immer beschäftigt, zu zählen oder Haufen aufzubauen. Ihre zwei Ringe leuchten stark in diesem Sumpf von beschmierten Zetteln. Sie redet nicht und Pavo sitzt stumm an ihrer Seite; seine Miene ist sehr düster.

„Null!“ meldet der Bankier.

Das giebt der gnädigen Frau einen Ruck und selbst Pavo sieht erstaunt auf. Welches Glück hatte sie doch in all ihrem dummen Spiel! Dieser letzte Zug meldet einen starken Einbruch in die Bank; der Eigentümer zählt die Summe mit ruhigen, langsamen Bewegungen auf. Nichts überrascht diesen Mann mehr, er hat alle Launen des Hazards schon gesehen, die desperatesten Dinge erlebt. Der Prinz steht einen Augenblick unschlüssig, sammelt dann sein ganzes Geld, scheidet Gold und Papier und packt das Ganze in seine Taschen. Er verlangt ein Glas Wein, das er auf einmal austrinkt, dann erhebt er sich, er schließt sein Spiel.

Die gnädige Frau aber pufft Pavo beim Arm und schaut mit fieberischem Blick ihn an.

„Siehst Du, siehst Du! Null ist meine Farbe und meine Zahl, die prächtige kleine Null!“

Entzückt von ihrem Glück setzt sie wieder hundert Lei auf Null. Das Rad schnurrt herum, wird langsam, steht still.

„Paar — vierzehn — Rot!“ sagt der Bankier leise. Er hätte gewiß selbst gern wieder die Null gehabt, um die eifrige Spielerin zu ermuntern; jedoch das Schicksal wollte, daß sie verliere.

Nach vierzehn vergeblichen Versuchen auf Null, riß der gnädigen Frau der Geduldfaden.

„Ich sage Dir, Pavo, ich spiele nicht mehr auf Null, ob Du es nun willst oder nicht, nie mehr, verstehst Du? Ich habe durch diese dumme Zahl genug verloren.“

Sie geriet in immer größere Erregung. Ein Diener, welcher knarrende Schuhe trug, wurde ersucht, seines Weges zu gehen; der Rumäne erhielt einen zornigen Blick, als er einmal vergaß, seinen Gewinnst heimzunehmen. Die gnädige Frau beklagte sich auch, daß die umstehenden Personen ihre Aufmerksamkeit zerstreuten. — „Ich höre Fliegen summen,“ sagte sie, „ohne Zweifel sind Fliegen an den Fenstern. Jagt sie hinaus!“ — Ihr Geld schwand rasch hinweg. Der Rumäne saß wieder im Glück; die gnädige Frau schaute das Geld, das er jedesmal einstrich, mit viel Unwillen an.

„Siehst Du denn nicht, — ich habe nur mehr ein paar elende Lei übrig,“ sprach sie zu Pavo. „Jedoch ich gebe es nicht auf; alles verliere ich für Dich. Nun, so setze ich denn zweihundert Lei auf Rot, da dies nun einmal Deine Farbe ist.“

Rot gewann.

„Vielleicht,“ meinte sie, „hat Rot Glück.“

Und sie setzte wieder auf Rot.

„Unpaar — dreizehn — Schwarz!“

Da verlor die gnädige Frau alle Selbstbeherrschung.

„Geh!“ rief sie Pavo zu. „Du hast kein Glück. Siehst Du nicht, daß Du mich ins Verderben bringst? Ich will Revanche nehmen, ich will mein Geld zurück. Ich spiele, damit Du daraus Belehrung schöpfest.“

„Nun bin ich belehrt,“ versetzt Pavo und fügt eindringlich bei: „Komm, Mutter, laß uns gehen!“

„Sch! Du bist nicht belehrt; Du mußt gründlich belehrt werden, sonst fäll[st] Du zurück. Geh fort, Pavo; Du willst mich doch nicht ruinieren?“

„Aber nicht wahr,“ murmelt ironisch der Sohn, „nicht wahr, Du erlaub[st], daß ich draußen warte, bis Du mit meiner Belehrung zu Ende bist?“

Und Pavo erhob sich und ging.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Kunst und Leben.

Die Geisteswissenschaften und die exakten Wissenschaften waren bis Anfang dieses Jah[r]hunderts Gebiete, deren gemeinsame Berührungsgrenze unverrückbar und fest schie[n]. Durch den gewaltigen Aufschwung, den die reinen Naturwissenschaften in den letzten [...] Jahrzehnten erfahren haben, durch die Bewunderung, die man ihren absoluten und gesetzl[ich] normierten Methoden und Resultaten entgegen brachte, wurde das Interesse für die eigen[t]lichen Geisteswissenschaften stark zurückgedrängt. Es gab eine Zeit — noch heute hat [sie] gewichtige Vertreter — in der jede Metaphysik, jede formalistische Aesthetik, jede ratio[na]listische Psychologie mit einem Lächeln abgethan wurde: Die Vorliebe für die exakt[en] Wissenschaften und das Vertrauen zu ihren Methoden stieg eben ins Maßlose und hatte [zur] Gegenwert eine energische Geringschätzung aller reinen Geisteswissenschaften. Seit ei[nem] Jahrzehnt macht sich nun dagegen eine leise Opposition geltend. Nicht als ob man [...] wurde in der Wertschätzung der empiristischen Wissenschaften, man näherte sich nur [...] einsamen Geisteswissenschaften. Auf zwei Wegen! Einmal versuchte man die bis da[hin] als fest angesehenen Grenzen zwischen exakten und Geisteswissenschaften zu fließenden [...]

machen, indem man Grenzwissenschaften wie Moralstatistik und experimentelle Psychologie erfand. Der zweite Weg war ungleich kühner. Man führte Naturwissenschaft direkt in die Geisteswissenschaften ein. Die Entstehungsgeschichte der Seele wollte Preyer experimentell erkunden und schuf eine genetische Behandlung der Psychologie, die Psychogenesis, Fechner strebte eine Vereinigung von Aesthetik und Naturwissenschaft an.

Der Straßburger Privatdozent Dr. W. Wetz hat in einem voluminösen; Band „Shakespeare vom Standpunkte der vergleichenden Litteraturgeschichte. Band I. Die Menschen in Shakespeares Dramen (Worms, P. Reiß.)" den ersten Versuch gemacht, Naturwissenschaft in die Litteraturgeschichte einzuführen. Man wird seiner Arbeit das Verdienst zuschreiben müssen, das die Pioniere am Tage vor der Schlacht für sich mit Fug beanspruchen dürfen. Das Buch des Dr. Wetz wird eingeleitet durch eine theoretische Untersuchung „Ueber Begriff und Wesen der vergleichenden Litteraturgeschichte," die für ihn und seine Methode grundlegend ist. Das eigentliche Werk, das die Menschen in Shakespeare's Dramen einer genauen psychologischen Analyse unterzieht, ist zwar stellenweise weitschweifig und allzu detaillirend, dennoch verdient es aufrichtiges Lob durch die feine psychologische Kunst und Methode, die neue Züge bei jedem Schritte aufdeckt. Er steht als moderner Litteraturpsychologe wie sein großes französisches Vorbild Hippolyte Taine, den er mit Recht so sehr verehrt, jenseits von „schön" und „häßlich." Begreifen geht ihm über loben und tadeln. Namentlich erquickend ist die frische, starke, jungfrohe Kampfeslust, mit der er seine Meinungen altberühmten Shakespeare-Commentatoren wie Gervinus gegenüber verteidigt. Auch für den Shakespeare-Kenner ist es ein wirklicher Genuß, den lebhaften und eindringlichen Analysen Wetz's nachzugehen, da er für jegliche Art von Charakteren ein feines anschmiegendes Verständnis hat.

Ich bin selbst ein begeisterter Anhänger einer naturwissenschaftlichen Aesthetik, dennoch geht mir Wetz in der Wertschätzung derselben zu weit. Gewiß ist seine Ueberschätzung der empirischen vergleichenden Litteraturgeschichte aus ihrer Jugend zu erklären und zu entschuldigen: dennoch beruht ihr „Empirismus" anf einem Kardinalfehler. Wetz sagt (S. 12): „Die vergleichende Litteraturgeschichte wird allmählig dahin gelangen können, daß sie an Bestimmtheit und Schärfe der Ausdrucksweise mit den Naturwissenschaften zu wetteifern vermag." Dieser Satz ist in seinem Wahrheitswert sehr bedenklich. Man wird nie vergessen dürfen, daß die Hauptstütze der induktiven Methode der Naturwissenschaften, nämlich das Experiment und seine Methoden, in den Geisteswissenschaften fehlt. Diese können ihm nichts an die Seite stellen, das zu gleich drallen und überzeugenden Resultaten führt. Der „naturwissenschaftliche" Litteraturhistoriker kann nicht mit einer Dichterpsyche, mit einem Denkergehirn experimentieren. Damit ist die Unmöglichkeit erwiesen, daü die empirische und psychologische Behandlungsweise der Litteraturgeschichte den absoluten Wert hat, den die naturwissenschaftliche Methode besitzt. Schon die bloße Namenklatur der Litterarpsychologie ist sehr zerfahren und bewegt sich innerhalb fließender Grenzen. Was sind denn Vernunft, Verstand, Reflexion, Gemüt, Leidenschaft, Affekt, Gefühl, Empfindung, Sensation etc. rein psychologisch genommen? Doch nur Grad- und keine Wesensunterschiede. Man fühlt all diese Bezeichnungen mehr, als daß man sie denkt und definieren kann. Wo bleibt da „die Schärfe der Ausdrucksweise der Naturwissenschaften," von der Wetz spricht? Die Naturwissenschaft weiß genau, was Stickstoff, Magnetkies, Diatomeen und Schopfadler sind. Gewiß sind auch diese Namen nur willkürlich fixierte, aber ihre Annahme ist eine allgemeine und absolut feststehende, während die Nomenklatur der Psychologie ungemein schwankend ist und in vielen psychologischen Systemen wechselt. Ich will ein Beispiel aus Wetz's Buch selbst anführen. Auf S. 56 konstatiert der Herr Verfasser als Eigentümlichkeit der Charaktere in den Shakespeare'schen Jugenddramen „Maßlosigkeit in den Empfindungen wie in den Handlungen" und führt diese zurück auf „große Leidenschaft, auf ausgesprochene Disposition zu Affekten." Ist das nicht ein reiner circulus vitiosus? Er erklärt a durch a! Er führt „Maßlosigkeit der Empfindungen auf „große Leidenschaftlichkeit" zurück. Ebenso gut könnte man sagen, „große Leidenschaftlichkeit" baue auf „Maßlosigkeit der Empfindungen!" Also man verlange von der noch so jungen Litteraturpsychologie nicht, was sie nicht zu leisten im stande ist, vor allen Dingen nicht die absolute Gültigkeit der Naturwissenschaft. Die empirische Litteraturgeschichte wird soweit

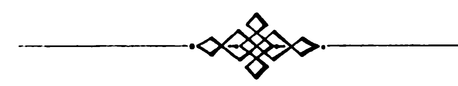
empirisch sein können, soweit die Psychologie empirisch sein wird. Aber in dieser wird es ewig geheimnisvolle Fragezeichen geben, die der wissensdurstige Mensch vergebens zu verblüffenden schlanken Ausrufungszeichen wird aufrollen wollen.

Eines merkwürdigen Widerspruchs macht sich Wetz schuldig. Während er in der Verwertung der Psychologie für die empirische vergleichende Litteraturgeschichte zu weit geht, vernachlässigt er ein Gebiet der exakten Wissenschaften völlig, das häufig Anwendung finden muß in der vergleichenden Litterarpsychologie. Ich meine die — Physiologie! Wetz sagt Seite XI seiner Vorrede: „Körperliche Eigenschaften der Autoren können meist vernachlässigt werden." Durchaus nicht! Eine ganze Reihe körperlicher Leiden sind ausgezeichnete physiologische Begründungen für aesthetische Absonderlichkeiten. Damit ist ein Gebiet berührt, das noch wenig Anlaß zur Diskussion gegeben. Und doch ist es klar, daß sehr viele körperliche Eigenschaften psychische Elemente eigener Art erwecken, die wieder zu seltsamer dichterischer Umwertung auffordern. Kranke und gesunde Dichter haben auch verschiedenartige litterarische Physiognomien. Wenn also irgend eine dichterische Eigenschaft naturnotwendig aus einer physiologischen Verbindung resultiert, wird das übliche Ab- und Verurteilen nicht mehr am Platze sein. Man tadelt einen Kranken nicht, weil er krank ist. Ein Beispiel sei hier angeführt. Hofmanswaldau, der Führer der zweiten schlesischen Schule, liebte zahllose überschwängliche Gleichnisse aus dem Gebiete der wohlriechenden Stoffe — wofür er oft der Lächerlichkeit anheimfiel — weil er seine Geruchsnerven durch wohlriechende Essenzen förmlich dressiert hatte. Hier ist eine aesthetische Eigenart einfach auf ein physiologisches Moment zurückgeführt.

Ich habe allerhand Einwände machen müssen, eben weil wir es hier mit einem neuen Versuch, einem neuen Wollen zu thun haben. Deshalb wird man das schöne Lenz'sche Wort auf Dr. Wetz anzuwenden haben „der Wille des Künstlers wiegt mehr als das Werk seiner Kunst." Die Pioniere einer Wissenschaft sind notwendig, damit die große Schlacht geschlagen werden kann. **Ludwig Jakobowski.**

Stauffer's Radierungen. Wir lesen im „Kunstwart": „Ginge es denn gar nicht an, daß die so höchst bezeichnende Bildnisradierung Stauffers, die Keller darstellt, auch denen aus der „Keller-Gemeinde" zugänglicher gemacht würde, die einen Hundertmarkschein nicht leicht entbehren können? In Photogravüre, vielleicht sogar in Albert'scher Typogravüre, würde sich das Blatt zu billigem Preise leicht und leidlich gut vervielfältigen lassen. Wir legen die Sache den Rechtsnachfolgern Stauffers an's Herz — hunderte würden ihnen für die Vervielfältigung des Blattes warm dankbar sein." Der Anregung, die Herr Avenarius hier giebt, schließen wir uns gern an, und möchten sie erweitert sehen auf die ganze reiche Zahl Stauffer'scher Radirungen, welche in ihrer Fülle und Lebendigkeit die bevorstehende Stauffer-Ausstellung in der Nationalgallerie anschauen lassen wird. Alle diese Portraits, voll Kraft und Eigenart in der künstlerischen Auffassung wie in der Technik, diese Bilder von Menzel, Keller, C. F. Meyer, Freytag, diese weiblichen Akte von durchgebildeter, reiner Form, vereinigt zu Einem Werk, sei es nun in der Radirung selbst oder in einer Nachbildung dem weiteren Publikum zugänglich gemacht zu möglichen Preisen — sie würden das schönste Denkmal an den Verstorbenen bilden; und die Familie Stauffers würde seinem Andenken, das sie hoch hält, den besten Dienst erweisen, entschlösse sie sich zu solchem Unternehmen.


O. B.



Das Lumpengesindel.

Komödie in 5 Aufzügen
von
Ernst von Wolzogen.

(6. Fortsetzung.)

Dritter Aufzug

spielt in demselben Raume einige Stunden später Es ist Abend. Auf dem Schreibtische brennt eine kleine Studirlampe.

Else (tritt von links auf, noch etwas verstört vom Schlafen.) Fritz! (Geht nach der Hinterthür und ruft hinaus:) Fritz! (Geht hinaus. Man hört sie draußen rufen:) Fritz! — Wilhelm! (Tritt in's Zimmer zurück und seufzt tief auf. Vor sich hin:) Ohne sich nochmal nach mir umzusehen! (Sie nimmt aus dem Schrank Hut und Regenmantel und will sich zum Ausgehen fertig machen, geht auf die trübe brennende Lampe zu und hebt das Bassin aus dem Untersatz) Petroleum ist auch nicht mehr da! (Stellt die Lampe zurück, holt ihre Börse aus der Tasche und blickt hinein, schüttelt den Kopf und steckt sie wieder ein. Dann läßt sie sich, in Thränen ausbrechend, in den Stuhl am Schreibtisch sinken.) Ach, mein Gott, ist das ein Leben — ist das ein Leben! (Es klingelt draußen.)

Else (springt auf, zieht sich rasch den Mantel vollends an und setzt den Hut auf. Trotzig:) Nein, ich will jetzt nicht! (Es klingelt wieder. Sie zögert einen Augenblick, geht dann hinaus, die Thür offen lassend, und öffnet)

Wachtmeister (tritt hinten ein, zwei Flaschen im Arm tragend.) Na, mein Kindeken, wie steht's? 'n Bischen geschlafen?

Else (sich rasch die Augen trocknend.) Ja, Vater. Ich wollte eben ein bischen an die frische Luft.

Wachtmeister. Sind denn Kerns noch nicht wieder retour? Ich habe uns 'n paar Fläschchen Punschextrakt jekauft von wegen das frohe Ereigniß, verstehst De? Nu setz' mal Wasser bei! Du hast doch noch Glut im Herd?

Else (beginnt von Neuem zu schluchzen.)

Wachtmeister. Aber Kind, nee! Man muß sich auch nich jar zu sehr von seine Zustände beherrschen lassen. (Er streichelt sie beruhigend) Na, was denn, ich dächte jar! Sieh mal, nu wo Euch die Millioneuse sozusagen in den Schooß jefallen ist, nu muß sich Allens, Allens wenden, wie der Dichter singt. Das Eklichste im menschlichen Leben, das ist ja doch allemal der sojenannte Kampf um's Dasein. Aber mit dem seine jemeine Herrlichkeit wird es ja nu wol vorbei sein, auf ewige Zeiten — wenn blos die Brieder nich jar zu dämlich sind und die edle Menschenfreundin wieder rausjraulen.!

Else. Nein, Vater, ich ertrage es nicht länger.

Wachtmeister. Na aber, mein Schäfchen, nu ist ja auch nischt mehr zu ertragen! Was red'st Du denn blos! Jetzt scheint ja doch sozusagen die Sonne wieder über Euch. Post nebulum Phepus, wie der Lateiner sagt!

Else. Ach, Vater, das meine ich ja nicht! Ich wollte ja gerne hungern, wenn ich blos diese schreckliche Last nicht mehr auf dem Gewissen hätte!

Wachtmeister. Herrjott! Denkst Du da immer noch dran? Na ja, ich sage doch: immer müssen sie spintisiren in dem Zustande, die Frauensleute.

Else. Vater, wir haben beide ein furchtbares Unrecht gegen Fritz auf dem Gewissen! Es war unsere Pflicht, vorher ihm Alles zu sagen! Aber jetzt bin ich entschlossen! Heute noch soll er aus meinem Munde Alles erfahren!

Wachtmeister. Aber Else — herjehs nee! Na komm, mein jutes Kind! Na, weißt De! nee, so verrückt wirst Du doch nicht sein!

Else. Doch, doch! Ich muß! Ich kann nicht anders!

Wachtmeister (nöthigt sie zum Sitzen und rückt sich einen Stuhl in ihre Nähe.) Na, komm mal her! Setz' Dich, mein jutes Kind! Sieh mal, Du wirst mir zugeben: ich bin doch auch 'n jebildeter Mann, nich wahr? Und was das menschliche Leben ist, das kenne ich so einijermaßen. Hab' ich nicht Recht, was?

Else. Ja, ja, Vater!

Wachtmeister. Na also! Was ich nich weeß, macht mir nicht heeß, sagt der jemeine Mann und der jemeine Mann hat merschtenteils janz Recht mit seine Redensarten, wenn er sich auch natierlich nich so ausdricken kann, wie unsereins. Sieh mich mal an zum Beispiel! Habe ich nich 'ne glückliche Ehe jeführt und Deine Mutter wie uf Händen jetragen? Na siehst de! Und Deine Mutter war doch von Haus aus man blos 'ne Kellnerin — und daß ich nicht der Erste war, das konnte ich mir doch an de fünf Fingern abzählen; denn das kann ich Dir sagen: damals kannt' ich das menschliche Leben auch schon janz jenau! Aber habe ich mir dadrum jraue Haare wachsen lassen? Habe ich je nach ihre Verjangenheit jefragt? Na so dumm! — Und was ist meine Amalie für eine ausgezeichnete Mutter und was für eine treue Jattin jewesen! Weißt Du noch, Elseken, wie sie zu Sterben kam und denn noch uf'm Dodtenbette zu mir sagte: Aujust, paß uf, daß unse Else . . . . (Die Rührung übermannt ihn)

Else (schmiegt sich zärtlich an ihn.) Lieber Vater! Gewiß hast Du Recht — — aber weißt Du, ich glaube . . . . .

Wachtmeister. Na also! Ob ich recht habe! Da jiebt's keenen Streit und keen Aber! Denn so ist das menschliche Leben.

Else. Ich glaube, ich empfinde das doch etwas anders als Du, Vater — und Fritz . . . . . oh!

Wachtmeister. Ach so, natierlich, Du meinst von wegen de höhere Bildung. Na, weißt De, Kind, da bilde Dir man ja keine Schwachheiten ein! Ich bin in Tertia jewesen und habe meinen Bellum Jallicum in de Ursprache jelesen, aber ...

Else (aufspringend) Aber die Schmach, Vater! Verstehst Du mich denn nicht? Für ein gebildetes Mädchen ist es doch . . . . . . ach mein Gott!

Wachtmeister (gleichfalls aufspringend.) Ach was, Bildung schützt vor Thorheit nicht! Ich bin auch bis Tertia jewesen und habe meinen Bellum Jallicum .... ach so, das habe ich schon gesagt! Aber was ich trotz alledem noch für saftige Dummheiten ausgefressen habe, bis ich die Sergeantenknöppe kriegte und meine jute Amalie heimführte, das jeht auf keine Kuhhaut, kann ich Dir sagen! Hahaha! (Steht lachend auf.)

Else (erhebt sich gleichfalls) Ach, Vater mein Kopf ist zum Zerspringen!

Wachtmeister (streichelt sie beruhigend) Reg' Dich nicht so auf, Kind! So was kommt in de feinsten Familien vor! Habe ich Dir vielleicht ein böses Wort jesagt darum? — Na also — ich kenne doch das menschliche Leben, und darum weiß ich, daß an sonne faule Jeschichten die Männer immer janz allein schuld sind!

Else (hängt Hut und Regenmantel wieder in den Schrank.)

Wachtmeister. Ich denke, Du wollt'st noch'n bischen an de frische Luft.

Else. Ich kann jetzt nicht! Mir ist ganz schwindlich!

Wachtmeister. Na, denn leg' Dich lieber noch was, mein jutes Kind! (Er geleitet sie bis an ihre Schlafstubenthür). Das heißt: wenn ich den Kerl mal zu fassen kriege, der Dir das anjethan hat — na weißt de! (Er schüttelt drohend die Fäuste.) Du brauchst mir nur seinen Namen zu sagen, finden werden wir'n schon!

Else (schüttelt traurig den Kopf und geht ab.)

Wachtmeister (nimmt die beiden Flaschen vom Tisch und will damit hinten abgehen, als die beiden Brüder Kern und Gottfried, alle mit Packeten in der Hand, hereintreten.)

Friedrich (zu Gottfried.) Na, mein Sohn, nun kannst Du Dir einen Begriff machen, was das für ein Fest wird! Die Polizei ist schon zur Stelle, um die Auffahrt der Gäste zu leiten und dem Massenandrang des Publikums zu steuern.

Gottfried. Guten Abend, Herr Wachtmeister!

Wachtmeister. 'Nabend Herr Müller! Na, habt Ihr ordentlich was zu präpeln mitgebracht?

Wilhelm. Aber fein, Herr Wachtmeister! (Wickelt einen Spickaal aus dem Papier und hält ihn dem Wachtmeister an die Nase.) Das duftet, was?

Friedrich (desgleichen einen Käse.) Und das erst, wie?

Wachtmeister. Pfui Deuwel! ist der schön durch!

Wilhelm. Das ist der Vorschmack des Millionensegens! (Singt laut) So leben wir . . . . . .

Wachtmeister (hält ihm den Mund zu) Scht! Man blos keinen Radau gemacht! Else hat sich eben wieder hingelegt.

Gottfried. Noch immer nicht besser? Ach, das thut mir leid!

Friedrich. Ich will doch gleich mal . . . . .

Wachtmeister. (ihn zurückhaltend.) Nee, laß sie man lieber zufrieden! Sie klagte wieder über Kopfschmerzen. Immer ruhig laufen lassen in solchen Zustande, mein Junge! Ich kenne doch die Frauensleute!

Gottfried (eine der Flaschen besehend.) Kaiserpunsch, ah! Den haben Sie wohl gestiftet, Herr Wachtmeister?

Wachtmeister. Jawol! Allemal derjenige, welcher! (Nimmt die Flasche in die Hand und zeigt den Dreien das Etikett.) Kaiserpunsch! Nicht wahr, meine Herren, das klingt nach was? Da weiß man jleich, des muß was Extrafeines sein! Na, und wie wollt Ihr nu so was Jut's benennen in Eure dämliche neue Jesellschaftsordnung, möcht' ich wissen! Präsidentenpunsch vielleicht?

Friedrich. 'N Präsidenten giebt's nicht!

Wilhelm. Souveräner Volkspunsch!

Gottfried und Friedrich. Au!

Wachtmeister. Na ich danke, Herr Franke! Denkt ihr vielleicht, daß das souveräne Volk den koofen wird? Nich in die la main! Ich kenne doch das menschliche Leben!

Gottfried. Hört, hört!

Wachtmeister. Folglich is et nischt mit die neue Jesellschaftsordnung! Quod erat demonstrandibus!

Friedrich und Gottfried (schneiden Grimassen und stoßen Schmerzenslaute aus.)

Wilhelm (eilt hinaus.)

Wachtmeister. Na, Kinder, ich seh', Ihr seid überführt! Nu woll'n wir uns mal an die Arbeit machen. (Er will mit den beiden Flaschen durch die Hinterthür ab=

geben, als die Frau Schwumbe sehr eilig und aufgeregt, [illegible] von [illegible] nach vorne heraustritt.)

Wachtmeister (den sie beinahe umgerannt hat.) Halt! [illegible]! [illegible]!

Schwumbe. Entschuldigen Se, Herr Wachtmeister! Nehmen Se't man jo nich übel, meine Herrn, daß ick mir noch mal erlauben thu.

Friedrich. Na, was giebt's denn, Sie sind ja so aufgeregt!

Schwumbe (überreicht an Friedrich, indem sie ihm ein Papier überreicht.) Es is nämlich blos von wegen, daß eben der Jerichtsvollzieher bei mir war, um sich mal wieder nach Ihr werthes Befinden zu erkundigen.

Wilhelm (der rasch herzugetreten ist.) Siehst Du, Fritz? Meine Ahnung! Was ist es denn?

Friedrich Natürlich Kaiserhof! 357 Mark 75 Pfennig! Pah! Nobel muß die Welt zu Grunde gehen!

Wachtmeister. 357 — ? Himmel, hast du keine Flinte?!

Gottfried. Menschenkinder, wie wollt Ihr das bezahlen!

Friedrich (zuckt die Achseln.) Lumperei! Nein, Kinder, das soll uns heute die Freude nicht stören! Wissen Sie was, Mutter Schwumbe, Sie könnten uns gleich mal bischen hülfereiche Hand leisten. Wir haben nämlich heute 'ne kleine Fête und meine Frau ist nicht ganz wohl.

Schwumbe. Na sehn Se, hab' ick't nich jesagt? Nu is de Schwumben doch zu was jut! Denken Se blos, wie sich die junge Frau ufjeregt hätte, wenn der Jerichtsvollzieher bei Sie jekommen wär'! Det haben wir fein ingefädelt, Herr Wilhelm, was? det wir Ihnen nich abgemeldt' haben! Sie kommen ja doch wieder bei mir! — Na, denn wer 'k man an de Arbeit jehn. Jotte doch, sieht des blos aus hier! (Sie legt ab, löst aus ihrer Frisur einen falschen Zopf los und hängt diesen an einen Fensterriegel, streift die Aermel auf und schürzt sich hoch.)

Friedrich. Um Gottes Willen! Sie wollen doch nicht etwa erst scheuern? Wenn Sie sich erst den Zopp abbinden, Mutter Schwumben, denn werden Sie gefährlich!

Schwumbe. Haach nee, wo wer' ick denn! Blos 'n bisken naß ufnehmen. Die Asche und der Stoob, da missen Se ja reene drin sticken! (Ab hinten.)

Wachtmeister. Sagt mal, Jungens, Ihr habt doch nicht etwa den alten Schauerdrachen auch eingeladen?

Wilhelm. Machen Sie unsern rettenden Engel nicht schlecht, Herr Wachtmeister!

Wachtmeister (im Abgehen.) Wenn ich die Nymphe da an ihrem eigenen Zoppe ufhängen dürfte, das wär' mir ein Jenuß! Na, nu werd' ich mal den Punsch brauen. (Ab.)

Friedrich. Werden wir denn auch genug Geschirr haben, Wilhelm?

Wilhelm. Ach, ich denke doch. Wenn sich der Käse und der Spickaal blos vertragen, denn wird's schon gehen.

Gottfried. Macht nur meinetwegen keine Umstände!

Friedrich (geht mit den Eßwaaren nach hinten.) Na wie bei Geheimrats wird's freilich nicht sein! (Ab.)

Wilhelm (zieht Gottfried nach dem Canapee.) Wir sind allein! Komm, erzähle mir noch etwas von dem göttlichen Weibe! Ach, Rezia! (Macht eine verhimmelnde Geberde.)

Gottfried (ärgerlich.) Ach laß doch die Kindereien!

Wilhelm. Was hast Du denn nur? Ich weiß nicht, Du bist überhaupt seit einiger Zeit so merkwürdig! Hast Du die dumme Geschichte mit Deinem Alten noch nicht verwunden?

Gottfried. Nun ja, ich dächte, das könnte Einem schon die Laune auf einige Zeit hinaus verderben.

Wilhelm. Ich begreife Dich nicht! Ein Mensch, der das unverschämte Glück hat, eine Rezia in Thon kneten zu dürfen! Ich hielte das einfach nicht aus.

Gottfried. Ach Unsinn! Die Büste ist noch garnicht angefangen Ich habe kein Geld, meinen Sonntagsanzug auszulösen! Ach, es ist ein Hundeleben! Acht Tage habe ich sie schon nicht mehr gesehen!

Wilhelm. Und dabei so scheußlich verliebt!

Gottfried. Verliebt! Wie kannst Du nur denken, daß . . . .

Wilhelm. Na hör' mal, wenn Du in die Frau nicht scheußlich verliebt bist, dann kannst Du mir überhaupt leid thun!

Gottfried. Was denn — verliebt? Eine Wittwe mit x Millionen kann doch ein anständiger Lump unmöglich auch nur — auch nur ansehen ihrer zu begehren!

Wilhelm. Das verdammte Geld! Eine Gemeinheit ist's!

Gottfried und Wilhelm (gleichzeitig.) Wenn sie das nicht hätte — oh!

Gottfried. Na hör' mal — Du bildest Dir doch nicht etwa ein . . .? hum!

Wilhelm. Na, warum denn nicht? Hum!

(In der Hinterthur erscheint, von Friedrich geleitet, Kunibert Dippel, eine grotesk komische Figur, bucklig und von einer Häßlichkeit, die nur durch die sich darin ausprägende Verschlagenheit und unverwüstliche gute Laune gemildert wird. Seine Kleidung ist echt vagabondenmäßig zusammengestoppelt.)

Friedrich (in's Zimmer rufend.) Wilhelm, eine Ueberraschung für Dich! Hier bringe ich uns einen neuen Festgenossen! Du kennst doch unsern alten Freund Dippel noch, Kunibert Dippel?

Dippel (geht mit ausgebreiteten Armen auf Gottfried zu.) Wilhelm, alter Junge! Nein, es ist geradezu lächerlich!

Gottfried. Pardon, Herr — Sie irren sich wohl, mein Name ist Müller!

Dippel. Richtig, richtig, Müller! Sie haben sich auch nicht im Mindesten verändert!

Gottfried (unwillig). Ich kann mich durchaus nicht entsinnen!

Dippel (ohne auf Gottfried zu achten, schüttelt Wilhelm die Hand). Wilhelm, alter Junge! Nein, wie mich das freut! Entschuldige nur die kleine Verwechselung! Meine Augen haben etwas gelitten durch das viele Studiren.

Friedrich. Was hast Du denn studirt?

Dippel (stolz). Ich bin Nationalökonom! Na, bei Euch braucht man ja nicht zu fragen! Ihr erfüllt ja den Erdkreis mit Eurem Ruhme! Man muß sich wirklich schämen vor Euch jungen Dachsen, daß man noch so wenig geleistet hat. Ich saß ja doch schon in Sekunda, wie ihr noch nach Quinta gingt.

Friedrich und Wilhelm (zugleich.) Ach so! Von der Penne her kennen wir uns also?!

Dippel. Und das wußtet Ihr nicht?!

Wilhelm. Donnerwetter, Sie müssen ja ein phänomenales Gedächtniß haben, Herr Dippel!

Dippel. Ja, danke! Das gehört allerdings zu meinen bescheidenen Talenten! Aber Sie darfst Du mich darum doch nicht nennen, wenn Du mich nicht kränken willst!

Friedrich. Na, und was treibst Du denn jetzt, Freund Kunibert, wenn man fragen darf?

Dippel. Was ich treibe? Kinder nehmt mir's nicht übel: diese Frage in unsern Tagen unter ernsten Männern ist eigentlich schon mehr naiv, um mich ge-

linde auszudrücken! Ich trage mein Scherflein bei zur Lösung der socialen Frage! Ich suche das Volk bei der Arbeit auf, in rastloser Thätigkeit häufe ich Zahlen auf Zahlen, um der Menschheit zu beweisen . . .

Gottfried (spottend). Daß zweimal zwei fünf ist!

Dippel. Spotten Sie nicht, Reactionär! Es ließe sich auch dies beweisen! Zahlen beweisen überhaupt Alles! Ich bin jetzt eben einer Idee von weittragendster Bedeutung auf der Spur, und wenn es mir nur gelingt, die nöthige pekuniäre Unterstützung zu finden, um in Ruhe meine Vorstudien beenden zu können . . . . .

Friedrich. Hast Du schon zur Nacht gespeist, Kunibert?

Dippel. Nein, Ihr Lieben! Wenn Ihr die Absicht hattet, mich einzuladen, so habt Ihr es heute gerade gut getroffen. Ich bin noch nicht versagt.

Frau Schwumbe öffnet die Hinterthür. Sie entnimmt einem Eimer mit Wasser einen Aufwischlappen und legt diesen über einen Schrubber, stutzt, als sie Dippel sieht und schüttelt unwillig den Kopf.

Friedrich. Das ist ja brillant! Wilhelm, sorge für ein Couvert für Freund Kunibert!

Dippel. Welch ein Wiedersehen! Traute Freunde und liebe Genossen, Mitstreiter für die gute Sache, Bürger eines bessern Jahrhunderts, an meine Brust! (Er will mit ausgebreiteten Armen auf den sich etwas ängstlich zurückziehenden Friedrich zu, als Frau

Schwumbe mit dem Schrubber zwischen Beide hereinfährt) Die Herren entschuldigen wol!

Dippel (springt erschrocken zurück). Au, hier giebt's nasse Füße!

Schwumbe. Det is jesund! Kennen Se Kneippen nich? Wat meen jetziger Zimmerherr is, den muß ick alle Morgen de Stube vollplantschen, da patscht er 'ne halbe Stunde baarfuß drinne rum. Könnt' Ihnen ooch nischt schaden! (Sie schrubbt boshafterweise immer dicht um Dippels Füße herum, so daß dieser immer weiter nach dem Vordergrunde zu retiriren genötigt ist.)

Friedrich, Wilhelm und Gottfried (sind inzwischen, mühsam ihr Lachen unterdrückend, einer nach dem andern, durch die Hinterthür entwischt).

Dippel. Hülfe! (Er setzt sich auf den Schreibtisch und zieht die Beine hoch).

Schwumbe. Schreien Se nich so laut! Nebenan schläft de junge Frau.

Dippel. Wer ist denn hier verheiratet?

Schwumbe. Na, Herr Friedrich doch! Sie sind wohl fremd hier? (Sie wischt um den Schreibtisch herum.)

Dippel Fremd und verlassen wie auf einer Insel im Ocean! Sagen Sie mal, holde Wassernymphe, wie sind denn jetzt so die Verhältnisse meines Freundes Kern?

Schwumbe. Na wissen Se: eben sag' ick Ihnen, daß er verheirat't is, und nu fragen Se mir nach seine Verhältnisse!

Dippel (springt über den Schrubberstiel weg und fliegt nach der Thür). Hülfe! Polizei!

Der Wachtmeister tritt mit der Punschbowle hinten ein. (Suppenterrine.)

Wachtmeister. Na, na, na, halb so wild, junger Mann!

Dippel (weicht erschrocken vor ihm zurück; halblaut). Donnerwetter!

Schwumbe (indem sie ihm mit dem Schrubber gegen die Hacken stößt). Man blos nich ängstlich, Herr Kunibold! Der Herr jehört zu de Familie, 't is der Schwiejervater. Wie Sie sehen, een höheret Polezeiorjan.

Dippel (verbeugt sich). Mein Name ist Dippel, Nationalökonom.

Wachtmeister (der ihn argwöhnisch gemustert hat, kurz und laut). Polke!

Dippel. Sehr angenehm, Ihre werte Bekanntschaft zu machen! (Wendet sich zu Frau Schwumbe und flüstert dieser eine Frage in's Ohr.)

Hinten treten ein Friedrich mit Tellern, Bestecken u. s. w., Gottfried mit Tischtuch und einer Schüssel mit Aufschnitt.



Wachtmeister (leise zu Friedrich). Habt ihr denn den Kerl auch nach seine Papiere gefragt? (Sie sprechen leise weiter, indem sie den Tisch decken.)

Schwumbe. Nu natierlich, son berühmter Mann wie unser Herr Doktor! Erst heite is wieder 'ne Kommerzienrätin in Jeschäften vorjefahr'n jekommen.

Dippel (eifrig). Nee, faktisch? Ach sagen Sie doch . . .

Schwumbe. Ach wat, halten Sie mir nich uf! (Sie stößt ihn beim Ausholen mit dem Schrubber mit dem Stiel desselben vor den Bauch).

Dippel. Au! Das ist ja lebensgefährlich hier! (Weicht bis zur Thür zurück und schnüffelt an der Bowle, die dort während des Deckens auf einen Stuhl gestellt wurde.) Ah, das duftet!

Gottfried. Verbrennen Sie sich die Nase nicht, Herr Dippel!

Wachtmeister. Kinder, hab' ich Euch denn schon den famosen Witz erzählt, den ich neulich erlebt habe?

Friedrich. Ich wüßte nicht.

Wachtmeister. Na, denn paßt mal Achtung! Daraus könnt ihr seh'n, wie nötig die Gymnasialbildung für unsern Beruf ist. — Also, da bringen sie mir dieser Tage einen Menschen auf's Büreau, den sie wegen Hausbettelei unter Vorspiegelung falscher Thatsachen jefaßt hatten. Na, ich sage Euch, der Kerl sah aus! (Mit einem Seitenblick auf Dippel, dessen eigene Kleidung beschreibend.) Ein Röckchen bis daher, wie so'n Börsenjüngling und dazu 'n Paar Hosen, na so ungefähr wie Herrn Dippel seine, so hechtblau, mit Rot jedippelt. Dazu 'ne graue Angströhre und jeplatzte Stiefletten! Na, mit einem Wort: der richt'ge Flatterfahrer, wie er im Buche steht! — Sie heißen? frag' ich. — Na, wie hieß er denn gleich?

Dippel. Setzen wir ihn gleich X.

Wachtmeister. Ja, richtig, Xbeene hatt' er ooch — Ihr Beruf, frag' ich weiter. — Privatgelehrter, behauptet er frech wie Oskar. — So, so, sag' ich. Also wohl auch Doktor? — Nee, sagt er, das nicht! — Aber das Jimnasium haben Sie doch jedenfalls besucht, sag' ich. — Mein Herr, sagt er janz jroßartig, ich habe Philosophie studiert — und Nationalökonomie, sagt er, glaub ich, auch. — Allerhand Achtung, sag' ich. Da können Sie natürlich auch Latein! — Selbstredend! sagt er. — So, so, sag' ich. Denn dürft' ich mir vielleicht die Frage erlauben: wie heißt denn die erste Person Singularis Indicativi Perfecti von rumpo? — Rupsi, sagt das Indivídibum und zuckt auch noch hochmütig mit de Achseln — Rupsi? Jawohl, Sie Ruppsack Sie, Sie woll'n mir schon berupsen, schrei' ich ihn an. Nu aber raus! — Na seht Ihr: so hab' ich dem Untersuchungsrichter die janze Mühe jespart.

Friedrich und Gottfried. Bravo! Bravo! Großartig! Brillant!

Dippel (sich verbeugend). Meine Hochachtung, Herr Wachtmeister!

Wachtmeister. Ja, sehn Sie, Herr Dippel, mir kann Keiner! Und warum? Weil ich in Tertia jesessen und meinen Bellum Jallicum in der Ursprache jelesen habe! Ein ausjezeichnetes Werk!

Dippel. Na ob!

Schwumbe (stößt mit dem Schrubber an die Stiefel des Wachtmeisters). Entschuld'gen Se jietigst, Herr Wachtmeester, ick will blos noch mal unter'n Disch fahren.

Dippel (immer noch über den Witz des Wachtmeisters lachend, um dessen Wohlwollen zu erwecken). Nee, so'n dummer Kerl! Rumpo — rupsi — großartig! Nein wahrhaftig, schneidig, Herr Wachtmeister!

Wachtmeister (wüthend zur Schwumbe, die sich immer in der Nähe seiner Beine zu schaffen macht). Schwumbo, schrupsi wär' auch nich übel!

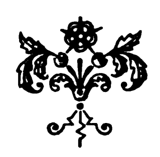
Gottfried, Friedrich, Wilhelm, Dippel (schlagen eine laute Lache an, halten sich die Seiten u. s. w. und rufen). Au, weh mir! Hülfe! Nachbarin, Euer Fläschchen! (u. dgl. m.)

Schwumbe (richtet sich drohend auf). Wenn Ihnen die Reenlichkeit nich sympathetisch is, Herr Wachtmeester, so dhut et mir ufrichtig leed! Aber uzen laß ick mir dadrum noch lange nich, ooch nich von de Polezei! Jck bin 'ne anständige Wittfrau und heeße Schwumbe! Wo ick wohnen dhu, det werd'n Se am Ende wol noch wissen, Herr Wachtmeester. (Rafft Eimer und Schrubber auf und geht nach der Hinterthür.) So, nu bin ick fert'ch! (Dreht sich in der Thür nochmals um und droht dem Wachtmeister mit dem Schrubber.) Und mit Sie ooch, Herr Wachtmeester! (Schlägt die Thür zu. Ab.)

Wachtmeister. Zittre nicht, du deutsche Eiche! Das heißt: auf den Schreck ... (er schenkt sich ein Glas Punsch ein). Hm, der ist nicht schlecht! Kann man aber auch brauchen auf den Schreck! Kinder, riegelt blos die Thüre zu bei des Bankett! Ich kriege keinen Happen runter, wenn ich immer in Angst sein soll, daß der böse Zeist hinter meinem Rücken aufsteigt.

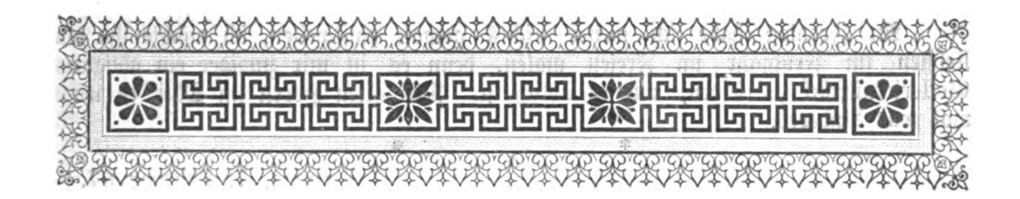
Die Hinterthür wird rasch aufgerissen. Es erscheint darin Frau Schwumbe, hinter ihr Roderich Faßmann, ein junger Mensch von schauspielerhaftem Äußern, mit riesigem Schlapphut und langem Havelock angethan.

(Fortsetzung folgt.)



Verantwortlich für die Redaction Wilhelm Bölsche, Friedrichshagen. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwed. Hofbuchhändler. Druck: A. Seydel & Cie. Beide in Berlin.





Briefe von Stauffer-Bern.

1. Januar 1887.

„Und sieh, das Jahr tritt seinen Zauberreihn!“ — Adolf Frey in Aarau, Gedichte, die ich Ihnen hiermit bestens empfehle. Doch das gehört eigentlich gar nicht zur Epistel, der Vers kugelt mir blos die ganze Zeit heute im Kopf herum.

Beim Jahreswechsel hat man das Bedürfniß sich ein wenig inwendig zu begucken, das habe ich heute in der feiertäglichen Stille meines Ateliers gethan, auch daran gedacht, daß das verflossene Jahr mir Ihre Freundschaft gebracht, einen Halt im Leben. Es kommt mir vor als ein unverdientes Glück und ich bin besorgt die Götter zu versöhnen, indem ich so lange und intensiv an meinem Kunstfünklein puste, bis es brennt. Das würde ich nun wohl so wie so thun, vielleicht aber nicht so fidel wie jetzt. Ich bin so schaffenslustig und fleißig, daß es mir selber Vergnügen macht und fühle mich im Stande noch eine ganze Menge zu lernen. Wenn ich zurückblicke zur Zeit meiner ersten Kunstversuche, so denke ich, daß es noch viel viel langsamer hätte gehen können, denn als ich heute vor 11 Jahren nach München auf die Academie reiste, war ich noch ein Kunstbarbar, wie er im Buche steht, ohne jedes Urtheil und Geschmack. Nun, seitdem habe ich mich bedeutend gebessert und dieses und jenes verstehen und beurtheilen gelernt, was mit Pinsel und Modellierholz u. s. w. gemacht wird. Mir diese Gebiete, bildende Kunst und gewissermaßen auch Poesie, immer mehr zu erschließen und meine künstlerische Empfindung und Genußkraft zu steigern, ist eigentlich meine Moral. Das eigene Können nimmt auch in dem Grade zu, als das Verständniß für die Werke anderer sich vervollkommnet. Ich habe noch viel vor, aber es wird sich auch bei guter Gesundheit noch viel lernen lassen. Ich höre oft den Vorwurf, ich zersplitterte meine Kraft, indem ich radire und kupferstoche und nun gar modellieren wolle, ich sollte große Bilder malen, denn es wäre Zeit; dieser Vorwurf ist nicht gerechtfertigt, ich weiß genau was ich thue, indem ich diese Sachen noch lernen will, es geschieht, was den Gang meiner künstlerischen Entwickelung anbetrifft, das meiste dabei instinctiv, ich muß es eben thun, es wird schon recht sein. Wenn ich noch 30 Jahre zu leben habe und ich verwende noch 4 oder 5 zum lernen des technischen Apparats, so bleiben mir 25 Mannesjahre, das ist entschieden Zeit genug sich auszusprechen, nota bene, wenn man was zu sagen hat. Ich empfinde das Bedürfniß einstweilen nichts zu thun, als das Handwerk zu lernen.

An Freytag habe ich weiter nichts gemalt einstweilen, ich möchte ihn am liebsten im Frühjahr im Freien malen, denn es ist mir zuwider ein obligates Gallerieknieſtück zu liefern, wie es üblich ist. Den alten Herrn im Mai, es wäre mal was Anderes.

* * *

Sonntag, 7. Februar 87.

Ich stecke wieder bis über die Ohren in Problemen. Um auf der diesjährigen Sommerausstellung hier endgültig Farbe zu bekennen, habe ich einen lebensgroßen Gekreuzigten angefangen und male mich halb tot dran. Wenn nicht alle Stricke reißen, so ist er in 4—5 Wochen fertig. Mit dieser Arbeit, wenn sie gelingt, (wozu einige Aussicht vorhanden) möchte ich meine Bestrebungen den Collegen und einem p. t. Publikum klar legen, nämlich das Handwerk so gründlich als möglich zu lernen. An dem Gang der Arbeit sehe ich, daß ich wohl seit drei Jahren, wo ich die letzte nackte lebensgroße Figur gemalt, vieles, recht vieles gelernt, aber noch lange nicht genug, um sagen zu können, daß ich wie bei der Zeichnung wirklich Herr des Materials wäre. Es ist doch recht schwer, ein Meister ersten Ranges zu werden. — Ich male dieses quasi Bild auch (eigentlich mehr Studie) um ganz genau zu wissen, wie weit ich bin und meine weiteren Studien danach einzurichten und ich glaube schon jetzt zu wissen, was mir hauptsächlich fehlt, nämlich 2 Jahre consequenten Studienmalens (Figuren, Acte ꝛc.). Wenn ich das durchführen kann, so soll es nachher nicht Manchen geben, der gewandter malt. Wenn meine Arbeitskraft nur etwas größer wäre, oder die Fortschritte etwas rascher kämen, ich sehe kein Ende! Außer dem hatte ich oder bin ich im Begriff einen Anfall von Sentimentalität zu überwinden; es ist dies eine latente Krankheit, die bei gewissem Umgang seit Jahren immer wiederkommt und durch sehr viel Arbeiten zurückgedrängt wird, bis sie, so hoffe ich, einmal ganz verschwindet, auch Luftveränderung ist gut dafür. Da aber ein Pech selten allein kommt, so habe ich weiter zu melden, daß meine Wirthschafterin am 1. März ausgezogen ist, weil das zwar nicht mehr sehr junge Herz ihr einen Streich gespielt hat. Sie wird sich im Laufe dieses Monats wieder verheirathen, zu meinem größten Leidwesen; und ich sitze mit meinen Kenntnissen wieder da, ohne Haushälterin, völlig desperat. Um aber das Maaß voll zu machen, hat sie meinen lieben Schnuggel mitgenommen, so daß mein Zustand ein wirklich beklagenswerter ist, denn dieses äußerst possierliche Thier hat mir manche vergnügte Stunde bereitet; Frau . . . . . hing aber so an ihm, daß ich glaube, sie hätte ohne den Hund keine rechte Freude mehr im Leben gehabt, so gab ich ihren Bitten nach und überließ ihr das Thier.

Gestern war Première im Ostend-Theater, „Der Volksfeind" von Ibsen, ein ganz eigenthümliches Drama, modern bis zur Poesielosigkeit; aber nach meinem Dafürhalten trotzdem, oder gar deswegen eine hervorragende Arbeit. Das Publikum dieser Première war ein wirklich eigenartiges, von dem sogenannten gebildeten Berlin der Gesellschaft keine Seele, überhaupt wenig Leute, die aber da waren, wußten warum und es waren lauter Schriftsteller, Künstler und Musiker.

Ich habe wohl noch einige Sachen, die ich Ihnen berichten könnte, sie fallen mir aber momentan nicht ein.

* * *

26. März 87.

Mein Gekreuzigter geht seiner Vollendung entgegen, wenn er auch etwas längere Zeit in Anspruch genommen, als ich dafür budgetirt hatte. Es ist mit der Kunst oder mit der Gabe des Talents zu ihrer Ausübung eine eigene Sache, besonders wenn der Begabte einen weiten Blick von der Natur dazu bekommen hat.

Ich sage mir zwar immer und es ist ja auch so, die Kunst ist ein Metier wie ein anderes; man übt es aus, weil man keine geeignetere Beschäftigung weiß oder zu sonst nichts ordentlichem taugt. Wer Scheuklappen hat, für den mag es zutreffen, daß er Vergnügen und Befriedigung findet in dem Werk seiner Hände, für den andern, der instinctiv seine Arbeit immer in Vergleich bringt mit dem was zu leisten wäre, oder was ausgezeichnete Leute geleistet haben, ist nicht mancher Moment erfreulich. Immer arbeiten, immer speculieren wie man sich weiter bringt, ohne Ruhe und ohne Rast immer den Berg auf, macht müde und verzagt. Manchmal ist es mir als sehe ich genau, wie ich fortschreite und mich entwickle und wo es endlich hinaus will, aber eben so oft faßt mich der grimmigste Kater über meine Bemühungen und meine ganze Arbeit kommt mir vor wie das Wasserschöpfen in das leere Faß. Da stehe ich und habe mich aus den erbärmlichsten Anfängen hinaufgearbeitet zu einer Stufe, wo ich zwar jedes Kunstwerk zu schätzen im Stande bin, nicht aber selber ähnliches vollbringen kann. Ich habe das Gefühl und es wird mir zur Gewißheit, thue was Du kannst nach bestem Vermögen und mit ernstem Wollen, so hast Du doch nichts gethan, es ist wie ein Tropfen im See, hörst Du heute auf zu arbeiten, so ist es ganz gleichgültig, kein Hahn kräht danach; denn alles was Du anstrebst, haben andere vor Dir schon viel besser und genialer gelöst und Dein Schaffen ist ganz überflüssig.

So arbeite ich denn auch viel aber mit wenig Freude, mehr wie ein Karrengaul, den die Peitsche des Fuhrmanns immer wieder antreibt wenn er nicht mehr will. Die Peitsche ist bei mir die Gewißheit, daß wenn ich einen Moment stehen bleibe, mir andere, denn es giebt sehr viel tüchtige Künstler, über den Kopf wegsteigen und mir den Rang ablaufen. Ich denke die Hetze wird wohl nicht aufhören so lange ich lebe. Es wird immer dasselbe friedlose Rennen sein, bis einem einmal die Puste ausgeht. Viele Leute arbeiten ohne große Mühe, sie malen oder sind sonst thätig, produciren ohne Kampf nnd nutzen sich dabei nicht ab. Mir geht es anders, ich lasse Haare dabei, doch das würde mich nicht alterieren, wenn ich die Gewißheit hätte, daß wirklich irgendwem etwas damit genützt wäre; die fehlt mir aber. O, es ist ein Elend. Ich lamentire sonst nicht gern Jemand was vor; heute aber kann ich nicht wohl anders. Es liegt nicht an der Arbeit, denn sie geräth mir so gut oder so schlecht wie immer, ich habe ehrenvolle Aufträge, man kümmert sich mehr denn je um mich, es ist auch nicht unglückliche Liebe, denn ich habe den chronischen Anfall von Sentimentalität tapfer untergekriegt, weiß der Kukuk, es ist eben der Kater, der einem im Nacken sitzt ohne zu fragen warum, ob er ein Recht oder Grund dazu hat, er ist eben da und glotzt.

Für meine Haushälterin habe ich immer noch keinen Ersatz, ich entschließe mich sehr schwer Jemand, von dem ich nicht ganz genau weiß, daß er was taugt, in meine Umgebung aufzunehmen und bei mir wohnen zu lassen. Am liebsten hätte ich eine Frau, aber wo nehmen und nicht stehlen? Und ich werde es schwerlich über mich bringen Jemand in mein ungewisses Schicksal hineinzuziehen, nur um eine geordnete Häuslichkeit zu haben.

Von Lissel habe ich schlechte Nachrichten, er ist immer noch sehr krank und wer weiß, wie lange er es noch machen wird, der arme Kerl. Er war mein guter Geist, mein alter ego, mit dem ich alles besprechen konnte, aber auch alles, meine andere hiesige Umgebung steht mir nicht so nah, es ist mehr der Beruf und zum Theil auch der Zufall, der einen zusammenführt und von einer eigentlichen innigen Freundschaft ist nicht die Rede streng genommen. Der Mensch fehlt mir überall ich hänge an ihm wie an einem Bruder. — Nun, der Herr bewahre mich vor jeder Dummheit und Verzagtheit und gebe mir seinen Frieden!

19. April 87.

Ich habe Ihnen ein paar Andeutungen gemacht über meinen eigene Herzensanlegenheiten. Wie ich Ihnen mitteilte, sind diese Anfälle von Sentimentalität oder Liebe oder wie Sie es nennen wollen schon seit Jahren chronisch bei mir, da aber einem fetten Menschen die Sentimentalität nicht zu Gesicht steht, suche ich sie immer wieder bald los zu werden, was mir manchmal leichter und manchmal schwerer gelingt. Immer bleibt es mir aber ziemlich lange in den Gliedern. Diese Krankheitserscheinungen sind durchaus nicht an's Frühjahr gebunden. Es ist ein Contagium, welches durch persönlichen Umgang sich verpflanzt und gegen das der Körper resp. der Geist nie die Empfänglichkeit verliert. Wenn Sie mich nicht auslachen wollen, so werde ich Ihnen ein bischen erzählen. Ich spiele eigentlich keine lächerlichere oder bemitleidenswerthere Figur als jeder andre in dieser Situation. Die Geschichte geht nach dem Leitmotiv. „Sie war liebenswürdig und er liebte sie, er war aber nicht liebenswürdig und sie liebte ihn nicht“ und ist äußerst einfach. Ich lernte das Mädel kennen als ein kleines Backfischchen von 14 Jahren, vor 6 Jahren, und so weiter und so weiter, ich hatte sie gern und sie mich nicht und im übrigen sind wir gute Freunde. Sie hat hervorragende Qualitäten und Capricen, unter anderen auch die, nicht zu heiraten, interessiert sich sonst für Niemand als für mich wie sie sagt, oder besser interessiert sich für Niemand am meisten vielleicht noch für mich; ist eine beauté du diable wie sie im Buche steht. Ich sagte Ihnen letzten Sommer, daß ich seit meiner Kindheit nicht mehr geliebt hätte, dieses Faktum ist ein scheinbarer Widerspruch, nur ein scheinbarer, denn Feuer habe ich nicht gefangen, was man so sagt (trotzdem Fett gut brennt), das Gefühl ist mehr zu vergleichen der Wärme eines behaglichen Kaminfeuers auf der einen Seite und dem Brummen eines hohlen Zahns auf der andern; unter der einen Seite verstehe ich den angenehmen geistvollen Verkehr, unter der andern das Bewußtsein, dieses Fräulein sei nicht für mich gewachsen. Einen Korb habe ich mir freilich nicht geholt, die Sache ist aber nichtsdestoweniger hoffnungslos und ich werde nicht wieder darauf zurückkommen. Aergerlich ist mir nur der verdammte Einfluß solcher Schwächezustände auf meine sonst äußerst gesunde Schaffenslust. Es steckt mir in den Gliedern wie eine Vergiftung. O, wenn doch nur das Donnerwetter — na, Schluß von dieser Sache.

Aus Cairo erhielt ich vor einer Woche die Nachricht, daß mein lieber Freund Lissel am Sonnabend vor Palmsonntag an einem Lungenschlag gestorben. — Wir haben keinerlei Verdienst daran, daß wir sind und leben, auch nicht an unseren Fähigkeiten und Talenten, unsere Pflicht ist nur das Leben und das geistige Kapital, welches wir dazu erhalten, mit möglichster Weisheit und Ehrlichkeit zu verwalten. Wie lange das dauert darf uns nichts kümmern, wichtig ist nur es so einzurichten, daß man jeden Augenblick bereit ist zu gehen und seine Bücher vorzuzeigen. Es ist kein Individuum, auch nicht das feinst angelegte, so bedeutend und für die Allgemeinheit von solch zwingender Nothwendigkeit, daß sich nicht die Lücke seines Verlustes gleich oder bald schließe und andere seine Stelle einnehmen. — Trotz all dieser Wahrheiten schmerzt der Verlust eines treuen Freundes nicht minder tief und mit aller Klugheit oder Ergebung in das, was wir nicht verstehen, kommen wir nicht über die Brutalität des Todes hinweg. Für den zurückgebliebenen giebt es in der Welt nichts trostloseres als der Tod einer lieben Person.

* * *

Klopstockstr. 52. 10. Mai 87.

Und wieder kommt gegangen der Lenz durch alles Land, ich kann Ihnen sagen, auch in Berlin ist der Frühling schön und ich wohne prachtvoll, den herrlichen

Tiergarten gerade vor der Thür, was gäbe ich drum wenn ich jetzt mal wieder Landschaften malen könnte, blühende Wiesen und Bäume und schöne Menschen hineinsetzen, so ganz nach meinem Gutdünken und Gefallen. Seit 73, also 14 Jahre laure ich darauf im Frühjahr auf das Land zu können und die Portrait-, strenge Form- und akademische Studiererei ein bischen im Atelier zu lassen und noch bin ich nicht dazu gekommen; früher mußte man als fleißiger Akademiker hübsch in die Akademie uud Köpfe und Akte, Ohrläppchen und Augenwinkel und ähnliche unerläßliche für einen soliden Maler einstweilen wichtigere Dinge zeichnen und malen, und jetzt wo man dies schließlich leidlich gelernt hat, müssen Staats- und andere Aufträge erledigt werden und zwar gut, sonst fällt der Meister vom Stuhl.

Von meiner Häuslichkeit ist gegenwärtig nichts zu berichten, es ist der alte Schlendrian, die Portierfrau unseres Hauses besorgt mir wieder meine Sachen, so daß ich vor Staub und ähnlichem beinahe umkomme und keinen Abend mehr zu Hause bin, aus Grausen vor meinem bedauerswerthen Junggesellentum. Nach und nach wandle ich mich zum Märtyrer um, ich habe nicht mehr die Kourage mir eine fremde Person sei sie woher auch und mit den besten Empfehlungen ins Haus zu nehmen, denn in jedem Falle ist man angeschmiert, das Kleinod, welches ich diesen Winter hatte, hat . . . Wenn die Ehe ein Himmel ist, so werden die Junggesellen vorher gehörig mürbe und knusprig geröstet in dem Fegefeuer ihres Standes!

Ihr treu ergebener

Stauffer-Bern."

Der Begasbrunnen.

Das winterliche Kunstleben in Berlin ist diesmal mit Pauken und Trompeten eröffnet worden. Der Begasbrunnen rückte aus der Gießerei und aus den Spalten der Zeitungen, denen er seit Jahren geschmackvollsten Stoff geliefert hatte, in die Oeffentlichkeit. Und wieder sieht man sich vor die Frage gestellt, was denn nun monumental, modern und volkstümlich in der Kunst ist! Wenn ich die Hymnen vernehme, die dem Schloßbrunnen von der sich warmbettenden Kritik angestimmt werden, wenn ich die Menschen in dichtem Knäuel sich um das Becken drängen sehe, so muß ich sagen: ich weiß es nicht mehr!

Sei's drum! Ich habe mich der allwissenden Kritik allmälig begeben. Was „Schönheit an sich" ist, weiß ich auch seit längerer Zeit nicht mehr; ich bin zufrieden, wenn ich nur über meinen individuellen Geschmack ins Klare komme. Und da man zeitweilig so liebenswürdig ist, meiner Meinungsaussprache Gehör zu leihen, so löst vielleicht mein rein individuelles Urteil bei einigen von denen, die mit dem Schloßbrunnen auch nicht recht fertig werden können, Empfindungen zu Erkenntnissen — über deren Wert an sich gar nichts ausgesagt sein soll.

Ein Werk mythologischer Phantastik, individuellster Willkür erfordert besonders viele innere Kräfte, um den modernen Menschen zu sich heranzuziehen. Zumal, wenn es am Markte steht, inmitten großstädtischen Alltagstreibens. Die Plastik ist darin ungleich ärmlicher gestellt als die Malerei, welche die eigentliche Stimmung durch Umgebung, Luft und Licht und Stille sogleich mitschafft. Böcklein, der eigentliche Vater auch dieser Tritonen, ist viel glücklicher daran, uns in seine Welt zu versetzen als irgend ein Bildhauer. So muß denn die Allegorie, der Vorgang selbst packend genug sein, um Pferdebahngeläut, schreiende Kinder und Wagengerassel vergessen zu lassen. Hier galt's, das Wasser in seiner Gewalt, Schönheit und Mystik zu symbolisieren. Ein Riesenvorwurf! Ob man den allein durch einen Riesenmaßstab bewältigt? Dann ist doch die Grenze gar nicht zu ziehen, da jede Verdoppelung der Größen dem Wesen der ungeheuren Naturkraft immer

nur näher und niemals gleich kommt. Es kann nur durch eine Umsetzung, eine Vermenschlichung, ein adäquater Ausdruck gefunden werden. Darum also hier ein thronender Titan mit etwas struppigem Haupt und brutalen Zügen als Herr der Wasser, in einer Stellung von Siegesruhe, wie sie halb rauhbeinig, halb theatralisch ein Preisringer neuesten Datums etwa einnehmen könnte, in der Hand die berüchtigte Forke, als Leitfaden für den strebsamen Gymnasiasten, nicht an Carl Abs sondern an den alten Poseidon zu denken. Hoheit liegt nur in den Gliedern, nicht in Stellung und Ausdruck. Die Pose aber genügte zur Zeit Cellinis und Bellinis, imponirte sogar; ich denke mir den Meergott, soll einmal einer sein, doch gewaltiger, minder posierend, mehr Fatum als Gigantenrüpel.

Unter ihm nun das Spiel seiner Getreuen. Vier Tritonen, die den Herrscher auf riesigen Muscheln über ihren Häuptern tragen, auf wirrem Felsgeklüft gelagert, speien das beherrschte Element in das große Becken. Eine Schlange, eine Schildkröte, ein Krokodil und ein Seelöwe, treu nach Brehms Tierleben, erwidern diese Liebenswürdigkeit, indem sie Strahlen nach oben schleudern. Ich gestehe, daß ich gegen alle wasserspeienden Bildwerke eine nachdrückliche Abneigung habe nnd zwar aus gutem Grunde. Das lebendige Wasser legt den Kontrast zwischen Leblosigkeit des Kunstwerkes und Bewegtheit seiner Handlung offen. Es sind sehr weit unterschiedene Grade von Wirklichkeitsnachahmung und so ist's eine Stillosigkeit. Indem das Wasser beständig rauscht und fließt, drängt sich die Vorstellung auf: Himmel, das hat nun beständig nichts zu thun, als zu speien! Und das ist langweilig, ist absurd. Auch auf einem Bilde habe ich freilich die Dauer eines Momentes. Aber nichts erinnert daran, daß dieser Vorgang eines Augenblickes in jedem Augenblicke erneut vorgehen soll. Und darauf kommt's eben an.

Selbst hiervon abgesehen aber: welch' eine Wasserkunst! Man ist ja bei unseren Wasserleitungskosten in Berlin daran gewöhnt, bei allen Springbrunnnen weniger an Wasserkunst als an allerlei fatale Natürlichkeiten zu denken. Aber gerade hier, wo üppige Barockempfindung mehr theatralischen Schwung als gesteigertes Leben zeigt, hätte doch Wasser strömen müssen! Das rieselt langweilig aus den vier Muschelschaalen, speit wie aus einem Gartenspritzchen von den geschmackvoll verrenkten Seeungethüme, rinnt philiströs aus den Krüglein der vier Brunnenrandnymphen und zischt — in unaussprechbarer Analogie aus den Münden der Tritonen: nur die Vorstellung des Naßmachens wachrufend, in unserem Klima eine besonders unangenehme. Wenn ich das beständige Fußbad am Wrangelbrunnen sehe, kann ich meine Phantasie bis zum physischen Schnupfen erkälten. Und durch diese neue Spärlichkeit freudloser Wassermassen geht auch hier die Wirkung verloren, die einfache Wirkung eines etwas groß geratenen, recht üppigen und flotten Tafelaufsatzes. Auch den Neptun würde man in seiner brüsken Herrschergebärde besser begreifen können, wenn statt dieser spärlichen Feuerwehrübung nun wirklich die Wasser rauschten und brausten, ähnlich wie bei der Fontana trevi. Dann wäre es eine Wasserkunst, das Figürliche käme in den zweiten Rang und würde bloßes Vehikel für den Eindruck durch die Wassermassen; dadurch würde der oben erwähnte Kontrast zwischen Starrem und Bewegtem weit minder ins Gewicht fallen. Es soll sich aber doch hier hauptsächlich um das plastische Kunstwerk handeln; vielleicht sind sogar deshalb die Hähne nur halb aufgedreht, damit die Wasser keine Schleier vor die grandiosen Erfindungen von Deutschlands anerkanntestem Bildhauer weben. Jedenfalls also hapert es nach der Seite der Idee. Aber auch Michelangelos Medicäergräber sind nicht in der äußeren Idee gewaltige Kunstwerke. Die [illegible] des Titanen, deren Beziehungen zu den beiden Verherrlichten [illegible] nur mit den Haaren herbeizuziehen sind. Man lese nur die Tifteleien der Kunstkritiker und Kunstdeuter! Also lassen wir auch hier die Brunnenidee und die Verherrlichung des [illegible] fallen: sehen wir das Werk nur als eine Formensymphonie an, die vielleicht ebenso wie die [illegible] Michelangeloschen tiefste menschliche Regungen wiedergeben — oder die [illegible] auch dann noch Kunstwerk sein kann, wenn sie nichts als Formenspiel ist.

Was der Neptun an [illegible] kann, ist bereits berührt worden; es ist so wenig — [illegible], daß man dabei von Seelensprache [illegible] nicht. Und zwar im [illegible]. Auch die übrigen Figuren haben nicht

viel Innerliches zu offenbaren. Die Nymphe nach der Brüderstraße zu ist sogar geradezu stumpfsinnig; man glaubt ihr ansehen zu müssen, daß sie mit der Zunge anstößt. Die übrigen drei Nymphen aber geben allerdings in der Ruhe ihrer schönen Glieder eine heroische Verkörperung friedlicher Quellenpoesie. Das ist aber — nach dem allegorischen Gerät um sie herum — darunter auch ein mindestens wunderlicher Hauklotz! — nicht ihre eigentliche Absicht. Die wahre vermag ich bei meiner absichtlichen Unbekanntschaft mit dergleichen hieroglyphischem Kram nicht zu entziffern. Es kümmert mich aber auch nicht besonders. Ueber die Leiber als solche vermag ich mich aber immerhin zu freuen, wenn nur die liebe Jugend nicht so unsagbar vielsagend in unbeabsichtigter Komik an diesen Riesenschenkeln und Füßen und Armen herumturnte!

Und nun die Jugend an dem Kunstwerke selbst, die Bübchen, welche im freien Spiel den ganzen Aufbau beleben! Unter ihnen ist ganz vorzügliche Kunst vertreten, viel sehr Reizvolles; nur zu ganz echtem Humor sind die Gestalten doch nicht durchgedrungen. Ich glaube da mehr Absicht als innerste naive Fülle zu sehen; gerade die Wiederholung des sehr naiven Motives eines ganz gerade ausgestreckten Putto erweckt diese Empfindung in mir. Und eigentlich ist's immer wieder derselbe Bube. Auch Kinder haben doch schon ihr reichlich Individuelles. Ich finde es hier nicht recht ausgeprägt. Bleibt nun noch die Musik des ganzen Aufbaues, die Monumentalität der Anlage. Entschieden ist es hier eine mutvolle Idee, ohne innere Architektonik nur durch Tritonenleiber auf Felsen, durch Muscheln und einen sitzenden Riesenleib einen Aufbau schaffen zu wollen, der auf dem Riesenplatze nicht verschwindet. Thatsächlich wird der Brunnen vom Platze nicht erdrückt. Aber es ist doch ein eigenes Ding um den Riesenmaßstab von Figuren. Ein monumentales Wachsen derselben wird durch ihn nicht herbeigeführt, da das Detail nicht reicher wird. Nur an diesem aber ermißt das Auge die ästhetische, für die Monumentalität in Frage kommende Größe. Bei sonst gleich weit detaillirten Gegenständen erscheint der größere nur näher, nicht monumentaler. Endlich ist auch die ganze Linie des Aufbaues, in ihrer barocken Bewegtheit, an sich nicht ohne Reiz, doch zu lagerhaft; trotz der massigen Formen scheint's, als ob das Ganze nicht recht aus dem alltäglichen Niveau des Platzes sich herauslösen könnte. Der Eindruck des Riesigen ist vorhanden, aber nur bedrückend, nicht erhebend, und so wird prahlerisch, was monumental sein sollte. Vieles macht dabei der Platz. Aber das Wesentliche liegt doch in der Conception. Daß eigentliche Monumentalität fehlte, sah man schon an dem Modell, das vor längerer Zeit im obersten Geschoß der National-Gallerie aufgehoben wurde.

Ich habe nicht loben können, weil mir das Werk persönlich nur wenig Sympathie abgewann. Aber das ist eben ja nur rein persönlich. Der Künstler kann sich gewiß an anderen — ebenso persönlichen Lobesurteilen schadlos halten. Und da darf denn der Einzelne schon seinem eigensten höchsten Gesetze folgen: rücksichtslos dem zu dienen, was nicht Autorität, sondern was für ihn die Wahrheit ist.

Hans Schliepmann.

Theater.

Königliches Schauspielhaus: Der kommende Tag. Schauspiel in vier Aufzügen von Hugo Lubliner.

Hugo Lubliner ist meines Wissens kein Schwabe. Dennoch ist ihm, wie nach gemeiner Annahme den schwäbischen Volksgenossen im Durchschnitt, um sein vierzigstes Lebensjahr herum gleichfalls der Kopf aufgegangen. So meint er wenigsteus von sich selber und man sollte keinen Menschen in seinem guten Glauben stören. Bisher tappte Hugo Lubliner im Finsteren. Aber wie Jeder, der das bitter erkämpfte Recht hat, Mensch zu heißen, so hatte Herr Lubliner endlich auch seine Offenbarung. Er fand sich auf wüster Berghalde, einsam in grenzenloser Einsamkeit. Da tauchten wirre Spukgestalten wie aus Nebel geformt, vor ihm auf und umkreisten ihn in wirbelndem Tanz. Kahlköpfige Kommerzienräte, feiste Bankiers, üppige Frauen ohne Geist . . . und es überkam ihn wie ein

Ekel vor sich selber. Da sah er unter sich und tief drunten gewahrte er ein Thal des Jammers, eine Niederung, aus der ängstliches Stöhnen zu ihm emporDrang, eine Welt, angefüllt bis zum Ueberlaufen mit menschlichen Tragödien. Und das Erbarmen, das allmächtige zog ein in Lubliners Brust, die bisher verhärtetet war. Es erhob sich vor ihm, hoch in die Länge, ein neues Phantom. Die abgehärmte Gestalt eines Arbeiters wandte sich dem Dichter zu und rief ein über das andere Mal: Wehe, wehe, magst Du mich nicht erkennen, wer sonst will mich erlösen aus meiner Not, wenn nicht Du. Da klopfte der erschütterte Lubliner mit der Rechten vor seine Stirn und sprach: „Verdammt, wie konnte ich nur so vergeßlich sein. Gewiß will ich Dir helfen, Bruder Arbeiter in Deiner Pein; wenn keiner, so ich."

Helfen, aber wie? Es wollte dem Dichter lange, lange nichts einfallen. Sein Gehirn war, wie verwüstet; alle Gedanken, schien es ihm, seien ausgepumpt. Sein Herz schwoll ihm an vor Bekümmernis. Da, als die fürchterliche Leere in seinem Kopf am höchsten war, und er vom bittersten Schmerz überwältigt gar jämmerlich aufstöhnte: Warum, warum gerade mir diese Qual, der ich doch zu helfen berufen bin?, geschah ein Wunderzeichen. Er fühlte einen übermächtigen majestätischen Willen schalten in Welt und Vaterland, einen Willen, der jeden niederschmetterte, der sich ihm entgegenwarf. Er verspürte den Athem einer neuen Zeit, eines kommenden Tags, dem dieser Wille sein Siegel und Gepräge aufdrücken wird. Er erkannte, daß dieser Wille eine höchste Wohlfahrt bedeute und er beugte sich vor ihm demütig, zerknirscht; und als er seine Augen, die geblendeten, wieder aufschlug, da sah er, von einer Gloriole umwoben, eine Denkschrift der preußischen Regierung vom April 1891. Vita nuova, jauchzte es in ihm auf, heureka, schrie es in ihm voll bebender Lust, und, was seit Jahrzehnten ihm nicht mehr widerfuhr, es begann in seinem Kopf zu gähren; vornübergebeugt studierte der Dichter in grausamer Hast Blatt um Blatt der Denkschrift, und ein Tag verging, eine Nacht verging, die leeren Gedankenspeicher füllten sich ihm mit neuen Kräften, er sprang auf und war wie toll vor ungeberdiger Freude. „Auch ich bin Sozialreformer, und mein sozialpolitisches Bekenntnis, wie sollt' ich's der bedürftigen Welt nur eine Weile vorenthalten," so tönte es in ihm wieder. Und er ging hin, schloß sich in seine Kammer ein, daß Niemand die Fülle seiner Gesichte störe und schrieb zu einer langen Vorrede, die die wahrheitsgetreue Geschichte seiner Offenbarung enthält (gedruckt bei F. und P. Lehmann), sein Arbeiterdrama vom kommenden Tag.

Die Mühen aber, die bezüglichen Qualen, die Schrecken der Gespenster, die ihm zusetzten, das Alles war vergessen und er erntete höchsten Lohn für seine sozialpolitische That. Sub auspiciis Imperatoris durfte mit flatternden Fahnen seine Weisheit Einzug halten in die Räume des gutbürgerlichen Schauspielhauses zu Berlin, das sich bis zu dem Werktag der ersten Aufführung von Hugo Lubliners sozialistischer Dichtung jedem Versuch ähnlicher Gattung strenge verschloß. Am Kleinsten will ich Euch das Größte enthüllen, so dachte, überströmender Empfindung voll, Herr Hugo Lubliner, und er erzählte die Tragödie vom kleinen Arbeiterknaben Franz, der nun einmal was Tüchtiges werden wollte und an der tückischen Trägheit der gegenwärtigen Welt zu Grunde ging. Aber es wird anders kommen. Nicht der große Kladderadatsch, von dem die wüsten der Ideale beraubten Arbeiter träumen, wird Ordnung schaffen. Wie sollte die stürmende Unruhe auch Ruhe gebären? Eine mächtige Vorsehung waltet vielmehr über uns, schmerzlos und in Frieden wird sie das verrenkte Zeitalter wieder einrenken und einer der ersten Verkündiger dieses kommenden Tags, der große Prophet auf dem Gensdarmenmarkt heißt Hugo Lubliner. Merk' dir den Namen, Christenheit! Kein Fränzchen mehr wird sich nicht zum ordentlichen Franz herauswachsen können, weil man aus Mangel an Fachschulen seine Talente verkümmern läßt. Zwar, eine Welt voll von Gelehrten, das müßte schrecklich sein; aber so weit greift auch Lubliners sozialpolitische Dichtung nicht aus. Daß die geistigen Güter in ihrer Reife ein Vermächtnis seien, an dem wir alle Theil haben sollten, von dem jeder genießt was ihm nach seiner Anlage zu genießen möglich sei, daß halbverkümmerte Anlagen im Genuß wieder gestärkt werden könnten, — daran denkt Herr Lubliner nicht. Wenn einer just will aus der Menge und wenn sein Vater nota bene dazu die nöthigen Thälerchen gespart hat, dann mag er eben etwas lernen in den Gewerkschulen, damit er

nicht zehn Stunden und drüber bis zur Ermattung im Fabriksaal zu hantiren habe, ein Geschäft, bei dem man, wie der unglückliche Franz, dem gefährlichen Treibriemen zu nahe kommen kann. Wer nichts lernen will, wer's eben nicht in sich hat und wem der Vater „Arbeiter" die Thälerchen zur Erwerbserziehung nicht mitgeben kann, je nun, der muß ein dummer Arbeiter bleiben und es geschieht ihm ganz recht, wenn er zehn Stunden und drüber in der Nähe der gefährlichen Räderwerke zubringen muß. Kann man mehr verlangen von einer Dichtung, deren Entstehung dem erbarmungsvollsten Kummer des Dichters zu danken ist? „Hier in dieser Denkschrift der Regierung halten wir's Arbeiter! Platz ist zu schaffen für Jedermann! Neue Schulen sollen eingerichtet werden ..... für's Baugewerk, ... für's Maschinenfach, für andere Werke nach Bedarf, ... es soll nur kommen, das Arbeiterkind, das vorwärts kommen, aufsteigen will ....," so verkündet triumphirend der alte, brave Jehnsch, ein Musterknabe von Regierungssozialisten den kommenden Tag.

Ernsthaft über die läppischen Puppen des Herrn Lubliner zu diskutiren, das verlohnt sich wahrlich nicht der Mühe. Mit solchen Versuchskarnickeln von Arbeitern kann man jede Regierungsvorlage als den höchsten Ausfluß menschlichen Witzes bewundern. Es ist neuerdings Mode geworden, zu raisoniren, daß die echte Kritik verloren gegangen sei, der eine kritisire als Sozialdemokrat, der andere als Bourgeois und ein dritter als Pietist. Du lieber Gott, von den Anschauungen, von denen einer erfüllt ist, und die seine Art zu schauen bedingen, kann er sich doch unmöglich auf jeden Wink Schulze's oder Lehmann's mit einem Ruck losringen, da müßte man doch erst Kritiker aus Gallerte formen. Ja, wo einem Lebendiges entgegenquillt, da wird man immer, vielleicht mit Widerstreben, anfangs sich gefangen geben, und mag das Lebendige selbst ein Satyrspiel auf das sein, was einem wert ist im Innern. Aber wenn Jemandem eine klägliche Zeiterscheinung begegnet, wie Lubliners Drama, ohne jeglichen Kunstwert, wie soll man sie und von welchem Standpunkt eigentlich ästhetisch betrachten? Vor Schauspielen, wie der kommende Tag es ist, kann man nur verwundert fragen: Wie ist solche Verblendung noch möglich? Wie kann man die Lage so verkennen, wie mag man glauben, daß der Arbeiter auf ein Bettelalmosen, wie das Lubliner'sche, vergnügt eingehen und sich zufrieden geben werde? Der Arbeiter wird das Angebot entgegennehmen, darum aber wird er seine bewehrte Faust nicht gemüthlich in die Hosentasche stecken, und ein Liebeswerben, gleich diesem, wird seinen Groll nicht um einen Grad abdämpfen. Wenn sie schon auf der Bühne Sozialpolitik treiben, unsere Dramatiker, so sollen sie sich zumindest hüten, der Lächerlichkeit zu verfallen. Wer sich jetzt durch Grelling und Lubliner nicht warnen läßt, dem ist nicht zu raten und nicht zu helfen.

Wenn aus dem Wulst und Schwulst Lubliners Frl. Conrad und Herr Vollmer ihren Rollen Lebenswahrheit einzuhauchen verstanden, so waren sie selbständige Schöpfer, mit der „Dichtung" hat das nichts zu schaffen. Wer in dem Geleise Lubliners blieb, wie Herr Grube, der mußte zu weinerlicher Deklamation greifen.

Leopold Schönhoff.

Lessing-Theater: Satisfaktion. Schauspiel in vier Akten von Alexander **Baron von Roberts.**

Ja, wenn die Zwischenakte nicht wären!

„Eine größere Pause nach dem zweiten Akt": und alles strömt in die Foyers, den Ruhm des Dichters zu verkünden; man lobt ihn beim Schinkenbrot unten, und oben beim Apfelkuchen lobt man ihn, mit Schlagsahne; die wenigen aber, die in den Triumphgesang nicht einstimmen, unverbesserliche Neidlinge, Alleswisser, Eiszapfen, werden angerempelt wie nur Roberts' Held in der nächtlichen Friedrichstraße. Wie spannend, wie lebenswahr, welch gesunde Moral: man braucht sich nicht zu schlagen, auch wenn man zufällig Reserveoffizier ist! Weg mit den Vorurteilen: die neue Aera ist da, wo adlige Herren freisinnige Stücke schreiben, und moderne Professoren mehr gelten, als alte

Excellenzen. Ein wackerer Mann, der Verfasser, und er soll ja auch ein bekannter Schriftsteller sein: was hat er doch gleich geschrieben?

Klingelzeichen, rauschender Vorhang, dritter Akt — und alles ist verändert im Nu. Ist das wirklich derselbe mutige Professor, der den Vorurteilen trotzte, der von neuen Werten redete, (die armen Börsianer spitzten schon die Ohren) von neuer Kunst und was sonst noch allem Neuen — er, der jetzt nach dem Duell seufzt und lechzt, und „Satisfaktion" vom aristokratischen Vetter heischt, je eher, je lieber? Es war also nur, um offene Thüren einzurennen, daß all dieser Lärm uns vollführt worden? Nur, um zu beweisen, daß ein großer Naturalist, sagen wir Max Liebermann, sich nicht mit dem Herrn stud. jur. X. zu schlagen braucht? Besonders dann nicht, wenn er die Rettungs-Medaille hat (die große, goldene genügt hier nicht) wenn er gut Pistolen schießt und im Sommer von der Kunstausstellung her, zu militärischen Uebungen eingezogen wird! Ein kräftig Hurrah denn der neuen Aera, wo die Liebermänner studentische Dummejungenstreiche nicht mehr zu beachten brauchen; wo selbst ein soldatischer Ehrenrat sie frei spricht, die peinlich Angeklagten, und wo somit die alten Excellenzen zur Abdankung gezwungen werden: die Künste blühen, es ist eine Lust, zu leben! Mit einem Kompliment nach der Hofloge (ach, sie bleibt leer im Lessing-Theater) schloß nun auch dieses jüngste Schauspiel: „auf den Ritter Georg bauen wir Jungen", ruft der naturalistische Professor, und ergeben erwidert die alte Excellenz: „Scheidend salutiere ich ihm in schuldiger Ehrfurcht."

Und immer länger werden die Gesichter, die just noch begeisterten, und Recht behielten wir andern, die gelächelt beim Schinkenbrot unten, und oben beim Apfelkuchen gelächelt, mit Schlagsahne. Daß dieses Schauspiel einen argen Knax innerlich hatte, bei allen Vorzügen theatralisch-lebendiger Entwicklung und einer zuweilen recht glücklichen Charakteristik, konnte der aufmerksamere Blick schon lange vor der „großen Pause" wahrnehmen; und es fragte sich nur: wie schnell oder wie langsam dieser innere Schaden denn vorschlagen würde. Zugleich mutig rasch vorwärts gehen und zugleich retirieren — das Kunststück bringt der am wenigsten fertig, der uns von „neuen Werten" unablässig vorreden will; und der Eifer der Verehrer des Baron Roberts, die sein Werk vom Tendenzstück zum modernen Charakterschauspiel emporschrauben wollen, hat das Aeußerliche dieser Komposition erst recht erkennen lassen. Aus einer Novelle ist das Drama herausgezogen — und diese Novelle, erfahren wir, verlief genau ebenso, d. h. ganz anders: ebenso inkonsequent im Handeln des Helden, aber geschlossener doch in ihrer romanhaften Unwahrscheinlichkeit, die bis zu einem Selbstmord den berühmten Professor führt. Ein Selbstmord wegen einer Rempelei in der Friedrichstraße und verweigerter Satisfaktion — will denn der Schwulst nie aussterben, in unserer papiernen Dichtung? Da aber eine Leiche auf dem Theater immer peinlich wirkt, für gebildete Gemüter, so wird eine neue Schlußwendung denn gefunden, Birch-Pfeiffer vom reinsten Wasser: warum auch schließlich sollte der gute Professor nicht noch glücklich werden, wenn er nur erst ein kleines Duell überstanden hat? Also Schuß und Schluß: die Verwundung wird heilen, es ist auch nur der linke Arm, und man malt ja bekanntlich mit dem rechten; darum „versöhnen" sich die entfremdeten Ehegatten, wie man so sagt, und etwaige Risse deckt die neue Aera ja zu: Sie wissen doch, die mit dem koulanten Ehrenrat, dem Ritter Georg und den neuen Werten.

Die Regie aber scheint es einstweilen noch mit der alten Kunst zu halten: deßhalb ließ sie im Salon des großen Naturalisten, der hauptsächlich „alte Weiber" malt, so mit „sozialdemokratischen Beigeschmack", die schönst verzeichneten nackten Göttinnen herumstehen, die je akademische Weisheit in die Welt gesetzt hat; und statt des Schmutzblattes „Die Wahrheit", welches der mutige Dichter der verdienten Verachtung all Wohlgesinnten preisgiebt, gab sie den Herrschaften die — Nationalzeitung in die Hand. Nein, liebe Nationalzeitung, Hort der guten Sitte und des Karl Frenzel, — die Schaale deiner Sünden steht freilich tief bei uns Naturalisten: aber das hast du nicht verdient!

Otto Brahm.



Hazard.

Novelle
von
Knut Hamsun.

Aus dem Norwegischen von **Marie Herzfeld.**

———

(Fortsetzung.)

Es war über elf Uhr. Einer um den anderen erhob sich vom Tisch, nur der Rumäne und der alte Militär hielten noch aus. Der weißhaarige Kriegsmann spielte äußerst vorsichtig, setzte seine fünf Lei mit größter Sorgfalt ein, spielte ganz brutal um lumpiges Kleingeld und gewann. Er hatte unaufhörlich Glück; aber sein Glück machte ihn nicht kühner.

Die gnädige Frau aus Sinvára operierte auf ganz andere Art; beim geringsten Glück ward sie gleich verwegen. Sie hatte wohl nicht tausend Lei übrig, als Pavo sie verließ; in zwei Zügen hatte sie dann vierhundert dazu gewonnen, die sie sofort auf Paar setzte und verlor. Die arme Dame war sehr zu bedauern und sie besaß auch die Sympathie aller Zuschauer. Der Prinz, der sich noch im Saal befand, verfolgte ihr Vorgehen mit lebhaftem Interesse. Schließlich holte er selbst ein großes Glas Wein für sie.

„Sie haben Pech, gnädige Frau," sagte er; „hören Sie auf für heute Abend."

Er gab diesen Ratschlag laut, obgleich dies gegen die Regel stritt; jedoch der Bankier that, als hörte er es nicht. Die gnädige Frau antwortete nicht; sie sah nur mit ihrem schweren, fieberheißen Blick auf zu ihm und trank auf einen Zug den Wein aus.

Und plötzlich schien das Glück sich ihr wieder zuzuwenden. Sie gewann dreimal hintereinander. Schlag auf Schlag bedeutende Summen. Sie bewegt den Mund, sie betet still zum Himmel, fleht ihn um Hilfe an. Sie verliert wieder und ruft mit lauter Stimme zu Gott um Glück. Der alte Offizier hört nichts, so sehr nimmt ihn das Spiel um seine fünf Lei in Anspruch; jedoch der Rumäne, nervös und erhitzt, wie er ist, wird sofort aufmerksam. Er hält einen Moment inne, tauscht mit dem Bankier einen Blick aus und nimmt seinen letzten Gewinn heim. Auch er hört auf. Das ganze Geld der gnädigen Frau beträgt nunmehr hundert Lei; sie setzt sie auf Schwarz und verliert sie bis auf den letzten Deut. Sie schaut verwirrt um sich, sie ist ganz bleich.

„Ich wollte, der Kuckuck holte die schwarze Farbe!" sagte sie laut. Ihre Lippen zittern und ihr Athem geht kurz. Sie überlegt einen Augenblick; der Bankier beobachtet sie; er bezahlt mechanisch dem alten Kriegsmann seine fünf Lei aus, ob derselbe sie nun gewonnen hat oder nicht; die gnädige Frau aber sitzt noch immer ruhig, sie scheint etwas zu erwägen. Warum geht sie denn nicht? Sie zieht ihre zwei Ringe ab, einen nach dem anderen, und reicht sie über das Rad hinweg dem Bankier. Dieser wirft einen Blick darauf, legt sie ruhig zu anderen Ringen in sein eisernes Fach und giebt der gnädigen Frau dafür dreitausend Lei in Gold. Niemand spricht ein Wort. Sie hält die schweren Rollen eine ganze Minute lang in der Hand, sie zittert stark. Plötzlich macht sie eine heftige Bewegung, sie hebt sich halb vom Stuhl und häuft die Rollen, eine um die andere, auf Schwarz, dreitausend Lei. Die Goldstücke klirren leise in ihren papierenen Hülsen.

Das Rad schnurrt herum, es tanzt ganz still und lautlos, zwanzig, dreißig Mal um die Feder herum, es verlangsamt die Fahrt und bleibt endlich stehen.

„Rot!"

Die gnädige Frau springt auf. Mit beiden Händen faßt sie sich beim Kopf und schreit:

„Bei Gott im Himmel, ich habe verloren!"

III.

Am nächsten Morgen konnte die Plaudertasche von einem Kellner mir erzählen, daß die gnädige Frau aus Sinvára am Abend vorher vierundfünfzigtausend Lei in der Roulette verloren habe. Pavo, der des Wartens überdrüssig geworden, war nach Hause in sein Zelt gegangen. Der Diener hatte ihn beim Ziehbrunnen getroffen; er hielt seine Mütze in der Hand und redete laut mit sich. Es gab übrigens keinen Popen, der so reden konnte, wie Pavo, wenn ihn die Laune stach. — „Flieh vor dem Verderben!" hatte er einmal nach dem anderen gerufen; „wende dem Versucher den Rücken zu! Reiche ihm den Finger und er nimmt Dein ganzes Herz. Bist Du so verwirrt, daß ich, der tief Gesunkene, Dich warnen muß?" — Pavo hatte in der That eindringlich gesprochen; der Diener meinte, er habe sich die Rede wiederholt, die er am nächsten Morgen der Mutter halten wollte. Der durchtriebene Mensch hatte seine Nase überall und er wußte alles.

„Sie reisen also heute?" sagte er zu mir.

„Ich hatte im Hotel davon kein Wort erwähnt, ich hatte nicht um meine Rechnung gebeten."

„Ich weiß es nicht", versetzte er. „Sie haben nur auf der Post wegen Ihrer Briefe Anordnung getroffen; Sie haben außerdem auf fünf Uhr einen Träger bestellt."

Sogar das hatte er ausgeschnüffelt. Ich hatte die Empfindung, von diesem klugen Gesellen bespioniert zu werden und ich fühlte mich von ihm sehr abgestoßen. Der Zorn ergriff mich; ich vertrug seinen naseweisen Blick nicht; er hatte ein paar weiße Augen, die, so oft sie mich trafen, mich durchschauerten wie ein eiskalter Zugwind.

„Marsch fort, Du Hund!" rief ich.

Er stand ganz still. Denken sie sich, der unverschämte Mensch rührte sich nicht vom Fleck. Er hielt beide Hände auf dem Rücken. Worauf sann er, und was that er mit seinen beiden Händen hinter dem Rücken? Führte er etwas im Schilde?

„Was Sie da sprachen, thut mir sehr weh", sagte er dann. Nichts sagt er sonst; aber er starrt mir immer noch grob ins Gesicht. Ich gehe hinter ihn, um herauszufinden, was er vorhat. Ich sehe nichts zwischen seinen Fingern; er hält bloß die Hände gefaltet und er dreht sie heftig herum. Ich gehe wieder nach vorn, seine Schultern beben und seine Augen stehen voll Wasser. Ich bereue, ihn gescholten zu haben und will gerade es wieder gut machen, als er plötzlich sich gegen mich bewegt; ein wunderliches Ding blinkt in seiner Hand, ein lächerlich aussehender Thürschlüssel mit zwei Zacken; er hebt ihn empor und trifft mein rechtes Handgelenk. Meine Hand sinkt tot herab; der plumpe Schlag hat sie gelähmt. Ich bin ganz verblüfft über seine Frechheit, ich bringe kein Wort hervor, ich stehe unbeweglich auf dem gleichen Fleck. Er legt die Hände wieder auf den Rücken. Nach einer Weile gehe ich an ihm vorbei und zur Thür, die ich mit meiner Linken öffne, darauf wende ich mich um und sage kalt:

„Wollen Sie mir meine Rechnung bringen!"

Und der Diener geht zur Thür, verbeugt sich tief und verläßt das Gemach. Ich hörte, wie er draußen laut aufschluchzte.

* * *

An diesem Tage reiste ich nicht; meine Hand schmerzte mich allzu sehr und ich fühlte mich recht unwohl. Mein Handgelenk zeigte zwei tiefe Löcher, Löcher mit blauem, zerquetschtem Fleisch; die Adern schwollen hoch und bis zu der Schulter hinan auf. Welche Roheit des Dieners! Er schien übrigens seinen Ueberfall gleich bereut zu haben; er brachte mir Spiritus für den Arm und legte mir auf die Wunde einen Verband an; niemand konnte meiner kranken Hand mehr Sorgfalt erweisen als er. Er sorgte auch dafür, daß am Abend, als ich mich niederlegte, in den Nebenzimmern alles still blieb, und darum hatte ich ihn nicht einmal gebeten. Eine Schar betrunkener Bauern, die um ein Uhr Nachts unter meinen Fenstern hielten und ein Lied sangen, trieb er ganz rasend weg; ich hörte, wie er ihnen vorwarf, sie störten die Ruhe eines kranken Herrn, dem das Handgelenk zerschmettert worden.

Den nächsten Morgen läutete ich dreimal, ohne daß er kam. Ich war in aufgeregter Stimmung und sehr leidend; ich zog heftig an der Glocke und schellte noch einmal. Endlich sah ich ihn die Straße herauf und auf das Hotel zukommen. Er war also fortgewesen. Er schien zu schwitzen; er ging sehr rasch; als er bei mir eintrat, konnte ich mich nicht enthalten zu sagen:

„Ich läute seit dreiviertel Stunden. Ich will Sie gern doppelt bezahlen, wenn Sie es zu verdienen glauben. Bringen Sie mir ein Glas Wein.“

Ich sah, wie meine Worte ihn schmerzten, doch er sagte nichts, sondern eilte um den Wein. Mich rührte plötzlich diese Geduld; ich fühlte einiges Mitleid mit diesem Mann. Er hatte vielleicht nie in seinem Leben ein freundliches Wort empfangen; nun hatte auch ich ihm Unrecht gethan und ich wollte mich gleich bei ihm entschuldigen. Als er zurückkam, sprach ich daher:

„Verzeihen Sie mir, Obulatsch! ich werden Ihnen nie mehr dergleichen sagen; ich bin eben heute etwas unwohl.“

Er schien über meine Freundlichkeit sich sehr zu freuen; er antwortete: „Ich mußte heute Morgen von Ihnen fortgehen; ich versichere Ihnen, ich hatte ein sehr notwendiges Geschäft zu verrichten, als ich Sie verließ.“ — Und durch meine Freundlichkeit ermuntert wurde er gleich wieder der Alte, voll Geklätsch und bereit, seine nichts sagenden Geschichten über die Leute im Hotel zum Besten zu geben. — „Daß ich's Ihnen nur erzähle,“ sprach er, „gerade jetzt hat die gnädige Frau aus Sinvåra einen Mann um Geld nach Hause geschickt, um viel Geld. Pavo meint, sie werde durch das Roulette sich ruinieren. Ihre Ringe hat sie noch nicht zurück.“ —

Am Abend saß ich wieder auf dem Altan und beobachtete das Getriebe auf dem Marktplatz. Ich trug die Hand in einer Schlinge. Der Russe lag neben mir auf einer Bank und las in einem Buche. Plötzlich schaute er auf und fragte, ob ich wisse, daß die gnädige Frau aus Sinvåra einen Kurier um Geld gesendet. Sie habe überdies am Vormittag mit Pavo eine Zusammenkunft gehabt; Pavo habe eine Rede gehalten und die Mutter habe geweint. Aber sie wollte sich nichts sagen lassen; sie behauptete, sie müsse ihr Geld zurückhaben. Glaubte denn jemand, sie würde dieser Verschwörung von Spielern eine Summe von alles in allem dreiundsechszigtausend Lei für nichts und wieder nichts überlassen? Sie wollte übrigens nicht spielen, sondern nur ihren Verlust hereinbringen. Die guten Leute, die so viel Mitleid mit ihr gezeigt, als sie verlor: sie sollten nur wissen, daß sie dem ersten besten Bettler solch' einen Ring auf jeden Finger stecken könne, ohne gleich darum viel ärmer zu werden! —

„Und das ist wahr“, sagte der Russe. „Sie ist schon Spielerin genug, um sich nicht in erster Linie um ihren Verlust zu bekümmern. Was sie anzieht, ist die



Süßigkeit dieser Sünde, die Tortur, die Stöße, welche durch die Nerven fahren, so oft ein Vermögen auf dem Spiel steht, gewonnen oder verloren wird."

„Und Pavo, — was hat Pavo gesagt?"

„Entflieh dem Verderben!" habe er gesagt; „erhebe Dich, Weib!" Pavo habe lang gesprochen und seine Stimme habe betrübt geklungen, und hie und da habe er zum Himmel hinauf gedeutet. Es sei ein komischer Anblick gewesen, diesen ausgepichten Schelm eine Anständigkeit heucheln zu sehen, die er schon längst eingebüßt. Er war frech genug, der Mutter die ernsthafteste Mahnrede zu halten. Sie habe geantwortet, sie spiele nur um seinetwillen; sie wolle ihn vom Laster retten und dabei nicht Geld noch Mühe sparen. Da sei Pavo heftig geworden: er habe sein Lebelang seine Selbstachtung bewahrt, sagte er; sie dagegen habe ihre Ringe verspielt, ihren Schmuck vor jedermanns Augen verpfändet. Er habe auf seine Würde gehalten; er habe niemals auf sein Zelt Geld aufgenommen; es stand frei und unberührt da; er habe stets auf sein Eigentum geschaut. Schließlich habe ihr Pavo mit dem Fürsten Yariw gedroht.

„Sch!" antwortete die Mutter. „Ich habe mir gelobt, Dir die Folgen Deiner Ausschweifung zu zeigen und das werde ich. Meinst Du, ich verlasse Dich halb geheilt? Niemals! Lebe wohl, Pavo."

Und Pavo hätte gehen müssen. Jedoch sei er von der Mutter direkt in die Spielbank gegangen.

„Glauben Sie nicht", fragte ich den Russen, „daß die gnädige Frau wirklich ihren Sohn auf diese desperate Art auf den rechten Weg zurückbringen will?"

Er schüttelte den Kopf. „Vielleicht," sagte er. „Jedoch es gelingt nicht. Ueberdies, — sie ist von dem Spiele ebenso leidenschaftlich ergriffen wie er." —

Nun redete die ganze Stadt von der gnädigen Frau aus Sinnára. Sie aber kümmerte sich gar nicht darum. Sie trug den Kopf noch höher als vorher und scherzte mit ihrer Umgebung.

„Sie sehen meine Hände an," konnte sie sagen; „ach ja, ich bin sehr arm geworden; sogar meine Ringe habe ich verthan!" Sie sprach das in sehr ironischem Ton. In die Bank ging sie nicht mehr; aber sie ließ sich durch einen Diener über den Gang des Spieles berichten, — wer gewann und wer verlor, wieviel man wagte, wer am kühnsten spielte. Der Russe kam am nächsten Tag und erzählte mir, die Frau habe drei Stunden lang um Glück gebetet; sie wolle nur ihr Geld zurück haben, dann würde sie aufhören. Das habe sie Gott mit lauter Stimme [illegible]

[illegible]

Wochen-Chronik.

[illegible]

moralisch verkommener Subjekte Gefahr droht; zur Kennzeichnung der einen genügt der Name Heinze, zur Kennzeichnung der andern die Namen Wolff und Sommerfeld. Gegen die erstgenannte Kategorie hatte ein kaiserlicher Erlaß die Gesetzgebung zu Hilfe gerufen, gegen die zweite nicht. Gälte also der Satz „suprema lex regis voluntas" für unsere Reichsboten, so hätte der erste von ihnen eingebrachte Antrag zum mindesten die „Kasernierung der Prostitution" enthalten müssen, statt dessen haben sie, wie das feine Psychologen, wie z. B. ich, vorausgesagt haben, den ganzen Frühling ihres Hasses gegen die Raubritter der Börse gerichtet; denn in Geldsachen hört nicht nur die Gemütlichkeit, sondern überhaupt alles auf. An der Börse haben diese Anträge keine besondere Erregung hervorgerufen; die alten Sünder fixen ruhig weiter, und der Bankier, der meine Depots unterschlägt, sagte mir zur Erklärung seiner gelassenen Stimmung: „Wir werden uns doch nicht vor unseren besten Kunden fürchten! Außerdem schaden uns zehn große Gesetze weniger als eine kleine Pleite."

Ich glaube, mein Freund, der Unterschlagungsbankier, wird Recht behalten, und der Eifer der armen Reichstagsgrafen gegen die reichen Börsenfürsten wird langsam den Weg allen Eifers wandeln. Auf diesem Kampfplatz wird der Reichstag über die Börse keine Triumphe erringen. Aber es giebt noch ein anderes Schlachtfeld, auf welchem seit langen Jahren zwischen den geistreichsten Männern des Parlaments und der Börse um die Meisterschaft gerungen wird. Dieser Kampf ist heute noch unentschieden, und man sollte einen Preis auf die Lösung der Frage aussetzen: „Wo entstehen die schlechtesten Witze, au der Börse oder im Foyer des Reichstages?" Fanatische Antigermanen behaupten, daß mit der wachsenden Entjudung des Reichstages der Sieg sich auf die Seite der Börse neigen müsse; aber das ist Rassenüberhebung, denn der Abg. Alexander Meyer z. B. ist bekanntlich kein Jude. Thatsache ist jedenfalls, daß mit dem Wiederzusammentritt des Reichstages die schlechten Witze billig geworden sind wie Ostseebad Binz-Aktien. Einer dieser Witze, der unzweifelhaft auf den sprudelnden Geist unserer Volkserwählten zurückzuführen ist, hat großes Aufsehen erregt, weil ein wackerer Mann, der noch nicht wußte, daß Volksvertretern nichts heilig ist, ihn für Ernst nahm und in die Welt hinaustelegraphierte. Es war die Mitteilung, der Kaiser habe Herrn von Wildenbruch, dem Dichter des „Neuen Herrn" den Auftrag erteilt, Eugen Richters berühmte „Sozialdemokratische Zukunftsbilder" zu dramatisieren. Daß dieser Witz dem Reichstag und nicht der Börse entsprungen ist, geht aus der Wahl des Dichters hervor; die Börse würde nicht Herrn von Wildenbruch, sondern Herrn Hugo Lubliner als Beauftragten genannt haben; einesteils aus Stammessympathien, anderntheils, weil sie dem Reichstag immer um eine natürliche Nasenlänge voraus ist und besser als dieser weiß, wer der kommende Mann der Poesiedichtung ist. Ob Wildenbruch oder Lubliner der großen Aufgabe, die „sozialdemokratischen Zukunftsbilder" zu dramatisieren, würdiger wäre, wage ich nicht zu entscheiden; nur das eine weiß ich, daß das Werk Eugen Richters, wenn auch kein kaiserlicher Auftrag vorliegt, eine Dramatisierung verdient, und daß die deutsche Nation, da sie sich einmal des Besitzes zweier Dichter wie Wildenbruch und Lubliner erfreut, von beiden verlangen kann, daß sie mit gemeinsamen Kräften an diese nationale Aufgabe herantreten. Die Richter'sche Schrift deren Kenntnis ich bei allen gebildeten Lesern voraussetzen muß, bietet beiden Herren Gelegenheit zur vollen Entfaltung ihrer dichterischen Individualität. Für Wildenbruch würden sich die großen Staatsaktionen zur Bearbeitung eignen, insbesondere die Reichskanzlerkrisis, die entsteht, weil der Reichskanzler sich weigert, seine Stiefel selbst zu wichsen, oder die stürmische Reichstagssitzung, in welcher der oppositionelle Agcordnete für Hagen unter dem jubelnden Zuruf seiner Freunde und der Tribünen an seinen verstorbenen großen Vorgänger und an dessen berühmtes Werk erinnert, in welchem alle Schäden des Zukunftsstaates haarklein vorausgesagt werden. (Irrlehren der Sozialdemokratie von Eugen Richter, kostet nur 50 Pfennige, zu beziehen von der Expedition der „Freisinnigen Zeitung".) Für die intimere Kunst des Herrn Lubliner dagegen bieten die kleinen Vorgänge des Hinterhauses reichlichen Stoff: die Putzmacherin Agnes, die sich 2000 Mk. zur Aussteuer erspart hat (Putzmacherinnen ersparen bekanntlich bei den heutigen Erwerbsverhältnissen niemals unter 2000 Mk.), und der nun der neue Staat die Früchte ihres Fleißes einfach stiehlt, oder die süße kleine Annie, die, der Obhut ihrer Mutter ent-

rissen, mit den Beinchen die Bettdecke fortstrampelt und sich erkältet und stirbt (heute strampeln artige Kinder niemals mit den Beinchen, denn die Mutter ist, namentlich in Arbeiterfamilien, immer zu Hause und kann die Kinder beobachten.) Ich glaube, daß sich die Herren Wildenbruch und Lubliner durch die Dramatisierung dieses Werkes nicht nur ein nationales Verdienst erwerben, sondern auch sich selbst die Zukunft erobern werden; denn in jener stürmischen Zukunftsreichstagssitzung würde dann sicher der Abgeordnete für Hagen außer dem Namen seines großen Vorgängers auch die Namen Lubliner und Wildenbruch nennen.

Ich kann daher nicht recht einsehen, warum Herr von Wildenbruch in einer geharnischten Erklärung im „Berl. Tageblatt“ besagte Mitteilung für einen „frivolen Witz“ erklärt. Daß sie nicht wahr ist, ist ja richtig; aber warum frivol? Wenn sie keinen andern Zweck hatte, so hatte sie doch wenigstens den, weitere Reklame für die „Sozialdemokratischen Zukunftsbilder“ zu machen, und das ist jedenfalls ein guter Zweck, denn es sind bisher erst 50000 Exemplare von dieser Schrift abgesetzt, und die Schrift verdient die weiteste Verbreitung, denn es ist das Beste, was bisher gegen die Sozialdemokratie geschrieben ist und kostet nur 50 Pf. und ist zu beziehen durch die Expedition der „Freis. Ztg.“

Man sollte überhaupt beim Niederschreiben von Worten wie „frivol“ und ähnlichen Kosebezeichnungen vorsichtiger sein. So was schreibt sich sehr leicht und liest sich sehr schön und hat doch oft die unangenehmsten Folgen. Das hat ein hiesiger Schriftsteller erfahren müssen, der einen schönstilisierten Artikel voller Beleidigungs-Brillanten über die Fälle Wolff und Sommerfeld geschrieben hatte. Der Artikel hat einer großen Anzahl von Lesern sehr gut gefallen, aber einem gefiel er nicht. Und da dieser eine Herr Klausner vom „Berliner Börsencour.“ war, so überfiel er natürlich den nichts ahnenden Verfasser des Artikels und fuhr ihm mit der nägelbewaffneten Faust in die Wange. Die Kratzwunden vergehen ja ziemlich rasch, aber ein derartiger Angriff bleibt immer fatal; denn in den Augen der rohen Masse ist der, der zuerst gehauen hat, ein Held, und der die Prügel bekommen hat, ein gezeichneter Mann. Wie gelangt man nun in solchen Fällen zur Satisfaction? Muß man sich nach den Ehrbegriffen der guten Gesellschaft in einem solchen Falle schießen? Ist ein Mann, der einen andern hinterrücks überfällt, würdig, daß man ihm mit dem Pistol gegenübertritt? Roberts, hilf; ich weiß keinen Ausweg.

Was mich besonders empört hat, ist, daß der Ueberfall erfolgte, obgleich der Artikel nicht mit dem richtigen Namen des Ueberfallenen gezeichnet war. Gegen ein solches Vorgehen muß ich im Namen aller, die unter einem Pseudonym schreiben, energisch protestieren. Wozu sind denn die verantwortlichen Redakteure da? Wenn wir für die Beleidigungen, die in unsern Artikeln enthalten sind, verhauen werden wollten, dann könnten wir ebenso gut unter unserm richtigen Namen schreiben. Ich bin klein und schwächlich und ein friedliebender Mann; und indem ich ein Pseudonym wähle, erkläre ich damit offiziell, daß ich nicht geprügelt zu werden wünsche. Diese Erklärung nicht zu respektieren ist meiner Meinung nach eine Roheit.

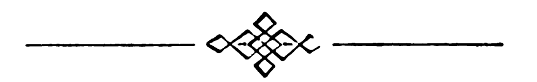
Ich kenne einige Kollegen, die über den Vorfall aus ganz andern Gründen empört waren und ein energisches Vorgehen gegen das journalistische Rowdytum zu Ehren des Journalistenstandes verlangten. Ich werde, wenn ich solche [illegible] höre, immer noch heiterer, als ich gewöhnlich bin. Du lieber Gott! Der Journalistenstand ist überhaupt kein Stand, sondern ein Unglück. Journalist kann jeder werden, der über zwei leicht zu erwerbende Besitztümer verfügt: ein schlechtes Deutsch und einen absoluten Mangel an positiven Kenntnissen. Es sind infolgedessen eine Unmenge Menschen zu Journalisten qualifiziert, und sobald sie den ersten Bericht über eine Versammlung des Gastwirtevereins in einer Zeitung untergebracht haben, sind sie geschätzte Kollegen. Ihr weiteres Fortkommen im Berufe wird durch das ökonomische Gesetz bestimmt, daß diejenige Ware, welche die geringsten Produktionskosten erfordert hat, sich am leichtesten verkauft und ihren Besitzer am ehesten zum reichen Mann macht. Besitzt man dabei noch die nötige Geschmeidigkeit gegen Börsengeschäfte, so kann man Chefredakteur einer großen Zeitung werden, ohne einen richtigen deutschen Satz schreiben oder ohne den Reichstag vom Landtag unterscheiden zu können. Wenn sich nun in diese angenehm gemischte Kollegenschaft auch einmal ein Rowdy verirrt, was schadet das der Ehre des Standes! Diejenigen Journalisten, welche

persönliche Ehrenhaftigkeit besitzen, werden diese Eigenschaft als einen Zufall ansehen, dem sie dankbar zu sein keine Veranlassung haben, denn er wird sie oft genug in ihrem Fortkommen hindern; aber auf eine besondere Ehre als Mitglieder des Journalistenstandes werden sie mit ergebenstem Danke verzichten.

Hopslabaer.

Aus Kunst und Leben.

Der Fall Marx, über den wir unsern Lesern seiner Zeit berichtet haben, sollte jüngst vor Gericht verhandelt werden. Herr Marx, dessen Entlassung aus der Vossischen Zeitung von der Freisinnigen Zeitung auf „Unfähigkeit" zurückgeführt worden war, hatte bekanntlich erklärt, daß nach Mitteilung des Chefredakteurs der Vossischen Zeitung an ihn der Grund seiner Entlassung in seiner jüdischen Abstammung liege; und um nun Herrn Stephany und dem Besitzer der Vossischen Zeitung, Herrn Geh. Justizrat Lessing, Gelegenheit zu geben, unter dem Zeugeneid den wahren Thatbestand darzulegen, hatte er gegen die Redaktion der Freisinnigen Zeitung den Beleidigungsprozeß angestrengt, für welchen am 16. November Termin anstand. Man mußte annehmen, daß Herrn Lessing die Klärung dieser Angelegenheit nur erwünscht sein konnte: denn einmal schien er, sowohl als Verwandter des „Nathan"-Dichters, wie auch als Besitzer der Vossischen Zeitung, Wert darauf legen zu müssen, seine Vorurteilslosigkeit in konfessionellen Fragen bewiesen zu sehen; sodann hatte er zwar der Freisinnigen Zeitung, resp. Herrn Eugen Richter, mitgeteilt, daß Herr Marx wegen Unfähigkeit entlassen sei, in der Vossischen Zeitung aber hatte er erklärt: daß er aus eigener Kenntnis über die Qualitäten seines Redakteurs nichts wisse und sich betreffs der Gründe der Entlassung nur an „die ihm gegebenen" halten könne; es mußte ihm also von Interesse sein, so war wohl anzunehmen, öffentlich festzustellen, daß „die ihm gegebenen" Gründe sich auch vor Gericht bewahrheiteten. Diese Erwägungen haben jedoch getäuscht: denn der Termin vom 16. mußte aufgehoben werden, — weil Herr Lessing für längere Zeit nach Italien gereist war. In der bevorzugten sozialen Stellung, in welcher sich Herr Lessing befindet, hat er sich vermutlich keine Vorstellung davon machen können, was der also bewirkte mehrmonatliche Aufschub für Herrn Marx bedeutet, dem der Vorwurf der „Unfähigkeit" nun also bis auf Weiteres anhängen bleibt. Zwar ist jener Vorwurf scurril für alle Näherstehenden, welche in Herrn Marx einen der befähigtsten und originellsten seines Standes kennen; aber muß nicht der Journalist mit den Weiterstehenden gerade rechnen, mit der öffentlichen Meinung, mit den Lauen und Mantelträgern und Machtanbetern? — Was aber die Weigerung des Herrn Landgerichtsdirektors a. D. und Geheimen Justizrats Lessing, vor der Justiz zu erscheinen, erst im vollen Licht erscheinen läßt, ist dieses: daß er am Tage nach dem Termin, am 17. November, nicht auf italischen Fluren, sondern in der Breiten Straße zu Berlin, Nummer 8, eine Treppe, gesehen ward. Es bleibt abzuwarten, ob einem neuen Termine nicht wiederum die Reisedispositionen des Herrn Geheimrats entgegen stehen, und ob es somit endlich gelingen wird, eine Angelegenheit zur Klarheit zu bringen, welche (nach der Meinung der führenden freisinnigen Wochenschrift) weit über das persönliche Interesse hinaus wächst zu einer Frage politischer und socialer Moral.



Das Lumpengesindel.

Komödie in 5 Aufzügen

von

Ernst von Wolzogen.

(7. Fortsetzung.)

Schwumbe. Hier kommt noch so'n scheener Herr. (zu Faßmann). Nu, jehn Sie man rin, et jiebt jleich wat zu präpeln.

Friedrich. Roderich, edles Dulderherz! Immer rin in die gute Stube!

Gottfried (leise zu Wilhelm). Der Esel fehlt blos noch!

Wilhelm. Willkommen, edler Lord!

Faßmann (nimmt eine pathetische Pose an). Ihr edlen Freunde, wenn mein spätes Nah'n — da schon die Nacht des Tags Gestirn' verschlang — Euch kränken sollte, sagt es frei heraus!

Schwumbe. Nanu!

Faßmann (wendet sich gekränkt ihr zu). Ha, weiche von mir, Weib! So nied'rer Laut will nicht in hehrer Geister Kreise frommen. —

Schwumbe. Herrjehs, haben Se sich man nich! Ick bin froh, wenn ick son Gequassele nich zu heren brauche

Wilhelm (der Schwumbe nachrufend) Und bringen Sie noch zwei Teller, Gläser und Bestecke mit. Gehen Sie rum zu Puschmanns, die pumpen's gerne.

Dippel (deutet während dessen Gottfried gegenüber auf seine Stirn mit einem bedenklichen Blick auf Faßmann). Ist der Herr immer so?

Faßmann (tritt mit großen Schritten auf ihn zu und legt ihm die Hand auf die Schulter). Nicht birgst Du Deines Hirnes freveles Spiel — Vor meinem Seherblicke, Fremdling Du — Dem Finger folgt' ich, der auf nied'rer Stirn — Des Wahnsinns heil'gen Zirkel fragend schrieb!

Friedrich. Gestatten die Herren, daß ich Sie bekannt mache? Herr Kunibert Dippel, Nationalökonom — Herr Roderich Faßmann, wie Sie hören, Tragiker.

Wilhelm (arg stotternd und skandierend). Er leidet stets am Jambentatterich — Wenn er zu tief der Mus' in's Aug' geschaut.

Friedrich. Nichtsdestoweniger darf ich Sie vielleicht zu unserm bescheidenen Mahle einladen Kommt, Kinder, setzt Euch! Eßt und trinkt und seid vergnügt!

Faßmann. Gemeiner Atzung hab' ich nicht gedacht — Solang' das heil'ge Feuer hier . . Hm, die Fettbücklinge sehen verflucht gut aus! (Er hebt einen solchen am Schwanz empor und beginnt ihn aus der Hand zu verspeisen.)

Gottfried. Der Bückling siegt, die Erde hat ihn wieder! Herr Wachtmeister, bitte um ein Glas Lethe! (Läßt sich das Glas einschenken und trinkt es rasch aus.)

Dippel (langt sich gleichfalls einen Bückling und verzehrt ihn). Ich kann meinem Herrn Vorredner nur beistimmen. Exquisit!

Wachtmeister. Können Sie nicht so lange warten, bis Sie 'n Teller kriegen?

Dippel. Nein, entschuldigen Sie, Zwerchfellerschütterungen auf den leeren Magen kann ich nicht vertragen.

Faßmann (kauend). Es fragt sich überhaupt, ob die Versform mit dem Geiste moderner Dichtung noch vereinbar ist.

Friedrich (Wilhelm in den Arm fallend, der sich eben ein großes Stück Spickaal abschneidet). Halt, mein Sohn! Ueberlege stets, was Du thust, und bedenke das Ende! Wenn Ihr in diesem Stile fortfahrt, meine Freunde, so stehen wir Alle binnen fünf Minuten am Rande des Hungertuches. Ich schlage vor, daß wir zunächst mal unsere Vorräte ergänzen.

Alle Andern. Bravo! Hört, hört! Sehr gut!

Friedrich. Es tritt also die Frage an uns heran: wer hat Draht?

Wilhelm. Ich nicht! Wer noch?

Faßmann. Sie gestatten, meine Herren, daß ich mein Scherflein beitrage! (Greift in die Tasche.)

Friedrich. Wird dankend entgegengenommen!

Faßmann (sucht in allen Taschen). Na, da hört doch aber . . . . ich habe, weiß Gott, mein Portemonnaie nicht beigesteckt!

Wachtmeister. Na wißt ihr, eigentlich . . . Ich habe ja schon die zwei Pullen Extrakt ausgelegt.

Friedrich Versteht sich, nein, das wär' zu viel verlangt!

Gottfried. Warte mal, ein paar Groschen könnte ich ja am Ende entbehren.

Wilhelm I, das wär' noch schöner, wenn wir Dir noch Geld abnehmen wollten!

Dippel. Nu sagt mir blos um's Himmels willen, hier war doch heute erst 'ne Kommerzienrätin! Habt Ihr denn die nicht angepumpt?

Wilhelm und Gottfried. Pfui!

Dippel (zum Wachtmeister). Da sehen Sie die unvolkswirtschaftliche Bildung der heutigen Jugend!

Wachtmeister. Ob sie nicht am Ende doch irgendwo 'n Tausendmarkschein liegen jelassen hat? (Sieht sich zum Spaß im Zimmer um)

Wilhelm. Kinder, helft mal! Ich muß heut früh hier auf dem Kanapee eine Mark verloren haben.

Faßmann und Gottfried schieben den Tisch in den Vordergrund und helfen dann Friedrich und Wilhelm das Schlafsopha auseinandernehmen und durchsuchen. Der Wachtmeister leuchtet. Dippel benutzt die Gelegenheit, während er unbeobachtet bleibt, möglichst viel von dem Aufschnitt zu verzehren.

Gottfried. Hurrah, ich hab's! (Hält das gefundene Geldstück an die Lampe.) Das sind ja nur zehn Pfennige!

Friedrich. Na siehst Du, Wilhelm, Du miserabler Renommist, das sieht Dir wieder ähnlich!

Faßmann (stürzt sich plötzlich auf Dippel). Ha, schnöde Tücke, schwärzester Verrat! (Ergreift ihn beim Kragen.)

Die vier Andern bringen drohend auf Dippel ein.

Dippel (würgend). Nur keine Thätlichkeiten, Genossen! Ich bin bereit, das Vaterland zu retten.

Friedrich. Indem er die Frage in kapitalistischem Sinne löst: Er Alles und wir Nichts!

Wilhelm. Gemeinheit! Zwei Scheiben Schinken hat er blos übrig gelassen!

Dippel. Ich wollte nur vorbeugen, meine Freunde! Ich habe nämlich eine großartige Idee, welche mich nötigt, Euch auf kurze Zeit allein zu lassen. Da es

nun sehr zweifelhaft ist, ob ich nach meiner Rückkehr noch was vorfinde, so habe ich es vorgezogen . . .

Friedrich. Quassle nicht, Kunibert! Hast Du Geld oder hast Du nichts? Weiter wollen wir nichts von Dir wissen.

Dippel. Nein, aber ich habe eine Idee, die ich sofort in Baar umsetzen werde, wenn Herr Faßmann nur so freundlich sein will, mir seinen Havelock zu borgen.

Faßmann. Erlauben Sie mal! Meinen Mantel versetzen?!

Dippel (legt den Mantel, den er schon ergriffen hatte, wieder hin, geht an den Tisch und spießt mehrere Scheiben Aufschnitt auf eine Gabel.) Dann müssen wir eben mit dem Vorhandenen vorlieb nehmen. (Will die Gabel zum Munde führen.)

Wilhelm (fällt ihm in den Arm.) Halt! Gedenkst Du den Mantel wiederzubringen?

Dippel. Zum Donnerwetter, ja, auf Taille!

Wilhelm. Dann zieh hin in Frieden, und wenn Du auch nur Eßwaaren im Werte von 1 Mark 50 Pfennig mitbringst, so wollen wir Dich segnen.

Dippel. Schön! Also ich fliege! (Schlägt den Mantel malerisch um seine Schultern; pathetisch) Leb' wohl, Du Spickaal, Du geliebter Bückling! — Ihr Würste, die ich würgte, lebet wohl! (Ab mit Tragödenschritten.)

Wachtmeister (zieht sein Taschenbuch heraus.) Es kann nichts schaden, wenn ich mir das Signalement aufschreibe!

Faßmann. Sie glauben doch nicht?!

Wachtmeister. Den Jüngling sieht Keiner wieder!

Else, noch etwas verstört vom Schlafe, tritt von links auf.

Else. Seid Ihr wieder da? Ah, Ihr habt Gäste! Da will ich nicht stören.

Friedrich (springt auf und faßt Else, die sich wieder zurückziehen will, um die Taille.) Aber, Else, wo willst Du denn hin? Du bist ja die Königin des Festes! Komm her! Du mußt den Ehrenvorsitz übernehmen! (Da sie sich sträubt, leise:) Was hast Du denn blos? Stell' Dich doch nicht so an!

Else (leise) Wie konntest Du nur Gäste einladen! Du weißt doch, daß wir kein Geld im Hause haben.

Friedrich. Das geniert uns nicht! Wir speisen auf gemeinschaftliche Kosten!

Else. Ohne mir ein Wort vorher zu sagen!

Friedrich. Ach nu komm, Else, sei nicht so!

Wilhelm. Ja, Else, sei nicht so! Komm her, thu' uns Bescheid! (Singt.) Hoch sollst Du leben!

(Die Anderen fallen ein, Wachtmeister, Faßmann, Gottfried.) Hoch soll sie leben!

Friedrich (flüstert ihr zu.) Sieh mal, sie nehmen Alle solchen Anteil an unserem Glücke! (Flüstert ihr etwas in's Ohr.)

Else. Ah, Du bist ja recht zartfühlend. Wer hat Dir denn das weis gemacht?

Friedrich. Ich kenne doch die kleinen Weiber!

Else. Ach — Unsinn.

Friedrich. Was? Ist es nicht wahr? Donnerwetter, Du — laß bloß Wilhelm in seinem holden Wahn — sonst kann ich mich ja schrecklich blamieren.

Frau Schmidt [illegible] durch die Thür ein.

Else. Wie kommt denn das Weib schon wieder her!



Frau Schwumbe. So, hier bring' ick die Tellerkens! Na ausgeschlafen, junge Frau?

Else. Das ist doch aber wirklich . . . (Laut) Wer hat Sie denn hierher bestellt, Frau Schwumbe?

Schwumbe. Herbestellt? Mir hat Keener herzubestellen! Ick arbeite nich in Dagelohn.

Friedrich. Frau Schwumbe brachte uns einen Brief hierher, und da habe ich sie aufgefordert, uns gleich ein bischen zur Hand zu gehen.

Else. Ich dächte, das wäre doch wohl Sache der Hausfrau, so etwas zu besorgen! Ich wüßte auch nicht, wieso ich fremde Hülfe nötig hätte.

Wachtmeister (der zu Else herangetreten ist, begütigend.) Nu, nu, rege Dich nicht auf, Kind!

Else (aufgebracht zu Frau Schwumbe.) Ich brauche Ihre Hülfe nicht, merken Sie sich das ein für allemal! Ich will Sie überhaupt nicht sehen in meinem Hause!

Schwumbe. So! Also Sie woll'n mir in Ihren Hause nich sehn! Na, denn muß ick mir ja wohl dinne machen, wenn Sie mir in Ihren Hause nich sehen wollen. Ick drängle mir nirgends nich uf un weggeschmissen habe ick mir ooch noch nich! Mir kann iberhaupt Keener nischt nachsagen! Aber natierlich, so muß et ja kommen! 'N Jahrener fimwe, sechse hab' ick so jut wie Mutterstelle vertreten bei die Herrn Jebrieder Kern, weil se mir als mutterlose Waisen dauerten. Aber nu natierlich paßt det die junge Frau nich un darum heeßt et: Schwumben, Se betreten een für allemal mein Haus nich wieder! Det Sie Hausbesitzern sind, det erfahr' ick ibrigens bei die Jelegenheit ooch zum ersten Male.

Wachtmeister. Na, nu haben wir aber bald jenug von Ihrem Lamento!

Schwumbe. Ja, fangen Sie man blos wieder mit Ihr Lateinisch an! Weiter wissen Sie wohl in Ihre Mußestunden nischt anzufangen, als det Se anständige Leite veruzen!

Gottfried (zu Wilhelm.) Wie lange wollt ihr denn das Weib noch schwatzen lassen!

Wilhelm (erhebt sich verlegen und beginnt arg stotternd.) Machen Sie, daß Sie . . . .

Schwumbe. Ach Jott nee, nu hat sich der jute Herr Wilhelm ooch wieder ufhetzen lassen! Geben Se sich keene Miehe — wir verstehen uns schon! Na denn jut'n Abend ooch! Empfehl' mich, junge Frau! Jotte doch, det Se uf mir 'ne Picke haben, det kann ick Ihnen am Ende jarnich so ibel nehmen! Jeder kann't eben nich vadragen, wenn man'n zu jut und zu lange kennt! (Schlägt die Thür zu. Ab.)

Friedrich (brüllt) Raus!

Wachtmeister. Ja, nu hast Du Muth! Kunststück!

Wilhelm. Man kann doch die gute, treue Seele nicht vor'n Kopf stoßen.

Else (leise zu Friedrich.) Lieber läßt Du Deine Frau beschimpfen, nicht wahr? (Sie weint.)

Friedrich. Weine blos nicht schon wieder, Liebchen! Heute sind wir lustig! Komm! Herrn Faßmann kennst Du ja wohl noch?

Else (neigt leicht den Kopf) Gewiß!

Faßmann. Sie weinen, gnädige Frau?! Ja, wissen Sie denn überhaupt, was Weltschmerz ist? Haben Sie schon jemals der Mutter geflucht, die Sie gebar?!

Wachtmeister. Na hören Sie, junger Mann, das hätte ich ihr auch nicht schlecht anstreichen wollen, wenn sie sich gegen meine jute Olle irgendwie mißliebig geäußert hätte! Na kommt, Kinder, trinken wir noch eins! Das verdammte Satansweib, die soll mir blos mal in die Fingern kommen!

Die Schwumbe stürmt plötzlich mit großen Schritten durch die Hinterthür herein. Alle springen erschrocken auf.

Wachtmeister. Himmelbataillon! Nu hört sich doch aber Verschiednes auf!

Schwumbe. Sachte, sachte, Herr Wachtmeester! Et wird doch wol von Polezei wejen noch erlaubt sin, sein bisken Eijentum zu reklamieren! (Sie bindet ihren Zopf vom Fenster los und schickt sich an, ihn aufzustecken.) Die Herrschaften jestatten freindlichst, daß ick meine Tojelette vervollständigen dhu!

Wachtmeister (wütend.) Soll ich Ihnen nicht vielleicht noch den Spiegel zu halten?

Schwumbe. Nee, danke! Aber wenn Se vielleicht 'n bisken leichten woll'n. Det heeßt: Sie wern'n wol nich sehr vor die Ufklärung sin.

Wachtmeister. Ich jebe Ihnen den freundschaftlichen Rat: Zieh'n Sie sich keine Beamtenbeleidigung zu! Und den Hausfriedensbruch, den seh' ich auch schon wie so 'n Damoklesschwert über Ihrem Haupte schweben.

Gottfried. Bravo! Bravo!

Schwumbe (tritt mit dem Zopfe fuchtelnd dicht vor ihn hin.) Na, wissen Se, wenn Se mir mit Ihre Bildung bange machen woll'n, denn suchen Se sich jefälligst 'ne andere aus! Mangel an Kenntnisse is ja am Ende keene Schande, un wenn ick hätte durch't Examen fallen woll'n, denn hätte ick det jrade so jut jekonnt wie Fräulein Else Polke — — wenn ooch nich jrade unter dieselben Umstände — verstehen Se mir?!

Friedrich, Wilhelm, Gottfried, Faßmann, Wachtmeister. Raus! (Sie dringen alle zugleich auf die sich mit dem Zopf vertheidigende Schwumbe ein und befördern sie aus der Thür. Alle ab.

Gottfried (kehrt, schon an der Thür, wieder um und tritt rasch auf Else zu.) Arme Frau Else!

Else (rasch ihre Thränen trocknend und eine Hand auf Gottfried's Arm legend) Ach, lieber Herr Müller! Sie sind ja ein Mann von Erziehung! Sie haben Einfluß auf Fritz! Sprechen Sie doch einmal mit ihm! Er hat ja gar keine Empfindung dafür, was er mir anthut!

Gottfried (drückt ihr die Hand) Ja, ich verspreche es Ihnen!

Die übrigen Männer kommen wieder herein, mit ihnen Dippel.

Dippel (noch draußen.) Herrgott, der Schreck ist mir in alle Glieder gefahren! Beinah wär' ich selbst mit die Treppe 'runtergeflogen. Ah, darf ich bitten, mich der Dame vorzustellen?

Friedrich. Liebe Else, Herr Kunibert Dippel, mein alter Schulfreund.

Dippel (sich verbeugend.) Nationalökonom!

Wilhelm. Was bringst Du denn da Schönes?

Dippel (wickelt ein Papier aus und legt [illegible] auf die [illegible]) Hier, Alles vom Feinsten! Kostenpunkt 1 Mark 70!

Wachtmeister. Alle Achtung, Herr Dippel! Das hat ja schnell jejangen.

Else. Wollen Sie nicht ablegen?

Dippel (den Mantel noch fester um sich schlagend.) Nein, danke! Ich bin noch etwas echauffiert. Ich bin aber auch gelaufen wie ein Bürstenbinder.

Faßmann. Wollen Sie uns nicht erklären, in welchem Zusammenhang mein Havelock mit dieser Leberwurst steht?

Dippel (verlegen) Hm ja, das ist eine eigene Sache.

Friedrich. Na, Else, lang' zu! Komm, trink erst einmal! (Er reicht ihr sein Glas hin.)

Gottfried (springt auf und schenkt ihr in ein besonderes Glas ein.) Wir haben ja jetzt Gläser genug!

Wilhelm. Nu beichte mal endlich, Kunibert! Wie kommst Du zu diesen Delikatessen?

Dippel. Die sind hier aus dem Laden in Eurem Hause. (Leise zum Wachtmeister.) In Gegenwart von Damen kann ich das nämlich nicht gut erzählen.

Wachtmeister (leise zu Friedrich.) In Gegenwart von Damen kann er das nicht gut erzählen.

Friedrich (über den Tisch herüber halblaut zu Else.) In Gegenwart von Damen kann er das nicht gut erzählen. Du bist wol so gut, Else, für einen Augenblick?

Else (erhebt sich seufzend; halb für sich.) Ja, ja, ich kehre wieder in mein Gefängnis zurück! (Ab links.)

Dippel (den Zuschauern abgewendet, schlägt den Havelock auseinander. Er steht in Unterhosen da.) Wie stehe ich nun da! Großartige Idee, was?!

Die Andern brechen in Gelächter aus.

Wilhelm. Unglaublich! Mensch, Du hast Deine Hosen versetzt?!

Dippel. Sie waren mein wertvollster Bekleidungsgegenstand, übrigens auch noch von besonderem historischen Interesse: Genosse Bebel hatte sie mit als kleines Zeichen seiner Hochachtung erst jüngst verehrt.

Wachtmeister. Na, das ist nu sicher ufjeschnitten!

Dippel. Wenn Ihnen mein Aufschnitt nicht behagt, Herr Wachtmeister, dann kann ich ihn ja auch alleine . . . (Er zückt die Gabel, um in die Schüssel zu stechen.)

Wachtmeister (fällt ihm in den Arm.) Nee lassen Sie man, Herr Kollege! Ich bin für Arbeitsteilung!

Friedrich. Aber Mann, so kannst Du doch nicht auf die Straße gehen!

Dippel. Nee, das wird wohl nicht gut gehen!

Friedrich. Dann wird nichts anders übrig bleiben: Du mußt bei uns übernachten.

Dippel. Ich nehme Eure liebenswürdige Einladuug mit um so größerem Danke an, als ich mir so wie so über die Wahl eines Hotels noch nicht schlüssig geworden war. Herr Faßman, Sie gestatten, daß ich meine unteren Extremitäten einstweilen mit Ihrem Mantel bedecke?

Faßmann. Bitte!

(Alle essen und trinken eifrig. Der Wachtmeister Fiedrich und Faßmann sitzen auf dem Sopha, dann nach links zu Wilhelm und Gottfried, rechts neben dem Wachtmeister Dippel

Wilhelm (schwärmerisch.) Göttliches Weib, ich komme Dir einen Ganzen! (Trinkt sein Glas aus.)

Gottfried. Du bist ja verrückt!

Wilhelm (springt auf, will ihm an den Kragen.) Was bin ich, was!

Wachtmeister. Na aber, Herr Wilhelm! Sie wollen doch auch 'n Dichter sein! Für Ihnen ist das doch eigentlich 'ne Schmeichelei, sollt' ich meinen.

Friedrich. Bravo, Schwiegerpapa! Du hast den Geist der Moderne tief erfaßt! Ein Poet, dem nie des heil'gen Wahnsinns schwarzer Fittig das Haupt umrauschte, der kann heutzutage nicht auf die Achtung seiner Zeitgenossen rechnen.

Faßmann (erhebt sich; stolz und düster:) Ich dank' Euch, meine Freunde! Mich haben meine stumpfsinnigen Angehörigen schon dreimal in einer Heilanstalt untergebracht — natürlich ohne Erfolg!

Friedrich. Meine Herren, ehren wir unsern auserwählten Bruder durch Erheben von den Sitzen! (Alle erheben sich feierlich und trinken Faßmann ironisch zu.)

Faßmann (nickt herablassend.) Ich dank' Euch, meine Freunde!

(Sie setzen sich wieder. Kleine Pause.)

Wilhelm. Sie sagen ja garnichts, Herr Dippel!

Dippel (kauend.) Ich löse zunächst einmal die Magenfrage. Das ist die Grundlage jeder gesunden Volkswirthschaft!

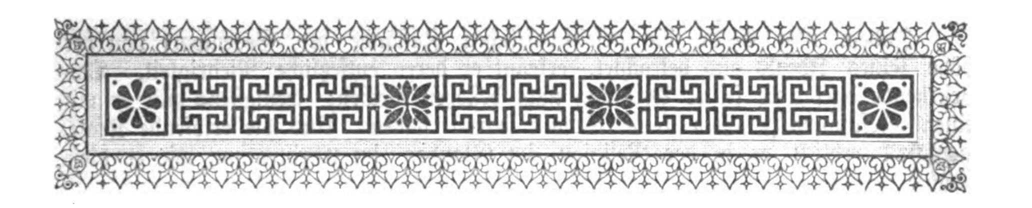
Faßmann (verächtlich vor sich hin.) Cretin!

Dippel. Sie sind andrer Ansicht, Herr Faßmann? Essen Sie diesen Bückling nicht auf? Dann gestatten Sie wohl! (Nimmt einen halben Bückling von Faßmanns Teller.)

(Fortsetzung folgt.)



Verantwortlich für die Redaction Dr. Otto Brahm, Berlin. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler.
Druck: W. Gerhel & Cie. Bulke in Berlin.



M. v. Egidys „Ernstes Wollen".

Von **Bruno Wille.**

Das neue Werk Egidys bietet, was zunächst die formelle Seite betrifft, die Vorzüge der vorangegangenen Schriften desselben Verfassers in schönster Entwickelung: Es ist geschrieben in einem herzerfrischend klaren und allerwärts verständlichen Deutsch, bekundet in seiner Gliederung, ja im kleinsten Satze, eine wahrhaft künstlerische Feinsinnigkeit, und berührt — wenigstens mich — wohlthuend durch seinen reinen Hauch von ehrlicher und tiefempfundener Begeisterung.

Inhaltlich ist es die natürliche Fortsetzung der „Ernsten Gedanken". „Zu jedem Werden — meint der Verfasser — gehört Zweierlei: der Gedanke und das Thun . . . Zwischen dem Denken und dem Thun liegt das Wollen . . . Wir müssen wollen, damit etwas wird."

Dieser Ton der Thatkraft sticht zunächst erfreulich ab gegen die kirchlichen Reden von der menschlichen Ohnmacht, der „Erbsünde" und der allein erlösenden „Gnade" Gottes. „Die ganze Auffassung von der Sünde, meint v. Egidy, wie die Kirche sie uns beibringen will, ist eine ungöttliche, weil sie uns an der väterlichen Liebe zweifeln läßt. Es ist nicht Gott gemeint, daß der Mensch von Geburt aus mit Sünde behaftet ist, oder gar in Sünde geboren wird. Wenn sich das Menschengeschlecht bis heute so darstellt, so sind das eben die Irrtümer und Vergehungen der Vorzeit, die uns von klein auf mit Verhältnissen und Zuständen umgeben, die uns zum sündigen führen; oder es sind Fehler der Eltern und Voreltern, welche Anlagen in uns zurücklassen, die sich unter der Ungunst einer nicht richtigen Erziehung abermals zu Fehlern ausbilden; diese Fehler gestalten sich dann unter dem Mangel an Religion allerdings leicht zur Sünde — man muß unterscheiden: Anlage, Fehler, Sünde. Schaffen wir nur erst ein Paradies, so werden die Menschen auch in un-Schuld darin wandeln. . . .

Ich glaube nun zwar felsenfest an ein Besserwerden, aber ich bin noch fester davon überzeugt, daß es nicht besser wird, wenn wir nichts dazu thun. „Irret Euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten" — ein Spott ist es auf die Erhabenheit des Allgeistes, zu erwarten, daß Er Selber herniedersteigt und Ordnung schafft; ein Spott ist es aber auch auf die Heiligkeit dieses Geistes, wenn man Seiner Stimme, so man sie im eigenen Innern vernommen, nicht folgt — nicht sich entschließt, nicht thut."

Indem nun Egidy die gesellschaftlichen Zustände der Gegenwart von der Höhe seines Ideals aus betrachtet, erkennt er deren entsetzliche Niedrigkeit. Das Bestehende darf nach seiner Meinung nicht bestehen bleiben; wenigstens will er mit seinen Gesinnungsgenossen keine Schuld daran haben. Und die erlösende Kraft, das Heil erblickt er in der Religion, im Glauben, im Christentum, wie er diese Mächte versteht.

„Vielen ist die Religion nur Glauben; Anderen ist sie nur Thun; mir ist sie „Thun im Glauben“, im Glauben an den Segen, der jedem Rechtthun entspringt, im Glauben an die Erfüllung.

Das „glauben“ darf nicht in der Vergangenheit sich verlieren — unser „Glaube“ soll dem Kommenden, soll der Erfüllung angehören. . . .

Die Kraft eines Glaubens ermißt sich nicht danach, wie viel Unmöglichkeiten aus der Vergangenheit Jemand glaubt, wie viel vergangene oder zukünftige Geschehnisse er für möglich hält, die außerhalb des in der Natur klar vor uns stehenden Gottes-Gesetzes liegen — die Kraft eines Glaubens ermißt einzig sich danach, wie gewaltig er uns zu der Ueberzeugung drängt, daß das wird, was Mögliches im ewigen Gesetz begründet ist.

Wenn ich bete: „Herr stärke mir den Glauben“, so spreche ich damit nicht den Wunsch aus, daß meine Vernunft sich umschleiern möge, um von Neuem Vorstellungen in mir aufnehmen zu können, die mir einst selbstverständlich schienen, weil sie mir gelehrt wurden; ich strebe mit diesem Gebet vielmehr nach der inneren Klarheit, mir Gott gewollte Zustände zu vergegenwärtigen, und ich ringe nach der Zuversicht, daß solche Zustände werden. So „zweifle auch ich nicht an dem, das ich (noch) nicht sehe“ und „versetze Berge“ mit diesem Glauben; will sagen: Es überwinden sich mir Hindernisse, die Anderen unüberwindlich erscheinen.“ —

Und mit der „Religion“, mit dem „Glauben“ möchte er auch das „Christentum“ erhalten sehen, „weil wir mit unserer Religion die Vorstellungen verbinden, die Jesus, der Christ, vom Menschentum hatte, und weil wir allerdings glauben, daß diese Vorstellung die Göttliche, also die wahre, und somit die Alles überwindende ist. . . .

Das Christentum soll die Religion der Liebe sein; daß es bisher nicht so war, daran ist doch nicht der Name, sondern der Mensch schuld — uns müssen wir also ändern; den Namen aber können wir und wollen wir so lange behalten, bis er ganz von selbst in dem Namen und Begriff „Mensch“, „Menschheit“, „Menschentum“ aufgeht.“

Wie schon dieser Schlußsatz andeutet, versteht Egidy unter Christentum etwas sehr Weites, Freies, Schrankenloses. Und gerade in diesem Hinzielen auf die schrankenlose Freiheit erblicke ich die Größe seiner Tendenzen. Es ist die mächtige Sehnsucht nach zwangloser Entfaltung der „berechtigten“ Eigenart, es ist die herrliche Zeitströmung des „Individualismus“, welche in Egidy einen wackern Vertreter auf dem Gebiete des Christentums gefunden hat. Wer aber vom „Individualismus“ Zersplitterung und Trennung in selbstsüchtige, unverträgliche, feindselige Gruppen oder gar Atome erwartet, der ist nicht zur Erkenntniß vorgedrungen, daß es gerade die zwingenden Schranken sind, welche das bestehende Chaos von Kämpfern bedingen, und daß jedenfalls das Ziel der „Individualisten“ nicht in feindseliger Trennung, sondern in Versöhnung und dauernder Verträglichkeit, im „ewigen Frieden“ besteht. Auch Egidy erstrebt dies Ziel.

„Man darf sich die Erfüllung des Christentums nicht etwa in einem Austragen des Zwistes, in einem Auskämpfen der Meinungen vorstellen — dann käme

ein Reich Gottes nie. Einzig in der Aussöhnung aller Gegensätze, in dem Ausgleich der Meinungen liegt die ersehnte Zukunft.

Damit ist nicht gemeint, daß wir sogenannte „compromisse“ anstreben, d. h. daß der Eine oder der Andere auch nur das Geringste fallen ließe von dem, was er für recht hält — compromiss ist einer der jämmerlichsten Begriffe. Nein; damit ist nur gemeint: die Vorstellungen, Anschauungen, Gedanken, ja der Glaube, aus dem der Einzelne handelt, der Brunnen, aus dem er das schöpft, was er für recht hält, soll fortan sein unantastbares Eigentum nicht nur, sondern auch Einzelgut sein. Jeder möge nur dafür sorgen, daß dieser Brunnen ihm allzeit klar und rein fließe.“ —

Es steht für mich fest, daß jeglicher „Individualismus“ zu seinen „heiligen Schriften“ Goethes „Faust“ rechnet, ein Werk, das ich geradezu das „Hohelied des Individualismus“ nennen kann. Und so erinnern Egidys Aussprüche über „Gott“ und die „höchsten Dinge“ deutlich an jenes herrliche Geständniß des Faust:

„Wer darf ihn nennen,
Und wer bekennen . . .?
Name ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsglut,
Ich habe keine Namen
Dafür. Gefühl ist Alles!“

Gerade in dem „Geheimniß des Weltalls“, das kein „Bekenntniß“ enträthseln kann, erblickt der „ernst Wollende“ eine Quelle stärkenden Glaubens; es erfüllt ihn mit „Andacht“, mit „Ahnung“, mit „Sehnsucht“, mit „Glauben“. Und so ruft er aus: „Wir müssen das — wir müssen jedes Bekenntniß fallen lassen.“ Denn „von dem Augenblicke an, da wir dem finsteren Buchstaben auch nur das leiseste Recht einer Einwirkung auf uns einräumen, muß der wunderbare Gedanke jede gesunde Beseligung für uns verlieren. — Von der Zeit an, da sich die Form, das Wort, „der Satz“, des christlichen Gedankens bemächtigte, verlor er an innerer, unser Leben heiligender Kraft — heut scheint das Christentum im Dasein der Völker niedergekämpft; dafür triumphirt die Lehre.

Je freimütiger, je klarer wir fortan die Begriffe Religion und Glaube, Glaube und Andacht, die jeder seinen vollen Wert, jeder aber auch seine volle Unabhängigkeit behaupten dürfen, auseinanderhalten; je rückhaltsloser wir die Berechtigung jedes Menschen anerkennen, diese Begriffe zu seinem abgeschlossenen Einzelgut zu machen — desto eher werden sich alle bereit finden, mitzubauen am Reiche Gottes, desto weniger werden wir zu besorgen haben, daß Jemand sich vom Christentum ausschließt, der unseren Begriffen nach dazu gehört.“

Doch, obwohl es das freie Christentum ist, so ist es doch das „Christentum“, welches nach M. von Egidy die Welt heilt. Im „christlichen Gedanken“ liegt für ihn die Lösung all' der schweren Fragen, die sich unsere Gesellschaft mit Angst, Gewissenspein und Groll vorlegt. Die Arbeiterfrage, die Frauenfrage und die Kriegsfrage nebst allen anderen bangen Problemen werden im „einigen Christentum“ gelöst. Und in der That hat Egidy in mir die Ueberzeugung bestärkt: Wenn die sozialen Klassen, die Regierungen, das Volk und die Völker das ehrliche, „ernste Wollen“ dieses Mannes teilten, so würde die Menschheit Aussicht haben, die kühnsten Utopien der Idealisten, die „Stadt des Lichtes“, das „Reich Gottes“ auf Erden in nicht allzu ferner Zukunft zu verwirklichen. Doch mit wehmütigem Zweifel betone ich dies „Wenn“. . . .

Neben den hohen Zielen, herrlichen Ausblicken und schwärmerischen Mittel-Angaben, enthält das vorliegende Buch auch eine Reihe von „praktischen“ Vor-

*

schlägen, von denen sich der „ernst Wollende" eine Aufnahme [illegible] „neuen Christentums" [illegible]. Wenn ich bisher mit Egidy [illegible] [illegible], als auch ich an die Versöhnung und Befreiung aller Menschen durch die [illegible] und finanzielle Freiheit des Einzelnen mit [illegible] und [illegible] denke, und wenn ich mit ihr die [illegible] [illegible] [illegible] „Name ist Schall und Rauch", — so trennen sich nunmehr unsere Wege, und ich kann nicht umhin, zu gestehen: [illegible]

Zwar allerdings nehme ich besonderen Anstoß, daß Egidy [illegible] der verschiedenen [illegible] zu Kundgebungen ihrer Bekenntnisse [illegible], z. B. bei der christlichen Taufe, beim Abendmahl, bei der Confirmation, [illegible]. Doch [illegible] und greifen wir einmal die Art, wie er sich den Begriff des Staates, des „neuen Christentums" denkt:

„Der Staat erklärt sich durch den ersten Satz seiner Verfassung zu einem „christlichen", und erklärt im zweiten, alle seine derzeitigen und zukünftigen Angehörigen als Christen anzusehen; er überläßt es seinen Juden, der [illegible] thun will, sich selbst als „Juden-Christ" zu erklären. — Juden-Christen sind in einem christlichen Staate selbstverständlich „Fremde." Wer ausdrücklich Juden-Christ sein will, kann die Zugehörigkeit zum Deutschen Reiche nicht beanspruchen [illegible] wer ausdrücklich Juden-Christ sein will, kann nicht Angehöriger eines Christenstaates sein.

So lösen wir gleich mit den ersten Sätzen eine der Hauptfragen der Gegenwart, die sogenannte Judenfrage[illegible]." —

Diese Politik zeichnet sich zunächst durch eine geradezu verblüffende Einfachheit aus. Ich kann nicht begreifen, wie Egidy, der doch sonst sein Christentum so [illegible] erstrebt, zu der Einbildung gelangte, ein bloßes Dekret, ein Satz auf Papier, ein Verfassungs-Paragraph, könne an den Gemütern irgend etwas ändern. Denkt er aber, man dürfe allerdings bei dem bloßen Dekret nicht stehen bleiben, sondern ihm eine Exekutive zur Seite stellen, so kann er doch nur an eine vollstreckende Gewalt denken, an Gericht, Polizei und Militär, wie überhaupt der Begriff „Staat" den Begriff „Herrschaft" einschließt. Diese Vorstellung aber ist nach meiner Meinung durchaus „unchristlich", wofern man — mit Egidy — das Christentum für die Religion der reinsten Liebe und Freiheit hält und bedenkt, daß nach den Evangelien Jesus sich wiederholt und deutlich gegen die Herrschaft gewandt hat (ohne freilich von seinem Grundsatze „Widerstrebe nicht dem Uebel" abzugehen). Und wenn man sich nun gar die Praxis dieser Taktik vorstellt, wenn man sieht, wie die Regierung den Israeliten und Dissidenten das Dekret, die neue christliche Verfassung, gleich einer Pistole, vorhält und die Erschreckten auffordert, sich entweder zum bekenntnißlosen „Christentum" zu bekennen oder — sich nicht mehr als Angehörige des Deutschen Reiches zu betrachten, — nun dann kann man sich auch ohne viel Menschenkenntniß ausmalen, wie diese Maßregel zur Heuchelei und zur Vergewaltigung vieler Hartköpfe, gerade der ehrlichen Elemente, führen wird. Ferner meine ich, daß der Staat, unter Voraussetzung der individuellen Deutung, mit demselben Rechte sich „israelitisch" oder „dissidentisch" erklären könnte. Warum also gerade „christlich"? Warum solchen Wert überhaupt auf den Titel legen, da doch Name „Schall und Rauch" ist? Meint aber Egidy, daß ihm selbstverständlich eine innerliche Christianisirung vorschwebe, so weiß ich nicht, warum er dann eine äußerliche Taktik befürwortet.

Doch wenn ich absehe von dem Widerspruche, den ich zwischen Egidys Idee der christlichen Freiheit und seiner Staats-Schwärmerei erblicke, und auf den ich bereits in einem früheren Aufsatze der „Freien Bühne" („Christlicher Anarchismus?")

hindeutete, — so möchte ich noch auf eine Stelle hinweisen, wo unsere Anschauungen auseinandergehen. Egidy glaubt an eine bessere Zukunft, und ich glaube daran; doch er baut nach meiner Meinung allzu sehr auf die „Liebe" und verfällt somit in einen Cardinalfehler des Christentums. Der einseitige Glaube an die Liebe hat die Menschheit nunmehr ein paar Jahrtausende hindurch genarrt. Es ergreift allerdings wohl die meisten Leser, wie auch mich, wenn es am Schlusse des vorliegenden Buches heißt:

„Das Reich Gottes ist zugesagt Denen, die den Willen thun ihres himmlischen Vaters. Das Geschlecht, das zuerst sich rückhaltslos und in seiner Gesamtheit zu dem väterlichen Willen bekennt, wird dies Reich begründen. Mein felsenfester Glaube ist, daß wir dies Geschlecht sind, mein Thun bestimmt sich auch danach, aber was vermag ich? Erst wenn Alle glauben, Alle wollen, Alle thun, kann etwas werden.

Und warum sollten nicht Alle wollen?

„Wir beten an die Macht der Liebe." Ja, diese Liebe ist eine Macht, ist eine „wunderbare" Macht; sie dringt, ohne daß wir eine Erklärung dafür haben, sie dringt allgewaltig und sie dringt zu einer Zeit in die Herzen der Menschen, da nimmer wir es gedacht. So wird diese Liebe zur Menschen bewegenden, alles bestimmenden, Welt bezwingenden Kraft. Diese Kraft heißen wir Gott — IHN also beten wir an in der Macht der Liebe . . ."

Indessen sind die Menschen nicht nur „Altruisten", sondern auch „Egoisten", sie waren niemals etwas anderes und werden wohl auch nichts anderes sein. Und wenn wir jene Maschinerie von Abhängigkeitszuständen betrachten, welche wir den modernen Staat, die moderne Gesellschaft nennen, das erstaunlich feste und feine Gefüge von Herrschaft und Knechtschaft, wenn wir zugeben, daß heutzutage nahezu jeder Mensch von Herrschaft oder Knechtschaft, nicht aber von Liebe, lebt, — so müssen wir den Kopf schütteln, wenn der „ernst Wollende" sein Ziel einseitig durch die Liebe zu erreichen hofft. Vor meinem Geistesauge ruht die „Stadt des Lichtes" nicht allein auf Liebe, sondern auch auf dem Eigennutze und der Vernunft.

Ein neuer Roman von Theodor Fontane.

Fontane hat von sich selber einmal gesagt, mit einer eigenwilligen Wortbildung wie er sie liebt: sein Talent sei ein balladeskes; und so oft ich eine neue Erzählung des schaffensfrohen Mannes zur Hand nehme, der den Ruhesitz der feierlich überschrittenen Siebzig so gar nicht in Gebrauch zu nehmen denkt, so oft erinnere ich mich jenes Wortes. Ein balladeskes Talent: lange, ehe er selber den Begriff geprägt, hat er unter dem Vorurteil leiden müssen, das ein früherworbener Ruhm seinem Träger zu bereiten pflegt. Fontane's Balladen, diese prächtigen Bilder aus Schottland und Altbrandenburg, von Douglas und von Ziethen waren allen vertraut, wir lernten sie in der Schule, wir hörten sie declamieren und singen — aber als nun der Poet auch als Prosaiker auftrat, als Erzähler, stand dem, was er erstrebte, im Wege, was er schon erreicht hatte: er war ja ein Balladendichter, also kein Novellist. Nach Fächern einzuteilen, bleibt nun dem lieben deutschen Publikum einmal das Bequemste: du bist ein Dramatiker! sagt es, und du ein Erzähler! also nun gefälligst keine Konfusion gestiftet: Schuster, an eure Leisten!

Aber Fontane hat es uns ja selber gesagt: er ist ein balladeskes Talent; und meine Aufgabe wäre nun, wollt' ich dieses Wort ergründen ganz und gar, dem Begriff: Ballade sorgsam untersuchend nachzugehen. Was die Ballade „soll", hätt' ich festzustellen, sie abzugrenzen gegen die Romanze — eine Grenze, so strittig wie jene andere zwischen Roman und Novelle — und was denn der ästhetischen Haarspaltereien mehr sind. Da wir aber der Spielerei mit Begriffen am Ende des 19. Jahrhunderts einmal satt sind, da wir nicht mehr vorgeben zu wissen, was die Kunst soll, sondern bescheiden erforschen möchten, was die Kunst will und der Künstler, so sage ich nur ganz harmlos empirisch, was mir als balladesk in Fontane's Erzählungen immer wieder entgegentritt: nicht allein die Poesie der Stimmung, das Verdämmernde und Ahnungsvolle, sondern vor Allem die Neigung zum Erratenlassen, zum Abbrechen an entscheidenden Punkten, zum Ueberspringen und Wiedereinsetzen nach scheinbarer Willkür. Nicht lückenlos erzählt der Dichter, nicht in Einer Folge, welche die Geschehnisse im Zusammenhang aufrollt und anschauen läßt als ein Ganzes; sondern bald hier zufassend und bald dort, malt er lieber das Kleine und Zufällige aus, das charakteristische Detail, und läßt das Große und Schicksalsvolle oft nur anklingen und sich andeuten in unbestimmten Zügen, welche sich die Phantasie des Lesers dann in's Concrete selbständig führen mag. Das ist die Art der kunstmäßigen Ballade freilich nicht, wie sie Schiller und Goethe an den Stoffen der Antike und der katholischen Glaubenswelt ausgebildet haben; aber die Art der volkstümlichen Ballade ist es: und wie auf den Vorbildern, welchen Fontanes Jugend folgte, so liegt auch auf diesen Erzählungen noch, auch wenn sie moderne „Irrungen, Wirrungen" schildern, ein geheimnisvoller Hauch und Duft, ein ungewisses Etwas, wie Nebel der schottischen Haide.

> Hast Du das Schloß gesehen?
> Das hohe Schloß am Meer?
> Golden und rosig wehen
> Die Wolken drüber her —

so wird gleich im Beginn des neuen Romans*) die Uhland'sche Ballade citiert; aber dem Grafen Holk, der sich in seiner litterarischen Unschuld nur an dem irgendwo aufgelesenen Anfangsvers zu erbauen weiß, nennt Christine, seine schwerlebige Gattin, das ahnungsvolle Ende:

> Die Winde, die Wogen alle
> Lagen in tiefer Ruh',
> Einem Klagelied aus der Halle
> Hört' ich mit Thränen zu.

Und wie hier die deutsche Ballade Stimmung und Vordeutung giebt für die Novelle selbst, so ist in ihre rechte Mitte eine dänische Ballade gestellt, von mittelalterlichen Helden und Minne, ausklingend auch sie in melancholisches Klagelied und Sterben:

> Und in die Herlufsholmer Gruft
> Senken wir Herluf Trolle.

Von diesem Herlufslied meint Graf Holk: es habe eigentlich keinen rechten Inhalt und sei bloß eine Situation; allein das bedeute nichts: „Es hat den Ton; und wie das Colorit das Bild macht, so macht der Ton das Gedicht". Das ist ganz Fontanisch gedacht und ganz modern zugleich; und grade hier ist der Punkt, wo die Individualität des Balladendichters und die Anschauung der Realisten aufeinandertreffen können. Wie unsere Maler mehr und mehr die Zeichnung als akademische Härte erkannten, von denen die Natur nichts weiß, wie sie nur fließende Impressionen erhalten von der licht- und luftumschlossenen Rundheit der Dinge, so sucht auch der moderne Poet die kunstlosen Töne der Natur, nicht die kunstmäßig componirte Handlung, er sucht lieber die Stimmung, als den spannenden Inhalt, und was man einst die Lust zu fabulieren nannte, weicht der Neigung, schlicht zu protokollieren, was ist. Auf ein Gebiet gerät er so, das — wie eben die Ballade — zwischen alter Epik und Lyrik mitten inne liegt; und wenn er der

*) Unwiederbringlich. Roman von Theodor Fontane. Berlin, Wilhelm Hertz 1892. Der gleiche Verlag gab soeben Fontane's „Gedichte" in vierter, vermehrter Auflage heraus. Berlin 1892.



Menschen nicht mehr auf den Isolierschemel eines freien Willens stellt, sondern ihn abhängig zeigt von der Umwelt, so kommt ihm auch darin der Balladendichter nahe, der das Lokale eifrig auffaßt, Colorit der Landschaft und der Zeitsitte.

Und so steht denn Fontane, der jugendliche Alte, auch als Dichter in zwei Epochen zugleich: ein romantisches Element klingt noch in ihm nach, in welchem sein aufweckendes Talent einst heimisch ward, und das moderne klingt kräftig in ihm mit. Poesie, mit den Händen eines Glückskindes, greift er hier und greift er dort; und wie den besten Männern der älteren Generation grade diese Mischung der Töne ihr Eigenstes giebt, wie in Keller Realistik und Phantastik sich einen, wie in Ibsen und Zola das Symbolische die Wirklichkeit beschattet und vertieft, so trifft bei Fontane altes und neues zusammen, balladeskes und impressionistisches.

Nicht die Geschichte also, die spannend vorgetragene Folge der Ereignisse macht den Reiz auch in Fontane's neuester Dichtung aus, sondern — das vielmißbrauchte Wort will einem kaum noch aus der Feder fließen — das Milieu. Zwei Welten stellt der Dichter neben einander, anschaulich bis ins Kleinste: und aus ihrem Gegensatz ergiebt sich der Konflikt dann von selbst, es braucht nicht weiter poetischer Maschinerien; nur Ton braucht es, nicht Inhalt. Auf der einen Seite des Meers, nahe bei Glücksburg, steht Schloß Holkenäs, in protestantischem Frieden: Gräfin Christine, Schülerin der Herrenhuter von Gnadenfrei, herrscht darin, und zwischen dem ehrwürdigen Pfarrer zur Rechten und dem erprobten Pädagogen und Seminardirektor zur Linken wandelt sie, ernst und fromm und vorzüglich, und sinnt auf Grabkapellen und die rechte Erziehung. Graf Holk liebte sie, als er sie heimführte und noch steht er bewundernd vor ihrer sicheren Selbstgerechtigkeit; allein er ist nicht nur Schloßherr auf Holkenäs, er ist auch dänischer Kammerherr, am Hofe der Prinzessin: und eine Welt, völlig anders geartet in ihrer naiven Frivolität, thut sich ihm auf, wenn er an die andere Seite der Ostsee nun gelangt, ins nordische Paris, wo Könige kleine Putzmacherinnen in die Nähe des Thrones heben und wo der Fremde sich dem Geist des „Tivoli" näher fühlt, als sonst. Eine alte und eine junge Kapitänsfrau (Hansen zubenannt, wie selbstverständlich) geben im Hause dem Grafen Kopenhagener Lebensart zu schmecken; und wenn den Heimkommenden die schöne Wittwe mit nächtlicher Leuchte empfängt und wie von ungefähr unter dem weiten Aermel der blendende Teint sichtbar wird, so bedroht diese „merkwürdige Mischung von Froufrou und Lady Macbeth" den armen Holk mit einer unruhigen Nacht wohl und mancherlei Träumen. Aber gefährlicher als die Wittwe Hansen daheim wird eine kecke Hofdame ihm, ein merkwürdiges Mischblut auch sie, aus jüdischer und schwedischer Race, von Filehne und Stockholm; und ihre kleine Geschichte haben beide, ein märchenhafter Kaiser von Siam hat, mit einem leider verloren gegangenen Perlenhalsband, Madame Hansen ausgezeichnet, ein mehr realer schwedischer Prinz das Fräulein Ebba Rosenberg. In dieser Atmosphäre voller Liebesabenteuer, wo selbst dem Herrn Pastor, anders als seinem Amtsbruder drüben in Holstein, Geschichten von Prinzessinnenneigung nacherzählt werden, muß freilich der Graf, in seiner Reise- und Ferienlaune, straucheln; wo immer er sie trifft, die Ebba, welche sich freut, eigentlich Eva zu heißen, — drinnen in der Stadt oder draußen in Klampenborg und Fredricksbog, auf dem Parquet des Hofes oder auf dem Eise im Schlittschuhlauf, überall faßt ihn die pikante Zauberin, die auch das Gewagteste noch mit anmutiger Frivolität heraussagt; und nicht daß er erliegt, wie er erliegt, wird sein Schicksal: wo nur Spiel war, glaubt seine deutsche Gründlichkeit Ernst, das halbzerborstene Glück von Holkenäs bricht er nun ganz und unwiderbringlich, und in der Ostsee, die zwischen ihrer Welt schäumt und der seinen, findet Christinens Schwermut den frühen Tod. Holk aber steht allein da, wurzellos: in keiner Welt heimisch, jeder entfremdet. Nachdenklich, wie sie begonnen, endet so die Geschichte; und ohne daß der Dichter eine greifbare Lehre gezogen hätte, mit voller Gerechtigkeit gegen das Drüben und das Hüben am Meer, gegen die Frommen und die Weltkinder, die Schwerblütigen wie die Leichtblütigen, läßt er ein Schicksal sich erfüllen in sittlicher und natürlicher Notwendigkeit zugleich, nach alter und neuer Moral.

Otto Brahm.

**



Hazard.

Novelle
von
Knut Hamsun.

Aus dem Norwegischen von **Marie Herzfeld.**

(Schluß.)

Es verflossen drei Tage. Meine Hand schmerzte nicht länger und ich entschloß mich, abends abzureisen. Ich ging in die Stadt, um einiges für die Reise zu besorgen; ich ging zum Polizeimeister und ließ meinen Paß visieren; auf dem Rückweg kam ich an Pavo's Zelt vorbei. Ich begann wider Willen endlich für diesen Menschen und seine Mutter Interesse zu fühlen; alle Leute sprachen von ihnen, das ganze Hotel war voll von Geschichten über diese beiden Personen; ich konnte zum Schluß mich auch nicht enthalten, ebenso viel an sie zu denken wie die Uebrigen und jeden Tag nach der gnädigen Frau zu fragen.

Ich trat in Pavo's Zelt. Am Abend vorher hatte ich gehört, daß er im Pharao eine ansehnliche Summe gewonnen. Er hatte einen fremden Reisenden kahl gerupft und demselben dann hundertfünfzig Lei zurückgeschenkt; dann hatte er fortwährend Glück gehabt, große Gewinnste gemacht und die Bank zu sprengen gedroht. Er hatte gerade in die blauen Würfel einzubrechen begonnen, deren jeder zehntausend Lei repräsentierte, als die Uhr die Mitternachtsstunde schlug und das Spiel endigte.

„Würden Sie es mir glauben", rief Pavo mir entgegen, als ich in sein Zelt trat, „die gnädige Frau aus Sinovára, meine Mutter, war gerade hier, um von mir Geld zu borgen; sie wollte ihren Schmuck einlösen. Es fiel mir aber nicht ein, so eine Dummheit zu begehen. Meine Mutter ist sehr gut und es fiel mir schwer, ihr meine Hilfe verweigern zu müssen; aber ich that es um ihretwillen. Ein Sohn muß die Ehre der Familie im Auge behalten. Es muß meiner Mutter klar werden, wohin diese Thorheiten führen und sie muß dieser Gefahren frühzeitig bewußt werden. Ich meine gegen sie recht gehandelt zu haben, klug und recht. Oder nicht?"

Sein Aeußeres stieß mich in dieser Stunde ab. Während er sprach, senkte er die Stirn, verbarg sie, duckte sie nieder, als ob sie gebrandmarkt wäre und sein Auge lag aufs unehrlichste, so oft er es aufschlug. Er hatte den prächtigsten Hals und einen feinen roten Mund.

„Vielleicht nicht?" wiederholte er.

„Ich weiß es nicht," antwortete ich.

„Das" rief er geärgert, „das heißt, daß Sie vernünftige Rede überhaupt nicht verstehen." — Er packte heftig die Würfel und ging hinter seinem Ladentisch auf und ab. — „Womit kann ich Ihnen übrigens dienen, da Sie hereingekommen sind?"

„Ich kam," erwiderte ich kurz, „um eine Schachtel Zündhölzchen, um ein [illegible] Seidenband und um ein Kistchen Cigarren." Ich nannte die

Gegenstände, welche mir gerade einfielen; allein ich brauchte sie nicht. Nachdem ich alles erhalten, empfahl ich mich.

Kaum war ich ins Hotel zurückgekehrt, so stürzte mir der Diener entgegen und erzählte, daß der Kurier der gnädigen Frau mit dem Geld angekommen sei. Nun sitze sie bereit, am Spiel wieder teilzunehmen, sobald die Bank eröffnet werde. Pavo wußte nichts davon; Pavo durfte es nicht erfahren; er — der Diener — habe extra Geld erhalten, damit er nicht zu Pavo gehe, um es zu erzählen.

* * *

Es wurde fünf Uhr.

Sobald der Spielsal geöffnet war, ging die gnädige Frau aus Sinvára hinein. Sie war in gespannter Stimmung, sie machte die wunderlichsten Bewegungen und ihre Stirn war feucht. Sie bewegte auch die Lippen, als spräche sie leise mit sich selbst, und immer auf gleiche Art, als wiederholte sie stets dieselben Worte. Der Prinz und der alte Militär waren gleichfalls da, nicht aber der Rumäne; ein paar Fremde begannen schon zu spielen. Vor allem löste die gnädige Frau ihre Ringe ein und steckte sie sich an den Finger; sie küßte sie mehrere Male, als sie sie endlich wieder in der Hand hielt.

„Ich gedenke heute mit den größten Summen zu operieren,“ so sagte die gnädige Frau zum Bankier, ohne ihn aber anzusehen. Und sie fügte mit einem Lächeln bei: „So lange als ich Geld habe.“

„Möge Ihr guter Stern Ihnen Glück schenken!“ versetzte der Bankier.

„Das ist mir gleichgiltig!“ antwortete sie mit Achselzucken.

Und hierauf begann das Spiel.

Die gnädige Frau setzte dreimal nacheinander auf Rot und gewann. Sie steckte ihr eigenes Geld in die Tasche und spielt nunmehr mit ihrem Gewinn. Sie versucht es ein paarmal auf Null, verliert jedoch; es irritiert sie dieser Wechsel des Glücks; sie setzt nun wiederholt auf Rot und gewinnt. Immer während sie setzt oder einstreicht, flüstert sie ihre zwei, drei Worte mit den Lippen; doch niemand hört, was sie sagt. Sie hat vor sich auf dem Tisch eine große Geldsumme liegen; sie spielt ohne Berechnung, ohne Ueberlegung, sie wagt kühn, und um keine Zeit zu verlieren, bereitet sie sich auf den nächsten Einsatz, ehe das Rad noch stehen geblieben. Sie zählt nicht; sie spielt in Extase. Ihr starrer Blick fällt auf das Wort Mangre, das in großen Buchstaben auf eine schwarze Platte des Tisches geschrieben ist und sie häuft einen schweren Einsatz auf das Wort Mangre.

„Dreiundzwanzig.“

Sie gewinnt. Sie gewinnt unaufhörlich. Mangre ist heute ihr Trumpf; sie setzt zweimal hintereinander fünftausend Lei auf Mangre und gewinnt. „Voi b' baijz!“ (Gott helfe mir) flüstert sie hörbar und wiegt den Kopf und wiederholt das in kurzen Zwischenräumen immerfort: „Gott helfe mir!“ Sie hatte dies kleine Gebet nun schon vielleicht ein paar Stunden lang gebetet; sie geniert sich nicht, es die Umstehenden hören zu lassen, so ganz nimmt sie das Spiel in Anspruch. Die letzten Treffer haben sie so ganz verwirrt, daß sie zum Glück nun einzusetzen vergaß; die Feder zeigte diesmal auf zwölf und Mangre verlor. Sie erholt sich ein wenig von ihrer Ueberraschung, sie nimmt ein paar Hände voll Gold, viele schwere Rollen und setzt ein; alles in allem stapelt sie fünfzehntausend Lei auf Rot. Sofort



greift sie eine fürchterliche Angst; sie streckt die Hand aus, wie um die Rollen zurückzuziehen; jedoch sie giebt es auf und läßt sie stehen. Sie atmet hörbar, ihre Brust wogt auf und ab und sie jammert leise. Welche wollüstigen Leiden macht sie in dieser Minute durch! Das Rad bleibt stehen.

„Rot!"

„Rot", wiederholt sie, und mit lauter Stimme ruft sie, so daß jeder Mensch im Sal sie hört: „Voi b'baijz!"

Von diesem Augenblick an hat sie alle Besinnung verloren. Es wird zehn Uhr; einige Fremde kommen herein, die eigentlichen Spieler, deren Tag erst mit diesem Glockenschlag beginnt, darunter auch der Rumäne. Ich vergaß meiner Reise und rührte mich nicht vom Fleck; ich folgte den Operationen der gnädigen Frau aus Sinvára mit der höchsten Spannung. Sie merkt nichts von all den neuen Menschen, die sie umringten; sie ahnt kaum, daß sie Mitspieler habe. Ihr Glück hallucinirt sie und sie tummelt sich mit gewichtigen Summen auf mehreren Nummern zugleich herum. In einer Laune, einer plötzlichen Eingebung, nimmt sie eine Hand voll Zettel und setzt den höchsten Einsatz auf fünfundzwanzig. Drei von den Spielern folgen ihrem Beispiel, alle um sie herum flüstern und warten.

„Dreizehn!"

Verloren. Die gnädige Frau wiederholt beständig ihr „Voi b'baijz;" der Rumäne aber knirscht mit den Zähnen. Es fällt ihr etwas Neues ein; sie erhebt sich bald vom Stuhl und häuft die doppelte Summe auf Schwarz. Niemand folgt ihr mehr; dies verzweifelte Spiel schreckt alle ab.

„Schwarz!"

Sie gewann wieder.

In dem Lärm, der nun entstand, hörte ich den Rumänen ganz schrecklich fluchen; bald darauf trat Pavo bei der Thür herein und hinter ihm mein Obulatsch, der nun gleichwohl ihn benachrichtigt hatte! Pavo ging sofort zum Platz der gnädigen Frau; ohne ein Wort zu sprechen ergriff er sie bei der Schulter und rüttelte sie. Sie schaute auf und ergab sich gleich; sie merkte, daß hier kein Widerstand half; auch war sie zu angegriffen, um einen solchen zu versuchen. — „Wie Du zornig bist, Pavo!" sagte sie. Mechanisch nimmt sie ihren letzten Gewinn, sammelt ihr Geld und beginnt sich die Taschen zu füllen. In wilder Unordnung stopft sie Gold und Papier zusammen hinein, nimmt das letzte Bündel Zettelgeld in die Hand, erhebt sich und geht mit Pavo. Der Bankier sieht ihnen mit wütenden Blicken nach; das Spiel war ganz ins Stocken geraten . . .

Eine halbe Stunde später berichtete man im Hotel, daß die gnädige Frau aus Sinvára nicht bloß ihren Roulette-Verlust von den vorigen Abenden ganz hereingebracht, sondern obendrein eine kleine Summe — man nannte siebenhundert Lei — rein gewonnen hatte. Ich freute mich in's Geheim darüber; ich gönnte ihr dies Glück Keiner von den Fremden spielte mit soviel unmittelbarer, fast religiöser Innerlichkeit wie sie, und nun näherte sie sich gewiß nie mehr der Roulette. Sie hatte es ja gelobt!

* * *

Am nächsten Abend war ich reisefertig; meine Sachen waren ins Boot hinabgebracht, meine Rechnung war bezahlt und alles geordnet. Ich steckte Obulatsch einen Papierzettel in die Hand und sage ihm Lebewohl; er zwinkert heftig mit

seinen weißen Augen und fängt zu weinen an. Der arme Teufel ist sehr unglücklich, daß er meine Hand nicht küssen darf.

„Denken Sie sich," beginnt er gleich darauf, „die gnädige Frau aus Sinvára reist mit demselben Schiff wie Sie. Sie hat Pavo versprochen, heimzukehren." — Und der allwissende Mensch verfolgt bis zum letzten Augenblick mich mit seinen Geschichten: Pavo hatte seiner Mutter wieder eine Rede gehalten. Da es nichts half, hatte er ihr mit dem Fürsten Yariw gedroht, hatte ihr eine kleine (unbrauchbare) Pistole gezeigt, mit der er sich leider erschießen müsse, um seine Ehre zu retten. Da gab die Mutter nach. Sie wollte wirklich nicht Yariws Freundschaft verlieren; außerdem hatte sie Gott hoch und heilig gelobt, nicht mehr zu spielen, wenn sie erst ihr Geld zurückgewonnen. Kurz und gut: die gnädige Frau reiste heim. — „Adien," sagte Obulatsch; „Sie treffen sie unten im Boot."

Es war fünf Uhr.

Im Moment, in welchem man den Spielsal öffnete, begab ich mich zum Landungsplatz; das Schiff nahm eine Partie Bastmatten ein. Ein paar Minuten später kam auch wirklich die gnädige Frau mit ihrem Diener herab; sie waren beide in Reisekleidung. Es waren eine Menge Menschen gegenwärtig; doch Pavo sah ich nicht. Ich fragte einem alten Mann nach ihm; ich sagte: „Warum begleitet er seine Mutter nicht zum Boot?"

„Pavo ist stolz," antwortete ein junges Mädchen, das gerade herzutrat; „eine Mutter, die ihren Schmuck verspielt, kennt er nicht mehr. Ah, das sieht Pavo ähnlich!"

Ich ging ein paar Mal auf dem Kai auf und ab, beaufsichtigte die Einschiffung meiner Sachen und befriedigte meinen Träger. Hierauf begab ich mich an Bord; der alte Diener der Gnädigen war schon da, sie selbst dagegen bemerkte ich nicht. Die letzte Matte wurde in die Last gesenkt und der letzte Passagier kam an Bord. Plötzlich fragt man aller Orten nach der gnädigen Frau. Ihr alter Diener fährt empor: wo ist die gnädige Frau? Das Boot liegt still; man konnte doch nicht ohne die gnädige Frau abreisen! Wir suchen alle mit einander an Bord im Boot, oben auf dem Kai herum, in allen Winkeln, wir fragen alle Menschen nach ihr und niemand weiß Bescheid. War sie ins Wasser gefallen, hatte sie sich hinausgestürzt und war schweigend untergesunken? Plötzlich durchblitzt mich eine Ahnung, eine unsinnige Idee; ich bitte den Kapitän, er möge fünf Minuten warten; vielleicht könne ich von der gnädigen Frau Kunde bringen. Ich springe ans Land, ich eile zum Hotel, ich stürme die Treppen hinauf und in den zweiten Stock. Mit zurückgehaltenem Atem öffne ich die Thür zum Spielsal und schaue hinein —

Da sitzt die gnädige Frau aus Sinvára richtig wieder bei der Roulette!



Die Ehre der Wöchnerinnen.

Nach stenographischen Aufzeichnungen von **Hopslabaer**.

Ort der Handlung: Der Sitzungssaal des deutschen Reichstags. Im Hintergrund sieht man das neunzehnte Jahrhundert, wie es sich seinem Ende zuneigt; vorn auf den Bänken des Centrums und der Rechten sitzen schöne Menschen mit ihren Palmenzweigen. Ihre edle, stolze Männlichkeit steht im wohlthuenden Gegensatz zu den schlappen Gestalten auf der linken Seite.

Tagesordnung: Die Unterstützung der Wöchnerinnen aus den Krankenkassen.

Der Regierungskommissar. Meine Herren! Für Arbeiterinnen ist das Wochenbett keine Krankheit, sondern ein Vergnügen (lebhafter Beifall rechts), da sie nachher vier Wochen lang müßig gehen dürfen. Die Unterstützung der Wöchnerinnen aus den Krankenkassen ist daher keine Pflicht, sondern ein Geschenk, eine Wochenbettprämie. Wir sind geneigt, eine solche Prämie zu bewilligen, denn wie die Verhältnisse liegen, brauchen wir Soldaten, sehr viel Soldaten. (Hört! Hört! Bewegung, mehrere Abgeordnete eilen ans Telephon. In der Ferne hört man Curse fallen.) Aber wir stellen die selbstverständliche Bedingung, daß diese Prämien nur an eheliche Wöchnerinnen gezahlt werden. Geschlechtliche Ausschweifungen zu unterstützen, haben wir keine Veranlassung, denn es ist statistisch nachgewiesen, daß 75 pCt. der unehelichen Geburten Reichskrüppel ergeben. (Lebhafter Beifall.)

Abg. v. d. Schulenburg: Ich vermisse in den Ausführungen des Vorredners den wesentlichsten Punkt, nämlich das ethische Moment. Es handelt sich einfach um die Ehre der Wöchnerinnen. Wenn ich von der Ehre der Wöchnerinnen rede, so meine ich natürlich die ehelichen Wöchnerinnen. Denn uneheliche Wöchnerinnen haben überhaupt keine Ehre. (Bravo! rechts, Murren links.) Jawohl, meine Herren! Die Ehre der Wöchnerinnen ist die Mauer, die unsere Gesellschaft schützt. Sie möchten in diese Mauer ein Loch sprengen, durch welches nachher die Unsittlichkeit hindurchdringen kann, aber in dieser frivolen Pionierarbeit werden wir Sie nicht unterstützen. Wer die heiligsten Güter der Menschheit schützen will, der stimme gegen die Unterstützung der unehelichen Wöchnerinnen.

Abg. Kunert (Sozialdem.) Wir leben doch im neunzehnten Jahrhundert. (Stürmische Heiterkeit rechts und im Centrum; Rufe: Bravo, da capo! Weiter reden!); Eine uneheliche Wöchnerin ist doch keine Verbrecherin (Rufe rechts: was denn sonst?) Wenn Sie diese armen Weiber bestrafen wollen, dann bestrafen Sie wenigstens auch die Männer, durch die sie verführt worden. Verbieten Sie vor allem den Umgang der Soldaten mit dem weiblichen Civil.

Abg. Spahn (Centrum.) Ich halte den Umgang der Soldaten mit dem weiblichen Civil für ebenso unstatthaft wie mit dem männlichen. Durch das weibliche Civil sucht die Sozialdemokratie Einfluß auf das Militär zu gewinnen, und der Soldat wird oft das Opfer weiblicher Verführungskunst. Allein die männlichen Verführer des weiblichen Geschlechts — die suchen Sie gefälligst in andern Kreisen! Ein Soldat kann sich keine Kommanditisten halten, wie der Herr mit dem alttestamentarischen Namen, der eben wieder verhaftet worden ist. (Lebhafter Beifall rechts.)

Abg. Bebel: Bei dem Herrn haben ja auch Offiziere gewohnt. (Rufe rechts: Aber nichts bekommen.) Das ist die gerechte Strafe. Im Uebrigen mögen die Herren Bourgeois mit den Herren Junkern und den Herren Pfaffen unter einander ausmachen, wer am thatkräftigsten zur Hebung der Unsittlichkeit beiträgt, mit der es allerdings niemals schlimmer aussah als in den Zeiten, in denen die Vorfahren der Herren noch das jus primae noctis ausübten. (Lärm. Rufe: zur Ordnung.)

Abg. Spahn (Centr.) Das jus primae noctis hat erstens niemals bestanden, und zweitens gehört es nicht zur Sache. Denn es bezog sich nicht auf uneheliche, sondern nur auf eheliche Wöchnerinnen. (Sehr richtig.)

Abg. v. d. Schulenburg: Ich füge hinzu, daß es eine humane Einrichtung war, welche die armen Weiber für die nachfolgende lange Qual einer Ehe mit rohen Knechten und Leibeigenen entschädigen sollte. Indem es hierdurch die Heirathen förderte, wirkte es in derselben Weise sittlich, wie die heute zur Berathung stehende Kassenunterstützung der ehelichen Wöchnerinnen. Sie sehen auch hieraus wieder, daß die sogenannte Neuzeit keine wohlthätige Einrichtung ersinnen kann, die nicht weit humaner schon im Mittelalter bestanden hätte. (Stürmischer Beifall rechts und im Centrum.)

Abg. Eberty (freisinnig.) Das muß ich doch entschieden bestreiten. Die wahre Humanität, die wir als Erbe unsrer großen Dichter und Denker, unsrer Lessing, Schiller und Goethe, weiter entwickelt haben, und die erst in der gegenwärtigen Berliner Kommunalverwaltung zur vollsten Blüthe gelangt ist, gestattet nicht, arme Mütter hilflos dem Elend preiszugeben. Ihre Schreiereien für das Mittelalter wird Sie noch Ihre sichersten Wahlkreise kosten. Unser Sieg in Stolp-Lauenburg . . . .

Präsident: Ich bitte die Herren, sich mehr an die Ehre der Wöchnerinnen zu halten.

Abg. v. d. Schulenburg. Die Berufung auf die sogenannte Denker und Dichter des vorigen Jahrhunderts ist echt deutschfreisinnig. Wenn Sie gar nichts mehr zu sagen wissen, kommen Sie mit Lessing oder Goethe. In Bezug auf den letzteren muß ich es allerdings in hohem Maße bedauern, daß ein Mann, den die besten Gesellschaftskreise ihres Umgangs würdigten, es wagen durfte, z. B. dieses Gretchen auf die Bühne zu bringen und einem jedenfalls sehr fortschrittlichen Gelehrten die Worte in den Mund zu legen, daß ihn beim Anblick dieser unehelichen Wöchnerin der Menschheit ganzer Jammer anfaßt. Der Faust, der zu Gretchen sagt: „Mein schönes Fräulein, darf ich's wagen" mag noch hingehen, obgleich er meiner Meinung nach mit der Person viel zu viel Umstände macht; aber der Faust, der hinterher geschlechtliche Ausschweifungen als guten Wahn bezeichnet, wirkt einfach brutal. Schlimm genug, daß das sittlichste Wort in dem ganzen Stück der Teufel sprechen muß: Sie ist gerichtet. Meine Herren! Das ist ein gutes Wort; gerichtet wird sie und werden ihresgleichen für alle Zeiten bleiben, so lange noch der letzte Konservative im letzten Hinterpommer'schen Wahlkreis gewählt wird. (Beifall rechts, Unruhe im Centrum, Rufe: und wir?) Verzeihung, meine Herren vom Centrum, ich hatte Sie vergessen. Arm in Arm mit Ihnen stehen wir an des Jahrhunderts Neige in edler stolzer Männlichkeit — Sie sehen, auch ich kann klassisch kommen — und hoffen, daß die Morgensonne des 20. Jahrhunderts ein Geschlecht bescheinen wird, frei von Vernunft und stark durch Gesetze zum Schutze der Ehre der Wöchnerinnen.

Aus Kunst und Leben.

Der Kampf um die Veranstaltung der Berliner Kunstausstellung ist zu Gunsten des Senats der Akademie entschieden worden: Herr Professor Becker, nicht Herr von Werner wird im nächsten Sommer am Lehrter Bahnhof das Szepter führen. Selbst der auffallende Schritt eines Immediatsgesuchs seitens des Herrn von Werner und des von ihm angeführten Vereins Berliner Künstler — auffallend auch deshalb, weil die Vorgänge bei dem refüsierten Moltke-Bild und ähnliches, unsere Künstler nicht grade zu Immediatgesuchen aufzufordern schienen — auch dieser Schritt hat keinen Erfolg gehabt, und mit trauriger Resignation vermelden die Berliner Zeitungen, welche in die Posaune

des Herrn von Werner stoßen, seine Niederlage. Diese vortreffliche, an Anregungen und an finanziellen Erträgnissen reiche Ausstellung, wir werden sie also nicht wieder haben, wir versinken rettungslos in den alten Schlendrian — so lautet das Klagelied. Nun wird man freilich durchaus zugestehen, daß gegen die Verzopfung des Akademiesenats der Verein Berliner Künstler immerhin eine vorgeschrittene Institution bedeutet; aber wenn sich das Märchen Tag für Tag wiederholt, als lobe die jüngste Ausstellung ihren Leiter, Herrn von Werner, über die Maaßen, so wird ein energisches Fragezeichen doch wohl nötig sein. Was eine moderne Ausstellung gewähren kann, das hat die Münchener im Glaspalast gezeigt, nicht die Berliner im Eisenhaus: den vollen Ueberblick über diese erstaunliche Fülle der Entwicklung empfing man dort, nicht hier, über diese Mannigfaltigkeit der Bewegung und den Fortschritt im Impressionistischen zum Anmutigen und farbig Runden hin. Aber grade von den führenden Künstlern, diesen Franzosen, diesen französisch geschulten Scandinaviern, hat man in Berlin nichts, gar nichts gesehen; und daß das Ausbleiben insbesondere der Scandinavier Herrn von Werner verdankt wird, ist in diesen Blättern dargelegt worden, ohne daß irgend ein Widerspruch erfolgt wäre. Aber auch das Fehlen der Franzosen, das mit politischen Gründen entschuldigt wurde, wäre vermutlich nicht eingetreten, wenn man, statt des offiziellen Weges durch den deutschen Botschafter, welcher die „nationalen" Erwägungen sogleich entstehen ließ, den privaten Weg gewählt hätte, der sich durch die vertraute Fühlung moderner deutscher Künstler mit den französischen leicht gewinnen ließ: aber die amtlich beglaubigte deutsche Malerei wollte eben nur „dienstlich" zu den amtlich beglaubigten Franzosen gelangen, und der Vorsitzende des Vereins Berliner Künstler, in seiner klugen Tyrannei, duldet keine andern Götter neben sich. — Leider jedoch müssen wir, der Wahrheit die Ehre gebend, vermelden, daß auch in München Anzeichen auftreten, als wolle man der bisherigen Liberalität in Kunstmarktsfragen entsagen. Die „Ausländerei" erscheint, wie in der Litteratur, den Anhängern einer kurzlebigen Schutzzollpolitik bedenklich, und es ergeht der Ruf an alle deutschen Männer: fort mit der internationalen Ausstellung, mit den Italienern und Spaniern, die uns die Käufer wegschnappen, gebt uns die deutsche Ausstellung! Daß es grade der stetige und vertraute Zusammenhang mit den internationalen Kunstströmungen gewesen ist, welcher München auf seine gegenwärtige Höhe gebracht hat, und daß es seine führende Stellung im deutschen Kunstleben nur behalten kann, indem es allen den überraschenden Fortschritten ringsherum beobachtend und schaffend folgt, das übersehen diese blonden und blinden Patrioten völlig; und wenn sie ihren Willen wirklich sollten durchsetzen, so könnte eines Tages doch noch Berlin die moderne deutsche Kunststadt werden — trotz der Herren Becker und von Werner.

Zwei Bände von Gottfried **Keller** werden, nachdem der Einspruch der Keller'schen Verwandten abgewiesen und das Testament des Dichters rechtskräftig geworden ist, im neuen Jahr bei Wilhelm **Hertz**, Berlin erscheinen. Der eine Band enthält gesammelte kleine Aufsätze und Skizzen Kellers, meist in Schweizer Zeitungen und Zeitschriften bisher verstreut, Schilderungen, Recensionen, Reise-Eindrücke, welche in ihrer Vereinigung allen seinen Verehrern willkommen sein werden; der andere Band bringt Autobiographisches, Aufzeichnungen von Keller selbst aus seinem Leben, und eine stattliche, durch viele Jahrzehnte fortlaufende Anzahl von Briefen, die Professor **Bächtold** mit pietätvollem Eifer zusammengebracht und ausgewählt hat. Obgleich Keller nicht eben ein eifriger Briefschreiber war und besonders in vorgerückten Jahren oft über seine Saumsal klagte, konnte er doch, wenn die rechte Stunde kam und die rechte Laune, sich voll Anmut und Tiefsinn den Entfernten aussprechen; und so wird auch diese letzte Gabe die besten Vorzüge seiner Natur noch einmal entfalten und wird, Kellerisch zu reden, „das rechte Schlußvergnügen" seiner Dichtung gewähren.

Der arme **Naturalismus**! Wieder ist ihm ein Gegner entstanden und diesmal ein grimmer: nach Lubliner und Lindau **Wildenbruch**. „Das heilige Lachen", so nennt sich ein allegorisch-phantastisch-mystisch-symbolischer Spuk, der die [illegible] des

kgl. Schauspielhauses gegenwärtig in Unruhe versetzt. Es wimmelt darin von Optimus und Pessimus und Animus und anderen frostigen Gespenstern, und es werden Metamorphosen ausgeführt durch den an Einfällen reichen Dichter, trotz Ovid: Häßlichkeit verkleidte sich als Echtheit, Lüge als Wahrheit, Haß als Unabhängigkeit, Neid als kritisches Selbstbewußtsein. Sie wissen doch, man nennt das den Uebermut des Satirikers? Zum Schluß aber liefert Herr von Wildenbruch die echte „Wahrheit" auf die Bühne, die wahre Wahrheit, die Wildenbruch'sche (sie trägt vermutlich eine Haubenlerche in der Hand); und der junge „Lachegott", der Sohn der Schönheit und des Animus, vollendet durch sein, so wird versichert, schalkhaftes Dazwischentreten die Katastrophe. Was wohl die p. t. Abonnenten unserer Hofbühne, die mit dem Naturalismus und dem Symbolismus bekanntlich gleich gut vertraut sind, zu dieser Dichtung sagen werden? Wir fürchten: sie haben dafür nicht den rechten Animus.



Das Lumpengesindel.

Komödie in 5 Aufzügen

von

Ernst von Wolzogen.

(8. Fortsetzung.)

Faßmann (schlägt auf den Tisch.) Ich sage: Die Zeit ist nah'!

Wachtmeister. Jawohl, es ist die höchste Zeit! Das scheint mir auch so.

Faßmann. Du feiler Scherge der Gewalt wirst dem nicht wehren!

Wachtmeister. Nanu! Seit wann haben wir denn Brüderschaft getrunken?

Friedrich (leise zum Wachtmeister.) Pst, er dichtet ja!

Wachtmeister. Ach so! Na denn, bitte, thun Sie sich keinen Zwang an!

Faßmann. Zwang — ich? (Springt auf.) Wissen Sie überhaupt, wer ich bin, mein Herr? Wissen Sie, wessen Feuerseele in mir wohnt?

Wachtmeister. Nee!

Faßmann. In dieser feierlichen nächt'gen Stunde will ich's Euch vertrauen, Ihr meine Freunde und Bürger eines glücklicheren Jahrhunderts! — Nur eine kleine Anzahl erster Geister kennt die Weltgeschichte. Alles Uebrige ist Cliché. Und wenn große Zeiten große Männer fordern, so bleibt dem sogenannten Weltgeist in seiner tötlichen Verlegenheit nichts anders übrig, als seine alten Typen wieder aufzufrischen.

Gottfried. Bravo!

Faßmann. So witzlos ist der Geist, vor dem ganze Generationen in Demuth zitterten!

Wilhelm. Scheußlich!

Dippel. Lachhaft!

Wachtmeister (leise zu Friedrich, indem er sein Taschenbuch hervorholt:) Wo wohnt der Herr?

Friedrich (ebenso.) Dalldorf, gleich links eine Treppe!

Faßmann. Auch die große Revolution wird sich wiederholen und sie wird ihren Napoleon finden. Ihr wißt es alle, er weilt schon unter uns!

Gottfried. Gewiß, er hat es uns ja selbst gesagt! Napoleon, Crommell und Dichter-Lord in einer Person!

Dippel (sieht Faßmann fragend an.) Sie vielleicht!

Wilhelm. Pfui, Mensch, bist Du ungebildet!

Faßmann (Dippel durchbohrend anblickend.) Nein, ich bin Danton! Haben Sie mir das nicht gleich angesehen? Und Sie sind der neue Marat — oder ich will mich hängen lassen!

Wachtmeister, Friedrich, Wilhelm, Gottfried (durcheinander rufend:) Marat, jawohl, das ist er! Vive Marat! Prost Marat!

Dippel. (erhebt sich, immer noch kauend.) Ich danke Euch für das Vertrauen, Bürger, das Ihr mir entgegenbringt, und es soll mein lebhaftestes Bestreben sein . . . . . . (er verschluckt sich. Der Wachtmeister klopft ihm auf den Rücken.) Danke, Bürger Wachtmeister! (Zu Friedrich:) Marat war ja wohl der General, der nachher König wurde.

Friedrich, Wilhelm, Gottfried (entrüstet.) Pfui!

Wilhelm. Marat war der Volkstribun mit der unübertroffenen Giftzunge. der nachher von der schönen Charlotte Corday im Bade ermordet wurde.

Dippel (drückt Faßmann die Hand.) Ich danke Ihnen, Herr College Danton! Denn ganz abgesehen davon, daß ich mich allerdings zum Volkstribunen in ganz hervorragendem Maße befähigt glaube, habe ich mir auch immer einen solchen Tod gewünscht. Himmelbataillon! Welch berauschender Gedanke: Den Lorbeer um den Stirn, den das dankbare Volk mir gewunden, die Glieder sich umspülen zu lassei von den warmen, duftigen Wellen des Bades . . . . .

Wilhelm. Pardon! Es war kein Wellenbad!

Dippel. Meinen Nacken umschlungen von den Lilienarmen eines göttlich schönen Weibes!

Gottfried. Sie bilden sich doch nicht etwa ein, daß Charlotte Corday mit ihm zusammen badete?

Dippel. Nein, that sie das nicht? dumme Pute!

Gottfried. Na, das können Sie ihr doch nicht übel nehmen! Marat war bekanntlich ein so abschreckend häßliches Scheusal, daß kein Hund ein Stück Brot von ihm nahm.

Dippel (springt auf; wüthend:) Und Ihr wagt es, mich mit ihm zu vergleichen? Ihr wollt Volksfreunde sein!

Wachtmeister (auf den heruntergleitenden Mantel deutend. Bitte bleiben Sie bedeckt!

Dippel (rafft den Mantel wieder um sich und kehrt der Gesellschaft gekränkt den Rücken.) Nun ist mir aller Appetit vergangen!

Wachtmeister. Na, Sie haben ja aber auch einen juten Kampf jekämpft! (Auf die leeren Schüsseln deutend.)

Friedrich. Wer hat denn Elses Butterbrod gegessen?

Gottfried. Lag das hier? Dann bin ich's wohl gewesen in der Zerstreuung.

Wachtmeister (sich ein neues Glas einschenkend, singt:) Die alten Deutschen tranken noch eins . . . . Kinder, haltet Euch ran, ich sehe Jrund!

Wilhelm. Meine Herren, vergessen wir die Damen nicht!

Dippel. Damen? Du bist überhaupt ein Bourgeois in meinen Augen!

Wilhelm. Na also die Frauen und besonders die Wittwen!

Wachtmeister. Wittwen? Da protestire ich!

Faßmann. Meine Herren, ich bin prinzipiell gegen diesen entsittlichenden und verweichlichenden Cultus der Frau.

Gottfried. Sie? Sie haben doch eben erst einen ganzen Band Gedichte an „Alma" herausgegeben.

Faßmann. Alma? Welche Alma?

Friedrich. Jetzt kennt er seine Alma nicht mehr! Roderich! Wo weilt Dein Geist! Alma aus Weißensee!

Wachtmeister (singt:) Alma, wo mag das Mädchen sein?

Friedrich (zum Wachtmeister:) Dieser Alma zu Liebe hat er nämlich zwei Selbstmordversuche gemacht — leider vergeblich!

Faßmann (verächtlich:) Tempi passati! Das Weib hat überhaupt seine Auf-

gabe erfüllt, sobald es den Mann geboren hat. Dann fort damit! Das kommende Jahrhundert wird männlich sein oder es wird überhaupt nicht sein!

Wilhelm. Quatschkopp!

Wachtmeister. Na, na, keine Injurien! Oder ist des vielleicht in de neiere Literatur auch 'ne Ehrenbezeigung?

Friedrich. Laß mich mal durch, Schwiegerpapa! (Er drängt sich am Wachtmeister vorbei und geht nach dem Schreibtisch, auf dem er während des Folgenden herumkramt.) Da wir gerade mal bei der Frauenfrage sind, so können wir sie ja auch ebenso gut gleich lösen.

Wilhelm. Fritz hat nämlich ein Gedicht gemacht für das Stiftungsfest des Vereins der Mäntelnäherinnen. Ich sage Euch: großartig!

Wachtmeister. Soll was vorgetragen werden? Na, wie Jott will! (Lehnt sich bequem in die Sophaecke zurück.) Ich halte still.

Dippel. Ist das in Versen? Na Gott sei Dank, satt bin ich ja!

Wilhelm Banause!

Friedrich (hat das Blatt gefunden). Ihr erlaubt doch, daß ich's Euch vorlese?

Faßmann. Ich muß erklären, daß ich prinzipiell gegen Verse bin. Das ist eine Verweichlichung, die eines großen Jahrhunderts unwürdig ist.

Gottfried. Das sagt ein Mensch, der eben noch triefend von Versen vom Pegasus gestiegen ist!

Faßmann. Es soll meine letzte Verirrung gewesen sein!

Wilhelm. Maul halten!

Gottfried. Lesen!

Friedrich. Ich gebe Eurem allgemeinen Drängen nach, meine Freunde! (Er tritt hinter Dippel's Stuhl und beginnt mit dröhnendem Pathos zu lesen.)

Nicht Orgelklang und nicht Drometendröhnen
Begleite mir das hohe Lied der Schmach,
Verkünden will's mit schrillen Zornestönen . . .

Wilhelm (springt auf und reißt ihm das Blatt aus der Hand). Herrgott, Mensch, Du kannst ja nicht lesen!

Friedrich. So? Willst Du mir vielleicht zeigen, wie man's machen muß? Du hast doch überhaupt schon gar keine Ahnung!

Wilhelm. Silentium! (Er beginnt furchtbar zu brüllen und zu stottern:) „Prolog zum Stiftungsfest des Vereins der Mäntelnäherinnen von Friedrich Kern.

Friedrich. Du Schaute, das wollen wir garnicht wissen!

Wilhelm. Silentium! Ich lese jetzt genau so, wie ich's morgen Abend vortragen will:

Nicht Orgelklang und nicht Drometendröhnen
Begleite mir das hohe Lied der Schmach,
Verkünden will's mit schrillen . . .

Friedrich, Gottfried und Faßmann fallen gleichzeitig über Wilhelm her, drücken ihn auf den Stuhl nieder, halten ihm die Hand vor den Mund und drohen ihm mit Fäusten. Faßmann reißt ihm das Blatt weg.

Gottfried. Barbaren! Ihr mordet ja Eure eig'nen Kinder!

Friedrich (gleichzeitig). Stier von Uri schweig', der Wirt schickt gleich 'rauf!

Faßmann (gleichzeitig). Her zu mir!

Dippel (gleichzeitig, sich die Ohren zuhaltend). Baumwolle her! Der Kerl sprengt mir die Ohren!

Wachtmeister. Silentium! Oder ich setze den Helm auf und erkläre die Versammlung für aufgelöst!

Else öffnet die Thür links ein wenig und bleibt horchend stehen.



Faßmann. Ruhe! Ich habe das Wort!

Friedrich (drohend zu Faßmann:) Wenn Du mich etwa auch veralbern willst, dann kannst Du was erleben, mein süßer Roderich! (Setzt sich wütend vorn beim Schreibtisch.)

Faßmann deklamiert mit edlem Schwung, ausdrucksvoll und wohltönend:)

Nicht Orgelklang und nicht Drometendröhnen
Begleite mir das hohe Lied der Schmach,
Verkünden will's mit schrillen Zornestönen,
Was Mensch am Menschen freventlich verbrach!
Millionen Heldenstirnen will es krönen,
Die eine Dornenkrone blutig stach. —
Alt ist die Schuld — wer soll sie noch entgelten?
Wir freu'n uns ja der besten aller Welten!

Daß einst wir Scheiterhaufen aufgeschichtet
Und Menschenopfer frommem Wahn verbrannt,
Daß Völker sich im Bruderkrieg vernichtet
Und daß von Stamm zu Stamm, von Land zu Land
Der Selbstsucht Schranken künstlich wir errichtet —
Nicht schändet's so, als daß wir, blind verannt,
Jahrtausendlang das Weib vom Manne trennten,
Als ob wir Menschen nicht, nur Männer kennten!

Wir heucheln in der Dichtung Tempelstätten
Anbetung vor dem „schöneren Geschlecht" —
Und schlagen es mit Seel' und Leib in Ketten,
Betrügen es um Freiheit und um Recht,
Wir spotten über Gänschen und Koketten
Und heißen doch das kind'sche Weib nur ächt
Und mühen uns mit ängstlichem Gebahren,
Es vor Erkenntnis treulich zu bewahren.

Habt Acht, das Eisen glüht! Die Zukunft schmiedet
Die Waffe schon, die neue Helden schafft,
Und Geister, die zu seh'n Ihr feig vermiedet,
In heller Schaar um ihre Fahnen rafft.
Der Tag bricht an! Vereinigt, was ihr schiedet —
Und frisch erblüht Euch neue Schöpferkraft!
Nur die heiß' Euch die beste aller Welten,
In der nicht Mann noch Weib, nur Menschen gelten!

Else hat sich während der letzten Verse, leise weinend, an den Thürpfosten gelehnt, der Wachtmeister ist in der Sophaecke eingeschlafen.

Dippel. Bravo! Bravo! Setz' Dich einen rauf, Fritz!

Wilhelm (wüthend.) Sſt! (Leise.) Zerreiß doch nicht die Stimmung, gemeiner Mensch! (Er drückt durch Blicke und Gesten seine Bewunderung aus.)

Faßmann (schreitet langsam auf Friedrich zu, der ihm einen Schritt entgegenkommt, umarmt und küßt ihn.) Mein Freund, mein Bruder!

Friedrich. Danke Dir, Roderich, das hast Du gut gemacht!

Faßmann. Nachdem ich diese hehre Feierstunde erlebt, vermag ich Dir nur noch einen Beweis meines höchsten Vertrauens zu geben. (Ihm in's Ohr, dumpf:)

Morgen, wenn die Sonne sinkt, werde ich Dich abholen zu einem Spaziergang nach den Zelten. Dort werden wir uns eine Gondel miethen, dann — Du verstehst mich!

Friedrich. Nee Du, ich glaube, es wird schon zu kühl, Abends zu gondeln!

Faßmann. Mensch, Bruder! Meine Seele hast Du mir gestohlen — die Deine fordr' ich jetzt von Dir! Gemeinsam laß uns tauchen, tief, tief hinab, bis daß des Lebens grause Flut ob unsern Häuptern sanft und kühl verrauscht! (Er starrt verzückt vor sich hin.)

Friedrich. Ach so, Du sehnst Dich wieder nach einer Kaltwasserkur! Scheint mir auch höchste Zeit!

Faßmann. Sollten jedoch unvorhergesehene Hindernisse sich unserm Vorhaben widersetzen, so dürfte ich mich wohl entschließen — mich der Bühne zu widmen. Ich glaube nunmehr meinen wahren Beruf erkannt zu haben! — Gute Nacht, meine Freunde! Ich denke einen langen Schlaf zu thun — Herr Dippel, meinen Mantel, wenn ich bitten darf! Bedecken Sie sich anderweitig!

Dippel. Ach so, ja, bitte! Es war mir eine Ehre! (Steht auf und will den Mantel zurückgeben, besinnt sich aber. Zu Friedrich:) Ach verflucht! Da steht ja die Thür auf! Ich kann doch nicht so vor Deiner Frau ....

Friedrich. Was? Ist denn Else .... (Er geht nach der Schlafstubenthür und legt Else die Hand auf die Schulter.) Na, Else, mein Herzchen, Dich hab' ich ja garnicht bemerkt! Hast Du gehört?

Else (nickt und schluchzt leise auf.)

Friedrich (zieht sie an sich.) Na ja, na ja — nicht übel, was? Der verfluchte Kerl, der Roderich, hat's aber auch wirklich famos gelesen!

Wilhelm (hat inzwischen einen Frauenrock aus dem Schranke genommen und ist dann zu Dippel getreten.) Das machen wir ganz einfach so! Nu 'mal eins, zwei, drei! Ich halte so lange den Vorhang vor. (Er hält den Mantel ausgebreitet vor Dippel.)

Dippel (während er in den Kleiderrock hineinschlüpft.) Nein, was thut man nicht Alles für seine Freunde! Ihr werdet mir das hoffentlich nie vergessen!

Friedrich. Du Else, der arme Teufel, der Dippel, hat für heute kein Nachtquartier. Du hast doch nichts dagegen, daß er bei uns ....

Else (auffahrend.) Was? Dieser Mensch!

Friedrich. Er kann ja hier auf dem Sopha schlafen. Komm, Herzchen! (Er zieht sie ins Zimmer hinein.)

Faßmann (wirft großartig seinen Mantel um.) Noch einmal biet' ich Allen gute Nacht! (Schreitet hinaus. Ab.)

Dippel (knixt komisch verlegen vor Else.) Sie werden entschuldigen, verehrte Frau.

Else (leise, ärgerlich zu Friedrich.) Was ist das für eine Maskerade — in meinem Rock!

Gottfried (sieht nach der Uhr.) Was, schon halb elf! Da ist es ja höchste Zeit! (Er sucht in seinen Taschen.)

Friedrich. Du wirst doch nicht schon gehen wollen?!

Gottfried. Nein, nein, Deine Frau ist nicht wohl — und sieh mal, Dein Schwiegervater ist gar schon sanft entschlummert! Herrgott, ich habe doch nicht...

Friedrich. Den Hausschlüssel vergessen?

Gottfried. Ja wahrhaftig, ich habe den Hausschlüssel vergessen! Nein, das ist doch wirklich ... Und bei uns ist garnicht so 'reinzukommen!

Wilhelm. Na, da bleibst Du eben 'mal die Nacht bei uns. Das wird sich schon machen lassen, nicht wahr, Else?

Gottfried (zu Else.) Nein, das kann ich unmöglich annehmen! Ich muß eben sehen, daß ich im Vorderhause Jemanden wach kriege.

Friedrich. Ach was, hab' Dich nicht so! Das geht ja ganz leicht zu machen.

Gottfried und Wilhelm (flüstern gleichzeitig je von einer Seite Friedrich in's Ohr.) Du, aber mit dem Dippel möcht' ich nicht zusammen!

Friedrich. Hm, so! Na, da machen wir's ganz einfach so: Kunibert in Wilhelms Kammer — Gottfried und Wilhelm in die Schlafstube — und wir beide machen's uns hier auf dem Sopha hübsch gemütlich. Nu 'mal fix anfassen, umbetten! (Zu Else:) Immer praktisch, was?

Gottfried. Aber ich kann doch unmöglich . . .

Friedrich (faßt ihn beim Kragen und schiebt ihn in die Schlafstube.) Ohne Widerrede — marsch! Haha!

Else (setzt sich auf den Stuhl am Schreibtisch und starrt düster vor sich hin.)

Friedrich (im Vorbeigehen zu ihr:) Es ist Dir doch recht so, Else?

Else. Mir ist alles recht.

Wilhelm (im Vorbeigehen zu Else:) Bettwäsche ist doch noch drin im Schrank?

Else (nickt.)

Wilhelm. Na, dann geht's ja famos! (Ab nach links.)

Friedrich (nimmt Dippel beim Kragen.) Jetzt zu Dir, mein Sohn!

Dippel (sich gegen Else verbeugend.) Ich will nur hoffen, verehrte Frau, daß der ungebetene Gast . . .

Friedrich. Fortsetzung folgt. (Schiebt ihn hinaus und geht selbst mit. Beide ab hinten.)

Else (wendet sich um, springt auf und geht auf den Wachtmeister zu, ruft wie plötzlich entschlossen:) Vater! Komm, wir wollen gehen! — Er schläft! (Sie seufzt laut auf und tritt an die Balkonthür.)

Wilhelm und Gottfried (treten von links auf mit Laken, Kissen und Deckbett.)

Wilhelm. So, Else, da hast Du Deine eignen Sachen. Ich schlafe in Fritzens Bett und Gottfried wird frisch bezogen.

Gottfried (den Wachtmeister an der Schulter fassend.) Herr Wachtmeister, bitte, stehen Sie 'mal 'n Augenblick auf!

Wachtmeister. Ja! (Reibt sich die Augen.) Was soll ich denn? Auf Wache und Posten nichts Neues!

Gottfried. Wir wollten gerne das Bett zurechtmachen. Wenn Sie vielleicht so lange hier Platz nehmen wollen.

Wachtmeister (setzt sich, von Gottfried geführt, auf einen Korbsessel. Verschlafen:) Ja, ja, Kinder, 's war ja sehr hübsch — blos: Ihr hättet den Willem lesen lassen sollen, — der andere Herr, der klöhnte ja so. Reine zum Einschlafen! Uah. (Er nickt wieder ein.)

Wilhelm (der mit Gottfried rasch das Lager zurechtmacht.) Noch'n bischen glatter auf Deiner Seite! — So, das wär' geschafft!

Friedrich (wieder hinten eintretend.) Schon fertig? Das ist ja famos! — Nun sollst Du 'mal sehen, Elsulein, wie prächtig wir da schlafen werden. Ich werde Dich schon festhalten, daß Du nicht rausfallen kannst.

Wilhelm. Na denn wünsch' ich angenehme Ruh'.

Gottfried. Es thut mir wirklich furchtbar leid, arme Frau Else, daß ich nun schuld bin . . . .

Else (rasch ihre Thränen trocknend.) Lassen Sie nur, Herr Müller!

Gottfried. Gute Nacht also!

Friedrich. Gute Nacht, Kinder!

Gottfried und Wilhelm (ab links).

Else (geht rasch nach dem Kleiderschrank und entnimmt ihm Hut und Mantel.)

Friedrich (zum Wachtmeister.) Nu komm, Papachen — ich muß Dich 'runterbringen. Das Haus wird schon zu sein.

Else. Bemühe Dich nicht, das kann ich ja thun!

Friedrich. Ach Unsinn, Else — geh' lieber gleich zu Bett! (Da Else sich anzieht.) Hallo, was soll denn das? Du willst doch nicht etwa ....

Else. Ja, ich will Vater nach Hause begleiten.

Friedrich. Na aber, das nimm mir nicht übel, Kind, Du bist wohl 'n bischen .... Du denkst wohl, er könnte nicht mehr allein nach Hause finden? Haha, nee wir waren ganz solide! Ich glaube, ich habe am meisten getrunken, und ich spüre kaum einen leichten Schwips. Na komm, Herzchen, sei nicht .... (Else umarmend.)

Else (sich ihm sanft entziehend, tritt in die Mitte.) Laß mich, Fritz! Ich werde zu Hause übernachten. Es ist ja doch unbequem für uns Beide da auf dem Sofa.

Friedrich. Nun ja, wenn auch — es ist ja doch nur für eine Nacht!

Else. Du sollst meinetwegen nicht um Deine Bequemlichkeit gebracht werden. Komm, Vater — hier ist Dein Helm und Dein Säbel. (Sie legt ihm beides auf den Tisch.)

Friedrich. Ich weiß nicht, Else, Du bist so komisch! Was hast Du denn nur?

Else. Es ist überhaupt wohl besser, wenn ich gehe. Leb' wohl, Fritz!

Friedrich. Na wenn Du denn durchaus willst — gute Nacht mein Schäfchen! (Er küßt sie flüchtig auf die Stirn.) Morgen zeigst Du mir wieder ein vergnügtes Gesicht, nicht wahr? So verheulte kleine Frauenzimmer kann ich gar nicht leiden.

Else (mühsam ihr Schluchzen unterdrückend.) Du sollst mich auch nicht wieder weinen sehen, Du sollst mich überhaupt .... ich weiß ja .... ich kann Dir ja auch nichts sein — Du lebst eben in einer idealen Welt und ich — ich bin ja natürlich Deiner nicht würdig. Ich sehe es ja ein, es ist ja meine Schuld — ich hätte es Dir eben früher sagen müssen, daß — daß ich es nicht wert bin, Deine Frau zu heißen.

Friedrich. Aber Else, ich bitte Dich, wer wird sich denn solche Thorheiten einbilden?

Else. Ach, ich bilde mir nichts ein — wirklich nicht! Ich kann Dir ja auch nichts sein — es ist ja kein Wunder. Ich bin ja so unbedeutend!

Friedrich. Ich glaube, Du grämst Dich immer noch darüber, daß Du durch's Examen gefallen bist. Das hat mir ja eben so an Dir gefallen, haha! Das ist ja eben ein Zeichen von Urwüchsigkeit, von Naturfrische, daß Dein Kopf sich das dumme Zeug nicht alles gefallen lassen wollte. Ich hätte Dich nie geheirathet, wenn Du das Examen bestanden hättest!

Else. Du hättest mich auch nie heiraten sollen — ich hätte es Dir sagen müssen. Jetzt ist es freilich zu spät!

Friedrich. Herrgott, Else, das klingt ja ganz tragisch! Was willst Du denn nur? Haben wir uns denn jemals auch nur gezankt?

Else (bitter.) Dazu hatten wir ja auch kaum Gelegenheit. Wann waren wir denn je allein?

Friedrich. Ach, spielst Du wieder auf Wilhelm an?

Else. Ja, Fritz, ich muß es Dir einmal sagen: eine rechte Ehe zu Dreien,

das ist unmöglich! Du siehst mich ja kaum mehr, seit Wilhelm bei uns wohnt. Er steht ja auch Deinem Herzen viel näher als ich.

Friedrich. Du kannst doch nicht verlangen, daß ich Dir zu Liebe meinen Bruder verleugne, mit dem ich immer zusammen gewesen bin von Kindesbeinen auf, mit dem ich alles geteilt habe, Gutes und Böses!

Else. Ich will es ja auch nicht verlangen. Darum — gehe ich ja eben. Komm, Vater!

Wachtmeister (taumelt empor und greift nach Helm und Säbel.) Wa — was ist denn?

Else. Wir wollen gehen, Vater.

Wachtmeister (während er umschnallt:) Ach so ja — entschuldigt, Kinder! Ich glaube, ich war 'n bisken injebrusselt. — Hähä, mir träumte . . . . rumpo, rupsi, Rupsack! Ja, ich kenne das menschliche Leben!

Friedrich (leise zu Else:) Else, ich begreife Dich wirklich nicht!

Else. Du kannst mich auch nicht begreifen. Lieber die schlechteste Behandlung, als so — so garnicht vorhanden sein.

Wachtmeister. Na, Kinder, es hat mich recht gefreut, muß ich wirklich sagen, mich mal wieder von Eurem Jlücke zu überzeugen. (Hebt den Deckel der Bowlenterrine auf und guckt hinein.) Ist denn nischt mehr da? Schade!

Else (den Arm ihres Vaters nehmend.) Komm nach Hause, Vater!

Friedrich (legt seine Hand auf Elses Schulter.) Wie Du das sagst! Fühlst Du Dich denn bei mir so garnicht zu Hause?

Else (läßt den Vater los und wendet sich rasch zu Friedrich.) Soll ich hier mich zu Hause fühlen, wo der erste beste hergelaufene Strolch mich aus meinem Bette drängen darf?! Das ist mehr, als eine Frau ertragen kann! (Schluchzt laut auf.)

Friedrich. Ach, darum bist Du mir so böse!

Else (trocknet rasch ihre Thränen und faßt sich mühsam.) Nein, nein, ich bin Dir nicht böse! Verzeih' mir, Fritz! (Sie reicht ihm die Hand.) Leb' wohl! Ich kann Dir meine Liebe ja nicht besser beweisen.

Friedrich (hält ihre Hand fest. Sehr erstaunt:) Else?!

Wachtmeister (ist inzwischen schon zur Hinterthür hinausgegangen und hat ein Taschenwachslicht entzündet. Ruft zurück:) Na, Kinder, stellt Euch doch nicht so an! Es ist ja nicht für ewig, hähähä!

Else (Friedrich rasch die Hand entziehend, leise, fast überwältigt von Schmerz:) Gute Nacht, Fritz! (Rasch ab hinten.)

Friedrich (eilt ihr nach.) Gute Nacht!

Wachtmeister (draußen) Schlaf' wohl, mein Sohn! Ruhe auf Deine Lorbeern! Blos 'n Endeken zu lang war das Jedicht — ich würde so 'ne Stückner zwanzig Verse 'rausstreichen.

Friedrich. Ich hole Dich morgen früh ab, Else, hörst Du? (Man hört draußen die Flurthür zuschlagen.)

Friedrich (horcht noch einen Augenblick hinaus, schließt dann die Thür und setzt sich nachdenklich auf die Lehne des Sofas.) Hm, ist ja Unsinn! (Aus dem Nebenzimmer hört man die Stimmen von Gottfried und Wilhelm, die sich lebhaft unterhalten. Dann singt Letzterer aus Oberon: „O Rezia, mein Leben!" — Die Lampe auf dem Eßtisch verlischt.)

Friedrich (springt auf, greift sich an die Stirn und ruft ängstlich: Wilhelm! Wilhelm!

Wilhelm (tritt noch angekleidet herein. Verwundert:) Was, im Finstern? Ist denn Else nicht . . . .

Friedrich. Else ist fort.



Wilhelm. Else ist — fort? Ja, wie denn fort? Was — was soll denn das heißen?

Friedrich. Fort — fort für immer! Ich habe sie hinausgejagt aus ihrem Bett, aus meinem Hause! Und sie liebt mich — denke Dir, Wilhelm, sie liebt mich!

Wilhelm. Aber Fritz! Was ist denn das für ein Unsinn? Natürlich liebt sie Dich! Du sie doch auch? Na komm, alter Kerl, Du bist ja —

Friedrich. Nein, ich bin ganz bei Sinnen. Jetzt bin ich erst zu Sinnen gekommen. Ach Gott, Wilhelm, hilf mir! Ich habe eine so furchtbare Angst. (Er stürzt zur Balkonthür und reißt sie auf. Das Mondlicht dringt voll herein.) Siehst Du, siehst Du, da gehen sie noch, da! (Ruft laut hinaus:) Else, Else! Da, sieh doch, sie dreht sich um — sie winkt mir. (Er reißt sein Taschentuch heraus und winkt damit hastig hinaus.)

Wilhelm. Aber reg' Dich doch nicht so auf, Fritz! Morgen kommt sie ja wieder, und alles ist wieder gut.

Friedrich (ohne auf ihn zu hören.) Jetzt sind sie um die Ecke verschwunden. — — Hör' doch!

Wilhelm (tritt zu ihm und legt ihm die Hand auf die Schulter.) Was soll ich denn hören, mein Alter?

Friedrich. Ist es nicht merkwürdig, wie todtenstill auf einmal die Straße ist? Kein Mensch mehr! Alles wie ausgestorben – todtenstill! (Er wirft sich seinem Bruder um den Hals.) Ach, Wilhelm, bin ich denn ein Schurke? Mein Weib hat mich verlassen, mein gutes Weib!

Wilhelm (ihn sanft streichelnd.) Sei ruhig, mein lieber alter Junge! Ich bleibe bei Dir — ich werde Dich nie verlassen!

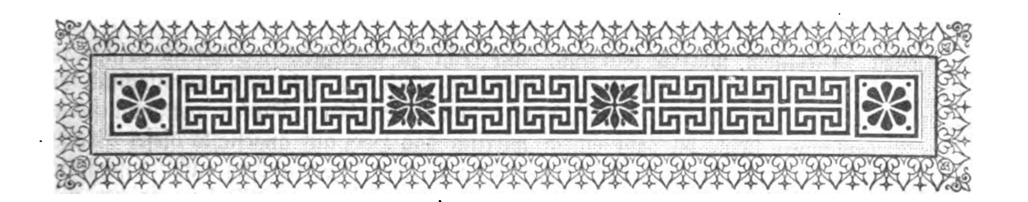
Der Vorhang fällt.

(Fortsetzung folgt.)



Verantwortlich für die Redaction Wilhelm Bölsche, Friedrichshagen. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler. Druck: A. Seydel & Cie. Beide in Berlin.





Briefe von Stauffer-Bern.

Von einer Reise nach Holland und zum Pariser Salon zurückkehrend, schreibt Stauffer am 8. Juli 1887 aus Berlin:

Was mich vorzüglich auf der Reise interessirte und wenn Sie wollen begeisterte (ich kann das Wort und die Stimmung, welche darunter verstanden wird, eigentlich nicht goutiren, der Begriff hat etwas vorübergehendes und mädchenhaftes, sagen wir also besser: durchwärmte, ich vergleiche mich mit einem guten, großen alten Kachelofen der die Wärme lange hält und ausstrahlt), sind nicht, wie Sie vielleicht denken, die alten Meister und ihre unsterblichen Werke, diese bewunderte ich wohl und grüßte, je nach dem, mit viel, sehr viel, oder etwas weniger Respekt das Handwerk, wie es vor 200 Jahren oder 300 in den Niederlanden geübt ward; nein ich empfand noch nie so, wie auf dieser Reise, daß mich, je älter ich werde und je reifer, immer mehr das Ungemalte in der Natur interessirt, resp. diese selber, sie ist die direkte und billigste und immer neue Bezugsquelle für jeden der nicht durch die Brille anderer sieht, was allerdings unter 100 sogenannten Künstlern 99⁸/₉ thun. Ich habe mich 12 Jahre lang abgemüht, alles was geleistet worden ist und geleistet wird, zu studieren und zu controlieren, auf Technik, Auffassung Empfindung hin und wie die schönen Sachen alle heißen und kann nun wohl sagen daß es keinen Meister giebt, dessen Werke ich nicht zu studieren Gelegenheit gehabt hätte. So muß es sein, denn man bildet sich nicht nur direkt an der Natur, sondern indem man die verschiedenen Wege und Arten kennen lernt, wie die famosen Leute aller Zeiten gegen dieselbe zu Felde gezogen sind. Aber, dann kommt eine Periode und diese stellt sich bei mir sachte ein, wo man gegen Kunstwerke gleichgültiger wird — das ist nicht recht ausgedrückt: wo man sich an der direkten Natur noch mehr erfreut, als am schönsten Rubens. Wenn ich irgend ein altes Kunstwerk sehe, so bewundere ich vor allem den Menschen, der das gemacht und wie er es gemacht, gefaßt, empfunden, gemalt hat. Gehe ich in der Natur spazieren und sehe umher, so ist es mit ganz anderm Gefühl, ich brauche da nicht erst mich durchzuarbeiten durch die Auffassung eines Anderen und den unwillkürlichen Vergleich anzustellen zwischen menschlichem Kunstwerk und der Schöpfung, der, wie groß auch die Begabung des Malers, immer etwas zerstreuendes hat; sondern ich sehe unmittelbar in die Natur, und sie gestaltet sich mir nach meiner Individualität und meinem Empfindungsvermögen. — Ich bin viel zu sehr Fachmann und zu wenig naiver Normalmensch, um vor einem Werk bildender Kunst mich und meinen Beruf so

vergessen zu können wie es sein soll, um recht zu genießen, wenigstens bringe ich es in den seltensten Fällen dazu. Auf der Reise hat mir also hauptsächlich die Landschaft Eindruck gemacht, die fruchtbare, von Menschen bebaute, wie man sie in den Niederlanden sieht, da geht einem wirklich das Herz auf angesichts dieser Pracht; was soll ich Ihnen da schildern, ich könnte es mit Worten doch nicht anschaulich machen, Kornfelder und Wiesen und Kanäle mit Schiffen und Wolken drüber und so weiter. — —

Hier wurde ich gestört und fahre heute Sonntag den 10. wieder fort. Ich meine also die Landschaft. Sie macht mir immer das größte Vergnügen, man kann sich hineindenken was man will, Viehzeug oder Menschen oder gar Götter, je nachdem man selber oder die Landschaft in heiliger oder profaner Stimmung ist. Ich komme jedenfalls wieder (nach einer Pause von 10 Jahren) dazu wie früher als ich anfing ruhig und ohne große Scrupel ein Bild nach dem andern zu komponieren und zu malen. Daß ich es bis dato nicht gethan habe, rechne ich mir im Grund hoch an, es ist vor allem nothwendig (wir haben ja schon davon gesprochen) die Ausdrucksmittel zu beherrschen, um dieselben nach seinem Willen benutzen zu können. So dachte ich schon wie ich 17 Jahre alt, habe strikte danach gehandelt, und denke heute noch so, im Gegensatz zu den meisten deutschen Malern, die, weil sie nicht genug erst gelernt haben, kein genügendes Fundament besitzen, um ihre Werke mit der nötigen Freiheit zu hantieren und ihr Können resp. ihre Fähigkeiten weiter so lange sie gesund bleiben auszubauen.

Im Haag sind — doch das werde ich Ihnen mündlich erzählen; aber beim Haag liegt Scheveningen und dort ist das Meer θαλαττα, θαλαττα, das weite rauschende unendliche ewige! Da habe ich es zum ersten Mal gesehen, was soll ich weiter sagen. „Schweigend ging er zum Strande des weit aufrauschenden Meeres.“ Am Abend nach Sonnenuntergang kam ich hin, es war kalt und windig und die Wellen am Strand gingen ziemlich hoch, da dachte ich (verzeihen Sie mir einmal meine Selbstüberschätzung, denn es war wirklich das erste Gefühl nachdem ich mich von dem unerhörten Eindruck erholt hatte) da dachte ich, o Ihr miserablen Stümper von Marine und Strandmalern, ja wirklich miserable Stümper. O o Du heiliger Böcklin, denn Du bist wirklich der Einzige, der bis dahin Berge und Meer gemalt hat; Achenbach und Konsorten, Mesdag, wie sie heißen, seit ich das Meer selber gesehen habe kann ich mir auf keinen von der Gesellschaft mehr einen Vers machen. Es kam mir schon vorher manches in diesen Bildern verdächtig und auswendig gemalt vor, ich meine auswendig gemalt, als nicht auf unmittelbarer Beobachtung basierend; nun ich es sah, hatte ich die Ueberzeugung von der Richtigkeit meines Verdachts. Seifenschaum und Mehlsuppe und Pinselgymnastik, aber kein Meer. Nein, jedem Spezialisten komme ich mit Mißtrauen entgegen, es sind nicht Künstler im wahren, eminenten Sinne des Worts. Ich komme darauf noch zurück. Ich mußte wirklich lachen als ich am folgenden Tag, nachdem ich die halbe Nacht am Strande gestanden hatte, in der Frühe wieder nach Scheveningen hinaus ging und wieder das Meer sah, an die modernen Künstler dachte, die ganze Sommer lang sich aufhalten und malen und was malen? Ich komme da wieder auf Böcklin, wo ich gehe und stehe je einfacher und größer meine Anschauung wird, desto mehr lerne ich den Wert dieses Mannes kennen. Er ist wirklich der Einzige, der das Elementare in der Zufälligkeit der natürlichen Erscheinungen darzustellen vermag. Ich sehe da völlig ab von seinen bizarren Phantasieen und so weiter, an diesen freue ich mich nebenher als an einer beliebigen schönen Sache, ich meine hier die große Art wie er in die Natur sieht. Verstehen Sie mich bitte wohl, ich werde nie ein Bild malen was an Böcklin nur [illegible]

weitem erinnert, ich sehe und empfinde Vieles anders, werde ganz andre Themata behandeln, ganz abgesehen davon daß zwischen mir und Böcklin etwa ein Unterschied ist wie zwischen einem guten preußischen Ordonnanzpferd und einem Pegasus, aber etwas ähnliches strebe ich doch an wenn auch mit kleinen Mitteln.

Montag. Wenn ich lange Briefe schreibe, so ist das immer ein Zeichen, daß ich nicht ordentlich frisch arbeite sondern mich inwendig begucke. Alles hat seine Zeit, auch das Reflektieren. Man schafft sich über vieles Klarheit und ergreift mit Bewußtsein Besitz von dem was man an Erkenntniß und Darstellungsvermögen unmerklich im Laufe der Monate erworben hat, indem man darüber nachdenkt und es registriert. Es ist dies nichts Gewaltsames, wozu man sich aufraffen muß, es geschieht unwillkürlich und bildet die Abschnitte im Leben. Ich denke das wird bei andern auch so sein, daß sie von Zeit zu Zeit wieder mit sich abrechnen müssen um Klarheit in ihr geistiges Besitztum zu bringen. Da fährt mir nun vieles durch den Kopf, mit dem ich Sie zum größten Teil verschonen will. Ganz aber kann der Kelch nicht an Ihnen vorübergehen. Ich muß hier noch ein paar Worte über das verlieren was man und was sich heutzutage alles Künstler nennt, und über das Spezialistentum. Ich sagte, glaube ich, auf einem vorhergehenden Bogen, daß ich einem „Spezialisten" das Prädikat Künstler nur bedingt zuerkenne. Damit wäre über eine ganze, die größte Anzahl Maler und ihre Thätigkeit der Stab gebrochen. Sei es, ich kann es begründen. Es macht auf mich fast alles, was ich sehe von diesen Spezialisten, einen beinahe komischen Eindruck, so chinesenhaft, und ich frage mich oft, wie muß eine solche Gehirnmechanik aussehen und wie muß sie arbeiten, daß es ihr möglich, diese Art künstlerischer Produktion zu erzeugen. Vergegenwärtigen Sie sich gefälligst einmal daß z. B. Andreas Achenbach seit 30 Jahren beinahe nichts, gar nichts malt als immer dasselbe sogenannte sturmgepeitschte Meer, oder denselben Mühlbach mit derselben Mühle in derselben Stimmung. Ich greife den gerade heraus, weil er wirklich ein ganz hervorragendes Talent ist und seine künstlerischen Mittel es ihm gar wohl erlaubt hätten der Sache immer auf den Grund zu kommen oder wenigstens immer das Streben danach zu bekunden. Nicht jede Arbeit ist ein Treffer, es läuft viel minder gutes mit unter, aber das Gesammtbild einer künstlerischen Thätigkeit soll unter allen Umständen das ehrliche Streben nach der schönen Wahrheit darstellen. — Es ist selbstverständlich, daß der eine Künstler mehr für die eine oder andere der vielen Erscheinungen in der Natur inkliniert, dies ist nie anders gewesen, das verstehe ich auch eigentlich nicht unter einem Spezialisten. Ein Spezialist, das ist einer, der einmal ein bestimmtes Motiv und eine bestimmte Auffassung für dasselbe gefunden, damit sein Glück gemacht, resp. es gut verkauft und weitere Bestellungen darauf erhalten hat, und der nun, glücklich darüber, ein „cachet" zu haben, fort und fort sein ganzes Leben dasselbe malt, für nichts mehr weiter Sinn hat, als für die z. B. 3/47 Stimmung Abends im Sommer in einer flachen Sumpflandschaft mit einem Hirsch und einer Mondsichel. Man kann sein ganzes Leben Tiere oder Landschaft oder Stilleben malen, wichtig ist aber, daß man immer mit frischem Auge seine Eindrücke wieder aus der Natur direkt holt, es bleibt noch immer persönliches genug in der Arbeit.

Viele sehr hoch klingende Namen sind in diesem Spital des Philisteriums krank. Wenn ich mich nach den Ursachen frage, so kommt vor allem die Existenz, hat einer mal einen Wurf gethan und kennt man ihn als den, der „die" Bilder die „so" aussehen malt, daß auch der Dümmste sofort sagen kann, aha das ist der und der, und seine mehr oder minder geistreichen Glossen daran zu knüpfen in den Stand gesetzt ist, so verkauft der Künstler seine Werke, denn das Publikum, resp. der

Banquier, der sich so was kauft, hat dann die Genugthuung, daß das Bild in seinem Zimmer sofort erkannt wird als ein Max oder Defregger oder Achenbach oder wie die Leute heißen. So muß es sein, wenn ein Kunstwerk für den Käufer wirklichen Wert haben soll. — —

O wie sehne ich mich nach den blauen Bergen meiner Heimat, an mir ist jeder Zoll ein Bernburger, das Hügelland um Bern ist der Boden worauf die Figuren meiner Bilder in spe wandeln werden. Ich muß noch einmal von mir anfangen. Man zieht mir — das teile ich Ihnen mit unter dem Siegel der Verschwiegenheit — eben den Speck durch's Maul wegen einer Professur in München resp. Fritz August Kaulbach hat mit mir, wie er hier war, darüber gesprochen, daß ich diejenige Kraft wäre, welche er brauchte. Bei Gelegenheit des Ankaufs meiner Stiche durch die Akademie war wieder davon die Rede. Es wäre zu schön um in Erfüllung zu gehen und ich kann mir nicht denken, daß die Münchener sich gefallen ließen einen aus Berlin berufenen Menschen hin zu bekommen. Aber immerhin, wenn ich daran denke, an die Möglichkeit durch einen fixen Gehalt und Staatsatelier in den Stand gesetzt zu sein nur das machen zu können, wozu mich der Geist treibt, schöne stille Leute auf blumigen Wiesen und so weiter, in der Nähe der Berge zu leben, nahe der Schweiz in einer billigen Stadt, in der ich die ersten großen Eindrücke die für das Leben maßgebend blieben, erhalten habe, dann zieht es mir wie Frühling durch die Glieder. Ich stehe hier so isoliert daß es mich manchmal fröstelt. 7 Jahre bin ich in dieser Stadt, wo es die schlechtesten Maler und die besten Soldaten giebt, d. h. es giebt auch gute Maler und schlechte Soldaten, aber beidergattig wenig, und noch ist es mir nicht gelungen Wurzel zu schlagen. Berlin ist ein Parvenü fast in jeder Beziehung, in Kunst aber ganz besonders, das Volk und die Gesellschaft hat eine viel zu junge Kultur, es weht ein ätzender rauher Geist über dieser Stadt, zur Kritik geeignet und zum Spott, nicht anregend zum heiteren fröhlichen Schaffen. Es sind hier wohl große Fortschritte zu verzeichnen, die Regierung giebt ein Riesengeld aus, teils mit, teils ohne Verstand, aber die Gegend hat ein sandiges Terrain und ist schwer zu kultivieren. Das hat Paris jedenfalls nebst vielem anderen in der Kunst vor Berlin voraus, daß man dort im Publikum wenigstens über das Wesen und den Begriff künstlerischer Tüchtigkeit einig ist und dieselbe, auch wenn man anders denkt, doch erkennt, hier ist das noch lange nicht der Fall, nicht einmal bei den Collegen, geschweige denn beim publico. Vor allem krankt man hier an der miserablen Academie und deren unsinniger Leitung. Aus dieser Anstalt, für die der Staat eine große Summe ausgiebt, ist, seitdem sie existirt, noch nicht ein einziger wirklich guter Künstler hervorgegangen, lauter großschnauzige Kerlchen, die keine Ahnung haben von dem was in der Welt gemacht wird und die so malen, wie sich die Franzosen zu thun schon vor 50 Jahren geschämt hätten. Es wird in Berlin erst dann merklich bessern, wenn die Akademie etwas leistet. Werner ist alles andre wie ein passender Akademiedirektor. Wichtig ist, daß dem Schüler beigebracht wird die Pietät gegen die Natur und daß ihm gezeigt wird, wie weit man es im Studium treiben kann. Sie lernen nichts hier. — Ich bin ja froh daß ich hierher gekommen bin, ich habe auch Ursache dankbar zu sein daß das gute Geschick mich hier gerade die Thätigkeit finden ließ die mir meinen Unterhalt und Existenz verschaffte und zugleich das beste Mittel war, mich weiter zu bilden. Die Portraitmalerei ist ja wenn man will die Quintessenz und der Maßstab künstlerischen Könnens, aber nur die Portraitmalerei im idealen Sinn, nicht als Profession ausgeübt. Der heutige Portraitist bedeutet in den meisten Fällen erstens einen äußerst gewandten Gesellschaftsmenschen, zweitens einen Geschäftsmann, und drittens einen

Virtuosen ohne Ueberzeugung uud künstlerischen Charakter. — Ich bin ein Muß-Professions-Portraitist und habe die Sache hauptsächlich als Steigbügel betrachtet, um mich in den Sattel zu schwingen, um die Jahre des Studiums, welche mir noch fehlen, auf diese Weise aufzubringen. Ich sage damit nicht, daß ich nicht die Veranlagung fühle zum Portrait, die zu haben bin ich fest überzeugt, aber mein ganzes Leben Juda und Israel zu malen, wäre mir doch entsetzlich. Vom künstlerischen Werth eines Bildnisses hat der Besteller wenig Ahnung in der Regel und eine starke Charakteristik wird erst recht nicht geduldet. So gehe ich fast an jedes Portrait mit der fatalen Gewißheit, daß es, wie ich es auch mache, dem Besteller nicht gefallen wird, der Zufall bringe es denn. Das ist kein fröhliches Schaffen. — Drum denke ich es mir so herrlich Professor in München zu sein, entweder eine liebe Frau oder eine Schwester, die einfach und behaglich den Haushalt besorgt, aber ganz einfach; und arbeiten mit Lust und Freude den ganzen Tag, man würde auch Bilder etwa los werden mit der Zeit und brauchte nicht Nerven wie Schiffstaue. — Ueber die Junggesellenhaftigkeit, den Ursprung alles Uebels, die mir manchmal meine ganze Existenz verleibet, schreibe ich nicht.

Sie fragen über meine unmittelbaren Zukunftspläne, die sind bald exponiert. Erst muß ich sehen, daß ich durch eine gehörige Luftveränderung aus meinem gegenwärtigen nervösen Zustand herauskomme, was ich bei meiner lieben Mutter wohl bald bewerkstelligt haben werde. Ich will 14 Tage im Jura botanisieren und Abends mit meinem Mütterlein plaudern. (Eine Mutter ist doch das beste, was es auf der Welt giebt.) Dann werde ich wieder die nöthige Spannkraft haben um mit Erfolg die Studien zu einem Bilde zu machen für die nächstjährige Münchner Ausstellung. Der Herr gebe mir seinen Segen, Sela!

Ihr treu ergebener

Stauffer."

Licht aus dem Dunklen.

(Schluß.)

Es ist heute noch völlig unmöglich, über die occultistische Bewegung irgend etwas zu sagen, was nur einigermaßen abgeschlossen und vollständig wäre. Die volle zuversichtliche Gläubigkeit auf der einen Seite, — die volle zuversichtliche Zweifelsucht auf der anderen machen die Sache verworren und dunkel. Ohne Frage übt der Occultismus eine geheime mächtige Anziehungskraft auf alle Narrheit, Dummheit und Einfältigkeit der Menschennatur aus; seine Anhänger rekrutieren sich vielfach aus jener stumpfen Masse, die in dem dichtesten Geisternebel gewohnt ist zu hausen, für die alle Religion noch Fetischdienst ist, alle christlichen und jüdischen Märchen höchste Offenbarungen vorstellen, wie das besonders bei den Bigotten des amerikanischen Spiritismus der Fall, — die sich mit jeder blöden Abgeschmacktheit abspeisen lassen und jedem kindischen Aberglauben huldigen. Die Dummheit, der Irrsinn und die ausschweifendste Phantastik haben hier eine liebevolle Heimstätte gefunden. Auch unsere nervös zerrüttete Gesellschaft mit ihrem Hunger nach der Aufregung um jeden Preis, nach einer Zerstreuung, die nur keine Geistesarbeit verlangt, diese ganze dem Untergang reife Gesellschaft ist eine Nährerin jener Bewegung. Wie ein Cagliostro zum Untergange des ancien régime Totenglocken läutete, so sind auch die Magier unserer Zeit vielfach Propheten, die uns nichts verkünden als die Krankheiten und den Marasmus unserer Modewelt. Und doch, so viele Auswüchse, so viele geile und

giftige Blüten der Occultismus trägt, — — ist darum nichts Gesundes an ihm? Soll man darum das Ganze verwerfen? Wächst er nicht auch aus Wurzeln hervor, in denen ein ewig frischer Lebenssaft quillt? Bei der Bedeutung, welche diese Bewegung tatsächlich gewonnen, — nach Kiesewetter beziffern sich die Anhänger auf 15 Millionen — kann man unmöglich länger stillschweigend an ihr vorübergehen. Es gilt den Weizen vom Unkraut zu sondern. Tolstoj hat wohl Recht mit seiner Verurteilung der Wissenschaft, daß sie dem Leben zu wenig dient. Sind es 15 Millionen Menschen nicht wert, daß man sich mit Ernst und Eifer über ihren Glaube und ihre Ueberzeugungen aufklärt, sie zu befreien sucht, wo sie in den Fesseln ihrer Beschränktheit liegen? Muß nicht der blinde unzurechnungsfähige Glauben an die abenteuerlichsten und abstrusesten Dinge immer mehr wachsen, wenn jene 15 Millionen allein die Worte ihrer Führer vernehmen, nie aber die Worte Anderer, welche klar nachweisen, wo die wissenschaftlichen Anschauungen dieser Führer auf Irrtümer beruhen, wo sie leichtsinnige Behauptungen aus der Luft greifen, wo sie sich widersprechen, wo eben die Mängel ihres Denkens liegen? Auf vielen Gebieten hat die Erkenntnis des Menschen der abgeschmacktesten Vorurteile sich mühsam entledigen müssen, überall noch kämpft man gegen die niedrigsten barbarischen Gedanken und Empfindungen . . . aber das Achselzucken allein und das Lächeln hat noch niemals einen Sieg selbst über die kindlichsten Irrtümer gebracht, sondern nur eine sehr ernste, sehr eifrige Denkarbeit, welche sich nicht für zu hoch hielt, auch auf das Abgeschmackteste einzugehen. Auch die Zeit der Hexenprozesse konnte nur durch Männer von der Bedeutung eines Thomasius, durch gründliche wissenschaftliche Aufklärung, überwunden werden.

Ein volles Licht auch über das ganze weite Gebiet des Occultismus! Das zu verbreiten, wäre eine Aufgabe wohl würdig der Wissenschaft der Gegenwart und der Zukunft. Man sollte nicht länger leugnen, daß hier neue Wege sich aufthun, die heute verwahrlost daliegen, fast ungangbar, überwuchert von Dornen und Gestrüpp. Sollten sie nicht zu Aussichten und Ausblicken führen, die überraschend die Welt in ganz neuen Reizen und Eigenarten kennen lernen lassen? Gewiß ist das Betreten so wilder ungangbarer Pfade nicht die Sache der trägen Alltäglichkeit und der zufriedenen Mittelmäßigkeit, aber den genialen Forscher, den originellen Denker einer thatkräftigen, jungen Wissenschaft lockt und zieht das Unbekannte doppelt an. Ob dann alle Ansprüche des Mysticismus und Occultismus als ungültig zurückgewiesen werden müssen oder ob einigen eine wirkliche Bedeutung zuerkannt werden darf, — in jedem Falle wird bei der Durchforschung des Weges reicher Samen ausgestreut, werden reiche Früchte für unsere Erkenntnis gezeitigt. Nur der kann mismutig oder voller Hochmut auf solche Unternehmen herabblicken, der da glaubt, wir seien im Besitz aller Weisheit und Wahrheit, während wir doch überall auf verschlossene Thore stoßen, überall von Rätseln und Geheimnissen umgeben sind. Auch ein „Ignorabimus" kann die Menschheit in ihrem ewigen Forschertrieb, ihrer Sucht nach stets erweiterter Erkenntnis nicht aufhalten. Wir sind abhängig von unseren Sinnen. Unser Weltbild wird von ihnen bestimmt. Doch Schopenhauer sucht uns glaubhaft zu machen, daß wir die Welt noch durch ein „Traumorgan" in uns aufnehmen können, und, was die Gläubigen des Occultismus bestreiten, ist ja gerade, daß wir ganz beschränkt sind auf das, was unsere äußeren Sinne uns darbieten. Die Welt ist nicht so verschlossen, wie wir uns anzunehmen gewöhnt haben: das ist einstweilen nur noch ein Glaube aller occultistischen Geister, aber darum erst recht wert, untersucht zu werden. Gerade um so mehr, weil er dem herrschenden so sehr widerspricht, weil er den Schleier der Geheimnisse gerade von einer ganz entgegengesetzten Ecke aus zu lüften sucht. Im Grunde ist es

unwissenschaftlich, wenn wir den Erzählungen des Spiritismus ein „Das ist nicht möglich“ entgegensetzen. „Nicht möglich“ — das können wir nicht behaupten; damit sagen wir viel zu viel. Wir leugnen von vornherein, daß etwas strittig ist zwischen den beiden Lagern. Der Unglaube an die Erscheinungen des Occultismus beruht darauf, daß sie den uns a priori bewußten Gesetzen des Raumes, der Zeit und der Kausalität zuwiderlaufen. „Diese von uns a priori erkannten Gesetze sind aber keine schlechthin unbedingte, keine scholastische veritates aeternae, keine Bestimmung der Dinge an sich, sondern entspringen aus bloßen Anschauungs- und Verstandesformen. Der aus diesen bestehende Intellekt selbst aber ist blos zum Behuf des Verfolgens und Erreichens der Zwecke individueller Willenserscheinungen, nicht aber des Auffassens der absoluten Beschaffenheit der Dinge an sich selbst entstanden, weshalb er eine bloße Flächenkraft ist, die wesentlich und überall nur die Schale, nie das Innere der Dinge trifft.“

Bei vielen Anhängern des Spiritismus wiegt die Tendenz vor, die ganze Sache zu einer des Glaubens, der Religion zu machen. Darin liegt das besonders Gefährliche der Erscheinung. Damit gelingt es, sie von aller Rechtfertigung loszulösen. Allem Schwindel, aller Abstrusität werden so Thür und Thor geöffnet; der wüsteste Subjektivismus, eine Phantastik durch keine Vernunft geregelt, bricht sich Bahn und erlangt die Herrschaft Dem dumpfen Glauben steht man machtlos gegenüber und ihn kümmert es nicht, ob zuletzt einige über ihn lachen und andere ihm verächtlich den Rücken wenden. Hat er zuletzt die Macht, wird er auch diese schwer fühlen lassen, was es heißt, nicht glauben, was die Masse und die Mehrheit glaubt. Dem gegenüber giebt es nur das eine Mittel, und alles kommt darauf an, daß man den Occultismus zu einer Sache der Wissenschaft macht, daß man ihn von Seiten der Gegner wie von der der Freunde aus als Gegenstand der Forschung, der vernünftigen Erkenntnis behandelt; damit er zu Beweisen gezwungen wird, zum Beweis von Tathsachen, zur Durchführung von Experimenten, zu logischen Erklärungen, zu jeder vernünftigen Rechtfertigung, welche die Menschheit verlangen kann.

Diese Wissenschaft des Occultismus besteht heute schon; freilich in den ersten Anfängen. Sie steckt voller Unklarheiten und voller Widersprüche. Aber der Gegner darf nicht vergessen, daß doch mancherlei Material schon zusammen getragen ist und doch einige Steine des Grundbaues gelegt sind.

Das Erste und Wichtigste wäre ja freilich die Feststellung der Thatsachen. Glauben wir die Thatsachen, dann stehen wir keinen Wundern mehr gegenüber, sondern natürlichen Geschehnissen. Nicht die Natur hat sich dann verändert, sondern nur die Erkenntnis und mit der Erkenntnis wir. Die Thatsache, daß die Erde sich um sich selbst und um die Sonne dreht, daß wir auf einer rollenden und sich ewig umdrehenden Kugel wohnen, so schön sie uns einleuchtet, erschien doch einer vom ptolemäischen Glauben beherrschten Welt als das Allerabsurdeste. Die Thatsachen des Hypnotismus waren noch vor ganz kurzem das Gespötte Aller; aber sie traten in solcher Fülle auf und vor so großen Massen wurden sie öffentlich vorgeführt, daß man nicht länger an Betrügereien glauben konnte, und daß sie als wahre anerkannt wurden. Damit aber haben wir das weite Gebiet der Suggestionen betreten. Gewisse Suggestionen nehmen wir aufs bereitwilligste an. Wir glauben gern, daß ein Dichter einem Leser vermittelst eines Romanes so stark suggerieren kann, daß der Leser einen Mord begeht. Wir haben die Ursache erfaßt, wir sehen das Mittel, durch welches die Suggestion geschehen. Nun hören wir auf einmal die bekannte Geschichte von den Fakiren, die sich in einen dem Tode ähnlichen Zustand versetzen, begraben lassen und nach sechs Monaten wieder zum Leben aufgeweckt werden

Trotzdem ähnliche Vorgänge im Tierreiche sich überall abspielen, schütteln wir denn doch den Kopf, weil nur vereinzelte Berichte uns das Geschehnis verbürgen. Wenn uns ein arabischer Gelehrter versichert, daß gewisse Begabte in tausend Meilen Entfernung ein Kameel zu Fall bringen können nur durch die Macht ihres Willens, so lächeln wir; andererseits aber erscheinen uns wieder die unzähligen Stigmatisirten, die Wundenmale an sich hervorrufen, nicht mehr so ganz wunderbar, weil es der Stigmatisierten eine so große Menge giebt, und weil sie noch heute immer auftauchen. Was die Wissenschaft des Occultismus an Beweisen für die Thatsächlichkeit der Phänomene bringt, das ist die außerordentlich große Fülle von Erzählungen, und die Aehnlichkeiten untereinander. Alle Geister- und Gespenstergeschichten, alle Erzählungen von Wahrträumen und Hellsehereien, vom zweiten Gesicht und dem Doppelgängertum, von Telepathie u. s. w. sehen einander gleich aus, ob sie in Deutschland oder in Indien und China sich abspielen. Aehnliche Vorgänge, wie der Spuk von Resau brachte, werden genau so aus den verschiedensten Jahrhunderten berichtet, und occultistische Bücher des Mittelalters wissen schon von ganz ähnlichen Experimenten, wie sie Zöllner und Slade zu Stande brachten. Der Occultismus stellt eine große Schaar von Zeugen; aber viel mehr Literaturberichte doch, die zum großen Teil auf ihre Wahrheit heute nicht mehr kontrollierbar sind, als Beweise ad oculos. Und doch sind andererseits wieder die hellseherischen Kräfte eines Swedenborg so stark bezeugt, wie die Kräfte eines second sight, die Geheimkräfte des Somnambulismus; die glaubwürdigsten und nüchternsten Schriftsteller geben sie zu und bringen eigene Erlebnisse, daß es mehr als leichtsinnig wird, sie kurzer Hand abzuweisen.

Was kann den menschlichen Geist mehr locken und anziehen, als die Erkenntnis seiner selbst? Was giebt es Höheres für die Wissenschaft, als die Erforschung und Durchdringung unseres Seelenlebens? Ueberall tappen wir dort im Dunkeln. Unser Wissen, daß unsere geistige Thätigkeit eng mit körperlichem verknüpft ist, daß mit der Zerstörung der Großhirnhemisphären das bewußte Wollen verloren geht, unsere so hoch entwickelte physiologische Forschung kann uns doch über das eigentliche Wesen der Seele nicht die geringste Aufklärung geben. Die Wissenschaft des Occultismus ist aber in ihren Wurzeln und in ihren Wipfeln Psychologie. Sie legt uns zunächst einmal die Frage vor, wie weit denn die Kräfte der menschlichen Seele gehen. Ob sie nicht mehr vermag, als wir uns, eingeengt in den Schranken des Alltagslebens, anzunehmen gewöhnt haben. Ist die Brücke, die von unseren Träumen zu Geistererscheinungen herüberführt, wirklich so lang und weit? Dringen wir aus dem Allgemein Vertrauten und Bekannten ins Gebiet des Geheimnisvollen hinein, statt uns unvermittelt dem Geheimnisvollen gegenüberzustellen, dann verliert dieses schon manches an seinen Schauern und Seltsamkeiten. Bis auf Schopenhauer und Carl du Prel sucht die Wissenschaft des Occultismus vor allen von der Erkenntnis der Ursachen und Zustände unseres Traumlebens aus in die Mysterien der Seele einzudringen. Auch das allnächtliche Träumen kann man ein großes Wunder nennen, da es uns der Rätsel in Massen aufgiebt. Die Erscheinungen des Traumes sind Wirklichkeiten, so gut und so wenig wie die Erscheinungen, die wir mit wachenden Sinnen aufnehmen; hier wie dort erhalten wir nichts als subjektive Bilder, hier wie dort stehen wir unter dem Bann objektiver Vorgänge, und der Feind, der mich im Traum verfolgt, erregt mir Schrecken und Entsetzen, wie der, welcher mich den Wachenden angreift. Der Traum ist aber nicht den Zeit- und Raumbegriffen des Wachzustandes unterworfen, und so hat die Annahme eines Traumorganes, welches uns so gut wie die Sinne des Gesichts und Gehörs, nur ein anderes Bild der Welt liefert, eines Traumorgans das nicht wie die Sinne an Zeit- und Raumbegriffe gebunden ist, für das tausend

Jahre in einer Sekunde sich abspielen, nichts Unbegründetes an sich. Unsere Träume sind uns Wirklichkeiten, so lange wir träumen; daß auch der Visionär und Ekstatiker wirkliche Bilder sehen, unterliegt keinem Zweifel. Subjektiv sind die Mohamed, Swedenborg, Davis fest davon überzeugt, daß sie in den Himmel aufgefahren sind und mit Gott und den Engeln geredet haben; aber die Traumwirklichkeiten, die wir beim Erwachen als Unwirklichkeiten ansehen, behalten für sie auch beim Erwachen Recht und Geltung. Daß die Bücher eines Swedenborg, Allan Kardec und Davis im Wesen jedoch nicht mehr geben, als was der wache Mensch ersonnen, lehrt auch die heutige Wissenschaft des Occultismus. Ihre Enthüllungen über das Jenseits haben keinen höheren reellen Wert als wenn irgend einer in nüchternster Verfassung darüber nachsinnt, wie es nach dem Tode wohl aussehen mag und nun mehr oder weniger bunt darauf losphantasiert. Aber hat nicht trotzdem die wissenschaftliche Untersuchung des Traumlebens der Seele in den verschiedensten Zuständen seine unendliche Wichtigkeit, ob wir es nun mit dem gewöhnlichsten Traum zu thun haben, mit den Delirien des Fieberkranken, mit dem Somnambulismus, der Ekstase, der Vision oder der Hellseherei. Daß der Nachtwandler mit geschlossenen Augen zu lesen vermag, daß Somnambule Dinge enthüllten, wie es die wache Seele nie vermag, daß ein Swedenborg hellseherisch außerordentlich veranlagt war, — dafür treten so viele Zeugen auf, daß man von vornherein die Existenz von Wahrträumern nicht leugnen kann, daß wohl eine Untersuchung geboten ist, ob das Traumorgan des Menschen nicht in einer anderen Weise als unsere fünf Sinne die Welt aufzunehmen und zu durchdringen vermag. Wäre die Thatsachen der Fernwirkung als eine Thatsache nachgewiesen, so würde die Welt der Wunder fast ganz aufhören zu existieren. Sehr groß ist ja noch nicht die Zahl der Gelehrten, die für sie auftreten. Immerhin sind darunter „officielle Größen“ wie Beaunis, Gurney, Liébault, Lombroso, Riche. Nach der soeben erschienenen „Psychologie der Suggestion“ von Hans Schmidkunz gesellt sich zu diesen auch der Stockholmer Arzt Wetterstand, der in einem Brief an den Verfasser bekennt, er hege keine Zweifel mehr, daß es eine direkte Uebertragung der Gedanken eines Menschen an einen anderen Menschen gebe. „Für mich,“ schreibt er, „ist die unmitelbare Gedankenübertragung eine bewiesene Thatsache, die ich bis jetzt bezweifelt, aber die ich jetzt gesehen. Diese Gedankenübertragung kann entstehen, wenn die Hypnotisierte jede Minute keine anderen Gedanken hat als den Hypnotiseur.“ Jedenfalls aber haben uns die Thatsachen des Hypnotismus und der Suggestion mit ähnlichen Vorstellungen schon vertrauter gemacht, der absolute Zweifel ist erschüttert, und wer nicht völlig unbekannt ist mit dem, was die Wissenschaft des Occultismus bis jetzt geleistet, sieht eine Möglichkeit vor sich, daß viele Räthsel unserer Seele durch sie doch noch gelöst werden können. Die Erscheinungen unseres Traumlebens, die brennende Wirklichkeit, mit der die Gestalten vor uns hintreten, die noch brennendere Wirklichkeit der Erscheinungen im visionären Zustande können auch unsere Zweifel an der Wirklichkeit der Geistererscheinungen vielleicht erschüttern und lassen die Betrugstheorie nicht mehr als so einzig möglich erscheinen, wie noch die Masse glaubt. Jedenfalls kann der Rationalist nicht einfach alles für Betrug und Taschenspielerei erklären und sich dann aus der Schlinge ziehen mit der Erklärung, die Wissenschaft habe nicht die Zeit, jeder Taschenspielerei auf die Spur zu kommen. Er muß thatsächlich alle occulten Phänomene auch wirklich als Taschenspieler vorführen, dann wird ja jeder gewiß ihm glauben, — aber auch nicht eher. So allein ist's billig und recht. Die occulte Wissenschaft muß den Bedingungen der officiellen Wissenschaft sich unterwerfen, die officielle Wissenschaft aber auch den Bedingungen unserer Magier und Propheten. Daß wir es in den Geistererscheinungen und in den Wundern des Spiritismus mit intelligenten Wesen aus einer „anderen Welt“ und ihren Kräften

zu thun haben, mit Lebewesen, die nur für unsere Sinne im normalen Zustande nicht zugänglich sind, mit unseren „Seelen," welche die Zerstörung des Zellenorganismus überdauert haben, diese Meinung der Perty, Wallace, Zöllner, du Prel, ist nicht die herrschende. Die Wissenschaft des Occultismus hat noch andere Hypothesen zur Erklärung aufgestellt. In England traten Crookes und Cox vor allen für die Theorie von der psychischen Kraft ein, die an den lebenden Organismus gebunden ist; Wittig in seiner späteren Zeit und Eduard v. Hartmann neigen sich der Hallucinationstheorie zu: mit Hilfe seiner Nervenkraft wirkt das Medium auf die Zuschauer gleich einem kräftigen Magnetiseur ein, versetzt sie in einen larvirten Somnambulismus und pflanzt ihnen seine eigene Vorstellungen als Hallucinationen ein, so daß sie die Erscheinungen, die nicht wirklich sind, zu sehen und zu betasten glauben. Der Weg vom Traum zur Vision und zur Geistererscheinung ist so, wie man sieht, für unser Denken nicht so weit. Die Gespenstererscheinung verliert ihre Absurdität, wenn man ihr näher tritt, aber absurd ist auch die weit greifendste Ansicht der du Prel und Zöllner nicht. Eine uns noch immer sehr vertraute Vorstellung ist die von der Unsterblichkeit der Seele. Wir sehen vielfach die, welche eine solche Unsterblichkeit auf guten Glauben hinnehmen, „aus der Kraft ihres Gefühls" heraus und weil es ihnen in der Elementarschule so erzählt worden, dennoch über das Erscheinen solcher unsterblichen Seele aufs lauteste lachen. Glaube ich aber an eine Unsterblichkeit, so ist eine Geisterscheinung eher selbstverständlich und notwendig, als wunderbar.

Und in der That: die Wissenschaft des Occultismus, — und darin liegt ihre große Bedeutung — führt uns auf allen Wegen wieder zu der Kardinalfrage der Psychologie, einer Frage, über die wir uns in den letzten Jahrzehnten, überdrüssig aller metaphysischen Spekulationen, nur zu leicht hinweggesetzt haben, die wir in unserem engen Positivismus glaubten ganz außer Acht lassen zu können. Mit neuer Gewalt drängt die Frage auf uns ein, und wenn man uns Menschen tausendmal Narren schimpft, daß wir in ewig ungesättigtem Forscher-Drange dem letzten Warum und Wozu nachringen, — die Frage verliert nicht ihre wunderbare heimliche Anziehungskraft. Und wenn uns nur ein fahler irrer Lichtschein gezeigt wird, der vielleicht im Stande wäre, ein kleines Eckchen des dunklen Gebietes zu erhellen, wenn nur Einer uns ein Vielleicht! zuruft, „vielleicht lüften wir doch einen Zipfel des Schleiers", so drängen wir uns auch herzu, erfüllt von einem neuen Glauben und Hoffen, wird die alte Sehnsucht in uns wach und die Stimmung, die uns gebietet im Engsten und Kleinsten abzuschließen, weicht fort. Die Psychologie unsrer heutigen Wissenschaft ist fast ganz zur Physiologie geworden, zur Gehirnuntersuchung; durch Heranziehung des Occultismus kann sie wieder werden, was ihr Name besagt: eine Lehre von der Seele, der lebendigen Menschenseele, statt eine Lehre von den Hirnfunktionen der Frösche, Meerschweinchen und Tauben. Der Nachweis der Unsterblichkeit der Seele durch das naturwissenschaftliche Experiment, nicht durch die dürre Spekulation, das ist eins der Zauberworte des Occultismus, das uns zwingt, uns mit ihm zu beschäftigen, auch wenn wir widerstreben. Ist die Seele unsterblich? Ist der Geist vom Stoff abhängig oder nicht vielmehr das körperliche Organ nur Produkt der Seele? Materialismus und Spiritualismus, dieser mit neuen Waffen ausgerüstet, treten sich wieder entgegen, und wer möchte behaupten, daß wir wissen, wem zuletzt der Sieg zufällt?*)

Julius Hart.

---

*) Den Ausführungen unseres Mitarbeiters haben wir, ohne in prinzipiellen Punkten seine Anschauung zu teilen, bereitwillig Raum gegeben, weil sie bemerkenswerte Unterströmungen unseres geistigen Lebens abspiegeln; doch würden wir sehr gern auch einer entgegengesetzten Auffassung das Wort lassen.

Die Redakt. der Freien Bühne.

Neue Ausstellungsstätten.

Mit der „Großen Internationalen" ist es aus. In das Bedauern, daß es so gekommen, wie es in Preußen kommen mußte, in das Achselzucken darüber, daß diesseits und jenseits mit Wasser gekocht worden, Erscheinungen, die ich übrigens nur sehr von ferne beobachtet habe also nicht beurteilen mag, mischt sich eine kleine selbstsüchtige Freude, daß mir für nächstes Jahr kein Riesenspeisezettel für meine schwächliche Verdauungsfähigkeit künstlerischer Eindrücke winkt. Ich liebe, wenn auch nicht homöopathische Dosen von Talent und Leidenschaft im einzelnen Kunstwerk, so doch ein gemütvolles Mahl in kleinem Kreise, das zu sättigen vermag, ohne zu überladen. Deshalb halte ich die kleinen Ausstellungen für den einzigen Markt, der auch noch Kunstgenuß aufkommen lassen kann, und deshalb begrüße ich freudig die neuen Schausäle, die sich mit diesem Winter aufgethan haben: die Ausstellungsräume von Ed. Schulte, die von Amsler und Ruthardt und das „Kaufhaus Hohenzollern".

Ed. Schulte's Säle sind mit dem Berliner Kunstleben längst innig verwachsen; aber die früheren Räumlichkeiten entsprachen ihrem Zweck doch nur notdürftig und unter Zuhülfenahme aller Kunstgriffe. In den neuen Ausstellungssälen ist das anders geworden. Nicht ohne sardonisches Lächeln möchte man beim Betreten des alten Graf Redernschen Palastes citieren:

> Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
> Und neues Leben blüht aus den Ruinen!

Nun ist zwar der alte Schinkelsche Bau, den ich künstlerisch im Aeußeren niemals sehr hoch einzuschätzen vermochte, noch keine Ruine; auch die vergrößerten Fenster sind kein „neues Leben" und nicht gerade eine Verbesserung der Façade. Aber es ist doch eine sprechende Manifestation, daß das „Geschäft", wenn auch noch in der noblen Form einer Gemäldeausstellung, in den alten Feudalpalast einzog.

Ob dem Bedürfnis, Geld zu machen, — es ist ja bekannt, wodurch es entstanden — besondere Schinkelsche Perlen im Inneren geopfert wurden, weiß ich aus eigener Anschauung nicht, glaube es aber kaum. Jedenfalls ist in den drei Vordersälen und einem tiefer gelegenen Oberlichtraum mit Vorraum ein Gehäuse geschaffen, wie es, zugleich vornehm, behaglich und zweckmäßig, kaum besser erdacht werden kann. Namentlich ist der Oberlichtsaal, der von dem höhergelegenen Vorsaal frei übersehen werden kann, eine ganz ausgezeichnete architektonische Leistung.

Die ausgestellten Kunstwerke, die in diesem Schmuckkästchen ganz anders zur Geltung kommen als in der Markthalle am Lehrter Bahnhof, hielten sich am Eröffnungstage sämtlich über gutem Mittelmaße, das auch Lenbach mit zwei Portraits, Menzel mit einer Badepromenade keineswegs überschritt. Ein Kopf von Gabriel Max, Hans Fechners und Hugo Vogels Virchowportraits und Pradillas ganz fabelhaft gemaltes Aquarell einer Volksregatta in Venedig haben mir den höchsten künstlerischen, James Tissot mit seiner Bilderreihe vom verlorenen Sohn, ins Englisch-Großkaufmännische übersetzt, einen stofflich aparten und anziehenden, Fr. Kaulbach, mit seinen Weihekerzen, einmal einen von Süßlichkeit ganz freien seelischen Eindruck hinterlassen. Es wäre Unrecht, an dieser Stelle bei dem beschränkten Raume noch andere Meister und dann nicht alle zu erwähnen; ich muß sie also übergehen. Kokolskis, inzwischen vom Kaiser angekaufte Elfenbeinbüste, ist seit meiner Besprechung einer Abänderung unterzogen worden, die ich keineswegs für eine Verbesserung halte. Haar und Gewand sind mit Goldbronce übergangen worden. Möglich, daß ein Archäologe das als stilechtes herausgeklügelt hat. Es wirkt aber aufdringlicher und minder zart.

In eigenartiger Weise hat die Firma Amsler und Ruthardt einem Mangel in unserem bisherigen Ausstellungsleben abgeholfen. Gegenüber den Gemälden und Bildwerken fanden die vervielfältigenden Künste nicht den ihnen gebührenden Platz. Im Künstlerverein, wo sie noch den breitesten Raum erhielten, konnten sie neben der Farbe der Oelgemälde und Aquarelle nicht recht aufkommen. Es ist daher ein vortrefflicher Gedanke, ihnen ein eigenes Heim zu schaffen. Dies Heim, noch geräumiger fast wie die

Schulteschen Säle, nimmt den ersten Stock des bekannten Hauses in der Behrenstraße ein und ist von den Geschäftsräumen aus durch ein ganz allerliebstes und vornehmes Treppenhaus zugänglich. Die Räume sind ihrem Zweck durch Baumeister Gerard in denkbar günstigster Weise angepaßt. Unter den zahlreich ausgestellten Radierungen, Stichen, Farbendrucken und Aquarellen fand ich die besten Sachen vertreten, nur zu wenig Unbekanntes. Vorläufig scheint die Ausstellung noch zu einseitig bequeme und gute Hochzeitsgeschenke den Käufern ans Herz legen zu wollen, gewiß auch ein löblicher Zweck, wenn man aus eigener Erfahrung weiß, welchen Kunsttrödel man von Freunden und Verwandten als Hausrathsbeisteuer tief dankend einheimsen muß. Hoffentlich weiß die Firma, deren Schaufenster seit Jahren im besten Sinne die „aktuellsten" waren, auch ihren oberen Sälen durch Sammelausstellungen und Reihen seltener Blätter noch höhere Reize zu geben.

In Form eines großen Kunstbazars hat die Firma J. A. Henckels ihr „Kaufhaus Hohenzollern" eröffnet. Das von Julius Wendler entworfene Gebäude gehört zu den allerbesten Geschäftshäusern Berlins. In der Formensprache den Werken Kaiser und v. Groszheims verwandt, elegant, von fast porzellanartiger Zartheit, ist es namentlich im Uebergang von den offenen Ladengeschossen zu den geschlossenen Wänden der Wohngeschosse geradezu mustergültig. Dabei ist seine Gesammtwirkung trotz des feinen Details doch nicht zimperlich, sondern groß und eigenartig malerisch. Aehnliches gilt von den Innenräumen, deren in einer langen Flucht geöffnetes Treppenhaus einen besonders glücklichen Eindruck macht. Neben einer sehr reichen Ausstellung aller Arten von Kunstgewerbsgegenständen, deren bestes in Porzellan und Metall geleistet scheint, ist auch eine dauernde Ausstellung von Kunstwerken vorgesehen. Diese bot am Eröffnungstage noch kein fertiges Bild und nur spärliche echte Perlen, so daß ich über das noch im Werden Begriffene lieber noch nicht urteilen möchte. Erwähnt sei nur, daß die Firma im Prospekte als besonderen Vorteil ankündigt, daß nur zehn Prozent von der Verkaufssumme für die Ausstellung der Kunstgegenstände in Rechnung gestellt werden. Bei meiner Naivetät in Geldsachen fragte ich herum und erfuhr, daß dieser Abzug allerdings *gering* sei! Ich ging kopfschüttelnd in mein Kämmerlein und pries mich glücklich, daß die Abzüge für *meine*, ja nicht freie künstlerischen Leistungen immer schon — bei der Bezahlung mit einbegriffen sind!

Hans Schliepmann.

Die Geschichte vom abgerissenen Knopfe.

Von **Otto Erich Hartleben.**

I.

Er ist jetzt Regierungsreferendar; ich weiß den Augenblick nicht einmal wo — irgend wo in der Provinz, im Westen, Holstein oder so. Damals, im Herbst 88, hatte er sich gerade exmatriculieren lassen. Ich wohnte derzeit in der Hollmannstraße, angesichts des Kammergerichts, und grübelte über den „Eigentumserwerb des Finders." Er aber ließ sich eine Arbeit aus dem Kirchenrecht geben! Damit imponierte er mir ganz ungeheuer. Mein Repetitor hatte mir gesagt: Kirchenrecht — ach, wissen Sie: Kirchenrecht sehen Sie sich überhaupt nur an, wenn Sie acht Tage vorher erfahren, daß Hinschius in der Prüfungskommission sitzt.

Wir nannten uns Vettern. Unsere Mütter waren auf jene raffinierte Art und Weise mit einander verwandt, die ernsteren und pietätvolleren Menschen immer neuen Anlaß zu angestrengtem Nachdenken und einen stets frisch bleibenden Stoff zur behaglichen Unterhaltung in Familienkreisen bietet. Auch wir beide hatten einmal in später Nachtstunde

diese Frage „angeschnitten", sie aber nicht eigentlich gelöst, sondern durch ein summarisches Verfahren — indem wir Brüderschaft tranken — „erledigt".

Wir waren einander sehr unähnlich: fast in jeder Beziehnng. Aber das konnte uns gerade so passen. Wir kamen immer gern zusammen und blieben dann gewöhnlich eine stattliche Reihe von glücklichen Stunden vereint. Nur das Verabreden hatte seine Schwierigkeiten. Er wohnte draußen in Charlottenburg bei seinen Eltern, ich, wie gesagt, am Kammergericht: da mußte man immer einige Anstalten vorher treffen.

So hatte ich ihm denn eines Tages — anfangs September 88 — Gott das sind jetzt erst drei Jahre her, mir ist, als läge ein ganzes Menschenalter dazwischen . . . also da hatt' ich ihm eine Karte geschrieben und ihn gebeten, Abends $^1/_2$ 8 zu mir zu kommen, bei mir zu essen und dann wollten wir „losgehn".

* * *

Bis zum Nachmittag hatte mir der „Eigentumserwerb des Finders" zu einigen beschaulichen Stunden in der Bibliothek des Kammergerichts verholfen, dann zog ich mich um und ging aus, um etwas zum Abendessen einzuholen. Bei Schischin kaufte ich Caviar und ging dann quer über den Damm, nach der Behrenstraße zu. Da muß an der andern Seite irgend ein Juwelierladen sein, oder sowas. Vor dem Schaufenster stand ein Mädchen. Diese Figur . . .? Ich trat neben sie —:

„Lore?"

Sie wandte sich schnell um und — war es.

„Du . . .?" rief sie, so erstaunt gedehnt, ungläubig fragend.

„Ja — ich."

Sehr fest drückten und schüttelten wir uns dann die Hände. Freudig und herzlich sahen wir uns in die Augen — ja, wahrhaftig! — wir waren „gute alte Bekannte" — die Lore und ich.

Damals, vor drei, vier Jahren, als ich zuerst in Berlin war, im ersten Semester — ach, wie war das doch so herrlich schön gewesen — damals!

„Weißt Du noch mein süßes Lieb, wie Alles sich
Hold begeben zwischen Dir und mir?"

Was lebten da für Verse wieder auf! War es nicht, als ob man damals nur zur Abwechselung — wie in einer Spieloper — auch Prosa gesprochen hätte?

„Die Tage gingen und die Tage kamen,
Ich war so still — was fiebert heut mein Blut?
Was weckt in meiner Brust den Strom der Lieder? —
Ja Du, Du liebe Lore, kehrtest wieder!"

Durch das Gedränge, durch den Lärm der Friedrichstraße — oft getrennt durch entgegeneilende, hastige Menschen — so gingen wir jetzt nebeneinander, ohne viel zu sprechen und sahen uns von Zeit zu Zeit so von der Seite an — so prüfend: bist du es auch noch . . . wirklich . . .?

Und wenn sich unsere Augen trafen lächelten sie . . .

„Wo wohnst Du denn jetzt?"

Sie fragte nicht, wohin wir gingen.

Wir bogen in die Markgrafenstraße ein.

* * *

Also pünktlich $^1/_2$ 8 Uhr erschien der Vetter. Er verspätete sich nie. Lore war bereits die dicke Freundin meiner dicken Wirtin. Darin besaß sie eine unheimliche Routine — das kannte ich schon. Sie half dieser guten Frau denn auch den Tisch decken und hielt in beiden Händen Schüsseln und Teller, als der Vetter mit kurzem Klopfen a tempo in das Zimmer trat. Sie lachte ihm cordial oder war es etwas frech? entgegen. Er blieb stehen und sah sie an. Er wunderte sich.

Ich mußte gleichfalls lachen, trat auf ihn zu und schüttelte ihm die Hand:

„Das hättest Du wohl nicht vermutet? Weißt Du, wer das ist? — Das ist die Lore."

Nämlich als ein genauer Kenner meiner sämtlichen Werke, welche damals aus einer — aber was für einer — Gedichtsammlung bestanden, wußte er ganz genau, wer Lore war — auch hatt' ich ihm des öfteren von ihr erzählt. So schüttelte er ihr denn nach dieser Aufklärung sofort freundschaftlichst die Hand und erklärte ihr in wohlgesetzten Worten seine Freude, eine so berühmte Dichterliebe kennen zu lernen. Er zog sich dabei die Glacés aus.

Sie wurde ganz verwirrt. Davon wußte sie nämlich gar nichts. Das heißt von den Versen wohl, aber nicht, daß inzwischen ein guter alter Herr in Zürich die Schwäche gehabt hatte, sie zu drucken. In den Stunden, die wir bisher wieder beisammen gewesen waren, hatte ich noch keine Gelegenheit gefunden, sie von diesem bemerkenswerten bibliographischen Ereignis in Kenntnis zu setzen.

Ach, in diesem Momente sah sie unbeschreiblich reizend aus! Ich klärte sie mit ein paar Worten auf — und da hatte sie eine rührende Freude. Sie wurde rot bis an ihre struppigen schwarzen Locken und hielt in Gedanken immer noch die Fruchtschale mit den Weintrauben in der linken Hand. Mein Vetter stand vor ihr und war ganz verloren in ihren Anblick. Ich mußte lächeln . . .

Dann saßen wir beim Abendbrot, Lore in der Mitte des Sofas, wir beide in den großen altmodischen Mahagonisesseln. Wenn wir uns ein Butterbrot belegt hatten, lehnten wir uns zurück, es war zu unbequem, in den tiefen, weichen Sitzen vorgebeugt am Tisch zu bleiben. — Das Zimmer, das ich damals bewohnte, war zweifenstrig und sehr tief. Das Meublement stammte aus den fünfziger, sechziger Jahren, war aber im Sinne dieser Zeit sehr elegant und solid. Es war Alles dunkles Mahagoni: der Bücherschrank, der „Silberschrank", der altmodische „Secretär" — selbst die Rahmen des großen sechsteiligen Bettschirms — Alles von demselben dunkelroten Holze. An der einen Langseite des Zimmers, flankiert von dem „Sekretär" und dem „Silberschrank", stand das Sofa, auf dem jetzt die „liebe Lore" saß, gegenüber vor der verhängten Flügelthür das Bett, umstellt von dem gewaltigen, mit dunkelgrünem, vielgefaltetem Mousseline bespannten Bettschirm. Dieser Bettschirm hatte mir gleich bei der ersten Besichtigung des Zimmers imponiert.

Nun wollte sie durchaus die „gedruckten" Verse sehn. Sie flüsterte mir ins Ohr: „Ist auch das dabei:

„O Lore! Kind! — Es rauschen die Pandekten —"

„Bitte laut!" rief der Vetter.

Und sie sagte laut, aber ohne uns anzusehn:

„O Lore! Kind! — Es rauschen die Pandekten —
Und Du in Deiner Sofaecke lachst?!
O Gott — wenn sie zu Hause das entdeckten!
Kind, sei doch ernst! Du weißt nicht, was Du machst!"

„Hast Du ein gutes Gedächtnis! Ja, das ist auch dabei."

„Ja? Ach, Du bist doch noch immer ein zu lieber Kerl, Du . . . Aber zeig' mir — so zeig' sie mir doch nun endlich mal!"

Sie wies auf die Bücher hin. Es lagen nicht wenige umher.

„Ich hab' sie nicht hier . . wirklich nicht!"

„Unter all den vielen?"

Es machte einige Schwierigkeiten, ihr klar zu machen, daß die Bibliotheksverwaltung des Kammergerichts bisher von einer Anschaffung meiner Lieder „Abstand genommen" habe. Man wäre in der gerichtlichen Medizin noch nicht so weit und auf die Phänomenologie pathologischer Zustände sei bis jetzt erst von einigen wenigen Criminalisten irgend welcher Wert gelegt. Ich nannte Lombroso.

„Diese Matrosentaille, Fräulein Lore, steht Ihnen ganz reizend!" sagte mein Vetter plötzlich mit seiner schönen tiefen Baßstimme. Er war mit Essen fertig, hatte sich eine Cigarrette angezündet und hielt nun den Augenblick zur Anknüpfung einer liebenswürdigen Unterhaltung mit dem Mädchen für gekommen. Ich hatte in dem Augenblick den Eindruck, als ob mein Vetter eigentlich vorzüglich in dies alte, solide und vornehme Mobiliar hineinpasse . . . Mahagoni! . . .

„Das gefällt mir von Ihnen, Fräulein Lore, daß Sie jetzt, wo alle Damen nach der Mode in turmhohen Stehkragen herumlaufen, daß Sie den Hals frei tragen . . .“

„Frei ist der Hals — frei — ist — der — Hals!“ sang ich dazwischen.

Das hörte der Vetter nicht. Er beugte sich vor und sagte ernsthaft, indem er vorn auf ihre Brust deutete:

„Aber sehen Sie da — da fehlt ein Knopf.“

Und er sah sie vorwurfsvoll an, vorwurfsvoll trotz seines liebenswürdigen Lächelns. Das paßte ihm nicht.

Sie lachte sorglos auf. Dann sagte sie zu mir gewendet:

„Ich konnte doch nicht wissen, daß ich Dir begegnen würde. Das ist meine schlechteste Taille, meine älteste“, versicherte sie dem Vetter.

„Aber Graf Arnim sagt immer, jedesmal, wenn ich zu ihm komme, „Gnädiges Fräulein, sagt er — die Matrosentaille — nur die Matrosentaille. Anders lad' ich Sie gar nicht ein.“ Und wenn ich zu Paul Thumann komme . . .“

Jetzt war sie in ihrem Fahrwasser. Ich kannte das. Und während Sie so den unerschöpften Schwall ihrer Rede über den etwas verdutzten Vetter ausgoß und sich einmal wieder gründlich satt renommierte, betrachtete ich sie, in meinen Sessel zurückgelehnt, von der Seite — sah sie mir eigentlich jetzt erst mal wieder ordentlich an. Vorhin, unser Beisammensein zu zweien war dazu — na, wie soll ich sagen? — zu kritiklos gewesen.

Wie alt mußte sie denn eigentlich jetzt sein? Damals — damals war sie fünfzehn, sechszehn gewesen — ja, ja — damals. Hm . . .

Da war man auch selber noch jung gewesen — ein Keilfuchs der Liebe.

Jetzt — lustig war sie ja immer noch, leicht, ausgelassen, mit jener hinreißenden Vorliebe für Thätlichkeiten . . . aber — ja, wie alt mußte sie also jetzt sein? Neunzehn, sicher Neunzehn, wenn nicht älter. Vielleicht hatte sie damals doch geschwindelt und die Geschichte mit der Konfirmation, die sie damals frisch erlebt haben wollte, lag weiter zurück. Wenn sie überhaupt wahr war. Der Rittmeister, der sie in der Droschke abgeholt hatte . . und so . . na . . .

Und während der ganzen letzten drei, vier Jahre war sie also nicht vom Berliner Straßenpflaster heruntergekommen. Bös! — Hm. Ja, ich hatte auch schon vorhin die Empfindung gehabt . . vorhin, wie sie sich so burschikos auf das corpus juris setzte und mit den Beinen baumelte . . . früher hatte das doch einen ganz anderen Anstrich gehabt. Oder lag es an mir? Kam es daher, daß ich früher, vor vier Jahren, noch keine Ahnung gehabt habe, was in dem corpus juris Alles stand und jetzt . . . Aber nun, das wußt' ich ja immer noch nicht. Das hatte damit sicher nichts zu thun. An mir konnte es nicht liegen.

Dann trug sie jetzt Stirnlocken, Ponnys. Und gerade ihre Stirn, und wie sich die braunen, spröden Haare so unregelmäßig, so capriciös schief daran ansetzten — das war so drollig hübsch gewesen.

Ach und dann hatte ihr da irgend so'n Pferdejude — als „Künstlerin“ verkehrte sie wahrscheinlich mit solchem Gesindel — der es sich nicht viel hatte kosten lassen wollen, ein paar riesige silberne Steigbügel als Ohrringe verehrt. Pfui, wie gemein das aussah, darauf hatt' ich vorhin gar nicht geachtet. Und sie fühlte sich verpflichtet, die Dinger zu tragen! A . . .

Diese Ohrringe und diese Ponnys — na: Geschmack war ja nie ihre starke Seite gewesen — und bummlich in ihrem Anzuge war sie immer noch.

Lore fuhr in ihrer Rede fort. Sie erzählte meinem Vetter gerade, wie liebenswürdig der Graf Perponcher gewesen sei, als er im letzten Winter ihren Kopf modelliert hatte . . aber nur den Kopf . . .

Ich versank wieder in Gedanken. Ja, dieser Kopf! — Ein Bild kam mir in die Erinnerung, ein liebes, freundliches Bild — von damals. Das mußte in einem der Restaurationsgärten am Tiergarten gewesen sein, „Charlottenhof“ oder so. Da waren wir hinausgegangen, am Wasser entlang, ganz langsam, nebeneinander . . . Eine Stunde vorher hatten wir uns kennen gelernt. Da draußen waren wir fast allein, es war Anfangs Mai. Aber die Sonne schien und die Lore setzte ihren alten Winterhut ab. Da sah ich

zum erstenmal, wie die Sonne in ihren braunen Haaren blinkte und daß sie blaue Augen hatte. Und da bat ich mit gefalteten Händen:

„Bitte sagen Sie mir nun ihren Vornamen."

Und sie antwortete:

„Ich heiße Lore."

Das war natürlich eine Lüge. Sie hieß gar nicht Lore, sie hieß Bertha. Aber der Name „Lore" gefiel ihr gerade. Im höheren Sinne sprach sie also doch die Wahrheit. hätte sie nicht ihr Wesen gefälscht, wenn sie mir auf meine Frage ihren richtigen Namen genannt hätte?

Für mich aber gehörte von diesem Augenblicke an jener Name zur Illusion. Lore! Wie bei dem Klange wieder Alles lebendig wurde! Und doch, zum Teufel! — war ich nicht gerade jetzt dabei, mir die Illusion kritisch zu zerstören?

Ich sah meinen Vetter an. Wie er vorgebeugt dasaß und sie mit fröhlichen Augen betrachtete, wie er lächelnd auf ihr närrisches Geplapper horchte . . . Heiliges Kreuz, er hatte seine Cigarrette ausgehen lassen! „Den hat's jetzt", dacht' ich.

Was erzählte sie ihm denn eigentlich?

Gestern hatte sie der Graf — sie konnte den Namen nicht behalten, es war so'n französischer — zu Tisch gebeten und ihr fest versprochen, sie nachher Seiner Majestät vorzustellen. Dem wäre sie neulich schon aufgefallen, wie sie bei einer Kavallerieübung auf dem Tempelhofer Felde immer vor ihm hergeritten wäre. „Wer ist denn die schneidige Dame?" hätte er gefragt. Aber sie hätte dem Grafen leider abschlägig antworten müssen. „denn, wissen Sie" — fügte sie mit genialer Aufrichtigkeit hinzu — „meine Toilette ist zur Zeit wirklich nicht in dem Stande."

Alles dieses brachte sie mit einer unglaublichen Geschwindigkeit und in einem drolligen Tone blasierter Nachlässigkeit vor, als wolle sie andeuten, daß sie auf all das durchaus keinen besonderen Wert lege und weit davon entfernt sei, sich etwa darauf irgendwie was einzubilden.

Ich wußte von früher, daß sie unheilbar ungnädig wurde, sobald man das geringste ihrer Worte in Zweifel zog. Ich legte also die Stirn in Falten, hörte aufmerksam zu und fragte sie, als sie schließlich einmal inne hielt, nach dem Befinden Anton von Werners.

Die Antwort lautete zufriedenstellend. Besonders mein Vetter schwamm darob in Wonne. Er bewunderte sie einfach.

Die Wirtin klopfte und trat ein. Ob sie abräumen sollte? Es war zehn Uhr geworden. Lore leistete ihr sofort bereitwilligst Hülfe.

Als die beiden mit Tellern und Schüsseln verschwunden waren, sprang mein Vetter auf.

„Mensch, das ist ja . ." er mußte aus vollem Halse lachen. „So etwas ist ja noch gar nicht dagewesen. Sag' mal: und sie selber glaubt an all das . . wie?"

„Welche Frage! Wenn sie sich morgen zur Hofdame ernannt fände, würde sie sich darüber keinen Augenblick wundern. Ich persönlich halte sie auch zu einem solchen Posten für hervorragend qualifiziert. Ihr Wuchs ist tadellos und ein redliches Streben nach dem Höheren nicht zu verkennen."

Mein Vetter war plötzlich ernst geworden. Nachdenklich steckte er sich eine neue Cigarrette an:

„Ja, aber . . diese Unordentlichkeit in ihrer Kleidung! Weißt Du, sowas giebt mir doch immer zu denken."

„So? Mir nicht." (Fortsetzung folgt.)

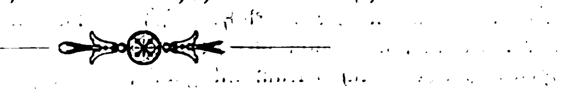
Von neuer Kunst.

Giovanni Verga's sizilianische Volksszene „Cavalleria rusticana" ist, von zwei französischen Einaktern flankirt, einem unendlich faden lever de rideau und einem echt Labiche'schen Capriccio, über die Bühne des Lessing-Theaters gegangen und

hat, inmitten der Flachheit dieser Umgebung, einen um so tieferen Eindruck erzielt. Hat auf dem italienischen Theater der rasche Erfolg des kleinen Schauspiels, der alle Bühnen eroberte, den Komponisten erst auf die rechte Spur seines Talentes gebracht, die er nur im „Freund Fritz“ allzu schnell wieder verloren hat, — so ist es bei uns der endlose Erfolg der Oper gewesen der gesungenen, gedudelten, gepfiffenen, geleierten, der auf das Drama erst zurückgreifen ließ, und eine Weile, als der Vorhang über dem sicilianischen Dorfe aufgegangen, schien die Erinnerung an Mascagni's Musik Verga's Text noch beschatten zu wollen. Aber immer stärker richtete sich dieses knappe treue Wirklichkeitsbild empor in seiner eigenen, poetischen Gewalt; und wäre nur in die Aufführung des Lessing-Theaters mehr von der Seele des Gedichtes eingedrungen, welche sicilianische Bauernschwere ist, zusammengehaltener Ernst, totbringender Lavastrom, so hätte das Werk, über dem etwas von der Atmosphäre des Aetna liegt, dem zu Füßen es spielt, noch mächtiger in seiner Eigenart wirken müssen. Zwar das Ensemble, mit seinen knappen, prompten Einsätzen, war belebt genug, und über den opernhaften Aufsatz, der den Dichter, nach einer sicilianischen Eruption, aus dem Theater fortgescheucht hat, blickt unser minder empfindliches Auge wohl hinweg; allein das theatralisch kräftige Pathos, welches Frl. Reisenhofer als Heldin dieser Dorftragödie entfaltet, ist von der verhaltenen Leidenschaft in Verga's Gestalt freilich so fern, wie deutsche Provinzbühnen von Taormina und Nicolosi. In Italien hat eine der größten modernen Künstlerinnen Signora Duse das Werk auf das Theater gehoben und der Santuzza offenbar gegeben, was der Dichter so bestimmt gefordert: größte Ruhe inmitten stärkster Leidenschaft. Dem Bilde Verga's kam jedenfalls Herr Molenar am nächsten, der finstere Alfio; wenn er heranschreitet mit seinem schweren Männerschritt, und der zusammengeschnürten Kehle sich das Wort entringt: „Guten Tag der ganzen Gesellschaft“ tritt der Tod selber, fest und unentrinnbar, unter die fröhlichen Zecher bei Turriddu's Wein.

O. B.

Gerhart Hauptmann hat, während er noch mit der Drucklegung seines Dramas „Die Weber“ beschäftigt war, den Plan zu einem neuen Werk gefaßt und es in unbegreiflich schneller Zeit vollendet; dieser Tage hat er es in einem Kreise befreundeter Schriftsteller vorgelesen, und der mit anwesende Direktor L'Arronge erwarb es sofort für das Deutsche Theater, wo es bereits im Januar, mit Engels in der Hauptrolle, in Szene gehen soll. Der geniale Komiker wird an einer genialen gegriffenen Gestalt seine schauspieleriſche Schaffenskraft üben können, dem „Professor Crampen“ von der Kunstakademie, der beherrschend im Mittelpunkt des Stückes steht, und nach dem es vermutlich betitelt werden wird. In heiterster Laune ist der Stoff vom Dichter empfangen und geformt werden, und sein Werk ward ihm zu einem modernen Charakterlustspiel, das aus der Tradition unserer lieben deutschen Schwänke in der erfreulichsten Weise herausfällt. Man darf an Moliere's Geizigen, an Shakespeare's Falstaff erinnern, um von der sprühenden Lebendigkeit und der immer neu zuströmenden Komik der Figur eine Vorstellung zu geben; und ganz im Sinne der modernen Kunstanschauung ist sie hineingestellt in das bestimmt geschaute Milieu einer dentschen Provinzialstadt, Breslauer Luft weht durch diese Szenen an der Kunstakademie, in der Kneipe und im Heim germanischer Behaglichkeit, wo die Schicksalsläufte des durftigen Professors ein heiteres Ende nehmen. Doch wir wollen, aus Furcht vor einer Wildenbruch'schen Reprimande, von dem Stoff des Stückes lieber nichts weiter verraten — obgleich grade der „Stoff“ für „Professor Crampen“ das wichtigste ist und es manches Schütteln des Kopfes hervorrufen mag, daß jetzt der Verfasser des „Sonnenaufgang“, mit voller Poetenfreiheit, der Tragödie vom Schnaps dieses alkoholfröhliche Lustspiel entgegensetzt. Ein ergötzlicher Zufall aber bleibt es jedenfalls, daß im selben Augenblick, wo unser dramatischer Pathetiker für das „heilige Lachen“ feierlich und programmatisch kämpft, der Verfasser erschütternder moderner Tragödien zum ersten Mal als Lustspieldichter auf dem Plan erscheint, nicht heiliges Lachen fordernd durch dürre Allegorie, sondern göttliches Lachen weckend durch handelnde Menschen.



Das Lumpengesindel.

Komödie in 5 Aufzügen
von
Ernst von Wolzogen.

(9. Fortsetzung.)

Vierter Aufzug

spielt einige Wochen später in der Wohnung der Frau Hinze. Ein mit erlesenem Geschmack kostbar, aber durchaus nicht protzenhaft ausgestattetes Wohnzimmer. Die von Gottfried verfertigten Büsten von Frau Hinze und ihrem Knaben sind gut sichtbar aufgestellt. Ein großer persischer Divan mit Fell davor im Vordergrunde links. Thüren rechts und hinten links. Im Uebrigen nach Geschmack.

Beim Aufgehen des Vorhanges jagt sich Frau Hinze mit ihrem Sohne Thankmar, einem schönen Knaben von etwa acht Jahren mit langen blonden Locken, in einem eleganten Pagenkostüm, im Zimmer herum, wirft ihn auf den Divan und beutelt ihn im Scherze aus.

Frau Hinze. So, jetzt ham' mer den Spitzbub! So — so, giebt's her! Je schau, wieder einmal Chokolad'! Gesteh's, wo hast's her, Du Naschkatzel Du? (Sie windet dem lachend sich sträubenden Knaben ein Schächtelchen aus der Hand.)

Thankmar. Von Onkel Gottfried!

Frau Hinze. Na aber — das ischt ja e nixnutziger Onkel. Den müsse mer als emal arg auszanke.

Thankmar (betrübt). Nein, Mama, das darfst Du nicht! Onkel Gottfried ist immer so gut zu mir.

Frau Hinze. Weil er Dir heimlich Gutsele zusteckt. Hast ihn wohl arg lieb, was?

Thankmar. Na ob!

Frau Hinze (schüttelt ihn wieder zärtlich). Uh, Du gräuliches Berliner Ungeheurle Du!

Thankmar. Du sollst Onkel Gottfried auch lieb haben, Mammele!

Frau Hinze (küßt ihn stürmisch ab).

Selma Müller in Straßentoilette tritt durch die Hinterthür ein und beobachtet lächelnd die Scene.

Frau Hinze (aufschauend). Ah, da ischt ja auch die Tante Selma! (Geht ihr entgegen und schüttelt ihr die Hand).

Thankmar. Tante Telma! Tante Selma! (Er springt ihr an den Hals und küßt sie).

Selma. Guten Tag, Thankmar! O Junge, nicht so stürmisch! Ich habe meinen besten Hut auf.

Frau Hinze (rückt Selma den Hut zurecht). O mei, das ischt e ganz gefährlicher Bub — wundernett's Hütle! Steht Ihne ausgezeichnet.

Selma. Finden Sie wirklich? Ich glaube, Sie wollen mir schmeicheln. Sie verwöhnen mich überhaupt viel zu sehr.

Frau Hinze. Ach warum nit gar? (Zieht sie zu sich auf den Divan nieder.)

Selma. Ja doch! Sie wissen ganz gut, daß mir sonst nicht eben viel Süßigkeiten angeboten werden, und darum meinen Sie, Sie müßten mich schadlos halten.

Thankmar (der inzwischen aus seinem Schächtelchen genascht hat, bietet Selma dies jetzt an.) Da, Du kannst Dir auch ein Gutsele nehmen, Tante Selma!

Selma. Danke schön! (Nimmt ein Plätzchen, dann zu Frau Hinze.) Er macht's schon ganz wie seine Frau Mama. (Essend zu Thankmar.) Ah, das schmeckt aber einmal gut!

Thankmar. Ja, die sind auch von Onkel Gottfried!

Frau Hinze. Ja, und der Onkel Gottfried ischt ein arger Seelenfänger! Er kommt übrigens heut Vormittag noch her. Da können S' ihn ja gleich frage, ob ich nit Recht hab' mit dem Hütle da.

Minna, dasselbe Dienstmädchen wie im ersten Aufzug tritt hinten ein.

Minna. Entschuldigen gnädige Frau, die Anna läßt fragen, ob sie jetzt mit Thankmar spazieren gehen soll.

Frau Hinze. Ja, 's ischt recht. Geh', laß Dich anziehen, Thankmar!

Thankmar. Ach nein, ich mag nicht mit der Anna gehen.

Frau Hinze. Geh, sei brav, Kind!

Thankmar. Ja, wenn Tante Selma mitkommt.

Selma. Ach ja, bitte, lassen Sie mich mitgehen! Es ist ja vielleicht das letzte Mal.

Frau Hinze (erstaunt.) Das letschte Mal? Ja wie denn?

Selma (deutet durch Geberde an, daß sie vor dem Mädchen und dem Kinde sich nicht erklären könne.) Also ich darf mit, nicht wahr?

Frau Hinze. Ja aber gewiß, wenn Sie gern wolle. — Geh, Thank! Tante Selma kommt gleich.

Thankmar (mit Minna ab hinten.)

Frau Hinze. Nu sage Se blos, mei gut's Tierle, was ischt denn jetzt des da?!

Selma. Ach liebe, gnädige Frau, ich fürchte, dies wird heute mein Abschiedsbesuch gewesen sein. Mein Onkel hat mir Andeutungen gemacht .... Es hat doch in der Zeitung gestanden, daß Sie Friedrich Kerns Pläne verwirklichen wollen und da ...

Frau Hinze. Ah so, versteh' schon! Da meint der Herr Geheime Rat e so eine wieschte Sozialdemokratin, das wär kein passender Umgang für ein wohlerzogenes Mädchen. Ach Gott ja, die Herre mache eime des bißle Volksfreindschaft schwer genug!

Selma (fällt Frau Hinze um den Hals und weint.) Ach liebe, liebe, gnädige Frau, ich kann Ihnen nicht sagen, wie mir um's Herz ist! Sie sind so gut zu mir — ich habe mich so wohl gefühlt bei Ihnen wie nur im Elternhause; aber es muß ja doch bald ein Ende haben.

Frau Hinze. Ah, waas denn! Nix da! Ich möcht wisse, warum?

Selma. Ich bin doch einmal abhängig von meinem Onkel. Ich muß ihm ja gehorchen! Und dann, wenn auch das nicht wär' — ich würde ja doch bald nicht mehr ... Ich sehe ja doch, wie es kommen muß!

Frau Hinze. Nun? Die reine Sphinx heut!

Selma. Gottfried liebt Sie ja doch!

Frau Hinze (wendet sich verlegen ab.) Ah waas, Sie sind nit recht g'scheit! Hat er Sie etwa beauftragt, mir das zu sage?

Selma. O nein, gewiß nicht! Aber daß es so ist, das weiß ich schon lange. Es ist ja auch garnicht anders möglich! Wer Sie sieht und wer Sie kennt, der muß Sie ja lieben!

Frau Hinze (steht auf.) Lasse Se mich aus! Des ischt wohl Ihre Revanch', weil ich den Hut g'lobt hab'? Schwätze Se nit so dumm daher, lieb's Herzele! Neilich ham'mer erscht ausg'rechnet, daß er grad sibbeundzwanzig Täg' jünger ischt als ich, und da wird er doch nit eine Wittwe mit someme große Bube heirate! Ah waas, des ischt ja der reine Uunsinn!

Selma (verwundert.) Ja, aber lieben Sie ihn denn nicht?

Frau Hinze. Wer wird so Frage stelle? Ich schätz' ihn als Kinschtler — und auch als Mensch, freilich wohl! Er ischt ja e guter, nobler Mensch — — und ich kenn' auch Jemanden, der ihn arg lieb hat. (Faßt Selma beim Kopf und sieht ihr in die Augen) und der nit nein sagen möcht', wenn der Herr Gottfried Anfrage thät'.

Selma. Ach — an mich denkt er ja garnicht!

Frau Hinze. Oh, das ischt aber ein gewaltiger Irrtum! Sie sollte nur als e mal höre, wie lieb und gut er von Ihne spricht!

Selma. Ja wirklich?

Frau Hinze. Mei lieb's Kind, Sie leide überhaupt an einer gradezu krankhaften B'scheidenheit! Immer tapfer, tapfer, tapfer! Wenn der Herr Gottfried kommt, da werd' ich em als e bizle auf'n Zahn fühle. Es ischt ja eine alte G'schicht im Lebe: wenn das Gute so nah liegt, geht mer am erschte draan vorüber!

Selma. Ach — das wollten Sie wirklich für mich thun, Sie?!

Frau Hinze. Ja, warum denn nit?

Selma (will ihr wieder um den Hals fallen.) Ach, Sie liebe, gute, einzige . . . .

Frau Hinze (schiebt sie sanft nach der Thür) Ach waas! Mache Se kei G'scheich! Der Thank wird ungeduldig! (Schiebt sie hinaus.)

Selma (ab hinten.)

Frau Hinze (seufzt auf und streicht sich über die Stirn, dann geht sie an den Spiegel und beschaut sich darin. Ueber ihre erhitzten Wangen streichend.) Uijeh! Puh! (Nimmt einen auf einem Tischchen liegenden Fächer auf und weht sich damit Kühlung zu. Dann tritt sie vor ihre Büste, betrachtet sie lächelnd und flüstert.) So hübsch bin ich doch nit, wie Du mich g'macht hast! (Sie erhebt sich auf die Zehenspitzen, um ihrer Büste einen Kuß zu geben, als

Minna hinten eintritt.

Sie wendet sich rasch um, indem sie einen leichten Schrei ausstößt.)

Minna (kichernd.) Gnädige Frau . . .

Frau Hinze. (macht rasch einen Schritt nach der Thür zu.) Herr Müller? Laß ihn eintreten!

Minna. Nein, es sind die Herren Gebrüder Kern!

Frau Hinze Ach so — was lachst Du denn?

Minna. Ach Jott, das sind doch die Herren, die auch schon mal beim Herrn Geheimrat waren.

Frau Hinze. Na und? Ach geh', Du bischt ein Gansel! Laß die Herren eintrete.

Minna (öffnet die Thür weit und tritt zurück; spricht nach außen:) Gnädige Frau läßt sehr bitten.

Die Brüder Kern werden in der Thüröffnung sichtbar. Diesmal ist Wilhelm im Frack, Friedrich im Gehrock.

Friedrich. Nein wahrhaftig, ich habe mich nicht getäuscht! Das ist ja die Minna von Geheimrats.

Wilhelm. Herrjeh, ja! Wie kommen Sie denn hierher, mein schönes Kind?

Minna. Fräulein Selma hat mich hierher empfohlen. Es war wegen den jungen Herrn.

Friedrich. Ei, ei, hat der Herr Assessor einen zu tiefen Eindruck gemacht auf Ihr jungfräuliches Herz?

Minna. J Gott bewahre, was Sie wohl denken! Ich habe jekündigt, weil er mir zu ausverschämt wurde!

Wilhelm. Das kann ich dem Herrn Assessor gar nicht so übel nehmen. (Er will Minna an's Kinn fassen.)

Friedrich (schlägt ihm die Hand herunter, da er Frau Hinze erblickt. Leise:) Unglücklicher! Siehst Du denn nicht . . . .

Beide treten ein. Minna schließt hinter ihnen die Thür. Ab.

Friedrich (sich tief verbeugend.) Gnädige Frau, wir wollten uns erlauben . .

Frau Hinze. Ah, guten Tag, meine Herren, freut mich sehr. Bitte, wolle Se nit Platz nehme? (Weist ihnen im Vordergrunde rechts Sitze an.)

Wilhelm. Sehr freundlich! (Setzt sich, steht aber gleich wieder auf, da Frau Hinze noch nicht sitzt.)

Frau Hinze. Bitte sehr!

Alle drei setzen sich; Wilhelm immer ängstlich einen Fuß über den andern haltend, um einen Riester zu verbergen. Friedrich zupft viel an seiner Cravatte herum, die fortwährend herausrutscht.

Friedrich. Wir kommen, um uns zu bedanken, gnädige Frau — Sie sehen uns tief beschämt durch Ihre große Liebenswürdigkeit.

Frau Hinze. O, ich wüßte nit! Ich dachte, Sie wollte sich beschwere.

Friedrich. Ja eigentlich sollten wir uns auch beschweren — nämlich weil wir es doch eigentlich gar nicht verdienen, daß Sie . . . . . . (sieht Wilhelm hülfeflehend an.

Wilhelm. Ja, Friedrich meint, weil doch eigentlich die Geschichte mit dem Kaiserhof . . . .

Frau Hinze. Mit dem Kaiserhof?

Friedrich (herausplatzend.) Ach, thun Sie nur nicht so, Frau Kommerzienrat! Wir wissen recht gut, wer der große Unbekannte gewesen ist, der die verdammte Rechnung für uns bezahlt hat.

Wilhelm. Friedrich meint die kleine Rechnung für unser Hochzeitsdiner.

Frau Hinze. Aber ich bitt' Sie, das ischt ja nit der Red' wert! Ich mein', Sie wollte sich beklage, daß die Sach' mit unserer Arbeiterschul e so en langsame Fortgang nimmt.

Friedrich. O bitte sehr, das hat ja Zeit!

Frau Hinze. Nein, mei lieber Herr Doktor, ich mein', des hat gar kei' Zeit! Ich hab' mer halt die Sach' viel leichter vorg'stellt, wie's in Wirklichkeit ischt. Sie glaube garnit, was des für Schwierigkeite macht für eine alleinstehende Frau, wenn sie ihr Geld nach ihrem Penchant ausgebe will, und b'sonders seit die Geschichte in der Zeitung g'stande ischt! Ich wollt', ich könnt' nur emal eine Woch' lang Mann sein — da wollt' ich der guten Sach' mehr nütze, als wie jetzt in eme ganze Jahr!

Friedrich (wirft Wilhelm aufmunternde Blicke zu.) Hm — mein Bruder meint — na, was wolltest Du denn sagen, Wilhelm?

Wilhelm (rasch, stotternd:) Das wäre sehr schade!



Frau Hinze (lacht.) Ich danke für das Kompliment! Sie meine, als wenn thät' ich schon garnix tauge.

Friedrich. O, o! O nein, so was würde sich mein Bruder nie erlauben! Wilhelm meint, Sie müßten nämlich mit so einem recht starken, praktischen Mann — nämlich äh — in Verbindung treten.

Wilhelm (ängstlich.) Das heißt: wenn Sie überhaupt Lust haben.

Frau Hinze (lächelt verlegen.) O, meine Herren — seh'n Sie, da hab' ich schon wieder ein' gute Rath weg!

Wilhelm. Ich meinte ja nur so.

Friedrich. Ja, weil es doch für die Frau das Natürliche ist, daß sie Anschluß sucht.

Frau Hinze. O mei! Das soll aber doch nit immer so bleibe! Des ischt doch bekanntlich grad' der unwürd'ge Zustand, dem mir endlich emal e End mache wolle.

Friedrich (herausplatzend.) Sie werden doch nicht?! Pardon, ich meine — natürlich ja! Einmal mus es ja aufhören!

Frau Hinze (zu Friedrich.) Habe Se denn garnix wieder g'hört, Herr Dokter, von Ihreme arme Fraule?

Friedrich (seufzend, zuckt die Achseln.) Nichts! Absolut garnichts! Außer dem Abschiedsbrief, von dem ich Ihnen ja schon erzählte. Der Alte — entschuldigen Sie, ich meine: mein Schwiegervater — weiß, wo sie sich aufhält; aber er verschweigt's, als wär's ein Amtsgeheimniß, und mich behandelt er, als hätt' ich seiner Tochter etwas, ich weiß nicht was, angethan. Ich bin schon ganz verzweifelt, gnädige Frau!

Wilhelm. Er hat gar keinen Appetit mehr!

Friedrich. Na weißt Du, Wilhelm, das liegt wohl mehr daran, daß Du jetzt die Küche besorgst! Aber das ist wahr, gnädige Frau: wie sie mir jetzt fehlt das ist garnicht zu sagen! Else hat ganz Recht gehabt: ich habe garnicht gewußt, daß ich verheiratet bin, bis jetzt, wo ich sie nicht mehr habe.

Frau Hinze. Sie sehne sich also doch nach ihr?

Friedrich. Ach, wenn's nur die Sehnsucht wäre! Aber die Reue, gnädige Frau, die Gewissensbisse und die Angst um das arme Weib! Ich habe schon den Wilhelm zu mir in's Schlafzimmer genommen, weil ich Furcht vor dem Alleinsein habe.

Wilhelm. Er thut manche Nacht kein Auge zu!

Friedrich. Nämlich, weil der Kerl unmenschlich schnarcht.

Wilhelm. Das ist nicht wahr, er schnarcht.

Friedrich (betrübt.) Ja, das mag wohl wahr sein. Sie brauchen auch nicht zu denken, daß er immer schnarcht, gnädige Frau. Früher hat er nie geschnarcht. Nur jetzt, seit die Else fort ist, da ist es mir aufgefallen. (Plötzlich sehr gerührt, aufspringend.) Ach, ich bin überhaupt ein ganz miserabler, dummer Kerl! Ich will nur lieber machen, daß ich fortkomme!

Frau Hinze. Sie Aermschter! Sie thue mer leid! Wisse Se was . . .

Wilhelm (flüstert ihr rasch zu.) Sprechen Sie nicht von Else, das macht ihn ganz krank!

Frau Hinze (steht auf und geht Friedrich nach.) Doch, doch! Jetzt red' ich grad' von Else! Wisse Se, mei lieber Freind, was Ihr Fraule glei g'sund mache könnt?

Friedrich. Ist sie denn krank?

Frau Hinze. Doch, doch — gemiethskrank! Aber wann sie wüßt', daß

Sie sich so recht von Herze nach ihr sehne und daß sie Ihne in Zukunft wirklich und — (mit einem Blick auf Wilhelm) ganz allein angehöre sollt', dann wär sie auf der Stell' kuriert!

Friedrich (aufgeregt) Gnädige Frau, Sie wissen, wo sie ist! Leugnen Sie es nicht!

Frau Hinze. Ich? Nein — das heißt — ich hab' versproche, daß ich's 'ne nit verrate will.

Friedrich. Sie ist bei Ihnen, sie ist hier! Ach, ich hab mir doch gleich gedacht, daß sie sich an Sie wenden würde. Lassen Sie mich sie sehen, ich bitte Sie um Alles ....

Frau Hinze (schüttelt mit dem Kopf.) Nein, nein — Sie irre sich! Ich habe sie bei eme Freind von mir, bei eme Arzt in Süddeutschland, untergebracht.

Friedrich. Ach, liebe, gute, gnädige Frau! Schreiben Sie ihr, sie soll kommen, gleich kommen! Die schrecklichen vier Wochen waren doch Strafe genug für mich! Schreiben Sie ihr, daß sie in Allem Recht hätte, ich sähe Alles ein — von der Ehe zu Dreien, und was sie noch alles gesagt hat beim Abschied! Und Wilhelm, der würde uns nicht mehr stören — nämlich der ginge nach der Schweiz.

Frau Hinze. Ah!

Wilhelm. Nämlich ich habe eine Redaktion angenommen.

Friedrich. Das heißt: nur bedingungsweise. Es ist nämlich möglich, daß er sich hier in Berlin verheiratet, und das würde ja den Knoten natürlich am besten lösen.

Frau Hinze. Ah, das wär' allerdings ....

Wilhelm. Ja, das heißt eigentlich — nämlich: Fritz meinte ...

Friedrich. Ach, liebe, süße, gnädige Frau — entschuldigen Sie, nehmen Sie es mir nicht übel — ich könnte Sie ....

Frau Hinze (hält ihm rasch ihre beiden Hände entgegen.) Da, da, schnell, Sie gefährlicher Mensch Sie!

Friedrich (küßt ihr die Hände.) Danke, danke! Seien Sie zum zweiten Male mein rettender Engel!

Wilhelm (verbessernd) Zum dritten: Kaiserhof!

Friedrich (um seine große Bewegung zu nuterdrücken, sehr rasch.) Frau Kommerzienrätin, empfehle mich gehorsamst! (Verbeugt sich und eilt rasch zur Hinterthür.)

Frau Hinze. Wo wolle Sie denn gar so flink hin?

Friedrich. Ich habe noch eine wichtige Verabredung.

Wilhelm (eilt Friedrich nach.) Ich auch!

Friedrich. Nein, das ist nicht wahr! Wilhelm hat Ihnen etwas sehr Dringliches mitzuteilen. (Leise zu Wilhelm:) Mensch, nu aber schneidig! (Er stößt ihn ins Zimmer zurück und eilt dann rasch durch die Hinterthür ab.)

Frau Hinze (belustigt.) Nun, Herr Kern?

Wilhelm (wischt sich in großer Verlegenheit den Schweiß von der Stirn.) Ich glaube es ist sehr warm hier.

Frau Hinze. Ah bah, warum nit gar?! Komme Se her, setze wir uns wieder. So! (Beide setzen sich.) Und jetzt erzähle Se mir eps von Ihrer Auserkornen.

Wilhelm. Ach du lieber Gott, da ist ja nicht viel von zu erzählen.

Frau Hinze (lachend.) Nein, nein, so schlupfe Se nit durch! Ich bin furchtbar neugierig. Also bitte, fange Se aan: Ein Fräulein, jung, schön und tugendhaft ....

Wilhelm. Nein, nein!

Frau Hinze. Waas! Nit tugendhaft?!

Wilhelm. Doch ja, riesig! Aber kein Mädchen — gewissermaßen eine Wittwe.

Frau Hinze. So so! Na, es giebt ja auch sehr junge Witwen.

Wilhelm. So ganz jung ist sie auch nicht mehr!

Frau Hinze. Uijeh, wohl gar mit eme Dutzed Kinderle?

Wilhelm. Nein — nur eins!

Frau Hinze. Ein' Bub'n?

Wilhelm. Ja — das heißt: ich glaube — es ist ein Mädchen.

Frau Hinze (lacht laut auf.) Na wisse Se, so arg g'nau scheine Se noch nit informiert zu sein. Hat sie denn Vermögen?

Wilhelm. Scheußlich viel! Das ist's ja eben. Man soll nicht denken, daß ich um's Geld heirate! (Wütend.) Nein, das lasse ich mir nicht nachsagen! Alles können sie von mir behaupten, aber das nicht!

Frau Hinze. Aber mei beschter Herr Kern, ich denk' ja garnit daran!

Wilhelm. Nein, natürlich nicht! (Er wischt sich wieder den Schweiß. Kleine Pause.) Glauben Sie, daß Gottfried Müller Talent hat?

Frau Hinze. Ja, gewiß! Zweifle Sie etwa daran?

Wilhelm. O nein! Im Gegenteil! (Pause.) Kennen Sie den Geheimrat auch?

Frau Hinze. Nein, ich sehn' mich auch nit besonders danach!

Wilhelm. Da haben Sie ganz Recht! (Pause.)

Frau Hinze (lacht.) Nun, ich denke, Sie hatte mir etwas äußerst Wichtiges mitzuteile.

Wilhelm. Ja, ich . . . . das heißt nämlich — (greift in seine Brusttasche und holt ein Papier heraus.) Hier ist der Prospekt von der neuen Zeitschrift, die ich redigieren soll: „Die Revolution der Geister.“ Ich wollte nur fragen, ob Sie nicht vielleicht daranf abonnieren wollen.

Frau Hinze. Ja, aber gewiß, gern!

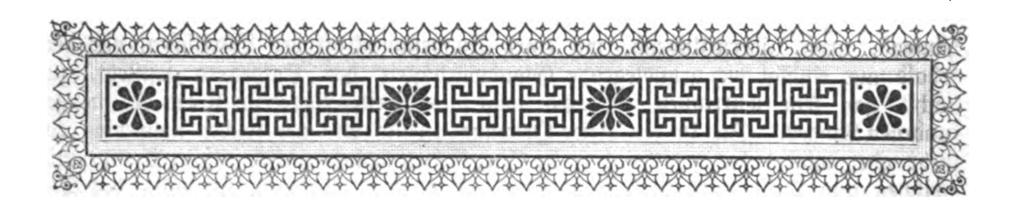
Wilhelm. Danke — danke sehr! — Guten Morgen! (Verbeugt sich und eilt sehr rasch hinten ab.)

Frau Hinze (schüttelt, ihm nachblickend, erstaunt den Kopf; plötzlich bricht sie in ein lautes anhaltendes Gelächter aus und ruft:) Ach so! O Du lieb's Herrgöttle von Biberach!

(Fortsetzung folgt.)



Verantwortlich für die Redaction Wilhelm Bölsche, Friedrichshagen. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler. Druck: A. Seydel & Cie. Beide in Berlin.



Häckel's Anthropogenie in neuem Gewande.*)

Aphorismen von **Wilhelm Bölsche.**

„Durch den Glanz neuer Entdeckungen angeregt" sagt Alexander von Humboldt, „mit Hoffnungen genährt, deren Täuschung oft spät erst eintritt, wähnt jedes Zeitalter dem Kulminationspunkte im Erkennen und Verstehen der Natur nahe gelangt zu sein. Ich bezweifle, daß bei ernstem Nachdenken ein solcher Glaube den Genuß der Gegenwart wahrhaft erhöhe. Belebender und der Idee von der großen Bestimmung unseres Geschlechtes angemessener ist die Ueberzeugung, daß der eroberte Besitz nur ein sehr unbeträchtlicher Teil von dem ist, was bei fortschreitender Thätigkeit und gemeinsamer Ausbildung die freie Menschheit in den kommenden Jahrhunderten erringen wird. Jedes Erforschte ist nur die Stufe zu etwas höherem in dem verhängnisvollen Laufe der Dinge."

Als der Meister des „Kosmos" an gewichtiger Stelle seines Werkes diese Worte niederschrieb, hatte Darwin eben den ersten, allerdings so lange verheimlichten Entwurf seiner Zuchtwahllehre vollendet. Dem großen, klangvollen Wort, geschöpft aus der Tiefe eines Geistes, der die Geschichte der Naturerkenntnis übersah wie nie ein zweiter, antwortete, ihm selbst unbewußt, an fernem Ort die schlichte Stimme der Th a t. Wieder einmal zerbrach der Zauber eines vertraut gewordenen Dogma's, und über den Trümmern vermeintlichen „Verstehens" erhob sich sieghaft die „Idee von der großen Bestimmung unseres Geschlechts:" aufzusteigen von Stufe zu Stufe, durch ewigen, wandlungsfrohen Fortschritt. In sieben solcher größten Stufen hatte Humboldt seine Geschichte der physischen Weltanschauung aufgebaut. Und als er die Feder aus der Hand legte, brach — wir dürfen es heute wohl ohne Furcht der Uebertreibung aussprechen — das achte Kapitel an, das Kapitel von dem ersten, der Menschheit seit dem früheren Tasten nach einer wissenschaftlichen Weltansicht zu Teil gewordenen Einblick in den Mechanismus des O r g a n i s c h e n durch den Ideengang von Charles Darwin.

Ueberblickt man heute, wo der Darwinismus gleichsam sein dreißigjähriges Jubiläum feiert, die verschlungenen Fügungen seines Emporgangs, so wird man an die beiden Phasen erinnert, die sich so oft bei der Geschichte geographischer Fortschritte zeigen. Zuerst kommt die Entdeckung. Aufgebaut auf wundervollster Combination, eine Unmasse ganz neuer Thatsachen in zunächst verworrener Fülle an-

*) Vergleiche Heft 45, Seite 1097 ff.

häufend, groß, überwältigend, mit einer Suggestionskraft des Wirklichen, vor der, sobald nur einmal die grundlegende Glaubwürdigkeit des Entdeckers feststeht, zunächst gar kein Entrinnen ist. Es folgt als zweites die erste Karte des neugefundenen Landes. Sie ist ein erster Ordnungsversuch und als solcher notwendig ein mehr oder minder fragmentarischer, in Einzelheiten wahrscheinlich falscher Compromis zwischen dem Ordnungsbedürfnis und der lückenhaften wirklichen Kenntnis des Details im Neuen. Gegen die Karte wendet sich in instinktiver Witterung der Blöße die ganze Opposition, die durch die Entdeckung erregt, aber doch gleichzeitig von ihrer Wucht eingeschüchtert und zurückgedrängt war. Trotzdem ist diese erste Karte — und sei sie so unvollkommen wie etwa die rohen Skizzen, die den ältesten Umriß Amerika's bewahren — im Grunde der entscheidende Schritt zum „Praktischmachen“ der Entdeckung selbst, zum Verwerten für den ersten Nachfolger und durch ihn für die ganze nachdrängende Kultur. Die merkwürdige Fügung, die einst den Namen Amerigo Vespucci's, des Nachfolger's, an die Stelle des Columbus selbst, des Entdeckers, geschoben hat, entsprang zum Teil vielleicht nicht so ganz bloß dem Zufall, sondern in etwa wenigstens auch einem analogen Gedanken in der dunkeln Wertschätzung jener zweiten, gewiß hochbedeutsamen Stufe.

Der Kartenzeichner des Darwinismus ist nun in eminentem Sinne Ernst Häckel gewesen.

Die Entdeckerthat Darwins war zunächst die That eines Reisenden und eines Geologen, nicht die eines Systematikers auf zoologischem oder botanischem Spezialgebiet. Vor einer paläontologischen Thatsache in den Pampas Süd-Amerika's — und vor einer nur dem Reisenden fühlbaren faunistischen Merkwürdigkeit auf den Galapagos-Inseln, erschloß sich ihm das erste Aperçu des Neuen. So blieb trotz der Riesenfülle des Detailmaterials der spätere Ausbau der Dinge bei Darwin stets auf einem allgemeineren Gebiet, bei einer Biologie höchster Art, die das speziellere neue System der Organismen zwar als Folgerung umschloß, aber nicht selbst berührte. Häckel umgekehrt kam, als er sich mit Darwin begegnete, aus dem ganzen Wust der offiziellen Systematik heraus, mit der Erkenntnis des Wustes, aber auch der Kenntnis im Einzelnen, um nun, da die Leuchte gegeben war, den ersten praktischen Versuch einer Anwendung zu machen. So entstanden seine vielumstrittenen Stammbäume. Darwin erkannnte neidlos, mit warmem Wort, den Fortschritt an auf einem Gebiet, das er nicht betreten wollte mit jener tiefen Bescheidenheit, die ihn bisweilen bis zu dem negativ übertreibenden Geständnis trieb, daß er eigentlich in der systematischen Zoologie und Botanik überhaupt nicht Fachmann sei. Bei Andern regte sich jene oben erwähnte, abgelenkte Opposition, sie steiften sich auf die Stellen der Karte, wo der Landesumriß nur vermutungsweise erschlossen war: anstatt den Wert der Pionierarbeit zu würdigen, warnten sie mit der Weisheit des Unbeteiligten hinter dem heimischen Ofen vor dieser oder jener vielleicht vergessenen Klippe und befürworteten lieber das gänzliche Einstellen der weiteren Schifffahrt. Dubois-Reymond meinte, die Häckel'schen Stammbäume kämen an Wert etwa denen homerischer Helden gleich. Nie ist in Frist weniger Jahre eine Ansicht schlagender widerlegt worden. Heute läßt sich beinahe behaupten, daß die Grundlinien des von Häckel entworfenen, ersten wahrhaft „natürlichen“ Systems der Organismen sich zu unbestrittenerer Geltung durchgekämpft haben, als selbst eine Reihe wichtiger Prinzipien Darwins, die in's Physiologische hinübergriffen, das vorerst unvergleichlich viel verworrener ist als die seit Linné stetig emporgegipfelte Morphologie.

Häckel's „Anthropogenie“ ist von seinen verschiedenen Werken, aus denen auch der Laie sich ein Bild der für jene Stammtafeln in Anwendung gebrachten Methode unschwer bilden kann, jedenfalls das beste. Auf der einen Seite steht das

assoziative Interesse, daß es sich grade um den Stammbaum des Menschen handelt, wodurch das Buch eine notwendige Vorschule für moderne Weltauffassung wird, ohne die jegliche Philosophie und vor allem jegliche Ethik hülflos im Dunkeln tappt. Andererseits läßt die Beschränkung auf ein verhältnismäßig engeres Gebiet eine Ausdehnung in's Detail hinein zu, die allein ein annäherndes Urteil über das Ganze auch dem Nichtfachmann ermöglicht. Die labyrintischen Wege der Beweisführung zumal in dem so unendlich verwickelten embryologischen Teile mögen für manchen ihr abschreckendes haben; von dem gewaltigen Unterbau geben sie aber grade in dieser Verwickelung und diesem schier endlosen Netz ein tief sich einprägendes Bild: man nimmt wenigstens, wenn nichts anderes, so doch das daraus mit, daß diese „Spekulation“ alles eher als luftig ist; abgesehen davon, daß die Anthropogenie thatsächlich gerade in ihren embryologischen Kapiteln ein Meisterwerk anschaulicher Darstellungsweise ist, soweit so spröder Stoff es zuläßt: das einzige Buch über das so wichtige Gebiet in deutscher Sprache, durch das ein Leser ohne spezielle Vorkenntnisse bei gutem Willen durchdringen kann. Es war bei ihrem ersten Auftreten zum Teil der wunde Punkt in der Häckel'schen „Schöpfungsgeschichte“, daß sie so vieles in seiner fachgemäßen Begründung nur andeuten konnte. Grade Kapitel, die zur Erläuterung der zahlreichen genial konzipierten Stammbäume dienten, erhielten dadurch eine dogmatische Färbung, die aus der Sache nicht erwuchs. Zu vermeiden war der Uebelstand schwer, aber er blieb als solcher bestehen. Die Anthropogenie war nach dieser Richtung hin ein weit glücklicherer Wurf. Weil sie aber ihr Beweismaterial so sehr viel vollständiger gibt, läßt sich aus der jetzt vorliegenden Neubearbeitung auch um so klarer der eiserne Bestand erkennen, der sich dem Fortgang der Wissenschaft gegenüber als fest erwiesen hat. „Zu meiner Genugthuung,“ sagt Häckel, „konnte ich mich überzeugen, daß die meisten und wichtigsten, in der ersten Auflage gegebenen Grundanschauungen sich bewährt und zu weiteren Fortschritten in derselben Richtung Veranlassung gegeben haben. In vielen einzelnen Teilen hingegen hat sich, Dank den vereinten Anstrengungen zahlreicher tüchtiger Arbeiter, der Kreis unserer Erkenntnis so sehr erweitert und sind so viele, damals noch dunkle Fragen so glücklich aufgeklärt, daß die größere Hälfte dieses Buches in ganz neuer Gestalt erscheint.“ Häckel, der „Dogmatiker“, hat, wo es ihm nötig schien, in den Neubearbeitungen seiner Bücher durchweg mit der Selbstkritik nicht gegeizt. Hat er doch in der achten Auflage seiner „Schöpfungsgeschichte“ selbst eine seiner phylogenetischen Lieblingshypothesen, die Herleitung der Seesterne aus fünf oder mehr zu Sternform mit einander verwachsenen Würmern, nur noch in ganz bedingter Form und parallel zu einer von anderer Seite aufgestellten inhaltlich, genau entgegengesetzten Hypothese vorgetragen, — mit dem bescheidenen Schlußsatze: „Billigerweise darf man nicht verlangen, daß jetzt schon die Phylogenie — vor 25 Jahren noch unbekannt — überall reife Früchte trage.“ Um so eindringlicher wirkt darum nur die Thatsache, daß der Grundstock von Vermutungen über die Stammesgeschichte des Menschen, die den Kern der „Anthropogenie“ bilden, eine durchgreifende Verschiebung nicht zu erleiden brauchte. Den größten stofflichen Zuwachs hat der erste Teil, die Keimesgeschichte, erhalten. Man braucht nur einen Blick auf die kurzen Litteraturverzeichnisse vor jedem Vortrag und ihre Jahreszahlen zu werfen, um eine Empfindung dafür zu bekommen, wie sehr nicht nur die Materialfülle in den letzten beiden Jahrzehnten auf dem embryologischen Gebiet zugenommen hat, sondern auch wie stark grade die Häckel'schen Grundauffassungen aus ihrer anfänglichen Isolierung herausgekommen und Gemeingut geworden sind. Wo, wie bei der Gasträa-Theorie, anfänglich bloß der Schöpfer sein eigener Prophet war, darf er jetzt bereits auf die neuesten und

besten Handbücher der engsten Fachwissenschaft als „Quellen“ verweisen. Der kompliciertste Teil eben dieser Gasträa-Theorie ist in der lichtvollen Darstellung des neunten Vortrages jetzt zu einer der festesten Säulen des Ganzen geworden. Häckel selbst hat in den Jahrzehnten, deren Fazit er hier zieht, auf ganz andern zoologischen Feldern mit der Friedenswaffe des Mikroskops gekämpft, zuletzt zwölf Jahre lang als unermüdlicher Enträtseler des Riesenmaterials, das die englische Challenger-Expedition an Radiolarien, Tiefsee-Medusen, Siphonophoren und Hornschwämmen aus den geheimnisvollen Abgründen des Ozeans an's Licht gebracht. Aber wo er nicht direkt eingreifen konnte, hat wenigstens sein Geist gewirkt. — Andere haben in seinem Sinne gerungen und in den Rahmen der Anthropogenie das Fehlende eingefügt. Von Neuem und noch lehrreicher als früher im Resultat ist von Hatschek die Keimesgeschichte des niedrigsten, dem Urahnen nächsten Wirbeltieres, des Amphioxus dargelegt worden, allen Zweiflern zum Trotz, die grade hier schon das Fundament des ganzen Gebäudes schwanken sahen. In prächtigen Zeichnungen nach Selenkas Studien darf Häckel diesmal die Eiteilung, die Keimblasenbildung und die Gastrulation jener andern, phylogenetisch so bedeutsamen Wirbeltiergruppe, der Beuteltiere, die an der Grenze des Säugetiertypus steht, entwickeln. Ein erster Lichtstrahl fällt dank einer unermüdlichen Parallelarbeit bester Beobachter (die ganze von Häckel herangezogene Litteratur fällt hier zeitlich in die Jahre zwischen 1875 und 90!) auf die inneren Vorgänge beim Befruchtungsprozeß. Und ein ganz neues, in hohem Grade lehrreiches Kapitel ist nötig geworden zur Darlegung und Kritik der Coelom-Theorie der Gebrüder Hertwig (1881) mit ihren Ergänzungen und Correcturen.

Ist hier — in dem, ich möchte sagen, spitzfindigsten und der Skepsis immerhin zugänglichsten Gebiete der Anthropogenie der einfache Materialfortschritt seit 77 ein geradezu enormer, so gilt nicht ganz das Gleiche von dem paläontologischen Teile. Wohl ist unsere faktische Kenntnis von den ausgestorbenen Tierarten, unter denen sich ja auch die Vorfahren des Menschen befinden müssen, im Ganzen mächtig gefördert worden in neuerer Zeit. Aus den unvergleichlichen Gräberstätten Nord-Amerikas sind für gewisse Gruppen des Wirbeltierstammes, allerdings durchweg solche, die der direkten Ahnenreihe des Menschen fernstehen, geradezu die ganzen Stammbäume ausgegraben worden. Der Darwinismus im Allgemeinen hat hier Bestätigungen erhalten, wie sie in der Weise gar nicht erwartet werden konnten, und nachhaltiger als je ist zur Evidenz gekommen, wie sehr wir noch auf Bereicherung auf diesem Boden der Forschung rechnen dürfen. Aber das Spezialgebiet der Anthropogenie leidet im Paläontologischen nach wie vor an bösen Lücken. Nur an einer Stelle ist das Dunkel neuerdings entschieden gelichtet worden — nächst der nach wie vor verschleierten Uebergangsstelle vom Affen zum Menschen wohl an der wichtigsten: — an der früher sehr kritischen Ecke, wo das Amphibium sich zum Reptil und das Reptil zum Säugetier umformt. Glückliche Deutung paläontologischer Funde und unvorhergesehene Entdeckungen innerhalb der noch lebenden Tierwelt haben sich hier in die Hände gearbeitet. Von den carbonischen Stegocephalen geht die Linie jetzt deutlich herauf zu den permischen Rhynchocephalen und endlich über die seltsamen Theromoren direkt über zum Urtypus des Säugetiers. Die noch lebende Brückenechse von Neuseeland (Hatteria), in trefflicher Mützel'scher Zeichnung vorgeführt, wird als „einziges lebendes Proreptil“ bezeichnet. Und um das Licht an dieser Stelle auch nach oben hin noch weiter zu vermehren, ist ja in der Mitte der achtziger Jahre endlich die lange bestrittene Thatsache festgestellt worden, daß das älteste und reptilienähnlichste aller Säugetiere, das Schnabeltier, wirklich Eier legt, also seine vermittelnde Stellung in der Ahnenreihe des Menschen noch weit

besser vertritt, als vorgesehen war. Kommt der Zuwachs in diesen handgreiflicheren Dingen auch langsam, so bleibt doch grade hier dem Hoffenden der Blick frei angesichts der weiten Strecken der Erde, die noch keine Schaufel des Paläontologen berührt und in denen (wie es für Neuseeland thatsächlich wahrscheinlich geworden) sogar frei im Licht wandelnde letzte Zeugen urältester Uebergangsformen noch angetroffen werden könnten.

Ich breche meine Aphorismen ab, die nicht den Zweck haben können, in die Tiefe des Details einzulenken. Anzudeuten galt es nur, wie glücklich dieses Buch die unablässige Bereicherung der Wissenschaft in sich aufnehmen durfte.

Glücklich ist das rechte Wort.

Es geht ein Hauch der Befriedigung durch alle diese Seiten. Das Land, das eine kühne, aber doch auf weitester Beherrschung des Gegebenen und der Stunde aufgebaute Phantasie im ersten Nebel riesenhaft sich dehnen sah und mit flüchtigem Stift, fast erschauernd unter der Fülle der Gesichte, im Umriß auf's Papier bannte, — es klärt sich, reckt sich, lichtet sich, Flotte um Flotte segelt in seine Buchten, eine Zeit wird kommen, da seine Karte in jedem Schulzimmer hängt.

In jener Zeit, da das Wissen, das hier geboten ward, Allgemeingut geworden, wird man hinter dem Buche lebhafter noch, als es heute möglich, den Menschen suchen, die Gestalt, die sich, oft gefeiert und oft mißverstanden, so scharf und licht heraushebt aus der vielverworrenen zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, neben dem ehrwürdigen Antlitz Darwins gewiß eine der kräftigsten, charakteristischsten Erscheinungen dieser gährenden Welt, deren Wahrzeichen nur eines sein darf: der trotzige Funke des Prometheus . . .

Garborg's „Müde Seelen".*)

Da liegt es bereits vor mir, schmuck gedruckt und gebunden, — Garborgs jüngstes Buch, und doch sind es kaum drei Monate her, daß das Manuskript mit dem kräftigen Wort „fra helvede" (aus der Hölle) seinen Abschluß erhielt. Ich denke noch mit fröhlichem Behagen der Stunde, da Garborg auf Kolbotten zu uns in die Stube trat, wo wir am Peis saßen und schwatzten und vergnüglich, wie erlöst von einem Alpdruck, stöhnte: fertig! Die letzten Wochen hindurch war es manchmal kaum mit ihm auszuhalten gewesen; die Arbeit brannte ihm auf der Seele, und sobald er den letzten Bissen Mittagsbrod verschlungen, stürzte er gleich wieder in seine Schreibbaracke und ward nicht mehr gesehen. Nun aber war es mit der Nervosität vorbei, und die letzte Flasche Armagnac mußte heran, zur Feier des Abends ein Glas kräftigen Weihe-Toddys zu spenden. Und jetzt, wo ich das Buch ein- und zweimal gelesen, schmeckt mir in der Erinnerung der Festtrunk doppelt gut, denn das Buch verdient das Hurrah, das wir ihm ausbrachten, ohne es in seinen Einzelheiten zu kennen. Ein Roman im strengen Sinne des Wortes ist es nicht, eher ließe es sich als „Bekenntnisse" einer müden Seele bezeichnen. Und so bedeutet es denn auch eine neue Stufe in Garborgs Schaffen. Die Objektivität und der Humor, die seinen früheren Werken ihr Gepräge geben, treten wohl noch in der Charakteristik zu Tage; im übrigen jedoch überwiegt diesmal statt der Erzählung die Reflexion, statt des objektiven Berichts der lyrische Erguß, statt des Weltbildes das Ichbild. Das Ich, das

*) Das Buch führt im Norwegischen den Titel „Traette Maend"; eine deutsche Ausgabe soll in Bälde erscheinen.

uns in einer Fülle von Tagebuchblättern einen Einblick in sein innerstes Wollen und Suchen, Glauben und Zweifeln gewährt, ist deutlicher, als es die Gestalten in seinen älteren Schöpfungen waren, ein Stück des Dichters selbst, seine Ergüsse ein Ausschnitt der eigenen Empfindungen, des eigenen Denkens Garborgs. Allerdings nur ein Stück und nur ein Ausschnitt. Und mehr denn je auch ein Teil von uns selbst, von uns Allen, die wir am Ausgang des Jahrhunderts das Alte überwunden haben und nach einem Neuen uns sehnen. In diesem Sinne erweitert sich denn freilich wieder das Subjektive zum Objektiven, das Ich zur Welt. Darum aber halte ich auch dieses jüngste Werk Garborgs für eins jener Bücher, in denen das innerste Wesen unsres Zeitalters sich wiederspiegelt und die deshalb bleiben werden, wenn die ganze Litteratur, die heute auf dem Tagesmarkt prahlt und prunkt, längst auf den Müllhaufen gekehrt ist. Von den Fratzen des fin de siècle haben wir schon mehr als zu viele kennen gelernt, — von diesen in der Retorte hergestellten homunculis, die, wie der Held in Huysmans A Rebours das Entzücken aller Retorte-Litteraten sind; erst Garborg aber giebt uns den Wirklichkeitsmenschen, der in der Brandung unserer Zeit sich todesmatt gerungen hat und nun mit froststarren Händen nach der ersten besten Planke greift, ob sie ihn ans Land trage oder nicht. Er zuerst giebt uns die volle Wirklichkeit an Gefühl und Gedanken, die in uns allen, im Grunde unserer Seele, webt und wogt, und nicht blos im krankhaft verschwammten Hirn eines Einzelnen. Die Handlung in den „Traette Maend“ ist kaum als solche zu bezeichnen. Das dünne Gewebe, in dem man allenfalls eine Romanfabel alten Stils erblicken kann, knüpft unmittelbar an eine Episode in Garborgs vorletztem Werke „Bei Mama“ an. Oder es führt vielmehr diese Episode näher aus. Fanny Holmsen hat Gabriel Gram, den Weltschmerzler, Skeptiker und Ironiker kennen gelernt. Das Verhältnis, das zwischen beiden erwächst, beschränkt sich im wesentlichen auf gemeinsame Spaziergänge und Gespräche. Aber so sehr es sich beide zu verhehlen suchen, durch den Gedankenaustausch lernen sie Interesse an einander gewinnen und leben sich in eine persönliche Teilnahme für einander ein, die einfach Liebe wäre, wenn nicht beide immer wieder die Empfindung durch den Zweifel erstickten. Das Mädchen wird durch das Wesen und die Anschauungen des kranken Mannes fasziniert; und den Mann, der sich anfangs so sicher davor fühlt, jemals wieder wärmer für ein Weib empfinden zu können, reizt doch die eigentümliche Natur Fanny's, die so ganz naiv erscheint, derart, daß er, in dem Bestreben, das Wesen des Weibes zu erkennen, immer stärker auch von ihrer Person selbst gefesselt wird. In seinen Aufzeichnungen spiegelt sich diese Empfindungs-Entwickelung wieder. Hand in Hand aber mit ihr steigert sich auch sein Gefühls- und Geistesleben im allgemeinen. In den Augenblicken, wo er sich sagt, daß sein Leben verpfuscht ist, daß er unmöglich das Mädchen mit in den Sumpf hinabziehen dürfe, in dem er selbst zu versinken glaubt, da wird seine Skepsis zur Verzweiflung, zur Lästerung, und Selbstmordgedanken übermannen ihn. In andern Stunden aber, wo ihn ein Traum möglichen Glückes umschmeichelt, wird er weich und milde, die Banalität des Alltagsmaterialismus widert ihn an und er sehnt sich nach dem Frieden, den die fromme Ergebung an ein Höheres gewährt. Auf dieser lebendigen Verschmelzung von Leidenschaft und Reflexion, von individueller Empfindung und in's Typische wachsender Weltanschauung beruht vor allem die Bedeutung des Buches. Schließlich aber artet die Teilnahme Gabriels in eine Art von Eifersucht auf die unbekannte Vergangenheit Fannys aus. In brutaler Weise sucht er ihr die Geheimnisse, deren Vorhandensein er annimmt, zu entreißen, und er erschreckt sie derart, daß sie in ein Fieber verfällt, und späterhin, vollständig gebrochen, dem Heiratsantrag ihres alten, welken Liebhabers Ryen keinen Widerstand mehr entgegensetzt. Gram aber sucht Trost in der Religion. Das ist das Ende des Unruh- und Erkenntnismüden. Das Ende — bis auf weiteres. Ich will versuchen, einige der Stufen, die Garborg seinen Helden vom Nihilismus zum Glauben steigen läßt, anschaulich zu machen, und lasse das Tagebuch Gabriel's selbst reden. Da heißt es gleich auf einem der ersten Blätter (die Uebersetzung ist nicht in jedem Worte zutreffend, — ein so perfekter Norweger bin ich nicht, — aber mindestens ist sie sinngetreu!) „Ich bin alt, sag' ich. Alt von Geburt an. Ein unmögliches Gemisch aus alt und jung. Das ist wohl Erbschaft; alles soll ja nun heute Erbschaft sein. Mein Vater war ein greiser verlebter Lebemann von ausrangiertem Kapitän; dieses Wrack fiel zuletzt seiner Haushälterin in die Arme. Das Resultat

dieses Falls bin ich. Altes, müdes, dünnes Blut, gemischt mit jungem, vollsaftigen Bauernblut, — daraus konnte nichts Ganzes entstehen; natürlich nicht" . . . . Ein anderes Blatt: „So ein bissel Romantik thut doch gut zur Abwechslung. Das bannt und beruhigt. Man wird still, innerlich, religiös pantheistisch. Unsere Seele wird wie der blanke Fjord mit der wundersamen Doppeltiefe: auf der Oberfläche himmelblau, luftklar und lächelnd, aber im Grunde dunkel, finster, schwarz, mit Trümmern und versunkenen Leichen; in dieser sinnverwirrenden Doppeltiefe spiegeln sich grüne Wipfel und graue Felsen in versunknem, verträumtem Schweigen. Stille. Stille. Bienengesumm; Quellgebrause. Glast und Glanz. Der Takt langsamer Jahrtage. Jahrtausend-Ruhe. Ist es nicht sonderbar, daß alles dies hier zu guter Letzt nur Wasserstoff und Sauerstoff ist, Kohlenstoff und Stickstoff, HO_2 und HO_3 . ." Manchmal überkommen ihn Todesphantasien; er fühlt einen Dolch langsam in die Brust niedergleiten, mitten durch's Herz hindurch, oder einen Strick, der sich um den Hals schnürt, fester und fester. Und er fährt dann fort: „Alles das könnte hingehn, wenn nicht dieses Zittern wäre, dieses wunderliche verdeckte Zittern, das ich nicht schildern kann; das muß inwendig sein, eine Art Vibriren in der inneren Muskulatur, sonderbar, unbehaglich. Ich werde so unsicher, so schwindlig, so ohne Schwere und Schwerpunkt. Sinnverwirrend. Ich weiß ja, was das ist . . . Alkoholismus, zum Teufel! — aber das hilft nichts . . . Ein eigenes nebliges Gefühl von Leerheit rings um den Kopf. Es giebt da eine Art Zwischenraum zwischen mir und der Welt, eine sausende Fernheit; und die Dinge um mich sind nicht richtige Dinge: das sind . . . Eigentlich sind das Narrheiten, welche da stehen und sich anstellen, dies und das zu sein: Sofa, Schrank, Stühle; aber sie wissen es selbst recht gut, daß sie das nicht sind. Das plagt mich etwas. Ich habe keine Lust, die Komödie anzusehen. Aber unten, ganz unten in der Tiefe, in dem Unterirdischen meines Wesens sitzt diese bleischwere, gefährliche Angst, eine Art heimlichen, gefesselten Wahnsinnes, welcher tobt und sich stemmt und Lust hat, auszubrechen. Das ist das böse Gewissen, oder eine Art Schreck, ein Gefühl häßlicher Herabwürdigung und eine Art sonderbaren, idiotischen Grauens vor diesem oder jenem, Gott weiß was. Ein unmäßig krankes Sehnen darnach, sich irgend Jemandem zu Füßen zu werfen, einem Weibe, einem Priester, einem Gott; und zu heulen, zu weinen, zu beichten, gepeitscht, gerichtet, verdammt zu werden und dann zum Schluß von liebenden, weichen Armen umschlungen zu werden wie ein krankes Kind . . . Du, Fanny, warum kommst Du nicht jetzt und klingelst an der Corridorthür . . . Nichts soll Dir geschehen; nur zusammen sein, traulich zusammen!" Das ist die Stimmung, die ihn reif macht für den Priester; nur hier hat er noch eine Stütze, sobald er das Weib verliert. Und der Priester kommt. „Ich gehe nun jeden Sonntag in die Kirche und höre Löchen (den Pastor) und gehe stets beruhigt heim. Diese stille Tiefe, diese heilige Einfalt, diese wohlthuende Klarheit über all die Fragen, die schließlich allein uns tiefer berühren . . . Hier ist nichts von wissenschaftlichem Schnick und Schnack, von dieser Salbaderei, womit man das trostlose Ignoramus in Vergessenheit zu bringen sucht. Still, klar und rein fließt er hin, der Fluß des Glaubens, der so seicht ist, daß ein Lamm ihn durchwaten und so tief, daß ein Elefant ihn durchschwimmen kann." . . . „Wahnwitz oder Christus!" . . . „Ich kann nicht glauben wie Löchen oder — sie. Aber mein Inneres erfüllt mit wunderbarem Frieden die Vorstellung vom „guten Hirten" . . . . . Löchen hat Recht. Die Welt ist eine Disharmonie. Und eine Disharmonie hat ihre Wahrheit nicht in sich, sondern außer sich, in ihrer Auflösung. Die Auflösung aber heißt: „Ewigkeit" . . . Hat Gram die Wahrheit gefunden? Georg Jonathan, der behäbige Positivist, bezweifelt es. Ein Gespräch zwischen ihm und Gabriel beschließt das Buch. „Ich hielt Sie für einen Mann", sagte er (Jonathan), „für einen von denen, welche sich beugen, aber nicht brechen. Sie sind also doch zu schwach gewesen; Sie hatten den gefährlichen Knacks im Rückgrat. Fin de siècle; agonie de la Bourgeoisie. Das thut mir leid, Gram. Aber es muß wohl so sein. Die Müden gehen zum Priester. Fahr wohl"! „Ich habe mich gebeugt", antwortete ich, „weil ich nicht brechen wollte. Geh'n Sie hin und thun Sie desgleichen". Ich ging. Hinter mir hörte ich Georg Jonathan's Lachen. Es klang mir wie aus der Hölle." Ich habe gesagt, daß Gram ein Stück von uns Allen repräsentirt, wohl nicht in seinem Ende, aber in seinem Ringen und Zweifeln. Er sucht schließlich das Heil rückwärts, im Kindheitsglauben; ich denke mir, es liegt vorwärts, in einem Neuen, das noch kein Priester kennt.

**

In keinem seiner früheren Werke tritt der tiefe Denker, der in Garborg steckt, so fesselnd und überragend zu Tage, wie in „Müde Seelen“. In keinem aber auch so mächtig der Dichter im engsten Sinne des Wortes. Fast mehr noch, als der Inhalt, berückt die Form des Buches. Diese nervösen Gedankenvibrationen, diese zitternden Empfindungslaute, diese blitzenden Momentbilder der Natur- und Seelenstimmung machen das Buch zu einem einzigen lyrischen Gedicht. Und hier und da konzentriert sich denn auch die latente Lyrik zum Vers, dessen Rhythmus und Colorit dafür zeugen, daß Garborg auch ein Meister der Versdichtung ist. Ich fürchte nur, daß kein Uebersetzer auch nur annähernd treu diese Prosa und diese Verse nachgestalten wird. Aber was thuts? Begreifen wird man auch so den Wert des Buches. Und daher, noch freudiger, als auf Kolbotten: Skaal, Garborg!

Heinrich Hart.

Gerhart Hauptmann in Wien.

Es geschehen Zeichen und Wunder. Wien, das neuerdings das liebenswürdige Vorurteil gegen sich hegt, wieder eine Theaterstadt geworden zu sein, ambitioniert nun gar, eine moderne Theaterstadt zu werden. Einen starken Erfolg haben sich die „Einsamen Menschen“ erzwungen, wenige nur äußerten ihr Mißfallen laut, die Majorität hat, was sie nicht begriff, wenigstens widerspruchslos, mit Würde, über sich ergehen lassen. Im Kreise der Schauspieler, auch der nicht beteiligten, herrschte begeisterte Teilnahme und Stolz, jene zur Hälfte, dieser ganz echt, und Herr Sonnenthal hat ungezählte Thränen der Rührung vergossen. Das besagt, wer den großen Adolf kennt, wenig; wichtiger und eine höchst erfreuliche Thatsache ist, das Herr Lewinsky, der, als Regisseur, dem jungen Dichter reichlich ein Dutzend Hervorrufe verdankt, man denke! feierlich dem Idealismus abgeschworen und sich zur Moderne bekannt hat. Glückliche Moderne! Bei der Presse geht es zwar auch diesmal nicht ohne die üblichen Mißverständnisse ab; aber fast einstimmig konstatiert die Kritik ein großes Talent, das wohlwollende Aufmunterung verdiene. Ob sich aber Herr Hauptmann ihre freundschaftlichen Winke sehr zu Nutzen machen wird? Sogar Granichstädten, dem noch vor Jahresfrist das „Friedensfest“ unter aller Kritik stand und der unstudierte, ungraduierte Dichter ein vornehm abweisendes Schütteln des Kopfes verursachte, sogar er legt das geradezu freibühnenhafte Geständnis ab: „Eine Dichtung voll Kraft in Form und Gedanken,“ „ein ganzer Poet,“ „ein mächtiger Eindruck.“ Herz, was begehrst du noch mehr?

Vor einem Jahre galt es schon als Ereigniß, daß ein hiesiges Blatt den Naturalismus eines blutigen Feuilletons würdigte: heute vergeht kaum eine Woche, daß die Presse nicht Veranlassung nimmt, sich ernsthaft mit der Moderne zu beschäftigen. Henrik Ibsen und nunmehr auch Gerhart Hauptmann haben siegreich ihren Einzug in die Burg gehalten. Und das Volkstheater belegt jedes Stück mit Beschlag, das nur entfernt einen Kassenerfolg zu versprechen scheint. Eine gar nicht mehr kleine Gemeinde harrt sehnsüchtig der Dinge, die da kommen sollen. Allerdings ist sie nicht forciert rührig wie in Berlin, das ganze Oesterreichertum lebt in ihr: ziemlich viel Talent, ziemlich wenig Produktion und, vor lauter Gemütlichkeit, gar kein agitatorisches Geschick. Ein jeder treibe es, wie er kann und muß.

Durchs Burgtheater geht ein neuer, lebendiger Zug. Die angenommenen Stücke bezeugen es und die neuen Engagements. Das moderne Drama findet ein außerordentliches Entgegenkommen, wie an keiner zweiten Hofbühne; der beste Willen ist vorhanden, und auch der kecke Wagemut fehlt nicht. Freilich befriedigen die Resultate nicht gleichmäßig. Ein unsicheres Tasten und Schwanken macht sich bemerklich, nur natürlich bei einem derartigen Institut, wenn es urplötzlich aus der Tradition eines Jahrhunderts herausgerissen wird. Mehr als wünschenswert regiert der Zufall, der vom Experiment eben untrennbar ist; und wenn des bedeutendsten lebenden deutschen Dramatikers Schauspiel zur Aufführung gelangt, wird dafür eine Hauptrolle mit der denkbar schwächsten Kraft besetzt.

Unser deutscher Naturalismus ist noch allen Kinderkrankheiten ausgesetzt: wer verargt es da dem allerjüngsten Naturalismus der Burg, wenn er nicht gleich als ausgewachsener Mann auf die Bretter springt?

Einheitlich war die Vorstellung keinesfalls, und jemehr ich die Eindrücke sich setzen lasse, desto stärker häufen sich mir die Bedenken. Denn auf der Bühne handelt es sich in erster Linie um ein gewisses Gleichmaß der Darstellung, daß keiner sich durch reine Leistung in den Vordergrund dränge. Das schädigte höchst empfindlich den Direktor und schädigte nicht minder das Publikum, dem es das Verständnis des Stückes als einheitlichen Kunstwerks erschwert, wenn nicht unmöglich macht. Leichter lasse ich mir eine gleichmäßige, sorgfältig zusammengestimmte Darbietung mittlerer Kräfte gefallen, als ein Ensemble sehr ungleich begabter Künstler, wo mich die Trefflichkeit des einen die Unzulänglichkeit des Nebenmannes nur um so schmerzlicher empfinden läßt. Darin vor allem beruhte die Wirkung der Meininger, in diesem ganz ausgezeichneten Zusammenspiel, nur daß bei ihnen das bric-à-brac störte und die Stimmung, die es herbeiführen sollte, sehr oft vernichtete. Darin muß auch die Wirkung Antoines beruhen, der mit Dilettanten spielt, nach fünfzig oder hundert Proben, in denen jedes kleinste Detail festgestellt und im Einklang mit dem Ganzen gebracht worden ist.

Wir sahen diesmal in der Burg ausgezeichnete, ja mustergiltige Leistungen, wie den Braun des Herrn Thünig, den Vockerat des Herrn Baumeister, den Pastor des Herrn Schöne und in einigem Abstand die Käthe des Fräulein Reinhold. Thünig ist der natürlichste unter unsern Bühnenkünstlern, ganz frei von der Theaterschablone. Eindringlich, nie aufdringlich stellt er uns seine Menschen von der Straße hin, und nie verfällt er in den Fehler, schärfer und mehr zu charakterisieren, als gerade die Situation verlangt. Herr Bonn, der demnächst die Rolle spielen soll, wird einen sehr schweren Stand haben. Aufrichtig gefreut hat mich Fräulein Reinhold. Im ersten Akt fast zu unbedeutend, kam sie später den nicht leichten Anforderungen, die der Dichter an diese passive Figur stellt, durchaus nach. Herr Baumeister spielte den letzten Akt, vielleicht! etwas zu schwer und wuchtig; doch ist das Ansichtssache.

Die größten Ehren des Abends trug Frau Hartmann als Frau Vockerat davon. Die Berliner Gäste allerdings vermißten an ihr das specifisch Norddeutsche, sie übertrug die Rolle ins Süddeutsche. Sicher ist, daß sie bei strengem Festhalten an der Intention des Dichters, wenn ihr dies überhaupt möglich gewesen, hier einfach nicht verstanden worden wäre. Zu derlei Kompromissen muß sich eben die Schauspielkunst verstehen. Auch Frau Lehmann genügte uns, obwohl von der Berliner Wäscherin, nach Kleidung, Wesen und Sprache, wenig oder gar nichts geblieben war.

Herr Hartmann als Johannes Vockerat war wenig befriedigend. Die eine Scene gelang, die nächste wieder nicht. Am besten war er noch zum Schluß. Er hatte sich vom eleganten Frack und modernen Salonbart nicht trennen können, und ebensowenig konnte er sich vom falschen Pathos und der schauspielerischen Attitüde trennen. Wie er die wenigen Goetheschen Verse zitierte, kann als Muster dafür gelten, wie man nicht zitieren darf.

Und nun die Anna Mahr! Nach der Erkrankung der Frau Hohenfels war die Rolle einer jungen Anfängerin anvertraut worden, die hier zum ersten Male als engagiertes Mitglied des Burgtheaters auftrat. Es ist das vielleicht ein ganz richtiges und den betreffenden Novizen jedenfalls vorteilhaftes Prinzip, neue Rollen neuen Schauspielern zu übertragen. Fräulein Deman hat keinen Vorteil daraus gezogen. Zwar war sie nicht pathetisch, wie die meisten Damen der Burg, dafür affektiert und kokett, und die geistige Bedeutung der Mahr wußte sie auch nicht entfernt zum Ausdruck zu bringen. Ich glaube es gern, wenn alte Theaterbesucher behaupten, auf dieser Bühne nie von einem engagierten Mitglied eine so schlechte Darstellung gesehen zu haben. Wenn das Experiment also dem Publikum wie der Dame gleich unangenehm war, so existiert wenigstens einer, der daraus eine Lehre und einen Trost geschöpft haben dürfte: Gerhart Hauptmann selbst. Wenn nicht einmal eine so ungenügende Besetzung einer Hauptrolle ein Stück zu Fall bringen konnte, dann kann es überhaupt nicht umgebracht werden.

Friedr. M. Fels.



Theater.

Deutsches Theater. Die kleine Frau. Schauspiel in drei Aufzügen von Felix Philippi.
Freie Volksbühne: Der Revisor. Posse in fünf Aufzügen von Nicolaus Gogol.

An den Winter von 1891 werden die Theaterleute gedenken bis in's späteste Geschlecht; und werden sich schaudernd erzählen von der Saison der Influenza, der gefallenen Kurse und der durchgefallenen Stücke, da man leere Häuser sah hüben und drüben am Kanal, bei der „Sonne" und der „kleinen Frau," bei der „Geldheirath" und der „Satisfaktion". Der Beunruhigungs-Bazillus, ein Produkt journalistischer Reinkultur, wie Herr von Caprivi uns belehrt hat, schwänzelt sich auch ins Reich der Coulissen hinein; und weil die Zeit künstlerisch uud wirtschaftlich gleich hektisch ist, wird die Flucht vor dem Ernst zur Losung des Theatertages. Nur was zum Lachen! zum Lachen! fordern die Herren; heraus aus dieser dumpfen Atmosphäre der Sozialkritik an's Licht, in die Luft — und wenn es selbst „Großstadtluft" wäre.

Kein Zweifel, wir stehen in einer theatralischen Reaktion: und die Frage ist nur, ob man sie ernst oder leicht nehmen will; als ein Bleibendes oder als die Situation, welche der gegenwärtige Augenblick geschaffen hat und der nächste nehmen wird. Wer als Beobachtender über die Möglichkeit der Luxustheater nicht hinausblickt, und wer als Schaffender den Erfolg von heute und von morgen nur sucht, wird freilich die Flinte in's Korn werfen müssen und erklären: die Leute haben die Freien-Bühnen-Stücke satt; er wird, wie Herr Philippi gethan hat, vor der versuchten Annäherung an die Wirklichkeit (im „alten Lied") zurückkehren zur schlenderhaften Theaterfabrikation, mit der trivialen, gebildeten Bühnensprache. Wer aber ein wenig Zeit hat, wird sich über den natürlichen Rückschlag leicht getrösten, der auf die lebhafte künstlerische Bewegung der letzten zwei Jahre gefolgt ist; er wird sich sagen, daß einmal litterarische Wirkung und das Publikum der heutigen Theater zwei grundverschiedene Dinge sind, und zweitens: daß noch einem jeden Publikum der Ernst neuer Kunst hat aufgedrungen werden müssen, aufgepredigt, aufgezwungen. Mußten Goethe und Schiller mit Kotzebue wetteifern, wie darf man sich wundern, wenn auf Wagner Mascagni folgt, auf Ibsen und die Freie Bühne das erzwungene Lachen der deutschen Schwänke? Wer breite Bettelsuppen kocht, hat ein groß' Publikum — das Wort bleibt ewig wahr, doch vergißt man es immer wieder und verwundert sich, mit erhobenen Händen, geschütteltem Haupte.

Die Brücke scheint schwach und gebrechlich, die von so allgemeinen Betrachtungen zu dem Sonderfall des Herrn Philippi führt, und vielleicht thue ich besser, sie gar nicht erst zu betreten. Das Stück, ohne künstlerischen und auch ohne theatralischen Wert, hat bereits ausgelebt, und ist in jenes Reich staubiger Bibliotheken gezogen, aus dem so leicht kein Wanderer wiederkehrt. Sage ich also nur, daß Philippi eine recht fleißige Theaterrevue gegeben hat, eine gedrängte Wochenübersicht über das, was ihm an wertvollen neuen Gedanken und Situationen in den charakteristischen Stücken der Zeit aufgefallen ist: Hörigkeit der Frau, freie Liebe, gescheiterte Couvenienz-Ehe (oder Conventions-Ehe, wie es im Philippi'schen Deutsch heißt, ein Wort, so barbarisch wie nur noch „Litteraturhistoriker"). Wir haben einen imitierten Hoffmann, frei nach „Sonnenaufgang", wir haben eine Nora, wir — doch genug; und genug auch ohne die liebenswürdige Ehrenerklärung, welche Fulda dem Dichter gegeben, der, gleich ihm, die moderne „Sklavin" geschildert. Zu all den Motiven der Neuen aber — und das ist das Spezifische der diesjährigen Leistung — fügt Philippi den ältesten Theaterplunder: einen reichen Onkel mit der Brieftasche, die fadenscheinigste Motivirung und die trivialste Pathetik der Coulissen: kein Wunder, daß Frl. Frauendorfers Hilflosigkeit und Frl. Themners ungeübte Kunst in diesem Wasserpfuhl ertranken, während das im Deutschen Theater eminent stärkere Geschlecht, Kadelburg und Nissen, über ihn im Schnelltempo hinwegzusetzen suchten mit hurra, hurra, hipp, hop, hop. —

Lustiger ohne Zweifel ging es in dem zur Freien Volksbühne [illegible] Alliance-Theater zu; und es fügt sich gut, daß in dem Jahre, wo [illegible]keit" nun einmal nicht zu löschen zu sein scheint, eine prächtige alte Po[illegible]

Schwank zeigen durfte, wie's zu machen ist. Der „Revisor“ ist über Berliner Bühnen früher wohl mehrfach gegangen, doch ohne nachhaltigen Erfolg; vielleicht wird er diesmal aus dem geschlossenen Kreise des Vereins auf eine öffentliche Bühne erfolgreich gelangen. An den derb-realistischen Einzelheiten der Schilderung stoßen wir uns schon lange nicht mehr, der unaufhörlich sprudelnde Humor der Situationen läßt den forcierten Hergang immer von Neuem vergessen, und wer im Theater nur lachen will, lachen über drollige carrikierte Typen, nicht über Menschen, findet den reichsten, bald feinen und spitzen Anlaß hier beim „Revisor“.

Ich unterschätze das Genie und die Fülle des Witzes in Nikolaus Gogol, glaube ich, nicht, und vor zahllosen Einzelheiten seiner überwältigenden Komik, vor den hinreißend sich aufgipfelnden Schnurren des betrunkenen Pseudo-Revisors, von seinen Freunden den Staatsräten empor bis zum allergnädigsten Kaiser, stehe ich bewundernd. Aber da man leicht über demjenigen, was die Komödie ist, übersehen könnte, was ihr für den neueren Kunstsinn fehlt, so reizt es mich, grade das auszusprechen, was, nicht reflektierend, sondern ganz unmittelbar, ein moderner Geschmack an dem Stück empfindlich vermißt. Ihn verletzt nicht die russisch-bequeme Technik allein, diese Monologe und zahllosen Beiseites, diese ganze alte Possentradition, halb Holbergisch-Molierisch, und halb Kotzebueisch — sondern vor allem der allzulang anhaltende, unwirkliche Spaß, der, inmitten allen Lachens, abspannt und ermüdet hier so gut, wie bei den Pariser Schwänken. (Von den deutschen rede ich nicht, denn über die kann ich, mit verschwindenden Ausnahmen, überhaupt nicht lachen). Es geht nicht an, für unsern geschärften Wahrheitssinn, nur die lustigen Momente des Lebens herauszuheben, sie zu steigern, zu forcieren, zu karrikieren; wir lachen wohl eine Stunde, zwei Stunden, aber dann kommen wir doch zur Besinnung, sei es nun inmitten öderer Strecken oder auch auf dem Nachhauseweg, und wir empfinden peinlich eine weite Leere, eine Art von moralischem Katzenjammer. Auch wir wollen die Heiterkeit, gewiß, so gut wie die Andern, und ob des Dichters Grundstimmung trüb sei oder hell, gilt ästhetisch gleich; aber wenn sie am tiefsten uns fassen soll und im Letzten halten, so muß der Ernst dieser Welt auch das Rührende in der Borniertheit, das Tragische in der Verderbnis, sei es auf Augenblicke selbst, leise, aus der Perspektive, mit überzeugender Gewalt zu unsern Herzen reden.

Man wirft mir ein: aber der sozialkritische Untergrund im „Revisor“, diese entrüstete Bitterkeit, die hinter dem Gespaße lauert und dräut? Wer „eine russiche Provinzialstadt von 1850“ schildern wollte, in ihrer ganzen Korruption und Weltenge — — mußte er nicht die Satire tief verbergen hinter gewaltsamer Heiterkeit? Mag sein, er mußte; aber wir, die wir nicht historisch und ethnographisch begreifen im Theater, die wir künstlerisch genießen oder naiv — für uns ist diese Satire in der That allzu tief verborgen hinter dem Gelächter; und wenn wir vier Akte lang uns amüsiert haben über diese Spießbürger-Klike, über diese auf einen Ton nur gestimmten, im Profil gesehenen Figuren, die volle Charaktere nicht sind, nur willkürlich ausgeschnittene Typen — so kann der mit den gepeitschten Weibern und den bestohlenen Kaufleuten hereindringende, jammernde Ernst uns nicht mehr anpacken. Dem Publikum der Freien Volksbühne selbst, so viel näher ihm die bedrückten Kleinen stehen als die wohlgenährten Bourgeois, erging es nicht anders: über die Esel von Beamten lachten sie tendenzlos, über den Gecken und Aufschneider aus der Großstadt, über die thörichte Mutter, das Gänschen von Tochter; die Schlosserfrau und die Unteroffiziere ließen sie kalt. Freilich hatte auch die flotte Darstellung, in deren Mittelpunkt Herr **Stolberg** als liebenswürdiger Schwerenöther stand, alles auf Lustigkeit gestellt, auf derbe Possenwirkung; nur Herr **Schibilsky** als Gouverneur brachte am Schluß das Wehe des Enttäuschten kräftig heraus. Die Zuschauer hat das Stück sehr unterhalten, aber wenn ich recht unterscheide, war ihr Eindruck dem meinigen im Grunde verwandt: so herzlich auch gelacht wurde, — ganz anders klangen, wenn Poesie zu ihnen gesprochen hatte, die Hände dieser Hörer jubelnd zusammen, begeistert. Denn Poesie und Posse, so nahe sie auch im Worte verwandt sind, — im Wesen bleiben sie sich fern: die Posse, einmal für immer, ist flach; Poesie ist ewig tief.

Otto Brahm.



Die Geschichte vom abgerissenen Knopfe.

Von Otto Erich Hartleben.

(Fortsetzung.)

II.

Als wir eine Stunde später zu dreien im Löwenbräu saßen und der Vetter sich auf einen Augenblick entfernt hatte, beugte sich Lore zu mir herüber und fragte eifrig:

„Ist er Dein richtiger Vetter?“

Ich dachte nach und improvisierte à la Shakespeare:

„Meist ist man ja vom Richtigen entfernt:
Drum laßt uns das Entfernte — richtig nennen
Und richtig — grade den entfernten Vetter!“

„Aber Du — er ist doch aus guter Familie?“

Aber Lore — ich bitte Dich: wie würd' ich ihn denn sonst mit Dir zusammen führen? Er ist sogar Vizefeldwebel.“

Das zog. Sie hatte es mir eigentlich nie verzeihen können, daß ich trotz meiner Schulterbreite als „Reichskrüppel“ durchs Leben irrte — als der Vetter jetzt mit seinen großen, strammen Schritten sich dem Tisch wieder näherte, empfing sie ihn mit einem so hellen Blick offenherziger Bewunderung, daß er mit einer eckigen, unfreiwilligen Bewegung ihre Hand faßte und herzhaft drückte. — Die Situation fing an, stumm sentimental zu werden. Ich hielt es für passend, den Herrschaften eine Geschichte aus dem Soldatenleben zu erzählen. Mein Freund, „der Kleine“, der neulich auch zum Vizefeldwebel avanciert war, hatte sie mir erst vor kurzem in Leipzig berichtet.

Zwischen Soldaten seines Regiments und Arbeitern war es zu einer Schlägerei gekommen, bei der ein Arbeiter totgestochen war. Der Herr Hauptmann von so und so nahm daraus am anderen Morgen die Veranlassung zu einer kurzen Ansprache an die Soldaten. Dabei sagte er untern Andern:

„Uebrigens ist es mir unverständlich, wie so etwas überhaupt passieren kann! Ein anständiger Mensch sollte sich doch mit diesen Civilisten überhaupt nicht gemein machen. Wenn mir einer auf dem Trottoir entgegenkommt, mach' ich sofort einen weiten Bogen über den Fahrdamm.“

Diese Geschichte amüsierte die gute Lore ganz fabelhaft. In dem drolligsten und und phantastischsten Leutnants-Schnarr-Ton wiederholte sie immer und immer wieder: „mit diesen Civilisten“ . . . Entzückend fand sie das.

„Aber Du“, wandte sie sich dann zu mir, „Du solltest das lieber nicht erzählen — Du ulkst Dich ja selber an!“

Entweder sie war dem Vetter — oder er ihr nähergerückt — so nahe, daß ihre Arme nicht mehr neben einander auf dem Tische Platz hatten und er ihre Finger bequem in der Hand behalten konnte. Ich hatte meinen Stuhl nach meiner Gewohnheit ihnen gegenüber schräg an den Tisch gestellt und zurückgelehnt betrachtete ich die beiden „jungen Leute“ wohlwollend von der Seite. Ich versuchte dabei, mich in die bewußte Liebenswürdigkeit hineinzufühlen, welche auch König Marke schließlich, aber leider zu spät für die Liebenden empfinden lernte. Es ging ganz gut.

„Aber Recht hat sie“ — dacht' ich bei mir — „das Soldatische hätt' ich aus dem Spiele lassen sollen. Ich Schaf.“

Nach einiger Zeit kam die Reihe, sich ein Weniges zu entfernen, an die Lore. Mein Vetter legte die Stirn in Falten und nach einer ernsten Pause „zwischen zwei Männern“ fragte er mich grade anblickend, gewichtig und korrekt:

„Oder legst Du noch Wert darauf?“

Drauf ich in düsterer Entschlossenheit:

„Nein“ —

Ein stummer Händedruck, als wollte er mich in meiner Fassung bestärken — Lore erschien wieder.

* * *

Wir standen auf dem Gensdarmenmarkt. Es war ein Uhr.

„Von der Bergstraße zur Hollmannstraße — nein, mein lieber Freund — das wäre ja nachher ein unmenschlicher Weg für Dich. Abgesehen davon — Dein Vetter ist ja so freundlich und . . .“

„Und einer genügt wohl,“ fügte dieser hinzu.

Ich unterdrückte die Bemerkung, daß von der Bergstraße nach Charlottenburg auch ein ganz tüchtiger Weg sei und neigte mich der Ansicht meines logischeren Vetters zu:

„Ja — wenn Du wirklich meinst, daß einer genügt . . .“

„Gewiß, gewiß. Gute Nacht, gute Nacht.“

Und indem sie lachend den Arm des Vizefeldwebels nahm, rief sie zurück:

„Ueberhaupt — ein anständiger Mensch sollte sich mit diesen Civilisten nicht gemein machen.“

* * *

Fort waren sie. Ich ging allein nach Hause, die einsame Charlottenstraße entlang.

Ich hatte so meine eigenen Gedanken über — na, vorzugsweise wohl über „den Eigentumserwerb des Finders.“ Derselbe begann mir problematisch zu werden.

III.

Ungefähr acht Tage später, als ich Vormittags auf der Königlichen Bibliothek saß, legte sich eine gewichtige Hand auf meine Schulter. Ich sah auf, es war mein Vetter, hoch, in vollendeter Haltung — wie immer.

„Guten Morgen,“ sagte er mit seiner gemessenen, formbewußten Liebenswürdigkeit, im tiefsten Baß.

„Was heischest Du, Mörder meines Glückes?“

„Einen Frühschoppen mit Dir.“

Ich klappte die Bücher zu, wir gingen.

An diesem Tage machte ich die Wahrnehmung, daß mein Vetter die Redewendung: „Nicht als ob . . . aber . .“ mit einer besonderen Vorliebe gebrauchte und seitdem — wenn ich mich seiner erinnere — geraten meine Gedanken leicht in jene Form und ich sage mir etwa: nicht als ob er als Frosch geboren wäre, aber — wie der Tragödiendichter und Redakteur am Magdeburger Generalanzeiger, Karl Wilhelm Geißler, von seiner Iphigenie so treffend singt:

„Ihr ward die Größe zur Gewohnheit.“

so dem Vetter Correktheit und unbedingte Contenance in allen Lebenslagen. —

Also wir saßen beim Kännchen Lichtenhainer. Die uns bedienende Fürstin hatte sich hoheitsvoll lächelnd entfernt, mein Vetter begann. Ich gewann den Eindruck, daß dieser Frühschoppen mit mir seinerseits das Resultat einer reiflichen Ueberlegung war.

„Ich muß Dir sagen“ . . .

Er glättete seine rotbraunen Glacéhandschuhe, legte sie genau auf einander und faltete sie. Dann plazierte er sie links neben sich auf dem Tisch, lehnte sich zurück und schlug die Beine übereinander.

„Ich muß Dir sagen . . sieh mal . . .“

Er stockte wieder. Dann mit einem plötzlichen Ruck:

„Nicht als ob ich prüde wäre und so — aber, wenn ich mich einmal dazu entschlossen habe, so ein „Verhältniß“ anzufangen, dann nehme ich das auch ernst und will doch das Mädchen vor allen Dingen erst mal wirklich kennen lernen. Ich bin die letzte Woche jeden Tag mit ihr zusammengewesen. — Ich finde, daß man in solchen Fällen am besten Berliner Weißbier trinkt. Nein, ohne Scherz: das bekommt entschieden am besten.“

„Mit Kümmel, oder ohne?“

Er lächelte:

„Ohne natürlich. Ein Weib, das Schnaps trinkt — ich bitte Dich! — — Also ich habe ihr nun vor allen Dingen, nämlich, unter uns gesagt, sie war gräulich abgerissen. Diese Matrosentaille, weißt Du, an der hier der Knopf fehlte, das war das einzige

Möbel derart, das sie überhaupt besaß! Da habe ich ihr nun eine ganz nette rote Seidenblouse gekauft, weißt Du: so'n ganz loses Ding . . . Dann vor allem einen anständigen Hut, die Dinger sind übrigens riesig theuer. Die Blouse allein kostet 20 Mark. Dann Handschuhe und einen Sonnenschirm nnd vorgestern ein paar Stiefel . . ."

Er hielt inne und sah mich fragend an.

„Hm. Nun ja: Duhast ganz recht. Es war das immer schon meine Ueberzeugung: die Lore brauchte blos mal finanziert zu werden. Sie verdient das. Sie bringt alles mit, was eine solche Finanzierung, und zwar nicht nur im Interesse des Einzelnen, zu einer wirklich lohnenden Sache macht."

Ich nahm einen tiefen Schluck und fuhr merklich wärmer fort:

„Ich muß Dir wirklich persönlich von Herzen dankbar sein, Vetter. Ich fühl's nämlich ganz deutlich: ich hätte auf die Dauer doch nicht umhingekonnt, selber in diese Weise — ich möchte sagen, als Gründer thätig zu sein. Du hast mir das in so hochherziger Weise abgenommen — ich werde es Dir nie vergessen."

Mein Vetter glaubte einen Moment, ich spaße. Als er aber in mein ernsthaftes Antlitz schaute, schlug er in meine Rechte ein. Doch sah er ein wenig ungewiß und zerstreut beiseit. Dann sagte er:

„Mensch, sei offen! Aergerst Du Dich auch wirklich nicht? Es war mir eben so, als ob Du aus Neid sprächest. Du bist manchmal so . . . so ironisch und so . ."

„Aber lieber Vetter, was soll ich Dir darauf sagen! Ich gebe Dir mein heiliges Bierwort, daß ich Dich um dieses . . . also um dieses Verhältniß mit der Lore nicht beneide. Prosit!"

„Prosit, komme nach. Aber", er trank erst mal, „aber was meintest Du denn damit, daß es nicht nur im Interesse des Einzelnen läge, wenn ich . . . oder was?"

„Na, mein Gott, ich meine: also Lore ist doch entschieden ein ungewöhnlich reizvolles und drolliges Geschöpf; nicht wahr?"

„Aber sicher!"

„Na, also. Da ist es doch einfach Pflicht, einfach . . einfach Menschenliebe, wenn man . . . Ich weiß nicht: hast Du denn das noch gar nicht beobachtet, wie das Mädel im Stande ist, eine ganze Corona von 10, 12 Mann stundenlang ganz allein zu unterhalten? Ich meine, das sind so hervorragende gesellige Tugenden, man braucht doch wirklich noch gar nicht selber verliebt zu sein — das lohnt sich immer! Du sollst mal sehen, Du wirst noch Deine helle Freude an ihr erleben. Ohne Scherz!"

Der Vetter schien meinen Ausführungen nicht gefolgt zu sein — er fragte unvermittelt:

„Sag' mal, hat sie früher auch schon so gelogen?"

„Immer."

Die Züge meines Vetters verklärten sich. Meine mit größter Bestimmtheit abgegebene Versicherung versetzte ihn offenbar in Entzücken.

„Denn so was hab' ich noch nie erlebt!" rief er begeistert aus und lachte aus vollem, heiterem Herzen. Auch ich stimmte lachend ein: wir waren beide freudig bewegt. Ich fragte:

„Hat sie Dir schon die Geschichte von ihrer Freundin, der Palastdame, erzählt?"

„Nein, ich glaube nicht. Welche Palastdame?"

„Ja, in der Benennung schwankt sie noch. Aber sie wird sich schon entscheiden. Das ist immer nur so im Anfang. Später, wenn die Geschichte erst sitzt, wenn es erst soweit ist, daß sie selber dran glaubt, dann hat alles Hand und Fuß, dann klappt alles ganz genau."

„Merkwürdig. Und ob das nun nicht damit zusammenhängt?"

„Womit?"

„Nun, mit ihren Schattenseiten."

„Sicherlich," bemerkte ich sententiös; „wo viel Licht ist, ist auch viel Schatten. Aber was nennst Du ihre Schattenseiten?"

Mein Vetter schwieg und dachte nach. Er sah dabei auf seine Cigarre. Dann sagte er rasch:

„Nicht als ob ich von ihr die gewohnheitsmäßige Akuratesse und die — die — Du weißt wohl, was ich meine, was wir also bei den andern als selbstverständlich — gar nicht bemerken . . . .“

„Du meinst,“ sagte ich aufdringlich geistreich, „jene funktionelle Redlichkeit in der Toilette.“

„Sehr gut, sehr gut. Also das — siehst Du: das kann natürlich nur die Folge von Erziehung, von sehr viel Erziehung und sonstigen glücklichen Lebensbedingungen sein. Wie gesagt: das verlang ich garnicht von ihr — —“

„A — — ber!“ fuhr ich emphatisch fort.

Er schwieg jedoch einen Augenblick. Dann beugte er sich etwas über den Tisch und sprach mit jener gedämpften Stimme, mit der man sich Geheimnisse oder Majestäts-beleidigungen mitteilt:

„Du erinnerst Dich doch noch ihrer Matrosentaille und daß daran hier vorn ein Knopf fehlte?“

„Mich dünkt, Du sprachest schon vorhin davon.“

„Ach ja. Also denk Dir: mindestens 5 mal hab ich sie nun im Laufe der letzten 8 Tage gebeten — schließlich, muß ich sagen, schon mehr ersucht, dringend ersucht, sich diesen Knopf anzunähen — meinst Du, daß sie's gethan hätte?“

„Höre Du,“ sagte ich und meine Stimme nahm unwillkürlich auch jenen Klang an, mit dem wir die Erwähnung von Etwas Unheimlichem zu färben pflegen: „Sollte es nicht ein Aberglaube von ihr sein?“

„Ach Unsinn!“ rief der Vetter laut. Dann fuhr er minder leise fort:

„Bummelei ist es, nichts als Bummelei. Aber eine so schwere, eine so gravierende Bummelei . . . .“

Meinem Vetter fehlte jeder Nachsatz. Da hörte eben einfach Alles auf!

„Schließlich, nachdem ich sie noch einmal gründlich wegen ihrer Unordentlichkeit interpelliert hatte, da — also da kaufte ich ihr, wie gesagt die rote Seidenblouse. Uebrigens, unter uns gesagt, sie sieht auch darin ganz . . . ganz . . .“

„Das glaube ich.“

„Reizend, sag ich Dir, ganz reizend! — Sie trug natürlich von dem Augenblick an nur noch die neue Blouse. Aber ich werde den Gedanken an die alte nicht los. — Mich quälte die Frage, ob sie nun jetzt wenigstens, wo sie doch den ganzen Tag über körperlich von der Matrosentaille getrennt ist und sie objektiv beurteilen kann, ob sie jetzt wenigstens an eine Reparatur, an eine generelle Auffrischung gedacht hat. Ich will Dir ganz offen gestehn: die letzte Nacht hab ich sogar davon geträumt.“

„Hm. Hast Du, entschuldige, aber das halt ich für wichtig, von dem Ganzen geträumt, ich meine von der Blouse überhaupt, oder nur . .“

„Nur von dem abgerissenen Knopf..“

„Du, das ist bedenklich, das andere würde ich für natürlich gehalten haben, aber dies ist meines Erachtens ein ernster Fall. Aus solchen Kleinigkeiten entwickeln sich fixe Ideen. Du mußt etwas dagegen thun.“

— — Ich war zu weit gegangen. Mein Vetter schwieg einen Augenblick und sagte dann sehr gemessen:

„Mein Lieber, ich verbitte mir jede Bemerkung. Nicht als ob ich nicht selbst gern lachte, wo es was zu lachen giebt — in diesem Falle aber zeugt es nur von . . von . . entschuldige das harte Wort . . .“

„Gewiß, lieber Vetter, gewiß! Aber ich bitte Dich! Es handelt sich doch blos um eine reine Aeußerlichkeit. Ich weiß nicht, aber, wenn mir das Mädel sonst gefiele . . . darauf würde ich, glaub ich, keinen so entscheidenden Wert legen. Wie ich mich kenne . . .“

„Erlaube mal! Die Sache liegt doch wesentlich anders. Es handelt sich meines Erachtens um ein Sympton, und zwar um ein sehr ernstes, um ein Sympton absoluter Wichtigkeit. — Wenn sich ein junges Mädchen, ganz einerlei aus welcher Gesellschafts-klasse, in solchen Aeußerlichkeiten so vernachlässigt, ja du lieber Gott, wer — wer bürgt mir denn dafür, daß sie . . beispielsweise, daß sie sich wäscht?!“

„Pfui!"

„Ja, da sagst Du nun Pfui, aber das Eine ist doch so gut eine Aeußerlichkeit wie das Andere, wenn sie sich in dem Einem vernachlässigt, weshalb soll sie es nicht auch in dem Andern thun. Siehst Du, so liegt die Sache. — Und nun hör mal, wozu ich mich entschlossen habe: Also ich muß vorausschicken, daß die Finanzierung Lores, wie Du es vorhin im Scherze nanntest, mit der Beschaffung von Stiefeln, Sonnenschirm u. s. w. selbstverständlich ihren Abschluß noch nicht gefunden hat."

„Begreiflich."

„Vor allem handelt es sich darum, sie in eine menschenmögliche Umgebung zu bringen; die „alte Dame vom Adel", bei der sie da im Hinterhause wohnt, paßt mir gar nicht . ."

„Ach ist das die, von der sie neulich erzählte? Die vom Adelsverein unterhalten wird?

„Ja. Schrecklich! Ich hab sie nur einmal flüchtig im Dunkel des Treppenhauses gesehn — aber — na! — Ihr Zimmer hab ich zwar noch nicht betreten, aber ich würde das auch nie fertig bringen. Also da muß sie raus, wenigstens wenn aus uns beiden etwas werden soll. Ich werde ihr also eine Einrichtung kaufen und sie soll sich zum Ersten zwei leere Zimmer mieten, in möglichst anständiger Gegend."

„Und dann?"

„Was denn?"

„Dann würdest Du ihr Zimmer betreten?"

„Ja, eher nicht. Und auch das nur, wenn . . wenn sie . . wenn ich mich vorher überzeugt habe, daß die . . also daß sie noch nicht in dem Maße verbummelt ist, daß ihr überhaupt nicht mehr zu helfen ist, denn sonst wäre das ja alles schließlich rausgeschmissenes Geld."

Es trat eine Pause ernsten Nachdenkens ein. Schließlich ergriff ich das Wort und sagte langsam:

„Hm. Ich glaube Dich zu verstehen. Also nur, wenn sie inzwischen den Knopf angenäht hat . . ."

„Nur in diesem Falle," bestätigte mein Vetter mit allem Nachdruck. Er zog einen frankirten Brief aus der Tasche:

„Sieh hier, in diesem Briefe habe ich meinen Bruder, Du weißt, der das Rittergut in Holstein hat, um 1000 Mk. angepumpt, soviel, denk ich, wird die Einrichtung für den Anfang kosten. Er wird sehr erstaunt sein, weil ich ihn noch nie um Geld gebeten habe, aber grade darum wird er's mir umgehend schicken. Den Brief schick ich heut Nachmittag, heute Abend ab, wenn . ."

„Wenn sie sich den Knopf angenäht hat, verstehe. Und wie willst Du das nun eruieren?"

„Folgendermaßen. Gleichzeitig mit diesem Briefe habe ich heute früh einen an Lore geschrieben. Ich habe sie eingeladen, um 7 Uhr am Bahnhof Friedrichstraße zu sein und mit mir in die gewohnte Weißbierstube zu gehen. Und zwar hättest Du mir geschrieben, ob wir nicht den Abend zusammen sein könnten, Du würdest Dich darüber sehr freuen. Ich hätte Dich also in die Weißbierstube bestellt und sie möchte doch, um Dir eine Freude zu machen, da sie doch Deinen Geschmack kennte, heute Abend die Matrosentaille anziehn, die doch nun wohl hoffentlich repräsentabel wäre."

„Aha — sehr fein!"

„Du wirst mir zugeben, daß diese Prüfung eine milde, eine sehr milde ist. Wenn sie nach alledem heute wiederum mit dem fehlenden Knopfe antritt, dann . . dann —"

„Du hast recht. Dann ist sie eine Verlorene."

„Nun, so düster sehe ich die Sache noch nicht einmal an. Aber dann passen wir eben nicht zu einander: dann ist es eben das Beste, ich lasse meine Hände davon. In dem Falle würde ich einfach diesen Brief nicht abschicken, sondern ihr morgen einen andern schreiben."

Meine Augen hingen die ganze Zeit an den Lippen des Vetters; der aber sah, während er die letzten Worte sprach, nicht auf mich, sondern blickte mit dem Ausdruck wilder Entschlossenheit gradeaus, ins Leere . . .

Es trat eine Pause ein, welche ich dazu benutzte, mich in den Plan dieser „Prüfung" hineinzudenken.

„Aber Vetter, die Sache hat doch einen Haken."

„Wieso? — O, ich würde es schon verwinden."

„Das glaub ich auch. Nein, ich meine etwas Anderes. Wenn sie nun — aber das ist wohl kaum anzunehmen."

„Was denn?"

„Wenn sie nun, ich setze nur den Fall, heut Abend überhaupt nicht in der Matrosentaille, sondern in der roten Seidenblouse erschiene, was dann?"

An diese Eventualität hatte mein Vetter offenbar noch nicht gedacht. Die Frage überraschte ihn.

„Ja dann . ." er sah mich zweifelnd an.

Ich mußte lachen, er stimmte ein:

„Ja, dann ist die Sache faul! Vielleicht will sie Dir gerade ihre neue Taille zeigen. Na, wir werden ja sehn."

„Qui vivra, verra!"

Wir hoben den Frühschoppen auf.

(Fortsetzung folgt.)



Das Lumpengesindel.

Komödie in 5 Aufzügen

von

Ernst von Wolzogen.

(10. Fortsetzung.)

(Minna tritt durch die Hinterthür ein und kichert.)

Minna. Gnädige Frau, da ist schon wieder so'n komischer Herr!

Frau Hinze (sich zum Ernst zwingend.) Minna, es schickt sich durchaus nit, daß ein Dienstmädele mitlacht, wenn die Herrschaft lacht! Ueberhaupt lasse Deine Maniere noch viel zu wünsche übrig! Deine Aufführung da vorhin mit den beide Herrn Kern — daß mir des nit wieder vorkommt!

Minna. Aber gnädige Frau, wenn mir doch die Herrn ansprechen!

Frau Hinze. Ja, dene Herre kann ich doch keine Vorwürf' mache, wenn sie sich uunschicklich aufführe! Die Herre führe sich als immer uunschicklich auf, wenn wir uns nit ganz richtig benehme.

Minna (senkt den Kopf und beginnt zu weinen.) Ja, gnädige Frau!

Frau Hinze (geht auf sie zu; tröstend.) Na deshalb brauchst nit gleich zu heule, dumm's Ding Du! Du hattest mir wen zu melde?

Minna (wieder kichernd.) Ach Jott ja — Jenosse Dippel nennt er sich. Er will gnädige Frau in eine wichtige Anjelegenheit sprechen.

Frau Hinze. Was lachst denn als?

Minna. Jott, der Herr is so komisch, mir lächert so!

Frau Hinze. Laß 'ne eintrete!

Minna (ab.)

Frau Hinze (mit einem komisch verzweifelten Blick nach oben, die Hände zusammenschlagend.) Mir lächert so! Potz Heidebibbele! Jicht des e scheißliche Sprach'!

Dippel in einem grotesk zusammengestellten Anzug tritt mit feierlicher Miene hinten ein, trägt eine Mappe unter'm Arm.

Dippel. Ich habe wohl das Vergnügen, mit der Genossin Hinze!

Frau Hinze. Allerdings, ich bin Frau Hinze. Womit kann ich Ihnen dienen, Herr . . . .

Dippel (ergänzend.) Genosse Dippel — Kunibert Dippel, Nationalökonom. Ist Ihnen mein Name nie aufgestoßen?

Frau Hinze. Ach ja — sind Sie nit der Herr, der vor einige Woche emal bei dene Gebrüder Kern g'wohnt hat?

Dippel. Ganz recht, der bin ich! Und ich wohne auch noch da — interimistisch natürlich! Ich meinte aber etwas Anderes. Ich glaubte voraussetzen zu dürfen, daß Ihnen diese oder jene meiner Schriften zu Gesichte gekommen sei.

Frau Hinze. Bedaure sehr!

Dippel. Ich auch, Genossin — im beiderseitigen Interesse! Denn das hätte Ihnen das Verständnis meiner Ideen bedeutend erleichtert.

Frau Hinze. Ach, Sie habe Ideen?

Dippel (mustert mit finsterer Miene ihren Anzug.) Sie gestatten die Frage, Genossin: was kostet Sie dieses Gewand?

Frau Hinze. Mein Herr! Ich weiß nit, mit welchem Rechte . . .

Dippel. Ich frage Sie als Genossin im Namen des internationalen Proletariats! Achtzig bis hundert Mark dürfte für dieses Kostüm kaum zu hoch taxiert sein. Wissen Sie, was eine Arbeiterin in einer der bestbezahlten Industrien, derjenigen der Gummiwaarenerzeugung, pro Woche verdient?

Frau Hinze (zuckt die Achseln)

Dippel. Sechs bis siebzehn Mark! Sagen wir also im Durchschnitt zwölf Mark. Sie tragen also ein Kleid, wofür eine fleißige Arbeiterin in Gummi sieben bis acht Wochen angestrengt arbeiten muß! Und das ist nur ein Morgengewand! Ich möcht' Ihre Abendtoilette nicht sehen!

Frau Hinze Ich hab' auch garnit die Absicht, mein Herr!

Dippel (sich rings umschauend, verschiedene Gegenstände der Einrichtung berührend.) Ueberhaupt läßt mich dieser ganze Luxus hier vermuten, daß es Ihnen an volkswirtschaftlicher Einsicht doch noch gebricht. Sonst würde Ihnen angesichts der Thatsache, daß zum Beispiel in der Seidenindustrie (er hebt eine seidene Tischdecke, Portiere oder dgl. auf) 51 352 Frauen bei einem Hungerlohne von . . . .

Frau Hinze. Mein Herr, ich muß doch bitten! Wenn Sie gekommen sind, um mir . . . .

Dippel. Sie haben Recht, Genossin! Kommen wir zur Sache. Bitte, wollen Sie Platz nehmen! (Er setzt sich an einem Tisch im Vordergrunde und weist ihr einen Stuhl an.) Ich habe hier in diesem Portefeuille . . . . aber bitte, setzen Sie sich doch!

Frau Hinze. Sie sind wirklich zu gütig! (Setzt sich an der andern Seite der Bühne.)

Dippel. Ach so! Entschuldigen Sie meinen faux pas — ich wollte sagen Fehltritt. Unter Genossen und Bürgern des kommenden Jahrhunderts sollten doch eigentlich keine lächerlichen Förmlichkeiten mehr geübt werden. (Er begiebt sich nach ihrer Seite hinüber und nimmt in ihrer Nähe Platz.) Also dieses Portefeuille birgt eine Reihe von vorbereitenden Studien . . .

Frau Hinze. Ich weiß wirklich nit, Herr Dippel, wie ich zu der Auszeichnung komm', über Ihre Studien unterrichtet zu werden. Außerdem erwarte ich jeden Augenblick Besuch

Dippel. Wenn ich nicht wüßte, wie kräftig Sie sich der Kernschen Ideen angenommen haben, so könnte ich wirklich an Ihrer Gesinnungstüchtigkeit irre werden, verehrte Genossin! Nichtsdestoweniger zweifle ich nicht, daß meine große Idee, die ich Ihnen gleich zu entwickeln gedenke, Ihre Teilnahme auf das Lebhafteste fesseln wird. Sehen Sie dieses Portefeuille an! Wenn der Herr Finanzminister wüßte, was es enthält, er würde keine Nacht mehr ruhig schlafen können!

Frau Hinze. Ich wüßt' nit, warum ich dem Herrn Finanzminischter sein bizle Schlaf nit gönne sollt'!

Dippel. Da haben Sie auch Recht! Lassen wir ihn schlafen — Kunibert Dippel wacht und erntet, was er gesäet hat! Es ist eine bekannte Thatsache, daß allein zum Beispiel im rheinischen Industriebezirk 3587 . warten Sie! Dieses

Portefeuille enthält unter Anderm auch eine höchst interessante Zusammenstellung von etwa hundert Zahlen, welche Ihnen mit einem Schlage die Augen öffnen werden.

Frau Hinze. Wenn ich überhaupt etwas von Ihrer großartige Idee verstehe soll, dann verschone Se mich wenigstens gütigst mit Zahle!

Dippel. Schön! Ich will der tief eingewurzelten Abneigung Ihres Geschlechts vor mathematisch präziser Erkenntnis Rechnung tragen. Sie wissen ohne Zweifel aus eigener Erfahrung, daß nur das Volk die Steuern wirklich zahlt, die seinen Einnahmen entsprechen, wogegen die Reichen sammt und sonders dem Staate alljährlich ungeheure Summen entziehen.

Frau Hinze. Erlaube Sie gütigst, das dürfte doch wohl nit überall zutreffe!

Dippel. Die unwiderleglichen Beweise liegen in diesem Portefeuille! Wenn Sie zweifeln, kann ich . . .

Frau Hinze. Nein, nein! Bitte, fahre Sie nur fort!

Dippel. Schön! Also mein Plan geht dahin, diese kolossalen Summen, um welche der bestehende Staat alljährlich betrogen wird, zum vorbereitenden Ausbau unseres Zukunftstaates zu verwenden. Was sagen Sie dazu, Genossin? Das Ei des Columbus, nicht wahr? Aber es ist immer nur das Genie gewesen, welches die Dinge entdeckt hat, die eigentlich auf der flachen Hand liegen!

Frau Heinze. Ja aber, diese Summe liege doch vorläufig noch in dene Kasseschränk' ihrer Besitzer. Es ischt mer nit ganz klar, wie Sie sie da 'nausbringe wolle.

Dippel. Pah, Spaß! Durch eine weitverzweigte geheime Organisation, welche die Ausgaben und Einnahmen der Herren Gewohnheitsdefraudanten auf das Genaueste kontroliert — und sodann durch geeignete Einschüchterungsmittel, Drohung mit den bestehenden Gesetzen, Generalstreik, Skandal, in hartnäckigen Fällen Dynamit, die hinterzogenen Gelder eintreibt!

Frau Heinze. Des ischt ja die reine Erpressergesellschaft!

Dippel. Ich nenne es eine heilige Finanzvehme! Ihre ausführenden Organe müßten nach Art der alten Vehmrichter natürlich mit diskretionärer Gewalt ausgestattet sein, unerschrockene Männer von erprobter Charakterfestigkeit!

Frau Heinze. Des ischt ja eine gradezu unheimliche Idee! Wenn ich nur wüßt', was ich damit zu thun hätt'! Ich soll doch nit etwa Geld hergebe zur Dynamitbeschaffung?

Dippel (mitleidig lächelnd.) O nein, Genossin! Dynamitfabriken, die stampf' ich aus der Erde! Es ist ein anderer Grund, aus dem ich mich vertrauensvoll gerade an Sie wende, Genossin Hinze. Es bedarf wohl keines weiteren Beweises, daß der intellektuelle Urheber der heiligen Finanzvehme auch zugleich deren geborener Generaldirektor ist. Zwar enthält, wie ich schon bemerkte, dieses Potefeuille bereits einige bedeutsame Vorstudien. Aber ich bedürfte doch mindestens eines Jahres der angestrengtesten Thätigkeit, um einen Plan von so weittragender Bedeutung bis in die feinsten Details hinein auszuarbeiten. Meine Bitte, verehrte Genossin geht also nur dahin, mir mein Gehalt als Generaldirektor auf ein Jahr vorauszahlen zu wollen. Die Auslage wird Ihnen selbstverständlich zurückerstattet, sobald die Organisation selbstthätig funktioniert.

Frau Hinze. Und dieses Gehalt schätze Sie auf . . .?

Dippel. Nun sagen wir auf das eines Direktors einer gewöhnlichen Versicherungsgesellschaft, obwohl natürlich die Arbeitslast, welche ich mir freiwillig im Dienste der guten Sache aufbürden will, mit der Leistung eines solchen Herrn kaum

zu vergleichen sein dürfte! Ein Jahresgehalt von — 20000 Mark dürfte demnach wohl nicht zu hoch gegriffen sein.

Frau Hinze. Zwanzigtausend . . . .! (Sie steht auf und sieht sich ängstlich um.) Entschuldige Se, ich glaub', es hat geklopft.

Dippel (erhebt sich gleichfalls.) Ich sehe, Sie sind erstaunt, Genossin! Die Summe ist allerdings sehr geringfügig im Vergleich zu der enormen Gegenleistung, zu der ich mich verpflichte! Aber wenn Sie es vielleicht nicht baar zu liegen haben, so sind Sie vielleicht so freundlich, mir bis übermorgen — 10 Mark . . . eine augenblickliche Verlegenheit . . . Sie werden begreifen . . .

Durch die Hinterthür tritt unangemeldet Gottfried Müller herein in seinem guten Anzug

Frau Hinze (fliegt auf ihn zu) Ach endlich, Gottfried! (Sich verlegen verbessernd). Herr Müller! Ich habe Sie schon lang erwartet.

Gottfried (schüttelt ihr die Hand mit einem erstaunten Blick auf Dippel) Ah, Herr Dippel, Sie hier?!

Dippel. Wie Sie sehen, ja!

Frau Hinze (leise zu Gottfried.) Schaffe Se mir blos den Mensche 'naus!

Gottfried. Darf ich vielleicht fragen, worum es sich handelte?

Dippel. Ich werde doch wohl die Genossin Hinze ebenso gut besuchen dürfen wie Sie, verehrter Freund!

Müller. Verehrter Freund, ich kenne Sie zu gut, um mich über den Zweck Ihres Besuches irgendwelchen Illusionen hinzugeben!

Frau Hinze. Ich habe Herrn Müller Vollmacht gegeben, in Parteiaangelegenheite für mich zu entscheide.

Dippel. Ach so, ich verstehe! Dann werde ich also mit Herrn Müller Rücksprache nehmen. (Streng und bedeutend.) Ich empfehle mich Ihnen, Frau Kommerzienrätin!

Frau Hinze. Adieu, Herr Generaldirektor!

Dippel (drohend zu Gottfried). Sie kennen mich übrigens noch lange nicht! (Sehr eilig ab durch die Hinterthür.)

Frau Hinze. Gott Lob und Dank! Sie sind grad' noch zurecht komme, lieber Freund! Ich mein', der Mensch ischt närrisch mit seiner Finanzvehm.

Gottfried (lachend). Was, mit dem Unsinn hat er Sie gelangweilt? Aber was Sie da gesagt haben mit der Vollmacht, das war unvorsichtig, gnädige Frau!

Frau Hinze. Ach, das war so eine Eingebung, wie der Mensch unverschämt gege Sie werde wollt! Aber wisse Se, ich mein', es war ene gute Eingebung — lasse mer's dabei!

Gottfried. Wie, gnädige Frau, mich wollen Sie bevollmächtigen . . . . .

Frau Hinze. Zu Allem, zu Allem, lieber Freund! Ich weiß nit mehr aus noch ein! Ich bin ausgezoge mit dem Mut von alle sibbe Schwabe zusammenomme und jetzt lauf' ich vor jedeme Haas davon! (Sie setzt sich auf den Divan und weint, während sie zugleich verlegen lächelt.)

Gottfried. Aber, liebe, gnädige Frau — so plötzlich mutlos? Wer hat Ihnen denn was zu Leide gethan?

Frau Hinze. Das ischt ja ebe das Unglück Mei ganze Verwandtschaft und Freundschaft, alle wolle sie jetzt die Nas' in meine Angelegenheite stecke und mich als behandle wie so e Kind, dem mer aus lauter Lieb' sei gefährlich's Spielzeug fortnehme muß. Und da hab' ich närrisches Weib g'meint, als reiche, unabhängige Wittwe könnt' ich so recht nach Herzenslust meine Ideale nachlebe!

Gottfried. Aber wer will Sie denn daran hindern?



Frau Hinze. Ei bewahre, kei Mensch! Ihr seid ja alle so lieb und gut zu mir — freilich, freilich; aber dabei schaut ihr mich als immer mit so ene schiefe Kopf von der Seit' aan: ujeh, das arme Fraule! Wenn s' doch blos ersch: wieder einen Mann hätt', der s' von seine dumme Streich abhalte möcht'! 's ischt rein zum Verzweifle!

Gottfried. Sie möchten also auf keinen Fall sich wieder verheiraten?

Frau Hinze (rasch). O, des hab' ich nit gesagt! Es müßt' nur der Rechte komme!

Gottfried. Ja, natürlich! (Wendet sich verlegen ab. Kleine Pause.)

Frau Hinze (lachend). Ich hab' übrigens heut schon 'en Aantrag kriegt!

Gottfried (unruhig). Darf man fragen von wem?

Frau Hinze. Wenn Se den arme Mann nit damit verspotte wolle, will ich's Ihne sage. Der Wilhelm Kern ischt heut im Leibrock und mit ernschthafte Absichte hier aangetrete.

Gottfried (springt auf). Das ist doch eine Frechheit sondergleichen!

Frau Hinze. O mei! Warum nit gar? Erbarmt hat mich der arme Mensch! So e Himmelangst hat der als ausg'stande und sich doch nit g'traut, die Schicksalsfrag' zu stelle! Und dann ischt er mit eme mal fort wie e Hundle, wo e Knoche g'stohlen het! (Lacht laut.)

Gottfried. Wie können Sie darüber lachen! Ich finde es einfach empörend, daß ein Mensch wie dieser Kern, den ich immer für einen ächten, selbstlosen Idealisten gehalten habe, auf einmal so weit herabsinken kann!

Frau Hinze (immer noch lachend). Mit Verlaub, lieber Freund, Sie sind nit gar übermäßig höflich!

Gottfried (gezwungen lachend). Ach so, um Verzeihung! Sie wissen ja, daß ich das so nicht meine. Aber ich kann mir keine größere Schande für einen Mann denken als diese Jagd nach dem Gelde einer Frau.

Frau Hinze. O, o! Aber wenn doch emal unglücklicherweis' ein armer junger Mann eine reiche junge Frau wirklich liebt, was denn dann?

Gottfried (heftig). Dann soll er sich lieber aufhängen, als seine Liebe merken lassen!

Frau Hinze. Sie werde doch nit glei so ebs thun?!

Gottfried. Ich? O! (Sieht Frau Hinze scheu von der Seite an und murmelt fast für sich). Beim Himmel, das würde ich thun?! (Geht nach hinten.)

Frau Hinze (nach einer kleinen Pause, lächelnd). Herr Müller?!

Gottfried. Ja!

Frau Hinze. 's würd' Ene aber doch nix helfe! Wir Frauen merken's ja doch immer glei, wenn e Mann uns leide mag!

Gottfried (verlegen). So — wirklich?

Frau Hinze. Na, komme Se her! Gebe Se mer e gute Rat. Wenn denn durchaus emal deme Wittwenstand e End gemacht werde soll, wen würde Sie mir denn empfehle?

Gottfried (setzt sich wieder, ihr abgewandt.) Ich – o! — Ich kenne ja Ihre Kreise garnicht!

Frau Hinze. Die Herre aus meinem Kreis, die lasse Se nur aus! Die nehme mich doch nur um's Geld! Da giebt's keine so Idealischte drunter, wie Sie sind.

Gottfried. Na, erlauben Sie, von den sozialistischen Rauhbeinen, die Sie letzthin kennen gelernt haben, würde Ihnen doch wohl erst recht keins behagen — nehmen Sie's mir nicht übel!

Frau Hinze. Gucke Se, da komme Se auf de wunde Punkt! Es ischt g'wieß e Dummheit, wenn mer de Mensche nach Aeußerlichkeite beurteilt — aber ich komm' halt nit drüber weg! Die Gebrüder Kern zum Beispiel! Schreibe Romane und Gedichter von eme Zartsinn sondergleiche — und dann komme se her, um mir e Heiratsantrag zu mache und eröffne die Verhandlung dadurch, daß sie in der Thür mit deme Dieſtmädele scharmiere.

Gottfried (sich ihr zuwendend, eifrig.) Ja, sehen Sie, das ist es ja eben! Das ist ja die große Kluft, über die wir Menschen von gutem Blut und guter Erziehung nun einmal nicht hinwegspringen können! Ich sage Ihnen: das hat mich oft geradezu rasend gemacht! Ich habe diese Leute bewundert wegen ihres Geistes, wegen ihrer ausgezeichneten moralischen Eigenschaften, ich habe mich ihnen gegenüber klein gefühlt — und dann hat mich doch wieder ihr lächerliches, plumpes Gebahren, ihr gänzlicher Mangel an Takt und alles das dermaßen abgestoßen, daß ich — gerade so wie mein Vater und die ganze sogenannte anständige Durchschnittsmenschheit mich im schroffsten Gegensatz zu dem „Lumpengesindel" gefühlt habe.

Frau Hinze (ergreift seine Hand.) Es ischt mir wirklich e rechter Troscht, lieber Freund, daß Sie des grad eso empfinde wie ich! Ich hab' mer schon so arge Vorwürf' drüber g'macht!

Gottfried. Das brauchen Sie wahrhaftig nicht! Wir beide müssen eben so empfinden — und jene müssen so empfinden! Und wir können garnicht daran denken, eine neue Gesellschaftsordnung auf Grund der Gleichberechtigung aller Menschen herbeizuführen, ehe nicht eine wirkliche und allgemeine gleiche Bildung den trennenden Abgrund im Empfindungsleben überbrückt hat. Sonst würde sich nur die Bestialität ganz herrlich offenbaren und die Gemeinheit Orgien feiern, weil sie in der erdrückenden Mehrheit ist. Das macht ja eben die große Bedeutung des Kernschen Buches aus, daß es mit solcher überzeugenden Klarheit den Schwerpunkt der sozialistischen Arbeit in die Erziehungsfrage verlegt.

Frau Hinze (reicht ihm wieder die Hand.) Dank' Ihne, dank' Ihne, lieber Freund! Sie habe des Jtipferl auf meine Gedanke g'setzt. Wir arischtokratische Sozialischte müsse ebe fescht zusammehalte. Da darf auch nit Eins vor eme Andre Angscht habe, weil 's zufällig e bizle mehr Geld hat.

Gottfried (unruhig.) Ja, ja, freilich! Aber . . . .

Frau Hinze. Ach waas, aber! Gucke Se, wenn ich zum Beispiel einen jungen arischtokratischen Parteigenossen wollt', da könnt der ja doch den ganze Mammon nach seineme beschte Wisse und G'wisse für die gute Sach' verpulvre. Ich mein', die Schand wär' nit so arg schwer loszuwerde.

Gottfried. Ja, ja, das mag wohl sein.

Frau Hinze (ungeduldig.) Herrgott, sind Sie aber heut e langweil'ger Mensch! (Ihn nachahmend.) Ja, ja — hm! Ja freilich! Aber . . . . Ich hätt' doch nimmer glaubt, daß Sie eso e schwerfälliger Pedant sein könnte. Ihr Fraule wird emal kei leichte Stand mit Ihne habe.

Gottfried. Das hat keine Noth! Ich heirate ja doch nie! Ich bin viel zu nervös dazu!

Frau Hinze. Ah bah! Warum nit gar?

Gottfried. Wenn ich denke, was da alles auf mich einstürmen könnte, um meine Stimmung zu zerstören — hu, entsetzlich! Denken Sie, ein Freund von mir hat vor zwei Jahren geheiratet, sonst eine allerliebste kleine Frau — aber sie läßt alle Thüren und Schubladen hinter sich auf, und das hat meinen armen Freund so nervös gemacht, daß er ganz grimmig wird, wenn er sie hinter seinem Rücken hantieren hört.

Frau Hinze. Ja, das muß aber auch gräßlich sein, haha! Das kann ich auch garnit leide!

Gottfried. O, das ist noch garnichts! Denken Sie, die Frau kann sich nicht frisieren, ohne die ausgekämmten Haare im Kamm zu lassen, die Seife und die Zahnbürste wirft sie immer triefend naß in die Porzellandosen zurück.

Frau Hinze. Gräßlich! Gräßlich! (Sie erhebt sich leise, da Gottfried ihr abgewandt sitzt, und schleicht in ihr Schlafzimmer.)

Gottfried (ohne sie zu bemerken, eifrig fortfahrend.) Was ist die Folge? Ein glibbriger Brei im Seifnapf und alle vier Wochen eine neue Zahnbürste, da dieser kurze Zeitraum immer genügt, sie der Fäulniß entgegenzuführen! Außerdem bringt es die kleine Person nie fertig, ihr Taschentuch ganz in die Tasche zu stecken. Es hängt immer zu dreiviertel heraus. Wie gesagt, sie ist eine hübsche, gutmüthige kleine Frau — aber sie hat meinen armen Freund bereits für's Irrenhaus reif gemacht! Können Sie sich das nicht vorstellen? (Er sieht sich um und fährt erstaunt auf, da er Frau Hinze nicht sieht.) O gnädige Frau! Habe ich Sie verscheucht mit meiner grausamen Schilderung?

Frau Hinze (tritt wieder von links ein, Kamm, Zahnbürste, Seifnapf und andere elegante Toilettengegenstände auf einem silbernen Präsentirbrett tragend. Mit reizender Schelmerei:) Bitte, wolle Sie sich überzeuge . . . .

Gottfried (fällt plötzlich vor ihr auf die Kniee und umfängt sie.) Das ist zu viel! Ich — ich kann nicht mehr . . . ich liebe Dich!

Frau Hinze. Ach Gott Lob und Dank! — Stehen Se auf! Ich werf' Ihne sonst de ganze Bescherung auf den Kopf!

Gottfried (springt auf, nimmt ihr das Tablett aus der Hand, stellt es auf den nächsten Tisch und zieht sie dann mit sich auf den Divan. Stürmisch:) Und Du? Süße! Unwiderstehliche! Liebst Du mich denn auch?!

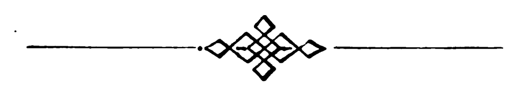
Frau Hinze (schlingt ihre Arme um seinen Hals.) Du schlechter Mensch — wahnsinnig lieb ich Dich! (Lange Umarmung, während deren Gottfried ihr die Nadeln aus der Frisur zieht, so daß das Haar herabwallt.)

Frau Hinze (auffahrend.) Geh! Was schaffst denn da?

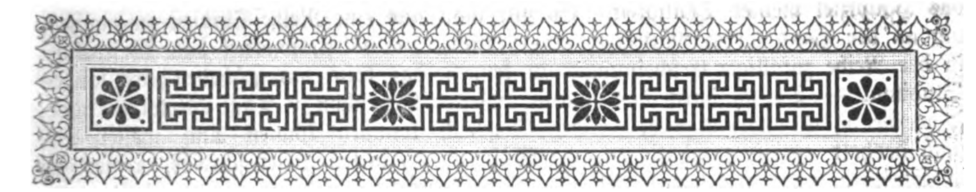
Gottfried. Ach, wie hab' ich mich danach gesehnt, einmal so recht nach Herzenslust in Deinem herrlichen Haar wühlen zu dürfen!

Frau Hinze (lachend.) Nein, der entsetzliche Mensch! Jetzt denkt er natürlich, meine Haar' wäre falsch! Willst nit auch glei meine Zähn' untersuche, Du Scheusal? (Sie weist ihm die Zähne.) Blos drei sind falsch! (Beide lachen herzlich.)

(Fortsetzung folgt.)



Verantwortlich für die Redaction Wilhelm Bölsche, Friedrichshagen. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwed. Hofbuchhändler. Druck: A. Seydel & Cie. Beide in Berlin.



Briefe von Stauffer-Bern.

Im Anfang des August 1887 ging Stauffer in seine Heimat und versuchte, wie weit die Neigung zum Landschaftsmalen, die in ihm nach langer Pause wieder erwacht war, ihn tragen würde; seine Absichten mißlangen aber zunächst, und wieder erfüllte ihn der grimmigste „Katzenjammer". Diese Sommerszeit ward wichtig für ihn, weil jetzt, in Ferientagen bei den Schweizer Freunden, der Gedanke eines italienischen Aufenthaltes entstand und zugleich der Plan: vom Malen und Radieren zum Bildhauern überzugehen. Die nachfolgenden Briefe, mit welchem wir unsere Mitteilungen beschließen, spiegeln diese Kämpfe und Entschlüsse deutlich wieder:

Romont. — Eisenbahnstation Pieterlen.
Donnerstag, den so und so vielten August 87.

Seit Dienstag bin ich hier und warte mit Verlangen auf gutes Wetter, aber es scheint, daß der Herbst nachholen will, was der Sommer zu trocken war. Wie es kommt ist es mir recht, einige Wochen werden wohl so ausfallen, daß man die Staffelei im Freien aufpflanzen kann und malen. Dieses Romont ist ein Ort wie für den Maler geschaffen, kein Mensch, wenigstens kein „Kulturmensch", kein Hotel, nichts was an Civilisation erinnert, dafür aber eine Lage, wie sie nicht günstiger gedacht werden kann, herrliche Fernsichten in's Land und die schönsten Buchen, die ich je gesehen. Auf diese Buchen habe ich es besonders abgesehen, es giebt keinen Baum den ich so gern hätte wie die Buche, im Frühling prangt er im schönsten Grün und wie herbstliche Buchenwälder die Landschaft schmücken, muß, denke ich jedermann empfinden. — Ich bin hier einquartiert bei einer alten tauben Jungfrau, die auch die Post hält, esse in dem Cabaret, einer ganz kleinen Hütte, schlecht und recht, wie es mir zukommt. Durch die frische Bergluft duften die vielen Kuhställe, kuuz, es ist so ländlich als möglich und die Zuversicht endlich einmal 2 Monate ganz allein nur Himmel, Berge, Fernen und Wälder zu studieren und zu genießen, erfüllt mich mit stiller Freude. Noch bin ich nicht völlig eingelebt hier, weil ich noch nicht anfangen kann zu arbeiten, wenn aber das Wetter schön wird, so muß sich alles geben. Dieser Brief wird mit Bleistift geschrieben, weil Dinte einstweilen nicht zu den Requisiten meines Zimmers gehört, ich muß erst welche kommen lassen von Biel. — Ich empfinde, daß es wohl ein paar Jahre brauchen wird, bis ich in der Landschaft ebenso zu Hause bin als in Figuren und Beides im Verband ist

das Hauptziel meiner Thätigkeit. Es gilt nicht nur eine Reihe Studien zu machen, um an der Hand dieses Materials einige Bilder zu malen, sondern das Wesentliche in der Reihe zufälliger Erscheinungen zu kennen, das kann nur geschehen durch langes Studium. — Da ich durch das schlechte Wetter hier schon 2 Tage verloren habe, so werde ich Sonnabend nicht an den Gießbach kommen können und wollen Sie mich deshalb gütigst entschuldigen. — Während ich diesen Brief schreibe, regnet es in Strömen, schon seit gestern Abend. Eine Fahrstraße giebt es nicht nach Romont, wenigstens keine, welche diesen Namen verdient, ein paar „Charrieren" führen hinauf, so daß man auch bei schönem Wetter vor Fremden sicher ist. — Die Kritik von der ich Ihnen gesprochen, lege ich bei, der sie geschrieben, scheint wirklich mehr zu verstehen von Malerei, als es sonst bei solchen Leuten der Fall ist. Gelobt werde ich ziemlich viel in Zeitungen mit weniger oder mehr Wärme, aber fast nie mit Verständnis und das allein macht Vergnügen. Für heute mache ich Schluß, um Ihnen nächstens, wenn ich etwas gethan, wieder berichten zu können. Mit den besten Wünschen für Ihr Wohlergehn und herzlichen Grüßen

Ihr ganz ergebener

Stauffer.

Das Briefpapier ist hier ein rarer Artikel, deshalb muß ich den Bogen entzweireißen!

Biel, 30. August 87.

Nachdem ich mich einige Zeit tüchtig habe rösten lassen oben in Romont, bin ich rasch auf 2 Tage wieder nach Biel gekommen, um einige Angelegenheiten zu ordnen und meine Mutter wieder ein wenig zu sehn. Heute verschwinde ich wieder in meine Wildnis. Ich fand einige Kritiken über meine Aktstudie vor, ich schicke sie Ihnen ohne Kommentar, da Sie doch den Wunsch äußerten, etwas zu hören, wie über meine Malerei von Scribenten geurteilt oder besser gesagt gefaselt wird. — Ich werde etwa noch 14 Tage oben im Jura bleiben. — Die Nationalgallerie resp. der preußische Staat hat mir, wie ich vor einigen Tagen erfuhr, die beiden Platten von Gustav Freytag (Kopf und im Garten) abgekauft mit allen Rechten und so ist der Staat Preußen mein erster Verleger. Das ist hübsch, nicht wahr? Neben dem finanziellen Gewinn von 2500 M. (beide Pl.) ist es eine Ehre, denn meines Wissens hat sich der Staat für Originalradierungen noch nicht so weit interessiert, daß er davon das Verlagsrecht erworben hätte. — Ich habe fleißig gearbeitet die letzte Woche und mich nicht mit Ruhm bedeckt. Es wird eine Zeitlang dauern, bis ich mich so hineingelebt habe in die Landschafterei um mit Erfolg zu produzieren. Es muß eben alles gelernt sein und streng, von dem Himmel fällt bekanntlich kein fertiger Meister. Ich spüre, daß es gerade die rechte Zeit für mich, länger warten, um mit den mir noch fehlenden Gebieten der bildenden Kunst das Studium zu beginnen wäre verfehlt. Ich hätte auf alle Fälle Curs geändert, daß ich es aber kann mit Nachdruck, habe ich Ihnen zu danken. Ich bin mir dessen genau bewußt. Vielleicht werde ich noch einmal ein sehr guter Maler und Bildhauer und kann Ihnen auch Freude machen, im Sinn habe ich es. Ich glaube, daß mir in ein paar Jahren wieder ein paar Knöpfe aufgehen sollen, es ist mir wenigstens so, wir werden ja sehn. — Ob ich mich so entwickle wie Frau Minister Roth sich das dachte weiß ich nicht, aber zu entwickeln ist an mir noch was, das empfinde ich klar. In Romont gehe ich mit schweigsamer Empfindsamkeit herum und bin fleißig, Studien für ein bestimmtes Bild, wie ich zu machen gedachte fange ich nicht an. Ich muß erst einen Gesammtüberblick haben über landschaftliche Farbenverhältnisse und so weiter. So mache ich immer Vormittags und Nachmittags je eine Skizze, die gewöhnlich nachher der Zerstörung anheim fallen und nur den Zweck haben mich zu orientieren. Italienisch

habe ich noch nicht studiert. Ich bin, wenn ich am Tage 8 Stunden an der Sonne gebraten habe, müde und gehe beinahe mit den Hühnern in's Bett.

Ihr treu ergebener

Stauffer.

Ich lege einen Brief bei von Prell, der Sie vielleicht interessiert, er enthält interessante Ansichten über Malerei von Landschaft im Freien.

Jurastraße la terram
Biel. 16. 9. 87.

Oben in Romont habe ich meine Zelte abgebrochen. Mit Ruhm habe ich mich aber nicht bedeckt, sondern vor mir selber die Flucht ergriffen. Es ist eine eigene Sache mit der Malerei, schließlich giebt mit der Natur verglichen, ihrer Kraft und Pracht, alles Gepinsel einen sehr, sehr verblaßten Abklatsch; und doch sind es grade die intensiven Farb- und Stimmungseffekte, welche mich reizen zur Wiedergabe. Es wird noch manche Tube Farbe verschmiert werden, bis ich das herausgebracht habe, was ich mir denke. Von Romont habe ich, außer meinem Gepäck nichts mitgenommen als einen gehörigen, jedenfalls äußerst heilsamen Kater. Ich bin wieder ganz klein. — Immerhin habe ich verschiedene Erfahrungen gemacht, welche mir in Italien nützlich sein werden und die ich sonst dort erst hätte machen müssen. Uebung und Gewohnheit sind die 2 Sachen vermittelst welcher alle Schwierigkeiten überwunden werden, nach und nach zwar, aber sicher, so wird es auch bei mir sein. — Ein paar Tage war ich im Oberland, bin natürlich ein wenig heruntergefallen aus Leichtsinn, ich wollte einem Murmeltier nach, welches aber schneller war als meine Wenigkeit. Bei dieser Gelegenheit rutschte ich aus und habe mich gehörig zerschunden und zerschlagen, so daß ich heute noch nicht ganz marschfähig bin. Es geht aber viel besser. Ich bin einer von denen, welche die Bergkrankheit bekommen. Wenn ich die Berneralpen ein paar Tage lang so recht schön von weitem sehe, so zieht es mich an allen Haaren hin, bis ich meiner Lust ein wenig gefröhnt und sie gebüßt, dann bin ich wieder zufrieden. Ich bin ein guter Bergsteiger und wo ein Anderer voransteigt, turne ich nach, so war es eben auch da am Grauen Stock im Gadmenthal, nur daß meinen Bergschuhen ein paar Nägel fehlten vorn, die aber jetzt wieder drin sind. — Wenn es noch ein paar schöne Tage giebt, und meine Kniee wieder ganz in Ordnung, so möchte ich zu gerne noch ein wenig in's Oberland. Es ist eine eigentümliche Sache, dort herumzusteigen mit einem solch katzengewandten Führer und ich freue mich immer, wenn ich ohne müde zu werden mitsteigen kann. Die Welt von oben anzugucken hat auch etwas für sich. — Der Herbst ist mächtig in's Land gezogen und heute ist hier ein Wetter, daß einem das Herz aufgeht, kühl und sonnig, wie es nur in der Schweiz möglich ist, der Jeremias Gotthelf hat solche Tage geschildert, sonst wüßte ich keinen. — Gottlob ist das Bild gut bei Ihnen angekommen, ich habe immer eine Riesenangst, daß bei dem Transport etwas passieren könnte, die Leute gehen so roh mit den Sachen um, daß einem ganz schlecht wird, wenn man es sieht. Ich freue mich außerordentlich auf unser neues Werk, es soll gewiß ein Cabinetstück werden, sofern ein Bernburger eines zu liefern im Stande ist. Ich habe den Salander gelesen, er ist doch ausgezeichnet, ganz ausgezeichnet! Ich hatte immer das Gefühl, er könnte ein wenig senil sein, aber es ist keine Spur. Was ist diese Frau Salander für eine Prachtperson und über das ganze ausgegossen dieser goldene Keller'sche Lokalton. Ich bin kein Freund von Erzählungen, die überall passiert sein könnten. Um etwas Glaubwürdiges, Wahres zu schaffen, muß man auf einem bestimmten Boden abstellen und die Leute, welche man schildert, müssen irgendwo daheim sein. Ja der Gottfried ist ein großer Meister und was er macht ist immer ein Kunstwerk. Ich bitte ihm hier im Stillen den Ver-

dacht, den ich gegen den Martin Salander hatte in aller Form ab. — In meinen Mußestunden habe ich gesucht eine größere Kenntnis von den Pilzen zu bekommen, aber nach dem Buche, welches ich habe und ohne Anleitung, war es mir nicht möglich, viel zu lernen; es ist ja auch nicht sehr wichtig. — Ich werde also in ganz kurzer Zeit bei Ihnen einrücken entweder von den Bergen her in einem Aufzug für den ich schon im Voraus um Entschuldigung bitte und den ich, bevor ich Ihnen vor die Augen komme ändern möchte, oder direkt von Biel aus in weniger vagabondenhafter Tenne. Ihr ergebener

Stauffer.

Nach Berlin zurückgekehrt, hatte Stauffer noch einige Porträt-Aufträge auszuführen, welche anfingen, ihm lästiger und lästiger zu werden; er dachte nur an seine neuen Studien als Bildhauer, an die rasche Uebersiedelung nach Italien, bei welcher Max Klinger ihm — in den plastischen Versuchen, wie in dem Plan eines römischen Aufenthaltes — nah und vertraut zur Seite blieb. Ein Auftrag, den Grafen Arnim-Boitzenburg, den Vizepräsidenten des Herrenhauses, zu malen, bedrückte ihn bei seiner Abneigung gegen Repräsentationsbilder besonders; mit Rücksicht auf diese Verpflichtung schreibt er aus Berlin:

NW., Klopstockstr. 52.
Dienstag, Dez. 87.

Nicht wie Sie sich denken, in Boitzenburg, sondern in Berlin, NW., Klopstockstraße 52 drei Treppen sitze ich und — modelliere. Arnim ist, wie Sie aus den Blättern erfahren haben werden, auf den Tod krank und seine Frau schrieb mir, daß ich nicht kommen sollte. Falls der Graf gesund wird, es ist sehr die Frage, mache ich meine Arbeiten in Berlin, was mir wirklich sehr viel angenehmer ist, da ich dadurch im Stande bin, meine Zeit nach Möglichkeit auszunützen. Wie ich bereits sagte, modelliere ich vom Morgen, so bald man sieht, bis spät am Abend Tags über eine weibliche Büste und Abends mit Konseqnenz Akt; das soll einstweilen so bleiben. Ich will diesen Winter einholen, was ich im Sommer verbummelt, es soll mir nicht manche Stunde verloren gehn. Das Portrait von der Frau . . . . . . anzufangen, konnte ich mich weiß Gott noch nicht entschließen, ich hoffe im Januar den Trieb dazu besser zu besitzen als jetzt, wo sich mir wieder ein so weites Kunstgebiet zu erschließen im Begriffe ist. Werde ich ein guter Bildhauer oder nicht? Ich kann es nicht wissen. Wenn ich aber modelliere, so kommt es mir oft (in den bewußten, unbewachten, katerfreien Momenten) vor, als müßte ich entschieden das Zeug dazu haben. Das ist die Kunst, die gemacht ist dazu wie keine andere eine feiertagliche Stimmung im Beschauer zu erzeugen. Aller Detailkram und alle Nebensachenkunst hört da von selber auf, der ganze Wert liegt in der edlen Empfindung der lebendigen Form. Die Beschäftigung mit dieser Kunst ist einfach prachtvoll. Was einem bei der Malerei so oft Kummer macht, die Angst um die möglichst geschickte Technik, Behandlung der Farben und so weiter, all diese Virtuosengeschichten, ohne die es bei der Malerei nun einmal nicht abgeht — dies Alles fällt da weg, die Plastik ist eine ernste Kunst, sie bewegt sich zwar in engeren Grenzen wie die Malerei, aber schaffend an einem plastischen Kunstwerk (ich rede hier nicht von meinen albernen Versuchen) muß der Meister ein ähnliches Gefühl kriegen, wie unser Herrgott am sechsten Tage."

In solcher Stimmung, freudig erregt von neuen Aussichten, begierig nach dem unbekannten Lande seiner Sehnsucht strebend, und alles entschlossen hinter sich lassend, was er im Norden sich begründet, brach Stauffer nach Italien auf, wo die Tragödie seines Lebens sich entschied: im Januar 1888 kam er in Rom an, im Januar 18.. verschied er, ein gebrochener Mann, in Florenz.



Ola Hansson's neue Schriften.

Von **Franz Servaes.**

Ola Hansson ist ein schonenscher Bauernsohn. Nah dem Meere, das nachts, wenn er im Bette lag, dem Knaben leise in die Ohren sang, während der Wind in alten Weiden ächzte und ihre dünnen rostrothen Zweige gegen die Fensterscheiben bog, im Lande des zähen Uebels, der dunklen Tage und der hellen Nächte, dort ist er aufgewachsen, dort hat er alle Gedanken durchgedacht, die die moderne Weltanschauung auf den Lebensmarkt geworfen. Dort hat er seinem Ohr jene Feinheit gewonnen, die auch die leisesten Geräusche des Herzschlages hört, und die auf das unmerkliche Pochen des Bluts in den verstocktesten Adern lauscht. Dort, wo die Saatkrähen in Schwärmen von Tausenden um die Kronen alter Pappeln flattern und ihren heiseren Schrei ausstoßen, daß es den fernen Wanderer bedünkt, ein Chor von Riesenfröschen müsse im verborgenen Sumpfmoor sein Konzert aufführen, dort wo die Schatten alle so groß und so weich sind und lautlos am Wegerande nebenher huschen, sich hebend und senkend, wo auf weiten welligen Flächen niedrige weißgestrichene Häuser, gleich den Augen eines lauernden Ungetüms, zwischen spärlichem Buschwerk hervorblinzeln, dort hat er jene Vertrautheit mit Gespenstern sich erworben, daß er mit ihnen plaudern kann wie mit Menschen, daß er sie zu sich bitten kann in die Stube hinein und Platz nehmen unter der Lampe neben dem behaglich prasselnden Herdfeuer .... nicht die Gespenster des grauen Mittelalters, sondern „moderne Gespenster", Produkte der Sensationen und des unruhigen Bluts, Projicirungen der nervösen Einbildungskraft nach außen, mystische Nebelhüllen, mit denen die wirklichen Menschen und die wirklichen Gesichter geheimnisreich umsponnen werden ....

Und dieser schonensche Bauernsohn ist ein Anhänger Nietzsche's, der Dunkelmann ein Trabant des hellsten Wandelsterns, der am Firmament der neuen Geistesbewegung sturmschnell emporgeglitten ist und blendend hell gefunkelt und gesprüht hat! Nichts Ungehöriges erblicke ich in diesem Phänomen, da ich mich längst daran gewöhnt habe, die Widersprüche dieser Welt zu ertragen und freudig hinzunehmen als reale Erscheinungen, die den eintönigen Singsang des Werkeltages durch eine betäubende Dissonanz (oder einen überraschenden Akkord?) unterbrechen. Ich liebe es, wenn ein reicher Funkenregen durch dunkle schweigende Nacht rieselt, und mit Lust sehe ich farbige Kugeln zischelnd zerplatzen und über meinem Haupt in unendliches Dunkel versinken — und deshalb liebe ich auch Friedrich Nietzsche in der seltsamen Widerspiegelung unserer nordischen Stammesbrüder, deshalb liebe ich ihn als magischen Stern am nebligen Himmel einer schonenschen Landschaft.

Warum soll auch der in sich versunkene Träumer nicht hinhorchen auf die verführerischen Einflüsterungen des subjektivsten aller Philosophen? Ist die beiderseitige, reich entwickelte Innenwelt, so verschieden sie nach außen hin erscheinen mag, nicht Band genug gegenüber einer am Aeußerlichen klebenden, sich selbst objektivirenden Umwelt? Reichen nicht die Einsamen sich immer die Hand und bilden einen stillen Bund über Jahrhunderte und Raumscheiden hinweg, so daß sie in diesem Bunde nicht mehr einsam sind, und eine selige Gemeinschaft genießen?

Ich will hier Ola Hansson nicht auf ein höheres Postament stellen als ihm gebührt: er ist ein Werdender und somit ein Unfertiger. Er liebt noch den scharfen Widerspruch wider das Alte und das Bestehende, um dadurch seiner eigenen Individualität mehr Nachdruck zu geben. Er hat mit Georg Brandes lieblos gebrochen, dem er vieles verdankt, und von dem er immer noch hätte lernen können. Aber er gehorchte dabei einer inneren Stimme, der alle wir Jüngeren einmal haben gehorchen müssen: Frei! um jeden Preis frei! und sei es auch auf Kosten der Gerechtigkeit und Dankbarkeit! — Will Jemand einen Stein aufheben? —

Einem solchen Trieb nach Freimachung selbst entsprang unter Ola Hanssons neuesten Schriften insbesondere seine Broschüre gegen den „Materialismus in der Litteratur." Sie ist ganz und gar herausgeschrieben aus einem fast wilden Drang, Farbe zu bekennen, sich selbst zu entblößen, Position zu nehmen. Ueber die ganze andere Litteratur wird Heerschau und Gericht gehalten. Die Schläge prasseln hageldicht. Würdige Zeitgrößen

werden als Tagesgötzen gestürzt. In all dem Chaos bleiben: Nietzsche, Huysmans Strindberg (unter Klausel) und — „Rembrandt als Erzieher." — Wieweit Hansson mit dieser buntartigen Quadriga, bei der mehr als ein Gaul hinkt, gelangen wird, bleibt abzuwarten. Daß er dem groben Materialismus wie dem groben Naturalismus (deren Zusammengehörigkeit wohl nicht so umständlich bewiesen zu werden braucht) den Abschied gab, billige ich. Daß aber diese Bewegungen ganz überwunden und abgethan sein sollen, habe ich Hermann Bahr nicht geglaubt und glaube ich auch Ola Hansson nicht. Wir werden zweifellos die Subjektivität des Dichters weit stärker als bisher zur Anerkennung und zum Durchbruch bringen müssen, wir werden aber in dieser Subjektivität das Draußen, die Welt, klar wiedergespiegelt wünschen und uns nicht verschwommene Bilder aufschwatzen lassen unter der Ausrede, daß sie eben subjektiv, „künstlerisch subjektiv", seien. Zudem ist der Unterschied gegen das Alte lange nicht so groß als Ola Hansson ihn sieht. Er erblickt nur den Widerspruch, den Gegensatz — ich denke, man kann ebenso gut von natürlicher Fortentwicklung reden, die sich nun einmal ohne Widerspruch niemals vollzieht. Ola Hansson wirft Brandes die Geschmeidigkeit vor, mit der man sich in Individualitäten der verschiedensten Art einlebt; das erinnere an die Schauspielerfertigkeit, fremde Gesichter täuschend nachzumachen. Statt dessen soll der Kritiker — ja, er soll sich von dem Zentralen einer anderen Persönlichkeit in seinem eigenen Zentrum so stark berühren lassen, daß Mitschwingungen seines Ich entstehen, die dann in einem kritischen Essay zum Austönen gelangen. Schön, sehr schön! Aber das scheint mir von der Brandesschen Methode ungefähr so verschieden zu sein, wie die Calvin'sche Abendmahlslehre von der lutherischen.

Ola Hansson will mehr Innerlichkeit, und das ist sein gutes Recht und sein Verdienst. Er ist seinem eigenen Naturell nach Lyriker und Mystiker, und er will dieses Naturell zur Anerkennung bringen. Er fühlt sich gleich vielen anderen von der Handwerkerei und der geistlosen Objektivität innerhalb des Naturalismus angeödet und angegähnt, und er sagt frei und ehrlich heraus, daß er diesen Krempel nicht mitmachen könne. Neben dem, was vor Aller Augen offen zu Tage liegt, sieht er, der spähende Mystiker, viel verborgene Dinge des Seelenlebens, schlummernde Triebe und wundersame Verbinduugen, halbwache Dämmerzustände, dunkle Verirrungen, einsames Ringen, unbewußte Reizungen und flüsternde Lockungen und was alles auf dem Zwischengebiet zwischen Körperlichem und Seelischem, Gesundem und Ungesundem, Normalem und Unnormalem sein Spiel treibt. Aus seiner Mystik und seiner Innerlichkeit heraus und Dank vielen Anregungen seiner vier Götter und mancher Anderen ist er zu einem feinsinnigen Psychologen geworden voll anempfindender Kraft und leicht getroffener Empfindlichkeit, sodaß er bei der Berührung mit einer fremden Individualität in's Zittern geräth und bis in seinen geheimen Kernpunkt hinein die Antastung verspürt. Es ist ein außerordentlich fein gestimmtes Instrument, auf dem hunderte von Seiten klar und hell erklingen, und auf dem das Leben und die Menschen viele Melodien spielen. Es hat etwas weiblich empfängliches an sich, etwas still gebärendes, nicht das rauh und fest zugreifende männliche, nicht die große schöpferische Kraft. Er kennt nur das subjektive lyrische Verhältnis zur Welt, und lyrisch wird alles was er schreibt, jede Kritik und jede Novelle. Farben tauchen da auf und Klänge wagen sich hervor, wie sie unserem Ohr und Auge fremd waren, aber die wir wahrnehmen müssen mit Ergötzen und innerer Bewegung. Ob jede Linie richtig ist, vermögen wir nicht zu sagen, aber jede ist mit eigenen Augen geschaut und sanft und sicher gezogen. Stets aber ist der Schauende und der Zeichnende Ola Hansson, und er tritt mit seiner Persönlichkeit gerade so entschieden hervor, als die andere Persönlichkeit, die er schildert. Ich weiß nicht, ob das ein Fehler ist: vielleicht ist es ein Vorzug, und jedenfalls ist es Ola Hanssons Eigenart.

Diese Eigenart tritt in zwei anderen Büchern springend hervor. Das eine enthält vier kritische Essays über „Das junge Skandinavien" (E. Piersons Verlag), das andere bietet sehr physiologische Studien zur Geschichte des modernen Weibes und enthält eine Sammlung meisterhafter Charakteristiken von „Alltagsfrauen" (Verlag von S. Fischer). Liest man die Essays, so fühlt man öfters novellistischen Reiz, und liest man die Novellen, so steht man in ernsthaften Studien wie zu wissenschaftlichen Essays. Die Kritiken haben dadurch etwas Unterhaltendes und Spannendes gewonnen, sie sind



farbenfroh und heiter und führen uns mitten ins brausende Leben hinein, wo kühne Männer mit feindlichen Gewalten ringen. Die Novellen tragen den Stempel ernster Arbeit und weisen viele Spuren eines ringenden Verständnisses auf, das durchaus den Wesensmittelpunkt der geschilderten Personen ergründen und aussprechen will. Hier wie dort steht die Psychologie durchaus im Vordergrunde. Der Dichter wie die Frauen werden nicht nach einzelnen Werken und einzelnen Reizen geschildert und beurtheilt, sondern sie müssen aufstehen und sagen wer sie sind und alle Schleier lüften. Hanssons Methode hat etwas Unbarmherziges und Unerbittliches, weil im höchsten Grade Wißbegieriges und Ehrliches. Man hat öfters das Gefühl, daß dieser Mann gar nicht weiß, wie schlimme Dinge er sagt, weil er mit den unverdorbenen Augen eines Kindes und mit der Leichtherzigkeit eines Lyrikers drein schaut, unbekümmert um Gut und Böse, stark in dem frohen Wahn, daß alles, was existiert, wohl auch irgendwie gut und in sich berechtigt und entschuldbar sein möge.

Die Charakteristiken über das junge Skandinavien werden gewiß in Deutschland hochwillkommen sein. Nachdem in den Persönlichkeiten von Georg Brandes die neue Richtung in ihrer reformatorischen Bedeutung gewürdigt worden ist, (kein ganz reines Bild, wie zu erwarten stand), werden die typischen Vertreter der drei nordischen Reiche einer eindringenden Betrachtung unterworfen, der Däne Jacobsen, der Schwede Strindberg und der Norweger Garborg. Auf dem Hintergrunde der allgemeinen Zeitdisposition werden Alle drei gefaßt als das gemeinsame Produkt einer Landschaft und eines Volkstemperamentes. Daraus hebt sich dann ihre scharf individualisierte Persönlichkeit deutlich ab. Jacobsen mit seiner schmerzlichen Sehnsucht, mit seinem leuchtenden Farbenschmelz und seiner feinen und eindringlichen Psychologie; Strindberg mit seiner flackernden Genialität, seinem unruhigen Forscherdrang und seinem individuellen Geschlechtshaß wider das Weib; Garborg mit seiner bedächtigen Sachlichkeit, seiner unerschrockenen Bauernehrlichkeit und seiner naturalistischen Formlosigkeit. Die Beleuchtung ist scharf und mitunter einseitig, die Farben werden stark auf einen Ton gestimmt, und die Figuren gewinnen, trotz mancher frei ausgepinselter Einzelheiten, etwas Freskoartiges und Reckenhaftes. Sie haben den Weg durch eine nordische Phantasie nehmen müssen, und da sind sie naturgemäß von Nebelschleiern umflossen, in denen sie übermenschliche Proportionen gewinnen.

Etwas Uebermenschliches haben für meine Empfindung auch die „Alltagsfrauen." Ich meine das Wort hier nicht im Nietzscheanischen Sinne, sondern in jenem anderen, wo es sich der Bedeutung von „gespenstisch" nähert. Ich sehe die von Hansson geschilderten Weiber alle vor mir, aber ich vermag sie nicht zu greifen. Sie zerrinnen unter meinen zufassenden Händen. Ich muß sie mir erst wieder zurechtkonstruieren, wenn ich mich ihrer genau erinnern will. Sie wandeln gleichsam im Schatten vor mir einher. Ich rufe sie an . . . . anfangs vergeblich . . . . plötzlich drehen sie sich blitzschnell herum . . . . ein scharfes Licht fällt auf ihre Gestalt . . . . ich sehe jede Falte in ihrem Antlitz . . . . und dann kehren sie mir wieder den Rücken zu, und schreiten langen Schrittes vor mir daher, wie mythische Wesen aus alten Göttersagen. Ich vermag nicht anzugeben, worauf dieses individuelle Phänomen beruht; es ist aber durchaus echt, und ich kann es nicht nennen. Ich halte mich natürlich an jenem Moment der blitzartigen Erleuchtung, weil ich dann Dinge sehe, die mich in Erstaunen setzen und mit grauender Bewunderung erfüllen. Und dieses Erstaunen und diese Bewunderung sind bleibend. Sie befallen mich sofort, sobald ich der Alltagsfrauen gedenke. Aber mein Gesichtsbild ist nur unklar und zerflossen.

Hansson verweilt in seinen Schilderungen nirgends auf novellistischen Momenten. Die Situation ist ihm gar nichts, die vereinzelte Lebensäußerung sehr wenig. Er will nur das Wesentliche haben, das Persönlichkeitszentrum, und er will die Leitungen finden, die von dort nach außen gehen. Hat er das Eine und das Andere entdeckt, so ist er zufrieden, und der Rest kümmert ihn nicht. Es liegt für uns bewegliche Südländer — merkwürdig, daß wir uns einmal als solche bezeichnen dürfen! — etwas Lebensfeindliches in dieser Methode, ein kaltes Auslöschen all der an sich bedeutungslosen Farben, an denen wir ein stilles und warmes Behagen haben, und es weht wie ein fröstelnder Luftzug von Norden her. Aber wir müssen doch gestehen, daß in dieser Betrachtungsweise Kraft und Eigenart liegt, und daß sie zu den Zielen gelangt, die sie erreichen will. Hansson analy-

ſiert mit kühler Ruhe und legt mit unnachahmlicher Gleichmüthigkeit den ganzen Mechanismus eines menschlichen Wesens blos. Er scheint so unempfindlich wie der Arzt, der eine Leiche seciert, und trotzdem giebt er nichts anderes wieder, als die Reflexe, die in sein Innerstes gefallen sind, als die allerpersönlichsten Beobachtungen, die er selbst hat machen können. Er erzählt Begegnungen, die er gehabt hat, er umschreibt die Empfindungen, die ihn dabei beschlichen, er läßt diese Empfindungen sich vertiefen und ausschwellen, er beschreibt sie nochmals und deutlicher, und indem er bei sich selbst eine Herzensklappe nach der andern öffnet, läßt er allgemach das Frauenzimmer herausspazieren, das er uns schildern will. So dringen wir mit ihm, ringend, zweifelnd, forschend, experimentierend, in den fremden Charakter ein und erobern ihn uns schrittweise, bis wir ihn in der Hand zu halten glauben. Dann aber ist alles aus. Des Verfassers Interesse ist erschöpft, und der Leser darf nach Hause gehen, obgleich er jetzt eigentlich erst recht neugierig geworden ist.

Im Mittelpunkt des Interesses steht bei Hanssons Frauenschilderungen das sexuelle Moment. Er tritt hiermit das Erbe der nordischen Sittlichkeitsdebatte an und nimmt dicht zu Seiten Strindbergs Platz. Doch hält er sich frei von dessen Unterschätzung des Weibes. Ihm ist das Weib weniger eine boshafte Amazone, als eine sexuell Erkrankte, die sich über ihre Triebe nicht klar ist und sich an Gefühlsverwirrungen aufreibt. Beispiele dieser Art, mit Exaktheit beobachtet und mit fühlbarer weiblicher Hülfe erkannt, breitet er vor uns aus. Wegweiser war Krafft-Ebing, ohne daß deshalb dessen Psychopathia sexualis ausgeschrieben wäre. Er hat nicht die Fälle geliefert, sondern blos die Augen geöffnet, und die von Hansson gewählten Fälle gehören keineswegs vor das ärztliche Forum, sondern liegen dicht an der Schwelle. Noch ist kein Ueberwinden des Physischen und des Pathologischen, sondern das Psychische und die Ahnung des Gesunden beanspruchen den gleichen Raum und zum Theil den Vorrang. Daß gerade hier Entdeckungen zu machen sind, und insbesondere für den Dichter, vor dessen instinktivem Blick sich das so vereinzelte erschließt, das hat Hansson gut herausgefunden, und er hat damit einen Weg betreten, der sich unabsehbar vor uns dehnt. Wie schwächlich erscheinen Bourgets Pastelle neben diesen intensiven Schilderungen! Wie sentimental, wie blaß und wie abergläubisch! Und doch war Bourget einst Hanssons Führer, wie er denn jeden modernen Psychologen ein gut Stück Weges weiter geleitet hat. Aber es scheint, daß dort, mit einkehrender religiöser Erbauung, plötzlich alle Erkenntnisriegel zugeschoben sind, sodaß nur die wehmütige Schopenhauer'sche Resignation bleibt. Hansson aber, hinter Nietzsches wehender Fahne, hat beherzt einige Schritte in unentdecktes Land gethan und die Axt an das Gestrüpp gelegt, das sich ihm hindernd in den Weg rankte.

Stauffer und Wisnieski in der Berliner Nationalgallerie.

Die Sonderausstellungen in den oberen Sälen der Nationalgallerie gehören seit Jahren zu den erfreulichsten Darbietungen auf dem Gebiete der darstellenden Künste. Wenn auch die Säle alles andere eher als würdige Ausstelluugsräume sind, den mittleren großen Oberlichtsaal ausgenommen, wenn auch die Werke aus Platzmangel mehr nach dem Format als nach zeitlicher oder sinngemäßer Folge angeordnet sind, so ist doch die Veranstaltung derartiger sehr mühevoller Zusammenstellungen möglichst des ganzen Lebenswerkes eines Künstlers auf das Dankbarste zu begrüßen. Denn nicht immer spricht der Künstler sich durch ein einzelnes Werk ganz aus; seine volle Persönlichkeit wird auch erst aus dem ganzen Umkreise seines Schaffens hervorgehen. Auch der Umfang einer Thätigkeit spricht für die Charakterisierung mit, auch das Gewollte, Unvollendete, Verfehlte. Und so strömt denn von jenen Ausstellungen jedesmal wirklich eine Wärme auf den Beschauer über, die nicht nur Kunstgenuß, sondern anch eine Art Naturgenuß, die Erbauung an einer vollen Persönlichkeit, ist.

Diesmal ist die Ausstelluug für die Leser der „Freien Bühne" um so interessanter, als sie, zum Teil wenigstens, die Persönlichkeit des bedeutenderen der beiden Maler genauer kennen gelernt haben als seine Werke. Die mitgeteilten Briefe Karl Stauffers haben ihn uns allen als einen Vollmenschen ersten Ranges nahe gerückt, der sein faustisches künstlerisches Ringen — ein in unserer Zeit höchst seltener Fall — auch in Worten ureigenster Fassung auszuleben vermochte.

Hier nun gewinnt man vor seinen Werken die Ueberzeugung, daß der Ton seiner Briefe nicht nur echt schien und daß Stauffer nicht zu den schriftstellernden Künstlern gehörte, denen das Wort kam, weil Pinsel oder Meißel ihr Inneres nicht voll auszusprechen vermochten. Und mehr noch als aus seinem Leben wird uns der Eindruck aus seinem Werke, daß eine rastlose Feuerseele nach Vollendung strebt in echt tragischem Kampfe, dem alle Siege nichts waren im Verhältnis zu dem noch zu Erringenden.

Gerade das Ziel aber bleibt verschleiert; der Tod hat seinen düsteren Mantel darübergeworfen. Nur zwei große Siegesmale blieben im Lichte und werden, selbst leuchtend, im Lichte bleiben: Stauffers Porträts und seine Radierungen.

Auch hier ist ein Suchen und Ringen; aber fast stets auch ein Finden zugleich, ein Sichherauslösen aus dem Vorbilde, das der junge Künstler zu erreichen trachtete. Zunächst der Kampf um die Beherrschung des Dichters und der Stimmung, dann der größere um die Wahrhaftigkeit — nicht die kriminalistische der Photographie, sondern die konzentrierende der Kunst, die alle Ausstrahlungen einer Persönlichkeit wie mit einem Hohlspiegel zusammenfaßt, zu der nicht nur Hand und Auge, sondern auch Klugheit und Seele gehört. Gleich zu Anfang erscheint hier der große Treffer im Porträt Max Kleins; ein Werk, das nach psychologischer wie künstlicher Erfassung nirgend den Vierundzwanzigjährigen, sondern den ausgereiften Künstler erkennen läßt.

Erst im Verlassen des eingeschlagenen Weges in der zeitweisen Hinneigung zu Wauters erkennt man den jugendlichen, noch nicht zur Selbstsicherheit gelangten Künstler. Und als auch hier wieder dem augenblicklichen Wollen Genüge geschehen — in den Bildnissen Rudolf Mosses, Graf Harrachs, L'Arronges — gewinnen die Probleme der Freilichtmalerei Macht über den Rastlosen, bis er im Bilde seiner Schwester, mehr noch in dem Gustav Freytags, wieder ein ganz neuer, in sich fertiger Künstler erscheint, der an Tiefe der Auffassung mit den alten deutschen Meistern wetteifert, an Farbenschmelz sie noch übertrifft.

Auch das erinnert bei ihm an Holbein und Dürer, daß er die „Schönheit" im landläufigen Sinn nicht sucht, daß er ernst und herbe ist — nachdem er im Bildnis Graf Harrachs gezeigt, daß er auch elegant sein könnte —, daß er den tiefsinnigen Manneskopf lebendiger erfaßt als das reizvolle Antlitz eines Weibes.

Mit dem Erreichten aber hätte er trotz dieser gewissen Einseitigkeit, die doch auch Persönlichkeit und damit reizvoll ist, einer unserer besten Künstler sein können, falls er sich zufrieden gegeben und mit dem errungenen Pfunde — unseren berühmtesten „Spezialisten" gleich—gewuchert hätte. Dennoch ging er zur Radierung über, um eine ihm congenialere Technik zu finden. Er fand sie und bewies, daß er recht gehabt in seinem inneren Fühlen. Seine Bildnisse Konrad Ferdinand Meyers, Gottfried Kellers, Gustav Freytags, seine männliche Aktstudie eines ausgestreckten Leichnams sind die Krone seines Schaffens und gehören zu den besten Werken der Radierkunst überhaupt.

Der erwähnte Akt und sein vielumstrittenes Oelgemälde eines Gekreuzigten, ein Werk, das bei großen Vorzügen der Darstellung doch die Kälte und Gezwungenheit einer Aktstudie nicht verleugnet, geben den Schlüssel zu dem scheinbaren Rätsel, daß der fertige Malerradierer zum Modellieren übersprang und nochmals Schüler ward. Seine nach innen gerichtete Natur hat im äußeren Vorgange niemals das Erstrebenswerte für seine Kunst gesucht; er hat niemals komponiert — die wenigen Versuche darin bestätigen diese Behauptung nur —; seine Sehnsucht, eine echt moderne, die über das Geltende des Tages hinauskommen wollte, ging auf ein Ergründen und Aussprechen aller Geheimnisse der Form, seine realistische Beobachtung erhob sich zu einer Art Pantheismus, der sich in Verehrung der offenbaren und verborgenen Schönheiten des Menschenleibes nicht genug thun konnte. Nur die Plastik bot ihm die Möglichkeit, diesen intensiven, rein ästhetischen Formendrang in Kunstwerken auszusprechen.

Leider giebt die Ausstellung nur in ziemlich kleinen Photographien die beiden Werke wieder, die, noch nicht ganz vollendet, allein von diesem neuen Streben Stauffers Zeugnis ablegen. Nichts ist indeß für ihn charakteristischer, als die ganze Grundauffassung seines Adoranten: ein menschlicher Körper in denkbar schlichtester Haltung, der Vorgang nur wie ein Zufall, die Bezeichnung als Adorant nur wie ein nichtssagender Taufname dazugesetzt. Das Herausbringen des von der Natur Gewollten im Menschenleibe schien dem Künstler genug des Erstrebenswerten, kein Reiz der Bewegung, ja vielleicht nicht einmal mehr ein Reiz der Beseelung schien ihm noch nöthig. In gesteigerter Sprödigkeit geht der Künstler so seinem urpersönlichen Ideal nach, unbekümmert darum, daß hier das Mitempfinden der Meisten aufhört, weil sie gerade in der Gewinnung des Seelischen den einzigen Vorzug der modernen Plastik vor der antiken sehen. Entschieden liegt in Stauffers Auffassung eine seltsame Einseitigkeit. Aber es wäre gewagt, wollte man gegenüber dem Torso seiner Entwickelung entscheiden, ob Stauffer hier nur Zeugnis von einem Durchgangsstadium ablegt, ob hier das Merkmal einer geistigen Einkapselung oder der Schüchternheit eines Anfängers zu erblicken ist. Ein Tragisches liegt jedenfalls über diesem Werke, das so wenig auf den Abschluß eines so ungemein reichen Lebens hindeutet. –

Oskar Wisnieski: Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein! Schon fühl' ich mich der Erde näher — — — doch gerade nicht seine Kräfte höher. Vom titanischen Originalgenie, das sein Leben in jähem Sturze in der Mitte abbricht, zum treuen Strebenden, dessen Leben siebzig Jahre währt und das, wenn es köstlich gewesen, Mühe und Arbeit war. Dort rasch erworbene, rasch fortgeworfene Kränze, hier ein Ackerfeld, mit Mühen bestellt, wenig Gewinn bringend, doch manche frische Blume zwischen den Garben. Dort der wilde Sohn der Berge, hier der in seine stille Welt eingesponnene Großstädter; dort tragisches Mitleid, hier bürgerliche Rührung erweckend.

Und doch, Wisnieskis Kampf, um geringere Ziele, mit gemeineren Feinden, war nicht minder ehrenvoll. Wenig Trophäen sind ihm geblieben, und das Beste, die Stimmung im Landschaftlichen, die er z. B. in seinem Spaziergang eines Pärchens, in der Heimkehr vom Ausritt, ganz neuerliche Errungenschaften im Ausdruck vorausnehmend, getroffen hat, scheint er selbst nicht als seine innerste Begabung erkannt zu haben. Seine stille Liebe gehörte dem Rokoko, seine Verehrung seinem Königshause. Die Liebe war nicht allzu glücklich; die Verehrung ein wenig subaltern.

Von der spielenden schillernden Seifenblase Rokoko ist in seiner Darstellung nicht allzuviel übrig geblieben. Er war eine zu ehrliche brave Natur, um sich in die depravierte Grazie Watteaus ganz aufzulösen. Statt Champagners Moselblümchen — das an sich ja auch nicht so ganz verwerflich ist, wenn sonstige Bowle-Zuthaten sich dazufinden. Mit denen aber ist's auch nicht gar so weit her, mindestens nicht, wenn wir den heutigen Standpunkt der Malerei anlegen. An seinen bewegteren größeren Compositionen ist der Meister in redlicher Selbsterkenntnis stets vor der Vollendung verzweifelt; die Anläufe ins Mystische, bei dem fortgeschrittenen Erlkönigbilde nicht ohne Verheißung, mindestens im Pferde vorzüglich, haben auch kein Ziel gewonnen; nur sein warmes, Louis-Schneiderähnliches Patriotenherz hat sich etwas voller ausgelebt. Nicht sieghaft, denn er liebte die Parade mehr als den Krieg mit seinen schwierigen Gliederverschiebungen, doch immerhin — dekorirenswert. Der Geist der vormärzlichen Tage, denen seine Jugend noch angehört, hat ihn niemals verlassen, und es bedürfte nicht der abscheulich ungeschickten Inschriften auf seinen Aquarellen aus dem Hohenzollernmuseum, um ihn als treuesten Schildknappen seines angestammten Herrscherhauses erkennen zu lassen.

Er war es nicht um äußerer Vorteile willen, sondern aus innerstem Herzen, und das erhebt ihn; er hat sich sein Brod redlich und sauer durch Illustrieren verdienen müssen. Und hier hat er, wenn auch ohne ursprünglichen Humor und bedeutenden Sinn für das Gefällige, doch das Eigenartigste niedergelegt, in einem Umfange, den Nummern nach, daß ihm ein Ehrentitel sicher wäre, auch wenn er nicht so sicher mit straffem Gardemaß unter den meisten seiner längst auf immer gestorbenen Zeit- und Strebensgenossen gestanden hätte.

Hans Schliepmann.

Eine Dichtung Mackay's.

Von **Bruno Wille.**

Peer Gynt, jener wunderliche Typus, den uns Ibsen aus dem Lande der Mitternachtssonne vorführt, besteht ein seltsames Abenteuer mit einem schleimigen, gestaltlosen und unfaßbaren Ungeheuer, genannt „der Krumme." Auch unsere „gebildete Welt" ist ein Peer Gynt; sie kämpft nämlich gleichfalls mit einem „Krummen," einem Spukwesen, das sie nicht sehen, nicht greifen kann; ich meine den „Anarchismus."

Was will der Anarchismus? Sogar Politiker sind sich unklar hierüber. Ja ich wette, wollte man die Aussprüche unserer Parlamentarier und Zeitungsorakel — die wissenschaftlichen Sozialdemokraten eingerechnet — über dieses Thema sammeln, so würde der wirkliche Anarchist, obwohl er nach dem Urteil der „Neuen Zeit" ein humorloser Hysteriker ist, über diese Weisheit lachen, wie man über Wippchens Berichte lacht.

Gewöhnlich stellt man sich unter „Anarchie" ein Chaos vor, den Trümmerhaufen aller Kultur, eine Welt der heillosesten Unordnung, einen „Kampf Aller gegen Alle," der die Menschheit vertilgen muß. Und unter einem „Anarchisten" versteht man einen Unmenschen, dessen moralischer Wahnsinn beständig auf eine Gelegenheit lauert, Dynamit-Bomben zu werfen.

Verblüffend muß dem gegenüber John Henry Mackay's Buch „Die Anarchisten" wirken, welches in Zürich 1891 (J. Schabelitz Verlags-Magazin) in Form eines Romans uns über den Anarchismus und seine verschiedenen Strömungen eine fast einzige Belehrung bietet. Den Nebentitel „Kulturgemälde aus dem Ende des 19. Jahrhunderts" verdient es unstreitig, insofern es mit Wahrheitssinn und gründlicher Kenntniß der Interna ein hochwichtiges Kapitel der Kulturgeschichte behandelt. Wiederholt versuchte der moderne Roman den Anarchismus zu zeichnen; doch meistenteils kamen nur verlogene Spekulationen auf die Urteilslosigkeit des Publikums heraus. Erst Mackay ist der Versuch völlig gelungen.

Das Buch ist „wie gerufen" erschienen; jedenfalls bedarf das gegenwärtige Stadium der sozialen Geistesrevolution gerade einer Klärung derjenigen Probleme, welche Mackay beleuchtet. Es kriselt gegenwärtig in allen sozialen Parteien; Zersetzungen alter Ideen und Neukristallisationen finden statt. Besonders im Sozialismus bereiten sich neue Strömungen vor; den gewaltsamen Centralismus der Parteiregierung haben die Gruppen der „unabhängigen Sozialisten" zu durchbrechen gesucht, es gährt in den Köpfen der „Jungen;" ihre eigenartigen Lebenserfahrungen setzen sich in Theorie um: hier kommt Individualismus, dort kommunistischer Anarchismus heraus, hier wird der Marxismus gestürzt und Eugen Düring, den Friedrich Engels lebendig begrub, mit Enthusiasmus hervorgeholt, dort sammelt sich um Herzkas „Sozialliberalismus" und die Freiland-Bewegung eine stattliche Jüngerschaar, hier wird für die Gewalttat Propaganda gemacht, während — dort z. B. in dem neubegrüdeten amerikanischen „Enfant terrible" — ein Anarchismus jegliche Gewaltanwendung verwirft. Mitten hinein in diesen politischen Sturm und Drang fällt Mackay's Werk und wird – das ist mir unzweifelhaft — der gährenden Ideenmasse Gelegenheit zum Kristall-Ansatz bieten.

Mackay hat sein Werk nicht mit dem Titel „Roman" versehen. In der That mangelt ihm ein Kennzeichen des schulgemäßen Romans, Entwickelung der Personen, spannende Handlung. Was uns hier vorgeführt wird, sind soziale Zustände und fertige Ideen. Wer aber fähig ist, sich für solchen Stoff zu interessiren,

der dürfte, gleich mir, gewaltig hingerissen werden von der dichterischen Wucht des großen Ideenlyrikers und Schilderers Mackay. In zehn Kapiteln ziehen packende Weltstadtbilder an uns vorüber: die furchtbare Armee der Arbeitslosen in London, die Stadtviertel des Elends, die Armenwohnungen, die Spelunken der Verkommenen, die Meetings der „Unemployed," ihre schaurigen Prozessionen durch die Straßen der Millionäre, ihre blutigen Konflikte mit der Polizei, die Clubs und Diskussionen der verschiedenartigen Sozialrevolutionäre, endlich die Anarchisten-Tragödie von Chicago . . . wir durchleben alles, deutlich schauend, tief ergriffen, und daran beteiligt, wie im Traum. Und dann werden die schweren, ungesunden Nebel, diese pessimistischen Stimmungen der sozialen Krankheit, verscheucht von der rauhen Kraft Max Stirner'scher Lebensphilosophie und Proudhon'scher Volkswirtschaftslehre, einem „Hurrah for Anarchy!"

Und diese Anarchie, wie sieht sie aus? — Der Träger der Mackay'schen Ideen, der Schriftsetzer Carrard Auban aus Frankreich, ein Mann, welcher sich durch alle sozialen Parteien hindurch zum individualistischen Anarchismus entwickelt hat, giebt auf diese Frage im Kreise verschiedener Revolutionäre, welche um Aubans Kamin versammelt sind, etwa folgende Antwort.

Der Anarchismus will die Abwesenheit aller Herrschaft, welche die Menschen unabweisbar in die beiden großen Klassen der Ausbeuter und der Ausgebeuteten scheidet. Alle Herrschaft gründet sich auf Gewalt. Wo aber Gewalt ist, da ist Ungerechtigkeit. Gerecht allein ist die Freiheit: die Abwesenheit aller Gewalt und allen Zwanges. Ihre Basis wird gebildet durch die Gleichheit der Bedingungen für alle Menschen. Auf dieser Grundlage gleicher Lebensbedingungen ersteht das freie, unabhängige, souveräne Individuum, dessen einzige Forderung an die Gesellschaft in der Respektirung seiner Freiheit besteht, und dessen einziges selbstgegebenes Gesetz die Respektirung der Freiheit der Andern ist — das ist das Ideal der Anarchie. Erwacht dieses Individuum zum Leben, so hat die Todesstunde des Staates geschlagen: an die Stelle der Regierung tritt die Gesellschaft, an die des Staates treten die freien Vereinigungen zu bestimmten Zwecken, an Stelle der Zwangsgesetze die freien Contrakte. Die wahrhaft freie Konkurrenz beginnt. Die künstlich geschaffenen Begriffe der Stärke und Schwäche, die wirtschaftlichen Privilegien und Knechtschaftsformen müssen verschwinden, sobald die Bahn freigegeben ist und die Erkenntniß sich durchgerungen hat, daß das Wohlbefinden des Einen das des Anderen ist und umgekehrt. Jedem Individuum eröffnet sich die Möglichkeit, den vollen, ungeschmälerten Ertrag seiner Arbeit zu erlangen, und erfüllt sich damit die erste Forderung des Anarchismus, jene Forderung, welche er mit dem Sozialismus gemeinsam hat. Denn mit dem Verschwinden der Gewalt sieht sich das Kapital, unfähig der Arbeit länger den bisherigen Tribut zu erpressen, genötigt, sich auszuleihen, und zwar gegen eine Vergünstigung, welche die Konkurrenz der Banken unter sich in der Schaffung von Austauschmitteln bis auf das geringste Maaß herabdrückt, ebenso wie sie die Aufhäufung neuer Kapitalien in den Händen Einzelner unmöglich macht. Und weil die übertriebene Fruchtbarkeit des Kapitals, die bisher so drückend auf der Arbeit lastete, beseitigt ist, so ist die Arbeit frei; und nun kann Mutter Natur, befruchtet von der freien Arbeit, erst voll ihre Gaben entfalten und jedem Individuum Wohlstand bescheeren. Ihre letzte Forderung aber stellt die Freiheit, indem sie die Selbstherrlichkeit des Individuums verlangt. Sie wird unter diesem Losungswort ihren letzten Kampf kämpfen in jedem Einzelnen, der sich empört gegen die Vergewaltigung seiner Person durch die sozialistisch gewordene Welt, die in unseren Tagen sich bildet. „Wen ich suche und wen ich finden werde — so schließt Auban seine Auseinandersetzung — das ist der Ein-



zelne: Du — und Du — und Du —, Ihr, die Ihr in einsamem Ringen zu gleicher Erkenntniß gekommen seid. Wir werden uns finden, und dann schlägt auch für uns die Stunde des Handelns."

Das klingt allerdings orakelhaft, und manchem Leser dürfte hiernach die Anarchie immer noch ein Buch mit sieben Siegeln sein; doch wiederholte Explikationen entwickeln das Thema und lassen wenigstens denjenigen klar sehen, den Auban mit seinem titanenhaft stolzen „Du — und Du" meint. Hiermit will ich indessen keineswegs vom Studium gerade dieser Theorien Mackay's abschrecken. Liegt doch ein Hauptreiz der Lektüre in der Anregung zum Nachdenken, in der autodidaktischen Ideenentwickelung.

Die Ideen des vorliegenden Buches beschränken sich nicht auf die Darlegung des Anarchismus, sondern kehren auch mehrere polemische Pointen heraus. Mackay bekämpft hauptsächlich Dreierlei: den „Staatssozialismus," den Kommunismus und die „Propaganda der That."

Unter Staatssozialismus versteht er keineswegs nur die gegenwärtige so benannte Tendenz der Regierung, sondern auch die Sozialdemokratie. Er betrachtet den sozialistischen Staat als eine geschichtliche Notwendigkeit, empört sich aber gegen ihn, als gegen eine neue Auflage der alten Knechtschaft. „Der Sozialismus will eine Vergemeinschaftlichung aller Produktionsmittel und die geschäftliche planmäßige Regelung der Produktion im Interesse der Gesammtheit. Diese Vergesellschaftung und Regelung hat zu erfolgen gemäß dem Willen der absoluten Majorität und zwar durch die Person der von ihr gewählten Vertreter." Nicht mit Unrecht wendet Mackay gegen diese Prinzipien ein, daß ihre Durchführung „jedenfalls nur mit beispiellosem Terrorismus und brutalster Vergewaltigung des Individuums zu denken wäre." „Ich fange an — sagt der scharfsinnige Individualist Dr. Hurt — dieses Volk zu hassen. Es ist wie ein Moloch, der seine Arme geöffnet hat und nun Opfer um Opfer verschlingt. Dieses große Kind, welches so lange mit Ruten gezüchtigt werde, wird plötzlich verhätschelt bis zur Lächerlichkeit. Es wird mannbar und erstaunt über die Kraft seiner eigenen Glieder. Wenn es sich derselben ganz bewußt geworden sein wird, wird es Alles zertrampeln, was ihm unter die Füße kommt. Es hat der Gewalt all ihre Attitüden bereits abgelauscht: die lächerliche Unfehlbarkeit, den dünkelhaften Hochmut, die bornierte Selbstgefälligkeit . . . . Die Zeit ist nicht mehr fern, wo es für jeden stolzen, freien und unabhängigen Geist eine Unmöglichkeit sein wird, sich noch Sozialist zu nennen, da man ihn sonst in eine Linie stellen könute mit jenen elenden Kriechern und Erfolgsanbetern, die jetzt schon vor jedem Arbeiter auf den Knieen liegen und ihm den Schmutz von den Fingern lecken, nnr weil er ein Arbeiter ist." —

Ganz folgerichtig will Mackay von einer Leitung der öffentlichen Angelegenheiten durch „Vertreter" des Volkes nichts wissen; er erblickt darin Herrschaft; ferner deutet er warnend hin auf die „gar nicht zu ermessenden Folgen, die eine — auch nur zeitweilige — unbeschränkte Diktatur der Mehrheit für die Entwickelung der Civilisation haben würde." „Was heute eine gewaltsame Ausbeutung der Mehrheit durch die Minderheit ist, würde morgen eine in keiner Beziehung gerechtfertigtere gewaltsame Ausbeutung der Minderheit durch die Mehrheit sein. Heute: Unterdrückung der Schwachen durch die Starken. Morgen: Unterdrückung der Starken durch die Schwachen. In beiden Fällen: privilegirte Gewalt, welche thut, was sie will. Nur ein Wechsel in der Herrschaft würde also sein, was der Sozialismus im besten Falle zu erreichen im Stande wäre." Mir scheint, Mackay hätte passender all diese Einwände gegen die Sozialdemokratie zu richten, als gegen den Sozialismus, der (nach dem Sprachgebrauch der „unabhängigen" Sozialisten) auch

undemokratisch, dezentralistisch, herrschaftlos gedacht werden kann. Jedenfalls sind diese kritischen Gedanken auch bereits im Lager der „Jungen“ unter Zustimmung geäußert werden.

Den Kommunismus hält Mackay für eine Utopie, auf welche nur Schwärmer zusteuern können, die über die wahre Natur des Menschen im Unklaren sind und sich darüber phantastische Hirngespinste machen. Er läßt den kommunistischen „Anarchisten“ Trupp etwa folgende Schilderung vom Kommunismus entwerfen: Der Einzelne ist nicht ein von der Gesellschaft losgelöstes Wesen, sondern das Produkt eben dieser Gesellschaft, von der er alles hat, was er ist und kann. Er kann also nur zurückgeben, wenn auch in anderer Form, was er zuvor von ihr empfangen hat, folglich auch nicht sagen: das und das gehört mir allein. Ein Privateigentum giebt es nicht mehr, sondern alle Produkte sind gesellschaftliches Eigentum, an das der Eine ebensoviel Anrecht hat, wie der Andere, da der Anteil, den der Einzelne an der Erzeugung der Güter hat, auf keine Art und Weise gerecht bestimmt werden kann. Aus diesem Grunde bietet der Kommunismus Genußfreiheit, d. h. das Recht eines Jeden, seine Bedürfnisse frei und ungehindert zu befriedigen . . . „Und das sollte keine Freiheit sein? — Da wird nicht gefragt, wie viel oder wie wenig ein Jeder produzirt und ein Jeder konsumirt, nein, ein Jeder wird seine geleistete Arbeit den großen Lagerhäusern überliefern und sich dort dafür nehmen, was er zu seinem Lebensunterhalt braucht. Gemäß dem Prinzip der Brüderlichkeit.“ — An dieser Stelle wird der Schwärmer durch das schallende Gelächter des nüchtern blickenden Skeptikers Dr. Hurt unterbrochen, welcher brüsk fragt: „Wo leben Sie? Auf der Erde oder auf dem Monde?“ Mackay hält den Kommunismus eben für unmöglich, und zwar weil er auf der „Utopie“ der Menschenverbrüderung beruht und nicht mit dem Egoismus rechnet. Der Jünger Max Stirners betrachtet den Glauben an eine allgemeine Menschenliebe als ein Unheil, und äußert sich über Glauben, Liebe und Hoffnung in ähnlicher Weise wie Goethes Faust — „Fluch der Hoffnung, Fluch dem Glauben!“

Wer Mackays Anarchismus mit jenen Bestrebungen verwechselt, welche zur Gewaltanwendung, zur Empörung des Individuums auffordern, der versteht ihn falsch. Mackay mißbilligt durchaus die „Propaganda der That.“ „Ich hasse die Gewalt in jeder Form — läßt er Auban sagen; es gilt die Gewalt unmöglich zu machen. Das geschieht nicht, indem man ihr ebenfalls Gewalt entgegensetzt: der Teufel läßt sich nicht durch Beelzebub austreiben.“ Hier leuchtet uns etwas wie das unschuldige Weiß der Tolstoischen Friedfertigkeit entgegen. Ferner meint Mackay-Auban, die revolutionäre Taktik werde an der militärischen Kraft der Regierungen scheitern und zahllose Menschen zum Opfer bringen. Und als der Verfechter des Terrorismus einwendet: „Für das Glück der Menschheit müssen Opfer gebracht werden“, trifft ihn Auban an der verwundbarsten Stelle, indem er erwidert: „Dann bringt Euch selbst zum Opfer, dann seid ihr Männer und keine Schwätzer. Glaubt Ihr wirklich an die Befreiung der Menschheit mittelst Gewalt und kann Euch keine Erfahrung von diesem wahnsinnigen Glauben heilen, dann handelt auch, statt in Euren Clubs zu sitzen und Euch gegenseitig an Euren Phrasen zu berauschen! Dann erschüttert die Welt mit Euren Bomben, dann zeigt ihr das Gesicht des Schreckens, damit sie Euch fürchtet, statt Euch wie heute nur zu hassen.“ Diese Propaganda der gewaltlosen, reinen Vernunft mag ein haltbarer Standpunkt sein; ich persönlich erblicke darin, falls sie nicht zum Dogma erhoben wird, sogar eine große Wahrheit. Indessen scheint mir Auban inkonsequent zu sein, wenn er den „passiven Widerstand“ als das wirksamste Mittel zum Sturz der Regierungen bezeichnet. Denn die Verweigerung der Steuern, bürgerlichen Pflichten, der Lohn-

arbeit u. dergl. würde die passiven Revolutionäre nicht minder als die aktiven vor die Waffen des Militärs führen und vor die Alternative stellen, entweder widerstandslos zu fallen oder aber zu kämpfen.

Nachdem ich fast ausschließlich Theorien vorgeführt und kritisirt habe, möchte ich zum Schluß betonen, daß Mackay in seinen „Anarchisten" durchaus nicht als überwiegender Theoretiker auftritt, sondern vor Allem als Dichter. Nirgends begegnete ich in dem Buche einer unkünstlerisch tendenziösen Didaktik. Vielmehr erkannte ich allenthalben jenen Poeten, in dem ich wegen seiner früheren Werke als einen der bedeutendsten Stimmungs- und Ideenlyriker verehre.

Die Geschichte vom abgerissenen Knopfe.

Von **Otto Erich Hartleben.**

(Schluß.)

IV.

Präcise 7 Uhr saß ich in der Weißbierstube und erwartete das Pärchen.

Ich war schlechter Laune. Der „Eigentumserwerb des Erfinders" machte mir von Tag zu Tag weniger Freude. Ich fing an Sozialist zu werden und überhaupt jeden Eigentumserwerb zu perhorreszieren . . .

Und dann diese „Berliner Weiße", die ich auf den Tod nicht leiden konnte, die für mich der Inbegriff, das Symbol des specifisch Berlinischen Stumpfsinns war . . . die Ungemütlichkeit und Nüchternheit dieses traurigen Stoffs teilt sich ordentlich den Lokalen mit, in denen es geschenkt wird!

Und dieses elende Gesöff hatte mein Vetter als das richtige Getränk für eine junge Liebe erklärt . . . Pfui Teufel! Ein toller Sensualist mein Vetter! — —

Da waren sie.

Lore verließ seinen Arm und flog auf mich zu. Wir drückten uns warm die Hand, wir freuten uns ehrlich . . . Ich dachte in den ersten Augenblicken garnicht daran, wie sie angezogen war, die „liebe Lore."

Erst als ich meinen Vetter begrüßte und dessen trockenernste Mienen sah, fiel es mir wieder ein, das mit dem vertrackten Knopf, und ich musterte sie.

„Setz Dich dorthin, Bertha."

Er nannte sie Bertha, der Esel! In diesem Augenalicke hatte ich eine wahre Wut auf ihn. Die Lore mit ihrem wirklichen Namen zu nennen, welche Profanation, welche Roheit!

Sie hatte die Matrosentaille an. Ach wie hübsch sie war! Und gerade vorn vor der Brust, hatte sie drei zarte weiße Rosen vorgesteckt. Es sah das sehr nett aus, sehr nett . . .

Das fröhlichste Lächeln in dem freundlichen, „ulkigen" Gesichtchen . . . Armes Kind dachte ich, hätt ich ihr doch im Laufe des Nachmittags telegraphiert, oder eine Rohrpostkarte geschickt, daß sie sich nur auf alle Fälle den albernen Knopf annähen möchte, so ahnungslos in ihr Verderben zu rennen, gräßlich! Und wenn ihm wirklich so wahnsinnig viel daran lag, zum Teufel, weshalb nähte er ihn denn da nicht selber an, statt sich und ihr und mir das Leben schwer zu machen! Verrückt! — Aber vielleicht, wer weiß, es war doch noch gar nicht gesagt . . .

„Nah ist die schöne, goldene Zeit,
Noch sind die Tage der Rosen. ."

Während ich mit ihr plauderte, verwandte der Vetter kein Auge von dem Rosenbouquet an ihrer Brust. Er scheute sich den letzten Schritt zu thun, etwa mit eigener rauher Hand . . .

Er war äußerst nervös erregt und trommelte an seiner Weißen herum.

„Sag mal, Bertha," unterbrach er uns, „hast Du die Rosen nicht meinem Vetter mitgebracht?"

„Nein," sagte sie lachend, „das verlangt er nicht. Wie?"

„Nein, gewiß nicht, gewiß nicht!" rief ich ängstlich.

„Uebrigens, mein Lieber!" wandte sie sich mit lehrhafter Ueberlegenheit an den Vetter, „es dürfte Dir doch bekannt sein, daß in der Gesellschaft nur die Herren den Damen Blumen mitbringen. Nicht umgekehrt."

Der Vetter war um eine Kenntniß in Sachen des guten Tones reicher und schwieg betroffen. Wir beide setzten das Gespräch fort. — —

Da trat ein hausirender Blumenhändler in das Lokal. Mein Vetter winkte ihn eifrig heran und kaufte drei prachtvolle gelbe Theerosen. Unser Gespräch stockte. Ich ahnte eine Katastrophe . . .

„Mein liebes Kind," sagte mein Vetter sehr höflich zur Lore, „gestatte mir, daß ich, Deiner guten Belehrung folgend, Dir diese Rosen zu Füßen lege . . . Halt! Ich möchte eine Bitte daran knüpfen: tauschen wir! Schenk Du mir Deine, ja? Eine ihm und zwei mir. Wenn das auch in der Gesellschaft nicht ganz üblich ist, so denke, daß wir ja hier in einer Weißbierstube sitzen und daß es Niemand erfährt." —

Es trat eine Pause ein. In Lores Zügen ging eine Veränderung vor. Das freudige, lustige Lächeln verschwand, der dumme und freche Trotz eines verprügelten Jungen erschien. Mit einer häßlichen, eckigen Geberde riß sie die drei kleinen Rosen von ihrer Brust und sagte:

„Du willst ja doch blos wissen, ob ick mir den Knopf angenäht habe — d a!"

Zum erstenmale hörte ich, wie sie „ick" statt ich sagte und auch sonst, ihre Stimme klang plötzlich so roh, so brutal, daß ich erschrack und ein lebhaftes Schmerzgefühl empfand. Armes Kind!

Der Knopf, der zweite von oben, fehlte nach wie vor.

Wir schwiegen alle drei, sehr verlegen. Es trat eine peinlich lange Pause ein. Dann rief mein Vetter den Kellner, wir zahlten. — —

Als wir Abschied nahmen und die Lore, die ein Lächeln erzwingen wollte, sah, daß ich traurig war und mich nicht, wie sie wohl vermutete, über die Situation moquierte, glaubte ich zu bemerken, daß ihr ein paar Thränen in die Augen traten. Sie wandte sich schnell ab und nahm den Arm des Vetters.

Ich ging in tiefer Mißstimmung heim. „Armes Kind! Aber warum näht sie sich auch den Knopf nicht an."

V.

Zwei Tage später erhob ich mich morgens gegen zehn mit dem festen Entschluß, dem Eigentumserwerb des Finders ein Ende zu machen und mir eine andere Arbeit geben zu lassen.

In dieses rechtsphilosophische Nachdenken versunken knöpfte ich mir den Hemdkragen an:

„Fauler Zauber! Man mag sagen, was man will, es bleibt etwas Schmutziges dabei. Bestenfalls ein Widersinn, etwas Blitzdummes, was man glauben — einfach glauben muß. Wie kann ein Finder jemals Eigentümer werden! Unsinn! Was heißt überhaupt: Eigentümer werden. Mysterium! Gerade wie der Erbgang nach Lassalle! Auch so'n mystischer Vorgang: Fortdauer der Persönlichkeit über den Tod hinaus . . na! Und überhaupt: das Eigentum . . und so . . ."

„Herein!"

Die Lore!

„Guten Morgen!"

Strahlend vor Freude kam sie auf mich zu.

„Entschuldige, wenn ich Dich in der Toilette störe, aber Du könntest wohl eigentlich damit schon fertig sein. Stehst noch immer so spät auf? Schäme Dich. Kennst Du nicht das Sprichwort: Morgenstunde hat plombirte Zähne?"



Sie lachte laut über diesen Witz, den sie jedenfalls schon recht oft gemacht hatte und warf sich übermütig in einen Sessel. Sie war ganz außer sich vor Vergnügen und steckte mich mit ihrer fröhlichen Laune an.

„Ich habe mit dem Aufstehen solang gewartet, liebe Lore, um mit Dir zusammen das erste Frühstück einnehmen zu können. Ich wußte, daß Du zu mir kommen würdest. Willst Du bitte meiner Wirtin" . . .

„Nei, nei, nei, nein! Ich danke Dir sehr. Aber ich nehme schon in zwei Stunden den Lunch, und da — begreifst Du . . ."

Ich begriff.

Meine Wirtin brachte den Café und fragte ebenfalls sehr freundlich, ob sie nicht „Fräulein Lore" auch eine Tasse bringen dürfte. Lore erzählte ihr sofort ihre Tageseinteilung und daß sie davon niemals abweiche, niemals — der Herr Professor Leyden hätte ihr neulich erst gesagt, daß Regelmäßigkeit der Lebensweise die erste Bedingung der Gesundheit sei.

„Aber bitte, laß Dich ja nicht stören."

„Wenn Du gestattest . ."

Kaum war die Wirtin heraus, so sprang sie auf, kniete neben meinem Sessel nieder und zog mit einem langen, drolligen Pfiff ihr Portemonnaie, ein kleines Ding von blauem Plüsch, aus dem Kleide.

„Sieh mal hier!"

Und mit einem neuen Pfiff zog sie einen vielgefalteten Hundertmarkschein aus dem Portemonnaie hervor, blätterte ihn auf und hielt ihn mit Daumen und Zeigefinger an der einen Ecke so hoch sie konnte in die Luft — wie einen frischgefangenen Fisch.

Und zum drittenmale pfiff sie und lachte dann ganz unbändig.

„Na, Gott sei Dank," sagt ich, „hat sich der Vetter besonnen! Hat er endlich diesen Unsinn mit dem Knopf aufgegeben — s'war ja auch zu dumm."

In diesem Augenblick bemerkte ich, daß Lore heute die rote Seidenblouse anhatte. Ob sie wohl . . . fuhr es mir durch den Kopf. Aber ich wies den Gedanken energisch ab: Teufel auch, sollte denn das auch bei mir zur fixen Idee werden!

Lore stand auf.

„Ach der" — sagte sie geringschätzig.

Dann stellte sie sich vor mir auf und sprach wie aus unnahbarer Höhe herab:

„Weißt Du, mein Lieber: Ich möchte einen Verwandten Deiner Familie nicht gern beleidigen, aber das muß ich Dir doch sagen: Dein Vetter ist in meinen Augen ein Stiefel."

„Ein Stiefel? . . . Aber . . ."

Doch ohne auf mich zu hören, fuhr sie mit lauterer Stimme und in einem strengeren Tone fort:

„Allerdings ist es sehr richtig, wie Du vermutest: der Vetter hat mir diesen elenden blauen Schein zugeschickt, er hat den Brief an mich, in dem er lag, nicht mal einschreiben lassen. Aber! Wenn er etwa gedacht hat, daß ich ihm das Geld entrüstet zurückschicken würde — dann hat er sich verrechnet, dann hat er sich ganz schmählich in mir getäuscht. Zum Spielzeug halte ich mich denn doch für zu gut. Das hab' ich ihm schon geschrieben, Du kannst es ihm aber auch noch einmal sagen."

Die Glut einer ungeschmeichelten sittlichen Entrüstung, eines natürlichen Stolzes, leuchtete aus Lore's schönen Augen. Ich reichte ihr die Hand:

„Brav, Lore — so ist es recht! Wenn doch erst alle Frauen so zum Bewußtsein ihrer socialen Stellung gekommen wären — dann wäre solch frivoles Spiel mit dem Herzen eines Mädchens überhaupt nicht mehr möglich. Es freut mich, daß Du so frei von aller falschen Sentimentalität bist! — Aber zeig' mir doch mal den Brief vom Vetter!"

Sie zauberte den Brief aus ihrer Blouse hervor und reichte ihn mir mit einer verächtlichen Handbewegung:

„Du kannst mir das . . . noch mal vorlesen. Dann wollen wirs wegwerfen."

Ich las:

„Liebe Bertha!"

Wir sind gestern ohne Aussprache von einander gegangen und ich versprach Dir heute zu schreiben. Indem ich mich hierzu anschicke, fühle ich erst, wie schwer es mir

fällt und wie schwer es überhaupt fallen wird, Dir das Nachfolgende begreiflich zu machen. Doch will ich es versuchen.

Ich habe Dich bei meinem Freunde — wie Du weißt nennen wir uns halb im Scherz Vettern . . ."

„Da siehst Du's nun!" fiel mir Lore ins Wort.

„Aus reiner Pedanterie verläugnet er seine Verwandtschaft! Weiter!"

„ . . halb im Scherz Vettern — kennen gelernt — leichte Einbildungskraft, die wohl in seinen ersten Semestern besonders rege gewesen sein mag" —

„Frech! Was?"

„ — hatte Dich nicht nur ihm, sondern indirect auch mir in den rosigsten Farben erscheinen lassen. Ich hatte gegen Dich, als ich Dich zuerst sah, ein vielleicht allzugünstiges Vorurteil."

„Hat der Mensch Worte? Und das will um ein gesellschaftlich gebildeter Mann sein!"

„Da war es denn kein Wunder, daß bei den vielen anziehenden Eigenschaften . . ."

„Plumper Schmeichler!

„ . . . welche Du zweifelsohne aufzuweisen hast, gleich von Anfang an eine bedeutende Anziehungskraft von Dir auf mich ausging. Ich war gewissermaßen suggestiv prädisponiert."

„Quatsch! Was heißt denn das?"

„Das heißt soviel wie „reingefallen", oder „auf dem Leim gekrochen!"

„Aha! Da hat er nun gedacht, das würd' ich nicht verstehn! Weiter!"

„Aber es war doch nicht das Richtige."

„Das wollt' ich meinen!" „Wäre ich einer von denjenigen, welche jedem neuen Reize sofort bedingungslos nachgeben, so müßte ich jetzt alle etwaigen Enttäuschungen als anständiger Mensch mit in den Kauf nehmen und hätte kein Recht, mich zu beklagen. So aber — wo ich meiner Natur folgend, den Zeitpunkt abgewartet habe, an dem die Besonnenheit wieder Oberhand bei mir gewonnen hatte — so bin ich glücklicherweise in der angenehmen Lage, noch rechtzeitig einzusehen, daß es, wie gesagt, nicht das Richtige war und mir steht noch die Freiheit offen, ohne moralische Verantwortlichkeit dieser Erkenntnis gemäß zu handeln."

„Nu bitt ich Dich . . ."

Ich unterbrach sie:

„Nun laß mich erst mal zu Ende lesen! Also: „Ich meine nämlich, daß ich mich in Deiner Person doch einigermaßen getäuscht habe. Es liegt mir fern, Dir etwa einen Vorwurf zu machen, eher dürfte ich selber aus dieser Erfahrung eine Lehre für mich ziehen. Nicht als ob die Geschichte mit dem abgerissenen und niemals wieder angenähten Knopfe irgendwie selbständig in Betracht käme, oder daß ich etwa aus einem Eigensinn, weil Du meinem Wunsche nicht nachgekommen wärest, jetzt mit Dir bräche — da würdest Du mich noch für weit kleinlicher halten als ich bin. — Nein! für mich ist dieser abgerissene Knopf nur der Prüfstein gewesen, auf dem ich mir Dein ganzes Wesen klar gemacht habe.

Ich will Dich nicht, ganz gewiß nicht beleidigen und nur von mir reden. Für mich, wie ich nun einmal bin, ist in Folge meiner Erziehung und aller sonstigen Lebensbedingungen ein bestimmtes Maß von Sorgfalt und Aufmerksamkeit auf das Exterieur und Alles, was so drum und dran hängt, so zur vitalen Notwendigkeit —"

„Das soll wohl fatalen heißen."

„Wahrscheinlich. Also so zur fatalen Notwendigkeit geworden, daß ich einen Verstoß hiergegen, oder gar den Mangel eines Gefühls hierfür, fast wie einen sittlichen Defect empfinde, denn für mich hängt diese äußerliche Ordentlichlichkeit so sehr mit der eigentlichen Gesittung und der Durchbildung des ganzen Menschen überhaupt zusammen, daß ich — aber hier breche ich lieber ab, da ich sicher bin von Dir in keiner Weise verstanden zu werden. —

Daß wir indessen nicht zusammen passen und deshalb besser wieder auseinander gehn — das hat mir die Geschichte mit dem Knopf zur Evidenz erwiesen.

Darum sag ich Dir hiermit Lebewohl. Glaube nicht, daß es mir so leicht wird wie Du nach diesem mit dem Verstande geschriebenen Briefe annehmen könntest."

Ich hatte erwartet, daß Lore, wenn ich zu Ende war, losbrechen würde. Das trat nicht ein. Sie hatte sich ans Fenster gestellt und sah auf die Straße. Wir schwiegen beide.

Dann drehte sich Lore langsam um und sagte nachdenklich: „Ich werde mir keinen Hut, sondern ein Sammetbarett kaufen."

VI

Am andern Tage schickte mir der Vetter den Antwortsbrief Lores zu.

Er lautete:

„Sehr geehrter Herr!

Sie schreiben mir in Ihrem letzten Briefe so Vieles, was ich der Höflichkeit wegen nur mit deutlich benennen kann, daß es im eigentlichen Sinne gewissermaßen zwecklos ist, auf Ihren letzten Brief eine Erwiderung zu geben. Von dem Gelde will ich nicht sprechen, aber der Grundton, der für mich daraus hervortönte, war in erster Reihe etwas in jeder Weise Brüskes, höchst Unmotiviertes.

Und selbst daraufhin, daß ich in meiner Uebereilung den Fehler beging um einen Knopf, wovon man gar nicht reden sollte, Sie aber machen einen so großen Lärm davon, daß ich den nicht annähte, als ob ich nicht in meinem Leben schon viele hundert Knöpfe angenäht hätte, so ist es doch immer besser, ein Knopf ist los, als wie bei manchen andern Menschen eine Schraube.

Denn nach meiner und wohl der allgemeinen gesellschaftlichen Meinung läßt ein feingebildeter Herr daraufhin einer jungen Dame nicht einen derartigen fragmenthältigen Brief resp. solche Verabschiedung zugehn.

Ich bin mir durchaus nicht bewußt, Sie mit Absicht in sittliche Unannehmlichkeiten bringen zu wollen, blos Sie scheinen angenommen zu haben, daß ich als Spielzeug zu behandeln sei. Wie es eben den Kindern so gern beliebt, das, wenn es ihnen über ist, einfach bei Seite zu werfen.

Als so ein Spielzeug von einem Herrn behandelt zu werden, dafür halte ich mich aber doch zu Schade und wenn Sie, geehrter Herr, glauben, sich in meiner Person geirrt zu haben und so, so bedaure ich Ihren Irrtum mit großer Lebendigkeit, ich zeige und gebe mich eben so, wie ich von Natur veranlagt bin, über weitergehende Beurteilung fühle ich mich erhaben uud spreche wie jener weise Lateiner:

Pater-pec-cavi.

Hochachtungsvoll

L. B. H.

Sollten Sie, geehrter Herr, etwas hierauf zu erwidern haben? Dann unter „postlagernd B. H. 16896 Postamt No. 4 Stettiner Bahnhof."



Das Lumpengesindel.

Komödie in 5 Aufzügen

von

Ernst von Wolzogen.

(11. Fortsetzung.)

Selma, Thankmar an der Hand führend, tritt durch die Hinterthür ein.

Thankmar. Es fing an zu regnen, Mama.

Selma. Ah, Gottfried, da bist Du ja!

Gottfried (läuft auf Selma zu, umarmt sie, wirbelt sie herum und küßt sie.) Ach, Selma! Meine liebe Selma! Schön, daß Du kommst! Daß ich Dir's gleich sagen kann, wie überglücklich ich bin!

Selma (selig aufschreiend.) Gottfried! (Wirft sich ihm um den Hals.)

Gottfried. Ja, das wußte ich, daß Du Dich freuen würdest! Laß mich los, Kind! Ich will gleich die Verlobungsanzeigen bestellen. (Zu Thankmar, den er hoch in die Luft springen läßt:) Hopp, mein Sohn! Du mußt für mich bis an die Decke springen! Ich bin schon zu steif dazu! (Zu Frau Hinze:) Wie soll ich's denn nun machen? Soll ich schreiben Gottfried Müller oder von Reiffenberg und Haideck? Was meinst Du, Selma? (Beide Frauen ansehend.) Nun was habt Ihr denn, Ihr beiden? So ganz aus den Wolken gefallen, Selma? Hahaha! (Läuft auf Frau Hinze zu und schließt die Widerstrebende in die Arme.) Ach, Liebchen, ich weiß noch mehr Leute, die Augen machen werden! Ade! Ich bin gleich wieder da! (Er küßt sie rasch und eilt dann, Selma und dem Knaben zunickend, hinten ab.)

Thankmar (sich an seine Mutter schmiegend.) Nun bist Du wohl wieder gut mit Onkel Gottfried?

Frau Hinze (ungeduldig.) Ja, Kind, ja! Geh' iß jetzt Dei Frühstück! (Sie bringt den Knaben zur Hinterthür hinaus.)

Thankmar. Ach, Mama — sieh doch Tante Selma! (Ab.)

Selma (ist, plötzlich in Thränen ausbrechend, nach einem Stuhl im Vordergrunde gewankt, und hat sich dort hingesetzt.)

Frau Hinze (eilt, selbst weinend, ihr nach nnd sinkt vor ihr auf die Kniee.) Ich bin ein schlechtes, herzloses G'schöpf! Es ischt so über mich komme, wie e Rausch, daß ich Alles, Alles Andere vergesse hab'! Ach, mein lieb's, gut's Fräule, könne Se mir das vergebe, was ich 'ne da aangethan hab?!

Selma (schluchzend:) Ich habe ja nichts zu vergeben! Ich weiß ja selbst, daß gegen die Liebe nichts auszurichten ist! Ach, mein Gott, es ist nur so furcht-

bar schwer, seine letzten Hoffnungen . . . . . . (Trocknet sich rasch die Augen..) Lassen Sie mich gehen, gnädige Frau! Ich will versuchen . . . . . (Sie steht auf, thut einige Schritte, wankt und stützt sich schwer auf einen Stuhl.)

Frau Hinze (springt auf und nimmt sie in die Arme.) Nein, nein, ich lasse Sie so nit fort! Komme Se, armes Kind, ruhe Se sich aus — Se könne ja kause aufrecht stehe! (Führt sie nach der Schlafstubenthür.) Du lieber Himmel, da will man nun den Eigenutz aus der Welt schaffe und ischt selbst so e herzlorm Egoischt. (Ab mit Selma nach rechts.)

Der Geheimrath Müller, gefolgt von Minna und Thankmar treten durch die Hinterthür ein.

Minna Bleib' draußen, Thankmar!

Thankmar (drängt sich an ihr vorbei in's Zimmer.) Nein, laß mich! Ich will zu Mama! Mama hat geweint, und Tante Selma war auch so traurig. Na, wo ist denn Mama?

Minna. Ich weiß nicht Kind, ich will gleich mal nachsehen. — Wenn Herr Jeheimrath hier einen Augenblick Platz nehmen wollen.

Geheimrath. Na, wie geht's Ihnen denn jetzt, Minna?

Minna. Danke schön, Herr Jeheimrath! Mir jeht's ja recht jut! Frau Hinze, ne ich sage Ihnen, das is 'ne Herrschaft! Zu jut ist die Frau, muß ich wirklich sagen. Und der Herr Müller, Ihr Herr Sohn, das ist erst 'n netter Herr — son'n richtiger feiner junger Mann! Ne der is nich so wie der Herr Assessor!

Geheimrath. Hm — mein Sohn verkehrt also wohl viel hier?

Minna. Na freilich doch! Er hat ja doch den Kleinen ausgehauen und denn die Frau Commerzienräthin auch noch. Aber wissen Sie, daß der sich jemals was rausgenommen hätte jegen mir — Jott bewahre! Nein, Herr Jeheimerath, den hätten Sie nich so die Thüre zu weisen brauchen, der hätte Ihr Haus, wahrhaftijen Jott, keine Schande nich gemacht!

Geheimrath. Emmäh — lassen wir das lieber.

Minna. Na ja — nehmen Sie's man nich übel, Herr Jeheimrath! Es schickt sich ja am Ende nich für mir; aber wissen Sie, was so die richtijen feinen Leite sind und was nich, das weiß'n einfacher Dienstbote manchmal am allerbesten. (Ab hinten.)

Geheimrath (sich Thankmar ungeschickt nähernd.) Na, Kleiner!

Thankmar. Na!

Geheimrath. Willst Du mir nicht erzählen, wie Du heißt?

Thankmar. Thankmar Hinze.

Geheimrath (der sich unterdessen aufmerksam im Zimmer umsieht.) Thankmar — sieh einmal an! (Vor die Knabenbüste tretend:) Was ist denn das für ein kleiner Prinz?

Thankmar. Das ist gar kein Prinz! Das bin ich! Sehen Sie das nicht? Sind Sie aber dumm!

Geheimrath. O, o, o!

Thankmar. Na ja, das hat doch Onkel Gottfried gemacht — und das von Mama auch! Das ist schön, nicht wahr?

Geheimrath. Hm — ja!

Thankmar (ärgerlich.) Was Onkel Gottfried macht, ist Alles schön! Kennen Sie Onkel Gottfried nicht?

Geheimrath (verlegen.) Onkel Gottfried? Nein — das heißt: ja — flüchtig.

Thankmar. Was wollen Sie denn eigentlich bei Mama?

Geheimrath. Ja, mein kleiner Mann, das kann ich Dir doch nicht erklären.

Thankmar. Na, ich sage Ihnen: seien Sie nur ja recht nett zu Mama! Die alten Herren, die hierher gekommen sind, haben Mama immer so geärgert. (Rasch ab nach links).

Geheimrat (tritt vor Frau Hinzes Büste, die er bewundernd betrachtet) Hm, hm, hm! (Er seufzt und streicht über die Stirn.)

Frau Hinze tritt durch die Thür links ein.

Frau Hinze (noch etwas verweint). Sie wünschte mich zu spreche, Herr Geheime Rat? Bitte! (Weist ihm einen Platz an und setzt sich selbst.)

Geheimrat. Sie werden es natürlich finden, meine gnädige Frau, daß es mich treibt, eine Dame persönlich kennen zu lernen, die meine Nichte in so liebenswürdiger Weise . . . .

Frau Hinze (trocknet sich die Augen). Ach, mein Gott, ich hab' leider dem arme gute Fräulein Selma einen sehr bösen Streich spiele müsse. Es wird Ihne nit entgange sein, wie sehr ihr Herz an Ihreme Herrn Sohn gehange ischt — und jetzt hab' grad ich ihr ihre letzte Hoffnunge zerstöre müsse!

Geheimrat. Ah, meine verehrteste, gnädige Frau, da haben Sie mir einen großen Dienst erwiesen, wenn Sie Selma endlich zur Vernunft gebracht haben! Das war ein romantischer Jugendtraum von dem armen Kinde, der ja doch nie Wirklichkeit geworden wäre. Und nun gar, seit mein Sohn sich derartig kompromittiert hat durch seinen Umgang mit allerlei zweifelhaften Elementen, Sozialdemokraten und solchen Leuten!

Frau Hinze. Sie vergesse, Herr Geheime Rat, daß ich auch Socialischtin bin!

Geheimrat (überlegen lächelnd). O, meine verehrteste Frau Kommerzienrätin, das ist doch wohl nur Scherz?! In Ihrer Stellung — ich bitte Sie!

Frau Hinze. Es ischt meine Ueberzeugung!

Geheimrat. Nun ja, ich kann mir ja sehr wohl denken, wie ein etwas leichtgläubiger Idealismus, eine unglücklich gewählte Lektüre — Einflüsse des Umgangs — Sie verzeihen — eine Dame von leicht entzündlicher Phantasie für diese heutzutage in der Luft herumschwirrenden Utopien begeistern kann. Unter der Leitung Ihres vortrefflichen Gatten, der ja eine bekannte Säule des Staates war, würden Sie wohl kaum zu diesen Anschauungen gekommen sein.

Frau Hinze. Sie sind nur die logische Konsequenz der Aansichten meines Mannes, Herr Geheime Rat.

Geheimrat. O gewiß, ich zweifle nicht, daß Ihnen das jetzt so ericheint, gnädige Frau! Aber ich zweifle ebenso wenig, daß Sie zu ganz anderen und ebenso logischen Folgerungen kommen würden, wenn Ihnen jetzt ein anderer geistiger Leiter zur Seite stünde: ein fester, charaktervoller Mann in reiferen Jahren, ein Mann womöglich, dem eine hohe Stellung im Leben einen ganz andern Einblick verschafft in die gesellschaftlichen Verhältnisse, in den Zusammenhang der Dinge überhaupt!

Frau Hinze. O mei, fange Sie auch so an!

Geheimrat. O verzeihen Sie, meine gnädige Frau! Ich möchte um keinen Preis aufdringlich erscheinen; aber Sie sind mir ja doch keine Fremde mehr! Ihre Freundschaft für meine Nichte — und auch für meinen Sohn — hat ja doch schon gewissermaßen ein Band zwischen uns geknüpft. Und jetzt, wo ich endlich das Glück

habe, Sie von Angesicht zu Angesicht zu sehen, meine schöne Gnädige, jetzt werden Sie es begreiflich finden, daß ich keinen sehnlicheren Wunsch hege als dieses — dieses lose Band noch fester zu verknüpfen.

Frau Hinze. Sie sind sehr liebenswürdig, Herr Geheime Rat! Wie die Verhältnisse jetscht liege, ist es auch mein sehnlicher Wunsch, Jhne näher trete zu dürfe. Sie erlaube auch mir e offenes Wort?

Geheimrat (rückt ihr näher). Bitte, Sie machen mich sehr glücklich durch Jhr Vertrauen!

Frau Hinze. Nun dann also gradaus gesagt: Sie habe Jhrem Sohn Gottfried e schweres Unrecht angethan!

Geheimrat. O! Gnädige Frau! Sie wissen ja nicht . . . .

Frau Hinze. Doch, doch! Jch weiß Alles. Alle seine dumme Streich', Alles, was ihn in Jhre Auge als leichtsinnig und verstockt erscheine lasse mußt, alles hat er mir erzählt. Und danach muß ich Jhne sage, Sie könne em nix Anderes zum Vorwurf mache, als daß er ebe der Sohn seiner Mutter ischt.

Geheimrat. O meine liebe, gnädige Frau, halten Sie mich nicht für hartherzig und eigensinnig verblendet! Jch habe im Gegenteil ein nur zu weiches Herz, besonders schönen Frauen gegenüber! Ja, mein Scheitel beginnt grau zu werden; aber Herz und Sinne habe ich mir jung erhalten. Und glauben Sie mir: ich bin kein trockener Aktenmensch, kein Haustyrann und kein Prinzipienreiter!

Frau Hinze (sich erhebend). So dürfte also Gottfried hoffe?

Geheimrat (ebenso, innig). Einer so schönen Fürsprecherin vermag ich nicht zu widerstehen!

Frau Hinze (reicht ihm die Hand). Jch dank' Jhne, dank' Jhne von Herzen, mein lieber Herr Geheime Rat!

Geheimrat (küßt ihr wiederholt die Hand). Ach, wenn diese entzückende kleine Hand . . .

Gottfried stürmt rasch hinten herein, stutzt aber, als er seinen Vater erblickt.

Frau Hinze (läuft mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu). Ah, da habe mer 'n ja, den Missethäter! (Zieht ihn nach vorn.) Sie gestatte, Herr Geheime Rat, daß ich Jhne meinen Bräutigam vorstell'!

Geheimrat (sehr erschrocken). Wa — was, Gottfried!? (Er faßt sich jedoch rasch und geht mit sauersüßer Miene und ausgebreiteten Armen auf das Paar zu.) Nein, ist das eine freudige Ueberraschung! Mein lieber Sohn — meine reizende Schwiegertochter!

Gottfried. Nein, Vater, nicht so! Verzeih' mir; aber ich kann das so nicht annehmen.

Geheimrat (weicht erstaunt zurück). Gottfried! Jch biete Dir meine Verzeihung an! Jch will Alles vergessen, was zwischen uns vorgefallen ist.

Selma tritt von rechts ein und beobachtet mit schmerzlich erstauntem Ausdruck die Scene.

Gottfried. So rasch?! Jch glaube nicht, daß ich ein Anderer geworden bin als wie der Knabe Gottfried, den Du von Kindheit an nicht verstanden und darum gehaßt hast! (Leiser, indem er näher auf den Vater zutritt.) Fühlst Du denn nicht, wie sehr mich diese rasche Sinnesänderung kränken muß! Glaubst Du, ich würde erst durch eine reiche Heirat wieder ein würdiges Mitglied der guten Gesellschaft?

Geheimrat. Gottfried! Wie kannst Du . . . . .

Gottfried. O, ich weiß, daß Du das denkst! Jch weiß von Selma, mit welchen Absichten Du hierher gekommen bist! Nein, Vater — ich bin nicht rach-

süchtig — nicht weil Du mich mit Schimpf und Schande, vor dem Dienstmädchen aus Deinem Hause gewiesen hast — nein, weil wir uns innerlich doch nicht verstehen, darum muß ich jetzt Deine Hand zurückweisen!

Geheimrat. Du bist sehr hart, mein Sohn!

Selma (tritt rasch vor, nimmt des Geheimrats Arm und führt ihn nach hinten) Komm, Onkel, ich gehe mit Dir.

Geheimrat. Selma, mein gutes Kind!

(Beide ab hinten.)

Frau Hinze. Du bischt grausam, Gottfried!

Gottfried. Nein, ich bin nur gerecht. — Oder wolltest Du lieber eine Wetterfahne zum Manne haben?

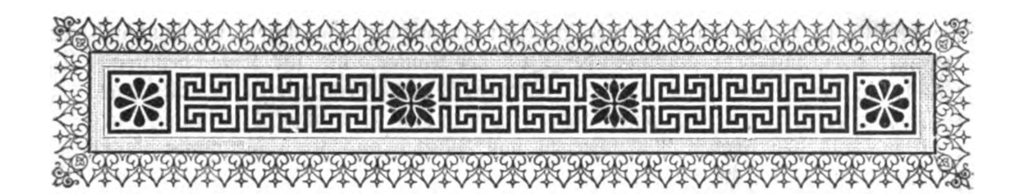
Frau Hinze (fällt Gottfried um den Hals. Er küßt sie innig.)

Der Vorhang fällt.

(Schluß folgt.)



Verantwortlich für die Redaction Wilhelm Bölsche, Friedrichshagen. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler. Druck: A. Seydel & Cie. Beide in Berlin.



Litterarische Weihnachtsträumerei.

*   *   *   *

Weißer Kiefernforst im Schnee. Und Weinachtsabend. Und ein einsamer Träumer.

Weihnachten, Weihnachten — Kinderfest .... Fest der Kinderei in der Litteratur.

Seltsame Melodieen, die sich auf dieser Saite spielen lassen! Schwermütig wie die überschneite Kiefernhaide hier. Grell, daß die Saite springen möchte. Aber sie springt von dem Spiel eines Einzelnen nicht ......

*   *   *   *

Ich bin ein Fanatiker für das Weihnachtsfest, obwohl ich keiner Glaubensgemeinschaft angehöre. Eine Welt ohne symbolische Feste, die uns irgend eine verrückt gewordene lederne Aufklärungsorthodoxie bescheeren möchte, scheint mir das Unding der Undinge. Und die tiefe Symbolik grade an dieser Stelle ist dauerhafter als alle Oberflächenbildung von Jahrtausenden. Grade weil die Dinge geschichtlich nicht so lagen vom Freidenkerstandpunkt aus, wie wir sie heute verehren: gerade darum liegt die Gewähr darin, daß die schaffende Phantasie der höchsten Kulturvölker hier aus einem unabweisbaren Bedürfnis heraus Symbolisches geschaffen. Die Geburt des Mannes, der typisch ward in seinem Ende für den Schmerz und die Entsagung der Menschheit, sollten darin gefeiert sein als das höchste dionysische Freudenfest, das Fest des „Friedens auf Erden", das Fest des Jungen, des Grünen, des unbehelligt von allem Schicksalsdüster Aufstrebenden in der Welt. Es liegt ein Widerspruch darin. Aber es ist der Widerspruch der Menschheit, seitdem sie denkt, fühlt, hofft — und verzweifelt. Offener als das Auge irgend einer Zeit sollte unseres für ihn sein. In zwei gewaltigen Denkerköpfen hat er sich gerade uns mit nie erlangter Klarheit gespiegelt: der Schmerz und das Ende in Tolstoi, — die trotzige Auflehnung der Lust, die sich keiner Schuld bewußt ist, in Nietzsche. Wohl griff ursprünglich das Schlichte, Arme, Entsagende hinüber auch bis in die Geburtslegende Christi, in den Bildern des Kindes, das zwischen Kühen und Eseln in der Krippe lag, bei kleinen Leuten, in einer höchsten Bedrängnis gleichsam unterwegs geboren. Aber das Bedürfnis, den Kontrast doch noch überspielen zu lassen und den ersten Tag der Tragödie zum wilden Abschiedsschmaus des großen Ueber-

menschenspiels zu machen, drängte sich schon ein mit dem Engelchor, der leuchtend vom Himmel kam, mit dem schimmernden Bild der Könige, die ihr Knie beugten. Die Kunst, in der Folge, gedachte wohl vereinzelt noch des wirklichen Anfangs; im Ganzen aber trug sie doch jener andern Stimmung Rechnung, bis hinauf zur Sixtina, wo aus den großen Augensternen von Mutter und Kind die ganze dionysische Weltanschauung spricht . . . .

* * * *

Tausend Gedankenfäden lassen sich ausspinnen, wenn man von hier aus das ganze Fest als eine Blüte menschlicher Entwicklung nimmt. Ein Fest des Gebens, des freiwilligen, freudigen Schenkens gerade dieses Fest! Das Schenken zu Weihnachten hat direkt nichts zu thun mit dem Mitleid, das Christus und Tolstoi predigen. Das ist erst mehr oder minder künstlich hineingetragen. Es ist kein Armenfest, wo denen Brod wird, die wirklich hungern und frieren. Es ist das Fest der Schenkenswonne, der Lust am Schenken; der „freiwilligen“ Zugabe zum „Nötigen“. Also auch darum dionysisch. Nur daß der Gedanke sich mit Gewalt aufdrängt, daß eben der dionysische Standpunkt einer unendlichen Steigerung fähig ist. Und daß letzten Endes doch schließlich auch von ihm aus eine allgemeine soziale Besserung, eine große Lösung der Schmerzensfrage möglich wäre. Geben ist seliger als Nehmen. Wenn das einmal klar geworden, wäre auch der isolierte Uebermensch im Sinne Nietzsche's von Stunde an Christus, der allen andern hülfe, aus „Lust,“ aus dem Wunsch nach höchster „Beseligung“. Man fühlt dumpf, daß bei äußerster Intellektssteigerung der ganze Unterschied fallen könnte. Deutlich wird es uns heute noch nicht. Aber sicherlich können wir sagen, daß der Kontrast von Christus-Tolstoi und Dionysos-Nietzsche sich für uns nicht entscheiden läßt etwa unter Anwendung von Wörtchen wie „Gut“ und „Schlecht“, oder „Gott“ und „Teufel“. Vielleicht arbeiten zwei Tunellarbeiter unter demselben Granitblock einander entgegen. Halten wir Frieden mit beiden! Und feiern die Geburt des symbolischen Vertreters der Schmerzenslehre immerhin, um jedem sein Recht zu lassen, als überquellendes Liebesfest, das keinen Schmerz zu kennen scheint und nur aus dem höchsten Ueberfluß heraus an glückliche Kinder seine Gaben verteilt . . .

* * * *

Schöne, weit schwirrende Hoffnungen! Und doch ragt der Kiefernwald dort so eisig, so schwer.

Ich komme aus der Weltstadt.

Sie war dionysisch heute. Mit einem Freunde bin ich durch die Straßen geschlendert. Ihm war jeder Tannenbaum und jedes Christkindchen ein Gräuel. Die Welt starrte ja von Anachronismen. Uralter heidnischer Kuddelmuddel, aufgeputzt mit Katakombenweisheit aus der verfallenden Antike. Es sei doch eine rechte Schande. Und das in einer Stadt, wo jede Buchhandlung alle die hundert guten Bücher feil hielte, die jenen Plunder auf's Gründlichste widerlegten . . . . Dem Mann war nicht zu helfen!

Und doch, nun hier draußen, fühle auch ich etwas wie inneren Mißmut.

Das Wort kommt mir nach von all den „guten Büchern.“ Ja wohl, ich hatte sie gesehen, die Buchhandlungen. Aber die Bücher nicht! Sorgsam weggeräumt war aus allen Schaufenstern, was irgendwie Anstoß erwecken könnte — durch Geist. Dafür in tausend farbenbunten Goldschnittbänden das Nichtige, das Wertlose in vollzähliger Parade. Und nun kamen sie, die braven Dionysier — und verlangten, zaghaft, viel zaghafter als im Spielwaarenladen vor Waldteufeln und Zinnsoldaten, „ein Buch“, „einen Roman“, „ein Neustes“, wenn es hoch kam, sogar mit kühnem

Wissen „einen Dahn" oder „einen Wolff". Und aus der ganzen Buchhandlungskette der Leipziger Straße schien es mir, mit Heines Wort, aufzudampfen gleich einer Wolke „unergründlichen Blödsinns", die personifizirte Unbildung der Zeit marschierte in unendlicher Prozession das Trottoir entlang, wie einer Raupenheerde, die den grünenden Forst abfraß, den ich mir vorhin zurückerobert aus allem Wust voreilig platter Aufklärungssucht: der Reif fiel auf meine Symbolik . . . . . .
. . . ja, dieses dionysische Fest war das Totenfest echter Litteratur, echter Dichtung und Wissenschaft, das Fest nicht des seligen Gebens an Kinder, sondern das Fest, da die Erwachsenen einer großen Nation sich vor ihren heiligsten Geistesgütern als Unmündige erwiesen, denen ein schlauer Buchhändler für schweres Geld zustecken durfte, was der schwächste eigene Geistesfunke von Anfang mit einem Brandmal hätte zeichnen sollen. Ich hatte, mit einem Auftrag betraut, eine Weile in einer dieser Buchhandlungen zugebracht. Und die Frage nötigte sich mir auf, wie viele von diesen dicken Herren in Cylinder und Pelz, die da „ein Buch" wünschten und Wolff's „Renata" prompt erhielten, wohl mit dem Wunsch: bitte „eine" Kiste Cigarren in ein Geschäft treten würden, oder ob auch nur eine von diesen ehrbaren Damen im Modegeschäft verlangte: „ein" Kleid? War das hier das „Volk der Dichter und der Denker"? Nein, es war ein Volk, dem das Wort „Dichter" ein ungewohntes Fremdwort war, bei dem es noch immer am liebsten gelacht hätte, wenn nicht der Laden gewesen wäre, der wenigstens die Heiligkeit des „Geschäfts" verriet, das hier immerhin zu machen war und kollegiale Gefühle erweckte . . . . .

* * * *

Symbolik, Symbolik! Du suchst nach einer höchsten Möglichkeit, Dein Denken, das Du den besten Genien aller Jahrhunderte schuldest, mit den blinden Instinkten der Masse in Verbindung, in Einklang zu bringen. Achte aber auf das *eine* Gebiet, wo Du zu Hause bist, und Du weißt, *was* hier gilt. Sieh Dir die Sonne an, die dort blutrot über den beeisten Kiefern scheidet. Sie bringt der Gang eines festen Naturgesetzes Dir morgen früh zurück. Aber im Lande des Geistes Licht zu schaffen, das ist der Arbeit vergleichbar, wie wenn Du mit Hülfe von ein paar Menschenarmen diesen ungeheuren Erdball allein umwälzen solltest, der Sonne zu . . .

* * * *

Und die *Rechnung ist doch falsch*. Grade das Beispiel lehrt es. Ein Kinderfinger, wenn er immer und immer wieder leise tippt, bringt schließlich eine Kirchenglocke zum dröhnenden Klang. Weder der trockene Aufklärer, dessen Geist nicht groß genug ist, auch das symbolische Element mit Phantasie zu ergreifen, dessen *Realismus* nicht reicht zur *Symbolik*, — noch auch der bankerotte Idealist, der sein Höchstes *verliert*, weil es verspottet und in den Kot getreten wird, sind die Werkmeister des Besseren, der Zukunft. Sieh ihr in's trübe Auge, wie sie ist, diese Welt — und dann schaffe erst recht, daß sie zu Dir heraufkomme. Daraus erwächst allerdings ein Individualismus, der Dir keine goldenen Berge bringen wird. Ein Individualismus, der die Anteilnahme an der Gesammtheit, das Wirken und Hoffen für *Andere* sich als sein Höchstes setzt, der sich mitfühlend in *seiner* Tiefe herabbeugt zu den Gefühlen und Gewohnheiten dieser Welt, und der doch gleichzeitig sich nicht träumerisch oder grollend davor verschließt, daß Unzähliges, was Geist sein müßte, in der Masse blinde Gewohnheit ist, daß aus höchster symbolischer Auffassung der Dinge ein mit unklarem Glaubenszwang verflochtenes Fest bestimmter Genossenschaften wird und daß dieses Fest an markantem Punkt sich zur Offenbarung verzweifelter Lücken in der Bildung hergeben muß.

*

Die alte Legende von dem blinden Prediger, dem die Steine Amen riefen, hat doch ihren tiefen Sinn. Aus den Steinen ist einmal Geist geworden im Sinne moderner Naturauffassung und wird auch fürder immerzu Geist.

* * * *

Die Sonne ist hin, das kalte Zauberbild des verschneiten Waldes ist zerflossen in weiche Dämmernacht. Nun wollen auch wir unsere Weihnachtskerzen anzünden . . . .

Ernst Seiffarth.

Ein rumänischer Ossian?

Vor zwei Jahren erschien im Verlage von Emil Strauß, Bonn (1889), ein Buch „Der Rhapsode der Dimbovitza. Lieder aus dem Dimbovitzathal. Aus dem Volksmunde gesammelt von Helene Vacaresco, ins Deutsche übertragen von Carmen Sylva." Die lyrisch begabte und empfängliche Königin von Rumänien schreibt in der Vorrede: „Diese wunderbaren Lieder sind ein kostbarer Fund, ein Ereignis in der dichtenden und denkenden Welt. Vier Jahre lang hat die junge Dichterin diese Lieder auf den väterlichen Gütern gesammelt, aus dem Munde der Bäuerinnen, der Lautenschläger, „Cobzar" genannt (von „Cobza", Laute), in Spinnstuben, bei der Ernte, bei den Toten, an den Wiegen, von Zigeunern und Wahrsagerinnen, beim Tanze und beim Trunke, mit unermüdlicher Geduld. Sie stellen sich wohl dem Besten an die Seite, was Indien, Arabien, der hohe Norden geliefert haben, und sind in ihrer kindlichen Reinheit wahrhaft erhaben, ein Trostbüchlein in allem Erdenleide. Sie sind fast durchweg reimlos und werden eintönig wie Melopöen gesungen, meistens improvisiert." Daß diese Lieder ein „kostbarer Fund" sind und daß sie verdienen. als ein „Ereignis in der dichtenden und denkenden Welt" zu gelten (wenn sie auch diesen Beruf noch nicht erfüllt haben), — das ist auch meine Ueberzeugung. Daß sie indessen „aus dem Volksmunde", „aus dem Munde der Bäuerinnen, der Lautenschläger . . . gesammelt" sind, — darf füglich bezweifelt werden. Die Lieder sind ein Schatz und ein Rätsel. Beide Attribute möchte ich erläutern.

Wenn ein Aesthetiker das Wesen der Poesie an einem gediegenen Exemplar studieren will, so möge er dem „Rhapsoden der Dimbovitza" belauschen; diese Gesänge sind eine Offenbarung, eine heilige Schrift der Poesie. Sie gestalten die Bewegungen des Gemütes, die feinsten Vibrationen, mit bezaubernder Gewalt. Traumhaft anschauliche und ergreifende Phantasien, ohne die geringste Abstraktion, schweben unter leisen Melodien aus diesem Buche empor und bannen den Leser mit der Kraft eines Orpheus. Und alle Dinge, welche erscheinen, sind beseelt, „personifiziert" — wie der Schulausdruck für diese echt dichterische Auffassung, diese Apperception des Gemütes, lautet: das Feuer singt die Lieder des verzehrten Waldes, das Messer dürstet und trinkt Blut, welke Blätter grämen sich, das Laub im Winde streitet sich, das Feld liebt die Sonne, das Grab spricht u. s. w. Und welche Fülle der Motive! Reich an Situationen, Charakteren und inneren Erlebnissen sind die Rhapsodien, wie das Leben selbst; eine Vorstellung davon versucht folgender Auszug aus dem Inhaltsverzeichnis zu geben: Totenklage, das Lied vom Blute, Soldatenlied, des Feuers Lied, An den Wanderer, Zigeunerlied, die Witwe, der Gattenmörder Messerlied, Wiegenlied, das Heu, Herbstlied, Haiduckengesang, die Unfruchtbare, das Lied vom altem Brunnen, Kinderlos, Die Verlassene, Gefallen, Die Ungetreue, Feldhüters Lied, der Weg zum Gefängnis, die Tolle, Fehlgeburt, der Mörder, die Waise, in der Acht, der Dieb, des toten Kindes Gruß, Androgyn u. s. w.

Sämtliche Lieder des „Lautenschlägers“ haben die formelle Eigentümlichkeit der rumänischen Doina. Unter „Doina“ versteht man ein elegisches Lied, welches — ähnlich wie das italienische Ritornel — mit der Invokation eines Blattes, einer Blume oder eines andern poetischen Symbols beginnt und schließt. „Das ‚grüne Blatt‘ — so sagt der erste deutsche Interpret rumänischer Volkspoesie (W. v. Kotzebue, 1857) — ist dem innersten Wesen des Rumänen entsprossen. Er ist heiter und wohlgemut, wenn die Bäume ausschlagen nach dem langen Winter, den er in seinem niedrigen, dem Tageslicht wenig zugänglichen Häuschen zugebracht; es macht ihm Freude, das Aufleben der Natur zu betrachten . . . Die Frauen und Mädchen schmücken sich mit Blumen, die Männer mit grünen Zweigen. Diese Vorliebe für alles, was grünt und blüht, ist in das Volkslied übergegangen. Dabei ist noch bemerkenswert, daß das Blatt, welches der Sänger anruft, den Gegenstand charakterisiert, den er besingen will. . . In neuerer Zeit nehmen die Zigeuner es nicht so genau mit dem Sinnbildlichen ihrer Invokation, und da sehr viele Sänger diesem herumziehenden Völkchen angehören, so ist das ‚grüne Blatt‘ in Gefahr, seiner ursprünglichen Bestimmung untreu zu werden.“ Der „Rhapsode der Dimbovitza“ nun hat diese Invokation in bewundernswerter Weise benutzt, indem er den Symbolismus zu entzückender Schönheit vertieft, die Steifheit der Sitte aber, welche die Invokation oft schablonenmäßig und monoton anwenden ließ, mit der Freiheit des Genies abgestreift und durch eine weit höhere Neugeburt ersetzt hat. Der „Rhapsode der Dimbovitza“ beginnt und schließt seine Lieder mit der Darstellung irgend einer stimmungsvollen Einzelheit aus der Landschaft. Gleichwie der Darsteller eines Systems abstrakter Gedanken das Bedürfnis nach einer „Einleitung“ und einem „Schluß“ empfindet, so sucht unser Rhapsode seine Lieder einzuleiten, indem er durch ein kurzes Präludium die Grundstimmung des Ganzen andeutet; oder er benutzt das Präludium, um dem frohstimmigen Thema eine wehmütige, der Melancholie eine tröstliche Beimischung zu geben; und das Präludium läßt er dann als Nachspiel wiederkehren. So wird ein Soldatenlied von Krieg und Todesahnung durch folgendes Symbol eingerahmt:

„Die Blätter stritten sich im Walde,
Weil der Wind hindurchgegangen.
Die Blätter stritten sich im Walde,
Und traurig ward der Wald darüber.
Doch weil der Wind hindurchgegangen,
So stritten sich im Wald die Blätter.“

Mit tröstlichem Accorde aber beginnt und schließt ein schwermütiges Lied von ewiger Reue am Grabe:

„Schau' nicht den Himmel an am Abend,
Er macht der Menschen Seelen traurig.
Schau' Du nur stets ins Herze mir,
Und fröhlich wirst Du allezeit.“

Um eine Probe von der Behandlung des lyrischen Themas zu haben, betrachten wir „das Lied vom Blute“, welches in drei Teilen: „das Blut der Maid“, „des Soldaten Blut“ und „des Greisen Blut“ besingt. Das Blut, das durch die Adern fliegt, wie durch die Wiesen strömt der Fluß, ward neidisch auf die Lieder der Vögel und Winde und sprach: Wie würde ich erst singen!

„Und eines Abends in dem Monat Mai,
Als von dem Himmel fiel die Sonne
Wie eine Thräne,
Da ist das Blut erwacht in seinen Adern
Bei der jungen Maid,
Die durch die Felder ging.“

Und das Blut brannte sie und sprach: Was machst du denn mit deiner Jugend und mit mir? Ich bin es satt, das leichte Hüpfen durch den jungen Leib, ich will nun, meine Arbeit thun; und wenn du sehen wirst das Werk aus deinem Fleische und verjüngt dein Blut, dann wirst du danken. So brannte sie und sprach das Blut.

„Und an dem Maisfeldrande,
Da wartete der Andre,
Der Geheimnisvolle.
Denn im Mai des Abends,
Fällt von den Himmeln schwer die Sonne
Wie eine Thräne.“ —

Das nächste Lied malt uns den schlafenden Krieger, der sein Blut vergießen soll, wie die Wolken den Regen; und das wache Blut spricht:

„Morgen komm ich fürbaß,
Wie der Wein aus dem Faß,
Und in brennendem Purpur
Da will ich ihn malen,
Den herrlichen Jüngling.“

Gerade aus dem tapfern Herzen will ich quellen, derweilen die Mutter mit gefalteten Händen weint und die Braut Thränen vergießt. Schöner als Gebete und Thränen und Grabesblumen ist deine Wunde, und wenn die Alten reden von den Jungen, die da fielen,

„Dann wird auf dem Herzen
Das blutende Fleckchen
Noch stolzer dein denken,
Als alle die Lieder.“ —

„Des Greisen Blut“ endlich klagt:

„O weh! wie bin ich ernüchtert und alt,
O weh! wie bin ich so eisig kalt,
So kalt wie der Berg in des Winters Schnee,
So kalt wie das Schwert, das man nicht mehr braucht.“

Nichts kann mir die rote Jugend wiedergeben, nicht der Jungen Lieder, nicht des Weines Schäumen, nicht des Spatens harte Arbeit, nicht des Rosses Sturmgalopp; und riefe man mich durch die Wunde heraus, ich würde dünn sickern; denn Geschlechter haben mich genommen, und in ihnen werd' ich sterbend wiedergeboren.

„Erwärme du mich, Sonne!
Doch die Sonne spricht: da jung du warst,
Da brauchtest du mich nicht. dich zu erwärmen.
Und sie hat Recht, die Sonne.
Wie bin ich kalt!
So kalt, wie's Herz der Witfrau,
Wie der letzte Groschen
In des Verschwenders Beutel . . .“

Diese Lieder sind als „Volkslieder“ bezeichnet worden. Fräulein Vacarescu, eine Hofdame und Freundin Carmen Sylvas, dieselbe, welche der rumänische Thronfolger gegen den Willen der Grandes liebt, will sie aus dem rumänischen Volksmunde gesammelt und ins Französische übersetzt haben. Die Königin hat diese Angabe sanktioniert. Indessen hegen die rumänischen Gelehrten und Kenner der Volkspoesie begründete Zweifel an der Echtheit dieser „Lieder aus dem Volksmunde“. Und ihr Argwohn wird genährt durch die Thatsache, daß die versprochene Herausgabe des angeblichen rumänischen Originals, welches alle Zweifler beschämen könnte, seit Jahren auf sich warten läßt. Vergleicht man übrigens den „Rhapsoden der Dimbovitza“ mit der zweifellosen Volkspoesie der Rumänen, so läßt er, was die Grundstimmung betrifft, eine Individualität hervorschimmern, und zwar, wie mir scheint, eine elegisch weibliche; jener hart-männliche Klang, welchen die von B. Alexandri gesammelten Lieder vernehmen lassen, fehlt ihm fast gänzlich; außerdem sind viele Gleichnisse so feinsinnig gewählt und elegant herausgearbeitet, wie es die fahrenden Sänger kaum vermochten.

Möglicherweise haben wir es hier mit dem Werke einer einzelnen dichterischen Persönlichkeit zu thun, welche allerdings Volkslieder verwertet, stellenweise wohl auch wörtlich angeführt hat, — kurz mit einem rumänischen „Ossian". Und wer mag der Nachdichter dieses „Ossian" sein? Carmen Sylva selbst? Fräulein Vacaresco? Beides ist unwahrscheinlich, da die Gedichte, mit denen die genannten Damen den „Rhapsoden" einleiten, durchaus nicht die Höhe des Buches erreichen. Kurz, wir stehen vor einem Rätsel, doch wie gesagt, vor einem rätselvollen Schatz.

Wilhelm Waiblinger.

Einer von den Alten.

Was für eine Sorte von Teufeln in den „Jungen" und „Modernen" steckt, das weiß jede höhere Tochter. Vampyre und Vipern sind liebliche Gottesoffenbarungen gegen dies Gezücht. Wer aber das Gruseln so recht von Grunde lernen will, der muß von Gouvernanten und anderen Journalisten sich erzählen lassen, wie pietätlos die Modernen sind, wie sie mit den alten Herren der Litteratur umspringen, wie sie selbst den ehrwürdigsten Autoritäten eine Nase zu drehen pflegen. Daß man eine Zeit lang zu dem schönen Plumpsackreigen die Reime sang: „Sieh Dich nicht um, der Bleibtreu geht um" ist wohl nur eine Sage. Keine Sage jedoch ist folgendes Wiegenliedchen. Ich hab's von einer ebenso liebenswürdigen wie boshaften Dame; sie hatte es von einer Freundin, der trauten Gesponsin eines durch Bart, Kravatte und Romane gleich bekannten Schriftstellers. Wenn ich mich recht erinnere, lautet es:

O schlaf', mein süßes Schaf!
Da draußen schleicht der Schlaf,
Da brummt der Holz und heult der Hart,
Der Hauptmann bellt, der Henckell schnarrt — —
O schlaf', mein süßes Schaf.

O schlaf', mein goldner Stern,
Werd' groß und werd' modern!
Dein Vater ist es leider nicht,
Drum fressen ihn als Nachtgericht
Der Bölsche und der Bahr.

Es ist in dieser Welt des Ellenbogenstoßens und Leichdornzertretens gar keine so üble Rolle, den bangemachenden Wauwau spielen zu dürfen. Und es wird mir daher schwer, für meine Person heute einmal aus dieser Rolle zu fallen. Aber es hilft nichts, ich muß es gestehen: meine verehrten Mitmodernen sind als Zukunftspioniere aller Achtung und höchsten Bewunderung werth, doch es sind eben Pioniere, rauh und wild von Sitten, ganz lieben kann ich sie nicht. Meine Liebe gehört, soweit das Reich des Lebenden in Betracht kommt, einem der Alten, dem Unmodernsten und Unberlinigsten von Allen, unserm Wilhelm Raabe. Und das hat seinen guten Grund. Er selbst ist ein Liebender. Seine Liebe streckt ihre Arme gleich sehnsüchtig und gleich erbarmend nach dem weltüberwindenden Weisen wie nach dem dummsten Jungen, nach dem verknöchertsten Geldprotzen wie nach dem verhungernden Schlucker aus. Und an seiner Brust ist noch Platz für die Dirne, und, wie ich glaube, auch für Mörder und Schächer aller Art. Wer Mensch heißt, bedarf und verdient Mitleid, — unter diesem Zeichen geht Raabe in Kampf und Sieg. Nietzsche hat Recht, denn er sieht auf die Welt herab von der Höhe der ätherklaren, schneidenden Vernunft, aber auch Raabe hat Recht, denn er schaut die Welt nicht an, er fühlt, ergreift und umherzt sie. Und wie er mit den Herzen lebt, so schafft er auch mit ihm. Er liebt die Gestalten die er dichtend erzeugt, er liebt sie, — und das ist das ganze Geheimnis des Zaubers, den seine Werke ausüben. Nirgendwo ist er ob-

jektiv, wie der heutige Naturalist es ist. Dieser ist vorwiegend Botaniker; er reißt die Pflanzen aus, die ihm vor Augen kommen, untersucht, bestimmt sie. Raabe dagegen ist nichts als Naturfreund; ihn zieht allein die lebende Blume an, er hat nur Sinn für ihre Farbe und ihren Duft. Aber er ist auch nicht subjektiv wie es die Sensualisten und Sensationisten von heute sind, die alle Dinge auf sich, auf ihr liebes Ich beziehen. Raabe giebt sein Ich den Dingen hin zum Tausch und Gegentausch. Er ist eins mit ihnen und sie mit ihm. Und so giebt es natürlich für ihn nichts Großes und nichts Kleines, — das Herz wägt nicht. In seiner jüngsten Erzählung „Gutmanns Reisen" müssen wir uns wieder einmal mit Leuten abgeben, denen wir im Leben gern aus dem Wege gehen: mit Philistern von echtem Schrot und Korn. Im Leben wissen wir eben mit derartigen Naturprodukten wenig anzufangen, es wäre zu umständlich, aus der dicken Schale den Kern zu lösen. Raabe thut das jedoch für uns; er schneidet auch aus dem Philister den Menschen heraus, und siehe da, die Kerle werden schmackhaft. Schmackhaft, trotzdem wir nichts als alltägliches von ihnen zn hören bekommen. Gutmann, der behäbige Kaufmann und ehemalige Reiseonkel, fährt mit seinem schüchternen Söhnchen, dem Cameralsupernumerar Gutmann, nach Coburg, um der ersten Generalversammlung des Nationalvereins beizuwohnen und die deutsche Einheit mitgründen zu helfen. Zu demselben löblichen Zweck finden sich auch der Major a. D. Blume und sein Schwager, der Apotheker a. D. Poltermann, ein idyllischer Jean Paul-schwärmer friedlichster Art, in Coburg ein. Mit ihnen kommt, des Vergnügens halber, des Majors liebliches und keineswegs schüchternes Töchterlein. Da aber die älteren Herren über der Politik und dem Biergenuß vergessen, der jungen Maid das versprochene Vergnügen zu bereiten, so verhilft sie sich selbst dazu und verliebt sich in Gutmann Sohn. Der schüchterne Jüngling ist ganz damit einverstanden, aber es bedarf erst einer Bank unter schattigem Akazienbaum, um ihm Mut, wenn auch nicht zu dem allzuschwierigen Geständniß, so doch zu dem ersten Liebesblick und -Kuß zu geben. Und so wird es zwar mit der allgemeinen Einigung auf dem Koburger Tage nichts, aber eine private Einigung zwischen Nord- und Süddeutschland kommt zu Stande. Das ist alles. Und doch ist es genug. Wilhelm Raabe ist wieder einmal verliebt in den alten Reiseonkel wie in die blühende Maid, in den blöden Knaben wie in den Thymianzarten Poltermann, und so macht er uns auch verliebt. Und in dieser Verliebtheit finden wir auch Dummheiten und Schwächen liebenswürdig. Das unterscheidet Raabe von modernen Naturalisten; dieser sezirt den Menschen und es ist ihm gleichgültig, ob wir uns ärgern an den Eigenschaften, die da zum Vorschein kommen, oder freuen. Raabe dagegen hüllt seine Gestalten in den warmen Mantel seines Humors ein, der alles bedeckt, alle Unebenheiten ausgleicht, alles verschönert. Seine Losung heißt: in humano divinum, — unter der menschlichen Schale den göttlichen Kern entdecken. Und wir lassen uns das behagen, und wäre es uns nur der Abwechslung halber, des Gegensatzes zum — Thier im Menschen suchen. Zola und Raabe, beide haben Recht, jeder von seinem Gesichtswinkel aus.

Heinrich Hart.

Sechs Kapitel Psychologie nach Ibsen.

(Henrik Ibsens Frauen-Gestalten. Psychologische Bilder nach seinen sechs Familien-Dramen von Lou Andreas-Salomé. Berlin, bei Hugo Bloch)

Das Buch, von dem ich zu reden habe, ist den Lesern der „Freien Bühne" kein ganz fremdes mehr. Das geistvolle Märchen von der Wildente, das die Einführung bildet, ist s. Z. in diesen Blättern erschienen, eine kurze Probe leider nur, die aber doch eine weit über das Gewöhnliche hinauswachsende Arbeit ahnen ließ. Wir kennen sie ja alle zu genüge, diese „Frauen-Gestalten" des gemeinen Schlages, zierlich meist und mit Goldschnitt um Weihnachten der tugendsamen deutschen Jung- oder Hausfrau zugeeignet, — der wässerige Niederschlag einer ohnmächtigen Begeisterung und der Eitelkeit gleichzeitig eines subalternen Geistes, der sich Anteil zu bekommen schmeichelt an der That der Gewaltigen, indem er ihr Millionengold in der spießbürgerlichen Klappermünze seines

schlechten Stiles, Pfennig um Pfennig, herausgiebt. Man möchte fast wünschen, das vorliegende treffliche Werk hätte den ominösen Titel nicht berührt, der so kalt nach Goldschnitt und Langeweile riecht. Und doch zeigt auch die unbefangene Wahl grade, daß eine Individualität vor uns tritt, die nicht fragt nach dem Klatsch und Tratsch, den Omina und Criminalia der Tageskritik, die das Nächste und Logischste nahm, wie es sich gab, und also eine tiefernste philosophische Arbeit mit der Naivetät des Ernstes und der Arbeit nach ihrem sachlichen Boden einfach nannte: „Ibsen's Frauen-Gestalten". Es soll gewiß keine Verkleinerung der feinsinnigen litterarhistorischen Studien über Ibsen sein, die wir seit längerer Zeit besitzen: aber meinem innersten Gefühl nach ist Lou Andreas' kleines und doch so reiches Buch das Beste, was wir bisheran über Ibsen erhalten haben, über Ibsen „an sich" möchte ich sagen, — nicht den Mann, der bereits ein lebendiger schwerer Foliant Litteraturgeschichte ist und binnen kurzem wahrscheinlich die Höhe des offiziellen litterarphilologischen Papierschnitzelheiligen (das Letzere gewiß nicht zur eigenen Freude) noch zu Lebzeiten erklommen haben wird, sondern über den wirklichen Dichter, der letzten Endes doch niemals am Schreibtisch zwischen Notizheften und Photographieen verstanden werden kann, sondern nur im Leben, neben und vor der „modernen Frau", die er zu schildern versucht, und im psychologischen Durchfühlen und Nachempfinden dieses Lebens, soweit es in seiner Dichtung sich materialisiert. Einen Anlauf zu einer Literaturgeschichte höchsten Sinnes stellt allerdings eine rein vom Gegebenen der Dichtuug und ihres Lebensinhalts in der hier verfolgten Weise ausgehende psychologische Zergliederung (das Wort könnte ebenso so gut heißen: Zusammenfügung) auch dar. Es ist die Art der Litteraturgeschichte, wie sie Brandes in vielen Punkten erprobt hat. In Deutschland ist wohl ihr bester Vertreter Vischer gewesen, — der spätere, enthegelte vor allem. Und in besten Momenten geht durch die Andreas'schen Studien ein Hauch Vischer'schen Nachempfindens, wie er es in glücklichsten Augenblicken vor Goethe und auch vor manchem Geringeren gehabt hat, an dem seine Liebe hing und mit dem ihn, was wohl das Entschiedenste war, ein kongenialer Zug verknüpfte. In der umfassenden Wirkung geht eine Litterarhistorik dieser Art nur weit über das Gebiet, das man ihr gewöhnlich gibt, hinaus: sie wird ein Stück Kulturgeschichte. Und sie verirrt sich, das wollen wir nicht vergessen hinzuzusetzen, bisweilen eben in Folge des allzu weit gesteckten Horizonts. Sie verlernt leicht die Wertschätzung der Bedeutung einer Dichterpersönlichkeit im Vergleich zu seinen Vorgängern und Zeitgenossen, eine Wertschätzung, die meistens in erster Linie an die Technik und die Form antnüpft und sich weniger um die Größe der Weltanschauung bekümmert, sie verliert auch innerhalb derselben dichterischen Lebensarbeit sehr leicht das abwägende Urteil zwischen der einen und anderen Arbeit und neigt dazu, das Große wie das Kleine als gleichwertiges menschliches Dokument aufzufassen, aus dem sich immer Bedeutsames herauslesen läßt. Damit nähert sich grade diese vielleicht höchste Form der Litterarkritik wieder der tiefsten, handlangermäßigsten, die ihre Aufgabe für erschöpft hält, wenn sie bloß von jedem beliebigen Werke die Jahreszahlen und Druckfehler nachgewiesen, ohne sich un den Wert des Inhalts für die Gegenwart zu bekümmern: einer der alten Fälle vom Sichberühren der Gegensätze. Ich glaube in dem Andreas'schen Buche gegen Ende, bei der Frau vom Meer und Hedda Gabler — einige Spuren dieses so leicht mit unterlaufenden Abirrens, obwohl nur schwach, zu bemerken: darin, wie sie, nach ihrer „die Dichtung" gleich einem Lebenden skrupellos als „Gegebenes" hinnehmenden Methode, diese letzten Dramenfiguren des Meisters durchaus mit derselben Liebe einheitlich psychologisch herauszumeißeln sucht wie etwa Nora oder Frau Alwing, — während mir wenigstens (gute, auch von mir geschätzte Kritiker sind, wie bekannt, allerdings anderer Ansicht, differieren aber wiederum unter sich stark in jeder Einzelheit!) hier ein technisches Wertschätzungsmaß in Kraft tritt, das mir jene letzte Schöpfung aphoristischer und hier und da lückenhafter erscheinen läßt, als die ersten, aus innerstem Ueberfluß geschaffenen. Aber wie klein ist dieser Einwand gegenüber der Fülle des Ausgezeichneten, das das Buch birgt, und wie klein ist schließlich der ganze Einwand gegenüber der Seltenheit der großen Methode! Dieses Buch in dieser Methode schreiben konnte nur ein intensiv selbstringender moderner Geist. Die Frauenfrage mußte vor ihm stehen mit brennenden Lettern, — ein geschauter Himmel mit hundert Sternbildern, reicher an Deutsamem als die alte Astrologenwelt. Nur so fand das Auge die seltsamen

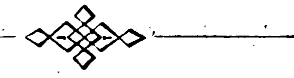
Constellationen sich zurück aus dem vielfarbig schillernden Spiegel der Dichtung. Es liegt leicht in die Feder, hinzu zu setzen, daß grade eine moderne Frau besonders geeignet war, die Interpretin Ibsen'scher Frauengestalten zu sein. Aber dieser Ausdruck ist hier nichts weniger als ein Ruhekissen. Eine moderne Frau steht hinter dem Ganzen. Und auch sie ist als solche auch nur wieder ein Problem, kein bequemer Durchschnittsbegriff, den Jeder von Hause mitzubringen denkt und nun in der Darstellungsart wiederzufinden hofft. Gewiß liegt über dem Ganzen eine zum Leser überströmende Wärme. Aber es ist keine Wärme, die blind macht, weder den Leser blind machen will, noch vorher das Auge des Psychologen getrübt hat. Straff, mit einer unverkennbaren logischen Herbigkeit sogar rollen die Probleme sich ab. Als Muster möchte ich hier Nora und Frau Alving bezeichnen. Und wo das Mitleid sich regt, die Teilnahme Partei nimmt und — der Ansicht der Verfasserin nach stets im Sinne des Dichters — wirklich ein inniger Versöhnungsgedanke zum Schluß herausreißt aus der Nacht und aus dem Zusammenbruch, grade da erblicke ich nirgendwo eine Konzession an das konventionell „Weibliche", das „Weichliche", das vor der großen Tragik scheu ausweicht oder sich über sie hinweglügt, sondern ich erkenne in jeder Faser den Blick von „jenseits der Probleme", dem vielleicht nicht immer ganz beglückenden, aber wenigstens immer wahren „Jenseits" innerhalb dieses Erdenlebens, das nur erkämpft, wer durch die Probleme gegangen ist. Dem Stil des Buches ist jede Phrase fremd. In seiner ernsten Hingabe rechnet er auf ernste Leser. Gleichwohl hat ein merkwürdiges Kompositionstalent es zu stande gebracht, daß von Seite zu Seite die Spannung wächst. Man braucht Ibsen nur im Umriß zu kennen, um jede Farbe in dieser halb novellistischen Wiedergabe zu genießen. So hat in gewissem Sinne, kann man ohne Scheu sagen, zu den großen Kunstwerken, denen es sich weiht, das Buch in seiner Art ein auch rein ästhetisch gewiß nicht unbedeutendes eigenes Kunstwerk hinzugefügt.

W. Bölsche.

Von neuer Kunst.

Die Wettbewerbs-Entwürfe für das Kaiserbild des Kyffhäuserdenkmals sind in den öden Hallen der Packhofsbaracken ausgestellt. Aus den angenehm durchkälteten, vom Hausschwamm durchdufteten Räumen wird der einsame Wanderer nach flüchtiger Umschau schleunigst das Freie zu gewinnen suchen. Ich gestehe, das meine Stimmung durch diese, den Gipfel des Ausstellungselendes bezeichnende Bildhauerblosstellung derartig herabgedrückt worden ist, daß mir die Ueberproduktion und die breite Mittelmäßigkeit nicht noch einen neuen Stein hätte auf die Seele wälzen brauchen. So aber vermag ich nichts zu berichten, das auf unbefangene, wenn auch persönliche Beurtheilung irgendwie Anspruch machen könnte. Ich habe nicht einzusehen vermocht, warum der erste Preis gerade der erste, der dritte überhaupt ein Preis oder ein Preis überhaupt ein Preis geworden; ich habe einige sehr schöne und ein — wieherndes Pferd, einige Dutzend nackte, manche uniformirte Figuren gesehen, abgeschmackte und abgedroschene Allegorien, auch einige recht leidliche, endlich den Kaiser uniformtreu, barhäuptig, behelmt, bekrönt, lebhaft, schläfrig, theatralisch, realistisch, angemessen — — und dann lief ich davon, Influenza im Leibe und in der Seele das tröstende Bewußtsein, daß wenigstens bei diesem Denkmal — dem einzigen, das ein monumentaler Ausdruck des neuen Reiches und nicht ein Denkmal preußischer Unkunst werden wird — die Plastik, dank der genialen Grundidee von Bruno Schmitz, gar nichts verderben kann!

H. S.



Das Lumpengesindel.

Komödie in 5 Aufzügen
von
Ernst von Wolzogen.

(Schluß.)

Fünfter Aufzug

spielt einige Tage später bei Gottfried. Die Bühne stellt ein geräumiges, schmuckloses Bildhaueratelier dar. Fast die ganze Breite der Hinterwand nimmt ein großes Fenster ein. Ausblick auf eine Straße mit einförmigen Miethskasernen. Gerade gegenüber ist ein großes Schild sichtbar mit der Aufschrift „Zademaks Elysium. Festsäle für Vereine, Kegelbahnen ꝛc." An den Wänden Gipsmodelle. In der Mitte ein in Tücher gewickeltes, umfangreiches Modell, links vorn ein alter Divan. An der Wand rechts eine spanische Wand, wohinter ein Bett. Vorn eiserner Ofen; wenige Möbel. Ausgangsthür links.

Beim Aufgehen des Vorhanges liegt Gottfried, mit einem leinenen Arbeitskittel bekleidet, schlafend auf dem Divan. Von der Straße her dringt das Stimmengewirr einer erregten Volksmenge. Die Helmspitzen vorbeisprengender berittener Schutzleute werden durch's Fenster sichtbar.

Stimme eines Schutzmans (draußen.) Zurück da! Der Saal ist überfüllt! Es darf Niemand mehr herein!

Andere Stimmen. Platz da!

Man hört einen lauten Aufschrei der Menge, untermischt mit höhnischem Lachen und Pfeifen.

Gottfried (fährt auf und reibt sich die Augen). Ja, ja, was giebt's denn? (Eilt nach dem Fenster und sieht hinaus.) Alle Wetter! Beinah verschlafen! (Zieht eiligst seinen Kittel aus und nimmt einen Rock vom Kleiderständer.

Währenddessen tritt von links Bruno herein.

Bruno. Guten Tag, Götz! Ich dachte schon, ich würde Dich nicht mehr treffen.

Gottfried (indem er ihm die Hand schüttelt) Guten Tag, Bruno! Ja, ich hätte es beinah' verschlafen.

Bruno (ihm auf die Schulter klopfend) Kann ich Dir nicht übel nehmen, alter Sohn! Süß geträumt, was? Verfluchter Kerl — so'n Dusel!

Gottfried (indem er die Stiefel anzieht.) Ja, ich bin sehr glücklich!

Bruno. Na, nun wird man ja nicht mehr lange diesen Heidenweg nach dem äußersten Norden zu Dir herauszupilgern brauchen. Nächstens wird sich doch die elegante Welt von Berlin W. in Deinem Atelier draußen im Thiergartenviertel drängen. Nun bist Du ja schon so gut wie berühmt, hähä! Gratulator.

Gottfried (sich die Hände waschend) Ach, Du glaubst wohl, ich hätte jetzt nichts Eiligeres zu thun, als meinen Idealen untreu zu werden und fromm fröhlich um das goldene Kalb zu tanzen! Na, ich gedenke Dir zu beweisen, daß es doch noch Charaktere giebt.

Bruno. Wie heißt Charakter? Puh! Der Appetit kommt beim Essen! Paß mal auf, wie fix sich Dein latentes Talent zum Bourgeois entwickeln wird! Wir werden bald genug die Rollen vertauscht haben. Du stehst als berühmter und potenter Mann da und ich bring' es vielleicht in einigen Jahren zu einem Einkommen von etlichen hundert Thalern. Ja, ja, die Ereignisse werfen ihren Schatten schon voraus: der Alte fängt schon an, Dich mir als Muster vorzuwerfen; keinen Hundertmarkschein rückt er 'raus ohne 'ne kleine moralische Standpauke! Aeh — es ist wahrhaftig 'ne niederträchtige Welt, in der man lebt! — Bist Du fertig? Na, denn komm rüber, ich möchte mir doch den Zauber mal ansehen. Bebel soll ja reden.

Gottfried (der inzwischen mit seiner Toilette fertig geworden ist, sieht zum Fenster hinaus.) Du, ich fürchte, wir kommen doch nicht mehr hinein. Es ist ja schon polizeilich abgesperrt.

Bruno. Ach was! Wir kommen allemal noch rein. Dein Freund, der Wachtmeister Polke leitet ja die Uebung.

Gottfried. Du, übrigens — ich werde doch nicht mitkommen. Meine Braut wollte heute Vormittag herkommen, und da möchte ich doch nicht . . . .

Bruno. Na ja, ich sage ja: so ein verliebter und verlobter Mann ist was Entsetzliches! Selbst Bebel ist ihm Hekuba! — Du könntest mir übrigens einen Gefallen thun, Götz. Laß mich doch unter irgend einem Vorwande 'n paar Minuten mit Deiner Braut allein — ich hätte etwas sehr Wichtiges mit ihr zu bereden.

Gottfried. Du mit meiner Braut?! Na weißt Du . . . .

Bruno. Ach ganz persönliche Angelegenheiten!

Gottfried. Hör' mal — Du willst sie doch nicht etwa — anpumpen?!

Bruno. Donnerwetter, das ist stark! Beinah Tusch! So was mag bei Gebrüder Kern und Konsorten üblich sein . . .

Es klopft. Gottfried öffnet. Frau Hinze und Selma treten ein.

Frau Hinze. Grüß Gott, Schatz! Schau', wen ich da mitgebracht hab'. Ah, der Herr Assessor!

Gottfried (schüttelt Selma herzlich die Hand.) Selma, liebe, gute! Das ist aber einmal wirklich eine freudige Ueberraschung! Hast Du uns vergeben?

Selma (etwas befangen.) Wie kannst Du von Vergeben sprechen? Es mußte ja so kommen!

Gottfried. Du gutes Herz! (Er streichelt ihr gerührt die Hand)

Bruno (sich verbeugend.) Gnädige Frau werden auf einige Augenblicke mit meiner Gesellschaft vorlieb nehmen müssen. Der Götz muß nämlich notwendig äh — (giebt Gottfried einen Wink.)

Gottfried. Ja — das heißt — ich könnte ja auch — nämlich es fehlt mir an Draht für das Modell da —

Bruno (rasch.) Ja, er braucht notwendig Draht. (Leise zu Gottfried.) Du, Draht ist übrigens gut!

Gotttfried. Wenn Ihr mich einen Moment entschuldigen wollt. Bitte, legt doch inzwischen ab!

Bruno. Gestatten Sie? (Er ist Frau Hinze und dann Selma behülflich, ihre Jacken auszuziehen und die Sachen bei Seite zu legen.)

Gottfried. Das heißt — Bruno, eigentlich könntest Du auch den kleinen Gang für mich . . . .

Bruno. Nee Du, ich weiß hier nicht Bescheid in dieser unwahrscheinlichen Gegend, habe auch keine Ahnung, was Du für Draht brauchst.

Gottfried (zögernd.) Ja, das heißt . . . . Na also, ich fliege, ich bin im Moment wieder da. (Rasch ab.)

Die Damen setzen sich im Vordergrunde links. Bruno steht rechts neben Frau Hinze.

Bruno. Ich bin dem Zufall außerordentlich dankbar, der mir einige Augenblicke mit Ihnen unter vier Augen gewährt, meine gnädigste Frau.

Frau Hinze. Ich mein', mir wäre hier sechs Auge.

Bruno. Ach so, Pardon! Ich zähle nur die schönen Augen.

Selma. Na, Bruno, jetzt ist's aus mit Dir, wenn Du gar anfängst, mir Komplimente zu machen. Oder meintest Du Deine eigenen seelenvollen Augen?

Bruno (zu Frau Hinze, auf Selma deutend:) Meine zahllosen Laster und Sünden haben wohl in ihr einen beredten Ankläger gefunden? Ja, ja, ich kann es mir lebhaft denken. Ich weiß wohl, daß gnädige Frau von mir nicht gerade — äh, wie soll ich sagen . . . . Ich mache ja auch keinen Anspruch auf den Ruhm eines Tugendboldes. Aber es liegt mir doch sehr viel daran, gerade in Ihren Augen, gnädige Frau, nicht ganz . . . . . Herrgott, Selma, so hilf mir doch 'n bischen!

Selma. Er meint wohl (zögernd) Ihre erste Begegnung bei den Kerns.

Frau Hinze (verlegen) Ach so!

Bruno. Ich weiß durch Selma, daß gnädige Frau mich gleich durchschaut haben. Ich will mich auch garnicht verteidigen. Ich gebe willig zu, daß ich etwas leichtsinnig und oberflächlich war und — ich glaubte eben, dem jungen Mädchen würde die Geschichte auch nicht tiefer zu Herzen gehen wie mir. Wir lernten uns auf einem Künstlerfest im Ausstellungspark kennen — es war ein Schönheitsrausch — die einzige romantische Episode in meinem nüchternen Erdenwallen! Das heißt, wenn ich sage nüchtern, so bitte ich das nur cum grano salis — hähähä . .

Frau Hinze. Ja, Herr Assessor, ich fühl' mich durchaus nit berufe, über Ihre moralische Qualitäte abzuurtheile. Sie habe es freilich zu verantworte, wenn das Gemüth der armen Frau Kern vielleicht zeitlebens an dene böse Erinnerunge zu leide hat. Wer weiß doch nit, ob ihr Mann so eps vergesse und vergebe kann und so . . . . ah waas, rede mer von was Anderem!

Bruno (bewegt.) Ich weiß, daß Sie sich der armen Frau Else angenommen haben, und ich bin überzeugt, daß Sie auch hier der gute Engel sein werden, meine gnädigste Frau, der mit seiner weichen Hand . . . .

Frau Hinze. O bitte, bitte, keine Komplimenter!

Bruno. Pardon, das ist ja einfach Thatsache! Und die Thatsache giebt mir den Mut, auch noch in einer andern Angelegenheit Ihre liebenswürdige Vermittelung in Anspruch zu nehmen.

Frau Hinze. Bitte! Darf ich frage . . . .

Bruno. Ich habe es für meine brüderliche Pflicht gehalten, mein Möglichstes zu thun, um meinen Vater zu überzeugen, daß er gegen Gottfried ungerecht gehandelt hat, und ich kann mit einiger Genugthuung konstatiren, daß meine Bemühungen nicht ohne Erfolg gewesen sind.

Frau Hinze. Ah!

Bruno. Ja, mein Vater hat mir versprochen, heute hierher zu kommen, um Gottfried die Hand zur Versöhnung zu bieten.

Selma (springt auf und geht mit ausgestreckter Hand auf Bruno zu.) Bruno! Das hast Du wirklich erreicht?! O, ich danke Dir! (Drückt ihm die Hand)

Bruno. Bitte sehr, ist gern geschehen. War allerdings nicht ganz leicht! Ich fürchte nur, daß Gottfrieds Leidenschaftlichkeit — mein Gott, die Reiffenbergs sind alle solche schwer traitable Querköpfe gewesen. Wenn Sie bei dem Zusammentreffen zugegen sein wollten, gnädige Frau — ich bin überzeugt, Sie könnten durch

einen einzigen Blick unsern guten Götz vor Dummheiten bewahren. Darf ich hoffen, daß Sie . . . .

Frau Hinze. O gewiß! Ich weiß ja am besten, wie schwer er unter dem Zerwürfniß leidet.

Bruno (küßt ihr die Hand.) Meinen herzlichen Dank! (Erhebt sich, geht nach der Thür zu.)

Selma (geht ihm nach.) Verzeih' mir, Bruno, ich habe Dir Unrecht gethan.

Bruno (leise.) Schon gut, schon gut! Ich habe es eben in mir! (Wischt sich mit dem Taschentuch über die Stirn.) Heiliger Bimbam, ist mir das sauer geworden! Die ganze Schneidigkeit geht zum Deibel, wenn Einen die Frau mit ihren großen Augen so durch und durch kuckt!

Gottfried trit hastig wieder ein

Gottfried. So, das ist besorgt! (Wirft einen scharf beobachtenden Blick auf Frau Hinze und Bruno.) Du willst schon wieder gehen?

Bruno. Ja, ich möchte womöglich noch einen Schnitt Bebel genießen. Empfehle mich, auf Wiedersehen! (Rasch ab.)

Gottfried. Nun, darf man nicht erfahren, was Ihr für Heimlichkeiten mit einander hattet?

Frau Hinze. Geh', wer wird so neugierig sein! Was guckscht uns denn so argwöhnisch an! Wir schaue wohl arg verschworen aus? — Du hast doch nit vergesse, den Friedrich Kern herzubestelle?

Gottfried. Sehr wohl, gnädige Frau, Befehl richtig ausgeführt!

Frau Hinze. Du weißt D', es wär' mir lieb, wenn Du mich mit dem Herrn Doktor so etwa zehn Minute allein lasse könnt'st. Ich mein', da könnt ich 'ne besser vorbereite auf das Wiedersehe.

Gottfried Na, wie ich das aber finde! Ich werde gut thun, mich nach einem Absteigequartier in der Nähe umzusehen, wenn ich doch permanent aus meinem Atelier hinausgeworfen werden soll.

Nach einem kurzen, heftigen Klopfen treten die Gebrüder Kern ein.

Friedrich (die Damen gewahr werdend). Ach, entschuldigen Sie.

Wilhelm. Ach herrjeh! (Sie wollen wieder hinaus.)

Gottfried (hält sie zurück). Wo wollt Ihr denn hin? Ihr seid hier bei meiner Braut! Ich halte mich hier ja nur sporadisch auf. Ich muß gleich wieder Draht kaufen gehen.

Friedrich (hereintretend) Kannst mir auch welchen mitbringen. (Sich vor Frau Hinze verbeugend.) Also gnädige Frau haben gewissermaßen befohlen?

Frau Hinze. Ja gewissermaßen! (Auf Selma deutend.) Die Herrschaften kennen sich ja wohl?

Wilhelm. Jawohl, ich habe das Vergnügen! Wenn gnädiges Fräulein sich noch entsinnen. Darf ich mir die Frage erlauben, wie es dem verehrten Herrn Geheimrat geht?

Selma. Danke sehr.

Gottfried. Alle Wetter, Wilhelm, Du drückst Dich ja heute unheimlich elegant aus!

Wilhelm (spricht mit Selma im Hintergrunde leise weiter).

Frau Hinze (winkt Friedrich zu sich nach vorn). Nix für ungut, mein lieber Herr Doktor! Es war eigentlich meine Absicht, Sie allein zu spreche. Müsse Se denn wirklich den Herrn Bruder immer und überall dabei habe?

Friedrich. Soll ich ihn 'rausschmeißen? Pardon! Ich wollte sagen — na...

Frau Hinze. Wisse Se, ich mein' nur, es wär' Ihne am End' selbst nit recht, weil ich nämlich von Ihreme Fräule rede möcht'.

Friedrich. Von Else?! Ach, liebe gnädige Frau! Sagen Sie's nur schnell, was wissen Sie von ihr?

Frau Hinze. Wenn Sie fein brav sein wolle . . . .

Friedrich Sehen Sie, ich dachte mir's doch gleich! Hurrah, Wilhelm, Else ist hier!

Wilhelm. Was denn? Wo denn?

Frau Hinze (lachend). Den närrische Mensche soll mal einer vorbereite! Also schön, ja, sie ischt ganz in der Nähe.

Friedrich (stürmt wie toll im Zimmer umher). Wo denn? Wo denn? Else Kind, 'raus mit Dir! (Er wirft im Eifer die spanische Wand um und lüftet das Deckbett, um darunter zu schauen.)

Gottfried. Holla, holla! (bringt mit Wilhelms Hülfe das Bett wieder in Ordnung.)

Wilhelm. Mensch, schämst Du dich denn garnicht?

Es klopft. Gleich darauf tritt Dippel herein in einem neuen, auffallenden Anzug.

Friedrich. Das ist sie! Ihr süßes, bescheidenes Klopfen! (Rennt mit ausgebreiteten Armen nach der Thür und prallt zurück, da Dippel hereintritt) Pfui Deibel, Du bist's, alter Ekel!

Frau Hinze (erschrocken, sich in Gottfrieds Schutz stellend). O mei, das ischt ja der schreckliche Mensch von der Finanzoehm!

Gottfried (lachend). Soll ich Dich mit dem Herrn vielleicht auch zehn Minuten allein lassen?

Frau Hinze. Nein, um Gotteswillen, verlaß mich nit!

Dippel (reicht, eine große Cigarre im Munde haltend, den beiden Kerns gleichzeitig die Hand). 'n Morgen, Kinder! (Verbeugt sich gegen die Damen.) Meine Damen!

Wilhelm (leise zu Dippel, indem er ihm die Cigarre aus dem Munde reißt). Mensch, giebst Du die Giftnudel her! (Er wirft die Cigarre in den Ofen.)

Dippel. Na aber, erlaube mal! Kostet zehn Pfennige! (Verbeugt sich wiederholt vor Selma.) Mein Fräulein!

Selma (neigt nur ein klein wenig den Kopf).

Friedrich (zu Dippel). Nu sag' blos, was ist aus Dir geworden in den paar Tagen, seit wir nicht mehr den Vorzug hatten, Dich zu beherbergen?

Dippel. Ja, das Blättchen hat sich eben gewendet!

Wilhelm. Du siehst ja so nobel aus wie ein Candidat der Schneiderakademie am Sonntag Nachmittag.

Dippel (leise). Mach' keine faulen Witze! Stelle mich lieber der Dame da mal vor!

Wilhelm. Was hätte sie denn da davon?

Friedrich (leise zu Frau Hinze). Gräßlicher Mensch der! Sie hat er ja wohl auch angeödet?

Frau Hinze. Ach und wie — mit seinem närrische Portefeuille!

Friedrich. Aha! Wilhelms alte Collegienmappe! Damit ist er uns auch durchgegangen!

Dippel (zu Frau Hinze tretend). Glauben Sie ihm nicht, gnädige Frau! Ich kenne zwar den Inhalt Ihres Gespräches nicht, darf aber, sofern sich derselbe auf mich bezog, ohne Weiteres behaupten, daß dieser Herr sich irrt. Herr Doktor Friedrich Kern versteht mich nicht, er hat mich nie verstanden. Darf ich bitten, mich der jungen Dame vorzustellen?

einen einzigen Blick
hoffen, daß Sie . . .

Frau Hinze.
Zerwürfniß leidet.

Bruno (küßt ihr
Thür zu.)

Selma (geht ih

Bruno (leise.)
mit dem Taschentuch über
Die ganze Schneidigk
Augen so durch und

Gottfried tritt

Gottfried.
Hinze und Bruno.) T

Bruno. Ja
Empfehle mich, auf

Gottfried.
einander hattet?

Frau Hinz
so argwöhnisch an
vergesse, den Fried

Gottfried.

Frau Hin
Herrn Doktor so
'ne bessere vorbere

Gottfried
einem Absteigequ
Atelier hinausge

Nach einem

Friedric

Wilheln

Gottfr
meiner Braut!
Draht kaufen

Friedr
Frau Hinze verl

Frau
kennen sich ja

Wilh
noch ...
Geheimrat

Sel

Gott
elegant aus

Wil

Fra
Herr Dok
denn ...

Fr

[illegible]

[illegible] wissen Sie, ja [illegible]

[illegible] Da kennen sich ja die Nationa[illegible]

[illegible] Kennen Sie auch! Donnerwetter [illegible] sozialdemokratischen Unsinn auch

[illegible] Ja, besonders wenn man nicht [illegible]

[illegible] (sich wieder zu Selma wendend.) Darf ich [illegible] haben? Ich habe nämlich [illegible] speziell den Herrn Geheimrat auf das

Selma (verlegen.) Ja, ich weiß wirklich nicht [illegible] Wenn Sie Ihr Anliegen [illegible] wollen . . . .

[illegible] Ah, Herr Assessor von Reiffenberg u[illegible] gehabt, drüben bei Zademak. [illegible] um Material zu sammeln [illegible] man in meiner Stellung anz[illegible]

[illegible] Nu hören Sie mal, verehrungswür[illegible] bei Ihnen erst vor wenigen Wochen ein im[illegible]

[illegible] sollte . . . . haha! Das [illegible] Der Herr, der mir das Beinkleid [illegible] nationalliberalen Habitus, wäh[illegible] mich, wie man zu sagen pflegt, hinauszuwerfen.

[illegible] Folgen wir also dem Beispiel des Ge[illegible]

[illegible] Als Freund der Ordnung werde ich der [illegible]

[illegible] Bitte.

[illegible] Meine D[illegible]

[illegible]

zu Frau Hinze und küßt ihr die Hände). Ach liebe gnädige Frau, ist es ...ben Sie ihm gesagt . . . . . ?
...ze. Ich bitt' Sie, Fraule, gar nix hab' ich sage könne! Sie ...'s ischt unmöglich, nit fünf Minute kann man den Mann allein habe.
... Frau Hinze stürmisch die Hand küssend). Was soll ich denn noch wissen? ...s gut!
...ister (Friedrich am Rockschoß zurückziehend). Man nicht so hitzig, Herr ...gnädige Frau waren so freundlich und wollten . . . .
...h. Nennt mich der Mann Herr Doktor! Thu doch nicht so, Papachen! ...ist: jetzt hab' ich sie und jetzt lass' ich sie nicht mehr los! (Reißt Else

...eister (zu Frau Hinze). Ich weiß nicht, gnädige Frau, ob dies wohl ...en Ansichten entspricht. Ich dachte doch, es wäre recht und billig, ...eine Wenigkeit sozusagen moralisch vorzubereiten.
...Hinze (spricht leise mit dem Wachtmeister weiter).
...ied (zu Selma). Also das war Eure Verschwörung? (Sprechen leise weiter.)
...ich (Else mit sich zu Wilhelm ziehend). Wilhelm, alte Seele, wir bitten ...Mal um Deinen Segen!
...lm (zu Else, mühsam seine Rührung unterdrückend). Sei ganz ruhig, Else, ...ich nicht mehr stören! Ich bin nur hier, um Abschied zu nehmen.
(leise zu Friedrich). Wirklich, Fritz, wir werden allein sein?
...rich. Ja, Kind, mutterseelenallein! Der Wilhelm geht nach Zürich, ...ihm hier vergebens gelungen ist, eine passende Frau zu finden. Jetzt ...ies gut! Du hast in Allem Recht gehabt, mit der Ehe zu Dreien und ...— das geht nicht! Nein, das geht natürlich nicht!
(ängstlich und leise). Ja aber, Fritz, Du weißt ja noch nicht . . . . .
...drich. Was denn, was denn?
... Frau Hinze hat ja noch nicht mit Dir davon sprechen können. Oder ...ied vielleicht etwas gesagt?
...chtmeister (der sich schon mehrmals geräuspert hat, komisch feierlich). Lieber Herr ...sohn — hm — Du wirst mir zugeben, daß es im Menschenleben Verhält... wo selbst die Bildung nich jegen hilft und Du weißt, ich kenne das ...e Leben — sowohl was meine klassische Bildung betrifft, wie auch was so, ...so sagen darf, die jereifte Erfahrung mit sich bringt. Die Polizei hat ja ...e hauptsächlich den Zweck, dem weiteren Umsichgreifen des Lasters vorzu... Aber Sünder sind wir ja doch schließlich alle . . . .
...ilhelm (ist leise hinter ihn getreten und sucht ihn durch heimliches Puffen am Weiter... verhindern).
...achtmeister (sich ärgerlich nach ihm umwendend). Sei stille, Wilhelm, das ... Du nich!
...riedrich. Ja, um's Himmels willen, was hat das zu bedeuten?! Jetzt ...wir doch wahrhaftig was Besseres zu thun, als uns philosophisch anzuulken!
Wachtmeister. Wie?! Was?! Ich stehe hier in meiner Eigenschaft als ..., Christ, Vater und Schwiegervater! Und es ist Deine Pflicht und Schuldig...f mich zu hören, wenn es Dir auch nicht paßt! Denn Du kennst das mensch...eben nicht und Du weißt nicht, wie einem Vater zu Mute ist . . . . . .
Friedrich. Doch, das weiß ich!
Wachtmeister. Sei stille, jarnischt weißt Du! . . . . . . wie einem Vater ...the ist, der an sein einziges Kind Mutterstelle vertreten hat . . . . . Wilhelm, ...ich immer mang!

Wilhelm (hat Friedrich rasch etwas zugeflüstert, flüstert jetzt dem Wachtmeister zu). Sei doch still! Du wirst Doch nicht vor allen Leuten . . . .

Wachtmeister. Ach so, ja, Donnerwetter!

Friedrich (tritt sehr bewegt hinter Else und flüstert ihr zu). Else, komm', sieh' mich an: ich weiß, was Du mir zu sagen hast!

Else (sich rasch umwendend und ängstlich zu ihm aufblickend). Du weißt?!

Wachtmeister (erschrocken zu Wilhelm.) Er weiß?!

Wilhelm (halblaut zu Else und dem Wachtmeister.) Na, das ist doch klar, daß die Schwumben nach ihrem energischen Hinauswurf sich entsprechend rächen mußte. Sie hat ihm alles gesagt.

Else (zu Friedrich leise.) Und Du — stößt mich nicht von Dir?!

Frau Hinze (nimmt sie bei der Hand und führt sie Friedrich zu.) Nein, das thut er nit! (Zu Friedrich.) Sie hat so viel gelitte, ihr kann viel vergebe werde!

Friedrich. Ja, Else, alles, alles! Wenn Du nur mir vergeben kannst!

Else (stürzt mit einem Jubelschrei Friedrich um den Hals.)

Geheimrath und Bruno treten von links ein.

Gottfried (jäh auffahrend.) Vater! (zu Selma.) Was hat das zu bedeuten? Er sucht mich auf!

Selma. Das war unsere erste Verschwörung. Bruno hat ihn dazu gebracht.

Gottfried (laut.) Bruno?

Else (fährt bei Nennung des Namens auf, erblickt Bruno, schreit auf, stößt Friedrich zurück und sucht zurückweichend bei Frau Hinze Schutz.)

Frau Hinze (hat gleich bei seinem Eintritt Bruno heftig zugewinkt, daß er sich davonmachen möge.) Armes Kind! Daran hatt' ich nit gedacht!

Bruno (der beim ersten Anblick Elses erschrocken zurückgewichen war, schüttelt jetzt den Kopf und tritt einige Schritte vor. Zu Frau Hinze.) Nein, gnädige Frau, ich will nicht fliehen!

Geheimrath (gleichfalls vortretend.) Entschuldigen Sie, meine Herrschaften, ich . . . . .

Friedrich (der nur Augen für Else hat, auf diese zugehend.) Mein Gott, Else, was hast Du denn?

Else (in höchster Aufregung.) Laß mich, rühr' mich nicht an!

Friedrich (folgt ihrem Blick, sieht den Assessor, erschrickt und thut einen raschen Schritt auf ihn zu.) Herr Assessor!

Wachtmeister. Also, der ist es, der mein armes Kind ins Unglück jebracht hat! Der ist es also! (Er geht mit geballten Fäusten auf ihn los.) Sie erlauben wohl, daß ich mich kurz fasse! (Er holt zum Schlage aus.)

Der Geheimrath tritt rasch dazwischen, Wilhelm und Gottfried springen herzu und halten dem wüthenden Wachtmeister die Arme fest.

Geheimrath. Was heißt das? Was wollen Sie von meinem Sohne?

Wachtmeister. Kinder, Ihr fallt der irdischen Jerechtigkeit in den Arm! Ich weiß, was ich thue! (Versucht vergeblich die Beiden abzuschütteln. Zum Geheimrath.) Also Sie sind der Herr Vater! Freut mich sehr, Herr — Jeheimrath, nicht wahr? Aber ich bin auch Vater! Hier steht mein einziges Kind, das Ihr Herr Sohn verführt hat! Und hier steht mein Schwiegersohn, dem ich das verschwiegen habe, weil ich das menschliche Leben kenne und weil ich mir sagte: Dein Kind, Dein armes, unschuldiges Kind ist darum nicht schlechter geworden, weil ein jewissenloser Mensch ihre Unerfahrenheit schändlich mißbraucht hat.

Geheimrath. Mein Gott, Bruno! Was hast Du gethan!

Wachtmeister. Kein böses Wort hab' ich mein jutes Kind jesagt, denn ich kenne das menschliche Leben und ich weiß, daß bei sonne Jeschichten die Männer immer janz allein schuld sind! Und es ist eine Jemeinheit, wenn denen alles erlaubt wird, und ein armes Mädchen, das sich hat hinreißen lassen, wird verdammt wie eine Verbrecherin, die keinen ehrlichen Mann mehr werth ist! Jawohl, Herr Jeheimrath, das können Se mir dreiste jlauben: wir von de Polizei, wo wir immer so intim mit die menschlichen Verhältnisse zu thun haben, wir können das, wahrhaftigen Jott, am besten beurtheilen, was im Jrunde den anständigen Menschen ausmacht!

Geheimrath. Mein lieber Herr Wachtmeister, ich bedaure unendlich, was mein Sohn — emnäh — Seien Sie versichert, soviel an mir liegt, soll alles geschehen, um . . . . emnäh!

Wachtmeister. Bemühen Sie sich nicht, Herr Jeheimrath! Meine Tochter hat einen ehrenwerten Mann gefunden, einen hochgebildeten Mann, Herr Jeheimrath!

Friedrich (ihm die Hand drückend.) Und der so denkt wie Du: sie ist darum nicht schlechter geworden, weil sie unglücklich ist! Es ist überhaupt die höchste Zeit, daß wir endlich einmal aufhören, unsere moralische Entrüstung so . . . na, mit solcher — sehr verdächtigen Vorlieben gegen die Irrtümer zu kehren, in die uns die menschlichste aller Leidenschaften lockt, die Liebe — so oder so — das ist doch nu mal ein Leim, auf den wir nämlich Alle kriechen!

Wachtmeister. Sehen Sie, Herr Jeheimrath, sehen Sie, das wollt' ich eben sagen! Meine Amalie hab' ich auch nicht nach ihre Verjangenheit jefragt — na, mit meine Else will ich sie ja nicht vergleichen, die ist ein hochjebildetes Mädchen und meine Amalie war 'ne Kellnerin — aber wenn meine Else auch so'ne ausgezeichnete Mutter und Jattin wird wie die, denn ist sie auch für den hochgebildetsten Mann jrade jut genug. Denn so was wie meine Amalie . . . (Die Rührung übermannt ihn.)

Else (fällt ihn um den Hals.) Mein lieber Vater!

Bruno (sich vor Friedrich kurz verneigend, halblaut.) Sie finden mich selbstredend bereit zu jeder gewünschten Genugthuung!

Friedrich (aufbrausend.) Ah, wirklich? Sie sind sehr liebenswürdig!

Frau Hinze (rasch auf ihn zu, ihn am Arm ergreifend.) Ich bitt' Sie um alles in der Welt . . . .

Friedrich. O, fürchten Sie nichts! (Zu Bruno.) Ich würde es als mein gutes Recht betrachten, Sie niederzuschlagen, wenn mich diese Entdeckung im Rausche der Leidenschaft überrascht hätte! (Sich hoch aufrichtend und seine Arme emporreckend.) Daß ich mich vor Ihnen nicht fürchte, werden Sie mir ja wohl glauben, aber mit Ihren studentischen Kindereien bleiben Sie mir bitte, vom Leibe! Bereuen Sie lieber, was Sie gethan haben!

Wilhelm (tritt plötzlich dazwischen. Drohend zu Bruno.) Das heißt nämlich: wenn Sie nämlich vielleicht irgend was wünschen . . . .

Friedrich. Ach, Wilhelm, reg' Dich doch nicht auf! (Zu Bruno.) Ich hoffe, wir werden uns nicht wiedersehen! (Zu Else tretend.) Else, was mußt Du gelitten haben! Ich bin ja blind und taub neben Dir hergegangen und habe nicht gemerkt, daß Dir etwas das Herz abgedrückt und garnicht gesehen, was an ich Dir besitze. Du mußt eben bedenken... ich bin ein alter Esel, der wenig Umgang mit Damen gehabt hat. (Die Rührung übermannt ihn. Er zieht Else an sich, die den Kopf an seiner Brust verbirgt.)

Wachtmeister (sehr gerührt.) Na, was sagen Sie nu, Herr Jeheimrath?

Gottfried (tritt zu seinem Vater.) Siehst Du, Vater, so empfindet — das Lumpengesindel!

Geheimrath. Verzeih' mir, mein Sohn!

Gottfried (reicht Frau Hinze die Hand.) So sollen auch die neuen Menschen empfinden, die wir von der Zukunft erhoffen, nicht wahr?

Geheimrath (Frau Hinze die Hand entgegenstreckend.) Meine verehrte Frau, ich weiß nicht, ob Sie geneigt sind, meine herzlichen Glückwünsche jetzt in Empfang zu nehmen?

Frau Hinze (legt des Geheimraths Hand in die Gottfrieds.) So, Herr Geheimrath, ich bitt'! Das hat uns noch gefehlt zu unserem Glücke!

Gottfried. Vater! (Sie umarmen sich.)

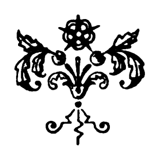
Auf der Straße erhebt sich ein lauter Tumult. Auf den Ruf: „Es lebe die internationale Sozialdemokratie!“ folgt lautes Hurrah- und Hochgeschrei. Darauf erst eine einzelne, dann viele Stimmen: „Haut ihm!“

Wachtmeister (an's Fenster eilend.) Nanu? Entschuldigen Sie, die Pflicht ruft! Was ist denn das? Da haben sie ja, wahrhaftigen Gott, den edlen Herrn Kunibert vor! (Hinausdrohend.) Paßt uf, ich werd' Euch gleich die soziale Frage lösen helfen, ihr Brieder!

Frau Hinze (selig zu Gottfried aufblickend.) Die habe mir schon besser g'löst, nit wahr?

Während Gottfried sie in die Arme schließt und die Uebrigen glückwünschend dazutreten, fällt der Vorhang.

Ende.



Verantwortlich für die Redaction Wilhelm Bölsche, Friedrichshagen. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler. Druck A. Seydel & Cie. Beide in Berlin.